Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte

Digitized by Google

AP30
.W5
v.100

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Hundertster Band.

April bis September 1906.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1906.

Digitized by Google

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfzigster Jahrgang. Hundertster Band.

LIBRARY

Digitized by Google

87308

AP30
.W5
v.100

Ger. 9-16-12.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

hundertsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Anwand, Oskar, in Berlin-Friedenau, 467. — Baumgarten, Bruno, in Freiburg i. B., 768. — Beaulieu, H. von, in Hannover, 584. — Bertram, Ernst A., in Bonn, 516. — Boerschel, Ernst, in Groß-Lichterfelde, 821. — Borngräber, Otto, in Halle a. S., 74. — Brandt, Max von, in Weimar, 689. — Brieger-Wasservogel, Lothar, in Berlin, 45. — Brömse, Heinrich, in Schöneberg, 568. — Bulcke, Carl, in Blankenese, 860. — Busse-Palma, Georg, in Leipzig, 290. — Dibelius, Wilhelm, in Berlin, 517. — Dreesen, Willrath, in Bonn, 697. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 146, 291, 430. — Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 242. — Ehrhard, Helene von, in Rom, 263. — Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 229. — Feldhaus, F. M., in Berlin-Friedenau, 369. — Foß, M., in Stettin, 75. — Frapan-Akunian, Ilse, in Genf, 445, 605, 784. — Fuchs, Friedrich, in Berlin-Wilmersdorf, 769. — Gaulke, Johannes, in Berlin, 893. — Gensel, Walther, in Groß-Lichterfelde, 134, 280, 876. — Grad, Max, in Mannheim, 749. — Greif, Martin, in München, 322. — Guenther, Hans von, in Dresden, 688. — Haack, Friedrich, in Nürnberg, 21. — Haseloff, Arthur, in Berlin-Friedenau, 92. — Havemann, Julius, in Wilmersdorf bei Berlin, 279. — Heck, Ludwig, in Berlin, 198. — Hespe, Theodor, in Marburg, 811. — Heyse, Paul, in München, 1. — Horschick, J. J., in Dresden, 762. — Hümmerich, Franz, in Hof, 422. — Jessen, Jarno, in Berlin, 569. — Kalweit, Paul, in Naumburg, 644. — Kilian, Eugen, in Karlsruhe, 323. — Knodt, Karl Ernst, in Bensheim a. d. Bergstraße, 875. — Krüger, Herm. Anders, in Dresden, 383. — Kyber, C. Manfred, in Berlin, 276. — le Fort, Gertrud Freiin, in Ludwigslust, 828. — Liebert, E. von, in Berlin, 17. — Lobsien, Wilhelm, in Kiel, 337. — Müller-Erzbach, Wilhelm, in Bremen, 763. — Münsterberg, Oskar, in Berlin, 353. — Neumann, Carl, in Kiel, 629. — Norden, Julius, in Berlin, 715. — Oberdieck, Marie, in Breslau, 537. — Pflaum, Chr. D., in München, 698. — Radecki, Eva von, in Petersburg, 250. — Regel, Fritz, in Würzburg, 520. — Reicke, Georg, in Berlin, 60, 161, 301, 487, 651, 829. — Rittweger, Betty, in Hildburghausen, 414. — Ruseler, Georg, in Oldenburg, 736. — Sachße, Eugen, in Bonn, 704. — Schanz, Frida, in Berlin, 735. — Schaukal, Richard, in Wien, 413. — Schenkl, Else, in Graz, 586. — Scholz, August, in Berlin, 251. — Schottelius, Walter, in Braunschweig, 642. — Sergel, Albert, in Rostock, 466. — Simon, Helene, in Berlin, 479. — Steche, Otto, in Leipzig, 862. — Storck, Karl, in Berlin, 122, 264, 587, 730. — Stöckhardt, Ernst, in Ettlingen, 405. — Strauß und Torney, Lulu von, in Bückeburg, 109, 210, 338, 544. — Tribukait, Hans, in Pillau, 538. — Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 738. — Unus, Walter, in Berlin, 182. — Wagner, Alexander, in Berlin, 183. — Wiegershaus, Friedrich, in Elberfeld, 520. — Zilcken, Detta, in München, 230.

Digitized by Google

Inhalt
des hundertsten Bandes.

Gedenkblätter und Festgrüße zum hundertsten Bande.
(Vor dem Aprilheft Seite I—LXX.)

Zum hundertsten Bande, I.
Algenstaedt, Luise, in Rostock: Sinnspruch, V.
Bartels, Adolf, in Weimar: Storm und Raabe, V.
Bie, Oskar, in Berlin: Eisenbahnlyrik, VIII.
Bleibtreu, Karl, in Berlin: Weltgeschichte, IX.
Blüthgen, Viktor, in Berlin: Westermanns Monatsheften zum hundertsten Bande, X.
Boy-Ed, Ida, in Lübeck: Seelendämmerung, X.
Brandes, Wilhelm, in Wolfenbüttel: Vater Jahn, XI.
Brandt, Max von, in Weimar: Vom Humor der Chinesen, XI.
Bulcke, Carl, in Berlin: Nordsee, XIII.
Bunsen, Marie von, in Berlin: Angeborenes Temperament, XIV.
Busse, Carl, in Friedrichshagen: Schlaflose Nacht, XIV.
Dahn, Felix, in Breslau: Sprüche, XV.
David, J. J., in Wien: Gruß und Erinnerung an Westermanns Monatshefte, XVI.
Dessoir, Max, in Berlin: Wissenschaftliches Arbeiten, XVIII.
Diers, Marie, in Gr.-Lichterfelde: Ein Sprüchlein, XIX.
Dohm, Hedwig, in Berlin: Aphorismen, XIX.
Ebner-Eschenbach, Marie von: Parabel und Sprüche, XX.
Ernst, Otto, in Gr.-Flottbeck: Sprüche und Aphorismen, XXI.
Falke, Gustav, in Hamburg, XXII.
Frapan-Akunian, Ilse, in Genf: Aus einer Rede, XXII.
Geiger, Ludwig, in Berlin, XXII.
Gensel, Walther, in Gr.-Lichterfelde: Kunst, XXIII.
Gerhard, Adele, in Berlin: Wintertraum, XXIV.
Glaser, Adolf, in Rom: Heimat, XXV.
Glümer, Claire von, in Dresden: Rückblick, XXV.
Gottschall, Rud. von, in Leipzig, XXV.
Grad, Max, in Mannheim: Der Schmetterling, XXVI.
Grazie, M. E. delle, in Wien: Letzte Stunde, XXVIII.
Gurlitt, Cornelius, in Dresden: Die Grenzen des Naturalismus, XXIX.
Hauser, Otto, in Wien: Der Uhrmann, XXX.
Heck, Ludwig, in Berlin: Erinnerung und Gruß an Westermanns Monatshefte, XXXII.
Hegeler, Wilhelm, in Jena: Vom Lesen, XXXIV.
Heiberg, Hermann, in Schleswig: Sonnenzauber, XXXIV.
Heilborn, Ernst, in Berlin: Nach sieben ...., XXXIV.
Heyse, Paul, in München: Sprüche, XXXVII.
Heine, Anselma, in Berlin: Die Jahreszeiten der Frau, XXXVIII.
Hoffmann, Hans, in Weimar: Auf Wellen, XXXVIII.
Hoechstetter, Sophie, in Jena: Ein Mutterlied, XXXIX.
Hollaender, Felix, in Charlottenburg: Thomas Truck, XL.
Jensen, Wilhelm, in München, XL.
Jessen, Jarno, in Berlin: Mein Pantheon, XLI.
Kleinschmidt, Arthur, in Dessau: Glückliche Funde, XLIII.
Klemm, Joh., in Rostock: Frühes Ahnen, XLIV.
Kohler, Jos., in Berlin: Lebensweisheit, XLV.
Krüger, Herm. Anders, in Dresden: So möcht' ich scheiden —, XLV.
Kühnemann, Eugen, in Posen: Der deutsche Tag in Neuyork, XLVI.
Kurz, Isolde, in Florenz, XLVIII.
Laßwitz, Kurd, in Gotha: Vom Walde, XLVIII.
Lauff, Jos., in Wiesbaden, XLIX.
Leitgeb, Otto von, in Görz: Glossen, XLIX.
Lendenfeld, Rob. von, in Prag: Kluge Schnecken, L.
Lessing, Julius, in Berlin: Zu einem Bilde von Menzel, LI.
Mahn, Paul, in Berlin: Frage, LII.
Mara, La, (Marie Lipsius) in Leipzig: Westermanns Monatsheften zum hundertsten Bande, LIII.
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg: Der Dichterbazillus, LIV.
Miethe, Adolf, in Charlottenburg: Zu der farbigen Naturaufnahme, LVI.
Münchhausen, Börries Frh. von, auf Windischlauba: Wie Bayard Nordland überwand, LVII.
Münch, Wilhelm, in Berlin: Zum Sinn des Lebens, LX.
Muncker, Franz, in München, LX.
Norden, Julius, in Berlin: Aus dem Notizbuch eines Kunstkritikers, LX.
Ompteda, Georg Freiherr von, in Meran: An den „lieben Leser" und die „schöne Leserin", LXI.
Osborn, Max, in Berlin: Symbolistisches Gemälde, LXII.
Pfeil, Joachim Graf, in Friedersdorf: Zum Abschied, LXII.
Pflugk-Harttung, Julius von, in Berlin: Allerseelen, LXIII.
Puttkamer, Alberta von, in Straßburg i. E.: Zum Jubiläumsheft, LXIV.
Raabe, Wilh., in Braunschweig, LXIV.
Rafael, L., in Münster: Die Sehnsucht, LXIV.
Reicke, Georg, in Berlin: Abschied, LXV.
Rittland, Klaus, in Celle: Die Jugend von fünfzig Jahren, LXV.
Reuter, Gabriele, in Berlin: Warum hast du mich lieb, LXV.
Rosegger, Peter, in Graz: Dichterprogramm, LXVI.
Schmidt, Erich, in Berlin, LXVII.
Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg: Gruß, LXVII.
Strauß und Torney, Lulu von, in Bückeburg: Einst, LXVII.
Uxkull, Gräfin L., in Berlin: Aphorismus, LXVIII.
Viebig, Klara, in Zehlendorf: Der hundertste Band, LXVIII.
Villinger, Hermine, in Karlsruhe, LXIX.
Voß, Richard, in Frascati bei Rom: Abschied von der Villa Falconieri, LXIX.
Wilbrandt, Adolf, in Rostock: Sein oder Nichtsein, LXX.
Zoozmann, Richard, in Berlin: Gruß an Westermanns Monatshefte, LXX.

Der Hausgeist. Novelle von Paul Heyse, 1.
Deutsch-Ostafrika nach dem Aufstande. Von E. von Liebert, 17.
Nürnberg. Ein deutsches Städtebild von Friedrich Haack, 21.
Berliner Ateliers. Von Lothar Brieger-Wasservogel, 45.
Rolf Runge. Roman von Georg Reicke, 60, 161, 301, 487, 651, 829.
Ist Frühling? Gedicht von Otto Borngräber, 74.
Große Panzerschiffe. Von M. Foß, 75.
Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien. Von Arthur Haseloff, 92.
Das Meerminnele. Eine alte Geschichte aus Niederland von Lulu von Strauß und Torney, 109, 210, 338, 544.
Tag und Nacht. Gedicht von Walther Unus, 182.
Kanada. Skizzen und Bilder aus einem werdenden Kulturgroßstaat von Alexander Wagner, 183.
Menschen- und Tierseele. Von Ludwig Heck, 198.
Ostergewitter. Gedicht von Fritz Erdner, 229.

Digitized by Google

Madame Récamier. Ein Frauenleben aus der Empirezeit. Nach neuen Quellen dargestellt von Detta Zilcken, 230.
„Jesse und Maria“. Roman aus dem Donaulande von E. von Handel-Mazzetti. Von Marie von Ebner-Eschenbach, 242.
Aprilnacht. Gedicht von Eva von Radecki, 250.
Drama und Bühnenkunst in Rußland. Von August Scholz, 251.
Sieh' mich nicht an! Gedicht von Helene von Ehrhard, 263.
Karriere. Skizze von C. Manfred Kyber, 276.
Frühling. Gedicht von Julius Havemann, 279.
Altes Jung-Mädchen-Lied. Von Georg Busse-Palma, 290.
Helena. Gedicht von Martin Greif, 322.
Ausstattungswesen und Drama. Von Eugen Kilian, 323.
Annemarie. Gedicht von Wilhelm Lobsien, 337.
Japanische Architektur. Von Oskar Münsterberg, 353.
Das Automobil. Von F. M. Feldhaus, 369.
Diakonus Kaufung. Erinnerungen an einen Freund. Von Herm. Anders Krüger, 383.
Das Sernftal und seine Bewohner. Kulturhistorische Skizze von Ernst Stöckhardt, 405.
Aus der Kinderzeit. Gedicht von Richard Schaukal, 413.
Die Fremde. Novelle von Betty Rittweger, 414.
Kolumbus. Zum vierhundertsten Todestage des Entdeckers. Von Franz Hümmerich, 422.
Der Familienvater. Novelle von Ilse Frapan-Akunian, 445, 605, 784.
Sommernacht. Gedicht von Albert Sergel, 466.
Arthur Lewin-Funcke. Von Oskar Anwand, 467.
Vittoria Colonna. Ein Studienblatt von Helene Simon, 479.
Eine Laute ... Gedicht von Ernst A. Bertram, 516.
Vom Deutschtum im Auslande. Von Wilhelm Dibelius, 517.
Frohe Aussicht. Gedicht von Friedrich Wiegershaus, 520.
Die Erforschung des Südpolargebietes. Von Fritz Regel, 521.
Ein Mägdlein ging am grünen Hang ... Gedicht von Marie Oberdieck, 537.
Beruf und Bedeutung der modernen Theologie. Von Hans Tribukait, 538.
Das Rosenblatt. Gedicht von Heinrich Brömse, 568.
Naturalismus in der neuenglischen Malerei. Von Jarno Jessen, 569.
Begegnung. Novellistische Skizze von H. von Beaulieu, 584.
Johann Sebastian. Gedicht von Else Schenkl, 586.
Rembrandt an seinem dreihundertsten Geburtstag. Von Carl Neumann, 629.
Der Flötenbläser. Ballade von Walther Schottelius, 642.
Die Wendung der Philosophie zur Religion. Von Lic. Dr. Paul Kalweit, 644.
Mutter Nacht. Gedicht von Hans von Guenther, 688.
Die chinesische Kleinkunst. Von Max von Brandt, 689.
Sommerabend. Gedicht von Willrath Dreesen, 697.
Das Seelenleben bei Kälte und Wärme. Von Chr. D. Pflaum, 698.
Robert Schumann. Zum Gedächtnis seines Todes am 29. Juli 1856. Von Eugen Sachße, 704.
Alexander Borissow und sein Werk. Von Julius Norden, 715.
Ginster. Gedicht von Frida Schanz, 735.
Reino. Eine Geschichte für Leute mit kleinen Kindern von Georg Ruseler, 736.
Beim Abendläuten. Gedicht von Marie Tyrol, 738.
Erna Pastor und ihr Mantel. Novelle von Max Grad, 749.
Kleine Mythe. Gedicht von J. J. Horschick, 762.
Was wissen wir heute vom Instinkt und seiner Entwickelung? Von Wilhelm Müller-Erzbach, 763.
Erinnerung. Gedicht von Bruno Baumgarten, 768.
Das Meer in der Malerei. Von Friedrich Fuchs, 769.
Unsere kleine Mooswelt. Von Theodor Hespe, 811.
Vom Meister Josephus. Mit vier ungedruckten Briefen und einem „Gedenkspruch“ Josef Viktor von Scheffels. Mitgeteilt von Ernst Boerschel, 821.
Vogel Traum. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort, 828.
Der Aufbruch. An Detlev von Liliencron. Gedicht von Carl Bulcke, 860.
Eine Besteigung des Monte Somma während des letzten Vesuvausbruchs. Von Otto Steche, 862.
Stil- und Modewechsel. Ein Beitrag zur Psychologie des Geschmacks von Johannes Gaulke, 893.
Musikalische Rundschau. Von Karl Storck, 122, 264, 587, 730.
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Walther Gensel, 134, 280, 876.
Dramatische Rundschau. Von Friedrich Düsel, 146, 291, 430.
Literarische Rundschau, 157, 297, 436, 595, 739, 901.
Zu unseren Kunstblättern, 299, 603, 906.
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Rückblick auf ein Halbjahrhundert. 1856 bis 1906. 909.

Namen- und Sachregister
zum hundertsten Bande.

Abendläuten. Gedicht von M. Tyrol, 738.
Altes Jung-Mädchen-Lied. Von Georg Busse-Palma, 290.
Annemarie. Gedicht von Wilh. Lobsien, 337.
Aprilnacht. Gedicht von E. v. Radecki, 250.
Aufbruch, Der. Gedicht von Carl Bulcke, 860.
Ausstattungswesen und Drama. Von Eugen Kilian, 323.
Automobil, Das. Von F. M. Feldhaus, 369.
Begegnung. Skizze von H. von Beaulieu, 584.
Berliner Ateliers. Von L. Brieger-Wasservogel, 45.
Besteigung des Monte Somma während der Vesuveruption. Von O. Steche, 862.
Borissow und sein Werk. Von Julius Norden, 715.
Chinesische Kleinkunst. Von M. v. Brandt, 689.
Deutsch-Ostafrika nach dem Aufstande. Von E. von Liebert, 17.
Deutschtum im Auslande. Von W. Dibelius, 517.
Diakonus Kaufung. Novelle von H. A. Krüger, 383.
Drama und Bühnenkunst in Rußland. Von Aug. Scholz, 251.
Ein Mägdlein ging am grünen Hang ... Gedicht von Marie Oberdieck, 537.
Erinnerung. Gedicht von Bruno Baumgarten, 768.
Erna Pastor und ihr Mantel. Novelle von Max Grad, 749.
Familienvater, Der. Novelle von Ilse Frapan-Akunian, 445, 605, 784.
Flötenbläser, Der. Ballade von W. Schottelius, 642.
Fremde, Die. Novelle von B. Rittweger, 414.
Frohe Aussicht. Gedicht von F. Wiegershaus, 520.
Frühling. Gedicht von Jul. Havemann, 279.
Ginster. Gedicht von Frida Schanz, 735.
Hausgeist, Der. Novelle von Paul Heyse, 1.
Helena. Gedicht von M. Greif, 322.
Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien. Von A. Haseloff, 92.
Instinkt, Was wissen wir heute vom? Von W. Müller-Erzbach, 763.
Ist Frühling? Gedicht von O. Borngräber, 74.
Japanische Architektur. Von Oskar Münsterberg, 353.
Jesse und Maria. Roman von Handel-Mazzetti. Besprochen von Marie von Ebner-Eschenbach, 242.
Johann Sebastian. Gedicht von Else Schenkl, 586.
Kanada. Von A. Wagner, 183.
Karriere. Skizze von C. Manfred Kyber, 276.
Kinderzeit, Aus der. Gedicht von R. Schaukal, 413.
Kleine Mythe. Gedicht von J. J. Horschick, 762.
Kolumbus. Von Fr. Hümmerich, 422.
Laute, Eine. Gedicht von F. A. Bertram, 516.
Lewin-Funcke. Von O. Anwand, 467.
Meer in der Malerei, Das. Von Friedr. Fuchs, 769.
Meerminneke, Das. Roman von L. v. Strauß und Torney, 109, 210, 338, 544.
Meister Josephus, Vom. Von E. Boerschel, 821.
Menschen- und Tierseele. Von Ludwig Heck, 198.
Moderne Theologie, ihr Beruf und ihre Bedeutung. Von H. Tribukait, 538.
Mooswelt, Unsere kleine. Von Th. Hespe, 811.
Mutter Nacht. Gedicht von H. v. Guenther, 688.
Naturalismus in der neuengl. Malerei. Von J. Jessen, 569.
Nürnberg. Von Fr. Haack, 21.
Ostergewitter. Gedicht von Fritz Erdner, 229.
Panzerschiffe, Große. Von M. Foß, 75.

Digitized by Google

Récamier, Madame. Von Detta Zilcken. 290.
Reino. Erzählung von G. Ruseler, 736.
Rembrandt an seinem dreihundertsten Geburtstag. Von Carl Neumann, 629.
Rolf Runge. Roman von G. Reicke, 60, 161, 301, 487, 651, 829.
Rosenblatt, Das. Gedicht von H. Brömse, 568.
Schumann, Robert. Von E. Sachße, 704.
Seelenleben bei Kälte und Wärme. Von Chr. D. Pflaum, 698.
Sernftal, Das, und seine Bewohner. Von Ernst Stöckhardt, 405.
Sieh' mich nicht an! Gedicht von Helene von Ehrhard, 263.
Sommerabend. Gedicht von W. Dreesen, 697.
Sommernacht. Gedicht von A. Sergel, 466.
Stil- und Modewechsel. Von Joh. Gaulke, 893.
Südpolargebietes, Die Erforschung des. Von Fritz Regel, 521.
Tag und Nacht. Gedicht von W. Unus, 182.
Vittoria Colonna. Von Helene Simon, 479.
Vogel Traum. Gedicht von G. Freiin le Fort, 828.
Wendung, Die, der Philosophie zur Religion. Von Lic. Dr. Paul Kalweit, 614.

Karl Storck: Musikalische Rundschau.

Aus dem musikdramatischen Leben, 122, 264. — 587, 730.

Walther Gensel: Die bildenden Künste.

Die deutsche Jahrhundertausstellung, 134.
Die deutsche Jahrhundertausstellung. — Ein Prachtwerk über Menzel, 280.
Ein Prachtwerk über die Jahrhundertausstellung. — Die Ausstellungen des Sommers. — Die Große Berliner Kunstausstellung und die Berliner Sezession, 876.

Friedrich Düsel: Dramatische Rundschau.

Hugo v. Hofmannsthal: „Ödipus und die Sphinx". — Russisches Drama und Theater: Maxim Gorki, „Die Kinder der Sonne". — Vom Moskauer Künstlerischen Theater: „Zar Feodor Iwannowitsch" von Alexej Tolstoj. 146.
Vom Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters. — Zum achtzigsten Geburtstage des Herzogs von Meiningen, 291.
„Cäsar und Kleopatra" von Shaw. — „Hille Bobbe" von Paul, 430.

Literarische Rundschau.

Albert: Robert Schumann, 748.
Andreas-Salomé, Lou: Ibsens Frauengestalten, 595.
Bahr: Rezensionen, 740.
Bär, Adolf: Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers, 905.
Bernt, Friedrich: Eckermanns Gespräche, 902.
Bettelheim-Gabillon: Amalie Haizinger und Luise Schönfeld-Neumann, 745.
Bie: Der Tanz, 602.
Bielschowski, Albert: Friederike und Lili, 902.
Bode: Rembrandtmappe. — Rembrandt und seine Zeitgenossen, 747.
Brockhaus: Kleines Konversationslexikon, 602.
Brockhaus, H. F.: Geschichte der Firma Brockhaus, 602.
Brugier: Geschichte der deutschen Literatur, 598.
Burckhard: Theater, 740.
Burkhardt: Unterhaltungen Sorets, 902.
Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 741.
Driesen: Ursprung des Harlekins, 744.
Ebner-Eschenbach: Die unbesiegbare Macht, 157. — Ihr Beruf, 158. — Prinzessin von Banalien, 158.
Enders, Karl: Die Katastrophe in Goethes Faust, 908.
Eucken: Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie, 748.
Eyth, Max von: Feierstunden. — Im Strom unserer Zeit. — Der Kampf um die Cheopspyramide. — Hinter Pflug und Schraubstock, 438.
Feuchtersleben: Aphorismen, ausgewählt von Schroeder, 298.
Führ-Houben: Von Sorgen und Sonne, 745.
Gaehde: Garrick als Shakspeaedarsteller, 744.
Genschow: Unter Chinesen und Tibetanern, 299.
Glümer, Claire von: Aus einem Flüchtlingsleben. — Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient, 597.
Goethes Sämtliche Werke, Cottaische Jubiläumsausgabe, 901.
Goldmann: Aus dem dramatischen Irrgarten, 740.
Golther: Baireuth, 744.
Gräf, Gerhard: Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung zu Weimar, 908.
Gregori: Schauspielersehnsucht, 743. — Josef Kainz, 744.
Hagemann: Regie, 743. — Wilhelmine Schröder-Devrient, 744. — Das Theater, 744.
Halm: Ausgewählte Werke von Schlossar, 297.
Hamann: Rembrandts Radierungen, 747.
Hartmann: Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte, 746.
Hellinghaus, Otto: Schillerausgabe in drei Bänden, 904.
Herder: Konversationslexikon, 601.
Herz: Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakspeares in Deutschland, 744.
Heyse: Crone Stäudlin, 158. — Dramatische Dichtungen. — Lyriker und Volksgesang, 159.
Ibsen: Gesamtausgabe und Briefe, 595.
Jacobi, Daniel: Xenien, 905.
Jensen: In maiorem Dei gloriam, 160.
Kerr: Das neue Drama, 739. — Schauspielkunst, 744.
Kettner: Lessings Dramen, 599.
Kienzl: Drama der Gegenwart, 741.
Kilian: Dramaturgische Blätter, 743.
Kilian, Eugen: Don Carlos, 904.
Klee: Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte, 598.
Klein, Otto: Goethes kleine Frau und Freundin, 903.
Köster, Albert: Gedächtnisrede auf Schiller, 905.
Kröger, Timm: Um den Wegzoll, 160.
Krüger-Westend, Hermann: Goethes Eltern, 902.
Lessing-Briefe (Ausg. Muncker), 599.
Litzmann: Schröder, 744. — Clara Schumann, 748.
Lothar: Das deutsche Drama der Gegenwart, 741. — Das Wiener Burgtheater, 744.
Löwen-Stümcke: Geschichte des deutschen Theaters, 744.
Martersteig: Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, 742.
Meyer: Großes Konversationslexikon, 600.
Meyer, Rich. M.: Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, 598.
Mielke: Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts, 600.
Möbius: Rob. Schumanns Krankheit, 748.
Mosapp, Hermann: Charlotte von Schiller, 906.
Muther: Rembrandt, 747.
Nagl-Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, 599.
Neumann: Rembrandt, 746.
Petsch, Robert: Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen, 904.
Petzet, Christian: Blütezeit der politischen Lyrik, 600.
Petzet, Erich: Heyse als Dramatiker, 600.
Rembrandtalmanach, 746, — Klassiker der Kunst: Rembrandts Radierungen (Deutsche Verlagsanstalt), 747.
Rembrandtmappe des Kunstwart, 748.
Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens, 599.
Salzer: Deutsche Literaturgeschichte, 597.
Schillers Sämtliche Werke, Cottaische Säkularausgabe, 904.
Schillers Werke, Illustrierte Volksausgabe, 904.
Stein: Matkowsky, 744.
Stein, Philipp: Goethe als Theaterleiter, 908.
Stern: Allgemeine Literaturgeschichte, 598.
Sternfeld: Albert Niemann, 744.
Stölzel, Adolf: Schillers Berufung nach Berlin, 906.
Stümcke: Hohenzollernfürsten im Drama, 740. — Die vierte Wand, 740. — Corona Schröter, 744.
Tewes, Friedrich: Aus Eckermanns Nachlaß, 902.
Vogel, Julius: Aus Goethes römischen Tagen, 908.
Vogel, Theodor: Zur sittlichen Würdigung Goethes, 904.
Wegener: Tibet und die englische Expedition, 299.
Wethly, Gustav: Schiller und seine Idee von der Freiheit, 905.
Winds: Technik der Schauspielkunst, 743.
Witkowski: Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts, 741.
Zabel: Zur modernen Dramaturgie, 740.

Zu unseren Kunstblättern.

Bennewitz von Loefen jr., Karl: Cäcilia, 299.
Erler, Margarete: Spreewaldwiese, 300. — Bauernmädchen; Am Herdfeuer, 440.
Fabian, Max: Berliner Wurstfrau; Zwiegespräch; Bei der Toilette, 442.
Fritz, Max: Aus einer kleinen Stadt; Aus Otterndorf, 300.
Helberger, Alfred: Am Golf von Salerno, 906.
Magnussen, Harro: Büste Kaiser Wilhelms II., 441.
Metzener, Alfred: Auf Capri; Mittag am Albaner See; Morgen am Vierwaldstätter See, 907.
Oppler, Ernst: Porträt einer jungen Engländerin, 906.
Stremel, Max Arthur: Goethes Empfangszimmer; Schillers Sterbezimmer, 603.

Digitized by Google

Erster Schnee in der Heinleite. Naturfarbenaufnahme von A. Miethe.

Digitized by Google

Heft 595

Westermanns Monatshefte

April 1906

100. Band

Zum hundertsten Bande

Zum erstenmal blickt den Lesern von dem Umschlag dieses Heftes die Bandzahl 100 entgegen. Wir wissen wohl, daß diese Zahl Jubiläumsbedeutung erst in dem Augenblick gewinnt, wo die Einheiten, die sie umfaßt, erfüllt sind, daß also auch „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte", die ihr erstes Erscheinen von dem Oktober 1856 datieren, erst nach der Ausgabe des Septemberheftes 1906 ihr hundertstes Band- und ihr fünfzigstes Jahrjubiläum feiern können. Dennoch, der Zauber der Zahl 100 läßt sich mit aller Rechnung und Logik so leicht nicht brechen. Gebieterisch verlangt sie die ihr gebührende Huldigung, und wenn so erlauchte Geister wie Goethe und Schiller sich von dem Klang der Jahreszahl 1800 verführen ließen, einander vorzeitig zum „neuen Säkulum" zu beglückwünschen, so mag es, denken wir, getrost auch uns, dem Verlage und der Redaktion der „Monatshefte", vergönnt sein, schon die Schwelle des hundertsten Bandes in festlicher Stimmung zu überschreiten und ihn als einen Markstein in der Geschichte dieser Zeitschrift zu empfinden. Dabei wollen wir festhalten, daß es das Eröffnungs-, nicht das Schlußheft eines neuen Bandes ist, das solche Jubiläumsstimmung weckt, und daß also auch unser Blick für diesmal mehr vorwärts in die Zukunft, als zurück in die Vergangenheit dieser Hefte gelenkt wird. Wir sparen uns deshalb wohlweislich alles, was nach einem geschichtlichen Rückblick oder gar nach einer ruhmredigen Lobpreisung des bisher geleisteten schmecken könnte, um eine desto festere Bürgschaft für ein weiteres frisches Fortschreiten auf erprobter Bahn zu geben, und um desto freudiger den Dank sprechen zu lassen, den wir — eins ist vom anderen nicht zu trennen — gleicherweise unseren Mitarbeitern und unseren Lesern schuldig sind.

Digitized by Google

Das Bedürfnis, dieses beides: die Bürgschaft für eine der Vergangenheit nicht unwürdige Zukunft unserer Zeitschrift und den Dank für das, was sie bisher zu bieten vermochte, in eins abzustatten, war es zunächst und vor allem, was uns den Gedanken eingab, dem Eröffnungsheft des hundertsten Bandes ein besonderes Gepräge zu verleihen. Über das Wie haben wir lange geschwankt, um dann endlich einen Weg zu wählen, der, wenn nicht neu, so doch wohl immer noch der geschmackvollste und auch unterhaltendste ist, der, wenigstens auf dem Papier, für derartige literarische Gedenkfeiern gefunden werden kann. Nicht wir selbst, sondern unsere Mitarbeiter sollten an diesem bedeutungsvollen Zeitpunkt das Wort nehmen, um für die neunundneunzig bisher erschienenen Bände unserer „Monatshefte" zu zeugen und durch ihr Erscheinen gleichzeitig zu bekräftigen, daß der Geist, der in dieser Zeitschrift bisher lebendig gewesen ist, auch über die Zahl 100 hinaus seine Wirksamkeit behalten wird.

So ergingen denn die Aufforderungen zu Beisteuern für die „Gedenkblätter und Festgrüße", die sich jetzt hier an der Spitze des hundertsten Bandes vereinigt finden. Dabei ergab sich ohne weiteres eins als unverbrüchlicher Grundsatz: wir durften denen, die da mithelfen wollten, keine Marschroute vorschreiben, ja wir mußten uns sogar das Gelübde geben, unsere Tore selbst dann nicht zu schließen, wenn sich die eine oder die andere Gabe etwa als ein Danaergeschenk entpuppte, das, unter unserem Schutz und unter unserer eigenen Führung, die kriegerisch gepanzerte Kritik in unsere Mauern trug. In der Tat haben wir denn auch in unseren Einladungsbriefen sorgfältig alles vermieden, was auch nur von ferne wie eine schüchterne Aufforderung hätte aussehen können, uns vor der Schwelle des hundertsten Bandes Palmen zu streuen und Weihrauch zu spenden. Außer dem notgedrungenen Gebot der Kürze und der natürlichen Weihe der festlichen Gelegenheit sollte es für die Kundgebungen dieser „Gedenkblätter und Festgrüße" keine Schranken und Vorschriften geben. Vor einem trojanischen Pferd sind wir dabei behütet geblieben; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird unter den Blumen doch auch manchen feinen Stachel der Kritik entdecken. Dank auch dafür! Nichts liegt uns ferner, als die festliche Stunde zu einem bequemen Deckmantel unserer Schwächen und Versäumnisse zu machen, vielmehr werden wir uns solche freundschaftliche Kritik zu einem doppelt nachhaltigen Ansporn werden lassen, dem nachzustreben, was uns gleichwie unseren Freunden und Gönnern als das Ideal einer „Illustrierten Deutschen Monatsschrift für das gesamte geistige Leben der Gegenwart" vor Augen schwebt.

Um den Plan dieser „Gedenkblätter und Festgrüße" durchzuführen, dazu bedurfte es — das sahen wir auf den ersten Blick — notwendigerweise einer Auswahl unter den Tausenden von Namen, die unsere Mitarbeiterlisten aufweisen; alle aufzufordern, verbot uns Zeit und Raum. Diese sichtende und wählende Arbeit stellte uns mehr als einmal vor schwere Verlegenheiten, zumal als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung ergab, daß schon eine Beschränkung auf hundert Einladungen den Umfang des Heftes — das doch in seinem übrigen Inhalt nicht geschmälert werden sollte — um nicht weniger als drei bis vier Druckbogen vermehren werde. Diese runde, der des Bandes glücklich entsprechende Zahl 100 mußte deshalb als äußerste Grenze der Möglichkeit innegehalten werden, so oft uns auch ein berühmter Name, eine liebe Erinnerung oder eine freundschaftliche Beziehung darüber hinaus locken wollte. Eine andere Hilfe, sinnvoller als jene zahlenmäßige, kam hinzu. Wir konnten

uns damit begnügen, für die verschiedenen in den „Monatsheften“ vereinigten Literatur- und Wissensgebiete einzelne Vertreter sprechen zu lassen, und durften hoffen, daß deren Kollegen ohne Neid das Mandat anerkennen würden, das wir jenen aus eigener Machtvollkommenheit anvertraut oder — aufgebürdet hatten. Denn wenn auch die Eingeladenen mit verschwindend wenigen Ausnahmen — auch diese ließen es meistens nicht an einer überzeugenden Entschuldigung fehlen — unserer Anregung gefolgt sind, das eine möchten wir allen denen, die wir einstweilen mit schmerzlichem Bedauern übergehen mußten, ausdrücklich versichern: von der hochmütigen Einbildung, den Eingeladenen mit unserer Aufforderung etwa eine „Ehre“ erwiesen zu haben, wissen wir uns frei. Diese liegt ganz auf unserer Seite. Wir sind die Empfangenden, wir die Dankenden ...

Ein Wort noch über die Anordnung der Beiträge. Auch hier haben wir mancherlei probiert, ehe wir uns entschieden: Reihenfolge nach dem ersten Auftreten unserer Mitarbeiter in den „Monatsheften“, Gruppierung nach dem Lebensalter, Trennung der prosaischen von den poetischen Beiträgen — aber immer stießen wir auf Schwierigkeiten. Das Abc mit seiner gelassenen Neutralität erwies sich auch hier schließlich als der beste Schlichter aller Zweifel und Widersprüche. Ihm mag man es nun danken oder verargen, daß eine unserer jüngsten Novellistinnen den Reigen eröffnet und einer unserer jüngeren Lyriker ihn schließt. Mitten dazwischen, wohl und warm gebettet, blüht der Garten des Alters. Wir denken an Goethes heiter-tröstliche Mahnung:

> Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
> Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
> Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende. —

Jeder Gedenktag hat seine Freuden und seine Schmerzen. So auch dieser. Es ist wohl begreiflich, daß sich unsere Blicke bei den Vorbereitungen zu diesen „Gedenkblättern und Festgrüßen“ mit besonderer Sorgfalt zunächst den älteren und ältesten Jahrgängen unserer Zeitschrift zuwandten. Wie oft aber mußten wir da ein stilles Kreuz hinter Namen setzen, die wir doch so gern mit ein paar lebendigen Zeilen noch einmal unsere Leser hätten grüßen lassen mögen! Da geziemt es sich wohl, allen anderen voran des Mannes in pietätvoller Dankbarkeit zu gedenken, der diese „Monatshefte“ ins Leben gerufen und ihnen in großen Zügen ihre Richtung und Haltung vorgezeichnet hat: ihres Gründers und ersten Verlegers George Westermann, dessen Name unlösbar mit dieser Zeitschrift verknüpft ist und mit ihr weiterlebt, wenn er selbst auch längst von seinem Werke hat scheiden müssen. Die „Monatshefte“ waren das Lieblingskind seines Verlages, ihnen galt bis zu seinem letzten Atemzuge die lebhafteste Fürsorge seiner nimmer rastenden Tätigkeit, aber auch die Liebe seines Herzens und der Erfindungsreichtum seines Kopfes. Sein Gedächtnis bleibt in uns lebendig und steht als eine Macht der Erinnerung über uns, vor der wir uns im stillen mit unserem Tun und Lassen noch heute verantwortlich fühlen, eingedenk der Verpflichtung, die uns sein reiner, hoher Wille und sein makelloser Name auferlegt!

Auch unter unseren frühesten Mitarbeitern hat der Tod reiche Ernte gehalten. Von denen mit noch heute klingenden Namen, die am ersten Jahrgang mit Beiträgen beteiligt waren, von den Scheffel, Otto Roquette, Leopold Schefer, Hoffmann von Fallersleben, Franz Dingelstedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, W. H. Riehl, Moriz

Carrière, Wilhelm Lübke, Herman Grimm, Karl Weinhold, J. M. Schleiden, J. H. Mädler, Ferdinand von Richthofen und all den anderen, hat uns, soweit wir sehen, die Zeit heute nur noch einen gelassen. Dieser eine aber ist um so enger mit uns und mit der Geschichte dieser „Monatshefte" verbunden. Wir meinen Dr. Adolf Glaser, der bei der Gründung der „Monatshefte" deren Redaktion übernommen, sie Jahrzehnte hindurch allein geführt und seinen Kollegen und Nachfolgern noch länger, bis auf den heutigen Tag mit Rat und Tat hilfreich zur Seite gestanden hat. Wenn er hier zum erstenmal nach eigenem Wunsch und Entschluß von dem Platz der Wirte an die Ehrentafel der Gäste gerückt ist, so soll sich darin unsere Dankbarkeit für seine redaktionellen und sonstigen literarischen Verdienste um die „Monatshefte" nicht weniger warm und offen aussprechen als seine eigene Bereitwilligkeit, der ihm ans Herz gewachsenen Zeitschrift seine tätige Mithilfe auch ferner zu erhalten.

Trüber noch als bei der Durchsicht des ersten Jahrganges umflort sich unser Blick, wenn wir ihn den späteren, zumal denen der sechziger und siebziger Jahre zuwenden. Wie viele Kreuze auf alten und jungen Gräbern! Nur wenige von den vielen glanzvollen Namen, die uns in jenen Spalten begegnen, können wir hier dankbar bewegten Herzens aufführen: Berthold Auerbach, Friedrich Bodenstedt, Theodor Fontane, Emil Franzos, Emanuel Geibel, Julius Grosse, Klaus Groth, Robert Hamerling, Friedrich Hebbel, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Wilhelm Jordan, Gottfried Kinkel, Heinrich Laube, Fanny Lewald, Hermann Lingg, Melchior Meyr, Levin Schücking und von allen den getreuesten und unvergeßlichsten: Theodor Storm, der zum erstenmal in unserem siebzehnten Bande mit der Novelle „Von jenseits des Meeres" erschien, um dann durch zwanzig Jahre die kostbarsten Schätze seiner Novellistik vor den Lesern der „Monatshefte" auszubreiten. Ihm und seinem so eng mit dieser Zeitschrift verknüpften Ruhme ein Gedenkblatt auch an dieser zu äußerster Kürze verpflichteten Stelle zu widmen, bleibt unsere Pflicht, auch wenn aus den „Gedenkblättern und Festgrüßen" selber sein Lob genau so hell und freudig erklingt wie das des anderen großen Erzählers jener Zeit und Mitarbeiters unserer „Monatshefte", Wilhelm Raabes, der noch mitten unter uns weilt, und den ein gütiges Geschick noch recht lange zwischen „Gassen" und „Sternen", seines frischerblühten Ruhmes froh, wandeln lassen möge! ... Die Liste wäre um zahlreiche stolze Namen zu vermehren, sobald wir neben den Dichtern auch die Gelehrten und die in jener Periode besonders bedeutungsvollen populären Schriftsteller aufführen wollten, die Bastian, Brehm, Fr. Eggers, Hettner, Jhering, Ratzel, Reuleaux, Riegel, Scherer, Schlagintweit, Ad. Stahr usw. Den schuldigen Dankeszoll für diese und viele andere unserer Mitarbeiter aber möchten wir einer eigenen Veröffentlichung vorbehalten, die im Herbst dieses Jahres erscheinen und eine kurzgefaßte Geschichte unserer „Monatshefte" darbieten soll.

Der Rest dieser einleitenden Zeilen gehöre den Lebenden, die mit uns den Verlust jener Unvergeßlichen betrauern, aber auch rüstig am Werke sind, die Lücken mit frischen Taten zu füllen, nicht unwürdig jener ruhmvollen Ahnen, aber beseelt vom neuen Hauch eines neuen Tages! Dank ihnen allen, die sich im Laufe eines halben Jahrhunderts an unsere Seite gestellt haben, Dank insbesondere denen, die für den Geist dieses lebenden und wirkenden

Digitized by Google

Geschlechtes Zeugnis und Bürgschaft ablegen in den folgenden „Gedenkblättern und Festgrüßen“! Mögen alle diese guten Wünsche für das fernere Blühen und Gedeihen von „Westermanns Monatsheften“ in Erfüllung gehen, zum Nutzen und Frommen ihrer alten treuen wie ihrer jungen neugewonnenen Leserschaft!

Verlag und Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften

Friedrich Westermann. Dr. Friedrich Düsel.

Gedenkblätter und Festgrüße zum hundertsten Bande

*** von unseren Mitarbeitern ***

Luise Algenstaedt in Rostock:

Sinnspruch

Eines edlen Menschen Wort
Kann auf Erden nicht verfliegen,
Nicht verrinnen, nicht versiegen —
Unterm Boden rieselt's fort,
Richtet auf, was welkend lag,
Läßt den Rasen grüner keimen:
Aus dem Dunkeln und Geheimen
Springt als Quell es einst zu Tag.

Luise Algenstaedt.

Adolf Bartels in Weimar:

Storm und Raabe

Eine Jugenderinnerung

Wenn ich mich in meine Schülerzeit zurückversetze, so sehe ich mich in einem ziemlich großen und hellen, grauweiß tapezierten Zimmer, das zwar eigentlich ein Dachzimmer war, aber doch nur teilweise schräge Wände hatte, weil die Abseiten durch sogenannte „eingemachte“ Bettstellen ausgefüllt waren. Da das Haus alt war, hatte sich der Fußboden auf der einen Seite des Zimmers gesenkt, und ich hätte zur Winterzeit, wenn die Temperatur bei mir

Digitized by Google

unter Null war, sehr leicht Rutschbahnen in ihm anlegen können. Doch war ich von dergleichen Übermut in der Regel weit entfernt und freute mich, daß mein Ofen — es war in der Tat einer vorhanden — nicht zu hoch und oben platt war, so daß er eine hübsche Sitzgelegenheit und auch die Sicherheit bot, daß wenigstens ein Körperteil von mir warm blieb. Außer dem Ofen war nicht allzuviel Ausstattung in dem Zimmer vorhanden: zwischen den Türen der beiden eingemachten Bettstellen rechts stand ein Waschtisch, zwischen denen der Bettstellen links ein Büchergestell, das meine hauptsächlich aus Reclambänden bestehende Bibliothek trug. Dann waren noch drei Stühle und ein großer runder Tisch in dem Zimmer. Dieser stand zwischen den beiden ziemlich großen, aber auch sehr tief hinabgehenden Fenstern — wenn ich einmal, wie es in meinen späteren Schülerjahren leider bisweilen geschah, bekneipt nach Hause kam, dann war große Gefahr, daß ich, zumal im Sommer, wenn sie offen waren, hinausstürzte. Aber die Betrunkenen haben ja Glück, wie der Volksmund sagt. Bilderschmuck fehlte in meinem Zimmer vollständig — die Meisterbilder des Kunstwarts gab es damals ja noch nicht, und eine beliebige bunte Beilage einer Zeitschrift mit Reißzwecken an die Wand zu heften, wie es viele meiner Mitschüler taten, hatte ich am Ende zu viel Schönheitssinn.

Doch die Morgensonne kam in mein Zimmer, und der Blick aus seinen Fenstern ging über die schmale Gartenstraße der guten Stadt Meldorf hinweg in den großen Garten eines Apothekers a. D., in dem zu ihrer Zeit Obstbäume und Linden und vor allem auch zahlreiche prächtige Rosen blühten. Es ist dieser Apothekergarten gewesen, der mir mein Zimmer lieb gemacht hat. Denn, so wundervoll es an und für sich dem Handwerkersohn, der nie einen eigenen Raum zur Verfügung gehabt hatte, erschien, es hatte doch auch eine böse Schattenseite, und das waren die eingemachten Bettstellen. Zwar im Winter hatte ich mein Reich allein, aber im Sommer bekamen mindestens noch zwei meiner vier Nebenzimmer, wie ich zu sagen pflegte, nächtliche Einquartierung, und zwar in der Regel in der Gestalt robuster Maurergesellen, die in der Stadt Meldorf die Renovierung der alten Kirche durchführten. Meine Wirtin war nämlich arm und mußte ihr Haus ausnutzen, und wenn auch die Maurergesellen nicht eben die richtige Gesellschaft für den Herrn Gymnasiasten waren, die Lehrer drückten wegen der Armut der kinderreichen Witwe die Augen zu. Am Tage hatte ich ja doch mein Zimmer für mich, und dafür, daß ich des Nachts nicht um die Wette mit meinen Schlafkollegen — geschnarcht habe, stehe ich keineswegs ein. Die Bettlager in den Abseiten waren natürlich unmittelbar unter den Dachpfannen, und daß diese nicht ganz dicht waren, trug jedenfalls zur Verbesserung der Luft bei. Wenn es stark regnete, dann fielen einem die Regentropfen in regelmäßigen Pausen auf die Bettdecke, was unter Umständen sehr stimmungsvoll war. Noch stimmungsvoller war freilich das Krachen des Gebälks und der Dachlatten in den nordischen Sturmnächten.

Und nun sehe ich mich auch selber in diesem der Eigenart doch nicht völlig entbehrenden „Milieu“, sehe mich an dem großen runden Tische sitzen, leider in nicht sehr „formvoller“ Weise, denn ich habe — pardon! — die Beine gegen den Tisch gestemmt und balanciere auf den beiden Hinterbeinen meines Stuhles, indes mir eine ungeheure, mannslange Tabakspfeife, die wesentlich aus einem fürchterlich dicken Pfefferrohr besteht, dazu dient, mich

Digitized by Google

im Gleichgewicht zu erhalten. Zweifellos, das Bild ist nicht sehr schön, aber wenn man nun kein Sofa hat ... Natürlich habe ich ein Buch vor der Nase, ein großes gelbes Heft, und ein ganzer Stapel dieser gelben Hefte liegt noch auf dem Tische neben dem mächtigen Tabakskasten, und diese gelben Hefte sind „Westermanns Monatshefte".

Nein, fürchten Sie nichts, meine verehrten Leser und Leserinnen! Ich schreibe hier keine feinere Reklame für die „Monatshefte", schreibe nicht einmal einen Jubiläumsartikel. Aber eben das angekündigte Jubiläum der altberühmten Zeitschrift hat mich allerdings in meine Schülerzeit zurückversetzt. Der Stapel „Monatshefte", der in jenen Tagen — wir schrieben 1879, 1880, 1881, 1882 — vor mir lag, ist kultur- und literaturhistorisch nicht ganz unwichtig; denn er entstammte dem Lesezirkel des süderdithmarsischen Kirchdorfes Barlt, dem Orte, in dem Gustav Frenssen geboren ist und sein „Jörn Uhl" spielt, und ein Altersgenosse Frenssens, ein Mitschüler von uns beiden, hatte ihn bei der jährlichen Verauktionierung erstanden und an mich verliehen. Vielleicht auch an Frenssen, aber in dessen „Jörn Uhl" ist freilich keine Spur davon, daß die Barlter Bauern nicht bloß tranken und Karten spielten, sondern auch „Westermanns Monatshefte" lasen! Überhaupt ... doch was geht uns hier Frenssen an! Ich aber verdanke diesen „Monatsheften" die Bekanntschaft Theodor Storms und Wilhelm Raabes, verdanke ihnen die größten Genüsse meines Lebens.

In der Tat, ich habe nie wieder eine so reine Seligkeit empfunden wie damals in meinen Schülerjahren, als ich zuerst Storm und Raabe las. Man weiß ja heute in Deutschland so ziemlich allgemein, was diese beiden Dichter wert sind, aber was sie mir, dem Stammesgenossen, in meiner Jugend waren, kann man sich deshalb doch noch nicht so ohne weiteres vorstellen. O, diese wundervollen Frühlingstage in der kleinen dithmarsischen Landstadt Meldorf, wenn ich die milden Lüfte in mein Zimmer lassen konnte und die Morgensonne auf den Bäumen, Büschen und Blumenbeeten des Apothekergartens lag! Da habe ich „Ein stiller Musikant", „Viola tricolor", „Carsten Curator" von Theodor Storm zuerst gelesen, und noch jetzt nach so langen Jahren ist mir jede Situation dieser Novellen mit der Jugendstimmung gegenwärtig; denn Meldorf oder Husum, Storms Vaterstadt, wo seine Novellen spielen, das ist so ziemlich dasselbe, bei beiden Städten stoßen Geest und Marsch zusammen, beide haben das Meer im Westen und die Waldungen im Osten, beide haben auch als Städte verwandten Charakter, sind Kreis- und Gymnasialstädte, und ihre Einwohnerschaft zerfällt der Hauptsache nach in Honoratioren und Handwerker. Und nun lebte diese kleine Welt, von einem Dichterauge geschaut, in reinste und tiefste Stimmung getaucht, für mich auf.

Dann kam Wilhelm Raabe und führte mich in eine weitere Welt, die aber doch durch mancherlei Bande mit der meinigen verbunden war: der Student in „Höxter und Corvey", der so bunte Abenteuer erlebte und die Verse des Horaz, die ich ja auch zu jener Zeit las, so prächtig in deutsche Reime zu übertragen verstand, ward mir in seiner niedersächsischen Wesensart rasch vertraut, und wiederum half mir das enggebaute, an historischen Schicksalen reiche Meldorf die geschichtliche und örtliche Stimmungsatmosphäre heraufbeschwören. Auch die anderen „Krähenfelder Geschichten" Raabes, die in jenen Jahren in „Westermanns Monatsheften" erschienen, „Frau Salome"

Digitized by Google

und „Eulenpfingsten“, wurden mir lieb, nicht weniger dann die „Alten Nester“ mit dem vortrefflichen Vetter Jost, auch „Wunnigel“ endlich, dessen Held ja freilich ein Preuße ist, aber doch allen Deutschen zuletzt wohlverständlich. Noch jetzt summe ich bisweilen Wunnigels Leiblied vor mich hin:

Der Landesfürst ist uns gestorben,
Es steht ein Thron in Deutschland leer.
Viel Achtung hat er sich erworben,
Reicht schnell ein frisches Sacktuch her!
Des Volkes Tränen fließen,
Den Edlen zu begießen.
Die ganze Garnison
Weiß auch das Unglück schon.

Da ist auch der einzige Raabesche Humor, und ich sehe jetzt recht gut, was ich damals nur fühlte, daß er zu der weichen Stimmung Storms die rechte Ergänzung war. Heil mir, Heil uns jungen Deutschen jener Zeit, die wir aus dem Reiche solcher Dichter ins Leben emporwachsen durften! Wir haben dadurch etwas Unvergängliches verliehen bekommen, das uns durch die graue Öde des späteren Naturalismus und durch die ungesunde Verstiegenheit des Symbolismus — um nur die dem Leben entsprechenden literarischen Entwickelungen zu nennen — glücklich hindurchgeholfen hat.

Das will ich noch hinzufügen: Nicht, als ob ich nur mit Storm und Raabe gelebt hätte, nein, seit meinem zehnten Jahre besaß ich einen Schiller und seit meinem fünfzehnten einen Goethe, und mit dem zwanzigsten lernte ich Hebbel kennen, und namentlich Goethe gewann eine große Gewalt über mich und hat sie bis auf diesen Tag behalten. Aber mit dem Herzen zu Hause bin ich vor allem bei Storm und Raabe (nur Klaus Groth trat später noch hinzu) geblieben, und was ich ihnen für mein reinstes und bestes Leben verdanke, das gäbe ich nicht um ein Königreich.

Adolf Bartels.

Oskar Bie in Berlin:

Eisenbahnlyrik

Abfahrt! Ich wiege mich ganz im Genuß dieses seligen Augenblicks, durch das Zeichen eines Beamten auf eine Zeitlang unerreichbar zu sein. Mir kann nix geschehen, sagt der Steinklopferhans. Zu Hause habe ich den Abguß des kleinen Christus von Desiderio, der auf dem Tabernakel in S. Lorenzo steht und mit der ganzen Eleganz eines kleinen Nackedei die Rechte segnend erhebt. Mein kleiner Neffe, der sich weniger für Kunstgeschichte als für Eisenbahnspielen interessiert, sagte ein erlösendes Wort, als er diese Gebärde, dem Stande seiner Kenntnisse entsprechend, für das Signal zur „Abfahrt“ erklärte. Gelbrote Abendwolken spielen im Dampf der Lokomotive und lösen Gefühle aus von süßer Einsamkeit und rätselvoller Zukunft. Die Reihen der Bäume gleiten vorüber, die vorderste entgegengesetzt, die zweite scheinbar in gleicher Richtung mit uns, die dritte wieder scheinbar entgegengesetzt: selige Zeiten der Illusionen, da ich als Junge diese optischen Schiebungen das erste Mal beobachtete und an unentdeckte Natur=

Digitized by Google

gesetze dachte, die ich einst lösen würde, als berühmter Mann, wie Mommsen oder Curtius, die ihre Aufsätze in Journale schrieben. Dann kam das Leben und hielt uns so lange von der Natur fern, bis uns die Lust verging, neue Gesetze zu entdecken, und wir zufrieden waren, die zarten Spiele des Zittergrases oder die Regentropfen im Spinnennetz mit lächelnder Entsagung zu studieren. Spartacus, Spartacus! wiederholen die Schienen in ewigem Rhythmus. Spartacus, Spartacus! Und plötzlich wechselt der Rhythmus eine Minute lang, und es klingt so häßlich jambisch: „Nu, wenn schon; nu, wenn schon!" Bisweilen scheint da unten eine Riesenherde von Hunden zu heulen, dann wieder leises Gleiten, dann ein plötzlicher Herzstillstand, wenn wir einen Weg kreuzen. Unerschöpflich scheint diese Lyrik der Eisenbahnfugen. Bei der Berliner Straßenbahn haben sie jetzt eine neue Methode, die Fugen zu schließen. Sie schweißen sie unter wahnsinniger Hitze zusammen und borgen sich für die Maschinen die Elektrizität aus dem Draht der Oberleitung. Echt modernes Verfahren, praktisch und wenig schmerzlich. Früher wechselte man die Schienen, was wohl einen großen Radau machte, aber so als Weltanschauung genommen doch wohl sicherer war. Es wird langsam finster. Ich starre auf die Inschrift: „Nicht öffnen, bevor der Zug hält." Der Fensterriemen hängt gerade über dem Zwischenraum nach dem Worte „öffnen" herunter. Ich überlege, ob an dieser Stelle ein Komma stehen wird oder nicht. Für das Komma, sage ich mir, spricht der Glaube an die Aufklärung, man muß dem Volke gegenüber verständlich werden, es nicht im unklaren lassen über die Besitztümer der geistigen Elite, die hier in der zweiten Klasse fährt, um sich — wie Goethe von den Orden sagt — gegen Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten zu schützen. Gegen das Komma aber spricht die altbewährte Sparsamkeit des preußischen Staates: das Fensterband könnte ja für das Auge ein Komma ganz gut vertreten. Ich halte mich in Spannung und überlege alle Gründe dafür und dagegen! Ich möchte innerlich eher für das Komma sein, sozusagen, um in außerberlinische Stimmung zu kommen. Ich sage mir: sie haben ja sogar, um den neuesten h-Ausfall in „Tür" ordnungsgemäß durchzuführen, alle „Thüren" in „Türen" übermalen lassen, was doch gewiß nicht für Sparsamkeit spricht. Oder sollte es Loyalität sein? Ich muß meine Neugier befriedigen, hebe den Riemen: es war ein Komma! Nun bin ich wieder im Gleichgewicht, die Lyrik der Schienenfugen singt meiner ruhigen Seele ein Wiegenlied — Spartacus, Spartacus — ich schlafe.

Oscar Bie

Karl Bleibtreu in Berlin-Wilmersdorf:

Weltgeschichte

Sullas Grab umtosen nächtig
Legionen, Geisterschwarm.
Siegessonne glutet prächtig,
Doch es dräut ein Schattenarm.

Aus dem Wüstentraum gerufen,
Wo ihn Römeraar geweckt,
An des Kapitoles Stufen
Obelisk den Finger reckt.

Digitized by Google

Lorbeer gleißt wie Eisenringe,
Doch die Adler flieh'n vorbei.
Schattenarm vergangener Dinge
Schlägt die Sonne Roms entzwei.

Giftig wie der Otter Schnaufen
Fieberdunst zur Küste weht,
Wo, des Abends Scheiterhaufen,
Circes Kap in Flammen steht.

Und wir stehn am Strand und lauschen,
Lichtgewalten wogen rings,
Doch es sagt uns nichts ihr Lauschen,
Ewig schweigt die Sphinx.

Carl Bleibtreu

Victor Blüthgen in Berlin:

Westermanns Monatsheften
zum 100. Bande

Lang ist's her: die „Schwarze Kaschka"
Hat mich einst mit euch verbunden;
Meine Jugend schaut mich an,
Denk' ich dran in stillen Stunden.

Hundert Bände — welche Schätze!
Tapfer habt ihr euch gehalten,
An der Hand der Jugend gehn,
Hat geschützt euch vorm Veralten.

Doch wir Alten grüßen müde;
Ungeduldig fragt der Jungen
Lauter Chor, wenn sie uns hört:
Ob wir nicht bald ausgesungen?

Victor Blüthgen

Ida Boy-Ed in Lübeck:

Seelendämmerung

Ich schlafe, leise, daß ich weiß,
Wie meine Verzweiflung erwacht,
Wie meine Augen von Tränen heiß —
Für mich ist keine Nacht.

Ich wache, aber wie im Traum,
Ich lächle, so viel ich vermag,
Und was ich spreche, ich weiß es kaum,
Für mich ist auch kein Tag.

So dämmert meine Seele hin
Im Grau zwischen Leben und Tod.
Ich weiß, in was für Ketten ich bin:
„Sehnsucht" heißt meine Not.

Ida Boy-Ed

Digitized by Google

Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel:

Vater Jahn

Zum Gedenkjahr von Jena und Auerstädt

Du knorriger Alter, der in schlimmsten Wettern
Ein freies Haupt den Blitzen hob entgegen,
Du wecktest deutsche Jugend aus dem trägen
Weltbürgerschlaf zu Vaterlandserrettern!

Zur Schmach der Lauen und zum Trotz den Spöttern
Zogst du sie stählern dir mit Liebesschlägen,
Bis stark genug ihr Arm für Fritzens Degen,
Den Korsen doch noch in den Staub zu schmettern;

Und ihr ins Herz riefst du die zornige Predigt
Vom deutschen Volkstum — halt' sie uns aufs neue!
Noch ist dein Amt am Reiche nicht erledigt:

Sieh', ob den Eichen steigt die Wolkengräue,
Tief nagt der Wurm, der sie von je geschädigt ...
Wir brauchen dich, du Mann der Kraft und Treue!

Max von Brandt in Weimar:

Vom Humor der Chinesen

Jedermann weiß oder glaubt zu wissen, daß die Chinesen, wenn sie auch, wie eine junge Dame mir ganz ernsthaft erklärte, immer mit emporgehobenen Zeigefingern und nickenden Köpfen herumzuhüpfen pflegten, wie man ja auf jeder Bühne sehen könne, recht trockene und langweilige Gesellen seien. Das trifft nun in Wirklichkeit gar nicht zu. Der Chinese hat vielmehr einen sehr scharfen Blick für die Schwächen und lächerlichen Seiten seiner Nebenmenschen, wie schon daraus hervorgeht, daß er dieselben, seinen fremden Brotherrn nicht ausgeschlossen, meistens nur mit ihren Spitznamen bezeichnet. Sein Humor sucht und findet eine Zielscheibe dort, wo wir sie auch zu suchen pflegen: der Geizhals, der Trinker, die Xanthippe, der Hahnrei, der Arzt, der Künstler, der ruhmredige Soldat fallen seinem Spott zum Opfer. Ein Arzt will seinen Sohn zu seinem Nachfolger erziehen und hält ihn emsig zum Studium der alten medizinischen Werke an. Eines Tages wird der Vater von den Verwandten eines Patienten, der ihm unter den Händen gestorben, ins Wasser geworfen. Er rettet sich mit Mühe und Not und kommt triefend nach Hause, wo er seinen Sprößling, über die Bücher gebückt, emsig studierend findet. „Mein Sohn," sagt er ihm, „wirf die Bücher fort und lerne schwimmen." — Ein anderes Mal erkrankt der Fürst der Unterwelt und sendet seine Trabanten aus, ihm den besten Arzt

zu holen. Dieselben durchstreifen die Straßen, aber vor der Tür des einen Arztes sehen sie zweihundert abgeschiedene Seelen, die ihren Mörder mit Verwünschungen überhäufen; vor einer anderen Tür stehen hundert, und so weiter. Endlich finden sie einen Arzt, vor dessen Tür kein Schatten klagt, sie nehmen ihn und führen ihn zu ihrem Herrn; aber dort stellt sich heraus, daß der Heilkünstler sich erst am Tage vorher etabliert gehabt hatte. — Ein Geizhals gibt ein Fest und setzt seinen Gästen Weinschalen vor, die noch viel kleiner sind als die gewöhnlich gebrauchten. Gleich zu Anfang des Festes schreit einer der Gäste auf und hält sich mit allen Zeichen des Entsetzens den Bauch. Alles drängt sich um ihn, und er erklärt, daß er die Schale verschluckt habe, aber was ihn am meisten beunruhige, sei, daß er weder im Hals noch im Magen etwas davon gespürt habe. — Eine leichtsinnige Ehefrau benutzt die Abwesenheit ihres Gatten, um ihren Liebhaber zu empfangen. Der Gatte kehrt unerwartet zurück, und die Frau steckt ihren Galan in einen leeren Reissack, den sie oben zubindet. Auf die Frage des Mannes, was in dem Sacke sei, folgt ein verlegenes Schweigen, und dann ertönt eine Stimme aus dem Sack: „Nur Reis." — Ein Mann verheiratet seine Tochter an einen Maler. Derselbe macht keine besonderen Geschäfte, und der Schwiegervater rät ihm, einige Proben seines Talents vor der Haustür aufzuhängen, um die Kunden anzulocken. Der Maler malt seine Frau und stellt das Bild aus, wie der Schwiegervater geraten. Als derselbe ihn einige Tage später besucht, lobt er den Schwiegersohn, seinen Rat befolgt zu haben und fügt hinzu: „Aber wer ist die Dame?" — Ein General hat eine fast schon verlorene Schlacht dadurch gewonnen, daß ein unbekannter Krieger für ihn gekämpft und gesiegt hat. Derselbe war nach der Schlacht verschwunden, aber in der Nacht tritt er in das Zelt des Feldherrn. Als der ihm danken will, lehnt er es mit den Worten ab, daß er der Gott der Scheiben sei und sich dafür habe erkenntlich erweisen wollen, daß der General nie eine Scheibe verletzt habe. Zum Verständnis muß hinzugefügt werden, daß Bogenschießen nach der Scheibe die wichtigste Stelle in den Prüfungen chinesischer Offiziere einnimmt.

Selbst vor dem großen Konfuzius, freilich dem langweiligsten und sauertöpfischsten aller Philosophen, hat die lose Zunge seiner Landsleute nicht Halt gemacht. Eines Tages, so heißt es in der Geschichte, die von ihm erzählt wird, fuhr Konfuzius, von seinen Schülern begleitet, spazieren und traf auf dem Wege eine Schar von Kindern, die miteinander spielten; nur ein Knabe hielt sich von den anderen fern und beteiligte sich nicht an dem Spiel. Konfuzius ließ seinen Karren halten und frug den Knaben, warum er allein nicht zusammen mit den anderen spiele. „Spielen bringt keinen Gewinn," war die Antwort, „man zerreißt seine Kleider, und das Flicken ist keine Kleinigkeit. Meinem Vater und meiner Mutter bringe ich damit nur Schande, und unter den Spielenden ist nur Streit und Zank. Viel Mühe und kein Gewinn, wie sollte das ein gutes Geschäft sein. Darum spiele ich nicht." Damit setzte er sich und begann auf dem Wege vor der Karre aus Ziegelsteinen eine Stadt aufzubauen. „Warum gehst du der Karre nicht aus dem Wege?" frug Konfuzius verweisend. „Von alters her," erwiderte der Junge, „ist es immer für richtig gehalten worden, daß eine Karre einer Stadt aus dem Wege gehe und nicht umgekehrt eine Stadt einem Karren." Konfuzius stieg darauf aus und frug weiter: „Du bist noch so jung an Jahren, wie kommt

es, daß du so schlagfertig bist?“ „Ein menschliches Wesen,“ antwortete der Junge, „kann, wenn es drei Jahre alt ist, zwischen Vater und Mutter unterscheiden, ein Hase läuft drei Tage nach seiner Geburt über die Felder und die Furchen entlang, Fische wandern drei Tage, nachdem sie geboren sind, durch Flüsse und Seen; wie kann das, was der Himmel auf natürlichem Wege hervorbringt, als besonders schnell bezeichnet werden?“ Konfuzius frug weiter: „Was meinst du, das die nächste Verwandtschaft sei, Vater und Mutter oder Mann und Weib?“ Der Knabe antwortete: „Eines Eltern sind einem am nächsten, Mann und Weib sind sich nicht so nahe.“ Konfuzius fiel ein: „Solange Mann und Frau leben, schlafen sie unter einer Decke, wenn sie gestorben sind, liegen sie in demselben Grabe, wie kannst du denn sagen, daß sie nicht nahe seien?“ Der Knabe erwiderte: „Ein Mann ohne Frau ist wie ein Wagen ohne Rad; wenn kein Rad daist, wird ein anderes gemacht. Das ganze Heer der Sterne gibt nicht so viel Licht wie der einsame Mond. Die Liebe eines Vaters und einer Mutter, wehe, wenn sie einmal verloren sind!“ Konfuzius fuhr dann weiter fort: „Ich möchte, daß du mit mir gingst, um alles im Reiche auszugleichen. Was meinst du dazu?“ „Das Reich kann nicht ausgeglichen werden,“ antwortete der Junge, „es hat hohe Hügel, Seen und Flüsse, Prinzen und Adlige und Sklaven und Diener. Wenn die Hügel gleichgemacht werden, so würden die Vögel und Tiere keinen Aufenthaltsort haben; wenn die Flüsse und Seen ausgefüllt werden, würden die Fische und Schildkröten nicht wissen, wohin sie gehen sollen. Nimm Prinzen und Adlige fort, und das gewöhnliche Volk wird viel Streit über Recht und Unrecht haben; streiche die Diener und Sklaven aus, wer wird den Prinzen dienen? Wenn das Reich so weit und verschieden ist, wer kann es ausgleichen?“ — Schließlich bittet der Junge, dem Weisen einige Fragen vorlegen zu dürfen, die derselbe natürlich nicht beantworten kann. Konfuzius tritt endlich mit den Worten: „Das ist ein Junge den man fürchten muß, denn man sieht, daß der Mann nicht dem Kinde gleichen werde,“ den Rückzug an. Seine Verehrer haben sich damit getröstet, daß es ein Beweis seines Scharfblicks sei, daß er in dem Knaben den Mann erkannt habe, aber die Lacher sind jedenfalls nicht auf seiner Seite gewesen.

M. v. Brandt

Carl Bulcke in Berlin:

Nordsee

Meine hellen Segel bauschen wanderfrohe Morgenwinde,
Über blanke Wellenhügel hüpft mein schlankes Boot geschwinde,
Lachend küßt das Schaumgeriesel weißer Segel schwarze Schatten,
Tief im Meeresgrunde leuchten grünlich-weiße Marmorplatten.

Tag' und Nächte lag ich ruh'los, und ich wußte kein Beginnen,
Tag' und Nächte fuhr ich ruh'los, deinem Antlitz zu entrinnen,
Traum und Küste, Glück und Tränen, Schmerz und Unrast sah ich schwinden,
Muß ich hier auf offnem Meere deine Augen wiederfinden?

Digitized by Google

Jede Welle trägt dein Antlitz, und mein Boot umspielt dein Lachen,
Tausendfältig seh' ich wieder deine Augen auf mir wachen,
Jeder Welle heller Umriß, weißgezackt im Überborden,
Ist ein stummes Winken deiner feingeformten Hand geworden.

Dieser blauen Farben Ruhe, darin träumend ich genesen,
Hab' ich leuchtender und froher einst in deinem Blick gelesen,
Und aus weißer Wolke formt sich deine zierliche Gestalt,
Und du breitest deine Arme: komm doch wieder ... komm doch bald ...

Carl Bulcke

Marie von Bunsen in Berlin:

Angeborenes Temperament

In rasender Eile durchsaust unsere Erdkugel die Weltenraumnacht. Das grausige Dunkel wird durch eine zart uns einhüllende Luftschicht verdeckt; dies ist das gnädige Himmelsblau — die Hoffnung.

Manchmal wird uns das Blau durch Nebel und Gewölk entzogen, es ist jedoch allzeit da, in strahlender Helle, und hinter ihm gähnt allzeit der Abgrund, endlos und schwarz.

Beides besteht. Einige von uns klammern sich an den Himmel, einige glauben nur an die ewige Nacht.

Marie von Bunsen

Carl Busse in Friedrichshagen:

Schlaflose Nacht

Wie viele späh'n gleich mir durch diese Nacht,
Ob nicht ein Schimmer an den Vorhang tastet,
Ob immer noch der Morgen nicht erwacht!
Vergeblich Wähnen! Nur das Dunkel lastet
Ringsum gestaltlos, schwer die Brust beklemmend
Und jeden Blick nach kurzem Pfade hemmend.

Bisweilen auch tanzt jäh und kaum erfaßt
Ein rötlich Flirren feurig auf und nieder,
Steigt wie ein Stern, verwandelt sich, verblaßt —
Und stechend Weh zuckt durch die schweren Lider.
Die Augen brennen. Schlaft doch! Viel zu lang'
Wart ihr heut' wach und dientet ohn' Ermatten.
Was späht ihr so? 's ist nur der Schrank ... der Schrank,
Er schwimmt als Riese ungefüg' in Schatten.

Digitized by Google

Bewegt er sich? Formt aus dem Schnitzwerk nun
Ein Antlitz sich? Will dort ein zweites ragen?
Weh, diese Bilder, die sich rastlos jagen!
Und Haupt und Herz möcht', ach so gerne, ruh'n!

In solcher Nacht ist jedes Herz allein.
Man sinnt und grübelt, schlummert für Sekunden,
Schreckt auf um nichts und dämmert wieder ein,
Zu Ewigkeiten dehnen sich die Stunden,
Und noch so fern des Tages holder Schein!

Wie spät es ist? Die Uhr, die ewig rege,
Lief auch schon ab: durch Nacht und Stille spinnt
Sich nicht wie sonst das Hasten ihrer Schläge.
Stumm liegt sie da ... Und greinend wie ein Kind,
Dem auch das letzte, liebe Spiel entrissen,
Press' ich das Haupt in längst verwühlte Kissen.

Da horch ... von fern, verloren und verfrüht,
Ein Hahnenruf ... des Lebens erstes Zeichen.
Färbt sich der Vorhang? Will das Dunkel weichen?
Sahst du, Prophet, das Licht schon, das erglüht?

Propheten irren. Endlos muß ich harren,
Bis an den Frühruf sich ein zweiter reiht.
Ein dritter folgt. Nun vorwärts, Schnecke Zeit!
Schon wacht die Straße ... erste Räder knarren ...

Gelobt sei Gott! Der Tag ist nicht mehr weit!

Carl Busse

Felix Dahn in Breslau:

Sprüche

Wenn sie zu dir sprechen:
„Biegen oder brechen!" —
Ruf: „Brechen eh' als biegen!" —
Gib acht — so wirst du siegen.

* *

Deutsch sei dein Geist, dein Lied, dein Wort,
Dein Volk dein Stolz und höchster Hort,
Und deutsch, was droh'n und kommen mag, —
Dein Herz bis zu dem letzten Schlag.

* *

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Staat,
Und seine Seele lebt in seiner Sprache.

Felix Dahn

Digitized by Google

J. J. David in Wien:

Gruß und Erinnerung an Westermanns Monatshefte

Bis diesen Tag mocht' ich die Hoffnung nicht fahren lassen, es werde mir trotz dauernder und schmerzensvoller Krankheit glücken, ein leidliches Blättchen für die „Monatshefte" zu entwerfen. Heute muß ich wohl verzichten und mir's damit genügen lassen.

Ich kenne die „Monatshefte" seit langem. Immer sind sie mir durchaus innerlich vornehm, ohne jede Langeweile und im besten Sinne deutsch erschienen. Nach Ausstattung wie nach Inhalt tragen sie für mich zu jeder Zeit ihr eigenes und ihr durchaus gesundes und erfreuliches Gesicht, das man lieber gewinnt, je vertrauter es einem wird.

Und nun sind es viele Jahre her, es wird wohl nicht viel an einem Vierteljahrhundert fehlen, daß ich schwer siech auf der Studentenabteilung des Allgemeinen Krankenhauses lag. Die Stimmung jener Tage, jener Gesellschaft zu schildern, reizt und möchte vielleicht lohnen. Irma Gräfin Taaffe, des weiland österreichischen Ministerpräsidenten Frau, hatte in ihren Bücherkasten schreckliche Musterung gehalten und ihr Ergebnis den kranken Studenten zugewendet. Eine lückenlose Folge von „Westermann" fand sich darunter — ein Schatz, nach dem ich, immer lesehungrig, begierig griff, um ihn nicht mehr fahren zu lassen, eh' ich mir ihn vollends zugeeignet.

Nun will ich nicht leugnen: die holländischen Erzähler, die zu Beginn ziemlich häufig die Wache bezichen, die mochten mir gar nicht recht eingehen. Aber sie wurden doch mit jedem Jahr zurückgedrängt, und deutsche Kunst betonte sich immer kräftiger. Ich war nach meinem ganzen Studien- und Entwickelungsgang — als Germanist — allzusehr der Vergangenheit zugekehrt gewesen, also, daß ich lieber mittelhochdeutsche Verse versuchte, statt die Sprache unserer Tage zu gebrauchen. Nun hielt ich in der Gegenwart Umschau, und siehe — es lohnte gar nicht so übel. Da war einmal Wilhelm Raabe: höchst eigen, daß man sich an ihn erst gewöhnen mußte, um ihn hernach mit allen seinen Schrullen nicht mehr missen zu wollen. Wilhelm Jensen, ungleich aber vielvermögend, trat mir entgegen; vor allem aber er, der mir seither ein lieber Hausfreund geblieben ist, der jene Bände wie ein heimliches Riechbüchslein mit rechter Würze durchdüftete: Theodor Storm.

Und was mir auffiel — überall sonst sah ich Weiblein am Werk, emsig und beflissen, ihre Handarbeit zu tun und süßen Brei zu kochen, der mir auf die Dauer heftig widerstand. Hier erkannt' ich Männerarbeit. Es war erstaunlich, wie wenig an diesen vielen Büchern veraltet war. Nirgends ein Sprung; ein ruhiges Weitergehen genügte, um immerdar Schritt halten zu können. Und neben diese bewährten Namen, denen natürlich das nächste Augenmerk, die erste Neugierde und die Frage galten, ob sie sich auch wohl behaupten könnten, stellten sich immer wieder neue. So war kein Altern. Eine große Mannigfaltigkeit bestand. Ein gutes, bürgerliches Haus: der hier Zugang fand und sich eingewöhnte unter den Tüchtigen, ja Erlesenen, die hier wie heimisch waren und also immer wieder gern und mit ihren besten Gaben zusprachen, der mußte schon seiner Sache sicher und hernach

Digitized by Google

allenthalben willkommen sein. Und so befand sich's denn auch. Hier wurde der Empfehlungsbrief ausgestellt, der Stempel geschlagen, der in deutschen Landen allerorten für gültig erkannt wurde. Und ein rechtes, verständiges Wohlwollen waltete.

Noch denk' ich gern der großen und herzlichen Freude, die mir die erste Annahme einer Erzählung bei Westermann bereitete. Das wird nun auch schon geraume Weile haben. Da ich sie schrieb, sah mir Konrad Ferdinand Meyer, den ich kurz vorher kennen gelernt, bedenklich genug über die Schulter und schielte mir ins Konzept. Trotzdem war Erich Schmidt ihr Fürsprech, und so fand sie denn ein Plätzchen. Es war mir seither nicht so oft vergönnt, am Ort vorzusprechen, als ich's gern getan hätte. Nicht nur, weil eine Zeitschrift immer mehr Rücksichten für sich und die Ihrigen erkennen müssen wird, als eine Zeitung. Klagte schon Goethe über das Überwuchern von Zeitschriften, die sich alle vernehmlich machen und beachtet sein wollten, was würd' er erst heute sagen, da ihre Flut ins Unabsehbare schwillt? Tausend Stimmen klingen in eins; sie wirren und ängsten in Tagen, die ohnedies aller Zerstreuung günstiger sind als jener rechten Sammlung, ohne die der Schaffende weder zu bestehen, noch minder sich würdig zu entwickeln vermag. Und zu allem Unheil lockt der Journalismus mit seinen Reizungen und seiner bequemen Gelegenheit, sich schleunig dessen abzutun, was einen kaum beschäftigen kann, mit seiner Möglichkeit eines raschen und verhältnismäßig sicheren Erwerbes, sehr heftig, ja kaum entrinnlich.

Genug von diesem leidigen Thema, dem man doch bei einem solchen Anlaß schwer vorübergehen kann, wenn man aus der schlimmen Erfahrung vieler Jahre nur zu viel davon zu berichten wüßte, nur zu sehr darunter litt. So groß aber auch der Zudrang neuer Blätter und Blättchen innerhalb der letzten Periode gewesen sein mag — ich wüßte keins, das den „Westermann“ entwurzelt oder entbehrlich gemacht hätte. Nach ihm wird jeder greifen müssen, der deutsches Geistesleben innerhalb einer gewissen Zeit kennen lernen will. Es ist der Titel „Familienblatt“ nicht ohne Fug in einem gewissen Sinne verächtlich geworden. Man denkt einer Art Verlogenheit, die trotz aller scheinbaren Bemühungen im besseren Sinne nicht auszumerzen ist und die kräftigere Naturen in der heillosesten Weise anwidert. „Westermann“ aber darf diesen Titel mit gutem Stolz sich aneignen und tragen. Er hat einen Anspruch auf einen dauernden Platz in der deutschen Familie, wo sie am tüchtigsten und gesundesten ist: da sie auch ein ernstes Wort in ernsten Dingen verträgt, ja fordert; da sie nicht wünscht, die Jugend täte Scheuklappen vor oder sie simulierte mindestens, sie trüge dergleichen, um heimlich und listig darüber hinauszuschielen, statt gelassen ins Leben zu blicken und ruhig und prüfend ins Auge zu fassen, was nun einmal damit verbunden und nicht daraus wegzudenken ist. Dieser war er von Anbeginn zugeeignet; und hier hat er sich wohl genügend bewurzelt. Und nun — alles Gute für die weitere Zukunft!

Max Dessoir in Berlin:

Wissenschaftliches Arbeiten

Ihrem Wesen nach ist wissenschaftliche Arbeit auf ein Sonderdasein angewiesen. Sie soll nicht um des klingenden Lohnes willen und nicht aus persönlichem Ehrgeiz betrieben werden; sie fragt nicht nach dem Nutzen, den ihre Ergebnisse für den wirtschaftlichen Fortschritt, für die Bildung des einzelnen, für die allgemeine Kultur abwerfen können; sie bangt nicht um den Beifall der Masse. Sondern um ihrer selbst willen wird sie ausgeübt. Daher haben zu allen Zeiten die Männer der Wissenschaft sich wie Angehörige eines Geheimbundes gefühlt. Noch heute bilden sie gewissermaßen eine Zunft, die nur ihre eigenen Gesetze anerkennt und den außerhalb Stehenden von ihrem Tun und Treiben keine Rechenschaft abzulegen braucht.

Anderseits darf Wissenschaft doch nicht ein Fremdkörper im sozialen Organismus bleiben. Sie muß eine bestimmte Verrichtung innerhalb dieses Organismus ausüben, um sich lebensfähig zu erhalten. Ein sehr lebhafter Trieb drängt die Gelehrten zu ausgreifender Wirksamkeit. Es wäre verhängnisvoll, würde ihr Wort lediglich im Zunfthause gehört werden; andere, Unberufene möchten dann um so eifriger schreien und das Ohr des „Laien“ gewinnen.

So gilt es heutzutage als würdig, ja als Pflicht, daß einem freundlich geneigten Sinn die Art wissenschaftlichen Denkens sowie das eine oder andere seiner Ergebnisse zur Aufnahme dargeboten wird. Bedeutende Forscher haben Anteil genommen, indem sie teilnehmen ließen.

Diese widersprechenden Forderungen kämpfen miteinander. Wer sich niemals hinauswagt, verkümmert schließlich in der Abgeschiedenheit; wer jedermann zu belehren unternimmt, muß sich oft hinabmindern und erliegt vielleicht der Gefahr, die seine wissenschaftliche Haltung bedroht. Wie ist da zu helfen? Mir scheint: der Ausgleich erfolgt vornehmlich mit Hilfe der g r o ß e n Z e i t s c h r i f t e n. Denn ihre Leser, obwohl nicht so zahlreich wie die Leser der verbreitetsten Tagesblätter, sind sozusagen durchgesiebt, sie sind der Qualität nach das beste Publikum, das der Gelehrte, der nach stärkerer Resonanz strebt, sich wünschen kann. Hier wird mit unverstellter Stimme geredet und ein Widerhall geweckt, der ebenso rein wie laut ist. Demnach lösen Zeitschriften gleich „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften“ eine Vermittleraufgabe von hohem Werte: sie dienen einem gesunden Ausdehnungsbedürfnis der Wissenschaft und einem berechtigten Anspruch aller Gebildeten.

Diesen Sachverhalt heute in dankbarer Gesinnung auszusprechen, erscheint mir als eine Pflicht. Und ich erfülle sie von Herzen gern, da ich nicht nur in mancherlei Beiträgen selber zu geben versucht habe, sondern vor allen Dingen von den „Monatsheften“ stets reiche Belehrung und Anregung empfangen habe.

Max Dessoir

Digitized by Google

Marie Diers in Groß-Lichterfelde:

Ein Sprüchlein

Der du Gott stürmisch gebeten hast:
Nimm von den Schultern mir diese Last!
Ich will dich ein bess'res Sprüchlein lehren:
Gib mir Mut und Kraft zu allem Schweren.
Ich will dir ein stolzeres Sprüchlein sagen:
Laß mich wachsen unter meinen Plagen!

Marie Diers

Hedwig Dohm in Berlin:

Aphorismen
aus dem Gebiet der Frauenemanzipation

Gefühl und Vernunft — so argumentieren die Antifeministen — lehnen gleichermaßen die politischen Rechte für die Frau ab. Auch die Vernunft? Die Vorstellung des Einsseins von Gefühl und Vernunft auf diesem Gebiet ist ein typischer Irrtum. Die Gefühle machen der Vernunft ein X für ein U, lassen sie nach ihrer Pfeife tanzen. Wie würde die Vernunft sich schämen, wenn das Gefühl nicht ihre Blößen deckte.

* *

Zu einer Inzucht des Geistes, die immer denselben geistigen Bezirk umkreist, hat man die Frau gezwungen. Sperrt man Gänse in einen Raum und zieht quer durch diesen Raum einen Kreidestrich, so halten — die Gänse — den Kreidestrich für eine Schranke, über die sie sich nicht hinauswagen. — Wer den Kreidestrich respektiert, der — kann nicht fliegen.

* *

Ein Dichter sagt: „Es gibt Theorien, auf die man nur mit dem Messer antworten kann." Die Frauen haben auf die Theorie von ihrer Familienhörigkeit mit dem Messer — nein, mit dem Schwert geantwortet. Nur stießen sie es nicht dem Gegner, sondern sich selbst in die Brust. Ecce mater dolorosa!

* *

Die Frau wird auf das Haus und das Kind, als ihre heilige Mission, angewiesen. Die Frau fragt: „Wer gibt mir das Haus und das Kind?" — „Der Mann gibt sie dir." — „Aber der Mann ist nicht gekommen!" „Ein Schicksal!"

Die Anweisung auf die Ehe ist, als wollte man etwa ein Tier, das auf Grasfutter angewiesen ist, mit der Aussicht auf eine saftige Wiese so anbinden, daß es die Wiese nicht erreichen kann. Das Geschlecht des Tantalus stirbt nicht aus.

Hedwig Dohm

Marie von Ebner-Eschenbach in Wien:

Parabel und Sprüche

Die Weisheit hatte über Land fahren und ihr Lieblingskind, die Güte, für eine Zeitlang verlassen müssen. Als sie heimkehrte, fand sie ihren schönen, stillen Wohnort zerstört, den Boden durchwühlt, die Saaten vernichtet, die Früchte langen Fleißes in die Winde gestreut. Ihr Liebling aber war schwer verwundet und wanderte scheu und verängstigt über die zur Wildnis gewordene Stätte des blühenden Reichtums und des Segen ausströmenden Friedens.

„O Kind," sprach die Weisheit schmerzerfüllt, „was wird aus unseren Werken, wenn ich dich dir selbst überlassen muß!"

* *

Charakter eines Menschen — seine gebändigte, zugehauene, zugeschliffene, oder seine wild wuchernde Natur.

* *

Der Verstand kann ein Held sein, die Klugheit ist meistens ein Feigling.

* *

Wenn die, die uns nachfolgten, uns nicht mehr erreichen können, schwören sie darauf, daß wir uns verirrt haben.

* *

Eine stolz getragene Niederlage ist auch ein Sieg.

* *

Suche nie dich von einem unbegründeten Verdacht zu reinigen; es ist entweder überflüssig oder vergeblich.

* *

Geistlose kann man nicht begeistern, aber fanatisieren kann man sie.

* *

Schaffen führt zum Glauben an einen Schöpfer.

* *

Wer Gleichheit zu schaffen verstände, müßte der Natur Gewalt antun können.

* *

Die gute Lehr' heißt abgedroschen,
Bevor sie noch was ausgedroschen.

* *

Wer gütig ist und hat recht viel Geduld,
Dem zahlt das Leben jede Liebesschuld.

Digitized by Google

Zu pflücken du nur zögernd wagst
Die Blumen in den Beeten;
Es kommt der Tag, an dem du zagst,
Ein Unkraut auszujäten.

* *

Lieblich blinkender Stern am nächtlichen Himmelsgezelt,
Bist du der Lichtgruß vielleicht einer entschwundenen Welt?

Marie Ebner-Eschenbach.

Otto Ernst in Groß-Flottbeck bei Hamburg:

Sprüche und Aphorismen

Ward je ein großes Glück dir zugemessen,
Zwei Drittel schiebe still davon beiseit'.
Beim einen denk': „Das wird die Scheelsucht fressen";
Beim andern sage dir: „Das frißt der Neid."

* *

Wer glücklich war, will es immer wieder auf dieselbe Weise sein. Aber das Glück wechselt beständig seine Fährte.

* *

Genial kann man auch sein, wenn man lügt; das Genie aber dient nur der Wahrheit.

* *

Du nennst den Schmeichler falsch, wenn er von dir abfällt? Er war ein treuer Spiegel deiner Torheit.

Mancher gilt für unbestechlich, weil er erst nach Jahren quittiert.

* *

Kleine Sünden schützen uns oft vor den großen wie die Schutzblattern vor den echten Blattern.

* *

Gewisse Rezensenten gleichen den bösen Weibern, die an dem Künstler, solange er lebt, kein gutes Haar lassen, bei seinem Begräbnis aber die schöne Leiche beflennen und ihm die erste Ehre erweisen.

Otto Ernst

Gustav Falke in Hamburg:

Von den großen Monatsrevuen geht eine nachhaltigere Wirkung aus als von den Tagesblättern. Hier erdrückt und erstickt die Fülle des folgenden Tages die flüchtigen Anregungen des vorhergehenden. Die Monatsblätter bleiben in der Hand des Lesers, werden gesammelt, gebunden, zu wiederholtem Gebrauch hergenommen. Unter diesen segensreichen Revuen stehen „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte" seit einem halben Jahrhundert in erster Reihe. Schon vor dreißig Jahren, als ich noch Buchhandlungsgehilfe war, nahm ich diese gelben Hefte immer mit besonderer Hochachtung in die Hand. Und wie sich mir aus jener Zeit mit der „Gartenlaube" der Name der Marlitt verknüpft, mit Rodenbergs „Rundschau" die vornehme Poetengestalt Paul Heyses, so klingt jedesmal, wenn ich eins der Monatshefte Westermanns zu Gesicht bekomme, der liebe Name Wilhelm Raabes in mir auf.

Ilse Frapan-Akunian in Genf:

Aus einer Rede

(November 1905)

Es ist eine große Zeit. Wir erleben Ungeheures. Die Menschheit steht vor einer längst und glühend ersehnten Entscheidung. Alle Hände ans Werk, um sie herbeizuführen! Die Flammen springen über nach allen Seiten, ganz Europa wird frei! ... Und Europa nicht allein. Es geht ein Dehnen und Recken durch die Welt, ein Donnern und Schüttern. Ein Berg fällt herunter vom Herzen der alten Erde, die kein Blut mehr will, die Frieden will und Gedeihen und Glück für alle ihre Kinder ...

Ludwig Geiger in Berlin:

Das Erscheinen des hundertsten Bandes von „Westermanns Monatsheften" erregt in mir fröhliche und trübe Empfindungen. Trübe, denn er erinnert stark an das eigene Alter und das Dahingehen ganzer Generationen von Redakteuren und Mitarbeitern, unter denen ich arbeitete und mit denen ich schuf. Fröhliche, und diese wiegen vor. Als ich anfing, für Westermann zu schreiben — mehr als ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen —, war es in Universitätskreisen nicht allgemein Sitte, in Nichtfachblättern aufzutreten, und der Bruch mit der Tradition wurde von den ehrwürdigen Staatsperücken den Jüngeren ziemlich verdacht. Trotzdem habe ich eifrig fortgefahren, durch die Gunst der Redaktion getragen, für die Zeitschrift zu arbeiten, und habe die Freude gehabt, auf Reisen oder in größeren gebil-

Digitized by Google

deten Kreisen mich zu überzeugen, daß gerade durch die in den Westermannschen Heften erschienenen Artikel mein Name bekannt wurde und die Sachen, die ich der Mitteilung für wert hielt, in weite Kreise drangen. Zu dieser äußeren kam auch die innere Freude. Denn wie es den Hochschullehrer erfreut, sein Wort auch von anderen Kathedern in weitere Kreise dringen zu lassen, nicht etwa um leicht erreichbare und ebensoleicht vergängliche oratorische Erfolge zu erringen, sondern um einer wirklich bildungseifrigen Menge anmutige Gelehrsamkeit zu übermitteln, so gewährt es dem Manne der Wissenschaft eine wirkliche Befriedigung, die Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeit auch den großen gebildeten Kreisen vorzulegen. Mir hat es immer wohlgetan, Vorträge, die ich an manchen Orten gehalten hatte, in den „Monatsheften" abgedruckt zu sehen. Namentlich seitdem ich seit einem Jahrzehnt und länger die Richtung meiner Studien auf die Auffindung und Verwertung handschriftlichen Materials wende, waren mir die Westermannschen Hefte die willkommenen Vermittler für die große Lesewelt. Dank der Verbreitung und Popularität dieser Hefte wurden die Persönlichkeiten, denen ich in der Rolle eines Entdeckers oder zärtlichen Impresarios gegenüberstand, einem großen Teil der gebildeten Deutschen vertraut, und sie, die ich aus langer Verborgenheit ans Licht gezogen, wanderten nun überall, wo Deutsche wohnten, als gute Bekannte.

Zu einem Jubelfest darf der Gratulant wohl einen persönlichen Ton anschlagen; hebe ich hervor, was die Westermannschen Hefte mir gewesen sind, so erkläre ich nicht nur den Grund meines Glückwunsches, sondern deute auch die Ursachen an, aus denen andere, gleich mir, sich diesen Heften dankbar verpflichtet fühlen. Eine wirkliche Gratulation soll aber außer dem Dank einen Wunsch enthalten. Und so sei der Erinnerung an vergangene Zeiten der Wunsch für kommende hinzugefügt, der nämlich, daß das literarische Unternehmen, das nun im besten Mannesalter steht, sich auf seiner Höhe erhalte, und je mehr es in den Jahren vorrückt, um so größere Frische und Reife erlange.

Ludwig Geiger

Walther Gensel in Groß-Lichterfelde:

Kunst

Nirgends ist der Chauvinismus weniger angebracht als in der Kunst; vor Shakespeares Trauerspielen und Michelangelos Bildwerken schwinden alle Rassen und Stammesunterschiede.

Und doch fühlt der Deutsche im Auslande sich niemals so als Deutscher wie vor Dürers Bildern oder Beethovens Sinfonien.

Das ist eins von den vielen Wundern der Kunst, daß sie das Fremde liebend verstehen und doch zugleich das Eigene als solches tiefer empfinden lehrt.

W. Gensel.

Adele Gerhard in Berlin:

Wintertraum

Würdet ihr glauben, daß ihr mitten im Herzen Berlins seid, wenn ich euch im Frühsommer in meinen kleinen Garten führte? Freilich aus der Ferne blinken da irgendwo durch die Bäume die Fenster des Abgeordnetenhauses, ein Klingen der elektrischen Bahn tönt dann und wann, aber wie ganz aus der Weite — traumhaft in seiner Wirklichkeit — in die grüne Versonnenheit. Doch diese Töne der Großstadt sind ohne Kraft — mühsam sagt ihr euch: da ist sie, da ganz nahe. Gewiß, aber ihr spürt sie nicht. Kommt ihr noch so gehetzt aus den fürchterlichen Straßen, das Geräusch der Automobile im Ohr, das Stoßen, Treiben, die Rastlosigkeit in allen Nerven, ihr werdet still und heiter, wenn ich euch bei der Hand nehme und durch den langen dunklen Kellergang in meinen grünen Winkel führe. Ja, wenn ihr diese seltsame Wanderung vollbracht, zwischen allerlei Gerümpel, altertümlichem Hausrat euch durchgetastet habt, so lächelt euch am Ende ein grünes Fensterlein, und ihr tretet in den kleinen Garten, wo die Akazien winken und die weißen Rosen voll und stark und süß duften. Ganz still ist es dort. Über die niedrige Mauer blickt vom Nachbarhaus eine wilde Kastanie. Ihre Kerzen glänzten uns lange in weißer, leuchtender Pracht, und unter ihr gurren die Tauben, die blauen, die grauen, die braunen Tauben. Und dann wandert ihr mit mir unter den alten Nußbäumen dahin, schaut, wie dort zwischen dem Weinlaub ein verlassenes Drosselnest winkt. Es ist still in dem Nest geworden, weil meine Jugend gar oft zu laut war ... Denn in der Ecke des Gartens steht an dem großen Sandhaufen ein kleiner Junge mit grauen, strahlenden Kinderaugen und schaufelt und schaufelt. Wundervolle Gebirge und geheimnisvolle Tunnels entstehen da, und zuweilen tönt ein heller Jubelruf, wie Kinder aufjubeln, denen es gut geht, über die man noch schützende Mutterarme breiten darf, die noch kein rauher Lufthauch traf. Und der Jasmin duftet ganz heiß und merkwürdig, und kommt ihr ein paar Wochen später mit mir, so ist der Boden des Gartens, die schmalen Wege von weißen, leis hinabsinkenden Blumenblättern wie überschauert, und am Spalier seht ihr kleine grüne Äpfel. Und ihr wißt nicht, daß ihr in Berlin seid, und es ist auch nicht wahr. Denn was will der Verstand mit seinen toten Begriffen, der euch erzählt, daß ihr mitten in der keuchenden Stadt seid, während euch doch die Stille umschmiegt und ihr die Einsamkeit eines fernen, friedvollen Erdenwinkels fühlt.

Und wie ertrüge man auch ohne die Hoffnung auf diesen lieblichen Fleck Erde die langen, langen Monate, da an jedem Tag der Himmel tiefer und grauer herabsinkt, da man in die Flamme starrt, Scheit auf Scheit in das Kaminfeuer legt, immer ein neues — wie ertrüge man sie, wenn nicht, sowie erst das letzte Reis vom Weihnachtsbaum im Kamin verglüht ist, eine süße Kinderstimme neben uns tröstend sagte: „Nun ist es ja schon bald März, und der Krokus kommt und die Narzissen, die wir im Herbst in die Erde steckten. Ja, und in diesem Jahre waren es auch Maiglöckchen. Ob sie wohl blühen werden?"

Adele Gerhard

Digitized by Google

Adolf Glaser in Rom:

Heimat

Spricht das Kind:
Wo den Tag ich sah,
An der Eltern Hand
Schutz und Pflege fand,
Ist Heimatland.

Spricht das Weib:
Wo des Mannes Arm
Liebend mich umwand,
Haus und Herd ich fand,
Ist Heimatland.

Spricht der Mann:
Wo im Lebensdrang
Heiß im Kampf ich stand,
Wo ich Ehre fand,
Ist Heimatland.

Spricht der Greis:
Still im Abendglanz
Winkt der nahe Strand;
Wo ich Frieden fand,
Ist Heimatland.

A. Glaser

Claire von Glümer in Dresden:

Rückblick

Meine achtzig Lebensjahre,
Welch ein kämpfereiches Bild!
Aber aus der Zeiten Ferne
Grüßt mich alles friedlich mild.
Wozu fragen, ob mehr Leiden,
Ob mehr Freuden mir gegeben?
Aus des Alters stillen Tagen
Blick' ich dankerfüllt zurück.
Freud' und Schmerz vereint ist Leben,
Und zu leben war mir Glück.

Claire von Glümer

Rudolf von Gottschall in Leipzig:

Die neue Dichtung muß dem modernen Geiste huldigen, dem Geiste unseres Jahrhunderts, seiner Gedankenwelt, seinen die Herzen bewegenden Gefühlen und Begeisterungen. Dieser Anforderung entspricht nur zum Teil die Moderne, welche diesen Namen für sich in Anspruch nimmt. Ihr Naturalismus ist eine einseitige Form, die nur bei gewissen Stoffen ein Recht hat; ihr Symbolismus ist mittelalterliche Phantasterei; einige ihrer gepriesensten Dichter können nur als Epigonen der romantischen Schule betrachtet werden, die sich längst überlebt hat. Viel mehr moderne Dichter finden sich unter

denen, die nicht mit dieser Etikette einer Clique behaftet sind, und auch unter der Flagge der „Illustrierten Monatshefte" sind viele in See gestochen, denen der moderne Geist den günstigen Fahrwind schenkte.

Rudolf von Gottschall

❋ ❋

Max Grad in Mannheim:

Der Schmetterling

(Aus einem Zyklus „Wenn Tiere sprechen könnten")

Der Gewitterregen hatte große Tropfen auf dem Rosenstrauch zurückgelassen. Langsam und vorsichtig versuchten die zarten Triebe und kleinen Zweige sich wieder zu heben. Die herrlichen Rosen und zahllosen kleinen Knospen senkten tief ihre Häupter. Die einen, bescheiden wie in Demut, als drücke sie die eigene Schönheit, die anderen zitternd und in Angst erschauernd, die grellen Blitze möchten wiederkehren, die vorhin über sie hingezuckt. Noch andere traurig und müde. Das waren diejenigen, deren Leben zur Neige ging. Vollerblühte, königliche Blumen und unendlich viele kindliche Knospen. Dem Tod entgegen!

Ich war wohlgeborgen im dichten Gezweig, nahe an dem starken Stamm, und hatte nicht gelitten unter dem rauschenden Regen. Da wagte ich mich früh heraus, denn die Sonne lugte durch Wolkenritzen, und die Tropfen funkelten auf wie Demanten. Trügerische Herrlichkeit! Von einem leichten Wind bewegt, warfen sich die Blätter diese glitzernden Edelsteine zu, und ein großes fing so viele davon auf, daß ein kleiner See darin entstand. Plötzlich ergoß sich die Flut über mich. Kalte Schauer überrieselten meinen Körper: halb schon erstarrt, taumelte ich zur Erde.

Als ich erwachte, da war es auf einem großen, weißen Blumenblatt, wie ich dachte. Warm und wohlig fühlte ich, wie mich neues Leben durchströmte. Ein zweites solches Blatt richtete sich um mich auf, daß kein kühler Zug mich mehr treffen konnte.

Sanft und unendlich wohlklingend tönte eine Stimme: „Armer, kleiner Schmetterling!"

Ein roter, schwellender Mund, den man ohne weiteres für eine Rose hätte halten können, wärmte mich in küssendem Hauch. Ich spürte, wie meine Flügel trockneten, und versuchte mich zu regen.

„Er wacht — er lebt!" sagte die sanfte Stimme freudig.

Da sah ich erst so ganz bewußt um mich. Auf der Hand eines jungen Mädchens befand ich mich. Als wäre es selbst eine eben erschlossene Frühlingsblüte, stand es da, von der Maisonne goldig umflossen, die das weiße Gewand und das flimmernde, lichte Haar aufleuchten ließen.

„Du bunter Sommervogel, erwache — die Sonne scheint ja wieder," sagte ein Mann. Er war ein Dichter — und er sah nicht mich an, sondern das feine Köpfchen, das auf schlankem Halse sich über mich beugte.

„Eine lebendige Blume auf weißem Marmor!" sagte ein anderer, ein — Bildhauer! Und der sah nicht mich an, sondern die wunderschönen Hände.

Digitized by Google

„Vanessa Jo!"

Dürre, lange Finger krallten nach mir. Gleich feurigen Rädern stierten mich zwei Brillengläser an.

„Richtig, Vanessa Jo! Dieses herrliche Exemplar darf ich mir wohl ausbitten für meine Sammlung, gnädiges Fräulein!"

Da schloß sich leise bebend die weiße Hand um mich. „Er ist mein, Herr Doktor — mein sein kurzes Leben, und das schenke ich ihm und dem Frühling!"

„Verkörperte Poesie!" murmelte der Dichter.

„Göttliche Fee, die Leben bewahrt und verteidigt," flüsterte der Bildhauer.

Ich bewegte mich wieder. Nun wußte ich, daß die dürren Finger dem Gelehrten gehörten, in dessen Studierstube ich erst jüngst geblickt. Ein entfernter Verwandter hatte mich damals besucht. Lange umflatterten wir die blau-lila Glyzinien, die sich längs der Hauswand um die offenen Fenster zogen, und saugten süßen Honig und berauschenden Duft. Die Welt schien mir ein einziges Sonnenbad — ein Meer von warmen Strahlen.

„Sieh dort hinein!" sagte der Vetter feierlich und stolz. Ich sah in die Stube und erbebte. Steif und starr, aber in fast ungetrübter Farbenpracht, hingen unsere Vorfahren unter Glas und Rahmen an der Wand.

„Ist das nicht schön und erhebend? Nicht einfach vergehen, zwecklos vermodern nach kurzem, vertändeltem Dasein: nein, noch ein langes Leben nach dem Tode! Wie herrlich, der Wissenschaft zu dienen! Und ein Monument ist man sozusagen. Man hat eine Nadel durch den Leib gebohrt, aber — man stellt doch etwas vor!"

Eine Nadel mitten durch den Leib!! Alle, alle hatten sie's! Entsetzlich! Mich fror, und Furcht überkam mich. Ich floh den Vetter und die duftenden Glyzinien. Bald darauf aber, als mich schmeichelnde und kosende Winde umfächelten, war alles vergessen. Ich glitt von Blume zu Blume und spielte mit den Milliarden von Sonnenstäubchen, die in schrägen Streifen in der Luft hingen.

Und nun tauchte plötzlich jener grausame Mann dicht vor mir auf. Sollte er mich dennoch bekommen? Eine Nadel sollte mich durchspießen wie die anderen, sobald die hageren Finger mich umschlossen hielten? Nimmermehr! Ich reckte und hob mich. Dann aber wurde ich siegesgewiß, im frohen Gefühle beschützt zu sein.

Weit streckte sich der schlanke Arm aus — frei saß ich auf der zarten Fläche dieser kleinen Hand.

„Fliege — lebe — trinke Sonne und sauge Honig aus den Blüten des Lenzes!"

Und ich flog. Aber nur ein wenig hob ich mich empor und wiegte mich in der Duftwelle, die der West vom Syringengebüsche herübertrug. Langsam ließ ich mich dann wieder niedersinken auf die weiße Insel, die mir Schutz geboten. Bei dir, du Holde, fürcht' ich mich nicht!" wollte ich sagen.

„O! Er kommt wieder — freiwillig kehrt er zurück!"

Diese Stimme! Wie Musik — eine Stimme, die man in tiefen Träumen noch vernimmt! Purpurn wob die sinkende Sonne eine Gloriole um die lichte Gestalt.

„Ich empfehle mich!" sagte der Doktor gekränkt und ging.

Digitized by Google

Regungslos stand der Dichter, und herrliche Worte, zu Versen gereiht, wollten ihm auf die Lippen treten. Er sah nur „Sie“, und ihm war, als schlüge die Blüte seines Lebens erst jetzt aus in seinem Herzen.

Die Augen des Bildhauers hingen an dem lieblichen Kinde: „Psyche!“ sagte er leise.

Einigemal umflatterte ich noch das leuchtend blonde Haupt, und meine bunten Flügel streiften diese reine Stirn. Dann trug mich der laue Abendwind weiter.

Aber ich will wiederkehren, wenn ich den Tod nahen fühle! Zwischen maigrünen Bäumen, an deren uralten Stämmen das fahle Mondlicht herniederträufelt, unter dem heißen Duft von Jasmin und Flieder möchte ich in ihren Schoß taumeln und dort mein kurzes Frühlingsleben aushauchen. Die weißen Hände werden mich auch dann noch beschützen und mich begraben unter einem Hügel von Rosenblättern, zu Füßen des alten Strauches, wo „Sie“ mich gefunden.

Max Grad

Marie Eugenie delle Grazie in Wien:

Letzte Stunde

Einst kommt die Stund' — ich weiß nicht, ob sie nah —
Doch kommen wird sie, und dann steht es da,
Das Bild, das ich im Geist wie oft gesehn,
Des Tages, da ich werd' von hinnen gehn ...

Die ich geliebt, sie gingen mir voran,
Fremd starren fremde Antlitze mich an;
Und fremd wie sie und jedes Sinnes bar
Scheint plötzlich mir, was einst mein Leben war.
Wie fragend sucht mein Blick die Stube ab —
War sie denn so viel heit'rer als ein Grab?
Ich schlief darin und träumte, jahrelang —
Und manche Stunde gab's hier — todesbang
Und bänger noch wie die ... und manche Nacht,
Da ich gewünscht, ich wäre nie erwacht,
Zu dieses Lebens dunklem Schattenspiel,
Zu diesem Ringen ohne Zweck und Ziel ...

Nahm wirklich ich dies alles einst so schwer —
Gab Blut und Tränen dafür hin und mehr?
Fand in dem einen Antlitz all mein Glück,
Wich vor dem andern scheu und bang zurück?
Trug Lieb' und Groll und Haß und Qual in mir,
Und litt und rang ... Und frag' mich heut': „Wofür?“
Und fühl' und sehe plötzlich schmerzhaft klar,
Daß Wahn mein Tun, ich selber — Spielzeug war!
Was mir Natur an Leben eingehaucht,
So viel hat sie in diesem Spiel verbraucht,

Digitized by Google

Nicht ich … mir lieh sie gnädig nur den Geist,
Zu spüren, wie sie martert und zerreißt
Und dieser letzten Stunde Bitterkeit
Jenseits von allem Gaukelspiel der Zeit.
Was ich gegrübelt auch und was getan —
Noch starrt das Leben höhnisch-fremd mich an.
Nicht einem einz'gen Rätsel kam ich nah,
Und wenn: war ich nur für die Rätsel da?
In viele Seelen drang mein Blick hinein —
Doch ward nicht eine Seele je ganz mein.
Den letzten Schleier zog von keiner ich —
Und keines Weisen Blick enthüllte mich.
Denn dieses Letzte heißt Natur … und schweigt
Und trennt und herrscht — bis unser Tag sich neigt.

Was geht zu Ende hier? Ich weiß es nicht …
Erwartet drüben mich ein neu' Gesicht?
Ein andrer Tag? Ein hell'rer, schön'rer Traum?
Ich bin so müde, und so wünsch' ich's kaum …
Doch zwischen diese Stub' und zwischen mich
Senkt leis ein schattengrauer Schleier sich.
Erst leuchtet noch hindurch, was mich umgab,
Was mir gewohnte oder teure Hab'
Einst war: ein Bild, vor dem ich oft gesäumt,
Die Dämmerecke, drin ich still geträumt,
Der Stuhl, in dem dereinst der Liebste saß,
Ein Marmorkopf, so feierlich und blaß …
Noch Zeit und Raum, des Lebens letzte Näh',
Solang ich dies und das noch kenn' und seh',
Solang ein Spinnwebfaden nur mich eint
Mit dem, was Leben heißt, ist oder scheint.

Dies alles lächelt mir noch einmal zu,
Und drüber liegt geheimnisvolle Ruh' —
Des Feierabends letzter, müder Schein …
Dann wird der Schleier dunkler … Nacht bricht ein,
Und wie die Flore grau, gespenstisch winken,
Fühl' ich das große, heilige Versinken …

[Unterschrift]

Cornelius Gurlitt in Dresden:

Die Grenzen des Realismus

Ein Gedankenspiel

In einem Thüringer Dorfe, in dem ich einst übernachtete, spielte eine wandernde Schauspielertruppe. Ich sah der Vorstellung zu und saß dann am Abend mit dem Gastwirt bei einem Glas Bier zusammen. Wir kamen auf

die Schauspieler zu sprechen, auf die der Wirt mit Geringschätzung herabsah: „Glauben Sie den Kerlen nur nichts! Wenn die auf der Bühne sind, dann schimpfen sie aufeinander oder tun, als wenn sie sich weiß Gott wie sehr liebten. Das ist aber alles nur Mumpitz! Sie verstellen sich bloß!“

Der Mann ließ sich also im Theater nicht täuschen. Er glaubte dem Dichter und dem Darsteller nicht. Er war also zweifellos ein rechter Dummkopf, unfähig zum künstlerischen Genuß, geärgert durch das Erkennen der Unwahrheit, wo es doch klüger gewesen wäre, sich täuschen zu lassen.

Ein anderes Mal saß ich in einem Volkstheater in Manchester: Arbeiter ringsum in dem vom Rauch umhüllten großen Keller. Man spielte eins der bluttriefenden englischen Volksstücke. Die Menge empfing den Bösewicht des Stückes mit lautem Geschrei: Hu, hu! Als er endlich gar ein unschuldig verfolgtes Mädchen niederschoß, warf man in stürmischer Entrüstung Apfelsinen und schwerere Dinge nach ihm: die Leute ließen sich vom Vorgang auf der Bühne gründlich täuschen; sie waren ehrlich empört über so viel Gemeinheit, wie ihnen da vorgeführt wurde. Und sie waren zweifellos wieder rechte Dummköpfe, unfähig zum künstlerischen Genuß, geärgert durch das Nichterkennen der Unwahrheit, wo es doch klüger gewesen wäre, sich nicht täuschen zu lassen.

Wer ist nun der größere Dummkopf, der, der sich täuschen läßt; oder der, der sich nicht täuschen läßt? Wer empfindet künstlerischer, der, dem der Vorgang im Trauerspiel als ein Erlebnis erscheint; oder der, der es ablehnt, den Vorgang als Erlebnis aufzufassen? Waren jene Schauspieler auf dem besseren Wege, die so spielten, daß man ihnen nicht glaubte; oder jene, die so spielten, daß man ihnen glaubte? Soll die Kunst uns die Wirklichkeit geben; oder soll sie sich mühen, nicht als Wirklichkeit zu erscheinen?

Oder besteht der künstlerische Genuß darin, daß man sich der Täuschung, der man sich willig hingibt, bewußt bleibt? Dann wäre **die** Kunst die rechte, die alles daransetzt, der Wahrheit, der Wirklichkeit so nahe als möglich zu kommen. **Die** Kunst aber wäre die falsche, die dies Ziel erreicht, die zur Wirklichkeit wird. **Gute** Kunst wäre also die, die eine möglichst starke Täuschung hervorruft; und **schlechte** die, die eine völlige Täuschung hervorruft. Im Bewußtbleiben der Täuschung bei gläubiger Hingabe an diese besteht also der künstlerische Genuß; in der höchsten Wahrheit bei bewußter Unwahrheit besteht die echte Kunst.

Cornelius Gurlitt

Otto Hauser in Wien:

Der Uhrmann

Eine kleine Geschichte für Kinder

Wir hatten daheim eine sehr alte Uhr, die meine liebe Mutter noch von ihrer Großmutter geerbt hatte, und wer weiß, ob die sie nicht auch schon von ihrer Mutter bekam. Die Uhr stand auf der Kommode. Sie hatte ein weißes rundes Zifferblatt mit schwarzen Zeigern, so lang und dünn wie Spinnenbeine, und die Ziffern waren so schön, daß ich sie schon mit vier Jahren lesen konnte. Der Kasten war von rotbraunem Holz und glatt

Digitized by Google

poliert, nur schon ein wenig wurmstichig, und ganz gebaut wie ein Haus, und oben über dem Zifferblatt war ein kleines Fenster. Aus diesem Fenster nun guckte zu jedem Stundenschlag ein Uhrmann herunter, einen Dreimaster auf dem gepuderten Haar und in grünem Frack und roter Weste, und machte so viel Dienerchen, als es gerade schlug. Das heißt: so viel hätte er machen sollen, aber er machte eben nicht so viel. Und das war das Besondere an diesem Uhrmann. Schlug es zwölf, so machte er nicht mehr als einen einzigen langen und wichtigen Diener, als verneigte er sich mindestens vor einem Hofrat oder Kameralgerichtsobersekretär; schlug es aber ein Uhr, dann machte er schon zwei Diener, und um zwei Uhr drei, und so weiter, alle zwölf Stunden herum. Und so war er immer der Zeit um eine ganze Stunde voraus. Mir nun war das immer lustig anzusehen, wie er seine Diener so ganz verkehrt machte, und ich konnte gar nicht erwarten, bis die Stunde voll war, und paßte immer schon lange vorher auf den ersten Schlag. Der Uhrmann schien zu merken, daß ich ihm so viel Aufmerksamkeit schenkte, denn, wie ich bald beobachten konnte, verneigte er sich gerade gegen mich. Aber ich hatte trotzdem keinen so großen Respekt vor ihm, wie ich hätte haben sollen, wenn ich gewußt hätte ... aber das kommt erst später an die Reihe. Mein Vater ärgerte sich einfach über den Uhrmann, und regelmäßig an jedem Sonntag, wenn er die Uhr aufzog, stocherte er mit einer Stricknadel (die er meistens meiner Mutter aus ihrem Strickstrumpf zog, so daß sie dann mühselig alle die Maschen wieder aufnehmen mußte) in dem Räderwerk herum, um doch endlich herauszubekommen, wo der Fehler lag; aber er bekam ihn nicht heraus. Er wurde manchmal ordentlich böse auf die Uhr, und dann kam meine liebe Mutter und sah, was mit ihrem Strickstrumpf geschehen war, und wurde auch böse, und dann kam ich auch noch herzu, und weil ich dann immer im Wege stand, bekam ich zuletzt noch Jackenfett. Und das hatte dann alles der Uhrmann verschuldet. Aber ich konnte ihm doch darum nicht böse sein. Gerade nach solchen vergeblichen Versuchen dienerte er besonders schön und, wie mir schien, mit einem gewissen Stolz, als wollte er sagen: „Seht, ich bin noch immer um eine Stunde voraus."

Zuletzt aber verlor mein Vater die Geduld. Jeden Sonntag den Ärger zu haben und in der Woche wer weiß wie oft noch obendrein, das war zu viel, dem mußte abgeholfen werden. So bestellte er denn für den folgenden Tag den Uhrmacher ins Haus, der sollte alles in Ordnung bringen. Kaum hatte mein Vater seinen Entschluß ausgesprochen, so schien mir auch der Uhrmann verändert, schon beim nächsten Stundenschlag. Er dienerte so steif, wie man es nur tut, wenn man aufs tiefste gekränkt ist. Und das war er auch, wie ich von ihm selbst erfuhr. Nämlich in derselben Nacht, als ich eben so recht gut eingeschlafen war, kam es auf einmal mit kleinen leisen Schritten über meine Decke herspaziert. Ich merkte das und setzte mich auf, und als sich meine Augen an das Dunkel im Zimmer gewöhnt hatten, wen sah ich vor mir stehen? Niemand anderen als unseren Uhrmann. Er dienerte wieder und sprach einige höfliche Worte als Einleitung: er habe längst bemerkt, wie sehr ich ihn, wenn er so sagen dürfe, bewundere, und daß ich seiner tiefdevotesten Ergebenheit versichert sein möge. Dabei nannte er mich stets seinen Gönner und behandelte mich ganz als einen großen Herrn, der ich ihm gegenüber auch gewißlich war. Endlich sagte er: „So wende ich mich denn an Euer Gnaden, hochgeschätzter Herr Gönner, und

bitte Sie in tiefster Ehrfurcht, mich vor dem schrecklichen Geschick zu bewahren, das mich zu treffen droht. Ich bin so lange meiner Zeit voraus gewesen, daß ich es nicht ertragen könnte, es nicht mehr zu sein. Dies wäre zu viel für mich, ich könnte diesen Schlag nicht überstehen. O, Sie werden gewiß mir nachfühlen, wie tief ich bekümmert bin! So darf ich mich auch getrost an Sie um Hilfe wenden. Treten Sie ein für mich! Kämpfen Sie für mich! Es ist ja so edel, für einen sich einzusetzen, der seiner Zeit voraus ist. Ich appelliere an Ihren Edelmut."

„Ach, Verehrtester," sagte ich auf diese Rede und suchte ebenso höflich zu sein, „Sie wissen, daß meine Macht nur gering ist. Mein Vertrauen besitzen Sie ja ganz, aber mein Vater ist ein zu gewaltiger Herr, als daß ich etwas gegen ihn unternehmen könnte. Verzeihen Sie, daß ich mich entschuldige und die ehrenvolle Aufgabe, für Sie zu kämpfen, nicht auf mich nehmen kann. Lassen Sie mich Ihnen aber mein tiefstes Mitgefühl ausdrücken, und seien Sie der Aufrichtigkeit meiner Empfindungen versichert."

Da dienerte der gute Uhrmann noch einmal, nicht mehr so stolz wie sonst, sondern traurig und fast linkisch, in einer Art demütiger Ergebenheit in sein Schicksal, die ihn fast rührend machte, und ging.

Am nächsten Tage kam wirklich der Uhrmacher. Er nahm das ganze Werk auseinander und setzte es dann wieder zusammen, aber, wie mir der Uhrmann in der Nacht gesagt hatte, so geschah es. Er kam jetzt überhaupt nicht mehr aus seinem Fenster heraus.

Ich aber sah von dieser Zeit nur mit einer gewissen Traurigkeit auf das geschlossene Fenster, und wenn es dann schlug und das Türchen noch immer geschlossen blieb, dann dachte ich an meinen Uhrmann, aber nicht, wie er heruntergedienert hatte, sondern wie er damals dienerte, als er von mir ging.

Otto Hauser

❋

Ludwig Heck in Berlin:

Erinnerung und Gruß an Westermanns Monatshefte

Mitten zwischen all dem Wust gleichgültiger Neujahrskarten kommt mir Ihre ehrenvolle Aufforderung, zum hundertsten, zum Jubiläumsbande der „Monatshefte" einen Beitrag zu liefern. Das stimmt mich stolz und nachdenklich zugleich.

Ich denke zurück an ein schlankes, grün gebundenes Buch mit einem Affenkopf auf dem Deckel, das ich schon seit meiner Gymnasiastenzeit besitze und heute noch gar manchmal hervorhole, weil es eine Fundgrube ist namentlich für historisch-zoologische Einzelheiten, in denen der längst verstorbene Verfasser Friedrich Lichterfeld groß war. Es heißt „Illustrierte Tierbilder". Ein etwas komischer Titel, aber ein sehr ernster, gediegener Inhalt und prächtige Zeichnungen dazu von unserem trefflichen Brehm-Illustrator, dem gleichfalls lange dahingegangenen Gustav Mützel!

Ein ganzer Abschnitt jetzt schon vergangener und historisch zu würdigender gemeinverständlicher Tierkunde und volkstümlicher Tierdarstellung in Wort

Die alte Wasserkunst in Stettin. Zeichnung von Adolph Menzel, 1851.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

und Bild steigt vor der Erinnerung auf, eindringlich klar und zu Herzen sprechend namentlich für diejenigen, die in und an jener Zeit sich selbst emporgebildet haben. Namen wie Brehm, Bodinus hallen in der Seele wieder: verehrte und vertraute Klänge aus der Jugendzeit der überquellenden Wünsche und kühnen Pläne, die, wenn ein gütiges Schicksal sie verwirklicht, sich in ernste Arbeit und schwere Verantwortung verwandeln, darum aber dem Herzen nicht weniger teuer werden!

Und man wird wieder einmal inne, wieviel an der Geistes- und Herzensbildung jedes einzelnen von uns, die wir heute geistig ausgewachsen sind, die Familienzeitschriften mitgearbeitet haben, die im Vaterhause auf dem Tische lagen, auf demselben Tische, auf dem man auch die leibliche Nahrung empfing. Denn eine Sammlung von Aufsätzen aus den „Monatsheften“ war jenes obengenannte Werk, das heute noch seinen eigenartigen Wert besitzt.

Und wie in meinem Fache, so geht es sicher in vielen anderen, wohl in allen anderen, die zur allgemeinen Bildung gehören. Jeder, der heute schaffend im Leben steht, wird sich wohl einer oder der anderen nachhaltigen Anregung erinnern, die er auf diese Weise empfangen hat. Bei mir wenigstens waren nachweislich die „Illustrierten Tierbilder“ schuld, daß ich als junger Student in einem akademisch-naturwissenschaftlichen Verein einen Vortrag über die Leoparden und den schwarzen Panther hielt, der schon ganz in der Richtung ging, wie heute noch meine allgemeinen Anschauungen.

Inzwischen habe ich selbst manchen Beitrag zu den „Monatsheften“ liefern dürfen, der als Ergänzung und zeitgemäße Weiterführung dessen gelten kann, was mir als jungem Menschen die gern gelesenen, um nicht zu sagen gierig verschlungenen Blätter seinerzeit boten. So über die pferdeartigen Tiere, ein Gegenstück vom Tage zu dem alten historisch gefärbten Aufsatz von Lichterfeld über die Wildesel. Ich konnte darin das allerinteressanteste pferdeartige Tier nach dem Leben schildern, den Przewalskischen Tarpan oder das Urwildpferd, wie ich es genannt habe, die einzige noch lebende Stammform unseres Hauspferdes, und die „Monatshefte“ brachten die erste farbige, im Berliner Zoologischen Garten vor der Natur gefertigte Abbildung dieses so lange vergeblich herbeigewünschten, auch in den Museen ganz seltenen Tieres nach einem Aquarell von Paul Neumann.

In anderen Aufsätzen konnte ich aus der Säugetier- und Vogelwelt unserer Kolonien und aus der vielgestaltigen Wiederkäuergruppe der Antilopen schöne und beachtenswerte Formen vorführen, unterstützt durch denselben Künstler. Das unerschöpfliche und durch den „klugen Hans“ und den Pater Waßmann jetzt wieder so zeitgemäße Thema von der Tier- und Menschenseele durfte ich ebenfalls behandeln, und ich merkte gerade an dieser Aufforderung sehr deutlich, wie die Schriftleitung stets bemüht ist, das zu bieten, was die Geister bewegt, wonach sie verlangen.

Möge das immer so bleiben! Mögen die zweiten hundert Bände der allbeliebten und altgewohnten „Monatshefte“ eine gleiche Fülle des Wissenswerten und Genießenswerten in sich vereinigen wie die ersten hundert! Mit diesem herzlichen Wunsche, der zugleich eine frohe Zuversicht ist, bleibe ich wie bisher Ihr getreuer Mitarbeiter

Dr. L. Heck

Digitized by Google

Wilhelm Hegeler in Jena:

Vom Lesen

Als Kind las ich meine Geschichtenbücher eigentlich nicht, sondern verschlang sie. Wie manche Dämmerstunde habe ich am Fenster gehockt, den heißen Kopf über die Seiten gebeugt, auf denen die Buchstaben im Dunkeln schattenhaft umhertanzten. Am Schluß eines Buches war ich stets traurig, mochte es nun ein gutes oder schlechtes Ende gehabt haben: es hatte jedenfalls geendet. Am liebsten griff ich dann gleich zum nächsten Buch. Wohl habe ich in dem, was ich las, gelebt, doch ohne je recht darüber nachzudenken. Heute wird es mir nicht schwer, ein Buch sinken zu lassen gerade an der Stelle, wo es am spannendsten ist. Und heute sind nicht mehr die Stunden des Lesens die schönsten für mich, sondern die, wenn ich des Gelesenen mich freuen und darüber sinnen kann. Die Lektüre selbst ist fast nur das Mittel zu diesem schöneren Genuß. Sie ist ein Erleben anderer Art geworden: ein Horchen, ein Schweigen, ein Plaudern. Einst waren die Bücher ein köstlicher Schmaus für mich, heute sind sie Freunde geworden. Und seitdem weiß ich, daß, wenn auch alle Menschen mich verließen, ich doch nicht einsam sein würde, so lange Goethe und Shakespeare und einige andere lebendige Tote mir blieben.

Hermann Heiberg in Schleswig:

Sommerzauber

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, mich einmal wieder an einem versteckten Wiesenplätzchen niederzulassen und hier — abseits von der Außenwelt — die alten Naturwonnen einzusaugen.

Nachdem ich mich ausgestreckt, durchströmten mich auch sogleich die süßen Schauer, welche die friedliche Einsamkeit der Natur in uns hervorzaubert. Ein unbeschreibliches Glückseligkeitsgefühl durchdrang mich, befreit von allem lauten Wirrwarr der Stadt und der Unruhe der eigenen Seele, einmal wieder ein lebengenießender, lebensfreudiger, Hoffnungen aufpflanzender Mensch zu sein.

Ich horche: ein einziger Vogel zwitschert durch die heiße, stille Sommerluft mit süßen Lauten. Zugleich ein einziges melodisches Summen tausendfältiger, unsichtbarer, die Nähe und Ferne durchschwirrender Geschöpfe, ein Konzert von summenden Bienen, Käfern und Hummeln. Eine wunderbare Musik, aufgeführt für die stumm aufhorchenden Gräser und Blumen, die wie ein bunter Teppich in Überfülle das Feld bedecken. Goldener Mittagssonnenschein, Ausruhen der von Stürmen befreiten Natur, Duft aus den Sträuchen, aus dem feuchten Erdreich und den blühenden Hecken, schnelles, furchtsames Rascheln eines unschuldigen Getiers am Grabenrand! Alle Laute, die zu den heimlichen Wiesenmelodien gehören, und denen meine Seele lauscht voll Entzücken!

Digitized by Google

O Erde, ich möchte dir an die Brust sinken und mich in wehmutsvollem Rausch ausweinen! Du bist ja meine Mutter wie jene, der ich mein Leben verdanke, die ich verloren habe, die ich so heiß und voll Dankbarkeit liebte, sie, die Siebenundachtzigjährige, die mich, den Sohn, sehnsuchtsvoll zurückgelassen! Du, du Natur, gibst mir mit deinem heiligen Angesicht einen Ersatz. Redet dein Mund nicht wie jene, so doch in den Tiefen deiner Brust, ich weiß es, wohnt Trost, Mitleid und Liebe für mich!

Ich horche auf andere Töne.

Der Wind, der alles bezwingende Gebieter, ist erschienen. Drüben vom Burgsee stürmt er herüber. Sie sollen alle, alle ihre Verbeugungen machen: die Gräser, Blumen und Büsche. „Kopf neigen!“ befiehlt er und beugt ihre Nacken immerfort! Und immer schnellen sie sie wieder doch trotzig empor.

Im hohen Schilf drüben beginnt er ein Konzert. Welch ein wunderbares Rauschen! Wie klingt auch das so mystisch anheimelnd zu mir herüber. Und jetzt stößt er einmal, von einer herrischen Laune fortgerissen, mit Gewalt über Wiesen, Felder und Wasserspiegel, und ein Brausen geht durch die Luft, als ob er dadurch allen zeigen wolle, daß er ihr Herr und Meister sei!

Nun beugen sich auch die Baumwipfel und machen ihre Reverenz, vornehmlich aber biegen sich die Schilfgewächse, die geschmeidigen, hochaufstrebenden Wunderwerke. Und immerfort, immerfort! Und sie: „Zu Befehl, ganz zu Befehl! Ganz gehorsamer Diener, Exzellenz!“

Plötzlich verschwindet der Wind. Seltsam! Kaum ein Hauch von seinem Ungestüm ist zurückgeblieben. Wieder liegt die von heißen Goldstrahlen durchflutete, smaragdne Welt einsam, stille vor mir, und wieder horche ich. Doch nichts nun! —

Aber jetzt Flötentöne, Töne wie aus jener vergangenen Zeit, in der sich die Schäfer die Einsamkeit durch solch anmutiges Spiel verkürzten. Süß, reizvoll klingt es.

Ein Militärmusiker übt. Noch immer entlockt er seinem Instrument diesen heimlichen, melodischen Zauber. — Dann aber erstirbt's.

Ich horche wiederum: Hinter mir Pferdegetrappel der erhitzten Braunen, die vor dem aufgetürmten Heuwagen schnauben.

Hoch oben — ich seh's, ohne zu sehen — der Knecht in Hemdärmeln und dunkler Weste. Peitschenknallen, Staub vom Wege, Schweißduft, Staubgeruch, der sich vermischt mit dem aromatischen Hauch all der Pflanzen, die ich nun am Grabenwall vor mir betrachte, deren unschuldsvolles Blühen mich rührt — —

Still, nachdenklich erhebe ich mich und wandere zurück. Hinter mir der holde, meine Seele mit stillem Jauchzen erfüllende Friede, vor mir wieder die Stadt und — der Wirrwarr, die Last, die Sorge — —

Digitized by Google

Ernst Heilborn in Berlin:

Nach sieben ...

Legende

Das Auge finster, den Kopf gesenkt,
Herzog Heinrich zum Dome von Regensburg sprengt.

In den Nacken wirft er sein schwarzes Haar,
Seine Rüstung klirrt vor dem Hochaltar.

Er betet um Sieg, um der Feinde Gericht,
Für das Heil seiner Seele betet er nicht.

Doch wie er aufsteht, schreibt eine Hand
Mit fliegenden Zügen an Domes Wand —

Er liest die Worte, die sie geschrieben:
„Nach sieben ...“

Sein Blut erstarrt, seine Lippen erbeben:
Hat er noch sieben Tage zu leben?

Nur sieben Tage? — Den Kopf gesenkt,
Herzog Heinrich vom Dome zu Regensburg sprengt.

Seine Hand, die noch immer das Schwert sich erkürt,
Die Geißel hat sie von Stund' an geführt.

Seine Stirn, gewohnt den Kronreif zu tragen,
Hat blutend auf harte Dielen geschlagen.

Doch da der achte Tag angebrochen,
Hat's in ihm gejubelt: Sieben Wochen!

Wochen zu danken, Wochen zu loben:
Abba, du lieber Vater da droben! —

Und daß er fürder Gnade erfahre,
Entschwinden die Wochen. Sieben Jahre!

Herzog Heinrich hat sein Land durchreist,
Die Kranken gepflegt und die Armen gespeist.

Herzog Heinrich ist auf dem Richtplatz gestanden,
Zu befrei'n die Gefang'nen von ihren Banden.

Herzog Heinrich hat Leidende sich erkoren,
Zu trösten, die Vater und Gatten verloren.

Doch als nun das siebente Jahr entschwand,
Da läuten und jubeln die Glocken durchs Land.

Herzog Heinrich steht, das Haupt geneigt,
Seine Wimper ist naß, seine Lippe schweigt.

Nach sieben Jahren, die er durchharrt,
Herzog Heinrich deutscher Kaiser ward.

Ernst Heilborn

Digitized by Google

Paul Heyse in München:

Sprüche

Heimatkunst

Soll'n wir uns an die Scholle binden,
Auf die Geburt uns hingestellt?
Ist in der weiten Gotteswelt
Nicht unsre Heimat, wo wir Schönheit finden?

Warnung

Der Pegasus ist kein braver
Mietgaul, der sich begnügt,
Wenn er den Gnadenhafer
Zuletzt zu fressen kriegt.

Kannst du ihn nicht mehr zügeln,
Sitz' ab, gib dich besiegt,
Eh' er aus losen Bügeln
Dich abwirft und entfliegt.

Grabschrift eines Dichters

Hier liegt, der nach dem Tode jetzt
Hofft, daß man ihn gerechter schätzt.
Die werte Nachwelt wird gebeten,
Das bißchen Erbschaft anzutreten,
Wobei sie sich der Rechtswohltat
Des Inventars zu freuen hat.
Wohl wird's kein großes Wunder sein,
Doch auch nicht alles Plunder sein,
So daß er sich getrösten mag,
Daß wenigstens am jüngsten Tag
Die Wiederbringung aller Dinge
Ihn doch vielleicht zu Ehren bringe,
Nur leider wär's ein wenig spät,
Da freilich zu befürchten steht,
Es werde wohl im ewigen Leben
Nicht Buchhändler noch Theater geben.

Könner, Kenner und Gönner

Die Könner und die Kenner
Sind sehr verschied'ne Männer,
Da jene selber schaffen,
Was diese nur begaffen.
Die Gönner dann, die dritten,
Sind äußerst wohlgelitten,
Da, was die Könner malen,
Sie wenigstens bezahlen.

Sternkunde

Wohl, Ruhm und Ehre, Gold und Macht
Sind Sterne dieser Erdennacht.
Des Menschen Taggestirne sind
Arbeit und Weib und Kind.

Dr Paul Heyse

Digitized by Google

Anselma Heine in Berlin:

Die Jahreszeiten der Frau

Ist die Frau zwanzig Jahre alt, ersehnt man ihren Mund —
Zum Küssen;
Ist sie dreißig Jahre, wünscht man ihre Augen —
Sich darin zu spiegeln;
Ist sie vierzig, braucht man ihr Ohr —
Zum Zuhören;
Von da ab verlangt man nur noch ihre Hand —
Sie soll geben.

Anselma Heine

Hans Hoffmann in Weimar:

Auf Wellen

Laß vor künft'gen trüben Tagen
Heute mich das Auge schließen,
Laß mich jubelvoll genießen,
Was mir diese Stunden tragen.

Mögen mich die Stunden tragen
Wie die Wellen, wie sie wollen,
Laß die Lust in Strömen fließen
Mir aus Schalen, aus den vollen.

Aus den Schalen, diesen vollen,
Laß auch dir mich freudig gießen,
Nicht nach Warnungsstimmen fragen,
Die von ferne, fern erschollen.

Süß're Stimmen heut' erschollen,
Die mir nur von Liebe sagen
Und von Blumen, die da sprießen,
Wenn wir wagen, wenn wir wollen.

Und wir wollen, und wir wagen!

Hans Hoffmann

Digitized by Google

Sophie Hoechstetter in Jena:

Ein Mutterlied

Wir dachten einst, was in uns lebt,
Kommt uns erhöht noch in den Kindern wieder,
Gleich einem Rausch, der nimmer stirbt —
Wir dachten einst, die Welle, die uns hebt,
Stürmt fort in ihnen wie die hohen Lieder,
Mit denen uns die Liebe wirbt – –
Uns trug die Welle einer Leidenschaft,
Uns trug der Freiheit und der Liebe Kraft,
Wir wollten voll Inbrunst und frohem Schrecken
Titanenseelen erwecken — —

Mein kleiner Niels, der freit die reiche Braut —
Mein kleiner Frank ist Pfründenhüter worden —
Und aus den Augen meiner Tochter schaut
Die Selbstsucht, die gewinnt an allen Orten.
Und meine Jüngste, über deren Bett
Einst meine ersten Witwentränen flossen,
Ist eine Tänzerin und tanzt vor dem Parkett
Beethovens Trauermarsch, den Leidgenossen —
Denselben, den sie an dem Tage spielten,
Als sie die Erde auf das Grab dir wühlten —

O — alle sind sie „gut",
Und alle tragen Ehre
An ihrem Namen,
Sind mein Blut,
Und sind, die von mir kamen
Aus Todesschwere.

Meine Seele wollt' ich ihnen verschenken,
Unsre Seele und dein Angedenken,
Du Freund — —
Dein Gepräge und meines sollten sie tragen,
Unsere Herzen sollten in ihnen schlagen,
Wenn die Grabeserde sich über uns bräunt —

Ja, sie sind alle recht und gut,
Sie, die wurden aus unserem Blut,
Und alle tragen geehrte Namen — —
Doch als wir beide zusammenkamen,
Da glaubten wir, Erlöser zu zeugen
Oder doch solche, die unter sich beugen
Alles, was klein und niedrig ist.
Nun sind sie alle Fremde geworden,
Keiner trägt einen Ritterorden,
Und keiner den Alltag vergißt,
Von denen, welchen das Leben ich gab — —
Wenn ich zu ihnen gehe,
Wenn ich sie sehe,
Ist mir, als stünd' ich vor unserem Grab.

S. Hoechstetter

Digitized by Google

Felix Hollaender in Charlottenburg:

„Thomas Truck“

Die „Westermannschen Monatshefte“ rüsten zur Jubelfeier. In welcher Fülle sie nach allen Windrichtungen Anregungen hinausgetragen, geistigen und gemütischen Werten Geltung verschafft haben, das wird heute empfunden von einer festlich gestimmten Leserschar und von den Männern und Frauen, die hier zu Worte kommen durften.

Ich trete in den Kreis der Gratulanten. Mit meinem Rechte und meiner Dankbarkeit; mit dem Rechte des Mitarbeiters und der Dankbarkeit des Gestalters. Ich erinnere mich des Tages, wo ich den „Thomas Truck“ dem Hause Westermann sandte in der sicheren Erwartung, das Manuskript in Bälde wiederzusehen. Durfte ich annehmen, daß in einer deutschen Familienzeitschrift eine Arbeit Aufnahme finden würde, die ihrem ganzen Gefüge und innerem Gehalt nach alle Traditionen umwarf!

Und dennoch traf das Unerwartete ein, dank dem Mute des Herausgebers und Schriftleiters, deren Kühnheit herrschende Vorurteile und Bedenken niederzwang. Für mich ein Freudentag — und wenn ich nicht irre, auch in der Geschichte der „Westermannschen Monatshefte“ ein Ereignis von einer gewissen Bedeutung und Tragweite. Denn nun waren Tore und Türen weit geöffnet allen Aufstrebenden. Sie wußten, hier ist eine Stätte, wo abseits engherziger Betrachtung allein der Wert des Werkes entscheidet. Und liegt hierin für den Künstler nicht „der Wert des Lebens“? ...

Dessen will ich mich heute erinnern in nachdenklichem Ernst und dankbarer Gesinnung.

Felix Hollaender

* * *

Wilhelm Jensen in München:

Ein halb Jahrhundert. Weit in Jugendzeit
Zurück trägt mich dies Wort, zum Morgenlichte;
Zu erstem Drang, das Herz vom Glück und Leid
Des Lebens zu entlasten im Gedichte.

O goldene Zeit! Mit Scheu und Mut erfüllt,
Ein zaghaft kühnes Prüfen junger Kräfte.
Fern blickt's mich an heut' wie ein Ebenbild
Des jungen Mutbeginns der „Monatshefte“.

So traten auch ins Leben sie hinaus
In jenen Tagen, kühn sich aufzuschwingen,
Von deutschem Geist beseelt, dem deutschen Haus
Aus Freundeshand, was ihm gebrach, zu bringen.

Die ersten waren sie. Nicht wertgering,
Manch andre sahen sie sich nachgetrieben;
Doch wie ein halb Jahrhundert nun verging,
Die ersten sind, wie damals, sie geblieben.

Wohl schreitend mit der Zeit, doch sich getreu,
Vornehm und reich, der Schönheit fest verbunden,
So sichteten das Korn sie von der Spreu,
Den Dauerwert vom Beifall flüchtiger Stunden.

So haben reiche Saat sie ausgestreut,
Zum nahen Schluß mein Leben fortbegleitet
Und eine Heimatstätte, der ich heut'
Mit freudigem Dank gedenke, ihm bereitet.

Wilhelm Jensen.

Jarno Jessen in Berlin:

Mein Pantheon

Mein Pantheon ist kein Gigantenbau
Mit Kuppelpracht und schimmernder Fassade,
Er beut den Sinnen keine bunte Schau,
Braucht keinen Wächter, keines Volkes Gnade.
Mein Pantheon ist nur ein Bilderrahmen,
Doch kein Palast trägt stolzer seinen Namen.

Im Pantheon herrscht ehern das Gebot:
Nur höchsten Göttern eignen die Altäre.
Noch hat kein Halbgott dieses Reich bedroht;
Denn was nicht echt ist, gilt hier als Schimäre.
Die Ehrfurcht thront als Hüter über allen,
Und ew'ger Frieden füllt die heil'gen Hallen.

Dennoch ist meiner Götter Sinnesart
Wie Mai und März, wie Meer und Fels verschieden,
Und weil sich Kraftgefühl und Milde paart,
Ist Harmonie dem Pantheon beschieden.
Auch sein Besitzer kann gottgleich genießen,
Wie Shelleys Urtitan das All erschließen.

Bedarf die Seele sänftigender Hand,
Will sich an edlem Linienspiel berücken,
Will Jugendsinn in leuchtendem Gewand,
Den alle Reize starker Mannheit schmücken,
Dann eilt sie aus des Alltags grauen Lasten,
In deinem Reich, mein Raffael, zu rasten.

Ganz andre Welten steigen mir empor
Vor Michelangelo, des Nachbars, Zügen.
Wie der Tragödie urgewalt'ger Chor
Will es von hier in seinen Bann mich fügen.
Der Menschheit Trotz und Weh, Heil und Verdammen,
Olymp und Ölberg scheinen nun beisammen.

Digitized by Google

Allein das Chaos lichtet Tizian bald,
Er schickt die Bella und Maria leise,
Lockt mit des Eros magischer Gewalt
Und mit des Glaubens süßer Mannaspeise.
So wie ein Grande grüßt er stolz und milde
Und öffnet elysäische Gefilde.

Drängt es mich in des Tempels Labyrinth,
Zu dem Mysterium meinen Schritt zu lenken,
Dann ruft mich Leonardo stark und lind,
Will Grauses mir und Wunderholdes schenken.
Schlachtlärm erdröhnt, Nacht webt um Grottenwände,
Und Mona Lisa lächelt ohne Ende.

Ein Kavalier, Velasquez, scheucht den Traum,
Sein Feuerblick entzündet Lebensfunken.
Das Pantheon wächst auf zu Schlosses Raum,
Darin Infanten, Dons und Kön'ge prunken.
Hier adelt Kunst des Alltags grobe Gesten,
Und lädt den Wahrheitsfreund zu selt'nen Festen.

Doch fort von hier! Bei Albrecht Dürer webt
Der Gotik Wirrnis und phantast'sches Walten.
Es ruft der Geist, der zum Intimen strebt,
Und der Natur zugleich will stark gestalten,
Und dieses Deutschtum schmeichelt auch den Sinnen,
Weil es ital'sche Hochkunst ging zu minnen.

Durchpulst ein voller Lebensrausch mein Blut,
Dann fordert Rubens feurig meine Schwüre,
Auf daß der Renaissance gesteigert Gut
Mit fläm'scher Üppigkeit den Sinn berühre.
Doch fast will aller Fülle reiches Drängen
Wie Überfruchtbarkeit den Atem engen.

Nun fordert Psyche laut nach ihrem Recht!
Das Träumen will sie, nicht das volle Wachen,
Will Menschen, kein titanisches Geschlecht,
Helldunkle Pracht und leidberührtes Lachen,
Und alle Pulse pochen und begehren
Beim großen Magier Rembrandt einzukehren.

Fürwahr, mein Götterreich, mein Pantheon,
Du läßt mich grübeln, schluchzen, jubeln, kosen,
Du bist Kapelle mir und Parthenon,
Ich kränze dich mit Myrten und mit Rosen!
Der Tor wird nie an solchem Heil sich weiden,
Doch weiß ich Weise, die es mir beneiden.

Jarno Jessen

Digitized by Google

Arthur Kleinschmidt in Dessau:

Glückliche Funde

Der Zufall, dieser Zauberkünstler, ist mir ganz besonders gütig und günstig gewesen, als ich den Stoff zu meiner „Geschichte des Königreichs Westfalen“ (Gotha, F. A. Perthes, 1893) zusammentrug. Durch wirkliche Zufälle — weiter war es nichts — bin ich da auf Quellen gestoßen, die sich als reichhaltig und kristallen erwiesen, und die meiner zehnjährigen Arbeit unschätzbare Vorteile zuführten.

Bei einem Besuche, den ich 1890 in Fulda der Dechantin des freiadeligen Damenstifts Wallenstein, Ihrer Erlaucht der Gräfin Amalie zu Ysenburg und Büdingen zu Philippseich, einer alten Bekannten, machte, kam die Rede auf die große Rolle, welche ihr Stift bei der Dörnbergischen Erhebung von 1809 gegen Jérôme gespielt hatte; da erzählte sie mir, daß die Stiftsakten vieles über die Vorfälle von 1809 enthielten, und veranlaßte den Syndikus, mir diese Akten nach Heidelberg zu senden. An ihrer Hand konnte ich ein getreues Bild der Mitwirkung des Stiftes liefern, dessen Dechantin damals Steins geistesverwandte Schwester war. — In Wernigerode fand ich eines Tages im fürstlichen Archiv einen ehrwürdigen Herrn, der sich mir als der frühere Landrat und Regierungsrat a. D. Baron Gottlieb von Rosen (gest. 1896/97) vorstellte und rasch mein Herz gewann; wir begegneten uns öfter bei dem verstorbenen Fürsten Otto zu Stolberg-Wernigerode und auf Spaziergängen. Als er von meinem Vorhaben einer westfälischen Geschichte erfuhr, bot er mir die in seinem Besitze befindlichen wertvollen Briefe seines Oheims, des westfälischen Ministers des Inneren Grafen Wolffradt, an den preußischen Kammerherrn Grafen A. W. Mellin an, und ich durfte sie in Heidelberg 1891 verwerten. Ganz urplötzlich stieß ich in demselben Archiv auf ein Bündel Briefe, die der große Lazare N. M. Carnot, „der Organisator des Sieges“, und sein Sohn, der Senator Lazare Hippolyte — Vater des Präsidenten der Republik —, in den Jahren 1818 bis 1841 an den Literarhistoriker Dr. F. H. Wilhelm Körte, Domvikar in Halberstadt, richteten; ihre Bekanntschaft datierte von der Zeit, da Carnot im Exil in Magdeburg lebte. Ich übersetzte die Briefe, veröffentlichte sie im Novemberheft 1891 der „Deutschen Revue“, und der Präsident der Republik begrüßte diese interessanten Briefe voll Freude. Von Wernigerode reiste ich eines Tages nach Goslar. Dort schrieb ich nach dem Besuche des Kaiserhauses meinen Namen wie üblich in das Fremdenbuch. Ich blickte nochmals nach dem schönen Bau zurück, als ein vornehm aussehender Herr, der sich nach mir eingezeichnet hatte, mich anredete und sich als Freiherr Autor von Strombeck, Landgerichtsrat a. D. in Halberstadt (gest. 1903), vorstellte. Ich frug ihn sofort, ob er ein Verwandter des Barons Friedrich Karl von Strombeck sei, der unter Jérôme in der höheren Verwaltung so hervorragende Dienste geleistet. Es war sein Großvater, und er hatte dessen Akten und Briefe dem Hauptlandesarchiv zu Wolfenbüttel mit Vorbehalt des Eigentumsrechtes zugewiesen. Ich erhielt nun von Wolfenbüttel diesen reichen Vorrat, aus dem besonders der Briefwechsel Strombecks mit Jérômes großem Justizminister, dem Grafen Siméon, einem Vetter meines Vaters, von Interesse war. Endlich machte ich eine meinem Werke vorteilhafte Bekanntschaft, als ich in der Eigenschaft eines Bei-

Digitized by Google

rates für die Söhne meines Freundes, des Generalkonsuls und Legationsrats a. D. Dr. Theodor von Bunsen, wiederholt mit dem Major z. D. Baron Ochs in Karlsruhe zusammenkam. Bei einem fröhlichen Diner erfuhr ich von ihm, daß er der Sohn eines Pagen und Offiziers Jérômes (gest. als kurhessischer Generalmajor 1846) war und sämtliche Tagebücher desselben aus den Feldzügen von 1808 bis 1813 besaß; sie waren noch ungedruckt und schienen auf mich gewartet zu haben. Und nun sage jemand, daß ich kein Glück gehabt habe und nicht ein Günstling des Zufalls gewesen sei!

Dr. Arthur Kleinschmidt.

Johanna Klemm in Rostock:

Frühes Ahnen

Ein dreijährig Mägdlein, müd' vom Spiel,
Fing unterm Klavier an zu klagen:
„Es reden und träumen die Menschen viel
Von künftigen besseren Tagen."

Es lachten die Großen: Was singt das Kind?
Wo hat sie das aufgefangen?
Da ist die Kleine ganz geschwind
Verschämt aus dem Zimmer gegangen.

Sie hat das Singen und Sagen so gern,
Tut selbst allerhand phantasieren,
Und lauschen muß sie stets von fern
Wenn die Großen musizieren.

Dann liegt über allem ein schöner Schein!
Den hat sie sich festgehalten.
So nimmt sie ins spätere Leben hinein
Manch liebliche Traumgestalten.

Nun hebt sie selber zu sagen an,
Denkt schüchtern: Ob ich's wohl lerne?
Ob ich für die Kleinen wohl dichten kann?
Und: „Die Kinder, sie hören es gerne."

Dann schaut sie ins Leben tiefer hinein,
Fängt an, es ahnend zu deuten,
Sie sucht das Wesen hinter dem Schein
Und — spricht auch zu großen Leuten!

Erst leise, dann wagt sie sich höher hinaus,
Es winken verheißend die Sterne —
Allmählich wurde ein Büchlein draus,
Ob die Großen auch hören es gerne?

30. März 1898

Die Novelle war fertig. — Ich sah sie an
Halb freudig, halb mit Zagen.
Ich möcht' sie wohl schicken an Westermann,
Was der wohl dazu würde sagen?

Du bist nicht gescheit! So schalt ich mich dann,
Wie kannst du dich so erdreisten!
Es schicken nur Leute an Westermann,
Die wirklich schon etwas leisten.

Und doch — ich tu's! Will doch mal sehn —
Auch in Geduld mich fassen,
Drei Wochen, drei Monde, sie können vergehn,
Eh' die von sich hören lassen.

Doch was geschah? Noch heut' wie Traum
Scheint mir, was ich erlebte!
Drei Tage war'n verflossen kaum,
Da las ich das Heißerstrebte:

Digitized by Google

Sie sind uns willkommen, wir nehmen Sie an,
Und „Heros Lampe“ darf brennen,
Von heut' an wird George Westermann
Sie unter den Seinen nennen.

Josef Kohler in Berlin:

Lebensweisheit

Gepriesen und verlästert wird der Gute,
Bald folgt ihm Hosianna, bald der Hohn,
Bald Ruhmesglanz und bald des Schicksals Rute;
Wer will noch bauen auf der Welten Lohn?

Drum soll dich fremdes Urteil nicht verwirren,
Und Tadelsworte haben kein Gewicht;
Laß deine Schmäher stündlich weiter girren
Und fürchte nicht ihr scheues Strafgericht!

Und die dich loben, wissen sie es besser?
Erfassen sie, was dir die Gottheit spricht? —
Sei nur allein der eignen Taten Messer
Und folge deines Herzens eignem Licht.

❋ ❋ ❋

Herm. Anders Krüger in Dresden:

So möcht' ich scheiden —

Ein heißer Tag —
Nun stieg des Abends Kühle
Erlösend aus der Täler blauem Grund;
Ein ganzer Tag —
Es schaffte Leib und Seele
In froher Arbeit müd' sich und gesund;
So recht ein Tag
Von jenen selt'nen, reichen,
In denen Stimmung gold'ne Fäden webt;
Ein Tag war es —
So schön, so ohnegleichen,
Der lächelnd sprach:
Ruh' aus, du hast gelebt! ...
Nun sank er hin.
Und ich zur Feierstunde
Stieg selig schlendernd meinen Park bergan

Digitized by Google

Mit meinen Kindern,
Meinen Lieblingsbäumen,
Vertraute Zwiesprach, wie gewohnt, ich spann.
In Tausenden von Blüten träumten Früchte,
Für all mein Pflanzen, Pflegen,
Welch ein Dank!
Mit heißen Augen maß ich ihre Zweige
Und schritt den Waldsaum hin
Zu meiner Bank ...
Lang saß ich nieder —
Still — als sollt' ich lauschen,
Ob meine Heimat atme noch im Tal;
Bald schläft sie ein —
Nur fern des Stromes Rauschen —
Vom Horizonte flammt ein letzter Strahl ...
Leis steh' ich auf,
Und horch — in weiche Dämm'rung
Versinkt, verklingt,
Was nie in mir gelöst,
Fühl' mich so leicht,
Als trüge mich die Sehnsucht,
Fühl', wie mein Fuß an keinen Stein mehr stößt,
Wie endlich meiner Seele zager Fittich
Sich tastend spreitet
Weit, weit hinaus,
Und wie ein lieber Freund
Mich sanft geleitet
Still, still nach Haus — —

Herm. Anders Krüger

Eugen Kühnemann in Posen:

Der Deutsche Tag in Neuyork

(29. Oktober 1905)

Eine Reiseerinnerung

In der Jubelnummer der „Westermannschen Monatshefte“, die in so hohem Maße den Weg zu den deutschen Volksgenossen überall auf der Erde gefunden haben, möchte ich etwas erzählen von dem Zusammenhang der Deutschen in Amerika mit dem Stamm- und Muttervolke, wie er mir in einer schönen Stunde entgegengetreten ist.

Zweihundertsechsundsechzig deutsche Vereine haben sich in Neuyork zu den „Vereinigten Deutschen Gesellschaften“ zusammengetan. Jedesmal im Oktober feiern sie den „Deutschen Tag“, ein Volksfest, das, der Erinnerung an die erste organisierte Einwanderung der Deutschen in Amerika gewidmet, die Volksgenossen in dem Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit dem alten

Digitized by Google

Mutterlande und zugleich ihrer Bedeutung für die neue Heimat vereinen soll. Der vortreffliche Präsident, Dr. Albert Kern, ein Mann, in dem die feurigste und stolzeste Liebe zum deutschen Wesen glüht, hatte mich gebeten, für das Fest in diesem Jahre die Festrede zu übernehmen.

Als ich am 29. Oktober 1905 abends acht Uhr den riesigen Saal des Terrace Garden betrat, war er mit allen seinen Nebenräumen dicht gefüllt von einer Menge, die Dr. Kern auf fünf- bis sechstausend Köpfe schätzte.

Ich erkannte sofort: dies ist das richtige und eigentliche, das schwer arbeitende Volk. Einen Augenblick wollte mich der Zweifel beschleichen, ob ich diesem etwas zu sagen hätte. Aber auch nur für einen Augenblick. Wenn mich in Amerika der Versuch gelockt hatte, unsere Volksgenossen an das Beste deutscher geistiger Arbeit zu erinnern, um zu sehen, wie ihre Seele auf eine solche Erinnerung antwortet, nun — dann stand ich gerade hier vor einer Entscheidung. Was war mein ganzes Bemühen wert, wenn es nicht vorzudringen vermochte bis in die Seele des wirklichen Volkes?

Rauch und Dunst lagen über den Köpfen der Menge. Die Eltern hatten ihre Kinder mitgenommen. Alle Lebensalter waren vertreten. Das eigentümliche Summen von Hunderten von Stimmen hörte während der Ouverture und auch während des Anfangs der Rede nicht auf.

Mit der Frage trat ich vor sie hin: Wenn wir völlig anerkennen, mit welchen Schwierigkeiten die Deutschen in Amerika zu ringen haben, und wie sie der neuen Heimat die ganze deutsche Treue schuldig sind, in welchem Sinne sind wir auf beiden Seiten des Ozeans dennoch Ein Volk? Was bindet uns zusammen?

Eine Antwort lag dem Redner nach seinem Studiengebiete nahe. Die Jubelfeier Schillers hat als ein richtiges Fest des „Größeren Deutschland" alle Deutschen auf dem Erdenball vereint. Sie hat uns der geistigen Güter wieder froh gemacht, die uns gemeinsam bleiben, hat uns erinnert an jene geistigen Werte, in denen die Deutschen ihre Art zu denken, ihre Art zu leben vor den Völkern bekundet haben.

Es war eine Freude, zu diesen harten Arbeitern und Pionieren zu sprechen von jener großen Welt Kants, Herders, Goethes, Schillers, ihrem Ernst in der Auffassung der menschlichen Pflichten, ihrer Einsicht in den Reichtum und die Grenzenlosigkeit der Menschenseele, ihrem hohen Begriff des Lebens als einer Arbeit im Dienste vollendeter Menschheitskultur. Sie haben uns das Vorbild hinterlassen der besten deutschen Art, zu leben. „Wenn es wahr ist, daß eine neue Menschheit hier hervorgehen will, aufgebaut aus den Bestandteilen der alten, dann soll in diese neue Menschheit die beste deutsche Seele eingehen, und dafür haben Sie alle zu sorgen. Es ist eine der stolzesten unter den großen Aufgaben des Deutschtums im Zeitalter Wilhelms II. Möge hinfort die Welle hinüber und herüber schlagen, möge Deutschland dafür sorgen, daß die fernen Söhne im Zusammenhang erhalten werden mit der deutschen Kulturauffassung und möge dafür etwas von dem zukunftsfreudigen Glauben dieses jungen Volkes in unser Leben eindringen und die deutsche Neigung zur Kritik zurückdrängen. Wir haben gegenseitige Pflichten."

Eine tiefe Stille, ja eine wahre Totenstille lag über den Tausenden, je weiter die Rede vordrang. Bei dem Namen Wilhelms II. löste sie sich — zur Verwunderung bisheriger Beobachter der demokratischen Deutschen Amerikas — ebenso wie am Ende auf in unendlichen Jubel. Nicht nur der

Digitized by Google

Redner nahm von dieser Stunde die Überzeugung mit, daß die Massen des dortigen Deutschtums sich gern erinnern lassen an die Aufgaben und Pflichten unseres Volkes unter den Völkern, und daß sie die Zusammengehörigkeit mit dem Besten des alten Mutterlandes freudig und jubelnd bekunden.

Eugen Kühnemann

Isolde Kurz in Florenz:

Die Kultur ist unsere Erbsünde, durch die wir mit der Unschuld der Natur zerfallen sind. Aber wir haben sie begangen, und es bleibt uns nichts mehr übrig, als sie weiter zu begehen. Je mehr die Individuen sich differenzieren, desto seltener wird das Glück auf Erden, und dennoch müssen wir fortfahren uns zu differenzieren.

Isolde Kurz

Kurd Laßwitz in Gotha:

Vom Walde

I

Die waldigen Gipfel blicken
Ins schweigende Tal herein,
Die Wiesenhalme nicken
Träumend im Mittagschein.

Die lieben kühlen Hände
Halt' ich in stummem Leid,
Ob ich das Glück wohl fände,
Das diese Stunde weiht.

Das Haupt seh' ich dich neigen,
Und deine Seele weint — —
Da ward ich dir zu eigen
In heiligem Schmerz geeint.

Und aus dem Waldesschatten,
Der unser Glück gebannt,
Still schritt es durch die Matten
Und winkte — und verschwand.

II

Es ist so einsam in den hohen Fichten.
Die feuchten Nebel atmen heilige Kühle,
Und ernste, regungslose Tropfen hangen
Wie tausend stumme Tränen an den Zweigen.
Gebannt vom Wald ist jeder fremde Laut,
Auf weichen Nadeln schweigt der eigne Schritt —
Es schweigt die Welt — —
So laß auch mich hier schweigen.
Ich frage nicht nach meines Weges Ziel
Und weiß es nicht; und niemand fragt darum,
Wohin die wandernden Gedanken schweifen,
Und ob es Menschen gibt — —
Warum auch Menschen,
Die niemand sieht und niemand hören kann?
Es ist so einsam in den hohen Fichten.

Digitized by Google

III

Wenn es ein Leben gibt im Reich der Schatten,
So leb' ich's jetzt. Denn wie am stygischen Fluß
Die scheuen Nachtgestalten ziellos irren
Und wissen nicht, warum sie selber sind,
Und wissen nicht, warum der lichte Geist,
Der sie des Glückes sonnigen Pfad geführt,
Sich eilend schied und sie ins Dunkel stieß,
So frag' ich bang: Wo bist du, lichte Seele?
Wie sank ich nieder in das Schattenland?
Und weinend flieh' ich vor dem eignen Nichts.

Joseph Lauff in Wiesbaden:

In Goethe stieg ein Gott hernieder,
Vor Bismarck zitterte die Welt,
Und Mozart holte seine Lieder
Beherzten Muts vom Sternenzelt — —
Und manch ein Kerl so gern vergißt
Im Ausland, daß er Deutscher ist.

Otto von Leitgeb in Görz:

Glossen

Über dem Menschenherzen ist das Lachen genau das, was Sonnenschein über der Landschaft ist.

* *

Man hat nur das erlebt, dessen Eindruck erst im Tode von uns weichen kann. Alles andere war Flitter an unserem Gewande. Ist die Seele aber unsterblich, dann ist es auch jenes Echte und Köstliche, das wir erlebt haben. Wohin wirst du unsere Liebe nehmen, o Herr?!

* *

Nicht die sind die wahren Propheten der Kunst, deren Rede sofort verstanden wird, weil sie die Sprache des Werktages im Munde führen. Die Glorie des Ruhmes liegt auf dem Scheitel der Späterkannten.

* *

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Deshalb glauben wohl so viele Beschränkte, daß sie Meister sind!

Digitized by Google

Leider gibt es selbst in der Kunst zweierlei Liebe: die mit dem Herzen und die mit dem Magen.

* *

Seltsame Tatsache: ein Licht anzünden, um zu sehen, wo es brennt!

* *

Im Leben kann der Selbstbetrug das unbegreifliche Wunder wirken, daß er über finstere Tiefen hinweg wieder in die Sonne leitet. In der Kunst bedeutet der erste Selbstbetrug den ersten Schritt in die Tiefe.

* *

In der Liebe und in der Kunst ist es gleich schmerzvoll und enttäuschend, wenn das Selbstverständliche erst ausgesprochen werden muß.

Robert von Lendenfeld in Prag:

Kluge Schnecken

Die Frage, wodurch sich der Mensch von der Gesamtheit der übrigen organischen Welt unterscheidet, ist wissenschaftlich exakt nicht leicht zu beantworten. Eines der sichersten Unterscheidungsmerkmale schien zu sein, daß der Mensch fremde Gegenstände nicht nur, wie andere Organismen, zum Bau seiner Betten, Wohnungen und Festungen benutzt, sondern sich ihrer auch als Waffen und Werkzeuge bedient. Aber auch diese Unterscheidung erweist sich jetzt als hinfällig: es gibt, wie neuere Untersuchungen sicher dargetan haben, Tiere, die wie der Mensch fremde Gegenstände als Waffen benutzen. Diese Tiere sind die Fadenschnecken, nackte Schnecken des Meeres, welche am Rücken und an den Seiten zahlreiche lange, schlank kegel- oder fadenförmige, bewegliche und meist lebhaft gefärbte Anhänge tragen. Von dem Darmkanal dieser Schnecken gehen zahlreiche enge Röhren ab. In jeden Anhang führt eine davon hinein. Viele Fadenschnecken nähren sich von Polypen, welche mit Nesselorganen ausgestattet sind.

Die Nesselorgane der Polypen sind kleine eiförmige Kapseln, welche in einen langen, hohlen, in sich selbst zurückgestülpten und in der Kapsel aufgerollten Faden auslaufen. Der Innenraum des hohlen (eingestülpten) Fadens ist mit einem dem Schlangengift ähnlichen Gifte gefüllt. Solche Nesselkapseln finden sich in großer Zahl in der Haut der Polypen. Sie können ihren aufgerollten hohlen Faden plötzlich umstülpen und nach außen hervorstoßen, und sie tun das, wenn ein kleineres Beutetier oder ein größerer Feind die Hautstelle, worin sie sitzen, berührt. Der hervorschießende Faden ist mit feinen Dörnchen besetzt und dringt in das anstoßende Tier ein. Das früher im Inneren des hohlen Fadens befindliche Gift kommt bei der Um- und Ausstülpung außen zu liegen und vermischt sich, wenn der Faden eindringt, mit den Säften des getroffenen Tieres, wodurch es (das kleine Beutetier) ge-

lähmt und getötet oder (der größere Feind) schmerzlich verwundet wird. Diese Nesselorgane dienen dem Polypen einerseits zur Erbeutung der Nahrung, anderseits zur Abschreckung der Feinde.

Die Fadenschnecken, welche sich von Polypen nähren, übergießen sie, ehe sie sie verzehren, mit einem zähen Schleim, der, sei es durch narkotische, sei es durch osmotische Einflüsse, die Entladung der Nesselkapseln, das Hervorstoßen des Fadens verhindert. Die Schnecke verschluckt den Polypen samt seinen infolge der Schleimwirkung unentladenen Nesselkapseln und verdaut alle Teile desselben mit Ausnahme der Nesselkapseln. Viele von den letzteren gelangen durch die erwähnten vom Darmkanal abgehenden Röhren, deren Wände mit beweglichen Härchen bekleidet sind, in die Anhänge, wo sie sich anhäufen: so bewaffnet sich die Fadenschnecke mit den Nesselkapseln der Polypen.

Zeigt ein größerer Fisch oder Hummer Lust, eine solche Fadenschnecke zu verspeisen, und nähert er sich, so streckt sie ihm ihre Anhänge entgegen und bewegt dieselben. Durch ihre Bewegung und ihre lebhafte Färbung ziehen die Anhänge die Aufmerksamkeit des hungrigen Feindes auf sich: er beißt hinein, die darin befindlichen Nesselkapseln entladen sich, und der Fisch, oder was ist, erhält im Munde zahllose kleine Stiche und Giftinjektionen, eine schmerzende Wunde. Dies wird oft zur Folge haben, daß er von der Fadenschnecke abläßt und diese mit dem Verlust einiger ihrer leicht ersetzbaren Anhänge davonkommt, und es wird immer zur Folge haben, daß sich das betreffende Tier in Zukunft hütet, eine solche Fadenschnecke anzutasten. So schützt sich die Fadenschnecke durch die beschriebene kluge Benutzung der Nesselorgane der Polypen, von denen sie sich nährt. Die Polypen sind ihre Büchsenmacher, die Nesselkapseln derselben ihre Gewehre: die Fadenschnecke teilt mit dem Menschen die Fähigkeit, sich fremder Erzeugnisse als Waffen zu bedienen.

Lendenfeld

Julius Lessing in Berlin:

Zu einem Bilde von Menzel

Die Bleistiftzeichnung von Adolph Menzel (1851), die hier zum ersten Male veröffentlicht wird, stellt einen Monumentalbrunnen in Sandstein dar, welcher in meiner Vaterstadt Stettin um 1730 zugleich mit den beiden herrlichen Festungstoren errichtet wurde. Nach einer lokalen Überlieferung sollen die damaligen Stettiner Monumentalbauten nach „Rissen aus Schlüters hinterlassener Kunstmappe" erbaut sein, der Brunnen würde selbst diesem stolzesten Künstlernamen zur Ehre gereichen. 1851 hatte Menzel eine Streiffahrt durch die norddeutschen Städte unternommen, wie immer mit dem Zeichenbuch in der Hand; die Blätter aus Stettin, Stralsund, Danzig, der Marienburg sind wenig bekannt geworden; das vorliegende Blatt, 0,20 m hoch, 0,12 m breit, ist besonders sorgfältig ausgeführt, den Meister reizte wohl der herrliche Aufbau, der unter den Brunnen von Norddeutschland nicht seinesgleichen hat.

Der Brunnen hieß damals in Stettin „Die Wasserkunst", die Leitung, die ihn speiste, war in der Zeit der Napoleonischen Kriege zerstört; 1851 war

Digitized by Google

er eine halbe Ruine, er stand noch an seiner ursprünglichen Stelle in der Ecke des Roßmarktes. Von den alten Häusern, die er einstmals überragt hatte, ist noch links eins zu sehen — jetzt ist auch dieses längst einem großen Hause gewichen. 1863 hat man den Brunnen abgetragen, hat ihn 1866 in der Mitte des Roßmarktes wieder aufgestellt und aus der neueingerichteten Wasserleitung wieder in Betrieb gesetzt, die Schäden sind leidlich repariert, aber von dem alten malerischen Reiz hat er viel eingebüßt. Um so wertvoller darf uns alten Stettinern dieses Blatt sein als Dokument des alten Bestandes.

Von Menzel erhielt das Blatt der Kunsthändler Hermann Pächter zum Geschenk, ein Stettiner, dem Menzel den glanzvollen Aufschwung seiner Arbeiten im Kunsthandel verdankt. Aus Pächters Nachlaß konnte ich es zu meiner großen Freude erwerben.

Wenn ich es in „Westermanns Monatsheften“ zum Jubiläum veröffentliche, so erfülle ich eine alte Dankespflicht. Diese Wasserkunst ist das erste Kunstdenkmal, das ich behandelt habe, allerdings nicht mit der Feder, sondern mit den Füßen. Gerade 1851 wohnten wir am Roßmarkt, jeden Tag war es für uns Schuljungen das größte Vergnügen, zu dem Adler der Wasserkunst emporzuklettern, und wenn hierbei Ecken von den Sandsteinbecken herunterkrachten, so waren dies stolze Beweise unserer polternden Jugendkraft.

So gehe denn das Blatt des großen Meisters als mein Gruß in die Festnummer von Westermann. Durfte ich doch meine Mitarbeiterschaft im Oktoberheft des Jahres 1867 mit etwas Verwandtem beginnen, mit den architektonischen Zeichnungen Friedrich Wilhelms IV., die ich, damals so gut wie unbekannt, in Schloß Monbijou auffand. So sind es zwei Könige im Reiche der Kunst, in deren Geleit ich, Anfang und Ende zusammenschließend, meinen Festgruß entbiete.

Paul Mahn in Berlin:

Frage!

Hast du nicht mein Lieb geseh'n,
Da du kamst vom Wandern?

Woran sollte Magdalen'
Kennen ich vor andern?

Ist so hold, so lieb, so schön,
Herzlich von Gedanken;
Freier Lüfte Goldgetön
Sie und Luft umranken …

Solche hab' ich wohl geseh'n,
Da ich kam vom Rheine,
Herzlich, von Gedanken schön —:
Aber das war meine!

P. Mahn

Digitized by Google

La Mara (Marie Lipsius) in Leipzig:

Westermanns Monatsheften
zum 100. Bande

Mit den ersten Studien meiner Hand,
Robert Schumann, Chopin, Liszt benannt,
Hab' einst bei euch ich debütiert:
Ihr habt in die Schriftwelt mich eingeführt.
Und nun es geht ans Jubilieren,
Laßt mich die drei Großen noch einmal zitieren.
Zwar ist meine Prosa zu Versen geworden,
Doch bitte ich: öffnet ihnen die Pforten;
Beschwört ihr der Vergangenheit Geister,
So gedenkt auch meiner unsterblichen Meister!

Robert Schumann

Ein Träumer war er, ganz in sich gewandt,
Fand er den Weg in das geweihte Land,
In dem die blaue Wunderblume sprießt,
Die nur des Dichters Auge sich erschließt.

Er pflückte sie, und ihrem Kelch entsprang
Ein Sangesquell von wonnevollem Klang,
Mit dem sein Genius die Welt beglückt —
Und wer ihn hört, fühlt sich der Welt entrückt.

Frédéric Chopin

Ein seltsam Paar schwingt sich im Tanz
Und grüßt sich mit heißem Blick:
Es hat der Schmerz die Lust im Arm,
Und die Grazie macht Musik.
Drin zittern der Seufzer, der Tränen viel,
Die Koketterie treibt ihr heimlich Spiel,
Und zwischendurch jauchzt die Freude laut —
Denn der Schmerz und die Lust sind Bräut'gam und Braut.

Franz Liszt

Den „Gluck der Sinfonie“ hat dich genannt,
Der klar das Wesen deiner Kunst erkannt,
Zu dem der Blöde nicht den Schlüssel fand.

Daß frei der Schöpfer seines Werkes walte
Und aus dem Inhalt sich die Form gestalte,
Auf daß sie nicht erstarre und veralte —

Du, hoher Meister, hast's der Welt gelehrt,
Hast ihr — ob sie auch zögernd sich belehrt —
Zu neuem Inhalt neue Form beschert.

Der genialste Architekt in Tönen,
Den unter des Jahrhunderts größten Söhnen
Wir neben Meister Richard heute krönen!

Marie Lipsius
La Mara

Digitized by Google

Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch) in Hamburg:

Der Dichterbazillus

In der Dachstube lag, schwer und drückend, Bierdunst von gestern. Und in dem Hirn des jungen Dichters, in dem der Bazill solange gehaust, war von der edlen Nährflüssigkeit, deren er zum Leben bedarf, der Poesie, fast nichts mehr vorhanden, auch da erfüllte alle Kammern, alle Kämmerchen, ganz und gar ein mißduftiger Dunst — der Eigendünkel! Mochte der Poet doch versuchen, aus dem allein seine Dichtungen zu schmieden. Vielleicht — wer weiß — gefielen sie den Leuten besser, trugen ihm rascher den so schmerzlich ersehnten, lauten, klingenden Erfolg ein, den jene reinen, süßen Verse, aus sehnsüchtigen Schmerzen geboren, aus schwermutsvoller Welterkenntnis, aus dem mutig-jugendlichen, poetischen Traum seines Weltverbessernwollens, ihm nicht gebracht.

Der Bazillus also erhob sich. Und aus dem bekannten „Dachstübchen des Dichterjünglings“ schwebte er davon, in den Lüften wohlig sich wiegend. Er kann nämlich fliegen. Ist er doch nicht so wie andere Krankheitserreger auf den Verkehr von Mensch mit Menschen angewiesen, um sich fortzubewegen. Wäre es möglich, dies zartunsichtbare Lebewesen unter ein Mikroskop zu bringen, man würde erkennen, wie der Bazill hundert Flügel besitzt, durchsichtige, die farbig schillern wie flüssig Gold, wie weißes Perlmutter, wie Pfauenfedern, wie Schmetterlingsstaub! Mit denen schaukelt er sich in den Lüften in wonniger Freiheit, bis ihm ein Menschenkind in den Weg kommt, in dessen Hirn es ihn gut dünkt, zu wohnen. Und ist er in die neue Behausung hineingedrungen, und fühlt er sich wohl dort, und denkt er zu bleiben, so besitzt er auch hundert Füßchen mit Krallenzehen, mit Widerhaken, die halten fester als Eisen und Stahl. Mit denen klammert er sich an und hakt sich ein, und läßt sich nicht scheuchen, und flößt dem Menschen, den er befallen, sein Gift in die Adern, belebend süßes, betäubend bitteres, oft tödliches Gift, vor dem es kein Entrinnen gibt, dem der, der es in sich trägt, verfallen ist für sein ganzes Erdenleben.

Nun wohnte in einem schattigen Garten, in den der junge Dichter häufig von der Höhe seines Dachfensters aus verlangend oder auch verächtlich spottend hinabgeschaut hatte, in einem grünumwachsenen Hause einer, der gleichfalls ein Dichter war, ein längst berühmter, ein großer, so hieß es. Zu dem flog der Bazillus und fand sich in dem schönen Garten gleich heimisch. In dem Hause, in das ein Windstoß ihn geführt, ohne vorher anzufragen, im Flur mit den weißen Marmorstatuen, gar in dem Zimmer mit den alten Stichen an allen Wänden, den Büchern, den Büsten, gefiel's ihm noch besser. Als aber der große Dichter eintrat, besann sich jener gar nicht weiter, in den feinen Greisenkopf mit dem schlichten Weißhaar, der sich so stattlich auf dem kräftigen Körper trug, hineinzudringen.

Der alte Herr empfand das Erzittern, das Schwirren der hundert feinen Flüglein. Noch stolzer, mit selbstsicherer Miene erhob er die Stirn. — Heute, dachte er bei sich, heute ist mir wie als Jüngling, so quellend, so drängend strömt es mir zum Herzen! — Und nahm seine Feder und wollte schreiben, sah nach der Uhr und ... wartete! — Denn er hatte seit dreißig Jahren nun schon die Gewohnheit, erst um ein Viertel nach zehn Uhr mor-

Digitized by Google

gens mit dem Dichten anzufangen. Und wenn es ihm die Brust auch schwellte, und wenn auch in der sommerlichen Schwüle all seine Sinne wie umzaubert, verjüngt ihn trieben — es fehlte doch eben das Viertelstündchen. Vorher zu beginnen, das hätte die Hausordnung und die Verdauung leicht stören können. Er wartete lieber.

Inzwischen hatte unser Bazillus Zeit genug, sich in dem Dichterhaupt umzusehen. Von dem Eigendünkel, der bei seinem früheren Wirt alle Hirnkammern ausgefüllt hatte, war auch hier nicht wenig zu spüren. Der Raum, den dort die Verachtung der Alten eingenommen, war hier voll und übervoll von Geringschätzung für die Jungen. Sonst lagen Regeln und Gesetze und wieder Gesetze überall wohlverpackt und verstaut. Dazwischen entdeckte er aber auch ein paar ausgetrocknete Kadaver von Bazillen seinesgleichen, die hier in dem Staub schon lang wohl verdurstet, verschmachtet waren. Da schauderte ihm vor ähnlichem Lose. Und statt mit seinen hundert Krallchen sich einzuhaken, erhob er seine hundert Flüglein und — flatterte, wohlig sich wiegend, von dannen …

Und die Sommerwinde trugen mit lindem Wehen den leichten Bazillus leisschaukelnd auf ihren Fittichen weiter.

Von dem Garten hinaus ging's auf Felder. Der Himmel lachte blau und leuchtend. Das Korn stand golden, durchstickt mit roten und blauen Blüten, gleich Edelsteinen auf einem Gewande. Ein Duft stieg auf, ein leises Klingen, ein heimlich Summen zog über die Weite … Und inmitten des goldenen Kornfelds stand aufrecht der sonnverbrannte Landmann, der Schnitter, und schwang mit den nervigen nackten Armen seine Sichel in einer klassisch-uralt-melodischen Bewegung!

Da meinte der Bazillus, nichts besseres könne ihm werden, als ein Heim in dem Hirn dieses Mannes aus dem Volk, der von der Poesie der Arbeit, von dem Leben der Natur, von ihrem Erdduft erfüllt und umhüllt war.

Kaum war er aber eingedrungen, so merkte er gleich — o weh, o weh! — das Hirn war leer. Vollkommen leer die Kammern und Zellen, wie ausgefegt die Gänge und Ecken, nichts, nirgend etwas! — Da fror es ihn. Im luftleeren Raum kann ein Dichterbazillus nicht atmen.

Und er erhob seine hundert Flügel und schwebte, leicht sich wiegend, von dannen.

Am Weizenfeld hin, zu dem Buchenwalde, dem alten, der sich zum Meerstrand hinabsenkt, schritt eben ein Mägdlein … Der Bauer im Korn, war der ein poetischer Anblick gewesen? Nein, diese war's, die Frische, Junge, Frühlingsschlanke, so still sah sie mit großen dunklen Augen schwärmend hinaus in die Ferne, so lieblich wiegte sie ihr Köpflein zum Takte ihrer eigenen Gedanken, so wonnig, voll Entzücken umspielte erst der Sonnenschein sie, nun der grüne Schatten, da sie in den Wald gelangte. Bei ihr muß es gut sein. Sie ist's, sie selber ist die Poesie! Und da sie sich auf die Moosbank setzte, hatte auch der Bazill schon sein Plätzchen in ihrem jungen Hirn gefunden.

Ihre Brust hob sich höher. Sie atmete tiefer. Gleich wie ein elektrischer Strom von Entzückung drang es ihr durch Herz und Sinne. Er aber fühlte sich überselig, so voll war es ringsher in Kammern und Gängen, so viele verschiedene Gedanken wirbelten hier bunt durcheinander, so viele Pläne, so mutiges Wollen, so viele, so viel unerfüllbare Wünsche!

Digitized by Google

Sie hatte gleich ihr Büchlein gezogen und begann eifrig zu schreiben. Er brauchte ihr gar nicht einmal zu helfen, sah ihr nur zu, so leicht ging das. Mühelos floß ihr der Strom der Begeisterung in flüssigen Versen, glatt und plätschernd wie klares Wasser aus einem Brunnen. Und als sie ausgedichtet hatte, da seufzte das Mädchen: Ach, ach! wenn das nun „Westermann“ annimmt! Er muß es annehmen! Und wenn er mir dann Honorar zahlt ... Dann kaufe ich mir ein blaues Sammetkleid, blau wie heut' der Himmel ... mit echten Spitzen! ...

Da — — ja da war unser Bazillus schon fort.

Auf seinen leichten Perlmutterflügeln leise sich wiegend, war er entschwebt durch die lauen Lüfte, entflohen, verschwunden ... ich weiß nicht wohin ...

Marie Hirsch
Adalbert Meinhardt

Adolf Miethe in Charlottenburg:

Zu der farbigen Naturaufnahme

Westermanns Monatshefte haben schon einmal eine Probe von farbiger Photographie nach der Natur gebracht, und so ist es mir eine besondere Freude, zum heutigen Jubiläumsfeste wieder eine derartige Arbeit von mir beisteuern zu können, welche den Lesern dieser Zeitschrift zeigt, wie weit die Technik auf diesem Gebiete fortgeschritten ist. Wir sind weit davon entfernt, die Aufgabe lösen zu können, farbige Photographien etwa in der Weise herzustellen, wie Schwarzphotographien gemacht werden, und es besteht auch augenblicklich kaum noch begründete Hoffnung, daß jemals ein Verfahren gefunden werden wird, welches eine Lösung des farbenphotographischen Problems in diesem Sinne ermöglicht. Die Aufgabe der farbigen Photographie berührt nur an wenigen Punkten die Aufgabe der Schwarzphotographie, und eine immer sicherere Erkenntnis dieser Tatsache läßt es von vornherein äußerst unwahrscheinlich erscheinen, daß die Methoden beider Verfahren einmal ähnlich sein werden. Die heutige Farbenphotographie bedient sich zur Erzeugung ihrer Bilder eines verhältnismäßig schwerfälligen Umweges; es wird Aufgabe der Wissenschaft und Technik sein, fortdauernd an der Vereinfachung dieses an sich alten, aber äußerst fruchtbaren Weges zu arbeiten.

Wie weit aber auf dem bisher beschrittenen Wege das Ziel, welches dem Forscher vorschwebt, erreicht werden kann, zeigt unser farbiges Blatt. Es gibt die Natur und die Stimmung in überraschend guter Weise wieder. Die Farben sind mit derselben Treue dargestellt wie Kontur und Zeichnung, und wenn auch unsere Reproduktion keineswegs alle die Feinheiten enthält, die die Aufnahme selbst darbietet, weil die restlose Überführung des photographischen Resultates in ein druckfertiges Klischee mit bis heute noch scheinbar unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten verbunden ist, so wird sie doch vielleicht geeignet sein, zu zeigen, daß die farbige Photographie auch in künstlerischer Hinsicht bereits Befriedigendes leistet und über das Stadium einer wissenschaftlichen oder technischen Kuriosität bereits weit hinaus gelangt ist. Die

Digitized by Google

Aufnahme, welche unserer Reproduktion zugrunde liegt, wird heute mit einem Apparat hergestellt, der kaum schwerer und umfangreicher ist als eine gewöhnliche photographische Reisecamera, und bietet, weder was die Belichtungszeit, die auf wenige Sekunden reduziert ist, noch was die sonstige Ausführung anlangt, erheblich größere Schwierigkeiten als eine Schwarzaufnahme. Schwieriger dagegen ist die Erzeugung von farbigen Bildern auf Papier. Wenn man nicht, wie es hier geschehen ist, die Buchdruckpresse zu Hilfe nimmt, sind die Methoden der Bilderzeugung heute noch nach vielen Richtungen hin unvollkommen und die Resultate gewissen Willküren unterworfen, von denen sie nicht freizumachen sind. Zu einem absolut einwandfreien Resultat führt nur die sogenannte additive Synthese mit Hilfe eines dreifachen Projektionsapparates, der wegen seiner Kostspieligkeit und Schwerfälligkeit bis jetzt nur eine beschränkte Anwendung finden kann. Aber auf diesem Gebiet sind erhebliche Fortschritte nicht unwahrscheinlich und vielleicht schon in naher Zukunft bevorstehend.

Miethe.

Börries Freiherr von Münchhausen auf Windischlauba,
Sahlis bei Kohren (Sachsen):

Wie Bayard Nordland überwand

Ballade

Die Schwalbe, die zu Neste flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorsten achtzehn Jahr.

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe seine Spur,
Die auch kein Nest in Schonen fand.

* * *

Das Degenglück von Frankreich barg's,
Das Schiff „Le flamboyant dague",
Die bleiche Sonne Dänemarks
Ward bleicher jeglichen Tag,

Ward bleicher über ihm jeden Tag,
Und nächtens erlosch sie kaum,
Und als die Galeere in Malmö lag,
Sie stiegen zu Land wie im Traum. —

Man singt zum Saitenspiel das Lied,
Wie Bayard die Dänen bezwang,
Wie Bayard vor Inge Thorsten gekniet,
Sing' ich zum Saitenklang.

Digitized by Google

Denn ihr runder Arm war weich wie der Flaum
Der Möwe im Hardanger Fjord,
Und beugte den Mann, der stark wie ein Baum
Und rauh wie die Bö aus Nord,

Wie die Bö aus Nord in der Nacht des Jul,
Da Bayard gen Ystad ritt, —
Inge Thorsten saß spinnend auf beinernem Stuhl,
Als er in die Halle schritt.

Des Hammerbauern von Ystad Kind
War schön, und sie sprach: „Willkomm!
Willkommen, Bayard! In Wetter und Wind,
Trotz Feindschaft und Fehde: Willkomm!

Dein Pferd ist müd', und müd' bist du,
Haus steht und Bett bereit,
Die Julnacht geht auf tückischem Schuh,
Und tödlich ist ihr Geleit!"

Da blieb Bayard in Ystad zur Nacht,
Und als die Glocke schlug eins,
Ward leise die Türe aufgemacht,
Die Tür seines Kämmerleins.

Und Inge trat ein, und vor den Mann
Warf sich das zitternde Weib:
„Bayard, nun bin ich in deinem Bann,
Und dein mit Seel' und Leib!

Dein Kommen kündete mir ein Traum,
Ein Traum trieb mich zu dir,
Ich geb' dir meiner Jugend Flaum,
Gibst deinen Sieg du mir!

Greif nicht mein Volk vor Ostern an,
Dann ist es kampfbereit!" —
Da zitterte leise der stolze Mann,
Wie ein Baum, wenn die Säge schreit.

Fiel nieder und küßte ihr weißes Knie:
„Erbitte dir, was du willst,
Und willst du mein Leben, so sterb' ich hie,
Wenn du mein Sehnen stillst!

Nur eines, eines fordere nicht,
Ich schwur einen schweren Eid:
Mich bindet zu siegen die Ritterpflicht,
Und Verrat wär's, zu meiden den Streit!" — —

Was soll ich euch singen sehnsüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was soll's?
Sie baten sich beide so flehend und bang
Und waren doch beide zu stolz.

Sprach Inge: „Und trägst du nach mir Begehr,
Warum denn zwingst du mich nicht?
Der König von Frankreich ist weit über Meer,
Und weit ist des Königs Gericht!" —

Digitized by Google

„Der König von Frankreich thront hoch und hehr,
Seines Weinbergs Rebe rankt
Von einem bis zum anderen Meer,
Doch denke nicht, daß mir bangt!

Mir bangt nicht vor Himmels und Höllen Kraft,
Zu lösen den Gürtel am Kleid,
Doch bangt mir vor meiner Ritterschaft
Unverletzbarem Eid!

Wohl zwing' ich das Pferd und zwinge den Mann,
Doch schwur ich, mit Kampf und Turnier
Zu schützen die Unschuld vor jedermann,
Vor jedem — und sei es vor mir!" — —

Was soll ich euch singen sehnsüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was soll's?
Ihre Worte waren wohl sehnend und bang,
Und doch waren beide zu stolz.

Wohl hätten sie gern aneinandergelegt
Die Lippen in heißem Begehr,
Doch ein Haupt, das heimliche Krone trägt,
Neigt sich zum Kusse so schwer.

Und als sie sich gesagt Lebwohl,
Ein Nordlicht hing überm Wald,
Das glühte von Lund bis Andradal,
Glühte — und war doch kalt.

Und als es glühte in anderer Nacht,
Bayard vom Pferde stieg,
Elf Stunden wogte die Dänenschlacht,
Und die zwölfte gab ihm den Sieg.

Das Heimatwimpel der Schiffe stieg,
Da rühmte des Helden Mund:
„Dem König von Frankreich bring' ich den Sieg,
— Und der Ritterschaft von Burgund!"

* *
*

Die Schwalbe, die zu Neste flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorsten achtzehn Jahr,

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe seine Spur,
Die auch kein Nest in Schonen fand.

Börries v. Münchhausen

Digitized by Google

Wilhelm Münch in Berlin:

Zum Sinn des Lebens

Gibt es ein Ziel für alles Streben der Menschheit, nicht einen Durchschnitt des Strebens der einzelnen, sondern ein Strebensziel der Menschheit als solcher? Ist, was sie als Fortschritt empfindet, mehr denn ein Weiterschreiten auf unebenem Grunde in unsicherer Richtung? Geht es hinauf zur Höhe, oder winkt ihr eine Vollkommenheit? Mich dünkt, drei große Strebungen gehen über alles vereinzelte und verworrene Sinnen und Suchen hin, wie sich weite Brückenbogen über wildes Wasser und wechselndes Gestade spannen. Das erste ist, daß die Menschheit sich ihres eigenen Seins und Lebens inmitten des Weltganzen immer völliger bewußt werde. Das zweite, daß sie die Kräfte der Natur immer voller beherrsche und in Dienst nehme. Das dritte, daß sie ihr eigenes Gemeinschaftsleben immer voller organisiere. Im Dienst dieser Aufgaben steht im letzten Grunde alle Wissenschaft, alle zusammenhängende Arbeit, staatliche und soziale Ordnung oder das Ringen darum, und recht verstanden auch Kunst und Religion. Dabei kann ein halbes Jahrhundert volleren Fortgang bringen als zu anderen Zeiten ein halbes oder ganzes Jahrtausend, aber immer bleibt den Jahrtausenden noch zu tun, denn das Gesamtziel liegt in der Unendlichkeit.

W. Münch

Franz Muncker in München:

Monatsschriften, die eine Dauer von fünfzig Jahren aufzuweisen haben, sind in unserer Literaturgeschichte an sich selten genug; denen aber, die sich eines so langen Bestandes erfreuen durften, ward es kaum je beschert, daß sie im Laufe der Zeit nicht allmählich viel von ihrer literarischen Bedeutung einbüßten. Von den älteren Unternehmungen dieser Art, die in der deutschen Literatur eine Rolle spielten, konnte sich fast keine bis zuletzt des Ansehens rühmen, das man ihr in den ersten Jahren oder Jahrzehnten allgemein zugestand. Wenn die „Westermannschen Monatshefte" eine der ganz unendlich seltenen Ausnahmen von dieser Regel bilden, so ist das Glück und Verdienst zugleich; und die Verbindung dieser beiden Mächte berechtigt zu der Hoffnung, daß sie sich auch in den kommenden Jahrzehnten sicher auf der gleichen Höhe halten werden.

Franz Muncker

Julius Norden in Berlin:

Aus dem Notizbuch eines Kunstkritikers

Hie deutsche Kunst! Hie französische!" — „Hie Böcklin und Thoma! Hie Manet und Monet!" — So tobt der Kampf immer wieder. Und Publikum steht dabei und lacht. Denn es regt sich so unendlich viel weniger auf bei diesem Kampf, als wir von der Zunft, wir Rufer im Streite, gemeinhin glauben.

Und der Sieg? Wem fällt er zu? Was gibt den Ausschlag — „Phantasie"? „Stimmung"? „Eigenart der Technik"? Oder „Idee"? „Auffassung"? „Kolorit"? Publikum wird am Ende doch noch in den Kampf hineingezogen und ganz verwirrt. Liebes Publikum — ich will dir helfen: mitunter steht auch der Zünftige dabei und lacht sich was, denn er weiß, daß es in der Kunst kein Dogma geben darf, sondern nur — Persönlichkeit ...

* *

Die grundgelehrten Ästhetiker bringen in jedem Menschenalter neue Gesetze, nur eins aber bleibt sich unveränderlich gleich — nämlich die Kunst selbst. Wenn man den richtigen Abstand wählt, besteht zwischen dem pergamenischen Zeusaltar und Meuniers „Denkmal der Arbeit", dem Fries vom Parthenon und Bartholomés „Monument aux Morts" gar kein Unterschied.

* *

Unsere Kinder kennen die drei Punischen Kriege am Schnürchen und die Oden Horaz' auswendig, aber wenn sie durch deutsche Kulturschatzsammlungen kommen, wie sie Städte wie Braunschweig, Hildesheim, Nürnberg, Rothenburg u. a. darstellen, so kommen sie sich wie in einer fremden Welt vor. Muß das so sein?

* *

Auf hundert, die „vom Blatt" Klavier klimpern können, kommen zehn, die einen Baum oder einen Hund zeichnen können. Und von zehn, die das können, sagt neun ein Sonnenuntergang nichts, sind schwere Wolkengebilde am Himmel nur schlechtes Wetter und die Vorfrühlingsflur nur ein schwarzbraunes Gelände ...

Fr. Harpaint-Norden

✻

Georg Freiherr von Ompteda in Meran:

An den „lieben Leser" und die „schöne Leserin"

Du „lieber Leser" und du „schöne Leserin",
Wißt ihr, welch Fleiß in diesen Bänden liegt verborgen?
Ahnt ihr die stete Arbeit, all die Mühen, Sorgen,
Bis so ein Monatsheft entstanden von Beginn?

Seht, diese Dichtung, die euch tief ans Herz gegriffen,
Sie ward aus hundert mühselig herausgefunden.
Der Aufsatz, den gelesen ihr in kurzen Stunden,
Ist dreimal umgegossen und zurechtgeschliffen.

Die Dichter haben immer Zeit, man muß sie mahnen,
Anspornen oft, solang ihr Eifer frisch und heiß,
Und wandeln sie absonderliche, falsche Bahnen,
Ablehnend danken — aber ja mit Lob und Preis!

Hier ist die Zeile, jeder kleinste Raum erwogen.
Kam ähnliches einmal? Ist wohl ein Giftzahn drin?
Kränkt etwa es die zartbeseelte Leserin?
Sagt Mannesart: „Das ist für Jungfernsinn erlogen!"?

Digitized by Google

Nun: ahntet ihr das alles? — Mit bescheid'nem Sinn
Bleibt, der die stille Arbeit tat, im Hintergrunde —
Bald hundert Bände! Heut' ist seine Ehrenstunde.
Dank „lieber Leser“ ihm, und „schöne Leserin“!

Georg Freiherr von Ompteda.

Max Osborn in Berlin:

Symbolistisches Gemälde

Neunundneunzig dicke Bände
Reichen sich im Kreis die Hände.
In der Mitte, froh-verwundert,
Liegt der Säugling, namens Hundert.

Seines künst'gen Lebens Bahnen
Sind geebnet; denn die Ahnen,
Neunundneunzig dicke Bände,
Reichen sich im Kreis die Hände.

Und er spricht: „Ihr müßt begreifen:
Rasch werd' ich zum Manne reifen,
Und ich werde tapfer zeugen
Neuer Kindlein holden Reigen,
Bis es wieder sind am Ende
Neunundneunzig dicke Bände.“

Dr. Max Osborn

Joachim Graf Pfeil in Friedensdorf (Kr. Lauban):

Zum Abschied

Vergönnt mir, ihr trauten Gesellen, das Wort,
Schwer will's von der Lippe sich ringen,
Mein rastlos Geschick treibt mich wiederum fort,
Und zum Abschiedsgruß muß ich mich zwingen.
Drum ihr alle, mit denen geschafft und gedacht
Und gestritten ich hab' und gezecht und gelacht,
Drei Sprüche laßt mich euch bringen.

Der erste, er lautet: Es lebe die Kraft
Zum mutigen Wollen und Wagen!
Wer vor Kühnheit erschrickt, im Wollen erschlafft,
Wird nie zum Erfolge getragen.
Wer kraftvoll der Menge entgegen sich stellt,
Dem liegt sie zu Füßen, dem schenkt sie die Welt,
Doch verschlingt sie die Kraftlosen, Zagen.

Digitized by Google

Der zweite, der preise das Urteil hoch,
Das wägende, rasche und klare.
Es lenke die Kraft, wie leicht irrt sie doch
Im Kampf für das Gute und Wahre,
Doch urteilsgeleitet, da wage sie kühn
Auch das Höchste, das fast unerreichbar erschien,
Auf daß den Erfolg sie erfahre.

Der dritte, der gelte der löblichen Tat,
Aus der Ehe der andern geboren.
Dem Schaffenden reifet zur Frucht nur die Saat,
Nur wer tatenlos ist, der ist verloren.
Drum schmiedet leicht jeder sein eigen Geschick:
In erfolgreicher Arbeit allein liegt das Glück!
Wohlauf drum, die Arbeit erkoren.

Uns sind noch die Jahre der Kraft nicht verraucht,
Mit Erfahrung ist Urteil gekommen,
Und der Zeit, die mehr als je Männer braucht,
Ist rüstige Tatkraft willkommen.
Drum vorwärts, Gesellen, ins Leben hinein!
Uns muß es, soll's schön sein, auch arbeitsreich sein,
Uns mag nicht der Müßiggang frommen.

Doch leuchtet uns allen der Abendstern,
Will zur Ruhe die Lust uns anwandeln,
Dann wollen gedenkend wir rückwärts gern
Noch einmal das Leben durchwandeln.
Ob grau auch das Haar dann, der feurige Blick
Eines jeden verkünd' es, auch ihm ward das Glück,
Mit Kraft und mit Urteil zu handeln.

Dr. Graf Pfeil.

Julius von Pflugk-Harttung in Berlin:

Allerseelen

Am Abend Allerseelen
Erstrahlet Lichterglanz,
Geschmückt sind rings die Gräber
Mit Kerzen und mit Kranz.

Und an dem Rand der Gräber
Die Schar der Lieben steht,
Auf schmerzbewegter Lippe
Ein Lispeln, ein Gebet.

Doch abseits liegt ein Hügel,
Nicht lang und auch nicht breit,
Hat weder Kranz noch Kerzen,
Hat nur Verlassenheit.

Wo alles liebelebend
Der Hingeschiedenen denkt,
Da hat kein treues Sehnen
Zu ihm den Schritt gelenkt.

Wen mag der Rasen decken,
Des niemand sich erbarmt,
Der selbst an Allerseelen
Verlassen und verarmt?

Wen mag der Rasen decken,
Das enge Erdenstück?
Welch Leben ohne Liebe,
Welch Dasein ohne Glück?

Pflugk-Harttung

Digitized by Google

Alberta von Puttkamer in Straßburg i. E.:

Zum Jubiläumsheft

Ihr öffnetet mir eure edlen Hallen,
So jung und scheu war damals noch mein Können —
Ihr wart die ersten, meinem Dichterwallen
Die Rast an eurem gold'nen Herd zu gönnen.

Nicht die Geringsten derer, die da steigen,
Und deren Scheitel frei mit Licht gesegnet,
Sind sich in einem hochgestimmten Reigen
Am ernsten Tor von eurem Haus begegnet.

Gruß euch, die Strebenden gewährt die Stätte,
Und Gruß euch andern, die da mit mir gingen,
Die sich gereiht zur Einheit einer Kette,
Und doch in edel abgeschloss'nen Ringen.

Wir alle, die in schönen Feuern brennen,
Die sich zu Gipfeln fühlen hingerissen,
Ob wir auch unsre Namen nimmer kennen,
Und ob wir einer nicht vom andern wissen,

Wir tragen alle das geheime Zeichen
Der Auserlesenen, die die Götter segnen,
Der ewig Neuen und der ewig Gleichen,
Die sich im Höhenweg der Kunst begegnen! ...

Alberta von Puttkamer

Wilhelm Raabe in Braunschweig:

Als einer der ältesten Mitarbeiter der „Westermannschen Monatshefte" lege ich den alten, die Zeiten hindurch so schön jung gebliebenen Freundinnen zur fünfzigjährigen Geburtstagfeier freundlichste Grüße und Glückwünsche zu Füßen.

Wilh. Raabe

L. Rafael in Münster:

Die Sehnsucht

Sie löste aus des Chaos Dunkel
Der Welten Stern.
Sie ist der Ewigkeiten Wesen,
Der Gottheit Kern.

Sie ist die Kraft, die alles Dasein
Im Tod verneint:
Unsterblichkeit der Gottesseele
Uns ihr vereint.

L. Rafael

Digitized by Google

Georg Reicke in Berlin:

Abschied

Fern und ferner rollt der Wagen
Unter schattengrünen Bäumen,
Hat mein Glück davongetragen,
Und ich steh' in dumpfen Träumen.

Liebste Hand zum Abschied winkend
Grüßt noch einmal mir herüber,
Tüchlein weht, in Sonne blinkend,
Doch schon fallen Schatten drüber.

Bald mit Huf und Räderrollen
Hat die Welt das Bild verschlungen,
Und im Herz, dem rätselvollen,
Ist ein feiner Ton gesprungen!

G. Reicke

Klaus Rittland (E. Heinroth) in Celle:

Die Jugend von fünfzig Jahren

Jung ist der fünfzigjährige Mann, wenn er sich selber noch nicht das Recht zugesteht, auf dem Erreichten ruhend zu beharren, sondern die erlangte Reife als Waffe für neue mutige Lebenseroberungen zu nützen weiß, und wenn er sich sicher zu behaupten versteht der keck anstürmenden Jugend gegenüber, ohne sich steif und vorsichtig in den Mantel abwehrender Würde zu hüllen.

Jung ist die fünfzigjährige Frau, wenn sie das lächelnde Verzichten gelernt hat, beseelt von jener echten Mütterlichkeit, die, warmherzig, mit vollem, feurigem Pulsschlag hofft, leidet und jubelt mit der aufstrebenden Generation, und wenn ihr die Gabe verliehen wurde, durch Seelenanmut die schwindende Körperschönheit zu ersetzen — da wohlzutun, wo sie nicht mehr zu reizen vermag.

Und eine fünfzigjährige Zeitschrift ist jung und lebenskräftig, wenn sie, treu ihren Wesensgrundsätzen, doch Rechnung trägt den Strömungen der Zeit und, hellhörig für die Forderungen des Tages, mitarbeitet an der Bildung des künstlerischen Geschmacks in dem ernsten Streben, zu sichten das Wenige, das wert ist zu leben, von dem Vielen, das leben möchte.

In diesem Sinne grüße ich die jugendfrische Jubilarin!

Klaus Rittland

Gabriele Reuter in Berlin:

Warum hast du mich lieb?

„Warum hast du mich lieb?" fragte das Kind seine Mutter. „Warum ich dich liebhabe?" sagte die Mutter erstaunt, „ja — das weiß ich nicht. Warum kommen die Blumen aus der Erde und duften so süß? Warum singen die kleinen Vögel? Und warum lachst du, wenn du froh bist?"

Digitized by Google

„Warum hast du mich lieb?“ fragte das Mädchen ihren Geliebten. „Warum ich dich liebhabe?“ antwortete er verwundert, „ja, wie soll ich das wissen? Weiß ich denn, warum die große Sonne glüht und leuchtet, warum der Sturm braust und die Blitze durch die Wetterwolken zucken? Warum weinst du, wenn dein Herz voll Glück ist?“

* *

„Warum hast du mich lieb?“ fragte die Frau ihren Gatten. „Warum ich dich liebhabe?“ antwortete er, „ja — weil du die Mutter meiner Kinder bist, weil du mir eine treue Lebensgefährtin warst, weil du Geduld hattest mit meinen Fehlern und Schwächen.“ Und noch viele Gründe nannte er ihr. Da wußte die Frau, daß der Herbst gekommen war, wo man die Ernte sammelt, weil der Winter nahe ist, da Eis und Schnee die Fluren decken, und man von den Früchten zehren muß, die der Frühling und der Sommer gereift haben.

Gabriele Reuter

Peter Rosegger in Graz:

Dichterprogramm

Ein freier Bursche! Der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
Ob Herr oder Diener, das kümmert mich nicht,
Ich frage nur eins: Bist du Gott oder Tier?

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb' ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

P. K. Rosegger

Digitized by Google

Erich Schmidt in Berlin:

Zu meinem wertvollsten Besitz gehören als Gabe Theodor Storms einige Druckbogen seiner diesen „Monatsheften“ bescherten Novellen. Sie zeigen die unablässige Arbeit eines Dichters, der sich nicht leicht genug tat und, während heute gar vieles in raschen Skizzen und Würfen stecken bleibt, nach reinster Durchbildung strebte. So hab' ich manchmal die Geheimnisse der Werkstatt anschauen dürfen, zugleich in der Neigung für den das Abgerundete darstellenden Schauplatz bestärkt, bis ich in Berlin wie unterwegs am Gardasee, wo einst Goethes „Iphigenie“ der Vollendung entgegenreifte, nun aber Heyse seine Alterserntenhält, nach dem Hingang des teuren Freundes die letzte Gesamtausgabe zu überwachen hatte und dadurch den „Westermännern“ noch enger verbunden ward.

Erich Schmidt.

Friedrich Spielhagen in Charlottenburg:

Gruß

Das Lob der „Westermannschen Monatshefte“ zu singen, dürfte sich um so weniger für mich schicken, als ich das Glück gehabt habe, sechs Jahre hindurch — die ich zu den erfreulichsten meines Lebens zähle — ihr Herausgeber gewesen zu sein. Daß sich die Zeitschrift immer auf ihrer sonnigen Höhe halten möge, ist mein innigster Wunsch und meine sichere Hoffnung.

Friedrich Spielhagen

Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg:

Einst

Und wenn ich selber längst gestorben bin,
Wird meine Erde wieder blühend stehen,
Und Saat und Sichel, Schnee und Sommerpracht
Und weißer Tag und blaue Mitternacht
Wird über die geliebte Scholle gehen.

Und werden Tage ganz wie heute sein:
Die Gärten voll vom Dufte der Syringen,
Und weiße Wolken, die im Blauen ziehn,
Und junger Felder seid'nes Ährengrün,
Und drüberhin ein endlos Lerchensingen!

Und werden Kinder lachen vor dem Tor
Und an den Hecken grüne Zweige brechen,
Und werden Mädchen wandern Arm in Arm
Und durch den Sommerabend still und warm
Mit leisen Lippen von der Liebe sprechen!

Digitized by Google

Und wird wie heut' der junge Erdentag
Von keinem Gestern wissen mehr noch sagen ...
Und wird wie heut' doch jeder Sommerwind
Aus tausend Tagen, die vergessen sind,
Geheime Süße auf den Flügeln tragen ...

L. v. Strauß u. Torney

Gräfin L. Uxkull in Berlin:

Aphorismus

Zeigt mir einen, der das Ziel seines Lebens erreicht glaubte, der sich in sich selbst ganz vollendet fühlte! Oder wißt ihr einen, so zeigt ihn mir nicht: ein Armseliger würde es sein.

Denn je angespannter sich das Werk der Gedanken vollzieht, je tiefer die Quellen der Empfindungen liegen, um so stärker drängt es sich ins Bewußtsein, daß es noch ein Letztes, ein Größtes gibt — etwas, wonach sich der Mensch voll Schmerz und Sehnsucht reckt, wie um über sich selbst hinauszuwachsen. Doch ehe es ergriffen ist, lähmt der Tod den begehrlichen Arm.

Ein Trugbild mag ihn genarrt haben. Vielleicht hatte die Natur aus dieser Form alle in ihr ruhenden Möglichkeiten erschöpft. Eine köstliche Frucht hatte sich in Vollkommenheit gerundet, und sie kannte den vollen Wert ihrer süßen Reife und Schönheit nicht.

Doch beklagt den Toren seines Sehnsuchtswahnes nicht um diesen letzten starken Schmerz. Aus dem Unerfüllbaren strömt alles Werdende. Und in dem Einzelnen offenbart sich ein Abbild des Ganzen, der Welt. Durch ihn hindurch erblicken wir eine Gewähr für die ewige Dauer des Lebens.

Denn Vollendung ist Abgeschlossenheit — Stillstand — Erstarrung — Tod. Aus dem Nie-sich-vollendet-fühlen quillt der unerschöpfliche Trieb zu neuem Wollen, Schaffen, Werden — zu stetem Wachsen in unendliche Höhen.

Gräfin L. Uxkull

Clara Viebig in Zehlendorf:

Der hundertste Band

Viele haben aus diesen hundert Bänden Freude, Anregung, Belehrung geschöpft — nicht zum wenigsten ich selbst! So möchte ich heute in diesem Ehren- und Gedenkheft es bekennen, daß in einer Zeit, da ich so durstig war nach Schönheit und künstlerischer Anregung wie frühlingsjunge, raschgeschoss'ne Saat nach erquickendem Regen, „Westermann" beide in mein damals so stilles, engumgrenztes Mädchenleben gebracht hat.

Drum Dank ihm, herzlichen Dank von Clara Viebig.

Digitized by Google

Hermine Villinger in Karlsruhe:

„Ne freudig Stündli,
Isch's nit e Fündli —?"

Hermine Villinger

Richard Voß in Frascati bei Rom:

Abschied von der Villa Falconieri

Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal
Tu auf für mich Tore und Türen ...
Ich trete still durch das hohe Portal,
Ich schreite schweigend durch Halle und Saal,
Die Freunde, die teuren, zu führen —
Mein leuchtendes Haus, zum letztenmal!

So kommt denn! Folgt mir! Folgt mir hinein!
Wo euch Frühlingslüfte umweben;
Wo in der Göttin heiligem Hain
Feiertagsglück hüllt den Weilenden ein,
Wo zum Traume sich wandelt das Leben ...
So kommt denn, folgt mir! Folgt mir hinein!

Zum letzten Male bin Wirt ich hier heut'.
Doch gilt's keinem rauschenden Feste.
Der Tisch ward gedeckt, das Mahl steht bereit,
Und wie in alter, glücklicher Zeit
Heiß' ich willkommen die Gäste.
Zum letzten Male bin Wirt ich hier heut'.

Und ziehe bald, ach, bald ich hinaus,
Dann gibt es kein Wiederkommen,
Dann hat man von meinem leuchtenden Haus
Für immer und immer geschlossen mich aus;
Dann hab' ich Abschied genommen —
Wenn bald, ach, bald ich ziehe hinaus.

Ihr, die ihr als Letzte tratet mit ein,
Lebenslang werd' ich euer gedenken.
Der Genius des Ortes wolle euch weih'n!
Von seiner verklärenden Schönheit ein Schein
In eure Seelen sich senken.
Ihr, die ihr als Letzte tratet mit ein,
Möchtet ihr freundlich der Stunde gedenken.

Villa Falconieri, den eilften April 1905, als das Trappistenkloster ein Nonnenkloster werden sollte.

Richard Voss

Digitized by Google

Adolf Wilbrandt in Rostock:

Sein oder Nichtsein

Ich weiß nicht, ob schon jemand die Meinung ausgesprochen hat, daß der „Sein- oder Nichtsein"-Monolog im „Hamlet" zuerst gar nicht für diese Tragödie geschrieben sein möchte, sondern als ein Monolog aus Shakespeares eigenster Menschenbrust. Ich bin mehr und mehr dieser Meinung; ja mir scheint, nahezu alles spricht dafür. Mit dem „Vielleicht auch träumen" beginnt's. „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen" ... Wie käme Hamlet dazu, sich so auszudrücken? Und wenn er auch einmal — und allerdings nicht lange vorher, am Ende des zweiten Aufzuges — hingeworfen hat: „Der Geist, den ich gesehen, kann ein Teufel sein", so klingt doch immer wunderlich und wie aus einem anderen Mund, daß Hamlet so theoretisch allgemein von „möglichen Träumen", von der „Furcht vor etwas nach dem Tod" spricht, ohne mit einem Wort, einem Gedanken an seine eigene furchtbare Erfahrung, an des väterlichen Geistes Schilderung seiner Jenseitsqualen anzuknüpfen. Was tut er statt dessen? Er spricht von dem „unbekannten Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt ..."

So mag William Shakespeare sprechen, der nie einen Geist gesehen hatte und vermutlich an Geister nicht glaubte; nicht Hamlet, der in jener Nacht auf der Terrasse des Helsingörer Schlosses stand. Und was beklagt dieser Königssohn vor allem als die unerträglichen Leiden des Lebens? „Des Mächtigen Druck" (nur das träfe auch ihn!), „des Stolzen Mißhandlungen", „verschmähter Liebe Pein", „des Rechtes Aufschub", „den Übermut der Ämter" ... Ist das der natürliche Gedankengang eines Königssohnes? Ich glaube, das wird niemand behaupten; während aus dem Munde des Stratforder Bürgersohnes, der in London als mißachteter Schauspieler lebte, jedes Wort mit harter, furchtbarer Kraft erklingt.

A Wilbrandt

Richard Zoozmann in Berlin:

Gruß an Westermanns Monatshefte

Neben den jungen,
Neben den alten
Bäumen im literarischen Wald
Unbezwungen
Habt ihr euch erhalten,
Ihr „Westermänner", in frischer Gestalt.

Möge denn weiter
Gott euch behüten,
Kraftvoll und jung und stets auf dem Plan:
Streuet uns heiter
Früchte und Blüten,
Wie ihr es fünfzig Jahr' lang getan!

Zoozmann

Digitized by Google

Die Kathedrale in Bitonto. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Zu Haseloff: Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

April 1906

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band Heft 595

Der Hausgeist

Novelle

von

Paul Heyse

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Stadt, in der sich zutrug, was ich erzählen will, war keine von den großen im Deutschen Reich. Sie hatte wenig mehr als dreißigtausend Einwohner, die aber in ihrem engumfriedeten Stilleben sich's wohler sein ließen als manche Großstädter, und obgleich sie mit den Hauptverkehrsadern der großen Welt nur durch eine Zweigbahn verbunden waren, auf der sich wenige Fremde in die ziemlich reizlose Gegend verirrten, hielten sie dennoch so viel auf ihre Ehre und Würde wie irgendeine berühmte und an der Spitze der Zivilisation stehende Weltstadt. Noch vor fünfzig Jahren hatte die gräfliche Familie, mit der die Stadt den Namen gemein hatte, hier residiert, und nach ihrem Aussterben war das Bewußtsein, eine Art Hofhaltung in ihren Mauern beherbergt zu haben, in den Seelen der Bürger und zumal ihrer Frauen nicht erloschen. Auch die Erinnerung an die Rolle, die sie in früheren Kriegszeiten gespielt, wirkte erhebend fort, wenn sie auch nur in Mord und Brand, Kontributionen und Plünderungen bestand. Ein alter, zur Ruhe gesetzter Archivar hielt diese Gefühle wach, indem er abends am Honoratiorentisch allerlei Chronikenberichte zum besten gab, in denen die historische Bedeutung „unserer“ Stadt hervorleuchtete.

Das Zauberwort „unser“, das sofort die Herzen höher schlagen machte, wurde überhaupt reichlich oft ausgesprochen. „Unser“ Krankenhaus, „unser“ Gymnasium, „unser“ Kindergarten, „unser“ Stadtpark — ohne dieses selbstbewußte Beiwort wurde von diesen und anderen löblichen Instituten der Stadt nie gesprochen.

Seit zehn Jahren nun war zu den städtischen Besitztümern, die ein Gegenstand besonderen Stolzes der Einwohner waren, noch eins und zwar ein lebendes Wesen hinzugekommen: „unser“ Herr Bürgermeister. Und zwar sehr bald, nachdem die einstimmige Wahl auf diesen verdienten Mann gefallen war.

Das war um so ehrenvoller, da der Betreffende kein Stadtkind, sondern in jüngeren Jahren nach glänzend absolviertem Staatsexamen als Referendar an das Amtsgericht gekommen war. Herr Leonhard R. — aus gewissen Gründen soll der volle Name verschwiegen bleiben — erwarb sich in kurzer Zeit bei alt und jung, Männlein und Weiblein die unbeschränkteste Hochachtung und das vollste Vertrauen, das sogar in Liebe überging, als er nach etlichen Jahren eine vorteilhafte Gelegenheit, in eine höhere, besser besoldete Stellung aufzurücken, ohne Bedenken ausschlug, nur um den Ort nicht ver-

lassen zu müssen, wo ihm wohl geworden war und er einen freundlichen Wirkungskreis gefunden hatte.

Er war ein nach außen ernster und gelegentlich sogar schroffer Charakter, doch mit einem weichen Kern im Inneren, der überall zutage trat, wo es zu helfen galt. Ein großer, schöner Mensch, ohne eine Spur von Selbstgefälligkeit, doch trotz seines mäßigen Gehaltes freigebig und mit einem Hang zu herrschaftlicher Lebensführung. Im übrigen ohne alle „noblen Passionen“, die in dem tugendhaften Städtchen verpönt waren, dagegen auch frei von jeder Neigung zum schöneren Geschlecht, das einzige, was ihm von der weiblichen Hälfte der Bevölkerung zum Vorwurf gemacht wurde.

Nachdem er ungewöhnlich rasch in seiner amtlichen Stellung befördert worden und endlich an die leitende Stelle im Amtsgericht vorgerückt war, fing sein Herz doch endlich Feuer an den sanften blauen Augen eines liebenswürdigen Mädchens, der einzigen Tochter eines würdigen alten Paares, das ein Eckhaus am Markt bewohnte, seit Jahrhunderten dieser Familie gehörig. Der Vater hatte eine Ziegelei und Zementfabrik nahe bei der Stadt besessen, sich aber vor einigen Jahren vom Geschäft zurückgezogen. Die Tochter galt als das schönste Mädchen der Stadt und als unbestrittene Ballkönigin, der notgedrungen auch „unser“ Amtsrichter huldigen mußte. Aus diesen flüchtigen winterlichen Berührungen war dann eine ernstere Neigung auf beiden Seiten erblüht, und als um Ostern der stattliche Herr Leonhard das schöne Fräulein Jukunde heimführte, nahm die Stadt an der Verbindung so lebhaften Anteil, als wenn ein Ehrenbürger eine Ehrenjungfrau geheiratet hätte.

Bald darauf geschah die Wahl des jungen Ehemannes zum Bürgermeister. Daß er auch als solcher ge-unsert wurde, verdiente er vollauf. Denn er griff überall energisch ein, wo es die Abschaffung alter Mißbräuche und die Vervollkommnung und Verschönerung städtischer Anstalten galt. Unser Gymnasium nahm einen ungeahnten Aufschwung, da er einen Studienfreund, einen sehr tüchtigen Philologen, als Oberlehrer anstellte, unser altes Theater, ein seit dem Aufhören der Residenz ziemlich verwahrloster Bau, wurde renoviert und eine Schauspielertruppe einer nachbarlichen größeren Stadt zweimal im Jahr zu einem dreiwochenlangen Gastspiel bewogen, vor allem ward unser Stadtpark durch einen geschickten Gärtner in einen weit ansehnlicheren Flor gebracht und die kleine Heilquelle zu einem Trink- und Badeetablissement umgeschaffen, das sich sehen lassen konnte und Fremde mit mäßigen Heilansprüchen heranzulocken versprach.

Während aber so alles, was „unser“ Bürgermeister in die Hand nahm, von offenbarem Erfolg gekrönt wurde, gelang es ihm nicht, auch an sein Haus das Glück zu fesseln.

Seine junge Frau blieb seit der Geburt eines Kindes, das bald wieder starb, leidend und welkte trotz der sorgfältigsten Pflege sichtbar dahin. Da er an dem lieblichen Wesen mit wahrer Zärtlichkeit hing und wußte, daß er von niemand in der Welt inniger geliebt wurde als von ihr, die den Inbegriff aller Mannestugenden in ihm bewunderte, litt er schwer während der fünf Jahre, die sie noch an seiner Seite lebte, und ihr Verlust, obwohl er das Erlöschen des schwachen Lebensflämmchens als eine Wohltat empfinden mußte, erschütterte ihn bis ins Mark.

Die Mittrauer der ganzen Stadt war um so lebhafter, da man allgemein die liebevolle Sanftmut, mit der er die Kranke gehegt und gepflegt, ihm hoch angerechnet hatte. Auch dies hatte dazu beigetragen, die Verehrung, deren unser Bürgermeister genoß, zu einer Höhe zu steigern, daß die Verleihung eines Heiligenscheins nur als eine gebührende Dekoration für sein Haupt erschienen wäre.

Am weitesten trieb diese überschwengliche Vergötterung eine alte Magd, die schon als Kindermädchen die verstorbene junge Frau behütet hatte und nach ihrem Tode den alten Eltern und dem Witwer treu zur Seite blieb. Sie mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, zehn Jahre älter als der Bürgermeister, den sie nicht anders als „mein“ Herr Bürgermeister nannte. Als Tochter eines verabschiedeten Arbeiters in der Ziegelbrennerei war sie mit zwanzig Jahren ins Haus gekommen, eine stämmige junge Person von

Digitized by Google

etwas derben und bäuerischen Manieren, die sich aber bald abschliffen, da in dem eckigen Kopf auf dem breiten Nacken ein kluger Sinn lebte, der Menschen und Verhältnisse scharf zu beurteilen verstand. Zu der zarten, schönäugigen Tochter ihrer Herrschaft hatte sie eine zärtliche Liebe gefaßt, wie zu einem eigenen Kinde, und der Mutter ihres Pfleglings war sie blindlings mit einer Art Hundetreue ergeben. Die Frau hatte sich freilich ein Anrecht auf ihre Dankbarkeit erworben, das über das alltägliche Maß der Verpflichtung eines guten Dienstboten gegen eine gute Herrin hinausging.

Denn ehe die kleine Jukunde zur Welt gekommen war, verschwand eines Tages die junge Magd aus dem Hause. Ein herumstreunender Tabulettkrämer, schwarzlockig und mit ein paar Feueraugen, hatte das sonst so gescheite und ehrbare Mädchen dermaßen zu bestricken verstanden, daß sie ihm, wie ein armes unerfahrenes Kind dem Rattenfänger, nachlief und für Jahr und Tag verschollen blieb.

Dann kam sie eines dunklen Abends in einem traurig verwahrlosten Zustande zurück, und als sie sich nicht zu ihrem Vater zurückgetraute, der gedroht hatte, sie totzuschlagen, sank sie vor der Tür ihrer früheren Herrin nieder und wartete, bis diese heraustrat und über den regungslosen Leib der armen Verlorenen stolperte.

Sie hatte sich nicht verrechnet. Die treffliche Frau hob sie auf, sagte ihr kein böses Wort, gab ihr reinliche Kleider aus ihrem eigenen Vorrat und behielt sie im Hause, trotz des Murrens, mit dem ihr Ehegemahl die Abenteurerin auf die Landstraße zurückschicken wollte.

Das hatte die Reuige ihr wie eine Himmelsgnade gedankt, die nur mit der Dienstbarkeit eines ganzen Lebens zu vergelten sein könnte. Auch betrug sie sich nach diesem einen Fehltritt so musterhaft, daß bald auch das Gerede über sie in der Stadt verstummte und die biederen Hausfrauen sie ihren eigenen Mägden zum Muster aufstellten. Ja, es währte nicht lange, so wurde sie allgemein der „Hausgeist" jenes fabrikherrlichen Hauses genannt, da der Herr Pfarrer selbst ihr diesen Namen einmal aufgebracht hatte.

Ihr eigentlicher Name war Margret, oder vielmehr Margit, wie die kleine Jukunde sie umgetauft hatte, da die beiden r ihr beschwerlich waren.

* * *

Beide Eltern hatten die geliebte Tochter nicht lange überlebt. Das Haus am Markt, das sie so lange bewohnt hatten, war nun für den einsam zurückgebliebenen Schwiegersohn viel zu groß geworden. Doch konnte er sich nicht entschließen, in eine andere Wohnung zu ziehen oder ein Stockwerk an Fremde zu vermieten, und auch die Margit, der die Reinigung der vielen leeren Zimmer nicht wenig Arbeit machte, da sie eine heftige Feindschaft gegen den geringsten Staub hatte, wollte von einem Umzug nichts wissen. Der Gedanke, daß fremde Leute in diesen Räumen Fuß fassen könnten, die durch die Erinnerungen an ihre Wohltäter und die treu beweinte junge Herrin geweiht waren, erschien ihr als ein gottssträflicher Frevel, in den sie nie gewilligt hätte. Sie wirtschaftete unermüdlich treppauf, treppab, besorgte ganz allein die Küche und duldete neben sich nur eine niedere Magd, die für die gröbste Arbeit gedungen war, aber nicht im Hause schlief. Für den Herrn war noch der Amtsbote da, zu Besorgungen und Hausarbeiten, die über die Kräfte einer weiblichen Dienerin hinausgingen. Sonstige persönliche Dienste bei „ihrem" Herrn Bürgermeister ließ sie selbst sich nicht nehmen.

Diese waren nur gering, da Herr Leonhard sehr bedürfnislos war und in seinen eigenen Sachen auf größte Ordnung sah. Er war, seit er die Frau verloren, noch mäßiger und anspruchsloser geworden, speiste immer zu Hause, wo er sich alle übermäßige Kocherei verbat, und ging nur abends auf ein Stündchen in die Herrengesellschaft, die sich im „Roten Löwen" zusammenfand. Um neun aber war er regelmäßig wieder zu Hause und arbeitete bis in die späte Nacht hinein bei einer einsamen Tasse Tee, nachdem er seinem „Hausgeist" für allerlei Fragen und Besprechungen ein halbes Stündchen Gehör gegeben hatte.

Er behandelte sie dabei nicht wie eine Untergebene, sondern wie eine verständige

gute Freundin, auf deren Urteil er Wert legte. Nachdem er sich ein paarmal darauf ertappt hatte, sie mit du anzureden, was sie ihm hoch aufnahm, bat sie ihn, damit fortzufahren, obwohl sie selbst an ihrer unterwürfigen Anrede in der dritten Person festhielt. Diese kurze abendliche Zwiesprach war ihre Hauptfreude für den ganzen Tag.

Nachdem aber das erste Trauerjahr verstrichen und im darauf folgenden das Leben ihres Herrn um nichts heiterer geworden war, wagte sie einmal ihm zuzureden, daß er sich in seinen Kummer, den sie ja nur zu berechtigt fand und mit ihm teilte, nicht allzutief vergraben möchte. Es sei gegen die Natur, daß ein Mann in seinen Jahren — er war im Anfang der Vierziger — wie ein Klosterbruder leben und nur eine Geschäftsmiene aufsetzen sollte. Er solle doch an den Abendgesellschaften in befreundeten Häusern wieder teilnehmen, auch die Kasinobälle besuchen, wenn auch natürlich nur als Zuschauer; seine liebe Selige werde es ihm nicht verdenken, da er ja darum das Andenken an sie nicht aus dem Herzen verliere.

Herr Leonhard schüttelte bei solchen halb mütterlichen Ermahnungen des Hausgeistes still den Kopf und erwiderte nur, er finde keinen Gefallen daran, ihm sei am wohlsten, wenn er für sich bleibe und seinen vielen städtischen Aufgaben, statt in dem unruhigen Rathause, in seinem häuslichen Arbeitszimmer sich widmen könne.

Die Margit hörte solche Reden mit gerunzelter Stirn, in die ihr das strohgelbe, schon etwas ergrauende Haar hineinhing, unwillig an und sann hin und her, wie sie den angebeteten Herrn auf andere Gedanken bringen könne.

Als es ins dritte Jahr so fortgegangen war, fing sie sogar an zu erwägen, ob nicht ein Radikalmittel allein helfen möchte, der Einzug einer zweiten jungen Herrin in das verödete Haus, in welchem die verehrten Schatten nachgerade lange genug allein gespukt hätten. So sehr sie die arme Verklärte noch jetzt im Herzen trug, — der Witwer, und was zu seinem Glücke dienen konnte, lag ihr noch dringender auf der Seele. So begann sie Umschau zu halten unter den mannbaren Töchtern der Stadt, die in Betracht kommen konnten, und da sie mit ihrem klaren Blick, so wenig sie mit den einzelnen zu teilen hatte, gleichwohl die Tugenden und Mängel einer jeden durchschaute, auch die Verhältnisse der betreffenden Sippen und Magen kannte, so kamen endlich nur zwei oder drei auf die engere Wahl, die sorgfältiger zu prüfen sie sich sehr geschickt die Gelegenheit zu verschaffen wußte.

Sie wurde dabei natürlich von den verschiedenen Müttern redlich unterstützt. Denn daß „unser" Herr Bürgermeister, seit er ledig herumging, das Ziel sehr ernstlicher Müttersorgen und auch ihrer wohlerzogenen Töchter war, ist leicht zu begreifen. Es fehlte sogar nicht an mehr oder minder eifrigen Bemühungen, die alte Margit sich zu diesem Geschäft geneigt zu machen. Man wußte nicht, was man ihr alles Liebes und Gutes antun sollte, ihre Gunst zu erlangen. Der Hausgeist aber war all solcher verlorenen Liebesmüh unzugänglich. Es handelte sich ihm nicht darum, sich einen mehr oder weniger kostbaren Kuppelpelz zu verdienen, sondern ihrem Herrn Bürgermeister wieder zu einem menschenwürdigen Leben zu verhelfen, nachdem er nun vier ganze Jahre wie ein mürrischer Schuhu in seinem Neste gesessen hatte.

Da durch die Margit nichts zu erreichen war, steckten sich die guten Mütter hinter ihre Ehemänner und trieben sie an, den eigensinnigen Hagestolz mit offenem oder umwundenem freundschaftlichem Zureden seiner Einsiedlerschaft abtrünnig zu machen. Auch die Männer aber hatten, so munter beim Abendtrunk sie es anfingen, keinen Erfolg damit. Der Herr Bürgermeister zuckte nur die Achseln, schüttelte die schönsten Vernunftgründe für eine zweite Ehe gleichmütig und höchstens mit einem Seufzer, den man verschieden deuten konnte, von sich ab und verließ nur etwas früher als sonst das Lokal unter dem Vorwand dringender Arbeiten.

So gab man endlich von allen Seiten die Bemühungen, ihm zu seinem Glück zu verhelfen, auf, und diese Treue über das Grab hinaus erhöhte nur noch die Verehrung, freilich mit dem Nebengefühl der Frauen und Töchter, daß man sich auch durch das Übermaß einer Tugend versündigen könne.

* *
*

Digitized by Google

So war der fünfte Sommer seit dem Tode der jungen Frau herangekommen und alles beim alten geblieben.

Verschiedenen Versuchungen, eine besser besoldete Stellung in einer größeren Stadt anzunehmen, hatte Herr Leonhard stets widerstanden. Er sei zu fest eingewurzelt in diesem Boden und könne, was er zur Verschönerung und Sanierung der Stadt unternommen, nicht unvollendet zurücklassen. Nach der letzten Ablehnung eines sehr glänzenden Antrages war ihm ein Fackelzug gebracht worden, bei dem eine Deputation mit einer feierlichen Ansprache ihm etwas Silbernes überreicht hatte, das eine Bürgerkrone vorstellte. Die Rührung war allgemein gewesen. Der vor Stolz und Freude völlig aus dem Häuschen geratene „Hausgeist" hatte zum erstenmal das Nachtessen anbrennen lassen.

Einige Tage darauf meldete sich in der Amtsstube des Rathauses ein Mann, der sich als Direktor eines Variététheaters vorstellte und um die Konzession einkam, mit seiner „Künstlertruppe" eine Reihe von Vorstellungen im Stadttheater zu geben.

Da das Haus zufällig frei war, die Wandergesellschaft die günstigsten Zeugnisse über ihre Leistungen aufzuweisen hatte und die übrigen Väter der Stadt bereitwillig zustimmten, erteilte der Bürgermeister die Erlaubnis zu zehn Vorstellungen, doch erst, nachdem er das Programm sorgfältig geprüft und den Direktor zur größten Dezenz bei allen Produktionen verpflichtet hatte. Das Theater war zu ähnlichen Schaustellungen bisher nie benutzt worden und hatte, obwohl vorwiegend kleine Lustspiele und Gesangspossen zur Aufführung kamen, gleichwohl seine alte Würde als fürstliches Hoftheater zu wahren gewußt. Deshalb strich der Bürgermeister einige Nummern, die einen Jahrmarkts- und Gaukleranstrich zu haben schienen, so die Exerzitien eines Meerschweinchenpaares und eines mit einer Katze zusammen dressierten Pudels, vielleicht eingedenk des großen Weimarer Theaterdirektors, der seine Stelle aufgegeben hatte, um auf den Brettern, die die Welt bedeuten, keinen Hund dulden zu müssen.

Die Artistengesellschaft, die ihr Gastspiel in der kleineren Stadt nur als ein Sommervergnügen betrachtete und im übrigen gewohnt war, vor einem anspruchsvolleren Publikum aufzutreten, hielt ihren Einzug nicht in der prahlerischen Weise armseliger Wandertruppen, sondern geräuschlos im Omnibus der beiden ersten Hotels, wo sie sich sehr anständig hielten und, wenn sie über Tag ausgingen, wie andere Vergnügungsreisende auftraten. Zwei oder drei Ehepaare waren darunter und einige Kinder. Eine besonders reizende junge Frau führte ein bildschönes, etwa vierjähriges Knäbchen an der Hand und erwiderte mit einem ziemlich kühlen Kopfnicken die Grüße, mit denen junge Kommis und Primaner — sie wußten selbst nicht, wie sie dazu kamen — ehrerbietig an ihr vorübergingen. Die Stadt schien allen sehr zu gefallen. Nur der Besitzer der Meerschweinchen und des Pudels saß schmollend in einer Kammer neben dem Pferdestall und schimpfte über den geringen Kunstsinn dieser Spießbürger, die ihn nicht zu sehen wünschten.

Der Bürgermeister war am Tage der ersten Vorstellung nicht sonderlich dazu gestimmt, ihr beizuwohnen. Es war ein Erinnerungstag aus seiner kurzen glücklichen Ehezeit, dazu regte sich in ihm eine stille Abneigung gegen das ganze Gauklerwesen und eine Art Vorgefühl, das er sich nicht klarzumachen wußte. Zuletzt hielt er es doch für seine Pflicht, als Vater der Stadt sich zu überzeugen, daß seinen großen Kindern keine schädliche Kost geboten würde, und begab sich, da die Produktionen schon im Gange waren, in die kleine Proszeniumsloge, in der zu ihrer Zeit die fürstlichen Herrschaften den Vorstellungen beigewohnt hatten.

Das zierliche kleine Haus in einer Art Rokokostil war bis auf den letzten Platz gefüllt, das Publikum schien von dem seltenen Genusse aufs höchste befriedigt, da es selbst die erste Nummer, die Herr Leonhard versäumt hatte, lebhaft beklatschte, obwohl es eine Chansonettensängerin mit einer ausgedienten Stimme war, die allerlei sentimentale sogenannte Volkslieder zum besten gab. Ihr folgte ein „echtes" schottisches Hochländerpaar, das in der Nationaltracht ein paar volkstümliche Tänze aufführte, zum Klang eines echten Pibroch, den ein dritter Schotte

Digitized by Google

ertönen ließ. Ein Ehepaar in glänzenden, mit Metallschuppen besetzten Trikots gab dann erstaunlich kühne equilibristische Kunststücke zum besten, deren elastische Schönheit selbst die prüdesten Mütter junger Töchter mit dem herausfordernden Kostüm des Künstlerpaares versöhnte.

Hierauf erschien ein „japanischer" Jongleur, der eine halbe Stunde lang die Zuschauer mit seinen Künsten in Atem hielt. Dazu spielte das Stadtorchester, Erfrischungen wurden herumgetragen, es fehlte nichts, das Publikum in die beste Laune zu versetzen.

Nur von dem Bürgermeister wollte bei all den heiteren Schaustellungen die schwere Stimmung nicht weichen, in der er das Theater betreten hatte. Er dachte daran, daß er an demselben Tage vor so und so viel Jahren auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau „Figaros Hochzeit" gehört hatte, und verglich damit seinen jetzigen Zustand, wo er sich an schalen Gauklerkünsten ergötzen sollte. Schon war er im Begriff, die Loge wieder zu verlassen und sich in sein stilles Arbeitszimmer zu flüchten, als das Orchester eine neue Introduktion anstimmte und auf der Bühne eine reizende junge Frau erschien in einem nicht allzu theatralischen, bescheiden dekolletierten Anzuge, in dem aschblonden Haar eine einzige Rose.

Sie trat, eine Musikrolle in der Hand, mit sicherer Haltung bis an die Rampe vor und verneigte sich herablassend gegen das Publikum. Einer ihrer ruhig funkelnden Blicke fiel in die Proszeniumsloge, wo Herr Leonhard sich eben erhoben hatte, um fortzugehen. Es war ihm plötzlich unmöglich, einen Fuß zu rühren. Vielmehr sank er, wie einem Zwange gehorchend, in den Sessel zurück und betrachtete mit gespanntem Blick die Sängerin auf der Bühne.

Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, ihre schlanke Gestalt voll ausgereift, das Gesicht nichts weniger als regelmäßig schön, aber von einem seltsamen Reiz, der noch erhöht wurde durch einen Ausdruck von stolzer Gleichgültigkeit, wie er fahrenden Fräulein und Mitgliedern reisender Gesellschaften, die sich in lächelnden Grimassen gefallen, völlig unbekannt zu sein pflegt. Herr Leonhard saß der Bühne nahe genug, um zu erkennen, daß sie auch alle üblichen Verschönerungsmittel, weiße und rote Schminke und den schwarzen Stift um die Augen, verschmäht hatte. Ein Hauch von wilder Frische ging von ihr aus, als wäre sie aus einem vornehmen Hause zufällig als eine andere Preziosa unter das Artistenvölkchen geraten und spielte nur aus einer tollen Laune eine Weile mit.

Sie hätte sich auch mit ihrem Gesang in jedem Salon hören lassen können. Daß sie eine Französin war, verriet schon ihr Name: Madame Landrinette, der auf dem Zettel stand und den die echte Aussprache der französischen Texte bestätigte. Graziöse kleine Liedchen waren es, die sie mit einer nicht großen, aber gut gebildeten Mezzosopranstimme vortrug, mit einem meist schalkhaften, zuweilen frivolen Inhalt, der in der Übersetzung auf dem Programm seine Anmut leider verloren hatte, doch nicht so weit ging, die Gemüter der Zuhörerinnen zu beleidigen. Nur zuweilen, wenn eine besonders mutwillige Pointe im Refrain wiederkehrte, lief ein witziges Lächeln über den roten, nicht eben kleinen Mund der Sängerin, während die großen schwarzen Augen ernsthaft blieben.

Ihr Vortrag wurde vom Direktor selbst am Klavier begleitet. Sie sang vier oder fünf Liedchen, und als der nicht endenwollende Applaus sie wieder hervorrief, gab sie noch ein bekanntes deutsches Lied zum besten, wobei ihre drollige Aussprache das Publikum vollends in das hellste Entzücken versetzte.

Man war einig darüber, daß der Gesang der Madame Landrinette der Glanzpunkt der heutigen Vorstellung gewesen sei. Den Töchtern, die sie heimlich beneideten, tat es wohl, ihre Kenntnis des Französischen zu zeigen, indem sie zuhörten, ohne auf die Übersetzung zu blicken. Die Männer waren ohne Ausnahme in Ekstase. Vor allem tat sich ein Herr Feigenbaum durch wütendes Applaudieren hervor, der Bankier der Stadt, ein Mann nicht über vierzig Jahre, doch mit ganz kahlem Haupt. Neben ihm saß in der ersten Reihe des Parketts ein junger Offizier, Leutnant eines Gardedragoner-Regiments, der zum Besuch von Verwandten Urlaub genommen und bisher sich in der etwas philisterhaften Gesellschaft unverhohlen

Digitized by Google

gelangweilt hatte. Er ging in der Pause eilig fort und kehrte mit einem großen Blumenstrauß zurück, den er der genialen „Diseuse“, wie er sie nannte, bei ihrem zweiten Auftreten zuwerfen wollte.

Denn allerdings stand ihr Name noch einmal auf dem Zettel, am Schluß des Abends, in einer „Pantomime: Venus und Amor“, auf die alle Zuschauer so ungeduldig gespannt waren, daß die zwei Nummern, die noch dazwischen lagen, keine sonderliche Aufmerksamkeit erregen konnten.

Als dann endlich der Direktor wieder heraustrat und sich an das Klavier setzte, um die Pantomime zu akkompagnieren, ging eine atemlose Stille durch das ganze Haus, und alle Operngläser richteten sich wie auf Kommando nach der Kulisse, aus der die beiden mythologischen Figuren hervorschweben sollten.

Nun kam Madame Landrinette freilich nicht, wie man es von einer Göttin hätte erwarten können, auf einem von Tauben gezogenen Wolkenwagen auf die Szene geflogen, aber die Art, wie sie aus dem Buschwerk hereingelaufen kam, ihr Bübchen huckepack tragend, mit einem Lachen, bei dem die glänzendsten Zähne sichtbar wurden, war viel entzückender als ein Erscheinen auf der schönsten Flugmaschine gewesen wäre.

Sie schien eine ganz andere Person geworden zu sein, nichts erinnerte an die blasierte Sängerin der frivolen Chansons, alles an ihr war sprühendes, mutwilliges, bacchantisches Leben. Statt der Konzerttoilette trug sie ein veilchenblaues Röckchen aus leichtestem Stoff, das ihre kleinen Füße bis über die Knöchel hinauf freiließ, oben den weißen blühenden Hals und die schönen blassen Arme entblößt, im Haar einen Kranz von kleinen Rosen mit einem goldenen Bande festgehalten. Das Bübchen steckte bis auf einen goldigen Schal, der leicht um die Hüften geschlungen war, ganz in rosafarbenem Trikot, hatte einen Veilchenkranz auf dem Lockenkopf, und ein goldener Köcher und blanker Flitzbogen, die bei jedem Sprunge klirrten, hing ihm über dem Schulterchen herab.

Ein Ah! der lebhaftesten Bewunderung lief durch die Reihen der Zuschauer, als die reizende Gruppe hereinflog, und der dicke Bankier und der ritterliche Leutnant in der vordersten Reihe gaben durch lautes Klatschen das Signal zu einem begeisterten Empfang. Frau Venus aber, ohne mit dem üblichen koketten Verneigen sich zu bedanken, rannte ein paarmal mit dem Kleinen um die Bühne und hob ihn dann mit einem tollen Schwung von ihrem Nacken herab. Dann begann sie mit ihm einen überaus anmutigen Tanz, ihn bald an den Händchen fassend und herumwirbelnd, bald ihn frei umkreisend und plötzlich wieder aufhebend, wozu ihr Begleiter sehr geschickt in wechselndem Rhythmus ihren Tanzfiguren folgte. Endlich stellte sie sich ermüdet und warf sich auf eine weichgepolsterte Rasenbank, das Knäbchen an sich ziehend, wie eine Mutter, die sich mit ihrem Kleinen zum nächtlichen Schlummer hinstreckt.

So reizend aber die schlafende Liebesgöttin bei der sanften Musik sich ausnahm, daß selbst die eifersüchtigen Frauen gestehen mußten, man könne nicht verführerischer und zugleich anständiger zu Bette liegen, auch die bewundernden Männer wünschten endlich, daß die Schläferin sich wieder regen möchte. Dieser Meinung schien auch der kleine Amor zu sein. Er schlug die Augen auf, betrachtete die schöne Mama und fing an, sie an den Haaren zu zupfen, ihr Gesicht zu streicheln und an ihrem goldenen Gürtel zu ziehen. Frau Venus wandte sich erst unwillig auf die andere Seite und suchte weiterzuschlafen. Als der Kleine aber nicht nachließ, richtete sie sich auf, ergriff ihn und legte ihn mit einem zornigen Blick über ihr Knie, wobei sie ihm mit der flachen Hand ein paar Schläge auf sein rundes Körperchen gab. Sogleich fing der gut dressierte kleine Komödiant jämmerlich zu weinen an und beruhigte sich erst wieder, als die Mutter ihn an ihr Herz zog und sein Gesichtchen mit Küssen bedeckte.

Das war so allerliebst anzusehen, daß ein großer Applaus losbrach. Der Leutnant ließ sich zu dem lauten Ausruf fortreißen: „Ein beneidenswertes Kind!“ Frau Venus aber fing nun an, den Kleinen in die Lehre zu nehmen. Sie zog einen der goldenen Pfeile aus dem Köcher und zeigte ihm, wie er den Bogen zu spannen und den Pfeil abzudrücken hätte. Die ersten Male mißlang es. Dann aber schwirrte das buntbefiederte Ge-

Digitized by Google

schoß hoch in die Kulisse, worauf der kleine Schütz in ein jubelndes Lachen ausbrach und ausgelassen herumsprang.

Sodann nahm er selbst einen zweiten Pfeil heraus und sah sich mit einer spitzbübischen Miene im Zuschauerraum nach einem Ziel um. Der Kahlkopf des Herrn Feigenbaum schien ihn zu reizen, die Mutter aber wehrte ihm ab, als er darauf anlegte. Dann lockte ihn die blanke Uniform des Leutnants. Auch auf diesen zu schießen verbot ihm die Mutter. Sie hatte in der vornehmsten Loge den Herrn Bürgermeister entdeckt, kniete nun neben dem Kleinen nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Sogleich verstand er, was sie wollte, zielte mit einem mutwilligen Lachen auf den großen Herrn dort und schnellte den Pfeil so kräftig ab, daß er bis an die Brüstung der Loge flog und dicht davor ins Orchester niederfiel.

Dies Schauspiel erregte die allgemeinste Heiterkeit und einen Beifall, der nicht aufhören wollte, auch als Mutter und Kind, letzteres mit einigen Handküssen, die es ins Publikum warf, sich eilig zurückgezogen hatten. Man wollte sie durchaus noch einmal sehen, sie folgte aber den stürmischen Hervorrufen nicht, statt ihrer erschien der Direktor vor den Lampen und dankte in ihrem Namen: Madame Landrinette lasse sich entschuldigen, sie sei gewohnt, gleich nach der Vorstellung ihrem Söhnchen seine Milch zu geben und es zu Bett zu bringen.

* * *

Dieser Beweis zärtlicher Mutterliebe eroberte der schönen Künstlerin vollends alle Herzen. Das Publikum verließ hochbefriedigt das Haus, und der Name Landrinette war in aller Munde. Alle übrigen Mitglieder der Truppe traten gegen sie in Schatten.

Auch in dem Herrenklub, der sich auch heute wieder im Goldenen Löwen versammelte, wurde natürlich von nichts anderem gesprochen. Der alte Sanitätsrat verbreitete sich sachkundig über den wundervollen Wuchs der Künstlerin, ein Porträtmaler, der einzige seines Zeichens, der seit Jahren in der Stadt seine Kunst betrieb, verglich sie mit berühmten Venusbildern und stellte sie in die Mitte zwischen Tizians und Rubens' Phantasiegestalten, Herr Feigenbaum erging sich in Erinnerungen an vielgenannte „Sterne“ der Pariser Folies bergères und des Berliner Wintergartens, deren näherer Bekanntschaft er sich mit vielsagendem Schmunzeln rühmte, und in einer Pause des lebhaften Gespräches hörte man zu allgemeiner Erheiterung den Dragonerleutnant ganz trocken äußern: „Sie ist doch ein Racker.“

Hiermit antwortete er auf die Behauptung einiger braver alter Herren, die sich dafür verbürgen wollten, diese Venus sei eine durchaus tugendhafte Frau, ihr bacchantisches Herumtollen gehöre ebenso wie das sehr weitherzige Kostüm zu ihrer Rolle, und ihr wahrer Charakter komme bei dem unschuldigen Teile ihres Liedervortrages zutage. Diese züchtige Haltung erlaubte sich der junge Herr als studierte Koketterie auszulegen, worüber dann ein heftiger Streit entbrannte. Zuletzt wurde der Bürgermeister, der sich stumm verhalten und bei seinem Schoppen Wein in eine Zeitung vertieft hatte, um seine Meinung befragt.

Seine ernste Gegenwart pflegte auch sonst der Gesellschaft einen gewissen Zwang aufzuerlegen. Schlüpfrige Anekdoten und frivoler Klatsch wagten sich nicht hervor, solange er zugegen war, man wartete damit, bis er gewohnheitsmäßig um neun Uhr das Lokal verließ. Heute war es des Theaters wegen später geworden. So sah er denn nach der Uhr, trank sein Glas aus und sagte nur, indem er aufstand: „Ich bin in solchen Fragen nicht kompetent, da ich keine Tingeltangel-Erfahrungen gesammelt habe. Jedenfalls scheint es mir nicht erlaubt, eine schöne Frau, bloß weil sie öffentlich auftritt, für liederlich zu halten, zumal wenn sie sich als eine gute Mutter zeigt. Ich wünsche den geehrten Herren eine gute Nacht.“

Damit nahm er seinen Hut und ging.

Sobald er hinaus war, erklärte der Leutnant, gleichsam um sich bei den Verteidigern der französischen Hexe zu rechtfertigen, er habe das Wort „Racker“ nur in dem Sinne gebraucht, daß sie temperamentvoll sei und sozusagen den Teufel im Leibe habe. Übrigens scheine der Herr Bürgermeister doch eine Wunde davongetragen zu haben, obwohl der Pfeil des kleinen Schützen an der Logenbrüstung abgeprallt sei.

Digitized by Google

Das wurde nun einstimmig bestritten, da man das asketische Leben des Stadtoberhauptes zu genau kenne, um ihn einer solchen Schwäche fähig zu halten.

Der Leutnant schwieg und dachte sich sein Teil. Er ahnte freilich nicht, wie nah seine Vermutung die Wahrheit getroffen hatte.

Denn in der seltsamsten Verwirrung aller Sinne und Gedanken hatte Herr Leonhard das Theater verlassen.

In seinem weltfremden, arbeitsamen Leben hatten Schönheit und Frauengunst bisher keine Rolle gespielt. Auch an seiner Liebe zu dem anmutigen Wesen, das seine Frau wurde, hatte der Zauber der Sinne nur einen bescheidenen Anteil gehabt. Nachdem er sie verloren, war er ihrem Andenken treu geblieben, ohne daß er sich's ausdrücklich gelobt oder gar zum Verdienst angerechnet hätte. Leise und unvermerkt war der Aktenstaub ihm auf die Seele gefallen und hatte die zarteren Gefühle mehr und mehr erstickt. Nun war durch den heißen Sturm sinnlicher Aufregung, der heute abend durch die Szene fuhr und die reizende Gestalt der Gauklerin herumwirbelte, jener Staub plötzlich weggeblasen worden, so daß dies noch nicht verdorrte Manneherz nackt und wehrlos dalag und von dem Flammenblick der schwarzen Augen leicht in Brand gesteckt werden konnte.

Es war das so schmerzlos, so ungeahnt geschehen, daß der Getroffene sich des Ereignisses kaum bewußt geworden war. Er ging nur wie in einem helldunklen Traum, immer das zauberhafte Bild vor Augen, hörte die leise melodische Stimme und sah in dem üppigen Munde die weißen Zähne blinken, ohne sich klar darüber zu werden, daß die Wirkung von einem lebenden Wesen in Fleisch und Blut ausging. Seiner reinen Natur war es unmöglich, zu glauben, daß eine solche Macht von einem niedrigen Geschöpf ausgeübt werden könne. Die Reden der Herren über sie hatten ihn kaum berührt, und nur wie man einen abstrakten Grundsatz ausspricht, hatte er für die Tugend der Verdächtigten Partei ergriffen.

Jetzt, da er in der dunklen Nacht mit seinem erschütterten Gemüt allein war, durchströmte ihn ein Wonnegefühl wie nach einem vollendeten Kunstgenuß. Er konnte sogar, ohne zu erröten, an jene längst verschollene Vorstellung der Oper Mozarts zurückdenken und versuchen, zwischen ihr und dem heutigen Erlebnis einen Vergleich anzustellen. Doch nicht bloß die Erinnerung an jene göttliche Musik verblaßte gegen den Eindruck der leichtgeschürzten französischen Liedchen, auch das Bild der geliebten jungen Frau trat in den Schatten, sobald er sich der Gestalt der Fremden und jeder ihrer geschmeidigen Bewegungen entsann.

Der Kopf glühte ihm, und sein Herz klopfte heftig, so daß er noch eine Stunde fieberhaft durch die stillen Straßen schritt, ehe er den Mut fand, nach Hause zu gehen und sich den sorglichen Blicken seines Hausgeistes auszusetzen.

Die Margit hatte gewußt, daß ihr Herr später als sonst aus dem Theater heimkehren würde. Sein seltsam unsteter Blick aber fiel ihr auf, und sie erlaubte sich zu fragen, ob ihm nicht wohl sei. — Sehr wohl! — Wie ihm das Schauspiel gefallen habe? — Es sei recht hübsch gewesen. — So einsilbig antwortete er ihr sonst nie. Auch rührte er die kalte Küche, die sie ihm bereitgestellt hatte, nicht an, stürzte nur ein Glas Wasser hastig hinunter und sagte, er sei müde und wolle gleich zu Bett gehen.

So ging er in sein Zimmer, brachte es aber nicht über sich, sogleich sich schlafen zu legen, sondern wanderte in aufgeregtem, gedankenlosem Brüten bis lange nach Mitternacht auf und ab, um auch dann nur einen unruhigen Schlaf zu finden.

Der Hausgeist aber behorchte all seine Tritte mit bekümmertem Herzen. Irgend etwas mußte geschehen sein, was ihrem angebeteten Herrn so heftig zu schaffen machte, daß ihn selbst sein bewährter Kinderschlaf im Stiche ließ. Sie beschloß, nicht zu ruhen, bis sie dem Rätsel auf die Spur gekommen wäre.

* *
*

In Margits derbem, vierschrötigem Kopfe wohnte, wie gesagt, ein feiner Geist.

Sie war ohne andere Bildung, als die sie aus der Volksschule mitgebracht, in den Dienst getreten. Aber in dem langen vertrauten Verkehr mit ihrer Herrschaft hatte sie manches gelernt, und seitdem ihr törichtes

Digitized by Google

Herz einmal mit dem klugen Kopf durchgegangen war, hatte sie's immer auf dem rechten Fleck gehabt und Menschen und Verhältnisse mit hellen Augen zu beurteilen verstanden.

Sie las fast nichts als einen Hausfrauenkalender und eine alte Bibel, sprach aber ein richtiges Deutsch mit einem leisen Anklang an die Volksmundart, und selbst die gebildeten Damen der Nachbarschaft, die sie oft in Haushaltungssachen befragten, unterhielten sich gern mit ihr, da ihr trockener Humor sie belustigte. Bei ihrer stillen, gleichmäßigen Heiterkeit war es sonderbar, daß sie die Lustspiele, die vorzugsweise im Theater zur Aufführung kamen, nicht liebte, dagegen in ernsten Stücken mit dem andächtigsten Interesse bis zum Schluß aushielt, auch wenn dadurch das Abendessen ihrer Herrschaft gelegentlich verspätet wurde.

Da sie sich nun daran erinnerte, daß sie einmal nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe" die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden hatte, wäre ihr das nächtliche ruhelose Herumwandern ihres Herrn Bürgermeisters sehr begreiflich erschienen, wenn sich's bei dem Debut der fahrenden Leute um etwas Tragisches oder Leidenschaftliches gehandelt hätte. Das konnte aber nicht der Fall sein, da sie den Zettel studiert und sich von einer Nachbarin hatte erklären lassen, was eine Pantomime sei. Von Venus und Amor hatte sie nur eine dunkle Vorstellung. Aber die Gemüsefrau, bei der sie am Morgen eingekauft, und die von allen Neuigkeiten der Stadt Bescheid wußte, hatte ihr erzählt, daß sich unter der Komödiantentruppe ein paar sehr schöne Frauenzimmer befänden. Das gab ihr zu denken, trotz der Gleichgültigkeit ihres Herrn gegen das schöne Geschlecht.

Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, kaufte sie sich am nächsten Abend ein Galeriebillett, der Loge gegenüber, in der das Stadtoberhaupt freien Eintritt hatte. Schon das war ihr auffallend, daß der gestrenge Herr Bürgermeister, der sich nur aus Amtspflicht ein einziges Mal unter der Volksmenge blicken ließ, wenn Kunstreiter oder Luftspringer zu Pfingsten auf der Festwiese ihr Wesen trieben, heute schon wieder der Vorstellung beiwohnte, die sie für nicht viel Besseres hielt als jene freien Künste.

Er schien auch in der Tat eher gelangweilt als ergötzt zuzuschauen und während der ersten Nummern oft teilnahmlos in sich zu versinken. Seine Haltung änderte sich aber auffallend, sobald die Französin die Bühne betrat und ihre Lieder zu trällern anfing. Das Opernglas, das bei der Nähe der Loge kaum nötig schien, kam nicht von seinen Augen, und als Madame Landrinette geendet hatte, stand er auf und klatschte so begeistert, daß sogar vom Parkett aus viele Blicke sich nach ihm richteten, da man „unseren Bürgermeister" bisher nicht als Musikenthusiasten gekannt hatte.

Auf Margit dagegen hatte der Gesang sowohl wie die Sängerin nur einen mäßigen Eindruck gemacht. Für die französische Grazie fehlte ihr das Verständnis, und die geputzte Dame mit dem Stumpfnäschen und dem üppigen Munde erregte der ehrlichen Seele sogar einen Widerwillen. Was ihr Herr daran finde, konnte sie sich nicht erklären.

Ein wenig besser verstand sie es, als zum Schluß die Sängerin mit ihrem Kleinen in der Pantomime auftrat, in der sie wieder den ganzen Reiz ihrer Gestalt und ihres Mienenspiels in der sehr losen Toilette entfalten konnte.

Es war nicht die gestrige mythologische Szene, sondern ein kleines, nicht gerade geistreiches Märchenspiel, bei dem das Knäbchen als ein armes, im Walde verirrtes Waisenkind, seine Mutter zunächst als Waldfrau in einem schwarzen Mantel und einer Greisenmaske erschien. Nach allerhand rührenden kleinen Auftritten warf die Hexe ihre dunkle Hülle ab und stand in einem funkelbunten Gewande mit bloßem Halse und schneeweißen Armen als gütige Fee da, die dem Kinde ebenfalls ein blankes Kleid anzauberte und nun wieder allerlei neckische Spiele und Tänze mit ihm aufführte.

Diesmal begriff die alte Getreue oben auf der Galerie, daß ein stattlicher Mann in den besten Jahren in helles Feuer geraten und gleichfalls eine Art Verzauberung erleiden konnte.

Sie schlich sich nach dem Ende der Vorstellung in tiefbekümmerter Stimmung nach Hause, ohne auf das Geschwätz einer guten Freundin, die sich auf dem Heimwege ihr anschloß, anders als mit dumpfen Natur-

Digitized by Google

lauten zu antworten. Es war ihr mit Schrecken in die Erinnerung gekommen, daß sie ja selbst eine ähnliche Behexung erlebt hatte, als ihr Tabulettkrämer sie mit seinen unheimlich schwarzen Augen von ihrer Pflicht weggelockt hatte. Freilich war sie damals ein unerfahrenes dummes Ding gewesen, und ihr Herr Bürgermeister war ein reifer Mann und obendrein ein Heiliger. Aber vielleicht gerade darum —! Nach langem Fasten pflegt jeder Wein, und wenn es keiner von den edelsten wäre, unbegreiflich schnell zu Kopfe zu steigen und ins Blut zu gehen.

Sie wartete trübselig auf das Nachhausekommen ihres Herrn, den ein so schweres Unheil betroffen hatte. Er vermied heute die Gesellschaft im „Löwen", verspätete sich aber doch ein wenig.

Er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, da aus seiner Loge ein schmales Seitentürchen direkt auf die Bühne führte, sobald die Vorstellung zu Ende war, sich dort hinauszustehlen und der Künstlerin, ehe sie mit dem Kleinen verschwand, sich vorzustellen. Er sagte ihr in größter Verwirrung einige Komplimente über ihr reizendes Spiel, küßte ihr die Hand und dem Knaben die blanken Augen und fragte sie, bei wem sie ihr Talent ausgebildet habe. Da er kein sehr flüssiges Französisch sprach, sie aber nur ein gebrochenes Deutsch, kam die Unterhaltung nicht recht in Gang. Die kluge Frau verstand aber sehr gut, daß sie eine glorreiche Eroberung gemacht hatte, spielte die bescheidene Künstlerin und zärtliche Mutter und liebkoste geflissentlich den Kleinen, um ihren hochmögenden Verehrer neidisch zu machen. Der Direktor kam dazu, Herr Leonhard fragte, ob das Gastspiel nicht verlängert werden könne, und beklagte lebhaft, daß ein fester Kontrakt nach den zehn Abenden die Gesellschaft zur Abreise verpflichtete.

Mit einem vielsagenden dankbaren Blick verabschiedete sich Madame Landrinette, und Herr Leonhard ging, noch unwiderstehlicher von ihr berückt, nach Hause.

* * *

Er begrüßte seine alte Dienerin nur mit einem stillen Kopfnicken und wechselte auch, während sie ihm sein frugales Abendessen auftrug, kein Wort mit ihr, da er sonst zu dieser Stunde gewohnt gewesen war, die kleinen Vorfälle des Tages mit ihr zu besprechen. Das bestätigte sie in ihrem Verdacht. Sie hütete sich, ihrerseits vom Theater anzufangen, und hatte ihm auch verschwiegen, daß sie vorgehabt, selbst hinzugehen. Daß die darauf folgende Nacht für die beiden ebenso unruhigen Schlaf brachte wie die vergangene, kann niemand wundernehmen.

Nun gewährte ihnen aber auch der andere Tag keine sonderliche Beruhigung. Alle Anschläge, die der klugen Alten durch den Kopf gingen, wie sie ihren armen Herrn aus dem Netz der gefährlichen Hexe retten könnte, erwiesen sich bei näherer Überlegung als unpraktisch. Und doch war es ihr unfaßbar, daß sie die Hände in den Schoß legen und das Verderben seinen Gang gehen lassen sollte. Der Aufenthalt der Truppe war freilich auf eine gemessene Zeit beschränkt. Doch was konnte sich in diesen acht Tagen alles ereignen! Wenn die Betörung des sonst so rechtschaffenen Mannes sich dermaßen steigerte, daß er dem gleißenden Irrlicht nachlief und Amt und Würden darüber in die Schanze schlug? Hatte sie's nicht an sich selbst erlebt, daß die verliebte Liebe stärker ist als alle Vernunft? Und daß in diesem Falle der Teufel ein besonderes schadenfrohes Vergnügen daran finden würde, seine Macht zu zeigen, war begreiflich, da es sich um einen Mann handelte, der bisher all seinen Listen und Tücken zu trotzen gewagt hatte.

Mit wachsendem Schrecken sah die treue Seele, daß das Fieber täglich zunahm, und schämte sich unendlich, daß auch andere die krankhaften Symptome wahrzunehmen anfingen. Im Rathaus wunderte man sich über eine ungewohnte Zerstreutheit und Vernachlässigung dringender Geschäfte, die sich der Vater der Stadt zuschulden kommen ließ. Eine Blumenhändlerin hatte ausgeschwatzt, daß der Herr Bürgermeister täglich ein herrliches Bukett der Französin im „Greifen" schicken ließ, freilich ohne den Namen dabei zu nennen. Doch daß sie an dem Absender nicht zweifelte, konnte man deutlich erkennen, da sie, wenn sie mit dem Strauß die Bühne betrat, ihren ersten Blick

mit einer leichten Verbeugung auf die Proszeniumsloge richtete.

Auch im „Löwen" wurde das Betragen Herrn Leonhards, dessen Platz am Stammtisch leer blieb, vielfach besprochen, immerhin bei der Verehrung, die er genoß, mit einiger Zurückhaltung. Höchstens daß Herr Feigenbaum von dem Johannistrieb sprach, der auch einem heiligen Antonius einmal zu schaffen machen könne, während der Leutnant mit einem zweideutigen Zwinkern der Augen erklärte, er wisse aus bester Quelle, daß diese Huldigungen die Grenze platonischer Kunstbegeisterung nicht überschritten.

Er selbst wurde öfter gesehen in Begleitung des schönen „Rackers", die eine gewandte Reiterin war und sich von ihm die Umgegend der Stadt zeigen ließ, während Herr Feigenbaum sie nur ein einziges Mal bewogen hatte, in seinem Wagen mit ihm nach der Villa zu fahren, die er eine Stunde von der Stadt entfernt besaß. Dabei hatte aber der Kleine zwischen ihnen gesessen.

Hierüber wurde natürlich in der Stadt viel geredet, Margit aber schnitt jede anzügliche Äußerung, die man an sie bringen wollte, mit einer groben Gebärde ab und schloß sich, wenn sie ihre Hausarbeit getan hatte, mit ihrem Kummer in ihr Stübchen ein, ungeduldig die Tage zählend, bis das Wetter sich verzogen haben würde.

* * *

Der letzte Tag brach denn auch endlich an.

Auf den Plakaten an den Straßenecken stand: „Abschiedsvorstellung zum Benefiz von Madame Landrinette" und auf dem Programm als letzte Nummer die Pantomime „Venus und Amor".

Zum erstenmal atmete das schwere Herz der Margit erleichtert auf, als sie diese tröstliche Anzeige las. Doch sollte ihr gleich eine viel schwerere Last darauffallen.

Um neun Uhr, nachdem Herr Leonhard gefrühstückt hatte, schon zu seinem täglichen Gang nach dem Rathaus gerüstet, trat er in die Küche und sagte, indem er die Augen scheinbar gleichgültig über die blankgescheuerten Kupferpfannen an der Wand gleiten ließ: „Ich erwarte heut' abend einen Gast, Margit. Sorge für ein feines Nachtessen und kaufe auch Blumen für den Tisch, damit er etwas zierlicher aussieht. Du kannst auch das bessere Service herausnehmen. Ich verlasse mich auf dich, daß alles hübsch und anständig gemacht wird. Die Lisbeth kann dableiben und dir helfen."

Margit sah ihn groß an, mit einem Blick, vor dem der seine nicht standhielt. Sie war so erschrocken, daß sie nach Atem ringen mußte, ehe sie ein Wort hervorbringen konnte.

„Ein Gast?" sagte sie. „Zu welcher Stunde wird er denn kommen?"

„Die Stunde ist nicht ganz sicher zu bestimmen. Vielleicht um zehn, es kann aber auch später werden."

„Dann wird's mit dem warmen Abendessen nicht gehen, die Sachen werden nicht besser, wenn sie lange auf'm Herd stehen."

„Nun, so rüste ein paar kalte Schüsseln, aber daß es das Feinste ist, was sich auftreiben läßt, und einen Teller mit kleinen Kuchen. Auch Eis besorge für den Champagner. Du mußt dir Ehre machen, Margit."

Damit drehte er sich mit unbeholfener Eile um und verließ die Küche.

Kaum war er hinaus, so sank die treue Alte auf einen Schemel und starrte in bitterstem Herzweh vor sich hin.

„Mir Ehre machen! O, du mein gütiger Heiland! wenn solche Schande über unser Haus kommt! Ich wollt', mich träf' auf der Stelle der Schlag — eh' ich das — das erleben müßt'!"

Als sie in diesem Selbstgespräch ihre Stimme hörte, überkam sie ein so jämmerliches Mitleid mit sich selbst, daß sie plötzlich in lautes Weinen ausbrach. Doch nur ganz kurze Zeit. Dann wurde sie ebenso plötzlich wieder ruhig, trocknete sich mit der Schürze die Augen und stand auf, ihrer häuslichen Arbeit wie sonst nachzugehen. Es sah ihr dabei aber eine so starre, finstere Entschlossenheit aus den Augen, daß es der Lisbeth, die sich bald darauf bei ihr einfand, ganz unheimlich wurde. Auf ihre Frage aber, ob der Jungfer Margit nicht wohl sei, erhielt sie eine Abfertigung, die jede weitere Aussprache abschnitt.

Herrn Leonhard, so sicher er war, daß seine Befehle pünktlich ausgeführt werden

Digitized by Google

würden, und so stürmisch sein Herz klopfte, wenn er sich den Besuch seines Gastes recht deutlich vorstellen wollte — in seinem Innersten war's ihm doch nicht ganz geheuer. Der Blick der Margit ging ihm den ganzen Tag nach. Es war ihm selbst nicht recht wohl dabei, daß dieses kleine Souper unter vier Augen in seinem eigenen Hause stattfinden sollte. Doch ohne Aufsehen zu erregen, ließ sich's an keinem anderen Ort veranstalten, und nicht wie in großen Städten gab es hier ein Restaurant, wo für Leute, die für sich zu bleiben wünschten, eine chambre séparée aufgeschlossen wurde.

Die Aktenarbeit half dem Herrn Bürgermeister über die peinliche Stimmung nicht hinweg. Während des Mittagsessens in seinem Hause bekam er die Margit nicht zu sehen, da sie diesmal ihre Gehilfin mit dem Aufwarten betraute. Er war ihr dankbar dafür und erkannte ihren feinen Takt, der sie zu solchem Fernbleiben bewog, wenn sie sich auch in das Unabänderliche fügen mußte.

* * *

Zur gewöhnlichen Stunde begann die Benefizvorstellung, doch unter ungewöhnlichem Andrang des Publikums. Das Programm war auch besonders vielverheißend, jedes Mitglied erschien mit einer neuen Produktion, der Geiger auf dem straffen Seil als Affe verkleidet, das schottische Kleeblatt in ebenso „echten" Tirolerkostümen und statt des Dudelsacks mit einer Schlagzither, dazu die letzte berühmte Nummer der Benefiziantin, in der sie seitdem nicht wieder aufgetreten war.

Das Haus war übervoll, der Herr Bürgermeister in seiner Loge, doch heute sich des Klatschens enthaltend, aus einem verschämten Gefühl, über das er selbst sich nicht klar war. Als die Zauberin, am Schluß stürmisch herausgerufen, sich immer wieder verneigt hatte, lief sie endlich ans Klavier und fing das Liedchen: Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus — mit einer so rührenden Stimme zu singen an, wobei jedoch ihr schalkhaft lachender Mund zu erkennen gab, daß es ihr mit dem Abschiedsschmerz nicht so ganz ernst war, daß das Publikum in eine wirkliche Rührung geriet und am Schluß hundertstimmig in den Ruf: „Wiederkommen! Wiederkommen!" ausbrach.

Von Kränzen und Blumensträußen fiel ein solcher Regen auf die Bühne, und der Tüten mit Bonbons und anderen Näschereien für den „herzigen, goldigen" Amor war eine solche Menge, daß ein Theaterdiener mit einem großen Korbe Mühe hatte, diese Liebesgaben des begeisterten Publikums hinauszuschaffen.

Herr Leonhard hatte sich an dieser Ovation nicht beteiligt. Es war ihm dabei zumute, als gelte das alles ihm selber mit, da er sich wegen seiner Freundschaft für Mutter und Kind als zur Familie gehörig betrachten dürfe. In einem seltsamen Glücksrausch und dem Vorgefühl noch größeren Glückes taumelte er durch ein paar stille Seitengassen, da er von der übrigen Menge nicht erkannt zu werden wünschte, seinem Hause zu und stieg die Treppe ins obere Stockwerk hinauf.

Als er in sein Zimmer trat, das neben dem Eßzimmer lag, brannten in beiden Räumen die Lampen, und ein leiser Rosenduft kam von dem zierlich gedeckten Eßtisch. Die Schüsseln mit der kalten Küche und der Aufsatz mit allerlei Früchten und Kuchenwerk nahmen sich sehr einladend aus, und aus einem Eiskübel ragte der silberne Hals einer Champagnerflasche hervor.

Margit stand nahe bei der Tür wie in Erwartung weiterer Befehle. Sie sah ihrem eintretenden Herrn, der mit etwas unsicherer Haltung ihr zunickte, mit einem ruhigen Blick entgegen.

„Alles fertig, Margit?"

„Der Herr Bürgermeister kann sich selbst überzeugen."

Herr Leonhard trat auf die Schwelle des Eßzimmers und warf einen flüchtigen Blick auf den Tisch. „Ich danke dir, Margit," sagte er. „Du hast's ganz in meinem Sinne gemacht. Ich denke, in einer halben Stunde wird mein Gast kommen. Du brauchst dich dann mit dem Bedienen nicht weiter zu bemühen, das besorge ich schon selbst. Du kannst ruhig zu Bett gehen, wenn du der Dame die Haustür geöffnet und sie heraufgeführt hast."

Eine kleine Pause trat ein. Herr Leonhard legte Hut und Stock ab und trat an

Digitized by Google

seinen Schreibtisch, die Röte zu verbergen, die ihm ins Gesicht gestiegen war. Da hörte er die Magd mit etwas bebender Stimme sagen: „Zu Bett werde ich freilich gehen, aber nicht mehr in diesem Haus, und wenn der Herr Bürgermeister hier mit einer Dame speisen will, so wird er ihr selbst die Haustür aufschließen und sie heraufführen müssen. Die alte Margit wünscht dem Herrn eine gute Nacht und dankt ihm für alles Gute, was sie bei ihm genossen hat, aber in seinem Dienst kann sie nicht länger bleiben und wird sehen, wo anders unterzukommen. Sie ist ja gottlob zu jeder Arbeit bereit und in der ganzen Stadt als treu und fleißig bekannt. Das Zeugnis darüber wird der Herr Bürgermeister so gut sein ihr nachzuschicken."

Sie machte eine Bewegung, wie wenn sie gehen wollte, doch beeilte sie sich nicht damit, sondern blieb ruhig stehen, als Herr Leonhard, der ihr mit höchstem Erstaunen zugehört hatte, sich zu ihr wendete.

„Margit," sagte er, „was redest du da für dummes Zeug? Du willst mir den Dienst kündigen? Bist du nicht bei Trost?"

Sie sah ihn mit finsteren Augen an.

„Ich bin ganz bei Sinnen," sagte sie, „und wenn der Herr Bürgermeister sich besinnt, wird er auch begreifen, daß ich in diesem Hause nicht bleiben kann, wenn eine solche — Madame hier zu Gast gewesen ist und auf dem Teller und mit den Messern und Gabeln gegessen und aus dem Glas getrunken hat, die meiner seligen Frau Bürgermeister gehört haben. Nee, das mitanzusehen, brächt' ich nicht übers Herz, um mir hernach sagen lassen zu müssen, ich hätt' die Hausehre beschmutzen lassen, und als Hausgeist, wie mich die Leute nennen, hätt' man was Besseres von mir erwartet ..."

„Schweig!" unterbrach er sie in heftiger Erregung. „Du vergißt, daß du mit deinem Herrn sprichst. Ich brauche mir nicht von dir sagen zu lassen, was ich der Ehre meines Hauses schuldig bin, und wenn ich mir eine Künstlerin einlade, die von der ganzen Stadt wegen ihrer Talente bewundert wird, so hast du nichts dreinzureden. Hast du doch auch selbst alles zu ihrem Empfang hergerichtet, und diese Grille ist dir erst jetzt gekommen."

„Ich hab', solang' ich noch im Dienst gewesen bin, alles getan, was der Herr mir befohlen hat," sagte die Alte mit rauher Stimme; „jetzt aber will ich gehen, solang' die Luft noch rein ist, und wenn der Herr Bürgermeister mich verklagen will, weil ich weggegangen bin, ohne die Kündigung abzuwarten, so werde ich die Strafe bezahlen. Ins Haus aber bringen mich keine zehn Pferde zurück, obwohl ich gehofft hatte, ich würde unter diesem Dache mein letztes Stündlein erleben. So! und nun wär' ich fertig!"

„Halt!" rief Herr Leonhard. „Es handelt sich nicht allein um dich, was dir lieb oder leid wäre zu tun, sondern auch um meinen guten Namen, der einen Flecken bekommt, wenn es morgen bekannt wird, du seiest Knall und Fall aus dem Hause gegangen, als ob du hier Gott weiß welchen Greueln hättest ausweichen wollen. Du warst bisher immer eine verständige Person. Wenn du nicht jetzt plötzlich einen Anfall von Verrücktheit bekommen hast, mußt du Gründe haben, so zu handeln, wie du vorhast, und daß du mir diese Gründe sagst, darf ich von dir verlangen."

„Meine Gründe?" versetzte sie ruhig. „Die schreien ja gen Himmel, und wenn der Herr Bürgermeister in der Stadt herumhorchen wollte, könnte er sie selber hören. Die Spatzen pfeifen's von den Dächern, daß diese — Person, die ja ganz niedlich aussieht, aber eine leichte Fliege sein muß, mit dem Herrn Feigenbaum in seine Villa gefahren ist und sich dort so gut amüsiert hat, daß sie hernach zu spät ins Theater gekommen ist. Dann ist da noch der Herr Leutnant, mit dem ist sie nicht bloß am hellen Tage spazieren geritten, sondern einmal hat er ihr auch abends nach der Vorstellung im „Greifen" eine Visite gemacht, und sie haben sich so verschwatzt, daß er erst früh um viere wieder gegangen ist. Er hat dem Portier einen Taler gegeben, daß er reinen Mund halten sollte, aber das Zimmermädchen hat's herumerzählt. Na, ich selbst würde ja wohl nichts verlauten lassen, auch ohne einen Taler, aber die Madame selbst, wer steht uns dafür, daß die's nicht unter die Leute brächte, um sich groß damit zu tun, daß unser Herr Bürgermeister ihr

die Ehr' angetan hätte? Und ob das dem Herrn angenehm wäre ..."

Sie verstummte, da sie sah, daß ihr Herr sich auf dem Stuhl am Schreibtisch niedergelassen hatte, als ob ihm die Knie schwach würden. So saß er eine ganze Weile, und die Margit stand mitten im Zimmer und blickte auf ihren verehrten Herrn wie eine gute Mutter auf einen Sohn, der aus einer schweren Krankheit sich mühsam erholt.

„Margit," sagte er endlich, „ich danke dir. Das hättest du mir aber früher sagen sollen, dann wär's nicht so weit gekommen. Es soll auch nicht weiter kommen, ich werde ein Billett schreiben, nur zwei Zeilen, daß ich verhindert sei, die trägst du dann in den ‚Greifen', und von allem anderen soll nicht weiter die Rede sein."

Er wandte sich hastig nach der Lampe um, neben der die Schreibmappe lag. Margit aber sagte: „Nee, Herr Bürgermeister, so geht's nicht. Der Portier, der mich ja kennt, würde glauben, ich brächte der — Person ein Biljedu von meinem Herrn, und sie selbst zeigte morgen den Brief an die ganze Bande, sagte aber nicht, was drin stände. Solche Frauenzimmer kennen keine Scham. Wir müssen ruhig abwarten, bis sie selber kommt, und sie dann nicht 'reinlassen."

„Ich soll sie selbst von meiner Tür weisen, nachdem ich sie eingeladen habe?"

„Bewahre, Herr Bürgermeister! Das werde ich schon besorgen. Wenn sie auch Französisch spricht, sie wird's schon verstehen, wenn ich Deutsch mit ihr rede."

„Sie wird dir nicht glauben und es erst von mir selbst hören wollen. Sie ist imstande und dringt trotz deines Widerspruchs ins Haus."

„Das woll'n wir doch mal erleben!" versetzte die Alte und wiegte ihre kräftigen Fäuste. „Aber freilich, wenn der Herr Bürgermeister ihre Stimme hört — sie hat ja so was Einschmeichelndes —, am Ende wird der Herr doch schwach aus Höflichkeit und läßt sie wenigstens eintreten, und dann kann niemand dafür stehen, daß sie mit guter Manier wieder hinauszubringen ist. Wenn der Herr Bürgermeister daher mir folgen will, spring' ich jetzt geschwinde zum Lohnkutscher hinüber, daß er den Landauer anspannt; in zehn Minuten ist's geschehen, und ich sag' ihm, mein Herr wär' noch spät über Land gerufen worden, nach Haßdorf etwa oder Morgenheim, in Amtsgeschäften. Der Herr setzt sich in die Kutsche, und heidi! geht's auf und davon, und wenn die — Person anklingelt, hat sie's Nachsehen."

Eine Weile war's ganz still zwischen Herr und Dienerin. Dann sagte Herr Leonhard mit einem unterdrückten Seufzer: „Das wird das beste sein, Margit. Ich habe ja auch ohnehin diese Tage den Schulzen von Haßdorf sprechen wollen wegen des Katasters. Aber sput' dich und komm im Wagen zurück!"

* *
*

Zehn Minuten später hielt der Wagen vorm Hause des Bürgermeisters, und Margit sprang trotz ihrer Vierundfünfzig wie ein junges Jüngferchen heraus.

Der Herr, in einem leichten Mantel mit einer Reisetasche, wartete schon im Schatten der Haustür. Ehe er aber einstieg, zog er etwas Eingewickeltes aus der Tasche und gab es der Alten.

„Das gib ihr, wenn sie kommt," stammelte er. „Es ist für ihr Benefiz, ich hatte ja immer freien Eintritt. Sie soll mich nicht für einen Knauser halten. Gute Nacht!"

Er stieg ein, und der Wagen rollte durch die schlafenden Gassen davon.

Margit sah ihm mit dem Ausdruck tiefer Befriedigung, ja der Erlösung aus einer Lebensgefahr nach. Dann wickelte sie das Papier auf und betrachtete beim Schein der Straßenlaterne den Inhalt.

Es war eine kleine silberne Börse, in der fünf blanke Goldstücke steckten.

Die Alte wog sie in der Hand, furchte die Stirn und murmelte vor sich hin: „'s ist ein Sündengeld! Bei einer Armut wär's besser angewendet. Aber wenn er um den Preis sich losgekauft hat, soll das schwere Geld mich nicht reuen."

Vom Turm der Stadtkirche schlug es zehn, als sie wieder ins Haus ging und die Tür hinter sich verriegelte. Sie war aber kaum wieder oben in den Zimmern und hatte eben die Lampen ausgelöscht, als ein scharfes Klingeln von unten ertönte. „Warten Sie nur, Madame," sagte sie vor sich

Digitized by Google

hin. „Sie können sich wohl 'ne Weile gedulden, hier wohnt kein Herr Feigenbaum, der so ein Schätzchen nicht früh genug ans Herz drücken kann. Die alte Margit kriegen Sie doch früher zu sehen, als Ihnen lieb ist."

Ganz bedächtig, erst nach dem dritten Klingeln, schritt sie die Treppe hinunter und fragte durch die Tür, wer noch so spät den Hausfrieden störe.

„C'est moi!" wisperte eine feine Stimme draußen. „Ouvrez, s'il vous plaît."

Da schob die Alte den Riegel zurück und sah vor der Tür draußen die schlanke Figur der jungen Frau in einem langen, dunklen Mäntelchen, dessen Kapuze sie über ihr blondes Haupt gehüllt hatte. Sie nickte und wollte hurtig in den dunklen Flur schlüpfen.

„Pardon, Madame," sagte Margit — es war ihr einziges Französisch —, „zu wem wollen Sie?" Dabei pflanzte sie sich breit vor den Eingang, so daß die Landrinette zurückfuhr.

„Ick bin dock ricktig bei Monsieur le Maire?" flüsterte sie.

„Jawoll, Madame, aber mein Herr ist nicht zu Hause — er hat über Land fahren müssen in Amtsgeschäften."

„Comment?" entfuhr es der Enttäuschten. „Monsieur le Maire est parti? Mais il m'avait donc invitée à souper avec lui!"

„Bedaure, Madame," versetzte die Alte trocken, „ich verstehe zwar Ihren Kommang nicht, aber Sie irren sich, wenn Sie meinen, mein Herr wäre eine gute Partie und ich hätte Ihnen eine Suppe gekocht. Übrigens heißt mein Herr Bürgermeister nicht Louis, sondern Leonhard, und Sie haben auch sonst kein Recht, ihn mit seinem Vornamen zu nennen."

Die Fremde hatte nicht jedes dieser Worte verstanden, doch genug, um zu begreifen, daß sie sich vergebens herbemüht hatte. Auch waren sämtliche Fenster des Hauses dunkel. Sie zauderte noch ein wenig, ehe sie sich zum Rückzug entschloß, und murrte so etwas wie incroyable — inouï — impertinent vor sich hin. Dies letzte Wort verstand die feindselige Alte.

„O, Madame," sagte sie, „wenn einer hier impertinent ist, ist's weder mein Herr Bürgermeister noch ich. Mein Herr Bürgermeister aber, damit Sie nicht glauben, er ließe sich was von Ihnen schenken und bezahlte seinen Platz im Theater nicht, wenn Sie Ihr Benefiz haben — da, das soll ich Ihnen von ihm geben, und dafür mögen Sie sich Kleider kaufen, wie anständige Frauenzimmer sie tragen, bei denen am Stoff nicht so gespart ist wie bei den Ihrigen. So! Nun sind wir miteinander fertig, und jetzt — atjöh, Madame!"

Damit trat sie ins Haus zurück und schlug „dieser — Person" die Tür vor der Nase zu.

* *
*

Als Herr Leonhard spät am nächsten Vormittag zurückkehrte, war die Wandergesellschaft längst mit der Bahn fortgeflogen. Er hätte gern von Margit erfahren, wie die nächtliche Verabschiedung der schönen Hexe abgelaufen sei, wagte aber nicht zu fragen und mußte sich damit begnügen, daß sie sagte, es sei alles in Ordnung. Die Flasche Champagner hatte sie wieder in den Keller getragen, die kalte Küche verschenkte sie an arme Leute; es war, als schäme sie sich, irgend etwas von dem, was ihr Herr der Gauklerin zugedacht hatte, ihm selber vorzusetzen. Aber da sie in ihrem feinen Gefühl erriet, daß er eine Wunde davongetragen, behandelte sie ihn mit der zartesten Aufmerksamkeit wie einen Kranken, der nur langsam genesen würde.

Das beste Heilmittel wandte sie später an, indem sie es klug veranstaltete, daß über Jahr und Tag eine neue Frau Bürgermeisterin ins Haus kam, eine nicht mehr ganz junge, aber sehr liebenswürdige Frau, in allem das Widerspiel der Frau Venus, die aber ihrem Ehegemahl ein Knäbchen schenkte, das an Lieblichkeit hinter dem kleinen Amor nicht weit zurückstand.

Einen glücklicheren und stolzeren Tag hatte der treue „Hausgeist" nicht erlebt, als da er diesen Stammhalter seines Herrn Bürgermeisters aus der Taufe hob.

ed by Google

Deutsch-Ostafrika nach dem Aufstande

Von

E. von Liebert

(Nachdruck ist untersagt.)

Nachdem in den Jahren 1885 und 1886 die Beamten und Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft von der Sansibarküste und deren Hinterland Besitz ergriffen hatten, sahen die bis dahin dort herrschenden Araber sich in ihrem einträglichsten Geschäft, dem Sklavenhandel, sehr bald schwer beeinträchtigt. Es durfte daher nicht wundernehmen, daß sie sich diese wesentliche Einschränkung ihrer Interessen nicht gefallen ließen, und daß sie die Waffen gegen die neuen Eindringlinge erhoben, deren christliche Sittenlehre ihnen nicht nur fremd, sondern durchaus verhaßt war. So kam es im Jahre 1888 zu dem Araberaufstande an der ostafrikanischen Küste, dessen Niederwerfung dem Reichskommissar Major von Wißmann im Bunde mit der Kaiserlichen Marine bis zum Frühjahr 1890 gelang. Die Araber sahen, daß die deutschen Waffen ihnen überlegen seien, sie fügten und unterwarfen sich und sind seitdem gute, friedliche Untertanen des Deutschen Reiches geworden. Viele sind als Wali, Kadi, Akida und Jumbe in den deutschen Verwaltungsdienst getreten.

In den seit jener Zeit verflossenen fünfzehn Jahren ist die deutsche Herrschaft bis zu den großen Seen ausgebreitet und hat noch manchen Strauß mit den kriegerischen Eingeborenenstämmen des Inneren auszufechten gehabt. Vornehmlich waren es die waffenfreudigen Bergvölker, die Wadschagga und Massai am Kilimandscharo, die Wahehe im Uhehe-Bergland, die Nyassaleute des Livingstone- und Kondegebirges, die Wangoni im Songeabezirke, die einzeln unterworfen werden mußten und mehrfach sich von neuem gegen die ordnungsmäßige, friedliche Verwaltung auflehnten. Seit einer Reihe von Jahren waren jedoch alle diese Gebiete endgültig beruhigt, überall friedlich gesicherter Verkehr hergestellt, die Hüttensteuer ging ohne alle Schwierigkeit mit jedes Jahr steigendem Ertrage ein, ein großes Straßennetz bedeckte das Land, eine Telegraphenlinie war mitten hindurchgeführt, die zweite Eisenbahnlinie ward begonnen, der Gouverneur beabsichtigte, am 1. April 1906 eine größere Zahl von Innenbezirken aus der Militär- in die Zivilverwaltung überzuführen — da brach im Monat August 1905 ein Aufstand der Eingeborenen aus, der bis Ende des Jahres das Gouvernement und die deutschen Truppen beschäftigt hat.

Wo war er ausgebrochen? An der unwahrscheinlichsten Stelle: unmittelbar an der Küste, bei den Matumbileuten, einem ganz zurückgebliebenen, auf tiefster Kulturstufe stehenden Stamme, der keine Stammesorganisation, keine Waffen und keine Führer besitzt. Im Jahre 1898 habe ich die Matumbiberge (zwischen der Rufidjimündung und Kilwa), begleitet von fünfundzwanzig Askari, von Nord nach Süd durchzogen, nirgends Widerstand gefunden, auch kein Weglaufen der angesessenen Bevölkerung bemerkt. Aber ich war erschreckt über den ursprünglichen Zustand des Volkes, denn ich fand stellenweise beide Geschlechter völlig nackend — eine an der Küste ganz ungewöhnliche Erscheinung. Diese nackten Menschen verbargen sich wie Adam im Paradiese hinter einem Strauch bei der Annäherung von bekleideten Personen und waren auf freundliches Befragen nur schwer zum Antworten zu bringen — also reine „Wilde".

Daß sie keine nennenswerten Waffen haben, ist eine sehr wichtige Tatsache im Hinblick auf die blutigen Kriegsereignisse in Südwestafrika. Im Gegensatz zu dem unklugen Ver-

Digitized by Google

fahren der dortigen Behörden haben in Ostafrika Engländer, Deutsche und Portugiesen in stillschweigendem Einverständnis streng darauf gehalten, daß kein Hinterlader in die Hände der Eingeborenen gelangte. Daher sind Lanze und Wurfspeer, Bogen und Pfeile und alte Vorderlader mit schlechtem Pulver die Waffen des Landes geblieben. Die Folge dieser Anordnungen ist, daß in den gesamten Kämpfen von September bis Dezember viele hundert Eingeborene, aber wenige Weiße und nur vereinzelte Askari in den Gefechten gefallen sind.

Von den Matumbibergen breitete sich der Aufstand den Rufidji aufwärts nach Mahenge und Kilossa und nach Süden in den Bezirken Kilwa und Lindi, im Inneren bis zum Nyassasee aus, lauter Stämme, die durch die früheren Menschenjagden der Araber und durch Kriegszüge der Zulustämme zersplittert und entkräftet waren. Ein einziger Stamm flößte mir Bedenken ein, als ich von seiner Erhebung las: die Wangoni oder Magwangwara im Gebiet von Songea. Diese sind ein von Süden eingerückter Zulustamm, der früher durch kriegerische Raubzüge seine Nachbarn gefährdete, seit 1897 sich aber friedlicher Arbeit zugewendet hatte. Der Rückfall dieses Stammes in die Barbarei war gefährlich. Die deutsche Station Songea hat sich aber gehalten, bis die Expedition des Majors Johannes unter großem Zeitverlust sie entsetzte. Jetzt gibt es keine bedrohten Punkte mehr, die Ruhe kehrt überall wieder.

Glücklicherweise hat der Aufstand nur die Stämme des Südens der Kolonie ergriffen, dort aber hat er in wirtschaftlicher Richtung am wenigsten zu schaden vermocht, da die Kulturwerte des Landes durchaus in der Mitte und im Norden liegen. Hier aber ist die Ruhe nie gestört gewesen und die Pflanzerarbeit nicht unterbrochen worden. Es ist deshalb anzunehmen, daß die viermonatigen Unruhen keine wesentliche Herabsetzung in der Handelsbilanz der Kolonie herbeigeführt haben, und daß höchstens der bisher von Jahr zu Jahr festzustellende Aufschwung einmal ausbleibt.

Die wirtschaftliche Entwickelung Ostafrikas hat verschiedene Phasen durchgemacht, sie hat gegenwärtig die Schul- und Probierjahre hinter sich und ist auf festem, gesundem Boden angelangt. Der Handel mit Landeserzeugnissen hat den Erwartungen nicht entsprochen, da die wertvollsten Gegenstände, Elfenbein und Kautschuk, abnehmen und außerdem auf dem Kongostrom nach der Westküste und durch die Ugandabahn in den britischen Hafen Mombassa abgelenkt werden.

Von den durch Anbau und Kultur erzeugten Landesprodukten sind an erster Stelle die Getreidesorten Maniok, Mtama (Negerhirse), Mais und Reis zu nennen. Sie liefern nicht nur der Bevölkerung die tägliche Nahrung, sondern werden sowohl nach Sansibar wie nach Indien ausgeführt. In zweiter Linie kommen die Ölfrüchte in Betracht: Sesam, Erdnuß und die Kopra der Kokospalme. Alle diese Früchte sind in weit höherem Maße zu kultivieren als bisher, und Öl ist sowohl als Speiseöl wie als Maschinenöl ein stark gefragter Artikel. Weiter treten die hanferzeugenden Pflanzen hervor: die Bastbanane, Ramie und die Sisalagave, diese als die wichtigste. Sie ist von uns aus Mexiko eingeführt worden, gedeiht in den Küstenstrichen der Kolonie vortrefflich und liefert einen Hanf bester Qualität, der mit 750 Mark und darüber per Tonne bezahlt wird. Endlich kommen noch die wertvollsten Tropenprodukte Kautschuk und Baumwolle neuerdings als Ausfuhrartikel zur Geltung.

Da die Eingeborenen durch ihr Raubsystem die natürlich wachsenden Kautschukpflanzen immer mehr verwüsten, so ist es seit lange das Bestreben gewesen, auf dem Wege der Pflanzung Kautschuk zu gewinnen. Nach verschiedensten Versuchen hat man in dem Cearakautschukbaum (Manihot Glaziovii) die dankbarste Pflanze gefunden. Dieser gedeiht auf mittlerem Boden, kann vom dritten Jahre an angezapft werden und liefert durchschnittlich für achtzig Pfennig Kautschuk im Jahre. 1200 solcher Bäume werden auf ein Hektar gepflanzt, der Gewinn ist also völlig sicher.

Die Baumwollenkultur verdankt ihre Einführung dem kolonial-wirtschaftlichen Komitee, das durch Sachverständige feststellen ließ, daß durchgängig der Boden Ostafrikas für den Bau von Baumwolle — und zwar der besten, der ägyptischen Sorte — gut

Digitized by Google

geeignet sei. Daneben ist der Regenfall der einzelnen Distrikte genau festzustellen, da die Baumwolle während der Saatzeit Regen bedarf, vor und während der Ernte Regen aber nicht verträgt. Endlich bedarf sie geschulter Arbeiter und Eisenbahnen zum Abtransport der großen Ballen. Das genannte Komitee hat in weitgehendster Weise die Pflanzer zum Anbau von Baumwolle ermutigt, indem es ihnen einen festen Preis von vierzig Pfennig für ein Pfund entkernter Baumwolle an der Küste zusicherte. Seitdem hat sich diese Kultur entlang der Tangabahn ausgebreitet und ist jetzt schon in Vorbereitung an der im Bau befindlichen Bahn Dar es Salam-Mrogoro. Auf der Entwickelung dieser Kultur beruht unbedingt die wirtschaftliche Zukunft der Kolonie.

Schlechte Geschäfte haben die Pflanzer mit dem Versuch von Tabakbau gemacht. Trotzdem Pflanzer aus Java und Kuli von Singapore beschafft wurden und beste Böden zur Verfügung standen, blieb das Produkt Jahr für Jahr minderwertig. Der Tabakbau ist aufgegeben. Ebensowenig hat der Kaffeebau den gehegten Hoffnungen entsprochen. Die beste arabische Bohne von feinstem Aroma, die in den Plantagen der Usambaraberge gewonnen wird, liefert keinen normalen Preis. Die ziemlich hoch zu Buch stehenden Plantagen kommen nicht auf ihre Kosten und gehen langsam zu anderen, gewinnbringenderen Kulturen über.

Sehr wertvoll sind auch die Holzbestände der mächtigen Urwälder in den küstennahen Gebirgsstöcken, soweit sie jetzt allmählich durch Eisenbahnen aufgeschlossen werden. Die Baumriesen mußten bisher, da die Verbindung mit der Küste fehlte, an Ort und Stelle verbrannt werden, wenn der Wald einer Pflanzung Platz machen sollte. Unmittelbar an der Küste liefern die großen Bestände von Mangroven ein ausgezeichnetes Gerbematerial, nachdem es den Bemühungen der Gebrüder Denhardt gelungen ist, den roten Farbstoff aus der Rinde zu entfernen. Es ist berechnet worden, daß an unserer ostafrikanischen Küste 50000 Hektar mit Mangroven bewachsen sind, und daß die Rinde fünfundvierzig Prozent Gerbstoff enthält.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie, die sich überall erfreulich zeigt, verlangt aber unbedingt den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes, wenn von einem solchen überhaupt bisher die Rede sein kann. Bekanntlich haben die Engländer in ihrer Ugandabahn eine tausend Kilometer lange Erschließungsbahn bis zum Victoria Niansa gebaut, die deutsche Kolonialverwaltung aber hat, dem Rate der Sachverständigen entgegen, auf den Einspruch eines Leipziger Professors sich mit „Stichbahnen“ begnügt. Jetzt ist die bisher den Kolonien so abgeneigte Mehrheit des Reichstags einerseits durch die Entwickelung der Dinge, andererseits durch die Berichte der aus den westafrikanischen Kolonien zurückgekehrten Parlamentarier leichter für den Eisenbahnbau zu gewinnen.

Ostafrika besitzt

1) die Tangabahn, 150 Kilometer lang, von Tanga bis Mombo am Fuße des Westusambaragebirgsstocks. Sie erschließt die Usambaraberge und zeigt, was aus dem Lande zu machen ist, sobald die notwendige Verbindung mit der Küste hergestellt ist. Sie bedarf dringend der Verlängerung bis an den Fuß des Kilimandscharo, da sie alsdann die drei Pare-Gebirgsstöcke und die wirtschaftlich sehr wertvolle, wasserreiche Hochfläche zwischen Kilimandscharo und Meru der Kultur erschließen würde. Gerade an dieses Gebiet knüpfen sich augenblicklich große Hoffnungen für Besiedelung und Plantagenkultur in Sisal, Kautschuk und Baumwolle.

2) Im Bau befindet sich die Bahnlinie Dar es Salam-Mrogoro, 230 Kilometer lang, die 1907 fertiggestellt sein soll und das Hinterland der Landeshauptstadt aufschließen wird. Sie setzt das schöne Ulugurugebirge mit der Küste in Verbindung, erreicht jedoch nicht die fruchtbare Landschaft Usagara, nach deren Namen Dr. Karl Peters dereinst die ganze Kolonie benennen wollte.

3) Unbedingt notwendig ist weiter die Südbahn von Kilwakisiwani, einem ausgezeichneten Hafen, über Liwale, Songea nach Wiedhafen am Nyassasee. Die Trasse dieser Bahn durchquert das ganze Aufstandsgebiet von 1905, ihre Herstellung würde derartige Putsche unmöglich oder wenigstens ganz aussichtslos machen. Vortreffliche Kautschukdistrikte würden an die Küste angeschlossen werden, außerdem der Handel von Britisch-

Digitized by Google

Zentralafrika und den sonstigen Nyassaländern nach Kilwa gezogen werden. Den Kriegszug des Majors Johannes von Kilwa nach Songea hat eine Trassierkolonne der bekannten Bahnbaufirma Holzmann begleitet. Möchte diesen Vorarbeiten recht bald die Ausführung folgen! Es steht zu hoffen, daß für den Bau dieser Bahnlinie, die sehr gute Aussichten auf Rentabilität bietet, ausreichendes Privatkapital ohne Zinsgarantie seitens des Reiches sich findet.

Welchen gewaltigen Einfluß eine Bahnlinie auf die Belebung des Handels ausübt, zeigt der merkwürdige Aufschwung der Ausfuhr aus den deutschen Ufergebieten des Victoria Niansa vermittels der britischen Ugandabahn. Jene Distrikte, die bisher weltenfern im tiefen Inneren ohne Anteil am Welthandel totlagen, senden jetzt ihre Erzeugnisse über den See nach dem britischen Hafen Port Florence und von dort mit der Bahn nach Mombassa. Leider vollzieht sich dieser bedeutende Transport zugunsten englischer Verkehrsanstalten, die Häfen an der deutschen Küste gehen dieses Verkehrs verlustig, da ihnen die Verbindungslinien ins Innere fehlen.

Die Bilanz des Gesamthandels der Kolonie im Jahre 1904/05 weist in Ein- und Ausfuhr die erfreuliche Steigerung um 5.1 Millionen Mark auf (von 18,2 auf 23,3 Millionen Mark). Die Ausfuhr an Baumwolle hat sich folgendermaßen entwickelt: 1903/04 9292 Kilogramm im Werte von 7313 Mark, 1904/05 188140 Kilogramm im Werte von 123892 Mk. 1903 war es eine Probeernte, die abgeliefert wurde, 1904 dagegen ist schon eine wirkliche Ernte eingekommen, die sehr erfreuliche Aussichten eröffnet.

Vor kurzer Zeit ist in Dar es Salam die Geschäftsstelle der Deutsch-Ostrikanischen Bank eröffnet, die mit zwei Millionen Kapital arbeitet und Noten in dreifachem Werte ausgeben darf. Diese Einrichtung wird sich als sehr segensreich für Handel und Wandel bewähren, da bisher das bare Geld in der Kolonie überaus knapp war, das Gouvernement allmonatlich den nötigen Geldbedarf (etwa 200000 Mark) in Sansibar gegen Scheck zu kaufen genötigt war, der übliche Zinsfuß aber zwischen 10 und 12 Prozent schwankte. Bekanntlich ist in Ostafrika die Rupie (mit deutschem Gepräge) als Münze eingeführt; die Rupie zu hundert Heller = $1\frac{1}{3}$ Mark.

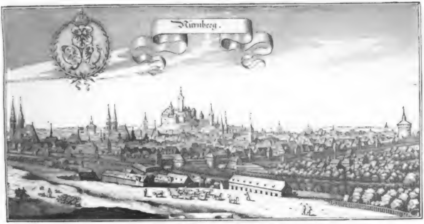
Schließlich sei noch ein Wort über Ostafrika als Ansiedelungsgebiet gesagt. Trotzdem wir hier ein reines Tropenland vor uns haben (zwischen dem 1. und 12. Grad südlicher Breite), so sind doch die Bergzüge und Hochflächen über 1000 Meter Meereshöhe frei von Malaria, und die Lehren und Anweisungen des Professors Koch über Fieberprophylaxe haben den Europäer sicher gemacht. Eine ganze Reihe schöner Waldgebirge und fruchtbarer, wasserreicher Hochflächen harren des deutschen Ansiedlers und des Bahnbaues, der diesen ins Innere befördert. Am Kilimandscharo haben die Buren, in Uhehe und im Kondeland die Berliner Missionarfamilien das Beispiel gegeben und die Pfade geebnet. Viehzucht, Kartoffel- und Getreidebau liefern die Nahrungsmittel, Kaffee, Kautschuk und Sisalagave sind daneben die lohnenden Kulturen, die den Wohlstand der Siedler begründen sollen.

Augenblicklich ist eine Kilimandscharo-Gesellschaft in Bildung begriffen, die über ein sehr großes Gebiet schönen Landes in gesunder Lage zwischen Kilimandscharo und Meruberg verfügt und an Ansiedler, die über 10000 Mark Anlagekapital verfügen, je 600 Hektar Land abtreten will. Der Ansiedler soll zunächst neben dem Betreiben von Viehzucht zwanzig Hektar mit Cearakautschukbäumen und zwischen diesen mit Baumwolle bepflanzen. Der Baumwollenertrag deckt die Kosten der Rodung und Pflanzung. Vom dritten Jahre an aber bringt der Kautschuk (siehe oben) 80 Pfennig $\times$ 1200 $\times$ 20 = 19200 Mark ein, eine hübsche Einnahme, die mit der Zahl der weiter zu bepflanzenden Hektare stetig wächst. Seitdem die Versuche über die Rentabilität der einzelnen Produkte abgeschlossen und die lohnenden Artikel sowie die beste Art ihrer Erzeugung klar erkannt sind, ist die Zukunft der Kolonie sowohl als tropisches Pflanzungs- wie als europäisches Siedelungsgebiet gesichert. Das Maß für die Schnelligkeit der wirtschaftlichen Entwickelung wird allein von dem schnelleren oder langsameren Vorrücken der Schienenwege ins Innere abhängen.

Digitized by Google

Die Sarazenenburg bei Lucera. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Digitized by Google



Nürnberg von Südosten. Nach einem Stich von Merian.
(Mit Genehmigung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Nürnberg

Ein deutsches Städtebild

von

Friedrich Haack

(Nachdruck ist untersagt.)

Von Nürnberg hegt der Deutsche eine ganz besondere Vorstellung. Diese Stadt ist anders als alle anderen deutschen Städte. Mag Berlin die größte, Dresden die schönste, München die gemütlichste Stadt im weiten Umkreis des deutschen Reiches sein, mögen hundert andere Städte ihre besonderen Vorzüge besitzen — Nürnberg eignet ein gewisser Zauber, der sich sonst nirgends wiederfindet. In Nürnberg haben die Meistersinger Richard Wagners gesungen, in Nürnberg hat Albrecht Dürer gelebt und gemalt, in Nürnberg haben neben, vor und nach Dürer alle möglichen anderen alten deutschen Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Kunsthandwerker gearbeitet, Nürnberg mit seinen Mauern, Toren und Türmen, mit seinen altehrwürdigen Kirchen, seinen rinnenden Brünnlein und stattlichen Patrizierhäusern ist überhaupt bis auf den heutigen Tag die altdeutsche Stadt geblieben, aus Nürnberg ragt die alte Hohenzollernburg empor, deren Mitbesitz der hochherzige Bayernkönig Ludwig II. dem ehrwürdigen ersten Kaiser des neuerstandenen Deutschen Reiches, dem „alten Wilhelm", eingeräumt hatte — Nürnberg ist mit einem Wort eine Stadt von einzigem Reize, die der von wahrhaftem Bildungsdurst erfüllte und von ernsteren historischen und kunstgeschichtlichen Neigungen beseelte Deutsche wenigstens einmal in seinem Leben aufsuchen wird. Und je weiter der Deutsche von Nürnberg und der ganzen altdeutschen, in Nürnbergs Mauern lebendig erhaltenen Kulturwelt entfernt lebt, um so stärker ausgeprägt pflegt in seinem Inneren die schier zauberhafte Vorstellung von jener Stadt zu sein. Ernste, fein organisierte Naturen aus dem fernen deutschen Norden und Nordosten haben mir gestanden, daß sie als begeisterungsfähige Jünglinge Stunden wahrhafter künstlerischer Weihe und vaterländischer Erhebung innerhalb der altersgrauen Mauern Nürnbergs zugebracht haben. Hier haben auch die literarischen Deutschromantiker im Anfang des neunzehn-

Digitized by Google

Nürnberg von Süden, vom Turm der Lorenzerkirche aus gesehen. In der Mitte die zweitürmige Sebalderkirche, im Hintergrunde die Burg.

ten Jahrhunderts manche ihrer stärksten Anregungen empfangen, die geborenen Berliner Tieck und Wackenroder, die an den Ufern der Spree nur unbestimmte Träume von alter deutscher Herrlichkeit gehegt hatten und dann als Studenten an der Universität Erlangen diese ganze versunkene Pracht und Herrlichkeit in dem benachbarten Nürnberg wieder vor ihren erstaunten Blicken auferstehen sahen.

Wer, von solchen Gedanken und Erinnerungen erfüllt, heute Nürnberg betritt, fühlt sich, vorausgesetzt, daß er den Mut hat, es sich selbst einzugestehen, eigentlich nicht wenig enttäuscht. Nürnberg ist eine rußige Stadt, aus der eine Unzahl von Fabrikschlöten emporsteigen. Die für das neunzehnte Jahrhundert charakteristische Industrie erhebt gerade hier in wenig anmutiger Weise ihr Haupt. Die Not und die Unzufriedenheit der besitzlosen arbeitenden Klassen treten, wenigstens im Verhältnis zu anderen süddeutschen Städten, gerade hier ziemlich kraß hervor. Dagegen bemerkt man noch verzweifelt wenig von dem großen ernsten Ringen des modernen Geistes nach Vertiefung der Kultur. Alle Instinkte, alle Kräfte scheinen viel mehr aufs Geschäft und immer wieder aufs Geschäft konzentriert zu sein. In den Hauptstraßen erheben sich großmächtige Mietskasernen, die in ihren Dimensionen die bescheidenen benachbarten alten Häuser bei weitem überprotzen und dabei in lächerlicher Weise deren diskret angewandte gotische und Renaissanceschmuckformen in prahlerisch gehäufter Wiederholung aufweisen. Die alten Kirchen sind in barbarisch handwerklicher Weise restauriert; das Sebaldus-chörlein, der Schöne Brunnen, die Stationen von Adam Kraft fast ganz durch gefühllose Kopien ersetzt. Eine erfreuliche Ausnahme bildet allein die Sebalduskirche, deren taktund geschmackvolle Erneuerung eine geradezu glänzende künstlerische Leistung bedeutet.

Man kann alle Dinge von zwei verschiedenen Seiten betrachten. Es wäre ungerecht und töricht zugleich, nicht anzuerkennen, daß das neue Nürnberg, das, vom

Digitized by Google

Standpunkt ästhetischer Kultur aus betrachtet, einen so wenig erfreulichen Eindruck hervorruft, in kommerzieller, industrieller und verwaltungstechnischer Hinsicht im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und unter bayerischer Herrschaft einen großartigen Aufschwung genommen hat. Eines aber vor allem muß man dem neuen Nürnberg lassen: es herrscht hier Leben, Treiben und Bewegung. Nürnberg ist eine Arbeitsstadt ersten Ranges. Und wenn auch sonst in nichts, im Fleiß sind die heutigen Nürnberger ihrer großen Ahnen würdig.

Aber die große, gesunde moderne Bewegung hat hier erst wenig Wellen geschlagen.* Dennoch: unter der unschönen Kulturschicht, welche das neunzehnte Jahrhundert hier abgelagert hat, führt gleichsam das schöne, das einzige alte Nürnberg ein unzerstörbares Fortleben. Wie kommt es, daß gerade diese Stadt den altdeutschen Charakter in künstlerisch vollendetster Form erhalten und ihn bis auf unsere Gegenwart herab bewahrt hat? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir ein wenig auf die Geschichte von Nürnberg eingehen. Diese Geschichte reicht nicht in allzu ferne Zeiten zurück. Nürnberg gehört durchaus nicht zu den ältesten deutschen Städten. Von den Nachbarstädten z. B. werden nicht nur Forchheim und Bamberg, sondern auch Fürth und Erlangen früher genannt als Nürnberg. Im Jahre 1025 hielt Kaiser Konrad II. noch in dem benachbarten Mögeldorf und nicht in Nürnberg sein Lager, und erst 1050 wird die Stadt überhaupt zum allerersten Male in der Geschichte erwähnt. Sie wurde von der Burg aus und unter dem Schutze der Burg angelegt. Noch heute bewahrt diese in der romanischen Doppelkapelle das älteste baukünstlerische Denkmal, noch heute zeigt die der Burg zugekehrte, nördlich der Pegnitz gelegene Sebalder Stadtseite gegenüber der südlichen, der Lorenzer Seite, das charakteristisch ältere Gesicht. Die Burg

Der Spittlertorgraben mit der Burg in der Ferne.

* Als Mittelpunkt moderner künstlerischer Kultur ist für Nürnberg das Königl. Bayer. Gewerbemuseum zu betrachten, mit dessen Stempel bereits viele schöne und mannigfaltige Erzeugnisse der „Kunst im Handwerk" versehen sind.

Digitized by Google

Das Frauentor.

und dessen Dasein seit den letzten Regierungsjahren Heinrichs V., 1123 bis 1125, urkundlich bezeugt ist.

Die Nürnberger haben ihre Stadt eigentlich auf einem sandigen, unfruchtbaren Boden aufgebaut; aber wie es in den Urkunden ausdrücklich heißt, gerade deswegen, weil es ihnen an Weinbergen wie an Schiffahrt gebrach, wurden ihnen von mehreren Kaisern besondere Rechte verliehen. Wichtiger ist, daß die an sich schwierigen Verhältnisse die Bür-

wurde unter den letzten fränkischen Kaisern ein namhafter Ort und ein wichtiger militärischer Stützpunkt in Franken.* Die Errichtung eines Marktes, der Kultus des wundertätigen Heiligen St. Sebaldus und der wiederholte Aufenthalt der deutschen Kaiser zogen immer mehr und mehr Bewohner an, die sich unterhalb der Burg zwischen ihr und dem Fluß, der Pegnitz, ansiedelten — ohne Zweifel wie unter dem Schutz so auch unter der Jurisdiktion des königlichen Burgvogtes (castellanus, advocatus), dem die Verteidigung der Burg und die Verwaltung des zu ihr gehörigen Reichsgutes anvertraut war,

Partie aus der Sebalduskirche.
Blick aus dem südlichen Querschiff in die Löffelholzkapelle (den Westchor).

* K. Hegel, Die Chroniken der deutschen Städte. Leipzig, S. Hirzel. Nürnberg. Einleitung. — Vergl. ferner das sehr gute Buch: L. Rösel, Alt-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Stadt. Nürnberg, Korn, 1895. — Wichtige Forschungen zur Geschichte der Stadt hat der Archivar E. Mummenhoff angestellt.

Digitized by Google

ger selbst zu um so intensiverer Tätigkeit anspornten. So entstand jener zähe Nürnberger Fleiß, der sich die Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Unter Konrad III., 1138 bis 1152, erfolgte dann die Erweiterung der Stadt über den Pegnitzfluß hinüber auf die südlich gelegene Lorenzer Seite, und nun wuchs sie unter der Herrschaft der Hohenstaufen mächtig empor und bildete bald neben der Burg ein für sich bestehendes Gemeinwesen. Im Jahre 1219 gewährte ihr Kaiser Friedrich II. den großen Freiheitsbrief, der die Reichsunmittelbarkeit feierlich ausspricht, aber bereits von „antiqua jura", alten Rechten, handelt. Je mehr die Selbständigkeit der Stadt zunahm, in ein um so merkwürdigeres Verhältnis mußten die „Burggrafen" zu ihr geraten, als welche seit 1191 die Grafen von Zollern erscheinen. Solange die Stadt noch in der Burg aufging, standen Jurisdiktion und Militärgewalt beim Burgvogt. Mehr und mehr Rechte wurden diesem aber allmählich entzogen. Selbst die kaiserliche Burg, von der die Amtsgewalt der Burggrafen sich ursprünglich herschrieb, ging diesen schließlich verloren und wurde unter Obhut eines besonderen Burgvogtes (castellanus) und der Bürger der Stadt gestellt, so daß die Burggrafen allein die ihnen eigens zugehörige Burg neben der Reichsburg auf der Feste behielten.

Die Nürnberger Burg, welche sich dem Beschauer heute als ein einziges malerisches und künstlerisches Ganzes darstellt, ist nämlich durchaus nicht als solches erdacht und entstanden. Vielmehr haben die verschiedenen Jahrhunderte daran gebaut, haben verschiedene Besitzer hier nebeneinander gehaust und sich sogar zum Teil gegenseitig befehdet. Die Westpartie war die eigentliche Kaiserburg (Abbild. S. 22). Sie reicht ungefähr bis zu dem hohen Rundturm, dem Sinwell- oder Vestnerturm. Daran schließt sich nach Osten die Burggrafenburg an, seit 1191 der

Westfassade der Lorenzerkirche. Links das Nassauer Haus.

Sitz der Hohenzollern. Diese haben also niemals den ganzen Baukomplex, den wir heute vor uns sehen, für sich allein besessen. Die Burggrafenburg war ursprünglich der älteste Teil der gesamten Anlage, aber ihre Baulichkeiten sind im Laufe der Jahrhunderte großenteils zerstört worden, darum klafft gerade an jener Stelle die große Lücke auf der Feste. Erhalten haben sich nur die sogenannte „Amtmannswohnung" (auf unserer Abbildung nicht erkennbar), ein echt mittelalterlicher wehrhafter Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf quadratischer Grundlage, vom Typus des Nassauer Hau-

Digitized by Google

ses (Abbild. S. 33), nur niedriger und daher in der Wirkung massiger, sowie der berühmte sogenannte fünfeckige Turm, der aber in Wahrheit ein viereckiger, auf quadratischer Grundlage errichteter Turm ist, und dem nur eine ihn von Norden stützende Strebe den Anschein der Fünfeckigkeit verleiht. Der Turm ist auf unserer Abbildung S. 22 gut zu erkennen: er läuft oben in das niedrige stumpfe Dach aus. Was von hier aus noch weiter nach Osten liegt, gehörte der Stadt Nürnberg, die also auf der Feste neben Kaiser und Burggraf als dritter Machthaber vertreten war. Das langgestreckte hochgiebelige Haus mit den vielen symmetrisch verteilten Dachluken errichtete in den Jahren 1494 und 1495 Nürnbergs damals tüchtigster Baumeister Hans Beheim Zeiten ganz von selbst den Namen „Kaiserstallung", der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Den im Osten abschließenden hohen schlanken Turm, den sogenannten „Luginsland", mit dem spitzen Dach und den lustigen vier Ecktürmlein, erbauten die Nürnberger im Jahre 1377 mit der ausgesprochenen Absicht, „darumb daß man in des Markgrafen Purk möcht gesehen".

Die Burggrafen von Nürnberg und die Nürnberger Bürger standen eben in einem nichts weniger als guten Verhältnis zueinander. Selbst als die Hohenzollern zu Markgrafen von Brandenburg ernannt worden waren und infolgedessen im Jahre 1427 ihre Burg an die Stadt verkauften, wollten sie dennoch auf eine Reihe von Hoheitsrechten nicht verzichten. Dies gab Veranlassung zu den langjährigen erbitterten Fehden, welche besonders Albrecht Achilles gegen die Stadt führte. Diese Fehden waren es vornehmlich, welche Nürnberg den Charakter einer im mittelalterlichen Sinne stark befestigten Stadt verliehen, an deren Anblick wir uns bis zum heutigen Tag erfreuen (Abbild. S. 23 u. S. 24 oben).

Blick in das Mittelschiff des Langhauses und in den Chor der Lorenzerkirche.

Diese Fehden hinderten aber die Stadt nicht, sich zu immer größerem Wohlstand und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigerter Bedeutung im Handelsleben von ganz Europa zu erheben. Im fünfzehnten Jahrhundert bildete Nürnberg neben Augsburg den Hauptstapelplatz des durch Venedig vermittelten Orienthandels mit dem Norden. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erklomm es den Gipfel seiner Macht. Es soll damals 150000 Einwohner, eine für die heutige Zeit geringe, für die damalige

d. Ä. als großmächtiges städtisches Kornhaus. Da es aber bei Kaiserbesuchen vielfach zur Beherbergung der kaiserlichen Rosse herhalten mußte, so erhielt es im Laufe der

aber äußerst beträchtliche Anzahl, besessen haben. Aber durch den veränderten Weg des ostindischen Handels verlor Nürnberg seine einstige Bedeutung. Dazu kam eine verrottete aristokratische Verwaltung im Inneren hinzu. Die nach außen freie deutsche Reichsstadt war im Inneren von jeher nach durchaus aristokratischen Prinzipien von einer beschränkten Anzahl ratsfähiger „Geschlechter“ regiert worden, die zwar 1349 von den „Zünften“ verjagt wurden, aber noch in demselben Jahre ihr Regiment desto fester wieder aufrichteten. In den späteren Jahrhunderten verminderte sich dann die Zahl der ratsfähigen Geschlechter mehr und mehr, und die einzelnen Familien degenerierten. So ging es mit der Stadt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert immer tiefer und tiefer bergab. Aber gerade die damalige politische und kommerzielle Stagnation Nürnbergs hat die Konservierung des mittelalterlichen Bau- und Kunstzustandes bewirkt. Daß uns Nürnberg heute noch in seinem wunderbaren mittelalterlichen Gewand entgegentritt, ist ebensowohl eine Folge seiner späteren Schwäche als seiner mittelalterlichen Blüte. Die Stadt hat wie ein Dornröschen jahrhundertelang im Schlaf gelegen, um erst im neunzehnten nach der Einverleibung in das Königreich Bayern zu neuem gedeihlichem Leben zu erwachen. Nun aber war der geschichtliche Geist so stark und lebendig, daß man den mittelalterlichen Charakter der Stadt im großen ganzen und, soweit er nicht dem modernen Verkehr gar zu hinderlich war, planmäßig bewahrte.

Der Ostchor der Sebalderkirche.

Eine Kunstgeschichte der Stadt Nürnberg zu schreiben, ist natürlich im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes unmöglich. In dieser Beziehung muß auf die Buchliteratur verwiesen werden.* Die Nürnberger Kunstgeschichte steht mit der politischen und Handelsentwickelung in innigstem Zusammenhang. Nürnbergs künstlerische Blüte fällt in den Zeitraum dreier Jahrhunderte, ins vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhun-

* Es gibt zurzeit zwei zusammenfassende Bücher über das kunstgeschichtliche Nürnberg: P. J. Rée, Nürnberg (Berühmte Kunststätten, Nr. 5. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann, 1900) und H. Uhde-Bernays, Nürnberg. (Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. 24. Band. Julius Bard, Berlin). Rée gibt sich in seinem vortrefflichen Werke Mühe, uns in selbstverleugnender Weise zu den Kunstwerken und zu ihrem Verständnis zu führen. Uhde-Bernays redet hauptsächlich von den Empfindungen, die er in Nürnberg und vor den Nürnberger Kunstwerken gehegt habe. Eine solche ausgesprochen subjektive Darstellung kann unter Umständen höchst reizvoll sein, wie jedermann zugeben wird, der z. B. Heinrich Heines Prosaschriften gelesen hat. Schade nur, daß Uhde-Bernays kein zweiter Heinrich Heine ist.

Digitized by Google

dert. Vorher ist nicht viel dagewesen und nachher nicht viel dazugekommen. Die großen Hauptkirchen wurden im wesentlichen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erbaut, also in der Zeit des gotischen Stiles, die für Nürnberg so charakteristische Profanbaukunst entstand aber zumeist erst im Beginn des sechzehnten Säkulums, mithin in der Stilperiode der sogenannten deutschen Renaissance. Die kirchliche Malerei, Steinbildhauerei und Holzschnitzerei fällt wiederum in die gotischen Zeiten. Dürer wurde 1471 geboren und starb 1528. Das Kunstgewerbe, das in den früheren Jahrhunderten für die Gotteshäuser manch herrlichen Schmuck geliefert hatte, erhielt im allgemeinen seinen höchsten Aufschwung erst im weiteren Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts, als es sich weltlichen Zwecken dienstbar erwies.

Die Brauttür der Sebalderkirche.

Nürnbergs ältestes Bau- und Kunstwerk befindet sich auf der Feste: die romanische Doppelkapelle (Ober- und Unterkapelle), deren Chor im Margareten- oder Heidenturm liegt. Es ist dies der westlichste Turm auf unserer Abbild. S. 22. Daran schließt sich der Westchor der Sebalduskirche, die sogenannte Löffelholzkapelle, an, der wie auch das Mittelschiff des Langhauses im sogenannten Übergangsstil gehalten ist, das heißt: in demjenigen Stil, der den Übergang vom ernsten, schweren Romanismus zu der luftigen, himmelstrebenden Gotik bildet, während die Nebenschiffe erst in der Epoche der Hochgotik im Jahre 1309 erweitert wurden und der Chor gar erst im folgenden Jahrhundert, also in spätgotischer Zeit, angebaut wurde. Die Abbildung auf S. 24 führt uns in das südliche Nebenschiff der St. Sebalduskirche. Wir schauen rechts an dem mächtigen Pfeiler vorbei in das hohe Langhaus und das auf unserer Abbildung tiefdunkel wirkende jenseitige nördliche Nebenschiff. Fünf Stufen führen zu dem Chor, der sogenannten Löffelholzkapelle, empor. Hier gewahren wir eine im runden romanischen Bogen geschlossene Maueröffnung, die durch eine schlanke Teilungssäule halbiert wird. Schwere Arkaden scheiden die Nebenschiffe vom Mittelschiff. Die Arkadenpfeiler sind mehrfach abgestuft, und romanische Dreivierteilsäulen sind ihnen vorgelegt. Oberhalb der Kämpfer steigen zum Gewölbe der Nebenschiffe gotisch profilierte Rippen empor. An den Pfeilern aber sind, stellenweise unter Durchbrechung der vorgelegten Säulen, zwischen Konsolen und Baldachinen bunt gefärbte Steinstatuen von Heiligen aus dem vierzehnten Jahrhundert angebracht. Mit diesem Figurenschmuck, dem architektonischen Formenreichtum und dem mannigfaltig ab-

Digitized by Google

gestuften Licht- und Schattengegensatz macht der Raum einen ernsten, geheimnisvollen, echt kirchlichen Eindruck.

Während St. Sebald so noch im Inneren wie übrigens auch an der westlichen Turmfassade reichliche Elemente romanischen Stiles enthält, ist das andere größte Nürnberger Gotteshaus, die St. Lorenzkirche, ein durchaus gotischer Bau (Abbild. S. 25, 26 u. 36). Innerhalb dieses weiten Rahmens macht sich allerdings auch bei ihr ein charakteristischer Stilunterschied geltend: der Unterschied zwischen Hoch- und Spätgotik. Auch dieser Bau wurde im Westen begonnen und im Osten zu Ende geführt. Der spätgotische Chor aus dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts, ein von riesigen schlanken Pfeilern gestützter Raum, eine einheitliche sogenannte „Hallenkirche“, setzt sich außen und innen gleich charakteristisch gegen den übrigen Bau ab, der gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vollendet war. Nur an den Türmen wurde auch noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert herein gebaut.

Gerade die westliche Turmfassade (Abbild. S. 25) bildet ein Glanzstück des ganzen Baues. Zwei mächtige himmelhoch strebende Türme flankieren das Portal. Diese Türme wachsen zuerst quadratisch empor, durch Gesimse und zumeist auch durch Spitzbogenfriese in viele Absätze gegliedert, die von je einem Fenster durchbrochen sind. Ganz oben sind den massigen Viereckssunterbauten bedeutend schmalere Achtecksкörper aufgesetzt. Brüstungsgalerien, in mannigfaltigen Formen gotischen Maßwerks durchbrochen, umziehen die Plattformen. Die Achteckskörper laufen schließlich in höchst anmutiger Weise in spitze Turmhelme aus, und nun erweisen sich die beiden bis dahin fast in allem übereinstimmenden Türme zum Schluß doch noch als ein ungleiches Brüderpaar, indem der eine Helm in zwei Zonen durchbrochen und teilweise vergoldet ist, während der andere eine glatte Zinnplattendeckung trägt. Beide Türme aber bilden im letzten Grunde glatte, ruhige Mauerflächen, aus köstlichem Sandstein regelmäßig aneinander gefügt, und das Auge des Beschauers kann sich an ihnen beruhigen und erholen von der Anstrengung des Schauens, die ihm am Mittelteil der Fassade zugemutet wird. Da erblicken wir in reicher, kunstvoller Ausführung das eigentliche Portal, die Portalrose und das abschließende Giebeldreieck. Wie jedes gotische und romanische Portal ist auch das unsrige in die Mauerfläche hinein angelegt, es verengt sich nach innen zu und ist mit Reliefs und Statuen reich geschmückt, darunter die nackten Gestalten Adams und Evas, je mit einem Apfel in der Hand. Den Vorzugsplatz an der Mittelsäule hat die Himmelskönigin mit

Der Schöne Brunnen mit der Frauenkirche dahinter.

Digitized by Google

dem göttlichen Kind inne. Über dem Portal die große, schön durchbrochene und reich geschmückte Fensterrose, auch Radfenster genannt. Da keine Radspeiche senkrecht auf eine Horizontale stößt, sondern alle schief gestellt sind, entsteht ein Eindruck, wie wenn sich das Rad wirklich bewegte. Der Giebel ist in lauter Spitzbogenfenster, Pässe und

Das Sebaldusschörlein am Sebalderpfarrhof.

Fialen aufgelöst und läuft in ein Türmchen aus. Einen besonderen Akzent bildet der dem Giebel vorgelegte Dreiecksbau, welcher das Türmchen trägt. Im ganzen erinnert die Fassade an den von Erwin von Steinbach errichteten Straßburger Dom, ohne es allerdings an Schönheit voll mit ihm aufnehmen zu können.

Das Hauptportal ist leider gewöhnlich geschlossen. Man muß die Kirche durch eine Nebenpforte betreten. Dadurch erhält man sofort einen falschen Eindruck. Man müßte durch das Hauptportal in die Kirche hineinschreiten können. Dann fände man sich zuerst in eine niedrige, düstere Vorhalle versetzt inmitten der beiden Turmunterbauten. Von hier aus sähe man in den lichteren Hauptbau der Kirche hinein und durch diesen hindurch in den ganz hell beleuchteten Chor: Vorhalle, Heiligtum und Allerheiligstes (Abbild. S. 26 u. 36). Wie bei jedem von Künstlerhand geschaffenen Raum, so spielt auch für die ästhetische Wirkung einer gotischen Kirche die Beleuchtung eine entscheidende Hauptrolle. Besonders schön ist es, wenn das milde Licht der Nachmittagssonne den warmen gelben Sandstein, aus dem die Kirche erbaut ist, und der überall ehrlich zutage tritt, zu kräftigem Leben erweckt. Von dem hohen Stimmungsreiz, der in einem solchen gotischen Kircheninterieur steckt, vermag uns unsere Abbildung der Natur der Sache nach leider nur eine bescheidene Vorstellung zu geben. Hohe spitzbogige Arkaden scheiden das Mittelschiff von den Nebenschiffen. Die mächtigen Achteckspfeiler sind durch tief eingeschnittene Hohlkehlen und viele kleine sogenannte „Dienste", das heißt Dreiviertelsäulen, gegliedert. Die nach dem Inneren des Mittelschiffes zu gelegenen Dienste steigen hoch an den Oberwänden empor, verwandeln sich oberhalb der schlichten Kelchkapitäle in scharfkantige Rippen und tragen als solche die Gewölbe. So bildet der ganze Bau einen streng gesetzmäßig entwickelten Organismus. Wenn uns etwas im Genuß stören kann, so ist es der kahle, leere Raum zwischen den Oberfenstern, dem sogenannten oberen „Lichtgaden" und den Arkaden unten. An den klassischen gotischen Bauten, z. B. in Regensburg, wird diese Fläche durch

Digitized by Google

ein „Triforium“, einen Blendarkadengang belebt.

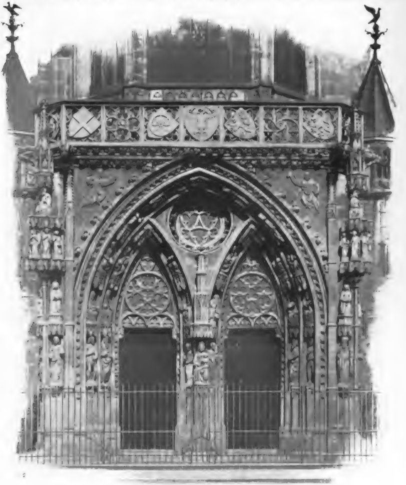
An das Langhaus der Lorenzerkirche schließt sich zeitlich der Ostchor von St. Sebald an (1361 bis 1379, Abbild. S. 27). Ein mächtiger Chor, durch Riesenfenster erleuchtet, welche von je zwei mächtigen Strebepfeilern eingefaßt werden. Besonders schön und imponierend wirkt dieser Chor von der Fleischbrücke aus. Unter den Portalen der Sebalderkirche nimmt das östliche an der Nordseite, die „Brauttür“, eine besondere Stellung ein (Abbildung S. 28). „Zierlich durchbrochenes, mit Krabben und hängendem Zackenwerk besetztes Maßwerk bildet die schöne Bekrönung der hohen Portalöffnung, in deren Leibung in sinniger Weise die Figuren der klugen und der törichten Jungfrauen aufgestellt sind. In dieser Tür fand die Einsegnung der Brautpaare statt, so wie es uns das sechste Blatt von Dürers Marienleben in so anschaulicher Weise vor Augen führt“ (Rée). Die klugen Jungfrauen halten ihre Öllämpchen wohlweislich hoch, und in ihren Mienen wie in ihrer Haltung spricht sich eine gewisse Selbstzufriedenheit aus. Die törichten Jungfrauen dagegen halten die Lämpchen gesenkt, sie haben sie auslaufen lassen und sind nun aufs tiefste betrübt darüber. Ihr Schmerz und ihre Verzweiflung sind in charakteristischer Weise zum Ausdruck gebracht. An den Jungfrauen wie an den darüber angebrachten Einzelstatuen des Sebaldus mit dem Kirchlein (eben der Sebalderkirche) und der Maria mit dem Kinde lernen wir charakteristische Beispiele der Plastik des vierzehnten Jahrhunderts kennen. Die Figuren sind echt gotisch hoch und überschlank. Hüften, Schultern und Brüste kaum angedeutet. Das Gesicht ist sehr allgemein behandelt. Der Ausdruck noch befangen. Köstlich trotz alledem die herzliche Naivität der Erfindung und achtbar die handwerkliche Tüchtigkeit der Durchführung. Eine große Rolle spielt das Gewand, das in weichen, schweren, trichterförmigen Parallelfalten vorn herabfällt. Nachdem die Plastik in dem vorausgehenden Säkulum sich zu einer hohen Blüte emporgeschwungen hatte, die sich besonders glänzend in den Domen zu Bamberg und Naumburg dokumentiert, sank sie im vierzehnten Jahrhundert zur Dienerin der Baukunst herab und mußte sich mit den schmalen „Schilderhäuschen“ begnügen, die ihr an Portalen und Arkadenpfeilern angewiesen wurden. So konnte sie sich selten über eine rein ornamentale, raum- oder fassadenschmückende Wirkung erheben. Zu dem Besten, was auf dem Gebiete der Bildhauerkunst

Das Bratwurstglöcklein.

Digitized by Google

im ganzen Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts überhaupt geleistet worden ist, gehört ohne Zweifel der mit Recht so genannte Schöne Brunnen auf dem Marktplatz zu Nürnberg. Wir sehen ihn auf unserer Abbildung Seite 29 emporragen, wie er sich stockwerkweise nach oben verjüngt.

Gegenwärtig pflegt man aus einem übertriebenen Gefühl für Symmetrie heraus, das ist, einen Brunnen oder sonst ein Kunstwerk in der Mitte des dafür bestimmten Platzes aufzustellen. Im Mittelalter dachte man bei uns in Deutschland in dieser Beziehung wesentlich anders. Die Nürnberger stellten ihren Schönen Brunnen nicht in der Mitte des Marktes auf, schon um den Verkehr nicht zu stören, sondern an eine Ecke des Platzes, wo er durch die benachbarten hohen



Die Portalvorhalle der Frauenkirche.

uns seit den Zeiten der Renaissance erfüllt und auf Einflüsse der antiken Kunst und des romanischen Volkscharakters zurückzuführen und mächtigen Gebäude eine Rückendeckung erhält, deren er seiner ganzen hohen und schlanken Bildung nach dringend bedarf.

Digitized by Google

Das Nassauerhaus.

Welch törichter Gedanke von den Nürnbergern des siebzehnten Jahrhunderts, zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden einen an sich gar nicht üblen, mit aufspringenden Seepferden, Delphinen, Tritonen und Najaden belebten und von der Figur des Neptun bekrönten Barockbrunnen von Georg Schweigger in der Mitte des Hauptmarktes aufstellen zu wollen! Ein glücklicher Zufall verhinderte diesen Plan, und im Jahre 1797 kaufte Kaiser Paul I. von Rußland den Nürnbergern den im Peunthof aufbewahrten Brunnen um 66000 fl. ab. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, nun doch noch eine Kopie nach diesem barocken Neptunsbrunnen in der Mitte des Hauptmarktes aufzustellen. Ich wiederhole: dieser Brunnen ist an sich gar nicht übel, höchstens könnte man tadeln, daß die bekrönende Figur nicht machtvoll genug ist, um den Gesamteindruck des Kunstwerkes zu beherrschen. Aber — wenn man gegenwärtig ein Kunstwerk zu zahlen vermag, so ist es eine heillos verkehrte Kunstpolitik, aus übertriebener und falscher Ehrfurcht vor der Vergangenheit Wiederholungen von vorhandenen Werken anfertigen zu lassen, statt der in unserer Zeit und in unserem Volke vorhandenen Kunstkraft Gelegenheit zur Betätigung zu gewähren! Ferner, wenn man durchaus einmal altertümeln will, was soll das barocke Denkmal der gotischen und Renaissancestadt Nürnberg?! Endlich beeinträchtigt der umfangreiche und weit ausladende Brunnen sehr wesentlich die geschlossene Wirkung des alten feinen und schlanken Schönen Brunnens.

So wie der Schöne Brunnen heutzutage vor uns steht, ist er allerdings leider nur noch eine Kopie, und nicht einmal eine gute. Namentlich der rohe bunte Anstrich kann nicht ernst genug gerügt werden. Gewiß, die alten Steinfiguren des vierzehnten Jahrhunderts waren ursprünglich auch fast alle bunt bemalt und erstrahlten in kräftigen hellen glänzenden Farben. Trotzdem haben sie sicherlich ganz anders und zwar ungleich feiner und geschmackvoller ausgesehen als heutzutage der Schöne Brunnen, nämlich ebenso wie die restaurierten Figuren im Inneren der Sebalderkirche. Um sich überhaupt über den Unterschied zwischen einer guten und einer schlechten Erneuerung klar zu werden, braucht man nur die bereits fertig restaurierten Partien der Sebalderkirche mit dem Schönen Brunnen zu vergleichen. Von diesem werden einige Originalstücke, prachtvolle ernste, ausdrucksvolle und fein modellierte Köpfe, im Germanischen Museum

aufbewahrt, andere sind in das Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin gelangt.

Schräg gegenüber von der Sebalderkirche liegt der Sebalder Pfarrhof mit dem berühmten Sebalder Chörlein aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (Abbild. S. 30). Das Chörlein stellt sich unseren Augen als ein reich gezierter und wundervoll proportionierter Erker dar, der wie der Chor einer gotischen Kirche auf fünf Seiten eines Achtecks errichtet ist. Breite dreigeteilte gotische Fenster werden von schlanken Fialen flankiert. Unter den Fenstern ziehen sich in Gestalt eines breiten Frieses Reliefs aus dem Leben Marias herum. Das Chörlein ruht auf einem schlanken, hohen Fuß und ist mit einer niedrigen, schweren Dachziegelkappe bedeckt, die wohl jünger ist als das übrige Chörlein, trotzdem aber ganz vorzüglich dazu paßt. Der Gebrauch des Erkers rührt wahrscheinlich vom Chor der Hauskapelle her. Da über einem solchen keines Menschen Fuß hin- und hergehen durfte, wurde der Hauskapellenchor über die Wand nach außen vorspringend gebildet. An diesen wahrscheinlichen Ursprung des Erkers überhaupt erinnert der Ausdruck „Chörlein", der in Nürnberg bis auf den heutigen Tag herab und ganz allgemein für jeglichen, nicht nur für einen derartig kirchlich, gotisch, eckig gebildeten Erker gebraucht wird, wie es gerade das Sebaldußchörlein ist. Dieses Chörlein ist in den letzten Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen und im Germanischen Museum wieder aufgemauert worden, während es an seiner ursprünglichen Stelle durch eine Kopie ersetzt wurde, deren Schnitt im Detail ziemlich hart und trocken ist.

Neben der Sebalderkirche steht die Moritzkapelle, ein einfaches einschiffiges Kirchlein, aber von seiner Fensterform und Fensterprofilierung, an das in rührender Harmlosigkeit unmittelbar das Bratwurstglöcklein anstößt (Abbild. S. 31). Schon im Jahre 1400 soll an dieser Stelle eine Wirtschaft betrieben worden sein. Der jetzige Bau mit dem charakteristischen barocken Halbgiebel rührt aber erst aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts her. Das vielgerühmte Bratwurstglöcklein dient übrigens zumeist nur dem durchreisenden Kunstfreunde zu Nutz und Frommen, die eingesessenen Nürnberger von altem Schrot und Korn suchen andere Stätten auf, an denen sie zwar weniger alte Krüge und sonstige Altertümer, aber dafür größere Bratwürste vorfinden, sowie den un-

Das Dürerhaus.

schätzbaren Vorzug genießen, unter sich zu sein und einen ruhigen Diskurs pflegen zu können.

Neben St. Lorenz und St. Sebald ragt unter den zahllosen Gotteshäusern der Stadt besonders die gotische Frauenkirche hervor. Sie wird auch kaiserliche Kapelle genannt und macht diesem Namen durch die Zierlichkeit ihrer Verhältnisse und Einzelheiten alle Ehre, wodurch sie sich von den beiden mächtigen städtischen Kathedralen wesentlich unterscheidet. Vier kräftige Rundpfeiler scheiden den fast quadratischen Hallenbau in neun Gewölbejoche. Aus diesem Hallenbau ragt nach Osten ein länglicher einschiffiger Chor heraus, nach Westen eine im Inneren und am Äußeren mit Statuen reich geschmückte Portalvorhalle (Abbild. S. 32). Diese soll erst 1411 hinzugefügt worden sein, während die kaiserliche Kapelle im übrigen 1355 bis 1361 an Stelle einer niedergerissenen „Judenschule" aufgebaut wurde, wie auch der Hauptmarkt seine Entstehung der Niederlegung des früher an dieser Stelle befindlichen Judenviertels verdankt.

Als schönstes und bedeutendstes Beispiel rein gotischer Profanbaukunst gilt das im vierzehnten Jahrhundert erbaute Nassauer Haus (Abbild. S. 33, vergl. auch die Abbild. S. 25), das übrigens mit den Grafen von Nassau nichts zu tun, sondern verschiedenen Nürnberger Patrizierfamilien nacheinander gehört hat. Auf quadratischer Grundlage steigt es hoch empor. Die beiden schlichten festen Mauerflächen, welche dieses Eckhaus der Straße zukehrt, sind mit einigen wenigen gotisch profilierten Fenstern ohne allzu ängstliche Rücksicht auf Symmetrie durchbrochen. Die rundbogigen Fenster des untersten Geschosses dürften wohl erst später in die Mauerfläche eingebrochen sein, wie auch der Brunnen als eine Zutat des neunzehnten Jahrhunderts anzusprechen ist. Denn unten mußte das wehrhafte Haus des Mittelalters in Deutschland wie in Italien (Palazzo Vecchio zu Florenz) fest geschlossen sein, erst an den oberen, von feindlichen Geschossen weiter entfernten Partien durfte es sich künstlerischen Schmuck gestatten. So tritt am Nassauer Haus ein „Chörlein", ähnlich demjenigen am Sebalder Pfarrhofe, heraus, nur daß es hier im Sinne der Hochgotik des vierzehnten Jahrhunderts in eine schlanke Laterne mit krönendem Spitzhelm ausläuft. In gleicher Höhe mit dem „Chörlein" betet unter zierlichem Baldachin ein Englein. Solche an den Hausecken angebrachte Heiligen, zumeist Marienstatuen, kommen ja auch in anderen altdeutschen Städten vor, aber sie bil-

Hof im Pellerhause.

Digitized by Google

den dennoch geradezu ein Wahrzeichen von Nürnberg, wo man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet und sich jedesmal von neuem über die dadurch hervorgerufene reizvolle Belebung des Straßenbildes freut. Aber den schönsten Schmuck des Nassauer Hauses bildet der obere Abschluß: der reiche, fein skulptierte Zinnenkranz mit den Wappenschilden, die Auslugerker, wie sie vereinzelt auch sonst an Nürnberger Häusern vorkommen, und das hoch ansteigende Zeltdach. Alles in allem vermag sich dieser in seiner Art in ganz Deutschland einzige Bau selbst schräg gegenüber der herrlichen Westfassade von St. Lorenz künstlerisch sehr wohl zu behaupten.

Stellt das Nassauer Haus den mittelalterlichen Typus einer Patrizierwohnung in höchster künstlerischer Vollendung dar, so repräsentiert die „Maut“ ein den Zwecken der Allgemeinheit dienendes spätmittelalterliches Gebäude. Sie wurde ursprünglich als Kornhaus, und zwar bald nach dem großen Kornhaus von 1494 und 1495 zwi-

Der spätgotische Chor mit dem Sakramentshäuschen von Adam Kraft der Lorenzerkirche.

Digitized by Google

schen dem Lugisland und dem fünfeckigen Turm auf der Feste, in den Jahren 1498 bis 1502 in einer Länge von 84,60 und einer Breite von 19,70 Metern aufgebaut. 1572 wurde das Kornhaus in eine Maut, d. h. in ein Zollhaus, umgewandelt. Seinen Namen Maut hat es bis auf den heutigen Tag behalten, wenn es auch schon längst als Kaufhaus dient. Das Gebäude ist eigentlich ganz schlicht gehalten. Die aus prachtvollem Sandstein aufgeführten Mauern sind nur von schmalen Fenstern durchbrochen. Allein das Portal besitzt reicheren Stabwerk- und Reliefschmuck. Aber über dem Hause erhebt sich ein riesiges Giebeldach, von zahllosen Dachluken belebt. Dieses Motiv des himmelhoch ansteigenden Daches mit den vielen flachen Dachluken, die eine so reizvolle Licht- und Schattenwirkung ergeben, ist nicht nur für Nürnberg selbst, sondern für die ganze Nürnberger Gegend, namentlich auch für die Dörfer der Umgegend, charakteristisch (Abbild. S. 22 u. 34). Aber seine monumentale Ausgestaltung hat dieses Motiv eben doch an der Maut gefunden. Eigentümlich sind hier ferner die Giebelflächen behandelt und belebt. Spitzbogenfriese in natürlicher Anordnung wechseln schichtweise mit ebensolchen ab, die auf den Kopf gestellt sind, und so ergibt sich gleichsam ein einziges großmaschiges Netz, das aus lauter Ovalen und Sternen besteht. Die Wirkung ist eine außerordentlich leichte, lebendige und reizvolle.

Relief von Adam Kraft am Waggebäude.

So außerordentlich selten auch in der altdeutschen Stadt Nürnberg rein gotische Profangebäude sind, ebenso häufig begegnet man solchen Häusern, die gotische Motive mit solchen der italienischen Renaissancebaukunst in origineller Weise verbinden. In dieser Verschmelzung besteht ja recht eigentlich das Wesen der sogenannten deutschen Renaissance. Das typische Nürnberger Wohnhaus aus dem sechzehnten Jahrhundert kehrt — im Gegensatz zur üblichen altdeutschen Straßenanlage — die Breitseite der Straße zu. Das Haus steigt hoch an bis zu vier, fünf, sechs Stockwerken, und über dem Hause erhebt sich ein hohes rotes Ziegeldach, das mit den oben besprochenen Dachluken bevölkert und in der Regel auch von einem Dacherker — sehr charakteristisch für Nürnberg! — durchquert ist. Das Dürerhaus (Abbild. S. 34) kann nur als ein sehr bescheidener und kunstloser Vertreter dieses Typus angesehen werden. Während nun das Portal und die niedrigen breiten Fenster in der Regel gotisch profiliert sind, pflegen die Dacherker in rundem Bogen geschlossen und von Renaissancepilastern gestützt zu sein. An der Brüstung zieht sich dagegen wiederum gotisches Maßwerk entlang. Aber das bessere Teil des Hauses liegt in der altdeutschen Kunststadt Nürnberg wie in den altitalieni-

Digitized by Google

schen Kunststädten Florenz und Genua nach innen, nach dem Hofe zu. Der flüchtige Reisende erhält keine Ahnung davon, welche Schätze an architektonisch-ornamentalen Motiven Nürnberg in seinen Höfen birgt (Abbild. S. 35). Die Häuser öffnen sich nach dem Hofe zu in mehreren Arkaden übereinander; diese Arkaden dienen den einzelnen Stockwerken als Korridore und waren durchweg offen. Erst die Luftscheu späterer Jahrhunderte hat sie vielfach verbaut. Die Arkaden pflegen im flachen Rundbogen zu schließen, während gotisches Maßwerk die Brüstungen ziert. Auch das Treppenhaus dieser Bauten ist charakteristisch. Eine Spindelstiege (Wendeltreppe) bewegt sich um einen oder drei Mittelpfeiler herum, während einige andere Pfeiler das Treppenhaus nach außen in polygonaler Anordnung umschließen; die Brüstungen des Treppenhauses aber führen wie die Stiege selbst schräg aufwärts. Die einzelnen Treppenstufen pflegen aus je einem schweren Eichenbrett zu bestehen, wie überhaupt das Holzwerk an den Höfen eine große Rolle spielt und bisweilen das Material für ganze Hofkorridore abgegeben hat. Ganz aus Stein erbaut ist dagegen der berühmteste und schönste Hof von allen, derjenige des Pellerhauses (Abbild. S. 35), der am meisten Motive der italienischen Renaissance aufweist und dabei dennoch im ganzen eine charakteristische Arbeit der deutschen Renaissance repräsentiert. Das Pellerhaus wurde erst im Jahre 1605 erbaut. Der Baumeister hieß Jakob Wolff. Dessen gleichnamiger Sohn, den der Rat der Stadt Nürnberg mehrere Jahre zu seiner künstlerischen Ausbildung nach Italien schickte, erbaute dann in den Jahren 1616 bis 1622 die großartige Fassade und überhaupt den Hauptteil des Rathauses, der nun im Gegensatz zu allen früheren Nürnberger Bauten streng im italienischen Renaissancestil gehalten ist. Mit diesem Bau wurde also der deutsche Renaissancestil aufgegeben, der letzte Stil, der dem deutschen Individualisierungsbedürfnis vollkommene Freiheit gewährte und gerade auf Nürnberger Boden wie auf keinem anderen reiche und mannigfaltige Früchte getragen hatte. Aber das Rathaus ist in seiner ganz anderen Eigenart auch noch ein hervorragender Bau. Was dagegen in den späteren Jahrhunderten entstand, vermag nicht an die Vergangenheit heranzureichen, weder die barocke Ägidien- noch die klassizistische Deutschhauskirche. Nur viele reizende hölzerne „Chörlein" wurden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den

Die Porträtfigur des Erzgießers Peter Vischer von seinem Sebaldusgrabmal in der Sebalduskirche.

Digitized by Google

Die Nürnberger Madonna. Holzschnitzerei im Germanischen Museum.

Digitized by Google

charakteristischen Barock- und Rokokoformen an die meist viel älteren Häuser angebaut.

Wir wenden uns daher jetzt von der Architektur ab und der Plastik zu, die wir im vierzehnten Jahrhundert in den Banden der Baukunst verlassen hatten. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch kämpfte die Plastik einen Befreiungskampf gegen die Herrschaft der Überlieferung und der Konvention. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch suchte sich die Plastik in den Besitz aller Ausdrucksmittel zu setzen, sich der Natur zu bemächtigen. Und dieses Suchen war von Erfolg gekrönt. Gegen Ende des fünfzehnten und Beginn des sechzehnten Jahrhunderts konnten in Nürnberg drei Männer aufstehen, die ihre Kunst völlig beherrschten und mittels ihrer Kunst Werke von bleibendem Werte schufen: der Holzschneider Veit Stoß, der den Englischen Gruß der Lorenzerkirche geschnitzt hat, der Steinbildhauer Adam Kraft, der das Sakramentshäuschen ebendaselbst gemeißelt hat, und der Erzgießer Peter Vischer, der das Sebaldusgrab der Sebalderkirche gegossen hat. Alle drei Künstler standen an der Schwelle vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert, vom Mittelalter zur neueren Zeit, von der Gotik zur Renaissance. Bei Veit Stoß und Adam Kraft überwog bei weitem die Gotik, bei Peter Vischer die Renaissance. Sein Sebaldusgrab und Krafts Sakramentshäuschen werden mit Recht unter die Wunderwerke der deutschen Kunst gezählt. Das aus schneidbarem Kalkstein hergestellte Sakramentshäuschen (Abbild. S. 36), 1493 begonnen und vertragsmäßig 1496 vollendet, ist seiner Bestimmung nach nichts anderes und nichts mehr als ein Behälter zur Aufbewahrung des Sakraments oder der Monstranz und nur aus reiner Freude an der künstlerischen Bildung zu einer riesigen Steinpyramide von zwanzig Meter Höhe erweitert, die sich stockwerkweise verjüngt, bis zum Gewölbe emporsteigt und oben die Schwingung des Gewölbes mitmacht. Dieses Sichherabneigen der obersten Spitze des Sakramentshäuschens ließ die Sage aufkommen, der Meister habe eine „sonderliche Erfahrung gehabt, die harten Steine zu mildern und zu gießen“. In Wahrheit sind natürlich die abwärts gekehrten Steinkörperchen auf Metalldrähten aufgezogen. Das Sakramentshäuschen ist mit Statuen und Reliefs aus dem religiösen Vorstellungskreise des Mittelalters reich geschmückt und wird von den lebensgroßen Gestalten des Meisters, des Alt- und des Junggesellen getragen. Das neue Metallgitter, das den Fuß des Kunstwerkes umzieht, soll den Genuß desselben bis auf viele Generationen hinab erhalten helfen, verhindert aber jede einzelne daran, das Kunstwerk richtig ins Auge zu fassen!

Der Apollobrunnen von Hans Vischer im neuen Rathaushofe.

Derselbe Adam Kraft, welcher mit dem 1493 begonnenen und 1496 vertragsmäßig vollendeten Sakramentshäuschen der kirchlichen Kunst des Mittelalters kurz vor deren definitivem Zusammenbruch eines ihrer glän-

Digitized by Google

zendsten Monumente errichtet, schuf im Jahre darauf — 1497 — eine der allerersten profanen plastischen Arbeiten: das bekannte Relief am Waggebäude (Abbildung S. 37). Der Wagemeister in der Mitte waltet gewissenhaft seines Amtes. Der Knecht stellt gleichmütig immer noch ein Gewicht auf die Schale, weil die mächtigen Warenballen des Kaufmanns gar so schwer lasten. Dieser sieht sich daher genötigt, recht tief in den Beutel zu greifen, wozu er das entsprechend saure Gesicht zieht. Oben der Nürnberger Jungfernadler und das Abzeichen der Reichsunmittelbarkeit. Neben dem Humor und der Lebensfrische, mit denen die Wageszene dargestellt ist, ist auch die geschmackvolle Anordnung der Figuren und Dinge auf der Fläche, sowie die reizende architektonisch-ornamentale Umrahmung zu rühmen.

Adam Kraft war eben ein Meister der Komposition, und die gotische Formenwelt bot ihm keine Schwierigkeiten dar, die er nicht spielend beherrscht hätte. Schwieriger war die Lage des etwas später geborenen Peter Vischer. Während Kraft mit seinem durchaus in gotischen Formen gehaltenen Sakramentshäuschen ein Werk aus einem Guß und von vollendeter Komposition schuf, suchte Vischer im Sebaldusgrab gotische und Renaissanceformen zu einem organischen Ganzen zu verbinden. Und dieser Versuch mißlang. Das Sebaldusgrab ist als Ganzes, als Komposition mißglückt, aber als Guß vollendet und in seinen Einzelheiten teils von erhabener Schönheit, teils von köstlichem Humor, fast immer aber von unmittelbarer Lebensfrische erfüllt. In dieser letzteren Beziehung nimmt des Meisters eigenes in Erz gegossenes Bildnis in ganzer Figur, in Schurzfell und Kappe und mit dem Werkzeug in der Hand eine hervorragende Stellung ein (Abbild. S. 38). Auf Peter Vischers Meisterhand hat Herr von Bezold, der derzeitige Direktor des bayerischen Nationalmuseums, auch jene wunderbare holzgeschnitzte Marienfigur zurückgeführt, die als „Nürnberger Madonna“ uns allen im Herzen wohnt (Abbild. S. 39). Denn ihr Ausdruck ist so herzlich und innig, wie ihn nur eines echt deutschen Meisters Geist erfinden konnte. Und diese Herzlichkeit ist durchaus nicht nur in den Gesichtszügen, sondern noch mehr in der Haltung, ja überhaupt in

Das Gänsemännchen. Brunnenfigur von Pankraz Labenwolf.

Digitized by Google

der ganzen Gestalt ausgesprochen. Die Gottesmutter hat die Hände schmerzvoll zusammengelegt und schaut zur Seite aufwärts. Offenbar handelt es sich um eine sogenannte Maria unter dem Kreuz.* Aber wo ist der Christus, zu dem sie aufschaut?! — Wo der Johannes, den man sich zur anderen Seite des Kreuzes zu denken hätte?! — Sind diese zugrunde gegangen

Das Idealbildnis Kaiser Karls des Großen von Albrecht Dürer im Germanischen Museum.

oder erst gar nicht entstanden?! — Die Madonna ist mit einer grünen Farbschicht überzogen, die im Ton wie Erzpatina wirkt. Daraus hat man den Schluß gezogen, daß man es wahrscheinlich mit einem Gußmodell zu tun habe.

Vischers Gießhütte lebte noch nach seinem Tode fort. Seinem Sohn Hans wird der herrliche, vornehme Apollobrunnen im neuen Rathaushofe gegeben (Abbild. S. 40), der unter offenkundiger Anlehnung an den Apollo von Belvedere entstanden ist. Pankraz Labenwolf hat die derbe, aus dem Volksleben gegriffene Figur des Gänsemännchens geschaffen, die geradezu zu den Wahrzeichen der guten Stadt Nürnberg gehört (Abbild. S. 41). In einem ganz anderen, in einem ausgesprochenen Renaissancegeschmack, allerdings etwas manierierter Art, ist der Tugendbrunnen neben der Lorenzerkirche gehalten, der Benedikt Wurzelbauer, einen Großneffen des Pankraz Labenwolf, zum Schöpfer hat. Mit dem Tugendbrunnen klingt die Nürnberger Plastik aus.

Die Malerei hat einen parallelen Verlauf genommen. Was sie auf früher Entwickelungsstufe an rein dekorativer Bedeutung wie an seelischer Wirkung auf den Beschauer vermochte, zeigt am besten der goldgründige Tucheraltar in der Frauenkirche aus dem Jahrzehnt von 1440 bis 1450. Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war dem unbedingten, rücksichtslosen Streben nach absoluter Naturtreue gewidmet. Wolgemut, Dürers Lehrmeister, beherrschte die Natur bis in alle Einzelheiten hinein. Seinem scharfen Malerauge entging keine Runzel in der Haut, keine Narbe auf dem Gesicht, kein Grashalm und kein Kräutlein am Boden. Aber seine Manier war hart und eckig, seine perspektivische Geschicklichkeit wenig entwickelt, sein geistiger Horizont eng und trüb. Vor allem fehlte ihm das geistige Band, die vielen Teile, die er sicher in der Hand hielt, zu einem groß angeschauten Ganzen zu verknüpfen. Von einem seiner begabtesten Gehilfen rührt der

* Man hat in jüngster Zeit versucht, diese Maria anders zu deuten, ihren seelischen Gehalt zu leugnen und ihren künstlerischen Wert herabzusetzen. Ich beabsichtige, an anderer Stelle die darauf hinzielende Argumentation zu widerlegen.

Digitized by Google

Das Germanische Museum.

Lukas, die Madonna malend, her. Auf einem gotischen Hockerl sitzt der heilige Lukas, der Patron der Maler, vor seiner Staffelei. Er hält in der Linken die Palette und seinen Malstock, auf den er die mit dem Pinsel malende Rechte stützt. So konterfeit er im tiefsten Seelenfrieden die Maria ab, die mit ihrem lebhaften Buben auf dem Schoß im Nebengemach auf dem Stuhle vor dem Kamin sitzt. Der Maienkrug steht zu ihren Füßen. Einzelne Röslein sind am Boden verstreut. Durch die Fenster sieht man auf die torbewehrte Stadt Nürnberg mit einer felsigen Phantasie-Landschaft im Hintergrunde.

Aus des trockenen, aber gewissenhaften Wolgemut Werkstatt sollte der größte deutsche bildende Künstler, Albrecht Dürer, hervorgehen. Auch Dürer ist vielleicht noch heutzutage nicht für jedermann ohne weiteres verständlich und genußreich. Man muß sich erst in ihn hineinsehen, hineinleben und hineinempfinden, um die Tiefe seines Gefühls, die Höhe seines Denkens, die Reinheit seiner Auffassung, den Ernst seines Strebens, die unbedingte Naturwahrheit aller seiner Schöpfungen und vor allem die Unendlichkeit seiner poetischen wie namentlich seiner formalen Phantasie begreifen zu lernen. Dürer wurzelte treu und fest im Nürnberger Boden und war durch kein noch so glänzendes Anerbieten zu bewegen, die geliebte Heimat im Stich zu lassen. Aber er erhob sich dennoch hoch über alle Nürnberger Enge und Kleinheit. In seinen Adern floß feuriges Ungarblut vom Großvater her. Er hatte seinen Geist durch ausgedehnte Reisen nach den damaligen Kunstländern, nach Italien und nach den Niederlanden, geweitet. Vor allem aber wohnte ihm schon von Mutterleib an sein Genius inne. Von Dürers Werken hat sich verzweifelt wenig in Nürnberg erhalten. Von diesem Wenigen wird für die Allgemeinheit wohl am interessantesten sein Idealporträt des Kaisers Karl des Großen sein (Abbild. S. 42).

Dieses Bildnis hängt im Germanischen Museum in Nürnberg, einer Sammlung von Kunstwerken und Altertümern, die unter den deutschen Museen eine ganz eigenartige Stellung einnimmt (Abbild. S. 43). Leider ist es nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes näher auf das Germanische Museum einzugehen, doch bietet sich uns vielleicht ein-

Digitized by Google

mal Gelegenheit, in einem eigenen Aufsatz darauf zurückzukommen.

Von Dürers Werken hat sich, wie gesagt, verzweifelt wenig in Nürnberg erhalten. Wohl aber können wir hier auf den Gassen wandeln, die auch er durchschritten hat. Nirgend ist der Geist Albrecht Dürers so lebendig um uns, bei uns und in uns wie in der altdeutschen Stadt Nürnberg, seiner Geburts- und Heimatstadt. Besonders im Dürerhause, und wenn es auch kein Stück von der ursprünglichen Einrichtung mehr beherbergen sollte, können wir uns in Dürers Zeit zurückträumen und uns in seine Seele versetzen. Hier vermag uns auch erst sein schöner gemütvoller Stich, der Hieronymus im Gehäus, völlig klar zu werden. Das uns Deutschen allen von dem Stich her längst vertraute, anheimelnde altdeutsche Stubeninnere — im Dürerhause lernen wir es in Wirklichkeit kennen.

Nürnberg ist schön! — Wohl weitet sich uns hier die Brust nicht so wie etwa beim ersten Betreten der von einem gewaltigen Strom modernen Geisteslebens erfüllten gegenwärtigen deutschen Kunsthauptstadt München. Man muß ferner erst lernen, von vielen neu hinzugetanen Widerwärtigkeiten abzusehen, man muß die leblose Pseudogotik der Heideloff und Essenwein ganz vergessen und sich nur an das wirklich Alte und Originale halten, man muß alle alten Höfe betreten, sich an den Heiligenstatuen an den Häusern, an den niedrigen breiten Fenstern, den hohen Giebeln, den Dacherkern und Dachluken, an den vielen springenden Brunnen und den lustigen Brunnenfiguren erfreuen, man muß der alten Kirchen ehrwürdige Nacht auf sich wirken lassen und dann zur Burg hinaufsteigen und wieder herabsehen auf das Gewimmel und malerische Durcheinander von altersgeschwärzten Mauern und roten Dächern, wozu das viele lustige Grün des Stadtgrabens und der weißblaue bayerische Himmel so wundervoll stehen.

Der Henkersteg mit Wasserturm und Weinstadel.

Digitized by Google

Lesser Ury in seinem Atelier.

Berliner Ateliers

Von

Lothar Brieger-Wasservogel

(Nachdruck ist untersagt.)

**Lesser Ury — Franz Skarbina — Hanns Fechner — Max Klein
Kurt Stoeving — Käthe Münzer**

Noch hat niemand die Geschichte des Ateliers geschrieben. Es gehört viel mehr dazu, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Genaueste Kenntnisse der Kulturströmungen aller Zeitalter wären dazu erforderlich. Denn, wenn die großen Denker, nach deren Anschauungen die Kunst Krone und Gipfelpunkt aller Kultur ist, im Rechte sind, so muß auch um das Atelier eines rechten Künstlers jederzeit ein feiner Duft seiner zeitgenössischen Kultur gelegen haben, im Heiligtum seiner Arbeitsstätte müssen deutlich jene feinen Töne zeitgenössischen Lebens erklingen, die draußen im Lärme des Alltags sich hören zu lassen zu schüchtern sind.

Das Problem des Ateliers hängt eng mit dem gerade heutigestags ja wieder so aktuellen Problem der Wohnung zusammen. Nach langem Umherirren, tastendem Schweifen durch alle Stilepochen beginnt uns langsam die reife Erkenntnis zu werden, daß die Wohnung nichts anderes ist als eine Art weiteres Kleidungsstück des Menschen, und daß hier wie dort das Individuelle, die persönliche Note das einzig Ausschlaggebende, den wahren Wert bedeutet. Was aber von der Wohnung sich sagen läßt, sollte das nicht in noch weit höherem Grade vom Atelier des Künstlers gelten? Des Künstlers, dessen Schaffen mehr als das irgendeines anderen durch die Stärke und Eigenart seiner Persönlichkeit bestimmt wird? Ich denke wohl, und nicht umsonst haben Künstlerateliers immer auch feingebildete Laien angezogen.

Digitized by Google

Zweierlei kommt also zusammen: das Zeitalter und der Einzelmensch. Das Kulturempfinden eines Zeitalters, durch die Persönlichkeit eines schöpferischen Menschen hindurchgegangen, wird zur Kunst, und diese Genesis der Kunst drückt auch der Umgebung eines Künstlers ihren deutlichen Stempel auf. Der Reiz, welchen das Atelier vor der Wohnung voraus hat, besteht nun darin, daß es im Gegensatze dazu etwas Naives, Unbewußtes ist. Wir richten uns eine Wohnung ein, und ob nun Empire- oder Jugendstil, stets wissen wir, was wir eigentlich wollen. Der Künstler ist in einer ganz anderen Lage. Er kann sein Atelier nur selten nach kunstgewerblichen Prinzipien ausgestalten, in den meisten Fällen würden seine Schaffenslust, seine Phantasie unter der festen Form des Raumes leiden, von ihr zerdrückt werden. Natürlich ist hier immer nur von wirklichen Künstlern die Rede, nicht von jenen, denen das Atelier nur eine Art Empfangszimmer bedeutet, das dem kaufenden Besucher imponieren und sein Angebot **in die Höhe treiben soll. Für den wirklichen Künstler sind die wichtigsten Bedingungen eines Ateliers Licht und Raum. Diese beiden Faktoren wirken bestimmend auf die ganze Ausgestaltung. Und sonder**bar, gewöhnlich pflegen die einzelnen Stücke der Einrichtung eines Ateliers oft nicht einmal in einem Stilzusammenhange untereinder zu stehen, und doch bilden sie als Ganzes eine große Harmonie. Die Persönlichkeit des Künstlers, der sie ihr Zusammenkommen im selben Raum zu danken haben, bildet das geistige Band zwischen ihnen. Der Unterschied zwischen Wohnung und Atelier: die eine dient der Erholung und Ruhe, das andere der Arbeit.

Im Laufe der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre hat das Atelier eine sehr interessante Entwickelung durchlaufen, die ein prägnantes Charakteristikum unserer sozialen Entwickelung ist. Ich erinnere mich deutlich, als sei es heute erst gewesen, des Tages, da ich, noch ein Schüler, zum erstenmal die lang ersehnten Künstlerkreise kennen lernen

Lesser Ury: Die Nähmaschine.

Franz Skarbina in seinem Atelier.

durfte. Es war ein recht mittelmäßiges Lokal in der Oranienburgerstraße zu Berlin, wo die jungen Herren, aus langen Pfeifen rauchend und sehr viel trinkend, beisammensaßen. Sie waren seltsam gekleidet wie die jungfranzösischen revolutionären Künstler zur Zeit des Delacroix: Sammetjacketts, lange Haare, große Hüte, alles möglichst ungepflegt. Und in ihren Reden pflegten sie mit Leichtigkeit die alte Weltordnung umzustürzen und eine neue an ihre Stelle zu setzen. Ihre Ateliers waren sehr minderwertige Dachkammern. Wollte ich einen meiner damaligen Freunde an jene Zeit erinnern, er würde lächeln. Der Künstler hat den großen Umschwung der Zeit ins Kosmopolitische mitgemacht, aus dem subjektiven Revolutionär ist ein Gentleman geworden, ein Mensch, der nicht mehr rebellierend außerhalb steht, sondern energisch auf seine soziale Stellung hält. Und so sind denn auch die Ateliers aus dem plebejischen Norden in den vornehmen Westen gewandert.

Und nun wollen wir bei einigen dieser Ateliers unsere Visitenkarte abgeben.

* * *

Ein vornehmes Haus am Nollendorfplatz. Breite Treppen, wie man sie in den heutigen Tagen der Raumausnutzung unästhetischer Art nur noch in den alten aristokratischen Häusern findet. Und oben dann das Atelier, unendlich groß und vom Lichte durchflutet, wie eine Scheune, an Max Klingers Leipziger Atelier erinnernd. Man sieht auf den ersten Blick, wie das Element der Möbel hier fast völlig den Bildern hat weichen müssen. Eine Fülle blendender Farbe strömt dem Eintretenden von den Wänden entgegen. Inmitten dieses großen Ateliers scheint sich die kleine Figur des Schöpfers zunächst zu verlieren. Aber ein mächtiger Nietzschekopf lastet auf dem kleinen Körper. Unter den buschigen Brauen blicken dich die großen Augen matt und mißtrauisch an, eine leise Resignation und eine wehmütig-bittere Enttäuschung lasten als herbe Ironie in den sie umspielenden Fältchen. Freilich, wenn dann der Künstler im Laufe des Gesprächs in Erregung gerät, wenn die matten Augen in starkem Feuer aufglänzen und der Körper sich unendlich nervös und lebhaft im Sessel hin und her biegt, so empfängt man sehr intensiv den Eindruck eines bedeutenden,

Digitized by Google

mit Blicken in Vergangenheit und Zukunft ausgestatteten Menschen.

Ähnlich wie Klingers Atelier weist auch der Arbeitsraum Lesser Urys nichts von Prunk auf. Am Fenster ein großer Tisch, um ihn Sofa und einige Sessel vornehm-moderner Art. Dann einige anatomische Gipsmodelle. Sonst nichts, das dem Beschauer den Eindruck der Werke des Künstlers verkümmern könnte, keine Teppiche, keine Bronzen, keine Radierungen. Es ist ein altmodisches Atelier, das Atelier eines Menschen, der nichts anderes haben will als einen recht gut zur Arbeit geeigneten Raum. Denn Ury, der als „Revolutionär“ in der Malerei eine Zeitlang künstlerisch als eine Art Kinderschreck benutzt wurde, ist ein altmodischer Mensch, altmodisch in seiner bescheidenen, fast puritanischen Lebensweise, der herben und äußerst strengen Moral, deren er sich gegen sich ebensosehr wie gegen andere bedient, und in den Auffassungen, die er vom Pflichtgefühl und Fleiß eines Künstlers hat. Ja, er ist vielleicht auch als Künstler altmodisch, altmodisch im guten Sinne, worunter ich verstehe, sich nicht der Mode beugen, auch nicht um äußerer Vorteile willen sein innerstes Selbst verleugnen, sondern unentwegt den Pfad weiterschreiten, den man als den für sich einzig richtigen ein für allemal erkannt hat.

Dieses Atelier will, wie wenige andere in Berlin, als eine Art kunsthistorischer Merkwürdigkeit betrachtet werden. Es ist historischer Boden, auf dem wir stehen, und nicht umsonst beherrschen die Bilder völlig den Raum. Die Entwickelung der modernen Kunst spiegelt sich mit seltener Treue in diesen Bildern, und wir können an ihnen lernen, welche Wege die Kunst im Zeitraum von zwanzig Jahren eingeschlagen hat. Da ist das Bild „Die Kartoffelleger“ um das Jahr 1885 herum entstanden. Und sofort taucht vor unserem geistigen Auge jene Zeit wieder empor, da zum Entsetzen aller Älteren und zum Jauchzen aller Jüngeren durch die Einwirkung der großen Franzosen, der Millet, Manet, Monet, eine „neue Kunst“ bei uns in Deutschland zu entstehen schien. Gott, wie haben sich die Zeiten geändert! Heute wissen wir bereits, wie wenig neu in Wahrheit diese neue Kunst war, und daß ein Einschwören auf sie einem Entwicklungshemmnis gleichkommt. Mittelpunkt und Führer dieser Bewegung waren damals Lesser Ury und Max Liebermann, Ury in noch extremerem Maße als Liebermann. Hier liegt seine erste große, historische Bedeutung, die eine spätere, von Parteigehässigkeiten und Subjektivitäten freie Kunstgeschichte einmal in ehrender Weise wird würdigen müssen.

Franz Skarbina: Bleistiftstudie.

Wir durchschreiten weiter das große Atelier, in dem die Bilder nach den Zeiten des historischen Werdens angeordnet sind.

Digitized by Google

Und da erkennen wir bald Urys zweite große geschichtliche Bedeutung: er war wiederum der erste, der mit seinem eigenen Dogma, dem Dogma des starren Naturalismus, rücksichtslos zu brechen wagte, als er die dahinter drohende Gefahr der Versteinerung, welcher seitdem fast alle Modernen verfallen sind, erkannte. Und plötzlich hebt er in seinen Landschaften, von denen wir hier einige an den Wänden des Ateliers bewundern, die Neuromantik der Farbe auf den Schild, der ja die Zukunft gehört, die nur noch bei Ludwig von Hofmann so sieghaft jauchzt und schluchzt wie auf seinen Bildern. Das nun ist Lesser Urys Lyrik.

Aber auch die Ethik fehlt ihm nicht. Da sehen wir Riesenbilder wie „Jeremias", „Der Mensch", „Die Vertreibung aus dem Paradiese", Bilder, über die ja zurzeit der Streit besonders heftig hin und her geht, bei deren Anblick uns aber Urys dritte große kunsthistorische Bedeutung klar wird: er als erster hat mit mächtigem Schritt den Weg wieder eingeschlagen, den die deutsche Kunst seit dem mit Unrecht so verachteten Peter von Cornelius, in Wahrheit einem der größten deutschen Meister, verließ.

Franz Skarbina: Bleistiftstudie.

Und so schließt sich denn für den, der mit Ehrfurcht in diesem Atelier zu weilen vermag, der große Kreis der neueren deutschen Kunst von Cornelius über Böcklin und Klinger zu Ury. Die Zusammenhänge zwischen der Kunst des neunzehnten und der des zwanzigsten Jahrhunderts werden klar, und mit Andacht hört man die Ströme des künstlerischen Werdens ineinander rauschen.

* * *

Nachdem wir das Atelier von Ury verlassen haben, besuchen wir einen Künstler, der gleich ihm ein Anhänger moderner Richtung in der Kunst, auch wie er nicht einseitig genug war, um über dem Lernen von Fremdem den Zusammenhang mit der Kunst des eigenen Volkes verloren gehen zu lassen. Franz Skarbina wohnt in der Königin-Augustastraße in einem kleinen, ausschließlich für Ateliers gebauten Hause. Das Atelier ist nicht so ungeheuer wie das von Lesser Ury, welches überhaupt eines der schönsten Berlins ist — es ist kleiner, konzentrierter, aber doch ein umfangreicher, mit sehr guter Belichtung versehener Raum. Sobald man das Atelier betritt und die Bilder anblickt, wird uns ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden Malern nicht entgehen: die Neuromantik, welche ihre Gefühlswerte vor allem in den Farben sucht, wie das frühere Zeiten in der Linie taten. Auch der Unterschied zwischen Ury und Skarbina zeigt sich auf den ersten Blick. Ury ist zur äußersten Konsequenz vorgedrungen, er hat die Linie vollständig in Licht und Farbe aufgelöst, so daß sie jeden Eigenwert verlor. Skarbina ist mehr ein vermittelnder Künstler, der neben der Farbe auch noch der Linie ihr, wenn auch gegen früher sehr beschränktes Eigentumsrecht gönnt und beides aufeinander zu stimmen sucht.

Dem Atelier Skarbinas sieht man es an, daß der Maler kein solcher Menschenfeind ist wie der Künstler, den wir vor ihm besuchten. Hier ist alles gemütlicher und heimlicher, mehr zum Besuch einladend. Nicht

Digitized by Google

allzuviele, aber freundliche Möbel, über den Diwan besondere Decken in heimlichen Falten gebreitet. Hier und da zwischen den Bildern an den Wänden Künstlergegenstände, Raritäten. Die eine kleinere Wand an der Tür ganz mit farbenfreudigen indianischen Kriegermasken gefüllt, die den Besucher hämisch-harmlos angrinsen. Der beste Schmuck auch hier, wie eben der beste Schmuck jedes rechtschaffenen Künstlerateliers sein soll: Bilder. Teils hängen sie an den Wänden, teils stehen sie auf großen Staffeleien umher. Und auch sie ermöglichen eine Art historischer Betrachtung: neben alten, uns lange liebgewordenen Bekannten begegnen wir neuen, noch in der Ausführung begriffenen

Hanns Fechner in seinem Atelier.

Sachen, die uns von der Art der Arbeit des Künstlers, von den Änderungen seiner Anschauungen und auch von dem Festbleiben derselben Rechenschaft abzulegen vermögen.

Da gerade vor uns ein größeres Bild: Berliner Regenstimmung, trüb und unangenehm. Eine Droschke hält, und der Nebel verhüllt sie fast mit seinen matten, dichten Schleiern. Im Vordergrunde des Ganzen wendet eine hübsche und elegante junge Dame dem Beschauer noch einmal, wie um Abschied zu nehmen, ihr liebliches Gesichtchen zu. Das war Skarbina, der Maler der vornehmen Berliner Welt. Berlin im Regen war es, das er vor allem liebte. Wenn die Straßen naß glitzerten, die Laternen, durch den Nebel geschwächt, ihre trüben Lichter in der Feuchtigkeit spiegelten, graue Droschken und eilige Passanten durch die Straßen glitten, dann fand Skarbina in dem Ganzen farbige Möglichkeiten, die er in geradezu meisterhafter Weise auszulösen verstand. Berlin, wenn es an London erinnerte — von gewissen englischen Malern hat Skarbina viel gelernt. Und Skarbina wurde der Entdecker der Eleganz, die in einem Berliner Regenwetter zu liegen vermag. Es löste lyrische Empfindungen bei ihm aus, wurde zu schönen Farbengedichten, wie er denn unbedingt glücklich nur dort ist, wo er absolute Lyrik geben kann. Über seinen besten Sachen liegt immer der sanfte Schimmer des Traumes.

Diese wichtigste, die lyrische Note seines Schaffens dominiert mehr und mehr. Aus seinem letzten Sommeraufenthalt — er war in Rheinsberg — hat er eine Anzahl Bilder mitgebracht, die nun im Atelier ihre Vollendung erharren. Es ist interessant, den Künstler ihre Entstehung erklären zu hören

Digitized by Google

Bildhauer Max Klein.

und aus seinen Erklärungen zu entnehmen, wie seinem Auge sich alles in farbige Eindrücke auflöst. „Eines Tages ging ich durch eines der alten Zimmer im Schlosse (Rheinsberg), als ich darin ein junges Mädchen fand. Es war gerade Dämmerung, und sie gab gegen die graue Wand einen wunderbaren Farbenakkord. Sofort dachte ich mir: Das mußt du malen." Und er hat sie gemalt, mehrere Male. Er steckte sie in das rosa Kostüm einer verflossenen Zeit und ließ sie einer offenen, mit seltsamen Köpfen versehenen Tür zuschreiten, als einziges lebendes Wesen im großen leeren Saale, oder sie sitzt anmutig in einem bequemen Stuhle und lauscht verträumt dem Getändel eines weißperückigen Marquis. Die Lichter sind auf das allernotwendigste beschränkt, um die friedliche Lyrik dieser Idylle nicht zu stören. Das sind farbige Gedichte von traumhafter Süße, Phantasien einer nervösen Künstlerseele, die auf feinste Schwingungen zu reagieren vermag.

Dieselbe Lyrik im Landschaftlichen. Ein hübscher Teich im Rheinsberger Park, von weißen Statuen umgeben, die in Erinnerungen an die Vergangenheit erstarrt sind. Herbstesstimmung in den sich leise gelb färbenden Blättern der mächtigen Bäume.

Da steht nun der Künstler und gibt mit leiser Stimme einen Text zu seinen Bildern. Eine große, schlanke Gestalt, ein hübsches Gesicht über dem eleganten Spitzbart, mit beinahe energischen Zügen. Und dabei ein weiches, verträumtes und melancholisches Gemüt, das es uns verstehen läßt, wie sich Skarbina gerade in die Spätzeit des großen und geistreichen Friedrich II. mit solcher Vorliebe versenkt, in jene Zeit, da sich die Bäume des Waldes altpreußischer Herrlichkeit wehmütig-herbstlich zu färben begannen.

* *
*

Professor Hanns Fechner, der treffliche Bildnismaler, hat sich in einem der funkelnagelneuen Häuser am Kurfürstendamm niedergelassen. Die Eleganz des modernen Westens liegt über dem Ganzen, über der imposanten Fassade des großen Gebäudes, über dem eleganten Aufgang mit seinen weichen Teppichen und diskreten Stukkaturen, und nicht zum wenigsten spricht sie sich in der angenehmen Einrichtung des Fahrstuhles aus, die es dem Besucher erspart, die Treppen zum hohen Olymp emporkeuchen zu müssen. Oben weist dann das Atelier alle Vorzüge der so rapiden modernen Bauentwickelung auf. Es ist mit der eleganten, freundlichen Wohnung durch Schiebetüren verbunden, so einen seltenen und für den Künstler erfreulichen Zusammenhang zwischen künstlerischer Arbeit und häuslicher Ruhe bietend. Nicht allzu groß, aber hoch und komfortabel, mit vorzüglichem Licht versehen, ist es eine sehr angenehme Arbeitsstätte, die sich nun der Künstler auf seine Art heimisch gemacht hat, mit einigen gemütlichen Möbeln, eigenen und fremden Bil-

dern, Stichen und anderen Reproduktionen. In freundlich berührender Weise spielen Häusliches und Distinguiertes zusammen, dessen Wert der verstehen wird, der die Bedeutung des Ateliers für das künstlerische Schaffen schätzen kann. Vom eigentlichen Atelier führen Treppen in einen kleineren Raum hinauf, der für Bilder geringeren Umfanges und wohl auch zu gelegentlichem Plauderaufenthalte dienen soll. Hier ist alles Fußwanderungen kennen zu lernen sich bemüht. Von dieser Vorliebe geben seine Anfangsbilder, deren wir einige hier im Atelier erblicken, ein greifbares Zeugnis. Es sind Schilderungen alpenbäuerlichen Lebens, in Auffassung und Gestaltung stark von Defregger beeinflußt. Aber wer sie sieht, wird sich auch darüber klar sein, daß hier der Künstler ebensowenig auf seinem eigentlichen Gebiete ist, als wenn er ein anderes

Max Kleins Atelier (oberer Raum).

weniger sorgfältig, aber dafür von der freundlichen Gemütlichkeit eines Künstlerheims: an der einen Seite steht ein kleines Harmonium, an dem der musikalisch begabte Künstler sich von seinem Schaffen erholen, neue Kräfte gewinnen kann.

Professor Fechner, ein stattlicher, rüstiger Mann, ist seinem Wesen nach ein Seelenverwandter von Raabe und Hoffmann, einer jener ernsten und gründlich deutschen Menschen, die alle Dinge gleich tief nehmen, denen es aber nie an einem Scherzwort auf den Lippen und einem lustig spöttischen Plinkern um die Augen fehlt. Gleich seinem Lehrer Defregger liebt er die Hochnatur und die Naturmenschen, die er auf ausgedehnten Mal böcklinisch eine nackte Nymphe gegen einen tiefblauen Himmel emporrichtet, oder wenn er der Landschaft an sich gegenübertritt. Sein scharfer, ein wenig grüblerischer Verstand und sein eigenes so gemütvolles Interesse an allen Menschen drängen durchaus zum Porträt. Hier ist er ein Meister und schafft Werke, die noch auf lange hinaus eine Freude aller Genießenden sein werden.

Hängt da eine Reproduktion seines Raabeporträts, das sich ja wie wenige derartige Werke im deutschen Hause eingebürgert hat, überall anzutreffen ist, wo man Wilhelm Raabe liebt. Der Gemalte wie der Maler haben den gleichen gutmütig listigen, sein

Digitized by Google

Hanns Fechner: Weibliches Porträt.

Zu Brieger-Wasservogel: Berliner Ateliers. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Max Klein: Mutter und Kind.

dem wallenden blonden Haupt- und Barthaar und den treuherzigen blauen Augen, ein Kopf, der etwas Kleinbürgerliches an sich hätte, wenn nicht der mächtige, gedankendurchfurchte Schädel wäre. Und Fechner benutzt vor diesem Werke die Gelegenheit zu ein wenig Theorie: „Wenn ich jemand porträtieren soll, so suche ich zunächst seine Interessen kennen zu lernen, mit ihm in einen möglichst engen persönlichen Kontakt zu kommen. Denn ich will ja nicht ein leeres Abbild, sondern eine möglichst voll-

humoristischen Zug um die festgekniffenen Lippen. Ein gut Teil eigenster Seeleninnigkeit hat der Künstler in dieses Bild hineingelegt, so ward es zum Meisterwerke. Oder wer erinnert sich nicht an das schöne Porträt Karl Alexanders von Sachsen-Weimar, in dem das ein wenig schnörkelige, dabei aber so enthusiastische und gutherzige Wesen dieses seltsamen Fürsten so überzeugend aus dem scharfen Kopfe über dem roten Uniformkragen hervorleuchtete. Fechner hat manche Fürstlichkeiten gemalt und es verstanden, für deren Vornehmheit einen erschöpfenden Ausdruck zu finden und zugleich durch diesen hindurch den Menschen überzeugend und sympathisch zu uns reden zu lassen. Das alles wäre nicht möglich ohne ein ganz außerordentliches Können auf diesem Gebiete, das man gar nicht hoch genug schätzen kann. Jedes dieser Bilder bedeutet eine starke Farbenharmonie, einen geschlossenen und wohltönenden Akkord, sogar dem roten Uniformkragen sind ungeahnte farbige Werte entlockt.

Vor Fechner steht ein Bild Wilhelm Bölsches, an dem er zur Zeit gerade arbeitet (s. auf dem Atelierbilde, S. 50, links). Über dem kolossalen Körper erhebt sich der massige Kopf mit

Max Klein: Akt.

Kurt Stoeving in seinem Atelier.

kommene Charakteristik, in der man das Schaffen des Betreffenden wiedererkennt. Ich liebe es, wenn mich meine Modelle, während ich sie male, unterhalten, mir gewissermaßen für diese Zeit ihre eigenen Empfindungen und Gedanken suggerieren. Da lernt man auch viel. Interessant war's, als ich Hauptmann malte. Er sprach sehr viel von Goethe, wie ein Mitglied einer altaristokratischen Familie von einem erlauchten Ahnherrn sprechen würde."

Man verplaudert sich bei Fechner und verläßt ihn ungern, denn man gewinnt bei ihm viel für sich.

Draußen im Grunewald, im vornehmen Villenviertel, hat sich Professor Max Klein niedergelassen. Eine rechte Künstlerwohnung. Die kleine zierliche Villa ruht, unter grünen Geisblattranken fast völlig vergraben, ein wenig abseits vom Getriebe, gegenüber schönen Laubbäumen und mit einem hübschen Blick ins Freie. Hinten schließt sich ein kleiner wohlgepflegter Garten an sie an, von einigen Werken des Bildhauers geschmückt, einer kleinen Wiederholung seines bekannten „Bismarck" und dem Werke des mit einem Löwen kämpfenden Sklaven, Kleins Herzens- und Schmerzenskind, das ihm zuerst seinen großen Ruf gewann. Die Vorderseite des Hauses schmückt sein sinnender Anachoret mit den langen hageren Gliedmaßen und dem langbärtigen, in tiefen Grübeleien befangenen Denkerkopf. Das Ganze, Haus und Garten, sind in eine feine Stimmung getaucht, die schon den Außenstehenden deutlich den Wohnsitz eines Künstlers erkennen läßt und die Gefühle vollkommen für das empfänglich macht, was wir von ihrem Inneren zu erwarten haben.

Das eigentliche Atelier selbst besteht aus einer großen, sehr hohen steingepflasterten Halle. Hier arbeitet der Künstler an seinen großen Werken. In einer Ecke sehen wir das Modell seines Bismarck, eine Seitenwand wird ganz von der Kolossalfigur des

Digitized by Google

auf die ihn gefesselt haltenden Ketten niederblickenden Simson in Anspruch genommen. Ähnliche fertige Werke und Entwürfe füllen den Raum. Sonst ist alles ganz schlicht gehalten, wir empfangen den Eindruck einer ernsten, strengen Arbeitsstätte, deren Künstler sich durch keinerlei Bequemlichkeit in seiner angestrengten Tätigkeit stören lassen möchte. Über die großen Werke Kleins selbst kann man ja sehr verschieden denken. Der oft gemachte Einwurf, daß sie die ihnen zugrunde liegende Absicht nicht völlig auszulösen imstande sind, daß sein Simson z. B. eigentlich kein Simson ist, sondern ein beliebiger Athlet, eine zu wenig über das Skelett hinausgelangte Arbeit, dieser Einwurf erscheint nicht unberechtigt. Davon aber abgesehen legen die Werke dieses Raumes ein Beweis gebietendes Zeugnis ab, sowohl von einer kolossalen Arbeitskraft wie von einer ungewöhnlichen technischen Befähigung und Vollendung.

Wen der freundliche, zartgebaute ältere Herr nun über eine Treppe in das zweite, kleinere Atelier hinaufführt, der wird auch sofort erkennen, daß Kleins vorzüglichste Leistungen nicht auf dem Gebiete dieser großen Skulpturen zu suchen sind, daß ihm vielmehr epische Kraft im großen Stile gebricht, er dafür aber ein gottbegnadeter, feiner und vornehmer Lyriker ist. Im elegant ausgestatteten zweiten Atelier finden wir eine Auswahl von Kleins farbigen Arbeiten beisammen, die ganz zweifelsohne zum Allerschönsten gehören, das die moderne Zeit in dieser Art besitzt. Der Bildhauer verfügt über ein ausgebildetes Empfinden für den Linienfluß des nackten Körpers der Frau, sieht ihn mit einem Griechenauge, das in unserer Zeit, die gerade darin ein wenig plump ist,

Kurt Stoeving: Bowle „Berlin“.

Digitized by Google

doppelt erfreuend wirkt. Er hat es, wie er ausdrücklich betont, stets vermieden, ein Werk mit verschiedenen Materialien zu arbeiten, sondern sich mit einer der Naturfarbe möglichst angenäherten Tönung begnügt, nie bei Haar, Augen und Mund die Farbe zu Hilfe gezogen. Seine Anfänge auf diesem Gebiete reichen in eine Zeit zurück, da uns die neue Technik von Frankreich und England noch nicht herübergekommen war. Man kann ihn hier ruhig als einen Pfadfinder bezeichnen. So sind wahrhafte Meisterwerke entstanden, Bissen für Feinschmecker, für nervöse Kenner, die gern ein wenig abseits gehen und eine so außerordentlich liebevolle und diffizile Kunst der Details nach ihrem wahren Werte zu würdigen wissen. Das prächtigste von allen vielleicht die Brustbüste von Kleins wunderschöner Frau. Wir sehen hier im Atelier nur ein zweites Exemplar. Das Original hat seinerzeit die kunstsinnige Kaiserin Elisabeth von Österreich gekauft, zu deren verträumten Sinnen dieser Traum eines liebenden Mannes sprechen mußte wie ein schönes Gedicht.

Klein theoretisiert nicht viel über seine Kunst, er ist ein stiller Mensch, der seine Arbeit für sich sprechen läßt. Aber über die Schwierigkeit und die Qualen dieser Arbeit äußert er sich wohl in leisen Worten, klagt, wie viele Entwürfe gerade an dem Punkte mißlingen, wo sie so recht zur Tat werden sollen, wie selten sich nur ein Werk mit dem Urbilde deckt, das der Künstler davon in sich trug. Und wenn man diese Werke sieht, die so sehr den Stempel mühelosen Werdens an sich tragen, ist es doppelt lehrreich, von ihrem Schöpfer zu vernehmen, das Produkt welcher Leiden und harten Arbeit gerade diese graziöse und bezaubernde Leichtigkeit ist.

Käthe Münzer in ihrem Atelier.

* * *

Ein Meister des Details, in anderm Sinne freilich als Klein, ist auch Kurt Stoeving. Wenn man das Empfangszimmer seines Ateliers in der Lützow-Straße betritt, wirkt auf die Nerven des abgematteten Großstadtmenschen jene feine Harmonie außerordentlich erquickend, die zwischen Wandbekleidung und Möbeln, zwischen dem Ganzen des eleganten Zimmers wiederum und den einzelnen im Zimmer verteilten Gegenständen erzielt ist. Stoeving selbst spricht gern und mit Liebe von seinen Sachen, wie er die einzelnen Stücke erwarb

Digitized by Google

Franz Skarbina: Porträt einer alten Dame.

Zu Brieger-Waßervogel: Berliner Ateliers. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Käthe Münzer: Potsdamer Interieur.

und bei jedem neuen immer wieder auf die bereits vorhandenen Rücksicht nahm. In die Wand sind einige dekorativ gehaltene Gemälde des Künstlers eingelassen. Sie zeigen schon dem flüchtigen Blick, wen der Maler Stoeving sich zum Meister erkoren hat: Arnold Böcklin. In den farbigen Wirkungen sowohl wie in den Stimmungen, die über dem Ganzen liegen. Mit bewußter Anlehnung mitunter an Ludwig von Hofmann, den ja Böcklin Seelenverwandten. Der Maler Stoeving ist wenig glücklich, die großen Wirkungen beherrscht er nicht, sie zerflattern ihm unter den Händen, auch gegen das Technische läßt sich mitunter vieles einwenden. Seinem einzigen stark wirkenden, ja auch ziemlich populär gewordenen Gemälde „Das Tanzlied" gegenüber vermißt man schmerzlich eine schöpferische und selbständige Eigenart.

Diese Gefühle weichen und machen weit freundlicheren Platz, wenn man Stoevings eigentliches Atelier, einen schlichten und prunklosen Arbeitsraum, betritt. Stoeving ist einer unserer vielseitigsten Künstler; die Architektur ausgenommen, gibt es wohl kaum ein Gebiet künstlerischer, vor allem kunstgewerblicher Bestrebungen, auf dem er sich nicht mit stattlichem Erfolge betätigt hätte. Seine Ausstellung billiger Wohnräume bei Wertheim ist in ihrer Art bahnbrechend gewesen, indem sie aufs überzeugendste bewies, daß auch der einfache Bürger sich für billiges Geld geschmackvolle, künstlerisch gestimmte Einrichtungen gestatten kann. Hier im Atelier finden wir zunächst die treffliche und bekannte Plakette Stefan Georges, ebenso eine Zeichnung desselben Dichterkopfes, für dessen herbe und dabei doch so tief durchgeistigte Züge Stoeving ein feines Empfinden beweist. Er zeigt mir Entwürfe für eine Goldschmiedearbeit, mit der er im Auftrage einer großen Leipziger Firma gerade beschäftigt ist, erklärt mir, welche Edelsteine das Original schmücken sollen, und wie das Ganze in der Farbe zusammenklingen wird. Da er gerade von getriebenen Arbeiten spricht, holt er Abbildungen der ebenso schönen wie geschmackvollen Bowle hervor, die er für das Schiff „Berlin" als Geschenk der Stadt Berlin gearbeitet hat. Und nun gerät er in Feuer und kramt seine Anschauungen vom künstlerischen

Digitized by Google

Schaffen aus. „Sehen Sie, es gibt heute noch immer Menschen, die jeden glauben über die Achsel ansehen zu können, der sich nicht ausschließlich mit der sogenannten hohen Kunst beschäftigt. So etwas ist ein trau-

Käthe Münzer: Holländische Studie.

riger Stolz. Es gibt gar keine „hohe“ und keine „niedere“ Kunst. Daß man wirklich ein Künstler ist, sollte sich gerade darin zeigen, daß man auch für jede Kleinigkeit Gefühl hat, sie künstlerisch umzugestalten sucht. Ich bin stolz darauf, daß ich nichts unversucht gelassen, alles, auch das Bescheidenste meiner Beachtung für würdig gehalten habe. Hier habe ich eine Arbeit für eine bekannte Berliner Klavierfabrik vor, eine Änderung am Notenhalter, die das bisherige Störende und Unästhetische dieser Einrichtung beseitigen wird.“ Stoeving führt mich in seine Wohnung hinüber. „Sehen Sie, hier ist alles, Möbel, Gardinen, Geschirr usw., nach meinen Entwürfen gefertigt. Wer das so sieht, weiß gar nicht, welche Arbeit und Geduld nur dazu gehört, diesem Stuhl z. B. eine originale, dabei gemütliche und zum Sitzen einladende Form zu geben. Welch künstlerische Liebe zu den Dingen das erfordert. Der moderne Künstler muß Zusammenhang mit seiner Zeit haben, sich von ihr befruchten lassen und wiederum befruchtend auf sie zurückwirken. Nur so kann er von Nutzen sein, nur so ist er weitaus mehr als ein Luxus.“

Wer Stoeving seine Theorien entwickeln hört, wird leicht erkennen, daß seinen Ausführungen zweifelsohne eine starke Wahrheit zugrunde liegt. Er weiß wohl, daß die großen schöpferischen Genies mit dem Ewigkeitszuge in ihren Werken nicht aus den Kreisen der Künstler von der Art Stoevings hervorgehen. Aber er weiß auch, daß gerade Künstler wie Stoeving ihre Zeit künstlerisch durchbilden und bereichern und daher aufrichtigen Dank von ihr zu erwarten haben, während der Genius traumverloren in eine ferne Zukunft schaut, die erst für ihn reifen muß und daher, mit seltenen Ausnahmen, seinen Zeitgenossen verloren geht.

* *
*

Wie auf allen anderen Gebieten des tätigen Lebens ist die Frau der Neuzeit auch in der bildenden Kunst immer stärker und stärker hervorgetreten. Die Grundlagen waren hierzu ebensogut vorhanden wie zur Musik: schon seit langem war es üblich, daß die Töchter wohlhabender Familien malen lernten und dann zu Geburtstagen oder Weihnachten die glücklichen Familienangehörigen mit ihren Meisterwerken — meistens Stilleben — überraschten. Aber von diesen Stilleben zu ernsten Werken, vom unterhaltenden Dilettantismus zum ernsten Künstlertum war doch ein großer Schritt. Auch er ist getan worden, erst schüchtern und zaghaft, dann immer energischer. Noch heute haftet den künstlerischen Leistungen selbst hochbefähigter Frauen, wie Dora Hitz oder Julie Wolfthorn, etwas leise Dilettantisches an, und ganz ernst zu nehmen sind von den Berliner Malerinnen eigentlich nur zwei: die kraftvolle, männliche Käthe Kollwitz und die noch junge Käthe Münzer, an deren weitere Entwickelung große und berechtigte Hoffnungen geknüpft werden. Machen wir uns mit der noch nicht so berühmten jüngeren bekannt, von der erst vor nicht allzu langer Zeit ein sehr feines Porträt des inzwischen verstorbenen Abgeordneten Hirsch von sich reden machte.

Das Atelier liegt in der Lützow-Straße. Ein kleiner, aber zierlicher und gemütlicher Raum, heimisch durch tausend Kleinigkeiten,

welche die Frauenhand verraten. Auf einem einfachen Tische Bücher mit Widmungen der Autoren, ein echt weiblicher Zug. Ein paar einfache Stühle. Die hübsche Künstlerin selbst, nicht wie die meisten ihresgleichen heutigestags à la bohème gekleidet, sondern schlicht bürgerlich, von ernstem, gesellschaftlichem Benehmen und sehr gereiften Anschauungen. Die Bilder rings herum erzählen von schwerer Arbeit, von einer nicht leichten Entwickelung, die von dilettantischer Modemalerei zu dieser sehr ernsten, selbstbewußten und konzessionsunfähigen Kunst hinaufgeführt hat.

Man freut sich der Gelegenheit, die Entwickelung einer bedeutenden künstlerischen Befähigung einmal an so konkreten Beispielen verfolgen zu können. Den Blick für das Wesentliche, die Fähigkeit straffer Komposition scheint Käthe Münzer von vornherein besessen zu haben. Das übrige hat dann offenbar eine strenge, schonungslose Selbstkritik vollenden helfen. Gleich in den Frühwerken, einigen Porträts, einem Bilde aus Alt-Berlin, Straßenszenen usf., tritt eine außerordentliche Hochachtung vor klarer und guter Zeichnung als der Grundlage jeder wahren Kunst erfreulich zutage. Sympathisch gesund, ohne überflüssige Gefühlsduselei, kämpft die verdiente Künstlerin zunächst ehrlich mit der Technik und will nicht mehr, als sie kann. Alles Überflüssige wird als solches erkannt und bekämpft. So wird sie in großem Maße Herrin über die Zeichnung. Am rein Malerischen freilich hapert's noch sehr stark, hier ist das technische Können noch unreif und nicht ohne Dilettantismus.

An einer anderen Wand sehen wir Bilder aus Holland, einige Jahre später entstanden, und sind erstaunt. Der Schmetterling ist offenbar aus der Puppe, die Künstlerin hat umgelernt, sich mit Ernst und Gewissenhaftigkeit auf das Malerische des Bildes geworfen und tatsächlich den schönen Erfolg erreicht, daß nunmehr Zeichnung und Farbe zu einem harmonischen Ganzen schön zusammenstimmen. Auch die Porträtauffassung weist gegen frühere Jahre einen großen Fortschritt auf, will nicht mehr eine bloße Wiedergabe der äußeren Persönlichkeit sein, sondern vertieft sich. Die im Technischen wurzelnden grundlegenden Schwierigkeiten sind offenbar überwunden, deutlich vermag das kritische Auge zu sehen, wie der so erfolgreich eingeschlagene Weg weitergehen muß. Das Persönliche der Künstlerin muß nunmehr weit stärker hervortreten als bisher, es darf sich nicht mehr so bescheiden hinter den Werken verstecken, wie es bei den meisten dieser Bilder der Fall ist. Freilich, die Künstlerin wird diesen Weg schon unbewußt von selbst gehen, weil es in ihrer natürlichen Entwickelung liegt.

Auf ihn hinweisen darf man sie freilich nicht, die noch meint, daß eine absolut unpersönliche Treue des Künstlers seinem Objekte gegenüber notwendig ist. Da kann man

Käthe Münzer: Holländische Studie.

ihr nicht von den Ideen ihrer Bilder sprechen. „Farbe“ und „Linie“ — das sind die einzigen Ideen jedes guten Bildes! antwortet sie wohl empört.

Aber auch das wird sich geben.

Digitized by Google

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

IV

(Nachdruck ist untersagt.)

Es waren freudlose Jahre, die nun folgten. Das erste, was Rolf erfuhr, als er in den letzten Apriltagen mit dem Schaakener Boot in Königsberg eintraf, war, daß sein Freund Fischer inzwischen das Aufnahmeexamen bestanden hatte und sich bereits seit acht Tagen auf dem Gymnasium befand. Was ihn aber vielleicht noch schmerzlicher berührte, war die Bemerkung, daß ein anderer statt seiner sich in Fischers Herz und Wohnung eingenistet hatte. Es war das ein gewisser Pfeilschütz, ein ganz zarter, schwächlicher Mensch, dem jedermann schon um seines leidend-bescheidenen Gesichtsausdruckes willen gut sein mußte. Er interessierte sich nur für Mathematik, und man erzählte sich zum Beweise, daß er dafür schon von Natur aus bestimmt erscheine, von ihm die Geschichte, daß er als ganz kleines Kind einmal, da er ins Dunkel hinaussah, bitterlich angefangen habe zu weinen und, über die Ursache seines plötzlichen Kummers befragt, die Antwort erteilt habe: der Mond sei zerbrochen! womit er nämlich den ihm wahrscheinlich ganz neuen und sein ausgeprägtes Formengefühl verletzenden Anblick der halben Mondscheibe meinte, die gerade am Himmel stand.

Mit diesem jungen Menschen nun um die Gunst bei Franz Fischer zu wetteifern, versuchte Rolf gar nicht erst. Einmal fühlte er sich zu stolz dazu, um jemandem sich aufzudrängen, der ihn so leicht hatte vergessen können, und andererseits gönnte er gerade diesem bescheidenen Menschen alles erdenkliche Gute.

So bezog Rolf allein ein kleines Stübchen, das er einem Schuhmacher abmietete, und begann, angestachelt durch Fischers Erfolge, von morgens bis abends und meist noch die halbe Nacht durch zu arbeiten. Der Direktor eben des Gymnasiums, in welchem jener aufgenommen war, hatte ihm auf seine dringende Bitte versprochen, ihn noch nachträglich zu prüfen, wenn er sich innerhalb zehn Tagen gestelle. Das wollte Rolf.

Und in der Tat bestand er, als der Tag gekommen war, die Prüfung in den alten Sprachen und im Deutschen so gut, daß der Direktor selber sich verwunderte. Am Nachmittag sollte nun zunächst Mathematik, dann Französisch und Geschichte herankommen. Da der mathematische Lehrer gerade unpäßlich war, mußte Rolf sich in dessen Wohnung begeben. Er fand einen alten Junggesellen mit kahlem Kopf und kurzem, struppigem Vollbart, der hinter einer Batterie von Bierflaschen saß, als gelte es, mit solchem Wall seine Gelehrsamkeit zu verschanzen. Dazu gab eine Menge von leeren Flaschen zu Füßen seines Stuhles Zeugnis davon, daß er schon recht wacker am Werke gewesen, und ein durchdringender Geruch von Alkohol erfüllte die ganze Stube. Ehe er sich an seine eigentliche Aufgabe machte, stellte er Rolf vor, was er denn überhaupt auf dem Gymnasium suche. Er solle es doch lieber aufgeben, es sei für die Welt viel ersprieß-

Digitized by Google

licher, daß Leute mit gesunden Gliedmaßen Holzhacker würden, als daß sie durch fleißiges Studieren ihren Körper ruinierten und dazu noch andere ums Brot brächten.

Rolf aber erwiderte, daß er denn doch bei seinem Vorsatz verbleiben wolle, worauf der andere ihm nun Fragen und schriftliche Arbeiten vorlegte, die Rolf zum Teil höchst dürftig, zum Teil gar nicht erledigen konnte. Das Ergebnis war, daß der Lehrer seine Leistungen für ungenügend erklärte und Rolf von der Aufnahme ins Gymnasium zurückgewiesen wurde.

Das hast du Christiania zu verdanken, sagte er bei sich, als ihm die Mitteilung wurde, und mit Ingrimm mußte er sich bewußt werden, daß dieser Verlust hier nicht einmal einem Gewinne dort entsprochen, im Gegenteil auch in dieser Liebesaffäre sein Weizen nicht geblüht hatte.

Doppelt beschämt zog er sich nun in die vollste Einsamkeit zurück und verlebte einen öden und heißen Sommer, in dem kaum ein paar lauliche Abende ihn fern von seinen Büchern trafen. Aber zu Michaelis unterzog er sich von neuem der Aufnahmeprüfung.

Ein Zufall wollte es, daß gerade um diese Zeit jener Mathematiker als der älteste Lehrer der Anstalt den Direktor vertrat. Ihm hatte sich also Rolf mit Kopf und Kragen zu überantworten. Nach dem früheren Erlebnis konnte er nichts anderes als ein böses Omen darin erblicken, und so ging er mit einem Mute, der fast schon wie Verzweiflung aussah, in die Prüfung. Sie fand diesmal in der Schule statt, und es waren außer jenem Mathematiker noch zwei Lehrer anwesend. Die Sachen der letzteren wurden glatt und rasch erledigt, aber nun kam der Gefürchtete an die Reihe, der diesmal auch Lateinisch außer seiner Mathematik zu prüfen hatte. Es zeigte sich, daß auch seine Prüfung sehr rasch vonstatten ging. Er hielt sich nicht erst lange mit Antworten auf, er schien es nur darauf angelegt zu haben, Rolf auf den Zahn zu fühlen. Als er z. B. auf Ciceros Rede „De lege Manilia“ kam, wobei dann die erste Frage lautete: „Wo liegt wohl Cilicien?“, da brach er, als Rolf begann: „In dem Winkel — —“ sofort wieder ab und fragte nach anderem. Kurz, ehe er sich's versehen, hatte Rolf die lateinische Prüfung mit „wohl“ bestanden. Jetzt jedoch kam es zum schlimmsten, zur Mathematik. Da aber stand plötzlich der Lehrer auf, klappte die vor ihm liegenden Bücher zusammen und sagte: „Nun, in der Mathematik werden Sie wohl selbst glauben, daß ich mehr weiß wie Sie, mein Lieber! Übrigens habe ich ein rechtes Wohlgefallen gehabt, wieder einmal Ihren dicken Haarschopf zu sehen.“

Damit war die Prüfung beendet, und Rolf wurde ins Gymnasium aufgenommen.

Ein Jahr darauf bestand er vorschriftsmäßig auch das Abiturientenexamen und konnte nun endlich sein heißersehntes Ziel erfüllt sehen, zur Universität zu gehen und zu studieren.

Aber das Schicksal hatte dafür gesorgt, daß ihm der Genuß, des mühsam erarbeiteten Zieles froh zu werden, noch nicht so bald vergönnt wurde. Die üble Lage seiner Finanzen zwang ihn, fortgesetzt sich um Stunden zu bemühen, und als diese längere Zeit nicht kamen, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich der Hauslehrerei zuzuwenden.

Wie gesagt, es waren freudlose Zeiten, die nun folgten. Rolf war und blieb Hauslehrer und kam damit schlecht und recht aus, sechs Jahre lang. Das heißt: mehr schlecht als recht. Denn er tat seine Arbeit ohne Liebe und wirkliche Hingabe. Er wollte ja anderes, ganz anderes! Aber die Welt war ihm so fern mit allen ihren Zielen, und er fern der Welt, und da die Stellen, die er fand, trotz seines eifrigen Bemühens, sich immer wieder nur auf Gütern boten, die weit von Königsberg ablagen, so war stets von vornherein schon jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß er durch gleichzeitigen Besuch der Universität seine eigentlichen Studien hätte fördern können. Statt dessen hatte er oft mit gelangweilten Gutsbesitzern Karten zu spielen, mit adeligen, mißvergnügten Damen auf die moderne Kunst zu schimpfen, die er nicht kannte, oder einer allzu fleißigen Hausfrau das Strickgarn zu halten, wenn sie unentwegt Strümpfe strickte.

Und endlich hielt er es nicht länger aus — mochte es biegen oder brechen! Diese Sklaverei wollte er nicht länger ertragen.

Digitized by Google

Also gab Rolf zu Neujahr des Jahres, in dem er fünfundzwanzig wurde, die Hauslehrerei auf, und am vierten Januar stand er, seine kleine ersparte Barschaft in der Tasche, wieder auf der Straße in Königsberg.

Es war ein klarer, kalter Tag, und die Sonne warf um diese frühe Nachmittagsstunde noch rötliche Lichter durch die alten Straßen, in denen überall der festgefrorene Schnee lag. Rolf schlenderte, nachdem er seine wenigen Habseligkeiten in einer kleinen Wirtschaft auf dem hinteren Sackheim untergestellt hatte, ziellos hin und her. Es war Sonntag, also heute nichts mehr zu machen. Auf Schritt und Tritt fast überfielen ihn Erinnerungen. Halb wollte er ihnen aus dem Wege gehen, halb suchte er sie. So fand er auch fast unwillkürlich durch das Gewirr der engen Gäßchen im Löbenicht den Weg zu dem Hause, in dem er einst seinen Gönner, den alten Trödler, gefunden hatte. Tür und Ladenfenster waren verschlossen; wer mochte wissen, ob der Krumme überhaupt noch darin wohnte! Auch die anderen Genossen des fröhlichen Zechgelages, das sie einst hinter dieser Tür gehalten, fielen ihm ein, Fabricius und Fischer, von dem er schon lange nichts wußte, und Toni, die mißhandelte Braut. Wo die wohl stecken mochte? Sie hatte ihm ja einst ihre Freundschaft angeboten. „Es wird dir noch eines Tages leid tun!" hatte sie gesagt. Sie hatte recht behalten — ihm tat es leid, daß er sie damals zurückgestoßen. Denn wie verlassen fühlte er sich jetzt. Er hatte nicht einen Menschen hier — nicht einen!

Und traurig den Kopf senkend, mußte er an die Zeit zurückdenken, da er mit ganz ähnlichen Gefühlen diese nämlichen Wege gegangen. Und darüber waren Jahre vergangen, sechs schöne, einst so hoffnungsvolle Jahre! Und was war ihre Ausbeute gewesen? Nichts! Nicht ein Mensch, nicht eine Leistung, nicht ein Stückchen lebendig gebliebenes Leben! Es war zum Verzweifeln!

Hatte doch vielleicht jener hochnäsige Pastor in Memel recht gehabt mit seiner billigen Weisheit vom Schuster, der bei seinem Leisten bleiben solle? Wohin kam man mit all seinem Streben? Wohin war er gekommen? Es war recht zum Verzweifeln!

In der altstädtischen Langgasse wollte er eben den Straßendamm kreuzen, als mit grellem Geläut ein Schlitten an ihm vorbeifuhr, dessen einziger Insasse ein Herr in umfangreichem Pelze war. Trotz des aufgeklappten Kragens und der dicken Mütze, die er trug, glaubte Rolf doch Fabricius' breites, bartloses Gesicht zu erkennen, obwohl es keinen Kneifer trug, wie sonst immer. Im ersten Augenblick hatte er Lust, ihn anzurufen. Dann aber, da auch die Glocken ihm so hart in die Ohren gellten, unterließ er's. Er sah dem Schlitten nach, und die Worte, die er irgendwo mal gelesen hatte, fielen ihm ein:

So war es oft: wir stehn und lauschen bang —,
Das Leben fährt mit Schellenklang vorüber!

Da fuhr es eben wieder vorbei! Aber warum ließ er das zu? Warum hielt er's nicht auf, griff ihm nicht in die Zügel, zwang es, ihn aufzunehmen?

„Herr Fabricius!"

Rolf hatte es ganz laut gerufen. Der im Schlitten hörte ihn nicht, obwohl er wegen der Enge der Straße langsam fuhr.

„Herr Fabricius!"

Er mußte jetzt laufen, wenn er den Schlitten noch einholen wollte. Und Rolf lief.

Beim dritten Anruf wandte der Mann im Schlitten sich um und ließ die Pferde halten. Erst als Rolf dicht daran war, erkannte er ihn.

„Ah, Sie sind es, edler Dulder Odysseus!" rief er dann aus; „ich hätte Sie fast nicht erkannt! Sie haben ja einen Schnurrbart bekommen, um den Alcibiades Sie beneidet hätte! Was macht übrigens unser göttlicher Platon? Und wie habt Ihr Euch bisher durchgeschlagen in dieser bösen Welt?"

Nach den ewigen steifen Unterhaltungen, die Rolf in letzter Zeit gewohnt gewesen war, erfrischte ihn diese freimütige, scherzhafte Art. Er ging darauf ein und ließ sich nicht erst lange bitten, mit in den Schlitten zu steigen, zumal da Fabricius erklärte, den gleichen Weg über den Sackheim zu haben.

„Ich bin nämlich schon seit Jahren wohlbestallter Pfarrer," erzählte er im Weiterfahren, „drei Meilen dort der Nase nach zum Tore hinaus. Sie wollen mir gratulieren? Ich danke Ihnen! In der Tat:

Digitized by Google

ich bin glücklicher Besitzer eines gesundheitsgefährlichen Pfarrhauses, zweier Schweine und eines Hühnerhofes von zehn Hühnern und einem Hahn; sie sind ohne Eifersucht gegeneinander und legen in Sommerszeiten jeden Tag ein Ei, das heißt den Hahn ausgenommen, auch wenn meine Frau nicht dabei sitzt und sie nötigt."

„O — Sie sind verheiratet?" warf Rolf ein.

„Sowohl die Hühner wie ich, lieber Odysseus," versetzte der andere ernsthaft; „dem Glücklichen gibt der Herr es ohne Gebet. Man zieht zu einer Wirtin ein und nicht früher als mit ihrer Tochter heraus. Das kostet gar keine große Anstrengung und ist eine sehr praktische Einrichtung in der Welt. Wo sollten sonst auch die vielen möblierten Zimmervermieterinnen herkommen? Ja, Dorilis ist mein Weib geworden, die keusche Dorilis. Sie wollen sagen, sie hat eine zu lange Nase und etwas zu kurze Gedanken. Das ist richtig, aber ihre hingebende Treue reicht von Königsberg bis Eydtkuhnen, und ihr zum Lohne hat der Herr ihren Leib mit drei auffallend schmutzigen, sonst aber lieblichen Kindern gesegnet."

Weniger diese Sprechweise, die er ja schon kannte, als der starke Biergeruch, den der Pfarrer verbreitete, verriet Rolf, daß der Fabricius von heute seine Neigungen von ehemals inzwischen nicht verleugnet hatte. Im Augenblick ergab übrigens solche Lockerung des fadengeraden Gesprächs für Rolf den Vorteil, daß er in kürzerer Zeit als sonst über den Pfarrer und sein Leben unterrichtet war und auch seinerseits mehr Mut fand, über das eigene Ergehen frei von der Leber weg zu berichten. Das wieder hatte zur Folge, daß der Pfarrer ihm klipp und klar vorschlug, Rolf solle zu ihm ziehen und, bis er etwas Besseres gefunden, statt seiner den Kindern des Gutspächters Unterricht erteilen; er finde dazu ohnehin schwer genug Zeit. Rolf wollte sich die Sache überlegen, aber der Pfarrer meinte, das Überlegen führe im Leben zu nichts, und die Menschen würden glücklicher sein, wenn sie mehr nach Instinkt handelten; es sei nämlich das Merkwürdige, daß jeder Mensch zu jeder Sache von vornherein innerlich eine bestimmte Stellung habe; das sogenannte Überlegen sei nur Klugheit aus zweiter Hand.

Er ließ Rolf auch wirklich keine Zeit zum Besinnen, fuhr an dem Gasthof vor, wo jener seine Sachen gelassen hatte, hieß sie aufpacken, und fort ging es zum Tore hinaus.

War es nun die unsichere Hand des Pfarrers oder der schlechte Weg — der Schlitten wurde fortgesetzt hin und her geschleudert, und als sie in den Wald kamen, wo es galt, in dem hartgefrorenen Schneewege das ausgefahrene Geleise innezuhalten, glaubte Rolf jeden Augenblick, sie würden umgeworfen werden.

Den Pfarrer aber focht das nicht an — er war in urvergnügter Stimmung, fing wiederholt an zu singen, hielt an verschiedenen Gasthäusern unterwegs an und ließ sich Bier oder Branntwein herausreichen und war schließlich in seinen Bewegungen so unsicher geworden, daß ihm die Leine entfiel und er ruhig zusah, als Rolf sie statt seiner ergriff. „So! nun können Sie Ihr Leben mal selber ein Weilchen kutschieren — das ist Ihnen sehr gesund!" sagte er dabei.

„Ich werde nur ein schlechter Kutscher sein," entgegnete Rolf, „da ich's nie geübt habe ..."

„Glauben Sie doch nicht," versetzte der Pfarrer mit predigender Stimme, „daß einer, um etwas zu sein, etwas geworden sein muß! Wer nur etwas wird, an dem ist nicht viel gelegen — Dutzendware; denn er ist es doch nur von außen geworden. Sehen Sie sich mal die vielen Beamten an und die Ärzte und Lehrer — was sind sie? Einer hätte immer das werden können, was der andere geworden ist. Aber wer schon von innen etwas ist und das auch wirklich in sich entdeckt, der ist zu bewundern. Also auf, Kolumbus — entdecke dich selbst! Hier laufen die Pferdchen deines Lebens — entdecke, ob du kutschieren kannst! Sehen Sie, ich selber, ich habe den Philosophen in mir entdeckt, und es ist eine Strafe Gottes für die Sünden der Liebe zu meinem heiligen Sokrates, daß ich in Talar und Bäffchen als Popanz vor den stumpfsinnigen Bauern meine Perlen ausstreuen muß. Aber ein Prediger bin ich dennoch und will es sein,

und so mag mir wohl mein Herr Christus in Gnaden vergeben."

Das wunderliche Gemisch von Weisheit und Narrheit berührte Rolf ganz seltsam. Er hatte wirklich etwas wie die Empfindung, als halte er zum erstenmal die Zügel seines Lebens in der Hand, während er an der Seite dieses trunkenen Mannes auf dem niedrigen Gefährt in Schneenacht und ungewisse Zukunft hinausfuhr.

Und in diesem Gefühl kutschierte er so vorsichtig und hatte so acht auf die Pferde, daß er nichts anderes sah und hörte. So merkte er auch nicht, daß der Pfarrer ihm schon ein paarmal leise etwas zugerufen hatte, und blickte erst auf, als jener ihm plötzlich in die Zügel griff und die Pferde zum Stehen brachte.

„Was ist das? dort! Sehen Sie?" fragte er dabei, indem er zwischen die dürren Stämme wies, mit denen der Wald an den Chausseegraben grenzte, und durch seinen Kneifer aufmerksam nach einer Stelle auslugte, an der sich etwas Dunkles über den Schnee bewegte.

„Es wird ein Reh sein!" entgegnete Rolf.

„Ja, aber es kann nicht laufen; halten Sie die Pferde!" versetzte hastig Fabricius und war mit einem Sprung aus dem Schlitten.

Und ehe Rolf noch recht wußte, was der Pfarrer vorhatte, war dieser durch den tiefen Schnee des Grabens hindurch und auf der Jagd nach dem Tiere, das sich in der Tat nur eben fortzuschleppen schien. Seine unförmliche Gestalt tauchte bald auf, bald verschwand sie zwischen den Bäumen; in seiner Trunkenheit taumelte er dabei ganz sichtlich, und Rolf, der dies ergötzliche beiderseitige Hindernisrinnen vom Wagen aus mit ansah, glaubte bestimmt, es würde mit einer Niederlage des Geistlichen enden. Allein nachdem er für eine Weile den Anblick des Jägers in der dunklen Tiefe gänzlich verloren hatte, sah er ihn etwa zwanzig Schritte entfernt wieder aus dem Walde hervortauchen, und — wunderlich genug — er trug da etwas Unförmliches auf den Armen, was gar nichts anderes als das verfolgte Reh sein konnte. Er rief nun Rolf zu, mit dem Schlitten näher zu kommen, und es zeigte sich, daß er in der Tat das kranke Tier erlangt hatte und damit keuchend und pustend am Wegrande stand. Unter Rolfs Beihilfe wurde dieses nun an den Läufen gebunden und in den Schlitten gelegt, und den ganzen Rest der Fahrt über erlustigte sich der Pfarrer an dem Gedanken, welch entsetzte Augen Frau Dorilis über ihren Christian machen würde, wenn er mit solchem Angebinde vor sie hintrete.

In der Tat, die Pfarrerin war über ihren Christian ganz entsetzt, als er halb trunken und mit vielem Gelächter, das Reh auf den Armen, in ihre Stube hineinstolperte und noch dazu einen zweiten unverhofften Gast mitbrachte. Sie faßte sich aber rasch, schien auch von ehemals her an derlei Extravaganzen ihres Ehegatten noch gut gewöhnt, tischte auf, was eine ziemlich schmale Küche und ein, wie es schien, mit Absicht recht dürftiger Keller hergaben, und der Abend verlief Rolf in angenehmster Weise, da der Pfarrer trotz seiner Trunkenheit ergiebig und redselig blieb und die Gattin seine Laune weder durch Worte noch Blicke störte. Das scheue Tier, welches die Pfarrerin gleich wieder in Freiheit setzen wollte, hatte Fabricius zuvor in seinen Armen nach dem Boden hinaufgeschafft, wo es sich sofort in den äußersten Winkel verkroch.

Es war spät in der Nacht, als der Pfarrer seinen Gast auf das ihm bestimmte Zimmer geleitete. Das lag im Giebel des nur einstöckigen Hauses und war über die Maßen einfach hergerichtet. Ungewohnterweise stand das Bett in der Mitte des Raumes und zu seinen Fußenden ein eiserner Ofen, der jetzt geradezu glühte und eine unerträgliche trockene Hitze verbreitete. Das eiserne Rohr, das mit einem kurzen Knie steil in die Höhe stieg, führte durch ein wohl halbmeter breites kreisrundes Loch in der Decke, durch welches man die Dachsparren erblicken konnte. Fabricius entschuldigte diese mehr als primitive Einrichtung mit einer polizeilichen Anordnung im Interesse der Feuersicherheit.

Als Rolf allein war und sich auszuziehen begann, überraschte ihn ein seltsamer Ton, der sich mehrfach in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholte. Nach einigem Suchen entdeckte er, daß dicht neben dem Waschständer, den man hart hinter den Ofen ge-

stellt hatte, Tropfen auf Tropfen durch das kreisrunde Loch herabfiel. Augenscheinlich hatte die aufsteigende Hitze den Schnee über dem Dache zum Schmelzen gebracht, und da dieses undicht war, fand nun das sickernde Wasser ungehinderten Zutritt zur Stube.

Als Rolf sich zu Bett legte, empfand er die Hitze, welche der noch immer glühende Ofen verbreitete, so stark, daß er wieder aufstehen und die Tür nach dem freien Boden öffnen mußte. Mit der verwunderten Frage auf den Lippen: Wohin hast du Unglücksmensch heute wieder die Pferdchen deines Lebens gelenkt? wollte er eben das Licht löschen, als ihn von der Tür her ein tappendes Geräusch aufschauen machte. Es war das verwundete Reh, das er ganz vergessen gehabt, und das nun vorsichtig seinen Kopf mit den im Dunkeln blinkenden Augen über die Schwelle streckte.. Er pfiff ihm, aber er konnte immer schlecht pfeifen. Da fiel ihm das kleine Instrument ein, das ihm einstmals der Vater geschenkt, und das er in einem Gefühl von Pietät seit dessen Tode immer in der Brusttasche trug. Er konnte von seinem Lager aus die Tasche gerade erreichen, holte das Pfeifchen heraus und lockte das Tier. Wieder überraschte ihn der eigentümliche schalmeiartige Ton, der dem Holze entsprang, und den er mit keinem anderen vergleichen konnte, den er sonst wohl gehört. Auch auf das Reh schien er nicht ohne Eindruck zu bleiben. Mit auf- und abklappenden Ohren und immer erstaunter scheinenden Augen kam es, den Kopf fast wagerecht gestreckt, langsam näher, bis es nur fünf Schritt von ihm stehen blieb und ihn reglos anstarrte.

Ob es mir wohl jemals gelingen wird, auch einen Menschen so zu mir zu locken? dachte er bei sich, während er immer noch leise auf dem Holze pfiff. Die weiblichen Wesen fielen ihm ein, an denen ihm schon einmal etwas gelegen hatte: Sibylle, Toni, Christiania ... hatte er wohl eine von ihnen an sich zu ziehen vermocht? Wo waren sie? Fern innen wie außen! Und mit einem Seufzer löschte er das Licht und legte sich auf die andere Seite.

Am nächsten Morgen war es eisig kalt in der Stube. Das Tropfen hatte aufgehört, und das Wasser in der Waschschüssel war so gefroren, daß er die Decke mit dem Stiefelknecht aufschlagen mußte.

Rolf blieb nun in dem Hause und übernahm den Unterricht der drei Kinder des Gutspächters, die in recht verschiedenem Alter standen und am Vor- und Nachmittag Stunde haben mußten. Dazu trat dann noch die erste Unterweisung des ältesten Knaben von Fabricius, der eben sechs Jahre alt geworden war — kurz, Rolf konnte sich, da er die Vorbereitungen für jene Stunden recht gewissenhaft nahm, über Mangel an Arbeit eigentlich nicht beklagen.

Der Pfarrer war den Vormittag über gewöhnlich auf den Dörfern, die zu seinem Kirchspiel gehörten und ziemlich zerstreut lagen. Zu Mittag kam er meist verspätet nach Hause, was die Pfarrerin merkwürdig geduldig ertrug. Ging er dann auch noch nachmittags aus, so war es eine gewöhnliche Erscheinung, daß er angetrunken nach Hause zurückkehrte. Aber sein Rausch war liebenswürdig und gesprächig. Niemals kam es vor, daß er in solcher Verfassung mit Weib oder Kindern zankte, er pflegte nur allerlei kräftige Witze und Späße zu machen, die aber, da sie meist in die Rolle von klassischen Reminiszenzen gekleidet waren, von Frau Dorilis nicht recht verstanden wurden.

Eines Spätnachmittags, als der Pfarrer auch wieder aus war, hatte Rolf einen längeren Spaziergang gemacht und gedachte, da er Durst verspürte und wohl bemerkt hatte, daß die Pfarrerin nur ungern Bier im Hause hielt, es im übrigen auch mit dem Wirtschaftsgelde meist ziemlich knapp stand, sich durch einen Trunk in dem Dorfkruge zu erfrischen, der dem Pfarrhaus schräg gegenüberlag, und den er noch niemals betreten hatte.

Er wurde von dem Gastwirt aus der Krugstube, in der er sich setzen wollte, in das dahinter gelegene kleine Zimmer genötigt, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen den Pfarrer ganz allein auf dem braunen zerschlissenen Sofa hinter einem Glase Grog sitzen fand. Fabricius schien nicht im geringsten verwundert über sein Erscheinen, sagte nur, er habe Rolf nicht selber verführen wollen, freue sich aber sehr, ihn hier begrüßen zu können. Und nun fing er an, in seiner gewohnten Weise aus-

Digitized by Google

zukramen, war redselig und anregend, ließ sich ein Glas Grog nach dem anderen vorsetzen — die er gar nicht erst zu bestellen brauchte — und nötigte auch Rolf, einigermaßen mitzuhalten. Als es aber ans Bezahlen ging, stellte es sich heraus, daß Fabricius nicht genug mithatte. Rolf wollte seinerseits einspringen, aber das litt der Pfarrer nicht — ein Wink verständigte den Krugwirt, was er zu tun habe. Als sie zum Abendessen im Dunkeln nach dem Pfarrhause hinüberschritten, sagte Fabricius, er hoffe Rolf jetzt öfters dort drüben zu sehen, er sei eigentlich jeden Nachmittag in dem Stübchen zu finden.

Rolf beschloß bei sich das Gegenteil, machte auch in den nächsten Tagen wiederholt den Versuch, sich durch Unterhaltung mit seiner freundlichen Wirtin Ersatz und dieser zugleich eine kleine Zerstreuung zu verschaffen. Er mußte aber schon nach wenigen Malen einsehen, daß es ein hoffnungsloses Unterfangen war, aus solchen Unterhaltungen für einen der beiden Teile irgendwelchen Gewinn herausschlagen zu wollen. Die Frau war im Trivialen und Langweiligen stecken geblieben und hatte ständig nur Dienstbotensorgen oder günstigstenfalls eine Kindergeschichte im Kopfe. Außerdem ging sie immer höchst salopp gekleidet, mit Jacken, an denen Haken und Knöpfe fehlten, so daß sie am Halse nur unordentlich schlossen, und in Kleidern, auf denen jede Mahlzeit, die sie den Kindern verabreichte, eine Spur zurückgelassen zu haben schien. Was aber Rolf am allerunangenehmsten berührte, war, daß sie fast ständig eine Sorte weicher, ausgetretener Morgenschuhe trug, die den Fuß breit und ungestalt machten, und mit denen er sie einmal sogar auf der Dorfstraße traf. Ebenso waren Tischzeug und Stuben meist unordentlich und unsauber gehalten, und die Pfarrerin hatte sich, wie sie selber sagte, halb totlachen müssen, als sie eines Tages Rolf dabei betroffen, wie er eigenhändig mit einem großen Besen seine Stube auskehrte.

Je mehr Rolf alle diese Dinge merkte, desto deutlicher kam ihm zum Bewußtsein, wie sehr diese Vernachlässigung aller Ästhetik im Hause anfänglich dazu beigetragen haben mochte, den Mann ins Wirtshaus zu treiben. Was ihn selber anlangte, so genügte wenigstens schon die Erfahrung weniger Wochen, um es ihn ersprießlicher dünken zu lassen, drüben bei dem gottlosen Pfarrer als hier bei der tugendhaften Hausfrau zu sitzen.

Und wenn sie so tranken, dann überkam sie oft eine hohe Begeisterung für alles Schöne, was sie in Büchern kennen gelernt, dann redeten sie von homerischen Welten, dann erschien ihnen der dürre, niemals ordentlich rasierte Gastwirt Krüger als ein göttlicher Mundschenk, die freundlich geschäftige Frau, die ab und zu ihnen einen kleinen Imbiß hereintrug, als die treue Schaffnerin Eurykleia, und sich selber bezeichneten sie ständig als Odysseus und Nestor — Fabricius erklärte, ob letzteres wegen seiner Weisheit oder als der „alte Zecher", müsse er aus Bescheidenheit anderen überlassen zu sagen. Sie hatten auch für die anderen Dörfler, die da verkehrten, griechische Namen sich ausgedacht, und da sie von der Benutzung nicht abließen, selbst wenn einer von jenen dabei war, so daß dieser davon — natürlich wie von Spott- und Schimpfnamen — weitererzählen konnte, so gab das Feindschaften gegen den Pfarrer, die diesem zwar lange verborgen blieben, eines Tages aber in böser Form hervorplatzen sollten.

Wenn Rolf nach solchen Gelagen, die immer häufiger wiederkehrten und sich länger und länger auszudehnen pflegten, bei voller Nüchternheit morgens in seiner kalten und häßlichen Stube nachdachte, wie sie es gestern wieder getrieben: diese öde, kleine Krugstube, keine vier Meter Quadrat, mit dem zerschlissenen Sofa und dem alten braunen Ofen, der meist etwas rauchte, von wo man immer nebenbei das Hantieren in der Küche vernehmen und das Bratzeln und Zischen von Fett mitmachen mußte mit Nase und Ohren, und von der anderen Seite aus der großen Stube war man gezwungen, die Flüche und losen Reden der Fuhrleute und Knechte mit anzuhören — dann fragte Rolf sich oft: ob denn das ein seiner würdiges Dasein war? ob er deswegen so lange gestrebt und sich bemüht hatte, und ob so wirklich das Leben aussah, nach dem er so innig verlangte? Aber den Mut und die Kraft, sich selbst und namentlich den Pfarrer

Digitized by Google

von diesem lotterhaften Leben zurückzuhalten, konnte er nicht finden.

Was auf Rolfs geistige Empfänglichkeit auch immer wieder wie ein starker Nebenreiz wirkte, sich solchen kleinen Gelagen nicht zu entziehen, war der Umstand, daß sie bei ihren Gesprächen oft auf ernste Lebensfragen kamen, und daß sich der Pfarrer dann stets als ein nachdenklicher Kopf erwies, von dem man mancherlei lernen konnte, und den Rolf sogar um deswillen bewunderte, wie sehr er sein inneres Leben auf bewußte Prinzipien aufgebaut hatte.

So meinte Rolf eines Tages, als sie wieder einmal von allerlei Schönem schwärmten, das sie gelesen hatten, es sei doch merkwürdig, daß sie alle beide mehr vom Gelesenen als vom wirklichen Leben beglückt zu werden schienen, worauf der andere erwiderte, das sei eigentlich gar nicht merkwürdig, sondern der wahre Sinn der Bücher, die eben von den Menschen erfunden worden seien, um sich über eine jammervolle Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Die Bücher gäben in der Tat ein zweites Leben, welches oft das höhere sei, verdoppelten und vervielfachten also geradezu das Menschendasein. „Wenn ich recht mit Hingebung täglich in einem Buche lese,“ meinte er, „setze ich dann nicht einfach meinem Tage hinzu, was er sonst nicht enthalten hätte? Oder glauben Sie zum Beispiel, daß die kleinen Konfektionsmädchen alle, die tagsüber hinter ihrem Ladentisch stehen, mit ihrem Leben zufrieden sein könnten, wenn sie nicht täglich eine halbe Stunde mit ihrem Grafen Edwin zusammenkämen? Und wie gern mag mancher strebsame junge Mann, im Bette liegend, einige intime Ministerunterhaltungen und opulente Diners im Kreise schöner und eleganter Frauen mitmachen! Sehen Sie, auch ich, wenn ich von einem weiß und sauber gedeckten Kaffeetisch lese und von einer reizenden, appetitlich angezogenen Frau, dann genieße ich das so stark und leibhaftig, daß ich nachher die unsaubere Schürze meiner guten Dorilis kaum noch bemerke. Sie werden es auch noch lernen, lieber Odysseus, welcher Reiz in so einer leckeren weiblichen Umgebung liegt, für uns Männer fängt eigentlich alle Vorstellung behaglichen Glückes damit an. Sie werden darin ja auch bald ihre Erfahrungen machen: denn Sie haben so gute Augen, wie sie den Weibern gefallen — denken Sie an den alten Nestor! Ob man aber schließlich solche Genüsse aus dem Leben schöpft oder aus der Kunst, das hängt vom Glück ab, nicht vom Verdienst und Verständnis — darauf kann es also auch nicht ankommen!“

Ein paarmal war es vorgekommen, daß der Pfarrer direkt aus dem Gasthaus zu Kranken oder sterbenden Mitgliedern seiner Gemeinde gerufen wurde, denen er das Abendmahl reichen sollte. Er war auch stets gegangen, aber Rolf hatte sich immer verwundert, wie er in seiner Trunkenheit überhaupt noch seines Amtes hatte walten können. Ins Pfarrhaus war jedoch bisher nie der Laut einer Beschwerde gedrungen. Einmal aber, als sie wieder schon ein paar Stunden in ihrem braunen Winkel saßen, wo durch die trüben kleinen Fenster noch der letzte Abendschein sie besuchen kam, hörten sie in der Krugstube nebenan Lärm und vernahmen deutlich, wie eine grobe Stimme sagte: „Für unseren Pfarrer — da könnten wir ebensogut einen katholischen Papst hier haben; vor mir ist der gar kein Pfarrer mehr, und ich wundere mich bloß, wie lange die im Konsistorium den hier noch werden lassen sein Schandleben führen. Es sollte einer mal herkommen!“

Und eine dünne zittrige Stimme erwiderte: „Das ist an der Wahrheit; man möchte bald ausspucken vor ihm!“

Der Pfarrer hörte das alles; er sagte kein Wort, aber er war kreidebleich geworden und verlangte bald zu zahlen. Da er aber wieder einmal nichts hatte, ließ er ankreiden und ging ausnahmsweise durch die Küche und über den Hof nach Hause. Rolf mit ihm.

Die Folge dieses Begebnisses war, daß sich der Pfarrer die nächsten acht Tage über vom Gasthause fernhielt. Er forderte Rolf nicht einmal auf, hinüberzugehen, suchte es auch selber nicht auf. Aber die Rumflasche in seinem Zimmer, die kam doch nicht außer Tätigkeit. Er ließ sie sich täglich, bis zur Hälfte gefüllt, von seiner Frau aufs Zimmer bringen, und wenn ihm diese Quantität nicht ausreichte, suchte er sich auf andere Weise zu helfen. Da er sich scheute, zu solchem

Zweck den Krug selbst zu betreten, schickte er eines Nachmittags seinen kleinen sechsjährigen Jungen mit der leeren Flasche hinüber. Rolf hörte es von seiner Stube oben, wie er dem Kerlchen einschärfte, von hinten herum und durch die Küche zu gehen, und wie der Kleine erwiderte: „Ich weiß schon, Papa, und nicht bezahlen. Ich bin ja schon oft in dem Bierladen gewesen."

Es zuckte Rolf in allen Gliedern, hinunterzuspringen, dem Kleinen die Flasche zu entreißen und dem Pfarrer Vorstellungen zu machen. Aber eine innere Gewalt hinderte ihn: es war ihm, als ob er dicht neben einem Strome stünde, der mit rasender Gewalt zu seinen Füßen vorbeischoß, und es sei gefährlich, sich hinzuknien und seine Hand hineinzustecken, weil er das Übergewicht verlieren und es den ganzen Menschen mit fortreißen könnte. So ähnlich empfand er.

Daß auch die Gemeinde an eine wirkliche Umkehr im Lebenswandel ihres Geistlichen nicht glaubte, zeigte sich bei einem Anlaß, der, obwohl den Pfarrer dabei kaum ein Verschulden traf, doch schon die ernstesten Folgen für ihn hatte, und der auch für Rolf von erheblicher Bedeutung wurde: denn er veranlaßte ihn, seinen wiederholt ausgesprochenen Entschluß, nun endlich wieder nach Königsberg zu gehen, nochmals für längere Zeit aufzugeben.

Ein alter Büdner war gestorben, der einzige aus dem Dorfe, der jahrelang ständig die Trinkgelage des Pfarrers mitgemacht und sonst auch stets seine Stange gehalten hatte. Jetzt war er schon seit längerer Zeit vom Siechtum aufs Lager geworfen, so daß Rolf ihn nur ein einziges Mal bei einer Zusammenkunft im Wirtshause getroffen hatte. Um seine Anhänglichkeit zu beweisen, bat aber Fabricius, der natürlich das Begräbnis vornahm, Rolf möchte ihn begleiten.

Als sie beide, der Pfarrer schon in der Amtstracht, sein Barett auf dem Kopfe, das Sterbehaus betraten, zeigte sich, daß der Sarg noch nicht zugenagelt war, obwohl im Nebenraum sich schon alle Teilnehmer versammelt hatten. Tatkräftig und hilfsbereit, wie er von Natur aus war, half der Pfarrer den Deckel aufsetzen, ergriff selbst Hammer und Nägel und beteiligte sich daran, den Sarg zu schließen, wobei ihm natürlich die langen Falten seines Talars vielfach in die Quere kamen. In wenigen Minuten war die Arbeit beendet, der Pfarrer blieb gleich, wo er gehämmert hatte, zur Seite des Sarges stehen, die aufgeschlagene Agende in der Hand, und das Zimmer füllte sich mit den Leidtragenden.

In würdiger Weise und ohne irgendwelche Störung hielt er dann seine Ansprache und segnete die Leiche ein. Als er aber damit fertig war und zur Seite treten wollte, fühlte er sich unbegreiflicherweise zurückgehalten. Ohne zunächst darauf zu achten, verstärkte er seine Vorwärtsbewegung. Die Kraft aber, welche ihn festhielt, war jetzt so mächtig, daß er nach rückwärts taumelte und gegen den Sarg fiel.

Durch die Schwere des Falles rutschte dieser auf der einen Seite von dem Holzbock herunter, darauf er stand, und krachte mit großem Gepolter zur Erde.

Der Anwesenden aller bemächtigte sich ein blasses Entsetzen. Die meisten dachten natürlich an Trunkenheit, die Abergläubischen aber und die Boshaften meinten, der Teufel habe den Pfarrer holen wollen, indem er in Gestalt des nun verstorbenen Saufbruders in dem Sarge seine unsichtbare Kralle nach dem anderen Kumpan ausgestreckt habe.

Auch der Pfarrer war totenbleich geworden und, wie er dalag, einer Ohnmacht nahe. Er selber konnte sich irgendeiner abergläubischen Vorstellung der eben gedachten Art kaum erwehren. Erst Rolf, der sofort herzugesprungen war, klärte den Vorfall auf; es zeigte sich nämlich, daß beim Nageln eine Falte des Talars in den Deckel mit eingeklemmt war und so den Pfarrer zu Fall gebracht hatte.

Obwohl nun beide nicht säumten, den natürlichen Hergang der Sache den Anwesenden begreiflich zu machen, verbreitete sich doch wie ein Lauffeuer durch die ganze Gemeinde das Gerücht, der Pfarrer sei bei dem Begräbnis seines ehemaligen schlimmsten Saufkumpans so betrunken gewesen, daß er über den Sarg gefallen sei und diesen umgestürzt habe. Auch Rolf hörte davon, und er mußte wieder darüber nachdenken, wie seltsam sich doch häufig Schuld und Unschuld im Leben verketten; auch er hatte ja ein

ed by Google

paarmal nette Pröbchen davon zu kosten bekommen.

Die unmittelbare Folge dieses Vorfalles war, daß einige Tage später der Pfarrer durch den Gemeindediener aufs Amtshaus geladen wurde. Ein Konsistorialrat sei da, der schon eine Menge Zeugen vernommen habe und nun auch ihn hören wolle.

Der Pfarrer sah seine Frau und Rolf, die mit ihm gerade beim Mittagstisch saßen, als ihm diese Meldung gemacht wurde, mit einem seltsamen Zucken der Augenlider an; er stand wortlos auf und ging in sein Zimmer hinüber. Rolfs Anerbieten, ihn zu begleiten, lehnte er mit einer sehr bestimmten Handbewegung ab.

Als er ein paar Stunden später zurückkehrte, stieg er geradeswegs in Rolfs Stube hinauf und warf sich in das bescheidene kleine Sofa, das da stand. Man sah ihm an, daß er geweint hatte, auch merkte Rolf, daß er hinter dem Kneifer beständig mit Tränen kämpfte, während er zu ihm redete.

Es wäre eine schreckliche Stunde gewesen; er habe gemerkt, daß sie alle seine Feinde seien in der Gemeinde, alle! Wie er da durch das Zimmer voll Zeugen gegangen, habe er es aller Blicken bereits angesehen. Aber er habe doch nicht geglaubt, daß sie alles, was er getan, so gehässig und heimtückisch auslegen würden, da sie doch von Angesicht zu Angesicht oft so biedermännisch und freundlich täten.

„Helfen Sie mir, Runge,“ schloß er; „Sie sind der einzige Mensch, den ich hier habe; helfen Sie mir gegen mich selbst und gehen Sie nicht fort. Ich darf keinen Tropfen mehr über meine Lippen bringen, nicht einen! Der Konsistorialrat, der übrigens ein ganz netter Mann war, hat mir gesagt, es sei wieder so viel vorgebracht, daß sie zum letztenmal Nachsicht haben könnten. Noch einmal — und es müßte mich Amt und Brot kosten. Runge, helfen Sie mir gegen mich selber! Wenn Sie gehen, dann bin ich verloren!“

Und also blieb Rolf, so schwer es ihm wurde. Der Aufgabe, die ihm da eben, wenn auch ohne sein Wünschen, auf die Schultern gelegt war, durfte er sich nicht entziehen. Der einzige Trost für ihn war, daß sich das bescheidene Sümmchen, welches er seit nun bald Jahresfrist mit dem Stundengeben verdiente, in der Zwischenzeit immer weiter vermehren konnte, so daß er hoffen durfte, zu Ostern dann, wohlausgerüstet und für längere Zeit versorgt, endlich in Königsberg seinen Studien leben zu können. Aber auch das kam wieder anders, als er gedacht.

Den ganzen Spätherbst über und bis in die Anfangszeit des neuen Jahres blieb Fabricius seinem Vorsatze treu. Rolf hatte nur selten Veranlassung, ihn darin zu bestärken. Der Pfarrer schien wirklich viel über sich vermocht zu haben. Freilich war er körperlich oft nicht frisch und auch geistig wenig aufgelegt. Seine scherzhaft eindringliche Art zu sprechen verlor er fast ganz, brütete oft schweigend vor sich hin, und sein feistes Gesicht zeigte in seiner grauen Blässe und Schlaffheit deutliche Zeichen des Verfalls.

Da stand eines Abends, es war eine kalte Januarnacht, Rolf im Arbeitszimmer des Pfarrers am Fenster und schaute, während er von seiner Kindheit und dem Elternhause plauderte — Fabricius ließ sich jetzt öfters von ihm erzählen —, verlorenen Blickes auf die dunkle Dorfstraße hinaus. Plötzlich wurde er auf einen hellen Schein aufmerksam, der stetig zunahm und ihm nach Feuer aussah. Auch der Pfarrer meinte das, und sie gingen gemeinsam zum Boden hinauf, um durch das Fenster dort genauere Ausschau zu halten. Zuerst huschte das Reh an ihnen vorüber, das noch immer im Hause sein Wesen trieb und, zahm geworden, namentlich den Kindern zur Kurzweil diente.

„Das muß bei dem apostolischen Büdner sein am Ausgange des Dorfes,“ sagte der Pfarrer, als sie am Fenster standen. „Der bigotte Kerl hat mich neulich am meisten verklatscht!“

Man sah jetzt deutlich, wie kleine Flammen aus einem niedrigen Dach emporzüngelten, und wie der Wind sie den First entlang weiter auf ein höheres Gebäude zutrieb. Dazu hörte man nun auch das Alarmsignal aus dem Dorfe.

„Das sieht bös aus,“ meinte der Pfarrer; „es können alle Mann nötig werden. Kommen Sie, wir wollen löschen helfen.“

„Ist das auch klug?“ wendete Rolf ein; „der Mann hat Sie schon um Ihrer Stel-

lung wegen von Anfang an gehaßt. Nun er sie noch neulich verklagt hat, würde ich sein Grundstück nicht betreten. Lassen Sie mich gehen — Sie aber bleiben hier!"

„Feigheit?" fragte Fabricius ihm mit einem seltsamen Ton entgegen. „Nun will ich erst recht gehen."

Und sie gingen.

Daß Rolf bei seiner Warnung eigentlich an ganz andere Dinge gedacht hatte, nämlich an die Gefahren, welche die Nähe des bei solchen Anlässen reichlich geschenkten Alkohols für den Pfarrer heraufbeschwören konnte, wagte er nun gar nicht erst auszusprechen.

Als sie zur Brandstätte kamen, waren schon alle Hände in voller Tätigkeit. Es galt vor allem, das Feuer vom Wohnhause abzuhalten, nach dem es hinüberstrebte. Der starke Frost, welcher das Umgehen mit dem Wasser sehr unbehaglich machte, erschwerte auch sonst vielfach die Löschungsarbeiten, und man konnte bereits voraussehen, daß man noch stundenlang vollauf zu tun haben werde, wenn man das Ziel erreichen wollte. Aber alle arbeiteten tapfer. Rolf hielt sich stets in der Nähe des Pfarrers, und ein wie zufällig aussehender Blick zu diesem hinüber genügte, um ihn standhaft zu erhalten gegen manchen Trunk Bieres und Branntweins, der hier den Löschenden zur Erfrischung gereicht wurde. Und so sind die Menschen: die Leute, die sonst nicht genug darüber schmälen konnten, daß ihr Geistlicher überhaupt Alkohol über die Lippen brächte, sie übertrafen sich jetzt im Eifer, ihn durch das sündige Naß in Versuchung zu bringen. Er aber hielt stand — was die also Zurückgewiesenen nur mit einem mitleidigen Kopfschütteln anzuerkennen vermochten.

Es waren wohl anderthalb Stunden vergangen und die Flammen auf den Stallungen trotz aller Arbeit doch so weit vorgedrungen, daß sie schon beständig nach dem Giebel des Wohnhauses hinüberschlugen, als eine Stimme plötzlich ausrief: „Die Tauben! die Tauben!"

In der Tat mußten die Tiere, die da im Giebel ihren Schlag hatten, durch den eindringenden Qualm und die Hitze schon in Erstickungsgefahr schweben. Auch der Pfarrer hörte die Stimme, die in dem Geprassel der Flammen, dem Zischen des Wassers und den mancherlei Rufen nur zum Teil vernehmlich wurde, aber er wie die anderen mochten wohl glauben, an ihrem Platze nötiger zu sein — genug, es wagte sich keiner fort.

Eine halbe Minute später aber kam Fabricius die Vorstellung der armen leidenden Tiere oben — er warf seinen Eimer beiseite und eilte ins Haus. Ohne zu suchen, fand er die Treppe und stürmte hinauf. Da er oben die Leine nicht gleich finden konnte, mit welcher bei solchen Taubenschlägen die Falltür geöffnet zu werden pflegt, riß er ein paar Latten des Verschlages ab und zwängte sich durch die Lücke in den taubenerfüllten Raum. Während er nun kniend die Falltür suchte und fand, schwirrten und flatterten die geängstigten Tiere mit heftigen Flügelschlägen ihm so dicht um Kopf und Schultern, daß er die Augen schließen mußte. Aber nun war das Werk getan, und im Nu fast hatte der ganze weiße Schwarm sich durch die Öffnung gedrängt und sich klirrend und schwirrend in den geröteten Nachthimmel erhoben. Nur eine, die letzte, sah er kerzengerade und pfeilschnell in die gelben Flammen unter ihm hineinschießen.

Als der Pfarrer bei der Treppe unten anlangte, fühlte er sich so ermattet, daß er sich an die Wand lehnen mußte, um Atem zu schöpfen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, und sein Mund war so mit Qualmluft erfüllt, daß er nicht zu schlucken wagte.

„Geben Sie mir zu trinken," hauchte er kaum vernehmlich einer ihm aus der Küche entgegentretenden Frau zu. „Milch oder Kaffee oder Wasser ... ganz gleich!"

Und die Frau wandte sich, um etwas zu holen. Im selben Augenblick aber stand der Apostolische vor ihm, und indem er den noch an der Mauer Lehnenden von oben bis unten mit verächtlichen Blicken maß, rief er ihn an: „Wer gibt dem ungetreuen Pfarrer das Recht, mein Grundstück zu betreten?"

„Die Pflicht des Nächsten," erwiderte Fabricius mit einem müden Augenaufschlag.

„Sie sind mein Nächster nicht!" versetzte der andere hart, und da er sah, wie gerade sein Weib mit einem Topf Milch in der Hand über die Schwelle trat und auf den

Digitized by Google

Pfarrer zu, entriß er ihr das Gefäß und schüttete seinen Inhalt in weitem Bogen über die Erde.

„Schuft!“ erwiderte darauf der Pfarrer, indem er ihn durchdringend ansah; und noch einmal „Schuft!“ Dann trat er schwankend ins Freie hinaus, ergriff von dem ersten Knecht, der ihm entgegenkam, die Flasche, die dieser gerade ansetzen wollte, und trank daraus in langen Zügen.

Rolf hatte von dem ganzen Vorgang nur das letzte bemerkt und trat mit entsetztem Blick näher. Aber der Pfarrer, jetzt wieder ganz seiner Herr, stürzte sich auf einen Wassereimer und half weiter am Löschungswerk.

Als er einige Stunden später mit Rolf den Heimweg antrat, hatte er so viel getrunken, daß er nicht mehr ordentlich zu gehen vermochte und Rolf bitten mußte, ihn zu führen. Dieser konnte sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen und eindringlich zu Bewußtsein zu führen, wie er seinen Schwur gebrochen. Der Pfarrer ließ es alles ruhig über sich ergehen; im Flur seines Hauses aber warf er sich im Dunkeln Rolf an den Hals und sagte: „Mensch, hab' doch Mitleid mit mir! Was hab' ich denn vom Leben? Ein Amt, zu dem ich nicht passe, eine Gemeinde, die mich haßt und los sein will, eine Frau, die häßlich ist wie ein Ameisenbär und einen Geist hat wie ein Huhn, Kinder, die den Verstand ihrer Mutter geerbt haben, dazu Schulden, die mir die Haare vom Kopfe wegfressen — ja, was bleibt mir denn noch vom Leben? was bleibt mir noch? Haben Sie nicht selbst gemerkt, daß ich geistig versumpfe, verfaule wie eine morsche Birne, seit ich keinen Alkohol mehr zu mir nehme! Ich bin ja ein fleischfressendes Tier geworden — kein Mensch mehr, dem je das Wort Seele in die Ohren geklungen ist. Mensch, retten Sie mich vor den falschen Propheten! Wahrhaftig, manchmal denke ich schon, besser gelebt und dann ein Ende mit Schrecken, als dieses schreckliche Vegetieren ohne Ende!“

Nach solchen Herzensergießungen hatte Rolf nicht den Mut mehr, den Pfarrer an seine enthaltsamen Vorsätze zu erinnern. Er ließ ihn gewähren, und nun kam alles, wie es kommen mußte.

Eines Tages, als sie hinter ihren Groggläsern im Dorfkruge saßen, trat unerwartet der Apostolische in das kleine Zimmer und wollte sich an den zweiten Tisch setzen, der in der Nähe des Fensters stand. Den Pfarrer hatte er wohl bemerkt, aber er grüßte nicht. Rolf sah, wie Fabricius die Galle ins Blut schoß, und er legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Auch der Pfarrer würdigte den Ankömmling keines Blickes, zu dem eben eintretenden Gastwirt aber sagte er in scharfem Tone: „Mit einem Schuft sitze ich nicht in einem Zimmer zusammen, Herr Krüger!“

„Aber Herr Pfarrer,“ wandte dieser begütigend ein, und der Apostolische sagte: „Ich habe hier zu tun.“

„Was hat er zu tun?“ fragte Fabricius in dem vorigen Tone.

„Ich will ein Pferd kaufen,“ klang es von drüben her.

„Ja, er will ein Pferd von mir kaufen,“ bestätigte Krüger mit geschmeidigem Klange.

„Das Pferd kaufe ich!“ entgegnete der Pfarrer bestimmt.

„Aber ...“

„Das Pferd kaufe ich! Verstanden, Herr Krüger?“ herrschte Fabricius den Gastwirt an.

„Aber es kostet ...“

„Das ist meine Sache!“

„Das ist nicht gültig! So was hat keine Gültigkeit! Erst heißt es bezahlen,“ krähte der Apostolische.

Der Pfarrer zog mit großer Gelassenheit sein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt aus und schrieb den Schuldschein. „Wieviel also?“ fragte er dabei den Gastwirt.

Dieser trat dicht zu ihm heran und wisperte ihm die Summe ins Ohr. Fabricius setzte sie auf das Papier. „Zahlbar, sagen wir, in zehn Tagen,“ fügte er hinzu. Dann faltete er den Schein und gab ihn dem dürren Krüger.

„So, und jetzt hat der Apostolische nichts mehr hier im Zimmer zu suchen, denke ich!“ sagte er dabei mit einem sehr bestimmten Tone.

Der also um seinen Kauf Geprellte war aufgesprungen, riß jetzt den Hut vom Haken und schrie: „Den Gaul soll mir jemand noch

Digitized by Google

teuer bezahlen!" Und damit warf er knallend die Tür ins Schloß.

Die Folgen dieses unbesonnenen Streiches zeigten sich schon nach wenigen Tagen. Der dürre Krüger erschien nämlich händeringend im Pfarrhaus und beichtete, er habe seine Forderung gegen den Pfarrer an den Apostolischen abtreten müssen, da er nicht bar Geld genug besessen, um diesen wegen seiner schon lange gestundeten Ansprüche befriedigen zu können, er habe ja auch schon seit vielen Monaten keine Abschlagszahlung mehr vom Herrn Pfarrer erhalten. Fabricius konnte auch jetzt keine leisten, und der Gastwirt ging. Der Pfarrer aber pochte in den nächsten Tagen an verschiedenen Türen in der Umgegend an, um die nötigen fünfhundert Mark zusammenzubekommen, überall vergeblich, es wollte ihm niemand mehr borgen. Rolfs wiederholte Bitte, die Summe, welche seinen ganzen Ersparnissen gleichkam, von ihm anzunehmen, lehnte er mit größter Entschiedenheit ab.

Und so kam der Zahltag, und der Pfarrer konnte den Schuldschein nicht einlösen. Ein paar Tage später traf denn auch der gerichtliche Zahlungsbefehl ein, und die Zwangsvollstreckung folgte.

Die Tatsache, daß im Pfarrhause gepfändet worden sei, war bald in der ganzen Gemeinde und Umgegend ruchbar und bildete das Zeichen, daß auch die anderen Gläubiger wieder über den geschlagenen Mann herfielen. Allwöchentlich erschien jetzt der Gerichtsvollzieher im Pfarrhause, und Stück für Stück verschwanden nun alle nur irgendwie entbehrlichen Gegenstände aus der Wirtschaft. Aber das Schlimmste war dem Pfarrer noch vorbehalten.

An einem trüben Märznachmittag, als er mit seiner Frau und Rolf bei einem etwas verspäteten Kaffee saß, fuhr plötzlich ein Wagen vor, welchem zwei Herren entstiegen, die sich, als im Auftrage des Konsistoriums aus Königsberg kommend, melden ließen und sofort in das Studierzimmer des Geistlichen traten. Dort verhandelten sie mit dem Pfarrer etwa zwanzig Minuten in halblautem Tone — dann trat Fabricius mit hochrotem Kopf und aufgeregten Augen in das Wohnzimmer zurück, wo Rolf noch bei der Pfarrerin saß und diese, die freilich all den immer wiederkehrenden Aufregungen gegenüber fast schon apathisch geworden war, nach Möglichkeit tröstete.

„Hast du noch Geld? Suche vor, was du findest," rief er mit unterdrückter Stimme seinem Weibe zu; „du mußt das von der Uhr noch haben!"

„Das meiste hab' ich dem Kaufmann geben müssen, er wollte sonst nichts mehr schicken," erwiderte die Pfarrerin, welche ganz blaß geworden war. „Und das andere — wovon sollen wir leben?" fügte sie zögernd hinzu.

„So wollen wir hungern," versetzte der Mann rasch. „Gib! Es ist nötig."

Und während sie aufstand und ging, sah sie sich ängstlich nach dem Gatten um und fragte: „Erbarm' dich, Mann! Was ist denn nun wieder los?"

„Die alte Kirchhofskasse ..." entgegnete er hastig; „ich habe gar nicht mehr daran gedacht; der Apostolische hat mich denunziert; wenn ich's nicht vorweisen kann, müssen sie Unterschlagung annehmen, sagen sie."

„Wieviel macht's denn?" fragte die Pfarrerin schon an der Tür. Fabricius blickte wie suchend im Zimmer umher.

„Gegen vierhundert Mark, glaub' ich."

„Allbarmherziger — und ich habe nur achtzig!" entgegnete händeringend die Frau.

„So schaffe, woher du kannst! Vom Krüger — vom Sattler vielleicht — oder vom Kaufmann."

„Gibt mir keiner mehr einen Pfennig," versetzte mit trostlosem Kopfschütteln die Pfarrerin, der die starren Augen voll Tränen standen.

Er hörte es wohl kaum mehr, sagte nur noch: „Bring', was du hast!" und ging ins Nebenzimmer zurück.

Fünf Minuten später klopfte Rolf von außen an die Tür dieses Zimmers. Er war mehrere Tage nicht darin gewesen; so war er nicht wenig überrascht, als er es beim Eintreten fast ausgeräumt fand. Der Tisch und die Schränke waren fort, die Bücher lagen in Reihen an der Erde. Nur eine Chaiselongue und der Schreibtisch vor dem Fenster waren geblieben. Auf diesem stand jetzt die Lampe, und hinter ihr saß ein bärtiger Beamter vor seinen Aktenpapieren, während ein anderer noch jüngerer Herr, die Hände

ed by Google

auf dem Rücken, hin und her ging und diktierte. Der Pfarrer stand im Lichtschein, der sein breites Gesicht von unten ganz seltsam beleuchtete, auf der anderen Seite des Schreibtisches. Um den Eindruck des Unbehaglichen vollkommen zu machen, stand drüben in der dunklen Ecke hinter den Bücherreihen das zahme Reh und starrte mit seinen verwunderten Augen unbewegt in das Licht.

„Aber wo, wo haben Sie das Geld verwahrt gehabt, Herr Pfarrer?" hörte Rolf gerade die ihm unbekannte Stimme fragen, während er draußen vor der Tür stand.

„Ich habe meine Frau soeben gebeten, es zu suchen, Herr Konsistorialrat," versetzte Fabricius heiser, „ich hoffe, sie wird es finden."

Jetzt klopfte Rolf und trat ein. Er verbeugte sich leicht gegen die Fremden und sagte, zu Fabricius gewendet: „Verzeihung! Ihre Frau Gemahlin, Herr Pfarrer, schickt Ihnen dies, sie hat es gefunden bei den alten Kirchenrechnungen."

„Das Archiv scheint ebenfalls in bedenklicher Unordnung zu sein," bemerkte der Sekretär vom Tische her, nachdem er sich durch einen Blick nach dem Konsistorialrat die Erlaubnis dazu geholt; „wissen Sie denn nicht, daß Sie eine ordentliche Registratur zu führen haben, Herr Pfarrer?"

Dieser antwortete nicht darauf, er war damit beschäftigt, von Rolf eine Summe Geldes in Empfang zu nehmen, die merkwürdigerweise zur größeren Hälfte aus Talerstücken bestand.

„Dies Geld —?" fragte er zweifelnd, indem er Rolf mit einem fast demütigen Blick ansah. „Wo hat sie's ...?"

„Oben im Schrank, wo die alten Rechnungen liegen," versetzte Rolf rasch, obwohl er fühlte, daß er dabei rot wurde; „ich glaube, Sie hätten es nur bei den anderen Kirchengeldern verwahren sollen."

Und nun nahm der Pfarrer das Geld und zählte die Stücke auf, eins nach dem anderen; hinter dem Kneifer aber, den er mit gespreizten Fingern ein paarmal fester auf die Nase drücken mußte, zuckte es gar seltsam über das feiste, trunkgerötete Gesicht. Rolf glaubte den Kampf zu sehen, den es ihn kostete, dieses Geld aus den Händen zu geben. Auch ihm selber war nicht ganz leicht zumute, als er seine mühsam erworbenen harten Taler auf der Tischplatte klappen hörte — um sie niemals wiederzusehen, wußte er wohl.

Der Sekretär am Tische, der beider Gebaren aufmerksam verfolgte und eben wieder den Blick auffing, mit dem der Pfarrer Rolf ansah, während er mit einer gelegentlichen Kopfbewegung das Band seines Kneifers nach hinten warf, wiegte bedenklich das Haupt und sah wiederholt herausfordernd den Konsistorialrat an, als ob er etwas sagen wollte. Dieser erwiderte jedoch seinen Blick nicht, sondern sagte, als er das Geld beisammen sah, ziemlich kurz: „Bitte, wollen Sie das Geld an sich nehmen, Herr Sekretär." Und damit schien der Fall aktenmäßig erledigt.

Auch Rolf wollte sich eben zurückziehen, als der Konsistorialrat, indem er ihn freimütig ansah, das Wort an ihn richtete. „Ich höre, Sie leben schon längere Zeit hier im Hause, Herr Kandidat," sagte er; „ich sollte meinen, da hätten Sie Möglichkeit genug und auch, glaub' ich, die Pflicht gehabt, den Herrn Pfarrer von seiner unseligen Leidenschaft zurückzuhalten. Ein freundschaftlich abmahnendes Wort vermag viel über den Menschen. Ist Ihnen denn nie ein solcher Gedanke gekommen?"

Rolf fühlte, wie er bis unter die Haarwurzeln rot wurde. Da sagte ihm ein wohlmeinender Mann mit freundlichen Worten, daß er mitschuldig geworden sei an dem Schicksal eines anderen, den er gern hatte und dem er Dank schuldete. Warum? Weil er keinen festen Standpunkt gefunden hatte in sich, von dem aus er des wie ein Strom vorüberflutenden Lebens Herr zu werden vermochte, weil er sich doch von dem Strom hatte mitreißen lassen. Also wieder nur ein Spielball des Lebens! Solche Gedanken schossen Rolf blitzschnell durch den Kopf, während er die an ihn gerichtete Frage nur mit einem Achselzucken beantwortete.

Als nach einigen Minuten die Beamten das Zimmer verlassen hatten, sagte der Pfarrer, indem er nach Rolf hinübersah, der gegen das Fenster lehnte, und während ein müdes Aufatmen seine gepreßte Brust

Digitized by Google

hob: „Das werde ich Ihnen nie vergessen, Rolf!“

Es war ganz leise gesagt — kaum noch, daß die Stimme Klang hatte und die Lippen sich bewegten. Rolf antwortete nicht, er machte nur eine abwehrende Handbewegung. Der Pfarrer aber schritt ein paarmal langsam in der Stube einher, dann warf er sich auf die Chaiselongue, vergrub den Kopf in die Kissen und weinte.

Rolf vermochte nicht, ihn zu trösten. Nur das Reh kam langsam näher und rieb seine feuchte Schnauze an der über der Lehne hängenden Hand.

Einige Wochen später wurde Pfarrer Fabricius durch Disziplinarurteil des Konsistoriums in Königsberg wegen wiederholter Trunkfälligkeit und leichtsinnigen Schuldenmachens seines Amtes entsetzt.

So hatte wirklich hier auch für Rolf die Sache ein Ende mit Schrecken genommen — wie der Pfarrer in einer leichtsinnigen Stunde, durch den Alkohol verführt, bereit gewesen war, es sich selber zu wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Ist Frühling?

Unter blühenden Rotdornhainen
Wandle ich.
Und ich frage mich —:
Ist Frühling?

Sehnsüchtig duftet Flieder von fern —
Nachtigallen zagen vor Glück.

Wie ist denn all dies große Leben
Hinweggewachsen über mein Herz?!
Und sah es nicht —
Und spürt' es nicht —
Und wandelte mittenin?!

Einst fühlte auch ich den Frühling nah'n!
Wann im dämmernden Lenz
Das erste Vöglein zu wispern begann —
Wann die spärliche Knospe am dürren Reis
Sich leise zu regen begann!

Flutende Fülle umquillet mich,
Lachendes Leben umleuchtet mich —
Dunkel wall' ich hindurch.

Unter blühenden Rotdornhainen
Walle ich —
Frage mich —:
Ist Frühling?

Otto Borngräber

*

Digitized by Google

Jéna (französisch), 1898 abgelaufen, 12080 Tonnen, 18,2 Knoten, Aktionsradius 5200 Seemeilen. Besatzung 630 Mann. Armierung: vier 12,2 m lange 30,5 cm-, acht 16,5 cm-, acht 10 cm-, achtzehn leichte Geschütze; zwei Unter-, zwei Überwasser-Torpedoausstoßrohre. Panzerung (Harveystahl): schwere Türme und Wasserlinie 320 mm, Kommandoturm 300 mm, Mittelartillerie 90 mm (zu leicht), Panzerdeck 65 mm. — Die hohen Aufbauten vergrößern die Ziele und Treffflächen und setzen dadurch den Gefechtswert herab.

Grosse Panzerschiffe

Von

M. Foss

Kapitän zur See a. D.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die herrlichen Kunstbauten aus der Zeit des Mittelalters, welche wir noch heute in den Hansastädten bewundern, sind langlebige Zeugen für den Reichtum, der jene Gemeinwesen in den Stand setzte, so Schönes, viele Jahrhunderte Überdauerndes zu schaffen. Aus Schiffahrt und Seehandel flossen ihnen die Mittel in so reichem Maße, daß eine dieser Städte stark genug wurde, um ein Königreich zu besiegen.

Wer das grüne kristall'ne Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt.

Wahrlich, die Hansastädte haben die Wahrheit dieses Spruches erfahren!

Erst als es den Fürsten gelang, die Kräfte größerer Länder zusammenzufassen, als nach der Entdeckung Amerikas der Seehandel in Nord- und Ostsee seine Bedeutung zum guten Teil verlor, schwand die Macht des alten Städtebundes dahin, dessen Teilhaber an dem politisch zerrissenen und deshalb ohnmächtigen Deutschen Reiche keinen Rückhalt fanden. Die Holländer traten seine Erbschaft an, welche wiederum den Engländern unterlagen, weil sie in krämerhafter Kurzsichtigkeit die Ausgaben scheuten, um

Digitized by Google

ihre Waffen zur Verteidigung des Erworbenen scharf zu halten.

Diese Lehre haben die Briten beherzigt. In oft hartem Ringen schlugen ihre Flotten nicht nur nieder, was von außen her den Wohlstand des Landes gefährdete, sondern auch das, was ihn dereinst zu bedrohen imstande sein konnte. Eine beneidenswerte Staatskunst hat stets meisterhaft die politische Lage sowie die Bereitschaft einer an Güte hervorragenden und zurzeit allen Rivalen zahlenmäßig weit überlegenen Flotte ausgenutzt. In wohlverstandenem eigenem Interesse trägt das englische Volk, vom Lord bis zum Arbeiter, einmütig und ohne Murren die Lasten, welche die Bereithaltung einer starken Seemacht dem Lande auferlegt. Dieser Frage gegenüber verstummt jeder innere Streit. Jeder Brite ist sich darüber völlig im klaren, daß unsagbares Elend über ihn hereinbrechen würde, wenn die englischen Geschwader geschlagen, die Küste von einem zur See siegreichen Gegner blockiert und feindliche Heere ins Land brechen würden; denn je reicher die Quelle floß, aus der aller Segen von den Meeren in das Innere strömte, desto härter der Rückschlag, wenn sie plötzlich versiegt.

Dieser Erkenntnis und den daraus gezogenen Nutzanwendungen dankt es England, daß es sich seit langem eines Wohlstandes und einer Machtfülle ohnegleichen erfreuen darf.

Erst der Gegenwart war es vorbehalten, daß ein solches Verständnis sich auch anderwärts Bahn gebrochen hat.

Kein Einsichtiger verschließt sich heutzutage noch der Ansicht, daß alle diejenigen Völker zur See stark sein müssen, welche Seehandel treiben, deren auf Ein- und Ausfuhr angewiesene Industrie mit dem freien Verkehr über See steht und fällt, für deren wachsende Einwohnerzahl das eigene Land nicht in vollem Umfange hervorbringt, was zu ihrer Ernährung nötig ist.

Henry IV (französisch), 1899 abgelaufen, 8950 Tonnen, 17 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Besatzung 455 Mann. Bewaffnung: zwei 27,4 cm-, sieben 14 cm-, vierzehn leichte Geschütze, zwei Unterwasser-Torpedoausstoßrohre. Panzer (Harvey): Wasserlinie 280, schwimmende Türme 270, Mittelartillerie 115 mm, Panzerdeck 60 mm. Hat außerdem 100 mm dicke Panzerwände, welche innen im Schiff 1 m von der Schiffswand an beiden Seiten entlang laufen. Diese „Wallgangsschotten“ sollen die Wirkung von Torpedotreffern und unter Wasser einschlagenden Geschossen einschränken. Über den vorderen drei Fünfteln der Länge des Panzergürtels zieht sich ein 80 mm-Panzergang hin, der auch die 14 cm-Kasematte einschließt. Kommandoturm durch 240 mm — nicht ausreichend — geschützt.

Digitized by Google

Hanns Fechner: Großherzog von Hessen.

Zu Brieger-Wasservogel: Berliner Ateliers. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Die Seemachtstellung einer Nation wird durch ihre Kriegsflotte dargestellt. Je stärker diese ist, desto größer die Aussicht, daß die durch sie geschützten Seeinteressen sich in beschränkt sich beinahe nur auf Seeoffiziere und Marinetechniker. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß erstere, auch wenn sie den aktiven Dienst verlassen haben, sich im

Retwisan (russisch), 1901 abgelaufen, 13 100 Tonnen, 18 Knoten. Besatzung 778 Mann. Bewaffnung: vier 13,5 m lange 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, 48 leichte Geschütze, 3 Torpedoausstoßrohre über und ebensoviele unter Wasser. Panzerung (Kruppstahl): Kommandoturm und schwere Türme 254 mm, Wasserlinie auf ihren vorderen zwei Dritteln: 229—50 mm, mittlere Artillerie 127 mm. — Gehörte zum Port Arthur-Geschwader, zeichnete sich in der Schlacht vom 10. August 1904 aus, vor der Kapitulation von Port Arthur von den Russen versenkt, später gehoben und unter dem Namen „Hizen" in die japanische Flotte eingereiht.

Frieden frei entwickeln können, deren Unterbindung infolge kriegerischer Verwickelungen zu wirtschaftlichen Katastrophen von um so schwererer Art führen muß, je weiter sie hinausgriffen, je größer die Kreise im eigenen Lande sind, welche dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden.

Zu den Ländern, auf welche diese Voraussetzungen in vollem Maße zutreffen, gehört seit 1870 Deutschland, und damit erklärt sich, weshalb die Erörterung von Fragen, welche mit der Seemachtstellung des Reiches in Beziehung stehen, nunmehr auch bei uns lebhafter Anteilnahme sicher sein kann.

Soweit es sich dabei um militärisch-maritime Angelegenheiten handelt, ist bei uns bis jetzt — abweichend von England, Amerika und Frankreich — die Zahl der Männer nicht bedeutend, deren Kenntnisse sie befähigen, zu ihnen Stellung zu nehmen. Sie allgemeinen scheuen, ihre Ansicht vor der Öffentlichkeit zu vertreten, namentlich wenn diese von der der leitenden Stelle abweicht. Das hat neben manchem Guten — dem Auslande gegenüber — doch auch Nachteiliges im Gefolge, und zu letzterem rechne ich, daß es unserer Presse dadurch erschwert wird, das große Publikum über solche Punkte aufzuklären. Auch diejenigen, welche mit der Stellungnahme des Deutschen Flottenvereins nicht durchweg einverstanden sind, werden seinen Verdiensten nach dieser Richtung hin ihre Anerkennung nicht vorenthalten können. Selbst wenn die durch die Zeitungen der Allgemeinheit bekannt werdende Ansicht eines Fachmannes zum Teil irrig sein sollte, wird sie den Leser über eine mögliche Auffassung aufklären, und das so wachgerufene Interesse wird sich steigern, das Verständnis sich vertiefen, wenn etwa ein zweiter Schriftsteller

Digitized by Google

seine abweichende Stellungnahme begründen sollte.

Aber einer Forderung müssen alle solche Aufsätze unbedingt gerecht werden, wenn sie nicht wertlos sein sollen: sie müssen gemeinfaßlich geschrieben sein, so daß auch derjenige den Ausführungen Schritt für Schritt folgen kann, dem Vorkenntnisse fehlen. Nichts darf also als bekannt vorausgesetzt werden.

Dabei wurde ein Fundamentalsatz der Taktik aus den Augen gelassen, nach welchem derjenige im Gefecht größere Aussicht auf Erfolg hat, der an gegebener Stelle stärker aufzutreten in der Lage ist als der Gegner.

Unsere kleineren Schiffe waren nämlich individuell schwächer als die gleichalterigen größeren der englischen, französischen, amerikanischen und japanischen Flotte. Damit war

Albemarle (britisch), 1901 abgelaufen, 14 220 Tonnen, 19 Knoten, Aktionsradius 7200 Seemeilen. Besatzung 750 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, sechzehn leichte Geschütze; Torpedorohre: vier unter Wasser. Panzer (Krupp): Kommandoturm 305, schwere Türme 279, mittlere Artillerie 152 mm, Deck 63 mm. die vorderen drei Viertel der Wasserlinie 178–38 mm Gürtel reicht aber bis zum Batteriedeck hinauf. — Niedrig gehalten, deshalb schwer zu treffen, Geschwindigkeit auf Kosten des Schutzes erhöht.

Diesem Grundsatze folgend soll hier eine Frage von aktuellem Interesse besprochen werden:

Es verlautet, das Reichsmarineamt beabsichtige eine Schwenkung betreffs des Baues der großen Schiffe in dem Sinne, daß den künftig zu schaffenden Linienschiffen und Panzerkreuzern größere Dimensionen gegeben werden sollen. Das bedeutet einen Bruch mit dem bisherigen Prinzip, „nicht zu viel auf eine Karte zu setzen". Die Marineverwaltung vertrat bisher die Ansicht, es sei richtiger, durch die größere Anzahl der Schlachtschiffe deren Qualität wettzumachen. es den deutschen Admiralen von vornherein sehr erschwert, eine den Ausgang des Kampfes günstig beeinflussende Konzentration der Kräfte herbeizuführen; denn ein kleineres Schiff braucht in der Schlachtlinie praktisch nicht weniger Platz als ein größeres.

Durch Nachstehendes soll der Einfluß erklärt werden, den die Größe der Schiffe auf deren Kampfkraft hat.

Man mißt die Größe eines Kriegsschiffes nach seinem Gewicht und hat als Rechnungseinheit dafür die Tonne zu tausend Kilogramm allgemein gewählt. Dieses Gewicht ist gleichbedeutend mit der Wasserverdrängung, dem

Digitized by Google

Deplacement, das dadurch festgestellt wird, daß der Tiefgang des Schiffes und der kubische Inhalt des eingetauchten Teiles des Schiffskörpers bestimmt wird.

Je mehr man das Schiff belastet, desto tiefer sinkt es ein, desto größer wird sein Gewicht, seine Wasserverdrängung.

Von jedem Kriegsschiff wird — ebenso wie von jedem Seeschiffe überhaupt — Seefähigkeit und Bewohnbarkeit verlangt. Je größer seine Geschwindigkeit ist, desto mehr gewinnt der Kriegsdampfer — cæteris paribus — an militärischem Wert. Das ist nur durch Maschinen und Kessel zu erreichen, deren Gewichte sich ungefähr wie die dritten Potenzen der gewünschten Maximalgeschwindigkeiten verhalten. Die Schnelligkeit eines Schiffes, d. h. die Strecke, welche es in einer Stunde mit gleicher Geschwindigkeit zurücklegt, wird nach „Knoten" zu 1852 Meter bestimmt.

Ein Schiff von 16 Knoten größter Schnelligkeit, dessen Maschinenanlage 100 Tonnen wiegt, müßte eine solche von 260 Tonnen Gewicht erhalten, wenn es 22 Knoten laufen soll.

Asahi (japanisch), 1899 abgelaufen, 15 440 Tonnen, 18,3 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Besatzung 741 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, vierzehn 15 cm-, 32 leichte Geschütze; drei Torpedorohre unter, eins über Wasser. Panzer (Harvey): Kommandoturm und schwere Türme 356 mm, Wasserlinie 230, mittlere Artillerie 152, Deck 102—64 mm.

Die zur Zeit mehr und mehr in Aufnahme kommenden Turbinenmaschinen werden das oben Gesagte nicht wesentlich beeinflussen können. Sie sind allerdings etwas leichter als gleich starke Kolbenmaschinen und niedriger in ihrem Aufbau, so daß sie leichter unter dem Panzerdeck eingebaut werden können. Dagegen ist ihr Kohlenverbrauch bei voller Kraft nicht geringer, bei eingeschränkter Arbeitsleistung wesentlich höher. Erst wenn es gelungen sein wird, diesem Übelstande abzuhelfen, wird das System für Kriegsschiffe verwendbar; denn die langsame Fahrt ist bei diesen die Regel, die mit höchster Geschwindigkeit die Ausnahme. Diese Tatsache ist von jeher die Ursache gewesen, daß die Kriegsschiffsmaschinen komplizierter als die der Handelsdampfer wurden. Verlangte man doch von ersteren, daß sie dem Schiff zeitweise eine sehr hohe Geschwindigkeit zu geben imstande seien, es für gewöhnlich aber bei mäßiger Fahrt möglichst ökonomisch durchs

Digitized by Google

Wasser trieben. Wie sehr die Arbeitsleistung der Maschinen mit abnehmender Schnelligkeit fällt, zeigt folgende Gegenüberstellung: ein Schiff, dessen Maschinen 19000 Pferdestärken leisten müssen, um ihm 24 Knoten Fahrt zu geben, braucht bei 22 : 14500, bei 21 : 12600, bei 19 : 9000, bei 16 : 5000, bei 14 : 3000, bei 12 : 1800 und bei 10 nur 900 Pferdestärken. (Foß, Marinekunde, S. 40.)

Bei den Handelsdampfern liegen die Verhältnisse sehr viel einfacher. Ein solches Schiff ist für eine bestimmte Geschwindigkeit konstruiert, welche es auf See unter normalen Verhältnissen stets innehält; und dieser sowie der Größe des Dampfers entspricht die Leistungsfähigkeit der eingebauten Maschine, die auf See für gewöhnlich stets die gleiche Arbeit leistet.

Man ist zur Zeit bei verschiedenen Marinen in Versuche eingetreten, welche Klarheit darüber schaffen sollen, ob sich die Turbinenmaschinen für Kriegsschiffe eignen. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen, weshalb ich auch der Zeitungsnachricht skeptisch gegenüberstehe, daß die neuesten britischen Schlachtschiffe mit Turbinenmaschinen versehen werden sollen.

Des weiteren wächst der Wert eines Kriegsschiffes mit seinem Aktionsradius, d. h. mit der Strecke, welche es mit den an Bord unterzubringenden Kohlenvorräten zurücklegen kann. Auch der Verbrauch von Heizmaterial wird von der Geschwindigkeit beeinflußt, so zwar, daß auch er sich verhält wie die dritten Potenzen der Fahrtgeschwindigkeit. Braucht ein Schiff, um 1000 Seemeilen mit 16 Knoten zu durchlaufen, 100 Tonnen Kohlen, so wird es bei 22 Knoten Fahrt 260 Tonnen verbrennen, um dieselbe Strecke zurückzulegen.

Der Kohlenverbrauch wird auch durch die Größe des Schiffes beeinflußt. Bei zwei verschieden großen, ähnlich geformten Schiffen verhalten sich die Kohlenverbräuche aber nicht wie deren Deplacement, sondern nur wie zwei Drittel derselben. Wenn also ein 4000 Tonnen großes Schiff zur Überwindung einer gewissen Strecke mit einer gegebenen Schnelligkeit 200 Tonnen Heizmaterial verbraucht, so wird ein 12000 Ton-

Shikishima (japanisch), 1898 abgelaufen, 15400 Tonnen, 18,6 Knoten, sonst wie Asahi. — Beide Schiffe weisen alle Vorzüge der englischen Bauart auf: keine Aufbauten, leichte Masten, hervorragend gut geschützt und schnell.

Digitized by Google

nen schweres ähnliches Schiff dazu nicht 3×200, sondern nur $2 \times 200 = 400$ Tonnen, also trotz dreifachen Gewichtes nur das Doppelte an Kohlen verbrennen. Je größer also das Schiff, desto ökonomischer die Ausnutzung der Brennmaterialien.

Wenn ein Schiff gegen die Wirkung der feindlichen Waffen geschützt, seine Schwimmfähigkeit bei ausgedehnten Beschädigungen in oder unter der Wasserlinie erhalten, seine Stabilität, d. h. das Streben, die aufrechte Lage zu behalten oder wieder einzunehmen, gesichert werden soll, so müssen Panzerplatten und Stahlbleche — letztere zur Herstellung eines doppelten oder dreifachen Bodens und einer Einteilung des unter Wasser liegenden Schiffsraumes in möglichst viele wasserdichte Zellen — im Gewichte von Tausenden von Tonnen eingebaut werden.

warten läßt als eine gleichartige 24 cm-Kanone. Aber erstere wiegt mehr als das Doppelte der letzteren. Auch ist naturgemäß ein mit acht schweren Geschützen armiertes Schiff ein gefährlicherer Gegner als ein mit nur zwei derartigen Waffen ausgerüstetes. Das stärker bewaffnete ist aber auch mit viermal so schwerer Artillerie belastet, wird also um die Gewichtsdifferenz größer. Die modernen Schnelladekanonen können eine größere Feuergeschwindigkeit entwickeln als die jetzt veralteten Geschütze. Es müssen daher heute mehr Ladungen mitgegeben werden, als man früher für ausreichend erachten durfte. Nur dann wird das Schiff imstande sein, eine längere Zeit dauernde Schlacht unter zeitweiser voller Ausnutzung der möglichen Feuergeschwindigkeit durchzukämpfen, ohne seine Munitionsvorräte zu erschöpfen.

Benedetto Brin (italienisch), 1901 abgelaufen, 13430 Tonnen, 20,4 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Besatzung 784 Mann. Bewaffnung: vier 30,5 cm-, vier 20,3 cm-, zwölf 15 cm-, 24 leichte Geschütze; zwei Unter-, zwei Überwasser-Torpedorohre. Panzer (Harvey): schwere Türme 200, Kommandoturm, mittlere Artillerie und Wasserlinie 150, Deck 80—40 mm. — Sehr schnell auf Kosten des Schutzes.

Je größer die Zerstörungskraft seiner Waffen, desto höher seine Offensivkraft im Kampfe. Da ist denn klar, daß eine 30,5 cm-Kanone eine wesentlich größere Wirkung er-

Und diese Waffen sollen ebenso wie die Torpedoausstoßrohre in weitgehender Weise geschützt werden. (Foß, Der Seekrieg. Berlin, Boll u. Pickardt.)

Digitized by Google

Allen den Anforderungen in einem Schiff gerecht zu werden, ist nicht möglich. Jede Verdickung des Panzers, jede Ausdehnung der gepanzerten Fläche, die Verstärkung der Bewaffnung und der Maschinen, die reichlichere Ausrüstung mit Heizmaterial hat eine größere Belastung des tragfähiger gemachten und zu dem Zweck verlängerten und verbreiterten — der Tiefgang läßt sich ziemlich

Kentucky (amerikanisch), 1898 abgelaufen, 11 720 Tonnen, 16,3 Knoten, Aktionsradius 5400 Seemeilen Besatzung 650 Mann. Bewaffnung: vier 33 cm-, vier 20,3 cm-, vierzehn 12,7 cm-, 28 leichte Geschütze. vier Torpedorohre über Wasser. Panzer (Harvey): schwere Türme 432—280, Kommandoturm 254, Wasserlinie vordere drei Viertel 420, mittlere Artillerie 152, Deck 127—70 mm. — Bemerkenswert die übereinander angeordneten Türme für die schweren Geschütze.

stabil halten — Schiffes zur Folge. Das Anwachsen der Gewichte aber ist gleichbedeutend mit dem der Größe, denn wie wir sehen, ist dies nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache. Wollte der Konstrukteur ein Schiff entwerfen, das allen eben angeführten Anforderungen einigermaßen gerecht würde, so würde ein Koloß entstehen, welcher große Mängel in der Manövrierfähigkeit aufwiese, dem viele Häfen, Kanäle und Docks verschlossen sein würden, und dessen Bau so enorme Geldmittel beansprucht, daß es sich in der Tat nicht mehr verantworten ließe, so viel auf eine Karte zu setzen.

Das hat dahin geführt, daß der Schiffbauer sich je nach der besonderen Bestimmung des betreffenden Kriegsdampfers gewisse Beschränkungen nach der einen oder anderen Richtung auferlegte.

Denn ebenso wie die Landheere aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengesetzt werden, verlangt auch der Seekrieg besondere Schiffstypen für gewisse Zwecke.

Da ist zunächst das Linienschiff, das Rückgrat der Flotte, das bestimmt ist, von seinem Posten in der Schlachtlinie aus die gleichartigen feindlichen Schiffe niederzukämpfen. Dazu muß es möglichst gut bewaffnet und geschützt sein. Die Anforderungen an Schnelligkeit und Aktionsradius treten dagegen in die zweite Linie.

Der Admiral muß aber auch wissen, wo der Feind ist, was er tut, in welcher Verfassung er sich befindet. Er wird auch ein

Digitized by Google

Interesse daran haben, seine eigenen Bewegungen der Kenntnis des Gegners zu entziehen.

Dieser Teil kriegerischer Tätigkeit wird als „Aufklärung“, „Sicherung“ und „Verschleierung“ gekennzeichnet. Bei der Armee ist er Sache der Kavallerie. Im Seekrieg verwendet man dazu die Kreuzer. Es gibt große (über fünftausend Tonnen) und kleine welche auf der einen Seite aus dem Streben entstehen, mit der gegnerischen Hauptmacht Fühlung zu gewinnen und zu halten, auf der anderen Seite die feindlichen Kreuzer daran zu hindern, sie „abzuschütteln“. Wenn also bei der Konstruktion der Kreuzer Schnelligkeit und Aktionsradius in erster Linie berücksichtigt werden, so wird man doch wenigstens einem Teil von ihnen eine ge-

Braunschweig (deutsch), 1902 abgelaufen, 13200 Tonnen, 18 Knoten, Aktionsradius 5500 Seemeilen. Besatzung 691 Mann. Bewaffnung: vier 28 cm-, vierzehn 17 cm-, 26 leichte Geschütze, sechs Torpedorohre unter Wasser. Panzer (Krupp): Kommandoturm 300, Wasserlinie 225—100, schwere Türme 280, mittlere Artillerie 170, Deck 75—40 mm. — Zu hohe Aufbauten (s. Jéna), zu dicke Masten, zu leichte schwere Geschütze.

(unter fünftausend Tonnen) Kreuzer, von denen die ersteren neuerdings stets als Panzerkreuzer, d. h. mit einem Panzergürtel in der Wasserlinie, gebaut werden. Bei dieser Betrachtung hier interessieren uns nur die Panzerkreuzer. Von den Schiffen, welche sich für diesen Dienst als besonders geeignet erweisen sollen, wird man in erster Linie verlangen müssen, daß sie weite Strecken mit großer Geschwindigkeit durchlaufen können. Die Gegenmaßregeln des Feindes werden zur Folge haben, daß es zwischen den Kreuzern beider Parteien zu Gefechten kommt, wisse Offensiv- und Defensivkraft geben, damit solche Schiffe ihre Aufgaben gegebenenfalls unter Anwendung von Gewalt zu erreichen imstande sind, ohne fürchten zu müssen, in einem Gefecht alsbald dienstunfähig gemacht zu werden. Diese stärkeren Kreuzer sind die Panzerkreuzer. Sie und die Linienschiffe sind es, um die es sich bei unserer Betrachtung handelt. Die Grenzen zwischen beiden Schiffsklassen — dem Linienschiff und dem Panzerkreuzer — sind übrigens nicht scharf umrissen, sondern verschleiern sich bei einzelnen Repräsentanten derart, daß es mit-

Digitized by Google

unter fraglich erscheint, ob es sich um ein schnelles Linienschiff oder um einen schweren Panzerkreuzer handelt. Solche Schiffe sind z. B. die als Panzerkreuzer aufgeführten japanischen „Nishin“ und „Kasuga“ sowie die italienischen Linienschiffe „Regina Elena“ und „Vittorio Emanuele III.“ Aber auch bei den vollwertigen Linienschiffen haben Schnelligkeit und Dampfstrecke sich mehr und mehr vergrößert. So betrug die Schnelligkeit der deutschen Linienschiffe aus dem Anfange der siebziger Jahre 12 bis 14 Knoten. Sie stieg bei der Baden-Klasse auf 15, bei der Wörth-Klasse (1890) auf 16, bei den Schiffen der Kaiser-Klasse auf reichlich 17 und ist bei den neuesten Linienschiffen auf gut 18 Knoten angekommen. Die zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in England gebauten Linienschiffe haben sogar eine Höchstgeschwindigkeit von über 19 Knoten. Ähnlich steht es mit dem Aktionsradius. Unsere ältesten Linienschiffe konnten bei ökonomischer Fahrt 2000 Seemeilen (Cuxhaven-Algier) abdampfen; die Baden-Klasse 3000 Seemeilen (Cuxhaven-Halifax), die Wörth-Klasse 4500 (Cuxhaven-Togo), die Kaiser- und Wittelsbach-Klasse 5000 (Cuxhaven-Aden), die neuesten deutschen Linienschiffe 5500 (Cuxhaven-Rio de Janeiro). Demgegenüber beträgt der Aktionsradius der britischen Duncan-Klasse 7200, der der Queen- und Vengeance-Klasse 8000, der der Triumph- und Swiftsure-Klasse gar 12000 Seemeilen.

Kaiser Wilhelm II. (deutsch), 1897 abgelaufen, 11150 Tonnen, 18 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Besatzung 660 Mann. Bewaffnung: vier 24 cm-, achtzehn 15 cm-, 24 leichte Geschütze, fünf Torpedoausstoßrohre unter, eins über Wasser. Panzer (Krupp): Kommandoturm und schwere Türme 250, Wasserlinie 300—100 mm der vorderen vier Fünftel der Länge, mittlere Artillerie 150, Deck 75—63 mm. — Hohe Aufbauten, dicke Masten (s. Jéna), Panzergürtel zu schmal, mittlere Artillerie gegen Rückenfeuer und unter den Geschützständen platzende Granaten ungeschützt, schwere Artillerie viel zu leicht. Große Zielscheiben, Kohlenfresser.

Dabei ist zu bemerken, daß die britischen Schiffe in den systematisch über den Erdball verteilten englischen Kohlenstationen Stützpunkte finden, in denen sie ihre Vorräte ergänzen können, während anderen Nationen im Kriegsfalle nicht annähernd ähnliche Hilfsmittel zu Gebote stehen. In analoger Weise ist auch die Schnelligkeit der Kreuzer gesteigert worden. Allerdings muß, um das nachzuweisen, auf Beispiele aus fremden Marinen zurückgegriffen werden: denn Deutschlands erster Panzerkreuzer lief erst 1897 vom Stapel. „Fürst Bismarck“ ist 10700

Digitized by Google

Tonnen groß und lief bis 18,5 Knoten; er hat einen Aktionsradius von 4000 Seemeilen. Der 1900 abgelaufene „Prinz Heinrich“ von 8930 Tonnen läuft ungefähr einen Knoten mehr und reicht mit seinen Kohlen 4500 Seemeilen. Die 9050 Tonnen großen, 1901/02 vom Stapel gelaufenen „Prinz Adalbert“ und „Friedrich Karl“ sind 21 Knoten schnell bei einem Aktionsradius von 5000 Seemeilen. Ein noch unbenannter, bei Blohm u. Voß in Hamburg auf Stapel stehender Panzerkreuzer D ist 11500 Tonnen groß, soll 22,5 Knoten laufen und 5500 Seemeilen Aktionsradius erhalten.

Demgegenüber waren die aus den Jahren 1883/84 stammenden ersten englischen Panzerkreuzer „Warspite“ und „Imperieuse“ 8500 Tonnen groß, 16 Knoten schnell und konnten 4000 Seemeilen mit Reisegeschwindigkeit dampfen.

Die 1886/87 gebauten 5690 Tonnen großen sieben Schiffe der Undaunted-Klasse haben 16 Knoten, 5000 Seemeilen; die 1889 gebauten, 12200 Tonnen großen sechs Schiffe der Cressy-Klasse haben 21 bis 22 Knoten Schnelligkeit; die 1901/02 gebauten, 9950 Tonnen großen zehn Schiffe der Kent-Klasse haben 23 Knoten Schnelligkeit; die 1901 gebauten, 14820 Tonnen großen vier Schiffe der Drake-Klasse haben 23,5 Knoten Schnelligkeit. Auf Stapel befinden sich sechs Kreuzer von 11000 Tonnen, die 23 Knoten laufen sollen, und zwei Kreuzer von 13700 Tonnen, deren Geschwindigkeit 22 Knoten betragen wird.

Kaiser Karl der Große (deutsch). Wie Kaiser Wilhelm II.

Was die Bewaffnung der Linienschiffe anlangt, so gilt bei allen großen Marinen als Grundsatz, daß als Hauptartillerie 30,5 cm-Kanonen zur Aufstellung gelangen. Die einzige Ausnahme macht die deutsche, welche sich bei der Kaiser- und Wittelsbach-Klasse mit 24 cm- und bei den neueren Schiffen mit 28 cm-Kanonen begnügt. Das hat zur Folge, daß die mit 24 cm-Geschützen armierten Schiffe die Panzerdeckungen der neuesten britischen Linienschiffe (355 mm-Platten) erst auf 4000 Meter durchschlagen können, während die 30,5 cm-Kanone solchem Schutz noch auf 6600 Meter überlegen ist. Die neuen englischen Linienschiffe erhalten neben vier Stück 30,5 cm- noch zehn Schnellade-Kanonen von 23,4 cm Kaliber.

Digitized by Google

Die fünf Schiffe der amerikanischen Louisiana-Klasse von 16300 Tonnen führen neben vier Stück von 30,5 cm noch acht Geschütze von 20,3 cm und zwölf von 17,7 cm. Vergleicht man damit die deutsche „Braunschweig“ (13200 Tonnen) mit ihren vier Stück 28 cm- und vierzehn Stück 17 cm-Kanonen, so ist die Unterlegenheit dieses letzteren Schiffes in die Augen fallend.

Prinz Heinrich (deutsch, 1900 abgelaufen, 8930 Tonnen, knapp 20 Knoten, Aktionsradius knapp 4500 Seemeilen. Besatzung 510 Mann. Bewaffnung: zwei 24 cm-, zehn 15 cm-, zwanzig leichte Geschütze, drei Torpedorohre unter, eins über Wasser. Panzer (Krupp): Kommandoturm und schwere Artillerie 150, Wasserlinie 100—80, mittlere Artillerie 100, Deck 50—40 mm. — Viel zu langsam, zu kleine Kohlenvorräte, Wasserlinie ungenügend geschützt.

Weniger gleichmäßig ist die Bewaffnung der Panzerkreuzer. Die deutschen sind mit zwei 21 cm- — nur der „Fürst Bismarck“ hat vier Stück 24 cm-Kanonen — oder vier Stück 21 cm-Kanonen armiert, und zehn bis zwölf Geschütze von 15 cm Kaliber bilden die mittelschwere Artillerie. Die Armierung der neuen britischen Kreuzer besteht aus bis zu sechs schweren Geschützen von 23,4 cm, neben denen eine Anzahl von 19 cm-Kanonen Aufstellung findet. Bei den Franzosen sind als Hauptartillerie 24 cm- und 19,4 cm-, als mittlere 16,5 cm-Geschütze gebräuchlich, bei den Kreuzern der Vereinigten Staaten vier schwere Geschütze von 25,4 cm bis 20,3 cm und vierzehn bis sechzehn Stück 15 cm Kaliber.

Die Wasserlinie und die schweren Türme des „Fürst Bismarck“ sind durch 200 mm-Platten gut geschützt. Die späteren deutschen Kreuzer weisen dagegen eine mit nur 100 mm Kruppstahl gepanzerte Wasserlinie auf, während ihre schweren Türme durch 150 mm geschützt sind. Bei dem Neubau für die deutsche Flotte ist der Panzergürtel aus 150 mm-, die darüber liegende Zitadelle aus 150 bis 120 mm-Platten, die über dieser angeordnete Kasematte aus Platten in gleicher Stärke gebaut. Die schweren Panzertürme weisen 110 mm Panzer auf. Die Wasserlinie der neuen britischen und japanischen Panzerkreuzer ist mit 152 mm-, die schweren Türme sind mit 203 bis 152 mm-Platten geschützt. Die Franzosen schützen die Wasserlinie ihrer Kreuzer mit 170 bis 150,

Digitized by Google

die schwere Artillerie durch 200 bis 120 mm dicke Platten, die Amerikaner durch einen Panzer von 127 bis 152 mm in der Wasserlinie, 152 bis 229 mm an den schweren Türmen.

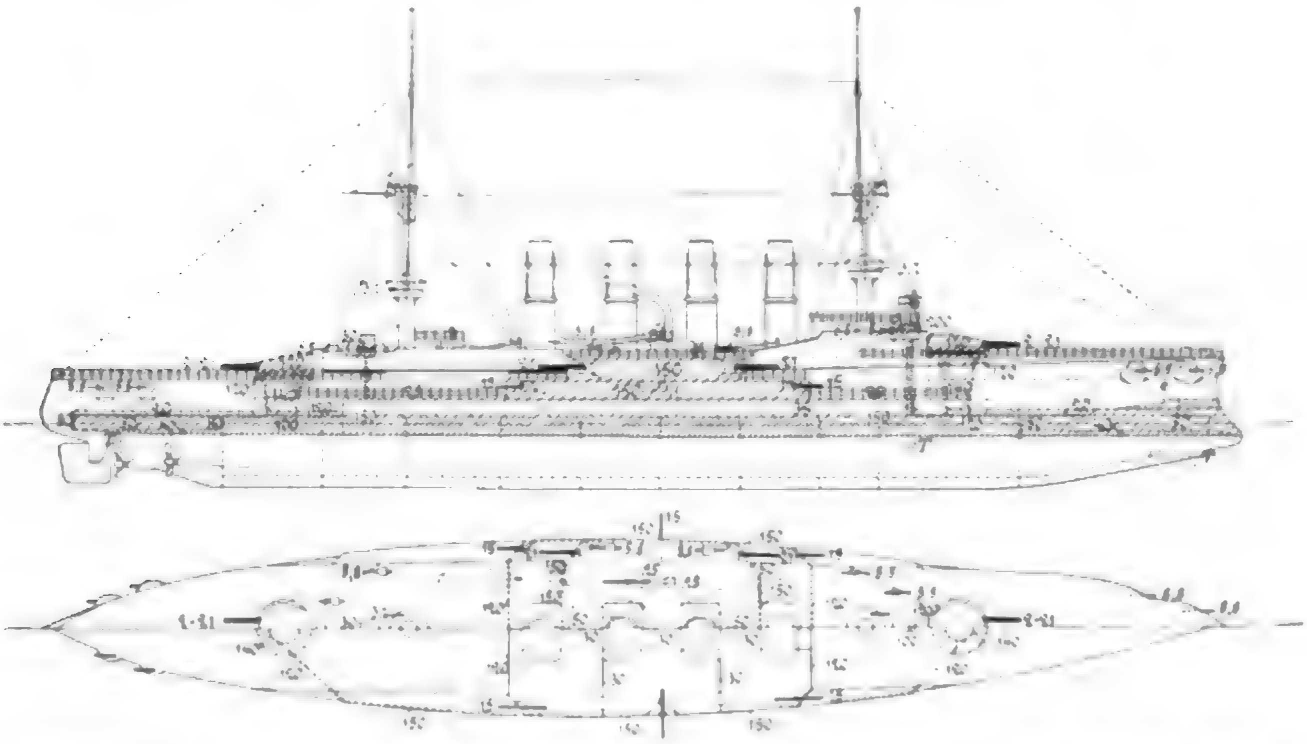
Schwieriger ist es, Vergleiche in bezug auf den Schutz der Linienschiffe zu geben. Was sich in dem Rahmen dieses Aufsatzes zusammendrängen ließe, würde nicht hinreichen, um dem Leser an der Hand von Zahlen ein klares Bild zu geben. Es muß deshalb genügen, festzustellen, daß in dieser Hinsicht bei großen Schiffen mehr für die Defensivkraft geschehen kann. Eine Schwäche der deutschen Linienschiffe besteht z. B. in der geringen Höhe des Panzergürtels. Die Engländer haben deshalb auch mit einer gewissen Berechtigung die deutsche Kaiser- und Wittelsbach-Klasse als „langsame Panzerkreuzer“ kritisiert. Was hier gesagt werden konnte, wird aber genügen, um dem Leser zu zeigen, wie groß der Unterschied zwischen einem Linienschiff und einem anderen sein kann.

Der relativ materielle Wert der einzelnen Kriegsschiffe ist auf verschiedene Weise errechnet und durch eine Zahl gekennzeichnet worden. Eine derartige Methode fußt auf der Annahme, daß das Deplacement der Schiffe bei den Entwürfen in annähernd gleicher Weise ausgenutzt werde, und daß die vervollkommneten technischen Einrichtungen für Bewaffnung, Schutz und Maschinenbau den neuen Schiffen ein Übergewicht über ältere geben. Es wird demzufolge für ein neues Schiff von z. B. 16500 Tonnen die Zahl 16,5 eingesetzt — für kleinere Schiffe entsprechend geringere — und diese Zahl mit zunehmendem Alter so weit erniedrigt, daß sie nach fünfundzwanzig bis dreißig Jahren zu „1“ wird. Dies Verfahren hat den Vorzug der Einfachheit, ist aber nicht wissenschaftlich begründet; auch ist die

Prinz Adalbert (deutsch), 1901 abgelaufen, 9050 Tonnen, 20,3 Knoten, Aktionsradius 5000 Seemeilen. Besatzung: 517 Mann Bewaffnung: vier 21 cm, sonst wie Prinz Heinrich. Panzer wie Prinz Heinrich. — Zu langsam, Wasserlinie nicht genügend geschützt, Aufbauten mit ihren Nachteilen, zu geringe Kohlenvorräte.

Digitized by Google

Voraussetzung, daß die Schiffsgröße gleiche Ausnutzung finde, unberechtigt, die Herabsetzung der Wertziffer mit zunehmendem Alter ganz willkürlich.



Panzerkreuzer C und D, im Bau bei Blohm u. Voß, Hamburg, sowie Weser, Bremen; baufertig Winter oder Frühling 1907, 11 600 Tonnen, wenigstens 22,5 Knoten. Besatzung 650 Mann. Bewaffnung: acht 21 cm-, sechs 15 cm-, 34 leichte Geschütze, vier Torpedorohre unter Wasser. Panzer (Krupp): Kommandoturm 200, schwere Artillerie 170—150, mittlere Artillerie 150—120, Wasserlinie 150, Deck 55—33 mm. Wesentlich leistungsfähiger als die älteren deutschen Panzerkreuzer.

Auf wissenschaftlich begründete Weise sind dagegen Marineoberbaurat Kretschmer, Professor an der technischen Hochschule zu Charlottenburg, und der von diesem beeinflußte Oberst von Scheve vorgegangen. Prof. Kretschmer veröffentlicht in der Zeitschrift „Schiffbau“ einen Aufsatz „Gefechtswerte von Kriegsschiffen“, in welchem er nachweist, daß man den Gefechtswert von Kriegsschiffen auf Grund sachlicher Berücksichtigung von Schutz und Trutz auf mathematischem Wege bestimmen könne. Er entwickelt dann eine Formel, in welcher Artillerie, Torpedo, Ramme, die gepanzerte Fläche, die Dicke der Platten, die Güte des Panzermaterials als Faktoren eingesetzt werden. Nur bei der Bewertung der Ramme spielt die Größe des Schiffes eine für das Gesamtergebnis allerdings untergeordnete Rolle.

Die auf Grund der Formel gefundene Wertziffer wird durch eine zweite ergänzt, welche den an Bord unterzubringenden Kohlen insofern gerecht wird, als sie die Anzahl der Tage angibt, welche das Schiff mit großer Fahrt dampfen kann. Es bedeutet also in den nachfolgenden Tabellen z. B. „Braunschweig“ = 26/4, daß dieses Schiff die Wertziffer 26 besitzt und 4 Tage hindurch bei Maximalgeschwindigkeit mit seinen Heizvorräten reicht.

Ich habe die in den Tabellen (s. S. 90 u. 91) niedergelegten Angaben über einige der durchgerechneten Schiffe dem eben erwähnten Aufsatz des Herrn Oberbaurats Kretschmer entnommen, sie aber im Interesse der Übersichtlichkeit für den Laien anders geordnet und durch einige von mir errechnete Kolonnen ergänzt.

Die Baukosten sind berechnet auf Grund von Mitteilungen, welche seinerzeit dem französischen Parlament gemacht worden sind. Danach kostet die Tonne Deplacement

in England und Japan	1744	Mark
„ Deutschland	1786	„
„ den Ver. Staaten .	1936	„
„ Frankreich	2252	„
„ Italien und Österreich	1800	„
„ Rußland	2100	„

Diese Angaben geben also nur einen ungefähren Anhalt, spielen aber bei dieser Be-

Digitized by Google

trachtung insofern eine Rolle, als daraus ersichtlich wird, wie mit einer verhältnismäßig nicht allzu bedeutenden Erhöhung der in den Schiffen angelegten Bausumme eine bedeutende Steigerung des Gefechtswertes erreicht werden kann. Die von Kretschmer errechneten Gefechtswerte lassen erkennen, wie verschieden glückliche Verwertung das vorhandene Deplacement gefunden hat. Man vergleiche dazu „Habsburg" mit „Henry IV.", „King Edward VII." mit „Virginia", „Mikasa" und „Shikishima" mit „Borodino", „Cäsarewitsch" und „République", „Cressy" mit „Jakumo" u. a. m.

Es ist aber nicht aus den Augen zu verlieren, daß die Aufgabe, welche Kretschmer löste, sich lediglich auf Präzisierung des materiellen Wertes der von ihm durchgerechneten Schiffe bezieht. Deren militärische Bedeutung ist von gewissen Unwägbarkeiten abhängig, die sich nicht in Zahlen zum Ausdruck bringen lassen. Dazu gehört: der Zustand, in dem sich die Schiffe befinden, wenn die Probe auf das Exempel in der Schlacht gemacht wird; der Ausbildungsstand und der Geist der Besatzungen. Denn diese sind es, welche der toten Masse erst Leben einflößen, welche aus dem Material die mögliche Leistung herausholen sollen, die in ihm gebunden schlummert. Die Seeschlacht bei Tsushima bildet in dieser Hinsicht das beste Beispiel: die vier russischen Linienschiffe der Borodino-Klasse stellten mit ihren 120 Gefechtswerten eine Macht dar, welche den nur 90,8 aufweisenden vier japanischen Linienschiffen überlegen war. Wenn erstere trotzdem so schnell niedergekämpft wurden, so erklärt sich das zunächst dadurch, daß sie sich infolge ihrer um den halben Erdball führenden Reise nicht in derselben guten Verfassung befanden wie die japanischen Schiffe, welche eben aus dem Dock gekommen waren. Des weiteren aber stand auch Geist und Ausbildung ihrer Offiziere und Mannschaft weit hinter dem der kriegs- und sieggewohnten Japaner zurück. Schließlich hat die japanische Führung es verstanden, gegen einzelne Teile der russischen Schlachtordnung durch geschicktes konzentrisches Vorgehen einen Sturm von Geschossen zu entfesseln, der dank dem unrichtigen Verhalten der Russen vernichtend wirkte. Der russisch-japanische Krieg hat die Ansichten nicht erschüttert, welche vorher in Fachkreisen maßgebend gewesen sind. Diese lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Der Kampf der Linienschiffe entscheidet über Sieg oder Niederlage.

2. Die Artillerie ist die entscheidende Waffe.

3. Der Torpedo ist in der Tagschlacht nur von untergeordneter Bedeutung. Dagegen werden nach der Schlacht Torpedoboote — namentlich nachts — die Niederlage des erschütterten Feindes zur Vernichtung ausgestalten können.

4. Der Wert der Ramme ist sehr gering. Nur in unwahrscheinlichen Ausnahmefällen kann sie Verwendung finden. Deshalb geben die Engländer ihren neuesten Schiffen auch keine Ramme mehr, sondern einen Steven, dessen Form günstiger für große Geschwindigkeit ist, und die Franzosen beabsichtigen ein Gleiches.

5. Die militärische Leistungsfähigkeit des Personals ist von höchster Bedeutung.

Es ist die Pflicht jedes Volkes, den Männern, welche im Kriege Leben und Gesundheit für ihr Land einsetzen, vollwertige Waffen in die Hand zu geben. Wenn Bismarck einst im Reichstage eine Regierungsvorlage, welche Mittel zur Neubewaffnung der Infanterie forderte, mit dem Ausspruch verteidigte: „Das beste Gewehr ist gerade gut genug für unseren Landwehrmann," so sollte man das auch auf die Marine ausdehnen und sagen: „Das beste Schiff ist gerade gut genug für unseren Seewehrmann," denn der ist auch ein Landeskind! Solche Schiffe sind aber nur zu schaffen, wenn sie groß genug gehalten werden, wenn die Konstruktion in sie so viel Schutz- und Trutzmittel, so starke Maschinen und Kohlen bringen kann, daß sie denen der fremden Marinen zum mindesten gleichwertig werden.

Digitized by Google

34 Linienschiffe nach ihrem Gefechtswert geordnet.

(Zur Erklärung des Ausdrucks „Gefechtswert und Dampftage" s. die Bemerkung auf S. 88.)

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukosten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
amerikanisch	Louisiana	1903	16250	31500000	44/5.5
amerikanisch	Virginia	1902	15240	29500000	42/5.5
britisch	King Edward VII.	1903	16760	29200000	39/4.6
französisch	Republique	1902	14870	33500000	38/4.4
russisch	Borodino	1901	13730	28800000	30/3.7
russisch	Cäsarewitsch	1901	13300	27900000	30/3.3
japanisch	Mikasa	1900	15360	26800000	28/3.5
französisch	Suffren	1899	12730	28700000	27/2.9
deutsch	Braunschweig	1902	13208	23300000	26/4
britisch	London	1898	14763	25700000	26/6
französisch	Saint Louis	1896	11200	25400000	24/3
japanisch	Shikishima	1898	15100	26300000	24/3.6
britisch	Duncan	1901	13780	24000000	22/4.7
italienisch	Regina Elena	1903	12630	22700000	21/5.8
russisch	Retwisan	1900	12900	27100000	20/5.1
französisch	Bouvet	1898	12050	27100000	20/2.3
russisch	Knjas Potemkin	1900	12700	26700000	19.4/5.5
japanisch	Fuji	1896	12600	22000000	19.4/3.4
amerikanisch	Kearsage	1898	11685	22600000	19.3/5.2
deutsch	Wittelsbach	1900	11832	21900000	16/4.2
amerikanisch	Jowa	1896	11500	22200000	15.9/6.6
österreichisch	Erzherzog Karl	1903	10600	19100000	15.4/3
amerikanisch	Maine	1900	12500	24200000	14.8/5.2
amerikanisch	Alabama	1898	11700	22600000	13.7/4.6
deutsch	Kaiser Friedrich III.	1896	11150	19700000	13.6/2.4
italienisch	Benedetto Brin	1901	13430	24200000	13/4.4
französisch	Jena	1898	12030	27100000	13/2.8
britisch	Canopus	1898	12746	22200000	12.9/7.3
russisch	Pereswjet	1898	12880	27000000	12.6/3.2
russisch	Rostislaw	1898	9000	18900000	9.4/3.9
italienisch	Ammir. d. S. Bon	1897	9750	17600000	7.9/2.9
österreichisch	Habsburg	1900	8340	15000000	6.4/2.8
französisch	Henry IV.	1899	8950	20200000	4.0/4.0
österreichisch	Monarch	1896	5550	10000000	3.6/2.5

28 Panzerkreuzer nach ihrem Gefechtswert geordnet.

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukosten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
amerikanisch	Washington	1903	14700	28500000	12.4/3.6
britisch	Duke of Edinburgh	1903	13700	23900000	12.3/2.8
französisch	Victor Hugo	1901	12550	28300000	12/3.2
britisch	Drake	1901	14320	25000000	10.3/3.5
amerikanisch	Maryland	1902	14020	27100000	9.6/3.3
deutsch	Fürst Bismarck	1897	10700	18900000	7.4/3.7
japanisch	Jakumo	1899	9800	17100000	7.1/3.2
japanisch	Adzuma	1899	9450	16500000	6.8/2.9
japanisch	Asama	1899	9900	17300000	6.3/2.7
französisch	Amiral Aube	1900	10000	22500000	5.6/5.5

Digitized by Google

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukosten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
britisch	Cressy	1899	12200	21300000	4.8/3
russisch	Bajan	1900	7900	16600000	4.8/2.7
österreichisch	St. Georg	1903	7400	13400000	4.7/2.7
russisch	Rossija	1896	12800	26900000	4.6/6.2
französisch	Jeanne d'Arc	1899	11330	25500000	4.6/4.8
deutsch	Roon	1903	9500	16800000	4.4/3.7
britisch	Devonshire	1902	11000	19200000	4.2/3.1
deutsch	Prinz Adalbert	1901	9050	16000000	4.1/4.2
französisch	Dupetit Thuars	1899	9710	21900000	3.7/3.4
österreichisch	Kaiser Karl VI.	1898	6240	11200000	3.4/2.7
italienisch	Giuseppe Garibaldi	1899	7440	13400000	3.0/3.9
russisch	Gromoboi	1899	12550	26400000	2.8/4.6
britisch	Kent	1901	9950	17400000	2.8/3.1
deutsch	Prinz Heinrich	1900	8930	15800000	2.6/4.8
amerikanisch	St. Louis	1900	9850	18100000	2.2/3
französisch	d'Entrecasteaux	1896	8120	18300000	2.1/3.2
französisch	Kleber	1900	7710	17400000	1.94/2.9
italienisch	Carlo Alberto	1896	6500	11700000	1.7/3.1

7 Panzerdeckskreuzer nach ihrem Gefechtswert geordnet.

(Panzerdeckskreuzer sind billiger als Panzerkreuzer, weil ein großer Teil des sehr teuren Panzers fortfällt.)

Nation	Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen	Ungefähre Baukosten in Mark	Gefechtswert und Dampftage
britisch	Diadem	1896	11200	?	1.7/2.2
französisch	Jurien de la Gravière	1899	5680	?	1.6/2.1
russisch	Bogatyr	1901	6400	?	0.97/2.1
russisch	Askold	1906	6000	?	0.74/2.2
französisch	Chateaurenault	1898	8280	?	0.31/3.5
britisch	Diana	1895	5690	?	0.24/4.4
britisch	Arrogant	1896	5870	?	0.2/5.3

Digitized by Google

Castel del Monte bei Andria.

Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien

Von

Arthur Haseloff

(Nachdruck ist untersagt.)

Der große Strom der Reisenden, der jahraus jahrein sich durch Italien ergießt, scheint von allen Provinzen des Königreichs nur eine vergessen zu haben: Apulien — le tre Puglie —, sieht nichts von dem bunten Gewimmel, das von Venedig herab bis nach Sizilien in den Frühjahrs- und Herbstmonaten die italienischen Lande erfüllt. Seltsam diese Vergessenheit! Ist es nur der Mangel an Bequemlichkeit des Reisens, der den Fremden fern hält, oder weiß er nichts von den eigenartigen Reizen dieses Landes? Freilich, Apulien hat keine gewaltigen Bergwildnisse wie die Westküste, keine üppige Parklandschaft wie Toskana, und die liebenswürdigen und jedem Ohr verständlichen Laute der Renaissancekunst, sie erklingen hier nicht. Apulien ist Flachland, und es bedarf einer gewissen Liebe und Vertiefung, um seiner Schönheiten gewahr zu werden. Aber was den Reisenden nach Apulien locken sollte, ist ein anderes. Hier wie vielleicht an keiner anderen Stelle steht ein Stück Mittelalter lebendig vor uns, und zwar ein Stück Mittelalter von so einheitlichem und gewaltigem Charakter, als hätte dieses Volk alle seine künstlerische Schöpferkraft in einer einzigen Periode von wenig mehr als hundert Jahren verausgabt und sähe seitdem in banger Untätigkeit dem langsamen Verfall seiner Werke zu. So viele Generationen sie aber auch schon überdauert haben, es haften an diesen Steinen Überlieferungen, die ihre Schöpfer aus dem Dämmerlicht heroischer Größe und Vergangenheit hervortreten lassen. Die wahren Heroen Apuliens sind mit nichten jene trojanischen Helden, Diomedes und andere, von deren Städtegründungen die Lokalhistoriker so viel gefabelt haben — das Altertum hat in Apulien nur ganz geringe monumentale Spuren zurückgelassen —, sondern die nordischen Eroberer, die Nachkommen und Nachfolger jener kleinen Normannenschar, die gegen Mitte des elften Jahrhunderts hier ihre Herrschaft aufrichtete. Ihnen dankt Apulien den Be-

Digitized by Google

Blick auf die Kathedrale von Trani bei Sonnenuntergang. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Zu Haseloff: Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ginn der mittelalterlichen Blütezeit, und diese Blüten entfalten sich zu ungeahnter Pracht mit dem Übergang des sizilianischen Königsthrones an das Geschlecht der hohenstaufischen Kaiser. Aus der kurzen Zeit der Regierung Heinrichs VI. sind begreiflicherweise die Denkmale spärlich, um so zahlreicher werden sie unter Friedrich II., zumal in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung, als der Kaiser Apulien zum Mittelpunkt seines Reiches und zu seiner bevorzugten Residenz außersah. Eine geradezu fieberhafte Bautätigkeit muß damals in Apulien geherrscht haben. Große Kathedralen werden neu errichtet, andere, die schon lange im Bau begriffen, vollendet. Machtstellung und Prachtbedürfnis des neuen Herrschers stellen dem Architekten neue Aufgaben: allenthalben erheben sich Burgen und Schlösser; das Land muß widergehallt haben von den Meißelschlägen der kaiserlichen Arbeiter. Das künstlerische Gepräge, das die apulischen Städte in dieser Zeit empfangen haben, hat keine Gewalt vernichten können. Die friderizianischen Schlösser mit ihrer trutzigen Mauermasse heben sich noch heute von der Silhouette der Küstenstädte ab, und sein Castel del Monte überragt die apulische Ebene weithin sichtbar, ein unvergängliches Denkmal der Baugesinnung des kaiserlichen Herrn.

Bedarf es noch des negativen Beweises für die schöpferische Kraft dieses Zeitalters, so erbringt ihn die mangelnde Originalität der Folgezeit. Als den Anjous der Sturz und die Ausrottung des staufischen Hauses gelungen war, da setzt wohl eine neue Bautätigkeit ein. Die neue Dynastie macht sich in den verödeten Schlössern neue Räume zurecht, und neue Kirchengründungen sind der Ausdruck der kirchlicheren Gesinnung der fremden Herrscher. Aber was sind diese Bauten neben den Zeugen der Vergangenheit, und wenn auch in einigen die neuen Bauformen der Bettelordensarchitektur in Apulien ihren Einzug halten, verrät nicht jede Einzelheit das Nachleben des normannisch-staufischen Stils? Wie gewaltig diese Vergangenheit zu den Epigonen redete, dafür gibt es kein beredteres Zeugnis als die Kathedrale von Acquaviva. 1529 begonnen und erst nach fast hundertjähriger Bauzeit vollendet, ist sie ein Zeugnis archäologischer Studien eines Renaissancekünstlers, das einem historisch geschulten Architekten unserer Tage Ehre machen würde. Manches moderne Auge hat nicht erkannt, daß diese graziösen romanischen Formen nur ein Trugwerk sind. Die Renaissancekunst ist an Apulien fast spurlos vorübergegangen. Während in Rom und Toskana die goldenen Formeln der neuen Kunst gefunden werden, umhüllt man die apulischen Schlösser und Städte mit gewaltigen Bastionen — dem Türken zu trotzen —, aber die Kunst darf ihre Stimme kaum hören lassen. Nur ganz im Süden, in Lecce, setzt die Barockkunst mit großen eigenartigen Leistungen ein, die sonst nur schwachen Widerhall finden.

Ruinen von Castel Fiorentino. (Kürzlich eingestürzt.)

Digitized by Google

Von den drei Provinzen, in die heute Apulien zerfällt, ist es die nördlichste, die einst in der Staufenzeit die größte Rolle gespielt hat, die Capitanata. Die Hauptstadt dieses Gebietes war schon in friderizianischer Zeit und ist noch heute Foggia. Wo jetzt der Knotenpunkt der Eisenbahnlinien ist, da kreuzten sich einst die Straßen, welche Norden und Westen Italiens mit Apulien und seinen für den Orientverkehr so wichtigen Häfen verbanden. Freilich hat die Stadt seit dem Erdbeben von 1731 ihren historischen Charakter fast ganz eingebüßt. Foggia war die apulische Lieblingsresidenz Friedrichs II.; seit der Kaiser 1221 Apulien und Foggia zum erstenmal betrat, hat er dort immer wieder längeren Aufenthalt genommen. Schon 1223 begann er den Bau eines Palastes, von dem ein einziger Torbogen mit der Inschrift erhalten geblieben ist: alles andere ist spurlos verschwunden. Dieser eine Bogen reicht freilich aus, uns von der Größe des Verlustes einen Begriff zu geben, denn die beiden Adler mit geöffneten Flügeln, welche den reich mit Blattwerk geschmückten Bogen tragen, zeigen den kaiserlichen Protomagister Bartholomäus als einen Meister des Meißels. Gleichgeschulte Kräfte haben an der Kathedrale gearbeitet, deren reiche Fassade allein in barocker Umgestaltung erhalten ist: freilich suchen wir vergebens nach dem kleinen Baldachin, unter dem hier einst Teile der Leiche des Kaisers beigesetzt waren. Die Kathedrale von Foggia gehört einem seltsamen Typus von Bauten an, deren Hauptbeispiel die Kathedrale von Troia bildet. Troia, das seinen stolzen mythologischen Namen den byzantinischen Herren verdankt, die aus ihr eine der stärksten Festungen machten, vor der auch einst deutsche Kaiser lagerten, liegt wenige Stunden von Foggia entfernt, da, wo einst die Grenzen des byzantinischen Themas und des Langobardenreiches zusammenstießen. Der Weg führt über den Tavoliere, die apulische Campagna, eine weite, langsam ansteigende Ebene, deren große Linien nur selten durch kümmerlichen Baumwuchs unterbrochen werden. In staufischer Zeit sind hier noch reiche Jagdgründe gewesen, am Ende des Mittelalters weideten Millionen von Schafen in dieser Einöde, heute wandelt der Pflug sie langsam in fruchtbringendes Land. Die staufischen und angiovinischen Jagdschlösser der Ebene sind vom Erdboden vertilgt, aber noch grüßen von den Bergen herab dieselben Burgen und Kathedralen den Wanderer, heute wie vor siebenhundert Jahren. Sobald die Straße die steilen Berghänge zu erklimmen beginnt, schwindet der Charakter der Wildnis, beginnen die Olivenwälder und der Wein.

Wie alle diese Städte liegt Troia auf langgestrecktem, steil abfallendem Berggipfel. Von seiner alten Befestigung ist nichts erhalten. Der ärmliche und schmutzige Ort läßt von fern die große Überraschung nicht ahnen, die er dem Besucher bereit hält, die prächtige Kathedrale, die sich an der Hauptstraße erhebt (Abbild. S. 95). Die Jahrhunderte sind fast spurlos an ihr vorübergegangen, nur daß sie die alten Erztüren mit grüner Patina und den Stein mit dunkler Färbung überzogen haben. Der Bau ist der älteste und besterhaltene seines Stils in Apulien, dem sich Nachbildungen an der Straße von Benevent bis zum Monte Gargano anschließen. Wie die Wurzeln dieser Kunst in den Boden der Capitanata versetzt worden sind, ist freilich ein Rätsel. Viele Einzelheiten lassen darauf schließen, daß der Ruhm des Neubaues der Kathedrale von Pisa hier zum Wetteifer und zur Nachahmung herausgefordert hat. Wie in Pisa wird das Untergeschoß von Blendarkaden belebt, unter denen Kreise oder Vielecke in die Fläche eingelassen sind; das reich skulpierte Hauptportal schließt die Bronzetür von 1119, deren Türklopfer zu den wunderlichsten Schöpfungen mittelalterlicher Phantastik gehören, und dieselbe düstere Phantastik hat das mächtige Hauptgesims zum Tummelplatz einer Welt von Ungeheuerlichkeiten gemacht. Darüber kommt das im dreizehnten Jahrhundert zugefügte Obergeschoß mit der riesigen Fensterrose; sogar der alte Verschluß aus durchbrochenen Steinplatten ist hier zwischen den ins Rad gestellten Säulchen erhalten: das konservative Apulien hat hier wie so vielfach Dinge bewahrt, die überall anderswo dem Fortschritt zum Opfer gefallen sein würden. Leider ist das Innere der Kathedrale durch eine geschmacklose Wiederherstellung um seine alte Schönheit gebracht worden.

Digitized by Google

Die Kathedrale in Troia.

Troias Erinnerung an Friedrich II. ist die Zerstörung seiner Mauern durch den Kaiser im Jahre 1233, ihm gegenüber steht auf dem Höhenzuge gen Norden die im gleichen Jahre begonnene Zwingburg, von der aus der Kaiser das unruhige Land im Zaume hielt. Jenseit der freundlichen Stadt Lucera, deren heller Lichterglanz nachts weithin in die Ebene leuchtet, auf dem steilen Ende des Höhenzuges, liegt das Kastell (s. farbiges Einschaltbild). Es ist keine Burg, kein Schloß im gewöhnlichen Sinne, sondern eine ausgedehnte Festung. Hier auf der Akropolis des antiken Luceria war es, wo der Kaiser nach der Niederwerfung des Aufstandes in Sizilien 20000 Sarazenen ansiedelte, um aus ihnen den Kern der treuen Leibwache zu bilden, die im Kampfe gegen das Papsttum unverbrüchliche Treue bewahrte. Auf drei Seiten stehen die Mauern noch aufrecht mit fünfzehn vorspringenden Türmen, nur die Front, die Stadtseite, ist nicht mehr die alte: wahrscheinlich ist sie bei dem wütenden Widerstande, den die treuen Sarazenen den angiovinischen Herrschern entgegensetzten, zugrunde gegangen. Karl I. von Anjou hat hier neue Befestigungen errichten lassen, aus seiner Zeit stammt auch der Hauptbau, der in Ruinen erhalten ist. Das weite Innere des Kastells liegt öde und leer; zwischen wirrem Gestrüpp öffnet sich hier und dort der Boden und gewährt einen Einblick in große gewölbte Räume, die einstigen Zisternen, in denen jetzt menschliche Gebeine modern. Vergeblich sucht man sich von dem bunten Leben im Kastell und von der Ausstattung der kaiserlichen Pfalz einen Begriff zu machen.

Digitized by Google

Wo standen die Antiken, die Erz- und Steinfiguren, die der Sammeleifer Friedrichs II. hierher bringen ließ? wo war der Tierpark mit den exotischen Tieren? wo war der Harem, der ihm, dem „Sultan von Lucera", so oft zum Vorwurf gemacht worden ist?

In der weiten Aussicht, die der Burghügel in Lucera gewährt, erblickt man nach Norden zu einen steil abfallenden Höhenzug, auf dem eine Turmruine sichtbar wird. Es ist eine einsame und verlassene Stätte, zu der kein Weg hinführt, Schlangen bewohnen sie, und Raubvögel kreisen darüber, aber aus dem Gedächtnis der Bevölkerung scheint sie verschwunden, und doch ist sie die Stätte einer der größten historischen Erinnerungen.

Seitenportal der Deutschordenskirche S. Leonardo

Die Spitze dieser Höhe bekrönte einst Castel Fiorentino, in dem Kaiser Friedrich II. am 13. Dezember 1250 verschied. An den steilen Hängen stehen noch Reste der Umfassungsmauer, und wer sich durch Gestrüpp und Unkraut einen Weg bahnt, findet allenthalben ausgedehnte Mauerreste. Von großen unterirdischen Räumen erzählen sich die Hirten, aber noch hat niemand den Spaten angesetzt, um den Schleier über Gestaltung und Umfang der Burg zu lüften. Unlängst stand noch eine hohe Mauer mit Fensterbogen (Abbild. S. 93); ihre kürzlich zusammengebrochenen Massen hat das Unkraut noch nicht überwuchert; das Untergeschoß eines Turmes ragt noch aufrecht mit durchlöcherten und zerrissenen Wänden und Wölbungen. Wann kommt der große Sturm, der den letzten Rest dieser heiligen Stätte dem Boden gleichmacht? Gewaltig groß und düster ergreifend ist die Stimmung, die über Castel Fiorentino schwebt, die aus dem Kastell von Lucera und den Palastruinen von Foggia zu uns redet. Immer und überall die gewesene Herrlichkeit, die Erinnerung an Friedrich II.

Wenden wir uns von Foggia dem Meere zu, so tritt uns die mächtige Bergwand des Monte Gargano entgegen, dessen geschlossene Masse die Halbinsel an der Küste nördlich von Foggia füllt. Die Steppenlandschaft des Tavoliere setzt sich bis an das Gebirge und Meer fort. Auf einer der wellenförmigen Höhen liegt eine ausgedehnte Masseria, deren seltsame Schornsteine schon von fern den Blick anlocken. Betreten wir den Hof, so stehen wir vor der Kirche und den Klostergebäuden der einstigen Abtei und Deutschordenskomturei S. Leonardo. Große

Digitized by Google

Die Grottenkirche des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano.

graue Campagnastiere tummeln sich auf dem weiten Platze, die Bauten — Stall und Scheuern der Bauern — sind tief verfallen: überall steht die grenzenlose Vernachlässigung der Gegenwart in ebenso malerischem wie traurigem Gegensatze zu der Schönheit der Architektur. An die Kirche stößt eine Kapelle, in der man beim Schein der Kerzen — denn alle Fenster sind vermauert — das Wappen der Ordensritter an den Wölbungen sieht, und klettert man durch eingestürzte, halb verschüttete Räume bis zu einem kleinen Seitenhof, so bietet sich dem Auge der Anblick eines köstlichen Seitenportals der friderizianischen Zeit, das mit den prächtigsten Ranken- und Tierfriesen bedeckt ist, aber auch dies Portal ist vermauert, und die Fortsetzung des Bildwerks verschwindet unter dem erbarmungslosen Kalkputz (Abbild. S. 96). Welcher Abstand zwischen dem einstigen Glanze und dem dürftigen Heute!

Die Straße verfolgend, erreichen wir nach wenigen Kilometern die Stätte der uralten Bischofstadt Siponto, von der nur die Mutterkirche, eine Kuppelkirche ähnlich der von S. Leonardo, erhalten geblieben ist. Die Stadt selbst wurde von König Manfred des Fiebers wegen verlegt; die Neugründung trägt noch heute den Namen ihres Begründers, Manfredonia — trotz aller Versuche der Anjous, den Namen zu tilgen. Freilich, von Erinnerungen an Manfred ist nichts mehr zu finden; das malerisch am Meer gelegene Kastell stammt erst aus angiovinischer Zeit, und Manfreds Riesenglocke, die man auf fünfzig Millien Entfernung hören sollte, ist schon von Karl I. nach Bari geschenkt worden. Manfredonia ist heute eine schmutzige kleine Hafenstadt, umgürtet von wahren Kakteenwäldern, die sie wie eine natürliche Befestigung umschließen. Seine Bedeutung beruht darin, daß hier die Bergstraße beginnt, die nach Monte S. Angelo, dem ältesten und größten Heiligtum des Erzengels Michael auf europäischem Boden, hinaufführt. Zunächst dem Bergrande folgend, an turmbewehrten Masserien vorüberführend, schlingt sie sich in zahllosen Windungen an den kah-

Digitized by Google

len Bergwänden in die Höhe, auf deren steilem Rande die Stadt ausgebreitet liegt. Eine Stadt von 20000 Einwohnern in dieser Höhe! Dem Erzengel dankt sie ihren Ursprung und ihre Fortdauer; zu ihm wallfahren tagtäglich Pilger aus weiter Ferne, und in den Zeiten der Feste strömen der Völker Scharen hier zusammen. Weit und breit kein Haus, das nicht die Statuette des Heiligen zeigte, kein Pferd, das nicht sein Bild auf dem Geschirr trüge! Und kaum mag es in der Christenheit ein zweites Heiligtum geben, das so geeignet ist, einen Schauer frommer Begeisterung über den Gläubigen auszubreiten. Die Kirche ist nicht mehr das alte Heiligtum des Langobardenvolkes, zu dem so viele deutsche Kaiser hinaufgestiegen sind — der schwärmerische Otto III., Heinrich der Heilige, Lothar der Sachse und sicherlich auch die Staufen —, sondern ein Neubau Karls I. von Anjou. Aus der Vorhalle führt eine gewundene Treppe von sechsundachtzig Stufen hinab in einen gewaltigen Raum, in den nur wenige Strahlen Tageslicht einfallen. Die Rückwand bildet die düster-feuchte Felswand, die sich zu einer tiefen Grotte auftut, und darin steht an der Stelle, wo der Erzengel seine Fußspuren hinterlassen hat, helleuchtend auf dem kerzenflimmernden Altar die Statue des Heiligen (Abbild. S. 97). An den Wänden brechen sich die Klänge der Orgel, wenn die prächtig gekleideten Priester hier die Messe zelebrieren, und dumpf erklingen inbrünstige Gebete und flehende Klagen der Pilger, die dem Altar nahen. Unmöglich, sich das Bild auszumalen, wenn am 8. Mai Zehntausende hier sich zusammendrängen und die Flamme ihrer Andacht zu wilder Verzückung emporlodert.

Monte S. Angelo ist reich an sehenswerten Kirchen; aus staufischer Zeit stammt S. Maria Maggiore, die, wie die Inschrift meldet, unter der Regierung der Kaiserin Konstanze und ihres unmündigen Sohnes Friedrich (II.) 1198 begonnen worden ist; dicht dabei steht das angebliche Grabmal König Rotarichs, ein seltsamer kuppelgewölbter Turmbau. Die höchste Stelle nimmt die Burgruine ein, von der sich dem Auge ein gewaltiger Ausblick bietet (Abbild. S. 99): hier das Gebirge mit seinen bewaldeten Tälern und den kahlen Höhen, dort die schroffen Felswände, die zum Meer abstürzen, und jenseit der blauen spiegelnden Flut die apulischen Küstenstädte, und hinter ihnen in dunstiger Ferne die unverkennbare Silhouette Castel del Montes.

Diese Küste und das Hinterland der Terra di Bari sind in jeder Hinsicht von der Provinz Foggia verschieden. Etwa mit dem Laufe des Osanto, des antiken Aufidus, der vom Geburtsort des Horaz herkommt und die denkwürdigen Mauern von Canosa und das Schlachtfeld von Cannä bespült, fällt der Wechsel im landschaftlichen Charakter zusammen. Von hier an folgen sich die großen Hafenstädte Barletta, Trani, Molfetta, Bari und wie sie alle heißen. Nur erwarte der Fremde, der diese Gegenden zum erstenmal betritt, nicht moderne Hafenbilder, wie sie ihm hier im Süden nur Tarent bietet. Im Gegenteil, selbst in Bari, dem Hauptplatze für den blühenden Wein- und Ölhandel Apuliens, ist die Altstadt unverfälscht mittelalterlich. Auf eine schmale Halbinsel zusammengedrängt, ist sie durchwunden von einem Netz enger, feuchter und dunkler Gassen, in deren Labyrinth kein Fremder sich zurechtfinden mag. In diesen Gassen, in denen es wimmelt und kribbelt von Volk mit griechischen, sarazenischen und langobardischen Typen, stehen die Reste mittelalterlicher Klöster und Paläste, zwischen ihnen erheben sich die berühmten Hauptkirchen der Stadt, der Dom S. Sabino und S. Nicola, die Kirche des heiligen Nikolaus von Myra, dessen Wunderkraft ebensoviele Pilger anzulocken vermag wie der heilige Michael zum Monte Gargano. Beide Kirchen wären die Hauptbeispiele der eigenartigen Bauform der Terra di Bari, wenn sie nicht durch Modernisierungen der Barockzeit arg entstellt wären. Mit dem neuen Leben der Gegenwart ist freilich auch in Apulien eine Bewegung erstarkt, die gebieterisch die Wiederherstellung der alten Formen verlangt, die zumeist nur unter einer sehr minderwertigen Stuckdekoration herauszuklopfen sind. Im Dom ist unter der bewährten Leitung Adolfo Avenas von dem Architekten Pantaleo die Kuppel in trefflicher Weise wiederhergestellt worden, und die Fortsetzung der Arbeiten steht nahe bevor, da der deutsche Kaiser ge-

Digitized by Google

legentlich seines Besuches im Frühjahr 1905 eine hochherzige Stiftung zu diesem Zwecke gemacht hat. Den besten Begriff von dem ursprünglichen Aussehen dieser Kirchen gibt heute der Dom von Bitonto, dessen Wiederherstellung der Vollendung entgegengeht. Es sind durchweg dreischiffige Basiliken mit zweigeschossigen Seitenschiffen, deren Emporen nach griechischer Sitte den Frauen zugewiesen waren, mit einem Querschiff und einer Krypta, die von einem Säulenwalde getragen wird. In diesen Kirchen ist vielfach noch das kostbare Kirchenmobiliar des Mittelalters erhalten. Der feine kunstgewerbliche Geschmack und die hochentwickelte Technik byzantinischer und arabischer Künstler haben auf ihre apulischen Kollegen einen ebenso nachhaltigen wie glücklichen Einfluß ausgeübt. Von einem Traneser Künstler Barisanus rührt die fein ziselierte Erztür her, deren grüne Patina zu der goldfarbenen Fassade der Kathedrale von Trani einen so wirkungsvollen Gegensatz bildet; in S. Nicola in Bari steigt man noch auf den alten, reich verzierten Stufen zum Hauptaltar empor, über dem sich, von prächtigem Mosaikfußboden umgeben, das Altartabernakel König Rogers erhebt, und in Bitonto steht eine in bunten Glas- und Schmelzeinlagen schimmernde Kanzel, an der ein Relief Kaiser Friedrich II. und seine Familie darstellt (Abbild. S. 100).

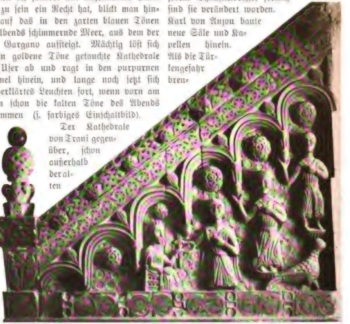
Den stärksten und eigenartigsten Eindruck macht das Äußere dieser Kirchen, die wie ungeheure Kolosse in der erdrückenden Umklammerung der Gassen stehen (s. farbiges Einschaltbild). Große Mauermassen wechseln mit vielgliederigen durchbrochenen Teilen. Die Fassaden sind wenig oder gar nicht gegliedert, aber ihre Riesenflächen werden belebt durch die reiche Gestaltung der Türen und Fenster. Sie alle umzieht bildnerischer Schmuck, und gern werden sie mit einem säulengetragenen Baldachin überdacht, der auf Elefanten, Drachen, Sphinxen oder anderen Ungeheuern zu ruhen pflegt. Zu einer zweiten, noch mächtigeren Fassade wird die Chorseite ausgestaltet; die apulischen Baumeister verbergen die Apsis hinter einer geraden Schlußwand, aus der sich in Dachhöhe zwei schlanke Türme herauslösen. Den Mittelpunkt dieser mächtigen Wand, die aus dem Dunkel der engen Gassen in sonnige Höhen herauswächst, bildet das Chorfenster, dessen Schmuck mit besonderer Sorgfalt behandelt ist (Abbild. S. 101). Im Gegensatz zu diesen ruhigen Flächen, denen sich auch die Außenwand des Querschiffes anpaßt, sind die Außenseiten der Seitenschiffe vielfach gegliedert. Im Untergeschoß sind ihnen

Burgruine in Monte S. Angelo.

Digitized by Google

große Arkaden — jetzt leider meist zu Kapellen vermauert — vorgelegt, über ihnen ziehen sich Korridore entlang, die sich nach außen in einer langen Folge von zierlichen Säulchen öffnen. Wenn die Sonne Apuliens diese Kalksteinbauten aufleuchten läßt wie feuriges Gold vor tiefblauem Himmel, dann lösen sich diese Säulchen ab von dunklem Hintergrunde, und die steinerne Tierwelt belebt mit wunderlichen Schatten die großen Flächen. Am herrlichsten entfaltet sich die Schönheit dieser Architektur, wenn ein Riesenbau, wie die Kathedrale von Trani, unmittelbar an das Meer gerückt ist. Drei Seiten umspülen hier die Wellen der Brandung (Abbildung S. 102). Unvergeßlich ist der Anblick zumal bei Sonnenuntergang. Vom schön gepflegten Giardino Pubblico, auf den die saubere und anheimelnde Stadt stolz zu sein ein Recht hat, blickt man hinaus auf das in den zarten blauen Tönen des Abends schimmernde Meer, aus dem der ferne Gargano aufsteigt. Mächtig löst sich die in goldene Töne getauchte Kathedrale vom Ufer ab und ragt in den purpurnen Himmel hinein, und lange noch setzt sich ihr verklärtes Leuchten fort, wenn vorn am Hafen schon die kalten Töne des Abends aufkommen (s. farbiges Einschaltbild).

Der Kathedrale von Trani gegenüber, schon außerhalb der alten Stadt gelegen, erhebt sich ein Gebäude, das in der gigantischen Massenhaftigkeit seiner Mauern und Türme der ganzen Stadt das Gleichgewicht zu halten scheint. Ähnliche Bauten finden wir in ähnlicher Lage und Ausdehnung in Barletta, Bari, Brindisi und anderwärts. Es sind die Kastelle, welche den mittelalterlichen Herrschern zugleich als Residenz und Festung gegen den auswärtigen Feind und die aufruhrlustige Bürgerschaft dienten. Ihre Geschichte ist, wie ihre Gestalt, die gleiche. Von den Befestigungen der Byzantiner und Araber wissen wir wenig; die Normannen legten neue Kastelle an; als Friedrich II. Apulien zum Mittelpunkt seiner süditalischen Machtstellung machte, und als die Hafenstädte für seine überseeische Politik durch den Kreuzzug vergrößerte Bedeutung gewannen, erneuerte und verstärkte er die normannischen Burgen. Diese friderizianischen Bauten sind es im wesentlichen, die den heutigen Charakter bestimmen. Mit jedem Dynastiewechsel freilich sind sie verändert worden. Karl von Anjou baute neue Säle und Kapellen hinein. Als die Türkengefahr brennend wurde, erwies sich eine abermalige Umgestaltung als notwendig. In die alten Mauermassen wurden Schießscharten für Kanonen gebrochen und ringsum neue Gräben



Kaiser Friedrich II. und seine Familie. Relief an der Kanzel des Domes in Bitonto.

Digitized by Google

Das Chorfenster der Kathedrale in Bari.

und Bastionen angelegt. So standen diese Schlösser, bis das beginnende neunzehnte Jahrhundert sie weder als fürstliche Wohnung noch als Festung mehr verwertbar fand, und nun kommt die traurigste Zeit, die Umwandlung in Magazine, Kasernen, Gefängnisse, Zuchthäuser. Trotz aller Schicksale ist die Urgestalt dieser Kastelle noch zu erkennen, am besten in Trani, wo der Gefängnisumbau mehr verkleidet als zerstört hat (Abbild. S. 102). Um einen rechteckigen Hof legt sich der Gebäudekern: an den vier Ecken springen mächtige viereckige Türme vor. Wie alle Küstenkastelle liegt es so, daß man an eines der Tore zu Schiff heranfahren konnte. Um den Hof lagen im Erdgeschoß die Ställe und Wirtschaftsräume, eine große Freitreppe führte zum Obergeschoß hinauf; eine Loggia mit schönen Kapitälen, ein reiches Portal und prächtige Fenstergewände sind noch erkennbar. Die großen Säle öffneten sich nach dem Meere zu in großen Doppelfenstern und kleineren Rundfenstern. Waren es diese Säle, welche die schöne Braut König Manfreds, die griechische Prinzessin Helena, nach ihrer Ankunft auf apulischem Boden zuerst betrat, und hat sie sieben Jahre später, nach der verhängnisvollen Schlacht bei Benevent, als junge Witwe von diesen Fenstern aus im Rasen des Sturmes auf das wütende Meer herabgeschaut, das ihr die Flucht in Heimatland verweigerte und sie ewiger Gefangenschaft auslieferte? Die Stätte, wo sie im Augenblick seligster Freude und verzweifelter Angst geweilt haben mag, ist heute ein düsterer Gefängnissaal, und vor den vermauerten Fenstern schreitet die schweigende Schildwache auf und ab. —

Hinter der Küste, deren Häfen diese Kastelle bewachten, dehnt sich die Puglia Piana aus, ein weites Flachland, das sanft, aber ständig ansteigt vom Meere bis zu den Höhenzügen der Murge, die Apulien von der Basilicata trennen. Üppige Olivenwälder decken einen silbernen Schimmer über die weiten Flächen; zwischen ihnen blühen und reifen die Trauben, und im Herbst füllt ihr welkendes Laub mit goldroter Farbe den Boden. Frisch leuchtet das Grün der Feigenbäume hervor, und wie mächtige Schildwachen stehen dunkelgrüne Pistazien in der Flur. Umrahmt wird dieser weite Fruchtgarten auf der einen Seite von den blauen Fluten des Adriatischen Meeres, auf der anderen von fernen Höhenzügen, zwischen denen der Monte Vulture aufspringt. Im Norden legt sich der Gebirgsstock des

Monte Gargano vor, dessen steil abfallende Felswände sich wie eine Kaimauer weit in das Meer hinaus erstrecken. Seltsam berührt das Fehlen kleiner Ortschaften: noch heute herrscht der mittelalterliche Zustand, der die Bevölkerung in wenige befestigte Plätze zusammen drängte. Hier und da erheben sich Warttürme, von denen einst die gefährdete Landbevölkerung gewarnt wurde, wenn Piratenschiffe am Horizont sichtbar wurden. Die Gefahr ist verschwunden, aber die alte Gewohnheit des Wohnens geblieben. Indessen die Pflanzungen und Felder sind trotzdem belebt durch eine Art Bauwerk von höchst seltsamer Form, das der apulischen

Die Kathedrale von Trani.

Das Kastell von Trani.

Landschaft ein ganz eigenartiges Aussehen verleiht. Überall stehen steinerne Hütten, die in der Form einem Bienenkorb oder einem Zuckerhut ähneln (Abbild. S. 103). Diese steinernen Hütten verdanken ihre primitive Form, die der Urzeit der Menschheit anzugehören scheint, den besonderen Bedingungen des Materials. Apulien ist ebenso arm an Bauholz wie überreich an leicht zu bearbeitendem Stein. Der apulische Bauer sammelt die Steine seiner Felder und baut sie kreisförmig auf, läßt die oberen Schichten allmählich nach innen vorkragen, bis sie sich zu einer Art Kuppel schließen, zu deren Errichtung weder Kalk noch Holz erforderlich sind. Und diese unförmigtrutzigen Gebilde stehen nicht nur vereinzelt im Felde, in einzelnen Gehöften drängen sich zwanzig oder mehr solcher Spitzkuppeln an einem Bau zusammen, und vereinzelt ist ein Städtchen, wie Alberobello, aus solchen Trulli erbaut. Die Mehrzahl der apulischen Landstädte ist freilich anderen Charakters. Sie liegen auf flachem Höhenzuge, der sich parallel der Küste hinzieht, so Bitonto und Ruvo, beide

Digitized by Google

durch ihre herrlichen Kathedralen berühmt, so Andria, das mit seinen flachen Dächern und seinen zahlreichen schlanken, minarettartigen Glockentürmen so recht an orientalische Städte erinnert. Andria war ein Lieblingsort Friedrichs II., er rühmt die treue Stadt in mehreren Versen, die noch heute am Stadttor stehen; hier ließ er zwei seiner Gemahlinnen beisetzen, und in der Nähe erbaute er sein Prunkschloß Castel del Monte, das wie eine Krone über der apulischen Landschaft thront. Je höher die Straße steigt, desto öder wird das Land. Der Kulturboden hört auf, steinige, kahle Hochebenen breiten sich aus, wo einst unabsehbare Wälder das Weidmannsherz Friedrichs II. erfreuten. Endlich wird die Steigung stärker, kegelförmig hebt sich der Burgberg aus dem Hochland heraus. Castel del Monte nimmt den Gipfel völlig ein, terrassenförmige Umfassungsmauern, die noch im Geröll nachweisbar sind, leiteten zum Berghang über. Schon der Grundriß schließt sich mit logischer Folgerichtigkeit dem Bauplatz an: hier nicht das längliche Rechteck, sondern ein Achteck als Hof, um den sich der achteckige Bau, wieder mit vorspringenden achteckigen Türmen, gruppiert (Abbild. S. 92). Dieselbe eiserne Regelmäßigkeit im Aufbau, acht Säle im Erdgeschoß, acht im Obergeschoß, in den acht Türmen Treppen oder kleine Zimmer. Mathematische Regelmäßigkeit der Anlage wie der Ausführung. Mit strenger

Trullo und Schöpfrad in der Umgebung von Bari.

Symmetrie sind die Räume des Erdgeschosses wie die des Obergeschosses unter sich gleich gehalten. Diese herbe Strenge des Gedankens der Anlage, die düstere, festungsmäßige Gewalt des Äußeren wie des Hofes und der steinerne Eindruck der mächtigen gewölbten Räume, sie wirken beklemmend auf den Besucher. Der Hof ist leer und düster, ein grüner Schimmer überzieht den feuchten Boden, in den leeren Räumen hört man einzelne Tropfen fallen, und Tropfsteinbildungen zeigen, wie lange schon die Wässer des Daches ihren Weg durch die Wölbungen genommen haben. Welch blendendes Bild der einstigen Schönheit vermag die Phantasie dem melancholischen Zustande von heute gegenüberzustellen! Betreten wir das Zimmer über dem Haupteingange, das einzige, das nur einen Zugang hat, und das man darum immer für das kaiserliche Privatgemach erklärt hat (s. farbiges Einschaltbild). Der Fußboden war mit glänzenden Mosaiken bedeckt, die Wände waren in sorgfältigen Kalksteinquadern gehalten, Bündel von weißen Marmorsäulchen — heute sind sie grün und rot angelaufen — trugen die Gewölbegurte, um die Türen zog sich eine Verkleidung von dunkelrotem, weißgesprenkeltem Marmor. Auf Marmorstufen stieg man zu dem durch eine Säule geteilten Fenster hinauf und genoß hier von bequemen Bänken den Blick über Apulien hinab. Diese Aussicht kann man in ihrer vollen Schönheit

Digitized by Google

erst von der Dachterrasse umfassen. Wendeltreppen führen in den Türmen hinauf, soweit diese nicht von kleinen Zisternen erfüllt sind, von denen aus eine Röhrenleitung den ganzen Palast mit Wasser versorgte. Der Blick weitet sich aus vom Monte Gargano bis über Bari hinaus, das endlose Meer gibt den blauen Hintergrund, aus dem die weißen Hafenstädte mit ihren Kastellen und Kathedralen herausleuchten, die Landstädte schmiegen sich den weichen Höhenzügen der Olivenwälder an, und um das Schloß und über die Berge nach dem Inlande zu, wo heute die graue, leblose Einöde, erstreckte sich einst der Wald. Kein zweiter Punkt in Apulien war so geeignet, ein kaiserliches Schloß zu tragen, als dieser Gipfel, dem das ganze beherrschte Land zu Füßen liegt, den die weiten Jagdgründe umgaben. Hier oben stand am 29. April 1905 Kaiser Wilhelm II. und ließ die Erinnerungen der glanzvollen Stauferzeit an sich vorüberziehen.

Ruine des staufischen Schlosses bei Gravina.

Friedrich II. scheint an dem 1240 begonnenen Bau des Schlosses persönlichen Anteil genommen zu haben. Aus den Bauformen ist das noch zu erschließen. Hoch im Hofe ist ein antikes Relief vermauert; wir wissen, der Kaiser sammelte Antiken und schmückte seine Bauten damit. Die antikisierenden Formen des Hauptportals, ein staufischer Triumphbogen, einst mit der Büste des Kaisers geschmückt, sie entsprechen seinen Bestrebungen, eine erste Renaissance der Kunst ins Leben zu rufen, für die seine berühmten Goldmünzen noch heute zeugen. Dazu französisch-gotische Konstruktions- und Schmuckformen, die beweisen, daß dem Kaiser auch die gewaltigen Fortschritte der französischen Kunst nicht entgangen waren. So ist der Bau das Spiegelbild seiner vielseitigen und weitsichtigen Persönlichkeit.

Wie dem auch sei, wir wissen nicht, ob der Kaiser sein Werk vollendet gesehen hat oder ob ihn der Tod schon vorher ereilt hatte. Was aber folgt, ist ein tragisches Verhängnis. Als am 4. März 1266 Helena, die Witwe von Friedrichs Lieblingssohne Manfred, in Trani gefangen genommen worden war, wurden Manfreds unmündige Söhne, der älteste damals kaum vier Jahre alt, nach Castel del Monte ins Gefängnis gebracht. Noch nach achtundzwanzig Jahren entsinnt sich ihr grausamer Gegner ihrer und erklärt es mit wunderbarer Großmut für unwürdig, sie vor Hunger verkommen zu lassen; später genehmigt er sogar, ihnen die Ketten abzunehmen! Das ist, was die Mauern des stolzesten Schlosses Friedrichs II. von den Schicksalen seiner Familie zu erzählen wüßten. Die Hirten aber sehen noch heute in hellen Mondscheinnächten, wenn die Asphodelosblüten den Berg bedecken, den schönen König Manfred zum Schlosse herausreiten.

Die unwirtlichen Höhen hinter Castel del Monte, die den Blick nach dem Binnenlande zu verschließen, bilden die Wasserscheide. Hat die Terra di Bari keinen Wasserlauf, ja nur vereinzelte Quellen, so beginnt jenseit dieser Berge ein Netz von tiefen Tälern, deren Gewässer sich in das Ionische Meer ergießen. Das landschaftliche Bild verschiebt sich vollkommen: welcher Gegensatz zwischen dem

Digitized by Google

apulischen Flachlande und den steilen waldbedeckten Tälern der Basilicata, deren Talsohle von ungestümen, rauschenden Bergwässern ausgefüllt wird! Oben im Gebirge am Fuße des Monte Vulture, dessen vulkanische Form schon von der Capitanata aus auffällt, haben die Normannen zuerst Fuß gefaßt, in Melfi war ihre Burg, in Venosa die Abtei, in der ihre Fürsten beigesetzt wurden. Die Staufer haben sich gern und viel in diesen Gegenden aufgehalten, und Friedrich II. hat hier, wie überall, an den strategisch wichtigen Punkten oder wohin ihn die landschaftliche Schönheit, der Wald und Wildreichtum lockte, Kastelle erbaut. Lagopesole, über dem gleichnamigen See gelegen, ist noch wohl erhalten; in Gravina steht auf dem Burgberg, wo der Blick sich in ein Netz von Tälern öffnet, die Ruine des Schlosses, ein Obstgarten füllt den Raum des Hofes aus und verdeckt die ursprüngliche Anlage, doch am steilen Hügelrande ragt der Palast mit seinen prächtigen Quadermauern noch bis zum dritten Stockwerk auf und läßt die ursprüngliche Anlage der Räume, die Gediegenheit und Schönheit ihrer Ausführung wohl erkennen (Abbild. S. 104). Unweit Gravinas liegt Altamura, von dessen stolzen Mauern, denen es den Namen verdankt, freilich nichts mehr zu sehen ist. Altamura hat eine staufische Erinnerung eigener Art: seine Kathedrale ist der einzige größere Bau, dessen Gründung auf den nicht kirchlich gesinnten Friedrich II. zurückgeht. Leider hat gerade dieser so unendlich wichtige Bau schon in früher und noch in neuester Zeit so viele Umgestaltungen erlitten, daß er nur noch in Einzelheiten eine Vorstellung friderizianischer Kirchenbaukunst zu geben vermag. Ein seltsames Verhängnis ließ diese fromme Schöpfung des Kaisers schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Erbauung einstürzen.

Von Altamura führt eine Fahrstraße durch die Berge nach Gioia del Colle, wo sie die Straße von Bari nach Tarent kreuzt. An dieser beherrschenden Stelle erhebt sich wieder eines jener mächtigen Schlösser aus friderizianischer Zeit, neben dem das Städtchen zwerghaft erscheint (Abbild. S. 105).

Das Kastell in Gioia del Colle.

Östlich von Gioia beginnt sich das Landschaftsbild zu verändern. Die Halbinsel zwischen dem Jonischen und dem Adriatischen Meere, in die Apulien ausläuft, bildet ein Flachland ohne die Bergscheidung in der

Digitized by Google

Mitte. Der Charakter weicht gänzlich von der Terra di Bari ab. Die üppigen Olivenwälder und Weinpflanzungen hören auf, die Bäume werden spärlicher, die großblättrigen Feigen überwiegen. Der nackte Fels tritt an vielen Stellen zutage: große Strecken, wo der leicht zu behauende Stein gebrochen oder richtiger aus dem Boden herausgeschnitten ist, nehmen sich wie Ruinenstädte aus. Künstliche Höhlen sind nicht selten, im frühen Mittelalter haben hier die Mönche des heiligen Basilius, die griechischen Rivalen der Benediktiner, ihre Kirchen und Klöster angelegt; in solchen halbverfallenen Grotten, die oft zum Viehstall profaniert sind, erzählen noch halbverblichene Fresken von der Kunst und dem Glauben der griechischen Eroberer. Unter den Gesteinarten der Gegend ist ein weicher Kalkstein von schöner goldgelber Farbe für die künstlerische Gestaltung der Bauten bestimmend geworden. Die sogenannte „pietra leccese“ hat durch ihre eigentümlichen Qualitäten die Bildhauer und Architekten Lecces und der Provinz zu ebenso kühnen wie eigenartigen Leistungen verführt.

Normannische Abteikirche bei S. Nicola e Cataldo in Lecce.

In Lecce sind wir im äußersten Süden Apuliens. Das Florenz des Rokoko, wie man Lecce nicht ganz zutreffend genannt hat, ist eine Stadt von gänzlich unapulischem Wesen. Freundlich und heiter, sauber und elegant, wirkt es bestrickend auf den Fremden, der zum erstenmal seine Straßen und Plätze betritt. In Lecce redet nicht mehr das Mittelalter, sondern die Neuzeit zu uns. Kaiser Karl V. machte es zu einer bedeutenden Festung, und der Gesamteindruck der Stadt ist durch die Barockkünstler bestimmt worden. Kirchen, Klöster, Paläste des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts scheinen sich in unabsehbarer Folge aneinander zu reihen. Freilich auch diese Künstler haben sich der Einwirkung des großen apulischen Mittelalters nicht entziehen können, und so mischen sich in ihren Schöpfungen mittelalterliche und Barockformen. Vom Mittelalter inspiriert, beleben sie die altapulische Sitte der Anbringung großer Tiergestalten wieder, aber unmittelbar neben romanisierenden Ornamenten bringen sie die neuen Formeln des Barocks, und die große theatralische Skulptur der Zeit zieht mit ihnen in Apulien ein.

Digitized by Google

So schaffen sie aus dem leicht bearbeiteten Material Werke von überschwenglichem Reichtum, Ausgeburten der tollsten Künstlerlaune, denen das Auge zu folgen nicht müde wird. Die Natur hat sich bemüht, das Willkürlich-Phantastische dieser Kunst noch zu steigern. Die Pietra Leccese verwittert an der Luft in unberechenbarer Weise zu den seltsamsten Formen, und so ist aus manch einer Figur der Barockzeit ein steinernes Rätsel geworden, das seine unverständliche Silhouette in den klaren blauen Himmel erhebt.

Wenn in der Stadt Lecce selbst alle Spuren der Zeit getilgt sind, in der hier normannische Grafen residierten, so steht unmittelbar vor ihren Toren noch ein Juwel normannischer Baukunst: die Kirche S. Nicola e Cataldo. Die Geschichte dieses Baues und des Endes der normannischen Herrschaft in Lecce ist eng verwebt mit dem Liebesroman der schönen Grafentochter und des sizilischen Prinzen Roger. Ihr Sohn Tankred, der nach langjähriger Verbannung in den Besitz der Grafschaft gelangte, war es, der nach dem Tode König Wilhelms II. Ansprüche auf die sizilische Königskrone seines Großvaters erhob, aber im Kampfe gegen Kaiser Heinrich VI. mit seinem ganzen Hause einen tragischen Untergang fand. Tankreds Bau, an dem verschiedene Inschriften den Stifter nennen, ist heute in den Friedhof einbezogen. Es ist eine der stimmungsvollsten Stätten Apuliens: eine lange Allee von Lebensbäumen führt auf die Kirche zu, die sich an einem weiten Platz erhebt, dem die schweigenden dunklen Bäume ein feierlich-ernstes Gepräge geben. An der Fassade (Abbild. S. 106) rühren nur das Portal und das Rundfenster vom ursprünglichen Bau her; aber die Blattfriese dieses Portals zeigen die wunderbare, einer Holzschnitzerei nahekommende Feinheit der Ausarbeitung, wie sie nur in der Pietra Leccese möglich ist. Die Kleinheit und Zierlichkeit dieser Ornamente steht in rechtem Gegensatz zu den schweren Barockformen, in denen die Fassade umgestaltet worden ist. Und dieses Gegensatzes werden wir uns erst recht bewußt, wenn wir vor die wohlerhaltene Seitenfront treten, die durch ihre eleganten Verhältnisse und ihre zurückhaltende Ornamentik einen unbeschreiblichen Reiz ausübt. Dieselben Vorzüge

Inneres der normannischen Abteikirche S. Nicola e Cataldo bei Lecce.

Digitized by Google

machen aus dem Inneren der Kirche einen der schönsten Räume süditalischer Architektur; das Auge folgt mit demselben Genuß dem klaren konstruktiven Aufbau des Ganzen, mit dem es vor den prächtigen Kapitälen verweilt (Abbild. S. 107). Legen wir aber die Wurzeln dieser Kunst bloß, so ergibt sich ein Bild kosmopolitischer Verbindung, wie sie für diesen Boden bezeichnend ist. Französisch ist der Bau seiner Konzeption und Konstruktion nach, byzantinische und selbst arabische Elemente kommen daneben zu Worte. Stärker als je empfinden wir aber, daß auf diesem Boden seit uralter Zeit Griechen und Italiker, Orient und Okzident, das griechische und das römisch-deutsche Kaisertum zusammenstießen. Steigen wir hinauf auf die Dachterrasse von S. Nicola e Cataldo, so schweift der Blick über die flache Terra d'Otranto und über das Meer, aber unfern im Osten erheben sich die steilen Zacken der akrokeraunischen Berge und Korfus. Dort lag die Heimat der schönen Gemahlin Manfreds, und über jene Inseln führten byzantinische und staufische Eroberungspläne ins Abendland und Morgenland.

So ist Apulien, das Land, das vergessen ist von den Reisenden aller Nationen, und das die wenigen, die es gesehen, so sehr begeistert hat, zuletzt keinen Geringeren als Kaiser Wilhelm II. So abwechselungsreich in den weiten Linien und satten Farben seiner Landschaft, so groß in seinen gewaltigen Denkmälern, so mächtig in seinen stolzen geschichtlichen Erinnerungen, die mit den unseren so eng verknüpft sind. Nur wer Apulien gesehen hat, begreift den ganzen Sinn des Wortes, das der „König von Pülle", wie Walter von der Vogelweide den großen Staufer nennt, gesprochen hat: Wenn der Gott der Hebräer mein Reich gesehen hätte, die Terra di Lavoro, Kalabrien, Sizilien und Apulien, so hätte er den Juden das verheißene Land nicht so gerühmt!

Greifenkonsole von einem Fenster der Kathedrale in Bari.

Digitized by Google

Saal in Castel del Monte. Nach einer Skizze von Carl Hradil.

Digitized by Google

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

(Nachdruck ist untersagt.)

I

Unten am Flusse ist immer Lärm. An der einen Seite stehen die hohen Backsteingiebel der Speicherhäuser, und davor liegen die plumpen, bauchigen, schwarzen Lastkähne, auf denen die Ladeknechte und Schiffer mit Ho! und Geschrei herumtrampeln, klettern, aus- und einladen. An der anderen Seite sind die geteerten hölzernen Schifferhäuser, klein und schief und krumm. Horden von Kindern spielen da, schreien und klappern im Laufen mit den Holzschuhen, die an den nackten Füßen stecken. Solche Holzschuhe tragen auch die Weiber, die vor den Häusern am Wasser hocken und ihre Wäsche spülen. Klitsch klatsch geht das mit den Linnenstücken in dem graugelben Flußwasser, und dabei ein Geschnatter von den vielen Weiberzungen, nicht zu sagen! In diesem Augenblick hat die Wäsche aber Ruhe. Die ganze Weiberschaft hat sich aufgeregt zusammengerottet und schwatzt, alle auf einmal. Sogar die Kinder sind hergelaufen und stehen mit offenen Mäulchen und Augen.

„Antje Groot, nun halt' den Schnabel und hör' zu, was Klaas Klaassen sagt!“ schreit eine große starke Frau in den Lärm, „wann habt Ihr sie gefunden, Klaassen? Heute morgen?“

Der alte Kerl, der breitspurig mitten zwischen dem Weibervolk steht, nickt mit wichtigem Gesicht. „Jawohl, Trien Mannis.

unten auf dem Sand. Es lag allerlei Zeug da angeschwemmt nach der bösen Nacht, Bretter und Treibholz und Tang. Und wie Jens und ich nach dem Boot herunter wollen, sehen wir da etwas Weißes, Glitzriges. Wir denken erst, es ist Schaum. Ist auch welcher. Aber mitten drin liegt ein Ding, ein Weibsbild, und ist fasernackt von oben bis unten" — ein paar Weiber juchen auf — „und hat statt der Beine zwei Fischschwänze, wie ein großmächtiger Flunder, mit Schuppen und Flossen dran —"

„Ist das wahr, Klaas Klaassen? Gewiß wahr?"

Klaas Klaassen schneidet gern auf, das weiß jeder. Aber er zwinkert jetzt gar nicht mit den Augen und macht ein Gesicht wie bei der heiligen Messe. „Die Fische sollen mich lebendig fressen, Trien Mannis, wenn sie nicht zwei Schwänze hatte. Ein leibhaftiges Meerminneke! Wir haben sie erst ins Wasser werfen wollen. Aber zuletzt hat Jens' Junge gesagt, wir wollten sie nach der Stadt bringen, da könnten sie sehen, was sie damit anfingen. Ist nicht leicht gewesen, sie zu kriegen. Das Ding biß und kratzte wie eine Katze. Da!" Er streckt seinen haarigen, braunen Arm aus dem Ärmel der Fischerjacke. Ein rotes Mal ist darauf wie von scharfen Krallen.

Die Weiber schlagen die nassen Hände zusammen. „Heilige Muttergottes! So eine Satanshexe! Wo habt Ihr denn das Ding gelassen, Klaassen?"

Der alte Kerl lachte verschmitzt. „Aufgepackt und in der Kiepe hergeschleppt. Meine Frau hat ihm ihren alten Rock und ihr Tuch umgetan, daß es doch nicht so sündhaft fasernackt unter die Leute käme. Wenn ihr es sehen wollt, es sitzt auf dem Markt."

„Auf dem Markt? Trien, hörst du? Komm, komm — du lieber Himmel, das müssen wir sehen! Antje, mach' zu!"

Sie sind auseinandergestoben wie gescheuchte Hühner. Klapp klapp die Holzschuh auf den Steinen, der hölzernen Brücke, nach der Stadt zu. Alles rennt und schreit, und der ganze Kinderschwarm hinterher.

Auf dem Markt ist auch Lärm. Es riecht da nach allerlei: nach rohem Fleisch und Blut und Käse und Grünzeug und Fischen. Denn die Fleischbänke sind da, und an die Groote Kerk, die sich hoch und streng und steingrau mit Pfeilern und abschüssigem Dach und Turm über das Gewimmel hebt, kleben wie niedrige Schwalbennester Buden und Büdchen und Verkaufsstände. Vor einer halben Stunde hat es geregnet, aber jetzt scheint die Sonne wieder, und alles blitzt und leuchtet: die plumpen, naßkalten Pflastersteine und die schlohweißen Weiberkappen, die grünen Krautköpfe, auf denen noch die Tropfen sitzen, die kindskopfgroßen, goldgelben Käse und das silberige Fischgeschuppe in Bütten, Kiepen und auf Brettertischen.

Um diese Fischstände herum drängt und schreit es jetzt, und die Ankommenden müssen sich schimpfend mit den Ellenbogen Platz schaffen.

Heiliger Krispin! Da, in Klaas Klaassens großer Kiepe sitzt es! Sitzt ganz in sich verkrochen, hat ein grobes, zerrissenes Tuch umgeknotet und die Arme auf dem Rücken verschnürt! Aber das Gesicht! Gott bewahr' uns! Weiß wie eine Kalkwand und darum her ein Gewirre von rotbraunem Haar, so wunderlich dunkel wie der Seetang draußen am Strande, und ganz naß!

Den dreisten Jungen, die um die Kiepe herumkugeln, macht dieses Haar Spaß, sie lachen und zupfen daran, bald hier, bald da, und schreien mit scharfen kleinen Kinderstimmen. Jetzt packt Antje Groots dicker Jan zu, mitten in das kupferige Rot hinein.

Aber auf einmal wirft das Ding sich blitzschnell herum, reckt den Kopf vor und beißt Jan in die Hand.

Der stolpert aufheulend zurück.

„Hallo! Verfluchte Hex'! Satansbraten!"

Ein Aufjohlen um die Kiepe her, aufgereckte Weiberfäuste, ein Gedränge, daß ein Tisch umpoltert und die Fische platschend und glatt unter den Füßen herumfahren.

„Willst du ehrlicher Leute Kinder beißen? Warte! Totschlagen soll man dich! Da hast du's!" Antje Groot hatte ihren Holzschuh abgezogen und schwingt ihn durch die Luft. Das Ding in der Kiepe tut einen kurzen Aufschrei, der untergeht in dem tollen Geheul. Schmutz und Steine und Kohlstrünke fliegen durch die Luft.

„Platz da! Ihr verwünschtes Weiberpack, wollt ihr wohl Ruhe halten? Habt ihr keine Ohren? Was ist da?"

Digitized by Google

Vor der polternden Männerstimme ist es auf einmal still und stiebt auseinander. Wer ist das? Der Marktvogt? Nein, Mynheer de Jonge, der Bürgermeister selbst!

„Zurück, Antje! He, siehst du denn nicht?"

Sie haben alle Respekt vor Mynheer de Jonge. Er ist dick und breit in seinem schwarzen Puffenwams und hat viel Geld und ein großes neues Haus am Markt. Und er ist auch ein strenger und gerechter Herr, der seine Sache versteht.

Er zieht jetzt die Augenbrauen hoch und fragt noch einmal: „Was habt ihr?"

„Mynheer, das Hexending da —"

„Sie hat meinen Jan —"

„Mynheer, Klaas Klaassen hat —"

Mynheer klopft mit dem Rohrstock hart auf den Boden. „Glaubt ihr, ich habe hundert Ohren, daß ich verstehen kann, wenn ihr alle auf einmal schreit?"

Antje Groot springt vor und zeigt mit dem ausgezogenen Holzschuh in ihrer Hand nach der Kiepe. „Seht Euch das an, Mynheer! Klaas Klaassen hat es gefunden und hergebracht. Es ist ein Meerminneke, ein richtiges Teufelsding, Gott soll uns bewahren!" Sie schlägt geschwind ein Kreuz dabei.

Mynheer de Jonge macht einen Schritt vorwärts und sieht jetzt, was in der Kiepe sitzt. Es hockt noch in sich geduckt und starrt ihm mit schwarzen, feindseligen Augen entgegen.

Ein junges Weibsbild. Mynheer sieht darauf herunter und pufft die Backen auf, wie immer, wenn ihn etwas bedenklich macht. Es sieht richtig aus wie ein Teufelsding, das ist wahr. Hexen brauchen nicht immer alt zu sein, die jungen sind sogar gefährlicher.

Aber er sagt nichts und tut erst noch einen Blick dahin. Blitz und Hagel, ein schönes Weib! Die de Jonges verstanden sich auf so etwas. Es wäre doch schade darum!

Mynheer sieht streng über die aufgeregt gaffenden Weibergesichter hin. „Teufelsding oder nicht, wollt ihr es denn mit eurem Heilbutt verkaufen, daß ihr es hier auf den Markt setzt?" Er wendet sich nach der Kiepe. „Wer bist du?" fragt er barsch.

Das Ding sieht ihn böse an und antwortet nicht.

„Wer bist du?" fragt er noch einmal, diesmal auf italienisch.

Keine Antwort. Nicht das leiseste Verstehen in dem weißen Gesicht, das unbeweglich bleibt.

Mynheer ist als junger Mensch viel in der Welt herumgekommen und zeigt das gern. Zwei, drei Sprachen probiert er noch durch, englisch, spanisch, sogar einen Brocken maurisch. Aber dann kehrt er sich ärgerlich ab. „Weiß der Teufel, wo sie herkommt. Aber sitzenbleiben kann sie hier nicht. Heda faßt an die Kiepe, zwei von euch. Wird's bald?"

Sie zögern erst alle. Dann kommen zwei widerwillig heran und fassen die geflochtenen Traggriffe. „Wohin denn, Mynheer?"

Er besinnt sich kurz. Dann zeigt er mit dem Stock quer über den Markt auf die schmale Gasse. „Zu den Beghinen. Was später daraus wird —" Er sagt den Satz nicht zu Ende.

Trapptrapp trotten die zwei stämmigen Fischweiber mit ihrer Last über den Markt, und das schwere, nasse, rote Haar hängt über den Rand der Kiepe und gleißt wie Kupfer. —

In dem großen Haus am Markt mit dem hohen Backsteingiebel und der Steintreppe, das den de Jonges gehörte, war schon eine Stunde lang der Tisch gedeckt. Bier stand da in einem hohen zinnernen Krug, und Käse und schwarzes Brot und Weizenbrot und Butter und geräucherte Fische und gesalzenes Fleisch. Und alle de Jonges saßen auch schon da um den Tisch, warteten und sprachen wenig. Die Ratssitzung dauerte heute recht lange.

Als Mynheer de Jonge endlich hereinkam, knurrte er nur kurz einen undeutlichen Gruß heraus und setzte sich schwer auf seinen Platz obenan.

Seine Tochter Jakeline schenkte ihm den Bierkrug voll. „Da war wohl wieder einer auf dem Markt, der schlechtes Maß und Gewicht hatte?" fragte sie etwas schläfrig, „es war so viel Lärm draußen."

Mynheer goß den Biertopf herunter und leckte sich die Lippen. „Nein, dieses Mal war es etwas anderes. Sie haben da so ein wildes Weibsbild aufgefischt oder gefangen."

„Ein wildes Weib?" Jakeline riß ihre runden, ein bißchen dummlichen Augen nun doch ganz weit auf, und die kleine Maritje

Digitized by Google

machte es ihr nach. „Habt Ihr es selbst gesehen, Herr Vater? Wie sieht es aus? Dürfen wir es auch sehen? Hat es Haare auf dem Leib wie Mynheer Alders Meerkatze?“

„Torheiten. Es ist ein Weibsbild wie ihr auch, bloß daß es keinen Lappen Zeug anhatte, als sie es fanden, draußen auf dem Sand.“

„Gerrit ist mit der Treckschuit hereingekommen und sagt, es soll gestern und diese Nacht die Hölle losgewesen sein,“ erzählte Dierk; der zweite, mit vollen Backen kauend: „Ein großes spanisches Schiff ist draußen auf den Sand gelaufen. Mann und Maus ertrunken.“

„Wie sieht das wilde Weib denn aber aus?“ frug Maritje noch einmal mit dünner Kinderstimme dazwischen.

Es hörte keiner auf sie.

„Und wenn sie nicht ertrunken wären, hätten die frommen Strandleute wohl etwas nachgeholfen, des Strandguts wegen,“ sagte einer, der im Schatten unten am Tisch saß.

Mynheer de Jonge wandte den Kopf. „Pieter, du bist auch da? Das ist recht.“

Die de Jonges waren sonst alle große, breite, blondrote Männer und derbe, rotbackige Mädchen. Aber Mynheer hatte noch diesen einen ältesten Sohn von seiner ersten Frau, die er sich in jungen Jahren aus Spanien geholt hatte. Pieter de Jonge saß mager und dunkel und fremd zwischen diesen Blondroten, bei denen die vielen guten Dinge anschlugen, die sie aßen, und die sich nicht mit überflüssiger Bücherweisheit schleppten. Er hatte von Kind auf einen Kopf fürs Lernen gehabt, und der Alte hatte halb Freude, halb Ärger an dem Sohn, der aus der Art schlug.

Seine Gedanken waren jetzt durch ihn in einen anderen Kanal gekommen. Er sah nachdenklich in seinen Biertopf. „Was ich sagen wollte, Pieter. Siehst du den Jan Allaert oft?“

„Jan Allaert? Jawohl, alle Tage. Er ist ja Kaplan an Sankt Bavo wie ich auch.“

„Ja, ja, ich weiß!“ Mynheer räusperte sich. „Sie sagten heute im Rat, er wäre auch unter die neuen Prädikanten gegangen.“

Dem anderen zuckte es in den dunklen, geraden Brauen. „Jan Allaert ist mein Freund. Der tut nichts, was unrecht ist. Sagt das denen im Rat.“

Der Alte zerbröckelte nachdenklich eine Käserinde. „Hm. Ja. Aber ich wollte doch, du wärest vorsichtig, Pieter. Du mußt nicht an dich allein denken, auch an mich. Es ist mancher, der mich gern vom Bürgermeisterstuhl haben möchte, wenn er könnte. Und dann wissen wir nicht, ob das Neue soviel taugt wie das Alte. Was wir an dem Alten haben, wissen wir. Wir sitzen gut, wie wir sitzen, wir de Jonges. Was gehen uns fremde Schwarmköpfe und Schreier an?“

Dem jungen Kaplan war es langsam braunrot in die Stirn gestiegen. Aber ehe er etwas antworten konnte, drang Maritje mit ihrer dünnen Stimme endlich durch.

„Aber wo habt Ihr denn das wilde Weib hingesteckt? Und wird es nun verbrannt?“

Mynheer lachte laut und polternd auf, und etwas eilig, als ob es ihn freute, das Gespräch abzubrechen: „O, über das neugierige Weibervolk! Bei den Beghinenschwestern sitzt es, und was daraus wird, weiß ich noch nicht!“

Da machte Pieter de Jonge die Lippen wieder zu und sagte nichts weiter. — —

Dieses alles war am Morgen gewesen. Am Abend dieses Tages, als das Glockenspiel von Sankt Bavo schon über dämmerige Straßen hinspielte und die Grachten unter den Brückchen und Steinbogen ganz nachtschwarz aussahen, ging Jakeline de Jonge vom Markt in eine schmale Gasse hinein. Sie trug einen großen Mantel, mit Pelz besetzt, und ein Meisje (Mädchen) mit einer Handleuchte ging vor ihr her. Eine de Jonge konnte sich das alles leisten.

An einer sehr stillen, sehr schwarzen Gracht, auf der gelbe Rüsterblätter schwammen, lag die Backsteinmauer des Beghinenhofes. Sie war so hoch, daß nur die Spitzen der Apfelbäume herübersahen, die ganz regungslos in der Abendluft standen.

Jakeline schlug mit dem großen Eisenklopfer laut und rasch an die Tür. Sie war auf dem Wege noch neugieriger geworden, weil ihr das Meisje mit wichtigem Gesicht allerlei Erschrecklicheș erzählt hatte, was sie von dem wilden Weib auf dem Markt gehört hatte.

Digitized by Google

Um diese Zeit saßen die frommen Schwestern sonst jede bei ihrem Öllämpchen und über ihrer Spitzenkante, und Gänge und Treppen waren ausgestorben. Von Amsterdam bis Mecheln gab es keine feineren Kanten als die, die hier im Beghinenhof gemacht wurden. Es war eine wahre Eifersucht zwischen den Schwestern, wer tagsüber am meisten von dem schleierzarten Gewirk fertigbrachte.

Heute blieb Jakeline aber verwundert in der Tür stehen. In der Tiefe des breiten, niedrigen Ganges war es ungewohnt lebendig. Wohl ein Dutzend großer Beghinenhauben, die wie riesige gespenstische Schmetterlinge aus der fahlen Dämmerung auf- und wieder hineintauchten; dazu aufgehobene gespreizte Hände und aufgeregt tuschelnde Stimmen.

Einer von den großen Schmetterlingen löste sich aus dem Haufen und bewegte sich auf die Tür zu. Ein ältliches Gesicht, wie ein kleiner verschrumpfelter Apfel, steckte darunter, das erst näher am Licht erkennbar wurde.

„Ach du liebe Mutter Maria! Juffrouw de Jonge selber! Wo wir eben von Mynheer, Eurem Vater, langes und breites geredet haben! Das heißt, eigentlich nicht von Mynheer selbst —"

Die große Jakeline mußte sich bücken, um ihren Arm in den der kleinen Beghine zu schieben. „Ich weiß, was Ihr geredet habt, Schwester Beate. Von der neuen Beghinenschwester! Ich will auch davon hören, deswegen bin ich gekommen."

„Deswegen? Da werdet Ihr Schönes zu hören bekommen!" Schwester Beate schlug die Hände zusammen. „Eine neue Beghine soll das sein, Mejuffrouw? Du lieber Himmel! Müh' und Not hat es gekostet, daß sie nur rechtliches Zeug auf dem Leib hat statt der alten Lumpen, aber die Haube will sie um keinen Preis aufhaben. Sitzt da und hat ihr sündhaftes rotes Haar um sich und redet kein Wort, solange sie hier ist!"

„Hat sie einen Schwanz?" frug Jakeline neugierig geheimnisvoll.

Sie standen jetzt mitten zwischen den anderen weißen Mützen. Eine von denen schüttelte sich ärgerlich.

„Ich habe keinen gesehen, Mejuffrouw. Aber wer weiß denn, mit was für Zauberei und Teufelskunst so eine umgeht!"

„Ja, Mejuffrouw, Mynheer, Euer Vater, hat uns ein schlechtes Geschenk damit gemacht, daß er sie uns hier hereinsetzte! Wo wir doch alle aus eingesessenen Geschlechtern sind und ehrbare Bürgerstöchter. Wenn Ihr was Gutes stiften wollt, Mejuffrouw, dann sorgt dafür, daß er sie bald wegholt. Er kann sie ja ins Spinnhaus setzen."

„Wollt ihr denn die Juffrouw de Jonge hier auf dem kalten Gang stehen lassen? Kommt herein, Mejuffrouw, ich habe mein Stoefken (Kohlenbecken) heiß, und ein paar Äpfel sind auch da."

Jakeline blieb stehen. „Ja, gern und schönen Dank! Aber, Schwester Machteldje, kann ich sie nicht vorher einmal sehen? Ich möchte so gern."

Das Altchen schüttelte ängstlich den Kopf. „Nein, nein, das geht nicht. Die Frau Mutter hat sie im Dunkeln eingeriegelt und verboten, daß einer hineingeht. Dahinten sitzt sie, in der leeren Kammer, aus der Schwester Lisabeth letzte Woche weggestorben ist."

Jakeline machte plötzlich ein schlaues Gesicht. „Da sitzt sie also? Und wenn ich nun geradeswegs hineingehe und sie mir ansehe, was wollt ihr dann machen? He?"

„Jakeline! Mejuffrouw!" Zwei, drei, fünf Schwestern waren gleich um sie herum.

Die alte Machteldje faltete die Hände. „Um aller Heiligen willen, wir tun Euch ja gern alles zuliebe, was Ihr wollt, Kindchen! Aber das geht nicht, das geht gewiß nicht! Wenn sie Euch nun etwas antut, bedenkt doch! Sie ist boshaft wie der Teufel, und Gott weiß, was sie einem lieben schönen Engel wie Euch alles an den Hals hexen kann!"

Der liebe, schöne Engel zögerte, stellte sich auf die Zehen und versuchte, durch das runde Guckfensterchen der Tür in die verschlossene Kammer zu sehen. Es war stichdunkel darin. Aber wie Jakeline das Ohr an das Holz legte, hörte sie dahinter ein eintönig klagendes Singen und Summen, ganz leise, leise. Da lief es ihr eiskalt über den Rücken, daß sie sich eilig wegwandte.

Als sie längst bei Schwester Machteldjes Stoefken saß und knackend in das weiße,

Digitized by Google

süße Fleisch ihres Apfels biß, waren ihre hübschen dummlichen Augen noch blank von heimlicher, ängstlicher Aufregung, wie bei einem Kind nach einem rechten Gruselmärchen. —

Die frommen Schwestern beklagten sich sonst öfters, daß kein Mensch hier draußen am Beghinenhofje vorbeikam, und daß es da so still und langweilig zu hausen wäre wie in einem Brunnen. Jetzt war das anders geworden. Von früh bis zum Abend war die Gasse und der schmale Steg über die Gracht belagert von Kindern und neugierigen Weibern. Abgeknabberte Apfelgehäuse und Erdklumpen flogen bisweilen an die Fenster oder über die Hofmauer, und wenn die Schwester Pförtnerin den Türklopfer fallen hörte und den Kopf durch das Guckfenster steckte, konnte sie ein dutzendmal am Tage hinter einer Horde Jungen herschimpfen, die johlend mit klappernden Holzschuhen um die nächste Ecke verschwanden.

All diese Gaffer bekamen aber nicht viel zu sehen. Nur hin und wieder eine Beghine, die mit dem Korb am Arm von einem ihrer Armengänge kam. Zwei- oder dreimal auch Mynheer de Jonge, den sie in seinem Puffenwams und dem großen Hut anstarrten wie ein Wundertier. Das letzte Mal kam er aber sehr schnell wieder heraus mit rotem, bösem Gesicht und fuhr ein paar Jungen derb an, die sich vor seinen Füßen herumbalgten.

Mynheer de Jonge hatte aber auch Grund, sich zu ärgern. So viel Schererei hatte er ja um die wichtigsten Stadtangelegenheiten nicht, wie um dieses fremde Weibsbild. Keiner wollte sie behalten, jeder schob sie dem anderen zu; und dabei war sie doch nun einmal da, und man konnte sie doch um der christlichen Barmherzigkeit willen nicht wieder in das Wasser werfen, aus dem sie aufgefischt war. Und wenn man noch wenigstens seinen Lohn für so viel Lauferei und unnütze Worte gehabt hätte! Aber Mynheer zog die Stirne kraus, wenn er an diesen letzten Besuch im Beghinenhofje dachte. Wie eine Katze war sie losgefahren, als er ihr nur ein wenig das weiße Fellchen auf der Backe klopfen wollte. Aber hübsch war sie, bei Sankt Agnes und ihren elftausend Jungfern!

Mynheer hatte dies alles in seiner Kammer in einem großen bequemen Stuhl durchgedacht, die Hände über dem Magen gefaltet. Bei der letzten Vorstellung wurden seine Augen stier und klappten zu, die elftausend Jungfern tanzten wirr durch seinen Kopf und hatten alle sonderbar rotgleißende Haare. Eben tat er wohlig aufseufzend einen ersten Schnarcher, als er plötzlich mitten darin wieder auffuhr wie gestochen.

„Was ist? Verflucht, wer stört mich da? Heraus, Maritje!"

Aber Maritje blieb an der Tür stehen, und hinter ihr war etwas Graues durch die Spalte zu sehen. „Die Frau Mutter von den Beghinen ist da!"

Mynheer stöhnte, aber er wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Mit etwas vertränten und blöden Augen, aber sehr würdevoll, ging er der Frau Mutter, die mit zwei Schwestern rechts und links in die Tür kam, entgegen. „Recht, recht, daß Ihr kommt und Euch besonnen habt, Frau Mutter. Da setzt Euch, und Ihr auch, Schwestern!"

Aber die Frau Mutter blieb stehen und machte ein säuerliches Gesicht. „Besonnen, sagt Ihr, Mynheer de Jonge? Ja, was sollen wir armen Frauensmenschen denn anders machen, wenn uns ein ganzer hochmögender Rat und Mynheer selber die Ohren taub redet? Richtig ist es nicht, daß Ihr uns so etwas auf den Hals packt, von dem Ihr selber nicht wißt, ob es vom Teufel oder sonstwo herkommt."

„Na, na, ruhig Blut, Mutterchen!" Mynheer klopfte die alte Beghine wohlwollend auf die Schulter. „Ihr sitzt in Eurem Hofje warm, und die Schüssel ist groß genug, daß noch eine dran satt wird. Wo sie herkommt, weiß ich freilich nicht, aber Ihr werdet noch Eure Freude haben, was das für ein mooies (hübsches) kleines Beghinenschwesterchen wird, wenn es erst das Ave und das Paternoster kann und ein Christenmensch ist!"

Das Altchen setzte sich nun doch auf den Stuhl, den Mynheer ihr hingerückt hatte, und legte die Hände breit auf die Armlehnen. „Wenn's erlaubt ist, Mynheer, darüber will ich eben mit Euch reden. Wir haben zugesagt, daß wir sie behalten wollen, aber nur, bis sie das Taufwasser gehabt hat. Unser Pater Jodokus sagt aber, er ist

für rechtliche christliche Ordensfrauen zum Kaplan gesetzt und nicht für heidnisches Landfahrergesindel. Er will nichts mit einer zu tun haben, die sich vor keinem Heiligen bekreuzt!" Sie war einen Augenblick still und sah aus kleinen Augen den dicken Mann schlau an. „Es weiß ja auch kein Mensch, was für eine Sprache sie redet, denn bei uns hat sie noch kein Wort gesagt. Wer der etwas beibringen soll, der muß mehr verstehen als andere Leute. Und da habe ich mir gedacht: es gibt keinen jungen geistlichen Herrn in der ganzen Stadt, der so gelehrt und so fromm ist wie Mynheer de Jonges Sohn. Und bin zum Dekan gegangen und habe es fertig gemacht, daß er uns den herschickt."

„Da soll denn doch —" Mynheer hätte beinahe geflucht; aber er besann sich noch rechtzeitig und zog nur weise und etwas streng die Stirn in Falten. „In Eurem Alter noch so voreilig! Warum habt Ihr mich nicht vorher gefragt, Frau Mutter? Ich kenne meinen Sohn, er hat ja den guten Willen" — er nickte väterlich wohlwollend vor sich hin — „aber die Erfahrung fehlt noch, die Erfahrung! Für so eine schwierige Sache solltet Ihr lieber einen Älteren nehmen, rate ich Euch."

Sie sah ihn sehr süß an. „Mynheer, wo die Gabe ist, wie bei Eurem Sohn, da ist die Erfahrung nicht so nötig. Habe ich nicht recht, Schwester Beate? Nein, nein, wenn einer bei so einer Kreatur etwas Gutes ausrichtet, dann ist es Hochwürden der Kaplan de Jonge, habe ich gesagt, und davon lasse ich mich nicht abbringen, mit Verlaub, Mynheer!"

Schlange du! dachte Mynheer de Jonge. Ein gefährliches Amt ist es, und die Frau Mutter weiß, warum sie es meinem Pieter zuschiebt. Sie gehört in die Freundschaft der van Cuyk, und Jakob van Cuyk, der Ratsherr, wäre längst gern an meiner Statt Bürgermeister. Verdammt!

Hab' ich den Fuchs in der Falle? sagte die Alte inwendig; ja, ja, Mynheer, Ihr habt uns die Suppe eingebrockt, so mögt Ihr sie nun auch auslöffeln helfen!

Sie nahmen aber Abschied voneinander mit sehr freundlichen Gesichtern und vielem Händeschütteln.

Als die drei Beghinen draußen tripptripp mit aufgehobenen Rocksäumen über die Pflastersteine des Marktes gingen, saß Mynheer wieder wie vorhin in seinem Stuhl, die Hände über dem Magen gefaltet, aber das Schnarchen war ihm vergangen. —

So war es gekommen, daß Pieter de Jonge, der Kaplan, an einem der nächsten Tage den Türklopfer am Beghinenhofse anschlug.

Die kleine Pforte sah niedrig und dunkel aus unter ihrem Steinbogen. Pieter blieb einen Augenblick fast erschrocken stehen, als sie aufsprang und eine Masse weißes Licht ihm in die Augen schlug.

Es war alles weiß in diesem Beghinenhaus. Die Wände schlohweis getüncht, und das Holz der Dielen und der breiten Treppen sah aus, als ob es frisch von der Hobelbank käme, und war mit weißem Sand bestreut. Die Sonne des hellen Herbsttages prallte durch die eckigen, bleigefaßten Rauten der großen, breiten Fenster grell auf all dieses Weiß herunter, und draußen auf dem Rasen des Gartens sah man wie frischen Schnee das Linnen der großen Herbstwäsche liegen, das gebleicht wurde.

Vier, fünf Türen hatten geknarrt, als der Mannesschritt auf den Fliesen klang; eine wurde plötzlich weit aufgemacht, die Frau Mutter selbst kam heraus, so hastig, daß sie auf dem knirschenden Sand fast ausglitt. „Da seid Ihr ja, mein lieber, junger, hochwürdiger Herr! Nein, die Freude! Aber nun kommt erst herein zu mir, ich habe da einen Muskatwein, ein Weinchen, sage ich Euch —" Sie schnalzte lüstern mit der Zunge und hielt ihre Tür einladend offen.

Der junge Kaplan sah ruhig in das schlaue Altfrauengesichtchen, dessen tausend Knitterfalten und Runzeln sich unter dem grellen Licht scharf in die welke Haut zeichneten. „Ich möchte lieber gleich zu ihr."

„Ganz wie Ihr wollt! Es ist recht, wenn die Jugend Eifer für das Amt hat. Es schadet Euch aber nichts, wenn Ihr vorher eine kleine Stärkung nähmet! Ich weiß ja wohl, daß fleischliche Versuchung Euch nichts zuleide tut, aber ich sage Euch, sie sieht sündhaft aus, wie die schlimmen Weiber im Frauenhaus an dem Achterwall, und sie hat den Teufel im Leibe!"

Digitized by Google

„Was geht mich ihr Leib an? Ich komme um ihrer Seele willen!“ sagte der Kaplan streng.

Die alte Beghine ärgerte sich. „Dann kommt, wenn Ihr es nicht abwarten könnt.“

Ein Riegel rasselte, und eine Tür quietschte in den Angeln. Der Kaplan blieb einen Augenblick ganz erstaunt stehen.

Die Kammer war klein und auch weißgetüncht. Aber es kam an dieser Hausseite nur ein schräger Sonnenstrahl ins Fenster, und in diesem Sonnenstrahl saß das Ding auf einem niedrigen Schemel. Es hatte Beghinentracht an, aber ohne die Haube. Und von dem bloßen Kopf hing das Haar ihr über den grauen groben Rock, dicht und schlicht, und braunte düsterrot in der Sonne. Ein paar Strähnen hatte das sonderbare Geschöpf zwischen den Fingern, spielte damit und summte vor sich hin.

Es hörte aber mitten darin auf und wandte den Kopf, als die Tür ging. Erst sah es die alte Beghine an, dann den Kaplan, der dahinter kam. Ein paar starre, schwarze Augen hatte es in einem sehr weißen Gesicht.

Der Kaplan wußte selbst nicht, wie das nun kam. Aber er sah plötzlich in diesen fremden, dunklen Augen etwas, das ihn ergriff. Nicht feindselige Bosheit, wie er erwartet hatte, sondern einen großen, hilflosen Jammer, wie wenn ein gehetztes Tier seine Quäler ansieht.

Ganz ohne sich zu besinnen, tat er einen Schritt auf sie zu. „Armes Kind!“ sagte er, aus heiß aufquellendem Mitleid heraus.

Jetzt springt die Katze los, dachte die Beghine. Aber es geschah etwas ganz anderes, als sie glaubte.

Das Ding sah den Kaplan einen Augenblick ganz erstarrt an, dann warf es die Arme hoch, faßte seine Hand in ihre beiden und küßte sie leidenschaftlich, zwei-, dreimal.

„Er zog sie weg, als ob es ihn brannte,“ erzählte die Frau Mutter nachher am Mittagstisch, „und er tat recht daran. Ja, ja, ich sage es ja, wenn man ein junges Weibsbild zahm haben will, muß man nur einen jungen, hübschen Beichtvater hinschicken.“

Sie hatte sich aber von ihren Gedanken nichts merken lassen. „Gott und die Heiligen sollen Euch beistehen, Hochwürdiger!“ hatte sie nur mit Salbung gesagt und war aus der Tür gegangen. Darauf tat sie sich viel zugute.

Der Kaplan war mit dem Geschöpf allein geblieben. Und das hatte plötzlich den Kopf hängen lassen.

„Verzeiht, Sennor —“

Hatte er recht gehört? Reinstes Spanisch? Er trat heftig zurück und zog die Stirn in Falten. „Was heißt das? Sie sagen mir ja, du kannst nicht reden?“

„Sennor, meine Sprache! Weiter, weiter, sprecht weiter!“ Sie war auf den Knien vor ihm, hatte wieder seine Hand, lachte und schluchzte durcheinander. „Einer, der meine Sprache redet —“

Der Kaplan riß böse seine Hand weg. „Was soll das alles? Wenn du reden kannst, warum hast du dich angestellt, als ob du kein Mensch wärest?“

„Warum soll ich sein wie ein Mensch, wenn sie nicht mit mir umgehen wie mit einem Menschen. Schleppen sie bei euch alle, die elend und verirrt sind, auf den Markt wie ein Stück Vieh und schlagen und schimpfen sie, Sennor?“ — sie schluchzte auf, aber ohne Tränen — „Ihr seid der erste, der hier ein gutes Wort zu mir gesagt hat!“

„Steh auf!“ sagte der Kaplan grob, weil er sich in seiner Verwirrung nicht anders zu helfen wußte. „Wo kommst du her?“

Das aufgeregte Mädchen wurde plötzlich ruhiger. Wie sie aufstand, strich sie sich mit beiden Händen das Haar aus dem schönen, etwas scharfen Gesicht. „Wir sind vor zwanzig Tagen aus Lisboa gesegelt. Hier, nah an der Küste, in der Nacht, kam der Sturm. Wie es alles zuging, weiß ich nicht mehr. Es war wie ein Gericht Gottes. Mein Vater —“

Der Kaplan hob plötzlich den Kopf. „Gottes, sagst du? Bist du denn getauft?“

Es kam keine Antwort. Das Mädchen schloß die Augen halb und den Mund sehr fest.

„Ich frage dich, ob du getauft und ein Christenmensch bist?“

Er erschrak vor dem Haß in ihren Augen, die sie plötzlich groß und dunkel aufmachte.

„Nein!“ sagte sie hart, „wenn ich getauft wäre, säße ich nicht hier in diesem verfluchten Lande. Wenn ich und meine Brüder und mein Vater getauft wären, dann läge der eine nicht draußen unter dem Wasser,

und die anderen wären nicht auf dem Markt von Toledo mit Feuer verbrannt, weil sie den Gott unserer Väter nicht lästern wollten —"

„Ein Judenweib bist du also?" fragte Pieter de Jonge langsam und etwas verächtlich, „warum hast du das nicht eher bekannt?"

„Damit sie es mit mir machten wie mit meinen Brüdern? Ich kenne euch!" Das Mädchen sah ihn plötzlich fest an. „Sennor, ich habe noch mit keinem, der das Kleid trug, so gesprochen wie mit Euch. Es kam, weil Ihr gut zu mir gewesen seid. Und — und weil Ihr aussieht wie die Männer bei uns. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr nun hingehen und mich verraten."

„Verraten? Mach' keine großen Worte. Wenn ich dich auch angebe, hier tut dir keiner etwas. Der spanische Inquisitor hat hier nichts zu sagen. Freilich, auf einen goldenen Stuhl werden sie dich auch nicht setzen." Er sprach ärgerlicher, als er eigentlich wollte. Es war ihm, als ob da etwas mit ihm spielte. Erst das große Mitleid, dann plötzlich die kalte, verächtliche Enttäuschung; und jetzt schlug ihn doch wieder die Reue. „Es geht mich nichts an, wer du bist," sagte er laut, „ich komme nur, um zu tun, was meines Amtes ist, und dich zur heiligen Taufe zu bereiten."

„Zur Taufe? Zur Taufe, sagt Ihr, Sennor? Die Mühe spart Euch! Ehe ich leide, daß ein Tropfen von eurem verfluchten Wasser an meinen Leib kommt, eh' soll mich der Gott meiner Väter —"

„Schweig und lästere nicht!" fuhr er sie an. „Auf den Knien danken sollst du, wenn einer deine Seele dem Teufel aus den Krallen reißt, dem dein gottverdammtes Volk gehört! Verstehst du? Du wirst zuhören!"

„Versucht's!" Sie sah ihn mit bösen, trotzigen Augen an und kreuzte die Arme über der Brust.

Da riß Pieter de Jonge die Geduld, die nie sehr lang war. Er schlug mit der flachen Hand auf sein Brevier, daß es klatschte. „So fahr zum Teufel, wenn du es nicht anders willst. Ich habe hier nichts mehr zu suchen."

Das Mädchen sah ihn starr an. „Ihr wollt weg, Sennor? Ihr kommt doch wieder?"

Er war schon an der Tür und sah sich nicht um. „Nein. Wozu?"

Auf einmal fühlt er ihre Hände fest um seinen Arm, ihre Stimme zitterte vor leidenschaftlicher Angst. „Nein, nein, Sennor, ich will alles hören, alles, was Ihr wollt! Nur daß Ihr hierbleibt, daß Ihr wiederkommt! Versprecht mir das, laßt mich nicht allein!" —

Ein paar schwatzende Weiber, die an dem Steg standen, sahen Pieter de Jonge nach, als er fast um Mittag aus dem Beghinenhof kam. Die eine schüttelte die weiße Mütze. „Eine Sünde und Schande, daß sie solch einen frommen, jungen geistlichen Herrn zu diesem Teufelsding schicken. Gott weiß, was die ihm antun kann!" —

Wer in diesen Tagen Pieter de Jonge nach dem Meerminneke im Beghinenhof frug, der bekam eine grobe Antwort, und wenn es seine eigene Schwester war. Er mochte nicht einmal gern daran denken, geschweige denn davon schwatzen. Am liebsten hätte er die Finger ganz aus der Sache gelassen, aber das konnte er nicht, weil er ja von Amts wegen geschickt war. Und das Mädchen selbst gab ihm auch keine Ursache dazu, denn das zweite und dritte Mal hatte sie ganz still seine gründliche und langatmige Unterweisung über die ersten Stücke der Christenlehre angehört, ohne ein Wort des Widerspruchs.

Auch die Frau Mutter vom Beghinenhaus gab zu, daß sie sich jetzt halbwegs wie ein vernünftiger Mensch benähme, wenn sie ihr auch noch nicht recht traute. Wunderlich war es doch, daß sie immer in der Sonne saß und unglücklich schien, wenn einmal ein grauer Regentag war, und daß sie mit keiner Macht der Welt zu bewegen war, die Beghinenmütze auf ihr gleißendes, häßliches rotes Haar zu setzen! Die Frau Mutter hatte auch längst heraus, daß sie reden konnte, und horchte anfangs stundenlang an der Tür. Aber zu ihrem Kummer konnte sie die Sprache nicht verstehen, in der das Ding und auch der Kaplan selbst redete. Und aus diesem Pieter de Jonge war nichts Näheres herauszubringen. Nur daß sie in der Sturmnacht neulich an der Küste schiffbrüchig angespült sei, hatte er ihr verraten. Und das war doch recht wenig.

Digitized by Google

Pieter de Jonge wurde aber nicht mehr lange mit diesen Fragen geplagt, denn in der folgenden Woche geschah etwas, über das die ganze Stadt genug und übergenug zu reden hatte, und über dem sogar Jakeline und Maritje das Meerminneke vergaßen.

Es war in den Wintermonaten immer Wochenpredigt in Sankt Bavo, am Mittwoch nach dem Vesperläuten. Wenn die Leute in die Kirche kamen, war es noch ganz hell, daß man die Malereien über den Bogen deutlich erkennen konnte. Wenn der Prediger seinen Text verlas, fing ein feines, durchsichtiges Dunkel an, sich unmerklich in der Kirche zu verbreiten. Erst hing es nur oben an der hohen Decke, ließ sich dann langsam an den Säulen herunter in den Chor, daß die goldenen Schnitzereien des Altars geheimnisvoll daraus herfunkelten. Dann unterbrach sich der Prediger, um mit Feuerstein und Zunder die Kerze anzuzünden, die neben seinem Lesepult stand, und unten im Gestühl des Schiffes sprang hier und da auch solch ein Lichtchen auf. Wenn das Amen von der Kanzel kam, standen diese rötlichen Lichtpunkte verstreut in völliger Dunkelheit, und von ihrer grell beleuchteten Basis schienen die dicken Säulen ohne Ende in eine hohe, schwarze Nacht hinaufzuwachsen.

An diesem Mittwoch hatte Jan Allaert die Vesperpredigt. Jan hatte als Junge mit Pieter de Jonge gespielt, hatte Jakeline und die ganz kleine Maritje an den gelben, hübsch gebundenen Zöpfchen gerissen und immer zehn tolle Streiche auf einmal im Kopf gehabt. Deshalb hatten die beiden Mädchen jetzt auch noch nicht viel Respekt vor seiner Geistlichkeit. Aber sie gingen doch in die Predigt: denn erstens war eine Predigt immer noch unterhaltlicher als so ein langer Abend zu Haus, und dann war es auch hübsch, im feinen, pelzbesetzten Mantel, das heiße Stoefken unter den Füßen, in dem großen Ratsstuhl zu sitzen und die Kleider und Mäntel der anderen Ratsfrauen heimlich zu besehen und zu vergleichen.

Als sie dieses Mal kamen, stieg Jan Allaert eben das Kanzeltreppchen herauf. Es war noch hell genug, daß sie sein Gesicht deutlich sehen konnten. Er war weiß und rot wie ein Mädchen und hatte etwas fröhlich Zuversichtliches in den Augen.

Er las erst mit seiner frischen Stimme einen Prophetentext herunter, wie er gewöhnlich für die Vesperpredigten genommen wurde. Unten im Kirchenschiff setzten sich alle, die gewohnt waren, in dieser Dämmerstunde ein gottseliges Schläfchen zu tun, bequem zurecht und seufzten befriedigt. Dann fing der Kaplan Jan Allaert an zu sprechen.

Es waren viele in der Stadt, die sich bis an ihr Lebensende deutlich an diese Predigt erinnerten und als alte Leute noch aufgeregt wurden, wenn sie davon erzählten. Bis in jede kleinste Einzelheit hinein hatten sie alles behalten.

Jan sprach erst ganz ruhig, so daß keiner etwas Schlimmes oder Ungewöhnliches ahnte. Aber dann, nach und nach, wurde seine Stimme lauter und hallte förmlich wider in der dämmerigen Säulenkirche, daß ein paar aufgeschreckte Schläfer die Augen aufrissen und sich unbehaglich umsahen. Um die Zeit, wo sonst der Prediger das Kanzellicht ansteckte — was Jan aber nicht tat —, war ein Scharren und Rücken und Tuscheln im Ratsstuhl und eine unterdrückte Unruhe, die etwas Feindseliges hatte. Das war bei jener Stelle der Predigt, wo Jan Allaert von den falschen, verdammlichen Götzen sprach, und von den goldenen und silbernen Bildern gestorbener Menschen, über denen der unsichtbare einige Gott in den Herzen der Christenmenschen vergessen würde. Ein paar im Ratsstuhl saßen vorgebückt und hielten die Hand an die Ohren, und einer, der gerade von seiner Kerze beleuchtet war, machte ein erschrockenes und nicht sehr kluges Gesicht. Das war der alte Ratsherr Allaert.

Und dann, als die große Kirche ganz dunkel wurde und nur noch hier und da die Lichtersternchen zuckten, wurde seine eben noch laute, zornige Stimme anders und sehr freundlich. Das war, als er von dem gnädigen Gott und lieben Heiland sprach, der nicht wie ein weltlicher König Hofschranzen und Diener zwischen sich und seinen Untertanen haben wollte, sondern zu dem jeder armselige Mensch, hoch oder gering, in seiner Sündenangst geradeswegs kommen könnte, weil er ihm ebenso lieb und wert sei wie irgendeiner von denen, die sie große Heilige nennen. „Kommt her zu mir ...“

Digitized by Google

Da ging im Dunkeln eine Bewegung und ein Schluchzen durch die Bankreihen, wo die kleinen Leute und die Armen saßen, aber im Ratsstuhl war eine eiskalte Stille.

Als es zu Ende war, stand auf den Ratsbänken alles wie ein Mann auf und drängte zum Ausgang.

Maritje de Jonge sah noch mit weiten, warmen, verwunderten Augen nach der Stelle hinauf, wo sie des Predigers Gesicht durch die Dunkelheit mehr geahnt als gesehen hatte. Aber Jakeline hatte sie fest an der Hand gepackt und riß sie hinter sich her.

Draußen war es sehr dunkel und ein Gedränge, nicht zum Durchkommen. Jakeline machte ein böses Gesicht: war das Respekt vor dem Rat? Von allen Seiten wurde man gepufft und gedrückt, trotzdem doch jeder wußte, daß sie Juffrouw de Jonge war!

Maritje sah sich um, als sie im Gewühl plötzlich ihre Hand gefaßt und geschüttelt fühlte.

„Maritje, Schäfchen, habt Ihr ihn auch gehört? Hat er nicht gesprochen wie ein Engel vom Himmel? He? — Butterweich ist einem zu Sinn geworden! Daß ich das noch erleben darf!"

Die große Frau mit dem derben, roten Gesicht unter der weißen Mütze war Maritjes Amme gewesen. Sie hatte vor Jahren aus de Jonges Hause weg Sivert Mannis geheiratet, der Torwächter auf der Leidener Poort war.

Jetzt war sie schon wieder weg, ehe Maritje antworten konnte, und arbeitete sich mit den Ellenbogen durch das Gedränge. „He, laßt mich durch, Leute! Ich muß ihn noch einmal sehen! Platz, weg da!"

Die Sakristeitür öffnete sich in die kleine Küsterwohnung, die an die Kirchenmauer angeklebt war. Vor der staute sich das Gewühl. Alles frug und schwatzte aufgeregt durcheinander, und als das Türchen des Küsterhauses plötzlich von einem aufgemacht wurde, schrien ein paar Weiber vor Angst, so heftig drängten die Vordersten zurück.

Jan Allaert, der mit seinem raschen Schritt aus der Tür kam, blieb ganz erstaunt stehen. Dicht neben dem Ausgang hing unter einem Marienbild eine kleine, rote Lampe. In deren schwankendem Licht sah der junge Kaplan die vordersten Köpfe, von denen die Kappen jetzt herunterflogen. Es war nur ein Gemurmel statt des Lärms von vorhin.

„Was habt ihr denn hier, Leute?" frug Jan Allaert laut.

Es war einen Augenblick still. Auf einmal drängte ein Weib sich durch und streckte ihm eine große, feste Hand hin. „Gott segne Euch, junger Herr! Ihr habt uns recht viel Gutes gesagt!" Sie wandte den Kopf zurück. „He, Leute, macht Platz für den Kaplan! Aber sperrt die Augen auf, so einen kriegt ihr nicht alle Tage zu sehen!"

„Trien Mannis, wollt Ihr wohl den Mund halten!" Der junge Prediger schüttelte mit seinem frischen Lachen der Frau die Hand. „Es freut mich, wenn ihr aufgepaßt habt! Aber ihr braucht darum keinen solchen Lärm zu machen! Gute Nacht, guten Leute!"

Sie wichen rechts und links zurück, daß er durch eine Gasse zwischen zwei Menschenmauern in die Dunkelheit hineinging. Gleich hinter ihm zerstreute sich alles in dem feinen Regengeriesel, durch das das rote Marienlämpchen in einen dunstigen Lichthof schien. Bis in die schmalsten Gassen unten am Fluß zog sich das Geklapper der Fußtritte und die erregten Stimmen.

Vor dem Hauptportal von Sankt Bavo war es nicht so begeistert zugegangen. Da trafen sich die, die im Ratsgestühl gesessen hatten: dicke, große Männer in breiten Mänteln, mit ihren Frauen hinter sich und mit jungen Töchtern wie Jakeline und Maritje. Man blieb aber heute kaum beieinander stehen. Jeder hatte das unbehagliche Gefühl, daß etwas Unerhörtes geschehen war, und wußte doch nichts daraus zu machen. Ein paar nur gingen an den alten Allaert heran und gaben ihm gedrückt die Hand, wie bei einem Trauerfall. Aber er wandte sich böse weg und stieß schnaufend die Luft aus, wie immer, wenn er sich ärgerte.

Mynheer de Jonge sprach kein Wort auf dem kurzen Rückweg, und als er sich zu Hause aus seinem großen Mantel schälte, war er so rot im Gesicht, als ob er den Stickfluß kriegen sollte. Einer von seinen Söhnen frug ihn etwas, aber er fuhr ihn so grob an, daß der erschrocken den Mund nicht mehr auftat.

Er blieb auch den Abend und den nächsten Tag so stachelig, es war nicht gut, ihm

Digitized by Google

über den Weg zu laufen. Das ganze Haus de Jonge atmete auf, als er endlich die breiten Haustürstufen schwerfällig herunterstieg, um auf das Stadthaus zu gehen. Dann kam er erst in der Dämmerung zur Essenszeit wieder, und vor dem vollen Teller hielt bei ihm das saure Gesicht selten stand, besonders wenn Jakeline dafür sorgte, daß seine Lieblingsschüssel auf den Tisch kam.

Jakeline saß an diesem Nachmittag über ihrer feinen Spitzenkante, stichelte und zählte Fäden, und ihr gegenüber am Tisch knackte Maritje Nüsse. Sie sprachen nicht viel, und Maritje langweilte sich schon längst, als ein Schritt draußen die Steintreppe heraufkam, immer zwei Stufen auf einmal.

„Ihr, Jan!" sagte Jakeline sehr langgedehnt und steif, als gleich darauf einer in die Stube kam, rasch und sicher, als ob er von jeher hereingehörte.

Jan Allaert merkte gar nicht, daß Jakeline würdevoll sein wollte, trotzdem sie sehr gerade saß und ihm nicht die Hand gab. Er saß schon neben seiner Base — sie waren Drittgeschwisterkinder — auf der Wandbank, frug nach Dom Pieter, erzählte, daß draußen ein frischer Wind wehte, und füllte die ganze Stube bis in alle Ecken mit seiner zuversichtlichen, warmen Fröhlichkeit.

Maritje hatte ihm kaum auf seinen Gruß geantwortet. Sie saß ihm jetzt gegenüber, knackte ihre Nüsse weiter und blinzelte immer, wenn sie einen Kern zwischen die Zähne schob, unter den hellen Wimpern her beobachtend in sein Gesicht, während er mit Jakeline sprach.

Auf einmal sah er zu ihr hin, daß sie sich schnell wegwenden mußte. „Schmecken die Nüsse gut?"

Sie nickte knuspernd, ohne zu antworten.

Sein Gesicht blieb ganz ernsthaft. „Früher waret Ihr höflicher, Juffrouw Maritje. Gegeben hättet Ihr mir zwar auch keine Nüsse, aber Ihr hättet sie mir an den Kopf geworfen, und dann hätte ich sie fangen und aufknacken können."

Maritje sah noch immer nicht auf, aber sie legte mit der flachen Hand ein halb Dutzend Nüsse zu ihm über den Tisch hin. „Da, wenn Ihr welche mögt."

Das klang ganz artig und etwas schüchtern. Wie Jan Allaert zugriff und ein paar Nüsse zwischen den Händen zerknackte, nickte er langsam vor sich hin.

„Jakeline, Eure Schwester ist eine ehrbare, ernsthafte Juffrouw geworden, das muß ich sagen. Ich habe es erst nicht glauben wollen, als die Leute von ihr erzählten, sie wollte Klosterfrau werden. Aber jetzt sehe ich, daß sie doch recht haben müssen."

„Ich eine Klosterfrau! Wer sagt das? Das ist nicht wahr!" Das Kind fuhr plötzlich auf, ihre Augen funkelten ordentlich. „Es fällt mir nicht ein, Klosterfrau zu werden! In diesem Jahre gehe ich schon mit zum Tanzen auf das Stadthaus wie Jakeline und die anderen Großen alle!"

Jan warf den Kopf zurück gegen das braune Wandgetäfel und wollte sich totlachen, daß ihm der Spaß gelungen war. „Auf den Stadthaustanz? O Maritje, Maritje, wie wollt Ihr denn da einen Tänzer finden, der klein genug ist für so ein kleines Juffertje?"

Er wartete, daß sie ihm darauf antwortete, und zwar gepfeffert. Es kam aber keine Antwort, Maritje sah nur vor sich hin und schob die Unterlippe etwas trübselig vor, als sie merkte, daß sie genarrt war.

Jan beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht. „Aber wo ist denn die kleine moye (hübsche) Maritje geblieben, die immer lachen kann? Ihr seid ja so zahm wie die Hirsche in Baron Brederodes Tiergarten, als ob Ihr Angst vor mir hättet!"

Maritje hob den Kopf und sah ihn an, sie war blutrot geworden. In ihrem kleinen schnippischen Mädchengesicht war etwas Scheues, das sie reifer aussehen machte. „Ich weiß nicht — es ist — Ihr seid so anders — als gestern in der Kirche," stotterte sie verlegen heraus.

„Aber Ihr habt mich doch schon öfter eine Predigt halten hören und mir nachher erzählt, daß Euch die Weile recht lang geworden wäre dabei, Maritje!"

Nun standen ihr sogar die Augen hell voll Wasser. „Nein — aber gestern gewiß nicht!" sagte sie nur ungeschickt.

Er verstand sie und lachte nicht mehr. Aber in seinem Gesicht blieb diese warme Helligkeit, wie er über den Tisch langte und die kindliche, runde Hand klopfte, die zwischen den Nußschalen lag. „Maritje, ich bin aber

Digitized by Google

heute kein anderer als gestern. Ein rechter Christenmensch lobt seinen Gott nicht nur, wenn er betet, auch wenn er lacht und fröhlich ist. Und er hat auch Ursach' dazu. Wißt Ihr auch, warum?"

Das Mädchen nickte eifrig und glücklich. „Ja, ja, ich habe alles behalten! Weil unser Herr Christus —"

Jetzt legte Jakeline aber mit einem Ruck ihre Arbeit vor sich auf den Tisch. „Maritje, Jan Allaert ist nicht gekommen, um mit einem Kind, wie du bist, zu reden," sagte sie streng. „Wie geht es Eurer Mutter, Jan? Hat sie noch das Gliederreißen, oder hilft das Pflaster, das sie im Beghinenhof machen? Es soll gut dafür sein, sagt Schwester Machteld."

Jan kam aber nicht mehr zum Antworten, denn draußen auf der Treppe schnaufte und polterte etwas und trat stark und gewichtig auf.

Mynheer de Jonge blieb an der Tür stehen und machte ein merkwürdiges Gesicht. „Du, Jan?" sagte er gerade so gedehnt wie seine Tochter Jakeline vorhin, als er den Besuch sah.

Jan Allaerts Harmlosigkeit mußte wirklich eine besondere Gottesgabe sein. Mynheer de Jonge ärgerte sich ordentlich, daß dieser junge Mensch gar nicht merkte, was er ihm doch bemerkbar machen wollte. Man mußte ihn schon mit der Nase daraufstoßen.

Als nach einer Viertelstunde, in der das Gespräch steif und kümmerlich tropfenweis ging, Jan endlich aufstand, blieb der Bürgermeister an der Tür vor ihm stehen.

„So. Du willst also gehen. Hm." Er räusperte sich stark. „Jan, du weißt, daß mein Haus immer für alle aus der Freundschaft offen steht. Das muß auch so sein, wir de Jonges haben es ja dazu. Aber es steht nur offen für rechtliche Leute und nicht für Schwarmgeister und neue ketzerische Prädikanten. Hörst du, Jan? Es sollte mir leid tun, wenn du so einer wärest."

Es war ganz gegen allen Respekt, aber Jan lachte hell heraus. „Oom Pieter, sehe ich aus wie ein Schwarmgeist?"

Mynheer sah mißbilligend über das frische, ehrliche Gesicht vor sich weg. „Auf das Aussehen kommt es nicht an. Was du da gestern in Sankt Bavo geredet hast, das hätten diese verwünschten Prädikanten auch nicht schlimmer machen können."

Jan Allaert sah mit freundlich klugen Augen dem anderen in das rote Gesicht. „Oom Piet, in Euer Haus bin ich meintag nicht als Priester und Prädikant gekommen. Immer nur als der Junge, gegen den Ihr gut gewesen seid, und den Ihr mit Pieter zugleich geprügelt habt, wenn er Dörrfeigen aus der Lade gestohlen hatte!"

Aber Mynheer de Jonge schüttelte ärgerlich streng den Kopf. „Ich spreche nicht im Scherz, Jan. Es tut mir ja leid. Aber auf wen die ganze Stadt sieht, der darf in seinem Hause kein Ärgernis geben. Das verstehst du doch?"

Da wurde Jan Allaert auch ernsthaft. „Ja, das verstehe ich. Ihr nehmt es mir also nicht übel, wenn ich mich für die nächste Zeit nicht bei Euch sehen lasse, Oom?"

„Nein, nein, gewiß nicht! Du mußt auch nicht glauben, daß ich es nicht gut mit dir meinte, Jan, du bist ja meiner Mutter Schwestersohn, aber —"

Während Mynheer ihn erleichtert und eilig hinausbegleitete und Jakeline steif von ihrer Stickerei nickte, sah Jan Allaert sich nach Maritje um. Sie war ganz verschwunden. Aber als er draußen seinen großen schwarzen Hut auf den Kopf setzte, fiel plötzlich eine Nuß heraus und kollerte über den Boden. Er lachte und hob sie auf. Das war wieder die richtige Maritje!

Er sah heiter und zuversichtlich aus, und nicht wie einer, dem die Tür gewiesen ist, als er die breite Treppe des de Jongeschen Hauses herunterstieg.

Auf seiner gepflasterten Hausdiele stand aber Mynheer de Jonge und schlug sich vor den Kopf. Diese Dummheit, daß er dem Jan nicht auch noch gesagt hatte, er sollte sich nicht unterstehen und Pieter mit in diese Geschichte hereinziehen. Die beiden hatten von jeher bei allen Streichen zusammengesteckt, schon bei den Dörrfeigen war das so gewesen. Na, er wollte dem Pieter selbst noch einmal ins Gewissen reden. Vielleicht ließ er sich heute noch einmal sehen.

Mynheer de Jonge wartete aber umsonst auf seinen Sohn Pieter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebäude der „Komischen Oper" an der Weidendammer Brücke in Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Aus dem musikdramatischen Leben

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Das wichtigste Ereignis in unserem gesamten deutschen musikdramatischen Leben des letzten halben Jahres ist die Eröffnung der „Komischen Oper" in Berlin. Ich habe gelegentlich der Besprechung von Humperdincks „Heirat wider Willen" an dieser Stelle die Bedeutung zu schildern versucht, die die Pflege der komischen Oper für unser gesamtes musikalisches Dasein und darüber hinaus für unsere Auffassung der künstlerischen Kultur besitzt. Ich will die dort gegebenen Darlegungen nicht wiederholen. Innere Gründe unseres gesamten geistigen Lebens, verschärft durch die bestimmenden äußeren Geschehnisse unserer geschichtlichen Entwickelung, haben es mit sich gebracht, daß die komische Oper in Deutschland immer nur verhältnismäßig geringe Pflege gefunden hat. An der rein musikalischen Entwickelung lag es, daß, als in unserem Volke das Verlangen nach einer komischen Oper lebendig war,

Digitized by Google

dieses keine, wenigstens keine nationale Erfüllung finden konnte. Selbst ein Mozart war seinen Volksgenossen zu schwer, „zu schön", wie der Kaiser Josef zu ihm sagte, wobei er dann rasch hinzufügte: „zuviel Noten". Und doch hatte gerade Mozart erfaßt, genauer erfühlt, weshalb die in ihrer Art meisterhafte italienische Opera buffa Deutschland nicht genügen konnte. Er hatte gefühlt, daß wir Deutsche in der Musik nun einmal des wirklich tiefen lyrischen Lebens nicht entbehren können. Selbst das einfältige, oft rohe Singspiel hatte die Empfindungsbedürfnisse ausgiebiger befriedigt als die in ihrer letzten Tendenz gemütsrohe italienische Opera buffa. Musikalisch künstlerische Ansprüche hat es freilich nicht erfüllen können.

Immerhin wir fühlen: Mozart hätte sein Volk zu sich erzogen, wenn er selber länger gelebt hätte, wenn nicht eine so ganz veränderte Zeit gekommen wäre, die mit ihren schweren Heimsuchungen, mit ihren gewaltigen Anforderungen den Sinn für diese feine, leichte, sonnige Lebenskunst ersticken mußte. Nachher gab es nur grobes oder lüsternes Amüsement oder in allem, was große Kunst sein wollte, Ernst, Bedeutung, gewaltige Leidenschaft, Flug nach der Höhe. Die Musik ist in diese gewaltige Entwickelung unserer Kunst zur Hochlandskunst vielleicht am tiefsten und einhelligsten eingetreten. Jedenfalls steckt sie noch am stärksten in dieser Richtung, und mehr als alle anderen Künste hat sie den Zusammenhang mit dem täglichen Leben über ihrem Hochlandsgang verloren. Auf keinem künstlerischen Gebiete ist das Mittelland weniger angebaut als gerade auf dem musikalischen. Nun spüren wir alle: von der Operette aus, von dieser Sumpfniederung her ist die Auffindung der deutschen komischen Oper nicht möglich. Bei der komischen Oper darf nichts vorhanden sein, was das musikalische Empfinden und Fühlen erniedrigen könnte. Sie soll ein feiner, vornehmer, inniger, vielseitiger Kunstgenuß sein. Wir verlangen nach einer Ablösung gegenüber den gewaltigen Erschütterungen, in die uns die große musikalische Kunst der von Beethoven und Wagner beherrschten Zeit stürzt. Aber es muß etwas in der Vornehmheit des Strebens jener gewaltigen Kunst Verwandtes sein, was diese ablöst, es muß sich mit jener Riesenkunst zu einer einheitlichen künstlerischen Lebenskultur verbinden können. Das Verlangen nach dieser komischen Oper erfüllt uns alle, die schöpferischen Musiker streben seit Jahren mit emsigem Bemühen danach. Als bisheriges Ergebnis — inwieweit einige der neuesten Erscheinungen da zu höheren Hoffnungen berechtigten, werden wir ja im Verlaufe dieser Darlegungen erfahren — ist festzuhalten, daß die Bemühungen um die komische Oper bisher daran gescheitert sind, daß der ihr entsprechende Stil nicht gefunden wurde.

Es ist jedesmal, sobald man auf diese Frage zu sprechen kommt, aufs neue zu betonen, daß die Stilfrage der Oper zum großen Teil auch Sache des Kunstverstandes ist. Vom Anfang ihrer Entwickelung an ist die Form des Musikdramas als ein Problem empfunden worden. Diese Verbindung von Dichtung und Musik hat sich als natürliche Erscheinung erst im Kunstwerk Richard Wagners vollzogen; trotzdem hat bekanntlich gerade Richard Wagner dies Problem des Musikdramas in ausgedehnten theoretischen Untersuchungen behandelt, wobei nicht zu verkennen ist, daß seine theoretischen Auseinandersetzungen nicht einmal zur völligen Erklärung seines eigenen Kunstwerkes ausreichen, gerade weil jene mit der verstandesmäßigen Erkenntnis und der ganzen Entwickelung rechnen, während diese etwas Neues, aus künstlerischer Notwendigkeit entstandenes Ganzes ist. Daß dieses einmal in der ganzen Geschichte der Oper oder, sagen wir genauer, der Verbindung der Musik mit der dramatischen Dichtung zur Tatsache geworden ist, ist vom geschichtlichen Entwickelungsstandpunkte aus wohl die allerhöchste Bedeutung des Wagnerschen Gesamtkunstwerks. Aber wir dürfen nicht verkennen, daß uns mit der Erkenntnis für die Möglichkeit und dem Gefühl für die wunderbare Schönheit dieser Kunstgattung sie selber nicht in die Hand gegeben ist. Dazu bedarf es nach wie vor dieser merkwürdigen, einzigartigen Kunstveranlagung eines Dichterkomponisten. Durch Wagners Beispiel können wir keine solchen Dichterkomponisten erhalten; das gehört zu den

Digitized by Google

zahlreichen Wahnvorstellungen der ärgsten Epigonentage des großen Baireuthers. Dagegen ist durch die Erkenntnis von der Bedeutung der Dichtung beim Musikdrama, des ferneren durch das Gefühl, daß es ganz besonders gearteter Stoffe bedarf, um das musikalische Kunstwerk in wirklich inniger Verwachsenheit mit der Dichtung erstehen zu lassen, die Tatsache wenigstens vorbereitet, daß manche eigengeartete Dichternaturen in Zukunft von vornherein mit dem Gedanken rechnen werden, auf diese Verbindung mit der Musik hin zu schaffen. Also das Verfassen von Operndichtungen wird nicht mehr als mehr handwerkliche Versarbeit erscheinen, sondern gewissermaßen als dichterischer Beruf. Hier zeigt sich denn doch ein Weg zur Möglichkeit einer neuen Blüte der Oper. Die Komponisten werden dafür von Wagner vor allem das eine lernen können, daß der Stil ihrer Musik nicht etwas fertig Mitgebrachtes sein darf, sondern aus Wesen und Inhalt der Dichtung heraus geschaffen werden muß. Die eine Tatsache, daß bei Wagner selber jedes seiner verschiedenen Werke eine ganz eigenartige Sprache redet, daß bei ihm — und das kann man von keinem anderen Komponisten sagen — aus wenigen Takten auf das Werk geschlossen werden kann, dem diese entnommen sind, zeigt, daß das oft gesprochene Wort „Wagnerischer Kunststil“ nur insofern berechtigt ist, als man damit den Grundsatz der innigen Verbindung von Wort und Ton meint, nicht aber eine Art der Musiksprache.

Die überragende Gewalt eben der musikalischen Sprache Wagners hat nun in hohem Maße die Auffindung eines Stils für die komische Oper erschwert. Denn diese gehört zu jenen Erscheinungen des Verlangens nach Intimität der Kunst, die wir auf allen Gebieten beobachten können, der aber die Festspielkunst eines Wagner diametral entgegengesetzt ist. Das Bemühen, die Wagnerische Kunstform durch Verkleinern dieser entgegengesetzten Stimmungswelt anzupassen, konnte gelegentlich, wie in Humperdincks „Hänsel und Gretel“, einmal zu einem Kunstwerke führen, weil hier ja doch im Grunde dieselbe schöpferische Phantasiewelt wirksam ist, wobei ja in der Dichtung auch eine Formatverschiedenheit zwischen dem urgewaltigen Mythos und dem sinnigen Märchen besteht. So sicher es nun ist, daß das Genie fast von Natur zum Stilbildner wird, daß also ein für die komische Oper prädestiniertes Genie auch den der komischen Oper entsprechenden Stil fast von selber schaffen würde, so gewiß ist es, daß doch nur ein hochentwickelter Kunstverstand gerade auf diesem Gebiete alle die von außen herantretenden Hemmungen, die von äußeren Bedingungen gestellten Forderungen zu erfüllen vermag. Das Beispiel von Peter Cornelius, der instinktiv für seinen „Barbier von Bagdad“ die richtige Musikform fand, nachher es aber nicht verhinderte, daß für den Bühnengebrauch sein Werk im Orchester verwagnerisiert wurde, gibt hier doch reichlich zu denken. Die Tatsache ferner, daß ein zweifellos genial veranlagter Komponist wie Hugo Wolf sich, durch die Wagnerische Orchestrierung verführt, im Format der Orchesterbehandlung für seinen „Corregidor“ völlig vergreifen konnte, daß es dagegen einem schöpferisch wenig bedeutsamen, aber ungemein kunstverständigen Manne wie Ermanno Wolf-Ferrari mühelos gelang, in seinen „Neugierigen Frauen“ einen durchaus reinen und feinen komischen Opernstil zu schaffen, zeigt doch beredt genug, daß in diesem Falle die Stilbildung im wesentlichen eine Sache des Kunstverstandes ist.

Wir haben für die Oper überhaupt zu unserer oben ausgesprochenen Behauptung, daß die Gattung an sich eine starke Mitwirkung des Kunstverstandes erheische, noch die Tatsache hinzuzunehmen, daß keine andere musikalische Kunstgattung in diesem Maße Gebrauchskunst ist und von Anfang an gewesen ist wie gerade die Oper. Auch hier sind wir durch die Entwickelung etwa der letzten hundert Jahre der Musikgeschichte etwas von diesem Wege abgekommen. Wir sind freier geworden im künstlerischen Schaffen auch auf dem Gebiete der Oper, das ist zweifellos. Aber mit diesem ungeheuren Vorteil haben wir auch manche Nachteile eingetauscht. In gleichem Maße wie bei den Komponisten die Absicht, für ganz bestimmte Theaterverhältnisse, für bestimmte Stimmen zu schreiben, abhanden gekommen ist, hat auch die wirklich für die Praxis brauchbare Opernkomposition nach-

Digitized by Google

Franz Krüger: Parade in Potsdam. (1840.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Offenbach: „Hoffmanns Erzählungen“. Zweiter Akt: Venedig. Aufführung in der Komischen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

gelassen. Man könnte auch hier sehr lehrreich auf Mozart verweisen, könnte letzterdings zeigen, wie sogar ein Richard Wagner den besonderen Verhältnissen der Pariser großen Oper Rechnung zu tragen wußte, ohne dadurch seinen künstlerischen Überzeugungen zu nahe treten zu müssen. Es ist ganz sicher, daß wir gerade auf dem Gebiete der Opernkomposition nicht früher wieder zu gesunden Verhältnissen für das Schaffen unserer Komponisten gelangen werden, bevor wir uns nicht darüber klar werden, daß nur eine innige Verbindung mit dem Theater und seinen Lebensbedingungen hier brauchbare Repertoirewerke schaffen kann. Ich weiß ohne entrüsteten Zuruf, daß das Ideal im freien Kunstschaffen beruht, und daß nichts lächerlicher wäre, als dem Genie Vorschriften zu machen. Ich verkenne aber auch nicht, daß auf dem Gebiete der bildenden Kunst fast zu allen Zeiten, auf dem der Musik unendlich oft, und zu allermeist gerade auf dem der Kirchenmusik und der Oper, Künstler im Auftrag, also doch zum wenigsten auf ganz bestimmtem Wege haben arbeiten müssen. Die Tatsache, daß trotzdem das Genie seine gewaltigen Werke zu schaffen vermochte, beweist, daß das Genie durch keine Hemmnisse zu beugen ist. Es schafft, trotz der von außen gestellten Bedingungen, innerhalb der Bedingungen Gewaltiges, oder wenn es diese Bedingungen nicht anzuerkennen vermag, so entsteht eben ein Neues, dem sich die Welt beugt. Die Genies sind aber auch heute nicht häufiger als ehedem, dafür ist der Bedarf nach neuentstehender Kunst gegen früher eher noch gewachsen. Daß aber für die zahlreichen Talente, die wir haben, wenn sie überhaupt erst wieder einmal sehen gelernt haben, daß im Auftrag und unter bestimmten Bedingungen Arbeiten durchaus nichts Entehrendes hat, sondern im Grunde das gesunde Verhältnis für ein künstlerisches Schaffen ist, viel günstigere Vorbedingungen für das Hervorbringen brauchbarer Werke gegeben sind, kann nur ein blinder Theoretiker verkennen, der durch das Schlagwort von der Freiheit der Kunst in seinen Beobachtungen selber unfrei geworden ist.

Auf dieser Tatsache der Bedeutung der Vorbedingungen für das Hervorbringen brauchbarer Kunstwerke — nur sie stehen in unserem Willen, das Genie ist ein Gottesgeschenk und unberechenbar für die Entwickelung — beruht die außerordentliche Wichtigkeit der Gründung eines besonderen Theaters

für die komische Oper. Denn jetzt sind die äußeren Lebensbedingungen einer deutschen komischen Oper erfüllt; bis heute wurde ihr durch die vorhandenen Verhältnisse eher entgegengearbeitet. Denn wir hatten gar keine Sänger für die komische Oper; sie sind ja alle auf die große Oper hin erzogen, auf das Musikdrama. Man betrachte nur unsere Tenorentwickelung, wie sie alle nach dem Heldentenorhaften streben, während die lyrischen Partien überhaupt nicht mehr zu besetzen sind. Ich kenne in ganz Deutschland, so viele Opernensembles ich hier gesehen habe, alles in allem keine zehn Künstler, die sich im Zusammenspiel mit denen der Pariser Opéra comique vergleichen lassen, obwohl im allgemeinen unsere Sänger zweifellos höher stehen als die französischen. Es fehlte bei uns in Deutschland bisher auch an einer richtigen Regie für die komische Oper. Die Oper ist bei uns so sehr prunkvolle Veranstaltung geworden, daß man bei ihr niemals auf den Gedanken der Auslösung intimer szenischer Reize oder einer leichten Inszenesetzung gekommen ist. Möglichst weiter Rahmen, möglichst prunkvolle Ausstattung, möglichst zahlreiches Personal waren hier immer die Losung.

Der außerordentliche Vorteil also, daß endlich ein besonderes Theater für die komische Oper errichtet wurde, liegt darin, daß nun alle Bemühungen darauf gerichtet werden können, auf diesem Gebiete, das bislang bei uns vernachlässigt worden ist, ebenso vollkommene Aufführungen zu erzielen, wie sie jetzt auch von kleineren Bühnen auf dem an sich viel schwereren Gebiete des Musikdramas erreicht werden. Ich will nun keineswegs sagen, daß mit der Tatsache der Errichtung eines Gebäudes für die komische Oper bereits alles erfüllt wäre. Aber es ist doch jetzt wenigstens die Gelegenheit da, einen Stamm von Sängern, Orchestermitgliedern, Kapellmeistern und Regisseuren zu Spezialisten der komischen Oper heranzuziehen. Dann werden unsere Komponisten zur Betätigung auf diesem Felde angeregt, und sie vermögen an günstigen Verhältnissen die Lebensbedingungen der komischen Oper zu studieren. Natürlich immer nur die äußeren — aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob man diese für oder gegen sich hat.

Von diesen Gesichtspunkten aus freue ich mich fast der Tatsache, daß das neue Unternehmen nach keiner Richtung hin den Charakter der Volksoper angestrebt hat, sondern mehr ein Luxustheater ist. Die Preise sind sehr hoch für ein Privattheater, sind so, daß mildernde Umstände für schwache Besetzung oder Sparsamkeit in der szenischen Ausstattung nicht vorhanden sind. Man ist zu starken Ansprüchen berechtigt, ist offenbar auch auf seiten der Leitung gewillt, diese zu erfüllen. Leider ist der Bau architektonisch mißlungen. Dies Barock leidet an völliger Knochenerweichung. Die Steinmassen sind vom Architekten Biberfeld als dickflüssiger Brei behandelt und stehen nun in Erstarrung da. Auch im übrigen merken wir, daß wir es mit einem Baumeister zu tun haben, der allerlei Einfälle, aber keine Erfindung hat und die Originalität deshalb in auffälligen Einzelheiten sucht. Dagegen ist die praktische Theaterfrage sehr gut gelöst. Es ist gelungen, auf einem kleinen Grundstück ein Haus zu errichten, das etwa zwölfhundert Plätze bietet; also die äußeren Möglichkeiten einer Verzinsung sind vorhanden. Der Platz liegt in der besten Theatergegend; im Bühnenhaus selbst sind alle neuzeitlichen Erfindungen verwertet. Sehr gut ist vor allem die Beleuchtungsfrage gelöst; dankbar begrüßt es auch jeder Freund eines einheitlichen Szenenbildes, daß der Souffleurkasten beseitigt ist. Die Akustik des Hauses ist gut. Einstweilen hat man überall gedämpft; die Wände sind fast ganz mit Stoff überzogen. Ich persönlich habe dadurch das Gefühl der Abgestumpftheit des Tones und möchte den gern etwas freier und frischer haben. Das Orchester hätte tiefer gerückt werden dürfen, bindet aber trotzdem gut zusammen. Behaglich ist der Zuschauerraum ja nicht; die weit vorspringenden Ränge lasten auf denen, die darunter sitzen. Das Königliche Schauspielhaus, so wie es von Herrn Gentzmers Gnaden aus dem einst so feierlichen Charakter Schinkels herausmodernisiert ist, würde sich in seinem Bonbonnièrentypus viel eher für die Spieloper eignen als dieser allzusehr jeglicher Farbenfreude aus dem Wege gehende Bau.

Die Hauptsache und die große Schwierigkeit ist natürlich das Repertoire. Das ist

eine ganz nüchterne Erwägung. Ältere Opern, z. B. auch Mozart, sieht sich jeder lieber in der Königlichen Oper an. Da ist der Preisunterschied zwischen den beiden Häusern zu gering, und vor allen Dingen ist es dem Publikum, auf das die teureren Plätze der Komischen Oper angewiesen sind, gleichgültig, ob es diesen geringen Preisaufschlag mehr bezahlt. Vielleicht freilich gelingt es der Komischen Oper, es zu erreichen, daß seine Premieren ebenso gesellschaftliche Ereignisse werden wie etwa die des Deutschen oder des Lessing-Theaters. Der beste Anlauf dazu ist genommen. Es hat bisher bloß dem Theater eines jener Werke gefehlt, die in diesem Sinne genügend Sensation machen. Da die Königliche Oper, wie es scheint, auf die „Salome" von Richard Strauß verzichten will, wäre hier die beste Gelegenheit für die Komische Oper geboten, diese Sensation zu erreichen. Allerdings mit einer großen Abweichung vom Programm; aber ich würde in diesem Falle mich zu dem Grundsatz bekennen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn es ist tatsächlich eine Notwendigkeit, daß dieses Unternehmen uns erhalten bleibt. Ich persönlich bin der festen Überzeugung, daß nach verhältnismäßig wenigen Jahren die ganzen äußeren Verhältnisse sich günstig werden verändert haben. — Während also für die bedeutenden Werke der älteren komischen Opernliteratur das neue Unternehmen an der Konkurrenz der Hofoper leidet, ist eine Fülle anderer Werke noch nicht frei. Die einfachen älteren Spielopern werden nur dann die erforderliche Teilnahme wecken können, wenn sie in tadellosen Musteraufführungen herausgebracht werden könnten; eine derartige Zusammenstellung des Personals wird aber erst im Laufe der Zeit erreichbar sein. Im großen und ganzen ist dies Unternehmen auf Neuheiten angewiesen, Werke, die als solche bereits Besucher anziehen. Ich hoffe, daß der Direktor Gregor nur aus Not bis jetzt das Ausland so sehr bevorzugt hat. Verständlich ist mir freilich nicht, weshalb er nicht alle Mittel angewendet hat, um jetzt schon Eugen d'Alberts „Flauto solo" für seine Bühne zu gewinnen, da die Königliche Oper so lange zögert.

Unter dem Personal der neuen Opernbühne befindet sich keine wirklich zwingende Kraft. Theodor Bertram, der diese sein könnte, hat seine Stärke doch im wuchtigen Musikdrama. Hervorragend ist der Baßbuffo Mantler. Auch die Tenorfrage scheint glücklich gelöst. Der junge Künstler Nadalowitsch hat in verschiedenen Partien gezeigt, daß er gerade das hat, was unseren meisten Tenören fehlt: Geist und Leichtigkeit des Spieles; daß man oft den Anfänger merkt, ist ja ganz gleichgültig. Stimmlich reicht er zum wenigsten aus, und es ist Hoffnung vorhanden, daß er bei seinem großen Fleiße einige Mängel der Ausbildung seiner schönen Mittel bald überwunden haben wird. Unter den bisher hier in Berlin unbekannten Künstlern, die das Unternehmen uns vorführt, sind einige tüchtige Kräfte; fast jede Aufführung hat den einen oder anderen hervortreten lassen. So besitzt der Baritonist Buers prachtvolle Stimmittel, und seine Art der Charakterisierung des Müllers in Wolfs „Corregidor" verspricht auch für den Spieler viel. Unter den Damen ragt Hedwig Kaufmann hervor, die in der großen Königlichen Oper nicht so recht zur Geltung gekommen ist, hier aber im kleineren Rahmen bis jetzt sehr Ansprechendes geboten hat. Wichtiger ist, daß die Regisseurfrage vorzüglich gelöst ist. Neben dem Direktor Hans Gregor wirkt an erster Stelle der von Dresden her wohlbekannte Morris. Die Inszenierung der bisherigen Werke bot nach jeder Richtung hin Vorzügliches. Vor allem ist eine Ensemblekunst erreicht, wie wir sie in der deutschen Oper bis jetzt nicht gewohnt waren. Ein Zuviel der Beweglichkeit des Mitwirkens bis auf den letzten Statisten hinab bei Ensembleszenen wird sich von selber geben. Hier darf natürlich nicht vergessen werden, daß die musikalische Chorsicherheit nicht zu sehr beeinträchtigt werden darf. Die Bühnenbilder waren durchweg von echter Stimmung und an keinerlei Schablone gebunden. Karl Walser, der als erster künstlerischer Beirat mitwirkt, hat hier auch die kühnsten Erwartungen übertroffen. Unter den Kapellmeistern verblüffte der ganz junge Egisto Tango durch eine ganz hervorragende Herausarbeitung von Leoncavallos „Bohême". Hier scheint ein Dirigent zu sein, der das rechte Gefühl für den etwas gewaltsamen, aber dann auch

Digitized by Google

Leoncavallos „Bohème“. Hauptszene des zweiten Aktes bei der Aufführung in der Komischen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

fortreißenden Rhythmus der italienischen Musik hat.

Bis jetzt ist die neue Bühne jedem Vergleich mit der Königlichen Oper aus dem Wege gegangen. Sie hat sogar seltsamerweise auf irgendeine Mozartfeier verzichtet, wobei es doch keineswegs schwer gewesen wäre, für einzelne Werke mit der Königlichen Bühne erfolgreich in Wettbewerb zu treten. Immerhin hat diese Seite etwas Gutes, denn man hätte die nötige Spannung wohl nur durch Gastspiele bedeutender Kräfte erreichen können, und es ist jedenfalls ein Glück, wenn zunächst wenigstens in dem neuen Unternehmen nur auf Ensemblekunst hingearbeitet wird. Denn gerade das Gastspieltreiben hat das „Theater des Westens“ in den letzten Jahren nun völlig um alle künstlerische Bedeutung gebracht.

In der diesjährigen Spielzeit hat die Komische Oper bis jetzt fünf Werke herausgebracht. Das reicht natürlich zunächst für ein Repertoire nicht aus, ist aber viel in Anbetracht der Tatsache, daß die neue Bühne bis jetzt nur aufs sorgfältigste vorbereitete Aufführungen dargeboten hat. Eine jede hat für Regisseur und Dekorateur einen großen Erfolg bedeutet. Dem Dekorateur rechne ich am höchsten an, daß er nicht nur in prächtigen, farbenreichen Bildern Gutes bot, sondern auch die Intimität einfacher oder dunkler Räume vorzüglich traf, daß er ferner in sehr geschickter Weise den Bühnenrahmen zu verengern verstand. Daß die Massenbilder bis jetzt leicht in ein Zuviel der Bewegung verfielen, habe ich schon erwähnt. Wunderschön waren dagegen durchweg die Bilder, die eine mittlere Zahl Mitwirkender auf die Bühne brachten. Für die Sangeskräfte ist vor allem zu betonen, daß jene völlig unzulänglichen Mitwirkenden, die in den bisherigen zweiten Opernunternehmungen immer am empfindlichsten gestört haben, hier völlig fehlen; auch die kleineren Partien sind angemessen besetzt. Das Orchester ist gut.

Eröffnet wurde das Haus mit Offenbachs komischer Oper „Hoffmanns Erzählungen“. Neben der Absicht, mit einem doch nicht ganz unerprobten Werke vor das Publikum zu treten, wird vor allem die Möglichkeit, Inszenierung und Dekoration nach den verschiedenen Seiten vorführen zu können, für diese Wahl bestimmend gewesen

Digitized by Google

sein. In die allgemein übliche hohe künstlerische Einschätzung dieses Werkes kann ich nicht einstimmen. Daß Offenbach ein hervorragender Könner war, wissen wir ja längst. Daß er in jedem Sattel reiten konnte, in den er hineingesetzt wurde, beweisen seine sämtlichen Werke. Aber über diese hervorragend geschickte Mache kommt auch dieses letzte Werk des Hauptvertreters der schlimmsten Gegnerin einer wahrhaft künstlerischen komischen Oper, nämlich der frivolen Operette, nicht hinaus. Statt Empfindung Sentimentalität, in der Charakteristik jenes Unterstreichen, das in der Erinnerung zumal jegliches angenehme Gefühl zerstört, in allem Wunderbaren und Romantischen völliger Mangel an Naivität. Die Aufführung war hier sehr gut. Nadalowitsch als Hoffmann wirkte überzeugend; er hat, wie auch seine Darstellung des Marcel in Leoncavallos „Bohême“ bewies, etwas vom romantischen Zigeunertum in sich, seine ganze Gestalt, seine Darstellung machen auch einen Überschwang im Gefühlsausdruck natürlich. Bertram brachte die fünf verschiedenen Gestalten des bösen Prinzips hervorragend zur Geltung, Hedwig Kaufmann entzückte vor allem als Marionette. Die Bühnenbilder waren von erlesener Pracht: das Bild Venedigs zumal leuchtend in den Farben und doch einheitlich im Ton. Das Werk scheint bis jetzt den stärksten Publikumserfolg gehabt zu haben; jedenfalls kehrt es am meisten auf dem Spielplan wieder.

Dagegen ist nach nur drei Aufführungen aus diesem verschwunden Jules Massenets „Gaukler unserer lieben Frau“. Obwohl ich nichts weniger als ein Bewunderer Massenets bin, halte ich dieses Schicksal doch für zu hart. Die Hauptschuld für den Mißerfolg traf jedenfalls den Kapellmeister, der, anstatt alle Kräfte aufzuwenden, um Massenets Neigung zur Sentimentalität und Weichlichkeit zu überwinden, alle diese zahlreichen Stellen noch dehnte und unterstrich. Ausstattung und Regie waren gerade hier meisterhaft. Einzelne der Bilder wirkten wie alte Gemälde. Ich wage immer noch zu hoffen, daß das Werk wieder einmal in einer flotten Aufführung, die gern im Musikalischen etwas schroff zugreifen darf, in den Spielplan aufgenommen wird. In katholischen Gegenden würde die Oper überhaupt viel leichter Fuß fassen können, da sie ein tieferes Verständnis für den Marienkultus voraussetzt.

Wenn ein Dichter über diesen Stoff kam, so konnte ein ergreifendes Bild von Menschenblindheit und von der Macht der wahren Liebe entstehen. Wenn ein wahrer Musiker die Dichtung ergriff, so vermochte er in dem Zuhörer leicht jene Stimmung zu erwecken, die den heutigen Menschen aus seinem hellen Werkeltag in die Traumdämmerung des von bunten Farbenlichtern durchspielten Legendendomes führte.

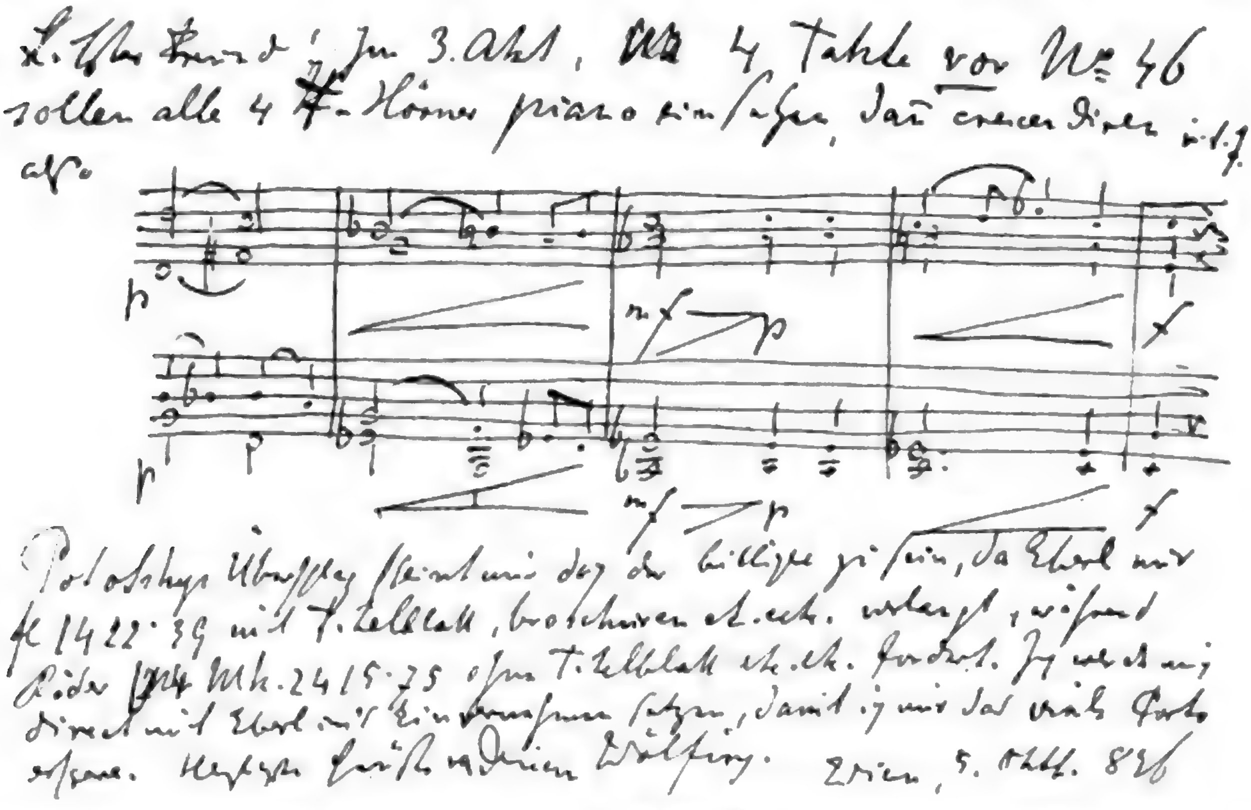
Leoncavallos „Bohême“. Dritter Akt. Aufführung in der Komischen Oper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

Aber Maurice Léna schuf keine Dichtung, sondern einen Operntext. Und Jules Massenet ist kein Künstler, sondern Macher. Er ist der Geschickteste und Geschmackvollste

unter allen jenen Musikern, die es verstehen, ein leckeres und fein aufgetischtes Mahl aus den Speisen zu bereiten, die weniger form- und lebensgewandte Männer mühselig herbeigeschafft haben. Massenet ist nie mehr gewesen als ein schwächlicher und berechnender Epigone; seine Kunst liegt in der Schnelligkeit des Epigonentums. Er ahmt das Allerneueste so schnell nach und versteht dabei das dort Unangenehme so abzuschwächen, daß es für jeden verdaulich wird. Wohlverstanden, Massenet ist nie mehr gewesen als dieser außerordentlich geschickte und gefällige Könner. Daß er der erfolgreichste Opernkomponist Frankreichs ist, beweist nur wieder die Tatsache, daß in der Oper der Kunstverstand fast nie die entscheidende Macht ist.

Im „Gaukler unserer lieben Frau“ hat Massenet keine so bequemen Vorbilder. Maeterlinck hat mit der „Schwester Beatrix“, Claude Debussy mit seiner Vertonung von des Belgiers „Pelleas und Melisande“ vorgearbeitet. Der Gedanke, eine Oper ohne Frauenrolle durchzuführen, ist von Méhul längst erprobt. Für alte Musik und alte Instrumente ist in Frankreich seit fast einem Jahrzehnt viel Stimmung vorhanden. Ein bißchen Choral, etwas figurierte Kontrapunktik ist in katholischen Kirchen allsonntäglich zu hören. Die Ingredienzien waren also gegeben, aber die Mischung mißlang, da das Bindemittel der Sentimentalität versagte.

Als Ganzes betrachtet, scheint mir, trotz der oben gemachten Einschränkungen, die Person Massenets nicht nur sympathischer, sondern auch wertvoller als die Leoncavallos; und auch das hier abgelehnte Werk erscheint mir als musikalisch und dramatisch lebenswerter denn des Italieners „Bohême“, der eine Woche später an gleicher Stelle ein schöner Erfolg bereitet wurde. Freilich war gerade diese Aufführung ungleich besser als die des „Gauklers“. Kapellmeister Tango besitzt die Fähigkeit der rhythmischen Anstachelung und hat jenes Portando einer weitgebogenen Melodie, das immer wieder seine Wirkung tut, wenn es echt italienisch kommt, das dagegen bei jedem Nichtitaliener fast ebenso als Karikatur wirkt wie die französische Pathetik. Inszenesetzung und Dekoration waren schlechthin meisterhaft. In der Aufführung glänzte vor allem der Tenor Nadalowitsch durch



Schriftprobe von Hugo Wolf.

(Die Karte ist uns vom Adressaten, Dr. Heinrich Potpeschnigg, Berlin, freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Sie ist vom 26. Oktober 1896 und bezieht sich auf den „Corregidor“. Dr. Potpeschnigg war in dieser Zeit des Komponisten vertrautester künstlerischer Beirat, wie die hohe Zahl [fast 100] der in seinem Besitze befindlichen, auf den „Corregidor“ bezüglichen Schreiben Wolfs bezeugt).

Hugo Wolfs „Corregidor“. Trinkgelage im zweiten Akt. Aufführung in der Komischen Oper zu Berlin. (Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin).

eine restlose Hingabe im Spiel, die wir gerade bei Tenören fast nie finden. Im übrigen ist das Werk ein echter Leoncavallo, voller Sentimentalität in allen Gefühlsszenen, voll Operettenhaftigkeit beim Humor, mit etlichen brutalen Gewalttätigkeiten der Instrumentation, wahllos in den Mitteln, aber mit so viel Theatergeschick und so guter Berechnung der Augenblickswirkung, daß es als Ganzes kaum irgendwo versagen wird, wenn es gut dargeboten wird. Puccinis „Bohème“ strebt nach Entwickelung im Inhalt, nach Stil in der Musik. Leoncavallo erklärt selber, nur Szenen aus Murgers Roman geben zu wollen, und in der Musik findet man von allem etwas, am wenigsten von Leoncavallo selber, der höchstens durch die stets wiederkehrenden Selbstzitate aus den „Bajazzi“ kenntlich wird. Nach allem gewinnt man die Überzeugung, daß Leoncavallo zu allererst eine brauchbare Operette zu schreiben vermöchte, und die Nachricht, daß er jetzt eine ausgesprochen komische Oper, hoffentlich mit möglichst wenig lyrischem Gehalt, in Arbeit hat, wird man zum mindesten mit ziemlich sicherer Hoffnung auf ein brauchbares Theaterstück verzeichnen können.

Es ist ein eigen Ding um den Spielplan unserer Bühne, am allermeisten um den einer Oper, für die Richard Wagner verschlossen ist, der eigentlich das ganze deutsche musikdramatische Leben mehr noch für das genießende Publikum als für die Produktion beherrscht. Der erste Name, der jedem auftauchte, als diese neue Oper ins Leben gerufen war, war Hugo Wolfs „Corregidor“. Seit Jahr und Tag beklagen es die Musikfreunde, daß unsere Königliche Oper dieses Werk nicht in ihren Spielplan aufgenommen hat. Nun hat die Komische Oper den Wunsch erfüllt. Am Premierenabend gingen die Wogen des Beifalls hoch. Ich kam zufällig etwa in die vierte oder fünfte Aufführung: das Haus war bei weitem nicht halb besetzt. Daß die Aufführung trotzdem mit aller Sorgfalt geleitet war, daß alle Mitwirkenden ihr Bestes zu geben bestrebt waren, sei ausdrücklich hervorgehoben. Die Tatsache ist unverständlich: an musikalischem Reichtum, an quellender Melodienseligkeit, an Geist, aber auch an rein sinnlicher Schönheit übertrifft dieses Werk alle bisher genannten. Ich für meinen Teil war überrascht über die dramatische Wirk-

Digitized by Google

samkeit der Bilder. Die Inszenierung des Ganzen war dabei wieder vorzüglich; die Aufführung gewiß nicht meisterhaft, aber doch so, daß sie auch höheren Ansprüchen wenigstens genügte. Die ausgesprochenen Liedeinlagen hätten freilich, vor allem die wundervollen Melodien, die Frasquita singt, noch mehr als Lieder wirken sollen. Aber es liegt sicher nicht an allen diesen Unzulänglichkeiten, es liegt am Gesamtcharakter des Werkes, wenn es einen Publikumserfolg nicht hatte. Dieser Stoff wirkt auf uns zu sehr bloß artistisch. Wir haben das Gefühl: das Ganze geht uns weiter ja gar nichts an. Wir wissen als Zuschauer von vornherein, daß der Müller keinen Grund zu irgendwelcher Eifersucht hat, wir empfinden deshalb die tragische Spannung nicht mit, auf die Komponist und Textdichter ein so starkes Gewicht gelegt haben. Nur wenn wir als Zuschauer zeitweilig selber daran glauben könnten, daß sich hier innerlich ein Konflikt entwickelt, und nicht bloß der einer äußeren Anekdote, wenn wir mit dem Müller, der das Unbegreifliche der Untreue seines Weibes für wahr halten muß, auch nur einen Augenblick mitempfinden könnten, würde sich eine dramatische Spannung einstellen. Jetzt sind wir auf den Genuß der jeweiligen Situation beschränkt. Wir haben einige szenische Bilder, aber kein Drama. Das ist bedauerlich für Hugo Wolfs Werk, bedauerlich für unser Opernrepertoire, in dem diese so echt künstlerische und musikalisch reiche Schöpfung niemals eine bedeutende Stelle einnehmen kann. Aber anderseits zeugt es doch auch für eine gesunde Steigerung des Empfindens dramatischer Wahrheit und dramatischer Kraft beim Volke, wenn dieses selbst in der Oper sich nicht mehr durch schöne Melodien und packende Szenen abspeisen läßt, sondern ein Geschehnis verlangt, an dem es innerlich Anteil nehmen kann.

Diese innere Anteilnahme ist freilich zu ersetzen, und zwar läßt man sich ja leider die wertlosesten Ersatzmittel gefallen. Grobe Possenhandlung, eine fratzenhafte Charakteristik, die die aufgerufenen Gestalten wie Puppen an den Drähten einer willkürlich ersonnenen und unmöglichen Situation und mit geschmacklosen Witzen angefüllten Handlung tanzen läßt. Aber es bleibt dem deutschen Volke doch dann stets das Gefühl einer gewissen Herabwürdigung. Alle diese Operetten, mögen sie äußerlich noch so erfolgreich sein, werden einmal künstlerisch nicht ernst genommen, weder bei der Kritik noch beim Publikum. Es ist vielleicht eine Beobachtung, die schon jeder gemacht hat, daß, wenn in solchem unwürdigen Zusammenhang auf irgendeine Weise ein Stückchen wirklicher Kunst vorgebracht wird, sei es auch nur, daß vielleicht zufällig ein wirklich künstlerischer Sänger die sonst abgeschmackt sentimentale Melodie vorträgt, so bemächtigt sich der gesamten Zuhörerschaft eine Art von Verlegenheitsgefühl. Man schämt sich gewissermaßen, daß man an der geringwertigen Umgebung Gefallen fand. In dieser Empfindungsweise liegt ein Schutzmittel gegen den völligen Verfall. Diese Art deutscher Empfindungsweise, die im Grunde immer ernst ist, selbst wenn sie noch so laut lacht, die den Beifall, den sie dem bloß Possenhaften oder Frivolen gespendet hat, wenigstens nachträglich als eine Entgleisung, eine Entwürdigung empfindet, gebietet dringend, daß wir eine eigene komische Oper uns schaffen. Ich habe das wieder deutlich empfunden gegenüber der Aufführung des an sich meisterhaften „Don Pasquale“ von Donizetti, dem letzten Werke, daß die Komische Oper uns vorführte. In dieser deutschen Fassung, für die Otto Julius Bierbaum den Text neu übersetzt hat, um ihn unseren Sängern mundgerechter zu machen, war das Werk für Berlin sogar Neuheit. Einige Wochen zuvor hatte es Alessandro Bonci mit einem eigenen Ensemble im „Theater des Westens“ aufgeführt. Die italienischen Buffoopern werden immer, wenn sie in deutsche Hände geraten, eine Vergröberung erfahren, aber wohl verstanden nur eine Vergröberung des Vortrags. Das Parlando des italienischen Rezitativs, bei dem eigentlich nicht mehr Worte, sondern Sätze gesprochen werden, ist für den deutschen Sänger nicht zu erreichen. Aus diesem Parlando ist aber eigentlich die ganze Opera buffa hervorgegangen, genau wie aus der französischen espritvollen Causerie die französische Spieloper. Wir Deutsche haben das Unglück gehabt, daß unsere neue Dich-

Digitized by Google

tung noch kaum die ersten Schritte gewagt hatte, als das Singspiel aufkam; trotzdem sehen wir schon da, daß die deutsche komische Oper mehr aus echt lyrischem Untergrunde aufwächst und als Hauptreizmittel die Charakteristik origineller Menschen verwendet. Das ist ein himmelweiter Unterschied von der italienischen Opera buffa, die im Grunde immer mit den alten Masken der Harlekin, Pantalon, Colombine arbeitet, oder der französischen Spieloper, die die abgeschliffenen Gestalten der Gesellschaft auf die Bühne führt. Ich sage, wir werden den Stil der italienischen Opera buffa und der französischen Spieloper immer vergröbern, weil wir dieses l'art pour l'art, auf dem die komische Oper beider Völker beruht, dieses Spielen um des Spielens willen, diese Lustigkeit in der eigenen Unterhaltung nicht kennen. So werden für uns eine große Reihe dieser Gestalten unwahr. Um sie dennoch erträglich zu machen, werden sie ins Possenhafte hinübergezerrt. Man nehme diesen „Don Pasquale“. So sicher zuzugeben ist, daß bei der Aufführung in der Komischen Oper die Darstellerin der Norina (Hedwig Kaufmann) die ganze Partie zu sehr ins Soubrettenhafte hinabzog, so bleibt doch zu betonen, daß es keinen deutschen Dichter oder Komponisten gibt, der es wagen würde, einer Frau, die er so kokett und so schier brünstig eingeführt hat, eine wahre, reine Liebe zuzumuten, um die sie nachher kämpft. Die unendlich brutalere Sinnlichkeit der Italiener hat aber hier einen ganz einfachen Führungskodex: jung und jung gehören zusammen, infolgedessen ist jedes Mittel recht, womit ein Alter geprellt wird zugunsten der Jugend. Es war freilich gerade ein Italiener, Tavecchia, der vor etwa acht Jahren in einem großen, von Marcella Sembrich geleiteten italienischen Operngastspiel hier in Berlin den Don Pasquale sang, der diesen Alten so darstellte, daß man schließlich von Mitleid ergriffen und gerührt war. Aber im Sinne Donizettis hatte dieser große Künstler nicht gespielt; denn die ganze Umgebung widerstrebt dieser Steigerung aus der Komik in den Humor. Jedenfalls müßte dann ein ganz anderer Schluß kommen, ein Sichüberwinden in Heiterkeit, wobei dann in den Verzicht etwas Hans Sachsisches hineinkäme, etwas von jener stillentsagenden Lebensklugheit, die das Gedicht von „Tristan und Isolde“ kennt, und aus Klugheit und doch auch aus Wohlwollen nichts von Herrn Markes Glück besitzen mag. Es wäre nicht schwer gewesen für die beiden deutschen Neubearbeiter der Oper, diesen Zug herauszuarbeiten. Der Schluß ist von Donizetti ohnehin ziemlich skizzenhaft behandelt, und es hätte keiner besonders geübten Hand gebraucht, um durch etliche eingefügte Rezitative den Don Pasquale, von seiner Liebesnarrheit geheilt, zum Begünstiger des natürlichen Verhältnisses zu machen, so daß er mit einer gewissen leichten Heiterkeit und doch auch Weltüberlegenheit die Hände der jungen Liebenden ineinander gelegt hätte. Nun ist das nicht geschehen, und der auf seine Art vorzügliche deutsche Darsteller Ludwig Mantler hat, wie ich voraussah, die Gestalt von Anfang bis zu Ende in der possenhaften Sphäre gehalten. Denn wenn der Deutsche eine solche Wandlung vorführt, so muß sie nach seinem Gefühl auf einer in Schmerzen gewonnenen Läuterung beruhen. Der Italiener hingegen kommt viel leichter darüber hinweg: „Na ja, es war eine Dummheit, ihr habt recht, ich bin zu alt, um nach so jungen Früchten zu begehren.“ — Als Dummheit empfindet er's, als Mangel an Lebensklugheit, nicht aber als Unrecht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kaspar David Friedrich: Gebirgsbild.
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung

1

(Nachdruck ist untersagt.)

In Berlin jagen sich die Ausstellungen. Erst vor kurzem ist die Meunier-Ausstellung nach einem sechswöchigen Erfolge geschlossen worden. In diesen Tagen wird ihr die Ausstellung von Werken alter Kunst im Redernschen Palais folgen, in der ein großer Teil des Allerbesten aus Berliner Privatbesitz in höchst geschmackvoller Anordnung zum erstenmal der Öffentlichkeit gezeigt worden ist: drei Säle voll holländischer Bilder, unter denen sich Rembrandtsche Bildnisse allererster Güte, ein für den riesigen Preis von 325000 Mark soeben erst erworbenes köstliches Interieur von van der Meer, prachtvolle Landschaften von den beiden Ruisdael, ausgezeichnete Bilder von Frans Hals, Terborch und Jan Steen befinden, ein Saal mit englischen Bildnissen, venezianischen Ansichten von Guardi und Canaletto und einem Hauptwerk des großen Spaniers Goya, ein Saal mit Werken der italienischen Renaissance und ein Saal mit mittelalterlichen Holzbildwerken, dazu kostbares Silbergerät und Porzellan. Bei Cassirer erschloß sich das Verständnis für die Kunst des gewaltigen Franzosen Courbet auch für den, der die Pariser Sammlungen nicht kennt, bei Gurlitt zeigte sich zum erstenmal der Verein bildender Künstlerinnen, eine Art Sezession der Frauen. Und nun rüstet man sich am Lehrter Bahnhof und am Kurfürstendamm schon wieder für die kommenden Sommerausstellungen. Über allen diesen Unternehmungen thront die Jahrhundert-

Ausstellung deutscher Kunst, eine Veranstaltung so einziger Art, daß wir die anderen, wenn auch noch so ungern, zurücktreten lassen müssen, um ihr den gebührenden Raum widmen zu können.

Schon 1889, als die erste Pariser Centennale zeigte, welch unermeßliche Fülle zum Teil weit wichtigerer Schätze die französische Kunst neben den im Louvre und den Provinzmuseen befindlichen Werken hervorgebracht hat, mag in deutschen Köpfen der Plan zu einer ähnlichen deutschen Jahrhundertschau entstanden sein. Er gewann schon Mitte der neunziger Jahre festere Gestalt und erhielt durch die zweite Pariser Centennale von 1900 neuen Anstoß. Seit mehreren Jahren waren die Leiter der Nationalgalerie und der Hamburger Kunsthalle, von Tschudi und Lichtwark, und der Dezernent für Kunst im sächsischen Ministerium, von Seidlitz, tätig, Listen der zu gewinnenden Kunstwerke aufzustellen. Zu ihnen, die ursprünglich die Seele des Unternehmens bildeten, gesellte sich der preußische Dezernent Schmidt, durch dessen Mitwirkung erst die Überlassung der Nationalgalerie ermöglicht wurde, und der bayerische Generaldirektor von Reber, dessen Name eine tätige Anteilnahme der süddeutschen Sammlungen verbürgte. Ein Garantiefonds wurde gezeichnet, und in allen größeren Städten bildeten sich Lokalkomitees, denen die Direktoren der Provinzialmuseen und die hervorragendsten Privatsammler beitraten. Endlich wurde in dem durch seine außerordentliche Arbeitskraft und seine Erfahrung gleich empfohlenen Julius Meier-Graefe ein ausgezeichneter Geschäftsführer gewonnen. So waren alle Vorbedingungen für ein volles Gelingen gegeben.

Nicht alle Wünsche sind freilich erfüllt worden. Oftmals war das Bessere des Guten Feind, das doch auf einen Platz hätte Anspruch machen können. Überragende Erscheinungen, die man in ihrer ganzen Entwickelung und mit allen Hauptwerken zeigen wollte, raubten anderen die Möglichkeit auch nur einer bescheidenen Vertretung. Zuweilen hat sich wohl auch der persönliche Geschmack einzelner stärker geltend gemacht, als es im Interesse eines unparteiischen historischen Überblicks wünschenswert gewesen wäre. Doch das sind Erscheinungen, die bei solchen Veranstaltungen immer wiederkehren werden, ja geradezu unvermeidlich sind.

Zunächst erfährt der Titel „Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst" eine Einschränkung dadurch, daß man sich fast ganz auf die Malerei beschränkt hat. Architektur und Kunstgewerbe fehlen vollständig, und die wenigen Büsten und kleineren Plastiken vermögen wohl eine angenehme Abwechselung in das Bild zu bringen, keineswegs aber einen Überblick über die Leistungen der deutschen Kunst auf dem Gebiete der Bildhauerei zu gewähren. Bei der Malerei ist aber wiederum die Monumentalkunst fast ganz ausgeschieden, und ebenso sind nur ganz wenige Staffeleigemälde größeren Umfangs aufgenommen worden. Und hier ist man zum Teil ungerecht verfahren. Wo fast alle großen Gemälde Feuerbachs zusammengebracht wurden, da mußte wenigstens auch ein Hauptbild von Piloty gezeigt werden. Wo man zwei Schlachtenbilder von Wilhelm von Kobell und drei Paradebilder von Franz Krüger ausstellte, da durfte Georg Bleibtreu nicht fehlen. Das Publikum will geleitet, aber nicht bevormundet sein.

Wollen wir das Ergebnis der Ausstellung kurz zusammenfassen, so können wir sagen, daß sie uns Antwort auf zwei Fragen gibt: Welches war in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Entwickelung der deutschen Kunst neben den bisher zu ausschließlich in den Vordergrund gerückten Klassizisten und Nazarenern, den Münchner und Berliner Großmalern — wie gestaltete sie sich insbesondere in den fast ganz vernachlässigten kleineren Kunstzentren? Und zweitens: Welches waren in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Männer, die die Malerei als solche, als Kunst der Farben und Linien, wahrhaft vorangebracht haben? Auf die erste Frage antworten uns die beiden oberen, auf die zweite das untere Stockwerk der Nationalgalerie. Einen Annex bildet die Handzeichnungs-Ausstellung im ehemaligen Antiquarium des Neuen Museums. Da die großen Männer, die im dritten Viertel des Jahrhunderts auftauchten, wie Feuerbach, Böcklin, Liebermann, Leibl, Thoma, Trübner, in diesen „Monatsheften" schon ausführlich behandelt worden sind oder dem-

Digitized by Google

Josef Anton Koch: Landschaft mit Regenbogen. (1800.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

nächst eine ausführliche Behandlung erfahren sollen, und da es überdies unmöglich ist, das schier unerschöpfliche Material auf wenigen Seiten fruchtbringend zu behandeln, beschränken wir uns im wesentlichen auf die Entwickelung der Malerei vom Ende des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Mengs, Carstens, die Nazarener, Cornelius, Kaulbach, Piloty, das waren nach den meisten früheren Kunstgeschichten die Marksteine der Entwickelung in diesem Zeitraum. So sahen die Grimm und Riegel die Geschichte, und ihre Anschauung wurde beim Gros der Kunstschreiber zur Konvention. Sie mögen sich in vielem geirrt haben, mögen in ihren Sympathien viel zu weit gegangen sein, viel falscher war jedenfalls die andere Legende, daß die Klassizisten und Nazarener eine gesunde, aufstrebende bürgerliche deutsche Kunst zerstört hätten. Das konnten sie nicht, denn es gab gar keine deutsche Kunst zu zerstören. In den Sälen des Antiquariums und den ersten Sälen des obersten Stockwerks der Nationalgalerie hat man sich doch sicherlich bemüht, das Beste von dem zusammenzustellen, was die deutsche Kunst vor Carstens aufzuweisen hatte. Aber alles, was wir finden, sind ein paar Genrebilder von Chodowiecki, die weiter nichts als armselige Nachahmungen der Bilder Watteaus, Lancrets und Paters in Sanssouci darstellen, ein paar hübsche Veduten von Hackert und allerdings eine recht

Digitized by Google

große Anzahl Porträts, unter denen die des Schweizers Anton Graff unbedingt die erste Stelle einnehmen. Allein gute Bildnisse hat es zu allen Epochen der Malerei, auch in den Zeiten des tiefsten Verfalls, gegeben. Beim Bildnis sahen sich auch die Maler gezwungen, die Natur zu studieren, die sonst einfach auswendig gelernte Formeln gedankenlos ableierten. Man muß schon mit Blindheit geschlagen oder mit unüberwindlichen Vorurteilen belastet sein, um von dem heißen Drang nach Neuem und Großem nicht ergriffen zu werden, wenn man von diesen Resten einer absterbenden Kunst zu den Fresken der Casa Bartholdy, den Landschaften von Anton Koch kommt. In Paris war es in erster Linie das Streben nach straffer, energischer Formgestaltung, das das Schaffen Davids und seiner Schule beherrscht. In Deutschland wollte man der Kunst vor allem wieder Inhalt geben.

Es ist nicht gerade viel, was man in der Ausstellung von der Kunst der Nazarener sehen kann. Von der Casa Bartholdy hat man nur die Josephs-Fresken von Cornelius mit den Lünetten von Veit und Overbeck offen gelassen. Daneben hat man einige Bildnisse der Schule, ein paar kleinere Werke von Overbeck und Führich, ein paar Sachen von dem Dresdener Naeke, darunter ein recht anmutiges Bildchen „Faust und Gretchen“, das seinerzeit (1811) viel Aufsehen machte, und mehrere Bilder von Schnorr von Carolsfeld gehängt, darunter den heiligen Rochus aus dem Leipziger Museum und die Berliner Verkündigung von 1820, die durch ungemeine Innigkeit der Empfindung, einen feinen Schmelz der Farben, bei dem nur das Gewand des Engels ein wenig stört, und durch einen entzückenden landschaftlichen Hintergrund ausgezeichnet ist. Einen ganz außerordentlichen Eindruck macht der alte Koch, der die Hälfte eines Kabinetts daneben einnimmt. Seine großartige Naturauffassung, seine machtvolle Komposition, seine Phantasiefülle, seine herbe Farbenschönheit erscheinen hier in so hellem Lichte, daß sich Preller, Rottmann und alle Klassizisten der Landschaft neben ihm wie Epigonen ausnehmen.

Wenn früher von der Reaktion gegen den Klassizismus und das Nazarenertum die Rede war, wurde immer Düsseldorf in den Vordergrund gerückt. Nun soll die Rolle der rheinischen Kunststadt keineswegs unterschätzt werden; sie war — unglücklicherweise — sogar ungeheuer groß. Aber was ihr zum Siege verhalf, war nicht, daß sie an die Stelle der angetuschten Kartonzeichnung gute Malerei setzte, sondern daß sie statt heroischer Vorwürfe gemeinverständliche Genrebilder, gemalte Anekdoten gab. Die

Julius Hübner: Mädchenbildnis. (1834.)
(Mit Genehmigung der photogr. Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Digitized by Google

guten Maler, die Düsseldorf besaß, übten keinen sonderlichen Einfluß aus; die süßlichen Stoffe gewannen das Herz des deutschen Volkes, dessen Augen für das wirklich Malerische noch nicht geschärft waren. Dem Kenner unserer Kunst der dreißiger Jahre bereitet es geradezu eine Erleichterung, daß ihm nicht noch einmal mit all diesen gemalten Unglücksfällen aufgewartet wird. Gern erfreut er sich dagegen wieder an den humoristischen Bildern von Hasenclever und Schrödter, den schönen Landschaften, den gediegenen Bildnissen von Carl Sohn und Theodor Hildebrandt. Ein ganz merkwürdiges Stück ist das Kinderbildnis von Julius Hübner, nicht nur wegen seiner treuherzigen, unbefangenen Auffassung, sondern wegen des in der damaligen Zeit (1833) gewiß nicht häufigen Versuchs, eine Figur in hellem Sonnenschein zu malen.

Man hat in neuerer Zeit besonders Berlin und München gegen Düsseldorf ausgespielt. Auch sie haben eine wichtige Rolle ausgefüllt. Die nüchternen Märker sorgten dafür, daß der Blick für die Wirklichkeit erhalten blieb; München, wo die Maler eine erlesene Galerie alter Niederländer vor Augen hatten, wurde die Aufgabe zuteil, die alten Traditionen, die gute Technik zu bewahren. Die besten Anregungen aber gingen von zwei Städten aus, die in der Geschichte der deutschen Kunst bisher ganz oder fast ganz vernachlässigt worden sind, von Kopenhagen und Wien. Kopenhagen bildete die beiden unabhängigsten Landschafter aus, die das erste Viertel des neuen Jahrhunderts neben Koch gekannt hat, und erzog auch eine Anzahl anderer norddeutscher Künstler; Wien wurde die erste Pflanzstätte schlichter Volksmalerei.

Es ist kein Zufall, daß der erste große Meister der deutschen Stimmungslandschaft ein Kind der Meeresküste war. Was der Landschaft Stimmung verleiht, sind ja Luft und Licht, Sonnenschein und Regen, Wolkenbildungen und Nebeldünste, und dafür ist der Bewohner des Nordens viel empfänglicher als der Südländer. Nicht in Italien, sondern in Holland wurden die ersten großen Stimmungslandschafter geboren, und in der feuchten englischen Flachlandschaft feierte dieser Zweig der Kunst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine Auferstehung.

Kaspar David Friedrich wurde in den zusammenfassenden Kunstgeschichtsbüchern bis vor kurzem überhaupt nicht genannt, und auch sonst tat man nur etwas gönnerhaft und zuweilen beinahe mitleidig des Mannes Erwähnung, der „die Stimmungen seiner Seele in die Natur legte.“ Bei Gott, er hat keine hineingelegt, aber er hat mehr, unendlich viel mehr herausgezogen als alle seine Zeitgenossen, vielleicht die Engländer ausgenommen, und die hat er sicher nicht gekannt. Corot begann seine ersten Versuche, als Friedrich seine Hauptwerke schon geschaffen hatte. Das merkwürdigste aber ist, daß er von den Holländern ganz und gar nicht beeinflußt ist. Seine helle, dünne, zuweilen etwas wässerige Malweise hat mit der ihrigen nicht das mindeste zu tun, ebensowenig wie seine Motive und seine Art der Komposition. Zwei Dinge hat er immer und immer wieder gemalt: die Meeresküste seiner Heimat und die Höhenzüge des deutschen Mittelgebirges; und beide hat er ganz eigenartig aufgefaßt. Das Berliner Schloß hat ein großes Winterbild hergeliehen: die winterliche tiefschwarze See mit tief herabhängenden Wolken darüber und vorn am verschneiten Strande eine einsame Frauengestalt. Wo ist sonst in dieser Zeit eine so tragische Impression geschaffen worden? Oder ein Bild wie das mit den grünen Wiesen, hinter denen die Silhouette der Stadt wie eine Fata Morgana gegen den glühendgelben Morgenhimmel steht; oder das mit den Türmen Neubrandenburgs, hinter denen die aufgehende Sonne ihre Strahlen wie feurige Arme ausstreckt? Vielleicht würden manche dieser Bilder neben der Natur nicht ganz standhalten; es sind keine mit flüchtigem Pinsel erhaschten Abbilder der Natur, sondern kondensierte Erinnerungsbilder, aber darum nicht minder, vielleicht erst recht eindrucksvoll. Bei den Gebirgsbildern schildert Friedrich mit Vorliebe die Stunde vor Sonnenaufgang, wenn wallende Nebelmassen zwischen den Bergzügen lagern und der Himmel sich mählich zu färben beginnt, oder die ersten Augenblicke nach Sonnenaufgang, wenn die Sonne diese Nebelmassen zu durchleuchten und zu zerteilen beginnt. Auf unserem Gebirgsbilde haben ihre ersten Strahlen soeben

Digitized by Google

Georg Friedrich Kersting: Stube mit Selbstbildnis. (1811.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.

die Gipfel getroffen, während der Abhang und die tiefgrüne Matte vorn noch in tiefem Schatten liegen. Friedrich ist wohl auch der erste gewesen, der das Gebirge nicht nur von unten, sondern auch von oben gesehen hat. Endgültig wird seine Stellung in der Kunstgeschichte erst festgestellt werden können, wenn wir seine Werke einmal mit den gleichzeitigen Kopenhagener Bildern vergleichen können. Aber selbst, wenn seine Eigenart dann nicht mehr ganz so groß erscheinen sollte, wird seine Ausnahmestellung in der deutschen Kunst bestehen bleiben. Von einer ganz besonderen Seite zeigt sich uns Friedrich in einem entzückenden Interieur mit einer von hinten gesehenen jungen Frau am Fenster. Vielleicht ist es durch den neun Jahre jüngeren Güstrower Georg Friedrich Kersting angeregt worden, der ebenfalls ein Schüler der Kopenhagener Akademie

gewesen, dann ebenfalls nach Dresden gekommen war und schon 1812 den Meister in seinem Atelier gemalt hatte, jenes famose Bildchen, das auf der vorjährigen Landschaftsausstellung ausgestellt war und damals für ein Selbstbildnis Friedrichs gegolten hatte. Nur ist das Bild später, kräftiger und farbiger als die meisten Werke Kerstings. Wir haben im Märzheft zwei seine Arbeiten Hammershöis abgebildet. Ist es nicht merkwürdig, daß beinahe hundert Jahre vorher ein ebenfalls in Kopenhagen Erzogener ganz ähnliche Wirkungen erstrebt und erreicht hatte? Auch unser Atelier mit Selbstbildnis besteht fast ganz aus weißen, grauen und gelbbraunen Tönen — nur der rechts am Haken hängende Rock ist blau —, und auch bei ihm liegt der Zauber in dem Licht, das so traulich über den schlichten Raum gleitet. Obwohl er auch Intérieurs bei Lampenlicht gemalt hat, ist Kersting doch recht eigentlich ein Maler des Fensters, das schon bei den Holländern, bei Vermeer und de Hooch, eine so große Rolle gespielt hat, und über dessen Verwendung in der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts man allein nach dem jetzt zusammengebrachten Material eine ganze Monographie schreiben könnte.

Auch des anderen in Kopenhagen gebildeten Landschafters, des Norwegers Clausen Dahl, Wirkungsstätte war Dresden. Dahl interessiert uns vor allem durch die höchst energische Zeichnung seiner Bäume. Seine großen Bilder sind im übrigen etwas hart. Man vermutet bei ihnen nicht, daß ihr Schöpfer die köstlichsten Luft- und Wolkenstudien gemalt hat, die sich denken lassen. Die Sammlung von ihnen, die das Museum in Christiania enthält, bildet geradezu ein Gegenstück zu den Studien Constables im Londoner Viktoria- and Albert-Museum, und wir sind dem Direktor der Christianenser Galerie darum zu besonderem Dank verpflichtet, daß er uns eine prächtige Auswahl davon geliehen und selbst aufgehängt hat.

Kopenhagener Einflüsse spielen nun auch nach Hamburg herüber; doch sind die Forschungen hier noch nicht abgeschlossen. Wenn Hamburger Künstler in Dänemark studiert haben, so hat doch wiederum einer der bedeutendsten dänischen Bildnismaler, Jens Juel, in Hamburg gelernt. Es können also gegenseitige Befruchtungen stattgefunden haben. Durch die Bemühungen des Direktors der Kunsthalle, Alfred Lichtwark, und des norwegischen Malers Grönvold sind uns jetzt eine ganze Anzahl Hamburger Künstler vom Anfang des Jahrhunderts bekannt, ja vertraut geworden, von denen wir bis vor kurzem kaum die Namen und zum Teil nicht einmal diese kannten. Manche sind früh gestorben, andere haben unter dem Einflusse der Nazarener Bahnen eingeschlagen, denen ihre bescheidenen Talente nicht gewachsen waren. Liebevoll betrachtete Charakterköpfe aus dem Verwandtenkreise oder Landschaftsausschnitte mit spitzem Pinsel festhalten und einen vielfigurigen religiösen Vorgang nach allen Richtungen, formal und seelisch, ausschöpfen, ist eben nicht dasselbe. Das zeigt uns auch der bedeutendste unter ihnen, Philipp Otto Runge, dessen „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" trotz mancher interessanter Einzelheiten fast wie eine Travestie auf Poussin oder einen Italiener des siebzehnten Jahrhunderts anmutet. Man hat Runge überhaupt keinen Dienst erwiesen, als man ihn als den größten deutschen Maler seiner Zeit hinstellte. Gewiß, seine Hamburger Bilder sind in einem Zeitraum von nur sechs Jahren (1804 bis 1810) entstanden, und der Maler stand erst am Anfang der dreißiger, als er starb. Aber aus seinen letzten Werken läßt sich ebensogut auf einen Verfall in Manier wie auf Läuterung schließen. Auf dem Doppelbildnis seiner Eltern sind eine ganze Anzahl Elemente für ein gutes Bild vorhanden, vor allem rücksichtslose Aufrichtigkeit, starke Charakterisierung, gute Wiedergabe des Stofflichen, aber das Bild ist doch nie und nimmer ein Meisterwerk. Für seinen „Morgen" hat er entzückende Studien geschaffen, vor allem das Knäblein auf der Wiese und die entzückende Gruppe der um eine Lilie im Reigen schwebenden Englein, aber das fertige Bild ist als Ganzes durchaus ungenießbar. Wenn wir Kunsthistoriker diese schreienden Dissonanzen für gute Malerei halten sollen, dann können wir mit unserer Wissenschaft einpacken. Runge war in einer Zeit der Farbenaskese ein glühender Anbeter der Farbe, aber er verstand nicht, die Töne har-

Digitized by Google

Kurt Stoeving: Nietzsche.

Zu Brieger-Wasservogel: Berliner Ateliers.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Philipp Otto Runge: Die drei Kinder seines Freundes Hülsenbeck. (Ölbild; 1805/1806.)

monisch abzustimmen. Weitaus das Beste sind seine Zeichnungen. Nehmen wir ihn als das, was er war, als ein Talent, das mit jugendlichem Enthusiasmus und jugendlicher Rücksichtslosigkeit Neuland bearbeitete, und das der Tod hinwegnahm, ehe die Zeit des Reifens herangekommen war.

Auch die Oldach, Günther und Martin Gensler, Erwin und Otto Speckter, Wasmann und Milde darf man nicht überschätzen. Aber warme Sympathie darf man für diese jungen Leute hegen, die so unbefangen und ehrlich an die Natur herangingen und mit solcher Liebe und Treue ein Gesicht, ein Interieur oder einen Fleck heimatlicher Erde wiedergaben. Zumal Julius Oldach, der am frühesten — mit fünfundzwanzig Jahren — starb, verdient diese Sympathien im hohen Grade. Wer mit kaum zwanzig Jahren im Bildnis seines Vaters den Charakter so zu treffen und zugleich aus dem olivgrauen Rock und der weißen Weste und Kravatte eine so feine Harmonie zu gestalten weiß, hat das Zeug zu einem kraftvollen Bildnismaler in sich. Ebenso ist Martin Genslers Seestück eine der feinsten Luft- und Wolkenstudien aus der deutschen Kunst der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Wasmann, ein ganz Verschollener, dessen Nachlaß Grönvold bei einem kleinen Tiroler Kunsthändler aufgestöbert hat, war in seiner Jugend auf beiden Gebieten mit gleichem Erfolge tätig. Wir bringen im nächsten Hefte von ihm eine ungemein duftige Hochgebirgslandschaft. Was er später geleistet, darüber scheint sein Entdecker einen Schleier breiten zu wollen. Julius Milde ist mit ein paar kleinen Interieurs vertreten, die durch Natürlichkeit, feine Gruppierung und plastische Wirkung gleich fesseln und uns außerdem einen reizenden Einblick in das Leben der Biedermeierzeit gewähren.

Hermann Kauffmann hat ganz vorzügliche Studien von Landleuten und Tieren gezeichnet, bleibt aber in seinen großen, übrigens weit später gemalten Ölbildern nicht nur hinter Millet und Troyon, sondern auch hinter französischen Tiermalern zweiten Ranges ganz erheblich zurück.

Die anderen Seestädte können sich auf der Ausstellung nicht mit Hamburg vergleichen; doch werden emsige Lokalforschungen wohl auch hier noch manchen Schatz heben. Zu nennen wäre der Danziger Eduard Meyerheim, der in seiner Jugend Ansichten seiner Vaterstadt und Landschaftsbilder aus der Umgebung mit hübschen Perspektiven sehr spitzpinselig gemalt hat, aber dann ganz zum Berliner geworden ist.

Mancherlei Parallelen bieten sich nun zwischen der nordwestlichen Handelsstadt und der südöstlichen Kaiserstadt an der Donau. Die Ausstellung „Fünfzig Jahre österreichischer Malerei" von 1898 öffnete in Wien zuerst die Augen dafür, welche Schätze an echt wienerischer, frischer und natürlicher Malerei hier in vormärzlicher Zeit abseits der Akademie entstanden waren. Jetzt wird die Kaiserliche Galerie durch die „Moderne Galerie" im Belvedere so vorzüglich ergänzt, daß der Besucher Wiens alle diese Meister ausreichend kennen lernen kann. Das ungemein lebendig geschriebene Buch von Hevesi (Leipzig, E. A. Seemann, 1903) hat zudem die Ergebnisse jener Ausstellung so gut zusammengefaßt, daß der Forschung viel weniger zu tun übrig bleibt als anderswo. Um so interessanter ist es, eine Auswahl dieser Bilder mit denen der anderen Städte vergleichen zu können. Im Vergleich zu Hamburg merkt man sofort das frischere, heiterere Leben. Die Gesichter der Porträtierten haben nicht das Freudlose, Werktägliche, das den Oldachschen eignet. Und dann stand Wien auch in stärkerem Verkehr mit anderen Kunststädten. Nicht nur Münchener, sondern auch Pariser Künstler kamen in die alte Kaiserstadt, und viele Wiener holten sich ihre letzte Ausbildung an der Seine. Überall spürt man diese größere Freiheit, diese reicheren Anregungen.

Julius Oldach: Bildnis seines Vaters.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht Georg Friedrich Waldmüller, dem die Hälfte eines ziemlich großen Saales eingeräumt worden ist. Vielleicht ist er sogar etwas zu reich vertreten. Die Genrebilder, übrigens die frischesten und natürlichsten der ganzen Zeit, wiederholen sich ziemlich und sind zum Teil etwas roh in der Farbe, und die Landschaften können den Eindruck nicht erhöhen, den man von der herrlichen großen, im vergangenen Jahre von uns abgebildeten „Rüsterngruppe" in der Nationalgalerie gewinnt. Neu sind die kleinen Bildnisse zweier alter Frauen, von denen wir das intimere abbilden werden. Hier steht der Künstler, der die Akademie nur ganz kurze Zeit besucht hatte, un-

befangen vor der Natur; wenige Jahre später bemerken wir sehr stark den Einfluß der Franzosen, besonders des großen Ingres. Bei einem seiner männlichen Bildnisse aus Wiener Privatbesitz erstreckt sich die Ähnlichkeit sogar bis auf die Haltung und Modellierung der Hände. In späterer Zeit, in den sechziger Jahren, setzte Waldmüller seine Genrefiguren nicht nur regelmäßig in die freie Natur, sondern mit Vorliebe in grelles, ihnen zuweilen direkt in die Augen scheinendes Sonnenlicht, so daß sie die Augen halb zusammenkneifen müssen. Natürlich stieß er damit bei Kritikern und Publikum auf den heftigsten Widerstand. Daß er aber mit dieser „bis zur Unzurechnungsfähigkeit gehenden" Vorliebe nicht allein stand, beweisen z. B. einige frühe, in Italien gemalte Bilder von Lenbach. Spätere Forschungen werden uns über diese Bestrebungen, die auch in anderen Ländern und schon viel früher vorkommen, Klarheit verschaffen.

Josef Danhauser: Mutterliebe. (1839.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Wie dem aber auch immer sei, jedenfalls wird Waldmüllers Ruhm dadurch nicht geschmälert, daß wir für seine „Entdeckungen" Analoga bei anderen Künstlern finden. Die Größe des bildenden Künstlers besteht nicht darin, Neues zu erfinden, sondern die Errungenschaften seiner Vorgänger völlig in sich zu verarbeiten und unter ihrer Verwendung etwas der eigenen Natur Entsprechendes zu gestalten. Verhielte sich dies nicht so, dann würde es gerade um den Ruhm der Besten des neunzehnten Jahrhunderts, der Ingres, Delacroix, Feuerbach, schlimm bestellt sein. Waren schon in den vorhergehenden Jahrhunderten die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Ländern sehr groß, so kann man die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt nur vom internationalen Standpunkte schreiben. Wie Stiche nach David Wilkie um 1830 in allen Düsseldorfer Ateliers hingen und Bilder von ihm nach München kamen, so wissen wir positiv, daß Waldmüllers Zeitgenosse und Rivale Josef Danhauser, von dem wir ein ungemein liebenswürdiges, in ganz lichten Tönen gehaltenes Bildchen („Mutterliebe") abbilden, von dem Engländer beeinflußt worden ist, und daher wird auch Waldmüller selbst ihn gekannt haben. Ein anderer Wiener, Friedrich von Amerling, war Schüler von Lawrence und Horace Vernet, und wenn die reizenden Genrebilder aus dem Soldatenleben von Karl Schindler und Peter Fendi den gleichzeitigen französischen so täuschend ähnlich sind, wird dies sicherlich auch kein bloßer Zufall sein. Das echt Wienerische haben sie trotzdem zur Geltung zu bringen gewußt.

Kommen wir nun — nach Dresden, Hamburg und Wien — zu den sonst immer in den Vordergrund gestellten Kunstzentren, so bringt uns vor allem Berlin einige Überraschungen. Die Legende, daß es vor Men=

Digitized by Google

zel kaum einen Berliner Künstler von bleibender Bedeutung gegeben hat, ist zwar schon längst widerlegt worden. Allerdings sind es nicht die meist gefeierten Wach, Carl Begas, Hensel, die jetzt zu neuem Leben erwachen. Auch des Landschafters Blechen Ruhm erfährt durch die Ausstellung eher eine Schmälerung als eine Steigerung. Ein Name steht mit leuchtenden Lettern über der Berliner Kunst dieser Jahrzehnte geschrieben: Johann Gottfried Schadow. Wo ein so durch und durch aufrichtiger und tüchtiger, ein so im Handwerklichen sattelfester und darum jeder Flauheit, jeder Unehrlichkeit abholder Meister an der Spitze des Kunstlebens steht, da kann dieses nicht ganz verkümmern. Schadow war ja natürlich in erster Linie Bildhauer, aber seine wundervollen Zeichnungen beweisen uns aufs neue, daß er es auch auf diesem Gebiete getrost mit jedem anderen in Deutschland aufnehmen konnte. Man müßte schon David oder Ingres holen, um ihn zu übertrumpfen. An malerischen Genies fehlte es im vormärzlichen Berlin fast ganz (auch Schinkels Genialität lag ja nicht auf dem malerischen Gebiete, wenn schon einige seiner weiträumigen Landschaften ganz überraschend gut wirken), aber die Talente wucherten in den ihnen gesteckten Grenzen redlich mit ihrem Pfunde. An erster Stelle steht hier Franz Krüger, der Pferde-Krüger, der denn doch mehr als ein geschickter Zeichner von Bildnissen und Pferden war. Seine großen aus Petersburg herbeigeholten Bilder sind zwar sehr ungleichwertig, aber das von uns abgebildete Paradebild zeigt ein hervorragendes Verständnis für die Landschaft und ist in Ton und Komposition so gut zusammengehalten, daß die Fülle der Figuren und die humorvollen Einzelmotive die Gesamtwirkung nicht beeinträchtigen. Die vorzügliche Durchbildung der Architektur nähert das Werk den Bildern des bisher völlig unterschätzten Eduard Gärtner, der sich in den großen Ansichten des Berliner Schloßhofes als einer der allerbesten Architekturmaler der Kunstgeschichte erweist. Ein vortreffliches Bild von ihm ist auch die Königsbrücke mit den Kolonnaden. Die Figuren und die Häuser des Straßendurchblicks sind für unseren Geschmack ja ein wenig gar zu ängstlich behandelt, aber die Töne und die hellen und dunkleren Massen sind ausgezeichnet gegeneinander abgewogen, und in den Bäumen und dem zwischen ihnen hindurchblickenden Landhause finden wir etwas von den Reizen des gleichzeitig in Paris emporblühenden Paysage intime. Wenn der junge Menzel diese Bilder gesehen hat — und das ist unzweifelhaft der Fall —, so ist der Schritt zu seinem „Palaisgarten des Prinzen Albrecht“ nicht so groß wie man gemeint hat. Die flottere, geistreichere Behandlung ist gewiß sein Verdienst; aber zwischen 1832 und 1846 liegt eine geraume Spanne Zeit, in der die Kunst in ganz Europa einen mächtigen Ruck nach vorwärts getan hatte.

Etwas weniger günstig als Berlin schneidet für mein Empfinden München ab. Die süddeutsche Hauptstadt hat immer als die Pflegestätte der guten Malerei gegolten, und wir wollen das Verdienst der Adam, Klein, Heß, Wagenbauer nicht schmälern, die unter der Herrschaft der Kartonzeichner die alten Traditionen so treu gehegt haben. Aber begeistern kann man sich für diese glatte und spitzpinselige Malerei unmöglich. Dazu kommt, daß man diesen Kleinmeistern denn doch zu sehr anmerkt, daß sie die Natur immer durch die Brille der alten Niederländer gesehen haben. Ohne Wouvermann wären alle diese sauber ausgeführten Pferde nicht entstanden. Eine starke Enttäuschung bereitet Bürkel, auf den in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten ganz besonders eifrig hingewiesen worden ist. Die meisten seiner Bilder sind keineswegs besser als die seiner Vorgänger und haben obendrein etwas unangenehm Zerfahrenes in der Komposition und Flackerndes in der Farbe. Dagegen hat einer der ältesten dieser ganzen Gruppe, Wilhelm von Kobell, der Lehrer von Adam und Heß Anspruch darauf, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ganz besonders interessant sind von ihm zwei Bilder aus dem bayerischen Heeresmuseum, wo natürlich kein Mensch Kunstwerke vermutet hätte: das „Treffen bei Bar-sur-Aube“ (1814) und die „Belagerung von Kosel“ (1806). Das „Treffen“ ist nicht mit dem Auge des Patrioten gesehen, der heldenhafte Einzelheiten verzeichnen will, sondern mit dem Auge des Feldherrn, der von erhöhtem Standpunkt

Digitized by Google

Eduard Gärtner: Die Königsbrücke in Berlin. (1832.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

aus die Vorteile und Nachteile des Terrains übersieht und sich die Massen in ihm entwickeln läßt, und zugleich mit dem Auge eines echten Malers, dem sich das Ganze als ein Zusammenspiel heller und beschatteter Farbenmassen darbietet. Wie die verschiedenen braunen Töne des stark kupierten Terrains im Mittelgrunde gegen die blauen und violetten Bergketten der Ferne und diese wieder gegen den bewölkten Himmel gesetzt sind, das ist so erstaunlich, daß man die hölzernen Soldaten des Vordergrundes kaum bemerkt. Auch bei der „Belagerung" triumphiert das Ingenium des Malers über das Historisch-Topographische der Aufgabe. Wir befinden uns in der Nähe des Feldherrn, der mit seinem Stabe auf einem Bergvorsprung hält. Das ganze Tal mit dem Fluß und der Stadt und den Bergen dahinter ist noch in Morgendunst gehüllt. Aber schon durchbrechen die ersten Sonnenstrahlen den Nebel und vergolden die Türme und Bergspitzen. Aus einer Historie wird so eine jener wunderbaren Morgenstimmungen, wie man sie als schönste Manövereindrücke bewahrt.

Die übrigen deutschen Städte treten hinter den genannten stark zurück. Aus Frankfurt finden wir einige hübsche kleine Landschaften von Schilbach, Peter Becker u. a., aus Stuttgart Genrebilder von Kirner u. a., die zeigen, daß die Art Waldmüllers den Düsseldorfern nicht allein gegenübersteht. Aus Kassel stammt der merkwürdige, schon 1805 in „Winckelmann und sein Jahrhundert" erwähnte Martin Rhoden, der bereits zu Anfang des Jahrhunderts, lange vor Corot, Motive aus der Campagna mit feinstem Gefühl für die Luftstimmungen ohne die konventionellen braunen Vordergründe malte. Ganz in Rom lebte auch sein Sohn Franz von Rhoden, von dem wir zwei wundervoll schlichte, ganz in braunen und gelblichen Tönen gehaltene Frauenbildnisse finden. Eingehende Studien über die römische Kunst von 1800 bis 1830 oder 1840 werden wohl noch ganz merkwürdige Überraschungen und Aufklärungen bringen. Wenn wir bedenken, daß in den zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre so verschiedene Künstler wie die Franzosen Guérin, Corot, der Engländer Turner, die Deutschen Koch, Reinhart, Schirmer, Blechen dauernd oder vorübergehend in Rom anwesend waren, wenn wir wissen, daß z. B. Reinhart und Corot, Turner und Schirmer miteinander verkehrt haben, so werden uns manche bisher unerklärte Übereinstimmungen in der Kunst weit auseinanderliegender Orte verständlich sein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Hugo von Hofmannsthal: „Ödipus und die Sphinx“ — Russisches Drama und Theater: Maxim Gorki: „Die Kinder der Sonne“ — Vom Moskauer Künstlerischen Theater: „Zar Feodor Joannowitsch“ von Alexej Tolstoj.

Hugo von Hofmannsthal hat sich von seinem frühesten dichterischen Auftreten an als ein Gegner des Naturalismus, der literarischen Wirklichkeitskunst des vergangenen Jahrhunderts gefühlt. Schon 1892 bezeichnet er mit einem fast hierarchisch abgeschlossenen Kreise poetischer Freunde als sein Schaffensideal die „geistige Kunst auf Grund der neuen Fühlweise und Mache im Gegensatz zu jener verbrauchten und minderwertigen Schule, die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang“. Er ist, so viele verschiedene Anlehnungen an ältere Literatur- und Kunstepochen er gesucht hat, diesem Ziele niemals untreu geworden, und so weist denn seine dichterische Entwickelung bei allem Eklektizismus eine ungleich geradere Linie auf als etwa die Gerhart Hauptmanns, die in unruhigem Zickzacklauf zwischen Realistik und Romantik hin und her irrt. Daß er, auf diesem Wege vorwärtsschreitend, sich eines Tages mit leidenschaftlicher Hingabe an die Brust der Antike stürzen würde, war vorauszusehen. Eine Rückkehr zur Schönheit, die ihre künstlerische Betätigung in geistigen Werten sucht, kann nur in der klassischen und durch dieses Mittelglied hindurch in der antiken Dichtung ebenbürtige Ahnen und Vorbilder erkennen. Nachdem der Wiener Dichter eine Weile bei der Romantik und der Biedermeierzeit, bei der italienischen und der englischen Renaissance zu Gaste gegangen, scheint er jetzt denn auch bei der antiken Tragödie zu ruhiger und dauernder Einkehr rasten zu wollen: seinem begeisterten „Vorspiel zur Antigone des Sophokles“ ist 1904 die freie dramatische Nachdichtung der Sophokleischen „Elektra“ und jetzt eben die dreiaktige Tragödie „Ödipus und die Sphinx“ (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) gefolgt, der erste Teil einer Trilogie, deren noch zu erwartende Teile „Ödipus, den König“ und „Des Ödipus Ende“ behandeln werden. Ob in getreuer Übersetzung der beiden Dramen des attischen Tragikers, wie voreilig behauptet wurde, oder in eigener Auffassung und Form, mag die Zukunft lehren: wie Hofmannsthal sich der Antike bisher gegenübergestellt hat, ist dieses eher anzunehmen als jenes.

Denn so groß auch die Ehrfurcht und Bewunderung des modernen Dichters vor der antiken Tragödie sein mag, eine sklavische oder demütig-folgsame Nachahmung jener Vorbilder hat nie in seinem Sinne gelegen. Auch der Antike gegenüber galt immer seine Forderung von der „neuen Fühlweise und Mache“; sollte sie uns wahrhaft lebendig werden, mußte sie mit den Augen unserer Zeit gesehen, mit der Seele unserer Tage ergriffen sein. Nicht die erhabene, zu kalt staunender Bewunderung zwingende Größe und Ferne der antiken Kunstgebilde war es, was ihn anzog, sondern der Ewigkeitsgehalt, der in ihnen wohne und der stets in neuer Form neu sich offenbaren lasse. „Ich wollte,“ hat er in einer Zeit literarischer Untätigkeit, als aber doch schon seine „Elektra“ sich vorbereitete, hinter der durchsichtigen Maske eines englischen Renaissancemenschen geschrieben, „ich wollte die Fabeln und mythischen Erzählungen, welche die Alten uns hinterlassen haben, und an denen die Maler und Bildhauer ein endloses und gedankenloses Gefallen finden, aufschließen als die Hieroglyphen einer geheimen, unerschöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal, wie hinter einem Schleier, zu spüren meinte.“ Hofmannsthal ist wegen dieser vom Schulschema abweichenden Betrachtung und Behandlung der antiken Tragödienstoffe bitter gescholten worden; ja, der in der Tat etwas unvorsichtige Zusatz, den er seiner so gar nichts von Harmonie atmenden „Elektra“ gab: „Frei nach Sophokles“, ist ihm geradezu als eine Blasphemie ausgelegt worden. Ich kann mich zu dieser Art von literarischer Pietät nicht bekennen.

Digitized by Google

Wahre Ehrfurcht begräbt sich nicht in ersterbendem Respekt vor dem „Heiligen"; wer von sich aus, aus dem Gefühl seiner Zeit heraus Wirklichkeiten und Gefühle der Vergangenheit lebendig zu machen sucht, tut ein frommeres Werk. Unsere moderne Kulturforschung, die auch vor den Überlieferungen der Antike nicht Halt macht, kommt dem modernen Dichter darin übrigens entgegen. Mit der Winckelmannschen Formel von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der Antike hat eine neuere Zeit gründlich aufgeräumt. An Stelle des apollinischen Grundzuges in der hellenischen Kunst und Dichtung ist das besonders von Nietzsche gelehrte dionysische Prinzip getreten, und die einst fast schon zum Dogma erstarrte Anschauung von der „griechischen Heiterkeit" ist von keinem Geringeren als Jakob Burckhardt „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils" genannt worden, welche jemals vorgekommen. Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, daß diese augenblicklich herrschende Auffassung die maßgebende und endgültige ist. Andere, neue oder nur erneuerte werden sie ablösen, und gerade in dieser Wandlungs- und Erneuerungsfähigkeit der antiken Ideale liegt ihre eigentliche Lebenskraft. Der echte Ring, das heißt in diesem Falle: die absolut richtige Erkenntnis vom Wesen der antiken Kunst, ging verloren; wir werden uns damit begnügen müssen, statt des Ringes selbst den Glauben an ihn oder ein diesen vertretendes Symbol zu besitzen. Je stärker der Glaube, desto deutlicher darf sich der Prophet berufen fühlen, ihn in seinen Werken auch der Mit- und Nachwelt entgegenzutragen.

Hofmannsthal ist von diesem Bewußtsein seines priesterlichen und prophetischen Berufes tief durchdrungen. Eine Antike, wie er sie sieht und fühlt, will er seiner Zeit verkünden, und kein hoher Geist, der einst vor ihm anders dachte und fühlte, vermag ihm darin eine Schranke zu setzen. Diese Wiederbelebung und Erneuerung kann mit zweierlei dichterischen Hilfsmitteln geschehen: mit einer veränderten — um nicht zu sagen verfeinerten — Psychologie und mit einem das Gefühl bis zur Augenblicksglut des unmittelbaren, ersten Erlebens steigernden Pathos — dies Wort selbstverständlich nicht in dem landläufigen rhetorischen Sinne gebraucht, sondern in dem Sinne von Mit-Leidenschaft eines aufs äußerste gespannten Herzens. Jenen, den psychologischen Weg vornehmlich, ist Hofmannsthal in der „Elektra" gegangen, indem er die Gestalten dieser Tragödie aus dem Reich der „beherrschten Klarheit und tanzenden Grazie", in das sie bei Sophokles hineinragen, herabzog und sie wieder den ungezügelten Urmächten menschlicher Triebe und Leidenschaften zurückgab. Nirgend hat der Haß in seinem wilden Blutdurst unverhüllter seine Orgien gefeiert als hier. Es war das „orphisch ursprüngliche, leidenschaftlich umwölkte Griechentum", das Hofmannsthal uns da zeigte; aber um so viel weiter er den Stoff dadurch noch in die Dämmerzeit der Vorwelt zurückschob, von der Rücksichtslosigkeit und Kühnheit seiner modernen Psychologie hat er sich durch diese Archaisierung nichts rauben lassen. In der antiken Tragödie haben wir mehr oder weniger Typen, „idealische Masken", wie der davon sehr angezogene Schiller sagt; der Wiener Dichter dagegen kann sich in der Individualisierung seiner Menschen gar nicht genug tun, bei der „Elektra" selbst zieht er sogar — zum Schaudern eines Teils der Kritik und des Publikums — die Forschungsergebnisse der allerneuesten Psychopathologie heran. Der Kothurn schwindet, die Faltengewänder fallen, um uns desto unverstellter den Menschen mit seinen menschlichen Maßen und dem schleierlosen Gewebe seiner Seele sehen zu lassen. Wo im antiken Drama — und seinem Geiste getreu auch bei Goethe — immer wieder hohe, gehaltene Ruhe die Wogen glättet, ist bei Hofmannsthal alles zitternder Nerv und bebende Sinnlichkeit.

Das in der „Elektra" beobachtete Prinzip der psychologischen Individualisierung hat Hofmannsthal im „Ödipus" nicht gerade verleugnet, aber er hat es zurücktreten lassen hinter dem Gefühl, er hat die Psychologie aufgelöst in Lyrik. Diese Thronerhebung des leidenschaftlich erhitzten Gefühls stellt sich als das wichtigste und wesentlichste Merkmal der modernen Dichtung dar. Vom ersten bis zum letzten Wort ist hier alles und jedes in einen Glut- und Blutstrom der Empfindung getaucht, der brausend, schäumend, kochend dahinrast. Vier Stunden lang werden wir in die äußerste Exaltation hineingepeitscht, vier Stunden hindurch werden Herz und Phantasie unter der gleichen Spannung gehalten. Da erhebt sich denn alsbald die Frage: Ist es menschlicher Vorstellungs- und Ausdruckskraft überhaupt vergönnt, beides — die furchtbare, dämonische Wucht und Größe der antiken Tragödienstoffe und das leidenschaftlich beseelte Mitempfinden des modernen Gefühls — zu vereinigen? Muß nicht unter dieser doppelten Last zweier sonst barmherzig geschiedener Welten der Nacken der Kunst sich beugen, ihre Brust sich zusammenschnüren, ihr Atem zum Ächzen, Keuchen und Fauchen werden? Alle die glänzenden Regie- und Darstellungskünste des „Deutschen Theaters" in Berlin, wo das Stück zum erstenmal in Szene ging, konnten denn auch am Ende die gliederlösende Ermüdung nicht bannen.

Dabei führt uns dieses erste Stück der Hofmannsthalschen Ödipus-Trilogie nur auf die Vorhöhe des Berggipfels, den Sophokles in seinem ersten Ödipus-Drama erklimmt. Was der moderne Dichter in Handlung umsetzt, ist nicht mehr, als was der antike seiner Exposition anvertraut, was bei ihm die eigentliche Tragik erst aus ihrem Schlummer weckt: die Jugendgeschichte des Ödipus, von seiner Flucht aus Delphoi, wo er soeben das furchtbare Orakel empfangen hat, bis zur Vermählung mit Jokaste, in der er eine ihn zum höchsten Leben beseligende Geliebte, nicht im entferntesten aber seine eigene Mutter erkennt. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß Hofmannsthal den Inhalt der antiken Sage in

Digitized by Google

manchen wichtigen Punkten verändert und mit manchen ganz neuen, schwerwiegenden Motiven ausgestattet hat. Eins der schönsten und tiefsten davon ist jenes, das Ödipus', des Jünglings, gleich auf den ersten Blick entflammte Liebe zu der so viel älteren Königswitwe von Theben erklärt. Noch nie zuvor hat der Pflegesohn des Polybos und der Merope ein Weib berührt. Die sehnsuchtsvolle Qual der jungen Sinne hat wohl auch er gefühlt, aber immer war ihm, als läge ein Schwert auf der Schwelle, und dies Schwert war der Gedanke an seine königliche, ihm als Idealbild weiblicher Schönheit und Tugend vorschwebende Mutter. An ihr maß er alle, die sich ihm boten oder für die er flüchtig einmal erglühte. Er fühlte, sie konnten dem Tiefsten in seinem Verlangen nicht genügen. Er hätte in keiner Unberührten Armen liegen können ohne eine geheime tiefe Scham:

Wo ein Blick mich nicht bände in alle Seelentiefen,
wo nicht die Welt mir schwände,
wo nicht Ehrfurcht und Schauder mich ganz auflöste —
wie könnte ich mich da geben? ...
So hielt ich meinen Blick im Zaum
vor ihrem Leib und ihrem Haar, weil keine eine Königin war ...
An meiner Mutter hatte ich gesehen, wie Königinnen gehen.
Wenn ich auf meinem Wagen gefahren kam
und sah sie gehn mit ihren Frau'n
zu heiligen Festen, hinab zum Fluß,
darin in flutenden Palästen
die Götter wohnen, unsre Ahnen —
und sie trug ihren Leib wundervoll schreitend
wie ein heiliges Gefäß,
da stieg ich vom Wagen und kniete nieder,
zur Erde gebeugt, grüßte ich sie.
Und ich wußte: Kinder zeug' ich einst mit einer,
die mit heiligen Händen im dämmernden Hain
darf Bräuche üben, die allen Weien verboten sind, nur ihr nicht:
denn zu ihr reden aus dunkelnden Wipfeln im Abendwind
Götter, die ihre Väter sind.
Kinder zeug' ich in einer solchen heiligem Schoß,
oder ich sterbe kinderlos.

Mit diesem Motiv verquickt sich ein anderes, das an sich dem modernen Dichter aus dem antiken Mythos überkommen ist, das er aber nach seiner eigensten Auffassung von Kunst und Leben neu und selbständig abgewandelt hat: das Hereinweben des Traumes in die Wirklichkeit und die Macht, die jener über diese gewinnt. Oft und gerne hat Hofmannsthal das gleitende, ewig wechselnde Leben mit einem Springbrunnen verglichen, der seine Wasser unaufhörlich auf- und niedersteigen läßt:

wir selber nur der Raum,
Drin Tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben, wie ein Springbrunn' Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen;
All unsere Einheit war ein bunter Schein,
Ich selbst — mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher grad' so nah,
Vielmehr so fern verwandt, als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert.
(„Der weiße Fächer".)

„Nichts umgibt uns," heißt es ein andermal, „als das Schwebende, Vielnervige, Wesenlose, und dahinter liegen die ungeheuern Abgründe des Daseins. Wer das Starre sucht und das Gegebene, wird immer ins Leere greifen." Hinter den Schleiern des Sichtbaren und Greifbaren liegt erst das wahre und das wertvolle Leben; von hier kommen die körperlosen Mächte, die des Menschen eigentliches Schicksal weben. Darum ist der Traum, in dem wir Menschen diesem Reiche auf leichten Schwingen näher kommen als am schweren, geschäftigen Tage, die erhöhte Wirklichkeit und Wahrheit des Daseins. „Zum Traume sag' ich: ‚Bleib bei mir, sei wahr!' Und zu der Wirklichkeit: ‚Sei Traum, entweiche!'" Im „Ödipus" ist es außer den ihm sein künftiges Schicksal grausig widerspiegelnden Traumgesichten, die über die Seele des Helden noch mehr Gewalt haben als der Wortlaut des Orakels, vor allem das Brausen des von den Ahnen ererbten wilden Kadmeionidenblutes, das mit Macht in den Fluß seines wirklichen Lebens hineinströmt. Es nimmt Stimmen an von dem Sturm, der durch die Baumwipfel fährt, von der Luft, die um die Felsen webt:

Die wir tote Könige sind,
wir thronen im Wind —
die wir gewaltig waren,
uns schleift der Sturm an den Haaren,
und dieser ist unser Sohn.
Unser Ringen und Raffen
hat ihn erschaffen.
Herz und Gestalt,
Begierden und Qualen —
er muß uns bezahlen,
daß wir mit Gaben
beladen ihn haben.
Er ist ein König und muß es leiden,
und wär' ein nackter Stein sein Thron:
er ist unsres Blutes Sohn.

Eine kurze Weile, und der vor seinem Schicksal Fliehende erschlägt erst den Herold des Laïos, dann unwissend diesen selbst, seinen leiblichen Vater, der ihn einst ausgesetzt hat, um die düstere Prophezeiung des Orakels abzuwenden. Und die Stimmen der Ahnen aus der Luft triumphieren:

Mich reißt es aus der Luft herab,
mich wirft es aus meinem Königsgrab,
Uralte Wut fällt mich Toten an —
Ai! unser Blut rinnt aus dem toten Mann!

Hofmannsthal hat mit dieser Erfindung und Belebung unsichtbarer, doch gewiß nicht unwirksamer Mächte aus der dritten Welt, der „Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale", wir würden hinzufügen: und der Vererbungen, etwas aufgenommen, was Goethe in seinem Briefwechsel mit Schiller an die Stelle der alten Götterbilder, Wundergeschöpfe, Wahrsager und Orakel gesetzt wissen wollte, ohne sich freilich zu verbergen, daß deren physisch-poetische Gewalt dadurch nicht aufgewogen werden kann.

Digitized by Google

Anstatt den Ödipus nach der Erschlagung des Laïos gleich weiter vor die Tore und den Königspalast Thebens zu begleiten, spinnt Hofmannsthal eine neue Handlung an, die sich fast zu einer selbständigen Tragödie ausdehnt, die Tragödie Kreons, des Bruders der Königinwitwe Jokaste. Auch in der Zeichnung dieses Charakters baut der Wiener Dichter auf eigenem Grunde. Die antike Tragödie kennt Kreon nur als den Verkörperer der kalten Königswürde und als Vertreter des tyrannischen Staatsgesetzes gegenüber dem ewigen Recht der Natur und des Herzens, für das eine Antigone lebt und leidet. Hofmannsthal pflanzt in seine Seele den Zweifel an sich selbst, den fressenden Widerspruch zwischen Begehren und Vermögen, die sich selbst vernichtende Unkraft des dekadenten Träumers und Schwächlings. Unverkennbar sind auch hier Erkenntnisse der modernen, ja der modernsten Psychologie verwandt, und vielleicht könnte ein gelehrter Philologe aufstehen und erklären, ein Charakter wie dieser Hofmannsthalsche Kreon sei wohl im Wien des neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhunderts, nicht aber im Theben der Labdakiden möglich. Was aber verschlüge das? Wenn es dem modernen Dramatiker gelänge, diese Gestalt nicht bloß in sich lebendig und aus sich überzeugend zu gestalten — das ist hier nicht genug —, sondern sie zugleich zu einem mächtigen Hebel im inneren Getriebe der Ödipus- und Sphinx-Tragik zu machen, so sollte ihm die Zeitwidrigkeit zu einer Tugend angerechnet werden. Das aber ist nicht der Fall, wenigstens nicht in dem bisher vorliegenden ersten Drama. Vergebens bemüht sich Hofmannsthal einstweilen, die Fäden zwischen Ödipus und Kreon enger zu knüpfen: das Motiv, daß Kreon es ist, der — für irgendeinen Thebaner gehalten — ihm später den Weg zum Felsennest der Sphinx geleitet, in der Hoffnung, der Tollkühne werde gleich seinen unseligen Vorgängern in die Tiefe gestürzt werden und ihm den Weg zum Königsthron wieder freigeben, zerflattert und bleibt vorläufig ohne Folgen, wenn es auch an fruchtbaren Hinweisen auf die weitere tragische Entwickelung dabei nicht fehlt. Die vorliegenden drei Akte werden durch die „Kreon-Tragödie“ in ihrer Komposition eher empfindlich gestört als innerlich bereichert. Dabei muß auch hier wieder ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Hofmannsthal in seinem Kreon ein äußerst interessantes Charaktergemälde geschaffen hat, in dem Licht und Schatten weise verteilt sind. Seit dem Knaben Kreon am Hochzeitsabend seiner Schwester von den Priestern die Botschaft an diese und ihren jungen Gemahl aufgebürdet worden, daß der Sproß dieser Nacht einst seinen eigenen Vater erschlagen werde, seit er dazu verdammt worden, aus Kindesmund den giftigen Tod hineinzuträufeln in die Lebenssaat, zerfraß ihm dies furchtbare Wissen Herz und Hirn; alle Möglichkeiten des Lebens waren ihm im voraus abgelebt, alle Taten waren unfruchtbar, alle Freuden und Schmerzen dieser Welt schal, noch ehe sie gekostet, entmannt sein Wollen und kraftlos alle seine Träume. Umsonst beschwört er den Magier, ihm einen Halt zu geben, ihm einen Lebensblick aus der versteinten Welt zu zaubern: umsonst gibt sich sein junger Schwertträger aus Liebe zu ihm den Tod, um ihm durch dies gläu-

Szenenbild aus Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx“. (Zweiter Aufzug: Vorhalle in Kreons Haus.)
Nach der Aufführung am „Deutschen Theater“ in Berlin.
(Entwurf von Obronski, Impekoven u. Co., Berlin. — Photogr. Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

bige Opfer den Glauben an sich selbst zurückzuschenken und den Dämon der Kraft in seine öde Brust zu pflanzen. So wenig, wie er einst das Vertrauen zu sich fand, das Ungeheuer in der Kluft zu Harma zu bestehen, so wenig vermag er, als Ödipus, von Grauen über seine Tat geschüttelt, den Tod von ihm erbettelt, den Dolch auf jenen zu zücken: „Mein Traum setzt mir den Fuß auf meinen Nacken." Auch für Kreon hockt und lauert das Schicksal hinter den Erscheinungen dieser sichtbaren Welt in lähmenden Ahnungen, Träumen und Phantasien.

Völlig neu hinzuerfunden hat Hofmannsthal die Gestalt der Antiope, der Mutter des Laïos, die die antike Tragödie nicht kennt. Und in sie hat er das übertragen, was dort dem Kreon auferlegt ist: die Vertretung des ehernen Staats- und Königsgedankens, wenn auch ins Weibliche gewendet und daher mehr auf die Erhaltung der königlichen Erbfolge als auf die Befolgung der Staatsgesetze gerichtet. Königen, meint sie, sind ihre Frauen gegeben, damit das, was königlich an ihnen, ihre Königsgedanken und Königsgebärden, unter den Völkern weiterlebe. Daraus ergibt sich zwischen ihr, der alten Königin, die das Blut uralter Götter, der Nacht und anderer in ihren Adern fühlt, und Jokaste, der Kinderlosen, ein wirksamer Gegensatz: jene achtet die Frau nur als Erhalterin des Geschlechts und Stammes, diese, die junge, eine milde, ganz nach innen ihrem stillen Frauentume lebende Seele, schaudert bei dem Gedanken, die „Mutter eines Menschen" zu sein, Mutter von Dämonen, die immer nur neue Schuld und Qual und Begierde aufhäufen. Fast segnet sie das Geschick, das ihr das Kind in seiner frühesten Lebensstunde wieder nahm, und so vertraut sie der Stammutter zum erstenmal an, daß auch sie einen Sohn geboren, und weshalb sie dem heiligen Königsschwert doch keinen neuen Träger gegeben hat. Das nimmt Antiope als das Zeichen, daß der Tochter noch Großes vorbehalten, daß ein Gott kommen wird, um Laïos, dem Toten, einen Erben aus ihrem Schoße zu wecken.

Indes schart sich das Volk vor den Toren und fordert in leidenschaftlich bewegter Rede, die als Sprechchöre an verschiedene ältere und jüngere, männliche und weibliche Gruppen verteilt wird, einen neuen König auf den verwaisten Thron. Noch einmal scheint sich das Zünglein der Wage Kreon, dem Schattenmann ohne Kraft, zuzuwenden — aber schon ist Ödipus vor den Mauern der Stadt, und ein vor ihm herfliegendes Gerücht grüßt ihn als den Retter, der Stadt und Volk von der Sphinx befreien werde. Gelingt ihm die Tat, so wird — Jokaste schwört es unter dem drohenden Zwang des Volkswillens — Stirnreif und Schwert des Königs sein werden und mit ihnen die Hand der Königin. „Daß er mich lebend finde," setzt sie heimlich hinzu, „schwor ich nicht." Und Ödipus erscheint, wie ein Held, wie ein Heros, wie ein Gott umjubelt: Perseus! Orpheus! Herakles! Lechzend greift der Heimatlose nach der Tat, die ihm wie eine Erlösung von schwerem Fluch entgegenwinkt. Da tritt auch Jokaste vor ihn. Von ihrem Anblick wie vom Blitz getroffen steht er da. In diesem Augenblick, dem größten und stärksten, den das Drama hat, fühlt man erschauernd das Schreiten des Schicksals in der Luft. Jokaste, die Ahnungslose, beschwört den Fremdling beim Andenken seiner Mutter, sich nicht dem Verderben auszusetzen. Er hört nicht darauf. Er sieht nur sie, die Königliche, die Erfüllung all seiner keuschesten Knaben- und Jünglingswünsche, wie sie nur ihn; das höchste Lebensgefühl umbraust sie beide. So stürmt er zur Tat:

In meinen Adern
Halt' ich die Welt: es stürzt kein Stern, es taumelt
Kein Vogel von der Nestbrut ohne mich.
Beflügelt ist mein Blut, und meine Seele;
Steigt wie ein Springquell.

Der dritte und letzte Akt bringt dann in steilem Geklüft den Aufstieg des Ödipus zur Sphinx. Unter der Führung des vermummten Kreon klimmt er empor, von dem jüngsten gerade als Sterbender herabtaumelnden Opfer des Ungeheuers so wenig geschreckt wie von dem mephistophelischen Hohn seines Führers, der ihm vorzeitig die Lebensfackel löscht ... Doch Grausen schüttelt ihn, als er zurückkehrt. Die Sphinx hat ihn, ehe sie sich mit einem aus Triumph und Todesschmerz entsetzlich gemischten Schrei in den Abgrund stürzte, beim Namen gerufen: „Sei, Ödipus, gegrüßt, der du die tiefen Träume träumst!" Er fühlt: er kann sich nirgend bergen, der grauenhafte Dämon weiß von seinen Träumen in Delphoi, darin er das Orakel erfüllt sah! Da — ein neues Zeichen der Götter: der tausendjährige Baum, der dort oben auf kahler Klippe horstet, flammt, vom Blitz entzündet, auf, das Fanal, das Ödipus als Botschaft seiner gelungenen Befreiung ins Tal hinabzusenden versprach, leuchtet nun auch wider seinen Willen. Muß er jetzt nicht selber glauben, daß ihm die Götter mit eigener Hand die Hochzeitsfackel anzünden? Dem Leben entgegenjubelnd, fühlt er von neuem die Erinnerung an die königliche Frau in sich aufwachen, die drunten auf das Zeichen wartet. Und schon bewegt sich aus der Ebene herauf der Zug mit den heiligen Pauken, mit dem dumpf blitzenden Schwert des Kadmos, das Volk, die Priester, allen anderen voran, in dunkle Schleier wie ein Götterbild eingehüllt, Jokaste. Allein kommt sie die letzte Strecke heraufgestiegen, die Krone mit dem blutigen Rubin auf dem Haupt, die Königin zum Könige. Wie sie nun beide auf einsamer Höhe einander gegenüberstehen und von geheimnisvollen Mächten unter Wonne und Grausen zueinandergezogen werden, hinein in ihr Liebesglück, hinein in das Todesnetz des Schicksals, das gehört zu dem Ergreifendsten, was die zeitgenössische Dramatik auf die Bühne gebracht hat. Als König Ödipus schreitet dann der schicksalgezeichnete Held an der Hand seiner Mutter-Gemahlin, über Kreons ihm zu Füßen ge-

Digitized by Google

Szenenbild aus Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx“. (Zweiter Aufzug; Vor dem Palast, rechts der heilige Hain.) Nach der Aufführung am „Deutschen Theater“ in Berlin.
(Entwurf von Obronski, Impekoven u. Co., Berlin. — Photogr. Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

breiteten Mantel hinweg, hinunter in des Kadmos heilig-unheilige Stadt ...

So glut- und lebensvoll nun aber auch all diese Szenen mit ihrer schmelzend süßen Lyrik und ihren prachtvollen Bildern zu uns sprechen — was wir unter Tragödie verstehen, entladet sich nicht. Hofmannsthal hat seiner Dichtung als Motto ein höchst bezeichnendes Wort Hölderlins vorangestellt: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.“ Der „alte stumme Fels, das Schicksal“ — dies Wort klärt uns darüber auf, daß wir es hier nicht mit dem Pathos des Willens, der zu einem idealen Zweck gegen den Widerstand der Welt oder die Schranken und Ketten des eigenen Charakters ankämpft, sondern mit dem Pathos des Leidens zu tun haben, eines Leidens, das höchstens gegen unsichtbare Gespenster ficht. Der „alte stumme Fels“ erhebt sich nicht aus seinem stummen Schlafe, er reckt keine Glieder zum Ringen mit dem kühnen Herausforderer, er antwortet ihm nicht, er schneidet ihm nur Fratzen des Hohns und der Verachtung, all sein Tun ist schließlich nur, wie das der dumpfen Materie, Stürzen und Erschlagen. An diesem echolosen, stummen Gestein müßte bald auch eine wuchtigere Faust, als der zarte, feingliedrige Wiener Poet sie führt, sich wund und wehrlos hämmern. **Sein** vornehmstes Rüstzeug ist das Wort und das Bild und wieder das Bild und das Wort. Er hat die Gabe, auch das Lustigste und Leiseste im Filigrangewebe der Sprache aufzufangen, zu einer Fertigkeit und Vollendung ausgebildet, mit der sich in unserem zeitgenössischen Schrifttum nichts anderes messen kann. Blühende Vorstellungen, glänzende, nicht bloß von außen funkelnde, auch von innen leuchtende Bilder, berauschende Wortfolgen und Wohlklänge, üppige Reimbüschel wachsen ihm wie ein Kornfeld auf der flachen Hand. Aber über dieser schwülen Fruchtbarkeit der Phantasie wölbt sich keine schöpferische Idee, geschweige denn eine neue tragische Weltanschauung. Alles zerstäubt und zerstiebt ihm in Lyrismen und Gefühlsexaltationen, aus denen wohl dann und wann ein von tiefsten Ahnungen zitternder Lichtstrahl hervorblitzt, die ihm aber sonst den Weg der Schlichtheit und Natur nur immer dichter verhüllen. Nicht von ungefähr wirft sich dieser feingeistige Wiener Ästhet dem fatalistischen Prinzip der antiken Tragödie in die Arme; es zieht ihn eine tiefwurzelnde Verwandtschaft zu einer Kunst, die statt des tragischen Willens der Tat das tragische Verhängnis auf den Thron setzt und dem Menschen vor der unantastbaren, unbeweglichen Schicksalsmacht der Götter oder der auch ihnen noch übergeordneten Moira die Hände bindet. Hier ist die Stelle, wo eine dramatische Unkraft, eine Kreonkunst, sich am ehesten „mit Taten schminken“, wo sie sich in einen Königstraum wiegen kann, dessen Krone und Schwert doch nur das

Szene aus Maxim Gorkis Drama „Kinder der Sonne". Nach der Aufführung am „Kleinen Theater" in Berlin.
(Photogr. Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

schöne Wort und das schöne Bild sind. Wer die tragische Schicksalsidee der Griechen für uns Kinder einer anderen Zeit und Welt neu lebendig und wirksam machen will, muß aus härterem Holze geschnitzt sein als Hugo von Hofmannsthal. Bis dieser dramatische Herakles kommt, gilt Goethes Wort: „Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art Affektation; es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesichte steht," und gilt Schillers Bekräftigung: „Ich teile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkommen kann, und das lebendige Produkt einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und zum Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher töten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüt zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht" ...

Die Aufführung der Dichtung am „Deutschen Theater" fügte der heute in Deutschland einzig dastehenden Regiekunst Max Reinhardts ein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz. Aller Prunk und Schmuck der Szene war hier aufgelöst in Stil, in Harmonie zwischen Inhalt, Stimmung und Gehäuse. Von den nichts weniger als aufdringlichen Bühnenbildern mögen unsere beiden Illustrationen eine Vorstellung geben. Aber auch die darstellerischen Leistungen dieser Aufführung griffen nach den höchsten Reisern. Über allen anderen steht mir diesmal Agnes Sorma, die als Jokaste Königin, Frau, Geliebte, Mensch in einer wunderbar melodischen Einheit und Vollendung ist. Neben ihr schreitet Friedrich Kayßler als Ödipus. Seine gerade und herbe Schauspielernatur muß sich diese in Worten und Gefühlen schwelgende Aufgabe erst mühsam erobern, und deutlich stehen seiner Leistung noch die Spuren dieses Ringens eingegraben. Aber nur um so mächtiger und bezwingender spricht nun seine glühende Empfindung, sein bis ins Innerste beseeltes Gefühl zu uns. Die Rolle der ganz in der großen Königsgebärde lebenden Antiope kommt dem Heroinenstil der neu für Berlin gewonnenen Adele Sandrock sehr entgegen; trotzdem bleibt nicht verborgen, daß es schwerhalten wird, ihre Art, sich in weiten Gesten und rollenden Rhythmen auszugeben, mit der von innen heraus aufbauenden psychologischen Darstellungskunst unserer jüngeren Schauspielergeneration, die doch nun einmal die Herrschaft hat, zu einem einheitlichen Stil zu verschmelzen. In der schwierigen Rolle des Kreon zeigte sich zum erstenmal der sonst allzu unruhige und zappelige Alexander Moissi als ein geistreicher Charakteristiker. —

Digitized by Google

Hofmannsthal hat einmal von Gabriele d'Annunzio, einem ihm eng verwandten Dichter, gesagt, sein Lebens- und Weltgefühl habe sich nicht am Leben und an der Welt entzündet, sondern an künstlichen Dingen. Das gilt auch von ihm selber: auch bei ihm führt vom Leben kein direkter Weg in die Poesie. Ganz anders bei den **Russen**. Hier drängt alles auf die Gestaltung des realen, uns unmittelbar umgebenden Lebens hin, in den dramatischen Stoffen wie in der szenischen Darstellung. Diese Menschen sind so von dem Gären und Brausen ihrer Zeit erfüllt, daß sie weder darüber zurück- noch darüber hinauszublicken vermögen, gleichviel ob sie nun wie der jung verstorbene Tschechow in sachlichster, unaufdringlichster Wirklichkeitskunst die augenblickliche russische Kultur- und Geistesverfassung schildern oder ob sie wie **Gorki** für eine „gründliche Änderung des Fahrplans" plädieren. Dort der kühle Objektivismus des Realisten, der an eine Besserung nicht glaubt und nicht denkt, hier der leidenschaftliche Subjektivismus des Anklägers, der, allen Kompromissen, auch allem in der russischen Literatur sonst herrschenden Altruismus abhold, immer und überall gegen die bestehenden Zustände protestiert. Als Künstler kann sich Gorki auch nicht von ferne mit Tschechow vergleichen; für das russische Leben ist er ein weitaus wichtigerer Faktor. Ich brauche auf diese interessante, etwas ganz Neues in die Weltliteratur bringende Erscheinung nicht näher einzugehen, auch auf seine Dramen „Nachtasyl" und „Die Kleinbürger" nicht: diese Werke, wie der Dichter selbst nach seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung, sind ja erst in jüngster Zeit wiederholt und von den verschiedensten Seiten in den „Monatsheften" besprochen worden.

Auch über sein neues Drama „**Kinder der Sonne**" (deutsche Ausgabe bei Ladyschnikow, Berlin) darf ich mich kurz fassen. Es bedeutet weder in seinem Inhalt noch in seiner künstlerischen Technik einen bemerkenswerten Fortschritt. Diese ist sogar eher noch ungeschickter und hilfloser geworden als in den vorausgegangenen Stücken, so sehr sich der Dichter augenscheinlich bemüht hat, durch allerlei Kreuzungen und Verknüpfungen des Gewebes Leben und Bewegung in die Handlung zu bringen. Im Grunde hallt aus diesem neuen Werke genau dieselbe Protest- und Anklagepredigt wie aus dem „Nachtasyl" und den „Kleinbürgern". Dort scholl sie von unten herauf, aus den Tiefen des Lebens und aus seinem mittleren Durchschnitts- und Alltagsniveau, hier, in den „Kindern der Sonne", sind es die Intellektuellen selbst, die sich ihr Urteil sprechen. Denn der Titel des Stückes, der auf sie gemünzt ist, ist nichts anderes als eine beißende Ironie oder besser ein Hohn auf die Erfüllung ihres sozialen Berufes. Der Gelehrte, der Künstler, der „praktische" Mediziner, das in Mitleid mit dem Elend dieser Welt erbebende Mädchen — sie alle vermögen den dumpfen, vertierten und verelendeten Massen dort unten auch nicht einen Finger zu reichen, um sie zu sich empor auf die Sonnenhöhe zu ziehen. Der nur für seine Tiegel und Retorten lebende Chemiker ist ein verwöhntes und verträumtes Kind, dem die Wissenschaft nicht einmal Zeit läßt, seiner schönen, lebensfrohen Frau die nötige Aufmerksamkeit zu widmen; der Maler lebt nur seinen Künstlerphantasien, seinem egoistischen Genießertum und seiner Augenblicksfreude; der Tierarzt ist zu illusionslos, zu wenig „neugierig" und zu ehrlich gegen sich selbst, als daß er sich nicht ins Mohilewsche Gouvernement, d. h. ins Jenseit davonmachen sollte, sobald sich ihm die eine, um derentwillen sich allein noch zu leben lohnte, versagt; und diese selbst, Liesa, die Schwester des Chemikers, eine reine, aber immer auf das Tragische gestimmte Seele, fühlt sich als hysterisch Kranke der Verantwortung, ihr Dasein etwa in Kindern fortzupflanzen, nicht gewachsen. So bricht alles hilf- und trostlos in sich zusammen. Die dort oben werden so einsam sein wie die dort unten, es führt von jenen zu diesen keine

Moskwin als Zar Feodor Joannowitich in A. Tolstojs Drama.
(Moskauer Künstlerisches Theater.)

rettende Brücke. Daran ändern alle hochtrabenden Phrasen von „Menschentum", von der „Bereicherung des Lebens durch Schönheit", von der „seelenberauschenden Freude" und der Sonne als dem „Ozean der Energie" auch nicht ein Titelchen. Liesa, eine Kassandra dieser zerrissenen

Welt, spricht es aus, wie es sich tatsächlich verhält: „Was euer Leben ausfüllt," sagt sie zu diesen verstiegenen Weisheits- und Schönheitsaposteln, „eure Gedanken, Gefühle gleichen den Blumen in einem Walde, der düster und voll von Fäulnis und Entsetzen ist. Euer sind wenige; man spürt eure Anwesenheit kaum auf Erden ... Ich sehe auf der Erde Millionen und nicht Hunderte, und unter diesen Millionen wächst der Haß. Sie, berauscht durch schöne Worte und Gedanken, sehen das nicht, aber ich hab's auf der Straße gesehen, wie der Haß sich Luft machte und die Menschen wild und wütend einander mit Wollust vernichteten. Warum sie euch hassen? Weil ihr euch ihnen entfremdet habt, weil ihr ihrem schweren menschenunwürdigen Dasein keine Teilnahme entgegenbringt! Weil ihr satt seid und gut gekleidet. Der Haß ist blind, aber ihr seid im Licht, er wird euch dennoch sehen ... Ihr jubelt und freut euch, aber es tut mir weh, wie so viele schöne Gedanken aufblitzen wie Funken im Dunkel der Nacht und verschwinden, ohne den Menschen auf ihrem Wege zu leuchten ... Die Welt ist voller Bestien!

Szene aus „Feodor Joannowitsch". Boris: Wischnewski; Zarin Irina: Olga Knipper-Tschechow. (Moskauer Künstlerisches Theater.)

Warum sprecht ihr von den Freuden der Zukunft, warum? Warum betrügt ihr euch selbst und andere? Die Menschen sind weit, weit von euch, ihr Einsamen, Kleinen, Unglücklichen. Habt ihr denn alle keine Empfindung für die Schrecken des Lebens? Seht ihr nicht, daß ihr von Feinden umringt seid ... Überall Bestien!" Die einen Bestien der Tat, die anderen Bestien der Passivität. Wer hat die Schuld, wenn der abergläubische, brutale Pöbel beim Ausbruch der Cholera die Ärzte und mit ihnen den ideologischen Chemiker erschlagen will, weil diese nach seiner Meinung die furchtbare Krankheit in den Retorten zusammengebraut haben, — die unwissende Masse selbst oder die Gebildeten, die nichts für ihre Befreiung aus der Dummheit und Dumpfheit getan haben? ... So ist auch dieses Drama des slawischen Revolutionärs wohl ein mit lauter Anklägerstimme zum Himmel schreiendes Zeitdokument der russischen Welt von heute, nicht aber eine künstlerische Offenbarung, die auch zu dem übrigen Europa mit gleicher Eindringlichkeit spräche.

Dabei wollen wir nicht übersehen, daß es eine mittelmäßige, in nichts sonderlich hervorragende Aufführung war, in der uns das Gorkische Stück entgegentrat. Wäre es von der Gesellschaft des Moskauer Künstlerischen Theaters gespielt worden, die jetzt auf einer Gastspielreise durch Deutschland begriffen ist und zunächst in Berlin einen Zyklus von klassischen und modernen Vorstellungen gab, vielleicht hätte es uns dann mehr von seiner Seele und seiner eingeborenen künstlerischen Kultur offenbart. Denn wie viel diese slawische Dramatik durch eine nationale Darstellung gewinnt, das haben uns gleich die ersten Aufführungen dieser von ihren Begründern und Regisseuren C. Alexiew-Stanislawski und Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko glänzend geschulten Künstler bewiesen. Daß den modern-realistischen Milieu- und Gesellschaftsstücken eines Gorki und Tschechow, die den europäischen Ruhm der Moskauer begründet haben, bei ihrem Berliner Gastspiel des Grafen Alexej Tolstoj Tragödie „Zar Feodor Joannowitsch", also ein historisch-heroisches Drama der älteren Schule, voranging, war gewiß mehr als eine Huldigung des russischen Nationalstolzes vor der vaterländischen Geschichte. Offenbar sollte durch diese Zusammenstellung eines klassizistischen Dramas mit ausgesprochen modernen, d. h. einer eigentlichen dramatischen Handlung fast entbehrenden Stücken gleich energisch auf die Vollendung hingewiesen worden, mit der die Moskauer beides, den alten und den neuen Darstellungsstil, beherrschen. Es muß ein gründlicher Kenner der deutschen Bühnenverhältnisse gewesen sein, der der Gesellschaft dieses Programm vorzeichnete. Denn nichts kann uns, wie die Dinge heute liegen, leichter zur Bewunderung hinreißen, als wenn wir beide Darstellungsstile von ein und demselben Ensemble gleich meisterhaft erfüllt sehen. Jedenfalls haben wir in Berlin kein Theater, das sich darin mit den Moskauern

messen könnte; auch Reinhardts Bühne, die dieses Ideal anstrebt, steht erst in den Anfangsstadien seiner Verwirklichung. Die russische Darstellungskunst ist durch die Geschichte ihres Theaters glücklich vor jener Schroffheit bewahrt geblieben, die bei uns in den achtziger Jahren den klassischen Stil so hart, unerbittlich und bedingungslos von dem modern-realistischen schied, und die es verschuldet hat, daß unsere jüngeren, vornehmlich durch diese Schule gegangenen Schauspieler heute erst mühsam wieder für die geistig-heroischen Aufgaben erzogen werden müssen, die ihrer nach dem Abflauen des dramatischen Naturalismus harren. Insbesondere das Künstlerische Theater Moskaus hat neben Ibsens, Hauptmanns, Gorkis und Tschechows Dramen stets die Tragödie der Antike und Shakespeares, das nationale Geschichtsdrama und das nationale phantastische Märchenstück (Ostrowskis „Schneekind") gepflegt. Das schrieb ihm schon die bittere Not, insbesondere die Zensur und der Mangel an einem breiten modernen Theaterpublikum vor. Es hat aber aus dieser Not eine Tugend gemacht, indem es die ältere Dramatik von den Lehren und Errungenschaften des modernen Stils unmittelbar profitieren ließ, ohne ihr — wie es bei uns wohl geschah — durch ein radikales Knebelregiment gleich den mächtigen Atem zu verschnüren, den die heroische Tragödie nun einmal braucht.

Alexej Tolstoj, der Jugendgespiele Alexanders II. und Bewunderer Puschkins — nebenbei bemerkt aus einem anderen Geschlecht stammend als Graf Leo Tolstoj, der Dichter der „Anna Karenina" und der „Auferstehung" —, hat als Knabe nicht umsonst auf den Knien Goethes gesessen und auf seine majestätische Sprache gelauscht. Ein Hauch des weimarischen Klassizismus weht durch seine nationalhistorische Trilogie von Iwans des Schrecklichen letzten Regierungsjahren und Tod, von seines schwächlichen Sohnes Feodor jämmerlichem Schwanken zwischen dem Einfluß der Schujskis, die die alte auf volkstümlicher Grundlage beruhende Staatsordnung wieder aufrichten wollen, und dem absolutistischen Prinzip, das Boris Godunow, der ebenso kluge wie ehrgeizige Bruder der Zarin Irina und Berater des Zaren, vertritt, von der Beiseiteschiebung Feodors und dem immer höheren Emporkommen des Boris, der schließlich geradezu die Stelle des Zaren einnimmt. Wie Hofmannsthal die Vorgeschichte des Sophokleischen „Ödipus", so zeichnet uns Tolstoj die Vorgeschichte des Schillerschen „Demetrius". Und zwar ganz in dem

Szene aus „Feodor Joannowitsch". Zar: Moskwin — Zarin: Olga Knipper-Tschechow — Fürst Iwan Schujski: Luschski — Lup-Kleschnin: Gribunin. (Moskauer Künstlerisches Theater.)

Stile, den dieser für das leider Fragment gebliebene Gipfelwerk seiner Dramatik plante: eine politische Staatsaktion und ein seelisches Charaktergemälde auf dem breiten und bunten Hintergrunde einer urwüchsigen Kultur und eines saftschwellenden Volkstums. Dieser Stil ist mehr abendländisch als autochthon russisch und bewegt sich viel freier als zum Beispiel der noch ganz im byzantinischen Bann befangene Stil Ostrowskis, der an die nationale Vergangenheit nicht anders als an einen ehrfurchtgebietenden Altar oder ein starres Heiligenbild herantritt. Diese Annäherung an westeuropäische Kunstbegriffe ermöglicht es uns, darstellerische Leistungen, wie zum Beispiel Moskwins meisterhafte Charakteristik des zwischen schmiegsamer Hilflosigkeit und wild aufbrausendem Autokratenzorn, zwischen stammelnder Herzensgüte und nervöser Hast jäh hin und her geschleuderten Zaren Feodor, nach unseren Maßstäben zu werten. Vergleiche sind gefährlich — aber hier braucht man sich nicht zu scheuen, an unseren Kainz zu erinnern: so intuitiv wird von dem russischen Darsteller das Wesen dieses entarteten Rurik-Sprößlings erfaßt, und mit so geistreicher Beweglichkeit wird es erschöpft. Ihm gegenüber steht der Usurpator Boris Godunow,

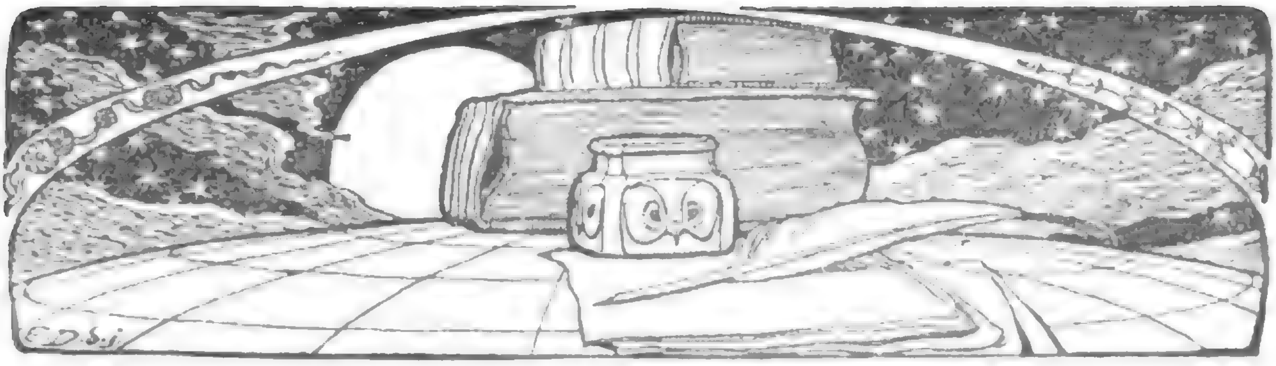
Digitized by Google

eine weitblickende, in ihren Mitteln skrupellose, aber in ihren Gefühlen und Leidenschaften wie in ihren politischen Absichten durch einen edlen, mächtigen Willen beherrschte Persönlichkeit, also in allem das gerade Gegenteil von dem willensschwachen, maßlosen Feodor. Der Darsteller dieser Gestalt, Herr **Wischnewski**, enttäuschte, weil er „so gar nicht aus sich herausging". Aber gerade in dieser Beschränkung und Zurückhaltung zeigte sich die persönliche Meisterschaft dieses Künstlers gerade so wie die ihrer Ziele genau bewußte Zucht der Regie, die den Ehrgeiz des einzelnen keine Feste feiern läßt, wo die Rücksicht auf das Ganze und den tieferen Sinn der Aufgabe Enthaltsamkeit vorschreibt. Auch die Darstellerin der Zarin Irina in ihrer fromm und gelassen dahinschwebenden Art will aus der altrussischen Vorstellung vom Weibtum, die ihr Ideal vom byzantinischen Madonnenkult hernimmt, verstanden sein. Weit leichter hatte es Herr **Luschski**, der Darsteller des alten Fürsten Iwan Schuiski, mit seinem prächtig lodernden Stolz und rassigen Ungestüm die Herzen der deutschen Zuschauer zu gewinnen. Und je näher dann die anderen Figuren des Stückes an volkstümliche Typen streifen — ich nenne nur den verschmitzten, für den Absolutismus fanatisch glühenden Lup-Kleschnin (Herr **Gribunin**), Boris' blindlings ergebenen, zu allem bereiten Parteigänger, und den ihm feindlich gesinnten hundertjährigen Kaufmann Kurjukow (Herr **Artem**), der mit seiner Seele noch ganz in den Tagen Iwans lebt —, desto verständnisvoller und lauter scholl ihnen der Beifall des deutschen Publikums entgegen. Die größte Bewunderung aber erregten und verdienten die **Volksszenen** in ihrer bewegten Natürlichkeit und wiederum in ihrer machtvoll beherrschten stilvollen Komposition.

Es wird einem Kritiker, dem die Kenntnis der russischen Sprache abgeht, schwer, über einzelne Leistungen und einzelne Schauspieler des Ensembles eingehender zu sprechen. Auch in den Stücken noch, die er, wie Gorkis „Nachtasyl" oder Tschechows „Onkel Wanja" und „Drei Schwestern", dank den vorangegangenen deutschen Aufführungen oder mit Hilfe der guten Übersetzungen von August Scholz Szene für Szene verfolgen kann. So viel aber darf gesagt werden, daß die Moskauer in ihren Mitgliedern Stanislawski (der Arzt in „Onkel Wanja", Satin im „Nachtasyl"), Moskwin (Zar Feodor, Luka im „Nachtasyl"), Katschalow (Baron im „Nachtasyl"), Artem („Waffelkuchen" in „Onkel Wanja", Schauspieler im „Nachtasyl", Stabsarzt in den „Drei Schwestern"), Wischnewski (Onkel Wanja, Tatar im „Nachtasyl"), Luschski, Leonidow, Gribunin u. a. Persönlichkeiten besitzen, deren Darstellungskunst sich mit der unserer Großen wohl vergleichen kann, wenn die Russen auch dank ihrer ursprünglicheren Volksart durchweg bequemer den Weg zur Schlichtheit und Bescheidenheit der Natur finden als unsere stärker mit Reflexion und Kritik belasteten Bildungskünstler.

Leichter und zuverlässiger als über Einzelleistungen vermögen wir über alles das zu urteilen, was zur inneren Regie gehört und also eine internationale Sprache spricht. Von den Volks- und Massenszenen war schon beim „Zar Feodor" die Rede. Gorkis „Nachtasyl", das ja ganz in diesem Bei- und Durcheinander einer entpersönlichten Menschenklasse lebt, bietet den Moskauern für die Entfaltung dieser ihrer eigensten Kunst die beste Handhabe. Wie sie hier durch fortwährendes Gehen und Kommen, Sichzusammentun und -auflösen der Gruppen, durch Stimmengewirr und andere Geräusche im Hintergrunde oder jenseits der Szene den Eindruck einer vom Zufall zusammengepferchten Bande entwurzelter Geschöpfe hervorbringen, ohne dadurch die Aufmerksamkeit von der Hauptszene abzulenken, das führt uns auf den Gipfel dessen, was eine mitschaffende Regie für ein Bühnenwerk leisten kann. Feinere und schwierigere Aufgaben noch sind der Regie in zwei so ganz auf die leise zeichnerische Psychologie der Geste und des Schweigens angewiesenen Stücken wie Tschechows handlungsarmen, aber desto stimmungsreicheren Dramen gestellt. Der öden Hoffnungslosigkeit dieser müde dahinschleichenden Szenen aus dem russischen Land- und Provinzleben der Gegenwart, dieser atemerstickenden Atmosphäre, aus der nur dann und wann ein kalter Blitzstrahl aufzuckt, vermag das dichterische Wort nur indirekt beizukommen, und so ist auch der Schauspieler mehr auf das stumme Spiel als auf das beredte Wort angewiesen. Gerade darin aber sind die Russen Meister. Wenn sich einer eine Zigarette anzündet oder in leichter Trunkenheit nach den klimpernden Tönen einer Gitarre um den Tisch tänzelt, so zeichnet er uns in diesen Bewegungen ein impressionistisches Bild des ganzen Menschen. Auch wie leicht und ungezwungen die verschiedenen Personen ihre Rede ineinandergreifen lassen, ist bewundernswert, um so bewundernswerter, als Tschechow selbst, alles andere eher als ein Dramatiker, oft herzlich wenig für die lebendige Verteilung des Dialoges getan hat. Dabei hüten sich diese slawischen Realisten durchaus davor, die Worte des Textes so zu zerhacken und zu zerreiben, wie es eine Weile auf unseren naturalistischen Bühnen üble Mode war. Genug, hier zeigen sich an allen Ecken und Enden Vorzüge, von denen unsere heimische Schauspielkunst lernen kann, und wie in die Geschichte des russischen Theaters, so tun sich überall Ausblicke auch in die Gegenwart und Zukunft unseres westeuropäischen Theaterlebens auf. Darüber und über einige besondere Einzelheiten soll in unserem nächsten Heft ein eigener, reich illustrierter Aufsatz handeln.

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Romane und Novellen

Es ist immer ein Fest, wenn ein neues Buch der Ebner-Eschenbach erscheint. Wenigstens für alle die, denen ein Roman oder eine Novelle mehr bedeutet als gefällige Stundenkürzer, die darin ein Kunstwerk oder mehr noch als das: die ein in künstlerischer Form vorgetragenes Seelenbekenntnis darin suchen. Gewiß, es gibt erfindungsreichere Erzähler als sie ist, Romanschriftsteller, die auf dem Strom der Welt mit volleren Segeln dahinfahren und sich höher auf den Ozean einer allgemeinen Zeit- und Menschenbetrachtung hinauswagen dürfen, ja auch in der Feinheit der Psychologie tut es ihr mancher der zeitgenössischen Novellisten zuvor — unsere inneren Glocken aber weiß heute niemand so beweglich zu läuten wie sie. Dabei tut die Enge der Stoffe, die man ihr manchmal wohl vorwirft, ihrem Reichtum so wenig Abbruch wie dem menschlichen Organismus die Tatsache, daß er in all seiner Feinheit und Kompliziertheit von einem einzigen Punkte aus beseelt und gespeist wird. Ein Menschenherz ist so weit wie die Welt, und jemand, der sich auf seine leiseste und geheimste Sprache versteht, braucht sich um neue „Erfindungen" nie zu sorgen. Abgesehen von ihrem uns immer noch halb orientalisch anmutenden mährischen Milieu, ist auch die das neue Buch der Ebner-Eschenbach „Die unbesiegbare Macht" (Berlin, Gebrüder Paetel; geh. 5 Mk.) nach Gehalt und Bedeutung beherrschende Erzählung „Der Erstgeborene" eine höchst alltäglich verlaufende Geschichte: ein hübsches Dorfkind aus der Czarda wird von dem an unbedingten Gehorsam, auch in der Liebe, gewöhnten Schloßherrn gezwungen, ihm zu Willen zu sein, und dann wie eine erledigte Sache beiseite geschoben. Ilona selbst, in dem Gefühl ihrer Schmach, sehnt sich nach gar nichts anderem. So wenig wie von der Welt und ihrem Bräutigam will sie auch von ihrem Knaben etwas wissen. Aber was brächte ein Kind nicht alles fertig, und wodurch ließe sich die Macht der Natur und des Herzens bezwingen! Der Knabe wächst unter der Hut zweier alter Schwestern im Dorfe, die ihm die Gräfin, des Schloßherrn verschüchterte Schwester mit dem „ewig dürstenden Mutterherzen", bestellt hat, frisch und heiter heran und schmeichelt sich — ein kouragierter kleiner Schlingel, den seine diskrete Abstammung herzlich wenig kümmert — zunächst ins Herz des Grafen, dann, nach langem schwerem Widerstande, auch in das seiner Mutter. Prächtig, mit einer wunderbar verhaltenen Gefühlsinnigkeit ist dieser Siegeszug des „Fratz" in die widerspenstigen Herzen der Hoch- und Niedriggeborenen geschildert. Daß sich der kleine Eroberer dabei der verständnisvollen Hilfe eines Hundes bedient, ist ein echter Zug in dem Bilde einer Dichterin, die den unvergeßlichen „Krambambuli" und die „Spitzin" geschrieben hat. Es kommt so weit, daß sich der Graf, sonst der Standesstolz und die Unnahbarkeit selber, auf seinem Sterbebette Ilona antrauen läßt und sich damit auch vor der Welt als rechtmäßiger Vater seines Kindes bekennt. Wie die Dichterin von dieser Szene alle üble Romankonvention fernzuhalten, wie sie in zwanzig, genau in einundzwanzig Druckzeilen den ganzen gewichtigen Vorgang darzustellen weiß, das gehört zu dem Meisterlichsten, was unsere Erzählungsliteratur kennt. Eine Bedingung war mit dieser Vermählung verknüpft: Ilona mußte darauf verzichten, ihren Sohn Akos je wieder um sich zu haben, „es wird zwischen euch kein Verkehr, nicht schriftlich, nicht durch eine dritte Person stattfinden". Der Knabe kommt zu gräflichen Verwandten, die Mutter heiratet den Reitknecht Stephan, mit dem sie als Mädchen schon verlobt gewesen war, und zieht mit ihrem Manne in eine andere Gegend. Ilonas Schicksal und Lebenskampf setzt eigentlich jetzt erst ein. Ihre Ehe ist äußerlich so glücklich wie möglich, aber im Hintergrunde ihres sonnigen Frauen- und Mutterglückes steht wie ein halb drohender, halb lockender Schatten der Gedanke an ihren Sohn Akos. Eine unbestimmte Sehnsucht, von der es keine Erlösung gibt, begleitet sie durch alle Stun-

Digitized by Google

den ihres Lebens. Meist dumpf und leise, bei der geringsten Veranlassung auflodernd wie eine verdeckte Flamme, zu der ein Luftzug dringt. „Er wächst auf in Glanz und Reichtum und ist doch arm. Hat nie gehabt, was die beiden ... ach Gott! was die Kinder der Zigeunerfrau haben — der Bettlerin!" Gleich darauf der andere Gedanke: „Gut, daß er's nicht hatte, daß ich ihm eine schlechte Mutter war. Eine liebevolle Mutter zu verleugnen, fiele ihm doch schwer ..." Wonach sie gelechzt und wovor sie zugleich gebangt hat, das wird ihr schließlich doch noch zuteil: sie sieht ihren Sohn wieder, sie spricht mit ihm, er erkennt seine Mutter in ihr, vor der er niederkniet, und die er um ihre Verzeihung und um ihren Segen bittet. In diesem Augenblick fallen alle Fesseln von ihnen ab. Da ist kein Versprechen mehr und kein Schwur, da ist nur eine große, allmächtige Liebe, und wie auf Flügeln trägt diese Liebe sie zueinander. In dieser Szene, wo Mutter und Sohn über alle Schranken, Bedenken und Vorschriften der Welt da draußen hinweg einander ins Auge und Herz sehen, liegt die Seele der Erzählung. Sie ist von einer so ergreifenden Schlichtheit und Wahrheit, daß man an die Kunst, die sie aufgebaut hat, gar nicht zu denken wagt. Man weint Tränen, und es ist doch so gar nichts von weichlicher Rührung oder gar Sentimentalität darin. Vielmehr atmet alles Kraft und Energie, Heiterkeit und Gesundheit. „Daß aber die gegenwärtige Stunde, die einzige und gebenedeite, die sich nie wiederholen sollte, die höchste ihres ganzen Lebens bleiben würde, fühlte sie. Und dasselbe Bewußtsein blühte in ihrem Kinde auf. Das Beste, das zwei Menschen einander verdanken können, verdanken einander diese Mutter und dieser Sohn. So war ihr Scheiden kein schmerzliches Losreißen, es fand sie beide bereichert um ein unschätzbares Gut. Er trug das Haupt hoch, auf dem der Segen seiner Mutter ruhte, sie hatte ihren Frieden gefunden." Als ihr Mann zurückkehrt und sie in aufsteigender Eifersucht dräuend fragt: „War jemand bei dir?" da erwidert sie ihm ohne Furcht, ruhig und mit gelassenem Stolz: „Mein Sohn Akos." — „Was will er? Dich uns nehmen? ... Hat er's nicht schon getan?" — „Mann," spricht Ilona mit einem herrlichen Lächeln, „er hat mich euch zurückgegeben!" Damit schließt die einfache Geschichte, die bei aller Schlichtheit doch an das Tiefste des Menschenherzens rührt. Auch von dem Schaffen der Ebner gilt das Wort, das der alte Pfarrer Dóry, der aus der großen Welt bald wieder in seine kleine Dorfgemeinde Heimgekehrte, zu Akos sagt: „Nicht wie weit, sondern wie tief du wirkst, darauf kommt's an."

Die gedrungene Kunst der Komposition und die gesättigte Fülle des Lebens, die diese Erzählung zu einer so unübertrefflichen Meisterschöpfung stempeln, gehen der zweiten Geschichte des Bandes („Ihr Beruf") ab. Aber ohne diesen gefährlichen Vergleich müßte auch diese Geschichte von den fünf Töchtern des verwitweten Präsidenten Staudenheim, die er alle dahingeben muß, in ihrer lichten Weisheit, in ihrer heiteren Sittlichkeit und stolzen Freiheit der Welt- und Menschenbetrachtung zu dem Schönsten gerechnet werden, was die herrliche Frau uns beschert hat. Wieder ist es ein Kind, von dem schließlich die Weihe und Wiedergeburt zum wahren, fruchtbaren, weil liebeschenkenden Leben für die letzte der Staudenheimschen Töchter kommt. Ihm zuliebe läßt sie das schon ergriffene Nonnenkleid wieder fallen. „Wie einen stillen Segen, heilig und heiligend, empfand Johanna das Erwachen eines neuen allmächtigen Gefühls: der mütterlichen Liebe in einem jungfräulichen Herzen. Ihr Haupt beugte sich nieder ... ‚Lebe, Kindlein,' flüsterte sie in einem Kusse, weich wie ein Hauch, ‚lebe, und du sollst mein Leben haben.'" Nun hat auch sie „ihren Beruf", und wieder einmal hat die unbesiegbare Macht der aufopfernden Liebe, wie sie sich namentlich in Frauenherzen offenbart, alle Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen. Derselben „Allsiegerin" begegnen wir übrigens in dem Märchen „Die Prinzessin von Banalien", einem älteren Werke der Ebner, das aber kürzlich mit Buchschmuck von Hans Anker in vornehmer und moderner Ausstattung von neuem erschienen ist. (Berlin W. 50, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geb. Mk. 2.50.) Auch in dieser von Romantik und Innigkeit durchleuchteten Geschichte müssen Stolz und Ehre, Ruhm und Rang schließlich vor der Naturmacht der Liebe kapitulieren.

In anderen Gründen als denen der Ebner-Eschenbach wurzelt die Poesie und die Kunst Paul Heyses. Geht die Ebner immer vom inneren persönlichen Erlebnis, also vom Herzen aus, so ist Heyses Nährboden hauptsächlich die Phantasie, der unerschöpfliche, dem Fünfundsiebzigjährigen kaum weniger kräftig als dem Zwanzigjährigen sprudelnde Quell der Erfindung. Der Kreis, den seine epische Stoffwelt umfaßt, ist ungleich weiter als die seiner gerade von ihm so neidlos bewunderten österreichischen Kollegin; aber die Weite bedingt es, daß er in manchem, was seine zahlreichen Roman- und Novellenbände umfassen, schließlich doch lange nicht so tief ins Innere des Menschenlebens hinabgestiegen ist, wie man es nach der Besonderheit des Themas zunächst vielleicht erwarten sollte. Ja, seine Dichtung hat Perioden gehabt, denen man nicht ganz ohne Grund den Vorwurf der Flüchtigkeit und der akademischen Kälte machen durfte. Sein neuester Roman „Crone Stäudlin" (Stuttgart, Cotta; geb. 5 Mk.) erhebt sich dagegen wieder zu einer überraschenden künstlerischen und menschlichen Höhe. Freilich, gegen die Bezeichnung „Roman" könnte man auch hier billige Einwendungen erheben. Ein Welt- und Zeitbild gibt das Buch nicht; seine eingeborene Kunstform ist, wie die des Besten von Heyse überhaupt, die ausgestaltete Novelle. Diese Kunstform fordert vor allem eine ausgesprochene Begabung nicht bloß für die Erfindung, sondern auch für die Erzählung. Und diese zweite besonders erscheint hier im

Digitized by Google

schönsten und reinsten Lichte. Eine Zeitlang von der zeitgenössischen Ästhetik und Kritik fast wie ein Aschenbrödel behandelt, hat die spezifisch epische Begabung jetzt wieder ihre Stelle hinter dem Herde verlassen dürfen, um sich die Prinzessinnenkrone aufs Haupt zu setzen. Wir wissen heute wieder, daß die höchste und beste Kunst der Novelle und des Romans nicht in der psychologischen Analyse, auch nicht in der vielberufenen „dramatischen Bewegtheit", sondern in der Kunst besteht, natürlich, fließend und durchsichtig zu erzählen. Der Heysische Roman gründet sich auf ein Hauptmotiv der Goethischen „Wahlverwandtschaften", er wurzelt im Häßlichen, aber er steigt darüber in siegessicherer Heiterkeit empor und erweist sich so einmal wieder des großen künstlerischen Vorbildes würdig, das Heyse immer als „Stern der höchsten Höhe" verehrt und bewundert hat. Da außerdem eine Frauengestalt im Mittelpunkt der Handlung steht, eins jener zarten, lauteren, mit einem überaus feinen Empfindungsleben begabten Wesen, denen Heyse von jeher seine heißeste und innigste Schöpferliebe geschenkt hat, so ist der Dichter von vornherein in seinem vertrautesten und sichersten Fahrwasser. Aber auch in der Charakteristik der führenden Männergestalt des „Romans", des Arztes Johannes Helmbrecht, spiegelt sich die neue Jugend, die über Heyse gekommen ist. Mögen die heldenhaften Taten, die dieser von Frauenliebe nur allzu verwöhnte Mann vor der Öffentlichkeit und vor sich selber verrichtet, noch reichlich romantisch gefärbt sein, mögen seine Tugenden noch einen allzu starken Schuß von weichherziger Gerührtheit aufweisen, wo wir eine herbere und gehaltenere Art als menschlich wahrer und zeitechter empfinden würden — das alles verblaßt doch vor der Freude, den betagten Novellisten die hochgemute Kunst des Fabulierens mit solch herzhafter Frische ausüben und den Dichter so unerschütterlich den Glauben an die Macht des Guten und der läuternden Liebe festhalten zu sehen, wie es hier geschieht. Auch wenn man die kritische Sonde an Einzelheiten legt und ins innere Gewebe der Handlung und der Charakteristik dringt, stört nur selten und ganz flüchtig einmal die Erkenntnis, daß man es mit einem Alterswerk zu tun hat.

Wie der Novellist Heyse, so ist auch der Dramatiker und der kunstgerechte Dolmetscher fremder Dichtungen noch rüstig am Werke. Erst jüngst sind vier neue Bändchen seiner „Dramatischen Dichtungen" (ebenda; geb. Mk. 1.60) erschienen, und auch in diesen bald ernsten, bald heiteren Bühnenwerken, wie z. B. in der Münchener Malerinnenkomödie „Die törichten Jungfrauen", der Dramatisierung der Horazischen Ode „Donec gratus eram tibi" („Horaz und Lydia"), dem leidenschaftlich düsteren Einakter „Die Tochter der Semiramis", der spannenden Dialektik des „Sterns von Mantua" und in dem Liebes- und Ehedrama „Die Zaubergeige", bewährt sich — von der Bühnenwirksamkeit all dieser Stücke zunächst abgesehen — die Beweglichkeit der Heysischen Erfindungskraft und die formvollendete Grazie seines dichterischen Ausdrucks. Hauptsächlich jüngere dramatische Arbeiten vereinigt der Band „Mythen und Mysterien" (ebenda; 3 Mk.). Heyse selber legt offenbar das Hauptgewicht auf die der antiken und biblischen Mythologie entlehnten Dramen „Perseus", „Lilith", „Kain", der Leser aber, glaube ich, wird sich mehr als von diesen leidenschaftlichen und dämonischen Dichtungen von den kleineren Stücken „Am Tor der Unterwelt" und namentlich von den in anmutigen Rhythmen einherschwebenden „Gesprächen im Himmel" angezogen fühlen, obwohl oder gerade weil hier einmal wieder der heitere „Heide" das Wort hat.

Gleichzeitig möchten wir die Leser der „Monatshefte", die sich erst kürzlich wieder an den Übersetzungen des Meisters aus der zeitgenössischen italienischen Literatur erfreut haben, auf den fünften Band der von Heyse verdeutschten „Italienischen Dichter seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts" aufmerksam machen (ebenda; 6 Mk.). Er heißt „Lyriker und Volksgesang" und enthält neben den Übersetzungen lyrischer Gedichte und Volkslieder zugleich auch kurze Charakteristiken einzelner Dichter. Dabei kommen — abgesehen von der Nachlese aus älteren Werken — hauptsächlich solche bedeutenderen lyrischen Charakterköpfe zu Wort, die erst in letzter Zeit aufgetaucht sind, neben dem so rasch populär gewordenen Pascarella und vielen anderen vornehmlich drei Dichterinnen: Ada Negri, Annie Vivanti und Vittoria Aganoor, deren Lyrik Heyse ja zuerst in diesen „Monatsheften" in deutschem Gewande dargereicht hat.

Mit derselben Treue, nur noch mit weit stärkerer, ja von Jahr zu Jahr gesteigerter Fruchtbarkeit begleitet die dichterische Schaffenskraft den aus Holstein in den deutschen Süden verschlagenen Wilhelm Jensen. Fast kein Quartal vergeht, ohne daß uns nicht irgendwo ein neuer Roman oder eine neue Novelle von ihm begegnete. Sein Stil und seine Sprache haben unter dieser Produktivität unverkennbar gelitten, beide sind gewissermaßen in sich selber erstarrt und haben sich ein Lexicon privatissimum geschaffen, das zuweilen seine ureigene Terminologie, Wort- und Satzbildung hat. Dadurch kommt etwas Weltfremdes und Eigensinniges in Jensens Altersart, zugleich aber auch ein gewisser homerischer Zug, der nicht ohne Sonderreize ist. Seine Freunde und Bewunderer — und er hat deren sehr zahlreiche und sehr treue — stört das jedenfalls wenig: sie halten sich an die reiche Phantasie und die blühende Romantik, die in den Jensenschen Alterswerken um keinen Deut spärlicher vertreten sind als in seinen Jugenddichtungen. Neuerdings geht der rastlose Erzähler und Gestalter mit Vorliebe bei der vaterländischen Geschichte zu Gaste. Die Zeit des Göttinger Hainbundes erkor er sich für die zuerst in den „Monatsheften" veröffentlichte Halliggeschichte „Vor der Elbmündung", die Zeit der dänischen Kriege für den hier gleichfalls zuerst erschienenen

Roman „Unter der Tarnkappe“, ins Zeitalter des großen Krieges begibt er sich in dem „Gedächtnisbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert“, dem er den sarkastischen Titel „In maiorem Dei gloriam“ („Zum größeren Ruhm Gottes“) gegeben hat. (Dresden, Carl Reißner.) Diese Bezeichnung geht auf die Societas Jesu und ihren großen, die Handlung des Romans beherrschenden Einfluß. Ihre Macht ist aus allen Kulturstürzen wie ein Phönix aus der Asche neu und verjüngt emporgestiegen, „aus der Hand der Toten übernahmen von Geschlecht zu Geschlecht die Neulebenden ihre Zwecke und Ziele, ihren Geist und ihre Werkzeuge, und stets fanden sie in den Häusern Habsburg und Wittelsbach neue Purpurträger als willige Ausführer ihrer nie ermüdenden Tätigkeit in maiorem Dei gloriam“. Aus der vielfach verschlungenen Handlung hebt sich die markige Gestalt des weiland evangelischen Pfarrers Lutz Farnbühler heraus, eine Verkörperung des deutschen Volkes und seines trotz aller Fährnisse und Fehlschläge unerschütterten Glaubens an sich selbst. Dem starren Jesuitenglauben stellt der Dichter einen freieren und helleren gegenüber, einen konfessionslosen, der sich auf Vernunft und Gewissen stützt und in einem reinen, edlen Menschentum gipfelt. Dies ist der Leuchtturm, der den Pfarrer und seine Nachkommenschaft durch den Wust und die Wirrnis der Zeit, durch ihre dumpfe Verzweiflung und brutale Verkommenheit hindurchleuchten wird zu einer „besseren Zukunft“. Man fühlt, daß für die Schilderungen, die Jensen von den wirren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges entwirft, die gründlichsten Einzelstudien gemacht worden sind; aber deren Ergebnisse werden nicht etwa mosaikartig zusammengesetzt, sondern runden sich unter der gestaltenden Hand des Dichters wie von selbst zu einem vollen, lebendigen Gesamtbilde der Zeit und ihrer geistigen Bewegungen, einem Gemälde, aus dem eine leidenschaftliche Vaterlandsliebe zu uns spricht.

Ein holsteinischer Heimatgenosse Jensens ist der neuerdings zu einer glücklichen Reise gelangte Timm Kröger. Die „Monatshefte“ haben einmal eine kleine Erzählung von ihm unter dem seltsamen Titel „Keine Geschichte“ gebracht, die damals unter einem Pseudonym erschien; ich denke, die Leser werden sich ihrer erinnern, denn sie hatte ihre eigene scharf ausgeprägte Silhouette, die so leicht nicht verblaßt. Mehr aber noch als dieser kennzeichnende Hauptvorzug einer guten Novellistik ist für Timm Kröger die aller Phantastik und alles falschen Pathos bare, schmucklose Schlichtheit und Selbstverständlichkeit der Erzählung charakteristisch. Darin unterscheidet er sich auf das entschiedenste von Jensen, der sich im Gegenteil von absonderlichen Situationen angezogen fühlt. Der Lyriker Gustav Falke hat soeben ein hübsches Büchlein über Kröger erscheinen lassen (Hamburg, Alfred Janssen; 60 Pf.); darin betont er vor allem anderen den starken Zusammenhang mit der Natur, dessen sich der holsteinische Novellist erfreut. Diese Segensmacht, ein Erbteil der Heideheimat, begleitet ihn durch sein gesamtes, nichts weniger als verschwenderisches Schaffen. Sachlich hat Kröger nach seinem eigenen Bekenntnis von Storm die stärkste Anregung empfangen, wenn auch sein Gebiet kleiner ist, der Schauplatz seiner Erzählungen mehr auf das Ländliche und Dörfliche beschränkt bleibt und der lyrische Hauch lange nicht die Eindringlichkeit erreicht, die dieser bei Storm hat. Das Epische herrscht von vornherein vor; Psychologie und lyrische Stimmung laufen nur nebenher, werden niemals Selbstzweck. Mit den Bildern und Geschichten aus Moor und Heide, die in dem Bändchen „Eine stille Welt“ (1891) vereinigt sind, begann Timm Kröger; dann folgte „Der Schulmeister von Handewitt“ (1893) und „Die Wohnung des Glücks“ (1897), für deren landschaftliche und menschliche Schilderungskunst der alte Klaus Groth hohe Worte der Bewunderung fand. Die Gefahr, die allen unseren Heimatkünstlern droht, daß sie sich nämlich eines Tages in Kleinigkeiten verlieren, blieb auch Kröger in seinen litterarischen Anfängen nicht ganz fern. Dann aber hat er sich mit eiserner Energie zur Kraft und Größe erzogen und immer bewußter Probleme der Weltanschauung in den Mittelpunkt seiner Novellistik gestellt, auch da, wo er seinem köstlichen Humor freien Lauf läßt, wie in der Stalljungen-Erzählung „Hein Wieck“ (1899). „Der Einzige und seine Liebe“ und „Leute eigner Art“ sind vielleicht stärker gewollt als gekonnt; auf seiner künstlerischen Höhe aber steht Kröger in seiner neuesten Erzählung „Um den Wegzoll“ (Hamburg, Alfred Janssen; geb. 2 Mk.), einer Erzählung, die sich getrost in die Nähe auch der besten Novellen eines Storm wagen darf, weil sie aus einem dörflichen Idyll den glaubhaften Aufstieg zur erschütterndsten Tragik findet, um dann in herbmilder Versöhnung auszuklingen. Von hier aus ist für Kröger der Weg zur novellistischen Meisterschaft frei. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Karl Bennewitz von Loefen jr.: Cäcilia. Pastell.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Mai 1906

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band Heft 596

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

(Nachdruck ist untersagt.)

V

Es war Pfingsten geworden — so ein weiches, warmes, sonniges Pfingsten, wie es die Dichter beschreiben, und wie es dem rauhen Ostpreußen nur selten zuteil wird.

Am Vorabend des Festes schritt Rolf, eine Wandertasche über der Schulter, auf der Chaussee entlang, die von Königsberg schnurstracks nach Norden führt. Sein Ziel war das Kirchdorf, dessen nadelspitzer Turm zur Seite eines langgestreckten Bergrückens schon bald nach dem Verlassen des Tores sichtbar wurde, und das Rolf von seiner Winterreise nach Memel vor Jahren noch wohl in Erinnerung hatte. Ein Oheim des Pfarrers Fabricius war seit lange Geistlicher dort — er hieß gleichfalls Fabricius —, und als einen letzten Dankbarkeitsbeweis des verunglückten Pfarrers trug Rolf ein Schreiben von diesem in der Tasche, darin er dem Geistlichen dort als Hauslehrer aufs wärmste empfohlen wurde. Es geschah auf besonderen Wunsch, daß Rolf schon heute nachmittag sich vorstellen kam; man habe in den Festtagen so gute Gelegenheit, sich kennen zu lernen und zu sehen, ob man zueinander passe, hatte der Geistliche geschrieben.

Als er das Dorf erreicht hatte und sich nach dem Pfarrhaus erkundigte, wurde ihm gesagt, er solle nur über den Kirchhof gehen, da komme er geradeswegs auf die Pforte des Pfarrgartens.

Der Weg führte an der frischgeweißten kleinen Kirche vorbei, die mitten auf dem Friedhof lag; einfache Gräber rechts und links, viele wildbewachsen, mit bescheidenen Kreuzen oder Steinen geschmückt, hin und wieder ein eisernes Gitter dazwischen. Vor einem niedrigen Hügel, der hart am Wege lag, mußte Rolf einen Augenblick stillstehen; ein augenscheinlich selbstgezimmertes schwarzes Kreuzlein, und darauf stand in Kinderhandschrift mit weißer Ölfarbe geschrieben: „Hier ruht mein lieber Vater!" — nichts weiter.

Fünf Schritte davon war schon die Tür zum Pfarrgarten. Sie knarrte leise. Das sollte sie auch; denn so wußten sie im Pfarrhause, das von hier aus noch fast gänzlich hinter Bäumen und Buschwerk verborgen lag, beizeiten, wenn Besuch kam.

Rolf schritt den Garten hinauf und im Bogen um ein großes Rasenrund, auf dem massenhaft blauer Flieder blühte. Dahinter kam man gleich an einer mächtigen Linde vorbei, zu deren Wipfel eine bequeme Leiter emporführte. Ein wenig zur Seite, halb noch im Schutze der Zweige, öffnete sich

Digitized by Google

eine von dichtem Buschwerk gebildete Laube, in der Rolf beim Vorüberschreiten zwei Mädchen in hellen Kleidern gewahrte, welche Briefe schrieben. Die eine blickte kaum auf, die andere aber mit glattem, lichtblondem Scheitel richtete, als er grüßte, ein paar erstaunte blaue Augen auf ihn hinüber. Eine Schar munterer Knaben, die hinter der Linde im Sande spielten, nahm keine Notiz von ihm.

Nicht weit davon, auf einer niedrigen Terrasse, die sich inmitten des einstöckigen, von Linden beschatteten Hauses in den Garten hinausschob, sah Rolf nun auch das Ehepaar Fabricius sitzen. Er wurde freundlich empfangen, mußte bei ihnen Platz nehmen, und die Überreichung seines Empfehlungsbriefes, den die Eheleute nacheinander studierten, brachte das Gespräch zunächst auf den verunglückten Geistlichen. Rolf wußte zu erzählen, daß er vor kurzem wirklich eine Trinkerheilanstalt aufgesucht habe, was der Pfarrer als die einzige Rettung für seinen Neffen mit Freuden begrüßte.

Die Pfarrerin — sie war eine hübsche Dame von etwa Ende vierzig, in deren Gesicht eine große Lieblichkeit um den Mund sofort auffiel — sagte, indem ihre Hand mit der Brille auf dem Tische spielte: „Es ist doch traurig, daß geistige Begabung ein so gefährliches Geschenk Gottes ist. Was haben sie nicht alles von deinem Neffen prophezeit, lieber Mann! Man sollte wirklich gar nicht hoch hinaus wollen mit seinen Kindern und nur wünschen, daß sie gesund sind und einmal nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, nichts weiter."

Der Pfarrer — er trug ein gesticktes schwarzes Käppchen, das er des Ankömmlings wegen eine Weile abgesetzt hatte — lächelte leicht und entgegnete: „In der Begabung selbst liegt wohl weniger die Gefahr als darin, daß sie sich an die Welt verliert. Man muß ja in ihr leben, aber man darf sie sich nicht zu nah kommen lassen, das ist die Kunst!"

Wieder die alte Weisheit, dachte Rolf in seinem Inneren, an die ich nicht mehr glaube! Ich bin schon zu klug geworden dazu!

Der Pfarrer aber fuhr fort: „Übrigens — wenn das wahr wäre, dann hätte ich wohl auf meine liebe Hausfrau verzichten müssen. Ich bin nämlich einmal Hütejunge gewesen," fügte er, zu Rolf gewendet, erläuternd hinzu.

Diese Tatsache interessierte Rolf natürlich lebhaft; er sprach von seinem Elternhause, seinen bisherigen Kämpfen und seinem leider immer vergeblich erstrebten Ziele, ordnungsmäßige Studien an der Universität zu betreiben, worauf der Pfarrer erwiderte: „Ei, das trifft sich dann ja gut bei uns. Unsere vier Knaben müssen alle Tage früh zur Stadt in die Schule und kommen erst mittags nach ein Uhr zurück; da werden Sie gleich immer mitfahren können und den Vormittag über Kollegien besuchen. Wobei wir noch den Vorteil haben, daß die Kinder während der Fahrt unter Obhut sind."

Die Pfarrerin wollte jetzt gehen, um für Rolf einen Imbiß herzurichten, und als dieser entschieden ablehnte, ließ sie es sich nicht nehmen, ihm wenigstens einen erfrischenden Trunk vorzusetzen. Sie rief in den Garten hinaus: „Hildegard!" worauf drüben sogleich das Mädchen mit dem lichtblonden Scheitel im Eingang der Laube erschien und vorgebeugt nach der Mutter auf der Terrasse herüberspähte.

Wie lieblich sie geht, dachte Rolf, als er sie dann mit eiligen Schritten herankommen sah.

„Unsere jüngere Tochter!" erläuterte der Vater, nachdem er Rolf bekannt gemacht hatte, und Hildegard blickte ihn dazu wieder mit ihren etwas erstaunten Augen an.

Während das Mädchen sich entfernte, um den Auftrag der Mutter auszuführen, wurden die vier Knaben herangerufen und einzeln vorgestellt, lauter Blondköpfe mit blauen Augen, im Alter zwischen zwölf bis sieben Jahren, die Rolf sofort mit großer Zutraulichkeit entgegenkamen. Dann kehrte Hildegard zurück und brachte ein Glas schönfarbigen Himbeerwassers, das sie mit einem freundlichen „Bitte schön!" neben Rolf niedersetzte. Sie mußte dabei zwischen den Knaben hindurch ihm so nahe kommen, daß er deutlich den Duft ihres frischen Waschkleides verspürte. Gleich darauf sah er sie wieder nach der Laube hinübergehen, und in der Art, wie sie sich bewegte und die Füße setzte, hatte er von neuem den Ein-

Digitized by Google

druck einer ungemeinen, nie gesehenen Lieblichkeit.

Nach einer Weile ging der Pfarrer in seine Studierstube, um noch einmal seine Predigt für den morgigen Festtag durchzusehen, und Rolf blieb mit der Pfarrerin allein zurück. Die freundliche, ein wenig vornehm zurückhaltende Art ihres Gesprächs tat ihm außerordentlich wohl; er entsann sich kaum, bei einem weiblichen Wesen ein so verständnisvolles eingehendes Interesse für seine Angelegenheiten gefunden zu haben. Es störte ihn daher fast, als nach zehn Minuten die ältere Tochter, welche Hedwig hieß, aus der Laube herankam und, da sie einen Haufen fertiger Briefe mitbrachte, das Gespräch nun auf ihre Korrespondenz gelenkt wurde. Während die Pfarrerin, welche jetzt die Brille aufsetzen mußte und dadurch um viele Jahre älter erschien, einen nach dem anderen der noch unverschlossenen Briefe überflog, klagte Hedwig — mit einer etwas dünnen Stimme übrigens, die sich besonders dafür zu eignen schien — ihr Geschick an, welches ihr die wöchentliche Arbeit während der Schulzeit so reichlich bemessen habe, daß sie meist die Hälfte der Feiertage daran geben müsse, um ihre Briefschulden zu erledigen. Es sei gut, daß mal wieder Hildegards Monat herankäme.

„Sie klagt gern ein wenig, unsere gute Hedwig,“ bemerkte die Pfarrerin, indem sie über die Brille hinweg Rolf einen kurzen Blick zuwarf. Die kleine Vertraulichkeit, die darin lag, zumal der eigenen Tochter gegenüber, schmeichelte Rolf nicht wenig, und als nun noch gar Hildegard, ein offenes Buch in den erhobenen Händen, langsam und gesenkten Kopfes mit kleinen Schritten mehrmals den hinteren Rasenplatz umschreitend, sich fortgesetzt auf dem grünen Grunde vor seinen Augen zeigte, da schwoll ihm das Herz von der Ahnung eines Glückes, das ihm größer erschien als alles, was er bisher in seinem Leben genossen.

Von diesem Augenblick an gefiel ihm jedwedes, was er noch zu sehen bekam. Zuerst die lange Tafel, die gleich in dem Raume gedeckt war, den man von der Gartenterrasse aus betrat; dann die blondköpfige Schar der sechs Kinder, die wie die Orgelpfeifen zu beiden Seiten der Eltern und des Tisches gruppiert waren, und denen sich ganz unten ein von Haarfarbe fast kanariengelbes „Mamsellchen“ — wie sie allgemein tituliert wurde — anreihte; dann die Riesenschüsseln mit Rührei und kaltem Fleisch — er hatte in seinem ganzen Leben noch nicht solche Portionen beisammen gesehen, und fast mit Schmerzgefühl mußte er des elterlichen Tisches gedenken, an dem so oft, so gar oft Schmalhans der Küchenmeister gewesen. Welche wohltätige Empfindung hätte wohl eine solche reichlich gedeckte Tafel in seiner guten Mutter zu erwecken vermocht!

Auch das gefiel ihm, denn es gehörte so ganz dazu, daß Anfang und Ende des Essens von einem kurzen, frommen Spruche begleitet wurden, den der Pfarrer sagte, und daß sie dazu alle so andächtig die blonden Scheitel senkten. Obgleich — bei den Knaben ging es wohl noch nicht allzu tief; denn kaum war der letzte Laut des Amen über die Lippen des Sprechers gekommen, als der jüngste der Buben mit der Frage wahrhaft hervorschoß: „Glaubst du, Hedchen, daß die alte Sau auch diesmal wieder Junge kriegen wird? Der Petruschat meint.“

Im übrigen wurde dann freilich die Unterhaltung bei Tische nur zwischen den Eltern und den beiden Schwestern geführt, denen sich natürlich jetzt Rolf gesellte.

Da Hildegard ihm gerade gegenübersaß, es aber jetzt ständig vermied, ihn anzusehen, während Rolf danach ein sich immer steigenderes Verlangen trug, nahm er sich endlich das Herz, sie direkt anzureden, indem er nach dem Buche fragte, worin sie vorhin so eifrig gelesen.

„Es waren Gedichte von Julius Sturm,“ erwiderte Hildegard mit einer lieblichen Schüchternheit.

„Ja, es sind schöne Sachen darunter,“ bestätigte der Pfarrer, indem er sich an Rolf wandte. „Sie kennen sie wohl?“

Dieser verneinte. Hildegard aber fuhr fort — und er merkte, wie sie rot wurde bei den unschuldigen Worten —: „Weißt du, Vaterchen, und ich finde sie viel schöner als Geroks ‚Palmblätter‘.“

Auch diese kannte Rolf nicht, was dann zur Folge hatte, daß er sich von dem Pfarrer ein kleines Kolleg über moderne Lyrik halten lassen mußte, bei dem Heine sehr schlecht

Digitized by Google

wegkam und Rudolf Kögel die Palme zuerkannt wurde.

Nach Tisch wurden die vier Knaben zu Bett geschickt, und Hedwig, die heute am letzten Mai noch zum letztenmal ihrer Hausfrauenpflicht zu genügen hatte, mußte dabei Aufsicht üben nnd helfen.

Die anderen gingen in den Garten, um noch die lange Dämmerung und die unendlich milde und würzige Luft des durchsichtigen Maitages zu genießen. Die Pfarrerin hatte den Arm ihres Gatten genommen, zu dessen Seite Rolf einherschritt, während auf der anderen sich Hildegard leicht an den Arm der Mutter gehängt hatte. So wandelten sie in den breiten Gängen des Gartens auf und ab, und an einigen Stellen, wo es engere Verbindungsstücke gab, mußten die beiden auf den Flügeln etwas zurücktreten und halbwegs nebeneinander hergehen. Das Mädchen sah dabei nie auf, Rolf aber konnte sich nicht enthalten, mit seitlichem Blick bei solcher Gelegenheit häufig nach seiner lieblichen Begleiterin zu spähen.

Allmählich erstarb die lange Dämmerung über dem Garten. Der fast volle Mond kam hinter der Kirche herauf und ergoß seine hellen Lichter über die Kieswege, daß es desto tiefere Nacht wurde unter den Büschen.

In der Jasminlaube neben der Linde saß man wohl noch eine Stunde beisammen. Die Eltern auf der Bank im Hintergrunde, Rolf und die Schwestern je zu den Seiten. Diese hatten auch noch gesungen. Rolf kannte das Lied nicht.

Wenn ich den Wandrer frage:
Wo gehst du hin?

begann es — und sprach von Heimat und Fremde, von scheiden und meiden in der Welt — so recht ein Lied für liebende Herzen und Sommernächte, in denen der helle Mond jedes einzelne Blättchen haarscharf an die Erde zeichnet. Und während die Mädchen sangen, hatte auf ihren dicht beieinander stehenden Köpfen das bleiche Mondlicht geruht, und märchenhaft geisterten in ihrem Rücken vom Rasenbeet hinter der Linde her die weißen, hochstehenden Tulpen.

Rolf selbst saß dauernd in tiefen Schatten gehüllt, aber seine Augen hatten ständig auf Hildegards Antlitz geruht, und ein paarmal war es ihm jetzt gewesen, als ob auch die ihren nach den seinen hinüberschweiften; es konnte aber auch ein Irrtum gewesen sein, denn es war schon zu dunkel geworden.

Als Rolf an diesem Abend in seiner Giebelstube mit den schneeweißen Vorhängen und den blankgescheuerten Dielen sich zur Ruhe legte, glaubte er mit der neuesten Wendung seines Lebensweges wohl zufrieden sein zu können. Und als er das Licht gelöscht hatte, lag er noch lange mit gefalteten Händen und einem innigen „Habe Dank!“ auf den Lippen — es war ihm wohl selber nicht klar, wem es galt.

Am nächsten Morgen zeigte sich das ganze Pfarrhaus mit Birkenreisern festlich geschmückt. Über den Türen waren sie angebracht, neben den Treppen, hinter den Schränken und Spiegeln; und in den Ecken der Terrasse, zu der die Türen weit nach dem sonnenüberschienenen Garten geöffnet waren, standen in ausgedienten Butterfässern vier schlanke, silberweiße Birkenstämmchen; aber das festlich gestimmte Auge sah nicht die Butterfässer, sondern nur das üppige, junge, hellgrüne Märchenlaub, das im Morgenwind zitterte.

In der Diele unten versammelte man sich wieder zum Morgenfrühstück. Alles schien heute leiser aufzutreten als sonst, alle sprachen nur mit halblauten Stimmen, als müsse man acht haben, einen großen Jemand nicht zu stören, dem der Tag heute gehöre. Und alle waren so festlich angezogen, die Knaben so glatt gekämmt, daß die blonden Scheitel glänzten, und die weiblichen Wesen alle hatten etwas von Seide angelegt, die Pfarrerin ein schwarzgeblümtes Kleid und die Mädchen seidene Blusen zu weißen Röcken, Hedwig in rosa, Hildegard in hellblauer Farbe, beide mit einem ganz kleinen bescheidenen dreieckigen Ausschnitt am Halse, und dazu rauschte es leise beim Gehen von ihren gesteiften weißen Unterröcken. Hildegard trug außerdem auf dem schwellenden Unterarm, für den die Bluse fast schon zu eng geworden war, ein silbernes Kettenarmband mit einigen Schaumünzen daran, das Rolf gestern abend nicht bemerkt hatte.

Als er sie so in all ihrer unschuldigen blonden Jugend kommen gesehen, und wie sie nun auch an die Frühstückstafel herantrat,

Digitized by Google

mußte er unwillkürlich an des verunglückten Pfarrers Wort von dem weiß und sauber gedeckten Kaffeetisch und dem reizenden appetitlich angezogenen weiblichen Wesen zurückdenken. Da war ja schon, was jener ihm prophezeit hatte; denn etwas Appetitlicheres konnte er sich kaum denken als dies blonde, schmale Persönchen, das ihm da wieder gegenübersaß. Und daß jener auch in der Wertung, die er diesen beiden schönen irdischen Dingen beilegte, am Ende nicht gar so unrecht gehabt, fing Rolf gleichfalls bereits an einzuleuchten.

Bald nach dem Frühstück begannen die Kirchenglocken zu läuten; der Küster erschien, um des Pfarrers letzte Befehle entgegenzunehmen, und nun wurde es erst recht feierlich; in stiller Geschäftigkeit wurden noch alle letzten häuslichen Dinge erledigt — wenn man die Kirche betrat, mußte man frei sein dem Herrn.

Rolf hatte bis zur Stunde noch nicht gewußt, was ein Festtag sei. Die ständige Sorge und Angst um die Widerwärtigkeiten des Lebens, die mit dem dauernden Mangel an Geld und den mancherlei Extravaganzen des trinkfesten Pfarrers verbunden gewesen waren, hatten ihn in Fabricius' Hause auch des Sonntags nie recht froh werden lassen.

Hier erfuhr er's zum erstenmal, was es für so viele, viele Menschen auf Erden bedeutet: der Tag des Herrn! Diese Stille innen und außen, diese Friedfertigkeit, dieser Abglanz einer Liebe, welche die Welt umspannt und doch jedem einzelnen Menschen und Tier, ja jeder Pflanze und jedem toten Gegenstande noch im Vorübergehen einen freundlichen Blick zu spenden bereit ist, war ihm bisher nicht begegnet, und das Bewußtsein, daß auch er einmal solch sanften, ungetrübten Glückes gewürdigt worden, er, dem es bisher nur beschieden gewesen, sich zwischen den Klippen des Hungers und der Entbehrung hindurchzudrücken, ja durchzustoßen, trieb ihm fast die Tränen in die Augen.

In der Kirche saß er im Pfarrstand hinter der Pfarrerin und den Mädchen, zur Seite der Knaben. Der Platz war ihm angenehm. Denn bei aller Hingabe an die Gedanken des Predigers, deren seine nun schon in manchen schweren Tagen gehärtete Seele unter so veränderten Umständen heute fähig war, erfreute es seine Augen doch, als sie so mit Muße auf Hildegards schlankem Hälschen verweilen konnten, das wie ein Blütenstengel zwischen den Schultern emporschoß und den niedlichen Kopf mit den unendlich sorgfältig gemachten hellblonden Haaren und den fast zu kleinen rosigen Ohren zu tragen hatte.

Nach dem Schlußgesange, als alle die Kirche verließen, wartete die Familie vor der Eingangstür auf den Vater, wobei sie von allen Seiten mit Ehrerbietung gegrüßt wurde und die Pfarrerin dann und wann teilnehmend an ältere Leute ein paar Worte richtete.

Endlich kam der Pfarrer, noch in Barett und Talar. Nach kurzer Begrüßung ließ er die Familie vorangehen und folgte langsamen Schrittes nach, indem er sich mit Rolf in ein kurzes Gespräch über die eben gehaltene Predigt einließ. Mochten ihm nun dessen Äußerungen oder mochte sein ganzes Gebaren seit gestern ihm gefallen — als sie vor der Tür des Pfarrgartens standen, welche die anderen offen gelassen hatten, reichte er seinem Begleiter die große, etwas zu fleischige Rechte und sagte, indem er seiner Gewohnheit gemäß den Kopf ein wenig auf die Seite legte: „Nun, ich denke, wir bleiben zusammen, nicht wahr?"

Damit drückte er Rolfs Hand, und so war dieser als Hausgenosse ins Pfarrhaus aufgenommen.

Für die nächsten Stunden wurde Rolf gänzlich von seinen neuen Pflegebefohlenen, den vier Jungen, mit Beschlag belegt. Sie nahmen ihn bei der Hand und zeigten ihm als Interessantestes, was sie aufzuweisen hatten, zunächst das Festungsfort, welches in dem schon von ferne sichtbar gewesenen weißen Berge verborgen war, und das nur etwa zehn Minuten vom Pfarrhaus entfernt lag. Dann kam dieses selbst an die Reihe, namentlich das Dachgeschoß mit seinen Giebelstuben und den verschiedenen Verschlägen und Kammern, in denen die Buben die schönsten Spielverstecke suchten und fanden. Als sie bei diesem Rundgange auch in sein Zimmer kamen — es hieß im Hause allgemein der Remter, weil in der Mitte ein

gemauerter Schornstein von unten auf hindurchführte — und Rolf sich, fast nur, um etwas zu sagen, über die hübschen weißen Gardinen vor den Fenstern freute, beeilte sich Paul, der jüngste, ihm zu versichern: „Die hat Hildchen mit der Trine gestern abend ganz spät noch aufgemacht; früher waren hier braune!“

Schließlich, als es im Hause wirklich fast nichts mehr zu zeigen gab — außer den beiden Stübchen, welche die jungen Mädchen bewohnten, und die für die Buben ein für allemal verbotenes Reich waren —, führten sie Rolf in den Garten, zeigten ihm, daß heute, zum Zeichen des Festtages, über dem höchsten Wipfel der Linde eine Fahne flatterte, und verlangten dann, er solle mit ihnen in das Gezweige hinausklettern, wo sie alle ihre Wohnungen hätten. Rolf begriff jetzt den Sinn der ständig an dem Baume stehenden Leiter und entdeckte nun oben, bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer in den weitausladenden Ästen angebracht, sorglich hergerichtete, mit Rückenlehnen, Arm- und Fußbrettern versehene Plätze, die er natürlich einen nach dem anderen probieren mußte.

Er war noch nicht damit fertig, als er zu seiner höchsten Überraschung plötzlich über sich, zwischen Blättern und Ästen beinahe verborgen, auf einem solchen Sitze Hildegard gewahrte, die, als sie ihn heraufkommen sah, eilig ihr Kleid über die Füße herabzog.

Er blieb mit erhobenem Knie in halbem Ansatz zu einem höheren Aste stehen und lehnte sich gegen den Stamm in seinem Rücken. So sprach er zu ihr hinauf und bat um Entschuldigung, wenn er sie gestört habe. Damit wies er auf das offene Buch, das ihr im Schoße lag.

„Ach, Hildchen liest gar nicht, wenn sie hier oben ist,“ erklang plötzlich eine Stimme über ihm.

Die vier Knaben hatten sich im Kreise zu seinen Häupten postiert, wo jeder gerade zwischen den Zweigen einen günstigen Sitz fand. Ihre Gesichter lugten nun aus dem Laub hervor wie junge Vögel aus einem Nest.

„Na, was tut sie denn?“ fragte Rolf lachend zu dem Sprecher hinauf.

„Sie macht Unsinn mit uns,“ lautete die prompte Antwort.

Nun wandte er sich wieder an das Mädchen: „Sie lesen wohl viel?“ fragte er.

„Eigentlich nicht,“ entgegnete sie, „Vaterchen erlaubt so vieles nicht.“

„Aber Sie lesen gern, was?“

„Eigentlich auch nicht; eigentlich les' ich immer nur, bis ich an eine Stelle komme, die mir gefällt, und dann denk' ich darüber nach.“

„Sie denkt nach, wie man amo konjugiert,“ klang unter Gekicher wieder die Stimme von oben.

Rolf sah trotz des grünen Schattens, der um alles hier floß, wie das Mädchen rot wurde, als sie hinaufrief: „Ach, du dummer Junge, wer hat dich gefragt!“

„Also nachdenken tun Sie?“ fuhr Rolf fort, nachdem auch er einen strafenden Blick zu dem Sprecher emporgeworfen hatte, und sah sie zu den Worten so halb verliebt, halb ein wenig ironisch an.

Sie wurde verlegen und erwiderte rasch: „Es war natürlich dumm gesagt; es ist eigentlich gar kein Nachdenken, sondern bloß …“ Sie stockte.

„Nachfühlen,“ half er ein.

„Ja! so mein' ich! Es braucht bloß von etwas die Rede zu sein, was mir angenehm ist, dann vertiefe ich mich so darein, wie er das wohl gemeint haben mag in dem Buch.“

„Na, zum Beispiel?“ forschte Rolf.

„Zum Beispiel … ach, na irgend etwas! Es handelt vielleicht von einem himmlischen Sommermorgen draußen zwischen den Feldern und von fern klingen die Kirchenglocken — oder von einem Winternachmittag, wo alles so still ist, und man hört gar keinen Wagen, nur die Sonne blinzelt so rötlich über den Schnee, und in den Stuben ist's warm — und es ist auch noch Feuer im Ofenloch … dann moll' ich mich so darin ein …“

„Was tun Sie?“

„Ich moll' mich ein. Wissen Sie nicht, was das ist?“

„Nein! Aber es klingt lustig. Können Sie mich's auch lehren?“

Sie lächelte, indem sie einen etwas schiefen Mund zog. „Wenn Sie bis zum Winter hierbleiben …“ versetzte sie abgebrochen.

Digitized by Google

„Ich hoffe doch," entgegnete er und sah recht vertrauend zu ihr auf. Er hatte inzwischen das Knie zurückgezogen und stand nun in seiner ganzen Länge an den Stamm gelehnt halb unter ihr. Sie hätte ihm gar nicht entgehen können in ihrer Lage, wenn er nicht gewollt.

Sie empfand seinen Blick und wünschte seine Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

„Gefällt's Ihnen denn einigermaßen hier?" begann sie schüchtern, ohne zu merken, daß sie damit erst recht heraufbeschwor, was sie vermeiden wollte.

„Ausgezeichnet," versetzte er warm; „ich lebe seit gestern wie im Wunder! Ich habe so viel Glück noch nie kennen gelernt."

„Ach ja, wir wollen es Ihnen so schön machen, daß Sie glauben sollen, es ist hier im Himmel," piepte wieder der älteste Vogel aus seinem Gezweige herunter.

„Stimme von oben!" scherzte er hinauf. „Der darf man doch vertrauen? Mir ist wirklich wie im Himmel; und die Engelsköpfe sind ja auch schon vorhanden."

Dabei guckte er der Reihe nach die runden Knabengesichter an, die mit lachenden Augen auf das Pärchen herabschauten.

Die vier fühlten sich kaum angeredet, als sie gemeinsam loslegten, indem sie sich zu überbieten begannen, was jeder für Rolf tun wollte. Der eine bot ihm sein Bett an, der andere seinen neuen Serviettenring, und der jüngste, nachdem er verschiedenes ausgewählt und wieder verworfen hatte, entschloß sich endlich, ihm sein jüngstes Kaninchen zu schenken, das schneeweiß war und nur einen schwarzen Stips auf der Nase hatte.

„Aber Hildchen müssen Sie auch gern haben, die ist nämlich immer furchtbar nett zu uns," beendete schließlich Konrad, der älteste, das allgemeine Geschnatter.

„War das auch eine Stimme aus dem Himmel, der man vertrauen darf?" fragte nach einer Pause ziemlich kühn Rolf zu dem Mädchen hinauf.

Aber noch ehe sie antworten konnte, klang vom Hause her die Tischglocke, und in überstürzender Hast kletterte nun die kleine Bande von der Linde herunter und stürmte dem Hause zu. Langsamer folgten Hildegard und Rolf, nicht ohne daß dieser noch verschiedentlich den Versuch gemacht hatte, ihr beim Herabsteigen behilflich zu sein, was sie jedoch jedesmal ablehnte.

„Schade, es war so hübsch da oben," sagte er zu ihr, als sie schon dicht vor dem Pfarrhause standen.

Sie wandte ihm einen Augenblick voll das sonnenbeschienene Gesicht zu. „Nicht wahr? Und ich unterhalte mich auch so gern," ergänzte sie eilfertig.

„Also wollen wir's bald wiederholen," sagte er noch, indem sie die Stufen zur Terrasse emporstiegen.

Am Nachmittage kam Besuch: einige Pfarrer und Gutsbesitzer der Umgegend mit ihren Familien. Die Jugend spielte im Garten allerlei Rund- und Laufspiele, an denen sich neben ein paar Studenten und einem Leutnant von der Besatzung des Forts auch Rolf beteiligte. Die vier Knaben gaben bei dieser Gelegenheit auf jede erdenkliche Weise dem neuen Hausgenossen ihre Zuneigung zu erkennen, ja die jüngsten beiden hängten sich geradezu wie Kletten an ihn. Rolf seinerseits aber empfand ein kindliches Vergnügen daran, über dem Spielen an Hildegards Seite zu kommen und dabei ab und zu ihre Hand zu berühren, die stets kühl und weich in der seinen ruhte. Mein Gott, es war ihm ja bisher so wenig zuteil geworden von den kleinen Freuden, die das naturgewollte lebenwährende Spiel der Geschlechter über die jungen Jahre ausstreut!

Inzwischen erfreute er sich von fern an ihrem Anblick, namentlich wenn sie lief. Wie ein Reh! sagte er zu sich. Dies Jugendliche in den Bewegungen, der zurückgebeugte Oberkörper, die an die Seiten gepreßten Ellbogen, die fliegenden blonden Zöpfe und die unglaublich flink bewegten Füße — dies alles schien ihm ein Anblick, an dem er sich gar nicht satt sehen konnte.

Als bald nach zehn Uhr die Gäste fort waren, standen Rolf und Hildegard plötzlich allein noch nebeneinander hinter der breiten Gartenpforte, von der aus sie den Abfahrenden zum Abschied gewinkt hatten, und sahen in den Abendhimmel hinaus. Die anderen hatten sich schon ins Haus zurückbegeben.

Es war einer von jenen Sommertagen, an denen es gar nicht Nacht werden will.

Digitized by Google

Auf goldgelbem Grunde schwammen zerrissene lila Wölkchen, verschiedenfarbig über den ganzen Himmel verstreut, und am Horizonte bezeichnete ein breiter, lichtroter Streif noch die Stelle, wo vor einer Stunde die Sonne untergegangen. Der Widerschein lag auf den Gesichtern, als wären sie mit innerlicher Glut übergossen.

Lange Zeit war es ganz stumm zwischen den beiden. Nur im Laub der Pappel über ihnen flüsterten die tausend geheimnisvollen Stimmen der Dämmerung. Wie leises Quellengeriesel klang es, das zwischen Waldesdickicht in schmalem Bett über kleine Kiesel sich den Weg zu Tal sucht, ganz heimlich, ganz hurtig, so recht seelenumschmeichelnd-traulich.

Rolf hob den Kopf und verlor den Blick in dem Gewirr der nimmer ruhenden Blätter. Er mochte das junge Wesen an seiner Seite nicht durch fortgesetztes Anstarren verlegen machen, obwohl er nichts lieber getan hätte, als seine Augen immer nur auf dem anmutigen, rötlich überschienenen Gesichtchen weilen zu lassen.

„Es ist so schön hier bei Ihnen — so wunderschön!“ begann er endlich halblaut, ohne die Blicke zu senken.

„Ja,“ hauchte auch sie, ohne ihre Stellung zu ändern, „ich möchte auch niemals fort von hier; ich glaube, ich würde sterben, wenn ich fort müßte.“ Mit einer kleinen, spröden Stimme sagte sie das, die wie zerbrechlich klang, und Rolf hatte plötzlich vorahnend das Gefühl, daß sie wirklich zerbrochen werden müßte, da sie nicht fest genug sei für die rauhe Welt da draußen.

Er schaute immer noch in den Wipfel hinauf.

„Jetzt weiß ich, was Frieden heißt!“ fuhr er fort. „Ich bin so friedlos gewesen, bis ich hierherkam.“

Und dann, ohne ihre Aufforderung abzuwarten, weil er fühlte, daß ihr Herz danach verlangte, zu hören, wie seines zu beichten, begann er von sich zu erzählen, in ganz kurzen Zügen nur, aber es klang doch vernehmlich zu ihr hinüber, wie er durch Not und Entbehrung gegangen bis zu dieser Stunde.

Und sie hatte Mitleid mit ihm, und ein warmes Gefühl quoll in ihr auf, das bereit war, sich selber darzubringen, und wußte nicht wie.

So standen die beiden Menschenkinder hinter dem Gartenzaun — und sahen den Abendhimmel blasser und blasser werden, und sahen einander nicht an und fühlten doch beide, daß sie anfingen, zueinander zu gehören mit der geheimnisvollsten Macht der Erde.

Erst als sie vom Hause gerufen wurden und sich umwandten, tauschten sie miteinander einen langen Blick. Blaß lag der letzte Schein auf ihren Gesichtern, aber die Augen leuchteten sich durchs Dunkel entgegen — und da wußten ihre keuschen Seelen mit eins, wie es um sie bestellt war. —

Ein paar Tage später war der erste Schultag. Für die älteren Knaben begann der Unterricht schon um sieben. Es mußte daher bereits gegen sechs Uhr das Morgenfrühstück eingenommen werden, denn die Fahrt nach der Stadt dauerte eine gute halbe Stunde.

Die Pfarrerin gönnte sich längeren Morgenschlaf, und es war die monatsweise wechselnde Aufgabe der Schwestern, dann für die Brüder zu sorgen. Das Glück hatte es gewollt, daß für den Juni Hildegard an der Reihe war. So fand Rolf sie, als er pünktlich um sechs in die Diele trat, schon bei der Arbeit vor. Unter ihren emsigen Händen türmten sich wahre Berge von Brotschnitten auf, die jedoch, als die vier blonden Buben erst um die Tafel saßen, ebenso schnell nebst unendlichen Mengen von Milch wieder verschwanden. Von Zeit zu Zeit lief einer von den Knaben nach der Terrasse hinaus, um zu sehen, ob die „Klunkerkutsche“ — wie sie allgemein hieß — schon vorgefahren wäre, und wenn sie noch nicht da war, beruhigte sich alles wieder. Sie hatten im Pfarrhause auf Grund langjähriger Erfahrung ein felsenfestes Vertrauen zu Petruschats Pünktlichkeit. Als endlich der Wagen dawar und die Knaben von allen Seiten hineinkletterten, erkannte Rolf zu seinem nicht geringen Erstaunen in dem unförmigen Gefährt die Kutsche wieder, die ihm an jenem Winternachmittag vor vielen Jahren auf der Schlittenfahrt begegnet war.

„So werfen große Ereignisse ihren Schatten voraus,“ meinte er lachend zu Hilde-

Digitized by Google

gard, indem er ihr den Vorfall erzählte, worauf sie belustigt erwiderte, sie sähe nur eine große Kutsche, aber kein großes Ereignis, wenn nicht etwa für einen Städter eine solche große Kutsche schon an sich ein großes Ereignis sei, und schalkhaft fügte sie noch die Frage hinzu, ob er sie denn nicht selber gesehen, sie habe ja auch damals in dem Wagen mit gesessen. Er wollte das nicht glauben, sie aber blieb, wenn auch lächelnd, doch so beharrlich dabei und setzte ihm an dem Alter der jüngsten Knaben so deutlich auseinander, warum sie und ihre Schwester damals mit dabei gewesen sein müßten, daß er schließlich bekehrt war und sich fast schämte, das liebe Gesicht nicht besser in Erinnerung behalten zu haben.

Wenn dann gegen halb sieben die „Klunkerkutsche" mit dem lustigen Völkchen in den Junimorgen, der mit Sonnenschein und Vogelsang frisch und würzig über den Büschen lag, hinausgerattert war, blieben die beiden allein noch ein Weilchen am Hoftor zurück, und die Viertelstunde Unterhaltung, die sie dann füreinander übrig hatten, ehe noch einer von den anderen im Hause sichtbar wurde, war ihnen bald ein liebes Bedürfnis geworden. Ihre jungen Seelen erfreuten sich an dem gegenseitigen Erschließen, das doch so voll Zurückhaltung war; sie wußten, daß sie einander sich näherten, täglich und stündlich, aber sie nahmen keine der Süßigkeiten der Liebe vorweg, sondern ließen sie herankommen, vom Schicksal und der Gelegenheit geführt, wie in der stillschweigenden Überzeugung, sie dann um so fester in die Arme schließen zu dürfen. In der ersten Zeit war es nur ein Viertelstündchen am Zaune, als scheuten sie sich, den Ort zu verlassen, wo sich zum erstenmal Seele in Seele geschaut, später wurde es meist ein kurzer Gang durch den Garten, den Hildegard gleich dazu benutzte, um nach den Gemüsen und den Obstbäumen zu sehen, und nur selten wagten sie sich etwas darüber hinaus.

Einmal aber waren sie doch über dem Sprechen durch das offen gebliebene Hinterpförtchen des Gartens auf den Friedhof getreten und wurden dessen erst inne, als sie vor der Kirchentür standen. Da stockte ihr Gespräch. Der schweigende Morgen über den Gräbern mochte auch sie schweigsam machen. Mit langsamen Schritten gingen sie um die Kirche herum, Hildegard immer einen Fußbreit vorauf, bis sie vor einem kleinen umgitterten Grabe standen, das von Immergrün mit seinen blaßblauen Blüten dicht umrankt war. Hildegard erzählte, daß hier ihr frühverstorbenes Schwesterchen ruhte, und Rolf war es wie eine Art seelischer Berührung mit dem lieblichen Wesen an seiner Seite, daß er berichten konnte, auch ihm sei in jungen Jahren ein Schwesterchen entrissen worden. Seltsam dies beglückende Verlangen liebender Seelen, sich auch in der Vergangenheit unter gleichem Geschicke lebend, von den gleichen Gedanken und Gefühlen beherrscht empfinden zu dürfen, als könnte man nicht Fäden genug finden, die gegenwärtige Neigung mit seinem bisherigen Leben zu verknoten!

Der Anblick des frühen Grabes führte sie unbemerkt auf die Gedanken vom Wiedersehen und vom ewigen Leben, und es zeigte sich, daß Hildegard vollständig von der kirchengläubigen Lehre darüber erfüllt war. Sie sprach es sehr einfach aus, es scheine ihr der einzige Trost gegenüber der irdischen Trennung. Rolf dachte schon lange sehr anders in diesem Punkte — aber solch kindlich felsenfestes Vertrauen in die milde Führung eines gütigen Vaters, der kein heißes irdisches Sehnen, sobald es nur aus reinem Herzen stamme, unerfüllt lasse, beglückte ihn in ihrer Seele, ja, er beneidete sie fast darum.

Die Wochen flossen nun im ruhigen Gleichmaß dahin. Nachdem das Morgenstündchen vorüber war, bekam Rolf Hildegard nur noch zu den Essenszeiten zu Gesicht. Sonst war ihr Tag durch kleine Wirtschaftssorgen und allerlei Herrichtungen für die Anzüge der Geschwister und die eigene Kleidung in Anspruch genommen. Und auch er selber hatte jetzt reichlich zu tun. Vormittags mußte er mit dem Pfarrer arbeiten, der an einer Chronik des Kirchspiels schrieb und dazu mannigfach alte Akten zu durchstöbern hatte, wobei ihm Rolf rasch ein sehr willkommener Helfer wurde.

Dann kehrten die Knaben nach Hause zurück, und nun gehörte der Nachmittag

Digitized by Google

und Abend der Beaufsichtigung ihrer Schularbeiten.

Auch in den Ferien, die schon herankamen, verminderte sich diese Arbeit nicht sonderlich. Denn es mußte nun dem einen der Knaben hier, dem anderen da nachgeholfen werden, und die hundstagsmäßige Unlust zum Sitzen über Büchern und Heften sorgte dafür, daß es Rolf auch hierbei nicht allzu leicht hatte. Der Wegfall der üblichen Morgenschulfahrt aber brachte ihn nun auch um das ersehnte Viertelstündchen am Gartenzaun. Statt dessen machte freilich in dieser Zeit die Familie hin und wieder zu Wagen Besuche auf benachbarten Gütern oder Spazierfahrten nach entfernteren Ausflugsorten, wo man mit befreundeten Familien zusammentraf und etwa mitten im Walde oder an einem melancholischen, schilfumwachsenen See ein Picknick veranstaltete. Auf einer solchen Fahrt hatten die teilnehmenden jungen Mädchen für sämtliche junge Leute — es waren ihrer eine ganze Anzahl — und die anwesenden Knaben Eichenkränze gewunden. Rolf erhielt den seinen aus Hildegards Händen, da er sich wohlweislich in ihre Nähe gestellt hatte, während sie auf dem Waldboden saß und flocht. Ja, um es ihr bequemer zu machen, durfte er ohne Auffälligkeit vor ihr niederknien und sich das grüne Gewinde ins Haar drücken lassen. Es war ihm eine wohltätige Empfindung, als dabei zum erstenmal ihre schlanken Hände sich mit seinem Kopfe zu schaffen machten, indem sie die Löckchen über seiner Stirn unter dem Kranze hervorholten. Der Blick, mit dem sie dann etwas zurückgebeugt ihr Werk musterte, obwohl er nicht seinen Augen galt und sich auch nicht dahin verirrte, beglückte ihn vollends, und mit heimlicher Genugtuung bemerkte er, daß Hildegards weitere Kränze nur einigen kleineren Knaben galten, mochten auch mehrere junge Leute es sichtlich darauf anlegen, von dem hübschen blonden Pfarrerstöchterlein einen Kranz zu erhalten.

Auf der Rückfahrt mußte, nachdem bei der Hinfahrt Hedwig den kleinen Halbwagen kutschiert hatte, in dem die Eltern saßen, Hildegard dies Amt übernehmen. Der älteste Hofjunge, der sonst den Kutscher vertrat, war nämlich krank geworden, und der größeren Sicherheit wegen sollte Petruschat den Wagen führen, in dem mit den vier Knaben Hedwig als Aufsicht saß. Rolf stieg zu Hildegard auf den Bock, um ihr durch einen kräftigen Griff im Notfalle behilflich zu sein, wie er zur Beruhigung der Eltern zurücksprach, als er schon oben saß, und nun ging's in scharfem Trab in den sinkenden Abend hinaus.

Es war gegen Ende Juli und nach Vollmond. Aber die blinkende Scheibe stieg bald hinter den schweigenden Wäldern empor und schwamm in beruhigender Klarheit steigend den Himmel entlang. Gegen Abend war noch ein Gewitterregen gekommen, nun dampfte die ganze Erde weit und breit in weißlichem Dunste, der kulissenartig jeden Waldsaum, jedes Gehöft und Dörfchen von seinem Hintergrunde löste und alle Entfernungen mit ungewohnter Deutlichkeit hervortreten ließ.

Auf der weißen Chaussee rollten die Wagen wie von selber. Unbewegt hielten Hildegards Hände, die in weißen Sommerhandschuhen steckten, Zügel und Peitsche gefaßt — die ländliche Kunst schien ihr eine vertraute Sache, und Rolf freute sich, wenn auch auf so harmlose Weise, eine Weile sein Selbst ihrer Leitung und Lenkung anvertraut zu haben. Er sagte ihr das auch, und sie warf ihm einen raschen Blick zu, indem sie fragte: „Sonst würden Sie das wohl nicht tun?"

„O gewiß," versetzte er leise, „ich glaube, es ist allen Männern Herzensbedürfnis, sich ab und zu dem sogenannten schwächeren Geschlecht zu überantworten."

„Mit Haut und Haaren?" scherzte sie, ohne den Blick von den Pferden abzulenken.

„Mit Haut und Haaren," wiederholte er nachdrücklich.

„Warum eigentlich?" klang es nach einer Pause von ihren Lippen.

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht auch eine von den unwillkürlichen Regungen, für die es keine Erklärungen gibt," meinte er; „ebenso wie für die Liebe. Oder glauben Sie, daß die Liebe nach einem Warum fragt?"

Sie sprachen leiser, obwohl das Rattern der Räder für die im Wagen Sitzenden ohnehin schon jedes Wort verschlingen mußte. Aber Rolf hatte sich ein wenig zu ihr hinübergebeugt, und sein gutes Ohr vernahm

Digitized by Google

noch, wie auf seine letzte Frage ihre leise Antwort klang: „Ich weiß nicht!"

Es wurde dunkler umher — die Fernen verschwammen im Nebeldunst — da und dort blinkte in der Landschaft ein Lichtchen auf, der weiße Streif der Chaussee wirkte heller als zuvor, und auf Hildegards Gesicht sah Rolf den Widerschein des bleichen Mondlichtes mehr und mehr sich verstärken. Da zog er plötzlich ein Zettelchen aus der Tasche und begann, vornübergebeugt, auf dem übergeschlagenen Knie mit Bleistift zu schreiben. Die fortwährende Erschütterung und der nur unsichere Schein der Himmelsleuchte erschwerten es reichlich. Aber er blieb doch dabei, bis er schlecht und recht die vier Zeilen zustande gebracht hatte, die ihm eben durch den Sinn gingen.

„Was machen Sie da?" fragte Hildegard währenddessen, den Blick unentwegt vorwärts gerichtet.

„Ich schreibe."

„Ja, aber was?"

„Verse."

„An wen?"

„Das sag' ich nicht."

„Machen Sie oft welche?"

„Nein. Nur selten."

„Haben Sie hier — ich meine bei uns — schon öfter welche gemacht?"

„Nein."

„Zum erstenmal jetzt?"

„Ja. Ich weiß selbst nicht warum."

Pause.

„Vielleicht weil der Mond so schön ist," fuhr sie fort, einen kurzen Blick nach dem östlichen Himmel sendend.

„Vielleicht; vom Monde handelt's."

„Sehen Sie!"

„Und von Ihnen!"

„Ach ...?"

Hildegard fand auf einmal nötig, die Pferde anzutreiben, so daß der Pfarrer von innen sagte: „Fahr' nicht so schnell, Hildchen!"

Rolf war fertig geworden und besah das Papier in der Nähe. Er fand, daß es darauf ein richtiges Kriggel-Kraggel geworden, das kein Mensch lesen könne, die Zeilen waren wirr durcheinander gelaufen. Auch die Verse mißfielen ihm jetzt — es klang so ohnmächtig, so weit unter dem, was er hatte sagen wollen. So schob er mißmutig den Zettel in die Tasche — er hatte so wie so nicht die Absicht gehabt, ihn seiner Nachbarin zu geben.

„Nun?" fragte diese enttäuscht, als sie es gewahrte.

„Was denn?"

„Soll ich's nicht haben?"

„Nein! Es taugt nichts."

„Schadet nichts!"

„Sie können's auch gar nicht lesen."

„Schadet nichts!"

„Ich schäme mich."

Sie sah ihn plötzlich voll an. „Und wenn ich bitte?"

Er trank ihren Blick, solange er vermochte. „Ich kann's Ihnen wirklich nicht geben!" sagte er endlich demütig.

Einen Augenblick schwieg sie noch — dann fragte sie, wieder den Pferden zugewandt: „Darf ich's mir also nehmen?"

„Nehmen —?" Er lachte leise auf. Ihr unschuldiger Kindermut belustigte ihn und schmeichelte seinem Ehrgeiz.

„Ja! Ich weiß doch, wo es steckt! Halten Sie!"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, reichte sie ihm Zügel und Peitsche hin, die er halb unwissend ergriff.

Sie selbst aber tastete in seine Tasche hinein, darin er vorher das Zettelchen versenkt hatte, fand es und versuchte nun, weit vornübergebeugt, im Mondschein zu entziffern, was darauf stand. Es ging nicht.

„Sitz' nicht so krumm, Hildegard," sprach mahnend ein paarmal vom Wagen her die Mutter — sie wußte ja nicht, warum ihr Töchterlein so wichtigen Anlaß hatte, dem Gebot keine Folge zu leisten.

„Gib lieber die Leine jetzt dem Herrn Kandidaten," fügte wohlmeinend der Vater hinzu, „es ist zu dunkel geworden; die Tiere könnten scheu werden."

Rolf wendete sich rückwärts: „Ich habe sie schon, Herr Pfarrer," sagte er eilfertig.

„Na, dann ist's ja gut," meinte darauf beruhigt der Pfarrer.

Dann versanken die hinter ihnen in das vorige Schweigen — wahrscheinlich hatten sie die Augen geschlossen; auch der kleine rote Punkt in der Tiefe, der von des Pfarrers Zigarre stammte, war allmählich er-

Digitized by Google

loschen. Die vorn aber waren noch etwas näher zusammengerückt.

„Nun?“ flüsterte er nach einer Weile, als er sie immer noch auf dem Blatte studieren sah.

„Es geht wirklich nicht,“ versetzte sie mit einem gemachten Seufzer; „aber warten Sie, ich bekomme es noch heraus!“

Und damit faltete sie das Blatt ein paarmal zusammen und schob es unter dem Jäckchen, das sie öffnete, zwischen die Knöpfe ihrer hellen Bluse. Er sah zu, wie ihre unschuldigen Finger es an der traulichen Stelle verbargen …

Hätte Rolf gewußt, wie Hildegard sein Verschen als ein wahres Heiligtum behandelte, wie sie im Dunkeln unbemerkt ein paarmal danach griff, um sich zu vergewissern, daß es noch da sei, wie sie dann zu Hause es küßte und in ihrem Zimmerchen, halb entkleidet auf dem Bettrande sitzend, in dem flackernden Lichtschein daran studierte und studierte, bis sie richtig endlich die irregelaufenen Zeilen enträtselt hatte — ihm wäre das Einschlafen an diesem Abend wohl noch schwerer geworden, und die weißen Wände des „Remters“ hätten außer den heimlichen Seufzern eines verliebten Gesellen wohl noch deutlichere Zeichen ernster Liebeskrankheit zu hören und zu sehen bekommen. So aber wußte der oben nichts davon, daß unter ihm ein zartes Mädchen ihre blonden Flechten löste, mit sehnsüchtigen Augen ins Licht sah und fortwährend mit leise bewegten Lippen die Verse von einem Zettelchen wiederholte, das mitten auf ihrem Kopfkissen lag, bis endlich dies jungblonde Haupt selbst müde darauf herabsank. — —

Es waren jetzt glühheiße Tage gekommen — die Knaben überboten sich in lebhaftem Bedauern, daß sie sich um acht Tage verfrüht hätten: denn in der Schulzeit wären sie sicherlich Anlaß zu Hitzeferien gewesen.

Nach Tisch konnte man's im Freien nicht mehr ertragen. Jeder suchte sich im Hause ein kühles Eckchen, wo er hinter geschlossenen Läden die ersten Nachmittagsstunden verdämmern konnte.

Rolf saß eines Sonntags mit dem zweiten Knaben, dem blondesten von allen, in seiner Stube und half ihm ein großes Segelschiff takeln, das dieser sich zurechtgezimmert hatte, wobei ihm natürlich Rolf mit mancherlei Rat und Belehrung hatte zur Hand gehen können. Aber nun fehlte es an Haken und Ösen, mit denen die Rahen und Segel festgemacht werden sollten. Heinz riet, zu Hildchen zu gehen, die habe all so was in ihrem Kasten.

„Die wird schlafen,“ meinte Rolf.

Aber Heinz erwiderte: „Hildchen schläft niemals nachmittags!“

So stiegen sie gemeinsam hinunter.

Hildegards Stube lag als einzige gegen Südwesten auf der Giebelseite, die anderen waren alle in der nördlichen Haushälfte, da die Zimmer dort kühler waren.

Die schläfrige Nachmittagsstille im Hause machte die beiden leiser auftreten, als sie durch die gute Stube und das Klavierzimmer gingen. Die Tür daneben zum Mädchenstübchen stand halb offen. Heinz lugte vorsichtig hinein — dann winkte er Rolf, zu folgen.

Das Zimmerchen war ganz von gelbem Licht erfüllt, obwohl die Läden vor dem einzigen Fenster von innen geschlossen waren. Rolf sah umher. Er war hier noch nie gewesen. Sehr wenig Möbel. Auf der einen Seite stand das kurze Bett, auf der anderen ein kleines Sofa mit rundem Tischchen davor. Und hier, die Füße halb hinaufgezogen, den Oberkörper in das Polster zurückgelehnt, saß Hildegard und schlief — schlief trotz aller Versicherungen des kleinen Heinz, der immerfort leise wiederholte: „Sie tut bloß so! Hildchen schläft niemals nachmittags!“

Einige ihrer hellblonden Haarsträhnen hatten sich über Stirn und Augen geschoben, die Lippen waren ein ganz, ganz klein wenig geöffnet, so daß ein Zähnchen durchschimmerte, und der rechte Arm lag ausgestreckt auf dem Tischchen, die Hand noch an der kleinen Schere, die sie für die Stickerei auf ihrem Schoß eben benutzt hatte.

Rolf winkte seinem Begleiter, zu schweigen, und flüsterte ihm zu: „Wir wollen ihr was in die Hand stecken.“

Heinz nickte, und seine Augen begannen sofort nach einem geeigneten Gegenstand zu suchen.

„Ihre Morgenschuhe!“ sagte er dann leise — es war das einzige, was er im Augenblick entdeckte.

Digitized by Google

Aber Rolf hielt ihn zurück. „Nein, warte! Wir schreiben was! Daß wir dagewesen sind, und du hast sie küssen wollen, damit sie aufwacht, und ich habe dich zurückgehalten — was?"

„Ei ja, das machen wir!" war die rasche Antwort des Knaben.

Und nun hockten beide auf der Schwelle nieder, und Rolf holte ein Zettelchen aus der Tasche und fing an zu schreiben. Und der Blondkopf drückte sich dabei so fest an seinen Arm, daß Rolf sich kaum bewegen konnte und die kleine Menschenwärme glühheiß seinen Körper durchströmte; er sah ein paarmal nach dem Sofa hinüber und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die beiden Geschwister hier möchten für ein Weilchen ihre Rollen vertauschen. Auf das Zettelchen aber schrieb er:

Du hast dich gar lieblich eingemollt —
Es haben dich zweie gesehen.
Der eine hat gerne dich küssen gewollt,
Der andere ließ nicht es geschehen.

Dann wurde das Papierchen gerollt und vorsichtig in Hildegards halbgeöffnete Hand gesteckt. Auf Zehen war Rolf dazu seitlich an das Sofa getreten, und weit länger als nötig hingen seine Augen im Vornüberbeugen an den mädchenhaft rosigen Zügen der Schlafenden, auf deren Stirn alle Unschuld und Reinheit ruhten.

„Ich mußte doch erst genau zusehen, ob sie auch wirklich schlief," sagte er entschuldigend zu seinem Gefährten, als er endlich zurückkam. „Aber nun keinem was sagen und nichts verraten! Hörst du — zu niemandem!"

Das versprach Heinz natürlich mit tausend Freuden.

Als Hildegard beim Abendessen den beiden gegenüber an den Tisch trat, vermied Rolf absichtlich ihren Blick. Er fühlte es ganz genau, daß sie ihn ansah, daß sie seine Augen zu fesseln versuchte, aber er ließ fortdauernd gelassen seine Blicke über die Tafel schweifen und sprach interessiert nach oben hinauf von diesem und jenem und sah dabei ständig an ihr vorbei. Bis er merkte, daß die kleine Tugend ihm gegenüber schon ganz unruhig wurde und sich absichtlich stärker bewegte als sonst, nur damit er hinsehen sollte zu ihr. Und endlich tat er's, und da flog ein Blick zu ihm hinüber, so voll heimlicher Sehnsucht in der ersten und so voll heimlichen Glückes in der zweiten Sekunde, daß sein Herz aufsprang wie ein Mohnfeld im Sonnenschein, und alles glühte nur so seinem Gegenüber entgegen.

Als sie nach dem Essen dem Brauche gemäß sich gesegnete Mahlzeit wünschten, da gestanden ihre Hände zum erstenmal sich ein, was die Lippen noch nicht zu sagen wagten. Aber an diesem Abend gingen in dem alten Pfarrhause zweie beglückt und beseligt schlafen und fanden doch lange nicht Ruhe auf ihren Kissen vor heimlichem Liebesdrang.

Und mitten zwischen dem Hin und Her von Gedanken und Gefühlen fiel Rolf auf einmal sein altes Sprüchlein ein von der beglückenden Macht der Ferne, und er lachte sich aus ob der Falschheit seiner einstigen Lebensführung, die unter dem Worte gestanden. Jetzt wußte er besser, was Glück war — das Gegenteil von dem, was er früher dafür gehalten — das wußte er jetzt: einem Menschen nahe zu kommen, so nahe als irgend möglich, daß man selbst nichts mehr bedeutete und der andere alles, daß man sich hingeben konnte, das war Glück, nur das! Das war Seligkeit, das war Erfüllung und Leben! O, wie froh konnte er sein, daß ihn das Leben so sänftiglich zu so beruhigender Einsicht geführt hatte!

* * *

Aus dem Sommer war Herbst geworden. Er brachte als wichtigste Neuerung für Rolf den Besuch der Universität. Es machte sich, wie der Pfarrer ihm gleich anfänglich in Aussicht gestellt hatte, ganz gut, daß er täglich morgens mit den Knaben in die Stadt fuhr und den Vormittag über Kollegia hörte. Nur an zwei Tagen fielen wichtige Vorlesungen in die späten Nachmittagsstunden. Der Pfarrer war aber gern bereit, ihm auch diesen Besuch zu ermöglichen — den Weg freilich hin und zurück mußte er dann zu Fuß zurücklegen. Allein das Opfer dieser kleinen Stunde Marsches lohnte es ihm schon. So befand sich Rolf, ehe er sich's versehen, mitten in der Erfüllung seiner alten Wünsche.

Digitized by Google

Auch diese Wendung paßte vortrefflich zu seiner neuen Lebensphilosophie. Über seinem heimlichen Liebesglück war er fast daran gewesen, jenes Ziel, einst jahrelang sein heißestes Herzensverlangen, aus den Augen zu verlieren. Jetzt fiel es ihm plötzlich als reife Frucht in den Schoß, ohne daß er sich sonderlich darum bemüht hatte. Es war also doch wirklich eine recht zweifelhafte Weisheit gewesen, was der alte Heß ihm von dem Segen der fernen Ziele eingetrichtert hatte! Man brauchte sich nur an das nächste hinzugeben, und es wurde einem in Anerkennung und zur Belohnung der mutigen Lebensbereitschaft von einem gütigen Schicksal alles gegeben. So klang's ihm in Sinn und Ohren.

Aber dieses freigebige Schicksal war schon unterwegs, den vorschnellen Träumer auch von dieser neuesten billigen Weisheit zu bekehren.

Eines Spätnachmittags, als Rolf aus der Universität kam und am Theater vorbeiging, sah er auf den Anschlagzetteln dort mit riesigen Lettern den „Faust" angekündigt. Er kannte das Stück natürlich, aber er hatte es noch nie auf der Bühne gesehen; er war überhaupt bisher nur selten im Theater gewesen. Nach langen Jahren wollte er sich wieder einmal solchen Genuß gönnen. Da die Vorstellung heute früher anfing als sonst — es sollte Vorspiel und Prolog im Himmel mitgegeben werden —, brauchte er nicht lange zu warten.

Als er ins Theater kam, war der Zuschauerraum noch fast leer. Nur im Parterre, wo auch Rolf seinen Platz genommen, stand eine Anzahl junger Leute. Während des Hineingehens hatte er hinter der Logenschließerin in dem abgeteilten Vorraume, der dieser zum Aufenthalt diente, eine junge Person sitzen sehen, die ihm gleich als hübsch auffiel, obwohl ihm ein weit vorgeschobener Hutrand einen Teil des Gesichtes entzog. Während dann das Theater sich langsam zu füllen begann, kam diese Person plötzlich durch den kleinen Mittelgang im Parterre bis an die vordere Brüstung, um nach den oberen Rängen zu sehen. Dabei wurde ihr Gesicht scharf von dem Kronleuchter in der Mitte des Theaters beleuchtet. Wie sie nun dastand mit dem erhobenen schneeweißen Kinn, in der schwarzen Umrahmung des blonden Kopfes, und wie ihr weißer Handschuh dabei ganz in seiner Nähe auf dem Geländer ruhte, das prägte sich ihm mit merkwürdiger Deutlichkeit ein. Er sah sie noch so, als sie schon lange wieder gegangen war, und empfand sofort, daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sah sie dann noch ein paarmal während der Zwischenpausen neben der Schließfrau und war ordentlich betrübt, als er sie nach dem dritten Akte dort nicht mehr antraf. Die Erregung, in die ihn die ewige Dichtung und die ungewohnte Wirkung der Bühne versetzte, mochte wohl mit dazu beigetragen haben, ihm das kleine Begebnis eindrucksvoller zu machen. Jedenfalls hatte er das fremde Gesicht nicht vergessen, als er das Theater verließ. Ja, in der halb unbewußten Hoffnung, ihr draußen vielleicht noch zu begegnen, wartete er auf dem Platze davor, bis das Haus sich entleert hatte. Das war freilich vergeblich; aber als er, um zur Stärkung für den Nachtmarsch, der ihm bevorstand, noch einen kleinen Imbiß zu nehmen, die Restaurationshalle gegenüber dem Schauspielhause betrat, sah er sie sofort im Kreise von anderen an einem runden Tische in der Nähe des Eingangs sitzen. In Anwandlung seiner alten Scheu suchte er sich zunächst einen möglichst entfernten und einsamen Platz, wo die Fremde durch mehrere vollbesetzte Tische seinen Blicken gänzlich entzogen war. Aber nachdem er hier fünf Minuten gesessen, besann er sich plötzlich seiner neuen Weisheit und ließ sich vom Kellner sein Essen an einen Platz bringen, der ihrem Tische zunächst und eben frei geworden war. Nun konnte er sie gut beobachten, aber er litt eigentlich darunter. Denn so sehr ihm der eigentümlich entschlossene Ausdruck des jugendlich hübschen Gesichtes angenehm auffiel, so sehr beunruhigte ihn doch das ein wenig Herausfordernde in Blicken und im Gebaren, das sie den Gefährten der Tischrunde gegenüber an den Tag legte.

Diese waren Schauspieler, man konnte es auf den ersten Blick erkennen; sie war vermutlich auch eine, denn sie hatte viel von dem Gehaben der anderen an sich. Rolf ertappte sich dabei, daß er sie sofort mit Hildegard zu vergleichen begann. Der Gegensatz

Digitized by Google

war groß. Bei dieser alles Zurückhaltung; in Blick und Augenaufschlag, in Kopfbewegung und Haltung alles gewissermaßen nach innen gekehrt, sozusagen, als scheute sich die Seele, irgend etwas über die Grenzen des Körpers hinauszulassen. Hier aber sprühte jedwedes vor Verlangen, sich hervorzuwagen, der Ausdruck hatte etwas Freies, Kühnes, und nur schwer schien in dem ganzen geschmeidigen Körper eine unbändige Lebenskraft und Lust zur Freude sich im Zaume zu halten.

Als Rolf endlich, weit später als sein Vornehmen gewesen, den Heimweg antrat, fühlte er sich von dem fremdartigen Reiz des hübschen Wesens beinahe beunruhigt, und das wich selbst nicht, als er das nächtliche Kirchdorf betrat und seinem heimlichen Glücke sich näherte.

Als er nach schnellem Marsche das Pfarrhaus erreicht hatte und leise die Treppe ersteigen wollte, trat im Halbdunkel einer hinter ihr geöffneten Tür Hildegard ihm entgegen. Sie blieb ein paar Schritte von ihm entfernt vor den Stufen stehen und sagte, indem sie die Hand aufs Herz legte, halblaut: „Gott sei Dank, daß Sie da sind! Ich dachte schon, Sie wären verunglückt."

Rolf hatte den leisen Ton von überstandener Angst nicht überhört, der in den Worten nachklang. Das liebe Wesen tat ihm plötzlich so leid, und er schämte sich, daß er sie so lange hatte warten lassen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, freute sich aber, daß es dunkel war um ihn her, als er erwiderte: „Ich war im Theater."

Das langgedehnte „So—o", das er darauf als einzige Antwort erhielt, tat ihm so weh, daß er's noch in seinem Bette oben ihr innerlich tausendmal abbat, was er etwa heute gegen sie gefehlt habe. In seine letzten Vorstellungen vor dem Einschlafen drängte sich aber doch immer wieder das fremde Gesicht.

Acht Tage später wartete Rolf die Zeit ab, bis die Theatertüren geöffnet wurden, und trat dann hinein, um die Logenfrau zu fragen, ob und wann wohl der zweite Teil „Faust" gegeben würde. Er wollte es selber nicht recht wahr haben, daß er hoffte, dabei vielleicht die Unbekannte wiederzusehen, deren Gesicht ihm immer noch vor Augen schwebte — es war ja so unwahrscheinlich.

Er ging also und richtete seine Frage aus. Die Frau war allein in ihrer Loge — Gott sei Dank! Sie hatte aber kaum geantwortet, daß der Tag noch nicht bestimmt sei, als hinter ihm eine wohlklingende Stimme fortfuhr: „Doch, am nächsten Sonnabend!"

Als Rolf sich umwandte, stand die vor ihm, die er heimlich ersehnte. Es gab eine Pause. Sie sahen sich beide an, als hätte jeder auf den Augenblick nur gewartet. Die Logenfrau aber mochte ihnen hinweghelfen wollen über ihre Verlegenheit. Mit einer Kopfbewegung nach der Fremden hin, aber zu Rolf gewendet, sagte sie halb vertraulich: „Fräulein wird diesmal ja mitspielen."

„Ach?!" machte er mit freudigem Erstaunen.

„Ja, den Euphorion!" versetzte sie lebhaft. „Werden Sie auch wieder kommen? Sie haben ja voriges Mal so hübsch zugehört."

Er wurde rot. „Haben Sie das gemerkt?"

„Natürlich! Sie machten ein so andächtiges Gesicht, wie's sich ein Dichter nur wünschen kann. Ich habe Sie auch gleich wiedererkannt — nachher."

„Wann nachher?"

„Drüben! War es meinetwegen, daß Sie sich in die Nähe setzten?" Und dazu blitzte sie ihn freimütig an.

Rolf hatte die Empfindung, daß er mit Glut übergossen sein müsse. Sie half ihm rasch hinüber.

„Mein Gott, es ist doch nichts Schlimmes, das einzugestehen!" versetzte sie mit leicht erhobenem Kopf, indem sie die Augenbrauen in die Höhe zog und die Lider senkte. Einen Augenblick schien sie sich an seiner Verlegenheit zu weiden und sah durch den Schlitz der Augen beobachtend auf ihn herab. Dann mochte er ihr leid tun, und sie sagte leichthin: „Also nächsten Sonnabend! Oder kommen Sie nicht noch einmal vorher ins Theater? Dann könnten wir so schön wieder ein bißchen kokettieren."

Damit neigte sie sehr graziös und mit einem bestrickenden Lächeln, das ganz seltsam die Mundwinkel einzog, den Kopf und ging.

Er hatte das Wort noch nie gehört, er hatte eine solche Sprache noch nie vernom-

Digitized by Google

men, er hatte ein solches Wesen noch nie aus der Nähe gesehen — er war wie verzaubert und starrte ihr nach, bis die geschmeidige dunkle Gestalt hinter der nächsten Glastür verschwunden war.

„Das war ja das Fräulein Brunnemann," hörte er inzwischen die Logenfrau sagen; „wissen Sie nicht, die Tochter von dem Herrn, wo immer gleich links ins Parkett auf die letzte Reihe sitzt, mit den langen schönen Bart. Er ist ja wohl Kritiker bei eine Zeitung. Ist ein herzensgutes Mädchen und so befreundet mit meiner Tochter; die ist ja auch bei de Bühne, aber natürlich noch nicht so weit."

Wenn Rolf sich ehrlich befragte, nahm er es sich eigentlich übel, daß er die Schauspielerin wieder gesucht hatte — denn es war ihm jetzt klar, daß er nur ihretwegen ins Theater gegangen, und er wäre dem Schicksal dankbar gewesen, wenn es ihn nie wieder mit der verführerischen Person zusammengebracht hätte. Ja, er erwog es schon ernstlich bei sich, ob er sich's nicht sogar vornehmen müsse, sie zu vermeiden. Aber es schien, daß das Schicksal es anders wollte.

Rolf hatte, wie er vor sich selber meinte, zur Ablenkung seiner aufgeregten Gedanken aus dem Adreßbuch festgestellt, daß sie in der Schützenstraße wohnte, und da diese nicht weit von der Wallstraße lag, welche die Klunkerkutsche alltäglich passierte, so machte es sich wie von selbst, daß er eines Morgens mit einem ganz geringen Bogen den Weg ins Kolleg durch jene Straße nahm. Das vielfenstrige Haus verriet natürlich auf keine Weise, wo er die heimlich Verehrte zu suchen hatte. Allein in der Hoffnung, bei ausreichender Aufmerksamkeit doch vielleicht irgendeinen Fingerzeig dafür zu erhalten, benutzte er die erste Kollegpause, um nochmals an dem Hause vorbeizupromenieren. Er war in das Studium der Fenster so vertieft, daß er zuerst nicht einmal merkte, wie eine Gestalt aus der Tür trat und nach der Stadt zu sich entfernte. Erst eine Minute später glaubte er in der Vorauswandelnden die Ersehnte zu erkennen. Beschleunigten Schrittes ging er ihr nach und wußte bald, daß er sich nicht getäuscht hatte. Ihr Gang, und wie der fußfreie dunkelblaue Rock sich dabei um ihre Beine bewegte, vervollständigte ihm in angenehmster Weise das lockende Bild ihrer Erscheinung. Vor einer Anschlagsäule blieb sie stehen, um einen Zettel zu lesen, und da er schon dicht herangekommen war, wollte er mit seitlichem Gruße vorübergehen.

Mit einem Ausruf der Überraschung hielt sie ihn jedoch fest, und nachdem sie ein paar Begrüßungsworte miteinander gewechselt, trat er an ihre Seite und begleitete sie nach dem Theater, wohin sie strebte. Während er sich hier verabschieden wollte, fragte sie wie von ungefähr, ob er schon bei Tage einmal im Theater und auf der Bühne gewesen. Als Rolf dies verneinte, forderte sie ihn auf, mit ihr einzutreten und sich die Sache einmal anzusehen. Es sei noch nicht halb zehn; so würden sie es ganz leer finden, vor zehn käme keiner von den anderen.

Rolf folgte ihr mit Freuden. Der Theaterdiener wollte zuerst Schwierigkeiten machen, ihn einzulassen, allein ein Blick seiner Begleiterin machte den Cerberus zahm. Über ein seitliches steiles Treppchen, das bald hinter dem Eingang lag, führte sie ihn sogleich auf die Bühne. Hier aber, hinter den großen schwarzen Kulissenwänden, die ihn formlos von allen Seiten umgaben, fühlte sich Rolf so ins Dunkle versetzt, daß er zunächst nichts sah und sofort über einen schrägen Balken stolperte. Sie lachte leicht auf, trat neben ihn und ergriff ihn am Arme.

„Wollen Sie sich mir anvertrauen? es ist gefährlicher Boden hier," sagte sie dabei.

Ihm klangen die Worte doppelsinnig, aber um so lieber entgegnete er: „Ja, bitte, führen Sie mich!"

Der eigentümliche Geruch nach rohem Holz und bemaltem Leinen, der den Raum erfüllte, wurde jetzt seltsam abgelöst durch den leisen Duft, der aus ihren Kleidern kam. Überhaupt empfand er sie mehr, als er sie sah. Nur die feste Art, mit der sie seinen Arm gefaßt hielt, überzeugte ihn von der Leibhaftigkeit der ungewohnten Nähe. Inzwischen waren sie auf den Innenraum der Bühne gelangt, der durch ein elektrisches Lämpchen von oben her nur spärlich erleuchtet wurde. Aber man konnte doch jetzt alles umher unterscheiden: den gähnenden Zuschauerraum, dessen aufsteigende Sitze sich

im Dunkeln verloren, die Logen zunächst der Bühne, die verschiedenen Waldkulissen in ihrer übertriebenen Deutlichkeit der Zeichnung, den Prospekt mit dem romantischen Felsenschloß und den von tausend Bohrlöchern besäten Fußboden bis vorn an den Souffleurkasten und zu der Beleuchtungsrampe.

Viel später, als nötig gewesen, hatte sie ihn losgelassen und begann ihm nun alles zu erklären.

„Hier an dem Tischchen sitzt der Regisseur während der Proben — und da auf der anderen Seite ist der Platz für den Dichter, wenn wir mal einen hier haben. Da dürfen also auch Sie sitzen, wenn Sie uns mal was schreiben. — Und hier ist die Versenkung. — Das da hinten ist für Hamlet, erste Szene, wissen Sie, wir haben heute Generalprobe. — Es spricht sich ziemlich schwer auf dieser Bühne. Auch die Sorma hat das neulich gesagt. — Ist sie nicht eine gottbegnadete Künstlerin? Es gibt keine zweite. — Mit den Logen kann man gut Fühlung nehmen. Aber da nach hinten kann man kaum noch was deutlich erkennen. Wissen Sie, die Rampe blendet so."

Sie war hin und her gegangen auf der Bühne, während sie das so sprach; im Nu trug der leichte Schritt die schlanke Gestalt von der einen Ecke zur anderen. Und jedesmal, wenn sie sich nach Rolf zurückwandte, sah er, daß ihre weißen Hände die dunkle Pelzboa gefaßt hielten, die ihr wie eine riesige Schlange über Nacken und Schultern lag.

„Kommen Sie, und nun will ich Ihnen noch meine Flugmaschine zeigen, wissen Sie, mit der ich als Euphorion in die Luft gehe," sagte sie plötzlich, indem sie dicht an ihn herantrat. „Dort hinten —! aber Sie müssen ein bißchen die Füße heben."

Damit führte sie ihn hinter den Kulissen entlang und stieg ihm voran über mehrere querlaufende Balken, bis sie nach einigen Augenblicken mitten zwischen riesigen Leinenwänden standen, in die ganz von oben wieder nur ein bescheidenes Glühlämpchen hineinleuchtete. Hier wendete sie sich plötzlich um, so daß er ganz dicht vor ihr stand, und sagte: „Halten Sie es nicht auch für eine Dummheit, daß die Menschen sich immer mit Stand und Namen kennen wollen, ehe sie sich sprechen? Es ist doch viel hübscher, wenn man mit dem spricht, der einem gefällt. Ich glaube, so würden auch die viel eher zueinander kommen, die zueinander passen, meinen Sie nicht auch? Name und Stand spielen dabei wirklich keine Rolle. Sehen Sie, auch wir: ich weiß gar nicht, wie Sie heißen und was Sie sind, will's auch gar nicht wissen — und doch sind Sie mir sympathisch, und auch Sie haben sich hoffentlich nicht nach mir erkundigt ..."

„Doch," unterbrach er sie und sah mit einem Lächeln in das dunkel beschattete Gesicht, das in all seiner Weiße ihm jetzt so ausgesucht nahe war. „Das hab' ich doch getan."

Sie stieß einen gemachten Seufzer aus.

„Schade! also sind Sie doch nicht besser wie alle! es wär' so hübsch anders gewesen!"

Damit hatte sie sich schon wieder umgewandt und schlüpfte aus der Enge heraus. Er folgte. Sie führte ihn nun vor den Flugapparat — ein schwankendes Gerüst, zu dem zwei Sprossen emporführten. Im Nu war sie oben, während er noch die Konstruktion studierte. Sie stand jetzt so hoch, daß ihre Füße in seiner Kopfhöhe waren. Er wußte es, sie war gar nicht so klein, aber in dieser ungewohnten Perspektive und in der unsicheren Beleuchtung des öden Raumes hier hinten wirkte sie fast wie ein Nippesfigürchen.

Das vermehrte sich noch, als sie auf einmal in Euphorions Stellung deklamierte:

„Laßt meine Hände,
Laßt meine Kleider,
Laßt meine Locken,
Sie sind ja mein!"

Plötzlich brach sie ab, schaute vorgebeugt und die Handflächen zwischen den Knien nach unten und sagte: „So! herauf ist der Vogel geflogen, aber wie kommt er herunter?"

„Ich helfe Ihnen," meinte er und besah die Leiter.

„Das ist zu unbequem," versetzte sie rasch. „Sie müssen's ohne die machen."

Damit hatte sie schon ihr Kleid seitlich straff vor dem Körper hochgerafft und trat an den Rand des Gerüstes. Unglaublich schlank und grazil wirkte jetzt ihre Gestalt,

Digitized by Google

da man den kerzengeraden Wuchs genießen konnte von den kleinen Füßen bis hinauf zu den runden Schultern. Er schien noch zu überlegen, wie er zufassen solle. Sie sah es und rief: „Wollen Sie sich erst bei Muttern erkundigen, ob Sie dürfen? Oder soll ich den Franz dazu rufen?"

Der Franz, der ganz im Hintergrunde auf einer Kiste saß und mit den Beinen schlenkerte, war der einzige Mensch, den er bisher auf der Bühne gesehen. Er schien schon Anstalten zu machen, herabzusteigen. Aber Rolf kam ihm zuvor: er legte die Arme um ihre Schenkel, seine Hände reichten kaum bis zu den Kniekehlen hinauf, und sie glitt wie ein Aal an seinem Körper entlang zur Erde. Die enge Berührung mit dem süßen Geschöpf, dessen Duft ihn jetzt plötzlich wie eine Wolke umgab, verwirrte ihn so, daß er nichts zu sagen vermochte, auch als sie nun unten stand und ihre Kleidung zurechtrückte. Seine Stummheit schien sie zu verstimmen. Sie zeigte ihm nur noch weniges, geleitete ihn bis zu dem kleinen Treppchen und sagte ihm dort, indem sie bemerkte, sie müsse jetzt in die Garderobe, zerstreut adieu.

Rolf aber kam mit dem Gefühl auf die Straße, daß er plötzlich in eine Welt geblickt, von der er bisher keine Ahnung gehabt, und ihm schien, er habe Veranlassung, demjenigen, der ihm dazu verholfen, gleichviel, wer es auch sei, in ganz absonderlichem Maße dankbar zu sein. Und wenn dieser Jemand ein süßes Geschöpf war, das durch Blick und Wort wie schon durch die ganze Erscheinung zu bezaubern vermochte, so war dagegen doch auch vom gewissenhaftesten Standpunkt aus nichts einzuwenden.

Mit diesem Mantel der Hingabe an eine seltene Erfahrung, die zu seiner äußeren und inneren Bereicherung beitragen mußte, beschönigte Rolf, unausgesprochenermaßen natürlich, auch vor den ihm so lieben Menschen im Pfarrhause sein neuerliches Erlebnis. Hildegard war lieb und zurückhaltend wie immer zu ihm, das Beruhigende ihrer Nähe tat ihm so wohl, ja, er hatte etwas wie die Empfindung, als ob er des reinen Atems ihrer unschuldigen Liebe, die ganz Seele war und nach körperlichen Zeichen so gar nicht zu verlangen schien, jetzt noch stärker als früher bedurfte. Im letzten Herzenskämmerlein aber freute er sich von Tag zu Tag mehr auf den Sonnabend, der ihm an der Hand einer großen Dichtung auch den erneuten Anblick, ja vielleicht die Nähe der heimlich Begehrten versprach.

Von den Anschlagzetteln, die er schon am Morgen der Vorstellung eifrig studierte, erfuhr er, daß sie Magda mit Vornamen hieß, die Worte, die sie zu sagen hatte, konnte er auswendig, und über alles, was Goethe mit der Gestalt des Euphorion in sein Werk hineingetragen, hatte er sich aus Kommentaren auf der Bibliothek reichlich unterrichtet — so glaubte er wohl vorbereitet in die Vorstellung gehen zu können.

Diese machte ihm einen so gewaltigen Eindruck, wie er dem gelesenen Texte ihn nicht überall zu entnehmen vermocht hatte. Aber es ist nicht zu leugnen, daß seine Empfänglichkeit wohl noch besonders gesteigert war, da nach dem ersten Aufzuge die ihm schon bekannte Logenfrau, als er hindurchgehen wollte, ihn beiseite genommen und ihm zugeflüstert hatte, das Fräulein Brunnemann lasse den Herrn Doktor bitten, nach der Vorstellung hinten vor dem Bühneneingang bei der Laterne zu warten.

Die Szene, in der sie dann selber auftrat, die lyrisch-schwunghaften Verse im Klange ihrer metallischen Stimme, die ungemein zierliche Gestalt in der griechisch-knabenhaften Gewandung, der Anblick ihrer entblößten schönen Arme und Beine, und das Ganze von dem goldhellen Lichte der dargestellten sonnig-strahlenden, romantischen Landschaft umflossen — das alles zusammen wirkte auf ihn wie ein Rausch, der vorüberflog, er wußte nicht wie. Er war wie im Himmel, als er wieder die Worte hörte:

> Ich will nicht länger am Boden stocken —
> Laßt meine Hände,
> Laßt meine Locken . . .

und er war bis zu Tränen erschüttert, als unter plötzlicher Verdunkelung der Bühne die Szene verklang. Faustens und Helenens Schmerz war in Wahrheit sein eigener Schmerz geworden, Schmerz um den Verlust eines so zauberischen Anblicks.

Wie ein bildhafter Traum schwebten die weiteren Vorgänge des Stückes an ihm vorüber — in seiner Seele war fortdauernd

Digitized by Google

ein seltsames unterdrücktes Schluchzen, und von Zeit zu Zeit fühlte er deutlich, wie ein Zittern seines Herzens ihn überlief.

Er fand sich erst wieder, als er, der empfangenen Weisung gemäß, hinter dem Theater an der besprochenen Stelle wartete. Seine Ungeduld wurde auf keine lange Probe gestellt — sie war eine von den ersten, die durch das eiserne Pförtchen ins Freie traten. Ein einziger Blick durch das Dunkel genügte, sie ihn erkennen zu lassen, ja, er hatte die Empfindung, als habe er schon gewußt, daß sie jetzt da heraustreten werde, ehe sie noch das Pförtchen geöffnet.

Es war kalt und regnete ein wenig — rechtes Oktoberwetter. So nahm sie ohne weiteres den Arm, den er ihr bot, und duckte sich unter seinen Schirm. Nach den ersten Schritten mußte sie noch einmal stillstehen, um sich die Boa fester umlegen zu lassen. Das „vielen Dank", mit dem sie den Blick danach begleitete, hatte so innig geklungen, daß ihm ganz warm ums Herz wurde. Als sie aber im Weiterschreiten, seinen Arm leise gegen ihre Brust drückend, sagte: „Gelt, Sie kommen heut' mit zu uns?" da konnte er vor heimlich innerem Zittern wieder kaum eine Antwort über die Lippen bringen. Aber er antwortete ihr mit den Augen, und als sie um die nächste Ecke bogen, wo ihnen von der Pulverstraße her der Wind scharf entgegenstieß, so daß sie den Schirm fast wagerecht vor sich halten mußten, da zog er in heftiger Aufwallung die feste kleine Hand mit dem weißen Handschuh, die auf seinem Arm ruhte, an die Lippen und flüsterte ihr, die ihm mit halb seitlich gesenktem Kopfe von unten auf einen langen Blick zuwarf, zu: „Ich danke Ihnen! Ich muß Ihnen für so vieles danken!"

Als sie kurz vor ihrem Hause waren, mußten sie um einen Bauzaun herum. Der Boden davor war aufgeweicht, und es standen große Pfützen im Wege. Während sie im Laternenschein hintereinander darüber hinwegturnten, schoß ihm, weiß Gott aus welchem Zufallswillen, ärgerlich der Gedanke durch den Kopf: Du mußt durch Schmutzlachen zu ihr! Er hat, so oft er sie auch später besuchte, den dummen Gedanken nie wieder loswerden können.

Sie wohnte nur ein paar Stufen erhöht im Erdgeschoß. Als sie eintraten, war alles dunkel. Auch kein Dienstbote, der ihnen leuchtete. Sie faßte aber wieder kurz entschlossen seine Hand und zog ihn ins vordere Zimmer, das von der Straße her halbwegs erleuchtet war. Ohne abzulegen, stellte sie hier einen Stuhl mitten ins Zimmer und stieg hinauf, um die Hängelampe anzuzünden. Das erste Streichholz erlosch, ehe sie damit fertig war. Er aber, nachdem er ihr ein zweites gereicht, legte in sehnendem Verlangen und doch noch ängstlich fast die Arme um die liebe Gestalt. Sie gab keinen Laut, machte zuerst die Lampe zurecht und sah dann durch die gesenkten Lider eine ganze Weile auf ihn herab. Er konnte ihren Blick nicht erkennen, aber er selbst sah voll leidenschaftlicher Bewunderung zu ihr auf. Da drückte sie plötzlich die eine Hand ihm aufs Haar und preßte mit der anderen seinen Kopf gegen ihren Schoß. So standen sie eine Weile. Dann ließ sie sich stumm herabhelfen und begann abzulegen. Gleich darauf entfernte sie sich, um nach dem Essen zu sehen. „Die anderen werden wohl auch gleich kommen," hatte sie noch im Abgehen gesagt.

Während Rolf sie dann nebenan hantieren hörte, hatte er Muße, sich umzuschauen. Es war eine konventionelle Saloneinrichtung, in der vielleicht nur ein Fächer mit Photographien von Theaterberühmtheiten auffiel, die alle ihren Namenszug auf ihre Bilder gesetzt hatten. Er war noch dabei, diese zu studieren, als draußen wieder jemand kam, eine weibliche Stimme über mangelndes Licht sich beklagte und die Zimmertür aufgestoßen wurde.

Rolf sah sich plötzlich einer runden kleinen Person von mittleren Jahren gegenüber, aus deren munteren Augen eine unverwüstliche Heiterkeit nur so herauszuplatzen schien. Obwohl er weder diese Augen noch die Frau hübsch fand, hatte er doch keinen Zweifel, daß es Magdas Mutter sein müsse. Er stellte sich also vor, und sie erwiderte: „Ja, ja! Hat das Mädchen Sie also mitgebracht! Das ist recht! Sie hat mir schon erzählt. Aber, bitte, setzen Sie sich doch. Die anderen werden auch gleich kommen. Na, wie fanden Sie Magda? Hat gut gesprochen!

Digitized by Google

Und das Kostüm, was?" Und nach einer Pause mit Nachdruck: „Schöne Beine hat sie, das muß ihr der Neid lassen, nicht?" Und dazu sprühte es wieder nur so aus ihren Augen.

Während Rolf seine Meinung sagte und ihr ablegen half, klingelte es draußen, und in dem noch geöffneten Entree erschienen ein paar Menschen, deren theatermäßig artikulierte Stimmen, untermischt mit wienerischen Akzenten, die engen Räume im Nu erfüllten. In ziemlich ungeschickter Weise wurden sie von der Frau des Hauses mit Rolf bekannt gemacht. Es war der sogenannte Intrigant der Bühne, der heute soeben den Mephisto gespielt hatte, die schwarzhaarige Solotänzerin, von der sofort der Witz erzählt wurde, sie sei die bescheidenste Person des ganzen Theaters, da sie sich mit Mehl begnüge — so hieß nämlich ihr Tanzpartner, mit dem sie sich eben verlobt hatte —, und ein junger Komiker, dessen Spezialität Rollen in ostpreußischem Dialekt waren — eine Kunst, die auf dieser Bühne immer besonders dankbar begrüßt wurde. Endlich war da der Freund des Intriganten, ein Wollwarenhändler, ein wohlgenährter Mann in den besten Jahren, bei dem man nicht recht wußte, ob die blonde Wohlgewaschenheit seines Körpers oder die blendende Wäsche die hervorstechendste Eigenschaft an ihm war.

Rolf wurde als Herr Doktor Rungel vorgestellt. Einen schwachen Versuch, das richtigzustellen, gab er bald auf; es kam hier wirklich nicht darauf an, was er war und wie er hieß, es handelte sich nur darum, ob er mithalten könnte. Ganz leicht war das nicht für ihn, denn der Jargon, der hier herrschte, war ihm nicht geläufig. Aber er suchte sich hineinzufinden, so gut es eben gehen wollte.

Nach ein paar Minuten öffnete Magda die Türen nach einem kleinen, dunkel gehaltenen Alkoven, durch den man in ein größeres Hinterzimmer gelangte, in dessen Grunde die Betten des Ehepaares standen. Es zeigte sich, daß hier an einem runden Tische im Schein einer hohen grünbeschirmten Lampe ein einladendes Abendessen aufgestellt war, über das sich die hungrigen Schauspieler sofort mit großem Appetit hermachten. Magda bat Rolf an ihre Seite, die anderen gruppierten sich nach Zufall, ein Platz am Tische blieb leer, augenscheinlich für den Hausherrn. Das Gespräch war von vornherein sehr angeregt, es wurden hundert Kleinigkeiten der Aufführung erwähnt, aber immer wieder dazwischen fiel ein bewunderndes Wort an Magdas Adresse über ihre heutige Leistung. Rolf entging es auch nicht, daß die Mutter dabei hinter der vorgehaltenen Hand zu Mephisto wieder ihre Bemerkung über Magdas Beine machen mußte.

Diese selber war eifrig mit bei der Unterhaltung der anderen, als es ihr aber laut genug geworden war, wandte sie sich plötzlich zur Seite und fragte Rolf fast im Tone des Vorwurfs: „Nun — und warum sagen Sie mir gar nichts?"

Er blickte ihr in das hübsche Gesicht, das in dem grünlichen Lichte von einer unnatürlichen Blässe erschien, aus der aber um so feuchter und lebhafter die Augen blitzten.

„Ich kann nicht Worte machen," versetzte er, „ich kann nur danken; Sie haben mir das Höchste gegeben, was es gibt: Leben!"

Sie berührte mit ihren kühlen Fingern leicht seine Hand und sagte: „Gut! Und weil sie das so hübsch gesagt haben, dürfen sie nun auch wieder schweigen und essen; zum Beispiel diese Gänseleberwurst ist gut für Sie —" Und damit legte sie ihm von einigen guten Sachen so reichlich auf, daß er wirklich protestieren mußte.

Nach einer Weile begann sie ungefragt wieder: „Vater ist noch auf der Redaktion; die Kritik muß immer gleich im Morgenblatt stehen. Aber er wird wohl bald kommen. Kennen Sie Vater?" Und als er verneinte, fuhr sie fort: „Er verdiente mehr zu sein, als er hier geworden ist. Ein genialer Kopf. Aber er ist gestrandet. Er hat sich zu sehr ans Leben verloren. Es wird wohl auch etwas an Mutter gelegen haben," schloß sie mit einer Kopfbewegung nach der runden Frau hinüber, die eben voller Lustigkeit ihren Nachbar Mephisto anlachte, während dieser mit der Miene eines echten Intriganten — es machte Rolf einen geradezu unauslöschlichen Eindruck — ein Stück Zunge in seinen schmallippigen Mund hineinschob.

Digitized by Google

Max Fritz: Aus einer kleinen Stadt.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

„Wieso an Ihrer Frau Mutter?“ erkundigte sich Rolf.

Sie aber schüttelte langsam den Kopf und sagte, indem ihre Augen sich groß und ernst auf das Tischtuch hefteten: „Davon spricht man nicht! Es ist das Gespenst in unserem Hause. Dabei ist sie eine herzensgute Frau. Sie war früher Ballettänzerin und soll bildschön gewesen sein.“

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein — man schmauste gerade noch einige Früchte — als der Vater eintrat. Eine mittelgroße Figur mit kahlem Schädel und langem Bart, in deren gutgeschnittenen Zügen neben ein paar leuchtenden Augen der scharfgekniffene Mund trotz des Hängeschnurrbartes deutlich auffiel. Er begrüßte die Gäste mit einer gewissen stummen Zurückhaltung, nur seine Augen, die jeden der Reihe nach aufs Korn nahmen, entschlossen sich mehrmals zu einem herzlicheren Ausdruck. Er war dann, während er die Mahlzeit nachholte, ziemlich schweigsam und nahm auch an der allgemeinen Heiterkeit, die schon in der kleinen Runde herrschte, wenig teil; aber die anderen schienen schon daran gewöhnt, ließen sich jedenfalls in ihrem Behagen nicht stören. Namentlich der glatte Wollwarenhändler gab seiner vergnügten Stimmung durch herzhaftes Lachen ein übers andere Mal deutlichen Ausdruck, und der Komiker war schier unerschöpflich in Schnurren, die er zum besten gab. Irgend eine Entgleisung aber lief nicht mit unter, nur daß die Tänzerin einmal etwas allzu deutlich von ihren Beziehungen zu ihrem Verlobten sprach, worauf sie von dem Komiker mit einem in Diskantstimme gesprochenen scherzhaften „Ach, Freileinchen, was sagen Sie mich da!“ zur Ordnung gerufen wurde.

Als man nach dem Essen in den vorderen Salon gegangen war und, Zigaretten rauchend, umhersaß, führte die Unterhaltung dahin, daß Magda etwas deklamieren sollte. Sie wählte dazu Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter“, das sie, wenn auch nicht mit der Schlichtheit, die Rolf bisher daraus empfunden hatte, so doch mit ehrlichem Gefühl und eindrucksvoll vortrug. Sie hatte sich so gestellt, daß sie, geradeaus schauend, Rolf fortgesetzt ansehen mußte, und er fühlte sich, zumal bei den letzten Worten, so deutlich von ihr angeredet, daß es ihn ganz wunderselig im Herzen machte. Auch ihre Erscheinung bestrickte ihn so, wie sie in der dunklen Gewandung schlank und biegsam im Scheine der Hängelampe nur wenige Schritte entfernt vor ihm stand. Und dazu der ungewohnte laute Ausdruck eines Gefühls, das den ganzen Körper in Seele aufzulösen schien. Er hätte voll Dankbarkeit in dem Augenblick vor ihr niedersinken und ihr Hände und Füße küssen mögen. Mit Ingrimm hörte er statt dessen, während die allgemeine Unterhaltung wieder einsetzte, hinter sich den Komiker zu seiner Nachbarin, der Tänzerin, gewissermaßen als seine Quittung für den eben empfangenen Kunstgenuß, leise und mit seltsamer Betonung sagen: „Ein Rackerchen! ein Rackerchen!“

Als lange nach Mitternacht die kleine Gesellschaft auseinanderging, schritt Rolf wie im Traume durch die Straßen und den dunklen Weg zum Tore hinaus. Fest wie kleine Eisenbande hatten ihn zum Abschied ihre Finger umspannt, und während ihm der Regen entgegenschlug und der Wind über die nächtigen Felder sauste, suchte er sich fortgesetzt diese letzte Berührung und den süßen Blick ihrer Augen zu vergegenwärtigen. Er seufzte ordentlich, als es ihm nicht gleich gelingen wollte, und er preßte mit der eigenen linken Hand seine rechte, um wenigstens jenen Druck noch einmal zu empfinden. Dann klappte er auch den Schirm zusammen, hob den Kopf gegen den Himmel und ließ sich vom Regen peitschen — es war ihm eine Wohltat, so brannte ihm sein Gesicht.

Im Pfarrhause entledigte er sich schon vor der Treppe seiner Stiefel und gelangte so leise in seine Stube, daß er meinte, es könne ihn niemand bemerkt haben. Als er aber das Licht gelöscht hatte und durch die verregneten Scheiben einen letzten Blick in die windige Herbstnacht hinauswarf, gewahrte er, daß unter ihm aus Hildegards Stube noch ein schmaler Lichtstreif zwischen den augenscheinlich nicht ganz fest geschlossenen Läden auf das Hofpflaster hinausfiel.

Dieser Streif verschwand erst, nachdem Rolf im Dunkeln wohl eine Viertelstunde lang unbeweglich auf dem Stuhle vor dem Fenster gekauert hatte.

Am nächsten Vormittag ging wieder alles in die Kirche. Auch Rolf saß auf seinem angestammten Platz, und vor ihm wie gewöhnlich saß Hildegard. Sie kam ihm heute bleicher vor als sonst; schon wie sie ihm morgens entgegengetreten war, hatte er in ihren Augen etwas schmerzlich Brennendes zu erkennen geglaubt, das ihn wie Vorwurf anschaute. Aber als er zu den gewohnten Orgelklängen auf seiner Bank saß und die Vorgänge von gestern überdachte, da jauchzte doch etwas innerlich in ihm, als riefe es: Jetzt hab' ich das Leben gewonnen! Jetzt halt' ich's in Händen! So muß es sein! Hart und grausam und weich und schön zugleich, voll der großen beglückenden Gegensätze, die seine Fülle ausmachen!

Von diesem Tage ab fing Rolf an sich einzureden, daß es eine besonders günstige Fügung sei, für die er sich beim Schicksal geradezu bedanken müsse, wenn er solcher Fülle so rasch teilhaftig geworden, und mit voller Bewußtheit gab er nun seinen Gefühlen nach, wohin gerade sie ihn trugen. Er fragte gar nicht erst nach ihrer Berechtigung, prüfte sie auch nicht auf ihr Bestehenkönnen vor einem inneren Richter; genug, daß sie da waren und er ihren Antrieb verspürte, dem zu folgen jetzt Genuß und Klugheit zugleich für ihn bedeutete.

(Fortsetzung folgt.)

Tag und Nacht

Eh' der Norne Fluch geschieden
Diese Welt in Ruh' und Macht,
Lebten in der Liebe Frieden
Unzertrennlich Tag und Nacht.

Und nun müssen beide wandern
Morgenwärts und abendwärts,
Eines sehnt sich nach dem andern,
Und vergeblich ist ihr Schmerz.

Spricht die Nacht auf trüben Hügeln
Ihrer Klagen süßes Wort,
Scheucht der Tag mit goldnen Flügeln
Die geliebte Seele fort.

Vor des Suchers Schritten sinken
Ihre letzten Schleier hin,
Nur die Tränen kann er trinken
Der entflohnen Wanderin.

Wenn sich dann in lichter Ferne
Eben erst sein Schritt verlor,
Taucht, bekrönt vom Abendsterne,
Hinter ihm ihr Haupt empor.

Und sie sieht sein Goldgefieder
Leuchten noch in reicher Pracht,
Und er ahnt es nicht — und wieder,
Wieder einsam weint die Nacht.

Nur wenn dichte Nebel wehen
Heimlich in der Dämmerung,
Dürfen sie sich flüchtig sehen,
Und dann küssen sie sich jung.

Walther Unus

Digitized by Google

Ansicht von Victoria, der Landeshauptstadt Britisch-Kolumbiens.

Kanada

Skizzen und Bilder aus einem werdenden Kulturgroßstaat

von

Alexander Wagner

(s. Oktoberheft 1905) II (Nachdruck ist untersagt.)

Die schmucke Bundeshauptstadt Ottawa (sprich: Attawa, mit scharfer Betonung der ersten Silbe) bildet die letzte freundliche Kulturetappe vor dem Antritt der Reise nach dem großen Westen. In wirtschaftlich hervorragender Lage am Knotenpunkte des energiereichen Ottawa mit zweien seiner größeren Nebenflüsse, dem Rideau- und Gatineauflusse, macht sie, geschmückt mit einem Riesenblock prächtiger Regierungsbauten, mit ihren breiten und reinlichen Boulevards und Straßen, den durchweg soliden Privatgebäuden, den zahlreichen anmutigen Parks und öffentlichen Anlagen, unmittelbar hinter Toronto den meist europäischen Eindruck. Sie ist die Residenz des Generalgouverneurs, Sitz der Zentralregierung und der beiden Kammern des gesetzgebenden Körpers und zählt bereits, trotzdem sie erst ein Alter von kaum vierzig Jahren aufweist, gegen siebzigtausend Einwohner.

Wenn man von hier den Expreßzug der Kanada-Pacific benutzt, um dem großen Westen seinen Besuch abzustatten, so bekommt man erst jetzt einen richtigen Begriff von der unermeßlichen Größe des kanadischen Besitzes, man muß aber zugleich dem abwechslungsvollen Szenenwechsel und so manchen Bequemlichkeiten, die die Reise bisher in Fülle geboten hat, auf eine gute Weile Valet sagen. Schon einige Stunden Bahnfahrt westwärts von Ottawa genügen, um uns in die chaotische Wildnis der nördlichen Ontariodistrikte zu versetzen, die uns zwei volle Tage und drei Nächte in ihrem trostlosen Banne festhält. Eine wirr zerklüftete Urgesteinlandschaft, durchfurcht von

Digitized by Google

zahlreichen Seen und Flüssen, bestockt mit einem zumeist minderwertigen Waldbestand, der, teils durch Krankheiten, teils durch Schadenfeuer verwüstet, in einer Länge von über 700 Meilen den Eindruck eines unermeßlichen schauerlichen Kirchhofs der Natur bietet, ruft nach den herrlichen, abwechselungsvollen Bildern der bisher befahrenen Gebiete eine unbeschreibliche Gemütsdepression hervor. Die spärlichen Anfänge von Kultur kleben wie ängstlich an den unscheinbaren, weit auseinanderliegenden Bahnstationen oder den vereinzelten Bergwerksbetrieben und Hochöfen — sonst nichts als Wildnis in ihrer brutalsten Erscheinung, ohne jeden versöhnenden Schimmer von Naturschönheit oder Mannigfaltigkeit.

Das Stadthaus in Winnipeg, der Landeshauptstadt von Manitoba.

Und dennoch ist dieser trostlosen Gegend eine große und reiche Zukunft vorbehalten; ihr unermeßlicher Reichtum an wertvollen Metallen und Mineralien aller Art (Eisen, Nickel, Gold, Kupfer, Blei usw.) und die bereits an zahllosen Plätzen festgestellten reichlichen Kohlenlager werden in verhältnismäßig kurzer Frist Leben und Ordnung in dieses Chaos bringen und ihm den wohltuenden Widerschein der Romantik der Arbeit verleihen. Erst wenn die Bahn sich dem Nordufer des Oberen Sees, des größten aller Süßwasserseen, nähert, treten wieder erfreulichere Bilder an uns heran. Sie begleiten uns längs der ganzen Donnerbai, durch das Seenlabyrinth des Rainy-River-Distriktes bis an den Rand der Großen Ebene, der Brot- und Fleischvorratskammer Kanadas.

Der Eindruck, den das unermeßliche Flachland inmitten des Kontinents auf den Reisenden ausübt, ist geradezu überwältigend. Die kolossalen Ausdehnungen stehen so außer allem Verhältnis zu den gewohnten europäischen Maßen, daß man erst nach einem neuen Wertmesser suchen muß, um diesen Raum richtig zu erfassen. Man stelle sich vor: ein Rechteck, dessen Seiten 1000 : 600 englische Meilen, insgesamt also 600000 englische Quadratmeilen oder weit über anderthalb Millionen Quadratkilometer umfassen, einen Flächenraum, der annähernd so groß wie jener der drei mitteleuropäischen Großstaaten, Frankreichs, des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns zusammengenommen, und man bekommt einen Begriff von der wahrhaft majestätischen Größe dieser Ebene. Von Osten gegen Westen ziemlich gleichmäßig im Verhältnis von 1 : 1000 ansteigend, bildet sie drei scharf abgegrenzte, ungleich große Terrassen, deren erste gewöhnlich als die Niederung des Red River oder das innere Bassin von Winnipeg bezeichnet, eines der fruchtbarsten Ackergebiete der Welt ergibt. Hier wächst der berühmte Weizen allererster Güte, der unter der Marke Red Fyfe hard Manitoba seit Jahren den Standardpreis auf allen Weltmärkten hält. Die zweite Terrasse, im Stromgebiet der Assiniboine-, Qu'Appelle- und Sourisflüsse liegend, ist gleichfalls dank ihrem vorzüglichen, im östlichen Teile reichlich bewässerten Boden und den günstigen klimatischen Verhältnissen sowohl zum Körnerbau als zu sonstigen landwirtschaftlichen Betrieben ausnehmend gut geeignet. In ihrem Gebiet liegen die Riesenfarmen des Lord Brassey, Sir Van Horne, Major Bell, die Alliance-Farm und mehrere der Canadian-Agrikultur-Kompanie gehörige, von denen jede zwischen 10000 bis 30000 Acres umfaßt und den Typ des neuzeitlichen landwirtschaftlichen Großbetriebes abgibt. Größere westliche Gebiete dieser Terrasse leiden an Wassermangel, doch haben die bis-

Digitized by Google

her angestellten Bohrversuche stets noch zufriedenstellende Resultate ergeben. Meistens traf man schon in Tiefen von 20 bis 30 Fuß auf gute und ausgiebige Wasseradern. Freilich verteuern die kostspieligen Irrigationsanlagen die Betriebe ganz erheblich, so daß hier nur kapitalkräftige Unternehmungen Aussicht auf Erfolg haben können. Die dritte und größte Terrasse erstreckt sich vom 104. Meridian westlicher Länge bis zum Fuße des Felsengebirges und umschließt das Areal, das in dem weitverzweigten Stromgebiete des zweiarmigen, von zahlreichen Nebenflüssen gespeisten Saskatchewanflusses liegt. Ihr südlicher Teil wird ausschließlich als Weideland, der auf dem ganzen nordamerikanischen Kontinent mit Recht gerühmte Cattle-Ranching-Distrikt, benutzt. Der nördliche Teil eignet sich vortrefflich für den Körnerbau, für Gartenbau und Milchwirtschaft und wird wegen seiner hervorragenden Fruchtbarkeit und äußerst günstigen klimatischen Verhältnisse sogar Manitoba vorgezogen. Die unermeßlichen Kohlenlager im Süden und Westen dieses Gebietes, der prachtvolle, fast noch unberührte Urwaldbestand an den Abhängen des Felsengebirges, der große Fischreichtum der zahlreichen Flüsse und Seen, der erhebliche Wildbestand in den Wäldern und auf der offenen Prärie, sowie der ganz bedeutende Goldgehalt im Bette des Saskatchewan und seiner Nebenflüsse erhöhen noch den wirtschaftlichen Wert dieses Gebietes ganz erheblich.

Einrunden der Viehherden in den Ranchdistrikten.

Die klimatischen Verhältnisse der östlichen Hälfte dieses ungeheuren Ländergebietes haben einen ausgesprochen kontinentalen Charakter mit einem sehr kurzen, meist regnerischen Frühjahr, langem, trockenem Sommer, der vom halben Mai bis fast gegen Ende September anhält, mit ausgiebig warmen Tagen und kühlen Nächten, einem prachtvollen wolkenlosen Herbst bis gegen Ende November und einem in der Regel strengen, trockenen Winter. Der Schneefall ist mäßig und bildet eine lockere, körnige Decke von einem bis anderthalb Fuß. Die Kälte beträgt im Durchschnitt — 15 bis 20 Grad C., sie nimmt auf kurze Zeiträume noch zu, doch ist sie bei der während dieser Jahreszeit andauernden Windstille, fast absoluter Nebelfreiheit und der erfrischenden Trockenheit der Luft verhältnismäßig viel leichter und angenehmer zu ertragen als die feuchtkalte, nebelige und windige Winterzeit in England und Norddeutschland. Einwanderer aus allen Gegenden Europas sagen übereinstimmend aus, daß ihnen der gleichmäßig strenge, sonnige kanadische Winter bei weitem behaglicher sei als jener in der alten Heimat. Pferde und Rinder können während des ganzen Winters zur Tageszeit im Freien zubringen, ja, sie scharren sich sogar etwas Nahrung unter der lockeren Schneedecke hervor, doch müssen sie natürlich gut gefüttert und zur Nachtzeit in warmen Stallungen untergebracht werden. Im Sommer ist der Regenfall nur gering, doch hält der zumeist lehmige Untergrund der Ackerkrume genügende Feuchtigkeit; auch bringt der verhältnismäßig große Temperaturunterschied zwischen Tages- und Nachtwärme einen

Digitized by Google

schweren Tauniederschlag, der den Regen fast entbehrlich macht. Alle mitteleuropäischen Gemüse und Gartenprodukte gedeihen und reifen ganz tadellos im Freien. Die West-

Szenerie aus dem Banffer Nationalpark.

hälfte der Prärie, etwa vom 110. Meridian westlicher Länge, hat bei gleicher Sommertemperatur einen kurzen, ausnehmend milden Winter zu verzeichnen. Der Schnee fällt in geringen Mengen und bleibt nur ganz kurze Zeit liegen, da er von dem warmen Südwestwind, dem „Chinook“, der vom Pacifischen Ozean über die Felsengebirge daherkommt und fast die ganze Winterzeit andauert, weggeschmolzen wird. In ganz Alberta bis hoch hinauf ins Felsengebirge kann das Vieh das ganze Jahr hindurch ohne Winterfütterung und Stallungen im Freien gelassen werden. Das ungemein widerstandsfähige und nahrhafte Buffalogras stirbt nämlich zur Winterzeit selbst unter der leichten Schneedecke nicht ab, sondern gibt noch im halbdürren Zustande ein kräftiges Viehfutter. Bei großen Viehbeständen muß freilich auf alle Fälle ein entsprechender eiserner Vorrat von Winterfutter bereit gehalten werden.

Diese unermeßliche Landfläche, die noch vor einem Menschenalter der Tummelplatz von nach Millionen Köpfen zählenden Büffelherden war und die große Fleischvorratskammer der kupferfarbenen Herren des Westens bildete, ist jetzt wie mit einem Zauberschlag in eine Werkstätte der Zivilisation, in ein großartiges landwirtschaftliches Laboratorium umgewandelt worden, in welchem der Engländer, Schotte, Yankee, Deutsche, Skandinavier, Galizier, Mennonite, Duchoborze, Ungar, je nach seiner Anlage und Überlieferung, sein Bestes zu leisten bestrebt ist. Dieser Wettbewerb der verschiedenartigsten Methoden zeitigt die besten Resultate, ein jeder lernt was Neues, Gutes vom Nachbar und bringt ihm seinerseits als Entgelt sein Können — das spornt und steigert die praktischen Erfolge ins Ungemessene.

Die vielleicht merkwürdigste Erscheinung der reichen Ebene ist, daß sie trotz ihrer unermeßlichen Raumverhältnisse nichts Kulturfeindliches in sich birgt. Nirgends tritt die Natur dem Menschen und seinen Kulturbestrebungen feindlich gegenüber, sie beschränkt sich gern und leicht auf die Rolle der Dienerin, die alles willig leistet, was man billigerweise von ihr verlangt. Der Kolonist der Prärie ist vor den Epidemien, die oft mit dem ersten Umbrechen eines

Büffel im Banffer Nationalpark.

jungfräulichen Bodens verbunden sind, ebenso gesichert wie vor Zyklonen und Hurrikanen, vor Überschwemmungen oder alles versengenden Dürren. Wohl gibt es hier gute

und schlechte Jahre — aber vor derlei Elementarkatastrophen, wie solche in den Vereinigten Staaten, in Brasilien, Argentinien oder in Australien zu den ständigen Begleiterscheinungen gezählt werden müssen, ist der Farmer der großen Ebene glücklich verschont. Dank dieser geradezu idealen Grundlage und der Konzentrierung der gesamten geistigen Betätigung der Kolonisten auf Lösung der Forderungen des praktischen Lebens, wurde durch Ausnutzung der Naturkräfte zum Betriebe von Windmotoren und Wasserkraftwerken aller Art, durch eine Fülle großartig funktionierender landwirtschaftlicher Maschinen sowie praktischer Handwerkszeuge aller Art die kulturelle Pionierarbeit erleichtert und in ein geradezu rasendes Entwickelungstempo gebracht. Landflächen von vielen Hunderten von Quadratmeilen, die noch vor Jahresfrist in jungfräulicher Wildnis prangten, sind heute bereits mit zahllosen Farmen der frischen Ankömmlinge besetzt, bestockt und zum großen Teil bereits ertragfähig gemacht. Der seherische Spruch des Vaters der modernen Volkswirtschaftskunde, Adam Smith: „Nichts gleicht dem plötzlichen Emporblühen einer Kolonie, die, einmal fest gegründet, auf freiem Boden sich ein durchaus neues Heim bauen kann“, hat hier seine glänzende Verwirklichung gefunden.

Dieser unermeßliche Länderkomplex nebst allen westlich bis an den Pacifischen, nördlich bis an den Arktischen Ozean reichenden Gebieten war volle zweihundert Jahre im unbestrittenen Besitz einer Privatgesellschaft, der Hudsonbai-Kompanie, die im Jahre 1670 vom Prinzen Ruprecht von der Pfalz in Gemeinschaft mit siebzehn englischen und schottischen Kavalieren vornehmlich zur Ausbeutung des gewaltigen Pelzreichtums dieser Gebiete ins Leben gerufen wurde. Ein Freibrief König Karls II. sicherte der „Großen Kompanie“ das ausschließliche Recht des Handels- und Gewerbebetriebes sowie die vollen Hoheitsrechte in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit, wodurch sie bis zu der im

Der Smaragdsee mit dem Victoriagletscher im Hintergrunde.

Jahre 1870 erfolgten Ablösung tatsächliche Beherrscherin von gut zwei Dritteln des gesamten Areals des heutigen kanadischen Dominiums gewesen ist. Ein Riesennetz von Hunderten ständiger Handelsfaktoreien und befestigter Forts, die miteinander durch Land- und Wasserstraßen verbunden waren, sicherte diesen Besitz. Das am Zusammenfluß des Red- und Assiniboineriver gelegene große und stark befestigte Fort Garry — die Wiege Winnipegs, der heutigen Metropole des reichen Westens — bildet den Zentralpunkt und gleichzeitig die Residenz des Gouverneurs. Eine auserlesene Truppe europäischer Abenteurer und Professionstrapper, sowie alle Indianer- und Eskimostämme dieser Gebiete lieferten entweder gegen feste

Digitized by Google

Geldentlohnung oder im Tauschwege — Pro pelle cutem! (Für die Haut den Riemen!) lautet die Devise der H. B. C. — die Vorräte an kostbarem Pelzwerk, die in Europa mit unermeßlichem Nutzen verkauft wurden. Mit dem Erlöschen des königlichen Freibriefes trat die kanadische Regierung in die Rechte der Gesellschaft, sicherte ihr aber in liberalster Weise eine Geldentschädigung von anderthalb Millionen Dollar nebst fünf Prozent der zu vermessenden Ländereien — eine gewiß fürstliche Abfindung! Das Pelzhandelmonopol, wenn auch nicht mehr verbrieft, blieb dank der weit über zweihundertjährigen Einbürgerung der Gesellschaft, ihrer heute noch großartigen Organisation mit mehr denn zweihundert Niederlassungen und Forts und dem ansehnlichen Betriebskapital nach wie zuvor in ihrer Hand, so daß auch jetzt noch ein großer Teil der wertvollen Rauhwaren auf den Weltmärkten in London, Neuyork, Paris und Leipzig durch Vermittelung der H. B. C. in Umsatz kommt.

Die geographische und politische Einteilung der großen Ebene war seither die, daß die Provinz Manitoba die östliche tiefstgelegene Niederung, das Territorium Alberta die westlichst und höchstgelegene an das Felsengebirge sich anlehnende Terrasse, zwischen beiden die langgezogenen Rechtecke der Territorien Assiniboia und Saskatchewan und über ihnen allen das weitaus größte Territorium Athabasca den Abschluß gegen Norden bildete. Nun sind heuer drei Territorien, dank der stetig anwachsenden Flutwelle von Einwanderern, zu Bevölkerungsziffern gelangt, die ihre endgültige politische Organisation und Erhebung in den Rang selbständiger Provinzen zur Notwendigkeit machten. Um hierin gründliche und dauernde Ordnung zu machen, hat die Zentralregierung im Einvernehmen mit den beiden Kammern des Bundesparlaments alle vier Territorien zusammengelegt und sie dann in zwei große Provinzen geteilt. Der östliche Teil, der nunmehr von der internationalen Grenze bis zum 60. Parallelkreis reicht und zwischen dem 101.75 bis 110. Meridian ein mächtiges, aufrechtstehendes Rechteck bildet, wurde zur Provinz Saskatchewan mit der Provinzialhauptstadt Regina, der westliche Teil, der innerhalb der gleichen Breitengrade läuft und vom 110. Meridian bis ans Felsengebirge reicht und weiter nordwärts längs des 120. Meridians läuft, zur Provinz Alberta mit Edmonton als Provinzialhauptstadt erhoben. Jede der beiden neuen Provinzen hat einen Flächenraum von ungefähr 260000 englischen Quadratmeilen und steht räumlich nur hinter Britisch-Kolumbien zurück, das auch in Zukunft als Provinz die größte Ausdehnung im Staatenverbande des Dominiums behauptet.

Die Bonningtonfälle des Kootenayflusses, Britisch-Kolumbien.

Zur Überwachung dieses riesigen Gebietes ist kurz nach der Unterdrückung des ersten Rielschen Aufstandes der Mischlinge im Jahre 1871 ein militärisch organisiertes be-

rittenes Gendarmeriekorps, die „Northwest-Mounted-Police“ in der Gesamtstärke von 1000 Mann und 50 Offizieren gebildet worden, das, bald in größeren, bald in kleineren Abteilungen über das ganze Gebiet verteilt, die Ordnung in geradezu bewundernswert strammer und zugleich gentilster Weise aufrechterhält. Regina ist das Hauptquartier, zugleich der Assent- und Ausbildungsplatz der Truppe mit vortrefflich eingerichteten Kasernements und Übungsplätzen. Andere größere Garnisonorte sind Fort Mc. Leod, Calgary, Edmonton, Battleford und Prince Albert, da alle diese Orte in der Nachbarschaft großer Indianerreservationen liegen. Der Dienst dieser allgemein beliebten und respektierten Rotröcke, bestehend in der Hauptsache im Abstreifen der Landesgrenze gegen die Vereinigten Staaten, der Überwachung der Indianerreservationen, Verfolgung der Vieh- und Pferdediebe und sonstigen Übeltäter, sowie in der Kontrolle des überaus strengen Spirituosengesetzes und anderer Gefällsvorschriften, ist überaus anstrengend. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die verhältnismäßig kleine Truppe ein Gebiet von mehreren Hunderttausenden Quadratmeilen zu beaufsichtigen hat und demgemäß die Dienstbezirke der kleineren Abteilungen sich über mehrere Hunderte, die der größeren über Tausende von Meilen erstrecken. Es sind ausgesucht prächtige Männer im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, ausgezeichnete Reiter, vortreffliche Schützen und Lassowerfer und vollendete Gentlemen in ihren Umgangsformen. Trotz der verhältnismäßig geringen Besoldung von 50 bis 70 Cent für die Mannschaften und 85 Cent bis 1½ Dollar für Unteroffiziere und Wachtmeister leidet die Truppe nie Not an ausgiebigem Nachschub. Die naturwüchsige, an Abenteuern aller Art reiche fünfjährige Dienstzeit, die gentile Behandlung, die die Mannschaften bei den Vorgesetzten erfahren, und das hohe Ansehen, in dem sie bei der weißen und roten Bevölkerung stehen, üben eine starke Anziehungskraft aus, so daß jede freiwerdende Stelle sofort zahlreiche Bewerber findet, sogar von Mitgliedern aus den besten englischen Gesellschaftsklassen. Hunderte von Erzählungen, in denen bald der tollkühne Wagemut, bald wieder die hin-

Die Kaskaden des Kicking-Horse-River unweit Field, Britisch-Kolumbien.

gebungsvolle Opferfreudigkeit der Rotröcke den Gegenstand bilden, sind über die große Steppe verbreitet und erhöhen das moralische Ansehen der prächtigen Truppe, die kaum ihresgleichen in der Welt findet.

Im Süden der Provinz Alberta, in einem Ausmaße von etwa 25000 englischen Quadratmeilen, liegen die weithin bekannten Ranchdistrikte, die größte Fleischvorratskammer des nordamerikanischen Kontinents. Dieser gesegnete Landstrich, der wellenförmig vom Fuße des Felsengebirges gegen Osten vorläuft, ist von einer Unzahl unversiegbarer kristallheller Gebirgsbäche durchzogen und mit einem Teppich nahrhafter Gräser und Futterpflanzen bedeckt. Ein wolkenloser Himmel wölbt sich über der Landschaft, und frische belebende Westwinde streichen fast unausgesetzt durch die Gebirgstore daher, die im Sommer die Glut der Sonnenstrahlen mildern und in der kalten Jahreszeit den warmen Chinook bringen, der gegen die

Digitized by Google

rauhen kontinentalen Nordostwinde erfolgreich ankämpft und Schnee- und Eisbildung unmöglich macht. Diese einzig gearteten Vorzüge des Gebietes wurden bald in den ärmeren und klimatisch stiefmütterlicher bedachten Distrikten der großen Nachbarrepublik bekannt, und so zogen bereits vor etwa dreißig Jahren die Viehzüchter von Nord- und Süddakota, Idaho, Montana, Iowa u. a. mit ihren Rinderherden hierher, um ihr Geschäft in ausgedehntem Maße zu betreiben. Die kanadische Regierung kam dieser Bewegung wohlwollend entgegen, indem sie auf die Erhebung eines Viehzolles ganz verzichtete und die denkbar niedrigsten Pachtbedingungen stellte. Anfangs wurde nur ½ Cent = 2 Pfennige, jetzt 1 bis 2 Cent Pacht pro Acre und Jahr beansprucht, wobei Gebiete bis zu 100000 Acres auf die Dauer von einundzwanzig Jahren in Pacht genommen werden können. Dagegen wurden zur Verhütung der Einschleppung von Krankheiten, insbesondere des gefürchteten Texasfiebers, die veterinärpolizeilichen Maßregeln mit unerbittlicher Strenge gehandhabt und längs der Grenze eine Kette von Kontroll- und Quarantänestationen errichtet, welche weitsichtige Maßregel zur Folge hatte, daß Kanada bisher von Rinderseuchen aller Art verschont blieb. Den ersten Herden aus den Nachbarstaaten folgten bald weitere auch aus den entferntesten Gebieten der großen Republik, ja sogar aus Texas, und heute nimmt Südalberta auf dem amerikanischen Kontinent als Ranchdistrikt unbestritten den ersten Platz ein. Vielfach werden aus den Acadischen Provinzen, aus Quebec und Ontario, Herden von Schlachtvieh mit der Kanadischen Pacificbahn im Frühjahr hierher befördert, um dann im Spätherbst in prächtig ausgefüttertem Zustand an die Schlachthäuser abgeliefert zu werden. Wie vortrefflich den Tieren das Klima, die Nahrung und das freie Leben auf den üppigen Ranchdistrikten bekommt, beweist am besten die Tatsache, daß sich hier die Herden durch natürlichen Zuwachs schon binnen dreißig bis sechsunddreißig Monaten verdoppeln, was bei den gegenwärtigen Marktpreisen von 40 bis 50 Dollar per Stück eine vortreffliche Kapitalsverzinsung bedeutet. Bis nach Calgary hinauf erstrecken sich die üppigen Viehweiden, die gegenwärtig von gegen siebzig Gesellschaften mit zusammen an eine Million Stück Vieh, etwa 200000 Pferden und gegen eine viertel Million Schafen besetzt gehalten werden.

Eine Gruppe mehrtausendjähriger Zedern im Stanleypark.

Die Leitung der Ranchen ist vorwiegend in Händen amerikanischer Cowboys; es haben sich aber nach und nach ziemlich viele junge Engländer, Schotten und Kanadier, angezogen durch das romantisch angehauchte, ungebundene Naturleben, diesen angeschlossen, und so haust nun die ziemlich bunt zusammengewürfelte Gesellschaft fast unumschränkt auf dem weiten Raume. Die Tätigkeit der Cowboys ist eine ebenso vielseitige als überaus anspruchsvolle. Außer der regelmäßigen unausgesetzten Beaufsichtigung, den Auftrieben zu den verschiedenen Weideplätzen je nach dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, dem Trieb zu Tränken usw. gibt das Aufsuchen verlaufener oder verunglückter

Digitized by Google

Stücke, die Trennung und ärztliche Behandlung erkrankter Tiere, das Einbrennen der Gesellschaftszeichen, Schlichtung der in der Brunstzeit vorkommenden harten Kämpfe der Stiere, das Zusammenhalten bei schweren, oft plötzlich ausbrechenden Gewittern, Rettung der Herden bei den mitunter vorkommenden Präriebränden Arbeit in Hülle und Fülle. Die ferner alljährlich zweimal auszuführenden großen Runden behufs Absonderung und Auszählung der Herden der einzelnen Gesellschaften — die Bilanzzeit der Cowboys —, die Ablieferung der verkauften Stücke an die nächste Bahnstation und, last but not least, die unausgesetzten Kämpfe mit dem großen Raubzeug, als dem Gebirgspanther, dem Grizzlybären, den Luchsen und Präriehunden, sowie mit diebischen Indianern und allerhand anderem zweibeinigen Räuberpack, beanspruchen insgesamt eine solch ungewöhnliche Fülle von Entschlossenheit, Aufmerksamkeit und Leistungsvermögen, daß der Cowboy, in diesem wahren Lichte besehen, sich ungleich vorteilhafter ausnimmt, als man es auf unserem alten Kontinent nach den lächerlichen Zirkusdarbietungen einer Buffalo-Bill-Truppe und anderer anzunehmen gewohnt gewesen ist. Der echte Cowboy muß den hier nur in allgemeinen Umrissen skizzierten Verrichtungen getreu nachkommen, wenn er auf die Dauer seiner Stellung gewachsen sein und auch wirklichen Nutzen von ihr haben will; denn die Entlohnung besteht neben einem bescheidenen festen Gehalt hauptsächlich in dem Anteil am Reingewinn, den die Herde abwirft.

Im Reiten, Schießen, Lassowerfen müssen die Cowboys Meister sein, eiserne Nerven und Muskeln haben, um Beschwerden und Entbehrungen aller Art überwinden zu können. Wer alle diese Eigenschaften in hervorragendem Maße bekundet, der wird neidlos von den Kollegen als der wahre Meister, der König der Steppe anerkannt. Die mitunter überrohen Manieren des „Wilden Westens“ jenseit der Grenze sind hier durch den Einfluß so mancher guter Elemente bedeutend gemildert worden. Die Cowboys von Alberta sind zumeist gutgeartete, hilfsbereite und überaus gastfreundliche Gesellen, die mit der Betätigung ihrer überquellenden Kraftäußerungen und ihres sprichwörtlich nie versagenden Humors einen Schimmer echter Romantik über das beschwerliche Prärieleben ausbreiten.

Ihre Kamps oder „Cow-Punchers-Homes“ sind in der Regel rohgezimmerte massive Blockhäuser mit rasenbedeckten Dächern und innen und außen mit Lehm und Kuhmist verpichten Wänden. Das Innere besteht zumeist aus einem einzigen Raume, der Küche, Empfangssalon und Schlafraum in einem bildet. Der festgetretene ungedielte Boden ist mit grobem Sackleinen, wenn's hoch kommt, mit einem alten abgenutzten Teppich oder mit Linoleum belegt. Längs der Wände laufen rohgezimmerte Pritschen, die tagsüber

Zwei Baumriesen im Stanleypark von Vancouver. (Rechts von einer Douglastanne, unten eine Zeder.)

als Sitze, nachts als Schlafstellen dienen. Den Hintergrund nimmt der große amerikanische Kochofen mit den nebenan hängenden blankpolierten Küchengeschirren ein. Waffen, Jagdtrophäen, Werkzeuge aller Art, Illustrationen aus Zeitschriften, grell bemalte Plakate und Reklamekarten, kunterbunt an

Digitized by Google

den Wänden angebracht, vervollständigen die prunklose Behausung. Die Lebensweise der Cowboys verdient eine ganz naturgemäße, ja frugale genannt zu werden. Trunksucht ist völlig unbekannt und vertrüge sich auch gar nicht mit der so anspruchs- und verantwortungsvollen Beschäftigung. Die Kost, die sie sich selbst und sogar meisterhaft zuzubereiten wissen, besteht zumeist aus importiertem gedörrtem, geräuchertem oder Konservenfleisch, Hülsenfrüchten und eingemachtem Obst. Frisches Ochsenfleisch, Wildbret und Geflügel sind wahre Festtagsspeisen, die nur äußerst selten auf den Tisch kommen. Der kleine, unmittelbar neben dem Kamp tief in den Boden gegrabene Keller beherbergt außer den Lebensmittelvorräten stets einige Flaschen guten kalifornischen Weines und natürlich auch einen Vorrat an Whisky, der nach vollbrachter Tagesarbeit an den gewöhnlich sehr kühlen Abenden, sei es rein oder zum Grog gebraut, einen willkommenen Nachttrunk gibt. Das allermerkwürdigste ist, daß die Männer, denen Tausende von herumgrasenden Milchkühen zur Verfügung stehen, die Milch nur dem Namen nach kennen. Sie trinken bloß schwarzen Kaffee oder reinen Tee und beziehen die nötigen Quantitäten an Butter und Käse von auswärts. Das Melken der wilden Beaster wäre auch immerhin eine so gewagte Operation, daß sich selbst der beherzteste Cowboy ihr nicht gern unterziehen würde.

Britisch-Kolumbien, die räumlich weitaus größte, mit unvergleichlichen Naturschönheiten und Reichtümern aller Art am ausgiebigsten bedachte Provinz des Dominiums, ist bei der verschwindend geringen Zahl ihrer Bevölkerung erst im Anfangsstadium der wirtschaftlichen Entwickelung begriffen. Das Gebiet, dessen Flächenraum dem von Frankreich und Spanien zusammengenommen gleichkommt, hat zurzeit kaum 200000 Einwohner aufzuweisen, von denen reichlich zwanzig Prozent auf Indianer und Chinesen fallen. Bis zu der im Jahre 1886 erfolgten Fertigstellung des transkontinentalen Schienenstranges der Canadian-Pacific-Railway war das Land von den östlichen Provinzen durch die unüberschreitbare Wildnis ihrer Hochgebirgswelt sowie durch die damals völlig unbewohnte große Ebene vollständig getrennt und nur auf den spärlichen Menschenzuwachs aus der alten Heimat auf dem großen Umwege über den Pazifischen Ozean, die Einwanderung aus der großen Nachbarrepublik sowie die kleinen Häuflein von Chinesen und Japanern angewiesen. Doch auch nach Eröffnung des mächtigen Schienenweges bekam es von dem in immer größeren Mengen nach Kanada flutenden Menschenstrom nur den geringsten Anteil. Die Ursache hiervon liegt teils in der ungeheuren Entfernung von den Ausschiffungshäfen der europäischen Einwanderer, die von Halifax aus rund 5400 Kilometer ausmacht und eine durchgehende Bahnfahrt von sieben Tagen und Nächten, von Montreal aus um vierundzwanzig Stunden weniger beansprucht, teils auch in dem Umstande, daß die Provinzialregierung keine freien Heimstätten bewilligt, sondern durch eine etwas verzwickte Berechnungsart beim Erwerb von Grund und Boden den Einwanderungsstrom eher abhält als anlockt. Wenn schon die Fahrt von Montreal bis Vancouver auf annähernd 55 Dollar zu stehen kommt, somit für eine mehrköpfige Familie gleich eine Auslage von mehreren hundert Dollar bedeutet, und der Landkauf seinerseits eine größere Geldanlage beansprucht, so ist es leicht einzusehen, daß nur wenige ziemlich begüterte Einwanderer, die über ein paar Tausend Greenbacks verfügen, es mit Aussicht auf guten Erfolg wagen können, den äußersten kanadischen Westen zum Zielpunkt ihrer Wanderung zu machen.

Es ist schade, denn das Land birgt eine solch unermeßliche Fülle von Naturschätzen aller Art, daß es gewiß Millionen fleißiger Hände ein dauerndes vortreffliches Auskommen sichern könnte. Das Waldareal hat nach sachlichen Berechnungen gegen hundert Billionen Kubikfuß der wertvollsten Nutzholzarten, die fünf großen Gebirgszüge: die Rockies, das Selkirk-, Gold-, Kaskade- und Küstengebirge, die alle in parallelen Strähnen südostwärts gegen die internationale Grenze laufen, bergen Schätze von Edelmetallen und wertvollsten Mineralien aller Art, die humusreichen Täler und die Mündungsbecken der Flüsse bieten der Landwirtschaft das günstigste Feld, der unerschöpfliche Fischreichtum an der Meeresküste und in den

Digitized by Google

zahlreichen großen Seen und Flüssen, das herrliche Klima der Südhälfte der Provinz und die unvergleichlich günstigen maritimen Verbindungen mit Ostasien, Australien, den Weststaaten von Nord- und Südamerika und der pazifischen Inselwelt bieten insgesamt eine solche Fülle wirtschaftlicher Vorzüge, wie sie kaum in irgendeinem anderen Lande der gemäßigten Zone vereint anzutreffen sind.

Ein Paradies landschaftlicher Schönheiten, das in allen Abstufungen von den Regionen des ewigen Eises, den bizarrsten Urgesteinzinnen und -zacken bis herab zu den lieblichsten italienisch anheimelnden Seenbildern, selbst den verwöhntesten Weltenbummler mit Entzücken erfüllen muß, nimmt fast die ganze untere Hälfte der Provinz ein und läuft von der großen Ebene bis zur Meeresküste in einem breiten Bande von nahezu 700 Kilometern Länge. Die einzelnen Gebirgsstöcke können sich zwar in der Höhe mit den Riesen unserer heimischen Alpenwelt, dem Montblanc und Monte-Rosa-Stock und selbst mit denen des Berner Oberlandes nicht messen, nur ein paar vereinzelte Spitzen kommen der Region der 4000 Meter unserer alpinen Majestäten nahe; aber die fabelhaft niedere Grenze des ewigen Schnees wiegt hier den Höhenunterschied auf und erschließt dem Wanderer bereits in Höhenlagen von 2500 Metern die Firnenwelt in ihrer ganzen imposanten Größe, die wir in unseren Alpen erst um reichlich 1200 Meter höher aufsuchen müssen. Die kühnen Formen der Urgesteinmassen, ihre steilen Abhänge mit sehr schmalen, zumeist flutendurchtobten Talsohlen oder langgestreckten Seen, die oft in Ausmaßen von 80, 100 Kilometern und noch mehr sich hinziehen, drücken dieser kanadischen Alpenlandschaft den Stempel einer Großzügigkeit auf, wie er sonst bei nur wenigen Hochgebirgsgruppen anzutreffen ist. Die zumeist jungfräulich unberührte Wildnis, die Pracht der Wälder mit ihren oft 150 bis 200 Fuß hohen und 20 bis 30 Fuß im Umfang messenden Baummonarchen, der üppige Unterwuchs, der aus den Riesenleibern abgestorbener Generationen herauswuchert, die grenzenlose Einsamkeit, in der jegliches Maß kultureller Verhältnisse fehlt, erhöhen noch den Gesamteindruck der hier ausgeschütteten Naturpracht in ihrer herben Größe. Und alle diese Herrlichkeiten sind im Verlaufe von wenigen Jahren dank der Privatinitiative der Kanadischen Pacificbahn dem Naturforscher, Touristen und Jagdfreund so leicht gemacht worden, wie dies in den besten Touristenzentren Mitteleuropas der Fall ist. Die ursprünglichen Indianerpfade sind zu bequemen Fußwegen und Gebirgssteigen ausgeweitet worden. Eine Anzahl ausgezeichneter und nicht übermäßig teurer Hotels in den schönsten Gebirgs- und Seenlagen gibt die Ausgangspunkte, von denen aus man mit echten Schweizerführern ein- oder mehrtägige Partien in die Wildnis, Aufstiege auf die riesigen Firnfelder und die aussichtsreichsten Gipfel oder auch wissenschaftliche Exkursionen, Jagdausflüge mit Indianerbegleitung

Die Fischerflotte an der Mündung des Fraserflusses zurzeit des großen Salmenzuges.

Digitized by Google

machen kann, alles mit dem gleichen Grade von Bequemlichkeit, an den man bei derlei Exkursionen in der Schweiz oder in Tirol gewöhnt ist. Mehrere Hauptausflugspunkte der Hochgebirgswelt sind sogar durch Automobilverkehr miteinander verbunden; auf einer Anzahl der größeren Seen verkehren prächtig eingerichtete Touristendampfer oder kleinere Barkassen; in der Wildnis und an besonders fischreichen Punkten sind kleine Chalets nach Art unserer Schutzhütten in den Alpen errichtet, in denen man sich bei Mitnahme von Proviant auf mehrere Tage bequem einrichten kann. So hat die fürsorgliche Leitung der „Si-Pi-Ar" (wie die Kanadische Pacificbahn im Volksmunde heißt) alles getan, was in ihrer Macht stand, um die Schätze der Kanadischen Schweiz der Touristenwelt zugänglich zu machen. Der Erfolg ließ auch nicht lange auf sich warten. Jeden Sommer bevölkert eine stattliche internationale Touristenkarawane die Hotels in Banff, Laggen, Field, am Smaragdsee, in Glacier, Revelstoke und anderen Orten, sie jagt, fischt, macht weitere Kampausflüge unter Mitnahme von Zelten und Proviant, oder kürzere Wagen- und Kahnfahrten, unternimmt Gletscherbesteigungen oder gefährlichere Kletterpartien, oder sie widmet sich dem ernsteren naturwissenschaftlichen Studium. Blättert man in den Hotelfremdenbüchern, so findet man neben dem Grundstock der Kanadier und Yankees so ziemlich eine Musterkarte der gesamten zivilisierten Welt: Engländer, Schotten, Franzosen, Deutsche, Japaner, Australier usw. Ich traf während meines paartägigen Aufenthaltes im Glacierhouse eine liebenswürdige deutsche Familie von den Hawaii-Inseln, die dort ihre Sommererholungszeit zubrachte und mit dieser Wahl überaus zufrieden war.

Die weitaus größere nördliche Hälfte der Provinz, die bis zum 60. Meridian reicht, ist bei weitem weniger gebirgig; sie weist eine Anzahl großer Ebenen fruchtbarsten und gut bewässerten Bodens auf, gleichfalls eine Fülle üppiger Waldungen und einen nicht gering anzuschlagenden Reichtum an Metallen und Mineralien aller Art. Das Klima der Südwesthälfte der Provinz hat ausgeprägt maritimen Charakter mit einem milden Winter, langem trockenem Sommer bei vorherrschenden Südwestpassaten und ausgiebig regnerische, oft neblige Übergangszeiten. Die eigentliche Hochgebirgsregion sowie das nördliche Plateau haben heiße Sommer und strenge, länger andauernde Winter bei reichlichen Schneefällen.

Das Regierungs- und Parlamentsgebäude in Victoria.

Trotz der spärlichen Bevölkerung macht die wirtschaftliche Entwickelung, zum mindesten der südwestlichen Hälfte der Provinz, überraschend schnelle Fortschritte. Körnerbau, Gemüsebau, Molkereiwesen sind am unteren Fraserfluß sehr entwickelt, die Obstkultur in dem hierfür unvergleichlich geeigneten Okanagantal nimmt einen geachteten Rang am nordamerikanischen Festlande ein. Die staatliche landwirtschaftliche Experimentalfarm in Agassiz am Harrisonsee weist unter anderem eine Anpflanzung von über 1000 Gattungen tragender Apfel-

bäume, 400 Birnsorten und 150 Gattungen Pfirsiche und Aprikosen auf. Steppenviehzucht wird in den südlichen Niederungen in großem Umfange getrieben. Bergbau und Holzindustrie in den Hochlandsgegenden und an der Küste, Fischfang usw. nehmen an Ausdehnung erfreulich zu und liefern von Jahr zu Jahr steigende Einnahmen. An 200 Sägemühlen mit einer Gesamtleistungsfähigkeit von drei Millionen laufenden Fuß Schnittholz am Tage, gegen 70 Salmen-Konservenfabriken, zahlreiche Hüttenwerke, Koks- und Holzverkohlungsanlagen in großartigem modernem Stil zeugen von der Unternehmungslust und Tatkraft der Einwohner. Städte und kleinere Ortschaften springen wie Pilze aus dem Boden und weiten sich, wenn auch langsam, aber stetig aus. Die Stadt Vancouver, der westliche Endpunkt der C. P. R. und einer der Haupthandelsplätze für den Seeverkehr nach China, Japan, Australien, dem Yukongebiet und den pazifischen Staaten und Ländern beider Amerikakontinente, ist jetzt genau zwanzig Jahre alt, zählt bereits über 28000 Einwohner und macht mit ihrem vortrefflichen geräumigen Hafen, den schönen massiven Bauten, breiten, reinlichen Straßen und dem lebhaft pulsierenden geschäftlichen Verkehr den allerbesten Eindruck. Sie hat in ihrer allernächsten Nähe eine Sehenswürdigkeit vornehmsten Ranges, den geradezu unvergleichlichen Stanleypark. Es ist ein Stück Urwald der gemäßigten Zone in seiner denkbar großartigsten Erscheinung, das dank den Bemühungen des vormaligen Generalgouverneurs von Kanada, des Lord Stanley of Preston, vor Vernichtung bewahrt und für ewige Zeiten als Nationalreservation festgelegt worden ist. Auf einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge mit prächtigen Fjorden, Buchten und abwechselungsreichen Seeveduten bedeckt es einen Flächenraum von ungefähr 45 Quadratkilometern und gibt in seiner glücklicherweise noch ganz unversehrt gelassenen Urwüchsigkeit ein Riesenpanorama der Schaffenskraft der Natur seit vorgeschichtlichen Zeiten. Die kulturellen Arbeiten sind auf das denkbare Mindestmaß: Anlegen von Fahrstraßen, Fußwegen, Brücken,

Indianer der Vancouver-Insel in ihrem zeremoniellen Festputz.

einen vom Unterholz gesäuberten Tummelplatz für Kinder mit Erfrischungshalle, einen kleinen Tierpark und sonst nur noch die Anlage eines größeren Wasserreservoirs und ein paar Wächterhäuschen beschränkt worden — alles andere ist in seiner unberührten Natürlichkeit geblieben. Hier stehen nun die Waldmonarchen aus einer vorgeschichtlichen Zeit in zahllosen Exemplaren in ihrer üppigen Lebenspracht, die mehrtausendjährigen Zedern, Douglastannen, Sequoien und Vertreter fast aller übrigen Baumarten des pazifischen Waldgebietes, zyklopische Gestalten bis zu 300 Fuß Höhe und 15 bis 20 Fuß im Durchmesser. Einzelne tragen ihre Nachkommen auf ihren Armen und nähren sie mit ihrem eigenen Safte: junge kräftige Zedern und Douglastannen wachsen auf den Ästen einiger dieser lebenden Baumriesen, 30 bis 40 Fuß über dem Boden, zu stattlichen Bäumen aus, ohne der Gesundheit ihrer Ernährer irgendwie Abbruch zu tun, als nur höchstens, daß der auswärtige Teil des Astes, auf dem der junge Baum emporwuchert, verdorrt und abfällt und nur der kurze dicke Strunk als verläßlicher Träger

zurückbleibt. Andere strecken ihre abgestorbenen, astlosen Stämme himmelwärts, des Augenblicks harrend, wo sie vom Sturme niedergelegt werden, um mit ihren Riesenleibern den Boden für kommende Geschlechter zu düngen. Hier gewinnt man einen Einblick in die große Werkstatt der Natur, wo Tausende von Baumgenerationen in allen Entwickelungsstadien von dem soeben aus dem mütterlichen Boden hervorstechenden Guckindiewelt bis zum vieltausendjährigen Patriarchen den täglichen Kampf um den Standard of life untereinander und gemeinschaftlich gegen das gefräßige Buschwerk und andere große und kleine Parasiten führen. Die Üppigkeit der Untervegetation spottet jeder Beschreibung; Riesenfarne mit anderthalb bis zwei Meter langen Blättern, Schachtelhalme von doppelter Mannshöhe, hunderterlei Arten von Buschwerk und Schlingpflanzen bilden ein undurchdringliches Chaos, das ein Eindringen ins Innere abseits der geklärten Fußpfade zumeist unmöglich macht. Dieses großartige Freilichtmuseum bringt dem ernsten Forscher wie dem einfachen Naturfreund eine köstliche Fülle von Anregung und Belehrung entgegen, einem Landschaftsmaler oder Dichter bietet es einen reichen Schatz von Motiven zu großzügigen Schöpfungen, für das große Publikum ist es ein Vergnügungs- und Erholungspark von einzigartiger Mannigfaltigkeit.

Eine Herde Mohrenköpfe unter einem Eichbaum auf der Vancouver-Insel.

Eine schwere Landplage bilden die fast alljährlich zur Sommerszeit ausbrechenden großen Waldbrände, die sich mitunter über riesige Gebiete ausdehnen und die begonnene Kulturarbeit vernichten. Wohl sind in neuerer Zeit Waldbrandwachen organisiert worden, die in zahlreichen Fällen mit Erfolg eingreifen; doch ist bei Bränden, die bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen haben oder, von orkanartigen Stürmen angefacht, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit ausdehnen, menschliche Kraft machtlos, nur ein ausgiebiger Regenguß vermag dem Unheil Einhalt zu tun. Während meiner Rückfahrt von der pazifischen Küste wüteten gerade drei schwere Brände im Alpengebiet. Den einen, der am unteren Fraserfluß zu beiden Seiten des Schienenstrangs der C. P. R. tobte, durchfuhren wir nachts in einer einstündigen Fahrt. Er hatte also eine Ausdehnung von achtundzwanzig bis dreißig Meilen, doch war er der weitaus ungefährlichste, weil der Waldbestand in jener Gegend ein ziemlich undichter ist und ohne jedes Unterholz — so brannten denn die Tausende von Kiefern und Föhren gleich riesigen Pechfackeln bei fast völliger Windstille. Weit gefährlicher waren die beiden anderen im Zentrum des Hochgebirges, die unermeßliche Verluste nach sich zogen und auf Tage lang die Atmosphäre des ganzen Südostens der Provinz mit einem beißenden gelbbraunen Dunst durchtränkten.

Der Wildreichtum der Provinz, hauptsächlich der Hochgebirgsregion, ist groß und mannigfaltig. Elche, riesige Edelhirsche, Renntiere, kleineres Rotwild bilden die Auslese, der sich als Spezialitäten der Kanadischen Alpen das Bighorn Sheep, eine Art weißen Steinbocks, und die weiße Bergziege, Mountain Goat, richtiger die kanadische Gemse, anschließen. An großem Raubzeug stehen der Kuguar, fälschlich amerikanischer Löwe genannt, der Grizzly, der große braune und der kleinere schwarze Bär obenan, weiter riesige Wölfe und die kleinen Coyotten, Luchse, Füchse, Wildkatzen und — wilde Pferde.

Diese, Cayuse genannt, wahrscheinlich Abkömmlinge von einzelnen den ersten Goldgräbern in den fünfziger Jahren durchgebrannten Stücken, sind bereits einige Tausend Köpfe stark, leben in kleinen Herden von zwölf bis fünfzehn Stück und bilden in einzelnen Gegenden eine wahre Landplage für die Farmer. Sie überfallen zur Nachtzeit die Kulturen, fressen und stampfen das halbreife Getreide zusammen, verwüsten Obst- und Gemüseanlagen und plündern mit Vorliebe die Maiskulturen zur Zeit der Halbreife. Sie werden auf Verfügung der Provinzialregierung erbarmungslos niedergeknallt, wenn schon einzelne Versuche bewiesen haben, daß der Cayuse, eingefangen und mit Verständnis gezähmt, ein vortreffliches, ausdauerndes und intelligentes Arbeitstier abzugeben vermag.

Die schöne Vancouver-Insel, die nebst einem Kranz von kleineren Eilanden, vom Festlande durch die 30 bis 40 Meilen breite Georgiastraße getrennt, als entferntester Wachtposten des Dominiums im Pazifischen Ozean liegt, ist eine kleine Welt für sich. An Größe der Provinz Neuschottland gleichkommend, zählt sie heute kaum den zwölften Teil der Einwohner jener ältesten Kolonie, trotzdem sie bei dem üppigen Naturreichtum und ihrer ausgeprägt maritimen Lage leicht einige Millionen ernähren könnte. Langgestreckt, mit einer durch zahlreiche Buchten und tief einschneidende Fjorde reichgegliederten Küste, an beiden Enden abgeflacht, in der Mitte mit mehreren Bergstöcken bedacht, deren höchster in die Region des ewigen Schnees hineinragt, mit fruchtbarem, ausgiebig bewässertem Boden, den zum großen Teil unberührte Urwälder bedecken, sowie einem sehr großen Mineralreichtum, bildet sie ein Kulturobjekt von glänzender Zukunft. Ein volle fünf Monate langer sonniger Sommer, gemildert durch die unausgesetzt wehenden Südwestpassate, ein dreimonatiger überaus milder Winter, währenddessen das Thermometer nur selten unter den Gefrierpunkt sinkt und Schnee und Eisbildung nur auf Stunden zuläßt, recht angenehme Übergangszeiten, die durch häufige Regenschauer, weit seltener durch Nebel unterbrochen werden, geben ein klimatisches Bild, wie es in der gemäßigten Zone kaum günstiger angetroffen werden kann. Subtropische Pflanzen überwintern hier vorzüglich im Freien, und in den Wäldern begegnet man nicht selten dem Lorbeer, der zu einem stattlichen Baume auswächst. Und dieses klimatische Paradies hat gegenwärtig erst zwei nennenswerte Kulturzentren, deren eins im Süden sich um die Provinzhauptstadt Victoria und den englischen Kriegshafen Esquimault massiert hat, das andere an der Ostküste um Nanaimo, Wellington und Comox, das Becken der großen Kohlenlager, deren Produkt als das weitaus beste an der pazifischen Küste geschätzt und begehrt ist. Alles andere sind erst die schüchternen Anläufe einer Kultur kommender Tage.

Victoria ist vielleicht die lieblichste kleinere Stadt auf dem ganzen nordamerikanischen Kontinent. Ihre reizende Lage an einer nicht übermäßig großen, aber ausgiebig tiefen und vortrefflich geschützten Bucht, die peinliche Sauberkeit des Stadtinneren und des prächtigen Villenkranzes, die unvergleichlich schönen Ausblicke nach der mächtigen Kette der schneebedeckten Olympischen Berge im Staate Washington und dem imponierenden, vereinzelt dastehenden schneeweißen Zuckerhut des Mount Backer, das liebenswürdige, ja herzliche Entgegenkommen, das der Fremde hier doppelt angenehm schätzen lernt nach den etwas stark wildwestlichen Manieren, die er von Winnipeg an bis zur Küste zu kosten leider nur zu oft Gelegenheit bekommt, die erstaunliche Billigkeit bei tadelloser Güte aller Lebensbedürfnisse, alles das vereinigt sich zu einem harmonischen Gesamtbilde. Es ist wohl die einzige Stadt jenseit des großen Heringsteiches, in der der Fremde nicht als ein ins Garn gelaufenes Objekt beutegieriger Dollarjäger betrachtet, sondern mit altenglischer Herzlichkeit als willkommener Gast begrüßt und eingeladen wird, an dem Überfluß, den das reiche Land willig hergibt, teilzunehmen und sich möglichst behaglich einzurichten.

Digitized by Google

Menschen- und Tierseele

Von

Ludwig Heck

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Thema „Menschen- und Tierseele" ist gewiß eins der schwierigsten, das ein Mann meines Faches sich wählen kann, zugleich aber auch eins der allgemein interessantesten. Ich darf mir allerdings nicht einbilden, es im Rahmen dieses Aufsatzes auch nur einigermaßen eingehend oder gar erschöpfend behandeln zu können; ich darf höchstens hoffen, einige mehr oder weniger fesselnde Streiflichter darauf werfen und dadurch zum Nachdenken und Selbstbeobachten anregen zu können. Dabei möchte ich namentlich auf ein Ziel hinarbeiten, auf die Erkenntnis einer praktischen Grundwahrheit, auf das Verständnis für eine Grundvorschrift, die für alle naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen gelten muß, bei denen man nicht jeden einzelnen Teil, aus dem sich das Beobachtungsganze zusammensetzt, direkt und mittelbar mit den natürlichen fünf Sinnen und ihren künstlichen Hilfsmitteln wahrnehmen und feststellen kann. In solchem Falle ist man nämlich als wissenschaftlicher Beobachter verpflichtet, immer zunächst den einfachsten und am nächsten liegenden Erklärungsgrund anzunehmen, darf nicht eher höhere, verwickeltere und fernerliegende Erklärungen heranziehen, ehe man nicht jede Möglichkeit erschöpft hat, mit einfacheren niederer Natur auszukommen.

Ich muß hier einschalten, daß ich das Wort Seele nur als Gegensatz zu dem Worte Körper gebrauche und mich auf die Unterschiede zwischen Seele, Geist und verwandten Begriffen, wie sie die Philosophie macht, nicht einlasse.

Die Tierseele selbst entzieht sich unserer unmittelbaren Beobachtung, das liegt in der Natur der Sache: wir sehen nur ihre körperlichen Äußerungen und schließen aus diesen auf die seelischen Antriebe und Ursachen zurück. Das können wir aber nur durch Analogieschlüsse aus unserem eigenen Seelenleben, und darin liegt eine große Gefahr. Jeder Tierkundige, Tierbeobachter und Tierschilderer steht immer vor der Gefahr, die Tiere unabsichtlich und unbewußt zu vermenschlichen.

Nehmen wir einige Beispiele und erinnern wir uns dabei wieder des bereits erwähnten Sparsamkeitsgrundsatzes bei wissenschaftlicher Untersuchung, daß man so lange keine Erklärung höherer, verwickelterer Art anwenden darf, als einfachere, naheliegende Erklärungen genügen!

Der Elefant ist mit Recht als kluges Tier bekannt, und infolgedessen freut sich jeder, wenn er zu Lob und Preis des klugen Rüsselträgers eine neue Anekdote zum besten geben kann. Ein Elefantenkalb stürzt in eine Fallgrube, und die alte Kuh hält getreulich bei ihm aus, bis das Nahen der Jäger sie vertreibt. Man findet den Boden der Fallgrube hoch bedeckt mit Erde und Zweigen und schließt daraus ohne weiteres, daß die Alte alles das mit Absicht hineingeworfen habe, um dem Jungen das Herausklettern zu ermöglichen, während doch viel näher die einfache, fast selbstverständliche Annahme liegt, daß sie unabsichtlich durch ihr Gewicht die Erde und die Zweige vom Rande der Grube hinabgedrückt und hinabgetreten habe, bei ihren fortgesetzten Versuchen, ihr Junges mit dem Rüssel wieder herauszuziehen.

Das lehrreichste Beispiel ist wohl das angeschossene Wildgeflügel, gefunden mit selbstangelegtem Notverband aus Moos, Erde usw., welches vor einiger Zeit wieder durch die Jagdzeitungen ging und auch in einige Tageszeitungen eindrang. Der erste Fall lag so: Ein Jäger schoß einer Eule

Digitized by Google

den Flügel entzwei und wollte sie lebend mit nach Hause nehmen. Einstweilen band er sie mit der Hundeleine am Fuße eines Baumes an. Als er sie abholte, fand er das Blut gestillt und die Wunde mit Moos und Erde fest verklebt. Aus diesem Tatbestand zog er sofort den Schluß, daß die Eule sich diesen Notverband mit vollbewußter Absicht und sehr zweckentsprechend angelegt habe; er dachte gar nicht an die näherliegende, eigentlich selbstverständliche Erklärung, daß bei den Versuchen der Eule, sich durch Flattern zu befreien, das Moos und die Erde ganz von selbst an die Wunde kommen und dort mit dem gerinnenden Blute sich zu einer Kruste verbacken mußte, als das Tier schließlich ermattet stillsaß.

Aber nicht nur gelegentliche Überschätzungen der geistigen Fähigkeiten einzelner Tiere im Kreise der Jäger und Tierliebhaber finden statt; nein, man hat auch in wissenschaftlichen Kreisen ganz systematisch große Gruppen von Tieren auf die bewußten geistigen Leistungen des einzelnen Individuums zu hoch eingeschätzt. Hier sind das beste Beispiel die sogenannten staatenbildenden Insekten, in erster Linie die Ameisen.

Viele Liebhaber und zünftige Forscher haben das Leben und Treiben dieser merkwürdigen kleinen Tiere eingehend studiert, und ihre Schilderungen müssen zum Teil den Eindruck erwecken von einem Parallelismus mit den Einrichtungen und Zuständen des menschlichen Staates und der menschlichen Gesellschaft, der über alles Erwarten weitgeht. Wenn wir da lesen nicht nur von Ameisenarbeitern, -soldaten und -offizieren, sondern auch von Wegebau, Ackerbau, Viehzucht und Milcherei, ja sogar von Sklavenraub und Sklaverei, so müssen wir wirklich die Ameise für einen winzigen Menschen in Insektengestalt halten.

Da hat sich nun aus den Reihen der katholischen Kirche ein kritischer Nachprüfer und Kontrollbeobachter gefunden, Erich Wasmann, der sich durch seine sorgfältigen, wohldurchdachten und durch lange Jahre fortgesetzten Beobachtungen und Versuche einen geachteten Namen unter den Ameisenforschern erworben hat, so daß er in allem Tatsächlichen als unbedingt glaubwürdiger Gewährsmann anerkannt werden muß. Erich Wasmann hat nun durch viele sehr sinnreich und zielbewußt angestellte Versuche und Gegenversuche ganz überzeugend fest- und klargestellt, daß bei den Ameisen vieles, was zunächst als staunenswerter Beweis von persönlicher Intelligenz des einzelnen Individuums erscheint, weiter nichts ist als die Äußerung eines allen gemeinsamen, angeborenen und angeerbten instinktiven Triebes, dem das Tier folgt ohne Bewußtsein und Erkenntnis des damit zu erzielenden Erfolges.

Der Nervenphysiologe Bethe ist durch seine psychologischen Insektenforschungen sogar zu einem so absprechenden Ergebnis gekommen, daß er einer Abhandlung gleich ihren Titel gibt in Form der zweifelnden Frage: „Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben?“, und daß er diese Frage dann mit „nein“ beantwortet.

Das ist nun wohl nach der anderen Seite auch wieder zu weit gegangen; aber jedenfalls müssen wir uns davor hüten, was manche Ameisenenthusiasten uns glauben machen wollen: daß in dem kleinen Hirn der Ameisen so ziemlich dieselben Gedanken, Gefühle und Gesinnungen gehegt werden wie im Kopfe des guten, fleißigen und patriotischen Bürgers im menschlichen Staate. Man muß sich eben immer vor Augen halten, bis zu welchem staunenswerten, kaum glaublichen Grade die Ausbildung wunderbarer, nützlicher Instinkte zur Erhaltung und Fortpflanzung aller der tausendfältig und hunderttausendfältig verschiedenen Arten gerade bei den Insekten geht.

Wenn z. B. die Holzwespe mit ihrer als Bohrer, Säge oder Feile gestalteten Legeröhre ihre Eier bis zwei Zentimeter tief in gesundes Holz hineinzupraktizieren weiß, wenn die Schlupfwespe ihre Eier auf lebende Raupen ablegt, die dann von den auskriechenden Larven angebohrt und allmählich bei lebendigem Leibe von innen bis auf die äußere Haut vollkommen ausgefressen werden, so wirft das nicht nur ein interessantes Streiflicht auf die „allgütige Mutter Natur“, sondern es beleuchtet auch so grell und kraß wie nur möglich die Tatsache, daß die kompliziertesten und zweckmäßigsten Einrichtungen und Gewohnheiten im Tierleben vorhanden sein können, während eine zweckbe-

Digitized by Google

wußte geistige Mitarbeit des einzelnen Tieres der Natur der Sache nach gar nicht denkbar, sondern vollkommen ausgeschlossen ist.

Unter diesen Umständen müssen wir immer die Frage aufwerfen, immer die Möglichkeit prüfen, ob nicht etwas, was uns nach dem Analogieschluß aus unserem eigenen Geistesleben zunächst unbedingt als Beweis ziel- und zweckbewußter Intelligenz erscheint, beim Tiere auf ganz anderem Wege zustande kommt, nämlich vermittels zweckmäßig ausgebildeter Triebe, denen das Tier instinktiv folgt, ohne so klar zu wissen warum, wie der Mensch. Vermittels zweckmäßig ausgebildeter Triebe, wiederhole ich, die ihre Entstehung den gewaltigen, in der ganzen belebten Natur wirkenden Faktoren verdanken, die wir heute in dem Ausdruck der Anpassung und der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein zusammenfassen.

Wir sehen gerade im Insektenreiche die körperliche Anpassung durch Schutzfarben und Schutzformen bis zu einem wahrhaft ungeheuerlichen, gar nicht mehr begreiflichen Grade fortschreiten in der allbekannten Mimikry, d. h. der genauen Nachahmung dürrer Blätter, Zweige oder anderer Dinge der Umgebung durch die ganze äußere Erscheinung eines Insektes.

Da hat es doch gar nichts so sehr Unwahrscheinliches mehr, sondern, wenn wir die Sache richtig betrachten, im Gegenteil von vornherein schon etwas Wahrscheinliches, daß in ebenderselben großen Tierklasse der Insekten auch eine ebenso weitgehende geistige Anpassung vorkommt, die bei den staatenbildenden Insekten ganz staunenswert zweckmäßige Handlungen und derart für die Erhaltung nützliche Gewohnheiten zutage fördert, ohne daß deshalb das einzelne Insekt sich des Zweckes und Nutzens seiner Handlungen und Gewohnheiten auch nur im geringsten bewußt wäre.

Wenn nun schon die zeitraubendsten Untersuchungen, die aufs schärfste ausgedachten, man möchte sagen ausgeklügelten Kontrollversuche nötig sind, um eine einfache Frage aus dem Geistesleben der Tiere einwandfrei festzustellen, wie schwer muß es dann erst sein, für außergewöhnliche geistige Leistungen von Tieren eine unanzweifelbare, wirklich natürliche Erklärung zu finden, klar und unzweifelhaft darzulegen, wie diese Leistungen zustande kommen, ohne dabei der stets drohenden Gefahr der Vermenschlichung des Tieres zu verfallen! Und damit komme ich auf den berühmtesten derartigen Fall aus unserer Zeit: auf den klugen Hans, den russischen Orlowhengst des Herrn von Osten in Berlin.

Ich wußte von diesem Pferde schon seit ungefähr zwei Jahren und wurde von verschiedenen Seiten aufgefordert, mir seine wunderbaren Leistungen anzusehen, die nicht auf Dressur im Sinne der Zirkustechnik, sondern auf wirklichem Unterricht, ähnlich dem Volksschulunterricht, beruhen sollten. Das klang mir ganz ungeheuerlich, und ich drückte mich, offen gestanden, um die Sache herum, solange ich konnte.

Da erschien ein Aufsatz von einem anerkannten Pferdekenner über den klugen Hans und seine Fähigkeiten, in dem alles das als Tatsache hingestellt wurde, was ich schon gehört hatte. Diese Veröffentlichung ging mir sofort von meinem Freund Schillings zu, offenbar in der größten Aufregung unordentlich zusammengeknüllt und mit der Randbemerkung versehen: „Was ist denn das für ein Blödsinn und Schwindel? Das müssen wir doch aufklären, da müssen wir hin!“ Nun wußte ich, daß ich wohl oder übel die nähere Bekanntschaft des klugen Hans würde machen müssen, und wir fuhren also nach der Griebenowstraße.

Dort auf dem engen, wenig einladenden Hofe, der schon so viele vornehme und hochgestellte Besucher gesehen hatte: Fürsten und Prinzen, Minister, Geheimräte und Professoren, dort trafen wir den Leiter des psychologischen Universitätsinstituts, Geheimrat Stumpf, mit seinem Assistenten Dr. von Hornbostel und den Vorsteher des Zoologischen Museums, Geheimrat Moebius, mit zweien seiner Abteilungskustoden, den Professoren Matschie und Reichenow, und sahen dann eine jener bekannten Vorführungen, wie sie Herr von Osten noch lange unter großem Zulauf gemacht hat.

Wir bemühten uns nun alle mit der größten Anstrengung und auf jede mit gesunden fünf Sinnen mögliche Weise, irgendein Anzeichen zu entdecken, welches zur Aufklärung in der Richtung der bekannten Zirkusdressur

Digitized by Google

hätte führen können. Es war nichts zu finden, und ich behaupte auch heute noch, es hat niemand von allen den Hunderten und Tausenden, die Stunden auf dem Hofe in der Griebenowstraße in Berlin zugebracht haben, irgend etwas finden können.

Es lag eben ein ebenso interessantes wie schwer aufzuklärendes Phänomen vor, und wenn in Berliner und auswärtigen Zeitungen amtliche und gelegentliche Mitarbeiter und Einsender aus dem Publikum über die ganze Sache ohne weiteres abschließende und absprechende Urteile öffentlich ausgesprochen haben, nachdem sie die Vorführungen unter einem Haufen von Menschen ein- oder zweimal flüchtig mit angesehen hatten oder gar, ohne sich die Sache überhaupt anzusehen, so konnte das natürlich weder die lebhaft und in den weitesten Kreisen bis ins Ausland hinein interessierten Zeitungsleser befriedigen, noch die der Sache Nahestehenden beirren, die den ernsten Willen hatten, zur Aufklärung alles mögliche beizutragen. Aus dieser Gesinnung heraus sagte ich bald zu Schillings: „Ich verzweifle daran, daß wir durch einfache Beobachtung an Herrn von Osten und seinem Hans irgend etwas entdecken werden. Wenn der alte Herr seinem Pferde irgendwelche absichtliche Zeichen und Hilfen gibt, so sind sie so fein und raffiniert, daß sie niemand sieht, und es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als die Probe auf das Exempel zu machen. Sie haben Zeit und Sie haben Talent, mit Tieren umzugehen; probieren **Sie** es doch einmal mit dem Tiere! Wenn es bei Ihnen dasselbe leistet, Ihnen ebensogut antwortet und rechnet, so ist wenigstens so viel sicher, daß nicht irgendwelche absichtliche Zeichen und bewußte Dressurhilfen nötig sind, und damit wird dann ein Boden für die eigentlich wissenschaftlich-psychologische Untersuchung geschaffen."

Alle Welt weiß, daß Schillings dieses von mir vorgeschlagene Experiment mit dem glänzendsten Erfolge gemacht, daß er bald und nachher wochen- und monatelang mit dem klugen Hans gearbeitet und dessen eigentlichen Herrn zeitweise ganz in den Hintergrund gedrängt hat. Ihm bleibt auch jedenfalls das Verdienst, daß er die Sache sozusagen an die große Glocke gehängt, das öffentliche Interesse darauf gelenkt hat; es ist ihm aber das Unrecht geschehen, daß man ihn alsbald mit Herrn von Osten vollständig identifiziert, in einen Topf geworfen hat, was Proben, Kontrollversuche usw. anlangt, während er tatsächlich schon die erste Probe, den ersten Kontrollversuch darstellte, wie ich als Zeuge des historischen Hergangs unmittelbar bekräftigen kann. Seit Schillings in Abwesenheit des Herrn von Osten den klugen Hans vorführte, konnte, genau genommen, gar kein Zweifel mehr sein, daß es sich um einen Zirkustrick irgendwelcher Art bei der ganzen Sache **nicht** handelte.

Geheimrat Stumpf wollte das aber von einer größeren Anzahl sachverständiger und einwandfreier Männer öffentlich bestätigt haben, ehe er mit den jüngeren Psychologen seines Instituts an die positive Untersuchung und Feststellung heranging, und das kann man nur sehr begreiflich finden; denn es lohnte sich nicht, ein mit den bekannten Mitteln der Zirkustechnik dressiertes Pferd psychologisch zu untersuchen, und sei seine Dressur noch so fein.

Es wurde deshalb die bekannte Kommission gebildet, der auch ich angehörte, und in der sowohl die praktische Pferdekunde und Dressurtechnik als die verschiedenen in Betracht kommenden Wissenschaften, die Zoologie, Physiologie, Psychologie und Veterinärmedizin vertreten waren. Diese Kommission machte eine ganze Reihe von Versuchen mit und ohne Herrn von Osten und Herrn Schillings und ohne beide und kam bald zu dem Resultat, das eigentlich, genau genommen, wie ich schon sagte, durch Schillings schon gegeben war: daß Dressurtricks irgendwelcher Art im Sinne der Zirkustechnik nicht obwalteten, daß das Pferd bewußte Hilfen und absichtliche Zeichen irgendwelcher Art **nicht** erhielt.

Das wurde denn auch in einer öffentlichen Erklärung einstimmig und unter dem vollen Gefühle der Verantwortlichkeit ausgesprochen. Diesem ersten entscheidenden Teile der Erklärung wurden dann noch einige Sätze mehr referierender Natur angehängt, die nicht sowohl einer Verpflichtung der Kommission als dem allgemeinen Verlangen des interessierten Publikums entsprachen und für das Publikum und die Tageszeitungen berechnet waren, nicht aber für psychologische

Digitized by Google

Fachzeitschriften und Fachleute. In diesen Schlußsätzen war auch von unabsichtlichen Hilfen und unwillkürlichen Zeichen die Rede, und es wurde gesagt, daß nach der Meinung der Kommission auch alles derartige ausgeschlossen erscheine.

Das war nun ein Irrtum, denn es wurde bald ein zweites am klugen Hans zu beobachtendes Phänomen im Kreise der Näherstehenden bekannt, das zunächst alle vollständig verblüffte und ratlos machte, dann aber gerade auf den Weg der unwillkürlichen Hilfen hinwies, auf dem denn schließlich auch des Rätsels Lösung gefunden wurde.

Man konnte sich nämlich überzeugen, daß man die Zahlen, welche man dem klugen Hans sonst in Form von Rechenexempeln aufgab, nur lebhaft zu denken brauchte: auch dann schon gab sie das Pferd durch das bekannte Hufklopfen richtig an.

Dieses Experiment habe ich selbst wiederholt mit dem Tiere gemacht und ebenso der Professor der Zoologie zur Straßen in Leipzig, der sich zufällig in Berlin befand und das Pferd vorher nie gesehen hatte. Anwesend waren dabei unsere Frauen und Herr Schillings; aber es wußte immer nur derjenige die Zahl, der sie sich dachte, und Herr Schillings insbesondere diente dabei immer nur dem Zwecke, das Pferd zur Aufmerksamkeit zu bringen.

Hier verdient ein Ausspruch des Kommissionsrats Busch Erwähnung, der beweist, welch richtiges Gefühl dieser praktische Pferdekenner für die Sachlage hatte. Busch meinte, nachdem die Versuche der Kommission, der er auch angehört hatte, beendet waren, es müsse doch irgendein Konnex bis jetzt unbekannter Art zwischen Herrn von Osten oder der sonst fragenden Person und dem klugen Hans existieren, es sei nur nicht möglich, diesen Konnex nachzuweisen.

Hier setzten nun die Psychologen, nachdem ihnen der Boden durch die Kommission geebnet war, mit ihren weiteren Forschungen ein, und namentlich der äußerst scharfen Beobachtungsgabe und systematischen Arbeit des Herrn Oskar Pfungst, eines jüngeren Psychologen aus dem Stumpfschen Institut, ist es zu verdanken, daß wir heute in Sachen des klugen Hans klar sehen und wissen, wie er seine Exempel rechnete und seine Worte buchstabierte, ohne doch über seinen Pferdeverstand zum Menschenverstand sich zu erheben. Er hat gelernt, seinem Lehrmeister oder dem Fragenden die Antwort vom Gesichte abzulesen, an ganz kleinen, für die meisten Menschen unmerklichen Bewegungen des oder der vor ihm Stehenden zu erkennen, wann er mit dem Treten aufhören muß. Der kluge Hans ist eine Art Cumberland, eine Art Gedankenleser unter den Pferden, wie ihn Dr. Moll bei einer Besprechung in der Psychologischen Gesellschaft sehr treffend genannt hat.

Wie geht das zu, und wie wurde das nachgewiesen?

Pfungst, der, wie gesagt, eine äußerst scharfe und fein geschulte Beobachtungsgabe besitzt, glaubte ganz kleine Bewegungen bei Herrn von Osten zu bemerken, wenn der kluge Hans bei der Schlußzahl des Exempels angelangt war. Schillings konnte dasselbe nicht wahrnehmen, trotzdem man ihm als Meisterschützen und Meisterphotographen der Tiere der afrikanischen Wildnis gewiß scharfe Beobachtung und rasche Auffassung zutrauen darf. Um so feine Reaktionen handelt es sich hier!

Daraufhin machte Pfungst folgenden Kontrollversuch. Er arbeitete einen sogenannten Sommerschen Apparat derart um, daß die sehr empfindlichen Hebelvorrichtungen auch die feinsten Bewegungen eines in den Apparat eingespannten Menschen in drei verschiedenen Richtungen sehr vergrößert als Kurven aufschreiben. Genauer darf ich mich nicht ausdrücken, um Pfungst nicht in der Öffentlichkeit vorzugreifen. Nun ließ sich Pfungst von verschiedenen beliebigen, in diesen Apparat eingespannten Menschen Fragen stellen und Aufgaben geben, wie man das beim klugen Hans gewöhnt war, und beantwortete sie durch Klopfen. Pfungst spielte sozusagen den klugen Hans und der in den Apparat eingespannte Partner den Herrn von Osten.

Und siehe da: jedesmal beim Schlußklopfen, wenn die gedachte und gewünschte Zahl erreicht war, zeigte der Apparat einen großen Ausschlag der Kurve an, das heißt, die Versuchsmenschen machten Bewegungen.

Nun wurden Herr von Osten und sein kluger Hans wieder von zwei Beobachtern

untersucht, die mit Einfünftelsekundenuhren versehen waren, wie sie beim Rennen benutzt werden, und die, einer den Mann, der andere das Pferd, scharf fixierten. Dabei erwies sich mit Hilfe der Uhren deutlich, daß die Reaktion beim Mann eher eintrat als beim Pferd, und zwar etwa um eine Fünftelsekunde früher. Damit war die äußere Möglichkeit erwiesen und zugleich eine große innere Wahrscheinlichkeit gegeben, daß der kluge Hans diese seinen Bewegungen wahrnahm und gelernt hatte, sich nach ihnen zu richten.

Das wurde noch wahrscheinlicher gemacht durch Wiederholung der Scheuklappenversuche, die früher schon angestellt worden waren. Dabei zeigte sich deutlich, daß die Antwortfähigkeit des Pferdes aufhörte, sobald es den Fragenden nicht mehr sehen konnte. Unwiderleglich erwiesen wurde aber der Zusammenhang durch weitere langwierige und zeitraubende, mit der größten Sorgfalt angestellte und aufgezeichnete Versuchsreihen von Pfungst, wobei dieser junge Psycholog eine ganz erstaunliche Selbstbeherrschung und Nervenkraft an den Tag legte.

Er konnte bald, und kann es natürlich heute noch, ganz nach Belieben dem Pferde die Antwort ermöglichen oder unmöglich machen, je nachdem er entweder durch die denkbar größte Nervenspannung jede, auch die kleinste unwillkürliche Bewegung vermeidet oder ohne besondere Anspannung wie jeder andere unbefangene Mensch seine Fragen stellt. Pfungst ist zurzeit auf Grund eines riesigen Materials von Beobachtungsprotokollen mit allen möglichen Zahlenreihen und Tabellen mit der Ausarbeitung einer erschöpfenden wissenschaftlichen Abhandlung über den klugen Hans beschäftigt, die gewiß in den weitesten Kreisen viel Interesse finden wird.

Danach kann es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der kluge Hans bei seinen Antworten keinerlei geistige Arbeit im höheren Sinne leistet, sondern nur auf die kleinen, fast unmerklichen und ganz unabsichtlichen Hilfen achtet, die der Fragende ihm gibt, und die historische Entwickelung der Sache wird also die gewesen sein, daß, während Herr von Osten glaubte, das Pferd zu unterrichten wie ein Kind, dieses sich nur auf die scharfe Beobachtung der kleinen Bewegungen seines Herrn einübte, um seine Brot- und Mohrrübenstückchen zu erhalten.

Alle Einzelheiten werden in der Pfungstschen Abhandlung enthalten sein. Ich darf dem fleißigen Verfasser nicht zuviel vom Inhalt vorwegnehmen. Ich möchte hier nur noch einen Hinweis geben, wie die scheinbar so fremdartigen und grundstürzenden Leistungen des klugen Hans mit bekannten Tatsachen in Verbindung gebracht und dadurch erklärlich gemacht werden können, und da möchte ich erinnern an die Gestikulation, als eine natürliche Gewohnheit und Neigung des Menschen, seine Worte und auch lebhafte Gedanken mit unwillkürlichen, ganz unbewußt ausgeführten Bewegungen zu begleiten.

Die minimale unbewußte Bewegung des Fragenden, wenn die Schlußzahl erreicht ist, ist schließlich etwas Ähnliches wie der erste Anfang oder der letzte Rest einer zustimmenden und abschließenden Gestikulation, und da die Gestikulation zum mindesten bei den Genossen desselben Volkes dieselbe ist, so wird es in dieser Beleuchtung auch erklärlicher, warum der kluge Hans imstande ist, verschiedenen Personen zu antworten.

Auf alle Fälle bleibt das Pferd des Herrn von Osten ein Phänomen, das merkwürdigste Tier seiner Art, das bis jetzt bekannt geworden ist: ein unerhört feiner Gedankenleser unter den Pferden, wie man ihn bis dahin sich nicht hätte träumen lassen. Die Unsterblichkeit ist ihm und seinem Herrn in der Geschichte der Tierpsychologie und der Sinnesphysiologie sicher.

Am lehrreichsten ist der kluge Hans aber als Beispiel dafür, daß bei Tieren geistige Leistungen möglich sind, welche äußerlich und scheinbar spezifisch menschlichen aufs Haar genau gleichen, innerlich und in Wirklichkeit aber auf ganz andere Weise zustande kommen. Der kluge Hans rechnet und buchstabiert anscheinend genau wie ein Volksschüler, und tatsächlich weiß er von Zahlen und Buchstaben gar nichts, sondern achtet nur scharf auf kleinste unbewußte Bewegungen des vor ihm stehenden Menschen, die ihm anzeigen, wann er mit dem Hufscharren aufhören muß, um Mohrrüben- und Brotstückchen zu erhalten.

Man mache sich nur einmal klar, wie zweifelnd wir notwendigerweise nach dieser

Digitized by Google

Erfahrung allen anscheinenden Beweisen außergewöhnlicher Intelligenz gegenüberstehen müssen, welche uns von Tieren in der Literatur berichtet werden.

Der kluge Hans ist so recht ein Schulfall dafür, eine eindringliche Mahnung, nie zu vergessen, daß das Geistesleben und die Vorstellungswelt zwischen Mensch und Tier grundverschieden sein kann, auch bei äußerlich und scheinbar ganz gleichen Intelligenzbeweisen. Hier möchte ich auf einige Unterschiede zwischen verschiedenen Tieren und dem Menschen zu sprechen kommen, die ein jetzt sehr fruchtbarer Tagesschriftsteller, Theodor Zell, neuerdings wieder gebührend betont hat in seinem lesenswerten kleinen Buche „Ist das Tier unvernünftig?“ Zell hebt mit Recht hervor, daß die Bedeutung der verschiedenen Sinne, namentlich des Gesichtes und des Geruchs, bei den Vögeln, bei den verschiedenen Säugetiergruppen und beim Menschen zum Teil eine ganz verschiedene ist. Es ist das ja eine an sich ganz bekannte Tatsache, aus der aber nicht immer die nötigen Konsequenzen gezogen werden. So weiß jeder, daß der Hund ein Nasentier ist, sich in allem seinen Tun und Lassen von seinen Geruchseindrücken bestimmen läßt, während wir Menschen uns in erster Linie nach unseren Sehwahrnehmungen richten. Aber selten malen wir es uns einmal aus, aus wie verschiedenen Elementen sich infolgedessen das Geistesleben des Hundes zusammensetzen muß im Vergleich mit dem unseren. Man denke sich eine Ortskenntnis, eine Personenkenntnis, ein Gedächtnis aufgebaut auf Gerüchen, und es wird einem die Erkenntnis dafür aufgehen, wie schwer es ist, sich ein richtiges Urteil über geistige Leistungen bei Tieren zu bilden, geistige Leistungen von Tieren gerecht und sachlich, wissenschaftlich richtig zu beurteilen, ohne durch Analogieschlüsse aus dem eigenen Geistesleben in den Fehler der Vermenschlichung des Tieres zu verfallen.

Aber wie sollen wir überhaupt zu einer richtigen Erkenntnis und Beurteilung tierischen Geisteslebens kommen? Wo sollen wir uns in dieser schwierigen Frage Rats erholen? Zu diesem Zwecke können wir nicht sicherer gehen, als wenn wir uns an das halten, was mein verehrter Lehrer, der große Leipziger Psycholog Wundt, in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ niedergelegt hat.

Es mag dahingestellt bleiben, ob über die Tierpsyche heute schon ein abschließendes Urteil möglich ist, ob über diesen schwierigen und umfangreichen Gegenstand nicht noch schärfere und exaktere Untersuchungen angestellt werden könnten.

Jedenfalls ist aber bis jetzt noch kein einwandfreier Fall festgestellt, wo sich die geistige Leistung eines Tieres über das Niveau erhoben hätte, das der Psycholog mit der von ihm so genannten Assoziation bezeichnet, das ist die Verbindung von Sinneswahrnehmungen und -erfahrungen mit Handlungen in zweckmäßiger Weise, meist so, daß die Handlungen dem persönlichen Wohle oder der Erhaltung der Art des Tieres zugute kommen.

Diese zweckmäßigen Handlungen infolge von Sinneswahrnehmungen und persönlichen Erfahrungen kann man nicht unter den Instinkt mit einreihen, wenigstens nicht unter den Instinkt in dem scharf umgrenzten modernen Sinne, wie wir das Wort jetzt in der Zoologie meist gebrauchen: als vererbte Gewohnheit. Aus den Instinkthandlungen in diesem Sinne scheidet das Persönliche, das Individuelle vollständig aus, und das Tier handelt vermöge seines angeerbten Instinkts zweckmäßig, ohne von dem Zwecke seiner Handlung eine Ahnung zu haben.

Hier ist die Stelle, wo ich, soweit das nötig ist, noch einmal aufräumen möchte mit dem alten Vorurteil und der alten Phrase, daß der Mensch nur mit Verstand und das Tier nur aus Instinkt handle, daß die intelligentesten Tiere einen verstandesähnlich entwickelten Instinkt besäßen usw. Derartige Redensarten sind durchaus unzulässig, weil sie der tatsächlichen Beobachtung, den Erfahrungstatsachen widerstreiten.

Auch der Mensch begeht zeit seines Lebens eine große Menge Instinkthandlungen. Wenn das neugeborene Kind die Mutterbrust sucht, so ist das nichts anderes als Instinkt und ein ganz selbstverständlicher Instinkt, weil der Mensch, zoologisch betrachtet, doch nun einmal ein Säugetier ist. Und wenn eine Dame im Augenblick, wo sie von der Straßenbahn fällt, sich mit aller Kraft an der

Digitized by Google

Messingstange festhält, statt schnell loszulassen, so daß sie eine ganze Strecke mitgeschleift wird, so ist das auch nichts anderes als Instinkt.

Der Instinkt gebietet, sich beim Fallen festzuhalten, weil er noch aus einer Zeit stammt, wo es zwar keine elektrischen Straßenbahnen, wohl aber Bäume, Flußufer und Felsenabhänge gab, von denen man herunterfallen konnte. Da hatte das Festhalten einen Zweck.

Anderseits geht es ebensowenig an, die Tiere als reine Instinktmaschinen hinzustellen, die jeder höheren und freieren Geistestätigkeit bar, gar nicht zu persönlichen geistigen Leistungen nach eigener Wahl und Überlegung fähig wären. Im Gegenteil, sie sind sehr wohl imstande, mit ihren Sinneswahrnehmungen und persönlichen Erfahrungen kraft ihres Gedächtnisses geistige Erkennungs- und Wiedererkennungsakte zu verbinden und so auf Grund individueller Geistestätigkeit ihr Handeln zweckmäßig einzurichten. Dagegen scheint ihnen begriffliches, abstraktes Denken verschlossen zu sein; wenigstens hat sich bis jetzt immer, wo man solches annahm, schließlich doch ein anderer Zusammenhang herausgestellt. Daß es eine feine, aber scharfe Grenze gibt, an der selbst die klügsten Tiere sich plötzlich ganz unbegreiflich dumm benehmen, mögen einige Beispiele besser illustrieren als weitere allgemeine philosophische Deduktionen.

Unser bekannter Afrikaner Schillings kann gar nicht Worte genug finden der Bewunderung, wie ausgezeichnet der afrikanische Elefant, der heutzutage wegen seines Elfenbeins unablässig verfolgt, von Ort zu Ort gehetzt wird, wie ausgezeichnet dieses kluge Riesentier es verstanden hat, sich diesen gefährlichen Lebensumständen anzupassen. Mäuschenstill verhält sich die ganze Herde, wenn sie sich am abgelegenen und verborgenen Waldort zur Ruhe eingestellt hat; kein Knacken eines Zweiges, kein sonstiger Laut verrät ihre Gegenwart. Aber ihre Verdauungsgeräusche, die, wie man sich denken kann, ungefähr dem in der Ferne rollenden Donner gleichen, lassen die Tiere ungeniert ertönen und bringen sich dadurch um die ganze Wirkung aller ihrer sonstigen Vorsicht.

Noch mehr zu denken gibt ein Beispiel, welches wir Th. Zell verdanken. Es handelt sich dabei um den Hund eines Bukarester Ladeninhabers, der angeblich für Geld sich etwas zu kaufen verstand und überhaupt ein solcher Ausbund von Klugheit war, daß er ein „Überhund“ genannt wird. Aber selbst dieser hochgebildete „Überhund“ fiel genau so gut wie jeder gewöhnliche Straßenköter einem rohen tierquälerischen Unfug zum Opfer, den sich der Bukarester Mob nach Zells Bericht ganz gewohnheitsmäßig mit Hunden zu erlauben pflegt. Man fand ihn verendet mit einer an den Schwanz angebundenen alten Konservenbüchse; er hatte sich wie so viele seinesgleichen vor diesem rasselnden Anhängsel zu Tode geängstigt und zu Tode gerannt.

Was lehrt uns dieses Beispiel? Nun, ich glaube, es beleuchtet ganz grell die feine, aber scharfe Grenze, die zwischen menschlicher und tierischer Intelligenz besteht. Wie wäre es sonst möglich, daß ein roher und grausamer Pöbel in Bukarest Hunde, also hochintelligente Tiere, auf solche läppische und dumme Art und Weise zu Tode quälen könnte? Das geschieht aber ganz gewohnheitsmäßig, wie wir hören: es müssen also doch alle Hunde darauf hineinfallen! Man fragt sich vergebens, warum der Hund sich nicht einmal in aller Ruhe das Ding näher besieht, das man ihm da an den Schwanz angebunden hat. Ich bin überzeugt, in weitaus der Mehrzahl der Fälle wäre er ohne große Schwierigkeit imstande, sich mit Hilfe seines kräftigen Gebisses von dem lästigen Anhängsel zu befreien. Wenn ihn ein Floh am Schwanze beißt oder die Räude ihn dort juckt, versteht er es doch auch sehr gut, jede beliebige Stelle des Schwanzes mit den Zähnen zu erreichen.

Aber, ich wiederhole es, es besteht eine Grenze zwischen menschlicher und tierischer Intelligenz, begriffliches, abstraktes Denken bleibt dem Tiere versagt, und deshalb fehlt ihm auch diejenige Fähigkeit, die der sicherste Beweis für begriffliches, abstraktes Denken ist, die S p r a c h e.

Das Tier besitzt zwar gewisse Elemente der Sprache, es erreicht gewisse Vorstufen zur eigentlichen Sprache im menschlichen Sinne dadurch, daß es imstande ist, seine

Digitized by Google

Gemütsbewegungen durch Laute zu äußern und im besten Falle auch gewisse Vorstellungen, die mit Sinneswahrnehmungen und daraus entstehenden Gemütsbewegungen zusammenhängen. Aber zur begrifflichen Sprache im höheren Sinne mit logisch gegliederter Wort- und Satzform kommt es nicht — ganz einfach, weil das begriffliche Denken fehlt, dessen Ausdruck die Wortsprache ist. Wundt meint daher: „Auf die Frage, warum die Tiere nicht sprechen, bleibt also die bekannte Antwort: weil sie nichts zu sagen haben, die richtigste."

Und ich möchte hinzufügen: Wenn man so die Sachlage erfaßt, wie sie ist, dann hat es auch gar nichts Verwunderliches mehr, daß am Kehlkopf, der Zunge und den anderen etwa noch für die Sprache in Betracht kommenden Organen des Menschen sich nicht die geringste besondere Ausbildung und Einrichtung findet, die auf eine besondere Fähigkeit dieser Organe hindeutet. Die gegliederte Wortsprache ist eben keine Leistung des menschlichen Kehlkopfes und der menschlichen Zunge, sondern eine Leistung des menschlichen Gehirns. Dort, in unserem Gehirn, finden wir wirklich auch nachweisbar das Sprachvermögen lokalisiert in dem sogenannten Sprachzentrum oder Brocaschen Zentrum, d. h. in der dritten sogenannten Stirnwindung. Das wissen wir schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den französischen Anatomen Broca, den Vater der exakten Anthropologie oder Wissenschaft vom Menschen, und zwar hat die Mehrzahl der Menschen, die Rechtshändigen, nach dem Gesetze des gekreuzten Nervenfaserverlaufs ihr Sprachzentrum auf der linken Hirnseite, die Minderzahl der Linkshändigen, zu denen ich selbst gehöre, auf der rechten.

Nun können wir auch nicht mehr im Zweifel sein, wie wir den Besitz der Sprache beim Menschen, das Fehlen beim Tier aufzufassen haben. Es fehlt den Tieren nicht im Kehlkopf, sondern im Gehirn, und daß die Sache so liegt, das ist eben der beste Beweis dafür, daß es doch einen tiefgreifenden, prinzipiellen Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Geistesleben gibt.

Wie verhalten sich nun dazu die sprechenden Vögel, namentlich die sprechenden Papageien?

Um die merkwürdige Begabung dieser Tiere auf dem richtigen Hintergrunde zu sehen, muß man sich erinnern, daß das Nachahmen von Tönen und Geräuschen, das Spotten, von manchen Vögeln auch in der Freiheit schon geübt wird, z. B. aus unserer heimischen Vogelwelt vom Eichelhäher oder Holzschreier und vom Neuntöter oder rotrückigen Würger. Zahme Rabenvögel krächzen mit heiserer Stimme ihr: „Jakob, wo bist du?", und der Gimpel oder Dompfaff lernt ein oder mehrere Lieder musikalisch richtig und melodisch schön seinem Lehrmeister nachpfeifen.

Ebenso spricht der Papagei die Worte nach, die man ihm vorspricht oder die er sprechen hört; er spottet, genau genommen, dem Menschen nach. Dabei ist es oft erstaunlich und zu bewundern, wie richtig er die Gegenstände und Personen, überhaupt die ganzen äußeren Umstände und Verhältnisse beachtet, auf die das absichtlich Angelernte oder zufällig Aufgeschnappte Bezug hat; aber von dem wörtlichen Inhalt und der sprachlichen Zusammensetzung dessen, was er spricht, hat der Papagei keine Ahnung, und deshalb hat diese Art Sprechen auch nicht die geringste prinzipielle Bedeutung für die geistigen Fähigkeiten und Leistungen des Tieres gegenüber denen des Menschen.

Der sprechende Papagei ist durch seine Sprachbegabung in die bevorzugte Lage versetzt, seine Intelligenz effektvoller zu beweisen als ein anderer Vogel, der vielleicht ebenso intelligent ist; aber dieses Sprechen, das im Grunde genommen nichts anderes ist als die Betätigung einer Spottlust, eine Spötterei, wie sie in der Vogelwelt mehr vorkommt, dieses Papageiensprechen darf man nicht als Beweis einer ganz hoch und einzig dastehenden Intelligenz ansehen, die über alle andere tierische Intelligenz weit hinausginge.

Mag der sprechende Papagei seine Redensarten noch so richtig anwenden, mit noch so treuem Gedächtnis und einem oft verblüffenden Gefühl für den passenden Moment, wohin sie gehören: er wird eine solche Redensart doch niemals nach ihren einzelnen sprachlichen Bestandteilen selbständig verarbeiten und durch eigene Geistestätigkeit umformen. Er lernt in seinem ganzen, oft

Digitized by Google

Jahrzehnte währenden Leben das nicht, was das menschliche Kind in Monaten lernt.

Es fehlt eben auch ihm nicht in der Kehle, sondern im Kopfe; das muß selbst der begeistertste Papageienliebhaber einsehen, wenn er unbefangen beobachtet.

Der Vollständigkeit halber muß hier auch die sogenannte Affensprache noch kurz berührt werden, die durch das Buch des Amerikaners Garner eine gewisse Berühmtheit in der populären Literatur erlangt hat. Garner hat seine Versuche namentlich an Kapuzineraffen angestellt, die in der Tat eine besonders modulationsfähige, man möchte fast sagen melodische Stimme besitzen, und dabei auch den Phonographen benutzt, um die Laute des einen Affen zu fixieren und sie dann vor den Ohren des anderen zu reproduzieren. Durch das Benehmen des zweiten Affen glaubte er dann den Beweis geliefert zu haben, daß dieser die aus dem Apparat ertönenden Laute des ersten in ihrer Bedeutung genau verstand.

Diese Untersuchungen sind hochinteressant und gewiß auch nicht unverdienstlich; aber die tiefe Kluft zu überbrücken, welche gerade durch Besitz und Fehlen einer Wortsprache im höheren Sinne zwischen Mensch und Tier gähnt, das vermögen sie sicher nicht: denn es handelt sich auch hier in letzter Linie wieder um Ausdruck von Gemütsbewegungen, der ja, wie wir wissen, allen höheren Tieren gegeben ist.

Dagegen rücken zwei andere seelische Betätigungen die höheren und höchsten Tiere in unmittelbare Nähe des Menschen; seelische Betätigungen, die ohne weiteres vielleicht gar nicht als besondere, hervorragende Leistungen erscheinen. Ich meine das Träumen und das Spielen.

Wir beobachten am Hunde im Schlafe oft ein Knurren, Winseln und unterdrücktes Bellen, verbunden mit Schwanzwedeln und zuckenden Bewegungen der Beine. Entsprechende Beobachtungen hat man beim Pferde gemacht, und Vögel hört man öfter im Schlafe singen.

Aus alledem schließt man, daß diese Tiere träumen, daß im Schlafe durch irgendwelche Reizungen in ihrem Zentralnervensystem ähnliche Reaktionen entstehen wie im wachen Zustande durch Sinneswahrnehmungen und die damit verbundenen Gemüts- und Körperbewegungen.

Wie weit freilich diese tierischen Träume an das heranreichen, was die selbsttätige Phantasie im menschlichen Traume leistet, das ist schwer zu sagen, das wird wohl niemals sicher festgestellt werden. Weiß man doch nicht einmal, ob der Mensch immer träumt oder nur manchmal; denn es wäre doch möglich, daß er die meisten seiner Träume wieder vergißt. Da nun das Tier im wachen Zustande unverkennbare Beweise schöpferischer Phantasie im höheren Sinne nicht gibt, so dürfen wir wohl auch seine Träume nicht höher einschätzen denn als eine gewisse Erinnerungstätigkeit, vermöge deren der Hund z. B. sich im Traume auf der Jagd befindet oder in einer Beißerei mit seinesgleichen, der singende Vogel im Traume ein Weibchen oder einen Nebenbuhler seiner Art vor sich sieht. Immerhin behält aber der Traum des Tieres als seelische Betätigung von innen heraus, ohne nachweisbaren äußeren Anreiz, seine Bedeutung.

Eine bessere Einsicht als in die Träume haben wir in die Spiele der Tiere, und hier ist auch ein Unterschied zwischen Mensch und Tier unschwer erkennbar.

Während nämlich das Spiel des menschlichen Kindes sich auf alle nur denkbaren menschlichen Betätigungen erstreckt und hier die kindliche Phantasie zur Freude der Eltern oft die wunderschönsten Blüten treibt, beschränkt sich das Spiel des Tieres, kritisch betrachtet, immer auf die spielende Nachahmung der elementarsten Lebensbetätigungen: des Nahrungserwerbs und der Lebenserhaltung, also auf Jagd, Kampf und Flucht. Vergegenwärtige man sich nur irgendwelche spielenden Tiere, so wird man gar keine weiteren Beweise meiner Behauptung mehr verlangen. Zur weiteren Veranschaulichung möchte ich nur noch ein Beispiel anführen, das sehr charakteristisch ist. Die Jungen der fliehenden, nicht wehrhaften Huftiere, die Pferdefohlen, Hirsch- und Antilopenkälber, geben ihre Spiellust durch plötzliches Davonrennen zu erkennen, die wehrhaften Rinder, Ziegen und Schafe durch scherzhaften Angriff. Trotz dieser offensichtlichen Beschränkung im Inhalt des tierischen Spiels bleibt doch immerhin die Tatsache nicht zu

Digitized by Google

unterschätzen, daß das höhere Tier mittels gewisser Anfänge einer Phantasie imstande ist, seine ernsthaften, wilden Triebe bis zum harmlosen Spiel abzuschwächen, und es ist dabei wieder nicht zu verwundern, daß das Haustier am meisten die Spiellust bis ins erwachsene Alter beibehält, weil bei ihm durch den Einfluß des Menschen die natürlichen wilden Instinkte am meisten gemildert sind.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich nicht unausgesprochen lassen, daß die sogenannten Liebesspiele vieler Tiere durchaus keine Spiele im eigentlichen Sinne, sondern sehr ernstgemeinte Liebeswerbungen sind und durchaus nicht mit den wirklichen Spielen in einen Topf geworfen werden dürfen, wie dies selbst von wissenschaftlicher Seite geschehen ist. Das kann ein Zoologe, namentlich ein Ornithologe, der das Vogelleben kennt, niemals zugeben.

Ebenso müssen wir nach den neuesten Berichten und Erfahrungen bestreiten, daß der Gebrauch von Werkzeugen ein durchgreifender Unterschied zwischen Mensch und Tier wäre.

Daß geistig hochstehende Tiere in der Gefangenschaft unter dem Beispiel und Einfluß des Menschen sehr wohl lernen, Werkzeuge zu gebrauchen, wenn sie nur körperlich dazu fähig sind, beweisen uns zahme Elefanten und Affen mit ihrem Rüssel oder ihren Händen. Wir hatten jahrelang im Berliner Zoologischen Garten in einem Außenkäfig des neuen Affenhauses einen japanischen Rotgesichtaffen, der — jedenfalls dank dem leuchtenden Vorbilde unserer Aktionär- und Abonnentenjugend — ganz famos mit Sand und Steinen werfen konnte wie ein Straßenjunge, und diese schöne Kunst tagtäglich zum lautesten Jubel der Besucher übte, in der größten Wut und mit der unverkennbaren Absicht, seinen Gegnern damit etwas Böses anzutun. Dasselbe berichten aber auch so glaubwürdige Forschungsreisende, wie z. B. Oskar Neumann, aus Afrika von den Herden wilder Paviane, die ja vielfach Felsenaffen sind, und neuerdings hat Zenker, ein vortrefflicher Sammler und Kenner des Gorillas, in Kamerun beobachtet, daß das alte Gorillamännchen abgerissene grüne Zweige mit Laub als Fliegenwedel benutzt.

So viel steht also meines Erachtens fest, daß man den erfinderischen Gebrauch von Werkzeugen heute nicht mehr als eine geistige Fähigkeit hinstellen kann, welche auch in ihren einfachsten Anfängen dem Tiere ausnahmslos versagt wäre.

Und schließlich das ganze große Gebiet des Seelenlebens, welches wir unter dem Ausdruck der Gemütsbewegungen zusammenfassen. Es ist nicht möglich, sich auch hierin noch zu vertiefen. Ich möchte daher nur im allgemeinen sagen: auch hier sind dieselben Grundlinien und Grundelemente vorhanden wie beim Menschen; es ist nur alles weniger klar und bewußt als beim Menschen, weil das begriffliche Denken fehlt. Trotzdem kann in vieler Beziehung eine sehr hohe und feine Ausbildung erreicht werden, und das darf uns nicht wundernehmen. Denn wenn wir den wirksamen Faktoren unserer modernen Naturanschauung, der Anpassung und natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein, auf körperlichem Gebiete die wunderbare bildnerische Kraft zuschreiben, die wir in den unendlich mannigfaltigen Formen der Pflanzen- und Tierwelt vor uns sehen, so müssen wir konsequenterweise eine ähnliche ausbildende Wirkung derselben Faktoren auch für das Seelenleben annehmen und zugeben, daß auf diesem Wege sehr vieles triebmäßig von der Natur angezüchtet sein kann, was zunächst in jedem einzelnen Falle als bewußter persönlicher Ausdruck hochentwickelten Seelenlebens erscheint.

Durch diese naturwissenschaftliche Erklärung der triebmäßigen Anzüchtung müssen wir sogar, wenn wir unbefangen und wissenschaftlich einwandfrei vorgehen wollen, zunächst auch die allerfeinsten und edelsten Blüten tierischen Seelenlebens zu verstehen suchen, die anderseits wieder geradezu als die Anfänge von Moral und Sittlichkeit erscheinen. Ich fasse dabei von meinem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, der aber hier bei Beurteilung von Tieren nicht wohl angefochten werden kann, Moral und Sittlichkeit im Sinne der Unterdrückung des naiven, rohen Egoismus, des rücksichtslosen Strebens nach dem eigenen Vorteil, die Unterdrückung dieses natürlichen Strebens, welches jedem Organismus kraft des Selbsterhaltungstriebes zunächst innewohnt, zu-

Digitized by Google

gunsten des Wohles der Gesamtheit. Derartiges kann sich natürlich nur bei geselligen Tieren entwickeln; denn nur da ist eine höhere Gesamtheit vorhanden.

Bei geselligen Tieren, wenn sie nur sonst geistig hoch genug stehen, finden wir aber auch diese ersten Anfänge der Moral, die Zurückstellung des persönlichen, eigenen Wohles hinter das Wohl der Gesamtheit. Ich erinnere nur an die Affenbanden, an die Elefantenherden und ihr inneres wohlgeordnetes Leben, und an den Hund, bei dem, wie wir in diesem Zusammenhange kurz sagen können, an Stelle der Gesamtheit von seinesgleichen der Herr getreten ist, dem er sich unterordnet.

Aus diesem Gesichtspunkte ist es unserem guten Hunde auch nicht so übelzunehmen, daß er dem neuen Herrn beim Besitzwechsel meistens wieder mit derselben Treue dient, sobald er sich an ihn gewöhnt hat.

Einen bezeichnenden Unterschied gibt es aber doch wieder zwischen der höheren menschlichen Sittlichkeit und der tierischen Moral, wenn der Ausdruck erlaubt ist, und dieser Unterschied ist zugleich der beste Beweis dafür, daß diese tierische Moral, genau genommen, wirklich nur eine Anzüchtung von Trieben ist, welche alle der Forterhaltung der Art im geselligen Verbande dienen.

In der menschlichen Familie und im menschlichen Staate sorgt man nicht nur für die Jungen und die Gesunden, sondern noch mehr für die Alten, Schwachen und Kranken. Im Verbande geselliger Tiere ist das anders. Wenn sich da das alte, schwache und kranke Stück nicht schon von selbst absondert, was vielfach die Regel ist, schon weil es eben hinter der Herde zurückbleibt, so wird es geradezu aus dem Verbande vertrieben, wenn nicht gar getötet. Es kann ja die Forterhaltung der Art nicht mehr fördern, sondern nur noch hindern.

Der Mensch stirbt, gepflegt und betrauert von liebevollen Familienangehörigen; das alte, kranke Tier verendet allein oder unter den Bissen, Hieben und Stößen erbarmungsloser Genossen, deren instinktive Wut es erregt.

Es gab eine Zeit — und sie dehnte sich bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus —, da unterschätzte man das Tier nach seiner geistigen Fähigkeit, und da lag auch zugleich, namentlich bei uns in Deutschland, die Tierliebhaberei und Tierzucht sehr darnieder. Dann kam ein großer Umschwung und Aufschwung in der Wissenschaft durch Erscheinen der epochemachenden Werke Darwins und in den allerweitesten gebildeten Kreisen unseres Vaterlandes durch die erste Auflage von Brehms Tierleben.

Namentlich Alfred Brehm, dieser geniale Tiermaler mit Worten, wie ich ihn mit Vorliebe nenne, verstand es, durch seine stimmungs- und empfindungsvollen Schilderungen das Tier als lebendes Wesen dem Herzen jedes Lesers nahezubringen. Er fachte auch in mir die angeborene Liebe zur Tierwelt so zu lodernder Flamme an, daß ich sagen muß, er ist wesentlich mit daran schuld, daß ich Zoologe und Tiergärtner geworden bin. Halten wir diese Liebe zu unseren Mitgeschöpfen fest, aber halten wir zugleich auch die wissenschaftliche Kritik und die unbefangene, streng objektive Forschung hoch!

Denn nicht der ist der beste Tierfreund und Tierschützer, der das Tier in übertriebenem Maße vermenschlicht und in sentimentaler Weise verhimmelt, sondern derjenige, der sich ehrlich bemüht, ein wirklicher Tierkenner zu werden, das Tier nicht zu unter-, aber auch nicht zu überschätzen.

Digitized by Google

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

II

(Nachdruck ist untersagt.)

Draußen vor der Stadt zwischen den Viehweiden lief ein breiter ausgefahrener Weg, der hier und da hölzerne geteerte Brücken über Wassergräben warf oder sumpfig eine Strecke zwischen Binsen und Ellerbüschen kroch. Auf diesem Weg ging um diese schon dämmerige Stunde der junge geistliche Herr Pieter de Jonge, und zwar sehr schnell, um noch in die Stadt zu kommen, ehe die Tore geschlossen wurden.

Er hatte es gar nicht vorgehabt, den halben Tag wegzubleiben, als er kurz vor Mittag diesen selben Weg hinging. So ein Stündchen vor dem Tor spazieren frischte den Kopf auf, der leicht dumpf wurde über den Büchern.

Es war ein feiner grauer Dunst in der Luft, und auf seinem Grunde standen die hohen Rüstern, die hier und da auf den Weiden verstreut waren, prächtig gelb in ihrem Herbstlaub. Das Gras war noch kräftig grün, und in den geraden schwarzen Wassergräben, die das Weideland durchschnitten, spiegelten sich die lustigen schnellsegelnden weißen Wolken.

Pieter war rasch gegangen, freute sich an all der Frische und ließ die Augen darauf ausruhen.

Jetzt tauchte der Weg in ein kleines Erlenholz ein, das der Wind glatt und platt gefegt hatte, so daß die Kronen nur wenig über Mannshöhe erreichten und sich oben in verzweifelten Astwindungen zu einer dichten Decke verflochten. Es roch feucht und moderig unter dem Schatten, und rechts und links vom Weg schillerten schwärzliche Wasserlachen. Aber gleich hinter diesem unheimlichen Ellerbusch, vor dem Kinder und Weibsleute sich fürchteten, fing erst flach, dann höher ansteigend in endlosem weißem Hügelgewirr der Dünenstrich an, hinter dem die See lag.

Pieter stand still und atmete ganz tief, wie er sich umsah. Wie lange war er hier nicht gewesen! Maritjes Amme, Trien Mannis, war in einem Fischerdorf zu Hause gewesen und hatte die Kinder bisweilen dorthin mitgenommen, Maritje auf dem Arm und die Jungen wie die wilde Jagd um sie herum. Jakeline mochte so etwas nicht, die blieb zu Hause. Aber Jan Allaert war immer dabei gewesen, und später war er mit dem auch noch allein hier herumgestrichen, hatte Möweneier gesucht und den wilden Kaninchen Schlingen gelegt.

Alles noch wie damals! Diese hundert Hügel, alle weiß wie Schnee und an ihren Abhängen mit hartem fahlem Gras und bläulich silbernen Stranddisteln bewachsen. Die Sandtäler, in denen die Löcher der Kaninchen waren, die wie kleine graue Geister lautlos aus- und einschlüpften. Ganz still war es, nur ein Kiebitz oder eine Möwe schrie einmal, und obgleich das Meer noch lange nicht zu sehen war, stand über den weißen Sandwellen doch dieser blasse, kühle hohe Seehimmel, der noch unendliche weite Horizonte hinter dem wirklich sichtbaren ahnen läßt.

Über diesen geistlichen Büchermenschen kam plötzlich eine freie, sorglose Unternehmungslust, die ihn an seine Jungenzeit erinnerte. Es fiel ihm ein, ob das kleine Fischerdorf wohl noch ebenso aussähe, in dem sie damals mit Trien eingekehrt waren und in einem räucherigen Häuschen Salzfische und grobes saures Brot gegessen hatten, das

ihnen besser schmeckte als das feinste Zimmetbrot an ihres Vaters Tisch.

Der Weg dahin konnte nicht weit sein. Pieter schritt kräftig aus durch diese menschenleere Sandeinsamkeit, bis etwas Dunkles plötzlich, als der Weg um einen Dünenhügel bog, vor seinen Augen auftauchte.

Wirklich, das Dorf. Ein Dutzend schwarzgeteerte Holzhäuschen, die sich mit schiefen, klapperigen Wänden und Schilfdächern vor dem Wind duckten. Kümmerliche Gärtchen davor, deren Wrackholzplanke fast vom Sand verschüttet war, und in denen statt der Blumen, die nur kärglich am Boden herkrochen, sonderbare bunte Muscheln auf niedrigen Stangen aufgesteckt waren. Gelbhaarige Kinder, die sich schreiend im Sand balgten und das fremde Gesicht blöde anstarrten.

Pieter de Jonge stand und sah sich mit enttäuschtem Gesicht um. Das war die ganze Herrlichkeit? Er wußte doch genau, sie hatten sich damals verlaufen und verirren können im Dorf, so viele Häuser waren da, und erst die Pracht innen, damit war gar nichts zu vergleichen!

Er sah in eine Tür hinein, die offen stand. Ein kleiner niedriger Raum, die Wände ganz besetzt mit bunten irdenen und ein paar zinnernen Tellern. Auf dem Backsteinfußboden ein glostendes Kohlenbecken, über dem viele Reihen von spannenlangen silberigen Fischchen hingen. Auch außen an den Teerwänden hingen sie in Bündeln zum Dörren. Alles roch nach Fisch und scharfem, beizendem Rauch und verfaultem Tang.

Pieter ging kopfschüttelnd an diesen Traumschlössern vorbei, die so sonderbar eingeschrumpft waren, als ihn einer anrief. Ein eisgrauer alter Kerl stand da mit dem Teerquast und teerte seine Hauswand, daß sie in der Sonne blänkerte und auf hundert Schritt kräftig roch. Der Alte hatte mit der schwarzen Hand an der Kappe gerückt.

„Ihr kennt mich wohl nicht mehr, junger Herr? Klaas Klaassen, wenn Ihr's noch wißt. Ich habe Euch manches Mal Möweneier gezeigt, als Ihr noch nicht so hoch waret. Ist recht, daß Ihr einmal herauskommt."

Klaas Klaassen? Das breite pfiffige Gesicht war Pieter auf einmal dunkel bekannt, und der Name auch. Wo hatte er den doch kürzlich einmal nennen hören?

Der alte Kauz war augenscheinlich schwatzlustig. Er stand breitspurig und ließ den Teer von seinem Teerquast in zähen Fäden abtropfen.

„Ihr wollt Euch wohl auch einmal das spanische Wrack ansehen, Herr, das da bei uns angetrieben ist? Alles, was Beine hat, läuft ja danach heraus. Ist auch der Mühe wert. Ein großmächtiger Kasten ist es gewesen. Aber jetzt ist nicht mehr viel davon zu holen als das bloße Holz. Na, das beste Strandgut davon habt Ihr ja auch nun in der Stadt, Herr, ich habe es Euch ja selber gebracht!" Er kniff verschmitzt das linke Auge zu, daß sein Gesicht in dem grauen Bart ganz schief wurde.

Pieter sah ihn etwas verwundert an. „Ich habe nichts von dem Wrack gehört. Was ist das denn für ein Strandgut, von dem Ihr redet?"

Der Alte lachte. „Na, Herr, tut doch nicht so, als ob Ihr das nicht wüßtet. Ich habe in der Stadt so was läuten hören, als ob Mynheer de Jonges geistlicher Sohn dem Weibsbild die Christenlehre einblasen soll."

Pieter wußte plötzlich Bescheid. Und zugleich fiel ihm ein, bei welcher Gelegenheit er den Namen Klaas Klaassen neulich schon gehört hatte. Er zog ärgerlich die Brauen zusammen. „Was ist das für ein Geschwätz? Seid Ihr der, der das Mädchen hier auf dem Sand gefunden hat?"

Der Graukopf machte ein schlaues Gesicht. „Mit Verlaub, Herr, ja. Haben die Leute Euch das erzählt, daß Klaas Klaassen sie gefunden hat? Haben sie denn auch erzählt, daß sie einen Schwanz gehabt hat?"

Pieter sah ihn strenge an. „Also seid Ihr das auch wohl gewesen, der dies Geschwätz in die Welt gesetzt hat? Und tut Euch wohl noch etwas zugute darauf? Schämen solltet Ihr Euch mit Euren grauen Haaren!"

„O Herr, mit Verlaub, kann ich denn dafür, wenn die in der Stadt so dumm sind und jeden Spaß für Ernst nehmen? Warum brauchen sie denn ihren Verstand nicht, den ihnen Gott gegeben hat? Habt Ihr es denn geglaubt? Oder habt Ihr den Schwanz denn gesehen? Nein, so wenig wie ich selber. Das arme Ding, ein moyes Meisje war sie, wie sie da lag. Aber ganz jämmer-

Digitized by Google

lich anzusehen, als ob sie tot wäre, und Kleider hatte sie auch nicht auf dem Leibe. Na, der Sturm kam ja auch in der Nacht, als die auf dem Schiff in ihrer Koje gesteckt und geschlafen haben, wie es jeder Christenmensch nachts tut. Und es schadet auch nichts, daß meine Jantje ihre Jacke nicht wiedergekriegt hat, die sie ihr gegeben hat, denn sie war doch schon zerrissen."

„Wenn sie Euch gedauert hat, warum habt Ihr sie denn in die Stadt auf den Markt geschleppt und solche Lügen herumgeschwatzt?"

Dem alten Kerl machte der strenge junge geistliche Herr nicht viel Eindruck. Die letzte Frage überging er, auf die erste zuckte er die Schultern. „Wir haben nicht gewußt, was wir damit anfangen sollten. Und es ist ihr ja auch zugute gekommen. Bei den Beghinen sitzt sie warm. Wenn Ihr Euch den Fleck ansehen wollt, wo wir sie gefunden haben, müßt Ihr da herüber gehen. Ihr seht das Wrack da gleich auf dem Sand, und kaum ein hundert Schritt weiter hat sie gelegen." Er drehte sich wieder nach dem Hause und fing mit seinem Teerquast an zu streichen, als ob der Teufel hinter ihm säße.

Als Pieter de Jonge sah, daß mit dem Alten nichts weiter anzufangen war, ging er richtig ganz unwillkürlich den schmalen sandigen Dünenweg weiter, den der ihm gezeigt hatte.

Gehört hatte er die See schon länger, aber als er jetzt über den Kamm des weißen Sandhügels kam, lag sie zuerst weit und blank und unruhig bewegt vor ihm. Das Wasser hatte unter der blanken Herbstsonne eine gelbgrüne Farbe, über die die ziehenden Wolken bisweilen große tintenblaue Schatten warfen. Die Flut war im Steigen, der breite schaumweiße Rand der See rückte in aufsteigenden ungestümen Wellen immer höher auf den Strand und floß ganz in der Ferne mit dem weißen Sand und der dunstig hellen Luft in ein silberiges Glänzen zusammen.

Pieter hatte den Hut abgenommen, daß ihm der starke feuchte Salzwind in die Haare stieß, und horchte auf das große Brausen da unten.

Auf dem Sand, über die Flutgrenze heraufgezogen, lagen wie plumpe Tiere ein paar Fischerboote, die ihre braunen geflickten Segel schlaff vom Mast hängen ließen. Und eine Strecke weiter ein großes schwarzes Ding, das nicht genau zu erkennen war. Das mußte das spanische Wrack sein.

Der Kaplan lief plötzlich wie ein Junge mit langen Schritten die Düne herunter, gerade auf das freie Brausen und Branden da unten los. Eine Reihe schwarzweißer Vögel mit roten Stelzbeinen und Schnäbeln, die unbeweglich auf der nassen blanken Sandfläche gestanden und sich darin gespiegelt hatten, hoben sich alle zusammen schwerfällig auf, als er nahe kam, strichen mit großen Flügeln dicht auf dem Wasser entlang und stellten sich ein Stück weiter ebenso unbeweglich hin. Er erinnerte sich, daß er sie als Junge oft eine halbe Meile weit so den Strand entlang gescheucht hatte, ging ihnen wieder nach und schwenkte schreiend den Hut nach ihnen. Aber die See war so laut, daß seine eigene Stimme schwach verklang.

Da war das Wrack ja dicht vor ihm! Ein hausgroßes, unförmliches schwarzes Ding, das da kieloben und in den Sand halb eingerammt lag. Die Flanken zerschmettert und zerschlagen, daß die hölzernen Rippen herausstanden. Rings zerstreut Planken und Bohlen und ein großer Mast, der wie ein Strohhalm abgeknickt war und doch noch lose an dem Wrack hing.

Pieter de Jonge wurde ernst. Er sah über die nahe unruhige Wasserfläche hin. Eine große breite Flutwelle wuchs eben wie ein grünläserner Berg herauf, stieg, kräuselte sich oben am Kamm und stürzte und schoß dann hohldonnernd in kochendem Schaum kopfüber auf den Strand. Hinter ihr stieg schon die nächste, immer neue, ein endloses wildes Spiel. Wenn das Spiel Ernst wird, dann gnade Gott allem Lebendigen, das kein festes Land unter den Füßen hat!

Das mochte eine Nacht gewesen sein, die die armseligen verlorenen Menschen auf diesen Planken erlebt hatten! Ihre letzte Nacht! Pieter schlug ein Kreuz und sprach ein Gebet für die Seelen der Ertrunkenen. Requiescant in pace.

Nur die eine war ja davongekommen. Unwillkürlich sah er suchend über den Sand hin. Hundert Schritt weiter hatte sie gelegen, sagte Klaas Klaassen, und war jämmerlich anzusehen gewesen.

Max Fritz: Im Spreewald.

Digitized by Google

Das große Mitleid stieg ihm plötzlich wieder heiß auf, das er damals gefühlt hatte, als er sie zuerst sah. So ein junges Kind und hatte so Schreckliches durchmachen müssen! Sie hatte nie wieder ein Wort davon gesprochen seit jenem ersten Male. Es mochte ihr wohl das Reden vergehen, wenn sie daran dachte.

Eine kleine eilige Flutwelle schoß plötzlich mit schaumigem Rand auf ihn los, lief sogar über seine Füße und schob die Muscheln auf dem Sande klirrend noch ein Endchen höher. Pieter bückte sich und nahm eine Handvoll von diesen Muscheln auf, durchsichtige blaßrote und feingezähnte gelbe, und lange weiße, die wie Messer aussahen. Wie er sie in der Hand hielt, fiel ihm ein, daß er sie dem Mädchen mitbringen wollte. Es war ihm zumute, als ob er ihr etwas Gutes antun müßte, wie einem Kinde, das man trösten will.

Ganz langsam schlenderte er dann wieder zur Düne hinauf. Da warf er sich lang in die Sonne auf den warmen weißen Sand, ließ ihn durch die Finger rieseln und horchte auf das große Brausen. Das war laut und eintönig, daß ihm der Kopf sonderbar benommen wurde und die Gedanken verschwammen —

Er steht auf einmal wieder unten auf dem Sande und hat das dumpfe quälende Gefühl, daß er irgend etwas suchen muß. Da sieht er in der Ferne etwas Weißes und läuft darauf los. Und wie er nahe daran ist, erkennt er, daß es ein Weib ist, weiß und blank und wunderschön, und hat keinen Faden und Fetzen am Leib als nur ihre roten Haare, die ihr um die Schultern hängen. Und wie sie ihn kommen sieht, macht sie auf einmal ihre schwarzen Augen groß auf und starrt ihn an wie ein gequältes Tier und sagt: Sennor — und noch etwas auf spanisch. Er will auch antworten, da fällt sein Auge plötzlich auf — nein, nicht auf ihre Füße, aber auf zwei glitzernde, nasse, schuppige Fischschwänze, die sie statt der Beine hat. Und Pieter de Jonge springt zurück und schreit laut: Ihr habt doch recht, Klaas Klaassen! und —

Der geistliche Herr saß aufrecht im Sand und starrte ganz verwirrt und mit nicht allzu klugem Gesicht in die Sonne, die schon tief stand und eine glühende rote Glanzstraße über die metallen-grünliche See zog. Und wie er sich besann, fing er an, sich sehr zu schämen.

Kaplan, Kaplan! Was hast du von schönen weißen Weibsbildern und Fischschwänzen zu träumen? Kommt die Versuchung vom Teufel oder aus dir selbst? Hast wohl noch gar nicht gewußt, daß du eine so schwarze Seele hast, die solche unheiligen Träume ausbrütet? Sagt nicht der fromme Bruder Thomas von Kempen, ein rechter geistlicher Mensch solle nichts mit den Weibern zu tun haben, sondern lieber das ganze andächtige Geschlecht dem Herrn überlassen? Schäme dich, Pieter de Jonge!

Er griff mit der Hand zufällig in die Muscheln, die er vorhin gesammelt hatte. Im ersten Ärger wollte er sie wegwerfen, aber dann zuckte er zurück.

Was konnte denn das arme Geschöpf dafür, daß er sündhafte Träume hatte? Nicht sie mußte er strafen, sondern sich selbst! Drei Tage keinen Schritt über die Schwelle und als Pönitenz eine lateinische Streitschrift übersetzen, das sollte ihm den Kopf schon kühl machen!

Ganz gedrückt machte er sich auf den Rückweg durch die Dünen, der ihm jetzt unaufhörlich lang vorkam. Es war schon fast dunkel, als er die dicken Rundtürme des Tores schwarz gegen den Abendhimmel stehen sah.

Auf der letzten Holzbrücke holten ihn ein paar Leute ein, die keuchend und schnaufend unter großen Packen trotteten, ein kleiner Mann und ein Junge. Pieter kannte den Mann an seinem Packen und dem hinkenden Fuß, es war der alte Izaakje, dem die Jungen auf den Straßen Spottreime nachschrien, der seit fünfzig Jahren durch die Stadt und alle Dörfer ringsherum lief und mit allem handelte, was es gab, und dem die Leute nachsagten, daß er trotz seines schmierigen alten Rockes Säcke voll Silber besäße.

Der Alte mußte Katzenaugen haben, er erkannte Pieter in der Dunkelheit.

„Sieh', sieh', Mynheer de Jonge, der schöne junge Mynheer Pieter! Mynheer ist ein bißchen vor dem Tore gewandelt? Ist recht, ist ein Vergnügen, das nichts kostet. Unsereins hat es nicht so gut. Gott Abra-

hams, er wird doch nicht sperren das Tor? Lauf, Davidje, lauf!"

Pieter de Jonge hatte ihm gar nicht geantwortet. Als der Wächter, der eben das Tor schließen wollte, knurrend noch die späten Ankömmlinge hereinließ und dabei seine Laterne hob, sah Pieter, daß der Junge ein pfiffiges, häßliches Gesicht und fuchsig-rotes Haar hatte, das unter dem Licht förmlich glühte.

Er wandte sich ärgerlich und angewidert weg, als der alte Jude noch einmal unter schwülstig-demütigen Segenswünschen die Kappe zog, ehe er sich in eine schmale stockdunkle Seitengasse verlor. —

Pieter de Jonge kam sich am anderen Morgen ein bißchen lächerlich vor mit seinen Muscheln. Aber er war noch in derselben reumütig-mißbilligenden Stimmung wie gestern seiner eigenen verderbten Seele gegenüber und hätte sich am liebsten noch ganz andere Bußen auferlegt.

Das Mädchen machte ein erstauntes Gesicht, als er die bunten Dinger vor ihr auf die Tischplatte schüttete, und griff dann schüchtern lachend mit beiden Händen wie ein Kind hinein.

„Ich habe sie an der Stelle am Strande gesucht, wo sie dich gefunden haben," erklärte er ihr, „ein Fischer hat es mir gezeigt. Weißt du denn auch, daß sie dich deswegen in der ganzen Stadt Meerminneke und Fischjungfer nennen?"

Ihr Gesicht war mit einem Schlage ernsthaft und brannte bis unter das Haar. Sie sagte nichts und sah ihn nur mit einem hilflosen Blick an.

Da fiel ihm plötzlich sein Traum von gestern ein. Mit der flachen Hand fegte er rasch und ärgerlich die Muscheln auf dem Tisch beiseite, schlug seine Bücher auf und fing mit einem strengen Eifer an zu katechisieren, als ob er ihr die ganze Christenlehre in einer Stunde eintrichtern müßte.

Als er an diesem Tage aufstand, um zu gehen, saß das Mädchen und ließ zögernd die kleinen blaßroten Muscheln durch die Finger gleiten. Auf einmal hob sie einen schüchternen Blick zu ihm auf. „Ich möchte Euch etwas fragen, Herr. Ich möchte wissen, wie Ihr heißt. Wollt Ihr mir das sagen?"

Er lächelte etwas bei ihrer Frage. „Pieter heiße ich, in deiner Sprache ist das Pedro. Meine Mutter nannte mich auch immer so."

„Eure Mutter? Warum?"

„Meine Mutter war in Valencia zu Hause, eines spanischen Kaufmanns Tochter."

Eine starke Freude sprang ihr plötzlich in die Augen, sie beugte sich lebhaft vor. „Aus meiner Heimat, Herr? Nun weiß ich, warum Ihr anders seid als die Leute hier! Nun weiß ich, warum Ihr gut zu mir gewesen seid! Weil wir eines Blutes sind!"

Eines Blutes? Das hätte sie nicht sagen sollen. Der de Jongesche Hochmut muckte auf. Gott wußte, wie ihm auf einmal der alte Izaakje mit seinem pfiffigen Rotfuchs von Jungen einfiel. „Eines Landes ist noch nicht eines Blutes," sagte er kalt, „meine Mutter war Christina de Jonge, und du bist ein jüdisches Mädchen."

Die Freude in ihren Augen war ganz ausgelöscht. Ihr junges Gesicht war scharf, wie sie jetzt den Kopf hob. „Ja, das bin ich. Meine Väter haben unter den Zelten Mosis und in den Hütten Davids gewohnt!" sagte sie ruhig stolz in ihrer blumenreichen Sprache.

Hochmut gegen Hochmut! Aber dieser war sündlich. Pieter de Jonge zog streng die Stirn in Falten.

„Das ist lange her. Jetzt ist das gefallene Volk in alle Länder zerstreut und verstoßen."

„Aber der Gott Abrahams wird uns wieder sammeln aus unserer Zerstreuung und wird uns über das Erdreich setzen, sagt der Prophet."

„Uns, sagst du? Du gehörst nicht mehr zu dem verfluchten Volk. Weißt du das nicht?"

„Es ist meines Vaters und meiner Mutter Volk, Herr!"

„Unser Hochgelobter sagt: Wer seinen Vater und seine Mutter lieber hat als mich —"

Da sah sie ihn an mit Augen, die schwarz und tief waren wie ein Brunnen. „Herr, habt Ihr mir nicht gesagt, daß Euer Jesus nicht hat aufgehoben unser Gesetz und die Propheten? Das Gesetz sagt aber: Du sollst Vater und Mutter ehren."

Digitized by Google

Das war eine Frage, auf die es schwer war, die Antwort zu finden. Pieter de Jonge war nicht zufrieden mit sich, als er heute aus dem Beghinenhof kam. Er nahm es ernst mit seiner Katechese, wenn er sie auch anfangs lieber wieder losgewesen wäre. Es ging doch um eine unsterbliche Seele, wenn sie auch nur einem Judenmädchen gehörte. Da sie das nun einmal war, wollte er ihr auch von der rechten Seite beikommen, saß zu Hause in seiner Kammer über den alten Propheten und schrieb sich Exempel aus den Briefen Sankt Pauli aus, der ja auch viele Juden bekehrt hatte.

Ob er mit dem allen etwas ausrichtete, wußte er freilich nicht. Sie sah ihn mit ihren schwarzen glänzenden Augen unverwandt an, wenn er sprach, sie wußte das Paternoster und das Kredo schon am Schnürchen. Aber bisweilen kam es ihm vor, als ob sie das alles nur mit den Lippen redete. Er sah ihre bösen Augen noch vor sich, wie sie damals das Taufwasser verschworen hatte; und das war noch nicht allzulange her.

Über dieses alles grübelte er nach, wie er über den Markt nach Hause ging, die Augen vor den Füßen, als ob er die höckerigen Pflastersteine zählen wollte.

„Heda! Verflucht! Mann, könnt Ihr denn nicht sehen? O je, Hochwürden!" Der dicke Butterhändler rieb sich die Schulter, an die der geistliche Herr angerannt war, und lachte gemütlich. „Ihr habt auch wohl einen guten Puff gekriegt, aber Ihr müßt es mir nicht übelnehmen, daß ich hinten keine Augen habe."

„He, Baas, nun könnt Ihr ja den geistlichen Herrn gleich fragen, wer recht hat," schrie eine Frau, die hinter einer Kiepe mit Grünzeug saß und heftig mit den Händen fuchtelte; „ist das erhört, Hochwürdiger? Jan Heemßen sagt, er will an Michelstag und Sankt Paulstag und Allerheiligen Torf fahren und buttern wie am Werktag!"

„Warum denn nicht?" verteidigte der Dicke sich gelassen, „Frauchen, Ihr habt es ja neulich in der Kirche selbst gehört! Wenn ich nur meine Rechnung mit dem Herrgott selbst in Ordnung habe, was gehen mich dann noch die Heiligen an?"

„Baas Heemßen will die Heiligen ja bloß los sein, damit er an den Tagen auch noch werken und groschenkratzen kann!" schrie einer aus dem Haufen, der sich um die Zankenden gesammelt hatte.

Der Buttermann wandte sich um. „He ja, euch Lümmeln sind die Heiligentage schon recht, je mehr je besser, damit ihr faulenzen und euch einen antrinken könnt!"

Ein bedrohliches Knurren kam aus dem Haufen. „Wartet doch erst, ob der Rat die Heiligen abschafft, Baas!"

„Der Rat?" Eine magere blasse Frau mit großen hellblauen Augen drängte sich aufgeregt vor. „Was geht das den Rat an? Der Rat kann uns keine ewige Seligkeit geben!"

„Hast recht, Lijn! Na, warum sagt Ihr denn kein Wort dazu, Hochwürdiger?"

Pieter de Jonge schüttelte den Kopf, der Lärm und das Gedränge waren ihm zuwider. „Geht an eure Hantierung, Leute, und laßt das die Kirche ausmachen. Das ist ihre Sache und nicht eure."

Der dicke Buttermann sah ihn beinah mitleidig an. „Das soll nicht meine Sache sein, ob ich arbeiten und zu wem ich beten soll? Na, Herr, Ihr seid wohl noch recht jung, da wißt Ihr es nicht besser."

Die Grünzeugfrau gab ihm einen Puff. „Baas, haltet doch den Mund! Das ist ja Mynheer de Jonges Sohn!"

„So, ist er das? Und ich bin Jan Heemßen von Waterland. He, Trientje, packt zusammen, die Marktglocke! In einer Stunde muß alles weg sein!"

Pieter schüttelte noch mißbilligend den Kopf, wie er vorsichtig im Gewühl über Butten und Kohlköpfe stieg, um über den Markt nach Haus zu kommen. Waren die Leute nicht bei Troste? Wollten mir nichts dir nichts die Heiligen abschaffen, und wollten besser als die heilige Kirche über die Seligkeit Bescheid wissen? Da hatte Jan etwas Schönes angerichtet mit seiner Predigt! Es war eine schlimme Zeit, und für einen Christenmenschen und Kleriker das Beste, sich von diesen Händeln ganz fern zu halten.

Das war ein guter und rechtlicher Vorsatz, aber auch nur ein Vorsatz. —

Mynheer de Jonge hielt darauf, daß alle seine Söhne Sonntags an seinem Tisch saßen, und lud meist noch ein paar Gäste

dazu, einen armen Vetter oder eine Base, oder auch was Geistliches.

Als Pieter am nächsten Sonntag kam, fand er seinen Dekan da. Der war ein mageres Männchen, das sehr feines flämisches Tuch zum Rock trug und es gern hatte, wenn ihm lange Spitzen über die Hände fielen. Er hatte in seinem kleinen Altfrauengesicht einen ungeheuer beweglichen Karpfenmund, der auch, wenn er schwieg, die Reden der anderen mit ausdrucksvollen kleinen Zuckungen begleitete.

Der Dekan floß über von Höflichkeit an Mynheer de Jonges Tisch.

„Sieh', da haben wir ja auch unseren wertgeschätzten, gelehrten jungen Kaplan! Das muß ein Augentrost sein, Mynheer, solch ein Sohn! Mein Lieber, wir sind eben dabei und reden von den schlimmen Weltläuften. Ich habe gestern Besuch von einem geistlichen Freund aus Leiden gehabt, und da wissen sie ja immer zuerst, was geschieht. Es soll im Reich jetzt hergehen wie in der Heidenschaft, und ich glaube wahrhaftig, dieser Wittenberger Doktor ist der leibhaftige Antichrist. Und das Unglück ist, daß diese Ketzerei weiterläuft wie die Pest. Sogar hier bei uns —“

„Trinkt einmal aus, Ehrwürden, der Krug ist noch ganz voll,“ fiel ihm Mynheer etwas eilig in seine Rede, „oder nehmt noch einen Bissen Gansbraten oder von der Pastete, sie ist wirklich nicht schlecht.“

„Ja, es ist alles ganz unübertrefflich bei Euch, Mynheer de Jonge! Ich nehme schon, mit viel Vergnügen! Aber was ich sagen wollte: hier in unserer Stadt müssen wir uns ja auch schon gegen das Gift wehren. Was habt Ihr denn neulich zu dem Spektakel in Sankt Bavo gesagt, mein Lieber?“

Pieter, den er anredete, zuckte die Schultern. „Ich bin nicht dabei gewesen, Ehrwürden!“

„Aber habt doch davon reden hören, nicht wahr?“

„Ich höre nicht groß auf Leutegeschwätz,“ wich Pieter aus und sah mit verschlossenem Gesicht auf seinen Teller. ‚Sein spanisches Gesicht‘ nannte Maritje das. Er liebte seinen Dekan nicht, mit dem er schon bisweilen kleine spitzig-höfliche Auseinandersetzungen gehabt hatte.

Der Karpfenmund wollte liebenswürdig lächeln, aber es geriet nur säuerlich.

Mynheer de Jonge fluchte inwendig auf diesen hochnasigen Tölpel von Sohn und sprang eilig selbst in die Bresche. „Der Kaiser soll ja sehr böse auf die Fürsten im Reich sein,“ sagte er gewichtig bürgermeisterlich, „es heißt ja, daß nächstens ganz kräftige Edikte gegen die Ketzerei ausgehen sollen. Ich habe gestern im Rat beantragt, daß wir diesen vorlauten Prädikanten das Predigen verbieten, damit der Unfug nicht noch weiter um sich greift.“

Karltje de Jonge, der Jüngste, der noch zu einem Magister in die Schule ging und hochblond und breit und gesund war wie alle de Jonges, hörte auf zu kauen. „Wir haben auch zwei in unserer Schule, die die Heiligen abschaffen wollten, aber wir haben sie gestern gehörig durchgebläut, da haben sie sie wieder angenommen.“

Alle am Tisch lachten, am lautesten der Dekan. „Ihr habt da ja ein prächtiges Söhnchen, Mynheer de Jonge, viel Glück dazu! Wie ist das, mein Lieber,“ wandte er sich noch lachend herum an seinen Kaplan, „seid Ihr nicht auch mit diesem Jan Allaert in eine Schule gegangen?“

Pieter sah mit einem Ruck auf und ihm gerade in das Gesicht. „Ja. Er ist mir wie ein Bruder.“

„War, war, wolltet Ihr sagen, mein Lieber.“

„Verzeihung, nein, Ehrwürden. Er *ist* es.“ Das kam ganz ehrerbietig heraus, aber fest.

Unten am Tisch saßen die Mädchen, beide aufgeputzt in der Atlasschnürbrust, in der Jakeline steif und würdevoll und Maritje unglücklich eingequetscht wie ein gefangener Vogel saß. Die Kleine sah Pieter aufleuchtend an, aber er merkte es gar nicht.

Der Dekan hatte mißbilligend erstaunt den Mund rund gemacht. „O, o, mein Lieber, das wäre denn doch bedenklich! Ein ketzerischer Prädikant —“

Pieter sah ihn gereizt an. „Mag sein, daß er Kleriker und Kaplan nicht bleiben kann, aber mein Freund bleibt er. Eins hat mit dem anderen nichts zu schaffen.“

Der Dekan antwortete nicht, er sah nur über den Sohn weg den Vater an. „Der alte Allaert dauert mich recht sehr. Es ist

Digitized by Google

ein hartes Kreuz für ihn, wo der Sohn doch so gut auf dem Wege war."

Mynheer goß ärgerlich einen ganzen Becher Wein herunter. „Ja, es ist eine Schande, daß so etwas in einer Ratsfamilie vorkommt. Aber er hat immer dem Jungen allen Willen gelassen und keine rechte Zucht im Hause gehabt. So was wäre bei uns nicht möglich, haben Willem van Hout und ich gestern noch zueinander gesagt. Aber wißt Ihr denn, daß der junge van Hout eine Terlinden heiraten soll? Wenn daraus was wird, kommt auch ein guter Batzen Geld zusammen."

Man war nun gottlob in dem seichten und ungefährlichen Fahrwasser des Familienklatsches, und das war auch bekömmlicher bei spanischem Wein und Feigen.

Um diese Zeit hatten Kinder und Weibsleute vom Tisch aufzustehen, während die Männer noch bei einem guten langsamen Nachtrunk seßhaft blieben. Jakeline und Maritje kamen beide und küßten dem geistlichen Herrn die Hand. Als der Maritje die Backen tätscheln wollte, fuhr sie dunkelrot und böse zurück. Aber wie sie hinter Pieters Stuhl vorbeiging, drückte sie plötzlich ihr frisches rundes Gesicht einen Augenblick an seins, wie sie es als zärtliches kleines Mädchen getan hatte, und sagte ihm geschwind ins Ohr: „Guter Bruder Piet!"

Wie er sich verwundert umsah, war sie schon aus der Tür.

Pieter blieb aber heute nicht lange mehr sitzen, der süße spanische Wein schmeckte ihm wie Galle, weil er seinen Ärger mit herunterschluckte.

Als er naßgeregnet und innerlich doch noch siedeheiß durch den dunklen Torweg des Priesterhofes von Sankt Bavo kam, sah er oben in seinem Kammerfenster Licht. Was konnte das sein? Mit ein paar Sprüngen lief er die Treppe hinauf. An der Tür blieb er wie angenagelt stehen. „Jan, du?"

Jan Allaert hatte es sich gemütlich gemacht, das Lämpchen angezündet, die Beine unter Pieters Tisch gesteckt und sah ihn lachend über die Bücher weg an. „Jan ganz leibhaftig. Drei Wochen habe ich keine Nasenspitze von dir gesehen und wollte wissen, wo du steckst. Pieter, Pieter, was muß ich sehen? Sitzt du hier und schreibst spanische Carmina?" Er hob ein beschriebenes Blatt vom Tische mit spitzen Fingern hoch.

Pieter griff hastig danach und nahm es ihm weg. „Laß das. Kein Carmen, nur ein Kirchenlied, ins Spanische gebracht. Sie versteht ja nichts anderes."

„Hm." Jan Allaert frug nicht weiter, wer sie war, es zuckte ihm nur etwas um den Mund. Dann lehnte er sich plötzlich breit im Stuhl zurück. „Mynheer de Jonge der Vater hat die neue Lehre aus dem Haus geworfen und ihr die Tür zugesperrt. Pieter de Jonge der Sohn verschanzt sich gegen sie hinter Mauern von Kirchenvätern. Komme ich dir auch nicht gelegen, Pieter, dann sag' es!"

Pieter de Jonge hatte heftig den Kopf gehoben. „Was ist das mit meinem Vater? Was sagst du da?"

Jan zuckte mit seinem sorglosen Lächeln die Schultern. „Mynheer de Jonge hat mich gebeten, nicht wieder in sein Haus zu kommen. Aber laß das, es ist Nebensache. Ich will von dir etwas wissen, Pieter. Warum bist du nicht mit dabei, wenn es nun Ernst wird?"

Der junge Kaplan lehnte am Tisch und sah vor sich hin, mit demselben dunkel verschlossenen „spanischen" Gesicht wie vorhin in seines Vaters Haus. „Ich hatte zuviel Arbeit, Jan."

Der Blonde fegte mit einer Handbewegung die dicken Bücherschwarten über den Tisch, daß sie übereinander polterten. „Torheit. Es gibt bessere Arbeit jetzt für einen rechten Mann als das hier!"

Es kam keine Antwort. Jan Allaert sah nach dem anderen hin, der vom Licht grell beschienen war, daß sein dunkler Kopf scharf gegen die kahle weiße Kalkwand der Kammer, gerade unter dem geschnitzten Kruzifix stand.

„Pieter, weißt du noch, wie wir zusammen auf der Schulbank gesessen haben?"

Der andere nickte. „Ja. Du wußtest aber alles immer besser und rascher als ich."

„Aber du behieltest länger. Weißt du auch noch, daß wir alle unsere tollen Streiche zusammen gemacht haben?"

„Ja, Jan. Aber du hattest immer mehr Mut als ich."

Digitized by Google

„Nein, du warst nur bedachtsam, aber nachher hast du doch alles mitgemacht und mit ausgebadet. Und, Pieter, weißt du wohl noch, wie wir jungen Gelbschnäbel gewettert haben gegen die Verderbnis der Kirche und Pfaffheit, aber hübsch bei verschlossenen Türen, und haben gemeint, wir zwei müßten sie einmal mit eisernem Besen fegen? Und wie wir unsere helle Freude gehabt haben über die Epistolae und am Doktor Erasmus? Und wie das erste aus dem Reich kam, die Thesen von Wittenberg — weißt du das noch, Pieter?“

Pieter de Jonge hatte den Kopf gehoben und sah den anderen voll und erregt an. „Du kamst zu mir herein, Jan! ‚Ich habe etwas, Pieter,‘ sagtest du, ‚etwas, das allen schlechten Pfaffen die Mützen wackeln macht!‘ Und bist auf eine Bank gesprungen und hast sie mir laut heruntergelesen. Und nachher haben wir die Nacht aufgesessen und geredet. Es war schön, Jan!“

Jan Allaert stand plötzlich auf, machte zwei große Schritte auf den anderen zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Pieter, und nun willst du doch nicht mit? Und willst mich allein lassen?“

Der wich unruhig seinen Augen aus, sein Gesicht war plötzlich wieder anders. „Was willst du denn von mir? Ich tauge nicht zum Marktschreier und Gassenprädikanten!“

„Wer will dich denn dazu machen? Pieter, es ist mir nicht um mich, wenn es mir auch bitter leid sein sollte. Es ist mir um dich, um dich, daß du als Mann zu dem stehen sollst, was du glaubst! Und um das liebe Gotteswort!“ Er schüttelte den anderen in seinem heißen Eifer, ließ ihn dann los und blieb vor ihm stehen.

Pieter de Jonge spielte mit dem geschriebenen Blatt und sah seinen Freund nicht an. „Was ich glaube?“ sagte er langsam. „Jan, eine Sache sieht anders aus auf der Gasse als in den vier Wänden. Es ist ein ernsthaftes Ding um die guten alten Ordnungen. Die soll man nicht so schnell umreißen. Und meine Mutter ist auch vom alten Glauben gewesen und darauf gestorben.“

„Ich weiß, Piet. Und wenn eine in der ewigen Seligkeit ist, so ist die es. Aber sie hat nichts Besseres gewußt und gekannt. Und wir —“

Er atmete stark und tief auf.

„Pieter, ich habe auch mit Fragen und mit Zweifeln angefangen wie du. Aber wie es da durch das Land lief wie ein Brand, von einer Stadt in die andere: Weg mit den Götzen! Nichts als Gottes Gnade und das liebe reine Wort! Da ist es über mich gekommen, daß ich habe mit müssen. Und wenn sie mir heute mein Amt nehmen, so nehme ich mir ein neues von Gott. Und wenn sie mich barfuß aus dem Stadttor jagen, so gehe ich betteln zu Gottes Ehre. Und wenn sie mit Rad und Galgen und Schwert kommen, ich will drei Tode leiden um reine Lehre und Gottes Wort!“

Sein helles, lebendiges Gesicht war ganz Feuer. Er stand da wie ein junger Siegprophet oder ein Soldat vor der Schlacht.

Pieter de Jonge drückte plötzlich beide Hände vor das Gesicht, als ob er nichts mehr sehen und hören möchte. „Jan, Jan, ich bin nicht wie du! Mein Vater ist Bürgermeister, und die de Jonges hat nie einer schief ansehen dürfen. Du hast immer mehr Mut gehabt als ich!“

Es war eine Stille, die dauerte wunderlich lange. Dann griff Jan Allaert nach seinem schwarzen Hut. „So kann ich denn meiner Wege gehen,“ sagte er, schwerer und anders als er sonst sprach.

Pieter sah rasch auf. „Du kommst doch wieder?“

Der andere schüttelte den Kopf. „Nein, Pieter. Ich hatte das nicht von dir gedacht.“

„Aber um aller Heiligen willen, seid ihr denn alle toll geworden? Jan, du bist mein Lebtag mein Bruder gewesen, und wenn du ein Dieb und Totschläger wärest, du solltest doch mein Bruder sein! Um diese neue Lehre —“

„Ja, Pieter, um diese neue Lehre. Wenn du deines Vaters Weg gehen willst, geh' ihn recht und ehrlich. Auf zwei Händen tragen taugt heute nicht.“ Er blieb noch stehen und gab ihm die Hand. „Mag sein, daß deine Zeit noch kommt. Geb's Gott!“

* * *

Es war nun Winter geworden. Erst fielen die letzten gelben Blätter von den Ulmen und schwammen auf den Grachten.

Digitized by Google

Dann kamen die grauen windigen Regentage, wo die Pflastersteine des Marktes wie spitze Inselchen im flüssigen Schlamm standen und die Ziegel nachts im Sturm von den Dächern polterten. Man sprach wie in jedem Spätherbst von vielen fremden Schiffen, die gestrandet, und von Fischerschaluppen, die nicht wiedergekommen waren. Und endlich fiel Schnee und lag erst blendend rein und dann schmutzig und zertreten auf den Straßen und am Rande der Grachten, deren stilles Wasser sonderbar schwarz dagegen abstach.

Ein Winter wie alle. Und doch anders.

Wer zu Hause am Feuer saß, der gähnte nicht bloß oder erzählte immer dieselben Histörchen vom dummen Jan und vom Duimchen (Däumling), über die der Großvater schon als Junge gelacht hatte. Es gab ein Köpfezusammenstecken über allerlei unerhört neue Dinge. Sankt Bavo war jetzt immer halb leer, wenn der Dekan Messe las, und war doch stickvoll gewesen, als der junge Kaplan Allaert seine Vesperpredigt hielt. Aber wo war der Kaplan Allaert jetzt? Keiner sagte es, aber wenn zwei von ihm sprachen, sahen sie sich an und nickten.

Es lag viel Heimlichkeit in der Luft, in diesen stillen Straßen, wo die dunklen backsteinernen Giebelfronten der Häuser so eigensinnig verschwiegen in die schwarze Gracht starrten, und auch in den Kleineleutegassen, wo die Häuser nur von Holz waren und sich zusammenduckten, aber ebenso dunkel und so stumm waren.

Mynheer de Jonge ärgerte sich über mancherlei in diesen Wochen, aber mit seinem Sohn Pieter war er zufrieden, der ging seines Vaters Weg.

Ein Segen, daß dieser Jan Allaert aus der Luft war, der ihm so leicht Dummheiten in den Kopf setzte. Der war wie vom Erdboden verschluckt seit dem Tage, an dem der Rat ihm und den übrigen von diesen frechen neuen Prädikanten das Predigen verboten und der alte Allaert ihn aus dem Hause gewiesen hatte. Der hatte wohl nicht anders können, sonst wäre es mit seinem Ratsstuhl auch bald vorbei gewesen.

Pieter de Jonge hatte seinen Freund auch nicht wieder zu Gesicht bekommen. Einmal nur, als er im Dunkeln nach Hause kam und einen Mann im Mantel eilig über einen Steg in die nächste kleine Gasse gehen sah, war es ihm vorgekommen, als ob das Jan sein könnte. Aber er hatte ihn nicht angerufen, er war sogar im Schatten der Häuser stehen geblieben und hatte gewartet, bis der Mensch ganz verschwunden war. Es war aber sehr dunkel, er hatte sich auch irren können.

Pieter de Jonge kannte aber jetzt kaum einen anderen Weg mehr als den nach Sankt Bavo hin und zurück, wo er seine Predigt oder Messe zu halten hatte, und zum Beghinenhof hin und zurück. Nach diesem letzteren Gange zählte er die Tage und teilte seine Woche ein.

Er ging immer sehr rasch durch die Straßen und sah nicht auf. Das muß ein frommer und recht demütiger geistlicher Herr sein, sagten die Leute, daß er immer die Augen auf der Erde hat und nicht rechts und nicht links nach weltlichen Dingen sieht. Das kommt, weil er immer den Kopf voll geistlicher Gedanken hat.

Wenn er aus seiner Klause heraus mußte, etwa in seines Vaters Haus, wo er mehr Leute traf, dann sprach er nicht mit und hörte auch nicht darauf, wenn die sich die Köpfe heiß disputierten und schalten über den neuen Glauben. Er wollte nichts mit dieser neuen Lehre zu tun haben, die so viel Lärm machte. Wenn ihn einer geradezu um seine Meinung fragte, machte er ein eiskalt abweisendes Gesicht: „Ich habe Besseres zu tun, als mich um Zänkereien zu kümmern!“ Dann belästigte der Frager ihn gewiß nicht wieder. Es stand ja auch außer allem Zweifel, daß Mynheer de Jonges, des Bürgermeisters, Sohn den richtigen Glauben hatte, den der Rat vorschrieb.

Es war aber doch etwas Wunderliches um diese neue Lehre. Wenn man sich noch so wenig um sie kümmerte, man wurde sie doch nicht ganz los. Sie lag sozusagen in der Luft — wie die Pest, sagte der Dekan. Sie kroch durch dicke steinerne Mauern in Häuser, wo sie durch die Tür sicher keinen Einlaß gefunden hätte.

Im Beghinenhof war gewiß kein Platz für diese gotteslästerliche Neuerung. Die alten und ältlichen Weibchen hörten täglich ihre Messe in ihrer eigenen Kapelle bei

Digitized by Google

ihrem alten Griesgram von Kaplan. Und der stand baumfest auf der alten Lehre, denn er hatte eine gute Stelle hier, und er war bange, die zu verlieren.

Außerdem war in jeder dieser jüngferlichen Schlafkammern des Beghinenhauses ein eigenes Bild Unserer lieben Frau oder einer anderen Heiligen, hübsch bunt mit goldener Krone und blauem Mantel, reicher oder einfacher, je nachdem die Besitzerin etwas an Unsere Frau oder ihre Heilige dranwenden wollte.

Auch die Kammer, in der der fremde Hausgast wohnte, hatte nicht mehr kahle Wände; die Frau Mutter hatte sogar die beste Muttergottes hineingetan, die sie besaß. Sie war nicht hübsch und sogar schwärzlich, aber das war gerade das besonders Heilige an ihr; man sagte sogar, daß sie schon einmal ein Wunder getan und einer stummen Schwester die Sprache wiedergegeben habe. Und das war ein sehr großes Wunder, denn eine gebundene Zunge zu haben, schien allen Beghinen die schwerste Heimsuchung Gottes, die es geben konnte. Kurz und gut, diese Muttergottes wurde dem fremden Ding in die Kammer getan, an die Wand neben der Tür, und ein geweihter Palmzweig aus dem heiligen Lande darunter. Man konnte gar nicht genug tun, denn so ganz geheuer war es mit diesem Weibsbild doch nicht.

Zu der weißen großen Beghinenmütze hatte sich das Mädchen noch immer nicht verstanden, aber sie trug jetzt ihr dunkelrotes Haar in dicken Flechten um den Kopf gelegt. Als der Kaplan sie zuerst so sah, war er förmlich erschrocken gewesen.

Eigentlich, trotzdem er genau wußte, wer sie war und woher sie kam, war sie in seinem Kopfe doch immer das Fabelding mit dem roten Haarmantel geblieben, das er zuerst gesehen hatte. Und nun saß da auf einmal ein Mädchen wie Jakeline und Katrien Terlinden. Und doch noch anders.

Pieter verstand nichts von den Mädchen. Er hörte wohl, daß seine Brüder sich stritten, ob Katrien Terlinden oder Machteld Molenaar hübscher war. Was hübsch war, mußte rote Backen haben und glatt und rund sein, recht ein Armvoll, und mußte prall in der Schnürbrust stecken, fanden die jungen Mynheeren de Jonge. So war diese hier nicht. Aber ob sie nun hübsch oder garstig war, Pieter war immer linkisch und verlegen, wenn er mit Mädchen zu tun hatte; und wenn er inwendig verlegen war, wurde er äußerlich grob und hochfahrend. Das merkte er erst, als sie ihn mit diesem dunklen wunden Blick ansah, der ihn damals so betroffen hatte, als er zuerst zu ihr kam. Da schämte er sich.

Nach und nach hatte er sich aber an die glatten festen Zöpfe gewöhnt, und sie hatte auch den Schrecken vergessen und frug ohne Scheu, wenn sie etwas zu fragen hatte.

„Herr," sagte sie einmal langsam und nachdenklich, „Ihr habt mir doch gesagt, daß Ihr keinen anderen Gott habt, als den meine Väter auch angebetet haben!"

„Ja," sagte er zögernd; er wußte nicht, worauf sie hinaus wollte.

„Aber Gott hat meinen Vätern verboten, sie sollten sich keine Bilder und Götzen machen und sie anbeten, weil er allein Gott ist." Sie zeigte mit der Hand auf das Marienbild an der Tür, vor dem der Kaplan eben, ohne sich viel dabei zu denken, sich bekreuzigt hatte.

Er sah unwillkürlich ihrem ausgestreckten Finger nach. Und in dem Augenblick ging es ihm wunderlich. Er sah da auf einmal keine Himmelskönigin und große Heilige mehr, sondern eine kleine hölzerne Puppe, die mit seidenen Lappen behängt und mit Blechzacken um den Kopf besteckt war. Sie war schwarz und häßlich und so von der Zeit mitgenommen, daß sie gewiß umgefallen oder zerbröckelt wäre, wenn man nur mit dem Finger daran gestoßen hätte.

Pieter de Jonge erschrak heftig über das, was er sah, und machte ein böses Gesicht. „Du fragst vorwitzig über Dinge, die du nicht verstehst," sagte er strenge, „die heilige Gnadenmutter ist kein Götze, sondern —" Er hielt eine lange und gelehrte Rede, während der ihm immer unbehaglicher zumute wurde, bis er sich schließlich rettungslos in seine eigenen Sätze verwickelte, und zwar nur, weil das Mädchen ihn mit ihren schwarzen, glänzenden Augen so gerade und unbeirrt ansah, als sähe sie ihn durch und durch.

Als er mitten im Satz stecken blieb, schüttelte sie fast unmerklich den Kopf. „Haben

Digitized by Google

Sankt Paul und Sankt Petrus auch gesagt, daß man diese da anbeten soll?

„Nein, Sankt Peter und Sankt Paul nicht, aber genug andere. Und überhaupt, Unsere liebe Frau antasten, die doch den Hochgelobten selber geboren hat, das ist so gut wie Gotteslästerung!" Pieter sagte das so laut und heftig, als müßte er noch jemand anders als das junge vorwitzige Geschöpf da in Grund und Boden reden.

Er war noch in hellem Ärger, als er sich über seine Bücher setzte. Er hatte den Petrus Lombardus aufgeschlagen und den Doctor seraphicus, den gottseligen Bruder Bonaventura. Das waren Leute, die vor ein paar hundert Jahren gelebt hatten und keine Unruhe mehr stifteten.

Aber an diesem Tage geschah es Pieter zum erstenmal, was von da an öfter vorkam: er hatte während des Lesens das unbehagliche Gefühl, als ob ihn einer ansähe. Aber wenn er sich recht besann, wußte er plötzlich, daß es nur der gerade, ruhige dunkle Blick des Mädchens war, den er in Gedanken noch auf sich fühlte. Und unter diesem Blick nahm sich ihm alles, was er las, plötzlich anders aus.

Es war ihm, als ob der Flittermantel von Worten davon herunterfiel und auch die blecherne Zackenkrone von spitzfindigen Beweisgründen. Und ohne daß er recht wußte, wie es zuging, hatte er auf einmal nur eine alte schwarze hölzerne Puppe in der Hand statt eines heiligen Bildes zum Anbeten.

Angenehm war das gewiß nicht, und er gab sich auch nicht immer gleich darein. Aber er fing an, das kleine schwärzliche Marienbild im Beghinenhof heimlich zu hassen und sehr vorsichtig zu sein mit jedem Satz, den er in der Katechese sagte. Er durfte diese Seele nicht irreleiten, die ihm anbefohlen war. Wenn ihm etwas zweifelhaft schien, frug er gewissenshalber immer erst bei Sankt Paul oder Sankt Peter an, was die dazu sagten. Und verwunderlicherweise klang das oft ganz anders, als die heilige Kirche lehrte. Aber schließlich war die Kirche doch auf die heiligen Apostel aufgebaut, und die mußten die Sache am besten verstehen.

Das alles machte dem Kaplan viel Unruhe und Kopfzerbrechen, so daß er sich beinahe vor diesen Stunden im Beghinenhof fürchtete und sie dann doch wieder kaum abwarten konnte. Und dabei vergaß er ganz, daß es sich doch nur um die Christenlehre und Taufe eines hergelaufenen Judenmädchens handelte, mit der man sonst nicht so viel Umstände zu machen pflegte, und daß es Leute geben könnte, die sich darüber wunderten.

Er hatte auch Zeit genug zu all diesen Dingen, denn an Sankt Bavo gab es jetzt für ihn nicht halb so viel zu tun wie sonst. Als der Kaplan Allaert vom Amte gesetzt wurde, war ein Dominikaner gekommen, in Sankt Bavo zu predigen, ein eifriger, heftiger Mann, der den Leuten die Hölle heiß machte. Das war dem Dekan eben recht. Bei seiner ersten Vesperpredigt war die Kirche gedrückt voll, und die da unten auf den Bänken schwitzten Blut und stöhnten hörbar, so anschaulich wußte er die glühenden Zwickzangen der Teufel und das langsame Braten der Verdammten, vor allem der Ketzer von der neuen Lehre, zu schildern. Aber das zweite Mal waren die Bänke erheblich leerer, und der Rat und der Dekan sahen, daß der neue scharfe Besen die Leute aus der Kirche hinausfegte statt hinein. Es nützte auch nichts, daß der Dominikaner selbst in jedes Haus einzeln lief und die verlorenen Schafe mit dem Stab Wehe wieder in den alten Pferch treiben wollte. Sie bekreuzten sich ihm vor Augen und knurrten hinter seinem Rücken, wenn er ging.

Dieser Geist heimlicher Widerspenstigkeit schlich sich ein, auch wo es kein Mensch geglaubt hätte.

Maritje de Jonge zog ein Gesicht, als ihre Schwester den neuen Dominikaner über die Bäume lobte. „Ich mag ihn nicht leiden. Wenn ich in die Kirche gehe, will ich etwas Hübsches hören, von Gott und dem Himmel und solche Dinge, aber nicht bloß vom Teufel. Es ist langweilig und häßlich in Sankt Bavo jetzt."

Pieter saß dabei und sagte kein Wort, obgleich Jakeline ihn beschwörend ansah. Da mußte sie schon selbst ihre Meinung sagen.

„Langweilig und häßlich? Meinst du, ich ginge zum Spaß in die Kirche? Es schickt sich eben, daß man es tut! Es ist unerhört, was du für ein gottloses Mundwerk führst!

Digitized by Google

Einsperren sollte man dich, damit du nicht eine Schande für uns alle wirst, du ungeratenes Ding! Die frommen Schwestern haben mir das auch schon gesagt!"

Maritje machte ein schnippisches Gesicht. „Ach, deine frommen Schwatzbasen! Die sollen nur den Mund halten. Liefen ja doch am liebsten aus dem Kloster zu den Ketzern, wo alle hübschen jungen Prädikanten heiraten dürfen!"

Jakeline starrte sie an, der Mund blieb ihr offen stehen. War das zu glauben? Solche lästerliche Reden! Sie war ganz erleichtert, als Pieter plötzlich auffuhr. Der war dunkelrot geworden.

„Schämst du dich nicht? Bürgermeister de Jonges Tochter willst du sein und machst solch ungewaschenes Geschwätz? Gott weiß, wo du das her hast!"

Maritje war es nicht gewohnt, von Pieter angefahren zu werden, sie schob weinerlich die Unterlippe vor. „Es ist aber doch wahr. Der Doktor in Wittenberg hat sich doch eine Klosterfrau genommen, und viele andere Ketzerprädikanten auch. Margretje Vermeeren weiß es ganz genau, die hat es mir erzählt."

„Steckt eure Nasen nicht in Sachen, die ihr nicht versteht. Schlimm genug, wenn es schlechte Menschen gibt, die alle Ordnung umkehren."

Pieter machte ein böses Gesicht. Es widerte ihn, an diese Sachen zu denken. Geweihte Priester, die Weiber hatten! Ihren fleischlichen Sinn nicht bändigen konnten und das den neuen Glauben nannten! Das allein konnte ihm diese Lehre verleiden, und wenn die Engel vom Himmel sie predigten! Er hatte Maritje einen Augenblick vergessen.

Die ließ den Kopf hängen und sah grüblerisch vor sich hin. „Sind denn alle Ketzer schlechte Menschen?" frug sie langsam, „aber Jakeline sagt doch, daß Jan nun auch ein Ketzer ist —"

Pieter de Jonge stand plötzlich heftig auf. „Ich habe keine Zeit, hier zu sitzen und Weibergeplapper anzuhören."

Jakeline hob den Kopf in dem schönen Bewußtsein, daß sie damit nicht gemeint war. „Warte, Pieter, ich gehe mit. Ich muß in den Beghinenhof."

Maritje blieb unglücklich und gekränkt zurück. Was konnte sie dafür, wenn der neue Pater die Leute graueln machte wie der schwarze Mann, und wenn die Prädikanten heiraten durften! Aber Jakeline tat ja, als ob sie an dem allen schuld wäre. Jakeline spielte sich überhaupt auf, als ob sie im Hause zu befehlen hätte, und war doch nur ihre Schwester. Und Pieter war auch so häßlich zu ihr gewesen!

Mit ganz tränennassem Gesicht lief sie hin und holte sich ihren kleinen braunen Wachtelhund mit dem seidenen Fellchen, dessen lange Locken hinter ihm herschleppten. Sie war dabei, ihm das Stehen auf zwei Beinen zu lehren, und nach ein paar Augenblicken lachte sie schon hell über seine ungeschickt tappenden Pfoten und hatte alle Prädikanten und Patres der Welt vergessen.

Jakeline de Jonge war sehr stolz auf ihren Bruder Pieter; es machte sich so gut, etwas Geistliches in der Familie zu haben. Sie liebte es auch, sich mit ihm den Leuten zu zeigen. Aber heute kam sie nicht auf ihre Rechnung, denn Pieter machte so lange Schritte, daß sie kaum mitkonnte, und ein so finsteres verstimmtes Gesicht, als ob er beißen wollte. Sie konnte ja verstehen, daß er sich eben über Maritje und ihre Naseweisheit geärgert hatte. Aber darum brauchte er doch nicht zu tun, als ob sie, Jakeline, Luft wäre.

Sie vergaß aber ihre Enttäuschung bei den Beghinen. Schwester Machteldje hatte schon ihre Fastenkuchen gebacken, obgleich es erst kurz nach Dreikönigen war; kleine gewürzte Kuchen, die sich lange hielten und die Juffrouw de Jonge, ihr Verzug, gleich versuchen sollte.

Mit den frommen Schwestern hatte Jakeline immer so viel zu sprechen, daß ihnen jedesmal die Zeit zu knapp wurde. Erst kam der neue Dominikaner daran und die Ketzerei, die Gott sei's geklagt in der Stadt überhandnahm. Es war ein Segen Gottes, daß so ein Mann wie der Pater gekommen war, um den Leuten die Wahrheit zu sagen. Jouffrouw de Jonge und die Schwestern waren sich ganz einig darüber, daß jeder, der etwas auf sich hielt und von gutem Hause war, bei dem alten Glauben blieb. Diese neue Lehre war Armeleutsache, die Fischweiber unten am Fluß und solches Volk lief den Prädikanten nach, aber wer

Digitized by Google

war denn etwa von Ratsverwandten dabei? Keiner, nicht einmal einer von den Allaerts, obgleich der Sohn selber — na ja, das war eine schlimme Sache, am besten, man schwieg darüber.

Sie nickten alle mit den großen weißen Mützen, und Jakeline nickte auch nur, weil sie den Mund zu voll hatte zum Sprechen.

Es kamen dann noch allerlei Neuigkeiten und Stadtgeschichten an die Reihe, und schließlich hatte jeder auch noch seine eigenen kleinen Kümmernisse. Jakeline schalt über Maritje, und die Schwestern hatten auch ihren ewigen Ärger. Der Ärger war „sie". Jakeline wußte schon, wer das war.

„Es ist ja nichts davon zu sagen," grämelte Schwester Machteldje, „sie redet ja jetzt auch ein paar Worte, wenn es auch ein Christenmensch nur halb versteht, so wie sie unser gutes Flämisch herausbringt. Und sie fegt die Kammern und scheuert die Treppen, und spinnen tut sie auch. Aber ich sage nur, mit rechten Dingen geht das auch nicht zu. Ich habe mein Lebtag keine gesehen, die einen so feinen Faden spinnt, wenn sie vor vier Wochen noch nichts davon gewußt und gekonnt hat."

„Juffrouw Jakeline, hat Euch Mynheer, Euer Vater, nicht gesagt, wo er sie hintun will, wenn sie getauft ist?" frug die Frau Mutter, die auch dabeisaß, „wir haben gedacht, wir werden sie bald los, und nun ist es schon im vierten Monat, daß der Kaplan Hochwürden, Euer Bruder, alle Woche zweimal kommt."

Schwester Beate nickte mit Kummerfalten auf der Stirn. „Ja, ja, die Sache macht uns viele Sorge, Juffrouw, das könnt Ihr glauben. Habt Ihr an Eurem Bruder noch nichts gemerkt?"

Jakeline hörte plötzlich auf zu kauen, sie machte ihre rundesten Augen. „Gemerkt? Was soll ich denn gemerkt haben?"

Die Frau Mutter tätschelte ihre Hand. „Ja, ja, wir wissen ja, was für ein eifriger, frommer junger Herr der Kaplan de Jonge ist. Das wissen wir alle, Kindchen. Aber gerade die Frömmsten denken oft am wenigsten daran, wie schlecht die Welt ist, und fallen darum in des Teufels Stricke."

Jakeline geriet jetzt ordentlich in Angst; all die Gesichter unter den weißen Hauben waren so sorgenvoll und mitleidig. „Aber ich weiß doch gar nicht, was Ihr meint, Schwester Beate!"

„Ja, Juffrouw Jakeline, glaubt Ihr denn, ein junger Mannsmensch, und wenn er noch so geistlich gesinnt ist, ginge ungestraft bei so einer aus und ein? So gewiß ich hier sitze, ich glaube nicht, daß es mit ihr richtig ist, und daß sie ein Mensch wie unsereins ist!"

„Ach so, die!" Jakeline biß ganz erleichtert in ein neues Stück von ihrem Gewürzkuchen. „Aber Ihr habt doch selbst gesagt, daß sie fegt und scheuert und spinnt und auch Füße hat wie ein Mensch."

Schwester Machteldje wiegte den Kopf. Sie war schon sehr alt und steckte voll Ammenmärchen und Geschichten. „Meine Ältermutter hat mir selbst erzählt, daß es solche gäbe, die sechs Tage in der Woche ein Mensch wären, und nur einen Tag müßten sie wieder ein Meerminneken sein. Warum rührt sie denn alle Sonnabend keine Arbeit an, wo jeder Christenmensch doch arbeitet? Woher hat sie denn die Muscheln, die da auf ihrem Spind liegen und die beileibe keiner anfassen darf? Schwester Rosine hat einmal durch die Türspalte gesehen, wie sie die eine gestreichelt hat wie was Lebendiges. Fällt wohl unsereinem so etwas ein? Nein, ich bleibe dabei, richtig ist das nicht mit ihr, und was sie einem alles antun kann, das mag Gott wissen. Es kann einem schon angst werden, wenn sie einen so ansieht mit ihren schwarzen Augen!"

Jakeline lief es kalt den Rücken herunter, sie faltete die Hände vor Gruseln. „Ja — aber mein Bruder — aber was soll man denn da machen, Schwester Machteldje?"

„Ja, ja, Juffertje, es ist recht schlimm und gefährlich für den armen jungen geistlichen Herrn. Wenn sie ihn schon behext hat, dann hilft auch beileibe kein Reden mehr, das macht es nur schlimmer. Hat er nicht eine recht kräftige Reliquie? Das Beste wäre freilich, wenn er schnell mit der Christenlehre ein Ende machte, es hat ja jetzt lange genug gedauert, und vielleicht kommt er dann noch mit heiler Haut davon."

Die Frau Mutter nickte. „Wenn sie erst das Taufwasser gehabt hat, hat es keine Gefahr mehr, vor dem haben die bösen Geister nicht Bestand. Dann braucht Ihr keine

Digitized by Google

Angst mehr zu haben, Juffrouw, und wenn Mynheer de Jonge sie in sein eigen Haus nehmen wollte!"

Jakeline schrie auf. „Nein, nein, nein! Dann fürchte ich mich tot, dann laufe ich aus dem Hause, Schwester!"

Die Beghinen lachten.

„Es ist ja auch nicht nötig, Kindchen, er kann sie ja auch wo anders hintun. Nur bei uns ist dann kein Platz mehr, wir haben die Kammer jetzt schon blutnötig."

Jakeline machte sich bald davon, die Gemütlichkeit war ihr doch vergangen. Als Schwester Beate ihr herausleuchtete, begegnete ihnen eine auf dem Gange, wo die Schatten vor dem flackernden Licht ungeheuerlich groß und schwarz an den weißen Wänden tanzten. Sie trug den grauen häßlichen Schwesternhabit, aber als ihr Kopf in den grellen Lichtschein kam, sah Jakeline auf einmal ein glührot-gleißendes Haar und in einem blassen Gesicht ein paar schwarze große Augen, die gleichgültig starr über sie hingingen. Im nächsten Augenblick war es vorüber.

Juffrouw de Jonge hatte sich ganz dicht an die Wand gedrückt; sie gab Schwester Beate hastig die Hand und lief, was sie konnte, die Treppe herunter und aus dem Hause.

Die ganzen nächsten Tage vergaß sie, Maritje auszuschelten, und ging herum wie tiefsinnig. Das Kind Maritje bildete sich ein, daß Jakeline aus Kummer über ihre lästerlichen Reden so gedrückt wäre, und war ganz Reue und Zärtlichkeit. Aber es glückte ihr auch nicht einmal, die große Schwester vergnügt zu machen.

In Jakeline de Jonges rundem hellblonden Kopf hatten nie viel Gedanken gewohnt, aber jetzt zermarterte sie ihn förmlich um einen Einfall. Irgend etwas mußte geschehen, das stand fest. Heilige Mutter Marie, wenn sie Pieter nur noch nichts angetan hatte! Es gruselte Jakeline, wenn sie nur an die Augen dachte.

Und dabei gingen die Tage hin, einer nach dem anderen, und immer näher dem Sonntag, wo sie Pieter wieder zu sehen bekam. Und als ihr am Sonnabend noch immer keine Erleuchtung gekommen war, lief sie in ihrer Herzensangst nach Sankt Bavo und brachte Unserer lieben Frau eine dicke schneeweiße Wachskerze.

Das hatte augenscheinlich geholfen. Als Jakeline auf dem kurzen Heimweg mitten auf dem Marktplatz war, stand sie plötzlich still und hätte am liebsten einen Luftsprung gemacht, nur daß ihr noch zur rechten Zeit einfiel, daß sich das für Juffrouw de Jonge nicht schickte. Da ging sie sehr würdevoll nach Haus und hatte nachher lange und geheimnisvoll in der Kleiderlade auf der eiskalten Linnenkammer zu kramen. —

Der Kaplan de Jonge saß am anderen Tage unlustig und wortkarg wie immer an seines Vaters Tisch. Es waren heute auch zwei verarmte Vettern de Jonge mit ihren mageren, übermäßig freundlichen Frauen da, und Jakelines und Maritjes Mutterschwester, die dicke Mevrouw Vermeeren mit ihren drei Töchtern, die alle rund und hellblond wie in die Breite gegangene Jakelines aussahen, wenig sagten und viel und gründlich aßen. Pieter sahen die drei Basen mit einer heimlichen Scheu an wie ein fremdes Wundertier, das aus Zufall zwischen die de Jongesche Sippe geraten war, und ließen ihn ganz in Ruhe; und das war noch das Beste an ihnen.

Wenn Pieter aber öfter aufgesehen hätte, dann hätte er merken müssen, daß seine Schwester Jakeline ihm quer über den Tisch fortwährend wunderlich bedeutsame Augen machte. Einmal wollte sie ihn auch unter dem Tisch treten, aber sie traf statt dessen den einen Vetter de Jonge, der erschrocken mit einem kurzen Schrei seinen Fuß zurückzog. Sie vergaß sogar, der Tante Vermeeren die Siruptunke zum Lammbraten gehörig aufzunötigen, weil sie wie auf Kohlen saß und ganz verzweifelt war, daß Pieter nichts merkte. Sie bekam ihn auch erst zu fassen, als er weggehen wollte, ein wenig früher als die anderen. Auf dem dunklen Gang kam sie ihm atemlos nachgelaufen. „Pieter, bleib hier, warte! Ich muß dich um etwas bitten! Du mußt mir dein Wort geben auf Unsere liebe Frau und deinen Schutzpatron Sankt Pieter, daß du es tun willst, hörst du?"

Er sah sie verwundert an. Was war der bedächtigen Jakeline in den Kopf gefahren? „Wenn ich kann, Jakeline —"

Digitized by Google

„Ach, ich weiß, daß du es kannst! Wenn du es unter dem Rock trägst, sieht es keiner. Sieh, ich habe es noch von meiner Mutter, es ist ein Span vom wahren Kreuz Christi darin. Wer das auf sich trägt, den schützt es ganz sicher gegen böse Geister und Teufelskünste und Hexerei. Da!"

Pieter de Jonge nahm das in dem Halblicht blinkernde Golding nicht gleich, das sie küßte und ihm dann hinhielt. „Und das soll ich tragen? Warum denn?"

„Weil — weil du doch immer in Gefahr bist."

„Ich in Gefahr? Wo denn, Jakeline?"

„Weil du doch immer in den Beghinenhof mußt, zu der — der da —"

Pieter de Jonge war einen Augenblick still, dann tat er einen Schritt auf sie zu. „Was soll das, Jakeline? Was sind das für Narrheiten?"

Jakeline warf beleidigt den Kopf hoch, aber sie machte doch ängstliche Augen dabei. Sie hatte erwartet, daß Pieter hübsch dankbar die Reliquie nehmen und ganz gerührt über die treue Schwester sein sollte. Und nun machte er ein so sonderbares Gesicht. „Es sind keine Narrheiten, Pieter! Sie sagen es doch alle, daß es nicht richtig mit ihr ist, und daß sie dir Gott weiß was antun kann, wenn sie es nicht schon getan hat!"

„Wer sagt das?" Seine Stimme klang heiser.

„Alle im Beghinenhof, die Schwestern und die Frau Mutter auch! Und sie sagen, es ist schon wunderlich, daß es so lange mit der Christenlehre dauert!"

Der Kaplan faßte sie plötzlich um das Handgelenk, daß es ihr wehtat. „Und das hast du dir aufschwatzen lassen in deiner Dummheit? Und plapperst es noch nach? Weißt du nicht, daß das ein Schimpf ist für mich und für mein Amt? Was soll denn ein Weib einem geweihten Priester antun? Wenn mir einer was antut, dann sind es diese Heuchlergesichter von Beghinenschwestern mit ihren giftigen Zungen! Nicht einmal so einem armselig gottverlassenen Geschöpf können sie seinen Frieden lassen!"

Jakeline starrte ihn entsetzt an. Eine schreckliche Erleuchtung kam ihr plötzlich: es war schon zu spät! Wenn sie ihm schon was angetan hat, dann hilft kein Reden mehr, das macht es nur schlimmer, hatte Schwester Machteldje gesagt.

Jakeline heulte plötzlich laut heraus, ohne daran zu denken, daß drinnen in der Stube die Vettern de Jonges und die Basen Vermeerens und Maritje und alle es hören konnten. „Um aller Heiligen willen, tu mir die Liebe und trag das hier, Pieter! Um deiner Seele Seligkeit willen, Pieter! Wenn du das auf dir hast, kann sie dir nichts antun —"

Sie stand plötzlich in dem dunklen Gang allein mit ihrer Goldkapsel in der Hand. Mitten in ihr weinerliches Jammern herein schlug die schwere eisenbeschlagene Haustür von außen zu. —

Draußen stürmte und schlackerte es, dicke nasse Schneeflocken und Regen durcheinander. Pieter de Jonge merkte das aber gar nicht, er lief mit großen Schritten in die Dunkelheit hinein, als ob einer hinter ihm her wäre. Es kochte in ihm vor Zorn; den mußte er sich erst kalt laufen.

Das hatten sie ihm antun können, das! Es war ihm, als ob grobe schmutzige Hände ihn angefaßt hätten, daß er nun nicht wieder rein von den Flecken werden könnte. Und nicht ihn allein.

Jedes Kind wußte, daß es Weiber und Männer genug gab, die mit Teufelskünsten umgingen. Noch letztes Jahr hatten sie in Amsterdam auf offenem Markt ein paar verbrannt, und eine in Leiden. Aber diesem jungen Kind das anzuhängen! Eine Sünde und Schande war es!

Was hatte es ihnen denn zuleide getan? Saß da in seiner Gottverlassenheit zwischen den zänkischen alten Weibern, und die, statt ein christliches Liebeswerk an ihm zu üben, hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihm die schlimmsten Dinge nachzureden. Und dazu war ihnen das törichte Geschwätz gerade gut, das über das Mädchen umlief!

Er sah die Frau Mutter vor sich: das säuerliche Lächeln in dem runzligen Gesicht, und Herr Kaplan Hochwürden hinten und Hochwürden vorn; und hinter dem Rücken wurde gespürt und getuschelt und gehetzt, was das Zeug halten wollte. Zu lange hatte ihnen die Christenlehre schon gedauert?

Er hatte es gut gemeint, aber jetzt war es ihm zuwider. Sie sollten ihren Willen

Digitized by Google

haben, er wollte ein Ende machen. Wer wußte denn, was sie dem armen Kind sonst noch antaten! Das Kredo wußte sie längst am Schnürchen, und mehr wollte der Dekan ja gar nicht. Und nach der Taufe keinen Tag länger in diesem Hause, wo sie wie die lauernden Spinnen um sie herumsaßen. Morgen wollte er es ihr sagen, und der Frau Mutter auch. Und vor der wollte er kein Blatt vor den Mund nehmen. Eine Strafpredigt sollte sie haben, daß ihr die Ohren klingen sollten. Er freute sich schon darauf.

Ein kalter Windstoß fuhr ihm so heftig entgegen, daß er nun doch stillstehen mußte. Er sah sich um und wußte zuerst nicht recht, wo er war. Er mußte ein gutes Stück gelaufen sein. Erst an der Grooten Kerk vorbei, die schwarz und massig in dem Schneetreiben in den schwarzen Himmel hineinwuchs. An Grachten entlang, über die kleine rötliche Lichter aus den Häusern grelle schmale Spiegelscheine legten. Zuletzt zum Fluß herunter, wo die plumpen Lastkähne unförmlich von Schnee überkrustet auf dem dunklen Wasser lagen, und wo keine Häuser mehr waren, sondern nur Torfschuppen und Bootsbauerwerkstätten, die aber jetzt im Winter leer und tot lagen.

Ein paarmal waren in den schmalen Gassen Leute eilig an ihm vorbeigekommen, schwarze Schatten, die er gedankenlos auftauchen und untergehen sah. Eben jetzt, wie er stand und um sich sah, strich ein Mensch noch vorüber, der eng in einen Mantel eingeschlagen war und risch und fest ging. Einen flüchtigen Augenblick fiel ihm Jan Allaert dabei ein.

Wie er dem Menschen mit den Augen folgte, bog der zwischen zwei Torfschuppen ein, Pieter hörte etwas wie ein Türklappen und sah einen raschen Lichtstreif aufspringen und verlöschen. Dann war es wieder still.

Ihn fröstelte plötzlich. Das Stehen in dem eisigen Schneewind und Schlacker hatte ihn ernüchtert und ihm den Kopf kalt gemacht. Er schämte sich auf einmal.

Was war denn das mit ihm? Schickte sich solch ein sündhafter weltlicher Zorn für einen, der ein geistliches Kleid trug? Gott bewahre uns! Er wollte anderen predigen und hatte selbst eine Predigt noch blutnötig! Ein paar Aves oder Paternoster, das war gut gegen den Zorn. Das hatte ihn schon Maritjes Amme Trien Mannis gelehrt, es war ihm alte Gewohnheit. Aber mitten im ersten Ave sprang er plötzlich in ein Paternoster über. Bei Unserer Frau kam ihm jetzt immer die kleine schwarze Holzpuppe im Beghinenhof in den Sinn, und darum ließ er sie lieber ganz aus dem Spiel.

Die Paternoster hatten aber doch noch nicht recht genützt. Als Pieter de Jonge nach einer schlaflosen Nacht in den Beghinenhof kam, war der Ärger noch siedeheiß in ihm. Ärger über die Beghinen, über Jakeline, über sich selbst. Sein Entschluß, ein Ende zu machen, reute ihn eigentlich schon, aber er wollte nicht wie eine Wetterfahne mit jedem Wind umschwenken.

Das Mädchen sah ihm mit dem glänzenden Blick entgegen, den sie für keinen anderen als für ihn hatte. Aber sie hatte ein feines Gefühl dafür, wenn bei ihm schlecht Wetter war, und wurde dann gedrückt und still.

Der Kaplan hielt seine Stunde in Frage und Antwort wie immer, und erst am Schluß kam er mit dem heraus, was er ihr zu sagen hatte. Mit kurzen, trockenen Worten erklärte er ihr, daß sie jetzt genug vorbereitet wäre, um das Taufwasser zu bekommen. Das nächste Mal wollte er mit ihr noch einmal genau durchnehmen, was sie bei der heiligen Handlung zu tun und zu sagen hatte. Einen Taufpaten durfte sie sich vorher selbst wählen, wenn sie einen wußte, und den Taufnamen auch.

Sie hatte ihm ängstlich gespannt zugehört. „Den Taufnamen?“ frug sie dann zögernd, „darf ich nicht meinen Namen behalten, Herr, mit dem mich mein Vater und meine Mutter gerufen haben?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Der Täufling soll seinen alten Menschen ganz und gar ablegen und nicht mehr kennen, und zum Zeichen soll er auch einen neuen Namen haben, mit dem er von dem Tage an gerufen wird.“

Es war eine kurze Stille, dann sah das Mädchen auf. „Dann sollt Ihr mich Christina nennen.“

„Christina? Warum?“

Ihr schlug plötzlich das helle Rot über das Gesicht. „Ihr habt mir gesagt, daß Eure Mutter so geheißen hat, Herr.“

Digitized by Google

Pieter runzelte die Stirn, er wußte selbst nicht, was ihn an diesem Wunsch so heftig ärgerte. Es kam ihm plötzlich vor, als ob die Schwatzbasen ein Recht hätten, über ihn zu tuscheln und zu lästern, wenn er ihr seiner Mutter Namen gab — als ob sie sich an etwas vergriffe, das ihm allein gehörte, wenn sie den Namen tragen wollte. Und sie war doch nur ein Judenmädchen, sagte der de Jongesche Hochmut.

Das ging aber alles blitzschnell durch seinen Kopf, schneller, als es sich hätte sagen lassen. „Meine Mutter geht dich nichts an!" sagte er scharf, „such' dir einen anderen Namen, der sich besser für dich schickt. Es gibt ja Heilige genug, den ganzen Kalender voll."

Noch während er sprach, sah er schon, was er angerichtet hatte. Ihr junges Gesicht war plötzlich herbe und verschlossen. Es war ihm auf einmal sehr unbehaglich zu Sinn, aber er konnte sich doch nicht gleich bezwingen. Wie ein Junge, der nach einem dummen Streich macht, daß er davonkommt, war er mit ein paar kurzen Worten aus der Tür. So eilig hatte er es, daß er die Frau Mutter vollständig vergaß.

Erst auf der Straße fiel ihm das ein. Er blieb plötzlich stehen.

Was hatte er da nun wieder angestellt? Statt seine Strafpredigt am rechten Ort zu halten, hatte er allen Ärger an diesem armen Ding ausgelassen, die es doch schon schwer genug hatte. War das recht und christlich? Ihr Wunsch war doch wahrhaftig ein unschuldiger gewesen! Und wie sie ihn angesehen hatte, als er sie so anfuhr! Er konnte das Gesicht gar nicht vergessen.

Was sollte er nun machen? Umkehren? Nein, das ging nicht, wegen der alten Weiber und ihrer Spürnasen. Aber das nächste Mal wieder gutmachen! In zwei Tagen!

Sein Gewissen schlug ihm diese ganzen zwei Tage, und er versuchte es zu beruhigen, indem er ihm erzählte, was er ihr alles Gutes sagen wollte. Es war noch sehr früh vor der Zeit, als er den eisernen Klopfer an die Tür des Beghinenhofes fallen ließ.

Es kam ihm aber diesmal die Frau Mutter selbst entgegen. „Wie leid mir das tut, mein lieber junger hochwürdiger Herr, daß Ihr Euch umsonst herbemüht habt! Es ist heute wohl nichts mit der geistlichen Lehre, sie liegt krank!" Sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter zurück.

Pieter stand ganz erstarrt vor Schreck. „Krank? Kann ich sie nicht sehen?"

Die alte Beghine nickte und zwinkerte schlau. „Immer derselbe Eifer, das ist gut und löblich. Sie liegt aber im Bett, Herr. Sie braucht zwar just noch keinen Priester, so schlimm ist es nicht, aber wenn Ihr sie trotzdem sehen wollt —"

Pieter runzelte die Stirn. „Was fehlt ihr?" frug er kurz dazwischen.

„O, nichts Schlimmes, nichts Schlimmes. Nur verschnupft ist sie, daß ihr die Augen laufen, und krächzen tut sie wie eine Krähe. Aber sie wird bald wieder gesund sein, lieber Herr!"

„Ja, wenn Ihr Eure Christenpflicht tut und sie recht pflegt!"

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Du lieber Himmel, eine Prinzessin im Wochenbett könnte sich freuen, wenn sie so verpflegt würde! Ich will mich hüten und es ihr an etwas fehlen lassen! Damit sie einem noch die Gicht an den Hals hext oder die fallende Sucht!"

„Was ist das für Gewäsch?" Des Kaplans Gesicht war plötzlich braunrot vor Zorn. „Schämen solltet Ihr Euch, in Grund und Boden schämen! Wißt Ihr nicht, daß es sündhaft ist, einen Menschen zu verleumden und zu verlästern? Wißt Ihr nicht, daß sich alle Teufel in der Hölle über eine freuen, die das tut, und besonders, wenn sie von einem geistlichen Orden ist, wie Ihr?" Die ganze Strafrede prasselte jetzt hageldick herunter, die vor zwei Tagen hatte gehalten werden sollen.

Das alte Weibchen ließ sie ganz ergeben über sich ergehen, wiegte wehmütig den Kopf, machte betrübliche Gebärden und wartete, bis er ganz und gar außer Atem war. Da nickte sie. „Ihr habt eine schöne geistliche Gabe zu reden, lieber junger Herr, und Ihr meint es ja auch gut. Aber ich weiß, was ich weiß, und Euch wäre es auch besser, wenn Ihr ein bißchen mehr Weltverstand hättet. Verzeiht, ich gehe auf die Achtzig und kann nicht so lange im Winde stehen. Ich will es Euch wissen lassen, wenn sie

wieder gesund ist, Ihr braucht keine Sorge zu haben, lieber junger Herr!"

Pieter de Jonge stand auf der Straße und sah auf die Tür, die ihm vor der Nase zugeschlagen war. Noch ganz heiß vom Reden und voll von Zorn und Unruhe lief er nach Hause.

Warten sollte er, bis er wieder in den Beghinenhof geholt wurde. Aber das Warten nimmt einem die Ruhe weg. Pieter de Jonge brachte es nicht recht fertig, so fest über den Büchern zu sitzen wie sonst. Jeden Abend, wenn es dämmerig wurde, ging er ein Stück aus. Wunderlich war es dabei, daß er, er mochte gehen, wohin er wollte, einmal mindestens am Beghinenhof vorbeikam. Er sah dann an der hohen Backsteinmauer herauf, blieb auch wohl stehen und horchte, aber er bekam nie etwas Lebendiges zu hören und zu sehen.

Es war kein Wunder, daß er sich um sein Beichtkind sorgte. Verschnupft war sie, hatte die Alte gesagt. Ja, wer hierzulande groß geworden war, der achtete darauf ja nicht weiter. Das gehörte ebenso zum Winter wie Schnee und Eiszapfen. Aber wer da zu Hause war, wo der süße spanische Wein wuchs, der konnte sich den Tod holen in diesen Frostnächten und dem kalten Wind, der durch alle Ritzen pfiff.

Sterben und verderben konnte sie, ohne daß er davon hörte. Und wenn das geschah, dann fuhr sie ohne Taufe ab, und ohne Sakrament und Ölung. Und er hatte das nicht einmal wieder an ihr gutmachen können, was er ihr angetan hatte!

Pieter de Jonge schlief zuletzt die Nächte nicht mehr über dem allem. Er geriet ganz aus den Fugen, und Jakeline war sich nun ganz einig darüber, daß er behext war, weil er Sonntags so schlecht aß und aussah wie die teure Zeit. Sie behielt das aber für sich diesmal, sogar den Beghinenschwestern gegenüber. Von denen hatte sie erfahren, daß „sie" krank lag, und sie hoffte nun inbrünstig, daß die Sache ein gutes Ende nähme. Damit meinte sie aber etwas anderes, als die Menschen sonst bei Krankheiten wünschen.

Ihre Hoffnung wurde aber nicht erfüllt. Und an einem Tag in den Fasten, als draußen Tauwetter war und alle Gassen knöchelhoch voll Schnee und Schmutz, stand der Kaplan de Jonge zum erstenmal wieder in der Kammer im Beghinenhof neben der kleinen schwarzen Muttergottes. Auf die achtete er aber diesmal gar nicht, sondern sah nur auf das Mädchen, das in ein grobes Wolltuch gewickelt unter dem bißchen blasser Wintersonne am Fenster saß. Ihr Gesicht war schmal geworden und sah durchsichtig aus unter den dicken roten Flechten, und ihre Augen kamen ihm noch schwärzer und größer vor als sonst.

Mit ein paar raschen Schritten war er neben ihr. Aber es war wunderlich, daß er nichts zu sagen fand.

„Du bist lange krank gewesen," sagte er endlich nur. Er überhörte aber, was sie antwortete, weil er auf ihre Hände sah, die sie vor sich auf dem Tische liegen hatte. Die waren mager und blaß und sahen müde aus. Es zog ihm auf einmal das Herz zusammen, und er kam sich so schuldbewußt vor, als ob er sie so krank gemacht hätte. Er nahm ihre Hand in seine. „Wie kalt sie ist."

Das Mädchen fröstelte und nickte. „Es ist hier so wenig Sonne. Und wenn sie scheint, macht sie nicht warm."

„Hast du nicht oft Sehnsucht nach deiner Heimat?"

Sie hob den Kopf und sah ihn mit einem dunklen Blick an, den er nicht verstand. „Sehnsucht? Ich weiß es nicht. Es ist ja nicht meine Heimat mehr. Meine Mutter liegt in der Erde. Meine Brüder haben sie verbrannt." Sie schauerte noch einmal zusammen. „Seid Ihr nie in Eurer Mutter Land gewesen, Herr?" fragte sie ihn plötzlich.

Pieter de Jonge schüttelte den Kopf und setzte sich auf seinen Platz. „Ich kenne es nicht. Erzähle mir davon," sagte er.

Es wurde eine wunderliche Christenlehre heute. Die Bücher wurden nicht aufgeschlagen, und von der Taufe war auch nicht die Rede. Der Lehrer hörte zu, und das Beichtkind erzählte.

Pieter de Jonge hatte schon öfter von Spanien gehört. Seine Brüder sprachen davon und sein Vater. Es war ein Land, wo ein guter trinkbarer Wein wuchs, und schöne Weiber, das mußte man ihm lassen. Ein Land, wo es sich schon leben ließ, wenn

Digitized by Google

man einen guten Batzen Geld hatte. Ein Land, das Pieter de Jonge immer ganz fern und fremd erschienen war und nicht wie seiner Mutter Land.

Jetzt verwandelte sich dieses Land plötzlich. Er sah es alles deutlich. Er sah diese große, graue endlose Ebene, die bis an die fernen blauen Sierren hin schattenlos in der Sonne schlief. Er sah die steinigen Abhänge, die steil zum Flußtal abfielen, und an denen dieser Wein wuchs, der so süß und heiß und dunkelgoldfarben war, als ob alle Sonne der vielen brennenden Sommertage flüssig geworden wäre. Er sah lichte, silberig-grüne Olivenwälder und einen breiten Stromspiegel, aus dem Brücken und Türme wiederschienen. Er hörte Namen, die ihm wie aus der Kinderzeit herüberklangen, weil Christina de Jonge sie ihrem kleinen Pedro genannt hatte. Er hörte Brunnengeriesel aus kühlen steinernen Höfen und Mandolinengeklimper aus Gärten, wo der blaßrote Oleander blühte. Er sah auch das kleine Haus an der Brücke im Ghetto, wo am ersten Tage der Woche die sieben Arme des Leuchters brannten und die Sabbatpsalmen gebetet wurden.

Sie erzählte langsam und mit etwas bedeckter Stimme in dieser schönen, fremden kastilianischen Sprache und hielt den Kopf dabei etwas gebeugt, daß alle Sonne auf dieses Haar fiel, das förmlich düster zu brennen schien.

Und wie Pieter de Jonge, Bürgermeisterssohn und geweihter Priester, dieses Judenmädchen ansah, das alle diese Wunder kannte und zwischen ihnen zu Hause war, da war sie ihm plötzlich selbst wie etwas Wunderbares, Schönes, das auf ganz unbegreifliche Weise in dieses graue winterliche Land und zwischen die kahlen Wände dieser Kammer geraten war.

(Fortsetzung folgt.)

Ostergewitter

Wiehern Rosse in den Lüften?
Stürmen talwärts reis'ge Heere?
Rauschen aus gesprengten Grüften
Neuerstandnen Lebens Chöre?

Ach, ein Lachen! Ach, ein Grollen!
Dumpfes Brausen! Helles Schmettern!
Prächtig-frohe Donner rollen,
Und der Wald zuckt auf in Wettern.

Schwarzgesträhnte Wolkentöchter
Schütten Naß aus eh'rnen Krügen:
Und der Erde Lenzgeschlechter
Saugen's ein in durst'gen Zügen.

Übers alte Ringgemäuer
Stürzt die Eiche jäh zusammen.
Und das erste Osterfeuer
Blitzt zu Tal in roten Flammen.

Rauscht um mich, ihr Lebensfluten!
Selig Leben, euch zu trinken!
Sel'ger Sterben, so in Gluten
Heiß dem Tod ans Herz zu sinken!

Fritz Erdner

Digitized by Google

Madame Récamier im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Nach dem Gemälde von J. L. David. (Louvre.)

Madame Récamier

Ein Frauenleben aus der Empirezeit

Nach neuen Quellen dargestellt

von

Detta Zilcken

(Nachdruck ist untersagt.)

Madame Récamier ist eine Erscheinung, die an keinem anderen Orte der Welt so denkbar ist wie in Paris. Denn nur hier vermag eine Frau durch Schönheit und Koketterie eine solche Macht zu gewinnen. Madame Récamier war gewiß nicht beschränkt, aber sie war ebensowenig bedeutend, und die spöttische Bezeichnung einer „Madone de la conversation“, die die Goncourts ihr gaben, ist nicht ganz ungerechtfertigt. Sie war, als ihre Rolle begann, noch viel zu jung und unreif, um durch Geist zu glänzen; sie war ihrem ganzen Wesen nach zu weiblich weich und unentschieden, um irgendwo entschlossen Partei zu ergreifen. Die Äußerungen, die Briefe, die wir von ihr besitzen, zeigen niemals einen Ansatz zu einer eigentümlichen Anschauung, zu einem kräftig geprägten Gedanken; über einen liebenswürdigen Plauderton geht sie nie hinaus. Das Rüstzeug ihres Geistes war Anmut und sanfte Weiblichkeit. Allerdings blieb der unausgesetzte vertrauliche Umgang mit bedeutenden Männern nicht ohne erziehlichen Einfluß, und so wurde aus der ein wenig oberflächlichen und vergnügungssüchtigen Kokette im Alter dennoch eine zwar nicht geistreiche, aber doch geistig fein empfindende Matrone. Aber der Grund zu alledem und der weitgehende Einfluß, den sie ausübte, lag in ihrer Schönheit.

Madame Récamier wurde 1777 als Jeanne Françoise Adelaide Julie Bernard in Lyon geboren. Ihre Mutter war eine außerordentlich hübsche Frau, die als echte Französin in der Pflege ihrer Reize eine ihrer

vornehmsten Pflichten sah und auch die Tochter in diesem Sinne erzog. Monsieur Bernard nahm als wohlhabender Notar eine angesehene Stellung ein. Juliette erhielt ihre Schulbildung in La Déserte bei Lyon, einem klösterlichen Institut, das eine beschränkte Anzahl von Töchtern guter Familien aufnahm. Während ihrer Schulzeit aber, noch vor der Revolution, siedelten Monsieur und Madame Bernard nach Paris über und lebten dort in dem vornehmen Quartier Saint Germain auf ziemlich großem Fuße. Als Juliette vierzehn Jahre alt war, ließen die Eltern sie zu sich kommen und führten sie in die Geselligkeit ihres Hauses ein. Im folgenden Jahre, 1793, verheirateten sie die Fünfzehnjährige mit dem zweiundvierzigjährigen Bankier Jacques-Rose Récamier, der ebenfalls aus Lyon stammte.

Es ist uns ein Brief erhalten, in dem Herr Récamier einen nahen Verwandten von seinem Verlöbnis mit Fräulein Bernard in Kenntnis setzt. Ein sehr merkwürdiger, sehr diplomatischer, klug ausweichender Brief. Er ist die kühl wägende Erklärung eines Mannes, der zwar im voraus weiß, daß man für seine Handlung andere Beweggründe suchen wird als die, welche er angibt, dessen Wille es aber ist, daß die Darstellung, die er für gut hält, wenigstens offiziell anerkannt werde. Mit seiner Vorsicht ist in dem Briefe von den Beziehungen die Rede, die Herrn Récamier einst mit der hübschen Mutter seiner jungen Verlobten verbunden hatten.

Es war eine schlimme Zeit damals im Jahre 1793, und die Köpfe von Männern wie Récamier saßen wenig fest auf den Schultern ihrer Träger. Jacques-Rose war vollständig darauf gefaßt, den seinigen zu verlieren, und es mußte die Leute allerdings stutzig machen, daß er unter so gefährlichen Verhältnissen nicht nur überhaupt an eine schon an und für sich ungewöhnliche Eheschließung dachte, sondern auch die Vollziehung der Heirat mit großer Eile betrieb. Er hatte damit für den Fall seines Todes Juliette sein ganzes beträchtliches Vermögen gesichert, und dies war die Absicht seiner — Vaterliebe gewesen, die er anders in unauffälliger Weise nicht hätte erreichen können.

Indessen blieb Herr Récamier von der Schreckensherrschaft verschont. Er erreichte sogar ein Alter von nahezu achtzig Jahren, und Juliette war durch diese seltsame Scheinehe gefesselt, ohne jemals den Mut zu finden, sich davon zu befreien. Ihr Vater-Gatte begegnete ihr mit freundlicher Güte, er umgab sie, fast über sein Vermögen, mit Luxus und Geselligkeit. Sie selbst bemühte sich mit liebenswürdiger Zartheit um sein Wohlergehen, und erst im Jahre 1818, als Récamier zum dritten Male einen geschäftlichen Zusammenbruch erlebte, ging sie von ihm, um sich in bescheidenen Verhältnissen in die Abbaye aux Bois im Faubourg St. Germain zurückzuziehen. Aber man geht wohl nicht fehl, wenn man in dieser merkwürdigen Verbindung die psychologische Erklärung für manchen sonst schwer erklärlichen Charakterzug der schönen Juliette sucht. Es war vielleicht ein tiefes Bedürfnis ihrer Frauenseele, was sie die heiße Leidenschaft, die sie unzähligemal erweckte, niemals zurückstoßen ließ. Und sie fühlte sich doch zu gebunden, um sich selbst jemals rückhaltlos hinzugeben. So kam sie zu jenem Verhalten, das kein Gewähren und kein Versagen war, und das man eben als ihre große Koketterie bezeichnete. Es wird schwer sein, festzustellen, ob nicht die süße Unschuld, die reizende Miene kindlicher Reinheit, die wir auf allen ihren Bildern finden, bis zu einem gewissen Grade ebenfalls Berechnung war, wie denn auch in der Betonung ihrer Jungfräulichkeit, die sie durch ihre stets weiße Kleidung gewissermaßen symbolisch hervorhob, eine absichtsvolle Lockung lag. Ob Madame Récamier wirklich so tugendhaft war, wie sie die Welt wollte glauben machen, ob, wie einige wissen wollen, ihre Tugend nur in einem organischen Fehler begründet lag, mag dahingestellt bleiben. Den Schein der Tugend hat sie jedenfalls zu wahren gewußt, und die Mutterschaft ist ihr fremd geblieben.

Unter dem Direktorium fing Julie Récamier an, eine Rolle zu spielen. Sie wird neben Josephine Beauharnais und Madame Tallien als die dritte Grazie des Direktoriums bezeichnet. Damals auch begann sie die ersten Huldigungen zu empfangen. Ein junger Neffe, Paul David, verliebte sich in sie mit der ganzen überströmenden Ge-

Digitized by Google

fühlsseligkeit jugendlicher Leidenschaft. Gefährlicher und ernsthafter war für die Zweiundzwanzigjährige der Ansturm, den einer der Brüder Napoleons, Lucien Bonaparte, auf sie machte. Lucien war damals Minister des Inneren und vor kurzem Witwer geworden. Gewalttätig und leidenschaftlich, ein guter Frauenkenner und an Siege gewöhnt, war er beim ersten Anblick der schönen Frau, von der Chateaubriand noch in einem viel späteren Alter sagte, man wisse nie, ob man sie für die Verkörperung der Liebe oder die Verkörperung der Keuschheit halten solle, von dem glühenden Wunsch erfaßt worden, sie zu erobern. Zum erstenmal wandte Juliette ihm gegenüber jene schon erwähnte Taktik an, durch Mitleid Hoffnung zu erwecken und diese durch Sorglosigkeit wieder zu zerstören, sobald sie ihren Anbeter beruhigt sah. Jedenfalls nahm ihre Kühle Lucien eine Zeitlang alle Besinnung. Da er aber endlich einsah, daß seine Mühe vergeblich bleiben würde, und da er kein Talent hatte, den Schmachtenden zu spielen, brach er die Beziehung eines Tages ebenso kurz ab, wie er sie leidenschaftlich begonnen hatte.

Noch in die Zeit des Direktoriums fällt auch die erste Bekanntschaft der Madame Récamier mit Frau von Staël. Es war der Zufall einer geschäftlichen Angelegenheit, der die beiden zusammenführte. Frau von Staël war zehn Jahre älter als Juliette, sie hatte politisch von sich reden gemacht, sie war als geistreiche Schriftstellerin anerkannt. Was Wunder, wenn Juliette sich ihr gegenüber ein wenig schüchtern zeigte. Aber die lebhafte, impulsive Dichterin ward sofort durch die Anmut der jungen Frau gefangen, und diese fühlte wiederum, daß sie in der Überlegenheit der anderen einen Halt, eine Stütze für ihren der Führung und Anlehnung bedürftigen Geist finden könne. Sie schlossen sich sehr schnell innig einander an. Man muß nur die Briefe der Frau von Staël an Juliette lesen. Sie sind voller Zärtlichkeit, voller Sehnsucht; sie sind wie die Briefe eines Liebenden an die Geliebte. Und solche Billette flogen sehr häufig, mitunter täglich zu der „belle Juliette“, der „chère et parfaite amie“ hinüber, die ihrerseits im Antworten viel lässiger war. „Ich umarme Sie wie ein Liebhaber,“ schreibt Frau von Staël das eine Mal an ihre „schöne Heilige“. Und ein anderes Mal, da sie ihr ihren Freund Benjamin Constant schickt: „Ihrer bediene ich mich, wenn ich meine Freunde belohnen will.“ Und wieder: „Ich liebe Sie, ich leide, und ich möchte Sie wiedersehen ...“ „Wenn Sie wüßten, wie schmerzlich mir diese Wartezeit ist, Sie würden sie durch Ihre himmlische Gegenwart versüßen ...“

Fragt man sich, was einen Geist wie Frau von Staël derart bei Madame Récamier anziehen konnte, die ihr gegenüber doch stets die Nehmende blieb, so kommt man abermals zu dem Schluß, daß es eine Art sinnlicher Liebe, ein ästhetisches Vergnügen an dem bestrickenden Zauber war, der von Juliette ausging, und bei dem körperliche Schönheit und Anmut des Wesens auf das innigste miteinander verbunden waren. Die Schilderungen rühmen ihre wundervolle Gestalt, die vollendeten Formen des Halses, des Busens und der Arme, die sie nach der Mode der Zeit unverhüllt zeigte; die feinen Hände, die blendend reine, rosig angehauchte Haut, die unnachahmliche Grazie, mit der sie den von natürlichen braunen Locken umrahmten Kopf trug. Der Ausdruck ihres Gesichts war der einer Raffaelschen Madonna, das Spiel ihrer braunen, mit einem leichten Goldton leuchtenden Augen unsagbar verführerisch. Selbst ihre kleinen Fehler, so der niedlichste Schnurrbart, machten sie nur noch reizender. Sie sprach wenig und bewegte sich ruhig, aber natürlich. Die Grazie, mit der sie in ihrem Salon ihre Gäste empfing, war bezaubernd. Den besten Begriff von der Art ihrer Schönheit geben uns ihre Bilder, und es sind ihrer nicht wenige. Am bekanntesten ist das Gemälde von J. L. David, das im Louvre hängt, und das in zartgrauen, heute uns an die modernen Engländer gemahnenden Tönen sie darstellt, wie sie halb liegend auf einem Empiresofa ruht, mit nackten Füßen, ein Sammetband über der Stirn. Fast ebenso berühmt ist das Gemälde von Gérard, das sich im Nationalmuseum zu Versailles befindet. Es zeigt Juliette im Alter von dreißig Jahren — das Porträt von David war sieben Jahre früher entstanden —, sitzend, in lässiger Haltung, träumerisch und mit einem leisen Hauche

Digitized by Google

von Melancholie vor sich hinblickend. Während ihres Aufenthaltes in Rom (1813) hat Canova eine Büste der „cara, cara Giulietta del Paradiso“ geschaffen. Sie trägt einen Schleier und einen Kranz von Ölbaumblättern im Haar. Nachträglich hat Canova diese Büste, deren Original sich im Museum zu Lyon befindet, dann als „Beatrice“ bezeichnet, und es ist merkwürdig genug, daß sie der Typus und das Vorbild einer ganzen Anzahl anderer Beatrice-Darstellungen geworden ist. Auch von David d'Angers — wen hat dieser fruchtbare Künstler nicht porträtiert — besitzen wir ein Medaillonrelief der Madame Récamier; ein Gemälde von Eulalie Morin, das in Versailles hängt, gibt sie, noch sehr jugendlich, in einer Landschaft an einen Baum gelehnt, und auch der Schauplatz ihrer letzten Lebensjahre, die berühmte Klosterzelle in der Abbaye aux Bois, ist durch mehrere Darstellungen zeitgenössischer Künstler im Bilde erhalten.

Wenn aber Juliette sich im Anfang vielleicht ihrer Macht nicht bewußt war, so ist es kein Wunder, wenn sie bei der Flut von Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, schließlich sich selbst als eine Art Göttin erscheinen mußte. Zwar blieben ihre weißen Kleider in Schnitt und Ausputz stets von fast gesuchter Einfachheit, aber ihr Haus machte sie zu einem kostbaren Tempel ihrer Schönheit, in dem das Allerheiligste, ihr Schlafgemach, die reichste Ausstattung erhielt. Ein ehemaliger Kapellmeister Friedrichs II., Reichardt, der sich 1802 bis 1803 in Paris aufhielt, hat uns in seinen „Pariser Briefen“ eine Beschreibung dieses Schlafgemaches hinterlassen, das den Gästen des Hauses als Sehenswürdigkeit gezeigt wurde. Es war ein sehr großer, fast ganz mit Spiegeln ausgekleideter Raum. Das Bett stand auf einer Estrade, zu der Stufen hinanführten, und war auf der einen Seite von großen antiken Bronzevasen, auf der anderen von hohen achtarmigen Kandelabern flankiert. Das Lager wie der Betthimmel waren ganz weiß. Den Hintergrund bildete ein schwerer, violetter Damastvorhang, der, auseinandergerafft, eine Spiegelwand frei ließ, so daß Juliette, wenn sie im Bette lag, sich vom Scheitel bis zur Zehe sehen konnte.

Madame Récamier im Alter von neunzehn Jahren. Nach dem Gemälde von Eulalie Morin. (Versailles.)

Inzwischen war Madame Récamier, hauptsächlich durch ihre Freundschaft mit Frau von Staël, zu einer großen Anzahl politischer Persönlichkeiten in Beziehung getreten, und

Digitized by Google

ihr Salon war schon unter dem Konsulat einer der berühmtesten in Paris. Man fand bei ihr Eugen Beauharnais, der ihr einen Ring entwandte und zärtlich hütete, den General Massena, der ein Band von ihr besaß, das ihn in die Schlachten begleitete, den Dichter Legouvé, der Verse auf sie machte. Man traf Bernadotte, den späteren Schwedenkönig, Moreau, den Sieger von Hohenlinden, Benjamin Constant, den unruhig geistvollen Künstler und Politiker, den leidenschaftlichen Verteidiger des Individualismus gegenüber dem Staat, den Verfasser des vortrefflichen psychologischen Romans „Adolphe". Damals war Constant noch der erklärte Seelenfreund der Frau von Staël, der sie auch ins Exil nach Deutschland begleitete. Später wandte auch er, freilich mit weniger Erfolg, seine Liebe Madame Récamier zu. Zu den Hauptpersonen ihres Kreises aber gehörten schon unter dem Konsulat die Vettern Montmorency, Adrien, später Herzog von Laval, und Mathieu, der nachmals, zur Zeit der Restauration, eine wichtige diplomatische Rolle spielte. Die Montmorency gehören zu Juliettes treuesten Verehrern; bei beiden Männern gelang es ihr, die anfangs heißeren Gefühle in eine überaus zarte Freundschaft zu wandeln. Besonders bei Mathieu Montmorency ist es geradezu rührend, wie er inmitten aller Staatsgeschäfte immer Zeit findet, sich zärtlich besorgt nach ihrem Ergehen zu erkundigen, wie er auf allen Wegen ihr folgt, immer in Furcht, ihre Seele könne bei dem hohlen Treiben der Gesellschaft Schaden leiden, wie er sie zu ernster, geistiger Beschäftigung und einer Vertiefung ihres religiösen Gefühls zu führen sucht.

Fast alle die genannten Männer waren, wie Frau von Staël, Gegner Napoleons. So kam es, daß auch Juliette von Bonaparte mit Mißtrauen beobachtet wurde. Als es bekannt wurde, daß General Moreau, der gegen Napoleon konspirierte, der Held ihres Salons sei, wurden ihre Montagsempfänge verboten. Leicht zu beeinflussen und weniger vom Verstande als von ihrem Herzen geleitet, wäre Juliette, von anderen Freunden umgeben, vielleicht eine begeisterte Verehrerin Bonapartes gewesen. Seine Feindin wurde sie aus einem rein persönlichen Grunde: dadurch, daß er ihre geliebte und bewunderte Freundin aus Paris auswies. Frau von Staël wandte sich bekanntlich zunächst nach Deutschland. Von Weimar aus schrieb sie, daß sie Goethe, Schiller und Wieland viel Schönes von ihrer lieben Juliette erzählt habe, deren Ruhm längst schon nach Deutschland gedrungen. Ungefähr um die gleiche Zeit hielt Kotzebue sich in Paris auf und kündete auch von hier aus das Lob der vielbewunderten Frau.

Diese kam indessen in eine immer gefährlichere Stellung. Napoleon war Kaiser geworden. Er bot den Montmorency eine Staatsstellung an, und sie lehnten ab. Bei der bekannten engen Verbindung der beiden Vettern mit Juliette mußte dieses Moment rückwirkend abermals die Haltung Napoleons gegen Madame Récamier ungünstig beeinflussen. Dennoch ließ er ihr durch den Polizeiminister Fouché, der bei ihr verkehrte, vertraulich mitteilen, daß ein Platz als Palastdame für sie offen sei. Möglich, daß bei diesem Vorschlag der Wunsch mitsprach, die schöne Frau in seine Nähe zu bringen; mehr noch war vielleicht die Erwägung maßgebend, eine einflußreiche Bundesgenossin zu erwerben. Aber auch Juliette wies, wie ihre Freunde, das Anerbieten ohne weiteres zurück. Bald darauf brach das Bankhaus Récamier zusammen. Man munkelte, daß der Kaiser an dem Fall dieses wie einiger anderer Bankhäuser nicht ohne Schuld sei, und sicherlich wäre Récamier leichter über die Krisis hinweggekommen, wenn Juliette sich den Wünschen Napoleons zugänglicher gezeigt hätte. Die geschäftliche Niederlage ihres Gatten aber bedeutete für sie eine ziemliche Umwälzung ihrer äußeren Verhältnisse, ein Zurücktreten aus dem Glanze üppigen Reichtums in eine bescheidenere Bürgerlichkeit. Sie ertrug den Schicksalsschlag mit Fassung und Gleichmut; Mitleid und Neugier bewirkten, daß sie jetzt fast noch mehr der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde. Im folgenden Sommer, 1807, zog sie sich einige Monate aus Paris zurück und begab sich in die Schweiz zum Besuch der Frau von Staël, die, immer noch im Exil, auf ihrem Landsitze Coppet bei Genf weilte.

Frau von Staël hatte in Coppet ihren berühmten Roman „Corinne" geschrieben

Digitized by Google

und war jetzt mit ihrem Buche über Deutschland beschäftigt. Bei ihr weilten ihr Sohn August, dessen Erzieher Schlegel und ihr Freund Benjamin Constant, der aber gerade damals in stürmischen Erregungen sein Verhältnis zu der Dichterin zu lösen suchte. Zu diesem Kreise gesellten sich nun als weitere Gäste Madame Récamier und Prinz August von Preußen, zwischen denen sich, gleichsam als Gegenspiel zu jenem sich seinem Ende zuneigenden Roman, eine Neigung entspann, die für den preußischen Prinzen die große Liebe seines Lebens wurde.

Madame Récamier im Alter von dreißig Jahren.
Nach dem Gemälde von François Gérard. (Versailles.)

Prinz August war ein Neffe Friedrichs des Großen und ein jüngerer Bruder des 1806 bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Er hatte als Chef eines Grenadierbataillons an der Schlacht bei Jena teilgenommen und war am 6. Oktober 1806 bei Prenzlau trotz verzweifelter Gegenwehr in französische Gefangenschaft geraten. Auf Ehrenwort freigelassen, hatte er zunächst eine Reise in die Schweiz unternommen und die ihm von Frau von Staël angebotene Gastfreundschaft angenommen. Prinz August war damals fünfundzwanzig, Juliette neunundzwanzig Jahre alt. Sie hatte bei aller Verehrung, die sie empfangen, noch kein wirkliches Glück kennen gelernt, die Erschütterung ihrer äußeren Verhältnisse mochte ein Bedürfnis nach Trost in ihr geweckt haben, und die Umgebung, in der sie sich befand, diese Atmosphäre hochgespannter Exaltation, mochte dazu beitragen, daß auch sie der Leidenschaft zugänglicher war als bisher. Sie erwiderte die schnell entflammte Neigung des Prinzen, der mit deutscher Ehrlichkeit und Geradheit um sie warb und sie beschwor, eine Scheidung von ihrem Gatten durchzusetzen, um ihn zu heiraten. Juliette gab ihre Einwilligung. Sie banden sich beide durch ein schriftliches Versprechen. Das des Prinzen lautet:

Ich schwöre bei meiner Ehre und bei meiner Liebe, daß ich das Gefühl, das mich an Juliette Récamier bindet, in seiner ganzen Reinheit bewahren will, daß ich alle mir

Digitized by Google

durch die Pflicht erlaubten Schritte tun werde, um mich durch das Band der Ehe mit ihr zu verbinden, und daß ich keine andere Frau besitzen will, solange ich die Hoffnung habe, ihr Geschick mit dem meinigen zu vereinigen.

August, Prinz von Preußen.

Coppet, 28. Oktober 1807.

Dieses Versprechen erfolgte kurz vor der Abreise des Prinzen nach Deutschland. Er schrieb von unterwegs täglich zärtliche Briefe an die Geliebte, die im Dezember ebenfalls Coppet verließ, um nach Paris zurückzukehren. Aber Récamier, der sich anfangs dem Gedanken an eine Scheidung zugänglich gezeigt hatte, äußerte nun allerlei Bedenken, religiöse Skrupel kamen hinzu, und Juliette verlor mehr und mehr den Mut, einen entscheidenden Schritt zu tun. Ein Rendezvous, das sie dem Prinzen versprochen hatte, hielt sie nicht ein, obwohl er eine weite Reise deswegen gemacht, und im Januar des folgenden Jahres teilte sie ihm nach vielem Schwanken mit, daß sie ihm nicht angehören könne, da zwischen ihnen für immer eine Schranke aufgerichtet sei. Das größte, ja einzige Hemmnis aber lag jedenfalls in ihrer Schwäche, in der übergroßen Zartheit, mit der sie niemandem weh tun mochte, und in ihrem Mangel an einer wirklich tiefen, sieghaften Leidenschaftlichkeit. Der Prinz gab indessen so schnell seine Hoffnung nicht auf. Er bestürmte sie mit Briefen — es sind über hundert erhalten —, in denen er bittend, grollend, beteuernd um sein Glück kämpfte. „Wenn Sie mich wirklichen Pflichten aufopfern wollten," schreibt er einmal, „so hätte ich nur Bewunderung für eine Größe, die die Qual meines Lebens wäre. Aber das Glück eines Mannes, der Sie unsagbar liebt und der auch Ihnen nicht gleichgültig schien, den Launen und Vorurteilen der Konvenienz aufzuopfern, das zeigt keine Seelenstärke."

Frau von Staël.

Zweifellos legte Juliette in ihr Verhältnis zum Prinzen August mehr als Koketterie und weniger als Leidenschaft. Sie entmutigte ihn niemals ganz. Am Jahrestage seines Abschiedes von Coppet schickte sie ihm einen Ring mit der Inschrift: „Je le reverrai." Dennoch trat sie noch zweimal von einem verabredeten Rendezvous im letzten Augenblick zurück. Auch ließ sie für ihren Verlobten das schon erwähnte Porträt von Gérard malen. Man kann sich denken, wie hochbeglückt August durch das Bildnis seiner schönen Geliebten war, das bis zu seinem Tode in seinem Berliner Palais hing, und das nach seinem Tode durch Testamentsbestimmung wieder an die Geberin zurückfiel. Juliette litt unter dem Widerstreit ihrer Gefühle so sehr, daß sie an Selbstmord dachte. Nach zwei Jahren des Hangens und Bangens verlor Prinz August endlich die Geduld, und er schrieb einen Abschiedsbrief, in dem es heißt: „Nachdem Sie mich in so unwürdiger Weise getäuscht und die feierlichsten Eide gebrochen haben, die Liebe nur ersinnen konnte, wagen Sie jetzt, mich wegen meines Verhaltens gegen Sie anzuklagen. Weil mein Stolz mir verbot, mich so weit zu erniedrigen, Ihnen Vorwürfe zu machen, halten Sie mich für gleichgültig und trauen mir zu, daß ich mein Glück in anderen Gefühlen suche. Unglücklicherweise habe ich mich noch nicht zu dem Grade der Indifferenz bringen können, den ich mir aufrichtig wünschte, und ich kenne

Digitized by Google

keine andere Zerstreuung als die, mich meinem Vaterlande so nützlich zu machen, als die Umstände es irgend gestatten. Niemals könnte ich mit einer Frau glücklich sein, die Gefühle zu heucheln versteht, die sie niemals wirklich empfunden haben kann, und der die Rücksichten der Konvenienz höher stehen als die der Moral. Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu schreiben; Ihre Briefe tun mir zu weh. Adieu, zum letztenmal adieu."

Aber trotz dieses Abschiedsbriefes wurden die Beziehungen noch nicht abgebrochen. Es wurde sogar im Herbst 1811 abermals eine Zusammenkunft, in Schaffhausen, verabredet, und abermals — fand sich der Prinz allein dort ein. Madame Récamier hatte diesmal wenigstens eine triftige Entschuldigung. Sie war gerade in jenen Tagen, vom Bannstrahl Napoleons getroffen, aus Paris ausgewiesen worden, und die Sorge um eine neue Unterkunft hinderte sie, ihr Versprechen zu halten. Doch sah Prinz August die Geliebte im Jahre 1815 wieder, da er, als Kommandeur des zweiten norddeutschen Armeekorps den Belagerungs-Feldzug in Nordfrankreich leitend, nach Paris kam. Wir wissen ferner aus den Briefen der Madame Récamier, daß er sie im Sommer 1818 zufällig in Aachen traf, wo Juliette zur Kur weilte, und daß er ihr dort aufs neue Beweise seiner unveränderten Treue und Zuneigung gab, obwohl seit jenen Tagen in Coppet zehn Jahre verstrichen waren, und obwohl Juliette die Vierzig überschritten hatte. Ja, Prinz August war auch jetzt noch so leidenschaftlich, daß Madame Récamier ihn bat, Aachen zu verlassen und ihr nach Paris vorauszufahren. Als sie fünf Wochen später endlich nachkam, hatte er freilich so lange nicht warten können, und sie hat ihn wohl niemals wiedergesehen. Aber noch im Jahre 1843 versichert er ihr, „daß weder die Zeit noch die Entfernung die zärtliche Freundschaft habe abschwächen können, die ihn durch die schönsten Erinnerungen seines Lebens an sie binde". Dieser Brief ist einer der letzten. Im Juli desselben Jahres starb Prinz August auf einer Inspektionsreise in Bromberg. Er war unvermählt geblieben.

Im Jahre 1810 hatte Frau von Staël ihr Werk über Deutschland beendet. Um die Genehmigung der Zensur zu erlangen, wandte sie sich an Juliette, damit diese bei den maßgebenden Persönlichkeiten ihren Einfluß geltend mache. Aber Napoleon verfolgte seine alte Gegnerin mit unversöhnlichem Haß. Die Bemühungen der Madame Récamier waren erfolglos. Die Genehmigung wurde nicht nur verweigert, sondern die ganze französische Ausgabe des Werkes zerstört, der Verfasserin aufs neue der Aufenthalt in Frankreich verboten und ihr Verkehr in Coppet streng überwacht. Aber auch

Chateaubriand.

Digitized by Google

für Juliette hatte ihre treue Freundschaft böse Folgen. Napoleon sprach bei einem Feste unverhohlen aus, daß er jeden als seinen Feind betrachte, der sich im Salon der Madame Récamier zeige. Unter diesen Verhältnissen war es allerdings eine Tollkühnheit, daß Juliette, gleichzeitig mit Mathieu Montmorency, es unternahm, ihre trostbedürftige und fast verzweifelte Freundin in ihrer Verbannung aufzusuchen. Sechsunddreißig Stunden war sie unter dem Dache der Frau von Staël, lange genug, daß die Spione des Kaisers von ihrem Besuche Kenntnis erhielten. Noch auf der Rückreise erreichte sie bereits die Maßregelung, daß ihr der Aufenthalt innerhalb 40 Meilen im Umkreis von Paris verboten sei. Das gleiche Schicksal ereilte Montmorency.

Bis zum Sommer 1814 blieb Madame Récamier nun der Hauptstadt fern. Sie begab sich zunächst nach Lyon. Hier wurde sie mit dem Philosophen und Dichter Ballanche bekannt, der alsbald, wie alle Männer, die in ihre Nähe kamen, sich in sie verliebte. Ähnlich wie Mathieu Montmorency ist von nun an auch Ballanche ihr in unabänderlich treuer Zuneigung, in einer stillen Entsagung, die sich als wunschlose Freundschaft äußert, ergeben. Aber bei Ballanche erhält das Verhältnis, anders noch wie bei Montmorency, einen tragischen Zug, denn Ballanche war bei einem überaus vornehmen Charakter und einem zart empfindsamen Innenleben im Äußeren häßlich, linkisch, unordentlich und sonderbar und durch eine Geschwulst verunstaltet. Die schöne Juliette wurde seine Muse, und manche Züge von ihr gingen in seine Dichtung „Antigone" über. Wie Mathieu suchte aber auch Ballanche seine Liebe tatkräftig zu beweisen, indem er die Geliebte wieder und wieder zu ernsterer geistiger Beschäftigung anhielt.

P. S. Ballanche.
Nach einem Relief von
David d'Angers.

In Begleitung von Ballanche wandte Juliette sich von Lyon aus nach Italien. In Rom hielt sie, ganz ähnlich wie in Paris, Cercle und versammelte insbesondere die französische Gesellschaft um sich. In Neapel weilte sie als Gast Murats und schloß Freundschaft mit der Königin Karoline. Die Abdankung Napoleons gestattete ihr endlich, nach Paris zurückzukehren.

Alle ihre Getreuen fanden sich jetzt hier wieder zusammen. Die Staël und Mathieu Montmorency waren ebenfalls aus dem Exil zurückgekehrt, und der Salon von Juliette wurde mehr als je ein Mittelpunkt des geistigen Lebens. Man traf hier so ziemlich alle bedeutenden Menschen, die sich dauernd oder vorübergehend in Paris aufhielten: Ballanche, Canova, Murat und die Königin Karoline, Humboldt, Metternich, den Maler David, den Schauspieler Talma, Boufflers, Sismondi, Wellington, auf den die immer noch sehr schöne Frau einen großen Eindruck machte. Ihr leidenschaftlichster und ungestümster Verehrer war um jene Zeit Benjamin Constant. Es wurde auch jetzt noch bei Juliette antibonapartistische Politik gemacht — Madame Récamier hatte ja jetzt persönlichsten Grund, Napoleon zu hassen — und Benjamin Constant schrieb unter ihrem direkten Einflusse bei der Rückkehr des Kaisers ein paar heftig angreifende, vielbesprochene Aufsätze in Pariser Blätter. Aber die neue Herrlichkeit Napoleons war bald zu Ende, und der Salon der Madame Récamier wurde immer entschiedener aus einem politischen ein literarisch-künstlerischer. Dieser Umschwung vollzog sich in erster Linie durch den Einfluß von Chateaubriand, der seit dem Jahre 1818 das Leben Juliettes beherrschte.

Chateaubriand war die einzige tiefe und große Liebe der Madame Récamier. Und

Digitized by Google

Juliette, die so viele hatte leiden machen, lernte durch diese Neigung selbst der Liebe Leid kennen, denn Chateaubriand war nichts weniger als ein bequemer Liebhaber. Er war maßlos eitel, egoistisch, anspruchsvoll; von Widersprüchen hin und her gerissen, in seinen Herzensneigungen unbeständig, und meist unausstehlich, sobald er sich nicht unglücklich fühlte. Aber er besaß jene Anziehungskraft und Gewalt der Persönlichkeit, die genialischen Naturen eigen zu sein pflegt. Er kam und nahm, und wen er gefangen hatte, vermochte sich nicht mehr loszumachen. Mit vierundzwanzig Jahren hatte er sich mit einer hübschen, vermögenden und gebildeten Waise verheiratet, die ihn leidenschaftlich liebte und in unverbrüchlicher Treue an ihm hing, obwohl er sie bisweilen jahrelang verließ und kaum anders als mit Geringschätzung von ihr sprach. Er hatte mehrere bewegte Romane durchlebt; seine Beziehungen zu Madame de Beaumont, Madame de Custine, Madame de Mouchy hatten viel von sich reden gemacht. Und auch zur Zeit seiner Liebe für Juliette war er für die Reize anderer Frauen gelegentlich nicht unempfänglich. Aber vielleicht waren gerade diese Unzuträglichkeiten das, was Juliette so fest und bedingungslos an ihn fesselte, daß fast die ganze zweite Hälfte ihres Lebens, über dreißig Jahre, von dem Bestreben erfüllt ist, ihm zu gefallen, ihm zu dienen, ihn zufriedenzustellen.

Madame Récamier.
Nach einem Relief von David d'Angers.

Madame Récamier war einundvierzig, Chateaubriand fünfzig Jahre alt, als er anfing, sich ihr lebhafter zu nähern. Juliette war immer noch sehr schön, und sie trug immer noch weiße Kleider. Er kam, und er beanspruchte sofort als Herr und Meister sie ganz für sich. Alle früheren Freunde traten in den Hintergrund; der brave Ballanche besonders fühlte sich zurückgesetzt und sah mit Bekümmernis die angebetete Frau unvermeidlichen Stürmen entgegengehen. René, wie Chateaubriand im Kreise seiner Intimen genannt wurde, erschien jeden Nachmittag um drei Uhr bei der Freundin, und er war ungehalten, wenn er andere Leute bei ihr antraf. Er quälte sie alle Tage mit seinen Launen und beunruhigte sie mit seiner Heftigkeit. Sein Ehrgeiz strebte damals danach, den französischen Gesandtschaftsposten in Berlin zu erhalten. Mathieu Montmorency verwendete sich auf Juliettes Bitten für ihn, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Aber bereits auf der Reise schien Chateaubriand die Trennung von der Geliebten unerträglich — und nach vier Monaten war er wieder in Paris. Kurze Zeit darauf wurde er als Gesandter nach London geschickt. „Trauern Sie nicht," schrieb er ihr von dort aus, „all dieses wird nur von kurzer Dauer sein. Und dann werde ich immer Ihnen gehören." Indessen wurde Chateaubriand zunächst noch zum Kongreß nach Verona entsandt, ehe er — 1823 — als Minister des Auswärtigen und als Nachfolger von Mathieu Montmorency, der zuletzt diesen Posten innegehabt, nach Paris zurückkehrte.

Fünf Jahre früher schon, im Jahre 1818, hatte Madame Récamier ihren Gatten verlassen und in der Abbaye aux Bois im Faubourg St. Germain eine Heimstätte gefunden. Sie hatte insbesondere einige neu auftauchende literarische Sterne in ihren Kreis aufgenommen, Prosper Merimée, Alphonse de Lamartine und vor allem Jean Jacques Ampère, der in einer an Goethes Werther und Byrons Manfred genährten Stimmung für die zwanzig Jahre ältere Frau eine heftige Leidenschaft faßte. Aber Juliette war ganz und gar durch ihre Liebe zu Chateaubriand ausgefüllt. Dennoch ge-

Digitized by Google

staltete sich nach der schmerzlich ersehnten Rückkehr des Freundes ihr Verhältnis zu diesem zunächst nicht sonderlich erfreulich. Es scheint, daß Madame Récamier gerade zu jener Zeit Ursache zur Eifersucht hatte. Chateaubriand hatte noch nicht lange seinen Pariser Posten angetreten, als sie, die Erkrankung ihrer bei ihr lebenden Nichte zum Vorwand nehmend, plötzlich nach Italien abreiste.

Ballanche und Ampère begleiteten sie. Sie fand in Rom Adrien Montmorency wieder, der dort als französischer Gesandter lebte, sie erneuerte ihre Beziehungen zu Canova, lernte die Maler Viktor Schnetz und Leopold Robert kennen und kam mehrfach auch mit der Königin Hortense zusammen. Aber trotz dieser vielen interessanten Beziehungen weilten ihre Gedanken doch wohl mit schmerzlicher Frage in Paris, wo Chateaubriand über seinen wirklichen oder vermeintlichen Ministererfolgen keine Zeit mehr für Liebe und Zärtlichkeit zu haben schien. „La gloire et le bonheur de ma patrie datent de mon entrée au ministère“ schrieb er einmal. Dennoch mußte das Vaterland die Verdienste des Dichter-Diplomaten wohl nicht recht zu würdigen wissen, denn zu Ostern 1824 erfolgte plötzlich seine Absetzung. Chateaubriand spielte den Schmollenden; er zog sich von allem zurück und behandelte auch die Freundin mit noch größerer Kühle. Endlich, als sein Groll verraucht war, flog ein Brief zu Juliette hinüber mit der Bitte, nach Paris zurückzukommen. Darauf hatte Madame Récamier gewartet. Sie packte ihre Sachen und trat den Rückweg über die Alpen an. Im Mai 1825 zog sie nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder in die Abbaye ein. Sie hatte jetzt weiße Haare. Sowohl Chateaubriand wie auch sie waren ruhiger geworden. Sie waren von nun an in der innigsten, zärtlichsten Freundschaft einander zugetan, bis der Tod sie schied.

Im Jahre 1830 zog Chateaubriand sich endgültig von den Staatsgeschäften zurück. Der Rest seines Lebens gehörte seiner Freundin und der Vollendung seiner Memoiren. Aber es war kein heiterer, froher Lebensabend, kein befriedigtes Zurückschauen auf eine wacker getane Arbeit. Juliette hatte sich damit abgefunden, daß die Blüte ihrer Schönheit dahin sei, und gerade, daß sie keinen Anspruch mehr darauf erhob, als jugendlich und schön zu gelten, machte, daß sie immer noch reizvoll und anziehend war. „Sie ist gleichzeitig zwanzig und sechzig Jahre alt,“ sagte jemand von ihr, „und beides verträgt sich bei ihr vortrefflich.“ Aber Chateaubriand kam nicht darüber hinweg, daß seine Rolle ausgespielt sei. Er hungerte nach Anerkennung. Er fühlte sich nur dann einigermaßen wohl und zufrieden, wenn man ihm beständig wiederholte, was für ein großer und genialer Mann er sei. Und Juliette übernahm die schwere Aufgabe, diesem armen Unzufriedenen das Leben erträglich zu machen. Sie nahm in ihrem Salon Leute aller Richtungen, aller Parteien und Berufsarten auf; sie war großherzig und nachsichtig, auch wo die Ansichten der anderen den ihrigen zuwiderliefen: das einzige, was sie unnachgiebig forderte, war, daß man ihrem Abgott Verehrung und Bewunderung erwies. Fast alle Werke Chateaubriands wurden, teils im Manuskript, bei ihr vorgelesen. Das größte Ereignis, das die Abbaye aux Bois sah, war 1834 die Vorlesung der „Mémoires d'outre tombe“, Aufzeichnungen, die bestimmt waren, erst nach dem Tode des Verfassers der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Sie wurden im Salon der Madame Récamier in Gegenwart Chateaubriands einem Dutzend bevorzugter Personen, darunter Adrien Montmorency, Ballanche, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Ampère, Madame Tastu, bekannt.

Aber neben Chateaubriand kamen auch die anderen Gäste der Abbaye zu Wort. Benjamin Constant hatte schon früher seinen Roman „Adolphe“ dort vorgelesen, Lamartine seine „Méditations“, Quinet, der ausgezeichnete Kenner deutscher Literatur, seinen „Prometheus“. Honoré de Balzac, der eben anfing bekannt zu werden, brachte Proben seines Schaffens, Sainte-Beuve, der geistreiche Kritiker, war ein häufiger Gast. Bisweilen wurde auch gute Musik gemacht oder deklamiert: Talma und die junge Rachel Felix rezitierten. Eines Tages, als die geniale Schauspielerin das Gebet aus „Esther“ vorgetragen, ging Chateaubriand tief ergriffen auf sie zu und sagte: „Welch ein Schmerz, ein solches Talent aufblühen zu sehen, wenn man selbst sterben muß.“ Worauf die Ra-

Digitized by Google

chel, noch im Ton und in der Stimmung ihrer Rolle, entgegnete: „Es gibt Männer, Vicomte, die niemals sterben.“

Trotz des jungen Lebens, das sie um sich her sich entfalten sah, trotz der neuen Generation, an deren Interessen sie lebhaften Anteil nahm, mußte Juliette aber doch mit Wehmut empfinden, daß ihr Winter gekommen sei. Sie sah von ihren alten Freunden einen um den anderen ins Grab sinken. Die Genossen früherer Tage, die ihr noch blieben, waren hinfällig geworden, sie selbst war leidend und fast blind, und ihr Salon glich bisweilen einer Krankenstube oder einem Altersheim. Am meisten zu bedauern war vielleicht Chateaubriand. Zu seiner inneren Unzufriedenheit gesellten sich körperliche Leiden. Sein Diener mußte ihn die Treppe hinauf- und hinuntertragen. Dennoch saß er fast alle Tage am Kamin im Salon von Juliette; es waren die einzigen Stunden, in denen das Leben ihm noch erträglich schien. Wenn er im Sommer zur Badekur Paris für einige Wochen verließ, schrieb er, wie früher, alle Tage. Es waren jetzt freilich keine langen Briefe mehr, sondern, da das Schreiben ihm Mühe machte, wenige Zeilen immer desselben Inhalts: er sehne sich nach ihr; sie möge ihn nicht vergessen; er liebe sie. Schließlich konnte er oft wochenlang seine Wohnung nicht mehr verlassen, und auch Juliette war zu leidend, ihn zu besuchen. So sandten sie sich gegenseitig ein- oder zweimal täglich Boten. Chateaubriands Frau lebte noch immer; in den Briefchen des Dichters an Madame Récamier ist bisweilen von ihr die Rede wie von etwas Nebensächlichem, Lästigem. Als sie 1847 starb, bot der Dichter Juliette seine Hand an. Aber Madame Récamier meinte, daß es eines solchen Bundes zwischen ihnen jetzt nicht mehr bedürfe. Übrigens war Juliette inzwischen ganz erblindet. Sie hatte ihrem Freunde Ballanche in seiner letzten Krankheit opfermutig zur Seite gestanden, und diese Überanstrengung hatte bewirkt, daß eine kurz zuvor vollzogene Augenoperation mißglückt war. Mit Ballanche hatte sie den selbstlosesten ihrer Verehrer verloren. Er hatte nie etwas anderes verlangt, als ihr dienen zu dürfen, und es war eine schöne Anerkennung, daß Juliette ihn in ihrem eigenen Grabe bestatten ließ.

Im darauffolgenden Jahre, im Juli 1848, mußte Madame Récamier auch den teuersten ihrer Freunde begraben. Chateaubriand, der niemals sehr redselig gewesen, war die letzten Monate seines Lebens fast stumm gewesen. „Er lebt in seinen Träumen,“ schrieb Sainte-Beuve Ende 1847. „Sein feiner Mund lächelt noch, seine Augen weinen; auf seiner breiten Stirn liegt eine majestätische Ruhe. Aber was ist in und hinter dieser Stirn? Ist überhaupt noch etwas dahinter?“ Als Juliette merkte, daß das Ende nahe, richtete sie sich ganz bei ihm ein und verließ ihn nicht mehr. Er konnte nicht mehr sprechen, sie konnte nicht mehr sehen. So wartete dieses seltsame Paar, daß der Tod es scheide. Übrigens blieb Chateaubriand auch im Tode sich selbst getreu. Er hatte bestimmt, daß man ihn in seiner Heimat, nahe bei Saint Malo, auf der Spitze eines Felsens begrabe. Er wollte sich selbst jetzt noch abseits von der gemeinen Menschheit halten und in seiner herrlichen Einsamkeit weithin sichtbar sein.

Madame Récamier war von nun an nur noch mit der Sorge um den literarischen Nachlaß ihres Freundes beschäftigt. Lange hat sie den berühmten Dichter nicht überlebt. Als im Frühling 1849 die Cholera in Paris herrschte, wurde sie in wenig Stunden von der Seuche hinweggerafft. Sie starb am 11. Mai und wurde auf dem Friedhof Montmartre begraben.

Fast alle die Schriftsteller, die bei Madame Récamier verkehrten, haben in ihren Werken irgendwie ihrer Erwähnung getan. Am feinsten hat wohl Sainte-Beuve sie gefaßt in seinen pikanten, geistfunkelnden „Causeries du Lundi“. Vor kurzem ist eine sehr fleißige zweibändige Biographie von Edouard Herriot erschienen, die manches neue Material, insbesondere Briefe enthält, und der auch die hier wiedergegebenen Bruchstücke aus Briefen entnommen sind. Das Bild der liebenswürdigen Juliette hat damit eine Auffrischung erfahren, die es gewiß verdient. Man kann kaum an Madame Récamier denken, ohne daß sich uns nicht zugleich das Dichterwort aufdrängt: „Durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.“

Digitized by Google

Baronin E. von Handel-Mazzetti.

„Jesse und Maria“

Roman aus dem Donaulande von E. von Handel-Mazzetti

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

(Nachdruck ist untersagt.)

Sie hat viel gelitten um ihres Buches willen, und sie wird noch viel um seinetwillen leiden; wer aber die Kraft hatte, ein solches Werk zu schaffen, hat auch die Kraft, Tadel und Anfeindung zu ertragen.

Schon während des Erscheinens von „Jesse und Maria“ in der Monatsschrift „Hochland“ (die Buchausgabe des Romans bei Kösel in Kempten) hatte der Herausgeber einen harten Kampf mit krittligen Lesern zu bestehen. Die einen sprachen dem groß angelegten Romane von den ersten Kapiteln an die künstlerische Bedeutung ab, die anderen leugneten seinen religiösen Wert. Jedes Lichtlein, das die Verfasserin dem Bilde ihres ketzerischen Helden aufsetzte, wurde als eine Verdunkelung der eigenen Glaubensgenossen angesehen. Und er ist doch wahrlich nicht als ein harmloses Opfer hingestellt. Rücksichtslos und fanatisch und oft trotzig wie ein Kind, fordert er mit „sprühendem Übermut“ sein Schicksal heraus. Wir, die Leser, sehen es heranschreiten, unabwendbar und unerbittlich, während er, mit Blindheit geschlagen, auf seine Landmannschaft pochend, sich vermißt, ungestraft die Befehle und die Verbote des Gesetzes zu verachten.

Es ist eine Zeit des Interregnums, Ferdinand III. seit fast einem Jahre tot, sein Nachfolger noch nicht erwählt. Die Protestanten werden zwar nicht mehr „mit der katholischen Peitsche“ bekehrt, aber man verweigert ihnen das liberum exercitium, nimmt ihnen ihre Schulen, ihre Kirchen, ihre Priester, ein protestantisches Ehebündnis darf nur in Ungarn geschlossen werden. Dieses Verbotes ungeachtet hat Herr Jesse von Velderndorff sich auf dem Schlosse seines Bruders Hans Adam zu Krummnußbaum von einem ketzerischen Prädikanten in einer daselbst eingerichteten Kirche trauen lassen. Er verteilt lutherische Bücher unter die Bevölkerung, rühmt sich, es schon bis zu fünfzig Bekehrungen zur „reinen Lehre“ gebracht zu haben. Seinen Hund nennt er Klesel und ruft ihn: „Da herein, bischöfliche Gnaden von Neustadt!“ Schwer sind seine Versündigungen gegen die herrschende Kirche. Aber ihm wird viel zugute gehalten; seine Schönheit blendet, seine Leutseligkeit entzückt, seine immer offene Hand wird nicht leicht zurückgewiesen. Er ist schlagfertig, witzig, klug, mit seinem halb spöttischen, halb mitleidigen Ton verursacht er bei Schwach-

Digitized by Google

gläubigen oft mehr Schaden, als frommer Zuspruch wieder gutmachen kann. Vergebens wettert Pfarrer Wolfius von Altpechlarn, eine Prachtfigur in dem an lebensprühenden Gestalten so reichen Buche, gegen den Verführer und Erzketzer. Er steht auf der Kanzel in der leeren Kirche, und „am Platz scharmutzieren seine Lieb und Andachten um den lutherischen Fratzen herum". Den bittersten Verdruß und größten Kummer erfährt der redliche Mann, als ihn der Bischof von Regensburg, Graf Wartenberg, rechtlich und ernstlich ermahnt, „rueh und friden zu halten und nit alß ein richtiger polder geist wider etliche wenn auch oncatholisch Rittersleut zu rompeln". Er soll die von Velderndorff in Frieden lassen, wenn er nicht der Gnade seines Bischofs verlustig gehen will.

Man muß gestehen, übermäßig streng verfahren kirchliche Autoritäten mit Jesse nicht; der Kampf gegen ihn geht aus den Reihen des Volkes hervor, und eine Frau hat ihn entzündet: Maria, das schöne, fromme Weib des bischöflich Regensburgischen Försters überm Taferlwald, zugleich Richter von Kleinkrummnußbaum, Alexander Schinnagel. Diesem schlichten, vertrauensseligen Menschen hat es der Velderndorffer besonders angetan. Die Sympathie ist gegenseitig. Jesse verkehrt gut nachbarlich mit dem Förster, lädt ihn an seinen Tisch, erweist ihm Gastfreundschaft und nimmt die seine an. Er liebt an dem Manne den geraden Sinn, das biedere Wesen, fühlt sich wohl in seinem Hause, freut sich der Zuneigung seiner Söhnlein, die gar bald in dem hochgebietenden Herrn Ritter den Kinderfreund entdeckt haben. Nur die Mutter, nur Frau Maria erliegt seinem Zauber nicht. Ihre Scheu vor ihm steigert sich zum Abscheu mit dem Einfluß, den er auf ihren Mann gewinnt. Ein Dorn im Auge ist ihr der Anblick des Häretikers. Kommt er nicht daher glatt und gleißend wie die Schlange und will dem armen Förster seinen Glauben stehlen? Der schwört ja schon auf seine Reden. Die Jünger in Emmaus haben unserem Herrn nicht andächtiger zugehört, als Schinnagel dem blonden Teufel zuhört, wenn er seine lutherischen Hiebe austeilt gegen die heilige, einzig wahre Religion.

Maria sieht mit Schmerzen, daß ihr Mann langgewohnte Andachtsübungen versäumt, besucht an seiner Statt die Kirche, kniet sich die Knie wund und betet für seine bedrohte Seele. Mutig und schlagfertig läßt sie sich in Streitigkeiten ein mit dem bösen Buben. Wie soll aber ihr einfacher Verstand auskommen gegen seine geistige Macht, seine Beredsamkeit!

Sorglos hat Schinnagel dahingelebt, sich gefreut an dem Umbau seines Hauses, den er auf des hohen Freundes Rat in sehr kostspieliger Weise herstellen läßt. Doch wird er grausam aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Der bischöfliche Pfleger Wainmeister klagt ihn an, daß er seit geraumer Zeit seines Amtes nicht so eifrig waltet, wie es seine verfluchte Schuldigkeit wäre, und pönt ihn auf das unbarmherzigste. Der arme Förster ist durch den Leuteschinder völlig ausgesäckelt, als der Baumeister, den Velderndorff ihm empfohlen hat, erscheint und eine Rechnung vorlegt, die außer allem Verhältnis zu Schinnagels bescheidenen Geldmitteln steht. Die Haare steigen ihm zu Berge, er sieht den Ruin vor sich, er weiß nicht Rat noch Hilfe — außer vielleicht bei seinem Gönner auf Schloß Krummnußbaum. Und dahin geht er, trotz der Beschwörungen und Warnungen seiner Frau. Jesse läßt sich nicht lange bitten, er gibt das Geld, aber nicht ohne Gegengabe. Und was er verlangt, hat mehr als Geldeswert, ist etwas Heiliges und Unantastbares: das Gnadenbild an der Eiche auf dem Taferlberg.

„Wozu, Herr? ... Was wollt Ihr mit dem Bilde?" Schinnagel fragt und weiß doch, was der Junker will. Er ist nicht umsonst der Sohn der schönen Bilderstürmerin Johanna von Ödt, sie hat ihm ihren Fanatismus vererbt, er will das Bild zerstören, verbrennen.

„Verlangt meine rechte Hand," ruft Schinnagel, „aber verlangt nicht das Bild!" Er kann es nicht hingeben, damit es geschändet werde; er liebt, verehrt es, er betet zu ihm, verdankt ihm seine Gesundheit. In tiefer Glaubensinnigkeit erzählt er den Vorgang. Vor achtzehn Jahren hatte ihn ein schweres Siechtum befallen, von dem ihn keiner der vielen Ärzte, bei denen er Hilfe suchte, zu befreien vermochte. Da kam er eines Tages zu dem Meuß, dem Lehrer in Neupechlarn, der sich in freien Stunden mit Holzschnitzerei beschäftigt, und kaufte ihm ein Vesperbild ab. „Derselbigen Nacht, wo ich das Bild im Hause hatte, so hört' ich im Dunkeln eine Stimme: ‚Alexander, willt du gesund werden, so nimm das Bild und trag es hinauf zur Eiche im Tafele!' Und ich hab's tan, bin hinauf im Nebel und grauenden Morgen, das Bild eingesatzt, der Wolf Maurer hulf mir dabei. Und wie das Bild oben war und schaute auf mich herab, da ist an mir geschehen ein Wunder; da ist es wie ein grausam drückender Alp von mir heruntergefallen — ich war gesund!" Und auch an anderen hat das Bild der Gottesmutter Wunder gewirkt, und von weither kommen sie und beten zu ihm und finden Trost im Gebete ...

„Zu einem Ungetüm," höhnt Jesse, „zu einer Pygmäa, häßlich an Leib und an Gesicht, mit grellen Farben bemalt, ein abstoßender Anblick, sie und der Leichnam auf ihren Knien ... Ist es möglich, ein solches Scheusal anzubeten, ein so verschandeltes Holz!"

Digitized by Google

„Nicht doch, sein Vorbild im Himmel."

Velderndorff ist unerschütterlich. Als ein Schandfleck, als eine Schmach Gottes und der Menschen, als ein Wahrzeichen blinden Aberglaubens erscheint ihm das Bild. Es bleibt ein Hindernis für die Verbreitung der reinen Lehre in den Donaulanden, solange es dort oben thront auf dem Tafelberge. „Herunter damit, herunter mit dem Fetisch! Das alte Bild der Jungfrau Maria zur Stelle geschafft! — Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?" ruft Jesse.

Der Förster steht da, röchelnd, schnaufend, und schlägt die Hände vor das totenbleiche Gesicht. „Herr, sie hat mich gesund gemacht ..." Aber — er sieht sein Weib vor sich, abgehärmt — die Kinder hungern — das Haus verkaufen sie ihm über dem Kopf — ins Elend wandert er mit den Seinen ... Da liegt das Geld, das alle seine Not heilt.

Schinnagel ist der furchtbaren Versuchung nicht gewachsen; er erliegt. Der hochgebietende Herr soll das Bild haben, nur noch Nachsicht üben bis über die Feiertäg! „Ich hol's vom Baum noch heute und komm' am Allerseelentag damit."

Die Frist wird ihm gewährt, und wie der Förster es versprach, so tut er, sogleich — denselben Abend. Kommt ihn ein Zweifel an, ob er es morgen noch täte? ... Das Bild ist ausgehoben, ist heimgebracht und wird der Vernichtung durch Ketzerhand preisgegeben. Jesse darf mit wildem Triumph jubeln: „Jetzt muß sie sterben! Jetzt hilft ihr kein Mensch mehr! Tod der Baalith Astaroth!"

Und dennoch, in letzter Stunde noch soll Hilfe kommen, Maria unternimmt die Rettung des Gnadenbildes. Sie schafft das Lösegeld. In Krems lebt ein Vetter, der — in ihrer Angst entsinnt sie sich dessen — noch von ihrem Vater selig her in Schuld bei ihr steht. Diese Schuld einzutreiben, begibt sie sich auf den Weg und vernimmt während der Fahrt die Kunde von der großen Religionskommission, die eben dawar in Langenlois und die Aufgabe hat, die Ketzer auszuforschen und zu strafen. Überall geht sie hin, wer sie beruft, bekommt sie. „Lebt die Frau im Monde, daß sie davon nichts weiß?" — Nein, davon weiß sie nichts; sie erfährt erst jetzt, wie recht sie hatte, mitzujubeln, als verkündet wurde, ein neuer Kaiser sei erwählt, der ein schärferes Regiment einführen werde. Nun baut sie all ihre Hoffnung auf die Kommission, denn von einer Schuld, die an Maria zu entrichten wäre, weiß der Vetter nichts, da hat sein Gedächtnis eine Lücke, und etwas Schriftliches ist nicht vorhanden. So gibt es einzig und allein nur Rettung bei der Kommission, die von allerhand Leuten, geistlich und weltlich, zum Schutze gegen die Ketzer berufen werden kann. Hier in Krems ist es durch Herrn Pater Maury, den Rektor der Jesuiten, geschehen. Maria wendet sich an ihn, schüttet vor ihm ihr bedrängtes Herz aus, klagt den Velderndorffer, der sogar ihren Mann verluthern wolle, aller seiner Frevel an, deren schlimmster wohl sein Anschlag gegen die heilige Jungfrau vom Täfele ist.

Ihre treue Dienerin berichtet, wie sie versucht, das Gnadenbild zu lösen, wie es mißlang. Nun ist alles vorbei, wenn die Kommission die Gewalt des Ketzers nicht bricht. — „O Herr! O Herr!" Sie wirft sich ihm zu Füßen, ihre Wange berührt seinen Schuh. „Erbarmt Euch, wenn nicht über uns arme Leut', so über unser lieben Frau und Mutter, und schicket uns eine Kommission!"

Der Rektor staunt, daß sich bisher niemand gefunden, der über das Treiben des Velderndorffer berichtet hätte. „Eine Frau hat müssen kommen." — Also, ihr Wunsch soll erfüllt werden, aber „gefreu dich nicht zu sehr. Du hast noch keine Kommission gesehen! Wenn du glaubst, die ziehen ein mit weißen Jungfrauen und mit Ehrenpforten, irrst du sehr ... Merk's, Weib!" Da heißt es biegen oder brechen, da geht es nicht bloß über den Rädelsführer her ... Der ganze Ort wird da zitiert. Auch sie muß vor Gericht erscheinen und aussagen. Wird sie nicht Scheu haben „für Herrn Abten von Lilienfeld, als den Generalreformator, für den Exzellenz Baron Windhag und uns andere Geistliche alle hinzutreten und zu reden, und keine Angst vor dem Velderndorffer, in dessen Beisein sie wird Zeugnis geben müssen?"

„Angst? O nein. Ehender Freud' — dann er ein so überböser Bub' ist."

Am nächsten Morgen, ehe sie den Heimweg antritt, schickt ihr der Pater Rektor hundert Dukaten. Sie sind der Kirche gespendet worden von einer frommen Dame, dürfen aber nun Marien zur Linderung ihrer Not übergeben werden.

Ihren überströmenden Dank kann sie dem edlen, großmütigen Gottesmanne nicht mehr aussprechen — er ist fort, gleich nach der heiligen Messe, mit dem Schiffe nach Wien.

„Nach Wien!" Ihr Herz tut einen Freudensprung. „Nach Wien um die Kommission!"

Nun ist alles gut, nun wird der giftigen Schlange der Kopf zertreten werden, nicht mehr durch sie bedroht wird der Glauben sein.

„Heilige Mutter erlöst!" Mit diesem Schrei betritt Maria nach hastender, erschöpfender Wanderung atemlos und totmüde, aber glückselig ihr Haus. Das Wunder leugne, wer es nicht an sich selbst erfahren hat! Oder soll das nicht ein Wunder sein, daß sie, die arme Bauersfrau, zur Retterin werden darf für Hunderte und Tausende vor zeitlichem und ewigem Verderben? Daß ihre Stimme genügt, um eine große, mächtige Reformations-

Digitized by Google

Margarete Erler: Spreewaldwiese. Aquarell.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

kommission zu berufen nach Altenpechlarn, und daß sie Mut und Kraft in sich fühlt, vor die hohen geistlichen und weltlichen Herren hinzutreten und den bösen Buben Velderndorff, den Verbreiter schändlicher Irrlehren, aller seiner Untaten anzuklagen?

Er aber, als ihm hinterbracht wird, welche Gefahr ihm droht, lacht und protzt und verbeißt seinen Schmerz darüber, daß gerade sie es ist, die ihn angibt, die Frau seines alten Schinnagel, der nun auch gänzlich von ihm abgefallen ist. Durch ihre Schuld. „Eine harte Frau! Ihr armer Tropf von Mann mag sich vor ihr fürchten, wir lachen!“ bricht er los, da sein feines Lieb, seine Amey, seine zarte, verhätschelte Frau, sich bei ihm beklagt über häßliche Worte, die Maria zu ihr gesprochen hat. Warum? Was hat sie der Frau getan? Gebettelt hat sie wie ein Kind, daß der Förster nicht bös sein möge auf ihren Friedel. — Ja, gut sind diese Götzenanbeter nicht und auch nicht treu. Wie lang' ist's her, daß er sich noch gesonnt hat in der Volksgunst? Seitdem etwas verlautet von der Religionskommission, vor welche sie geladen werden könnten, ziehen sie andere Saiten auf. Zu Ostern noch, da war es schön, da umringten sie sein Pferd, küßten ihm die Hände und die Sporen; heute warnen sie ihn davor, ketzerische Reden zu führen, und geben ihm den Rat: „Heimschauen soll der Herr.“

Nach der Vorladung zu Gericht hatte sich Jesse in die Kapelle Tisch und Stuhl und Licht bringen lassen. Totstill ist's um ihn, und er liest in der Bibel und den Tischreden. Das Blut hämmert in seinen Schläfen, sein Herz schwillt vor Siegeszuversicht. Er hat schon alles beisammen, alle Argumente, mit denen er die Dunkelmänner schlagen wird. Schade, daß es nicht gefährlichere Gegner sind, die man ihm entgegenstellt. Den Abt Matthäus, den Baron Windhag, den Jesuitenrektor Maury, spielend wird er die besiegen. Und dann soll ein Triumph gefeiert werden! Die Donau wird illuminiert, Bergfeuer werden brennen, Raketen steigen, und als erste fliegt die Baalith in die Luft.

In derselben Stunde, in der Jesses Phantasie ihr tolles Spiel mit ihm treibt, liegt oben am Taferl Schinnagels Weib auf der hartgefrorenen Erde, Augen und Hände zur Gnadenmutter erhoben. Die kleine Hornlaterne bescheint ihr verweintes Gesicht. Maria betet um Schutz für den Mann, den Irregeleiteten, den sie, ahnungslos, was sie tat, mitangeklagt hat, als sie seinen Verführer anklagte.

Am nächsten Morgen sind die Richter und Räte im Zeremoniensaal des Schlosses versammelt, und Jesse steht vor ihnen in der Pracht seiner Schönheit, seiner Jugend, und: schmuck ist er! muß jeder gestehen, mit wie feindseligen Augen er den Verbrecher auch betrachte. Seine Klugheit und den Glanz seines Geistes müssen sie gleichfalls gelten lassen, wie sehr und mit welchem Recht er sie auch empören mag. Ist doch jedes Wort, das er spricht, Frevel, und jede seiner Mienen Herausforderung. Während die Klagepunkte ihm vorgelesen werden, lacht er oft schallend auf — lacht, der noch am selben Morgen ein Mörder sein, verflucht, mißhandelt, mit Füßen getreten, in Ketten aus diesem Saale geschleift werden soll ...

Die berufenen Zeugen sind alle wider ihn gewesen — alle die ehemaligen Speichellecker, die Wohltaten von ihm empfangen haben. Was aber sind ihre Anklagen im Vergleich zu denen, die Maria ihm entgegenschleudert? Sie ist die Mächtige, sie kämpft nicht um das Wohl und die Sicherheit eines eigenen, armseligen Ich, sie kämpft um die Rettung des Vaters ihrer Kinder, sie kämpft mit heißen Tränen und mit herrlichem Zorn für ihren Glauben, der das Heil von Tausenden ist.

„Ehre dieser Frauen!“ ruft Rektor Maury, und Abt Matthäus erhebt sich und verkündet ihrem Widersacher das Urteil: „Velderndorffer, wir waren von Wien aus mit Befugnissen ausgerüstet, dir ein gnädiges Urteil zu sprechen.“

Aber Jesse hat alle Gnade verwirkt. Er ist aus dem Lande verwiesen und mit ihm sein Bruder ...

„Mein Bruder, der nichts verbrochen hat?“

„Der dein Unwesen geruhig duldete. Dein Weib muß auch hinaus.“

Seine Frau — die kleine, die zarte, die ihm in der nächsten Woche schon sein erstes Kind schenken soll. „Sie kann nicht reisen, ihr bringt sie um!“

„Du selbst hast sie umgebracht!“ ruft Matthäus, sich hoch emporrichtend. „Schreib dir's selbst zu, wenn deine Schandtaten ihre Früchte tragen. Dulden wir euch Ketzer darum in Österreich, daß ihr das Volk vergiftet und um seinen Glauben bringt? ... Von heute an wird Ernst gemacht!“ Der Richter kündigt ihm den Frieden und die Barmherzigkeit, und furchtbar ist die Drohung, die er ausstößt gegen den vor Wut und Entsetzen halb Wahnsinnigen, und nicht gegen ihn allein, auch gegen seine Blutsfreunde und gegen alle seine Glaubensgenossen.

Das weiße Gesicht Jesses wird wie Feuer; das Schwert haben sie ihm abgenommen, aber seine Pistole hat er noch — ein Griff, und — Engel und Scharen Gottes ... es ist geschehen — der Abt bricht blutberieselt zusammen ...

Nun hat der unselige Jesse sein Leben verwirkt. Der Schuß tötet nicht den, den er traf, sondern den, der ihn abfeuerte. Glänzend gerechtfertigt ist der Abfall von dem Mordbuben, zur Rachewut

Digitized by Google

steigert sich der Haß gegen ihn, und hoch auf flammt die Dankbarkeit und die Bewunderung für seine Anklägerin. Wo Maria sich blicken läßt, fliegen die Hüte, überall tönen die Worte: „Ehre dieser Frauen!“ ihr entgegen. — Am Abend fährt sie heim mit ihrem Mann auf einer Donauzille. Eine andere Zille kommt rasch daher, dicht hinter ihnen drein, und jetzt gleitet das zweite Boot neben dem ihren hin. Das Lichtel am Schnabel beleuchtet das Gesicht des Marbacher Baders. Er begrüßt Maria fast ehrerbietig. „Wir haben es schon gehört, jo, die Frau Richterin. Pechlarn hat seine Judith!“

Auf die Frage, woher er kommt, gibt er zur Antwort: „Vom Schloß drüben. Jesus, die haben einen Jammer!“ Der Herr Hans ließ ihn holen zu der jungen Frau. Sie hat allsoviel geweint und geschrien, daß der Herr Schwager sich nicht helfen konnte. Sie weiß, daß ihr Mann gefangen ist, wofür, weiß sie nicht. Es wär' ihr Tod. Ich glaub's auch, sie ist ja so schwach, „grad' ein Gedanken von ein'm Leutl.“ Zum Erbarmen war's, der Bader mußte weinen, da sie so elendig im Bettlein gelegen und so zärtlich und so schmerzlich nach ihrem Friedel gerufen hat. Alles will sie geben, was sie nur besitzt, alles sollen sie nehmen, nur ihren Friedel ihr zurückgeben, sie kann ja nicht leben ohne ihn.

Maria hatte wortlos zugehört und die Körner ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen. „Wenn die arme Kreatur stirbt und ihr Kindchen verdirbt — die können doch beide nichts vor den schändlichen Mann und seine Tat.“ —

Ein banger Tag vergeht, eine schwere Nacht — der Morgen bringt die Freudenkunde, daß der verwundete Abt gerettet ist. Alle Glocken fangen zu läuten an, in der Pfarrkirche wird ein Hoch- und Dankamt abgehalten. Und während im Orte eine Jubelstimmung herrscht, kommt Hans Adam, Jesses Bruder, herangeritten, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantel befleckt. Auf dem Wege ward er vom Pöbel mit Kot beworfen und hat's nicht geachtet, so voll Jammer und Qual ist sein Herz.

Er tritt ins Schloß, niemand grüßt ihn. Als er die Kommissare zu sprechen verlangt, führt man ihn in den Kaisersaal, den Schauplatz der Untat seines Bruders. Hier soll er die Gnade der gewaltigen Herren erbitten. Sein mattes Auge irrt von einem zum anderen. Nirgends ein Schimmer von Mitleid.

„Ihr Herren, ich hab's vernommen,“ spricht er mit wankender Stimme, „bin da, um abzubitten.“

Die Tat ist erschrecklich, aber er nimmt die Verantwortung dafür auf sich, er ist schuld — er, der Vormund und Pflegevater des jüngeren Bruders, hat ihn verzogen, hat ihn nicht gelehrt, sich zu bezähmen. Beweglich fleht der unglückselige Mann, doch rührt er keinen.

„Jeder Stein in Österreichs Gauen,“ ruft der eherne Windhag, „müßte sich umkehren, das Wasser der Donau sich in Blut verwandeln, wenn der Mörder seinem Schicksal entzogen würde. Alles, was hier an der Donau lebt, begehrt nach seinem Tod, schreit nach seinem Tod. Aus dem Volke aber schreit Gott!“

„Nein, o nein!“ Der arme elende Mann erhebt sich von den Knien, auf die er sich hatte sinken lassen. „Gott ist ein Vater, darum ist er barmherzig. Ihr seid keine Väter, sonst könntet ihr nicht so unbarmherzig ein junges Leben vernichten!“

Draußen läuten die Glocken, durch die geschlossenen Fenster dringt ihr Freudengesang, scheint selbst die Richter zu bewegen, ihre Strenge zu mildern. Dem Velderndorffer wird die Gnade gewährt, seinen Bruder sehen zu dürfen, eine Viertelstunde lang und unter Aufsicht.

Zwei Geistliche geleiten ihn zum Kerker.

Jesse hatte auf seinem Bett gelegen, die Morgensonne glänzte auf seinem Haar und auf den Tränen, die unter seinen Augen standen. Ihm ist zum Sterben traurig. Als er seinen Hans erblickt, springt er auf, stürzt auf ihn zu, liegt an der Brust des Bruders. „O Hans, so schön, daß du bist kommen, ich danke dir viel tausendmal!“

„Kind, warum hast du uns das angetan?“ fragt Hans Adam, und Kummer und Liebe geben seinem Gesicht einen fast mütterlichen Ausdruck.

Aber nicht Reue antwortet ihm: „O Hans, ich hab' müssen es tun, hab' euch retten müssen — ich konnte nicht anders!“

Das sagt ein Mann, ein Studierter, ein Aufklärer — und man meint einen törichten Knaben reden zu hören. Schlimmer noch! Als er erfährt, daß der Abt lebe, genesen werde, beißt er zornig die Zähne zusammen; ihm tut leid, nicht besser getroffen zu haben. Wie zagend vor dem, was er erfahren werde, fragt er zuletzt nach ihr, von der er träumt im Schlafen und im Wachen, von der er weiß, daß sie nur gedeihen kann im Lichte seiner Augen, deren Atem mit dem seinen stocken würde. Ein Schauer kriecht durch seinen Körper: „Hans, sag' mir, muß ich sterben?“ Das Wort und der große fragende, irre Blick gehen seinem Bruder durchs Herz wie zwei Schwerter.

Acht Tage später wird Jesse zur Aburteilung nach St. Pölten gebracht. Sein Bruder tut, was menschenmöglich ist, um einen Freispruch zu erwirken, er verblutet sich an Schenkungen, bestellt einen berühmten Doktor zum Rechtsbeistand des Angeklagten, schickt Eilboten mit Bittbriefen in die ganze Gegend aus, und als das Todesurteil

dennoch fällt, geht er nach Wien zum Kaiser. Blut von seines Vaters Blut läßt er nicht auf der Schandbühne verwüsten.

Jesses Frau ist ins Elternhaus nach St. Georgen gezogen, um in der Nähe des Vielgeliebten zu sein. Ihr Leben zählt nur nach den Stunden, die sie bei ihm im Kerker zubringen darf. Er hat ihr seine Schuld gestanden, und mit Küssen und Tränen hat sie sein Bekenntnis aufgenommen; sie läßt sich nicht irremachen in der Überzeugung, daß er bald freigesprochen und ihr wiedergeschenkt werden müsse. Und er selbst hofft und hofft, nachdem er wieder alles getan und gesprochen, was ihm zum Unglück gereichen mußte, und alles außer acht gelassen, was ihn hätte retten können. Er war so verhängnisvoll ehrlich dem Rechtstag gegenüber, hat wohlgemeinte Entschuldigungen widerlegt, er hat den Herren sein Herz offen in der Hand hingehalten. Seine geheimsten Gedanken hat er ihnen gesagt. Graf von Sinzendorf wollt' ihm ein Hölzl werfen, erinnerte ihn, daß er für der Tat das Fieber gehabt, melancholisch gewesen und allerlei aufgeführt, was nicht eines gesunden Menschen ist. Da schrie er auf: „Sinzendorf, Sinzendorf, macht mich zu allem, was Ihr wollt, nur zu einem Narren macht mich nicht!“

Sein Anwalt hat ihm vorgeschlagen, ein Gnadengesuch an den Kaiser zu machen.

„Ich brauche keine Gnade!“ rief er aus, und sie wurde ihm auch nicht gewährt.

In den Donaudörfern herrschte die höchste Befriedigung, da man hörte: der Velderndorffer muß sterben. Nur eine, nur die Frau, die gepriesen wurde wie die Heldin von Bethulia, war von Entsetzen erfüllt. So trug ihr Werk schauerliche Frucht, so ist der Mann, den sie ausgeliefert hat, dem Tode verfallen und seine Seele der ewigen Verdammnis, wenn er hinübergeht in der Sünde seines Irrwahns.

„O Herr! Herr! laß es nicht zu! ... Rettung, Rettung seiner armen Seele!“ ... Sie betet und ringt. Den Leib hat sie verderbt, die Seele muß sie erretten ... seine Seele wird Gott von ihr fordern am jüngsten Tage. Er selbst legt das Werk ihr auf und gibt ihr die Kraft, es auszuführen, und zeigt ihr den Weg. Aus ihrer Mädchenzeit noch, in der sie sich als zukünftige Braut Christi ansah und den Schleier nehmen wollte, verwahrte sie im Gebetbuch einen unscheinbaren, abgegriffenen Zettel. Er bestätigte ihre Aufnahme in eine Schwesterschaft, die Zutritt hat zu den Siechenhäusern und zu den Zellen der Gefangenen. Den holte sie hervor und nahm ihn an sich. Sie wachte, sie betete und fand nur wenige Stunden der Ruhe. Am frühen Morgen glitt sie behutsam aus dem Bett, um ihren Mann nicht zu wecken, trat an die Wiege ihres Säuglings und stillte das Kindlein, hauchte einen Kuß auf das Haar ihres schlafenden Gatten, machte das Kreuz über ihr Kleinstes und die beiden älteren Bübel und huschte hinaus. Nun die peinvolle Fahrt nach St. Pölten. Zuerst im Kahne allein, rudernd auf der Donau zwischen treibenden Eisschollen, dann im Wagen das einzige Weib in Gesellschaft roher Kerle, die zur Hinrichtung fahren wie zu einem Feste.

Endlich der schicksalsvolle Augenblick, in dem sie den Kerker des Mannes betritt, der morgen sterben soll ...

Er sprang von seinem Lager auf, rasselnd in seinen Ketten, als er sie erblickte, und starrte sie an. Was will sie, die ihn verraten hat? Sich weiden an seinem Elend? Nein, nein, sie kommt als eine Bittende ... Zu ihm? Höhnt sie nun noch? Nein und wieder nein! Der Herr steht vor der Ewigkeit. Sie kommt ihn bitten gar herzlich und ernstlich, seinen falschen Glauben abzuschwören und sich einem Beichtiger anzuvertrauen.

„Und was denn sonst noch?“ fragt er.

Ihr Flehen wird immer dringender; sie legt die ganze Kraft ihres Glaubens in die Worte: „Herr, Euer Leib ist verloren, Ihr müßt an Eure Seele denken!“

Da nimmt er ein kleines Kreuz vom Kissen seines Bettes: „Mit diesem Kreuz ist meine Mutter gestorben! Sie hat's in einer Hand gehabt, die andere hat sie auf meinen Kopf gelegt und hat gesagt: ‚Bub, bleib deinem Glauben treu!‘ Mit diesem Kreuz und treu will ich sterben, und hoffe, daß mein Christus mich nicht verstoßen wird.“

„Auf diesem Kreuz ist kein Christus, es ist nicht das rechte!“ Sie läßt sein Vertrauen zu ihm ebensowenig gelten, wie er ihren Glauben an die Wunderkraft der Madonna vom Täfele.

Harte Worte fallen. Er bricht in Lästerungen aus, sie in ihrer Empörung vergißt sich: „Geht hin,“ ruft sie ihm zu, „mit Eurem falschen Kreuz und Eurem falschen Glauben. Ich möchte nicht sein, wo Ihr hinkommt, großer Sünder ... Gestern ist einer bei uns droben gestorben ohne Sakrament, unglückselig ... Ihr wisset Eure Stunde, ihm war die seine nit bekannt.“

„Wer ist gestorben?“ fragt Jesse, plötzlich von Angst ergriffen.

Da nennt Maria einen Namen, der ihm unaussprechlich teuer ist, den des einzigen, der ihm treu geblieben, der die Bauern aufwiegeln wollte, daß sie ihm zu Hilfe kommen, und den sie erschlagen haben.

„Es ist nicht wahr!“ Jesse kann es erst nicht glauben, dann keucht er: „Wann?“

Sie hat ihr Wort schon bereut, indem sie es aussprach, und erwidert kaum vernehmbar: „Gestern.

Digitized by Google

Verzeiht mir, Herr, daß ich es Euch gesagt hab'! Ich hätt' nit sollen."

„Alle haben mich verlassen, nur er war treu. Muß ich auch diesen Schmerz noch haben? O, hätten sie mich gestern schon abgetan!" stöhnt Jesse, fällt schluchzend auf sein Lager hin und bedeckt das Gesicht mit den abgemagerten Händen. —

Maria, Bekehrerin, du hast Katharina von Siena angerufen, daß sie dich stärke zu deinem Werk der Errettung einer Seele, die große Heilige und vielleicht die größte Frau, die je gelebt. Maria, sie hat nicht mit Höllenflammen gedroht, als sie Nicolaus Tolbus, der in seinem Kerker wie ein Löwe wütete, zu besänftigen kam. Sie hat nicht Gift in seine Wunden geträufelt, wie du jetzt dem armen Sünder getan.

Überwältigt von Schmerz ruft er ihr zu, sie möge hingehen zu ihren Priestern und ihnen sagen, daß sie ihn gesehen hat in seinem Elend, daß er weinend vor ihr gelegen hat.

Die Tür öffnet sich, der Schließer tritt herein und fragt sehr unzufrieden, was die Frau mit dem Menschen angefangen habe, um ihn so zur Verzweiflung zu bringen; er war ruhig den ganzen Tag.

Maria folgt voll Leid und Scham dem Schließer, der sie hinweggeleitet. Sie hat bemerkt, daß Jesse ihm etwas zugeflüstert, und fragt, ob es eine Klage über sie gewesen sei? — Keine Klage. Wissen möchte er, ob von St. Georgen nichts kommen ist. Seine Frau ist am Entbinden; er wartet gar hart auf eine Post.

Du Armer, du Ärmster! Auf die Kunde, daß sie, die morgen eine Witwe sein wird, ein Waislein geboren hat, wartest, nach ihr hangst und bangst du ... Ärmster, die bittere Sehnsucht wenigstens soll dir erfüllt werden.

Maria hat ihren Entschluß gefaßt, sie will hingehen, Nachricht zu holen. So wandert sie denn — der Weg wird ihr lang, sie kennt ihn nicht und muß sich ihn oft weisen lassen — nach St. Georgen. Im Hackerhause herrscht tiefe Stille, alle Dienstleute sind fort, wollen nicht in der Nähe der Angehörigen eines Fluchbeladenen bleiben. Ein Knabe, der Bruder Ameys, begrüßt die Fremde, spricht zutraulich mit ihr und führt sie in die Wochenstube, voll Stolz auf seinen kleinen Neffen, der gestern gekommen ist. Maria sieht ein weißes Bett, ein schmales Gesicht, so jammervoll liegt sie dahin, die Liebliche, die Schöne; die Augen sind groß und irr, die Schläfen eingesunken, um das Näschen und den Mund ziehen die Linien, die nicht trügen ... Ihre Mutter, eine große Frau mit gramerfüllter Miene, sitzt an ihrem Bette und erschrickt beim Erscheinen Marias: „Wer seid Ihr? Wer hat Euch geschickt?"

„Verzeiht! [illegible]h geh' allsogleich, ich wollt' nur wissen, ob das Kindlein daist, damit ich's dem Vater melden kann. Er wartet so hart."

Die Dame sprach: „Ich glaub's. Der arme Mann! Und ich habe niemand, den ich schicken könnte. Das Kindlein ist gestern gekommen, es weint vor Hunger, und ich finde keine Amme. Jedwede vom Dorf weigert sich wegen des gottlosen Vaters. Meine arme Tochter ist zu schwach zum säugen, sie hat's versucht, und Blut ist kommen statt Milch."

Maria trat zur Wiege hin, öffnete ihr Gewand — „Verstattet die edel Frau?" —, behutsam nahm sie das Kind in ihre Arme, und es trank und trank an ihrer weißen Brust. Als es satt war, wickelte und küßte sie es unter Tränen und brachte es seiner Mutter, daß auch sie es küsse ... Doch die war weit fort. Bei den Landräten war sie und flehte: „Er hat's nicht schlecht gemeint ... o laßt ihn heraus aus dem häßlichen Turm!" ...

Fünf Uhr — es will Abend werden. Jesse ging, die Ketten nach sich schleifend, matt in seiner Zelle herum. Jetzt noch vierzehn Stunden — dann — — Draußen ist es schön, Hunde bellen und Kinder lachen im Zwingergärtchen ... da hat er auch einmal hingehen dürfen mit der Liebsten; käm' sie jetzt, könnt' er sein müdes Haupt in ihren Schoß legen ... Aber sie kommt nicht, sie liegt und leidet um ihrer Liebe willen ... Dafür die andere haben sie zu ihm gelassen, die mit der Hölle droht, die sagt: Ihr seid ein großer Sünder! ... Ist er's, hat er Verbrechen begangen, die den Tod verdienen? „Gott sei mir gnädig!" bittet er und drückt das Kreuz an seine fiebernden Lippen.

Die Schlösser rasseln, der Wächter öffnet die Tür, um sie einzulassen, wieder sie, die ihn ausgeliefert hat. Leise tritt sie auf ihn zu, und mit gläsernem Blicke stiert er sie an.

„Was will die Frau? ... Was gibt es Neues? Ist unser Schloß abgebrannt, ist mein Bruder gestorben, ist ... mein Kind ..."

„Herr Jesse," sprach Maria mit zitternder Stimme, „das Kindlein ist schon da, ein frisch und gesundes Bübel!"

Da sprang er in seinen Ketten auf: „Ist es wahr? ... Schaut, ich bin ein armer Teufel, narrt mich nicht."

„Herr Jesse, ich war selbst dorten, ich hab' Euer liebes Bübel gesehen."

„Und mein' liebe Frau auch? Und wie geht es ihr, hat sie keine Schmerzen? ... Jesus! mein Bübel, mein Bübel!" ...

Lächelnd erzählt sie ihm, daß sie es gestillt hat, und daß es schön ist, blaue Augen hat und goldene Haar. Und wie ein unschuldiger Bub freut er sich, und sein Dank ist unendlich, ist übermäßig. Jeder Schatten von Groll gegen sie ist verschwun-

Digitized by Google

den. Sie hat ihm die Botschaft, nach der er schmachtete, gebracht, sie hat seinem Kinde die erste Wohltat erwiesen ... seinem Bübel, seinem frisch und gesunden Bübel ... Gott behüt's! Leichter wird er jetzt hingehen zum Tode, er weiß, das Lieb ist nicht mehr allein ... Ein warmes Gefühl für die Frau, die ihm die Bitternis der letzten Stunde vermindert, steigt in ihm auf. Er hat ihr unrecht getan, sie hat ja ein Herz so zart wie seine Liebste, nur von anderer Mischung ist das Herzensblut ... Und diesem Herzen hat er weh getan, als er ihm listig und grausam sein Heiligstes rauben wollte ... Das war schlecht! Er blickt nieder auf das Kreuz seiner Mutter in seinen gerungenen Händen — ein Kreuz ohne Christus, sagte die Frau — nun, es ist ihm, was ihr ihre Madonna ohne Schönheit — eine Zuflucht, ein Halt, ein Bürge: dein Herr und Gott weiß von dir — bete, ruf ihn an! ...

Als Maria ihn verließ, warf sie noch einen Blick zurück; da sah sie den Velderndorffer bei seinem Bette stehen und mit der Hand sie grüßen ...

Und morgen auf dem Blutgerüste wird er bekennen: Ich habe wollen arme Leut' in meiner Heimat betrügen und bestehlen um ihren einzigen Schatz und Trost ... Meine Schuld an diesen armen Menschen, das ist meine Todesschuld. Ich will sie büßen.

Indes der arme Sünder seinen Kreuzweg schreitet, liegt Maria im Dom vor dem Altar der schmerzhaften Mutter. Sie will um einen guten Tod für ihn beten, und immer wieder schreit sie um Erbarmen. „Nimm, o Herr, mein Leben für seines, die Kindlein finden ein' besser' Mutter und mein armer Mann ein' besser' Frau. Laß, o laß ihn nicht sterben, den Armen, den ich überliefert hab' ... tu auf den Himmel und sende deinen Engel!"

Gegen den Domplatz wälzt sich eine große Menschenmenge. Flöten und Hörner klingen, Trommeln wirbeln, Musik ... Zum Tode des Ketzers singen und musizieren sie. Sie haben ihn abgeschlachtet, kein Engel ist kommen.

Nun ist es vorbei. Jesse ist gestorben im Glauben, daß sein Christus ihm gnädiger sein wird, als ihm die Menschen waren, die noch lange sein Andenken verfluchen werden. Maria wird leben, viel geliebt und viel verehrt. — Wird auch des Heilands süßestes Geschenk, sein Frieden, wieder einziehen in ihre Seele? Arme Märtyrerin für deines Volkes Heiltum, wirst du des Tages voll Qual vergessen können, an dem deine ausgeweinten Augen keine Tränen mehr hatten? Wirst du, wenn deine Hand sich segnend auf ein Kindeshaupt legen will, der Stunde vergessen können, in der du aufgeschrien hast in wilder Pein: „Rührt mich nicht an, an meiner Hand klebt Blut!"

* * *

Das ist ein dürres Inhaltsverzeichnis des Romans. Jedes gute, kräftige Wort, das es bringt, ist aus ihm abgeschrieben. Von seinem blühenden Reichtum gibt es keinen, von der Größe, von der kristallklaren Reinheit der Komposition nur einen schwachen Begriff, läßt auch nicht ahnen, welche Fülle von lebendigen, atmenden Menschen das merkwürdige Werk uns kennen lehrt. Sie gehören einem vergangenen Jahrhundert an, ihre Anschauungen, ihre Sprache sind von den unseren verschieden, aber wir kennen jeden von ihnen durch und durch, und keinen Augenblick verläßt uns die Überzeugung: So war's zu eurer Zeit, und so waret ihr. Der Schauplatz, auf dem sie sich bewegen, ist uns heimisch, die Donaulande bilden ihn. Von Meisterhand, mit zärtlicher Liebe ist er gemalt, bleibt aber immer der Schauplatz, der Hintergrund, wird nie zur Hauptsache, damit der Autor an ihm seine Kunst in der Naturschilderung zeigen könne. Das ganze Werk spiegelt gleichsam den Boden wider, aus dem es hervorgewachsen ist. Bald ruhig und behaglich gleitet der Strom der Erzählung dahin, bald braust und tost er zwischen starren, beengenden Klippen, bald breiten blumige Wiesen, fruchtbare Gefilde, mit Weinreben bewachsene Gelände sich an seinen Ufern, bald erheben sich auf ragenden Höhen Burgen und Schlösser, noch in Trümmern prächtig, von den schimmernden Schleiern der Sage umweht, vom Geist der Geschichte überstrahlt und durchleuchtet.

Unter den Wallern durch diese Heimatswelt ist einer für mich der Träger der Idee des Romans aus dem Donaulande: Leo Wolf, der Pfarrer von Pechlarn, der alte Kämpfer um Treu und Glauben. Bettelarm zelebriert er am Altar in zerschlissenem Ornat, trägt im Beichtstuhl eine Stola, die man allbereits in Ehrfurcht verbrennen sollte, wettert von der Kanzel herab so grob gegen den Schandbuben Velderndorffer, daß Pater Abraham a Santa Clara ein Süßholzraspler im Vergleich zu ihm genannt werden muß. Er setzt sein Brot und seine Stellung aufs Spiel um des Kampfes willen, den er gegen den ketzerischen Junker führt. Aber, als der Feind vor Gericht steht, der Strafe gewärtig, regt sich in ihm das Erbarmen. Aussagen muß er, es ist seine Pflicht, wie es seine Pflicht gewesen, der Proselytenmacherei des Irrgläubigen und Fanatikers mit allen Kräften zu widerstreiten. O, er hat ihm nichts geschenkt, dem Frechling, ihm jeden Hohn tüchtig heimgezahlt, er ist sozusagen mit ihm quitt. Nachdem er seine Zeugenschaft abgelegt hat und entlassen wird, legt er noch ein gutes Wort für den Buben ein. Später dann, als der immer tiefer in Schuld und Unglück versinkt, als er zur Aburteilung nach St. Pölten geschickt wird und seine kleine Frau,

ihrer schweren Stunde schon sehr nahe, aus Krummnußbaum gefahren kommt, um ihren Friedel besuchen zu können, gibt Leo Wolf ihr das Geleite auf dem Wege durch die Stadt. Er geht neben dem Wagenschlag einher, er hält ihr zitterndes, fieberndes Händchen in seiner rauhen und gewiß ungewaschenen Bauernhand und findet, sie zu trösten, Worte voll Milde und Innigkeit, Worte, die aus dem wärmsten Herzen kommen, zarte, weihevolle, echte Priesterworte ... Du hast keine Kinder, Leo Wolf, aber du bist ein Vater.

Diesem Manne etwas zu verzeihen, dürfen wir uns nicht anmaßen, obwohl auch er das Seine beiträgt zur Begründung eines Vorwurfs, der der Verfasserin von „Jesse und Maria“ gemacht wird. Viele Stimmen erheben sich und sagen: Ach, gar so derb! Wie kann eine Dame eine so derbe Sprache führen?! ... Eine Dame? Daß ich nicht wüßte. Der Baronin Handel-Mazzetti bin ich in ihrem Werke nicht ein einziges Mal begegnet, habe niemals *sie* derbe Dinge sagen gehört. Die es taten, das waren der zynische Pfleger Wainmeister, mein hochverehrter Pater Wolf, der eiserne Baron Windhag und verschiedene Bauern und Bürger aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ob es die ganze volle Wahrheit ist, die uns da geboten wird, wer dürfte es behaupten? Genug, daß wir vom Anfang bis zum Ende die feste Überzeugung haben und das sicherste Gefühl, in ihrem reinen Lichte zu wandeln. Wir genießen die seltene Wohltat des Herrschens einer edlen Gerechtigkeit, die auf jede Beschönigung des Tuns der Freunde verzichtet, wäre auch nur der Schatten einer Lüge ihr Preis. Übt die Dichterin einmal Strenge aus, dann ist es gewiß gegen die, die ihrem Herzen am nächsten stehen. Damit scheint mir die Frage nach der Tendenz des Buches erledigt; ich wenigstens sehe keine. Ich sehe ein mit herrlicher Kraft geschaffenes Kunstwerk, sehe helle Augen, die das Unrecht als Unrecht und das vom Glaubensgenossen begangene am schmerzlichsten empfinden. Ich sehe Großmut walten, wenn es gilt, die Schuld und das Verdienst des Gegners gegen die Schuld und das Verdienst des treuesten Gefährten abzuwägen. Mit einem Wort, ich sehe christliche Liebe und Güte, geübt von einer gottbegnadeten Dichterin, und denke: Ehre dieser Frau!

Aprilnacht

Nacht, süße Nacht,
In der die Knospen springen!
Jäh bin ich aufgewacht,
Mich wird kein Schlaf mehr zwingen. —
Wie mir das Herze lacht!
Nacht, süße Nacht!

Nacht, süße Nacht,
Das war ein sehnend Warten!
Ein Birkenbäumchen ragt
Allein in meinem Garten —
Das kaum zu atmen wagt.
Nacht, süße Nacht!

Nacht, süße Nacht,
Dein Kuß weckt warmes Leben.
Der Regen rieselt sacht,
Die Birkenzweige beben
Und kleiden zitternd sich in grüne Pracht. —
Nacht, süße Nacht!

Eva von Radecki

Szene aus Ostrowskis Märchenspiel „Schneewittchen“.

Drama und Bühnenkunst in Russland

Von

August Scholz

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Literatur der Russen ist ein Gewächs des Flachlandes: wie das Leben selbst, so geht auch jede geistige Äußerung des Lebens bei diesem Volke der Ebene ins Breite, Epische, Kontemplative.

Es wäre verkehrt, einer solchen Literatur die Größe abzusprechen, weil ihr die dramatische Emporentwickelung, die dritte Dimension sozusagen, fehlt: man braucht nur die Namen Puschkin und Gogol, Gontscharow und Turgenjew, Dostojewski und Leo Tolstoj zu nennen, um sich zu vergegenwärtigen, daß die kaum hundert Jahre alte, also noch sehr junge Literatur der Russen bereits Glänzendes geleistet hat. Das innere Wesen des Dramas, wie wir es in unseren westlichen Literaturen kennen, hat sich ihnen eben noch nicht voll erschlossen, wenn es überhaupt in ihrer Art liegt. Als unruhige, ernsthaft strebende Sucher sehen wir sie hier bis jetzt mehr tasten als vollbringen. Wenn vereinzelt auch schon in genialem Aufschwung Hochschätzbares geleistet wurde, dem wir auch von unserem westeuropäischen Standpunkt die Achtung nicht versagen können, so sehen wir doch im allgemeinen bei den für die Bühne schaffenden russischen Schriftstellern mehr das Bestreben, unseren Begriff vom Dramatischen ihrem heimischen Wesen und Bedarf anzupassen und durch Surrogate und Notbehelfe den Mangel eines eigentlichen Dramas in unserem Sinne zu verhüllen.

Sieht man von diesem europäischen Maßstabe einmal ab, mißt man die Russen mit ihrer eigenen Elle, so wird man allerdings in dem geistigen Produktionsgebiet, das sie als ihre dramatische Literatur bezeichnen, viel Interessantes und Wertvolles finden. Aber diese Wertung hat dann mehr ethnographischen als literarischen Charakter. Unserem

Digitized by Google

Theater, das aus der gesamten Dramenproduktion der Russen kaum drei, vier Stücke adoptiert hat, kann aus der Übernahme dieses „ethnographischen", lediglich auf groben Stoffreiz abgestimmten Repertoires ein dauernder Gewinn kaum erstehen. Die Bühne, wie wir sie begreifen, ist eben doch etwas anderes als ein Institut für exotische Schaustellungen. Dagegen scheint unserem einheimischen Theater in anderer Richtung aus dem sarmatischen Osten ein wertvoller Gewinn zu kommen: ein Gewinn an szenisch-technischem Vermögen, ein starker künstlerischer Fortschritt im Bühnenwesen überhaupt, der, so seltsam es klingen mag, gerade in dem wurzelt, was man bei uns die Mängel der russischen Dramatik nennt.

Direktor Stanislawski (K. S. Alexejew).

Diese Mängel zu paralysieren, schufen die Russen sich in dem kunstfrohen, von je für moderne Regungen empfänglichen Moskau eine neue szenische Kunst — eine Art Kollektivkunst sozusagen, bei der wir den Dichter, dessen Werk nicht mehr den Unbilden einer verständnislosen Regie ausgesetzt sein sollte, gleichsam in Reihe und Glied mit dem Darsteller, dem Bühnenarchitekten, Maler, Plastiker, Musiker und Techniker marschieren sehen.

Das „Moskauer Künstlerische Theater", das sich in den letzten Wochen auf einer größeren Tournee auch dem „Sapad", dem europäischen Westen, vorgestellt hat, ist die Stätte geworden, an der diese neue Kunst geboren wurde. In dem Bestreben, zunächst dem schwachbrüstigen heimischen Drama in einer künstlerisch-realistischen, allseitig durchdachten Spielweise eine kräftige Stütze zu geben, hat das genannte Theater über dieses Ziel hinaus für die Bühne überhaupt neue Pfade gebahnt, die auch die westeuropäischen Theater nur mit Gewinn betreten dürften. Schätzenswerte Ansätze in ähnlicher Richtung sind seit den Tagen der Meininger auch bei uns in Deutschland mehrfach zu verzeichnen gewesen. Allein diese überlegene, ruhige Größe echter Kunst, wie sie die „Moskauer" in einem Jahrzehnt rastlosen Schaffens und Mühens erarbeitet haben, ist sonst bisher nirgends erreicht worden. Was diese „Moskauer" für ihre Gribojedow, Alexej Tolstoj, Leo Tolstoj, Ostrowski, Tschechow und Gorki geschaffen haben, fiel den Sophokles, Shakespeare, Ibsen, Hauptmann, Maeterlinck, die sie sonst noch spielten, sozusagen von selbst in den Schoß. Jedenfalls hat die russische Szene in den Leistungen dieses Theaters, das man nach seiner Antrittsvisite im Westen nun wohl mit Ehren in die paneuropäische Stammrolle eintragen wird, einen sehr respektablen Höhepunkt erreicht, von dem ein orientierender Rückblick auf das, was vorherging, wie ein Ausblick auf das Kommende wohl angemessen ist.

Das russische Theater wurde vor hundertfünfzig Jahren geboren, und zwar nicht im alten Moskau, noch im jungen Petersburg, sondern in — Jaroslaw an der Wolga. Dramatische Vorstellungen fanden zwar schon im siebzehnten Jahrhundert an Zar Alexejs Hofe statt, allein hier wie bei den späteren häufigen Gastspielen italienischer, französischer und deutscher Gesellschaften handelte es sich lediglich um eine Bereicherung des höfischen Vergnügungsprogramms, das natürlich nur für wenige Auserlesene vorhanden war. In den Priesterschulen wurden wohl geistliche Stücke aufgeführt, und für das Volk gab es hier und da Marionettenspiele — allein von einem wirklichen, volkstümlichen Theater war

Digitized by Google

in Rußland bis in die Zeiten der Zarin Elisabeth hinein nirgends die Rede.

Da kam einem schlichten Kaufmannssohn, Fedor Wolkow aus Kostroma, der in Petersburg den Vorstellungen einer fremden Gastspieltruppe beigewohnt hatte, der Gedanke, in der Stadt Jaroslaw, wo er als Kommis im Geschäft seines Stiefvaters tätig war, ein Theater zu gründen: in einem großen Speicher gab er mit einer aus den jungen Leuten seiner Bekanntschaft gebildeten Truppe Vorstellungen, wobei er sein eigener Architekt, Dekorateur, Schauspieldichter, Komponist, Regisseur und Hauptdarsteller war. Den Jaroslawer Bürgern gefiel die Sache — sie bauten für Wolkow ein ständiges Theater mit tausend Plätzen, das bald weit und breit berühmt wurde und auch die Aufmerksamkeit der Zarin Elisabeth auf sich zog. Im Jahre 1752 ließ sie den damals vierundzwanzigjährigen Wolkow mit seinen „Jaroslawern" nach Petersburg kommen, und nach einem glänzenden Debüt mit Sumarokows Tragödie „Chorew" wurde die ganze, nur aus männlichen Mitgliedern bestehende Truppe zunächst zur weiteren Ausbildung — ins Kadettenkorps gesteckt. 1756 wurde dann in Petersburg das erste öffentliche Theater begründet; Wolkow wurde zum ersten Hofschauspieler ernannt, und der Dichter Sumarokow war der erste Direktor dieser neugeborenen Nationalbühne.

Das Repertoire der neuen Bühne bestand zum größten Teil aus Stücken Sumarokows — steifen Tragödien aus der nationalen Geschichte und Komödien aus dem russischen Leben, in denen bereits die spezifisch russische Satire kräftig zum Worte kommt. Daneben wurden Übersetzungen und Dramen von Wolkow, Dmitriewski, Tredjakowski aufgeführt. Nach dem Muster der Petersburger Bühne wurde bald auch in Moskau ein Theater begründet und der unverträgliche Sumarokow, der an der Newa viele Feinde hatte, zu seinem Leiter ernannt. Eine eifrige Mitarbeiterin gewann die russische Bühne in Katharina II., die selbst Komödien und komische Opern schrieb, in denen sie mit schlagfertigem Witz allerhand Tagesfragen behandelte. Zuerst die Franzosen nachahmend, wandelte sie später in den Spuren Shakespeares, dessen „Lustige Weiber von Windsor" sie für den russischen Geschmack bearbeitete.

Das erste starke, originale Talent erstand der russischen Komödie in Denis Fonwisin: seine beiden Lustspiele „Der Brigadier" (1766) und „Der Landjunker" (1782) sind, obgleich in der Form noch an französische Muster erinnernd, doch dem Inhalt nach durchaus selbständige, aus russischem Boden hervorgewachsene Schöpfungen. Um dieselbe Zeit schrieb Knjaschnin, Sumarokows Schwiegersohn, zahlreiche Tragödien und Komödien, deren Stoff er vielfach skrupellos aus Racine, Voltaire, Destouches entnahm. Aus den folgenden, von den napoleonischen Kriegen beunruhigten Jahrzehnten sind, außer etwa dem süßlich-sentimentalen Oserow, dem flachen Komödienfabrikanten Fürsten Schachowskoj und seinem noch flacheren Schüler Chmjelnizki, russische Bühnenschriftsteller nicht zu nennen. Dagegen war das Interesse für das Theater in immer weitere Kreise gedrungen und namentlich bei den Grandseigneurs des fla-

Direktor Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko.

Digitized by Google

chen Landes zur wahren Manie geworden. Der Mangel eines politischen und in höherem Sinne sozialen Lebens, der nach der Niederwerfung des Dekabristenaufstandes von 1825 besonders kraß hervortrat, lenkte das höhere Interesse der Privilegierten ganz auf Literatur und Theater. Es war auf den Landsitzen üblich geworden, eigene Theatertruppen zu halten, die zumeist aus dem leibeigenen Hausgesinde rekrutiert wurden. In diesem theaterfrohen Milieu ist Alexander Gribojedow aufgewachsen, ein jüngerer Freund und Mitarbeiter des Fürsten Schachowskoj. Mit seiner berühmten Komödie „Wissen bringt Pein" („Gore ot uma") tat Gribojedow den ersten großen Wurf, den die dramatische Literatur in Rußland überhaupt aufzuweisen hat. Die Spitze der Komödie ist gegen die Moskauer große Welt gerichtet, deren moralische Fäulnis Gribojedow unbarmherzig geißelt. In Aufbau und Sprache ist das in Jamben geschriebene Stück allem überlegen, was Rußland vorher oder nachher auf dem Gebiet der Komödie aufzuweisen hat, und was die Tendenz anlangt, so ist es als die erste kraftvolle Protestdichtung großen Stils zu bezeichnen. Tschazki, der Held des Stückes, durch dessen Mund der Dichter seine Kritik an der Gesellschaft übt, ist der unsterbliche Stammvater all der „Ankläger", an denen die russische Literatur so reich ist.

Um dieselbe Zeit wie „Gore ot uma" — 1825 — entstand Alexander Puschkins „Boris Godunow" — ein historisches Drama, das nicht viel mehr als eine dialogisierte Chronik ist und den Beweis erbringt, daß die dramatische Form dem genialsten russischen Dichter versagt war. Auch von Michael Lermontow, dem gleich Gribojedow früh Verstorbenen, ist kein bühnenreifes Drama zu verzeichnen. Aus Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Stücke setzte sich in der Hauptsache immer noch das Repertoire der russischen Bühnen zusammen, und zwar fand gerade die seichteste, fadeste Ware den allerlautesten Beifall. Auch das im Beginn der dreißiger Jahre gegründete Kaiserliche Alexandra-Theater in Petersburg machte hiervon keine Ausnahme: das Höchste, wozu es sich aufschwang, waren die pseudopatriotischen, sentimentalen Stücke eines Nikolaj Polewoj, im übrigen hatten hier wie anderswo die plattesten Possenschreiber das Wort. Wagte einmal ein Autor, wie der um die Gründung des Charkower Theaters wohlverdiente Kleinrusse Osnowjanenko-Kwitka, in seinen Stücken ein freieres Wort, so konnte er sicher sein, auf ein Verbot des Zensors zu stoßen, dessen Rotstift in jenen Blütetagen des nikolaitischen Despotismus unbarmherzig wütete.

Unter solchen Umständen ist es fast wie ein Wunder anzusehen, daß ein Werk wie Nikolaj Gogols „Revisor", in dem die ganze russische Beamtenschaft als eine Gesellschaft von Halunken und Dieben dargestellt wird, zur Veröffentlichung kommen und sogar das Licht der Rampen erblicken konnte (1836). Die Herbheit der Kritik erschien hier allerdings durch den prächtigen kleinrussischen Humor des Dichters gemildert, und das mag die bestallten Hüter der Wohlgesinntheit über die zu erwartende Wirkung dieser genialen Komödie getäuscht haben. Was die Zensur und auch ein Teil des Publikums nur als lustige Farce nahmen, stellte sich nachträglich zum allgemeinen Erstaunen als ein Zug für Zug echtes, vom Meisterstift eines genialen Satirikers gezeichnetes Bild der Wirklichkeit dar, über dessen Freigabe die konservativen „Kritiker" jener Tage denn auch nicht genug zetern konnten.

Wie zwei einsame Säulen ragen Gribojedows „Gore ot uma" und Gogols „Revisor" aus der Literatur der nikolaitischen Zeit hervor. Ein weiteres Jahrzehnt sollte vergehen, bis dem russischen Drama in Alexander Ostrowski ein neues, echtes Talent erstand. Über vierzig Jahre erstreckt sich die Tätigkeit dieses Schriftstellers, der etliche Dutzend Stücke verfaßt und der russischen Bühne durch mehrere Jahrzehnte den Stempel seiner Persönlichkeit aufgeprägt hat. Als Schilderer und Kritiker der noch tief in halbbarbarischen Lebensformen steckenden Kaufmannschaft trat Ostrowski auf den Plan, zog aber allmählich auch die Beamtenschaft, das Gutsherrentum und die Bühnenwelt in sein Stoffgebiet hinein und verfaßte außerdem eine Anzahl historischer Dramen und Märchenspiele. Einfachheit und Aufrichtigkeit sind die Hauptkennzeichen des Ostrowskischen Talents; man kann nicht sagen, daß er sich

Digitized by Google

Szene aus Alexej Tolstojs Tragödie „Der Tod Iwans des Grausamen“.

mit seiner Kritik allzuhoch über die Kreise erhebt, die er behandelt, und gerade das hat vielleicht seinen Erfolg beim großen Publikum in erster Linie gesichert. Ostrowski schildert breit, gemütlich, wie der Russe es eben liebt, und seine Peitschenhiebe schmerzen nicht gar zu sehr, seine Entrüstung ist die des Bonhomme, der den Getadelten gelegentlich auch wieder gutmütig streichelt. Der Dichter bleibt ganz und gar Russe unter Russen — das verbürgte ihm den nationalen Erfolg, verschloß ihm aber gleichzeitig die internationale Bühne.

Was Ostrowski gibt, sind mehr realistisch getreue Ausschnitte aus der Wirklichkeit als dramatische Gebilde in unserem Sinne: den meisten seiner Arbeiten fehlt die straffe Handlung, die künstlerische Geschlossenheit, der folgerechte Abschluß. Für den Sittenforscher sind seine Dramen eine wahre Fundgrube: dem pfiffigen russischen „Kupez“ mit seiner laxen Geschäftsmoral, seiner zynischen, oft ins Maßlose schweifenden Genußsucht und seiner brutalen Selbstherrlichkeit gegenüber der Familie und den Untergebenen leuchtet der Dichter in die tiefsten und dunkelsten Falten des Herzens. Und noch ein Vorzug dieser russisch-bürgerlichen Komödien und Dramen ist zu nennen: die schlichte, klare Sprache ihres Dialogs, den Ostrowski mit großer Meisterschaft handhabt. Als das in poetischer Hinsicht hervorragendste seiner Stücke gilt das Schauspiel „Das Gewitter“, das uns die traurige Herzensgeschichte einer anmutigen jungen Kaufmannsfrau und ihren Untergang im Konflikt mit der brutalen Umgebung erzählt. Die historischen Stücke Ostrowskis sind nicht viel mehr als dramatisierte Chroniken im hergebrachten Jambenmaß.

Für das russische Theater war Ostrowskis Schaffen von höchster Bedeutung. Un-

zweifelhaft stehen seine Stücke himmelhoch über all der seichten Ware, die sich bis dahin auf den russischen Bühnen breit gemacht hatte. Vor allem verdrängte er mit seinen volkstümlichen, durchweg auf eigener Erfindung beruhenden Arbeiten das fremdländische Element, die Übersetzungen und „Adaptierungen", und das bedeutete für die russische Bühne einen sehr entschiedenen Schritt nach vorwärts. Die Kaiserlichen Theater in Moskau und Petersburg bestritten und bestreiten noch heute ihren dramatischen Bedarf aus Ostrowski; im Jahre 1885, ein Jahr vor seinem Tode, wurde der Dichter sogar zum „Repertoirevorsteher" am Kaiserlichen Theater in Moskau ernannt.

Auch das russische Provinztheater hat sich wesentlich an Ostrowski fortentwickelt: seine Stücke, die „zum Herzen des Russen sprachen", bedurften keiner allzu umständlichen szenischen Zurüstung und konnten überall gespielt werden. Der Name „Ostrowski" war bis in die achtziger Jahre hinein fast buchstäblich identisch mit „russisches Theater". Die neben ihm wirkten — die Pissemski, Potjechin, Palm, Djatschenko, Ssolowjew, Awerkjew, Schpaschinski — kamen erst in zweiter und dritter Linie in Betracht. Wo sich, wie in Pissemskis Bauerndrama „Bitteres Los", oder in Alexej Potjechins herben Stücken, die Kritik des Bestehenden allzu kühn vorwagte, legte die Zensur ihr hemmendes Veto ein.

Ostrowskis „Schneewittchen":
Schneewittchen (Frau Lilina) und Misgir (Wischnewski).

Eine besondere Stellung nimmt Graf Alexej Tolstoj in der Geschichte des russischen Dramas ein: in den klassischen Traditionen der Puschkinschen Zeit erzogen und stark beeinflußt durch die Literaturen des Westens, wandte er sich in den sechziger Jahren dem national-historischen Schauspiel zu und schuf in seiner „Dramatischen Trilogie" ein Werk von achtungswerter Qualität. Wie bereits Puschkin und andere vor ihm, wählte er in seiner Dramenserie die bewegteste Epoche der russischen Geschichte, den Untergang der Rurikdynastie und das darauf folgende Interregnum (1598 bis 1613), zum Gegenstand der Darstellung. „Der Tod Iwans des Schrecklichen" — „Zar Feodor Joannowitsch" — „Zar Boris Godunow" — so gliedert Tolstoj seinen umfangreichen Stoff. Die Hauptfigur der gesamten Trilogie ist der ehrgeizige Tatarensprößling Boris Godunow, der Schwager des Zaren Feodor, der sich mit Gewandtheit, List und Gewalt zum Gebieter Rußlands aufschwingt, beim Auftreten des falschen Demetrius jedoch seine Macht zusammenbrechen sieht. Tolstojs Dramenreihe erinnert vielfach an die Wallensteintrilogie; die dichterischen Qualitäten des Russen stehen freilich hinter denen des deutschen Dramatikers weit zurück. Immerhin zeugt die Trilogie, namentlich das Mitteldrama „Zar Feodor", dessen Titelheld nach der psychologischen Seite überaus fein gezeichnet ist und dem Darsteller eine interessante Aufgabe darbietet, von einem hohen Talent, gewissenhafter Arbeit und starkem künstleri-

Digitized by Google

schem Vermögen. Für die russische Bühne sind Tolstojs Zarendramen jedenfalls ein kostbarer Schatz — Grund genug, daß die russische Zenjur die Aufführung des „Zaren Feodor“ dreißig Jahre lang nicht gestattete, da durch die Vorführung eines gekrönten Schwächlings, wie dieser Zar es ist, das „Ansehen des ‚Samoderschawije‘, des Selbstherrentums“, Schaden erleiden könnte.

Nach Alexej Tolstojs und Ostrowskis Tode führte bis tief in die neunziger Jahre hinein die ödeste Mittelmäßigkeit auf der russischen Bühne das Wort. Der Import von ausländischer Ware wurde mit geschäftiger Emsigkeit betrieben, in Paris, Berlin und anderen Theaterstädten saßen geschäftige Agenten der russischen Direktoren, die jedes halbwegs erfolgreiche Stück gleich vom Fleck weg, oft nach stenographischen Notizen, übersetzten und „adaptierten“, daß es acht Tage nach der „europäischen“ Originalaufführung bereits russisch bei Herrn Korsch in Moskau oder sonst einem fixen Theaterunternehmer gespielt werden konnte. Es half der heimischen Produktion nicht viel, daß literarische Vereine oder strebsame Bühnenleiter, wie Herr Suworin in Petersburg, fast alljährlich eine dramatische Konkurrenz ausschrieben: nur wenige mittelmäßige Talente sind auf diesem Wege der Bühnenschriftstellerei zugeführt worden. Die Kaiserlichen Theater in Petersburg und in Moskau, die mit ihren ausgezeichneten, reichlich bezahlten Kräften auf das Ostrowski-Repertoire recht gut eingespielt waren, schienen auf ihren Lorbeeren ausruhen zu wollen und neuen Strömungen unzugänglich geworden zu sein. In der dramatischen Schriftstellerei wie überhaupt im Theaterwesen war ein völliger

Leo Tolstojs „Macht der Finsternis“: Szene aus dem dritten Akt (Mitritsch, Akim und Anißja).

Stillstand eingetreten: der eine Leo Tolstoj, der mit seinem wuchtigen Bauerndrama „Die Macht der Finsternis“ gegen Ende der achtziger Jahre auf dem Plane erschien, bestätigte als vereinzelte Ausnahme nur die Regel.

Da begann sich um die Mitte der neunziger Jahre zunächst in dem alten Moskau ein neuer Geist zu regen. Von jeher war Moskau, die alte Zarenstadt, das eigentliche Zentrum des russischen Volkslebens, in Fragen des öffentlichen Interesses, der Literatur und Kunst seine eigenen Wege gegangen. Hier, wo die eingesessenen kaufmännischen Patriziergeschlechter eine Ehre darein setzten, der russischen Geisteskultur hilfreich die Wege zu ebnen, wo die Tretjakowsche Gemäldegalerie, die Mamontowsche Oper aus Privatmitteln gegründet werden konnten und die talentvolle junge Künstlerschaft für ihre Werke stets gut zahlende Abnehmer fand — hier war auch für eine Neubelebung des Thea-

Digitized by Google

ters der Boden vorhanden. Zwar ließ sich ein Shakespeare, Molière, Schiller oder selbst ein Ostrowski nicht aus dem Boden stampfen, was aber bei ehrlichem Wollen und klugem Verstehen durchgeführt werden konnte, war

Anton Tschechows „Drei Schwestern": Frau Tschechowa-Knipper als Mascha.

eine Neugestaltung der russischen Bühne, die, wie es in einer kritischen Betrachtung aus den neunziger Jahren heißt, damals „ganz von der Routine und Schablone beherrscht wurde".

Und eine solche szenische Reorganisation, die einer völligen Neuschöpfung gleichkam, vollzog sich tatsächlich in der Kremlstadt dicht vor der Jahrhundertwende: eine neue Bühnenkunst wurde begründet, die mit einem Schlage das russische Theater zu nie erreichter Höhe emporhob. Aus privaten Moskauer Kreisen und in bewußtem Gegensatz zu der offiziellen Theaterwelt, die für das Schauspiel im Moskauer „Kleinen Theater" vertreten war, ging die Bewegung hervor: ein paar Männer von Talent, die sich in ihrem Spezialkönnen glücklich ergänzten, taten sich zu gemeinsamem Schaffen zusammen, und das Resultat ihrer Anstrengungen war das „Moskauer Künstlerische Theater", das, aus dem Embryo einer literarisch-dramatischen Privatgesellschaft herauswachsend, im Jahre 1898 sich als öffentliche Bühne auftat.

Zwei Männer waren es, die sich zur Schaffung des neuen Kunstinstituts vereinigt hatten: Stanislawski (im bürgerlichen Leben Konstantin Ssergejewitsch Alexejew) und Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko. Stanislawski (geboren 1863), der Sprößling eines reichen Moskauer Patriziergeschlechtes, hatte schon früh ein leidenschaftliches Interesse für die Bühne und dabei ein starkes schauspielerisches Talent bekundet, das sich zunächst in privaten Liebhaberzirkeln betätigt hatte. Das Moment der Vererbung scheint bei diesem begabten Darsteller stark mitgesprochen zu haben: die Großmutter Stanislawskis, eine Französin, war eine hervorragende Schauspielerin gewesen. Auch Nemirowitsch-Dantschenko (geboren 1859) war zur Bühne schon früh in enge Beziehungen getreten: im Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte er mit seinem Erstlingsdrama „Die Heckenrose" am „Kleinen Theater" in Moskau den ersten starken Erfolg gehabt, und eine Reihe weiterer Bühnendichtungen, wie „Unsere Amerikaner", „Der dunkle Wald", „Der letzte Wille", „Gold", „Der Wert des Lebens", hatten nebst einigen Romanen — „Nebel", „Das alte Haus", „Die Gouverneursrevision" — ihm einen guten literarischen Namen gesichert. Seit 1890 hatte Nemirowitsch-Dantschenko die dramatischen Kurse am Philharmonischen Institut in Moskau geleitet, eine Stellung, die ihm Gelegenheit gab, sich mit dem praktischen Bühnenwesen und den Forderungen der Schauspielkunst sehr eingehend zu befassen. Zu diesen beiden Männern gesellte sich als dritter Viktor Ssi-

Digitized by Google

mow, einer der hervorragendsten Moskauer Maler, der sein starkes Talent ganz in den Dienst der neuen Bühne stellte. Simow — der übrigens in Deutschland kein Fremder ist: er hat auf der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung als einziger Russe neben Ilja Rjepin die große goldene Medaille bekommen — hat während des achtjährigen Bestehens des „Künstlerischen Theaters" nicht nur die Dekorationen für sämtliche Stücke entworfen, sondern deren Ausführung selbst bis in die kleinsten Details hinein in eigenen Ateliers überwacht — für einen begabten Künstler ein Stück selbstverleugnender Lebensarbeit, das nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Vielseitiges Talent, gründliche Bildung und ehrliche Begeisterung — das waren zunächst die wichtigen moralischen Einlagen, die für das neue Unternehmen einen festen Grund schufen. Was nun im besonderen das Programm der neuen Bühne betrifft, so sollte nach der Auffassung ihrer Begründer die szenische Kunst eine Kollektivkunst sein, zu deren Zustandekommen Dichter und Darsteller, Maler und Plastiker, Architekt, Musiker und Techniker planmäßig unter einer straffen Regie zusammenwirkten. Das Bühnenbild sollte klar und sicher vor den Zuschauer hingestellt werden, damit er von vornherein zum Mitgehen bewogen, in die rechte „Stimmung" versetzt würde. Man hat denn auch die neue Moskauer Kunst als Stimmungskunst bezeichnet, und das Wort „nastrojénje", „Stimmung", ist seither für die moderne russische Kunst überhaupt zum Schlagwort geworden. Aber dieses Wort bezeichnet mehr die Wirkung auf den Genießenden: der schöpferischen Seite der Sache wird die Bezeichnung „künstlerischer Realismus" in höherem Maße gerecht, die besagen will, daß die neue Kunst auf wohl vorbereitetem, sicher gelegtem „realem" Grunde klar gewollte künstlerische Wirkungen auslösen soll.

Diese Art Kunst war in Wirklichkeit ja gar nicht neu, denn auf gleicher Grundlage beruht schließlich alle echte, wahre Kunst. Die Moskauer haben auch nie geleugnet, daß sie von der Theaterkunst des Westens, von den Meiningern wie von den Berliner Ibsen- und Hauptmann-Vorstellungen, starke Anregungen empfangen haben. Aber sie haben doch in ihre Bestrebungen von vornherein so viel Eigenes hineingelegt, daß ihr Theaterstil als ein durchaus selbständiger, bodenwüchsiger bezeichnet werden muß. Das Planvolle, Universelle, Sichere und dabei so überaus Schlichte ihrer Kunstgebarung unterscheidet sie vorteilhaft von ähnlichen Strebungen, die bei uns in neuerer Zeit auf theatralischem Gebiet ans Licht traten. Von dem Maler Viktor Simow, der ein ganzes tief empfindendes Künstlersein in dieses Theaterwerk hineingelegt hat, weiß man in Rußland kaum den Namen, ein Stanislawski, der vornehmste Bühnenkünstler und Bühnenleiter Rußlands, ein Nemirowitsch-Dantschenko, vielleicht der feinste und gebildetste

„Fuhrmann Henschel": Henschel (Luschski).

Kopf, der sich je mit dem praktischen Theaterwesen befaßt hat, sind ihre eigenen Dramaturgen, ihre eigenen Regisseure und „Beiräte".

Digitized by Google

Das ist das eine, schon äußerlich Erfreuliche an diesen Menschen wie an ihrer Kunst, daß ihnen jede Effekthascherei, jedes Unterstreichen, jede Marktschreierei fremd ist. Wahrheit und Klarheit gegenüber dem Dichter, gegenüber sich selbst und gegenüber dem Zuschauer — das ist der charakteristische Grundzug der Darstellungskunst, die die „Moskauer“ schufen. Aus ihr ergab sich jene edle Einfachheit der Formen, jene Einheit des Stils, jene Harmonie des szenischen Gesamtbildes, die den Vorstellungen des „Künstlerischen Theaters“ von Anfang an nachgerühmt wurde. Um solche Resultate zu erzielen, bedurfte es eines liebevollen Aufgehens aller Beteiligten in der gemeinsamen Aufgabe und einer innigen Hingabe an die Absichten des Dichters und das darzustellende Werk. Nur gebildete Schauspieler konnten hier in Frage kommen, und so finden sich denn auch unter den „Moskauern“ Damen und Herren der besten Gesellschaft, Juristen, absolvierte Mediziner, diplomierte Ingenieure, Maler, ja sogar ein paar leibhaftige Exzellenzen. Neben einer tüchtigen Bildung aber war das Haupterfordernis immer wieder: Arbeit und Fleiß, Arbeit und Fleiß. Ganze Monate dauerte es, bis die Vorbereitungen für die Aufführung eines neuen Werkes so weit gefördert waren, daß man an die eigentlichen Proben herantreten konnte. Bibliotheken wurden durchstöbert, Fachleute befragt, weite Studienreisen unternommen, um nur ja jedem aufzuführenden Werke seinen eigenen, echten Stil zu sichern. Und wiederum vergingen Monate, bis in fünfzig, sechzig, ja achtzig Proben die Arbeit so weit vorgeschritten war, daß man die rechte harmonische Abtönung, die Ausmerzung aller störenden Schroffheiten und Dissonanzen weit genug gefördert zu haben glaubte, um vor das Publikum hintreten zu können. Unermüdlich wurde in ernster, mühevoller Zusammenarbeit präpariert und studiert, in strenger Selbstdisziplin gaben die Mitglieder des Ensembles sich ganz an die große, wichtige Sache hin, der sie in unerschütterlichem Glauben dienten, und mit rastlosem Eifer übten Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko samt ihren Gehilfen die schwere Kunst der Regie, die bisher kaum irgendwo auf eine so hohe Stufe der Durchbildung gebracht war.

„Julius Cäsar“: Calpurnia (Frl. Butowa).

Ganz Moskau nahm teil an seinem „Künstlerischen Theater“. Freigebige Mäcene, wie der Baumwollkönig Ssawwa Morosow, traten in die Geschäftsleitung des Theaters ein. Jede Premiere — es wurden nur vier oder fünf Novitäten in jeder

Saison gespielt — wurde zum Ereignis für die Kremlstadt, ja für das gesamte Rußland. Das Theaterabonnement, das alljährlich im Monat August eröffnet wurde, konnte jedesmal nach vierzehn Tagen mit einem Ergebnis von 200000 Mark geschlossen werden. Das Publikum selbst wurde gewissermaßen in den Bann künstlerischer Disziplin hineingezogen, der von diesem geistigen Zentrum ausging. Und dabei war das Theater nicht etwa nur den wohlhabenden Kreisen zugänglich: von vornherein war im Etat darauf Bedacht genommen, daß recht viele wohlfeile Plätze für Studenten, kleine Beamte, bildungsbedürftige Arbeiter usw. vorhanden wären. Vom dritten Jahre seines Bestehens ab zog das „Künstlerische Theater" auch die Residenz an der Newa in seinen Bann: alljährlich in der Fastenzeit wurde eine Gastspielfahrt nach Petersburg unternommen, die jedesmal zum Clou der Saison wurde und die nüchternen Petersburger zu ekstatischer Kunstbegeisterung entflammte. Sondergastspiele wurden den Mitgliedern des „Künstlerischen Theaters" auch in den Ferien nicht gestattet: man wollte das Hineintragen schädlicher, unkünstlerischer Einflüsse auf diese Weise verhindern.

„Julius Cäsar": Antonius (Wischnewski) und Cäsar (Katschalow).

Wie stellte sich nun diese Moskauer Bühnenkunst zur dramatischen Produktion? Es lag auf der Hand, daß sie nur das Beste vom Besten in ihr Repertoire aufnehmen konnte, das ganz auf das Ernste, Große, Echte gerichtet war. Vieles, was wohl der Aufführung wert gewesen wäre, mußte infolge Einspruchs der Zensur der Bühne fernbleiben. Von den modernen Autoren des Auslandes kamen nur Ibsen und Hauptmann in Betracht. Von Ibsen wurden „Die Wildente", „Wenn wir Toten erwachen", „Hedda Gabler", „Die Stützen der Gesellschaft" und „Ein Volksfeind" gespielt. Die drei erstgenannten Stücke interessierten das russische Publikum wohl, berührten es jedoch noch ein wenig fremdartig. Dagegen fand „Ein Volksfeind" (1900 zuerst gespielt) mit Stanislawski als Dr. Stockmann rauschenden Beifall. „Das größte szenische Ereignis des letzten Vierteljahrhunderts" nannte die Kritik die Aufführung dieses Stückes im „Moskauer Künstlerischen Theater", und das erste Moskauer Blatt fragte mit Bezug auf die Kaiserliche Schauspielbühne: „Gibt es überhaupt noch ein ‚Kleines Theater'?" Auch „Die Stützen der Gesellschaft" nahmen die Russen verständnisvoll auf.

Gerhart Hauptmann fand bei den Russen von vornherein sehr viel Sympathie. Man spielte bei Stanislawski „Hannele", „Die versunkene Glocke", „Fuhrmann Henschel", „Michael Kramer" und „Einsame Menschen" — sämtliche Stücke mit starkem, zum Teil stürmischem Erfolg. Ein Versuch mit drei Maeterlinckschen Einaktern, darunter „Die Blinden", schlug nicht recht ein. Die alte Tragödie kam bisher mit einer recht guten Aufführung der „Antigone" des Sophokles zu ihrem Recht, während von Shakespeare

Digitized by Google

„Was ihr wollt“, „Der Kaufmann von Venedig“ und „Julius Cäsar“ gespielt wurden. Dieses Stück hat in Moskau wohl die glänzendste Aufführung erlebt, die ihm überhaupt je zu teil geworden ist: einen „dreifachen Sieg der Regie Nemirowitsch-Dantschenkos, der Dekorationskunst Ssimows und des genialen Cäsardarstellers Katschalow“ nannte die Kritik dieses szenische Ereignis.

Frau Germanowa in Maeterlincks „Blinden“.

Doch nicht, um speziell die Auslandskunst zu pflegen, war das „Moskauer Künstlerische Theater“ gegründet worden — dieser Teil seiner Aufgabe trat wenigstens aus dem Rahmen des Gesamtprogramms in keiner Weise hervor. Daß dem Nationalen von vornherein ein Übergewicht gegeben wurde, kann bei einem Theater, das doch vor allem ein russisches ist, nicht verwunderlich scheinen. Aber freilich, woher die russischen Dramen nehmen, die wahrhaft künstlerischen Ansprüchen entsprachen? Der eine Gribojedow? Der eine Gogol? Ostrowski? Ostrowski war wohl gute Komödie, aber nicht Kunst — und dann hatte ihn ja bereits das Kaiserliche Theater, und nach diesem ganz Rußland. Blieb zunächst nur die „Dramatische Trilogie“ von Alexej Tolstoj, und mit dieser begannen denn auch die vortrefflichen Minierer des „Künstlerischen Theaters“: sie gaben in den beiden ersten Jahren ihrer Tätigkeit „Zar Iwans des Grausamen Tod“ und den ihnen von der Zensur freigegebenen „Zar Feodor Joannowitsch“. Es wurde ein glänzender Sieg: das Moskau von heute spielte sich selbst das Moskau von ehemals vor und freute sich über die Maßen, daß es noch immer das alte war. Ssimows stilechte Dekorationen wirkten mit unmittelbarster Frische, und die Regie Stanislawskis und Nemirowitsch-Dantschenkos verblüffte geradezu. Der Zar Feodor Moskwins, der Boris Godunow Wischnewskis, der Fürst Iwan Schujski Luschskis, die Irina der Knipper und später der Ssawizkaja — das waren Bühnengestalten, die den Moskauern, ja den Russen geradezu sakrosankt wurden. Endlich eine nationale Bühne, eine echte, wahre Kunst!

Aber wohin sollte der Weg nun weiter gehen? Man konnte doch nicht immerzu nur Alexej Tolstoj spielen! Wo winkte das Neue? Es sollte den „Moskauern“ von einer Seite kommen, von der es die literarischen und theatralischen Zeichendeuter vielleicht am wenigsten erwartet hätten: Anton Tschechow, der feine Satiriker und Novellist, ging unter die Dramatiker. Er hatte diesen Schritt bereits vor der Gründung des „Künstlerischen Theaters“ getan, aber die alte Bühnenspielerei hatte seine fein angelegten, wenig robusten Stücke totgeschlagen, in Moskau wie in Petersburg waren sie glatt durchgefallen, und nach der Ablehnung seiner „Möwe“ war Tschechow nahe daran, Selbstmord zu begehen. Da kamen ihm die „Moskauer“ zu Hilfe: im Winter 1899 verschafften sie dem Verkannten mit einer prächtigen Aufführung seines „Onkel Wanja“ eine Rechtfertigung, wie sie glänzender nicht gedacht werden konnte, und auch die durchgefallene „Möwe“ wurde in ihrer Darstel-

lung zu einem Triumph für den Dichter. 1900 folgten die „Drei Schwestern", 1903 „Der Kirschgarten", und 1904 wurde ein älteres Drama Tschechows, „Iwanow", in den Spielplan aufgenommen.

Es würde hier zu weit führen, Tschechows Stücke auf ihren dramatischen Gehalt zu untersuchen, der ja von verschiedenen Seiten ziemlich niedrig bewertet wird. Poesie aber, Kunst, echte Kunst sind sie jedenfalls, und den Russen waren sie noch mehr: Fleisch von ihrem Fleische, lebendige Gegenwartsdichtung, von einer „Lebendigkeit" freilich, die, was den Stoff anlangt, mehr von der Resignation des Greisentums als von tatkräftiger Jugendfrische an sich hatte. Wie dem auch sei: das Tschechowsche Drama verwuchs mit der Bühnenkunst der „Moskauer" zu einem einzigen Ganzen, und Erfolg auf Erfolg heftete sich an das gemeinsame Banner. Tschechow gab gleichsam das Kanevas und das Muster, Stanislawski die Stickerei, und aus der Zusammenarbeit entstand dann etwas Eigenartiges, Schönes, das sicherlich Kunst und sicherlich interessant ist, wenn es auch Leute gibt, die behaupten, es sei nicht das, was sie unter „Drama" verstehen. Nun denn, so möge man sich, bis zur Entscheidung der Frage, an dem Schönen und Interessanten erfreuen, ohne es zu rubrizieren.

Neben Tschechow spielten die „Moskauer" Ostrowskis „Schneewittchen", ein stimmungsvolles nordisches Märchendrama, Leo Tolstojs „Macht der Finsternis", die ihnen Gelegenheit gab, den russischen Muschik und das russische Dorf in detaillierter Schilderung auf die Bühne zu bringen, und ein sein angelegtes, gedankenreiches Moskauer Drama „In Träumen" von Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko. Im Jahre 1902 brachte das Theater Maxim Gorkis „Kleinbürger" zur Aufführung — der frische, optimistische Grundzug dieses Stückes fand lebhaften Beifall, und die neuen, volkstümlichen Typen, die Gorki zeichnete, interessierten in hohem Maße. Mit breitem Pinsel malte dann Gorki seine „Menschen der Tiefe", die uns aus dem „Nachtasyl", wie das Stück sich deutsch betitelt, so bekannt sind. Ein Parterre von Millionären und brillantengeschmückten Damen jubelte dem Dichter der „Barfüßler" am Abend der Erstaufführung seines berühmten Stückes zu, nicht weniger als zwanzigmal mußte er sich dem beifallslustigen Publikum zeigen.

Im letzten Jahre gaben die „Moskauer" Gorkis „Kinder der Sonne" — beim Donner der Kanonen und Knattern der Maschinengewehre, denen der Moskauer Aufstand unterlag. Das war eine Stimmung, die mit der Stimmungskunst des „Künstlerischen Theaters" nichts zu tun hatte — und so beschlossen denn die Leiter dieser prächtigen Bühne, nach dem Westen zu gehen, nach „Europa", wie die Russen sagen, um dem „älteren Bruder" zu zeigen, was sie im Laufe der Jahre gelernt haben und was sie leisten. Und sie können, glaube ich, mit der Aufnahme in Europa zufrieden sein: der „ältere Bruder" hat sie nicht nur gelobt, nicht nur ihre Kunst bewundert, er hat sicher von ihnen auch gelernt, und das ist wohl der höchste Preis, die schönste Palme, die sie erringen konnten.

Sieh' mich nicht an!

Sieh' mich nicht an mit deiner Augen Pracht,
Mit diesen wonnestrahlend tiefen Blicken!
Die Seligkeit, die mir aus ihnen lacht,
Ihr frommer Zauber darf mich nicht berücken.
Und forsche nicht mit Fragen hold und zart
Nach meinem Denken, Fühlen und Beginnen,
Ob es dem deinen von verwandter Art —
Wir dürfen uns ja nicht zu lieb gewinnen.

O, himmlisch ist es, aus vertrauter Brust
Des eignen Herzschlags Widerhall zu lauschen,
Ich fühl' es tief — doch klar ist's mir bewußt:
Wir dürfen nicht zu viele Reden tauschen.
Wegreißen kann ein Wort, wie Morgenwind,
Die Nebelschleier von der Seele Gründen —
Wär's ausgesprochen erst, was wir uns sind,
Wie sollten wir das Scheiden überwinden?

Helene von Ehrhard

Digitized by Google

Schlußbild von Woikowsky-Biedau: „Der lange Kerl“. Uraufführung in der Königlichen Hofoper zu Berlin.
(Nach einer Photographie von Zander u. Labisch in Berlin.)

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Aus dem musikdramatischen Leben

II

(Nachdruck ist untersagt.)

Je eingehender man die kulturelle Bedeutung der Künste, die der Musik voran, untersucht, je mehr man sich daran gewöhnt, Kunst nicht als etwas für sich Stehendes, sondern als Lebensäußerung zu betrachten, um so klarer und eindringlicher offenbart sich die Notwendigkeit eines starken Volkstums in den Künsten. Ohne daß ein Kunstwerk seine Wurzeln tief in das Volkstum hinabgesenkt hat, wird es niemals eine nachhaltige Wirkung auszulösen vermögen. Es kann trotzdem interessant wirken, anregend, sensationell, aber jenes Dauernde der Wirkung, in dem Goethe das Geniale einer künstlerischen Tat sah, ist derartigen Werken versagt.

So kommen wir am Ende dieser Betrachtungen über die komische Oper zu der Überzeugung, daß auch auf diesem Gebiete wir nur durch ein tiefes Erfassen unserer eigenen Art zum erwünschten Ziel gelangen können. Für die Behandlung der Musik, für ihre äußere Form, für das, was man als Stil zusammenzufassen pflegt, wird uns das Studium der ausländischen Vorbilder jener Völker, die schon längst die ihnen eigentümliche komische Oper besitzen, von hohem Vorteil werden können. Aber ein wirklich nachhaltiges Kunstwerk wird auf diese Weise nicht erstehen. Die „Meistersinger“ bleiben für den geistigen und seelischen Gehalt in der Entwickelung der deutschen komischen Oper das leuchtendste Beispiel, und zwar darin, daß bei uns die Heiterkeit des Lebens fast nur aus dem Ernst erblühen kann, daß wir uns nur dann so recht zu

Digitized by Google

freuen vermögen, wenn wir diese Freude haben erkämpfen müssen.

Ich habe glücklicherweise wenigstens über ein Werk zu berichten, das das Streben nach dieser echten deutschen komischen Oper bekundet, das darüber hinaus an sich schon höchst erfreulich ist. Die Leser meiner früheren, an dieser Stelle veröffentlichten Überblicke über unser musikalisches Leben werden sich erinnern, daß ich immer wieder betont habe, daß ich von Eugen d'Albert zu allererst eine wirklich bedeutende Oper in dieser Richtung erwarte. d'Albert erscheint mir als der geborene Dramatiker, trotzdem auch für ihn, wie für alle neueren Musiker, der so herrlich vielstimmige und damit vielsprachige, ausdrucksgewaltige Körper des Orchesters das Instrument ist, so besitzt doch seine Musik eine so einzigartige Fähigkeit, aus einer dargebotenen Situation herauszuwachsen, Vorgänge, leicht vorüberhuschende Stimmungen und Worte zu illustrieren; er besitzt eine so außerordentliche Beweglichkeit, die Fähigkeit, gedrängt zu gestalten, ein so ausgeprägtes Gefühl für die Wirkung stilistischer Gegensätze, daß hier der geborene Musikdramatiker vor uns steht, oder sagen wir, um einem Mißverständnis von vornherein zu begegnen: der geborene Opernkomponist. d'Albert besitzt nicht den Ehrgeiz, sich selber seine Operndichtungen zu schaffen. Er hat auch nicht das Gefühl, daß der Operntext nun gewissermaßen der Vorwand zu einer sinfonischen Dichtung für das Orchester sei, sondern er sieht in dieser Dichtung eine Gelegenheit zur Musik, das Wort Gelegenheit in jenem hohen Sinne verstanden, wie Goethe seine Dichtung Gelegenheitsdichtung nannte. Also nicht ein Vorwand, um Musik zu machen, nicht ein dürres Staket, das das Mittel darbietet, die üppigen Blütenranken seiner musikalischen Erfindung daran aufzuhängen, sucht er in einem Textbuche, sondern er verlangt nach einer Dichtung, die die Gelegenheit zur Musik in sich trägt, also nach Musik verlangt. Seine gründliche musikalische Erziehung, die ihn, gleichwie sein wunderbares Klavierspiel, vor jeglicher Einseitigkeit bewahrte, hat ihn auch vor der sonst so verbreiteten Verachtung geschlossener Formen im Musikdrama behütet. Und er, der niemals danach getrachtet hat, gerade die Tonsprache Wagners zu übernehmen, der niemals auf den Gedanken kam, daß Wagnerische Musik an sich die dramatische Musik sei, hat tiefer als alle Vollwagnerianer das Wesen von Wagners Auffassung des Begriffes „Stil" erfaßt. Er hat erkannt, daß die Art der Musik durch die Art der Dichtung bestimmt wird. Er hat erfaßt, daß jene Ineinanderschmelzung von Dichtung und Musik, ohne die wir uns nach Wagners Schaffen ein echtes Musikdrama nicht mehr denken können, dadurch erreicht wird, daß es dem Musiker gelingt, sich so in die Welt der Dichtung zu versenken, daß nun sein Schaffen aus demselben Grunde erblüht, aus dem vorher schon die Dichtung erwachsen ist.

Ich will natürlich gar nicht behaupten, daß d'Albert sich theoretisch viel mit diesen Fragen beschäftigt hat. Es ist heute eigentlich ein Glück, wenn wir Künstler bekommen, die nicht alles, was sie tun, mit Worten zu rechtfertigen streben. Dieses Verhältnis zwischen Musiker und Dichter ist ja keineswegs neu. Am wunderbarsten ist es mir immer bei Joh. Seb. Bach aufgegangen, der auf die geradezu geschmackwidrigen Dichtungen, die ihm zur Verfügung standen, seine herrlichen Kantaten aufbaute, und nicht etwa so, daß diese Dichtungen nur die Artikulierungsmöglichkeit für frei erfundene Melodien gegeben hätten, sondern so, daß er den Gehalt und die Gefühlswelt dieser Dichtungen in eingehendster Weise aussprach.

So war es just das, was so viele Kunsturteiler an d'Alberts Entwickelungsgang beirrte, was mir eine so starke Zuversicht auf seinen hohen Beruf zum Musikdramatiker gab, die Tatsache nämlich, daß beinahe jedes seiner Werke einen anderen musikalischen Stil zeigte. Wie war man überrascht, als auf die „Abreise" „Kain" folgte. Auf jene leicht hingezeichnete, in so köstlicher Weise alles unangenehm Operettenhafte, aber auch alles schwerblütig Opernmäßige vermeidende Lustspielchen die schwergepanzerte Wucht der düsteren Tragik des „Kain". Der „Improvisator" mißglückte ja wegen des unmöglichen Textbuches, aber aufs neue bewährte sich in diesem Werke d'Alberts Fähigkeit, aus dem Dargebotenen die reichsten musikalischen Anregungen zu schöpfen; insonderheit

empfand ich als köstlichsten Reiz die Weise, wie er verschiedene Charaktere, die aber doch in der gleichen Richtung liegen, demselben Ereignis gegenüber empfinden und sich aussprechen läßt, wie er dann in einer wunderbar vergeistigten Kontrapunktik diese Empfindungen zu einer höheren musikalischen Einheit zusammenführt. Und d'Albert, der so mit der unerschöpflichen Farbenpalette des modernen Riesenorchesters arbeitete und gewaltige Tonmassen aufzutürmen verstand, griff danach eine Dichtung auf, der gegenüber man zunächst das Gefühl hatte, daß sie gar nicht nach Musik verlangt. Seine Oper „Tiefland" mag man als Ganzes, vom Standpunkt der Höhenentwickelung dieses prachtvollen Künstlers aus als Rückschritt betrachten, die einzigartige stilistische Kunst ihres Schöpfers bekundet sie am überzeugendsten. Denn so wie hier das große moderne Orchester gewissermaßen nur als Untermalung verwendet ist, wie hier überhaupt die Musik fast nur als Stimmungsmittel erscheint, haben wir einerseits jene Vorherrschaft der Dichtung über die Musik, wie sie sonst nur die lebloseste Ästhetik der Wagnerepigonen zu verlangen wagte, haben wir anderseits eine Art der Selbständigkeit in der Auffassung der musikalischen Aufgabe, ein Gefühl für die Unterschiedlichkeit der musikalischen Welt von der dichterischen, wie sie eigentlich nur ein absoluter Musiker besitzen kann.

Alle diese Werke gaben mir die Zuversicht, daß das Entscheidende für d'Albert war, daß er überhaupt ein wirklich dichterisches Textbuch mit reichem musikalischem Untergrund erhielt, aus dem sich für ihn dann fast von selber eine wirklich künstlerische Oper ergeben mußte. Glücklicherweise hat er für sein letztes Werk eine derartige Dichtung gefunden, und ist es auch keine große, mit stolzen Ansprüchen auftretende Schöpfung, so ist es doch sehr geeignet, unsere Hoffnung auf die Entstehung der deutschen komischen Oper zu beleben und uns mit sicherer Zuversicht zu erfüllen.

Die einaktige Oper „Flauto solo" hat bei der Uraufführung in Prag und auch nachher in Stuttgart das höchste Gefallen erweckt. Dabei muß man von vornherein bedenken, daß ein solches Werk heute mit größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Das Ziel unserer Theaterbauer, wenigstens soweit Opernhäuser in Betracht kommen, geht ja fast ausschließlich auf Größe. Auch hier offenbart sich das Übergewicht Wagners, dessen riesenhafte Kunstwelt auch den Riesenraum gebietet. Die Kunst d'Alberts in diesem Werke würde einen ganz intimen Raum verlangen, nur dort würde man die wunderbare Feinheit im Detail vollauf würdigen können. Der Dichter des Textbuches ist Hans von Wolzogen, der Baireuther, und er hat sich, wie es bei einem so gedankenreichen Manne fast selbstverständlich ist, nicht daran genügen lassen, irgendeine Anekdote zu dramatisieren, sondern damit tiefere Probleme berührt. Hier mehr ein schier musikgeschichtliches, das aber doch den bedeutsamen Hintergrund wertvoller Kulturverhältnisse hat. Die Veränderung der Namen bei den führenden Personen ist so durchsichtig, daß man eigentlich besser daran tut, bei der Wiedererzählung dafür die richtigen Namen einzusetzen. Es handelt sich um den Gegensatz Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu seinem Sohne Friedrich. Daß in diesen beiden Männern verschiedene Kulturauffassungen aufeinander stoßen, genauer zwei verschiedene Lebenswelten, wird hier nach der musikalischen Seite hin gezeigt. Der junge Prinz schwärmt für das zarte, weiche Flötenspiel, er liebt die feine, geschmeidige Welschlandkunst; der alte König haßt das alles, eigentlich schon deshalb, weil es nicht preußisch ist. Dann aber auch, weil es ihm eine zu feine, weiche Welt ist. In der Musik bekundet er dieselbe Derbheit des Geschmacks wie in seinem übrigen Leben. Der baumlange Pepusch, der Kapellmeister seiner Riesengrenadiere, ist sein Mann. Aus dem weiten Gebiete der Charakterisierungsmöglichkeit durch die Instrumente hat der König vor allem das Fagott herausgehört, und Pepusch hat ihm einen Schweinekanon für sechs Fagotte komponieren müssen, ein Stückchen Programmusik, das die Unterhaltung des Borstenviehes naturgetreu vortäuscht. Es ist natürlich dem wackeren Pepusch bei dieser Arbeit nicht besonders wohl gewesen, aber er ist ein rechter Preuße und strammer Soldat und tut, was ihm sein König befiehlt. Im übrigen hat er auch

hier Gelegenheit gehabt, eine Probe ehrenwerter musikalischer Handwerksarbeit zu liefern. Der Prinz, der jetzt nach schweren Konflikten mit seinem Vater ein äußerlich erträgliches Lebensverhältnis gefunden hat, haßt natürlich diese ganze Schweinemusik und möchte in seiner einseitigen Liebe zu allem Welschen diese Geschmacklosigkeit aufs gröbste brandmarken. So veranstaltet er bei sich ein musikalisches Fest, zu dem alle Liebhaber der nach seiner Meinung wahren Musik geladen sind. Um diesen eine komische Unterhaltung zu gewähren, hat er dem Pepusch befohlen, seinen Schweinekanon vorzutragen. Als die Aufführung beginnen soll, bemerkt der Prinz ein siebentes Pult. Pepusch antwortet: ja, zu den sechs großen Schweinen sei ein kleines Ferkel gekommen. Er hatte ja dem prinzlichen Befehl gehorchen müssen, war sich der Grenzen in seiner Kunst doch wohl bewußt, indes wußte er auch, daß er sein Handwerk beherrschte, besser als die meisten der windigen Welschen, die so große Worte im Munde führten und so hoch im Ansehen standen. So hat er die leitende Stimme einer Kantate des Italieners Emanuele, die am gleichen Abend aufgeführt werden soll, um so recht deutlich den Gegensatz dieser seinen Kunst gegenüber der groben deutschen hervortreten zu lassen, für Flauto solo kontrapunktisch zu seinem Schweinekanon gesetzt. Der schlaue Pepusch hat dabei gerade den Maëstro Emanuele zum Spieler haben wollen. Als aber jetzt der König in den überraschten Kreis tritt, befiehlt er ingrimmig seinem Sohne, die Flötenstimme zu spielen. Es vollzieht sich hier sehr fein in allen Gemütern eine innere Wandlung. Der Prinz fühlt, daß aus diesem biederen Können eine echte Kunst emporzublühen imstande sei, dem König seinerseits steigt die Empfindung auf, daß dieser schmächtige kleine Mann, der hier so sicher seine helle Flötenstimme gegenüber

Eugen d'Albert.

den grunzenden Fagotten durchführt, wohl auch imstande sein wird, dereinst als Herrscher einen als richtig erkannten Weg allen Wirrnissen zum Trotz zu Ende zu gehen. Findet sich hier endlich das Vaterherz dem lange verkannten Sohne gegenüber, so bringt die Vermählung des riesigen Pepusch mit der Sängerin Pepina, die Vereinigung der Stärke mit der Schönheit, der gediegenen Kunstarbeit mit der feinsinnigen Verzierung, also überhaupt die Verschmelzung der deutschen und italienischen Musik zu einem höheren

Digitized by Google

Ganzen. Daß dabei Pepina, die berühmte italienische Primadonna, in Wirklichkeit Peppi und eine im Herzen grunddeutsche Tirolerin ist, sagt dann noch in heiterster Weise, daß der Deutsche sich wohl diese fremde Kunst aneignen könne, soweit sie ihm von Wert und Bedeutung sei, nicht aber umgekehrt der Welsche das Beste in der deutschen Kunst.

Das der lustige und dabei doch tiefergehende Inhalt der kleinen Oper. d'Alberts Musik ist schlechthin ein Meisterwerk. Die historische Farbe ist köstlich getroffen, der Gegensatz zwischen deutscher Handwerkskunst und italienischer Sinnesmusik prächtig herausgearbeitet. Wir fühlen, daß aus der Verbindung beider Elemente das wahre, tiefergreifende Kunstwerk entsteht. Gewissermaßen als Bindemittel zwischen dem ernsten Norden und dem zierlichen Süden erweist sich die süddeutsche Frohnatur Peppis. Eine Fülle humorvoller und frischer melodischer Einfälle, ein nie um neue Wendungen verlegener Reichtum an Geist ist über das kleine Werk ausgegossen, das hoffentlich bald seinen Siegeszug durch die deutschen Kunstzentren antreten wird.

In Berlin hätte sich wohl die herrlichste Gelegenheit zur Vorführung dieses Werkes am Geburtstage des deutschen Kaisers geboten. Es ist Gewohnheit, bei der an diesem Tage üblichen Festvorstellung wenn möglich ein Werk mit patriotischem oder militärischem Hintergrund aufzuführen. Besonders tiefgehend brauchen solche Beziehungen nicht zu sein; die Tatsache, daß in der „Weißen Dame" George Brown ein Leutnant ist, hat für die Wahl dieser Oper schon ausgereicht! Es hätte ja nun sehr nahegelegen, in diesem Jahre der Gedenkfeier an Mozarts Geburtstag den schönen Zufall des Zusammenfallens dieses Festtages der musikalischen Welt mit dem Geburtstage des Kaisers durch eine schöne Aufführung einer Mozartschen Oper zu feiern. Aber man hat sich ja nirgendwo für das Mozartjubiläum besonders angestrengt und etwa den Versuch gemacht, eine der nicht mehr im Spielplan stehenden Opern des Meisters neu zu beleben. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß das bei einer geschickten Neubearbeitung des Textes mit „Idomeneus" sehr leicht möglich gewesen wäre. Also die Königliche Oper hat auf die Benutzung dieses Zufalls verzichtet und den Geburtstag ihres Schirmherrn durch die Aufführung eines neuen Werkes gefeiert, des ersten neuen Werkes, das die Königliche Oper uns in diesem Jahre dargeboten hat, sogar in einer Uraufführung. Leider ist aber auch das das einzige im günstigen Sinne Bemerkenswerte an der ganzen Tatsache. Selbst wenn man es fertig bringt, die Absicht, eine militärische Oper an Kaisers Geburtstag herauszubringen, als mildernden Umstand gelten zu lassen, so bleibt doch die Annahme von Herrn von Woikowsky-Biedaus zweiaktigem lustigem Spiel „Der lange Kerl" unbegreiflich. Das vom Komponisten selbst gedichtete Textbuch behandelt eine kleine Anekdote, wie durch das Intrigenspiel eines kleinen Schulmeisters Friedrich Wilhelms I. Absicht, dem längsten seiner langen Grenadiere eine prächtige Braut zuzuführen, beinahe dahin verkehrt worden wäre, daß der Wackere eine alte Vettel zum Weibe gekriegt hätte. Es geht aber natürlich alles im rechten Augenblick noch günstig ab: der lange Kerl bekommt sein junges Mädel, der Schulmeister muß zur Strafe die Alte heiraten, und wenn er auch nicht so mit strammer Todesverachtung sein „Zu Befehl!" hinausschmettert wie zuvor der Grenadier, so denkt doch auch er gegenüber den Zuchtwahlplänen seines königlichen Herrn an keinen Widerspruch.

Ich persönlich habe mich ja oft gewundert, wie dieselbe Zensurbehörde, die jede ernstere Behandlung irgendeines schwereren Konfliktes im Leben eines Mitgliedes eines Herrscherhauses auf der Bühne unmöglich zu machen strebt — auch die Namensänderung in d'Alberts „Flauto solo" ist darauf zurückzuführen —, gar nichts dagegen einzuwenden hat, wenn derartige Dinge spaßhaft und mit der nötigen Forschheit des üblichen Hurratons vorgeführt werden. Jedenfalls kann ich mit dem besten Willen in diesem ganzen Stoff nichts entdecken, was irgendwie zur Verherrlichung des Geburtstages eines Nachkommen des Soldatenkönigs dienen könnte. Höchstens das eine: die Bühnenbilder, bei denen die längsten Grenadiere langsamen Schritt üben können, bei denen vor allen Dingen der lange Kerl selber als Pointe, als „Spitze" der ganzen, recht langweiligen

Digitized by Google

Schlußszene des ersten Aktes aus Richard Wagners „Tannhäuser“ bei der Neueinstudierung der Königlichen Hofoper in Berlin.
(Nach einer Photographie von Zander u. Labisch in Berlin.)

Anekdote im buchstäblichen Sinne des Wortes auf der Bühne erscheint. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß, als dieses Wunderbild vor der Phantasie der maßgebenden Beurteiler der Königlichen Oper erschien, alle anderen Erwägungen zurücktreten mußten. Die deutsche Armee hat das Glück, auch heute noch Flügelleute von über zwei Meter Länge zu besitzen, die auch jetzt noch gewohnt sind, „Zu Befehl!“ zu sagen und infolgedessen eine nur aus diesen Worten bestehende Rolle auch auf der königlichen Bühne ausfüllen können. In Wirklichkeit bildete es die Erlösung des langen und langweiligen Abends, als dieser auch die Größten seiner Umgebung um mehr als Hauptesläange überragende lange Grenadier auf der Bühne stand, und das sonst ja auch nicht gerade allzu zierliche Fräulein Destinn sich an ihn wie ein kleines Schulmädchen schmiegend, die Händchen streicheln ließ. An sich ist der Wandel gegenüber früher ja auch nicht groß. Der alte Soldatenkönig suchte lange Kerle, um beim Militär Theater zu haben; unsere königliche Hofoper verwendet die langen Kerle beim Militär im Theater. Woikowsky-Biedaus Musik ist Dilettantenarbeit, d. h. Arbeit merkt man nur an einem arg im Schulmäßigen stecken gebliebenen kontrapunktischen Aufbau des Orchesters über dem Glockenspiel der Potsdamer Kirche. Sonst lernen wir einen Mann kennen, der in der neueren Musikliteratur, zumal bei Wagner und Humperdinck, aber auch bei Richard Strauß sehr gut Bescheid weiß. Man könnte über solche Entgleisung der Hofbühne mit wenigen Worten hinweggehen, wenn nicht erstens für derartige Dinge so furchtbar viel Geld ausgegeben würde, das dann anderen wichtigen Zwecken entzogen wird, wenn nicht zweitens die Hofbühne gegenüber allem neuen Schaffen eine geradezu unbegreifliche Zurückhaltung bewiese. Haben wir doch sonst bis jetzt überhaupt noch keine Neuheit erhalten, außer derjenigen eines genau hundert Jahre alten Werkes, nämlich der „Leonore“ von Beethoven.

Es handelte sich in der Tat um die Erstaufführung eines Werkes, dessen Uraufführung genau vor hundert Jahren, am 20. November 1805, im Theater an der Wien stattfand. Außer den damaligen drei Aufführungen ist Beethovens einzige Oper nie wieder in dieser Gestalt gegeben worden. Damals vermochte man nicht einmal von

einem Achtungserfolg zu berichten. Freilich trugen äußere Umstände daran zum guten Teil die Schuld. Wien war acht Tage zuvor den Franzosen in die Hände gefallen, und die französischen Offiziere, die das Parkett füllten, waren die letzten, die sich für dieses Hohelied der Gattenliebe begeistern mochten. Immerhin, man muß gerecht sein: so wenig die Ablehnung berechtigt war, die laue Aufnahme ist erklärlich. Blind müßte man sein, um nicht immer wieder die Riesentatze des gewaltigen Löwen zu sehen, der Löwe selber aber verkriecht sich hinter die Wände des Theaterkäfigs. Beethoven war eine ungemein dramatische Natur; von Theaterblut aber hatte er keinen Tropfen in den Adern. Was den Meister auch in der schwerfälligen Bearbeitung, die Sonnleithner dem nach einem fait historique vom „poète larmydal“ J. N. Bouilly gearbeiteten Operntexte „Leonore, ou l'amour conjugal“ angezogen hat, war das gewaltige seelische Erlebnis der beiden Gatten, war der Heldenmut des Weibes und die dämonische Rachgier Pizzarros. Beethoven hat es selbst gesagt, daß er nie die Operntexte Mozarts hätte komponieren können, daß er sich für seine Stoffe mußte begeistern können. Aber dieser echt dramatische, den Meister in seinem Innersten aufwühlende Stoff war eingepackt in die Hüllen eines in hergebrachtester Form hergerichteten Singspiels. Die wenigen echt empfindenden Menschen bewegten sich zwischen einer Reihe von Gestalten, die in ihrem seit lange geübten Theaterberuf zu Puppen erstarrt waren.

Daß Beethoven trotz allem von der Aufgabe gefesselt war, geht daraus hervor, daß er sich von ihrer Vollendung nicht abhalten ließ, trotzdem der Italiener Fernando Paër aus seiner Opernfabrik eine „Leonora ossia l'amore conjugale“ viel früher auf die Bühne brachte. Anderseits ging dem Instrumentalkomponisten Beethoven, der sich bis dahin mit dramatischer Komposition noch gar nicht, ja nur wenig mit vokaler beschäftigt hatte, die Arbeit nur langsam von der Hand. Der Meister muß übrigens selbst das Gefühl gehabt haben, daß sein Werk noch nicht das sei, was er selbst erstrebte. Er, der später (19. Nov. 1813) schrieb: „Ich bin nicht gewohnt, meine Kompositionen zu überarbeiten. Ich habe das nie getan, da ich von der Wahrheit durchdrungen bin, daß jede teilweise Änderung den Charakter der ganzen Komposition verändert“, war jetzt leicht für eine Neubearbeitung zu gewinnen.

Es waren nicht nur theatererfahrene, sondern auch künstlerisch fein empfindende Freunde, die gemeinsam mit dem Meister sich über diese Umarbeitung berieten. Der dabei verfolgte Grundsatz war nicht Erhöhung der theatralischen Wirksamkeit, sondern der dramatischen Wahrhaftigkeit. Vor allem ging der Komponist von diesem Gesichtspunkte aus. Er hatte eingesehen, daß für die dramatische Komposition andere Grundsätze maßgebend seien als für die rein instrumentale, daß hier nicht aus musikalischen Formen abgeleitete Gesetze zu befolgen seien, sondern nur das eine große Gesetz der dramatischen Wahrheit der Situation und der Charaktere. Eine starke Zusammenziehung des musikalischen und Erhöhung des charakteristischen Ausdrucks im Gesang zeichnete bereits die am 26. März 1806 aufgeführte Neubearbeitung aus. Der Erfolg war denn auch jetzt besser, immerhin nicht so, daß sich das Werk auf der Bühne zu behaupten vermocht hätte.

Das gelang erst mit der dritten, noch viel sorgfältigeren Durcharbeitung, die der inzwischen gewaltig herangereifte Künstler 1814 vornahm. Die am 23. Mai 1814 zur Aufführung gelangte dritte Bearbeitung ist der „Fidelio“, den wir als eins der gewaltigsten und tiefdringendsten dramatischen Werke seit lange verehren und lieben.

Ich glaube, daß schon diese Darstellung der geschichtlichen Entstehung von Beethovens „Fidelio“ der Wiederaufführung der ursprünglichen Gestalt das Urteil spricht. Im ersten Augenblick klingt so etwas ja sehr schön und sieht aus wie hohe künstlerische Pietät; es ist aber weiter überhaupt nichts als eine blasse philologische Wissenschaftlichkeit. Was gehen uns diese Hunderte von verworfenen Lesarten der ursprünglichen Fassung der „Leonore“ an, wenn der Komponist sie selber beseitigt hat, und zwar um sie durch unendlich Wertvolleres und Bedeutenderes zu ersetzen. Es ist ja doch nicht so, wie etwa bei Cornelius' „Barbier von

Digitized by Google

Bagdad", daß wir in der ursprünglichen Form die eigentlich vom Komponisten gewollte hätten, daß die spätere nur eine von den äußeren Umständen erzwungene Fassung darstellt. In Wirklichkeit kann als geschlossenes Kunstwerk, als Musikdrama, aber überhaupt als Beethovensche Musik diese alte „Leonore" mit unserem „Fidelio" überhaupt gar nicht in Wettbewerb treten. Man verweise den Vergleich der beiden Fassungen dorthin, wohin er gehört: ins Reich der Wissenschaft, und spare die Kräfte des Theaters für Lebendigeres und Lebenswerteres. Dabei kann man sich vorstellen, was für eine schwere Arbeit die beteiligten Künstler zu leisten hatten, um sich diese zahllosen kleinen Varianten von der ihnen geläufigen Fassung zu merken.

Im übrigen versucht die Berliner Hofbühne ihr Heil in Neueinstudierungen, mit denen in der Regel eine neue Inszenierung verbunden ist. Es ist von vornherein zuzugeben, daß in Dekoration und Kostümen unter der neuen Leitung viel Besseres geboten wird als zuvor. Sehr oft liegt dieses Bessere aber doch recht einseitig im Reicheren und Kostbareren. Jedenfalls versteht es die Regie immer noch nicht, den riesigen Bühnenrahmen, wo es not tut, zu verengern, und kommt gerade für die Massenbilder über eine Schablone in der Aufstellung nicht hinaus. Gar keinen Gewinn brachte die teilweise Neuinszenierung des „Nibelungenringes"; was neu war, war eigentlich schlecht. Zu einem äußeren Erfolg wurde die Neuaufführung des „Schwarzen Domino", wohl hauptsächlich dank dem Umstande, daß die in weiten Kreisen sehr beliebte Geraldine Farrar die Hauptrolle sang. Dagegen war wirklich verdienstvoll die Neuinszenierung des „Tannhäuser". Die Bühnenbilder waren hier von hervorragender Schönheit und wirkten auch sehr stimmungsvoll. Nur bei den Waldbildern ging man etwas zu weit, indem man sogar Blätter zu Boden fallen ließ. Diese Realistik lenkte von der Hauptsache ab und wirkte eher etwas aufregend als beruhigend.

Gemma Bellincioni.
(Nach einer Photographie von J. Egers in Berlin.)

In noch viel größerem Maßstabe ist die Neueinstudierung von Glucks „Orpheus und Eurydice" gehalten, mit der unsere Königliche Oper das Doppelfest alterprobter und neuerblühter Liebe im Kaiserhause gefeiert hat. Es ist zunächst zum Feste der

silbernen Hochzeit nur die zweite Hälfte vorgeführt worden, die den Wiedergewinn der verlorenen Gattin schildert; das ganze Werk soll in der Osterwoche aufgeführt werden. Ich würde mir die Besprechung bis dann versparen, wenn sie nicht dadurch schon jetzt zur Pflicht würde, daß vielleicht durch das scharfe Hervorheben des stärksten Übelstandes bei dieser Neuinszenierung eine Verbesserung zu erreichen ist. Der Schwerpunkt der Neuinszenierung liegt in zwei großen Wandeldekorationen, deren eine Orpheus' Niedersteigen in die Unterwelt, deren andere das Emporsteigen von Orpheus und Eurydice nach der Oberwelt veranschaulichen hilft. Wir haben einstweilen natürlich nur die zweite Szene. Gegen die Wandeldekoration wird von manchen Kritikern immer wieder geltend gemacht, daß man nicht den Eindruck habe, als schritten die Personen auf der Bühne, sondern stets merke, daß hinten die Kulissen vorbeigezogen werden. Das sei gern zugegeben. Aber diese kleine Beihilfe der Phantasie der Zuschauer darf man mit vollem Recht verlangen. Sie bedeutet nicht mehr, als jene Umschaltung auch bei der Fahrt in der Eisenbahn vollzieht, wo ebenfalls das Gefühl sich einstellt, daß nicht wir uns bewegen, sondern draußen die Natur an uns vorbeiziehe.

Diese Wandeldekoration, die den Aufstieg des Liebespaares veranschaulicht, ist zum Teil eine dekorative Prachtleistung. Die Art, wie das lichte Gehölz, das die Gefilde der Seligen umsäumt, sich in dichten Wald, dann in einen sturmzerzausten Waldrand, sodann in ein verlassenes Meergestade und endlich in ödes Felsgestein verwandelt, ist eine bedeutende dekorative Leistung, der gegenüber ich meine aufrichtige Bewunderung nicht durch einzelne Ausstellungen abschwächen will.

Das Traurige ist nun, daß diese schöne Leistung durch eine — es gibt wirklich keinen anderen Ausdruck — Dummheit um alle Wirkung gebracht wird. Während nämlich in der Mitte diese Wandeldekoration vorüberzieht, bleibt der Vorderprospekt stehen. Dieser Vorderprospekt stammt von dem vorangehenden Bilde des Gefildes der Seligen und zeigt links einige Zypressen, rechts einen Fels, und damit ja alles zunichte geht, ziehen sich nach der Mitte große Blumengewinde. Nun wirkt also das Ganze selbst auf ein Kinderauge so, als ob hinten etwas vorbeigezogen wird, so etwa wie die Guckkasten für Kinder, bei denen in einen stehenden Rahmen verschiedene Bilder eingeschoben werden. Man fragt sich umsonst: warum bleiben nun diese Stücke vom Gefilde der Seligen hier, wenn wir durch die Wildnis wandeln sollen? Man kann über so etwas eigentlich nicht sprechen, es ist eben schlechthin unverständlich.

Über dieses erste Szenenbild, das Gefilde der Seligen, läßt sich streiten. Unsere Hoftheatermaler Kautsky und Rottonara haben eine heillose Angst vor einem saftigen Grün in Gebüsch und Laubwerk. Doch das mag hingehen. Allein zu den Gefilden der Seligen gehören grüne Matten mit Blumen und nicht der nackte Bretterboden und das bißchen Blumenkränze an nackten Felsen. Die Balletteusen sollen doch schauen, wie sie ihre Reigen ausführen; in der Aufführung des „Sommernachtstraumes“ im Neuen Theater bringen sie's mitten im Walde zustande. Übrigens sind diese Bewegungen der Seligen wirklich von einer rührenden Eintönigkeit und vermitteln einen Begriff paradiesischer Langeweile, von der in Glucks Musik nichts zu spüren ist. Über das Szenenbild ist noch zu sagen, daß das Luftnetz, das den Mittelprospekt vom Hintergrunde trennt, durch die starke Belichtung des letzteren so scharf sichtbar ist, daß es sehr stört, zumal wenn die dahinter wandelnden Personen dadurch hübsch in kleine Quadrate abgeteilt erscheinen.

Seit Herrn von Hülsens Regierungsantritt in der Leitung unserer Königlichen Oper wird auf die Inszenierung der Werke zweifellos ein viel größeres Gewicht gelegt als früher. Es ist auch keineswegs zu leugnen, daß im einzelnen vielfach Gutes geleistet worden; dagegen offenbart sich immer deutlicher, daß unserem königlichen Institut der Beirat einer starken bildnerisch-künstlerischen Kraft fehlt. Abgesehen davon, daß für alle intimen Wirkungen jeglicher Sinn fehlt, fehlt auch in den großen Massenbildern eine wirklich sinnreiche Verlebendigung des Bühnenbildes. Anderseits schließen sich die Dekorationen mit dem übrigen fast nie zu einer wirklichen Einheit zusammen.

Digitized by Google

„Salome“ von Richard Strauß. Uraufführung im Königlichen Hoftheater zu Dresden.
(Nach einer Photographie von Zander u. Labisch in Berlin.)

Die dritte Berliner Oper im „Theater des Westens“ bemüht sich, wenn es geht, noch charakterloser und für unser Musikleben wertloser zu werden, als sie es bisher gewesen ist. In dieser Saison hatte die Direktion zwei Erfolge mit Operetten. Es lohnt sich nicht, auf Heubergers „Opernball“ oder auf Eislers „Schützenliesel“ einzugehen. Das erste Werk zeigt allerdings da und dort Ansätze zu einer sorgfältigeren musikalischen Arbeit, ist aber im übrigen künstlerisch so anspruchslos wie das zweite. Die Erfolge solcher Werke wirken in unseren Großstädten deshalb so verhängnisvoll, weil sie dann eine Reihe von fünfzig und mehr Aufführungen gewährleisten. Also durch fünfzig Abende hindurch ist dann die einzige Bühne, die ihrem ganzen Zuschnitt nach zur Volksoper berufen wäre, von solch einem künstlerisch wertlosen, günstigstenfalls eine leichte Unterhaltungskost gewährenden Werk beherrscht. In einer kleineren Stadt ist ein derartiges Ereignis mit vier, fünf Abenden abgetan, und die hundert- oder zweihunderttausend Einwohner haben für nachher wieder die Möglichkeit eines Opernbesuchs. In Großberlin stehen die drei Millionen dagegen ohne die Möglichkeit eines solchen da; denn die Königliche Oper entwickelt sich ja immer mehr zur Oper fürs Börsianerviertel, die Komische Oper ist noch zu jung, notwendigerweise auch etwas einseitig und — ebenfalls zu teuer. Im „Theater des Westens“ werden dann, um die Abonnenten zu befriedigen, die herkömmlichsten Repertoireopern mehr schlecht als recht einmal in der Woche aufgeführt. Im übrigen suchte die Direktion das Interesse noch durch Gastspiele zu beleben. Das Alessandro Boncis fesselte wie immer durch die entzückenden Gesangsleistungen dieses hervorragenden Künstlers. Im übrigen sang er uns natürlich wieder vor allem den Herzog im „Rigoletto“. Völlig belanglos war das darauf folgende Gastspiel des italienischen Tenors Costantino. Dagegen freuten sich alle Kunstfreunde der nach langen Jahren wieder gebotenen Gelegenheit, Gemma Bellincioni sehen und hören zu können. Ihre Stimme zeigt ja vielfach schon Spuren der Abnutzung, doch stört das selbst in rein musikalischer Hinsicht kaum, da die Künstlerin mit ihrer hervorragenden Gesangstechnik die Schäden zu verdecken, zuweilen sogar ihnen besondere Reize abzu-

gewinnen weiß. Wenn möglich noch gewachsen aber ist Gemma Bellincioni als Schauspielerin. Man kann wohl sagen, daß sie in der Art der völligen Umwandlung des Gesanges in dramatischen Ausdruck, der wunderbaren Verbindung von Gebärde mit der Bewegung der Musik einzig dasteht. Die Violetta in Verdis „Traviata“ wurde durch sie alles äußerlich Opernhaften völlig entkleidet. Sie brachte uns übrigens wiederum jene Oper mit, in der sie vor einem Jahrzehnt hier ihre ersten Triumphe feierte, „A basso porto“ von Tosca. Man hatte dadurch Gelegenheit, nochmals festzustellen, in welch äußerlicher Weise seinerzeit der italienische Verismo gearbeitet hat, wie leicht ihm der Sieg auf deutschen Bühnen gemacht worden ist; denn irgendwelche künstlerischen Werte, auch nur irgendeine wirklich packende Darstellung des wirklichen Lebens wagte jetzt niemand mehr diesem Werke nachzusagen, und es bedurfte der außerordentlichen Kraft Gemma Bellincionis, um diese zwecklose Anhäufung von Brutalität erträglich zu machen.

So rasch wandelt sich der Geschmack. Nur in einem scheint er sich für unser Opernleben leider gleich zu bleiben, in der niedrigen Einschätzung des Geschmacks beim Volk. Volksoper klingt bald ebenso anrüchig wie Operette. Sie begegnen sich sogar beide jetzt sehr viel, denn wie die Operette einiger sentimentaler Lieder nicht zu entbehren vermag, so kommt auch die Volksoper ohne etliche komische Szenen nicht aus. Die musikalischen und szenischen Hilfsmittel sehen sich dabei auf beiden Seiten zum Verwechseln ähnlich, weil sie nirgendwo aus tiefem künstlerischem Ernst geschöpft sind, weil sie auf keiner Seite für den Künstler zum starken persönlichen Erlebnis geworden sind.

Schwer enttäuscht hat mich Hermann Kirchners Oper aus dem siebenbürgischen Volksleben „Der Herr der Hann“, die das „Theater des Westens“ herausbrachte. Zwar wußte ich, daß der 1861 geborene Komponist kein Siebenbürger Landeskind ist. Immerhin, er hatte lange dort im Lande geweilt, und man rühmt ihm nach, daß er den dort inmitten allerlei slawischer Stämme eingekeilten, ihr Deutschtum aber wacker hochhaltenden Bewohnern ein Volkslied gegeben habe. Und es möchte ja leicht sein, daß gerade dem nicht Eingeborenen die eigenartige Schönheit dieses gewiß recht altertümlich gebliebenen deutschen Volkslebens aufgegangen war, daß gerade ein gewandter, auf dem ziemlich international gewordenen Vorbereitungswege herangebildeter Musiker am ehesten imstande war, die verschiedenen Nationalmusiken, die in diesem Winkel aufeinandertreffen, aufzunehmen und durch die Zusammenwirkung ihrer Gegensätze ein farbenreiches Bild zu schaffen. Zum allerwenigsten mußte man aber erwarten, daß in der Handlung irgend etwas vorgeführt wurde, was ausgesprochen siebenbürgisch war. Aber von alledem ist nichts geschehen. Kirchner hat die gerade nicht neue Idee von der Liebe des Knechtes zur Gutsherrntochter aufgegriffen, neu ist es ja auch nicht, daß der schöne, schmucke Knecht über den reichen, aber tölpelhaften Mitbewerber siegt. Statt in das volle Menschenleben, das sich ihm doch an dieser Stelle neuartig und reich genug dargeboten haben muß, hineinzugreifen, hat Kirchner es vorgezogen, aus zweiter Hand zu schöpfen, und zwar als Dichter wie als Komponist. „Carmen“, „Die Meistersinger“, „Zigeunerbaron“, auch die Neßleropern, daneben für die Handlung sogar das spanische Drama „Der Richter von Zalamea“ sind des Komponisten Quellen gewesen. Es ist schade. Bei tüchtigem Zusammennehmen seiner Kräfte hätte Kirchner wohl genug besessen, um uns etwas Eigenes zu geben. Unter den volkstümlichen Liedern in der Oper sind mehrere, die der Trivialität und Sentimentalität glücklich aus dem Wege gehen, dabei aber doch den Stempel des volkstümlichen Kunstliedes tragen. Ebenso zeigen die mehr operettenhaften Bestandteile ein sicheres Können und auch eine persönliche Erfindungskraft. Es ist so eine abgebrauchte Phrase, daß immer nur das Beste für das Volk gerade gut genug sei, und doch wird gerade in der Hinsicht immer wieder schwer gesündigt.

Noch bleibt mir über das äußerlich wichtigste oder doch sensationellste Opernereignis der bisherigen Saison zu berichten. Es scheint mir allerdings alles damit gesagt, daß die Aufführung der „Salome“ von Richard Strauß am Dresdener Hoftheater eine Sensation wurde. Ich glaube

gern, daß Richard Strauß selber alles Haschen nach Sensation fernliegt, aber es ist bezeichnend, daß sie sich auf Schritt und Tritt an sein Tun und Schaffen heftet. Es bedarf einer eigenen eindringlichen Würdigung der gesamten Persönlichkeit und des Schaffens dieses Komponisten, um diese eigenartigen Verhältnisse seiner Stellung zur Öffentlichkeit, die ihn vergöttert und verhätschelt, und die er scheinbar immer bekämpft oder doch nasführt, wirklich zu verstehen. Ich hoffe, diese Würdigung von Richard Strauß den Lesern dieser Zeitschrift in nicht zu ferner Zeit unterbreiten zu können; so kann ich mich heute darauf beschränken, zu sagen: so laut und lärmend und meinetwegen vorläufig auch anhaltend der Erfolg der „Salome" am Dresdener Hoftheater war — von den Stimmen, die darüber laut wurden, hat kaum eine zu behaupten gewagt, daß das Werk wirklich einen inneren Erfolg der Künstlerschaft von Richard Strauß bedeute, noch weniger, daß es eine Bereicheruug unseres Musikdramas darstelle. Schon die Wahl des Stoffes stimmte auch jene bedenklich, die sonst so sehr nach neuen Werten für die Kunst verlangen, daß ihnen das Unerhörte des Stofflichen bereits als Kunstwerk erscheint. Erst recht bedenklich aber muß die musikalische Auffassung stimmen. Daß das Empfinden von Wildes „Salome" durch und durch dekadent ist, pervers, betonen auch ihre eifrigsten Bewunderer; darin liegt ja nach ihrer Meinung sogar der Hauptwert der Dichtung. Diese krankhafte Lüsternheit, diese perverse Geilheit in Musik umgewandelt, müßte eine neue, eigenartige Tonsprache erheischen. Es ist geradezu ein Frevel, wenn man es nicht als Ohnmacht bezeichnen will, wenn diese Tonsprache im Grunde genommen die von Richard Wagners „Tristan und Isolde" ist, auf die ja das ganze Schaffen von Richard Strauß im Grunde zurückgeht. Aber überhaupt ist es merkwürdig und sehr bezeichnend, wenn man sieht, wie Strauß zum Ausdruck dieses musikalischen Neulandes eigentlich nur äußere Mittel anzuwenden strebt, wie er das Riesenorchester noch immer weiter vergrößert und rein durch die Art der Arbeit, durch Instrumentationseffekte dieser Welt beikommen möchte, also durch das bloße Wie der Behandlung, wo es sich doch um ein ganz eigenartiges und verschiedenes Was des ganzen Erlebens handelt. So sicher Richard Strauß niemals Dramatiker gewesen ist, so sicher er in all seinem Schaffen immer Sinfoniker ist, so sehr die ganze Bühnenhandlung, der ganze Gesang eigentlich nur zur Illustration, zur Verdeutlichung des vom Orchester Ausgesprochenen dient, so bedeutet doch diese „Salome" geradezu die dramatische Bankerotterklärung; denn hier erkennen wir, daß der Komponist nicht von den Charakteren und den Stimmungen der von ihm dargestellten Menschen ausgeht, nicht sie sich ausleben läßt, sondern daß er seine Art zu empfinden Gestalten aufzwingt, die er aus irgendwelchen anderen, vielleicht ganz äußerlichen Gründen des sensationellen Tagesereignisses aufgreift. Das Journalistische in der Natur von Richard Strauß hat sich vielleicht niemals schroffer geäußert als in diesem mit so hohen Ansprüchen auftretenden Werke. Daß die Dresdener Oper mit der Bewältigung der ungeheuer schweren Aufgabe sich ein neues großes Verdienst erworben hat, soll damit nicht bestritten werden; es scheint mir aber leider ebenso wenig einem Zweifel zu unterliegen, daß diese Riesenarbeit vom Standpunkt unserer großen Kunstentwickelung aus umsonst geleistet worden ist.

Digitized by Google

Karriere

Skizze

von

C. Manfred Kyber

(Nachdruck ist untersagt.)

Ilja Iljitsch stand vor dem Schaufenster einer Bäckerei auf dem Newski Prospekt.

Es war ein kalter Winterabend, und der Schnee fiel in dichten, schweren Flocken auf die Straßen und Plätze von Petersburg, so daß die stolze Metropole ganz in eine weiße Decke eingehüllt war und nur die großen, goldenen Kuppeln der Kirchen wie verschleierte Märchenaugen daraus hervorlugten.

Auf dem Newski flogen unzählige Schlitten fast lautlos wie phantastische Gebilde vorbei — nur der Schnee knarrte kaum merklich unter den Kufen, und die Hufschläge der Pferde klangen, als ob sie auf Watte liefen. Und furchtbar schnell ging's. Kaum tauchte ein Schlitten auf, so war er schon wieder fort. Nur einen Augenblick sah man, wie das Silbergeschirr im Licht der Bogenlampen unsicher aufblitzte, wie das Bärenfell hinten herabhängend am Boden schleifte — und dann war's fort wie ein Schatten. Aber dann kam ein anderer und wieder einer, viele, viele — und es wimmelte von den lustigen, huschenden Schatten.

Aber Ilja Iljitsch sah die Schatten nicht und auch nicht die goldenen Kuppeln der verschneiten Kirchen.

Ilja Iljitsch sah nur ins Schaufenster der kleinen, etwas schmierigen Bäckerei.

Die Schneeflocken fielen dicht, aber man konnte schon was erkennen, wenn man scharf hinsah. Und Ilja Iljitsch sah sehr scharf hin.

Er sah, daß Piroggen hinter der blanken Scheibe lagen — und was für Piroggen: geradezu musterhafte Exemplare. Ob die links wohl mit Kohl gefüllt waren und die rechts mit Fleisch und Reis oder umgekehrt? Nein, die links waren mit Kohl gefüllt, sie sahen weniger fett aus — und Ilja Iljitsch beugte sich näher vor und drückte die Stirn an die Scheibe, um sich zu überzeugen, daß er recht hatte. Ja, es mußte so sein — es waren Piroggen mit Kohl.

Nun zog er den Kopf wieder zurück.

Ilja Iljitsch schwärmte für Piroggen mit Kohl. Aber er hatte sehr lange keine gegessen, natürlich: wenn man Karriere machen will, darf man sich keinen Ausschweifungen hingeben. Aber Piroggen mit Kohl waren doch gut — und Ilja Iljitsch überkam eine Stimmung, wie wenn man an seine Kindheit zurückdenkt, wenn man dran denkt, wie man sich mit den Nachbarskindern prügelte und dabei ein großes Stück Schokolade im Mund hatte, auf das man trotz des heißen Kampfes die größten Rücksichten nehmen mußte — so eine Stimmung von halbverschluckten Bonbons und gänzlicher Sorglosigkeit.

Ja, aber da war man ein Kind — Ilja Iljitsch lächelte nachsichtig über sich selbst — und jetzt war man ein Mann und hatte höhere Bildung. Ja, die hatte er. Die Eltern hatten sie nicht gehabt, aber sie hatten sie ihm zuteil werden lassen, ganz abgesehen von den Piroggen mit Kohl, die sie ihm geschenkt hatten, wenn's Weihnachten oder Ostern war oder der Namenstag des heiligen Ilja.

Nun waren die Eltern tot, schon lange — und sie hatten nichts gehabt vom Leben.

Aber das schadete nichts — sie würden noch nach dem Tode zu Ehren kommen, natürlich. Alle Welt würde sagen: das waren sie, das waren seine Eltern, die Eltern von

Digitized by Google

Ilja Iljitsch. Natürlich. Er hatte ja die höhere Bildung, er war in der Volksschule gewesen, er hatte lesen und schreiben und rechnen gelernt und Geographie und noch solche außerordentlichen Gegenstände. Ja, er würde Karriere machen — Afanassi Ignatjitsch, der Rechtsanwalt, bei dem er Schreiber war, sagte es ihm immer.

Das heißt, Afanassi Ignatjitsch war eigentlich kein richtiger Rechtsanwalt — keine Spur; wie hätte er, Ilja Iljitsch, denn auch mit seiner höheren Bildung bei einem gewöhnlichen Rechtsanwalt gearbeitet! Nein, das war Afanassi Ignatjitsch gar nicht, er hatte so ein ganz geheimes Rechtsbureau, wo überhaupt nur die allerschwersten Dinge angenommen wurden, denn er hatte Fühlung mit dem Justizministerium. Ja, er hatte Fühlung. Er sprach zwar nur davon, wenn er Schnaps getrunken hatte. Aber, wie sollte er auch sonst davon sprechen — man muß doch ein bißchen inspiriert sein, wenn man von seinen Fühlungen spricht. Natürlich. Und Afanassi Ignatjitsch schätzte ihn, wenn er auch nicht viel bezahlte — na, und das Weitere ergibt sich ja von selbst, wegen der Fühlung mit dem Justizministerium natürlich.

Ilja Iljitsch dachte nicht mehr an die Piroggen. Er pfiff befriedigt, wandte sich vom Schaufenster ab und ging den Newski weiter herunter, der Admiralität zu, deren goldene, nadelförmige Spitze zu ihm herüberblitzte. — Ja, natürlich, Karriere ...

Die ganze Geschichte war, im Grunde genommen, eine Kleinigkeit, und es konnte gar nicht mehr lange dauern, bis seine hohe Exzellenz der Herr Justizminister oder seine Exzellenz der Herr Direktor ihn zu sich bitten ließen.

Sie haben durch Afanassi Ignatjitsch von ihm gehört, er hat ja Fühlung, natürlich.

Er sitzt in seinem Zimmer zu Hause und kopiert Akten.

Dann klopft's, und der Bote vom Ministerium kommt. „Seine hohe Exzellenz lassen Herrn Ilja Iljitsch zur Audienz bitten."

Ja — „bitten" würde er sagen. Man kennt ja seine Fähigkeiten, Afanassi Ignatjitsch hat davon erzählt.

Und er lächelt dem Boten gütig und huldvoll zu. „Ich komme, ich will nur meinen Frack anziehen. Einen Augenblick."

Der Bote verneigt sich. Seine hohe Exzellenz haben ihn instruiert.

Ja, den Frack muß man haben, das ist die Hauptsache.

Und er sparte schon dafür, o, wie lange schon — und darum versagte er sich alles. Ja, den Frack muß man haben, für die Audienz und dann auch des Ordens wegen, den man bekommt. Natürlich muß man dann sparen und jede Ausschweifung vermeiden, auch Piroggen mit Kohl. Da waren sie doch wieder, die Piroggen mit Kohl.

Piroggen mit Kohl sind sehr gut, dachte Ilja Iljitsch, aber, mein Gott, die Karriere ... seine Exzellenz ... und der Frack ...

„Guten Tag, Ilja Iljitsch, wo kommst du her?"

Ilja Iljitsch drehte sich um. „Guten Tag, Grigori Petrowitsch," sagte er, „ich komme von Afanassi Ignatjitsch, ja, ich habe Akten kopiert, du weißt ja — und wie geht es Akulina Pawlowna?"

Grigori Petrowitsch war ein Vetter von Ilja Iljitsch. Er war ein feister, behäbiger Mensch mit einem breiten, schlauen Lächeln, gerötetem Gesicht und kleinen, verschmitzten, stechenden Augen, und er betrieb ein kleines Delikatessengeschäft. Er war wohlhabend, recht wohlhabend, aber selten zu Hause, wenn ihn Verwandte besuchten.

„Akulina Pawlowna geht es gut. Sei froh, daß du keine Frau hast. Heiraten ist dumm. Was sagt denn Afanassi Ignatjitsch, machst du bald Karriere?"

Ilja Iljitsch lächelte — ein innerliches, vergeistigtes Lächeln, das ganz komisch auf dem blassen, mageren und unrasierten Gesicht aussah, so, als ob es sich im Versehen dorthin verirrt hätte und nun sehr verlegen sei. „Afanassi Ignatjitsch macht mir etwas Hoffnung," meinte Ilja Iljitsch, „ich tue ja auch, was ich kann, und dann, er hat ja Fühlung mit dem Justizministerium, du weißt ja — natürlich, man muß sehen, so was geht nicht gleich, du weißt ja," schloß er diplomatisch.

„So," sagte Grigori Petrowitsch, und sein Mund verzog sich zu einem höhnischen, plumpen Grinsen, „was hat dir denn Afanassi Ignatjitsch gesagt?"

Ilja Iljitsch zögerte. „Ja, weißt du, das ist Bureaugeheimnis, da kann ich doch nicht,

Digitized by Google

du weißt ja ...“ Und über sein Gesicht huschte wieder das eigentümliche Lächeln.

Bureaugeheimnis — es war zu schön, das zu sagen. So was hatte Grigori Petrowitsch doch nicht, obwohl er ganz in Delikatessen drinsaß.

Grigori Petrowitsch verbarg sein Lachen unter einem gewaltsamen Räuspern.

„Wie geht denn das Geschäft?“ fragte Ilja Iljitsch teilnehmend. Auch wollte er den Eindruck des Bureaugeheimnisses wieder verwischen, es hatte vielleicht doch etwas hochmütig geklungen, und er wollte nicht verletzen, nein, beileibe nicht.

Grigori Petrowitschs Gesicht nahm sofort einen besorgten Ausdruck an. Er fürchtete, der Vetter könne ihn um Geld angehen. Er hatte es freilich noch nie getan, aber vor Verwandten ist man nie sicher, man kann nicht wissen — hol's der Teufel. „Schlecht, schlecht,“ sagte er und wiegte den dicken Kopf hin und her.

„Ach,“ meinte Ilja Iljitsch bedauernd, „Delikatessen werden wohl jetzt wenig gekauft?“ Dann überkam ihn plötzlich die Stimmung von den halb verschluckten Bonbons. „Sage mal,“ fragte er und versuchte seiner Stimme einen etwas gleichgültig-frivolen Klang zu geben, „was kosten denn jetzt die Piroggen mit Kohl oder mit Fleisch, Piroggen, du weißt ja —“

„Fünfzig Kopeken.“

„Fünfzig Kopeken,“ sagte Ilja Iljitsch langsam und scheu, und seine Hand suchte unwillkürlich nach dem Fünfzigkopekenstück in seiner Manteltasche, das für den künftigen Frack bestimmt war.

Grigori Petrowitsch ereiferte sich. „Ja, was glaubst du wohl, Kleinigkeit — denk doch, mit Butter gebacken, was glaubst du, kostet mehr, als es einbringt, was glaubst du. Groß sind sie auch noch und mit Butter gebacken, keine Spur von Schmalz, nur mit Butter, du weißt ja ...“

„Piroggen mit Kohl sind gut,“ sagte Ilja Iljitsch.

„Ja, wer's haben kann,“ seufzte Grigori Petrowitsch, „als ich noch keine Frau hatte — heiraten ist dumm, du weißt ja — da hab' ich's mir noch leisten können. Aber jetzt — Akulina Pawlowna, Piroggen mit Kohl, wo denkst du hin? — hol's der Teufel. Früher, ja, weißt du — so eine warme Pirogge mit Kohl, warm natürlich, zum Abend natürlich, mit Butter gebacken, du weißt ja — und so ein paar Schnäpse, nur ein paar, sonst geht der Geschmack verloren — drei am Anfang, drei in der Mitte und drei nachher, und dann noch einen und dann ins Bett, ganz dicht am Ofen, und der Schnaps krabbelt so warm im Magen herum um die Pirogge — hol's der Teufel.“

Ilja Iljitsch sagte gar nichts.

Er hüllte sich fest in seinen dünnen, schäbigen Paletot ein und starrte mit weiten, hungrigen Augen in die tanzenden Schneeflocken. Und seine kalten Finger umklammerten das Fünfziglopekenstück, das ebenso kalt war wie der schneidend kalte Winterabend in Petersburg.

„Ja, früher,“ sagte Grigori Petrowitsch, „aber jetzt — Akulina Pawlowna — hol's der Teufel. Na, nun bin ich zu Hause. Geh' mit Gott, Ilja Iljitsch, besuche uns bald einmal. Heute paßt's nicht gut, ich habe so viel zu tun, du weißt ja, und das Geschäft geht schlecht. Geh' mit Gott, Ilja Iljitsch.“

Ilja Iljitsch ging.

Er hatte es noch weit, er wohnte auf dem Wassili-Ostrow. Und frierend schlug er den Weg nach der Nikolaibrücke ein.

Grigori Petrowitsch fühlte einen Augenblick Gewissensbisse, daß er Ilja Iljitsch nicht aufgefordert hatte, in seine Wohnung einzutreten und mit ihm zu Abend zu essen. Er war trotz seiner Krämernatur ein Russe und konnte russische Gastlichkeit nicht ganz verleugnen.

Es wäre ihm bei Gott auch nicht auf ein Butterbrot und auf ein Glas Schnaps für Ilja Iljitsch angekommen. Aber gerade heute — heute gab's Kohlpirogge, und die aß er denn doch zu gern. Und dann — wenn Ilja Iljitsch Schnaps trank und inspiriert wurde, dann konnte er ihn am Ende doch anpumpen — bei Verwandten kann man nie wissen, hol's der Teufel.

Und dann aß Grigori Petrowitsch schmatzend die Kohlpirogge und trank einige Schnäpse dazu — nur wenige, um sich den Geschmack nicht zu beeinträchtigen: drei vordem, drei in der Mitte und drei nachdem, und dann noch einen, damit's einem warm herunterrieselt.

Digitized by Google

Dann ging er schlafen, ganz nah am Ofen. „Weißt du, Akulina," sagte er zu seiner Frau und stieß mit dem Ellbogen an ihr Bett an, um ihr Interesse zu wecken, „ich habe heute Ilja Iljitsch getroffen. Er denkt, er macht Karriere — der Schafskopf — hol's der Teufel."

Akulina Pawlowna nickte etwas mit dem Kopf und tat einen tiefen Atemzug — einen behaglichen Atemzug mit schwach schnarchendem Unterton, so wie Leute atmen, denen es gut geht, besonders solche Leute, die mit Delikatessen handeln und fettige Finger haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Ilja Iljitsch saß unterdessen in seinem kalten Zimmer am Tisch.

Vor ihm stand eine leere Zigarettenschachtel, in der er die Ersparnisse für den Frack, den er zur Audienz und für den Orden brauchen würde, verwahrte.

Jetzt legte er das Fünfzigkopekenstück hinein, das er in der Manteltasche getragen hatte.

Als er seinen Tee trank und trockenes Brot dazu aß, da hatte es ihn wohl noch einmal gepackt, und er hatte an die Piroggen mit Kohl denken müssen.

Aber jetzt war's überwunden.

„Piroggen mit Kohl sind sehr gut ..."

Aber jetzt versenkte er das Fünfzigkopekenstück in die Zigarettenschachtel. Das war doch noch besser.

Ja, überhaupt — Karriere ...

Und dann kroch Ilja Iljitsch ins Bett. Er war so sehr müde, und kalt war es auch. Aber das schadete alles nichts. Ilja Iljitsch träumte.

„Seine hohe Exzellenz lassen Herrn Ilja Iljitsch zur Audienz bitten."

Und dann kam Ilja Iljitsch zur Audienz, und er hatte einen Frack an und verneigte sich.

„Ich weiß alles," sagte seine Exzellenz, „Afanassi Ignatjitsch hat mir alles erzählt. Wir brauchen deine Dienste, Ilja Iljitsch. Da hast du einen Orden. Komm morgen wieder."

„O, ich habe nur getan, was ich konnte, Euer Exzellenz," sagte Ilja Iljitsch, und verneigte sich wieder.

Ilja Iljitsch träumte, und es war sehr schön. Wie sollte Ilja Iljitsch nicht träumen, da in sein Zimmer Gottes goldene Sterne sahen? ...

— — — — — — — — — — — — — —

In das Zimmer, wo Grigori Petrowitsch mit seiner schnarchenden Ehehälfte schlief, sahen Gottes Sterne nicht hinein.

Frühling

Einmal an einem verwölkten Tag —
Die wilden Kirschen blühten im Hag —,
Schritt ich versonnen und ganz allein
Durch die knospenden Buchenreih'n.
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Lag eine Lichtung in der Ferne
Ganz voll goldgelber Löwenzahnsterne.
Dahinüber wie Tropfen Licht
Blühten die Schlüsselblumen dicht.
Die kleine Vogelstimme sang
Immerzu — Immerzu.

Still sonst der ganze knospende Wald.
Riesen, flechtenbärtig und alt,
Ließen um ihre Wurzeln thronen
Zärtlich die zierlichen Anemonen.
Und die kleine Vogelstimme hoch —
Hoch in den Wipfeln.

Und mir kam ein heimlicher Traum
Von einem wildblühenden Kirschenbaum.
Wildblühend ein Dirnlein — ich weiß nicht wie? —
Lachte mich an, und ich küßte sie. —
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Julius Havemann

Digitized by Google

Friedrich Wasmann: Spitalkirche in Meran.
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

(Nachdruck ist untersagt.)

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung (Schluß) — Ein Prachtwerk über Menzel

Wir waren in unserem ersten kritischen Überblick über die „Deutsche Jahrhundert-Ausstellung" (Aprilheft) bis etwa zum Jahre 1840 gekommen und hatten dort auch Schnorr von Carolsfeld, Philipp Otto Runge, Friedrich Wasmann und Ferdinand Waldmüller bereits besprochen. Doch müssen wir hier nachträglich noch die Abbildungen einiger Kunstwerke einfügen, die für die erste Hälfte des Aufsatzes zu spät eingetroffen sind: die Verkündigung von Schnorr mit dem reizenden Durchblick auf Rom, das im Morgensonnenschein im Grase liegende Knäblein von Philipp Otto Runge, eine Gebirgslandschaft von Friedrich Wasmann und das Bildnis einer im Lehnstuhl sitzenden alten Frau von Ferdinand Waldmüller.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt zunächst die Lage des deutschen Kunstlebens um 1840. Während in Paris alles straff zentralisiert ist, gibt es bei uns eine kaum übersehbare Zahl von Lokalschulen. In München ist das Wort „Ein Maler muß malen können" gefallen, und Cornelius hat mit daraufhin den Ruf Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin angenommen. Die Nazarener sind völlig verstreut. Overbeck ist noch in Rom, Führich in Wien, Schnorr malt in München die Residenz aus, Veit wirkt in Frankfurt. Richter, Schwind, Preller, Rethel

Julius Schnorr von Carolsfeld: Verkündigung. (1820.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Zu Gensel: Die bildenden Künste.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

üben noch so gut wie keinen Einfluß aus. In Düsseldorf blüht die Romantik, in Berlin und München malen eine große Anzahl braver Realisten ihre Bildnisse und Genrebilder. Auf der einen Seite herrscht die große Zeichnung mit dürftigster Farbengebung, auf der anderen eine Malerei, die fast durchweg am Alltäglichen klebt und aus ängstlicher Befangenheit nicht herauskommt. Von eigentlicher malerischer Bewältigung großer Flächen, von großzügiger Pinselführung finden wir kaum Spuren. Ist da nicht der Aufruhr, den die belgischen Historienbilder auf ihrer Rundreise durch Deutschland erregen, nicht nur erklärlich, sondern einfach natürlich? Die deutsche Künstlerwelt wird geradezu in einen Taumel versetzt. Rubens scheint ihnen in den Werken Gallaits und Biefves wieder auferstanden zu sein. Und nun will man es ihnen überall gleichtun. Selbst ein Wilhelm von Kaulbach sucht seiner Palette größere koloristische Reize abzugewinnen. Vor allem aber beginnt nun jener Zug der jungen Künstler nach Antwerpen und Paris, der der ganzen deutschen Kunst der nächsten Jahrzehnte seinen Stempel aufgedrückt hat.

Diese ganze Bewegung, die durch mehrere Jahrzehnte anhält, wird in der Jahrhundert-Ausstellung fast ignoriert. Bei Kaulbach trifft es sich glücklicherweise, daß man beim Aufstieg zu der Nebenabteilung im Neuen Museum an seinen Hauptwerken vorbeigehen muß, und ähnlich steht es mit dem großen Bilde von Makart in der Nationalgalerie. Von Pilotys Existenz aber, der ganze Generationen in seinen Bann gezogen hat, dessen Einfluß in Polen und Ungarn noch bis in unsere Tage zu spüren ist, erfährt man so gut wie nichts. Bei anderen Künstlern zeigt man geflissentlich kleine Werke, die sie **neben** den großen Historien gemalt haben. Wie bei der Periode von 1820 bis 1840 immer Cornelius hinzuzudenken ist, so müssen wir uns jetzt immer die großen Geschichtsbilder ergänzen. Ich gebe zu, daß uns Piloty und erst recht die Schrader, Knille, Carl Becker heute unsympathisch sind. Aber man kann Piloty und Makart ebensowenig ausschalten wie Meyerbeer aus der Musikgeschichte oder die Meininger aus der Geschichte des Theaters. Ihre Werke sind theatralisch, aber in ihrer Weise doch ungemein wirkungsvoll.

Trotz dieser Zurücksetzung der Historienmaler kann man die neue Antwerpen-Pariser Farbenanschauung überall in der Ausstellung wahrnehmen. Von den Berlinern sind Henneberg bei Wappers und Couture, Hildebrandt und Hoguet bei Isabey gewesen. Auch Menzel hat von seinen Pariser Reisen reiche Anregungen nach Hause gebracht. Selbst der brave Eduard Meyerheim kann sich dem Strome nicht entziehen und nimmt wärmere Töne an. In Wien braucht man nur ein spätes Bild des übrigens schon 1845 verstorbenen **Danhauser** mit einem frühen zu vergleichen. Die von uns im vorigen Hefte abgebildete „**Mutterliebe**“ ist in ganz lichten, kühlen Tönen gehalten, zu dem Weiß kommt nur ein grüner Schal und etwas Rot hinzu; die Gesellschaft mit Liszt am Klavier zeigt uns dagegen die ganze Antwerpener Palette. In Düsseldorf kann

Philipp Otto Runge: Knäblein auf der Wiese. (1808.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

man schon bei Peter Hasenclever und dann an den frühen Bildern von Ludwig Knaus, von denen einige der allerschönsten ausgestellt sind, sehen, wie umgestaltend die neue Farbenanschauung auch auf die Interieurs und Genrebilder eingewirkt hat. Die Pariser Bestrebungen in ihrer Reinheit zeigen uns die Bilder des fast ganz vergessenen Hanauers Karl Friedrich Hausmann, der längere Zeit bei Delaroche gewesen ist. Allein es sind nur Skizzen zu Historienbildern, und gerade an der ungeheuren Schwierigkeit, die Unmittelbarkeit der Vision, die Einheitlichkeit des Tons bei der Übertragung auf die große Leinwand zu wahren, scheiterten fast alle Historienmaler. Gute Skizzen haben auch Delaroche und Couture gemacht. Geradezu ein Rätsel gibt uns das große **Bildnis des Domherrn von Schroeter** von **Ferdinand von Rayski** auf, einem

Ferdinand Waldmüller: Alte Dame im Lehnstuhl. (1834.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

sächsischen Künstler, von dem überhaupt nichts bekannt war. Eine solche Vornehmheit der Auffassung, eine so distinguierte Farbenzusammenstellung wie die violetten und schwarzen Töne dieses Bildnisses, eine so breite und doch so lockere Pinselführung sind in dem Jahre 1843, aus dem das Bild datiert ist, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa etwas so Unerhörtes, daß man zunächst geradezu an eine irrtümliche Hinzufügung des Datums denken möchte. Aber selbst dann bliebe das Bild eine Leistung, wie sie in Deutschland fast einzig dasteht. Höchst interessant sind auch die mit ungeheuer breitem Pinsel hingemalten Wildschweine desselben Meisters.

Stärker in Erscheinung als die Einwirkungen der großen Antwerpener und Pariser Ateliers, die, wie gesagt, von den jungen Deutschen geradezu überlaufen wurden, treten die der intimen Meister, vor allem der Maler von Barbizon. Gerade bei ihnen könnten unsere Deutschtümler den Einfluß ruhig anerkennen. Die Franzosen haben nie ein Hehl daraus gemacht, wie viel sie hier den Holländern und den Engländern zu verdanken haben. Die intime Landschaftsauffassung ist germanisches Erbteil, und die Dupré und Daubigny, die Millet und Troyon gaben uns also nur niederdeutsches, treu und redlich verwaltetes Gut zurück. Ganz erreicht haben die Unseren ihre großen Vorbilder allerdings fast nie, gerade so wenig wie die gleichzeitigen Belgier. Der bedeutendste ihrer Nachfolger ist wohl der herrliche Wiener Emil Schindler, dessen beste Bilder einen bezaubernden Schmelz des Vortrags mit der allerhöchsten Tonschönheit verbinden. Adolf Lier kommt seinem Lehrer Dupré in einigen schönen Abendstimmungen nahe, wirkt aber sonst fast immer erheblich flauer. Ebenso können sich die feinen, ganz aus silberigen grauen und grünen Tönen gewirkten Landschaften des Frankfurters Peter Burnitz nicht mit denen Daubignys messen, und Louis Eysen scheint den schimmernden Duft seines Wiesen-

Digitized by Google

hangs mit blühenden Obstbäumen in der Nationalgalerie nicht wieder erreicht zu haben. Die Frankfurt-Cronberger Maler neigen überhaupt ganz besonders stark nach Frankreich hin. Am wenigsten vielleicht der treffliche, erst im vorigen Jahre in hohem Alter verstorbene Anton Burger, der das Leben in den alten Frankfurter Straßen, in den Trödlerbuden und bei den Handwerkern mit wenigen, meist ins Gelbe spielenden Farben und feiner Beobachtung des Lichtes wiedergegeben hat.

Wie weit die Einflüsse der französischen Landschafter reichen, davon kann man sich in fast allen Sälen der Ausstellung überzeugen. Finden wir sie doch in Berlin nicht nur auf einem Bilde Hoguets, das offensichtlich unter dem Eindruck Diazscher Bilder entstanden ist, sondern auch bei Frühwerken Paul Meyerheims und bei einem großen Bilde Albert Hertels, des jetzigen Leiters des Meisterschaftsateliers auf der Akademie. Dieses große „Reifenspiel" mit der im Schatten liegenden Wiese vorn, auf der sich eine bewegte Menschenschar in farbigen, vortrefflich zusammengestimmten Gewändern ergeht, und dem Ausblick in die sonnige Ferne ist ein überraschendes Dokument aus der Jugend eines Künstlers, der später mit der Neigung zu stilisieren diese Unmittelbarkeit der Naturauffassung selten zu vereinigen gewußt hat. Am wenigsten scheinen die Hamburger, wie Jakob Gensler, davon berührt zu sein. Auch der in Düsseldorf gebildete Valentin Ruths, welcher später viel in Italien gearbeitet und stark stilisierte Landschaften gemalt hat, streifte bei der Berührung mit der heimischen Erde, bei seinen Bildern von den Marschen und der Heide, alles Fremde ab, um sich

Ferdinand von Rayski: Bildnis des Domherrn von Schroeter. (1843.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

ganz unbefangen dem Natureindruck hinzugeben.

Zwei Koloristen möchte ich noch herausgreifen, die je ein Kabinett zugewiesen erhalten haben, einen Wiener und einen Münchener, August von Pettenkofen und Karl Spitzweg. Sie stehen obenan in der Reihe der eigentlichen Kabinettmaler; ihre Bildchen sind oft kaum handgroß, selten aber größer als einen halben Meter in der längsten Dimension. Pettenkofen, der Wiener Meissonnier, ist der pariserischere, feinere und kühlere. Ein Bild wie unser „Ungarisches Fuhrwerk" findet in der vollkommenen Harmonie und Zartheit der Töne in der ganzen deutschen Kunst kaum seinesgleichen. Spitzweg, der derbere und gemütvollere,

Anton Burger: Judengasse in Frankfurt a. M. (1872.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

wird meist als Autodidakt geschildert, aber der Einfluß der französischen Kunst ist auch bei ihm unverkennbar. Die Ausstellung zeigt sein Schaffen weit vielseitiger als man gedacht. Er hat nicht nur immer und ewig Spießbürger bei allen ihren Verrichtungen, wie auf unserer „Lektüre", sondern auch lauschige Waldgründe und weite Feldlandschaften, nicht nur Sonnenschein, sondern auch Regen und Mondschein, wie bei dem köstlich humorvollen „Ständchen", gemalt.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß Ende der sechziger Jahre der Kolorismus seine Blütezeit hinter sich hat. Zwar beginnt nun erst Hans Makart den Gipfel seines Ruhmes zu erklimmen und mit seinen aus prächtigen Renaissancegewändern und berückenden nackten Frauengestalten zusammengestellten Gemälden den Beschauer in einen Taumel des Entzückens zu versetzen; zwar bleiben auch in Berlin die historischen Genrebilder eines Julius Schrader und Carl Becker beim Publikum außerordentlich beliebt, aber unter der jüngeren Künstlergeneration beginnt eine steigende Abneigung gegen diese theatralischen Kostümstücke, die doch nur wie Bilder von Künstlerfesten, aber nicht wie künstlerische Visionen aus der Geschichte wirken. Worum die Landschafter sich seit langem bemüht, das beginnen nun die Künstler auch auf den anderen Gebieten zu erstreben. An die Stelle des historischen Aufputzes tritt die Beobachtung des Lebens, so wie es ist; an die Stelle des Farbenreichtums tritt das Suchen nach höchstmöglicher Tonschönheit. Wieder übernimmt München die Führung. Der Berliner Realismus darf damit nicht verwechselt werden. Seine Bilder können zwar in peinlich genauer Wiedergabe des Stofflichen kaum übertroffen werden, aber gerade ihnen fehlt meist die Unterordnung des Unwesentlichen, die Zusammenstimmung der einzelnen Teile unter einen einheitlichen Gesamtton.

Der Ausstellungsleitung, die die historisch-koloristische Richtung so stiefmütterlich behandelt und damit unserem Geschmack zu sehr, der geschichtlichen Überschau aber nicht genug Rechnung getragen hat, ist es ein Bedürfnis gewesen, diese der Freilichtmalerei vorangehende, früher so unterschätzte, wenn nicht vergessene Phase der Kunstentwickelung, auf die wir schon so oft die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken versucht haben, ins hellste Licht zu setzen. Das Ergebnis ihrer Forschungen ist ganz überraschend reichhaltig. Wenn man früher bei dieser den Stoffen nach realistischen, aber durch vornehmste Zurückhaltung im Kolorit geradezu klassisch wirkenden Malerei nur an Wilhelm Leibl und ein paar seiner Freunde dachte, wenn sich dann dieser Leiblsche Kreis um immer neue Namen bereicherte, so sehen wir jetzt, daß die meisten Künstler, die später zur Berühmtheit gelangt sind, in ihrer Jugend ähnliches gewollt haben. Wer hätte zum Beispiel geglaubt, daß Franz Defregger so ganz

Albert Hertel: Landschaft mit Reifenspielern. (1869.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

jedes anekdotischen Zuges, jeder Angleichung an den Geschmack des großen Publikums entbehrende Werke geschaffen hat wie die von uns abgebildete „Stube in Pinzgau", die lediglich durch den Zusammenklang des grünen Ofens mit den anderen grauen und braunen Tönen wirkt? Sie hat ein Gegenstück in der noch drei Jahre früher (1872) datierten Tiroler Wirtsstube von Edmund Harburger. Courbet allein kann diese Wandlung in der Münchener Kunst nicht hervorgebracht haben, weil wir die Ansätze dazu schon vor seinem Besuche in der Isarstadt (1869) finden. Aber dieser Besuch mag die junge Generation allerdings in ihren Idealen bestärkt haben, mag auch manchen

August von Pettenkofen: Ungarisches Fuhrwerk.
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Digitized by Google

Karl Spitzweg: Lektüre.
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

noch Zögernden zum Mitgehen bestimmt haben.

Im Mittelpunkt der ganzen Schule steht nach wie vor Wilhelm Leibl. Ein so schönes Bild wie das seinerzeit von uns abgebildete Atelier Theodor Alts erscheint daneben gesehen nur wie ein Abglanz seiner Meisterwerke, und ebenso geht es den Bildern von Hirth du Frênes, Johann Sperl und anderen. Schuch erreicht in dem doch immerhin untergeordneten Genre des Stilllebens zuweilen seine Kraft und Tonschönheit. Keiner aber besitzt die Sicherheit seines Pinsels, den unfehlbaren Geschmack der Anordnung, die bezwingende Kraft des Ausdrucks. Daß es gelungen ist, fast alle wichtigen Werke seiner frühen und mittleren Zeit, selbst verschollen gewesene, hier in zwei Kabinetten zu vereinigen, gehört mit zu den allererfreulichsten Ergebnissen der Ausstellung. Da finden wir das Bildnis seines Vaters aus dem Kölner Museum, das Meisterwerk des Zweiundzwanzigjährigen, mit den feinen sprechenden Lippen und den durchgeistigten Augen, und die Bildnisse der Freunde, das in der momentanen Erfassung jugendlich ungestüm sich äußernden Kunstgefühles so ungemein glückliche Doppelbildnis „Der Kritiker", die beiden Perlen der Pariser Zeit: „Die Kokotte" und „Alte Pariserin", das Bildnis eines Kölner Mäcens, das wohl mehr wegen seiner frappanten, allzuwenig schmeichelnden Ähnlichkeit als wegen der Art der Ausführung das Mißfallen des Bestellers erregte — niemals ist Parvenutum ohne jede böse Absicht drastischer zum Ausdruck gebracht worden —, und den wundervollen Bürgermeister, die Dachauer Bäuerinnen, die Dorfpolitiker und die Frauen in der Kirche. Daß Leibls Spätwerke mit ihrer allzu glatten Ausführung nicht den Höhepunkt seines Schaffens bedeuten, hat man längst erkannt. Aber auch die Werke der mittleren Periode stehen nicht so hoch über den Frühwerken, wie man gemeint. Kaum je hat er eine vollendetere Tonschönheit erreicht als in der „Kokotte", kaum je einen höheren Grad der Kunst, mit wenigem alles zu sagen, als bei der „Alten Pariserin". Und diese Werke hat er mit fünfundzwanzig Jahren gemalt! Zugleich aber geben beide den schlagendsten Beweis für seine Unabhängigkeit. Er verkehrte damals in Paris mit Courbet und studierte viel die alten Holländer im Louvre; aber seine Werke erinnern weder an den französischen noch an die holländischen Meister. Wenn ich aus der gesamten modernen deutschen Kunst Werke aussuchen sollte, die es wert sind, der Ga-

lerie alter Meister im Kaiser-Friedrich-Museum angegliedert zu werden, so würde ich zuerst in die Leiblsäle gehen.

Nicht recht erklärlich erscheint es nun, wie man neben dem Meister seinem Freund und Schüler Wilhelm Trübner einen ganzen Saal einräumen konnte. Sicherlich, Trübner ist eine sehr bemerkenswerte Erscheinung, von deren Schaffen es sich wohl lohnte, ein paar schlagende Beispiele zu geben. Aber wie deutlich spürt man hier die Anlehnung an fremde Art, und wie flau wirkt oft die Zeichnung! Leibl tritt immer hinter seinen Werken bescheiden zurück und läßt sie allein sprechen, bei Trübner kommt schon die unleidliche, bei unseren heutigen Sezessionisten so häufige Art zum Durchbruch, sich selbst, die Bravour der Mache, in den Vordergrund zu stellen. Der die Zeitung lesende Mohr, die Dame auf dem Kanapee, einige Bildnisse und Landschaften sind ungemein reizvolle, durch subtilsten Farbengeschmack ausgezeichnete Kabinettstücke, die jeder Sammlung zur Ehre gereichen; aber sie genügen doch nicht, ihren Schöpfer in die allererste Reihe einer Jahrhundert-Ausstellung zu rücken.

Auch Max Liebermann hat sich oft an andere angelehnt. Der Einfluß seines Lehrers Munkacsy, von dem man sich einige Bilder zum Vergleich herbeiwünschte, ergänzt sich bei ihm durch den von Millet, Israels und anderen. Aber der kleine Saal mit seinen Frühwerken wirkt viel erfreulicher als der Trübnersche. Das kecke Drauflosgehen, das frische Zupacken des jungen Künstlers läßt uns manche Unvollkommenheiten gern übersehen. Waren die Stoffe und ihre Behandlungsweise auch für Europa nicht ganz neu, so waren sie es doch für Deutschland. Und Liebermann hat diesen Mut, Neues zu bringen und sich um die wohlmeinenden Ratschläge der Kritik nicht zu kümmern, teuer büßen müssen. Manches in diesen Bildern ist derb und erschien damals noch viel derber als heute. Wie man aber diesen Bildern, vor allem dem von uns abgebildeten prächtigen Amsterdamer Alt-Männerhaus, die zum Teil eine ganz ungewöhnliche Leuchtkraft besitzen, nachsagen konnte, sie seien „schwärzlich“, das erscheint uns heute unbegreiflich.

Mit Liebermanns Bildern, die bis ungefähr 1880 reichen und der Freilichtmalerei unmittelbar vorangehen, schließt die Jahrhundert-Ausstellung eigentlich ab. Aber seine Bilder und die des Leiblschen Kreises neh-

Karl Spitzweg: Ein Ständchen.
(Mit Genehmigung der photogr. Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

men nur die eine, hintere Hälfte des unteren Stockwerks der Nationalgalerie ein; die andere ist drei Heroen der deutschen Kunst eingeräumt, die sich in keine Schule einreihen ließen, weil sie ganz eigene Wege gegangen sind, Anselm Feuerbach, Hans von Marées und Arnold Böcklin. In ihnen tritt dem französisch-niederländischen Element, das in den siebziger Jahren vorherrscht, wieder das italienische Element gegenüber. Dort Leben, Wahrheit, Tonschönheit, hier ideale Form, strenge Komposition, höchste Kraft oder dekorative Verwendung der Farbe.

Auch hier ist man weit über die Grenzen der Jahrhundert-Ausstellung hinausgegangen, hat man bei den ersten beiden das gesamte Lebenswerk, bei dem dritten die erste Hälfte möglichst vollständig zusammenbringen wollen. Haben wir sonst in erster Linie die Entwickelung der Kunst verfolgt, so kümmern wir uns hier nur noch um die Entwickelung der einzelnen **Persönlichkeit**. Der Heroenkultus tritt in sein Recht. Gewiß, auch bei Feuerbach und Böcklin kreuzen sich die verschiedensten Einflüsse, aber nicht sie interessieren uns, sondern lediglich die Art, wie sie von diesen Männern verarbeitet, zu Neuem umgeprägt worden sind. Ihnen allen ist eins gemeinsam: das Streben nach Größe, nach einer Kunst, die uns weit über den Alltag hinaushebt. Und alle drei suchen sie diese Größe in der Darstellung idealer Vorwürfe, hauptsächlich aus der Sagenwelt, oder ins Ideale erhobener Landschaften. Und doch sind ihre Wege so verschieden wie nur möglich. Feuerbachs Ziel war die Darstellung einer gesteigerten Menschlichkeit, für Marées sind die Menschen nur Träger von Farben, Linien und Raumideen. Jener liebte die stolzen Falten rauschender Frauengewänder, dieser stellte fast nur nackte Menschen dar. Der erste dämpfte die Farben zu Harmonien von fast erkältender Vornehmheit, der zweite wollte die Farbenglut der Venezianer noch übertreffen. Beide haben ihr Ziel nicht voll erreicht. Aber während Feuerbach wenigstens einige unvergängliche, durchaus vollendete Frauengestalten und mehrere Landschaften von der allergrößten Schönheit hinterlassen hat, besitzen wir von Marées außer einigen kleinen Bildnissen eigentlich nur „Versprechen“. Wir fühlen, was er gewollt, wir werden gepackt von der Größe dieses Wollens, aber wir sehen auch überall sein Unvermögen, das Gewollte restlos in die Anschauung umzusetzen. Bei Böcklin fehlen die Werke, denen er seine Berühmtheit verdankt, mit Ausnahme des großen „Triton und Nereide“, und auch die für seine Entwickelung so wichtigen Bilder aus der Schack-Galerie. Dafür finden wir neben einigen schwächeren Bildern aus der mittleren Zeit eine ganze Reihe köstlicher, fast unbekannter Frühwerke und die besten seiner Bildnisse.

Franz von Defregger: Stube in Pinzgau. (1875.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

Mit dem Böcklin-Saal schließt unser kleiner Rundgang durch die Ausstellung ab. An eine Erschöpfung des Inhalts war bei der Kürze der Zeit und der Enge des Raumes nicht zu denken. Wie die Ausstellung trotz alles Reichtums schließlich doch nur „Beiträge“ zu einer Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert bietet, so sollte auch hier nur ein Beitrag zu ihrer Würdigung gegeben werden, einige Winke über die Probleme, die uns da entgegentreten,

Digitized by Google

Max Liebermann Das Alt-Männerhaus in Amsterdam. (1875.)
(Mit Genehmigung der photographischen Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

und über die Art, wie diese Probleme anzupacken sein werden.

* * *

Wir möchten heute schon darauf hinweisen, daß von der Firma Bruckmann, die auch die von uns benutzten Photographien hergestellt hat, ein Prachtwerk in zwei Bänden vorbereitet wird, das die Erinnerung an die Jahrhundert-Ausstellung in ähnlicher Weise dauernd erhalten soll wie das vom gleichen Verlage soeben herausgegebene **Werk über die Menzel-Ausstellung des vorigen Jahres.** Dieses Menzel-Werk bietet uns etwas, was unseres Wissens bisher nur für einen einzigen modernen Künstler, den französischen Landschafter Corot, versucht worden ist: einen Prachtband, der zugleich die schönsten künstlerischen Genüsse gewährt und einen durchaus wissenschaftlichen erschöpfenden Katalog enthält. Die Direktion der Nationalgalerie und der Verlag sind von der richtigen Ansicht ausgegangen, daß ein solcher monumentaler Katalog — das ist der richtige Ausdruck dafür — nur dann vollen Wert besitzt, wenn er *sämtliche* Werke in Beschreibung und Abbildung enthält. Denn keiner von uns kann wissen, ob nicht auch ein heute unbedeutend erscheinendes Bildchen aus diesem oder jenem Grunde einmal wichtig werden kann. Es sind deshalb nicht nur alle in der Menzel-Ausstellung vereinigten Ölgemälde, Pastelle, Wasser- und Deckfarbenbilder — von den Tausenden von Zeichnungen mußte man vorläufig Abstand nehmen — aufgenommen werden, sondern auch alle aus irgend einem Grunde damals zurückgehaltenen, soweit sie irgend erreichbar waren, und selbst einige verschollene, von deren Vorhandensein uns nur ältere Photographien Zeugnis ablegen — wie der 1837 gemalte „Familienrat“ und die früher in Dresden befindliche „Ballpause“ von 1871. Alle sechshundertsechsundachtzig Werke in Photogravüren zu bringen, das hätte ein ungefähr so kostspieliges mehrbändiges Werk wie den Bodeschen Rembrandt ergeben. Bei einer Beschränkung auf kleine Autotypien wäre umgekehrt der Zweck verfehlt worden, ein wirkliches Gedenkwerk zu schaffen, ein Werk, dem man einen sichtbaren Ehrenplatz in seiner Bibliothek anweist und das man als einen Schatz gern und häufig für sich oder seine Freunde herbeiholt. Es ist deshalb der Mittelweg gewählt worden, die schönsten Werke in Photogravüren, die anderen aber in Zinkätzungen zu bringen — von ganzseitigen Blättern an bis herab zu kleinen, lediglich zur Auffrischung des Gedächtnisses dienenden Abbildungen, von denen ein halbes Dutzend und mehr auf eine Seite gehen. Auf

diese Weise konnten z. B. zu dem Krönungsbilde nicht nur die Entwürfe in Öl- und Deckfarben, sondern auch sämtliche (mehr als hundert) aquarellierte Einzelstudien gebracht werden, ohne den Band allzusehr zu belasten. Die von dem inzwischen zum Direktor des Nordböhmischen Museums in Reichenberg berufenen Dr. Schwedeler-Meyer und von Dr. Kern verfaßten Beschreibungen fassen das Wesentliche des Bildinhalts so knapp wie möglich zusammen und geben außerdem den Besitzer, das Material und die Größe jedes Bildes an. Vorangestellt ist dem Werke die vom Direktor der Nationalgalerie herrührende chronologische Übersicht über das Leben und Schaffen des Meisters, die bereits den gewöhnlichen Katalogen beigegeben war.

Was aus dem projektierten Menzel-Museum werden wird, ist wohl immer noch fraglich. Ich habe an einem anderen Orte schon vor einem Jahre meine Bedenken dagegen geäußert. Solche besondere Museen erfreuen sich nach ihrer Eröffnung besonderer Beliebtheit und geraten dann beinahe in Vergessenheit. Wer besucht denn heute noch das Museum mit den Werken des einst ebenso wie Menzel vergötterten Rauch? Aber ich habe damals auch den Wunsch geäußert, daß von allen Seiten des Menzelschen Schaffens Beispiele, und wenn möglich die allerbesten Beispiele, für den Staat erworben würden. Dieser Wunsch scheint jetzt in Erfüllung gehen zu sollen. Daß Menzel einst zu den Allergrößten der Kunstgeschichte gerechnet werden wird, glaube ich nicht. Aber er steht ebenbürtig neben den Heroen der deutschen Malerei, die jetzt in der Jahrhundert-Ausstellung gefeiert werden. Das wird durch den herrlichen Prachtband, der alle die köstlichen Stunden in der Menzel-Ausstellung in die Erinnerung ruft, aufs neue bewiesen.

Altes Jung-Mädchen-Lied

Meine Schwestern singen seit grauer Zeit
Ein Lied in allen Landen,
Ein Lied voll herber Traurigkeit,
Das ich erst heut' verstanden.
Ein Lied, das also klagt und klingt:
O, du mein knospendes Leben!
Der unsre Liebe zur Blüte bringt,
Dem dürfen wir sie nicht geben! —

Mein Herz war früh schon voll und warm
Und blühte wie junger Flieder.
Und einer hielt es weich im Arm,
Doch war die Welt dawider.
Ich lach' wie sonst. Nur manchmal liegt
Es schwarz vor meinen Blicken:
Er, der mein Herz im Arme wiegt,
Darf seine Frucht nicht pflücken.

Ihr Schwestern tragt's landaus und -ein.
Und allen ist es bitter!
Ich will eine gute Tochter sein
Wie ihr und unsre Mütter!
An eines andern Herz gedrückt,
Wird mein Herz auch erglühen.
Doch er, der seine Früchte pflückt,
Nicht er ließ es erblühen! — — —

Georg Busse-Palma

Digitized by Google

Moskauer Künstlerisches Theater: Anton Tschechows „Onkel Wanja" (erster Akt).
Von links nach rechts: Amme Marina (Frau Ssamarowa), Helene Andrejewna (Frau Tschechow-Knipper), Astrow, Landarzt (Herr Stanislawski), Teljegin (Herr Artem), Professor Serebrjakow (Herr Luschskt), Sonja (Frau Lilina), Onkel Wanja (Herr Wischnewski).

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Vom Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters — Zum achtzigsten Geburtstage des Herzogs von Meiningen

Den Kernpunkt im deutschen Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters bildete die Aufführung dreier modern-russischer Stücke, deren Stoffe in der unmittelbaren Gegenwart und Wirklichkeit des Zarenreiches wurzeln — zunächst, weil alle Kunst ihr Eigenstes und Höchstes immer nur in einem nationalen Rahmen zeigen kann, sodann weil diese handlungsarmen, des Theaters im landläufigen Sinne fast ganz entkleideten Stücke der Regie der Russen, deren Hauptvorzüge im Zusammenspiel und im szenischen Apparat zu suchen sind, die schwierigsten Aufgaben bieten. Weshalb in der modernen russischen Literatur ein vollendetes „Drama" im westeuropäischen Sinne des Wortes nicht gedeihen konnte, hat August Scholz in seiner geschichtlichen Würdigung des russischen Theaters und der russischen Bühnenkunst des näheren erörtert. Auch die jüngste Zeit hat darin noch keine Wandlung geschaffen, so viele Keime zum Neuen sich auch in ihrem Schoße regen mögen. Der weitaus begabteste unter den jungrussischen Dichtern, der früh verstorbene Anton Tschechow, war in der Novelle und in der Prosaskizze, die er eine ganze Weile ausschließlich pflegte, der strengste Realist, der zu denken ist, der objektivste Schilderer einer mit medizinischer Schärfe und Unerbittlichkeit beobachteten Wirklichkeit. Wenn es dabei auch ihm nicht gelang, ein dramatisches Kunstwerk im Bühnensinne zustande zu bringen, wenn auch er in all seinen dramatischen Versuchen aus der Ebene des Epos nicht herauskam, so hat das außer mancherlei politischen und sozialen Gründen, die im Zarenreiche bis vor kurzem die freie Entwickelung des Dramas und Theaters unterbanden, seinen Hauptgrund in dem lähmenden Pessimismus, der über den denkenden und führenden Geistern Rußlands lagert. Alle Tschechowschen Menschen, soweit sie über Essen und Trinken hinausdenken, leiden an der schleichenden Krankheit der „Lebensfurcht", höchstens daß sich einmal im Gewande des Traumes und des Trostes die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hervorwagt. Diese müde Schlaffheit und blut-

Digitized by Google

lose Resignation behält wie in dem hier schon früher nach der deutschen Aufführung besprochenen „Onkel Wanja“ so gut das letzte Wort wie in dem Drama „Drei Schwestern“, mit dem uns die russische Truppe jetzt zum erstenmal bekannt machte. (Deutsch von A. Scholz, Verlag Dr. John Edelheim, Berlin W.) In beiden Stücken vermissen wir gleich sehr die fortlaufende dramatisch bewegte Handlung, ihre Stelle nehmen endlose Dialoge und peinlich genaue Schilderungen des Milieus ein. Grau in grau malt sich das Leben all dieser Menschen; unter der täg-

Moskauer Künstlerisches Theater: Tschechows „Drei Schwestern“. Artem als Militärarzt Tschebutykin.

lichen, stündlichen Einwirkung solcher lichtlosen Eintönigkeit muß sich schließlich auch das gesundeste Temperament, der feurigste Idealismus, der entschlossenste Wille langsam zerbröckeln und zermürben. Mögen sich die drei Schwestern Prosorow aus dem Schlamm und Morast des östlichen Provinznestes noch so leidenschaftlich zurücksehnen in ihre schöne Heimatstadt Moskau, die Einzige, die Stadt des Lebens, der Arbeit, der Bildung, des guten Geschmacks — was hilft es ihnen? Sie werden bleiben müssen, wo sie sind, und werden langsam ersticken in dem Sumpf, werden gerade so gedankenlos zu vegetieren lernen wie die anderen, die schon ihren Frieden geschlossen haben mit dem ewigen Klatsch und Tratsch ihrer Umgebung. Was mit dieser Trostlosigkeit der Zustände und Menschen bei Tschechow versöhnt, ist neben der geläuterten Humanität, die aus seiner Betrachtungsweise spricht, vor allem die ernste, unaufdringliche, ganz in ihren Stoff aufgehende Kunst, die all diese verschiedenartigen Individuen zu gestalten und mit markanten und eigenartigen, nicht selten humorvollen Zügen auseinanderzuhalten versteht. Mit diesem großen Künstler hat Rußland den sachlichsten und untrügerischsten Schilderer seiner augenblicklichen Kultur- und Geistesverfassung verloren, nicht aber einen Propheten und Seher, einen Zürner und Erwecker, der die schlummernden Geister aufrüttelt, um sie über den trüben, dumpfen Tag hinaus in eine hellere und tapferere Zukunft zu führen.

Solch ein Protest gegen diese Welt kam von anderer Seite. Nicht aus dem gebildeten russischen Mittelstande, dem der Arzt Tschechow angehörte, sondern von einem, der sich nach einem wirren und wüsten Jugendleben aus den Tiefen der Gesellschaft zu den Intellektuellen heraufgearbeitet hatte. Es ist Alexej Maximowitsch Pjeschkow, der sich nach den Erfahrungen und Eindrücken, die er auf seinem über Schmutz und Qualen gehenden Wege gesammelt hat, Gorki, das heißt der Bittere, nennt. All seine schriftstellerischen Kundgebungen, all seine Skizzen, Novellen und Dramen, sie sind, wie ein Kenner der russischen Literatur treffend gesagt hat, nichts anderes als resolute Forderungen einer „gründlichen Änderung des Fahrplans“. Daher der heiße Atem in seinen Dichtungen, auch dort, wo der Pessimismus seine Asche über die Seelen der Menschen gestreut hat; daher das brennende Mitleid mit den hoffnungslos Enterbten dieser Welt, auch dort, wo er sie ohne alle Schönfärberei in all ihrer Stumpfheit und Vertiertheit getreu nach der Wirklichkeit schildert. Doch vom „Nachtasyl“ und auch von dem jüngsten Gorkischen Drama, den „Kindern der Sonne“, ist hier ja schon so eingehend berichtet worden, daß es überflüssig erscheint, das Wesen und die Form der Gorkischen Kunst noch näher zu charakterisieren. Nur über die Art der Darstellung, die solche unverkünstelten und unverschleierten Schilderungen russischen Volks- und Gesellschaftslebens in Gorkis und Tschechows Dramen bei den russischen Schauspielern finden, muß noch mit ein paar Worten eingegangen werden.

Was zunächst auffällt, ist der völlige Mangel an theatralischem Pathos. Selbst an den Stellen, wo Tschechow seine Menschen einmal aus ihrer Lethargie erwachen und in goldenen Zukunftsphantasien eines mutigeren und stolzeren Daseins schwelgen läßt, wo Gorki aus dem Munde seines Ssatin das wenn auch verworrene, so doch leidenschaftliche Evangelium vom „Menschen“ als dem A und O der Schöpfung verkündet und ihn die Lüge als die „Religion der Knechte und Herren“ schelten, die Wahrheit als die „Gottheit der freien Menschen“ feiern läßt, selbst da überschreitet der Darsteller (Stanislawski) keinen

Moskauer Künstlerisches Theater: Maxim Gorkis „Nachtasyl" (zweiter Akt).
Von links nach rechts: Der Baron (Herr Katschalow), der alte Luka (Herr Moskwin), Ssatin (Herr Stanislawski), Bubnow, Mützenmacher (Herr Luschski).

Augenblick die Grenzen schlichtester Natürlichkeit und bescheidenster Zurückhaltung. Ja, sogar dem „Schauspieler" im „Nachtasyl" (Artem) bleibt es versagt, aus der Tatsache seines früheren Komödiantenberufs Kapital für sich zu schlagen; und wer hofft, daß ein so glänzender Charakteristiker wie Katschalow, der Darsteller des Barons, aus der bekannten Szene im vierten Akt („Keine Ahnung! . . . Keine Ahnung!") auch nur den gelindesten Sondereffekt für sich zu gewinnen sucht, wird sich aufs empfindlichste enttäuscht sehen. So kann während der Aufführung, selbst einem so augenscheinlich intelligenten und überlegenen Künstler wie Stanislawski gegenüber, wohl immer wieder die Meinung in uns erstehen, wir hätten es hier durchweg nur mit mittelmäßigen Schauspielern zu tun, die insgesamt auf ein gleichmäßiges anständiges Niveau zu bringen einem einigermaßen tüchtigen Regisseur nicht schwer fallen könne. Man muß erst wieder in Ruhe die Aufführung als Ganzes, gleichsam von der Vogelperspektive aus, überblicken, um sich der Kunst bewußt zu werden, die alle diese schauspielerischen Kräfte zu einem so einheitlichen, stilvollen Gebilde zusammengeschweißt hat.

Doch ein der russischen Sprache unkundiger Kritiker sollte sich, auch wo er, wie bei den drei modernen Stücken Tschechows und Gorkis, den Wortlaut der Szenen einigermaßen an der deutschen Übertragung verfolgen kann, nicht verleiten lassen, sich zu weit in die Kritik der spezifisch schauspielerischen Leistungen vorzuwagen: die Beurteilung des auf den Gehörsinn gerichteten Teils der Darstellungskunst, wo so feine und flüchtige Kriterien wie Akzent, Rhythmus, Klangfarbe, Zeitmaß, Pausen, alles Diener des Gefühlsausdrucks, entscheiden, müssen wir Deutsche wohl oder übel den Russen überlassen. Dagegen dürfen wir uns wohl berufen fühlen, unser Urteil über den sichtbaren Teil der Darstellung abzugeben, also über die Komparserie, das Figuranten- und Statistenwesen, einschließlich zum Teil der Mimik und des stummen Spiels, sowie über den ganzen äußeren Apparat der Bühne, Dekoration, Ausstattung und Szenenaufbau.

Moskauer Künstlerisches Theater:
Herr Katschalow als Baron im „Nachtasyl".

Digitized by Google

Dies um so mehr, weil unsere von der Aufmerksamkeit auf das Wort entlasteten Sinne dem allen aufs sorgsamste und bis ins kleinste folgen können und weil unsere auf ähnliche Ziele hinarbeitende heimische Bühnenentwickelung unser Verständnis dafür neuerdings außerordentlich geschärft hat.

Da muß denn zunächst mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß unsere gleich nach den ersten Darbietungen der Russen bezeugte Bewunderung für diesen äußeren, sichtbaren Teil ihrer schauspielerischen Leistungen nicht das geringste zurückzunehmen, die Ausdrücke der Anerkennung vielmehr eher noch zu steigern hat. An Zusammenspiel, an Ineinandergreifen der Einzelnen wie der Gruppen, an geschicktem Aufbau der Szene und an Ausschöpfung aller in ihr liegenden darstellerischen Hilfen vermag sich mit der Regie des Moskauer Künstlerischen Theaters keine deutsche Bühne zu messen. Wie die Russen Massen- und Volksszenen formen und lenken, wie verständnisvoll und stilgerecht ihre Statisten an der Belebung und Abstimmung der inneren Handlung mitarbeiten, ohne das Interesse von der geistig führenden Gruppe des Augenblicks abzulenken, davon ist schon in dem ersten Bericht des Aprilheftes die Rede gewesen. Das alles aber wäre nicht möglich, wenn nicht der Regisseur und Hand in Hand mit ihm der Bühnentechniker von vornherein für eine räumliche Gestaltung der Szene gesorgt hätten, die diese Bewegtheit ohne Verletzung der Natürlichkeit gestattet, ja an allen Ecken und Enden befördert. Vielleicht läßt sich dieser Vorzug der russischen Bühnentechnik letzten Endes aus ethnographischen Gründen ableiten. Je kälter das Land, desto wärmer und heimeliger das Haus. Wo wir eine Stube mit allerlei Möbeln und Hausrat zeigen, da zeigt der Russe gleich einen ganzen Komplex von häuslichen Räumen: die Treppe, die Diele, den Vorraum, den Alkoven, den Balkon, ein Hinterzimmer als Speiseraum und endlich das eigentliche Wohnzimmer mit allen möglichen Ruhe-, Plauder- und Arbeitswinkeln. Oder einen Hausgarten mit Bänken, Lauben, Schaukeln, Gewächshäusern, Veranda, Freitreppe, Parkstück usw. Oder einen Redaktions- und Expeditionsraum (in Ibsens „Volksfeind") mit Kassenhäuschen, Pulten, Barrieren, allerlei Sitzgelegenheiten, Stiegen, Leitern und dem Durchblick in einen sich in vollem Betriebe befindenden Druckersaal. Wie hilfreich eine derartige Einteilung und Gliederung des Bühnenraumes der intimen und zugleich natürlichen Belebung der Handlung und damit indirekt des Dialoges entgegenkommt, wird von selbst einleuchten. Da können sich nun ohne jeden sichtlichen Zwang Gruppen zusammenfinden und Gruppen lösen, einzelne sich in den Vordergrund schieben und zurückziehen, so daß bald hier, bald dort ein Gesprächsherd entsteht, auf dem die Flamme der Handlung wandernd sich entzündet. All die harten Wendungen und Übergänge, die sonst so oft die Stimmung zerreißen, werden so mit leichter Mühe ausgeglichen; das Kommen und Gehen der Personen spielt sich weit leichter und behender ab; tote Gruppen werden so gut wie unmöglich gemacht; das lästige Beiseitesprechen, das auch der realistische Bühnendichter manchmal nicht ganz vermeiden kann, vollzieht sich ohne Störung der Illusion. All dies mag man in großen idealistischen Bühnenwerken, die von erhabenen Gedanken regiert werden, für belanglos erachten; in modernen Milieu- und Konversationsstücken behauptet es einen Wert, der nicht unterschätzt werden darf, und es wäre töricht von unseren Bühnenleitungen, wenn sie von dieser Technik des Moskauer Bühnenapparates nicht lernen wollten.

Freilich sollen auch die Gefahren nicht übersehen werden, die aus solcher liebevollen Ausgestaltung des äußeren Bühnenapparates drohen. Was für die ganz aufs Häuslich-Intime gestellten Szenenfolgen aus dem jungrussischen Gegenwartsleben paßt, die sich so gern an Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten hingeben, stößt schon mit dem überall nur die innere Gedankenlinie herausarbeitenden Ibsenstil recht rauh und hart zusammen. Das zeigte die Art, wie die Moskauer den „Volksfeind" gaben. Was wir bei jenen irgendwo einsetzenden und irgendwo aufhörenden Wandelbildern der Alltagswirklichkeit als glückliche Interpretion der zerfließenden Handlung empfinden, all die szenischen und mimischen Auseinanderfaltungen des äußeren Apparats, das empfinden wir bei einem Verstandesdichter wie Ibsen, der seine Stücke mit keinem leeren oder unfruchtbaren Wort belastet, als eine Hemmung der geistigen Schwungkraft. Gern wollen wir den Russen zugeben, daß auch einmal das häusliche Leben, der Familienvater in dem Wahrheits- und Reinlichkeitsfanatiker Stockmann, diesem großen Kinde, betont werden darf; aber was die Russen da alles aus den Intimitäten der vier Wände zeigten, um diese Seite auch ja recht auszuprägen, das ging doch nicht selten schon ins Hausbackene und Philiströse. Auch in der Detailmalerei des Redaktionsaktes mit dem im Hintergrunde sich abspielenden Getriebe der Druckerei wäre weniger mehr gewesen. Völlig überrascht und entsetzt aber ist der deutsche Zuschauer, wenn ihm der vierte, der Versammlungsakt einen fast prunkvollen, grell erleuchteten Saal zeigt und wenn sich die allmähliche Ansammlung des Publikums breit und wohlgefällig im lichten Vordergrund der Bühne abspielt, anstatt sich gedämpft und verdämmernd in der Tiefe nach hinten zu halten, so daß die Phantasie das Dutzend Menschen, das allenfalls in Wahrheit nur auf der Bühne ist, leicht verzehn- und verzwölffachen kann. Wie dann freilich dieses Regiewagnis im einzelnen durchgeführt wird, das ist und bleibt an sich ein Meisterwerk! Wieder muß ich sagen: keine deutsche Bühne würde sich einfallen lassen dürfen, dies Husarenstück den Russen nachzumachen. Keine würde sich's auch einfallen lassen. Dazu steht uns Ibsens antitheatralische

Digitized by Google

Haltung viel zu heilig und unantastbar da. Und nun braucht bei den Russen nur noch die Verletzung des sakrosankten Ibsenschen Textes oder gar die Unterschlagung ganzer wichtiger und entscheidender Szenen hinzuzukommen, und es erhebt sich in dem Deutschen der furor philologicus, der ob solcher Vergewaltigung des germanischen Puritanertums durch Mimenhand Zeter und Mordio schreit. Im Ernst gesprochen: die Moskauer Aufführung des „Volksfeindes" hat uns, so viel Feines, nie zuvor Gesehenes die Titelrolle unter Stanislawskis sicheren Künstlerhänden auch gewinnt, die Grenzen dieser östlichen Darstellungskunst gezeigt: in der geistigen Ausschöpfung einer Gedankendichtung, sobald diese nur mit verwandten Lauten zu uns spricht, sind wir den Slawen trotz all ihrer Anschmiegsamkeit überlegen, und da das Reich unserer Ahnen und Brüder einstweilen noch unendlich weiter und fruchtbarer ist als das Gebiet, welchem sie sich verwandt fühlen dürfen, so wird auch das Szepter der Schauspielkunst für die nächste Zukunft noch in den Händen der Germanen bleiben. Die vielfachen Anregungen, die wir durch das russische Gastspiel gewonnen haben, sollen deshalb nicht um eines Zolles Breite herabgesetzt werden.

* * *

Oft hat uns allen bei den Veranstaltungen dieses Moskauer Gastspiels die Erinnerung an die **Meininger** auf den Lippen geschwebt. Die Russen selbst haben die Anregungen, die sie von dieser folgenreichen Bewegung der deutschen Theatergeschichte empfangen, allzeit dankbar anerkannt, und wenn sie eins der klassischen Meisterdramen der Weltliteratur, etwa Shakespeares „Julius Cäsar", bei uns gespielt hätten, würde dieses freie Gefolgschaftsverhältnis, das mit sklavischer Nachahmung nichts gemein hat, wahrscheinlich noch weit deutlicher hervorgetreten sein. Auch wir wollen dankbar dafür sein, wenn durch die Darbietungen der Moskauer einmal wieder daran gemahnt worden ist, daß die Fortwirkung und Übertragung einer Bewegung, wie sie das Meiningertum darstellt, keineswegs immer eine Entartung zu sein braucht. Die Bezeichnung „Meiningertum" stand eine ganze Weile bei uns etwa in demselben bösen Geruch wie das Schillerdrama und seine epigonenhaften Nachahmer; am liebsten sagten wir gleich wegwerfend und verächtlich „Meiningerei". Und doch haben noch alle neueren und neuesten Reformbestrebungen des deutschen Bühnenwesens bewiesen, daß sie, um vorwärts zu kommen, das Meiningertum als Schrittmacher gar nicht entbehren können. Daß die Zeit mittlerweile eine kritische Auslese auch unter diesen Trauben vorgenommen hat, ist selbstverständlich. Wir sehen heute so gut die Schattenseiten wie die Vorzüge der Meininger. Aber diese überwiegen doch beträchtlich. Ja, manches von dem, was die Meininger anstrebten und ausführten, lernen wir erst heute richtig schätzen. Die Herstellung eines von den Entstellungen einer üblen Bühnentradition gereinigten Textes für die dramatischen Meisterwerke — eine *vor* den Meiningern keineswegs selbstverständliche Forderung — ist uns heute als erstes und oberstes Gebot einer vornehmen Klassikeraufführung in Fleisch und Blut übergegangen; der einheitliche Stil, die straffe, bis ins kleinste und geringste konsequent durchgeführte Zucht der Gesamtregie, die Unterdrückung des eigenwilligen, selbstsüchtigen Virtuosentums, die sorgsame Vorbereitung jeder Aufführung in immer wiederholten, immer wieder nachprüfenden und nachfeilenden Proben — das alles gehört jetzt zum Abc einer guten Regie. Nur mit Hilfe dieser Grundsätze war die Verjüngung zu erreichen, die die lange Zeit hindurch wieder einmal als langweilig verschrienen Bühnenwerke der Klassiker neuerdings gerade auf unseren „modernsten" Bühnen erfahren haben.

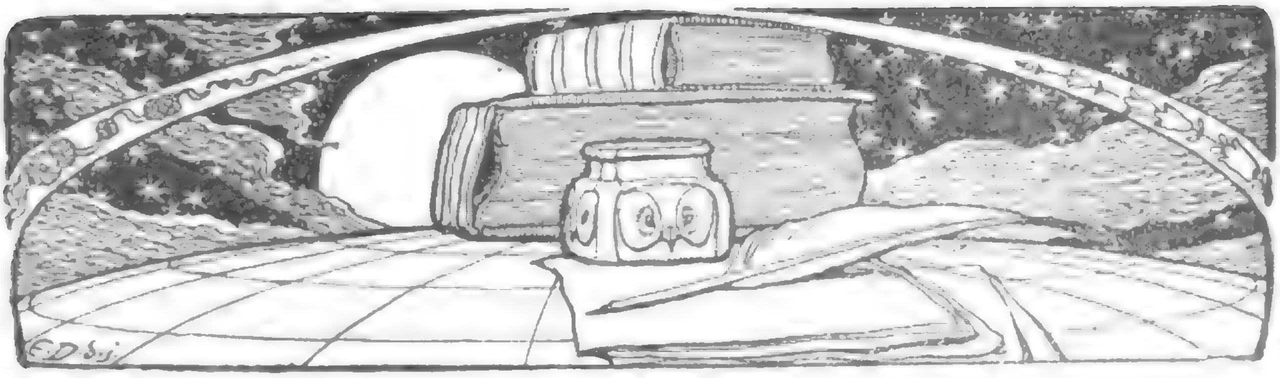
Die eigentliche Bedeutung der Meininger Bühnenreform liegt aber doch noch in etwas anderem, in einem seelischen Moment, das sich mit einem einzigen Schlagwort nur mangelhaft bezeichnen ließe. Um sich zu vergegenwärtigen, wie es vor 1870 mit der Regie auf deutschen Bühnen aussah, muß man an das Bild denken, das uns noch heute etwa die Vorstellung einer zusammengewürfelten Duse- oder Coquelin-Truppe bietet. Abgesehen von dem mit Recht berühmten großen Gast entbehrt alles, was sich um ihn gruppiert: die übrigen Mitglieder, die Comparserie, die Bühnenausstattung und das Zusammenspiel, so gut wie jeder künstlerischen Zucht und Abstimmung; je mehr Bewegungsfreiheit der Virtuose, um dessentwillen ja doch nur alles geschieht, durch das Zurücktreten der anderen gewinnt, desto besser! Ihn zu sehen und zu hören, seine Deklamations- oder Sprechkunst, seine Mimik und seine Gesten zu bewundern, ist man doch nur gekommen ... Genau so verhielt es sich in den Glanzzeiten der Devrient, Dawison, Döring und Haase, der Marie Seebach und Charlotte Wolter. Aber noch etwas Wichtigeres kam in dem schauspielerischen Stil der sechziger Jahre zu kurz: die jedem bedeutenderen Bühnenwerke, insbesondere jedem klassischen Drama eingeborene dichterische Stimmung. Ob man nun das „Käthchen von Heilbronn" oder den „Julius Cäsar" oder die „Journalisten" spielte, im Grunde unterschied die Regie nur zwischen klassisch-historischen Dramen und modernen Konversations- und Gesellschaftsstücken. Dort gab es weite Hallen und hohe Säulen, blanke Schwerter und blitzende Rüstungen; hier konnte man zehn Jahre hintereinander immer wieder denselben kalten Salon mit denselben steifen Sesseln und Ruhebänken begrüßen. Um den eigentümlichen Lokalton eines Geschichtsdramas kümmerte sich die Regie ebensowenig wie um den heimlichen Duft, mit dem die Phantasie des Dichters etwa ein romantisches Märchenstück umhaucht hat. Die ganze Wichtigkeit dieser inneren Regie ging erst den Meiningern auf, und diese stilgerechte individuelle Behandlung eines jeden Bühnenwerkes ist der

Digitized by Google

Herzog Georg II. von Meiningen.
(Mit Genehmigung von Amsler u. Ruthardt in Berlin.)

ruhmreichste und entscheidendste Fortschritt, den sie in unsere Theatergeschichte gebracht haben. Hieran vor allem hat die neueste Epoche unserer Regiekunst nun wieder angeknüpft. Erfolgreich hat sie sich daneben bemüht, die Nachteile und Gefahren des Meiningertums, insbesondere die allzu geflissentliche und peinliche Betonung des Mechanischen und Äußerlichen, wie sie sich namentlich in der historischen Treue der Kostüme, Dekorationen und Requisiten kundtat, zugunsten der Stimmung, der inneren Melodie der Dichtung zurückzudrängen, und eben ist sie dabei, auch dem schauspielerischen Temperament und Genie wieder die Stelle anzuweisen, die ihm die kleine Residenz des Herzogs Georg nicht geben konnte.

Man sieht: ein wenig Spreu für die Winde ist schon dabei, aber doch weit mehr keimkräftiges Fruchtkorn für die Zukunft. Grund genug, in diesen Tagen, da der hohe Herr eben unter der Teilnahme der ganzen gebildeten Theater- und Literaturwelt seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, in pietätvoller Dankbarkeit des Werkes zu gedenken, dem er einst in rüstigeren Jahren ein geradezu idealer, Theorie und Praxis wunderbar vereinender Generalmeister war: Direktor und Dramaturg, Regisseur und Vortragslehrer, Kostümzeichner und Dekorateur, Autorität und Publikum, Kopf und Seele des Ganzen. Wer reformieren will, muß an Haupt und Gliedern reformieren; das erkannte der Herzog im Gegensatz zu vielen unserer die Übelstände gar zu gern nur unten suchenden Intendanten. Deshalb fing er oben, mit sich selber an und griff bald so gründlich und glücklich durch — wobei nicht vergessen sein soll, daß ihm in dem Regisseur Chronegk ein Helfer erstand, der alle Anregungen des obersten Leiters verständnisvoll aufnahm und der dann auch wohl selbständig manches davon weiter ausbaute. So gebührt von den Kränzen, die jetzt dem hohen Herrn gereicht werden, auch seinem Andenken ein frisches, grünes Gewinde dankbarer Erinnerung.



Literarische Rundschau

Literarische Gedenktage

In diesem April regnet es einmal wieder literarische Gedenk- und Jubiläumstage. Nicht weniger als drei davon gelten österreichischen Dichtern und Schriftstellern. Am 2. April jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag Friedrich Halms, am 11. der Anastasius Grüns, am 29. der von Feuchtersleben. Alle drei Gedenktage führen uns in die Kreise des österreichischen Geburtsadels; Grün hieß bekanntlich im bürgerlichen Leben Anton Alexander Graf von Auersperg, Halm gar Eligius Franz Joseph Reichsfreiherr von Münch-Bellinghausen, und auch Ernst von Feuchtersleben, der Mediziner und Popularphilosoph, führte den Freiherrntitel. Jubiläen sollen uns nicht verleiten, den Wert der Gefeierten zu überschätzen; der rechte Sinn jedes Gedenktages ist, sich über die Bedeutung dessen, dem er gilt, für unser gegenwärtiges lebendiges Sein und Streben klar zu werden. Diese Bedeutung ist nun bei Halm und Grün nur sehr bescheiden; ihre Verdienste stehen in der Literaturgeschichte, in der Geschichte des deutschen Theaters und in der Zeitgeschichte ihrer engeren Heimat verzeichnet und haben damit den größten Teil ihres Ruhmes dahin.

Halm hat sich einmal trefflich selbst charakterisiert mit den Worten:

> Verstandeshelle ohne Herzensglut,
> Glut ohne Einsicht sind's, die uns verdammen.

Er steht nicht über seiner Zeit, wie etwa Grillparzer oder Raimund, er ist in ihr und in ihren einander vielfach widersprechenden Strömungen befangen. Viele seiner Trauerspiele sind in der Tat nur „kalkulatorisch genaue Dramatisierungen eines Zeitgedanken". So seine einst viel gerühmte „Griseldis", ein jungdeutscher Vorbote der Frauenemanzipation, so sein einst noch mehr überschätzter „Sohn der Wildnis", in dem der jungdeutsche Protest gegen die Überbildung der Zeit und ihr Eintreten für natürlichere Verhältnisse und rein menschliche Beziehungen durch die Vereinigung des Tektosagenhäuptlings und der zierlich-französischen Bürgerstochter aus Massilia bis zur sentimentalsten Karikatur getrieben wird. Vollends unerträglich für unser heutiges, auf den österreichischen und französischen Schlachtfeldern gestähltes Nationalgefühl ist sein „Fechter von Ravenna". Man braucht nur einmal wieder eine Aufführung dieses schwertrasselnden Gladiatorenspiels zu sehen, um die ganze Kluft zu fühlen, die uns heute von dieser geschminkten Phrase und malerisch drapierten Pose deutschen Vaterlands- und Gemeingefühls trennt. Die Stellung und das Ansehen, die Halm zu seinen Lebtagen im hohen österreichischen Beamtentum und in der literarischen Schätzung seiner Zeitgenossen einnahm, steht zu dem inneren Wert seiner Schöpfungen im krassesten Mißverhältnis. 1867 wurde er sogar Generalintendant der Wiener Hoftheater und verdrängte Heinrich Laube, während Grillparzer sich in grübelnder Einsamkeit verzehrte. Und das, nachdem er drei Jahre zuvor mit seinem „Wildfeuer" auf die unedelsten Instinkte des großen Theaterpublikums, auf Sinnlichkeit und Lüsternheit, natürlich im Gewande verschämtester Keuschheit und holdester Unschuld, spekuliert hatte! Nur in seinen heute zu Unrecht ganz vergessenen Erzählungen blitzt manchmal ein Funke echter Poesie und kräftiger Gestaltungskunst auf. Die drei besten finden sich im vierten Bande der „Ausgewählten Werke" von Friedrich Halm, die Anton Schlossar in einer wohlfeilen, doch gediegenen Ausgabe (mit Einleitungen, Bildnissen und Faksimiles) bei Max Hesse in Leipzig neuerdings herausgegeben hat (Neue Leipziger Klassikerausgaben; vier Bände geb. in einem Band, 2 Mk.).

Ein weit wohltuenderes Gesamtbild bietet uns Leben und Schaffen Anastasius Grüns. Als Dichter wie als Mensch war dieser glänzende Vertreter des liberalen österreichischen Adels ein gleich reiner Charakter, der aus seinen ritterlichen Neigungen kein Hehl zu machen brauchte, denn er kannte nicht bloß die Ansprüche, sondern

Digitized by Google

auch die Pflichten eines wahren Aristokraten. Was er von anderen forderte, das forderte er am ehesten und am strengsten von sich selbst. Auch als Dichter wuchs er dank einer unablässigen Selbsterziehung von einem schöngeistigen Dilettanten zu einem geschmackvollen, formgewandten und anschauungsreichen Künstler empor, wenn er auch niemals die Stärke gewann, einen großen leitenden Gedanken mit Unterdrückung alles bloß schmückenden und verbrämenden Beiwerks bezwingend herauszuarbeiten. Er ist vielmehr der ihn überall umgebenden und lockenden Schönheit dieser Welt eher untertan als überlegen. Am kräftigsten wirken auf den Leser von heute seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und zum Teil auch „Schutt", zwei politische Gedichtsammlungen, die mit ihrer Frische und frohen Zuversicht das aus der jungen Frühlingsnatur entnommene Pseudonym auch innerlich rechtfertigen. Begeistert feierte ihn sein größerer Nachfolger Freiligrath um des Mutes willen, mit dem er „in die Stickluft jener Tage dieses Büchleins kecken Schuß" hineinfeuerte. Alles, was sich dumpf und kulturhemmend damals in der österreichischen Monarchie spreizte, was der freien Entwickelung des Staates und des Volkes wehrte, wurde hier in raschen, kecken Rhythmen, von Anschaulichkeit strotzenden Bildern und kühnen Allegorien verspottet oder an den Pranger gestellt. Gewiß ist vieles davon mehr rhetorisch als poetisch, aber wo hätte die politische Lyrik bisher dieses Tropfens journalistischen Öls entbehren können? Als ein mutiger und charaktervoller Bahnbrecher ist Grün hier die Pfade vorangeschritten, die nach ihm Freiligrath, Herwegh und Gilm gingen, und ohne ihn wäre die ganze politische Lyrik der vierziger Jahre vielleicht undenkbar gewesen, wie er auch, freilich noch ohne jede Spur von jener unseligen Verknöcherung zur Tendenz, mit seiner herzhaften Teilnahme am Sturm und Drang des Tages in vielfacher Beziehung schon das Junge Deutschland vorbereitete. Gern wird ihm auch der Reichsdeutsche von heute, der auf anderem Boden steht und kämpft als er, einen Kranz auf sein fast schon vergessenes Grab legen.

Die leidige Verzagtheit und Hypochondrie, jene Erzfeinde alles tapferen Fortschritts, gegen die dieser echte Edelmann unter den Poeten des Metternichischen Österreich auf politischem Gebiet immer wieder seine Lanze fällte, sie waren es auch, gegen die auf philosophischem Felde und daher mit milderen Waffen sein Heimats- und Altersgenosse Ernst von Feuchtersleben ankämpfte. Erklingt dieser Name heute, so denken wir dabei zunächst wohl an den Verfasser jenes Liedes frommer Entsagung und Bescheidung: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" und dann vielleicht auch an den medizinischen Philosophen und Volkserzieher, der die „Diätetik der Seele" geschrieben hat. Und da hat nun die Zeit einmal wieder einen ihrer stillen, lächelnden Gerechtigkeitsakte vollzogen: jenes Buch, das jetzt fast siebzig Jahre alt ist und über das schon damals, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das junge Deutschland am Steuer der fordernden Zeit saß, gar hochmütig gelächelt wurde, es hat heute in einer schlaffen und kränklichen Zeit wieder eine ungeahnte Gegenwartsbedeutung erhalten. Tausenden ist dies Buch ein Anker und ein Leuchtturm im Wogenschwall des Lebens geworden, Tausenden kann es noch heute ein Halt und eine Richtschnur, ein Stahlbad und ein Heilmittel gegen die Verweichlichung des Gefühls- und Empfindungslebens werden. „Nirgends", sagt Hebbel, der die sämtlichen Werke Feuchterslebens herausgegeben hat und von dem wir die Umrisse zu einer Biographie und Charakteristik des trefflichen Mannes haben (1853), „ist der Weg, den der Mensch durchs Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, so sicher und zugleich so gefällig vorgezeichnet worden wie hier... Die ‚Diätetik der Seele' ist kein moralisches Rezeptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und dies oder das in ihm herstellen, sie behält fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das einzelne siegreichen Widerstand leisten kann." Neben der „Diätetik der Seele", die Hebbel keinen Anstand nahm, dem Vorzüglichsten beizuzählen, was jemals aus der österreichischen Literatur in die deutsche übergegangen ist, ragen vor allem die „Aphorismen" hervor, ja „sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publikationen des Verfassers fortzulaufen". Auch hier erweist sich Feuchtersleben nicht nur als feiner gefühlswarmer Herzenskenner, der große Wert seiner Betrachtungen liegt nicht allein in ihrem tiefen sittlichen Gehalt, sondern vornehmlich in dem Streben, die Entwickelung des sittlichen Charakters im Menschen zu fördern und zu stärken. Hierauf beruht die lebendige Kraft dieser Lebensweisheit, die ihr eine dauernde Wirkung sichert und eine bleibende Bedeutung verleiht. So dürfen wir es mit Freude begrüßen, daß die bisher verstreuten Aphorismen Feuchterslebens jetzt zum erstenmal vereinigt und in guter Auswahl unter den Gesichtspunkten: Charakter, Menschen, Leben, Bildung, Kunst von C. Schroeder zu einem hübschen Bändchen zusammengestellt worden sind (Hannover, Verlag von Otto Tobies; Preis geh. 1 Mk.). Auch wir können das Andenken Feuchterslebens nicht besser feiern, als wenn wir aus dieser Sammlung hier ein paar Stichproben mitteilen:

Was ist Glück? Übereinstimmung eines Charakters mit seinem Schicksale. So kann es von der Natur gegeben, vom Geiste geschaffen werden.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Digitized by Google

Das ganze Leben ist nur ein fortgesetztes Bedürfnis von Menschen zu Menschen: sich zu finden, sich zu verstehen; ja, sie verstehen sich in der stillen tiefsten Meinung ihres Herzens, sie flehen einander schweigend um Erlösung an, und ein ewiger Abgrund tut sich gähnend zwischen ihnen auf.

Religion ist das tiefste und letzte Bedürfnis des hochgebildeten Menschen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und sucht sich dieses Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

Verneinen darf und kann man eigentlich gar niemanden, man muß jeden zu erklären suchen. Und das ist die wahre Kritik.

Kunst ist keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche, sie spricht nicht das forschende, nicht das fühlende Vermögen im Menschen einzig an, sondern den Menschen selbst und ganz. Sie überliefert das Unaussprechliche, selbst unaussprechlich, ein echtes Geheimnis.

Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.

F. D.

Das von so vielen Geheimnissen umschlossene Tibet hat durch die englische Expedition wieder in hervorragendem Grade das Interesse auf sich gezogen. Wir haben über das noch von aller europäischen Kultur abgeschlossene Land neuerdings zwei deutsche Darstellungen erhalten, die beachtet und gelesen zu werden verdienen. In der einen („Tibet und die englische Expedition"; mit zwei Karten, graphischen Darstellungen und acht ganzseitigen farbigen Abbildungen; Halle, Gebauer-Schwetschke; 3 Mk.) schildert Georg Wegener Land und Leute in seiner packenden Darstellungsweise. Die Abbildungen, unter denen auch Lhassa mehrfach vertreten, sind nach Aufnahmen hergestellt, die die Petersburger Geographische Gesellschaft zur Verfügung stellte. Der Verlag hat übrigens, dem besonderen Interesse für West- und Innerasien mit ihren ganz neuen Problemen Rechnung tragend, mit dem Wegenerschen Werke zwei andere seiner Publikationen zu einem Bande vereinigt: Rohrbach, Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens (einzeln Mk. 1.50) und Sven Hedin, Meine letzte Reise durch Innerasien (einzeln Mk. 1.50). Das Ganze wird unter dem Titel „Bis ins Herz Asiens" zum Vorzugspreise von 5 Mk. abgegeben. — „Unter Chinesen und Tibetanern" bewegen sich die Erinnerungen, die A. Genschow, der als Leutnant und Dolmetscheroffizier an der Ostasiatischen Expedition teilgenommen hat, während des Feldzuges und einer sich daranschließenden längeren Reise gesammelt hat (Rostock, C. J. E. Volckmann; geb. 7 Mk.; mit 189 Abbildungen, mit Spezialkarten usw.). Bei seinen weiten und beschwerlichen Ritten ist Genschow übrigens auch, namentlich in China, in Gegenden gedrungen, die sonst so leicht kein europäischer Fuß betritt, und wenn seine zoologischen und botanischen Aufzeichnungen vielleicht manchmal die fachmännischen Kenntnisse vermissen lassen mögen, so bewährt er sich doch als ein guter Beobachter, der besonders über Sitten und Gebräuche viel Neues und Interessantes zu sagen weiß.

Zu unseren Kunstblättern

Karl Bennewitz von Loefen jr., dessen Pastellbild „Cäcilia" wir innerhalb dieses Heftes als farbiges Kunstblatt wiedergeben, gehört einer alten, nicht unberühmten Künstlerfamilie an. Die Leser werden sich erinnern, daß wir im Oktoberheft 1905 (S. 147) von dem älteren Meister gleiches Namens ein Gemälde „Am Vietzinger See" reproduziert haben. Es gehörte der „Ausstellung von Werken deutscher Landschafter" an, mit der die Große Berliner Kunstausstellung von 1905 ihren Räumen einen so vornehmen Schmuck und eine so besondere Anziehungskraft verlieh. Die ungekünstelte, an Fontane erinnernde Ehrlichkeit und Schlichtheit dieses Berliner Meisters war es, was an seinen leider halb der Vergessenheit anheimgefallenen Bildern so erfreute und den Betrachter bei aller Zurückhaltung der Technik so frisch anmutete. Der jüngere Träger des Namens, der am 14. August 1856 in Berlin geborene Sohn des Landschaftsmalers, hat sich dieses Familienerbteils, auch wenn er meistens ganz andere Stoffe wählte, würdig erwiesen. Auch er hat vor der künstlerischen Überlieferung der älteren Generation Ehrfurcht und Achtung genug behalten, um nicht etwa, wie es viele von seinen Altersgenossen unter den Berliner Künstlern taten, schroff mit ihr zu brechen. Neben dem koloristischen Wert eines Gemäldes sind ihm immer auch der darzustellende Gegenstand, die Komposition und die Zeichnung wichtig genug gewesen, ohne daß er dabei auch nur von ferne an jene üble „Düsseldorferei" gestreift hätte, die Idealismus mit Süßlichkeit verwechselte und schon glaubte, malerisch zu wirken, wenn sie ihre Bleistiftzeichnungen mit Farbentupfen illuminierte. Vielmehr hat Bennewitz von Loefen von seinem Vater ein ausgesprochenes Gefühl für Naturstimmungen geerbt und sich durch ernste Schulung an der Natur ein empfindliches Auge und eine sichere Hand für die Wiedergabe delikater Lichtwirkungen anerzogen. Nachdem unser Künstler in Berlin Karl Gussows Malschule durchgemacht hatte, war er eine Zeitlang Schüler des noch heute rüstig und jugendfrisch unter uns schaffenden Düsseldorfer Meisters Eduard von Gebhardt. Unter diesem Lehrer erhielt seine Kunst wahrscheinlich die Richtung auf religiöse oder doch in religiösen

Digitized by Google

Stimmungen wurzelnde Stoffe. Bekannt und berühmt ist namentlich seine Madonna mit dem Jesuskinde auf dem Schoß, eine junge Mutter, die im Freien auf einer Holzbank im Schatten eines Gebüsches sitzt, während die Abenddämmerung sich über die Wiese senkt. Wie Gebhard die Gestalten und Geschehnisse der biblischen Geschichte resolut in die Gegenwart übersetzt hat, so hat hier auch Bennewitz von Loefen die Mutter des Jesuknaben nicht als überirdisches Idealwesen, sondern als eine in ihrem jungen Mutterglück selige Frau aus dem Volke dargestellt, wenn auch an den Bildern insofern noch eine gewisse Halbheit zu bemerken ist, als der Maler nicht auf den Glorienschein für Mutter und Kind und auf einen weit über den Alltag hinausgehenden edel stilisierten Faltenwurf im Gewand der Frau hat verzichten wollen. Auch in dem jetzt hier von uns wiedergegebenen Bilde „Cäcilia“ macht sich eine ähnliche Metempsychose, eine ähnliche seelische Übertragung geltend. Die edle, schlanke Frauengestalt, die da, ganz in ihr Spiel vertieft, den Bogen mit leiser Hand über die Saiten der Geige führt, ist nicht geradezu als die Schutzheilige der Musik aufgefaßt und dargestellt, aber die Blüte ihres seelischen Wesens ist in dieses Porträt einer modernen Frau herübergenommen worden. Die Auffassung ist dabei ebenso fein und adlig wie die Farbengebung gewählt und harmonisch abgestimmt. Der runde Ausschnitt des eigentlichen Gemäldes, der es abschließende Goldrand und die ernste Umrahmung geben dem Blatt außerdem noch eine besondere Würde und Weihe.

Die beiden Landschaftsbilder von Max Fritz, die wir im Rahmen dieses Heftes als farbige Kunstblätter wiedergeben, führen uns in den Spreewald, den sich auch der in Berlin 1849 geborene Künstler inzwischen als Heimat erkoren hat. Fritz ist verhältnismäßig spät zu seinem Malerberufe gekommen, da er ursprünglich für einen anderen bestimmt war und daher auch die erste sachgemäße Unterweisung in seiner Kunst erst in reiferem Alter erhielt. Die tiefste und entscheidendste Anregung empfing er durch den Orientmaler Alexius Geyer und den sächsischen Hofmaler F. W. Wegener, der besonders als Tierzeichner geschätzt war. 1869 ging Fritz nach Nordamerika, wo er sich zuerst selbständig der Malerei widmete; seine späteren Wege führten ihn nach Dresden, München und Berlin. Größere Werke von ihm befinden sich in den königlichen und prinzlichen Schlössern zu Dresden, München, Gotha, sowie in verschiedenen städtischen Museen, in der Ruhmeshalle zu Görlitz und anderswo. 1890 wurde ihm auf der Dresdener Aquarellausstellung das Ehrendiplom zuerteilt. Bald darauf half er die Gesellschaft Deutscher Aquarellisten mitgründen. Schon aus diesen Daten geht hervor, daß er sich als hauptsächlichste und bevorzugteste Technik die des Aquarells erkoren hat. Er verwendet sie namentlich bei seinen Landschaftsbildern, für die er früh mit lebhaftem Eifer die sorgfältigsten Studien nach der Natur gemacht hat, beschränkt sich aber dabei keineswegs auf seine norddeutsche Heimat, sondern verweilt mit kaum geminderter Liebe auch in den Rhein-, Mosel- und Lahngegenden oder geht noch südlicher bis an den Bodensee und an die deutschen Alpen. Doch hat es ihm die Verbindung von Land und Wasser immer ganz besonders angetan. Mühlen und alte, von Fluß oder Bach durchströmte Städtchen, einsame Kapellen, die sich in dem vorüberrauschenden Flusse spiegeln, oder alte verwitterte Schlösser, die von hohem Sitz auf eine weite, blinkende Seefläche herniederschauen, sind von jeher seine Lieblinge gewesen. Auf diesem Pfade wandelt er auch in den beiden hier wiedergegebenen Bildern, an denen neben der feinen Luftstimmung namentlich die lebendige Behandlung des Wassers auffällt. Deutlich erkennt man die Freude des Aquarellisten an den lebhaften Farben der Vegetation und der bunt bemalten Häuser, die ja gerade im Spreewald glücklich jenes eintönige Grau vermeiden, das sonst norddeutsche Landschaften so leicht ins Trübe und Dumpfe herabdämpft.

Auch Margarete Erlers frühlingsduftiger Landschaftsstudie liegt ein Motiv aus dem Spreewald zugrunde. Wir schicken dieses Bild einstweilen als Probe des künstlerischen Schaffens dieser vielseitig begabten Berliner Dame voraus, um im nächsten Heft noch ein paar weitere Blätter folgen zu lassen und dann im Zusammenhange mehr über die Künstlerin zu sagen.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Max Fabian: Berliner Wurstfrau.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Juni 190

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band
Heft 597

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

VI

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn Rolf jetzt an sein früheres Leben zurückdachte, wie er sich von allem zurückgehalten, was sich ihm bot, wie er immer beiseite gestanden hatte — um wieviel reicher, um wieviel siegreicher kam er sich jetzt vor mit seiner neueren Weisheit als Marschroute!

In der Tat, ein äußerer Gewinn war nicht zu verkennen. Wenn er durch Magda mehr und mehr mit dem Bühnenvölkchen vertraut wurde und anschmiegsamen Geistes, wie er war, allmählich ganz wohl in die anfangs ihm so fremde Denkungsart, unter der man hier lebte, sich hineinzufinden verstand, so sah das jedenfalls nach einer Bereicherung aus, auf die er sonst wohl lange hätte warten können. Und der überfreie Ton, der bisweilen in diesem Kreise herrschte, erschien ihm wie eine willkommene Ergänzung der altväterisch-sittsamen, hin und wieder steifleinenen Art, in der das Leben in dem frommen Pfarrhause sich abspielte.

Ja, Rolf war so versessen auf seine neugebackene Weisheit, daß er ihr zuliebe selbst Erfahrungen, die wie Warnungen des Schicksals aussahen, in den Wind schlug, vielleicht sogar in das Gegenteil umkehrte. Dazu gehörte namentlich der Umstand, daß er über Magdas Eltern, auf nur halbes Hinhören, recht üble Dinge zu hören bekam. Ihre eigenen Andeutungen auf jener ersten Abendgesellschaft hatten ihn aufmerksam gemacht, und er brauchte bei einigen Theatergängern unter seinen Kommilitonen, denen gegenüber er gelegentlich nicht ganz ohne Renommisterei seiner Beziehungen zum Brunnemannschen Hause gedachte, nur anzutippen, um sofort einen Haufen besagten Klatsches über die Familie aufgetischt zu erhalten. Mochte dabei auch manche Übertreibung unterlaufen, soviel stand doch sicher fest, daß die Vergangenheit der Mutter nicht ohne Flecken war, und daß, zweifellos das Schlimmere, sie auch nach der Ehe, mit Wissen und Zustimmung des Mannes, mit ihren Gefälligkeiten gegen andere Männer nicht aufgehört hatte. Das Allerbedenklichste war aber wohl, daß einige behaupten konnten, diese laxe Lebensauffassung des Ehepaares habe ihm gar mancherlei äußeren Vorteil eingetragen.

Wie gesagt, Rolfs unverdorbenes Empfinden sträubte sich zuerst instinktiv vor jeder Berührung mit einer solchen allzu weltläufigen Grundsatzlosigkeit. Aber der Wunsch, einen ersehnten Gewinn nicht zu verlieren, war so mächtig, daß er die Erinnerung an Magdas eigene halbe Worte zu diesem Thema

Digitized by Google

und an die ernst-herbe Art, mit der sie davon gesprochen hatte, zu Hilfe bat, um ihr aus der Tatsache, daß sie als Tochter sich solche bedenkliche Nähe ja gefallen lassen müsse, weil sie gar nicht anders könne, eine Art Märtyrerkrone um das blonde Haupt zu flechten. Da er kraft seiner jugendlichen Verliebtheit von ihrer eigenen Unverdorbenheit überzeugt war, wirkte so ein Heiligenscheinchen nur als ein Anreiz mehr, um sich ihr innerlich hinzugeben.

Dafür, daß das auch äußerlich mehr und mehr geschah, sorgte Magda schon selber. Sie sahen sich nicht allzu häufig. Aber doch mehrmals in der Woche suchte er Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen. Da sie ihm gesagt hatte, daß sie täglich in den Nachmittagsstunden zu Hause sei, fand er es bald die einfachste Art, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. In dem oft nicht ordentlich geheizten vorderen Zimmer saßen sie dann um die Dämmerstunde nebeneinander und tauschten ihre Lebenserfahrungen aus. Sie hatte eine sehr offene Art, von ihren Herzensaffären zu berichten, deren Zahl schon eine ganz stattliche war. Aber da sie ohne sonderliche Scheu Anfang und Ende dieser kleinen Begebnisse herzählte, auch wenn sie — nach seiner Auffassung — bisweilen allzu deutlich der führende oder wenigstens veranlassende Teil gewesen war, und zumal da sie auf seine schüchtern, weil mit Befürchtung vorgebrachte Frage, ob sie wohl auch geküßt habe, mit großer Bestimmtheit anzugeben wußte, wann ja und wann nein, so hatte Rolf von Mal zu Mal wachsend das Gefühl einer aufrichtigen Kameradschaftlichkeit, für die er sich mit der gleichen Aufrichtigkeit bedankte. Wenigstens glaubte er diese zu beweisen. Er hatte ja auch nichts zu verbergen. Nur — von Hildegard sprach er niemals, ja, er erwähnte nicht einmal, daß er draußen auf dem Pfarrdorf wohnte. Es war irgend etwas in ihm, was ihn hinderte, hier nur den Namen zu nennen; als müßten das dort und das hier ewig geschiedene Reiche bleiben. Denn im Pfarrhause verriet er natürlich erst recht nichts von den Fesseln, die ihn jetzt öfter als sonst in der Stadt hielten, und ein paarmal hatte er sich sogar bequemen müssen, billige Ausflüchte zu suchen, hinter denen er seine Abwesenheit vor Hildegards harmlosen Fragen verschanzte.

Die Folge davon war aber doch, daß er hinterher doppelt die Empfindung hatte, er müsse etwas gutmachen bei ihr, und daß er mit innig-ehrlichem Gefühl sich Mühe gab, ihr an den Augen abzusehen, was er ihr Liebes antun könnte. Jene hundert kleinen Aufmerksamkeiten, zu denen ein tägliches Zusammenleben Gelegenheit bietet, waren ihm auch ein wirkliches Herzensbedürfnis, und je geringfügiger sie nach außen erschienen, weil sie ja so eingerichtet werden mußten, daß die anderen nichts davon merkten, desto dankbarer empfing sie des Mädchens Seele, als die einzigen erlaubten Zeugen einer Neigung, die mehr und mehr ihr ganzes Herz erfüllte.

Einmal, es war an einem Sonnabend, hatten sie sich verabredet, am nächsten Morgen einen Frühspaziergang durch die Felder zu machen und zuzuschauen, wie die Sonne im Aufgehen das Nebelmeer durchbreche. Der prachtvolle Herbsthimmel der letzten Tage schien auch einen schönen Sonntagmorgen zu versprechen.

Rolf war schon auf sein Zimmer gegangen, hatte aber das Fenster geöffnet und sah in den sternenübersäten Himmel hinauf, als er merkte, daß auch unter ihm das volle Licht des Fensters sich auf das Pflaster ergoß. Er beugte sich vor und rief leise Hildegards Namen. Da streckte auch sie ein wenig den glatten blonden Scheitel vor und fragte zu ihm hinauf: „Sehen Sie sich auch noch die Sterne an?"

„Ja!" entgegnete er.

„Glauben Sie, daß das alles gestorbene Seelen sind?" fuhr sie fort, und er merkte an ihrem Schattenbild, wie sie sich mit erhobenen Armen an das Fensterkreuz lehnte.

„Gestorbene Seelen?" fragte er gedehnt.

„Ja. Es wäre wenigstens so schön, es zu denken. Man möchte doch so gern irgendwo den suchen, den man verloren hat."

„Suchen Sie nur die Gestorbenen dort oben?"

Sie dachte ein Weilchen nach. „Nein. Sie haben recht, jeden, den man verloren hat," versetzte sie dann. „Ich hatte einmal eine Freundin; als sie mir untreu wurde,

Digitized by Google

hab' ich noch nach Jahren da oben mit ihr gesprochen."

„Mir scheint, man kann noch weiter gehen —" sagte er nach einer Pause; „jeden, den man nicht hat, sucht man da oben."

„Ja — vielleicht auch jeden," entgegnete sie schüchtern.

Dann schwiegen beide eine Weile. In jedem mochte die Frage zittern: Denkst du auch an mich, wenn du da hinaufschaust?

„Es wird Ihnen kalt da unten, nicht wahr?" begann er wieder.

„Ach nein, ich hab' ein Tuch um. Und ich hab' auch schon meine Haare aufgelöst, die wärmen mich."

„Ach wirklich! Zeigen Sie's doch mal, bitte!"

„Nein."

„Bitte!"

„Ach nein!"

„Ich möchte bloß sehen, wie es aussieht."

„Nein, ich darf doch nicht."

„Und wenn ich Sie recht recht sehr bitte ...?"

„Es schickt sich doch nicht."

„Warum denn nur nicht?"

Sie zögerte. „Ja, das weiß ich auch nicht."

„Nun also ...?"

„Aber nur ganz kurz ..."

„So kurz Sie wollen ..."

Und nun tauchte sie ihren Kopf im Lichtschein der Stube ganz zum Fenster hinaus und sah einen Augenblick zu ihm hinauf; dabei fielen ihr die blonden Haare seitlich hinab, und er schickte einen Kuß zu ihnen hinunter.

„Haben Sie was sehen können?" fragte sie unschuldig wieder im Fenster.

„Ja! Viel! Es sah so hübsch aus. Wissen Sie, wie ...?"

„Nun?"

„Wie Ihr Wort damals klang — Ihr Gesicht war so lieblich eingemollt in die blonden Haare ... So süß war's ..."

„Es wird aber jetzt wirklich kalt," meinte sie abwehrend.

„Also auf morgen! Werden Sie auch aufwachen?"

„Hoffentlich — eine Uhr habe ich freilich nicht."

„Darf ich Ihnen meine geben?"

„Ach nein! nein!" sagte sie hastig. „Kommen Sie nicht mehr!"

„Ich schicke sie Ihnen herunter — warten Sie!"

Nun ging er ins Zimmer zurück, suchte einen Bindfaden, band seine Uhr daran und ließ sie hinunter. Der Faden reichte gerade so weit, daß sie mit ausgestrecktem Arme die Uhr erlangen konnte. Er legte es darauf an, daß sie längere Zeit danach greifen mußte, und sie lachte über seine Mutwilligkeit.

„Behandeln Sie mein Herz gut!" rief er ihr noch zu, als sie schon das Fenster schließen wollte. —

Als sie sich am nächsten Morgen zur festgesetzten Stunde im Garten entgegentraten, mußten sie beide lachen. Die Welt war nämlich mit dicken, dichten Nebeln erfüllt, so daß man kaum zehn Schritt weit sehen konnte. Aber beide hatten sich doch marschfertig angezogen.

„Was machen wir nun? Ins Freie zu gehen, hat ja gar keinen Sinn heut'," meinte sie.

„Ja, was machen wir?" wiederholte er.

Dabei hatten sie schon langsamen Schrittes den Weg nach der Tiefe des Gartens aufgenommen.

„Wie lange wir schon nicht so gegangen sind!" begann sie plötzlich, stehen bleibend. „Wissen Sie noch — im Juni?"

Rolf bemühte sich, ein paar verspätete Georginen aufzurichten, deren Köpfe erfroren herniederhingen. „Ja, wie schnell die Zeit geht!" sagte er aufschauend. „Ich lebe bei Ihnen wie im Traume."

„Wissen Sie noch, an Käthchens Grab ..." fuhr sie lebhafter fort; „ich glaube, damals hab' ich zuerst Vertrauen zu Ihnen gefaßt!"

„Wirklich? Wie lieb von Ihnen! Wir wollen wieder dorthin gehen, ja?"

Sie nickte, und sie schritten durch den dichten Nebel über den Friedhof. Als sie an der Kirche vorüberkamen, fanden sie die Turmtür seltsamerweise offen. Rolf schaute in die Vorhalle hinein und sprach dann zu ihr zurück: „Wir sollten dem Wetter ein Schnippchen schlagen und auf den Turm steigen; oben ist es oft ganz blau, und wir haben die herrlichste Aussicht, wenn auch nur in den Himmel."

Digitized by Google

Sie zögerte noch und meinte, es sei doch eigentlich unvernünftig, aber er ermunterte sie, indem er entgegnete, man dürfe nicht immer nur das Vernünftigste tun, und so fügte sie sich.

Es war wirklich so, wie er gesagt hatte. Die Spitze des Turmes lag ganz im Blauen, und aus den oberen Schallöchern des Glockenstuhles, durch die eisigkalt die Morgenluft hereindrang, sahen sie auf den wallenden Nebel herab.

Rolf schaute sich interessiert in dem quadratischen Raume um, der nur einen schmalen bretternen Umgang hatte — in der Mitte über der Tiefe hingen die Glocken. Er beugte sich vor, um die Inschrift zu lesen, die in den Rand der größeren eingegossen war.

„Excelsior vitæ propitius," buchstabierte er rund herumgehend, und sich aufrichtend, setzte er hinzu: „Wie hübsch!"

Hildegard, die jetzt drüben vor der Schalluke stand, legte den Kopf gegen den eindringenden Wind und sagte hinüber: „Ja, ich kenne es!"

„Und wie übersetzen Sie's?" fragte er, indem er ihr prüfend in die Augen sah.

„Nun, ich denke doch: Höher hinauf, und du kommst dem Leben näher!" versetzte sie. „Der Mensch soll streben, damit er das ewige Leben erlangt."

„Oder umgekehrt," fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

„Wie umgekehrt?"

„Sie werden ganz recht haben, daß da auf der Glocke zunächst das ewige Leben gemeint ist," sagte er, „zu dem uns der Glaube und sein Sinnbild hier, die Glocke, erhebt. Aber solche alten Sprüche sind oft wie alte Münzen, sie haben auch eine Kehrseite."

Hildegard war ein paar Schritte näher getreten. „Wie meinen Sie das?" fragte sie aufmerksam.

„Sehr einfach, es kann auch heißen: ‚Vitæ propitius — excelsior!' Wo der Anfang ist, weiß man ja nie bei den großen Buchstaben, und ein Punkt ist auch nicht da. Dann heißt es also: ‚Komme dem Leben näher, und du kommst höher hinauf'."

„Aber das ist doch ganz dasselbe," meinte sie lächelnd.

„Vielleicht, wenn Sie's wieder vom ewigen Leben verstehen; aber — wenn Sie das alltägliche dafür setzen ...?"

Sie dachte ein wenig nach; dann schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „Das ist mir fremd."

Er trat dicht neben sie, legte, als wolle er seiner Überzeugungskraft äußeren Ausdruck verleihen, seine Hand auf die ihre, die auf dem Geländer ruhte, und versetzte: „Nein — Sie müssen mich begreifen, Hildegard!" Er nannte sie zum allerersten Male so, einfach beim Vornamen. „Wer dem Leben näher kommt, wer es in seinem Wesen, seinem eigentlichen, wirklichen Sinne zu erfassen weiß, der wird seelisch und geistig gefördert, der erhebt sich über das Leben, der ist nicht mehr Sklave, sondern Herr des Lebens."

„Jetzt versteh' ich," meinte sie mit nachdenklichem Kopfnicken: „aber es wird schwer sein, zu wissen, was das eigentliche, das wirkliche Leben ist."

„Das wirklichste ist das leibhaftigste," versetzt er überzeugt, „das, was rund um uns herum ist, in das wir von Gott nun einmal hineingesetzt sind; das sollen wir erfassen, so groß und vielgestaltig es ist, und mit allen Organen, die uns der Schöpfer dazu gegeben hat!"

Und nachdem er diese Weisheit losgelassen, dachte er darüber nach, ob auch für eine Natur, die so organisiert war wie sein Gegenüber, solche Philosophie noch die richtige war, noch überhaupt eine Bedeutung haben konnte. Es ward ihm nicht ganz leicht, in sich noch ein Ja auf diese Frage zu finden.

Eine Weile sahen sie nun sinnend und schweigend in die Tiefe, die dunkel und unkenntlich sich vor ihren Füßen öffnete; über ihnen pfiff mit scharfem Stoße der Wind durchs Gemäuer.

Endlich fand Rolf zuerst die Sprache wieder. Er richtete sich auf und sagte: „Sehen Sie, wie wir nun belohnt sind für unsere ‚Unvernunft'. Wir haben einen hübschen Spruch für ein Menschenleben bekommen und werden um seinetwillen diese Stunde nie vergessen können. Sie auch nicht, nicht wahr, Hildegard?"

Zum zweitenmal redete er sie absichtlich so vertraut an.

Digitized by Google

Sie schien es kaum zu bemerken, ihre Augen hafteten noch auf der Tiefe, aber sie nickte bestätigend wiederholt vor sich hin.

„Wir sollten überhaupt öfters Handlungen vornehmen,“ fuhr er fort, „die nur sinnbildliche Bedeutung für unser Leben haben, keine andere. Wir würden uns dann öfter und leichter über diese triviale und öde Gebundenheit des Alltags erheben können.“

Und da sie bei diesen Worten fragend ihre Augen in sein Gesicht richtete, setzte er hinzu: „Ich gestehe offen, daß ich ein wenig solche Absicht hatte, als ich hier eintrat. Ich wollte mit Ihnen — in den Himmel, einfach in den Himmel!“

Das Wort oder vielleicht sein Ausdruck, der alles Glück seiner Seele widerspiegelte, erschreckte sie geradezu. Er sah es ihren Augen an und fuhr ablenkend mit einer gewissen Redseligkeit fort: „In manchen Formen ist es ja auch schon gang und gäbe geworden. Zum Beispiel das Ringewechseln; nicht wahr, wer sich nicht ohne das gebunden fühlt …? Und doch ist's uns Bedürfnis, solche Formen zu haben.“

Ihr kam ein leises Lächeln.

„Warum lachen Sie jetzt?“ unterbrach er sich.

„Weil Sie gestern auch schon so was getan haben,“ versetzte sie mit schalkhafter Miene.

„Ringe gewechselt?“

„Nein! Aber ganz was Ähnliches!“

Er sann nach.

„Wissen Sie nicht?“ fuhr sie fort. „Nachts am Fenster.“

Jetzt kam ihm die Erinnerung: „Daß ich Ihnen meine Uhr anvertraute?“

„Ja — und was Sie dazu sagten. Das war doch auch so was, nicht?“

„Sicher — nun und — wie haben Sie's behandelt?“

Sie hatte währenddessen in ihr Jäckchen gegriffen und seine Uhr hervorgeholt. Mit ausgestreckter Hand sie ihm hinhaltend, sagte sie dazu: „Sehen Sie nach — da ist es!“

Er nahm Hand und Uhr zugleich in seine Rechte. „Es trägt noch Ihre Wärme,“ sagte er befriedigt, „und — hat es laut gepocht?“

Sie nickte.

„Wie ein richtiges Herz?“

Sie nickte wieder.

„Auch so unruhig wie meins?“

Dazu konnte sie natürlich nur die Achseln zucken.

„Und hat's Sie ein klein wenig an mich erinnert …?“

Er drückte jetzt ihre Hand gegen seine Brust — sie aber wich vor seiner Berührung zurück und suchte Halt an dem Gemäuer hinter ihr. Dicht neben ihr war die Turmecke förmlich übersät mit altersgrauen Spinnennetzen. Er wollte verhindern, daß diese blonde Jugend in das alte Gespinst hineingerate, und zog sie heftig zu sich herüber — sie taumelte fast, so unvermutet war der Ruck gewesen, und ihre Schulter ruhte einen kurzen Augenblick an der seinen. Aber der Blick, mit dem sie ihn dabei ansah, war so voll ängstlichen Hilfeflehens, daß er der stummen Bitte nicht widerstehen konnte und sie sofort freigab. Nur ihre Hand behielt er noch in der seinen, zog sie empor und preßte sie lange gegen sein Herz.

Nach einer Weile waren sie auf dem Abstieg. Auf halber Höhe schienen Hildegard die Füße zu versagen. Sie mußte sich in einer Mauerluke niedersetzen und stützte den Kopf in die Hände.

Er stand schon ein paar Stufen tiefer, sah sie eine ganze Weile mitleidig an und sprach dann leise zu ihr hinauf: „Hab' ich Sie verletzt?“

Sie verneinte stumm.

„Oder sind Sie mir böse?“

„Nein,“ sagte sie schon hörbar.

„Aber was haben Sie denn? Sind Sie mir gar nicht gut, Hildegard?“

Noch ein paar Augenblicke saß sie so vornübergebeugt — dann hob sie den Kopf und sagte mit einem leisen Lächeln und so halb Wehmut, halb Glückseligkeit im Blick: „Ich spreche so gern mit Ihnen. Keiner spricht sonst so mit mir. Die Großen behandeln mich immer wie ein Kind — keiner sagt mir etwas …“

„Desto mehr wollen wir miteinander sprechen, nicht wahr?“ versetzte er warm; „aber ich darf dafür auch immer so zu Ihnen sagen wie heute?“

Jetzt zum erstenmal sah sie ihm frei und glücklich in die Augen.

„Ja!“

„Immer ohne …?“

Digitized by Google

„Ja ohne!“ wiederholte sie.

„Und Sie auch?“

„Ich auch!“

„Abgemacht!“

Und ihre Hände schlossen sich innig umeinander. —

Es war eine Teufelei, aber es muß gesagt werden, daß Rolf in ihren Krallen war, als er am nächsten Nachmittag bei Magda klingelte. Er kam in der bewußten Absicht, Magda an sich zu reißen, wie er es gestern mit Hildegard versucht hatte. Sie öffnete ihm selbst, und schon in dem dunklen Hausflur war es ihm eine Wohltat, ihr so nahe als möglich zu kommen.

Als sie dann auf ihren angestammten Sitzen saßen, reizte ihn plötzlich eine seltsame Wißbegier, das Thema von gestern mit ihr zu behandeln. Er griff nach ihrer Hand, und indem er sie flach über die seine legte und streichelte, sagte er: „Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte mal mit Ihnen auf einen Turm steigen — im Nebel meinetwegen — bloß um zu steigen — aus reiner Unvernunft.“

„Tut nichts — ich liebe das Unvernünftige,“ unterbrach sie ihn mit munterem Ton, „da steckt oft so viel inneres Leben drin!“

„Nicht wahr? Gerade so mein' ich's,“ bestätigte er lebhaft; „und wenn wir oben wären ...“

„Über der Welt ...“ schaltete sie ein.

„Ja, über den Menschen, dann hinge da vielleicht eine Glocke, auf der geschrieben stände: Excelsior — vitæ propitius!“

„Was heißt das? Ich kann nicht Lateinisch,“ versetzte sie kurz und zog ihre Hand zurück.

Er hatte die Empfindung, daß das Gespräch sie zu ärgern beginne. „Das möcht' ich eben von Ihnen wissen!“ antwortete er. „Wörtlich: Höher hinauf, dem Leben näher.“

„Das find' ich dumm,“ platzte sie heraus. „Die Verstiegenen haben das Leben doch sicher nicht!“

„Sondern?“ ergänzte er erwartungsvoll.

„Sondern, die's Leben beim Schopfe fassen und küssen, die ...“

„Die ...?“ wiederholte er. Er war aufgesprungen jetzt und sah sie durch das Dämmerlicht, das noch von draußen hereinfiel, eindringlich an. Die kleine Person war ihm jetzt wie ein Orakel geworden — so hing er an ihren Lippen.

„Die erheben sich über die anderen — denn sie sind die Klügeren, die Tauglicheren,“ vollendete sie ihren Satz.

„Ja, ja,“ bestätigte er lebhaft.

Die Gedankenspielerei, die er hier trieb, ergötzte ihn so, daß ihm das Herz ganz laut pochte. Er mußte ein paar Sekunden die Hand darauf legen. Der geheime Zug des Einverständnisses ohne Worte, den er so plötzlich zwischen sich und dem reizvollen Wesen da vor ihm zu entdecken vermeinte, schien seine Seele ihr völlig zu überantworten.

Dazu sprachen die lebensprühenden Augen in dem traumhaft weichen Antlitz, der ihm ein wenig fremdartige, weil theatermäßig bewußte Zug ihres Gebarens, der jede Bewegung auf einen wohlgefälligen Anblick zu berechnen schien, und nicht zum wenigsten der Reiz ihrer modischen Kleidung sehr vernehmlich zu seinen unverbrauchten Sinnen. Er fühlte, daß seine Instinkte keinen Widerstand mehr leisteten, und er sah keine Veranlassung, sie von irgendwoher korrigieren zu lassen.

Er trat also dicht vor sie hin, so daß er ihre Knie berührte, ergriff ihre beiden Hände, und sich leicht zu ihr hinabneigend, fragte er, gewissermaßen begehrend, in ihre Augen hinein: „Wie sieht wohl das Leben aus? ... So wie du, Magda?“

Sie erwiderte seinen Händedruck. „Ja!“ versetzte sie mit leuchtenden, fast lauernden Blicken.

„Darf ich auch das Leben beim Schopfe fassen?“

„Tu's doch!“

„Und küssen?“

„Wenn du Mut hast ...“

Und da hatte er sie auch schon zu sich emporgerissen, preßte in aufwallender, rasender Leidenschaft seine Brust gegen die ihre und suchte ihren Mund.

Als er von diesem Besuche unter einem sternklaren Abendhimmel auf der ihm nun schon so wohlbekannten Chaussee heimwärts schritt, zuerst wie in einer Wolke von Seligkeit getragen, noch umweht von dem Hauch ihrer duftenden Nähe und ihre heißen Küsse auf seinen Lippen fühlend, hatte er plötzlich

Digitized by Google

eine seltsame Anwandlung. Er sah sich auf einmal wie ein Untersuchungsobjekt in einer Retorte und hörte jemanden, der dabei stand, sein Wesen und Tun beschreiben. Die Vorstellung war ihm so widerwärtig, daß er sich mit der Hand übers Gesicht fuhr und ganz laut: „Weg! weg!“ in die Abendluft rief. Dann setzte er sich auf einen Steinhaufen am Wege nieder, richtete seine noch immer vor Erregung brennenden Augen in die nachtschwarze Ferne und sann nach. Es mußten nicht ganz leichte Gedanken sein, die ihm durch den Sinn gingen. Denn ein paarmal schlug er wie ärgerlich mit seinem Schirm gegen die Steine neben ihm, sprang auf und setzte sich wieder, und mehrmals seufzte er so recht aus Herzensgrunde, als hätte er innerlich schwere Last zu tragen. Endlich riß er sich aus seinen Träumen empor und schritt weiter, aber seine Gedanken ließen ihn nicht mehr und verfolgten ihn — wie Furien den Orest, empfand er vor sich selbst.

Was war er denn nur für ein ausgesuchtes Scheusal, daß er wider alle Natur es fertig bekam, zwei Wesen zu gleicher Zeit zu lieben und die eine gewissermaßen immer mit der anderen zu betrügen? Wie kam so etwas? Worin hatte er denn nur gefehlt?

Hätte er etwa dem Leben sich widersetzen sollen, das sich also mühelos ihm dargeboten hatte? Er hatte nicht einmal die Hand danach auszustrecken brauchen — bis auf Leibesnähe war es ihm entgegengekommen. Es hatte so laut und vernehmlich an seine Tür gepocht und gerufen: Ich bin da, das Leben! Das leibhaftige Leben! Tu mir auf! Hätte er davor die Tür verriegeln sollen? Nein! Das hätte er nicht! Das wäre erst recht wider die Natur gewesen. Dazu war der Mensch doch nicht in die Welt gesetzt, um neben dem Leben herzulaufen. Er wollte keiner von den Schwachen sein, die nicht den Mut hatten und nicht Kraft genug, danach zu fassen. Sein Herz war nun einmal so geartet. Mochte der Schöpfer dafür verantwortlich gemacht werden, nicht er!

* *
*

Und es ging. Es ging immer wieder. Viele Monate lang. Rolf führte sein Doppelleben weiter. Und wenn er sich noch so ehrlich befragte, immer von neuem fand er in sich die Möglichkeit vor, das eine mit dem anderen zu vereinen. Er war eben ganz in der Hand dessen, was er das Leben nannte; er beruhigte sich dabei und kam nicht einmal auf den Gedanken, daß auch er ein Wort dabei mitzureden habe, er, der Rolf Runge, der sonst doch immer seinen eigenen Willen, seine eigene Einsicht hatte, nach denen er handeln konnte, wie es ihm beliebte. Aber die Mächte des inneren Lebens schliefen jetzt — und das äußere allein, dem er sich so mit Kopf und Kragen überantwortet hatte, diktierte ihm: hier gehst du hin und da gehst du hin, und er war des äußeren Lebens gehorsamer Schüler und Diener.

An einem schmutzig-trüben Winternachmittag, der schon um frühe Stunde die ganze Stadt wie mit grauen Tüchern umhüllte, war Rolf auf dem Wege nach dem wohlbekannten Haus in der Schützenstraße, als er nicht weit von diesem zwei Männer in modischen Winterpaletots vor sich herschreiten sah. Kurz bevor er an ihnen vorübergehen wollte, erkannte er den Intriganten und den Wollwarenhändler, mit denen er am Abend nach der Faustaufführung zusammengetroffen war. Er blieb nun ein wenig zurück, ihm stieg der Gedanke auf, sie könnten ebendahin wollen, wohin er strebte. Richtig — sie traten dort in die Haustür, und einige Minuten später wurde es im Vorderzimmer hell. Rolf schritt nun auf der gegenüberliegenden Straßenseite hin und her, er wollte abwarten, bis die beiden gingen. Die zunehmende Dunkelheit beschützte ihn, er konnte nach Belieben stehen bleiben und sich auf die Fußspitzen stellen. Aber es nützte nicht viel. Die ein paar Fuß über Menschenhöhe erhabenen Fenster machten es unmöglich, die Stube zu übersehen. Man konnte nur hin und wieder den Oberteil von Köpfen gewahren, die sich in der Nähe des Sofaplatzes bewegten. Aber es war für Rolf eine schmerzliche Vorstellung, daß einer von denen jetzt da an seinem Platze sitzen, vielleicht ihre Hand fassen durfte, wie er sonst. Der Gedanke peinigte ihn allmählich so stark, daß er sich losriß und davonging. Aber an der Straßenecke kehrte er um. Er hatte sich eines Besseren besonnen-

Digitized by Google

nen. Da war er ja wieder drauf und dran, vor dem Leben, das auf seinem Wege lag, auszureißen. Das durfte er nicht mehr. Also zurück — und mutig ihm entgegen, was es auch bringen mochte!

Als er eintrat, war er doch ein wenig überrascht. Schon das Dienstmädchen im Hausflur hatte eine gewisse Unsicherheit verraten, ob sie ihn einlassen sollte. Aber pochend auf sein hier angestammtes Recht, war er ohne weiteres nach kurzem Klopfen eingetreten. Der Wollwarenhändler saß behaglich in der Sofaecke, neben ihm, auf „seinem" Sessel, saß Magda und auf ihrer anderen Seite der Intrigant — alle drei rauchten Zigaretten. Zwischen ihnen aber auf dem Tische standen halbgefüllte Gläser und zwei Champagnerflaschen. Auch ein Bündel gelber Rosen und ein paar riesige wachsfarbene Äpfel lagen da, die mit den blinkenden Gläsern und Flaschen und einem in langer Flamme brennenden Licht, zusammengehalten gewissermaßen durch die Trübung des Zigarettenrauchs, sich zu einem anmutigen Stilleben vereinigten.

Sie waren doch erstaunt, die drei, sich dem unerwarteten Gast gegenüber zu sehen, der wie ein zürnender Engel des Paradieses plötzlich vor ihnen stand, als wolle er sie aus ihrem gemütlichen Winkelchen vertreiben. Rolf wenigstens hatte in seinem Innern ein starkes Gelüste danach, und seine Augen mußten wohl einiges davon verraten. Gelächter und Unterhaltung stockten im Augenblick.

Magda fand zuerst ihre Fassung wieder. Mit ausgestreckten Händen ging sie Rolf entgegen und zog den Widerwilligen in den munteren Kreis. Er mußte dann mittun und gab sich auch Mühe, äußerlich wenigstens seinem Mißvergnügen nicht Ausdruck zu geben. Aber die kluge Schauspielerin forschte doch so angelegentlich in seinen heute versteckten Zügen, daß sie wohl bemerkte, wie sein Blick sie ständig vermied. Ob das nun bloß ihre Eitelkeit verletzte oder wirklich ihre Seele beunruhigte, die Rolf sich aufrichtig zugetan glaubte — genug, sie stellte bald ein Manöver an, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Sie ließ sich nämlich die Zeit sagen, sprang dann plötzlich auf und erklärte, es sei also höchste Eile, daß sie dem Vater die Korrekturen auf die Redaktion nachsende; er habe ihr das aufgetragen, falls er nicht zeitig zurückkehre. Damit verschwand sie nach dem Hinterzimmer. Die beiden Fremden ergingen sich noch in Ausbrüchen des Entzückens über Magdas liebenswürdiges und schalkhaftes Wesen, als nach ein paar Minuten Rolf mit einem zweimaligen langgezogenen „Herr Doktor" nach hinten gerufen wurde. Zuerst zögerte er, dem Sirenenruf Folge zu leisten. Als aber der zweite kam und Magda hinzufügte: „Sie sollen mir helfen", da konnte er nicht widerstehen und ging.

Sie stand am Tische in der nur von einem Licht erhellten hinteren Stube und wartete auf ihn, indem sie, rückwärts geneigt, aufmerksam in den dunklen Zwischenraum spähte, durch den er kommen mußte.

Er sah sie absichtlich nicht an, als er herantrat und fragte: „Womit kann ich helfen?" Dabei suchten seine Augen schon auf dem Tische nach den Drucksachen, von denen sie gesprochen.

„Das war ja natürlich gelogen," sagte sie rasch, indem sie sich ihm näherte; „ich wollte dich nur allein sprechen."

Er erwiderte mit einem recht gleichgültigen „So?" und ließ seinen Blick durch die halbdunkle Stube schweifen.

Das machte sie ungeduldig. Sie zerrte ihn an der Hand und fragte halblaut: „Du bist mir böse? — Ja!"

Sie hatte ja selbst schon ihre Frage beantwortet, er konnte also schweigen.

„Du — warum?"

Er antwortete noch immer nicht.

„Du sollst mir sagen, warum?" widerholte sie. „Weil ich mit denen da scherze? Laß mich doch! Es ist ja nur Scherz — das wissen sie auch. Ernst mein' ich's ja doch nur mit dir!"

Damit hatte sie seinen Nacken heftig zwischen ihre Hände genommen und zu sich herabgebeugt, so daß er sie küssen konnte. Er erhob den Kopf sofort wieder und vermied noch immer ihren Blick. Nun aber riß ihr die Geduld.

„Du sollst mich endlich ansehen, du ...!" rief sie, und ihre an seine beiden Arme gelegten Hände kniffen ihn jetzt, so daß es ihm weh tat. Nun erfüllte er ihr Verlangen.

Digitized by Google

Er sah in dem hin und her zitternden Lichte die heute ganz dunkel leuchtenden Augen und die blonden Haare, über deren Wellenlinien die Glanzlichter hinhuschten, so nahe vor seinen Blicken, daß aller Widerstand schmolz und sein Ingrimm einem schmerzlichen Ausdruck Platz machte, weil ein so reizvolles Geschöpf, das er verehrte, ihn so zu kränken vermochte. Sie fühlte, daß sie gewonnenes Spiel hatte, und fuhr schmeichelnd fort: „Ich hab' dir doch gesagt, ich will nicht so ein Duckmäuser sein! ich will das Leben beim Schopfe fassen, und du hast mir ganz zugestimmt damals. Was ärgert dich also eigentlich, da du doch weißt, daß ich dir gut bin?"

In diesem Augenblick wurde mit vier Fäusten gegen die Tür geklopft, die aus dem dunklen Alkoven nach vorn führte, und die beiden dort riefen dazu allerlei Worte, die man hinten nicht verstehen konnte.

„Siehst du — sie haben Respekt vor mir!" sagte sie mit einem Stolz, der ihm nicht ganz verständlich erschien. „Sie wissen ganz genau, daß hinter der Tür da mein Bett steht — deshalb wagen sie nicht einzutreten."

Als aber gleich darauf wieder geklopft wurde und der Wollwarenhändler vernehmlich rief: „Wir gehen jetzt!" da zog sie es doch vor, das Licht zu löschen, indem sie dabei lustig und frech nach vorn rief: „Geht nur!"

Dann aber, im Dunkeln an ihn geschmiegt — diesmal jedoch war er es, der die Hände nach ihr ausstreckte —, fuhr sie nach seinem Ohre hin munter fort: „Siehst du, so etwas macht mir nun Spaß! Daß die da vorn auf meine Küsse brennen, und du bekommst sie hier heimlich im Dunkeln." Und Rolf nahm jetzt mutig, was er bekommen sollte.

Als sie eine halbe Minute später zusammen in den Salon traten, war das Erstaunen an ihnen beiden. Das Zimmer war leer — sonst stand und lag alles, wie sie es verlassen — nur die gelben Rosen waren sämtlich dicht hinter den Köpfen geknickt. Magda öffnete die Entreetür — Hüte und Mäntel waren verschwunden; sie rief nach dem Mädchen, auch die war fort.

„Wie findest du das?" rief sie lachend, indem sie ins Zimmer zurücktrat und sich wahrhaft belustigt in dem von der Hängelampe reichlich erhellten Raume rundum sah. „Die Ratten haben das Schiff verlassen! Famos!" Dazu klatschte sie in die Hände, hob den Saum ihres Kleides hoch empor, so daß ihre niedlichen koketten Stiefel zu sehen waren, und wirbelte in toller Laune sechsmal auf dem Absatz herum. Endlich ließ sie sich von ihm festhalten, trat an den Tisch mit ihm, und als sie sich überzeugt hatte, daß die eine der beiden Flaschen noch halb gefüllt war, fuhr sie fort: „Nun komm, nun wollen wir's uns aber doppelt behaglich machen! Das Schicksal soll uns nicht umsonst mit Sekt und Blumen in dieser Zwei-Einsamkeit zusammengesperrt haben. Wenn wir das nicht benützten, hätte es seine Gunst wirklich verschwendet. Wir sind nämlich ganz allein — Mutter ist verreist — Vater kommt vor Mitternacht nicht nach Hause, und die Hanne hab' ich einer Kollegin heute zum Helfen ausgepumpt. Du siehst, sie hat sich schon aus dem Staub gemacht. Das ist doch Glück, was? Ich find's! — Du — ich find's! Und dafür will ich dich jetzt so lange küssen, bis du mir wieder gut bist, du Scheusal!"

Damit sprang sie ihm wahrhaft an den Hals und machte sich entschlossen ans Werk.

Nach einer Weile aber erklärte sie, daß sie nun auch leiblichen Hunger habe. Sie müsse nachher ins Theater und käme also erst spät zum Abendessen; er solle ihr helfen, etwas aufzutischen. Dann zog sie ihn in der kleinen Wirtschaft umher, in die Küche, nach der Speisekammer, in das Hinterzimmer — bis sie sich einen bescheidenen Imbiß zurechtgeschafft hatten.

„Ich denke es mir eigentlich himmlisch, mit dir verheiratet zu sein," sagte sie dabei, während sie gerade in der Küche Eier zurechtmachte — „du bist so anstellig wie ein junges Mädchen. Hättest du wohl Lust, meinen Mann zu spielen? Aber du müßtest auch öfter kochen, wenn ich gerade keine Zeit habe. So etwas gehört auch dazu, das Leben beim Schopfe zu fassen. Ich finde es zu dumm, wenn Menschen immer darauf warten, daß ihnen andere ihr Glück zurechtbacken. Wir wollen schon allein damit fertig werden, was?"

Er küßte sie statt aller Antwort und flüsterte nur: „Ich seh' es zu gern, wenn deine Lippen sich bewegen."

Digitized by Google

Dafür dankte sie ihm, da ihre beiden Hände gerade beschäftigt waren, mit einem traulichen Ankuscheln ihres Kopfes an seine Brust.

Als sie nach einer Weile wieder vorn hinter ihren Sektgläsern saßen, nahm sie plötzlich eine der geköpften Rosen in die Hand, und sie ihm hinhaltend, sagte sie: „Glaubst du wohl, daß ich jemals einen wirklich liebhaben könnte, der so etwas fertig bringt? Es sind doch rohe Menschen! Wie freue ich mich, daß ich sie geärgert habe!“

Rolf hatte nur ihre ersten Worte gehört. „Wen könntest du denn wirklich liebhaben, Magda?“ fragte er nach einer Pause und sah forschend nach ihren Augen hinüber.

Sie hatte sich weit in das Sofa zurückgesetzt und ihre fast wagerecht ausgestreckten Füße gegen seinen Sessel gestemmt, so daß ihre blanken Stiefelspitzen ihn hin und wieder berührten.

Dabei zupfte sie, ohne aufzuschauen, die Blätter der Blume aus, die sie noch in der Hand hielt, und ließ sie nachlässig langsam vor sich niederfallen. Und als sie damit fertig war, nahm sie die zweite und machte es ebenso, und dann die dritte und alle, alle — bis sich im Schoße ihres schwarzen Kleides ein großer Haufen von hellgelben Blättern türmte.

„Wen ich liebhaben könnte ...?“ hatte sie wie im Selbstgespräch zu Anfang noch gefragt, und er hatte hinzugesetzt: „Ja, so lieb — daß du dein ganzes Leben mit ihm teilen möchtest — und nie aufhören, ihn zu lieben!“

Darauf aber war keine Antwort gekommen, und auch er hatte nur interessiert zugesehen, wie sie ein Blättchen nach dem anderen abzupfte und schließlich die Hände müde in den Schoß und den Kopf nach hinten überfallen ließ, so daß er unbeweglich auf der Rücklehne ruhte. Und dabei war ihm durch den Sinn gegangen: Vielleicht ist die da vor dir die einzig Ehrliche, daß sie auf solche Frage keine Antwort geben mag; vielleicht gibt es gar keine Liebe von der Art, wie du da eben sagtest — dich wenigstens hat das Leben ja auch noch nicht darüber belehrt. Aber wenn es so war, galt es dann nicht erst recht, es festzuhalten, wo es sich so auserlesen schön und verlockend dem Menschen bot, wie lang oder kurz es auch sein mochte?

Merkwürdig, wie stark dein Kopf immer bei deinen Gefühlen beteiligt ist, sprach etwas dazwischen. Mag das wohl auch so eine besonders ungünstige Veranlagung bei dir sein? Aber nein, er wollte nicht zum Sklaven solcher Veranlagung werden, nicht immer dem kühlen Verstande gehorchen. In die Arme dem Leben! In die Arme seinen Gefühlen!

Und Rolf sprang auf, breitete seine Arme aus, warf sich vor Magda nieder, barg sein heißes Gesicht in den kühlen Blumenblättern, beugte sich ganz herab und küßte ihre Füße und flüsterte unsinnige, verliebte Worte, die des Mädchens empfänglichen Sinn umwanden wie Rosenketten, voll von berauschendem Liebesduft und so innig, wie seine Arme jetzt ihre Beine umschlangen. Nichts als der brennende Wunsch, dies schöne Geschöpf ganz zu besitzen, war in dem Augenblicke in ihm lebendig. So schloß er das Leben ans Herz, nach dem er so heißhungrig verlangte.

Eine Stunde später begleitete er sie noch ins Theater, und es wurde ihm unsäglich schwer, von ihr Abschied zu nehmen, so nah fühlte er sich jetzt mit ihr verbunden. Auch sie schien nur mit zuckendem Herzen sich von ihm zu trennen — ihr letzter Kuß brannte ihm wie ein Schmerzgefühl auf den Lippen.

Rolf vermochte einstweilen nicht nach Hause zu gehen an diesem Abend. Er besuchte das Theater, obwohl da ein Schmarren gegeben wurde, in dem Magda nur eine kleine Rolle hatte, so daß sie nur selten für kurze Zeit auf der Bühne erschien. Aber doch konnte er ein fortgesetztes Staunen darüber nicht loswerden, daß das heißfühlende Menschenkind, welches er eben mit klopfendem Herzen in seinen Armen gehalten, dieselbe Person sein sollte wie die alberne junge Witwe, die da auf dem bretternen Gerüst vor ihm unter dem Beifall eines allzu bescheidenen Parketts ihre dummen gefallsüchtigen Späße trieb.

Es war ihm fast eine Wohltat, als die Vorstellung zu Ende ging. Er wollte Magda nicht mehr sprechen. Jedes Wort hätte das magische Netz nur zerreißen können, in das er wie in einen Zauber seit einigen Stun-

Digitized by Google

den eingesponnen war. Er wollte sie nur von weitem noch einmal sehen, um, den geliebten Anblick vor Augen, seinen nächtigen Gang anzutreten. So wartete er hinter dem Theater in ziemlicher Entfernung, bis sie kam. Sie kam auch. Aber sie kam nicht allein. Sie war zwischen zwei Herren. Und wie mußte er erstaunen, als er bei näherem Zusehen ihre beiden heute nachmittag so übel behandelten Freunde erkannte.

Da wandte er sich ab, und es war, als ob er innerlich etwas entzweiriß. Nein — für die Rolle war er sich doch zu gut! —

Auf der nächtigen Chaussee schritt er starren Blickes und mit fest aufeinander gepreßten Lippen. Es ist aber anzunehmen, daß die alte Remterstube im Pfarrhause noch nicht so verzweifeltes stummes Weinen gehört hatte, wie in jener Nacht.

Am nächsten Morgen, als er absichtlich nur eben noch so zeitig, daß er sein Frühstück hinunterstürzen konnte, am Eßtisch unten erschien, war das erste, was er empfand, daß Hildegard ihm einen besorgten Blick zuwarf. Er wünschte jeder Frage zu entgehen, aber sie hatte sich entschlossen in die Tür gestellt, und als er hinter den Knaben als letzter hindurch wollte, redete sie ihn mutig an: „Was ist Ihnen, Rolf?"

„Nichts, was soll mir sein?" entgegnete er mit ausweichendem Blick. „Lassen Sie mich durch, bitte, der Wagen wartet."

„Nicht eher, als bis Sie mir sagen — Sie haben geweint ... ich hab's gehört heute nacht ..."

Er schwieg und wandte den Kopf zur Seite.

„Hab' ich Sie verletzt, Rolf? — Rolf!"

Jetzt sah er sie an — mit so einem traurigen Blick, daß auch ihr ganz mutlos wurde und sie die Augen senkte.

„Ich bin's ja nicht wert, Hildegard! ich bin ja Ihr Mitleid nicht wert! Ich bin ja so ein schlechter Mensch!" brachte er mühsam hervor; und dazu preßte er krampfhaft ihre Hand und drängte sich an ihr vorbei ins Freie.

Eine halbe Minute darauf rollte der Wagen davon. Hildegard aber legte die Hand auf die Stirn und atmete schwer. Eigentlich wußte sie nicht, was sie so entsetzlich bedrückte. Aber sie fürchtete instinktiv, daß der gestrige Tag sie um das Liebste gebracht habe, was sie auf der Welt besessen!

In den nächsten Tagen und Wochen vermied Rolf sie geflissentlich, und sie, die es empfand, drängte sich nicht in ein Vertrauen, das ihr vorenthalten wurde. Da er selbstverständlich auch die einst so gern wiederholten Besuche in der Stadt aufgegeben hatte, so vereinsamte er in dieser Zeit mehr und mehr. Aber das war ihm Bedürfnis und Wohltat und brachte ihm überdies noch Gewinn, denn desto eifriger konnte er sich jetzt seinen Studien widmen, die um seiner seelischen Beziehungen willen hintanzusetzen er schon ein paarmal drauf und dran gewesen war.

In der seelischen Mißvergnügtheit, die das Gestirn war, unter dem sein Leben jetzt stand, wandelte ihn eines Tages das Verlangen an, seinen alten Freund und Gönner, den Raritätenhändler in der Bulatengasse aufzusuchen. Er wollte wenigstens sehen, ob er noch lebte, und er hoffte heimlich, aus der Erinnerung an jene mutfrohen Zeiten, die ihn einst so manches Mal in den dunklen Laden geführt hatten, vielleicht auch einige Stärkung oder Tröstung für seine jetzigen Tage mitnehmen zu können.

Er fand, den er suchte, in der Nähe eines beinahe glühenden eisernen Ofens, wie einst über einem halb zerfledderten Buche sitzend, bei einer schlecht brennenden Lampe im hintersten Teil seines engen Ladens. Er schien noch krummer geworden und um vieles älter. Es wurde ihm augenscheinlich schon schwer, sich von seinem Sitze zu erheben und dem Fremden entgegenzugehen. Der braunrote Schal um den Hals war noch der alte — aber statt des Käppchens bedeckte den Kopf eine dicke, in unförmliche Gestalt gezogene Entoutcasmütze.

Rolf streckte ihm mit ein paar herzlichen Worten die Hand entgegen und fragte ihn, ob er ihn wohl noch kenne. Der Alte, der auf seinen schwachen Füßen zuerst einen Schritt zur Seite getaumelt war, stand nun, die Hände mit ausgespreizten Fingern ins Kreuz gestemmt und den Kopf auf die Seite gelegt, krumm wie ein Fiedelbogen vor ihm und sah ihn mit einem Auge — das andere hing jetzt vollständig zu — zwinkernd eine Weile an. Dann kam ihm wohl die Er-

innerung, er nannte Rolfs Namen und lud ihn auf einen Armsessel, der dicht neben seinem Stuhle stand, zum Sitzen ein. „Erweist mir der gelehrte Herr auch noch einmal die Ehre?" begann er dann in einem Tone, dem Rolf deutlich die Ironie anhörte. „Hätt' ich gar nicht mehr erwartet! Aber ich sehe, der Herr ist Doktor geworden, nicht wahr? Hat so einen gelehrten Zug um die Augen, den Zug der Weisen, sitzt vielleicht schon auf einem hohen Stuhle, den Herren Professores zunächst, hat den göttlichen Platon in- und auswendig studiert und verachtet gemeine Erdenmenschen. Ist auch eine Wissenschaft und wird mit Gründlichkeit auf hohen Schulen gelehrt."

Wie ein Wechselbalg, wie irgend ein Märchenunhold, der plötzlich der Erde entsteigt, um den armen Menschen zu peinigen, der ihm begegnet — so kam Rolf der Krumme vor, während er mit solchen höhnischen Worten und Blicken ihm wie mit Krallen in seinem Inneren wühlte. Aber Rolf war der Schmerz Labsal — er empfand, daß er ihn verdient hatte. Wie wenig war aus den guten und hohen Vorsätzen geworden, mit denen er einst unter dieses Mannes Augen hinausgesegelt war aufs Meer seines Lebens! Den Weg zur Hölle hatten sie ihm gepflastert, der ihn vor Magdas und Hildegards Schwelle geführt. Wie ein weiches, aber vielumschlungenes Seidenband hatte sich die stille Liebe zu der reinen Hildegard um sein Herz gewunden, und wie eine Spinne saß ihm die Leidenschaft für die andere im Nacken.

Er seufzte, begann sich selbst zu verhöhnen und suchte des anderen Pfeile nur noch tiefer zu bohren. Dann, als der Krumme sich zugänglich zeigte, begann er zu beichten und klagte sich an ob seiner Treulosigkeit, daß er die Wissenschaft um der Menschen wegen so oft verraten habe, und verschwieg auch nicht, daß er in seinem Lebenshunger es fertig bekommen habe, seine Seele an einen vertrunkenen Pfarrer zu hängen und gleichzeitig eines frommen Pfarrerstöchterleins und einer losen Person Freund zu sein. Die Ehrlichkeit, mit der er das alles vorbrachte, und die immer wieder dazwischen anklingende Frage, wie es nur möglich sei, daß ein strebender Mensch so in die Irre geraten könne, und ob der Krumme vielleicht einen Rat wisse, ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen, erweckten das Mitleid des so plötzlich als Lebensweisen angerufenen Alten. Auch wuchs dieser wohl vor sich selber mit der Rolle, die ihm da so unvermutet angetragen wurde. Es war sicher noch nicht vorgekommen, daß er, der vom Leben verstoßene, geächtete alte Handelsjude, von einem, der in seinen Augen für die Höhen des Lebens bestimmt schien, als Seelenretter angerufen wurde.

Nach einigem Hin- und Herrutschen auf dem alten Polsterstuhl, in dem das schiefe Männchen fast zu versinken schien, sagte er schließlich mit einem ungewohnten Aufreißen beider Augen und einer Stimme, die beinah absichtlich geheimnisvoll klang: „Ja, vielleicht könnte ich Rat wissen. Aber hat der Herr auch Vertrauen zu mir?" Und dann, ohne erst Rolfs Antwort abzuwarten, kramte er umständlich im untersten Fache des Schreibtisches, an dem er saß, und holte daraus einen Pappkasten hervor, den er vor sich hinstellte. Als er den Deckel öffnete, kam ein seltsames Instrument zum Vorschein, ein fächerförmiges Holzbrett, das im oberen Halbkreis die Buchstaben des Alphabets aufwies, während ein in der Mitte des unteren Randes angebrachter leicht schwankender Zeiger über die Buchstaben hin und her bewegt werden konnte.

„Was ist das?" fragte Rolf fast gleichgültig.

„Der Weise im Inneren," versetzte ernsthaft der andere. „Der Herr braucht nur die Hand hier auf den Zeiger zu legen, und der Weise bewegt ihn von selbst und schreibt seine Befehle."

Rolf lachte auf: „Hokuspokus! Danach steht mir wahrhaftig nicht der Sinn heute!"

Der Alte legte gekränkt und wie schützend zugleich die welke Hand über das geschmähte Holz. „So hab' ich auch einst gedacht," sagte er mit einem strafenden Blick aus seinem einen Auge, „und bin doch sehr anderen Sinnes geworden! Was gewöhnlich aus uns spricht, ist immer nur der Allerweltskluge im Kopfe, und die meisten Menschen wissen nicht einmal, daß es auch einen anderen daneben gibt; durch dies Holz aber redet der Weise im Inneren, und das allein ist der wahrhaft Kluge!"

Digitized by Google

„Das klingt ja ganz schön," erwiderte Rolf einlenkend, „mag auch was Richtiges dabei sein — aber dies Holz da — das ist doch Hokuspokus und Aberglauben."

Wieder machte der Krumme seine schützende Handbewegung über das Schicksalsholz. „Schön!" versetzte er dann und sah sein Gegenüber fast mit triumphierender Miene an, wobei das Lid des einen Auges wieder blitzartig emporschnellte. „Schön! Und wenn! Glaubt der Herr, daß ein Aberglaube eine weniger reale Kraft ist als der Glaube, vor dem ihr doch alle solchen Respekt habt, weil er Berge versetzen kann? Ihr könnt ihn nicht wegdeuteln — er ist da und beeinflußt euer Fühlen und Denken. Und der Sinn von beiden ist doch sicher der gleiche: unser irdisches Leben an unsinnliche Vorstellungen und überirdische Lenkungen zu knüpfen. Sehe der Herr, ich weiß von dem Aberglauben mein persönliches Stückchen zu erzählen. Ich bin in meinen jungen Jahren ein so großer Skeptiker gewesen wie einer, wie der Herr selbst. Mein Vater war Rabbiner in einer kleinen Stadt ... ich verachtete alles, was Glauben hieß, sehr; ich war damals dreizehn Jahre alt, und wohl schon so ketzerisch auf die Welt gekommen. Wissen Sie, was ich tat? Ich nagelte zum Purimfest heimlich in aller Frühe die Synagogentür zu. Dann kroch ich rasch wieder ins Bett, um es nicht gewesen zu sein. Denn Sie können das Hallo sich denken, das der freche Streich hervorrief. Was aber tat der naseweise ketzerische Bengel daneben? Weil ich wußte, daß nach unserer alten Überlieferung die Geister unter dem Bett hausen und sich mit Hühnerfüßen zeigen, so streute ich vorsorglich Sand unter mein Bett, daß ich auch morgens deutlich sehen könnte, ob nicht doch vielleicht Rachegeister dagewesen. Und als ich aufstand, nahm ich gleich einen tüchtigen Satz aus dem Bett, um nicht etwa in ihre Schlingen zu fallen. Sehe der Herr, so tat ein dummer Junge damals; aber ich kann nicht verbürgen, daß ich nicht eines Tages wieder mal was ähnliches vollführen würde. Und dies Holz hier hat seine Kraft schon einmal erprobt," schloß er, indem er eine streichelnde Bewegung über das Brett machte.

Rolf war bei dem wunderlichen Gemisch von Vernunft und Unsinn selber ganz wunderlich zumute geworden. „Wie denn erprobt? Was soll das heißen?" fragte er unsicher.

Der Alte dämpfte jetzt seine Stimme zu einem heiseren Flüstern, während sein Kinn mit dem immer noch schiefstehenden Henriquatre ihm tief auf die Brust sank. „Ich hatte einmal eine Tochter — ein Goldkind ... mit Engelsaugen ... zu schön für diese Welt ... sie haben sie mir von der Seite gerissen und in ein schlimmes Haus gebracht. Der Weise hat mir gesagt, ich würde sie nicht wiedersehen ... er hat recht behalten ... sie ist in Rußland verschollen. Und eine Braut, die in Herzensnöten zu mir kam und nach ihrem Verlobten fragte, erfuhr durch den Weisen, daß ihr Geliebter in Sibirien von den Wölfen zerrissen sei ... ein Jahr später hatten wir die Nachricht."

Unter solchen Worten hatte er Rolf das geheimnisvolle Instrument hingeschoben, seinen Arm ergriffen und ihm leise die Hand auf den Zeiger gelegt. Rolf entzog sie ihm jetzt nicht, aber bei aller Freidenkerei hatte er doch ein wunderliches Gefühl, als er in dem halbdunklen Raum zwischen den verstaubten seltsamen Geräten, die auch hier von Decke und Wänden herniederhingen, dem abenteuerlichen gnomartigen Alten gegenüber, der zugleich wie ein Weiser und ein Narr sprach, an seiner festen warmen Handwurzel die Berührung mit dem unsicher hin und her schwankenden Zeiger verspürte. Etwas wie eine Herausforderung seines Schicksals, wie eine Vergewaltigung der Zukunft schien ihm doch darin zu liegen, und schon darin fühlte er eine unwillkommene Bestätigung dessen, was der Alte eben über abergläubische Regungen gesagt, über die er noch vor drei Minuten sich so gänzlich erhaben gefühlt. Der Krumme zögerte inzwischen nicht, durch loses Auflegen seiner Finger über den Rücken von Rolfs Hand diese in eine Bewegung zu versetzen, von der Rolf beim besten Willen nicht zu sagen vermocht hätte, ob sie willkürlich oder rein zufällig war. Jedenfalls aber vermochte er der Schnelligkeit des Alten, mit der dieser den Geheimspruch buchstabierte, welchen der Zeiger wies, nicht zu folgen.

„O Menschenherz — o Mühlenstein!" war die Lösung, die der Alte dem Holze ablas.

Digitized by Google

Rolf war ordentlich erleichtert, als er bei diesem, wie ihm schien, eher burlesken als grauslichen Ende anlangte, und lachte leicht auf, indem er sich in seinen Sitz zurücklegte. „Na, das ist was Rechtes!“ meinte er ironisch.

Der Alte aber, der sofort mit liebevoller Sorgfalt den „Weisen“ wieder zu verpacken begann, blieb sehr ernsthaft und entgegnete mit einer Verwunderung, die darauf angelegt schien, sein Gegenüber zu kränken: „Kennt denn der Herr den schönen Spruch nicht, den der Weise meint?“

„Welchen Spruch? — Vom Mühlrad im Kopfe? Kann wohl auch mal im Herzen herumgehen!“

„Freilich, freilich!“ kam eilfertig und belehrend die Antwort des Alten. „Aber er lautet viel schöner und klüger:

Ein Mühlstein und ein Menschenherz
Wird stets herumgetrieben —
Wo beides nichts zu reiben hat,
Wird beides selbst zerrieben!

Ist das so schlechte Weisheit?“ Und er tauchte wieder hinter dem Schreibtisch hervor, wo er sein Instrument inzwischen sorglich in Verwahrung gebracht hatte.

Rolf hatte plötzlich aufgehorcht und sah bei den Versen mit ungeheucheltem Interesse dem Alten ins Gesicht. „Es stimmt wirklich — wenigstens für früher,“ versetzte er nachdenkend. „Da trug mein Herz keine Frucht, ich hatte den Mut und vielleicht die Kraft nicht, etwas auf meine Mühle zu nehmen — und da bin ich jahrelang buchstäblich zerrieben worden vom Leben — ohne irgendeinen Gewinn, ohne Ausbeute. Ja, ja, es stimmt schon! Aber jetzt, wo ich so ganz andere Einsicht gewonnen habe und so ganz anders lebe ...“

„Da soll der Herr ruhig seinen Mühlstein reiben lassen, was ihm dazwischen gerät,“ fiel ihm der andere ins Wort. „Auf ein kleines Frauenzimmer mehr oder weniger in der Welt kommt es nicht an — die werden doch der Welt keine Dienste leisten; sie lassen sich verführen, gebären im guten Fall Kinder und sind dann für die Männer verschollen. Aber wohl kommt es darauf an, daß ein Mensch, der hinauf will auf die Höhen, wo die großen Werte der Menschheit wohnen, sein Herz nicht zerreiben läßt an dem kleinen Drum und Dran seines Lebens!“

Rolf konnte nicht anders, er sprang auf und drückte mit beiden Händen die kraftlose Rechte des wunderlichen Sprechers. Er bildete sich in dem Augenblicke wirklich ein, der Alte habe ihm geholfen. Was konnte der von seiner selbstgebildeten Weisheit wissen? Aber wenn seine halbklugen Worte so gut dazu paßten, warum sollte er sich's nicht zu Gemüte nehmen? Es war dann doch auch so gut wie auf seinem eigenen Acker gewachsen. Wohlan, also vorwärts! Besser reiben, als ohne Korn auf seiner Lebensmühle selbst nutzlos zerrieben werden!

Als Rolf von diesem Besuche nach Hause kam, konnte er zum erstenmal wieder Hildegard mutig ins Angesicht sehen. Es war zwar nicht jener unbewußt den Himmel suchende Blick, mit dem er anfangs in ihre Augen geschaut, es war jetzt ein irdischerer Glanz ihm beigemischt, der nicht mehr nur anbeten, der besitzen wollte — aber er war doch noch voll einer stillen Zärtlichkeit und voll heimlicher Hingebung, und Hildegard empfand nur diese, empfand sie nur wie die Wiederkehr eines schon verloren geglaubten Glückes.

Es waren die kalten Wintertage jetzt gekommen, anfangs mit vielem Schnee und dann mit starkem Frost und häufigen Winden aus den sibirischen Steppen. Im Pfarrhaus, dessen ringsum freistehende Wände jedem Wetter ausgesetzt waren, empfand man es nicht sehr behaglich an solchen Tagen. Fenster und Läden schlossen nicht allzufest mehr, und auch die Öfen taten nur eben noch ihre Schuldigkeit, wenn man in einiger Nähe verweilte. Man mußte manchmal froh sein, wenn die gleichmäßig strahlende Wärme einer Lampe um den Tischplatz einen behaglichen Umkreis verbreitete. Das aber konnte man besonders jetzt im Pfarrhaus brauchen. Denn es gab neuerdings für einen Teil seiner Bewohner öfteren Anlaß zu abendlichen Besprechungen. Bald nach Neujahr war nämlich die silberne Hochzeit der Eltern, und dazu wollten die Mädchen allerlei Aufführungen und Feiern veranstalten, bei denen natürlich Rolf ihnen helfen mußte. Dazu kam noch die herannahende Weihnachtszeit mit den vielfach herzurichtenden Geschenken

d by Google

und Handarbeiten, die im geheimen vor den Blicken der Eltern und der Brüder erst abends spät vorgenommen werden durften und dann oft bis tief in die Nacht fortgesetzt wurden. Kurz — Rolf leistete den Mädchen jetzt häufig Gesellschaft, sei es, daß er ihnen vorlas oder mit ihnen plauderte, oder daß sie gemeinsam ihre geplanten Veranstaltungen besprachen. Die stille Zugehörigkeit Rolfs bei solchem fast allabendlichen Beisammensein schien allein schon Hildegard zu beglücken. In ihren Augen leuchtete jetzt oft eine heimliche Heiterkeit, der sie ab und zu in kleinen Späßen unschuldigen Ausdruck lieh, und Rolf fühlte wohl, daß er nicht ganz außer Beziehung war zu ihrem stillvergnügten Gebaren. Er empfand ja ähnlich wie sie: auch ihm war es Befriedigung und Genuß zugleich, wenn er über den Tisch dem emsigen Spiel ihrer Finger zuschauen konnte, die vor seinen Blicken irgendeinem gestickten oder gestrickten Machwerk zum Entstehen verhalfen, und auch er fühlte sich schon belohnt, wenn er zwischen Rede und Gegenrede, zwischen Scherzwort und Schweigen dann und wann einen vertrauten Blick aus Hildegards blauen Augen auffangen durfte.

Die Morgenfahrt nach der Stadt begann jetzt stets noch in voller Dunkelheit, und jeder von den Insassen der alten Klunkerkutsche suchte dabei an Decken und Hüllen sein wohlgemessenes Teil zu erhalten. Dazu war man im Pfarrhause auf den geistreichen Einfall gekommen, zum Schutze der Finger gegen die empfindliche Morgenkälte, die auch vor Fausthandschuhen nicht Halt machen wollte, in die Hände jedes Mitfahrenden heiße gebratene Äpfel zu tun, die eigens für den Zweck in der Küche hergerichtet wurden und schon in aller Herrgottsfrühe einen lieblich schmorenden Obstduft durch das schlafende Pfarrhaus verbreiteten. Ein einfaches Mittel und eine Sache so angenehm wie nützlich zugleich. Denn es verstand sich von selbst, daß diese nach der halbstündigen Fahrt immer noch warmen Äpfel kurz vor Toresschluß oder vielmehr kurz vor Schulhausöffnung noch rasch in den Magen desjenigen Mitfahrenden, dem sie eben als handgreifliche kleine Öfen gedient hatten, verschwanden. Natürlich bekam auch Rolf seine Äpfel mit, aber die Wahrheit zu sagen, lag ihm doch mehr an der kleinen weißen Hand, die, aus dem dunklen, über Kopf und Schultern geworfenen Tuch hervorschlüpfend, ihm die heißen Evaspfänder hinaufzureichen pflegte, wenn er schon im Wagen saß, und die er im Schutze der dezemberlichen Dunkelheit und unbeobachtet von den um ihre Decken besorgten Knaben immer ein wenig länger als nötig in der seinen behalten durfte.

So kam das Weihnachtsfest heran, ein friedliches, frommes Fest diesmal — still nach außen, denn es war in all den Tagen niemand dabei, der nicht zum Pfarrhaus gehörte, aber voll unendlichen fröhlichen Jubels des jungen Volkes und auch für Hildegard und Rolf voll eines unendlichen, heimlichen Glückes — denn sie wußten ja beide längst, daß sie in reiner, aufrichtiger Liebe sich zugetan waren, und sie empfanden instinktiv, daß solche festlichen Tage mit ihrem außerweltlichen Schimmer neben all dem blinkenden Weiß draußen, das unter dem blauen Himmel jetzt so feierlich die Erde bedeckte, nur dazu angetan waren, ihre Seelen noch unlöslicher miteinander zu verbinden.

Und dann kam auch der Tag der silbernen Hochzeit, ein Tag voll erfreulichster Unruhe und Bewegtheit. Da gab es ein großes Wesen im Pfarrhaus vom frühen Morgen an, wo die Schulkinder ihr Ständchen brachten, bis zum späten Abend, wo die lang vorbereiteten Aufführungen stattfanden und die zahlreich erschienenen Gäste nur langsam und schwer sich zum Aufbruch entschließen konnten. Alle Räume waren mit Tannenreisern festlich geschmückt, und überall roch es nach frischgebackenem Kuchen, daß es nur so eine Art hatte, und daß die Knaben noch zwanzig Jahre später davon zu erzählen wußten, wie prachtvoll es an jenem Tage bis in die kleinen verschwiegensten Räume im Hause geduftet habe. Am Vormittag ging es noch glimpflich her — aber zu Tisch waren schon einige Verwandte erschienen, so daß die Tafel um ein Gutes verlängert werden mußte. Jetzt, nach dem Mittagsessen, gab es eine kurze Ruhe vor dem Sturm — denn zum Kaffee wurden die eigentlichen Besuche erwartet. Die Anwesenden, voran die Hauptbeteiligten, suchten sich ruhige Eckchen im Hause auf, wo sie durch eine kleine Stunde Schlafs Stärkung

Digitized by Google

gewinnen könnten für die zweite Hälfte des Tages. Rolf und Hildegard waren nicht unter diesen. Wie auf Verabredung fanden sie sich vielmehr plötzlich vor der Haustür auf der Estrade, und ein kurzer gegenseitiger Blick genügte zur weiteren Verständigung. Sie stiegen in den Garten hinab, der silberweiß blinkend in der schrägen winterlichen Nachmittagssonne einladend vor ihnen lag. Es war windstill, und sie brauchten sich nichts umzunehmen. Sie blickten auch nicht um, solange sie vom Hause aus gesehen werden konnten, denn sie wußten gut, daß da heute keiner Zeit hatte, auf sie aufzupassen. Als sie aber in den seitlich gelegenen Gang einbogen, da streckte Rolf ihr im Schreiten seine herabhängende offene Hand hin, und sie legte ohne Besinnen ihre linke hinein. So schritten sie Hand in Hand weiter, und ein stilles Blicken hin und wieder war das ganze Geständnis, das sie sich zu machen hatten. Aber in des Mädchens Augen lachte es leise vor heimlicher, unausgesprochener Seligkeit, und auch in den seinen leuchtete es vom Widerschein eines in der Stille befriedigten Glückes. Sie sprachen nicht viel auf diesem Gange — höchstens daß ab und zu eines an einen Sommer- oder Herbsttag erinnerte, wenn sie zu Stellen kamen, wo sie einst dies oder jenes zueinander gesagt oder gar ein kleines Erlebnis zu verzeichnen hatten.

„Und auch da oben!“ sagte nach längerem Schweigen Hildegard, indem sie nach der Höhe des Kirchturmes emporsah, dem sie sich hier genähert hatten.

„Als wir über den Nebel der Welt hinauskommen wollten!“ ergänzte er.

Jetzt sah sie ihn fast bekümmert an. „Ach, Rolf — wenn Sie das könnten!“

Er versuchte zu scherzen, sie aber fuhr ernsthaft fort, und sie seufzte hörbar dabei: „Ich glaube, das können Sie nie mehr!“

„Aber wieso denn nicht?“ warf er ungeduldig ein.

„Sehr einfach, weil Sie nicht unseren Glauben haben — weil Sie nicht an Gott und an unseren Herrn Christus glauben und ans Jenseits.“

„Woher wissen Sie das alles? Ich hab' doch nie versucht, Ihren Glauben anzutasten, Hildegard!“

„Das nicht, aber das fühlt man so!“ sagte sie hoffnungslos.

Darauf wußte er im Augenblick nichts zu entgegnen. Im Weiterschreiten jedoch begann er: „Halten Sie es aber nicht doch für das richtige, im Verhältnis von Mensch zu Menschen sich allein vom Gefühl leiten zu lassen? Wenn das einmal gesprochen hat, warum soll man dann noch nach anderem fragen, und mag's selbst der Glaube sein! Meinen Sie nicht auch, Hildegard?“

Sie zögerte mit der Antwort. „Ich weiß nicht, vielleicht —“ sagte sie endlich ein wenig unschlüssig. „Aber ich meine, es müßte noch etwas anderes geben, wonach wir uns richten können. Man hat doch auch für Schlechtes Gefühle und für die Sünde, sonst wäre sie doch nicht so mächtig auf der Welt. Und wenn wir uns nicht nach der Bibel richten ... dann weiß ich nicht weiter.“

Jetzt wurde er warm: „Hildegard — ich mag das nicht glauben. Ein echtes inneres Gefühl muß recht behalten! Was sollte ich von unserem Schöpfer halten, wenn er uns so ganz mit falschen Gefühlen durchtränkte? Nein! Noch bin ich nicht davon überzeugt, daß die Glocke dort oben unrecht hat! Nur wer mit echtem, heißem Gefühl sich an das Leben hingibt, ihm so nahe zu kommen sucht als möglich, ja, wer sich selbst aufgibt, um jenes aus der Hand des Schöpfers zu empfangen — nur der erhebt sich zu dem Leben, für das der Mensch bestimmt sein muß — das ist meine Meinung!“

„Wie gern wollte ich, daß Sie recht behielten,“ entgegnete sie mit ihrer kleinen, spröden Stimme. „Ich glaub's freilich nicht!“ setzte sie noch mit einem Seufzer hinzu.

Sie waren jetzt schon in der Nähe der alten Linde.

„Aber darum kein Zwiespalt zwischen uns — nicht wahr, Hildegard?“ fragte er eindringlich, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie näher an sich heranzog.

Sie schüttelte den Kopf und versetzte einfach: „Nein! Darum nicht, Rolf!“

Zur Kaffeestunde kamen sie denn wirklich alle an — das ganze Pastoralkränzchen der Diözese und manche Pfarrer darüber hinaus. Die Stuben vorn waren fast zu klein, um alle die Gäste aufzunehmen. Und dennoch war es gar nicht laut von den vielen Men-

Digitized by Google

schen. Es herrschte eine gemessene Fröhlichkeit und ein gedämpfter Unterhaltungston, wie er sich für so ein geistliches Haus wohl schickte. Dabei wurde nicht wenig gesprochen, im Gegenteil, die redegewandten Zungen liebten es nicht, zu schweigen, und es war keiner dabei, der gesonnen war, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Auch an offiziellen Reden gab es keinen Mangel, die ganze Zeit über. Schon beim Nachmittagskaffee war damit begonnen worden, als der Herr Ephorus mit dem Teelöffel an seine volle Tasse geklopft hatte — es klang freilich nicht besonders schön, sondern eher nach Blech; aber der Redner sagte auch gleich, er hoffe, daß aus diesem Tone nicht voreilige Schlüsse würden gezogen werden auf das, was er heute zu sagen habe. Die Rede selbst war dann ziemlich länglich ausgefallen — aber in den Augen der Amtsbrüder hatte sie den Vorzug, daß sie nun auch allen anderen gestattete, nicht allzukurz sein zu müssen.

In der Tat wurde beim Kaffee denn auch munter fortgefahren, an die Tassen zu klopfen, und es lief manch scherzhaftes Wort mit unter und manch herzlich gemeinter Ausdruck warmer Gefühle.

Gegen Abend kamen dann also die Aufführungen an die Reihe. Sie wurden eingeleitet durch einen Prolog, den Rolf verfaßt und Hildegard als Psyche zu sprechen hatte. Das Gewand war zwar wenig stilgerecht, und nicht einmal zu einer richtigen Entblößung der Arme, die Rolf zuerst forderte, hatte das Mädchen sich entschließen können — aber sie sah trotzdem allerliebst aus in ihrem weißen Kleide, wirklich wie ein feines, flüchtiges und zerbrechliches Seelchen. Sie sprach einfach und innig, und Rolf erntete vielen Beifall. Die aufrichtig herzliche Neigung, mit der er das alte Pfarrhaus und seine Bewohner umfaßte, hatte ihm die Feder geführt, und so war denn in der Tat auch etwas geworden, was zu Herzen ging.

Dann kamen die anderen Vorstellungen, bei denen bald die Schwestern, bald die Knaben allein, bald miteinander wirkten, und zum Schluß eine etwas rührselig-altväterische Lustspielszene, in der Rolf einen Jubelgreis nach fünfzigjähriger Ehe und Hedwig seine Frau darstellte, während Hildegard wieder in der phantastischen Rolle der Fragen und Antwort, Aufklärung und Prophezeiung gebenden Zeit auftrat und zum Schluß ihre weisen und gutgemeinten Lehren an die Leute brachte.

Der Vorhang war nach mehrfachem Beifall zum letztenmal zusammengezogen worden und die meisten der zur Beleuchtung der Bühne dienenden Lampen bereits erloschen, als Rolf bemerkte, wie zwischen den Kulissen, die in die Klavierstube eingebaut waren, halb im Dunkeln der Pfarrer sich hindurchmühte — augenscheinlich um zu ihm zu gelangen. Er trat ihm entgegen und ließ sich erfreut von dem sichtlich gerührten Manne immer von neuem die Hand drücken. Aber über seine Erwartungen hinaus ging es doch, als der Pfarrer, der mit seinen Worten heut' nicht recht zustande zu kommen schien, ihn plötzlich umarmte und mit hingebungsvoll zugespitzten Lippen ein paarmal auf den Mund küßte. Den Kopf wie gewöhnlich auf die Seite geneigt, sah er ihn dann so recht hingebend an und sagte: „Ja, ja, mein lieber Rolf" — er nannte ihn zum erstenmal so — „ich denke, wir bleiben zusammen! Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden."

Rolf hatte eigentlich keinen Zweifel, wohin diese wohlgemeinten Worte zielten, aber er hielt es nicht für passend, fand auch nicht gleich die angemessene Form, um irgend etwas darauf zu erwidern. Es kamen jetzt auch andere in die Nähe, und sie mußten abbrechen. Allein den ganzen Abend über hatte Rolf die Empfindung, daß der Pfarrer und seine Gattin häufig mit Wohlgefallen ihre Blicke auf ihm weilen ließen, ja, ihm war so, als ob er auch für andere Augen und Lorgnettengläser auf einmal der Gegenstand besonderer und liebevoller Aufmerksamkeit geworden wäre.

Hildegard selbst, nach der er mehr gesucht hatte als nach dem Vater, war verschwunden. Während die anderen alle sich jetzt unter das Publikum gemischt hatten, konnte er sie nicht entdecken, so eifrig er auch durch den Vorhang spähte. Er selbst war noch im Kostüm der alten Rolle, hatte sich freilich den umgehängten Bart abgenommen, wagte aber doch so nicht zu erscheinen. Er mußte sich endlich entschließen, auf seine Stube zu gehen,

Digitized by Google

um sich umzukleiden. Er stürmte also die Treppe hinauf. Als er aber fast oben war, sah er, in undeutlichen Umrissen sich gegen den dunklen Bodenraum abhebend, dicht vor seinen Augen eine helle Gestalt stehen, in der er zu seinem Erstaunen Hildegard erkannte.

„Sie hier? Was machen Sie hier, Hildegard?“ rief er noch atemlos.

„Es ist mir zu viel heute, ich kann so viel nicht aushalten,“ versetzte sie schüchtern mit etwas schnellerem Atmen, und dabei legte sie, als ob sie sich stützen müsse, ihren entblößten Unterarm auf das Treppengeländer.

Er stand noch zwei Stufen unter ihr — seine jetzt schon an die Dunkelheit gewöhnten Augen ruhten fast unbewußt auf dem im Halblichte schimmernden Arm.

Er beugte sich vor und legte seine Lippen darauf, fest, so daß sie ihn nicht sogleich ihm entziehen konnte.

„Rolf, lieber Rolf,“ sagte sie leise, und er fühlte, wie es zuckte in ihrem Arm, und wie sie die freie Hand leicht auf seine Schulter legte.

Er hob jetzt den Kopf und sah zu ihr auf. „Liebe Hildegard!“ antwortete er und sah sie an dazu und wußte, daß es genug sei für ihre zarte, kleine Seele, und daß er weiteres nicht geben noch nehmen durfte. —

Das waren glückliche Zeiten, die jetzt im Pfarrhause eingekehrt schienen. Unbewußt schwebte es wie Feiertagsstimmung über den Gemütern, ohne Worte liebten sie einander und taten sich alles erdenkliche Freundliche an.

Menschenseele — du wunderlich Ding, die du oft nicht genug der Worte finden kannst, um dich einer anderen zu öffnen, und oft doch nur eines einzigen bedarfst, um von der anderen alles zu wissen, ihr alles zu geben und von ihr alles zu hoffen!

Menschenseele — du wunderlich Ding, die du oft glaubst, Ewigkeitswerten habest du deine Tore geöffnet, und morgen entdecken mußt, sie sind von gestern und heute gewesen und ausgezogen aus deinem geheiligten Reich — wer weiß, wohin?

Menschenseele — wer wagt dich zu schelten? —

Drei Wochen waren vergangen — da stand eines Tages, als Rolf aus seinem nachmittäglichen Kolleg in die Säulenhalle vor der Universität hinaustrat, unerwartet Magda vor ihm. Sie blieb sofort stehen, und auch er wich ihr nicht aus. Eine halbe Minute wohl sahen sie sich unbewegt in die Augen.

Dann fand Magda zuerst die Sprache: „Komm mit mir — ich muß dich sprechen,“ sagte sie und kehrte um.

Im ersten Augenblick wollte er nicht, gleich darauf aber hielt er es für Feigheit, vor ihr die Flucht zu ergreifen. „Wird nur nicht viel nützen,“ meinte er, aber er ging doch mit.

Es sprühte ein feiner Eisregen, der trotz vorgehaltenem Schirm empfindlich in die Kleider drang. Rolf hatte die Empfindung, daß er bis ans Herz hinan friere. Er sah auch seine Begleiterin nicht an — er wollte nicht die Macht verspüren, die von ihrer Erscheinung ausging. Unterwegs redeten sie kaum. Magda ging in ihre Wohnung, und in dem vorderen kalten Zimmer saßen sie dann, diesmal freilich ohne abzulegen, nebeneinder, wie sie so manchmal gesessen.

Das erste war, daß sie sich verteidigte. Er müsse doch einsehen, daß sie sich nicht benehmen könne wie eine Pfarrerstochter — Rolf sah sie flüchtig an bei dem Wort, aber er konnte ihren sehr beweglichen Zügen nicht entnehmen, ob sie aus Absicht oder Zufall es brauchte —, und wenn sie ihn versichere, daß sie die ganze Zeit über niemand anders als ihn im Herzen getragen, so habe er doch eigentlich allen Grund, beruhigt und zufrieden zu sein. Wenn er ihr nur halb so treu gewesen sei, als sie ihm, dann könnten sie beide schon von Glück sagen.

Namentlich die letzte Wendung und der kleine Hagel von Gewissensbissen, der sich daraus über seine Seele ergoß, waren für Rolf Veranlassung, sich ihren augenscheinlich aufrichtig gemeinten und freundlichen Worten nicht zu widersetzen.

Er blieb also, obgleich er sogleich hatte gehen wollen, und ließ sich von Magda Hut und Mantel abnötigen. Sie war dann klug genug, gleich auf andere Gesprächsgegenstände überzugehen, die ihr persönliches Verhältnis zueinander unberührt ließen, und Rolf nahm insbesondere an ihren Mitteilungen über einige dramatische Neuigkeiten, in denen sie mitzuwirken hatte und bei deren Vorbereitung sie im Theater gerade waren,

aufrichtigen Anteil. Ja, es lockte und entzückte ihn zugleich, als sie ihn, ziemlich aus dem Stegreif, plötzlich bat, ihr bei Einstudierung einiger Stellen in einem Märchendrama, darin sie eine Wasserfee geben mußte, und die in ihrer halb mystischen Fassung nicht vollkommen durchsichtig waren, behilflich zu sein. Sie holte denn auch gleich aus dem hinteren Zimmer das Büchlein herbei, und während Rolf darauf wartete, hatte er vor sich selber schon deutlich die Empfindung, wie gern er trotz allem doch wieder bereit war, einem Wunsche dieser ungetreuen Schönen nicht zu widerstehen.

Als sie sich verabschiedeten, übrigens diesmal ohne daß sie irgendwelche Zärtlichkeiten miteinander getauscht hatten, nahm er jedenfalls das Buch mit, um sich selbst zu unterrichten und ihr übermorgen seine Meinung zu sagen.

Er freute sich auf dies Übermorgen, denn die Aufgabe, die sie ihm da angesonnen hatte, war ihm neu, sie befriedigte in nicht geringem Grade seine Eitelkeit und war ihm auch wirklich interessant. Einfluß zu üben auf das, was da in so verlockender Gestalt vor einem aufhorchenden Publikum auf den Brettern lebendig wurde, die die Welt bedeuten, das schien ihm ein gar wohl erstrebenswertes Ding, ja, er glaubte es sich selbst nicht verzeihen zu können, wenn er die Hand zurückgestoßen hätte, die ihm dazu Weghelfer werden wollte.

Magdas feinwitternder Frauensinn ahnte gar bald, worauf Rolfs eifrige Bereitschaft geistig hinauswollte. Sie überraschte ihn schon beim nächsten Zusammensein mit der halb wie hingeworfenen Bemerkung: „Sie sollten eigentlich unser Kritiker werden!“ Und da es ihren hellen Augen nicht entging, wie der Gedanke bei ihm innerlich sofort sozusagen Feuer fing, so hielt sie Rolf beim folgenden Male mit voller Absichtlichkeit dabei fest. Sie hatte sich nicht verrechnet!

Seitdem wurde es ihm eine liebe Gewohnheit, mit dem Gedanken zu spielen, dessen Ausführung ja immerhin nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Und nachdem Magda mit Evasschläue auf diesem Umwege sich den verlorenen Boden wieder zurückerobert hatte, kamen für Rolf halb unbewußt allmählich auch jene Beziehungen von Herz zu Herzen wieder zurück, wie sie ein vertrauterer Umgang zwischen einem empfänglichen jungen Mann, der kein Stockfisch sein wollte, und einer so reizvollen und ihrer Anziehungskünste und -kräfte sich wohlbewußten Person, als dies Magda tatsächlich war, notgedrungen herbeiführen mußte. Was ist lange zu sagen —? Rolf wurde in dem Hause in der Schützenstraße wieder ein häufiger Gast, seine alte Weisheit von der Ergänzung des einen Erlebens durch das andere mußte wieder herhalten, und er vergab es sich auch bald, wenn er hier in der Stadt seiner Neigung in Zärtlichkeiten Ausdruck lieh, die draußen für immer auf dem verbotenen Register standen. Er nannte Hildegard seinen Mond und Magda seine Sonne und glaubte mit dieser Namengebung sogar was Rechtes getan zu haben, indem er sich nunmehr als einer vorkam, der eben wie ein rechtschaffener Erdenbürger an beiden freundlichen Himmelslichtern gleichzeitig seine Freude hatte und nicht den geringsten Anlaß fand, das eine um des anderen wegen zu verfemen.

So sehr war er immer noch im Banne des umnebelnden Feuerhauchs, mit dem dieses Ungeheuer, welches man das Leben nennt, seine Opfer umgibt, daß er nicht Augen noch Überlegung genug hatte, um nach einem Standpunkt auszuschauen, von dem aus er dem vielköpfigen Wesen mit der eingelegten Lanze seines Willens zu Leibe gehen könnte. Es mußte ihn selber erst in den Abgrund speien, ehe er zur Besinnung kam. Und das tat es auch.

An einem Märznachmittage — die Tage fingen schon an, ein wenig länger zu werden — bat, sehr ungewohnter Weise, Pfarrer Fabricius Rolf in sein Arbeitszimmer hinüber. Hier lud er ihn freundlich ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, aber Rolf merkte an der umständlichen Art, wie jener zu Werke ging, daß etwas Besonderes vorgekommen sein müsse.

Der Pfarrer machte zuerst einige Andeutungen darüber, wie erfreut sie alle über seinen Eintritt in sein Haus gewesen, und wie gern er es gesehen habe, daß er das Herz seiner Zöglinge so rasch zu gewinnen und festzuhalten gewußt. Dann fuhr er fort, einer solchen Stellung zueinander ent-

Digitized by Google

spreche wohl vollkommenste Offenheit auch in Dingen, die an sich jeder nur vor Gott und dem eigenen Herzen zu verantworten habe.

Nach solcher Einleitung überraschte er Rolf mit der Frage, ob er ein Fräulein Brunnemann kenne, die Schauspielerin sei? Als Rolf dies mutig, wenn auch nicht gerade mit gutem Gewissen bejahte, fragte jener weiter, ob ihm wohl bekannt sei, daß die Dame selbst wie ihr Haus sich keines sonderlich guten Leumunds erfreuten? Auch dies mußte Rolf bejahen. Darauf fuhr der Pastor fort: ihm sei da so dies und jenes zugetragen worden, wonach er sich einstweilen nicht näher erkundigt habe; er halte es aber für notwendig, schon jetzt Rolf zu befragen, ob er irgendwelche Beziehungen zu der Dame, wenn auch nur freundschaftlicher Art, unterhalte. Er, als Geistlicher, dürfe daran von vornherein keinen Zweifel lassen, daß er dergleichen mit einer vertrauteren Stellung zu seinem Hause durchaus unvereinbar halten würde.

Rolf war zumute, als ob man ihm plötzlich den Boden unter den Füßen wegzöge. Der Gedanke an Hildegard fuhr ihm wie ein heftiger Schmerz durch die Brust, und eine heiße Röte stieg ihm in die Wangen. Er fühlte es — aber er wollte es nicht wahr haben, daß er sich irgendwie zu schämen brauche, und mit freier Stirn erwiderte er: „Ja, das ist alles wahr, und ich will auch gar nicht versuchen, mich zu entschuldigen. Sie würden mich doch nicht verstehen, Herr Pfarrer."

„Das glaube ich auch," versetzte dieser mit einer traurig gesenkten Stimme. „Aber es tut mir leid — wirklich aufrichtig leid!" Dann wiegte er noch ein paarmal wie halb ungläubig den Kopf und stand auf, ehe Rolf innerlich mit einer Antwort fertig war, deren Fassung ihm nicht ganz leicht wurde. Wie sollte er diesem seit lange auf engbegrenztes Vorstellungsgebiet eingewöhnten Manne, dem die moralischen Vorurteile feststanden wie Felsen, sich verständlich machen, er mit seiner suchenden, verlangenden Jugend! Es war wohl von vornherein vergeblich! Und so unterließ er's. Ließ es lieber ruhig über sich ergehen, daß der Pfarrer ihm noch deutlicher, als er es schon zu Anfang getan, zu verstehen gab, daß seines Bleibens im Pfarrhause nach dieser Eröffnung nicht länger sein könne, und daß er ihn bäte, die Trennung, die ja nun einmal notwendig geworden sei, bald zu vollziehen. Es sei ja gut, wenn man in Frieden und, soweit man das Wort jetzt noch brauchen dürfe, in Freundschaft auseinandergehe.

Rolf sah, während der andere sprach, durch die halb befrorenen Scheiben den Abend über dem Garten verglimmen, er sah die Umrisse der schweren Gestalt vor sich und hörte deren Worte, und er begriff, daß das alles so nötig sei, und daß er es nicht abwenden könne.

Er war daher mit allem zufrieden, er erklärte sogar, schon am nächsten Morgen sein Bündel schnüren zu wollen, aber er ging doch mit einem Gefühl aus dem Zimmer, als habe der starre, im äußeren Gebaren wie im Empfinden unbewegliche Mann ihm eben ein Stück seiner Seele in Fetzen gerissen. Blutige Fetzen — das ist also das Ende, dachte er bei sich, als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg.

Nach einer Weile war er draußen auf der Chaussee. Er hatte mit niemandem weiter gesprochen, auch mit Hildegard nicht; mochten die anderen es ihr sagen, sie würde ihn ja auch nicht verstanden haben. Das war ganz richtig. Und doch war er nicht einer schlechten Empfindung sich bewußt, nicht eines Gedankens, der ihm sein Handeln als Verrat oder Niedrigkeit hätte erscheinen lassen! Warum also — warum?

In dem Mißvergnügen und der Ergrimmtheit seines Herzens, denen die anfängliche Betäubung allmählich Platz gemacht hatte, wußte er sich keinen besseren Rat, als zu Magda zu eilen. Er empfand ein brennendes Verlangen, sie an sich zu ziehen, einen Ersatz zu fühlen für das, was er eben verloren. So kam er in ihre Wohnung. Sie war schon fort — ins Theater gegangen. Sie habe plötzlich für eine erkrankte Kollegin einspringen müssen und wolle noch rasch vor Beginn der Vorstellung eine kurze Sprechprobe im Kostüm durchmachen, sagte das Mädchen.

Es war erst gegen sieben, also hatte er noch eine halbe Stunde Zeit. Vielleicht konnte er ihr auch wieder helfen, wie schon

Digitized by Google

Harro Magnussen: Büste Kaiser Wilhelms II.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

neulich einmal, als er sie vor der Aufführung überhörte.

Rolf ging also nach dem Theater, der Theaterdiener kannte ihn schon und ließ ihn hinein. Auf der noch sehr dunklen, aber heute gegen den Zuschauerraum bereits geschlossenen Bühne traf er Magda schon im Kostüm und die Souffleuse, die vor ihr auf einem Versatzstück saß. Da die Vorstellung zum dritten Male wiederholt wurde, kam niemand eher, als bis das Glockenzeichen gegeben wurde. Die drei waren also allein auf der Bühne, ganz vornan neben dem Vorhang tauchte hin und wieder nur der runde, schwarzblanke Helm eines Feuerwehrmannes auf.

Rolf erbot sich, die Souffleuse abzulösen, und diese ging sehr befriedigt von dannen. Statt ihrer saß nun er Magda gegenüber und kontrollierte im Buche die Verse, die sie ziemlich fließend und mit wenig Betonung sowie mit nur angedeuteten Bewegungen herunterleierte.

Es war das Wasserstück, eine Art Undinengeschichte, bei dem er ihr vor einigen Wochen, als sie eine andere Rolle darin zu spielen hatte, zum ersten Male behilflich gewesen. Sie hatte ein phantastisches blaues Kostüm an, das an den Seiten geteilt war, so daß darunter die Beine, die in silberblinkenden, einen Fischleib nachahmenden Schuppentrikots steckten, fast in ihrer ganzen Länge sichtbar wurden. Rolf hatte keine Zeit, nach ihr hinzusehen, weil er auf die Worte aufpassen mußte, war auch im Augenblick wohl nicht gerade aufgelegt, ihr Huldigungen zu sagen. Sie fühlte das, und sie schien nicht zufrieden damit. Nachdem sie alle Szenen aus den ersten beiden Akten miteinander durchrast hatten, setzte sie sich plötzlich neben ihn, um einen Augenblick zu „verpusten", wie sie sagte.

„Wie ist es dir ergangen? Du siehst so anders aus heute als sonst?" fragte sie gleich darauf, indem sie ihn forschend anblickte.

Rolf empfand es wie eine Wohltat, einem Menschen von dem berichten zu können, was ihn so quälte, und anknüpfend an einige Mitteilungen, die er ihr neulich — zum ersten Male — über sein Pfarrhaus gemacht, berichtete er kurz, wie es ihm ergangen. Er verschwieg auch nicht, daß sie selber der unwissentliche Anlaß zu seiner neuesten bitteren Erfahrung geworden sei.

Sie hörte es zunächst alles ruhig an, fragte nur wie nebenbei, ob Hildegard hübsch sei und was für eine Figur sie habe.

Nachdem er diese Fragen, wie er glaubte, warm, aber nicht hitzig beantwortet, und sie selber nur einmal mit einem leisen Kopfschütteln hatte einfließen lassen: „Und das hast du mir alles verheimlicht?" forderte sie ihn auf, die Probe fortzusetzen.

Er war gleich dabei, und da sie bald darauf an eine Stelle gelangten, die ihm bei ihr unsicher vorkam, sprang er auf und agierte nunmehr selber ihr gegenüber die Rolle des Liebhabers, der mit ihr ein Zwiegespräch hatte. Sie sprachen beide nur mit halblauter Stimme — denn sie hörten jetzt, wie hinter dem Vorhang schon das Publikum sich versammelte —, ein allzu lautes Wort auf der Bühne mußte in der gedämpften Stille draußen unangenehm auffallen.

Mitten in ihre Worte hinein, gerade als er im Buche nach seiner Antwort suchte, fragte sie plötzlich: „Sag' mal übrigens, ist die Pfarrerstochter deine Liebste gewesen?"

Halb noch im Buche, erwiderte er ohne Besinnen: „Ja."

„Die du auch geküßt hast?"

Wieder versetzte er „ja", obwohl ihm einfiel, daß er Hildegard ja wohl nie auf den Mund geküßt hatte.

„Während ich dir so manche Rechte gewährte?" fragte sie, und dabei versetzte sie ihm mit einer Reitgerte, die da für einen ritterlichen Jäger bereit lag, und die sie wie spielend zur Hand genommen hatte, einen Hieb quer über die Backe.

Er wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst war, sagte auch zuerst nichts, sondern blieb vor ihr in der knienden Stellung, die ihm die Rolle gerade vorschrieb.

Da sie sich aber nun auf das Felsstück setzte, vor dem sie stand, und er bemerkte, wie sie mit häufig blinkenden Augen ihn fortgesetzt aufgeregt ansah, sichtlich überlegend, was sie wohl entgegnen sollte, begann er, und er versuchte die Worte mit einem leisen Lächeln zu begleiten: „Ich bin ja wohl auch nicht der einzige, den du mit deiner Gunst beglückt hast."

Jetzt stieß sie ihn heftig mit der Fußspitze vor die Brust. Er hielt es immer noch für Scherz, griff rasch nach dem Fuß und küßte ihn. Sie aber rief, wenn auch halblaut, doch so herb und scharf, als ob ihr der Haß nur gleich so aus den grauen Augen springen wollte: „Das mag ganz schön sein; aber ich habe stets nur einen liebgehabt. Du scheinst vierhändig lieben zu können!"

Er fühlte jetzt doch, daß es ihr Ernst war, und antwortete — wohl mehr aus Notwehr, denn daß er ganz meinte, was er sagte, und mit dem gleichen, etwas gezwungenen Lächeln wie vorher —: „Wer's glaubt!"

Er hatte das Wort aber kaum gesprochen — da brannte ein zweiter und dritter Hieb quer über seinem Gesicht, und die Heftigkeit, mit der die Streiche geführt worden waren, ließ ihm diesmal keinen Zweifel, wessen er sich von der Silbernixe da vor ihm weiter zu versehen habe. Er hatte die Gerte ergriffen und zerrte ihren Arm herab, indem er sie zornfunkelnd ansah. Ein paar Sekunden lang erwiderte sie seinen bösen Blick — dann sprang sie von ihrem Sitze herab, zischelte ihm ein „Geh! ich mag dich jetzt nicht mehr!" ins Gesicht und verschwand in der nächsten Kulisse.

Rolf wußte nichts besseres, als das Buch fallen zu lassen, das er noch immer in Händen hielt, und davonzugehen. —

Am nächsten Morgen war im Pfarrhaus alles wie immer. Die Milch floß in Strömen, die Butterbrote türmten sich, und die Knaben verschlangen unendliche Mengen davon. Nur die hauswaltende Tochter fehlte heute. Statt ihrer mußte das kanariengelbe Mamsellchen die Kinder versorgen.

Hildegard hatte Rolf nur einen Augenblick noch gesehen, als er die Treppe hinunterkam. Wie zufällig trat sie da aus der Küchentür, um nach oben zu gehen. Mit einem schmerzlich-krampfhaften Druck preßte sie seine Hand, die er ihr wortlos entgegenstreckte. Dann wandte sie sich rasch ab und trat in die Küche zurück.

Fünf Minuten später rollte die Klunkerkutsche davon, ihren gewohnten Weg.

Und während die junge Märzsonne langsam hinter dem weißlichen Berg emporstieg und die Kirchturmspitze rötlich färbte, sah Rolf mit brennenden, aber tränenlosen Augen nach der Stätte seines ersten und so schnell zerronnenen Glückes zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Helena

Schau' ich, Hermione, süßes Kind,
Vor mir dich im Bettlein liegen,
Da die Äugelein dir geheftet sind
Auf die Arme, die dich wiegen,
Plötzlich schweigt der Dämon in mir stille,
Und ich spür's, noch immer schwankt mein Wille.

Murmeln mir aber am rauschenden Meer
Dicht zu Füßen die schmeichelnden Wogen,
Wie gesendet mir aus der Ferne her,
Fühl' ich mich hin zu ihm gezogen.
Nichts mehr stillt in mir der Sehnsucht Leiden —
Holdes Mägdlein, ach! wir müssen scheiden.

Schöne Hermione, ruhlos schweift
In den Wäldern jagend der Wilde,
Währenddem in mir das Verlangen reift,
Daß mich Paris deck' mit dem Schilde ...
Wehe! der Mann aus Troja! Weinst du? Schlafe,
Daß dein süßes Lallen nimmermehr mich strafe.

Martin Greif

Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 2 u. 4): Venedig. Eine Straße.

Ausstattungswesen und Drama

Von

Eugen Kilian

(Nachdruck ist untersagt.)

Im theatralischen Leben der Reichshauptstadt steht gegenwärtig im Mittelpunkt des literarischen Interesses das von Max Reinhardt geleitete „Deutsche Theater". An Stelle des „Neuen Theaters" am Schiffbauerdamm und des „Kleinen Theaters" unter den Linden, die bis vor kurzem die Stätte seines künstlerischen Wirkens bildeten, hat dieser rührigste und ohne Zweifel begabteste der gegenwärtigen Berliner Bühnenleiter mit Beginn der letzten Spielzeit den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in das neu von ihm erworbene „Deutsche Theater" verlegt und damit eine neue verheißungsvolle Ära in der Entwickelungsgeschichte dieser Bühne eingeleitet. Anknüpfend an die von L'Arronge geschaffenen Traditionen dieses Hauses, das unter der Führung von Otto Brahm zu einer Spezialität, zu einer ausschließlichen, wenn auch in ihrer Art auf einer seltenen Höhe der Vollendung stehenden Pflegestätte des modernen Milieudramas geworden war, steht Reinhardt im Begriff, das „Deutsche Theater" wieder seiner ursprünglichen Bestimmung, einer würdigen Pflege des klassischen Dramas, zuzuführen. Er ist in der Lage, hier in vergrößertem Maßstab fortzusetzen, was er im „Neuen Theater" bereits mit außerordentlichem Erfolge begonnen hat. Den Klassikeraufführungen am Schiffbauerdamm, der „Minna von Barnhelm", „Kabale und Liebe", den „Lustigen Weibern von Windsor" und dem größten bisherigen Erfolge der Reinhardt-

Digitized by Google

schen Regiekunst, dem „Sommernachtstraum“, sind nunmehr am „Deutschen Theater“ zu Beginn dieser Spielzeit „Das Käthchen von Heilbronn“ und kurz darauf „Der Kaufmann von Venedig“ in vollständig neuer Inszenierung gefolgt. (Die hier wiedergegebenen Dekorationsbilder sind den betreffenden Aufführungen der Reinhardtschen Bühnen entnommen.)

Die Anziehungskraft dieser Vorstellungen war zum Teil ungeheuer. Jeder Premierenabend bei den Klassikervorstellungen der Reinhardtschen Bühnen ist ein Fest für die literarische Welt Berlins, der an Interesse und Zugkraft nicht zurücksteht hinter der Erstaufführung des neuesten Hauptmannschen Saisonwerkes.

Dies lebhafte und warme Interesse an den Neuinszenierungen der Reinhardtschen Theater ist durch den Charakter dieser Vorstellungen in vollem Maße gerechtfertigt. Jede dieser Aufführungen bringt Neues, Interessantes, vieles Schöne und Ausgezeichnete, in jedem Fall eine Menge wertvoller künstlerischer Anregungen. In Max Reinhardt hat das „Deutsche Theater“ einen außerordentlich intelligenten und phantasiebegabten Regisseur, der die seltene Gabe besitzt, das Wesentliche eines Kunstwerkes mit scharfem Blick zu erfassen und dessen schauspielerische Wiedergabe in harmonischen Einklang mit der äußeren Wiedergabe seiner Umwelt zu setzen; einen Regisseur, der vor allem den einen großen Vorzug besitzt, daß er sich nicht im geringsten durch das beeinflussen läßt, was man Tradition und Schablone am Theater zu nennen pflegt. Reinhardt geht seine eigenen Wege; er läßt das Kunstwerk in voller Naivität und unmittelbarer Frische auf sich einwirken und sucht es so in das Leben der Bühne umzusetzen, wie es seinem eigenen Auge sich darstellt, unbekümmert um den Zwang des Ewig-Gestrigen. Darin liegt der eigenartige Reiz, der den Reinhardtschen Aufführungen auch für den künstlerischen Feinschmecker eigen ist; diesem Reize kann man sich mit vollem Behagen hingeben, ohne daß man ihre Schwächen zu übersehen braucht.*

Zu den Reformen, die die Reinhardtschen Klassikeraufführungen in **äußerer** Beziehung bieten, gehört in erster Linie die Neuerung der sogenannten plastischen Dekorationen.

Die plastische Dekoration des Reinhardtschen Theaters ist allerdings weniger eine Neuerung, als vielmehr die letzte Konsequenz der naturalistischen Richtung, wie sie sich in der dekorativen Ausstattung der größeren Theater im letzten Jahrzehnt entwickelt hat. Sie bedeutet die endgültige Übertragung des Panoramenprinzips auf die Schaubühne. Das Panorama, das Malerei und Plastik in **der** Weise zu verbinden sucht, daß es den Vordergrund des Bildes in völlig naturgetreuer realer Plastik wiedergibt und aus dieser Plastik des Vordergrundes in den abschließenden gemalten Prospekt des Hintergrundes in möglichst unauffälliger Weise übergeht, beruht allerdings auf einem sehr anfechtbaren Kunstprinzip. Denn es sucht in Malerei und Plastik zwei Künste zu verbinden, die nichts miteinander zu schaffen haben, die nach ihrem innersten Wesen auf völlig heterogenen Bedingungen beruhen, und deren künstliche Verbindung deshalb nie ein wirkliches Kunstwerk hervorbringen kann. Die modernen Rundpanoramen, die die Plätze unserer großen Städte zieren und im Beschauer die Illusion erzeugen wollen, daß er sich etwa in einem zertrümmerten Hause inmitten einer großen Feldschlacht oder aber an Bord eines Ozeandampfers in irgendeinem berühmten Seehafen befinde, sind denn auch — bei aller Kunst, die im einzelnen darauf verwendet sein mag — im Grunde genommen nur eine Spielerei für große und kleine Kinder, ein künstliches und unkünstlerisches Zwitterding, das mit dem Wesen eines wirklichen Kunstwerkes ganz und gar nichts zu tun hat und ein künstlerisch schauendes Auge nicht zu befriedigen vermag. Es ist bezeichnend, daß sich ein Hauptinteresse des naiven Beschauers bei solchen Panoramen stets der Frage zuzuwenden pflegt, inwieweit dem Künstler die optische Täuschung: die Aufgabe, den Übergang aus der

* Die Leser werden finden, daß die folgenden Ausführungen nicht in allen Punkten mit den wiederholt in der „Dramatischen Rundschau“ der „Monatshefte“ vorgetragenen Ansichten übereinstimmen. Trotzdem schien es uns wertvoll, die ernsten und tiefeingreifenden Gedanken Dr. Kilians, des mannigfach bewährten praktischen Dramaturgen, hier unverkürzt und ohne alle Retusche zu Worte kommen zu lassen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 5 u. 6): Vor Shylocks Hause.

Plastik in die Malerei in möglichst unwahrnehmbarer Weise zu vollziehen, geglückt ist. Daß die Spielerei dieser mehr oder minder geglückten Täuschung mit einem künstlerischen Genießen nichts gemein hat, braucht kaum gesagt zu werden.

Ist es als ein künstlerischer Gewinn zu begrüßen, daß das Panoramenprinzip auch auf die Schaubühne übertragen wird? Man wird etwa sich regenden Zweifeln mit dem Einwand begegnen, daß die moderne Illusionsbühne, wie sie sich aus dem italienischen Opernhaus historisch entwickelt hat, ihrem ganzen Wesen nach auf einer Verbindung von Malerei und Plastik beruht und diese Verbindung selbst bei der größten Einfachheit der dekorativen Anordnung nicht entbehren kann. Sobald vor einem einfachen Gartenprospekt eine praktikable Gartenbank verwendet wird, ist die Verbindung von Malerei und Plastik bereits geschaffen. Es bedarf nicht einmal der Gartenbank: die Person des Schauspielers allein, die sich vor der gemalten Leinwand bewegt, genügt, jene unorganische Verbindung zwischen der körperlichen Plastik und der Flächenwirkung der Malerei herbeizuführen. Über das Störende und Unkünstlerische dieser Verbindung wurde gerade neuerdings, wo sich von den verschiedensten Seiten ein energischer Widerspruch gegen die bestehende Illusionsbühne mit ihrem Ausstattungsnaturalismus und eine lebhafte Sehnsucht nach energischen szenischen Reformen geregt hat, so vielerlei geschrieben, daß es hier keines ausführlichen Eingehens auf diesen Gegenstand bedarf. Es genüge, an die charakteristische Tatsache zu erinnern, daß bei der nicht abzuleugnenden Fernhaltung unserer geistigen Elite von dem modernen Theater gerade der urteilsfähige Maler in besonders starkem Maße beteiligt ist, eine Abneigung gegen das Theater, die sich beim bildenden Künstler im letzten Grunde aus dem unbefriedigenden und unharmonischen Eindruck erklärt, den das szenische Bild dem künstlerisch schauenden Auge gewährt. Der Urgrund dieser Erscheinung liegt in der Hereinziehung der Malerei in das Theater, die in ihrem ausschließlich auf der Flächenwirkung beruhenden Charakter mit der plastischen Wirklichkeit der dramatischen Darstellung niemals zu einem — im strengsten Sinne — vollauf harmonischen künstlerischen Ganzen verschmolzen werden kann.

Die Sehnsucht Richard Wagners, in dem von ihm erträumten Kunstwerk der Zukunft eine Vereinigung sämtlicher Künste anzubahnen, war, insofern sie das Verhältnis der dramatischen Kunst zu den bildenden Künsten betraf, ein großer Irrtum des Meisters. Das unglückselige Wort von dem Gesamtkunstwerk hat viel zur Verwirrung der Begriffe beigetragen. Nicht in der Verbindung, sondern in der scharfen Trennung von Künsten, die ihrem innersten Wesen nach durchaus nichts miteinander gemein haben, ist das Heil einer segensreichen künstlerischen Entwickelung zu suchen.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß eine wirklich stilvolle dramatische Kunst im höchsten Sinne des Wortes — wenigstens für das Drama hohen Stiles, dessen Schauplatz nicht bloß innerhalb der vier Wände des geschlossenen Hauses gedacht ist — nur möglich wäre unter völliger Verbannung der Malerei aus dem Theater, auf einer Bühne, die etwa ausschließlich durch künstlerisch geordnete Vorhänge nach den Seiten und nach hinten ihren Abschluß fände.

Ob allerdings jemals an eine Verwirklichung derartiger tiefgreifender szenischer Reformen für das heutige Theater gedacht werden kann, scheint mir mehr als zweifelhaft zu sein. Die moderne Illusionsbühne hat sich historisch seit Jahrhunderten entwickelt; die Gewöhnung an die Dekorationsmalerei als einen unentbehrlichen Bestandteil des heutigen szenischen Theaters, die Gewöhnung daran, daß der jeweilige Schauplatz der Handlung durch die Malerei wenigstens andeutungsweise dem Zuschauer versinnlicht wird, ist so alt und eingewurzelt, daß es außerordentlich schwer sein wird, mit der ganzen historischen Entwickelung der modernen Bühne durch die völlige Verbannung der Dekorationsmalerei mit einem Male zu brechen. Es wird sich vielmehr darum handeln, bei der Handhabung des Dekorationswesens — entsprechend der ganzen theatralischen Kunst, die auf Kompromissen zwischen Bühne und Auditorium beruht — einen Kompromiß zu finden, der die Mängel und Unschönheiten des durch die Heranziehung der Malerei bedingten szenischen Bildes dem Zuschauer möglichst wenig fühlbar macht. Verkehrt aber ist es, die Lösung des szenischen Problems darin suchen zu wollen, daß man die im Prinzip nun einmal nicht zu vermeidende Verbindung von Malerei mit Plastik auf die äußerste Spitze treibt, daß man das Panoramenprinzip geradezu auf die Bühne überträgt, indem man den ganzen vorderen Teil der Bühne plastisch zu gestalten sucht, ohne doch für den abschließenden Hintergrund die Malerei entbehren zu können. Die szenische Kunst sollte sich vielmehr daran erinnern, daß sie sich bei der Versinnlichung des Schauplatzes mit einer andeutenden Rolle zu begnügen hat, daß sich eine naturalistische, plastische Nachahmung der Natur in unlösbare Widersprüche mit den Gesetzen und Bedingungen des Theaters, das mit der künstlichen und kindlichen Schaustellung des Panoramas nichts gemein hat, verwickeln muß.

Diese Widersprüche treten am wenigsten hervor oder verschwinden unter Umständen völlig bei allen Dekorationen, die Innenräume darstellen. Das geschlossene Zimmer, das auf der modernen Bühne im allgemeinen zur unbedingten Herrschaft gelangt ist, kommt der plastischen Ausgestaltung der Bühne von selbst entgegen. Der Naturalismus, den die geschlossenen Wände gegenüber dem Kulissen- und Bogensystem darstellen, geht nur konsequent auf dem eingeschlagenen Wege weiter, wenn er an Stelle der früher üblichen Zimmersoffitten als oberen Abschluß eine wirkliche Zimmerdecke setzt, wenn er die Dielen des Bühnenbodens durch einen entsprechenden Bodenteppich verdeckt, wenn er Türen, Fenster, Nischen in völlig naturgetreuer Plastik nachzubilden sucht, wenn er sämtliche Möbel und sonstige in dem Raume befindlichen Gegenstände in voller Wirklichkeit mit Beseitigung aller bloß andeutenden Malerei auf die Bühne stellt. So ist es dank der heutigen Technik der modernen Bühne mit Leichtigkeit möglich, bei Innenräumen Dekorationen zu schaffen, die ein völlig treues Bild der Wirklichkeit geben und nur noch in Einzelheiten, so da und dort durch die Anordnung der Möbel und durch die Eigenheiten der Bühnenbeleuchtung, an den Kompromiß erinnern, den das Theater unvermeidlicherweise einmal schließen muß. Es ist kein Zufall, daß die naturalistische Dich-

Digitized by Google

tung, sofern sie mit den Bedingungen der realen Bühne vertraut ist, als Schauplatz der Handlung mit Vorliebe Innenräume verwendet; denn nur da hat sie die sichere Gewähr, daß der Stil des Bühnenbildes mit dem Stil der Dichtung im Einklang steht.

Die plastisch-naturalistische Ausgestaltung des Innenraumes wurde von der modernen Regie auch auf die Ausstattung des klassischen Dramas übertragen. So hat Reinhardts Theater für „Minna von Barnhelm" und „Kabale und Liebe" Interieurs geschaffen, die in ihrer kulturhistorischen Echtheit und dem Reiz ihrer Intimität zum Teil als Kabinettstücke gelten können. Sie sind bis zu einem gewissen Grade dankenswert, solange der umständliche szenische Aufbau keine ungebührlich langen Verwandlungspausen notwendig macht, was bei der Reinhardtschen Drehbühne ja wohl nirgends der Fall ist. Trotzdem drängt sich die Frage auf, ob nicht beispielsweise der bis in alle Einzelheiten treue und kleinliche Naturalismus in der Ausstattung der Millerschen Stube in einen gewissen Widerspruch gerät mit dem großen Stil des Gedichtes. Das flammende Pathos dieser Gestalten droht den kleinlichen Flitterkram, der sie umgibt, zu versengen. Man empfindet es nur als eine natürliche Konsequenz, daß der umständliche Naturalismus dieser Ausstattung den gewaltigen Adlerflug des Schillerschen Pathos auch in der Darstellung des Reinhardtschen Ensembles zu den Niederungen eines den Überschwang der Dichtung vermeidenden Realismus hinabzieht.

Es wäre gewiß verkehrt, für das heutige Theater eine Ausstattung der Schillerschen Dramen zu verlangen, die ein historisches Bild der Bühne gibt, wie sie dem Dichter für jene Zeit zur Verfügung stand. Wir sollen auf der lebendigen Bühne keine theaterhistorischen Lektionen geben. Das kahle Bild der offenen, seitlich durch Kulissen begrenzten Zimmer mit den wenigen Möbeln, die während der offenen, durch keine Verdunkelung des Raumes verschleierten Verwandlung mit dem wenigen notwendigen Mobiliar des nächstfolgenden Zimmers vertauscht werden mußten, würde auf das Auge des heutigen Zuschauers wahrscheinlich sehr nüchtern und erkältend wirken. Das schließt indessen nicht aus, daß eine Ausstattung, die sich in leiser Anlehnung an das historische Bild der Schillerschen Bühne in einer gewissen großzügigen Einfachheit auf das Wesentliche und Notwendige beschränkte, dem Geist und Stil des Gedichtes vielleicht kongruenter wäre als der echte und ins kleine gehende Naturalismus der heutigen Modebühnen.

Schwerer als bei Innenräumen, aber immerhin noch möglich und Erfolg versprechend ist die Durchführung plastischer Dekorationen bei Architekturbildern, bei geschlossenen Höfen, Straßen usw., bei allen Schauplätzen, wo die Vegetation ausgeschlossen ist. Für den Vorplatz des Palastes in „Salome", für den Burghof in Hofmannsthals „Elektra" wurden mittels plastischer Ausgestaltung der Mauern, Fenster, Tore, Brunnen usw. dekorative Bilder geschaffen, denen zweifellos eine ungewöhnliche suggestive Stimmungskraft innewohnt. Freilich geriet der Naturalismus der Dekoration schon hier in bedenkliche Widersprüche mit der Beleuchtung, die den natürlichen Forderungen des szenischen Bildes nicht in allen Teilen zu genügen vermochte. So fällt beispielsweise in „Elektra" während des größten Teiles des Stückes durch das seitliche Eingangstor des Hofes ein Streif jenes starken rötlichen Lichtes auf die Bühne, womit man nach altem Übereinkommen die Abendbeleuchtung auf dem Theater darzustellen sucht. Der Zuschauer ist aber im höchsten Grade erstaunt darüber, daß dieses rötliche Abendlicht seine Wirkung nur *unten* in der Höhe des Eingangstores ausübt, während der ganze *obere* Teil der Bühne, wo doch natürlicherweise dasselbe Licht über die niederen Mauern in den freiliegenden Hof hereinströmen müßte, in vollkommenem Dunkel liegt. Die Technik der Beleuchtung vermag hier der Technik der naturalistischen Dekoration nicht zu folgen. So erscheint der rötliche Lichtstreifen, der in kärglicher Isolierung durch das Tor dringt, nicht anders als ein Theatereffektlicht ältester Schule, dessen Absichtlichkeit in auffallendem Kontrast steht zu den hohen Tendenzen der über solche Dinge sonst sehr erhabenen modernen Regieschule.

Außerordentlich schön und stimmungsvoll sind zum größten Teil die engen, winkligen,

Digitized by Google

Das Käthchen von Heilbronn (Akt II): Wald vor der Höhle des heimlichen Gerichtes.

mit Kanalbauten und Brücken durchquerten Straßenbilder, die für den „Kaufmann von Venedig" am Reinhardtschen Theater geschaffen wurden (vgl. Abbild. S. 323 u. 325). Die Plastik wirkt hier fast durchweg schön und künstlerisch. Die entsetzlichen Luftsoffitten, die in der üblichen Bühneneinrichtung bei Straßenbildern als obere Abdeckung verwendet werden mußten, sind zum Glück vollständig vermieden. Eine Verengung des Bühnenausschnittes von oben, der das ganze Bild mit einem ziemlich niederen architektonischen Rahmen umschließt, macht hier eine besondere Abdeckung des Bildes nach oben durch gemalte Luft usw. entbehrlich.

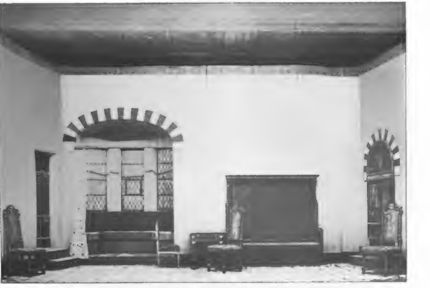
Wesentlich schwerer gestaltet sich das Problem der plastischen Dekoration, sobald an die Stelle des Innenraums oder des Architekturbildes die landschaftliche Dekoration tritt, die lebendige Vegetation, Baum und Blume, Wald und Wiese in naturalistischer Nachahmung auf der Bühne wiedergeben soll. Hier mußte mit dem System der bisherigen Bühneneinrichtung, das landschaftliche Bilder durch gemalte Prospekte, gemalte Waldbogen, gemalte Busch- und Felsenversatzstücke mehr andeutend als verwirklichend zu versinnlichen suchte, ganz und gar von seiten der Bühnenreform gebrochen werden. Von dem, was in das Gebiet der Flächenmalerei gehört, blieb hier höchstens der das Bühnenbild im äußersten Hintergrund abgrenzende gemalte Prospekt; in den meisten Fällen aber wurde auch auf diesen verzichtet und die Bühne statt dessen nach hinten und den beiden Seiten durch einen kreisförmigen Lufthorizont abgegrenzt. In diesen halbkreisförmigen Bühnenraum ist alles, was die einzelnen Bestandteile der Landschaft bilden soll: Bäume, Strauchwerk, Felsen, Hügel, Hütten und Berge, in naturgetreuer Plastik, mit praktikabeln Stämmen und praktikabelm Laubwerk, hineingebaut. Den Bühnenboden bedeckt wirkliches Gras, das in unebenen Linien, in Hügeln und Senkungen ein Bild des natürlichen Waldbodens zu geben sucht und die dröhnenden Dielen des Theaterpodiums den Augen und Ohren der Zuschauer verbirgt.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Art der Dekorationskunst oft überraschende Bilder von eigenartigem Reiz geschaffen werden. Wenn der Graf vom Strahl im „Käthchen von Heilbronn" zu Beginn des zweiten Aktes auf dem sanft ansteigenden Rasen eines lieblichen, von einer traulichen Hütte und dunklen Tannen umstandenen Hügellandes, das nach hinten den Ausblick in

Digitized by Google

lachende Gauen gewährt, von grünen Halmen umgaukelt, im Grase liegt (vgl. Abbild. S. 328), so erhalten die Sehnsuchtsrufe des Ritters nach der von wollüstiger Schönheit triefenden Seele seines Käthchen auf dem Hintergrunde dieses echt deutschen Landschaftsbildes einen Stimmungsreiz von außerordentlicher Kraft. Auch die nächtlichen Szenen vor der Köhlerhütte werden durch die Vorteile, die der hügelige, nach hinten aufsteigende Bühnenboden für die Gruppierungen und Kämpfe der Reisigen gewährt, nach der malerischen Seite entschieden gefördert. In gleichem Maße erweist sich der praktikable Wald des „Sommernachtstraums" mit seinen Stämmen, Wurzeln, natürlichen Baumschaukeln und dem hügeligen, moosigen Waldboden als außerordentlich vorteilhaft für das Herumhuschen und Herumtollen der Elfenwelt. Das Ohr des Hörers wird durch das Dröhnen der Bühnendielen nicht aus der zauberhaften Nachtstimmung herausgeschreckt.

bilder verwickelt sich durch die Begrenzung dessen, was auf der Bühne möglich und erreichbar ist, in fortwährende Widersprüche mit sich selbst. Die gemalten Waldsoffitten der hergebrachten Bühne sind in dem plastischen Walde selbstverständlich unmöglich. Sie werden ersetzt durch praktikables Laub, das aber nicht etwa, dem oberen Gezweige der Bäume in der Natur entsprechend, in ungleichmäßigen Windungen, in unregelmäßigem, hier höher, dort tiefer sich verbreitendem Geäst von oben die Bühne begrenzt, sondern, genau den Soffitten entsprechend, in regelmäßigen geraden Linien, in gleichen Entfernungen und nach unten wie mit der Schere abgeschnitten in den Soffittenzügen in das Bühnenbild hereinhängt — eine Einrichtung, die in ihrer Unschönheit und theatralischen Unnatur gegen den Naturalismus des übrigen Bildes auf das grellste absticht und so weit störender wirkt als die stilisierten gemalten Waldsoffitten in dem stili-



Das Käthchen von Heilbronn (Akt II, Auftr. 9—13): Schloß Wetterstrahl. Ein Gemach in der Burg.

Aber die Vorteile der neuen Dekorationseinrichtung wurden teuer erkauft durch ihre Nachteile und die Geschmacklosigkeiten, die sie im Gefolge hat. Der Naturalismus dieser plastischen Wälder und plastischen Wiesen-

sierten gemalten Waldbilde der alten Bühne. Weit glücklicher sucht das „Deutsche Theater" das Problem der oberen Bühnenbegrenzung zu lösen durch die schon erwähnte architektonische Einengung des Bühnenrahmens.

Digitized by Google

Besonders störend sind die Widersprüche, die sich aus den Eigentümlichkeiten der traditionellen Bühnenbeleuchtung gegenüber dem Naturalismus der Dekoration ergeben. Das Bild des nächtlichen Waldes im „Sommernachtstraum" wirkt nur dann einigermaßen wahr und zugleich schön, wenn sich die Beleuchtung unter Ausschaltung des üblichen Rampen- und Soffittenlichtes auf ein bloß an der einen Seite wirkendes mattes weißes Effektlicht beschränkt, das dem Scheine des Mondes entsprechend von der einen Seite in das Dunkel des Waldes hineinfällt. Durch die Schattenwirkungen der Bäume wird hier ein sehr stimmungsvolles und dichterisch anmutendes Waldbild erzeugt. Da dieses Bild indessen, vorzüglich geeignet für den Reigen dahinhuschender Waldnymphen, für die langen Dialogszenen der mittleren drei Akte zu dunkel ist, sieht sich die Leitung veranlaßt, für den größten Teil der betreffenden Szenen in eine hellere Beleuchtung überzugehen, und zwar unter Zuhilfenahme der üblichen Rampen- und Soffittenbeleuchtung. In diesem Falle ist der Eindruck des ganzen Bildes, abgesehen davon, daß die Nachtstimmung völlig verloren geht, durchaus unwahr. Namentlich das Soffittenlicht, das aus den dunklen Waldkronen der Bäume — in ganz unmöglicher Weise — herniederdringt, widerstreitet auf das grellste dem sonstigen Naturalismus des Bildes.

Das eben ist der Fluch des Naturalismus auf der Bühne, daß er die Ansprüche des Zuschauers an die naturgetreue Wahrheit der Dinge immerwährend steigert. Je mehr sich das Bühnenbild der wirklichen Natur zu nähern sucht, desto kritischer wird der Zuschauer, desto schärfer empfindet sein Auge die zahlreichen kleinen und ewig unausrottbaren Widersprüche, die der Vergleich dieser gekünstelten Nachahmung der Natur mit der Wirklichkeit ergibt. In dem stilisierten Bilde der alten Bühne mit ihren stilisierten gemalten Dekorationen wird auch die stilisierte künstliche Bühnenbeleuchtung nicht als eine störende Inkongruenz empfunden. In Verbindung mit dem Naturalismus der plastischen Landschaftsbilder wirkt die Bühnenbeleuchtung wie unnatürliche, hohle Theatermache; aber selbst bei den bedeutendsten Fortschritten der Technik wird es niemals möglich werden, in der Theaterbeleuchtung, die immer und ewig auf Kompromisse angewiesen sein wird, eine photographisch getreue Nachahmung der Wirklichkeit zu erzielen. Das wirkliche Licht der Sonne oder des Mondes in den modernen Theaterbau zu leiten, wird voraussichtlich auch der Zukunft verschlossen bleiben.

Zu den zahlreichen Widersprüchen, die die Anwendung plastischer Dekorationen mit sich bringt, kommt — noch in höherem Maße belastend — der vollständige Mangel an Stimmung, der den landschaftlichen Bühnenbildern zum größten Teil eigen ist. Es ist dies in der Reinhardtschen Vorstellung des „Käthchens" beispielsweise besonders auffällig in der Szene vor der Einsiedelei, wo Käthchen zum Kloster geht. Trotz des umständlichen dekorativen Aufbaues dieser Szene, trotz des großen plastischen, mit wirklichen Tannen bewachsenen Felsens, trotz des wirklichen Gebirgspfades, der darüber auf den rasenbedeckten Bühnenboden herabführt, trotz der im Hintergrunde hervorragenden plastischen Felsberge (die, nebenbei bemerkt, in schwäbischer Landschaft völlig unmöglich sind) ist das ganze Bild ohne alle und jede dichterische Stimmung. Es fehlen in dieser nüchternen, künstlich zusammengeleimten Natur die duftigen Farbentöne, die eine perspektivische Ferne vortäuschen. Dasselbe gilt von der Szene am Hollunderbusch, wo trotz dem Aufwand eines umständlichen plastischen Aufbaues und des hinter dem Mauerring ansteigenden praktikabeln Berges der landschaftliche Stimmungsreiz, der unter Umständen durch einen einfachen, von Künstlerhand gemalten Prospekt hervorgerufen werden kann, ganz und gar fehlt. Allen diesen plastischen Landschaftsbildern mit ihrer kleinlichen Naturnachahmung haftet etwas Kindliches an; sie machen den Eindruck der Spielerei, aber nicht den eines Kunstwerkes. Man kann sich, wie ein Kritiker in einem treffenden Vergleich hervorgehoben hat, bei den zierlichen kleinen Bäumchen, die in den künstlichen Rasenboden und auf die kaschierten Pappfelsen aufgesetzt sind, der Erinnerung an die Krippengärtchen nicht erwehren, wie sie unter dem Weihnachtsbaum der Kinder zu sehen sind. Es ist nicht gut, wenn man bei einem Kunstwerk an das Spielzeug der Kinder erinnert wird.

Digitized by Google

Ein Sommernachtstraum (Akt V): Im Palaste des Theseus.

Die Anwendung plastischer Dekorationen für das klassische Drama, das einen häufigen Wechsel des Schauplatzes verlangt, liegt nur da im Bereiche der Möglichkeit, wo die Einrichtung der neuerdings von Lautenschläger in München ins Leben gerufenen und seitdem an verschiedenen neuen Bühnen eingeführten Drehbühne zur Verfügung steht. Auf der gewöhnlichen Bühne würden die Pausen, die der häufige Umbau der umständlichen plastischen Dekorationen mit ihren zahlreichen Praktikabels beansprucht, eine solche Ausdehnung annehmen, daß die Gesamtzeit der Pausen der Zeit, innerhalb deren gespielt wird, zum mindesten gleichkäme, wahrscheinlich aber sie bedeutend überträfe. Die Verwendung plastischer Dekorationen ist demgemäß, wenn das künstlerische Genießen nicht völlig zerstört werden soll, durch die Benutzung der Drehbühne bedingt; diese Bühne, die sich in der Form einer großen drehbaren Scheibe um sich selbst bewegt, schafft die Möglichkeit, zwei bis drei, im besten Fall auch vier bis fünf verschiedene Dekorationen gleichzeitig auf ihr aufzubauen. Durch die bloße Drehung der Bühne kann ein relativ rascher Wechsel der fertigstehenden einzelnen szenischen Bilder vollzogen werden.

Da indessen Stücke wie „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Der Kaufmann von Venedig“, in gleicher Weise wie die meisten klassischen Dramen, im ganzen weit mehr als drei bis vier verschiedene Dekorationen verlangen, muß die Drehbühne auch während der Vorstellung noch zu wiederholten Malen umgebaut werden. Dies nimmt zum Teil, namentlich da, wo ein tiefes, umständlich aufgebautes Bühnenbild hergestellt werden muß, eine beträchtlich lange Zeit in Anspruch. So wird beispielsweise im „Käthchen von Heilbronn“ nach der Szene am Hollunderbusch eine Pause von einer halben Stunde notwendig zum Umbau dieses umständlichen plastischen Landschaftsbildes in den für den fünften Akt notwendigen, ebenfalls eine sehr tiefe Bühne verlangenden freien Platz zu Worms. Da die Szenen des letzten Aktes in der unbarmherzigen Reinhardtschen Kürzung zusammen kaum länger als eine halbe Stunde spielen, so wird das Stück durch die vorangehende Pause, die so lang ist wie der ganze darauf folgende Schlußteil des Gedichtes, unorganisch in zwei klaffende Hälften auseinandergerissen, die in ihrem gegenseitigen Größenverhältnis in einem schreienden Kontrast stehen. In ähnlicher Weise macht der Umbau, der im „Kaufmann von

Venedig" die Straßenbilder der ersten Akte in den Gerichtssaal für den vierten Akt verwandeln muß, inmitten des dritten Aktes des Originals (nach III, 1) eine unverhältnismäßig lange Pause notwendig, die das Stück hier sehr willkürlich an ungeeigneter Stelle in zwei Hälften auseinanderreißt. Wenngleich zu hoffen steht, daß die Fortschritte der Technik mit der Zeit vielleicht auch bei plastischen Dekorationen einen etwas rascheren Umbau ermöglichen werden, so liegt hier doch in diesen szenischen Reformen eine nicht zu unterschätzende Gefahr für das dramatische Kunstwerk und seine theatralische Wiedergabe verborgen.

Der relativ rasche Wechsel, der zwischen den auf der Drehbühne gleichzeitig stehenden Dekorationen vollzogen werden kann, schafft dem Regisseur anderseits manche Vorteile, die nicht von der Hand zu weisen sind. Die rasche Art, wie das Zimmer zu Belmont in die nebendran gebaute enge venezianische Straße vor Shylocks Haus oder in eine andere Straße verwandelt werden kann, ermöglicht es der Reinhardtschen Inszenierung, die Szenenfolge des Originals mit ihrem häufigen Wechsel zwischen den zu Belmont und den zu Venedig spielenden Szenen beinahe unverändert beizubehalten, ohne die in den sonstigen Aufführungen des Stückes üblichen Zusammenlegungen auseinanderliegender Szenen zu größeren Szenengruppen. Das bietet ohne Zweifel — wenn man von der fortwährenden Störung durch den bei den Verwandlungen leider durchweg verwendeten Zwischenvorhang absieht — mannigfache Vorteile für die Wiedergabe des Gedichtes und bringt den Reiz, der in der Kontrastwirkung vieler Szenen liegt, teilweise sehr wirkungsvoll zur Geltung. Reinhardt geht hier in der Scheidung der einzelnen Szenen so weit, daß er sogar für den kleinen, etwa zwanzig Zeilen umfassenden Auftritt, wo Lancelot sich von Jessica verabschiedet (II, 3) — eine Szene, die sonst überall in Verbindung mit der umgebenden Szenenreihe auf der Straße vor Shylocks Hause gespielt wird —, eine eigene Dekoration verwendet, und zwar entsprechend den Bühnenanweisungen unserer Ausgaben: ein Zimmer in Shylocks Hause. Eine Verwandlung für diese rasch vorüberhuschende kleine Szene, die vorher und nachher dementsprechende Pausen und den Zwischenvorhang notwendig macht, ist an sich gewiß überflüssig und eher störend als fördernd. Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß durch das Milieu des Judenhauses, das hier an einer einzigen Stelle des Stückes dem Zuschauer gezeigt wird: durch das enge, finstere und schmutzige Zimmer mit seinen hohen, von Jessica nur durch Erklettern der davorstehenden Kisten erreichbaren Fenstern (vgl. Abbild. S. 334), der Entschluß des Judenmädchens zur Flucht und dessen relative Berechtigung dem Hörer in einer beinahe suggestiven Weise verständlich gemacht wird. Er fühlt den Druck, den das kahle und finstere Judenheim auf Jessicas lebenslustiges und sinnenfrohes junges Gemüt ausüben muß, und wird über einen immerhin heiklen Punkt des Stückes mit großem Geschick von der Regie hinweggeführt. Der hier erzielte Eindruck wird verstärkt durch die Inszenierung der Szene, wo Shylock am Abend sein Haus verläßt und von der Tochter Abschied nimmt, und der darauf folgenden Entführung Jessicas durch Lorenzo und seine Freunde (II, 5 und 6). Auch für diese Auftritte wählt Reinhardt eine besondere, in den vorangehenden Szenen nicht verwendete Dekoration (vgl. Abbild. S. 325): eine enge, winklige, mit Brücken und Stiegen verbaute Gasse hinter dem Judenhaus, in die kaum ein Strahl des Tageslichtes zu dringen vermag; ein charakteristisches Bild des Ghettos, das Jessicas Drang nach Freiheit und schönen Christenknaben doppelt begreiflich macht. Es ist ein sehr glücklicher Zug der Regie, daß die ganze Szene zwischen dem unheilahnenden Shylock und seiner Tochter, die in ihrer Art vielleicht das Vollkommenste der ganzen Aufführung ist, von den aus der weitesten Ferne herklingenden lustigen Weisen des Maskentreibens begleitet wird. In feiner und wirkungsvoller Symbolik werden dadurch die beiden Welten zum Ausdruck gebracht, die sich bekämpfend an Jessicas Seele zerren. Auch die Entführung Jessicas wird abweichend von der Schablone, die durch aufdringliches Maskengetriebe auf der Bühne die Aufmerksamkeit von dem Dialoge auf störende Äußerlichkeiten abzulenken pflegt, in

Digitized by Google

durchaus eigenartiger Weise von Reinhardt inszeniert. Das Maskengewühl selbst wird nur an einer Stelle, wo keine Störung des Dialogs möglich ist, im raschen Vorüberhuschen auf dem hintersten Teil der Gasse sichtbar. Im übrigen wird die Nähe der Masken nur durch die diskret aus der Ferne vernehmbare Musik dem Hörer suggeriert. Die Poesie des Wortes, die sonst meistens in der aufdringlichen Meiningerei des Maskentreibens untergeht, kommt hier zu ihrem vollen Recht. — In der feinen, ungemein charakteristischen und stimmungsvollen Ausarbeitung dieser Szenen, wie überhaupt in der ganzen szenischen Einrichtung und Anordnung des zweiten Aktes, möchte ich — trotz der Einwände, die dagegen gemacht werden können — den hervorragendsten individuellen Reiz dieser Inszenierung des „Kaufmanns von Venedig" erblicken.

Auch die Belmontszenen sind — wenn man von der verkehrten Auffassung Maroccos und Arragons absehen will — vortrefflich inszeniert und bieten mit ihrer glücklichen, das Wesentliche im Auge behaltenden Anordnung der Kästchenwahl, mit der malerischen Ausnutzung der das Zimmer umrahmenden Emporgalerie (vgl. Abbild. S. 335) und der prächtigen Belebung der gesamten Komparserie Bilder von außerordentlichem künstlerischem Reiz. Ein vortrefflicher Gedanke von Reinhardt ist es, in der großen Szene von Bassanios Kästchenwahl Porzia und Bassanio bei dem einleitenden Gespräche — entgegen den Bühnenanweisungen und entgegen der Tradition — zuerst allein auf die Bühne zu bringen und alle übrigen Personen erst unmittelbar vor Beginn der Wahl erscheinen zu lassen. Dieses Gespräch, das, sonst in Gegenwart des ganzen Gefolges gesprochen, immer kalt wirkt und mehr oder minder verloren geht, gewinnt durch die Reinhardtsche Anordnung mit einem Male einen sehr eigenartigen, intimen Reiz, der ihm bis dahin auf der Bühne gefehlt hat. Ein Meisterstück der Inszenierung ist die große Gerichtsszene des vierten Aktes, die in ihrer ganzen Anordnung, in der Ausarbeitung des Zusammenspiels, in der lebensvollen Durcharbeitung der Gestalt des Dogen, der, sonst wie eine Pagode auf seinem Stuhle festgenagelt, einen wahren Dunst von Langeweile auszuströmen pflegt, in der sorgfältigen Individualisierung und Belebung der stummen Senatoren des uneingeschränkten Lobes würdig ist.

Daß der „Kaufmann von Venedig" unter den bisherigen Klassikeraufführungen der Reinhardtschen Bühnen in erster Linie steht und namentlich die vielgepriesenen Vorstellungen des „Sommernachtstraums" und des „Käthchen von Heilbronn" an Wert bedeutend übertrifft, ist, abgesehen von den inneren künstlerischen Qualitäten der Vorstellung, auch dem Umstande zuzuschreiben, daß dieses Stück durch seinen besonderen Charakter der Verwendung plastischer Dekorationen in besonderem Maße entgegenkommt. Der „Kaufmann von Venedig" erfordert in dekorativer Beziehung beinahe ausschließlich Innenräume und architektonische Straßenbilder. Das landschaftliche Element dagegen, das der plastischen Wiedergabe auf das schärfste widerstrebt, beschränkt sich auf den fünften Akt, die Nachtszene im Belmontschen Garten. Diese Dekoration, die plastische Bäume und wirklichen Rasenboden mit gemalten Zypressen und dem gemalten Meeresprospekt zu einem Ganzen zu verbinden sucht, fällt denn auch gegen die vorangehenden szenischen Bilder bedeutend ab und stört einigermaßen — trotz manches feinen Reizes, den die Regie auch diesem Akt zu geben weiß — die Einheitlichkeit der Vorstellung.

Auch von einer anderen Seite betrachtet war der „Kaufmann von Venedig" eine sehr glückliche Wahl, um die Vorteile der Drehbühne und der plastischen Dekoration auf das schönste zur Geltung zu bringen. Die Drehbühne ist der Entfaltung großer, weiter und tiefer Bühnenbilder im ganzen wenig günstig. Das Bestreben, möglichst viele dekorative Bilder gleichzeitig auf der Drehscheibe aufzustellen, und die daraus sich ergebende Notwendigkeit einer möglichst ökonomischen Ausnutzung des Raumes macht bei Straßenbildern die Verwendung enger, winkliger, verbauter Gassen besonders wünschenswert. Dem kommt gerade dieses Stück mit den engen Straßenwinkeln des venezianischen Ghettos, die es verlangt, in bereitwilliger Weise entgegen.

So vermag Reinhardt hier die Not seiner Bühne mit großem Geschick in eine Tugend

Digitized by Google

umzuwandeln. Denn gerade der malerische Reiz dieser verbauten mittelalterlichen Straßenbilder übt in seiner Inszenierung eine außerordentliche Wirkung aus. Diese Eigenheit seiner Bühne veranlaßt ihn, auch für die einleitende Szene des Stückes, anstatt des großen freien Blickes auf den belebten Markusplatz, den die Theater traditionsgemäß hier zu bieten pflegen, eine enge, mehr einem Durchgang gleichende, dem Hauptverkehr fern gedachte Gasse zu wählen. Dies bietet dem Regisseur den Vorteil, das Stück in einer von der hergebrachten Schablone völlig abweichenden Weise zu eröffnen. Anstatt des bunten Volksgetriebes sieht man Antonio, der träumerisch sinnend an einem Pfosten lehnt, allein mit den beiden ihn begleitenden Freunden. Die schwermütig-traurige Stimmung des königlichen Kaufmanns gibt den einleitenden Grundakkord für die Dichtung. Alle Komparserie, das belebende Volk mit seinen obligaten Verkäuferinnen, Tänzerinnen, Bettlern usw., fehlt hier und in den übrigen Straßenszenen des Stückes völlig, sehr zum Segen der künstlerischen Wirkung; die Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf nebensächliche Äußerlichkeiten wird in höchst dankenswerter Weise vermieden. Freilich wird — bei aller Anerkennung für die Feinheit und Eigenart, womit das Stück bei Reinhardt eröffnet wird — der Zweifel vielleicht berechtigt sein, ob der hier gewählte einleitende Akkord der richtige ist für die Eröffnung eines Stückes, das vom Dichter doch als ein Lustspiel gedacht ist; ob es im Interesse des Gesamteindrucks nicht zu wünschen ist, daß dem Zuschauer wenigstens an einer Stelle ein Blick in das bunte, heitere, sonnenbeglänzte Treiben der Lagunenstadt und seiner jeunesse dorée eröffnet werde.

Es liegt auf der Hand, daß der besondere Einfluß, den die Beschaffenheit der Drehbühne und der auf ihr verwendbaren Dekorationen auf die szenische Einrichtung und Anordnung ausübt, nicht in allen Stücken so günstig und wenig nachteilig ist wie im „Kaufmann von Venedig“. Ein bedenklicher Mißstand liegt vor allem darin, daß die Drehbühne mit ihren kunstvoll aufgebauten plastischen Dekorationen nicht bloß auf die Art und Anlage, sondern auch auf die Zahl der zu verwendenden Dekorationen einen beengenden Zwang ausübt. Nicht bloß die

Der Kaufmann von Venedig (Akt II, Szene 3): Ein Zimmer in Shylocks Hause.

Digitized by Google

Der Kaufmann von Venedig (Akt I, Szene 2 u. a.): Belmont. Ein Zimmer in Porzias Hause.

außerordentlich hohen Kosten, die umständlichen praktikabeln Anlagen, auch die Schwierigkeiten des jeweiligen Umbaues und die unverhältnismäßig großen Pausen, die dadurch notwendig werden, legen der Theaterleitung die Pflicht einer weisen Beschränkung auf das Notwendigste nahe. Aus dieser Rücksicht auf Beschränkung erklären sich Verkehrtheiten wie die, daß im „Käthchen von Heilbronn" für die beiden Waldszenen des zweiten Aktes, die vor der Höhle des Femgerichts und die nächtliche Gewitterszene vor der Köhlerhütte — zwei Szenen, die eine völlig verschiedene dichterische Stimmung verlangen —, gänzlich unpassenderweise dieselbe Dekoration verwendet wird. Noch schlimmer ist es, daß die Höhle des Femgerichts, mit dem das Stück eröffnet wird, im fünften Akt als die in der Nähe der Strahlburg gelegene Höhle wiederkehrt, in der Gottschalk das arme Käthchen vor den Anschlägen ihrer Feindin geborgen hat. Das ist ein Widersinn, der einer kleinen Provinzbühne verziehen werden kann, nicht aber einem Kunstinstitut, das Anspruch darauf erhebt, an der Spitze der modernen Theaterkultur zu schreiten. In gleicher Weise wird der freie Platz zu Worms, der Schauplatz des Gottesgerichts, da die umständliche Anlage dieser tiefen Dekoration einen abermaligen Umbau in eine andere tiefe Dekoration unmittelbar vor dem Schluß nicht gestattet, auch für die Schlußszene des Stückes, die im Schloßhof der Strahlburg spielen sollte, verwendet, und so sieht sich der Graf vom Strahl seltsamerweise genötigt, sein Hochzeitsfest, statt in den Hallen der väterlichen Stammburg, auf dem Marktplatze der freien Reichsstadt zu feiern, und Kunigunde muß als gerechte Strafe für ihre Freveltaten neben der ihr zuteil werdenden Enttäuschung auch noch die Unkosten einer nutzlosen Reise nach Worms bestreiten. Man sieht, welche Ungereimtheiten die durch die Drehbühne und den Ausstattungsnaturalismus bedingte Beschränkung der Dekorationen im Gefolge hat. Auch daß der für den Zusammenhang unentbehrliche Monolog des Kaisers, der, wie Reinhardt im Gegensatz zu den Meiningern richtig erkannte, nicht auf den freien Platz des Gottesgerichts verlegt werden kann, sondern unbedingt eine eigene geschlossene Dekoration verlangt, desgleichen das nachfolgende Gespräch zwischen Flammberg und Freiburg, das das Geheimnis von Kunigundes mosaischer Zusammensetzung enthüllt, ferner die Szene in Kunigundes Toilettenzimmer: daß alle diese

Digitized by Google

Szenen bei Reinhardt gestrichen werden müssen, hat seinen letzten Grund nur in dem Zwang der dekorativen Einrichtung, die bei dem umständlichen Aufbau des Wormser Platzes die Verwendung weiterer neuer Dekorationen verbietet. So wurden dem Zwang der szenischen Ausstattung wichtige Bestandteile der Dichtung geopfert, deren Fehlen das Verständnis des Stückes dem uneingeweihten Hörer teilweise völlig unmöglich macht. Die Dichtung wird zur Sklavin eines äußeren szenischen Zwanges, zur Sklavin der dekorativen Ausstattung, anstatt daß umgekehrt, wie es das Richtige wäre, die Dichtung sich die Bühne und die Szene schafft, wie sie ihren höheren Zwecken dienlich ist.

Ein weiterer Mißstand der plastischen Dekorationen und der naturalistischen Ausstattung liegt darin, daß sie den Zwischenvorhang bei den Verwandlungen nicht entbehrlich machen, und daß die Verwandlungspausen trotz der Vorteile der Drehbühne, auch da, wo kein vollständiger Umbau auf der Bühne vorzunehmen ist, eine geraume Zeit, teilweise zwei bis fünf Minuten, in Anspruch nehmen. Dadurch wird ein verwandlungsreiches Stück unter unablässigen Pausen und störenden Unterbrechungen durch das Fallen des Vorhangs in zahlreiche einzelne Bilder zerhackt; die Akteinteilung und damit die natürliche organische Gliederung des Kunstwerks geht ganz und gar für den Zuschauer verloren. Sie entschwindet den Augen des Zuschauers um so mehr, als Reinhardt für die Verwandlungen keinen besonderen Zwischenvorhang, sondern für alle szenischen Veränderungen innerhalb des Stückes einen und denselben Vorhang verwendet, überdies den Zuschauerraum in sämtlichen Verwandlungspausen erhellen läßt. Die natürliche Folge ist, daß das Drama sich in eine Reihe von Bildern auflöst, die durch mehr oder minder lange Pausen voneinander getrennt sind, und daß das Stück gewöhnlich an einer Stelle, da, wo ein vollständiger oder besonders schwerer Umbau der Drehbühne notwendig ist, durch eine längere, oft halbstündige Pause in zwei Hälften zerteilt wird. Diese Teilung ist, da sie durch eine Äußerlichkeit, die dekorativen Bedürfnisse, bestimmt wird, in den meisten Fällen willkürlich und reißt das Kunstwerk vielfach ganz unorganisch in zwei völlig ungleiche Hälften auseinander. Es ist sehr bezeichnend, daß der Zettel der Reinhardtschen Bühnen die Stelle dieser offiziellen Pausen nicht mehr nach der Akteinteilung, sondern nach der Reihenfolge der Bilder (... nach dem xten Bilde) kenntlich macht. Welcher Schaden dem Kunstwerk erwächst aus der unablässigen Unterbrechung des Zusammenhanges durch Vorhang und Pausen und aus der völligen Aufhebung der vom Dichter gewünschten Gliederung, der Akteinteilung, das ist selbstverständlich für jeden, der eine richtige Vorstellung vom Wesen des Dramas hat. Das unglückselige, durch die Bestrebungen der Meininger und die zunehmende Ausstattungssucht unserer Illusionsbühne geförderte Prinzip einer unwillkürlich sich zuerst an die Schaulust wendenden Guckkastenkunst, die dem Zuschauer an Stelle des Zusammenhanges des ununterbrochen dahinströmenden dramatischen Geschehnisses eine Reihe von Guckkastenbildern vor Augen stellt, wird durch die plastischen Dekorationen mit ihrem Ausstattungsnaturalismus in das äußerste Extrem geführt und wird dadurch nicht weniger verhängnisvoll, daß die einzelnen Bilder oft eine hohe künstlerische Vollendung zeigen.

Was die Aufführung des klassischen Schauspiels, insbesondere des Shakespeareschen Dramas, verlangt, ist in erster Linie eine ununterbrochene, möglichst pausenlose Wiedergabe des Gedichtes. Akt- und Verwandlungspausen sind auf das denkbar kleinste Maß zu beschränken. Man braucht dabei nicht so weit zu gehen wie die durch Alois Brandl jüngst angeregte Aufführung von „König Richard II." in Weimar, wo man das ganze Stück in einem Zug ohne jede Unterbrechung wiedergab. Auch das ist verkehrt und eine einseitige Übertreibung. Denn die Akteinteilung, die organische Gliederung des Dramas — und das ist der zweite Punkt — ist von der höchsten Wichtigkeit für das Kunstwerk und muß bei der Aufführung unbedingt zu ihrem Rechte kommen.

Das Prinzip der Fünfteilung war auch für das Shakespearesche Drama in gleicher Weise wie für die antike Tragödie schon in unbestrittener Geltung (vergl. die Prologe

Digitized by Google

Margarete Erler: Bauernmädchen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

in „Heinrich V.“), auch wenn sie sich, schon infolge des Fehlens eines die ganze Bühne abschließenden Vorhangs, bei der Aufführung weniger bemerkbar machte als auf der heutigen Bühne. Im modernen Theater aber muß dem Zuschauer der Akteinschnitt erstens durch eine kurze Unterbrechung zum Bewußtsein kommen und zweitens dadurch, daß der Vorhang ausschließlich beim Aktschluß fällt, wogegen die Verwandlungen innerhalb des Aktes bei offener Szene vollzogen werden.

Diesen wichtigen Forderungen der dramatischen Kunst widerstreitet der Ausstattungsnaturalismus auf das heftigste. Darum ist in den plastischen Dekorationen und den damit zusammenhängenden szenischen Reformen — ganz abgesehen von den künstlerischen Bedenken, die an sich gegen das plastische Landschaftsbild erhoben werden müssen, und ungeachtet des vielen Vortrefflichen, Bedeutenden und Anregenden, das die moderne Regieschule dem deutschen Theater bietet — eine Gefahr für die Entwickelung unserer dramatischen Kunst zu erblicken.

Was unserem Theater in Wahrheit not tut, ist eine weise Reaktion auf szenischem Gebiete, eine Dekorationskunst, die sich — falls die Malerei überhaupt auf der Bühne verwendet werden soll — der scharf gezogenen Grenzen ihres Könnens bewußt bleibt, die sich damit bescheidet, eine dienende und in der Hauptsache bloß andeutende Rolle zu spielen, die an Stelle des verwirrenden Firlefanzes eines unangebrachten Naturalismus möglichst einfache, aber großzügige dekorative Bilder setzt, die diskret und stimmungsvoll die dramatische Handlung begleiten und technisch derart eingerichtet sind, daß sie die rascheste Verwandlung des szenischen Bildes gestatten — eine Dekorationskunst, die Form und Inhalt in das richtige Verhältnis zueinander setzt und dem Wesentlichen des dramatischen Gedichtes, vor allem der heiligen Macht des gesprochenen Wortes, zu seinem oft versagten Rechte verhilft.

Annemarie

Der Frühwind über die Felder weht —
Was weinst du, Annemarie?
Wie rot das Gold der Sonne dort steht
Und strahlend über die Wiesen geht,
Annemarie!

Bald werden die singenden Lerchen wach —
Hörst du sie, Annemarie?
Die Schwalben fliegen um Baum und Dach —
Was schaust du so sehnend und bang ihnen nach,
Annemarie?

Denkst du des Frühlings droben am Strand,
Als uns die Heimat verbannte?
Grau war der Himmel ausgespannt
Weit, weit bis an den fernsten Rand,
Wo er scharf die Nordsee umsäumte.

Uns're Heimat ist kalt, uns're Heimat ist schwer.
Vergiß sie, Annemarie!
Uns're Heimat ist finster wie Strand und Meer,
All unser Schmerz, von dort kam er her,
Annemarie!

Sieh doch, wie leuchtend die Sonne lacht,
O sieh doch, Annemarie!
Und der Himmel, wie fröhlich überdacht
Er den Frieden, den uns die Fremde gebracht,
Annemarie!

Vergiß das Gestern, sei frei und froh,
Sei mutig, Annemarie!
Vertrau auf das Glück, das irgendwo
Uns blüht, dann kommt es; nur so, nur so,
Annemarie!

Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

III

(Nachdruck ist untersagt.)

Mynheer de Jonge kam heute sehr spät aus der Ratssitzung. Und eben, wie er die breite Treppe des Stadthauses heruntergestiegen war und über den Markt gehen wollte, stieß er an der Straßenecke auf seinen Sohn, den Kaplan. Er blieb vor ihm stehen. „Sieh da, Pieter! Wo kommst du her?“

Sein Sohn sah ihn mit sonderbar abwesenden Augen an. „Ich weiß nicht — ja so — aus dem Beghinenhof —“

„Du weißt nicht? Wo hast du denn deine Gedanken? Schämen muß man sich ja, daß man solch eine Schlafkappe von Sohn hat!“ Mynheer stieß sichtlich verärgert seinen Stock auf das Pflaster. „Ihr Pfaffen habt es weiß Gott gut, braucht euch um nichts zu scheren. Der Teufel soll Bürgermeister sein, wenn man so viel Ärger davon hat!“

Pieter de Jonge sah den dicken Mann an wie einer, der von einer weiten Reise kommt und sich wundert, daß die bekannten Gesichter noch ebenso aussehen wie früher. Aber er war noch nicht recht aufgewacht. „Ärger hat der Herr Vater gehabt?“ fragte er zerstreut.

„Jawohl. Wenn das kein Ärger ist, will ich Kunz heißen. Einen sauberen Patron von Freund hast du da gehabt, diesen Jan Allaert!“

Jan Allaert? Mit einem Ruck wachte Pieter nun doch auf. So plötzlich wie ein Mensch, dem im Bad ein Kübel kalt Wasser über den Kopf geschüttet wird. „Jan Allaert? Was ist es denn mit dem?“

„Na, wir waren doch seelenfroh, daß er über alle Berge war mit seiner vermaledeiten neuen Lehre. Jawohl, der! Ins Fäustchen hat er sich gelacht! Kommt da jetzt heraus, daß er die ganze Zeit hier in der Stadt gesteckt hat. Und da man ihm das öffentliche Predigen und Leuteverführen in der Kirche verboten hat, so hat er es heimlich und bei Nacht getan, und hat das Abendmahl gehalten wie die Ketzer, in beiderlei Gestalt, und solchen gottlästerlichen Unfug mehr. Und die Leute sind dumm genug gewesen und sind diesem Winkelpfaffen und Ketzerprädikanten in hellen Haufen zugelaufen. Aber er soll sich nur hüten. Jetzt hat er's am längsten getrieben. Das ganze Nest heben wir auf!“

In Pieters Kopf kreiselt es. Eben noch in Kastilien oder Wolkenkuckucksheim oder wer weiß wo, und jetzt auf einmal mitten auf dem Markt und mit beiden Füßen auf der Erde.

Jan Allaert! Wie ein Blitz taucht ein schwarzer Abend in seinem Kopf auf, und Gassen im Schlackerschnee, und ein Mann im Mantel. Und das Flußufer mit den Torfschuppen, und ein Lichtschein, der aus einer Türspalte springt und wieder auslöscht. Eine plötzliche Angst faßt ihn. „Wollt ihr sie denn heute schon aufheben?“ fragt er hastig.

„Lieber heute als morgen, wenn wir nur könnten. Aber die Füchse sind schlau, die lassen sich nicht so leicht fassen. Wir müssen erst genau wissen, wo sie stecken, damit wir alles auf einen Schlag fangen, sonst ist die ganze Sache verschüttet. Der alte Allaert tut mir ja leid dabei, aber ich kann ihm nicht helfen; diesem frechen Prädikanten geht

Digitized by Google

es diesmal an Kopf und Kragen! Warum ist er nicht beizeiten klug gewesen! Es sind scharfe Edikte erlassen: wer eine ketzerische Lehre verbreitet, der soll auf offenem Markt am Pfahl verbrannt werden!“

Es war gut, daß Mynheer de Jonge seines Sohnes Gesicht nicht sah. Er kehrte sich eben weg, um nach seinem Hause jenseit des Marktes zu gehen. „Na, halt den Mund und schwatz nicht darüber. Ein Segen, daß du mit diesem verlotterten Prädikanten nichts mehr zu schaffen hast!“

Jan Allaert, Jan! Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt! Heiliger Gott!

Pieter de Jonge lief nach Sankt Bavos Hof, wo er wohnte, als ob ihn einer jagte, und sah nicht rechts und nicht links.

Er war keinen Augenblick im Zweifel, was er zu tun hatte. Stand irgend etwas zwischen ihm und Jan Allaert? Er wußte es nicht, er hatte es vergessen. Er wußte nur, daß sein Bruder Jan in Todesgefahr stand, daß er ihn warnen, ihn retten mußte, und wenn es ihm selbst an das Leben ging.

Wie er das anfangen sollte? Gott würde es ihm zeigen. Es war ja eine sichtbare Gnade Gottes, daß er es zur Zeit erfahren hatte, daß er noch helfen und warnen konnte.

Er mußte nur warten, bis es Abend war. Das waren noch viele Stunden.

Mit dem festen Entschluß war eine gewisse kalte, erwartende Ruhe mitten in der Aufregung über ihn gekommen, eine innere Sicherheit, als ob ihm alles gelingen müßte. Um die langen Stunden hinzubringen, suchte er zwischen seinen Büchern, und dabei fiel ihm ein kleiner Band in die Hand, den ihm seine Mutter hinterlassen hatte. Es waren Heiligenleben, von einem Mönch von St. Jago in kastilischer Sprache geschrieben. Er blätterte es durch und fing an zu lesen. Es mußten aber sehr gute und erbauliche Geschichten darin stehen, denn er saß geschlagene drei Stunden über dem kleinen Buch und formte nur bisweilen aus seiner Versunkenheit heraus ein paar Worte dieser fremden schönen Sprache zwischen den Lippen.

Als es von Sankt Bavo Vesper läutete, fuhr er erschrocken auf. Wo war er denn? Worauf wartete er doch? Mit einem Schlag fiel es ihm ein: Jan Allaert! Herrgott, Jan!

Er stand hastig auf und ging ans Fenster. Das lange, steile Dach und das schöne durchbrochene Turmkrönchen von Sankt Bavo standen schwarz gegen den Westhimmel, der topasgolden war. Pieter sah, wie dieses dunkle Gold langsam zu heller Bernsteinfarbe ausblich, grünlich durchsichtig wurde und eine schmale, glänzende Mondsichel auf einmal darin schwimmend sichtbar war. In dem zierlichen Gegitter der Krone sprang plötzlich wie ein Edelstein ein Stern auf, ein zweiter über dem Dach, noch einer und noch einer. Und wie diese Sternfunken mehr wurden und stärker flimmerten, trat der Himmel hinter ihnen zurück, wurde dunkler und tiefer, bis er blauschwarz über den Dächern stand.

Als es ganz dunkel war, ging Pieter de Jonge heraus. Er ging rasch, und sein Herz klopfte dabei in einer unruhig gespannten Erwartung.

Erst galt es nun, den Platz am Fluß wiederzufinden. Er war sich nicht mehr klar, welchen Weg er damals an jenem schwarzen Abend in Zorn und Schlackerschnee gelaufen war; nur das wußte er genau, daß er am Beghinenhof vorbeigekommen war. Also mußte er jetzt auch zuerst dahin.

Der Beghinenhof mit seinen hohen Mauern lag wie versunken in die lautlose Nachtstille an der Gracht, aus der ein moderiger Dunst aufstieg. Der Kaplan suchte im Vorbeigehen hastig mit den Augen das eine Fenster, aber es schien kein Licht heraus.

Die Stadt war nicht groß, aber sie hatte viele krumme, winkelige Gassen, Stege und Höfe. Man mußte vorsichtig gehen in der Dunkelheit, um nicht über das unebene Pflaster, über Treppenstufen oder vorspringende Prellsteine zu stolpern.

Im Weitergehen versuchte Pieter zum erstenmal sich bestimmt vorzustellen, was denn heute abend geschehen würde.

Würde er Jan finden? Was wollte er ihm sagen? Würde Jan auf ihn hören, sich warnen lassen, furchtlos und sorglos wie er war?

Pieter stand plötzlich still, da vor ihm war das Flußufer. Aber es lagen noch Fischerhäuser daran, kleine windschiefe Buden, aus denen hier und da ein roter Lichtschein

Digitized by Google

kam. Er mußte weiter herunter nach der Seite, wo die Schuppen und Werkstätten lagen.

War es nicht hier? Ein paar dunkle, lange Torfschuppen und ein schmaler Gang dazwischen. Links auf dem Fluß die Lastkähne, nicht mehr überschneit, aber unförmlich plump und groß in der Dunkelheit, die alle Einzelheiten auslöschte. Ja, er erkannte den Platz. Hier mußte er warten.

Es war da ein Stapel Holz aufgeschichtet, hinter dem konnte er sich verstecken. Wenn ihn jemand hier wartend sah, könnte er ihn sonst für einen Aufpasser und Angeber halten.

Mit ein paar Holzscheiten baute er sich einen Sitz, hart und unbequem genug, und zog den Mantel eng um die Schultern, denn es war kalt hier am Wasser und unter dem weiten, schwarzen Sternhimmel.

Wie der Kaplan da saß, geduckt und die Knie zusammengedrückt vor Kälte, kamen ihm wunderliche Gedanken: Bürgermeister de Jonge fluchte alle Höllenstrafen auf diese Winkelpfaffen und Ketzer herunter — und Bürgermeister de Jonges Sohn steckte mit ihnen unter einer Decke. Mynheer de Jonge schickte die Stadtknechte aus, sie aufzuheben — und sein Sohn, der Kaplan, saß hier im Dunkeln und wartete, um sie vor seinem eigenen Vater zu warnen. Und es konnte leicht geschehen, daß er selbst dabei den Stadtknechten schimpflich in die Hände fiel.

Aber wäre es nicht viel schimpflicher, wenn Bürgermeister de Jonges Sohn seinen Freund verriet? Und war es nicht Verrat, wenn er wußte, daß sie ihm Schlingen legten, und ihn nicht warnte? Jan Allaert! Bruder! Wo bleibst du?

Die Wächterstunde war längst abgeblasen mit tiefem, heulendem Horngetute von der inneren Stadt her; alles Licht in den Häusern mußte dann ausgelöscht werden. Es war sehr still hier draußen.

Er wurde schlaftrunken in der Kälte, und eine schwere Bangigkeit fing an, sich drückend über ihn zu legen. Wenn er nun umsonst hier wartete? Wenn er ihn nicht warnen konnte und des Rates Spürhunde mehr Glück hatten als er? „Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt!“ fiel ihm plötzlich ein. In seinem erstarrten, halb traumhaften Zustand schossen ihm schreckliche Bilder durch den Kopf, böse grellrote Feuerscheine und Flammen und Jans Gesicht mitten dazwischen.

Plötzlich zuckte er auf. Waren das nicht Schritte? Er bog sich vorsichtig um den Holzstoß herum. Da, ein schwarzer Schatten, zwei, drei — sie verschwinden in dem schmalen Gang zwischen den Torfschuppen. Nun noch mehr!

Gott sei Lob und Preis! Es ist nicht umsonst! Pieter de Jonge steht leise auf, er taumelt beinahe und muß sich halten, so starr sind seine Beine.

Hinter ein paar Leuten, die hastig und ohne zu sprechen an seinem Holzstoß vorbeikommen, biegt er in den Gang ein.

Diesmal kein Lichtschein, es geht tiefer hinein. Ein niedriges Türchen in einer Holzplanke, ein enger Hof, ein großer niedriger Bau. Und nun endlich doch ein roter Schein aus einer Tür heraus, die sich öffnet und schließt und immer wieder öffnet und schließt.

Ein dunkler, großer, kahler Schuppen, in dem es kellerkalt ist und nach Teer und Torf riecht. Die rohen Dachsparren dicht über den Köpfen, und an einem dieser Dachsparren eine Laterne, die im Zugwind fortwährend leise schaukelt und ein unsicheres Licht über hochgeschichtete Torfstapel, Fässer und Bretter wirft, deren riesige schwarze Schatten sich auf den Holzwänden schwankend bewegen.

Erst nach und nach tauchen für Pieters Augen aus dieser unbestimmten braunen Dunkelheit Gestalten auf, Männer und Weiber. Manche sitzen auf Torfhaufen und Brettern oder auf dem Lehmboden, die meisten stehen zusammen, flüstern und murmeln und rühren sich kaum. Gesichter sieht Pieter nicht, höchstens einmal flüchtig ein zur Seite gewandtes, denn er hat sich im Rücken der Letzten an einen Torfhaufen gelehnt, wo er selbst im Schatten ist. Er versucht zu zählen, es mögen hundert und mehr sein, und immer noch neue kommen dazu, aber alle geräuschlos und vermummt. Keiner dieser vielen Menschen spricht ein lautes Wort, und es liegt eine gedrückte, bange Stimmung über allen, so daß Pieter das Ganze wie ein Alpdruck oder ein nächtlich gespenstischer Spuk vorkommt.

Digitized by Google

Er reckt sich aber auf den Zehen und sieht unruhig suchend über diese Schattengestalten hin, die sich undeutlich in dem trüben Lichtschein bewegen und da, wo kein Licht hinfällt, in die Dunkelheit der Winkel und Wände zu zerfließen scheinen. Ist Jan Allaert dazwischen? Vielleicht da unter der Laterne, wo sie sich mehr zusammendrängen? Oder ist er noch nicht da?

Er fährt plötzlich herum. Ein Türgehen, nicht ganz so vorsichtig wie sonst, ein rischer, fester Schritt, eine murmelnde Bewegung zwischen den Leuten, die Platz machen und die Hälse recken.

Pieter de Jonge hat alle Vorsicht vergessen, er drängt hastig nach vorn. Der da im Mantel! Er kennt ihn gleich, wie er aus der Dunkelheit in den Lichtkreis der Laterne kommt! Nein, vorher schon, allein am Schritt!

Jetzt kehrt er sich um, daß er das Gesicht sieht. Dasselbe helle, lebendige Gesicht, wie er es zuletzt gesehen hat, vor Monaten! Aber nein — ein wenig hagerer doch — ein wenig ernster, männlicher. Es steigt Pieter plötzlich heiß ins Herz, er möchte gleich durch und hin zu ihm, ihm beide Hände geben: Jan! Bruder!

Aber das geht nicht so leicht. Die Leute, Fischer, kleine Handelsleute und Bauern, stehen wie eine Mauer dazwischen. Sie sind gekommen, um sich für ihr armseliges Leben etwas zu holen, was sie in Sankt Jan und Sankt Bavo und allen sieben Kirchen der Stadt nicht finden; und sie sind geizig mit dieser einen knappen Stunde, weil sie sich die unter Beil und Strang wegstehlen müssen. In dem Augenblick, wo der Prädikant ihnen das Gesicht zuwendet, ist es kirchenstill geworden in diesem halbdunklen Torfschuppen. So still, daß man den Wind durch die Fugen pfeifen hört, der die Laterne schaukelt. Und in diese Stille herein spricht er.

Er betet ein Gebet Davids in der Verfolgung. Betet es nicht in prunkvoll klingendem Kirchenlatein, sondern in der ehrlichen, derben, ein wenig ungeschickten Sprache, die diese Leute hier reden und verstehen, und die geradeswegs in Gottes Herz geht.

Wie er den Namen Davids nennt, ist einer dahinten zwischen den Leuten, dem fällt dabei ein Wort ein, das ihm einmal gesagt ist: „Meine Väter haben in den Hütten Davids gewohnt.“ Und seine Gedanken irren etwas ab und laufen dem Wort nach, aus dem Torfschuppen hinaus durch die dunkle Stadt zum Beghinenhof. Aber nur einen Augenblick. Es kommt ein starker Strom, der ihn mitreißt, ob er will oder nicht.

Wer in der Stadt den jungen Jan Allaert von der Straße oder von seines Vaters gutem Tisch her kennt, der kennt einen Menschen, der es sich sichtlich wohl sein läßt in der Welt und ein frisches sorgloses Lachen hat, über dessen Späßchen auch die säuerlichsten alten Leute etwas lächeln, und zu dem Kinder und Tiere vom ersten Blick an ein großes Zutrauen haben; und er begreift nicht, warum dieser junge Mensch seines Vaters guten Tisch und seinen schönen Platz im Leben im Stich gelassen hat.

Diese Leute, die hier vor ihm sitzen, wissen aber, warum. Der Jan Allaert, den sie kennen, ist ein Gottessegen und ein Prophet. Kein strenger Bußprophet, sondern einer von denen, an die der Ruf geht: Tröstet, tröstet mein Volk!

Er steht unter der schaukelnden Laterne, daß der Schein ihm grell auf die helle Stirn fällt. Ein paar Ängstliche sehen sich anfangs um nach der Tür und den Fugen und Spalten in Dach und Wänden, weil seine Stimme so hallt in dem großen, kahlen Raum.

Und diesen armseligen Menschen mit geflickten Röcken und verarbeiteten Händen, von denen mancher heute nicht weiß, wovon er morgen satt werden soll — diesen Menschen erzählt der Ketzerprädikant, dem die Stadtknechte nachspüren, wie reich und über alle Maßen gut daran sie sind.

Sie haben keine prächtigen Kirchen mit Säulen und Bildern und goldenen Altären. Aber sie haben das reine Wort Gottes, das bei ihnen wohnen will in diesem hölzernen Stall, so wie es einst in Menschengestalt im Stall von Bethlehem gewohnt hat.

Sie haben keinen Götzendienst und Meßopfer alle Tage. Aber sie haben das eine hochheilige Opfer seines Leibes und Blutes, das der Herr Christus für aller Welt Sünden einmal für immer gebracht hat.

Sie haben keine vielen Heiligen, die sie anrufen können. Aber sie sollen alle einmal

Digitized by Google

selber Heilige werden, nicht aus eigener Kraft und Werken, sondern durch Gnade und nichts als Gnade.

Sie haben keinen großmächtigen Herrn Papst in Rom, der ihnen den Himmel aufschließt. Aber es will ihnen einer aufschließen, dem der Himmel selber zu eigen gehört: Kommt herein, lieben Brüder, ihr habt auf Erden meine Armut und Verfolgung getragen und geteilt, so will ich auch mit euch teilen meine Herrschaft und Herrlichkeit in meinem ewigen Reich!

Keine große Kunst und Klugheit in dieser Rede. Aber in der Stimme des Prädikanten und in jedem Wort, das er sagt, eine helle Freude und Tapferkeit, die wie ein frischer Wind in alle diese verkümmerten, gedrückten Seelen hereinbläst. Sie wissen nichts mehr von der kalten Nachtluft und den dünnen Kleidern, von dem dunklen Torfschuppen und von der Furcht vor den Stadtknechten. Sie haben vergessen, daß sie arme, geringe Leute sind, die sich gestern geplagt haben und sich morgen plagen müssen. Sie sind stark, sie sind froh, sie sind große Herren und Könige. Wer will den Heiligen Gottes etwas tun? Was kann ihnen geschehen? Sogar die Ängstlichen sehen nicht mehr nach Tür- und Wandfugen, nur nach dem Mann, der da vor ihnen steht, die Augen und das Gesicht und die ganze Seele warm und voll und glühend von seiner heiligen Botschaft: Tröstet, tröstet mein Volk!

Es ist aber einer in dieser sonderbaren Kirche, der an diesem Tage zum zweitenmal zuhört und lernt, wo er sonst nur selbst gelehrt hat. Der Kaplan de Jonge sitzt unbequem auf einem umgestürzten Karren, beugt sich vor, die Augen weit vor innerer Erregtheit, und es ist ihm zumute, als ob er sein Herz festhalten müßte, so brennt es ihm im Leibe.

Was ist denn das, was er da hört? Etwas Großes, Neues, Heiliges? Oder etwas Altes, Längst- und Liebbekanntes?

Was ist ihm denn diese neue Lehre bis jetzt gewesen? Ketzerei und Umwerfen aller Ordnung und Auflehnung gegen die Obrigkeit, das hat sie ihm bedeutet! Er hat nur die Schale angesehen, und die war ihm zu hart, darum hat er die ganze Frucht weggeworfen. Aber der Kern, der Kern!

O Pieter de Jonge, du kluger, frommer, vorsichtiger Kaplan von Sankt Bavo, was hast du denn alle diese Monate in deiner Katechese im Beghinenhof anderes gelehrt und gepredigt als diese neue Lehre! Keine schwarze Holzpuppe von Muttergottes mehr, und keine Heiligen und keine eigene Gerechtigkeit und Werke — nichts als Glauben und die liebe Gottesgnade mit Sankt Paul und Sankt Peter! Einen Schritt bist du gegangen und hast sie an der Hand geführt, und wenn du stehen bliebest, hat sie dich gefragt mit den Augen und den Lippen und dich gezogen den nächsten Schritt. Und nun? Bist ein Ketzer und hast eine Ketzerin gemacht und weißt es selber nicht!

Es ist ihm, als ob ihm eine Binde nach der anderen von den Augen fällt. Und es ist merkwürdig: er erschrickt gar nicht darüber. Es ist eine starke Freude in ihm, daß er aufspringen möchte und laut heraussingen oder irgendeinem um den Hals fallen. Und die Offenbarung kommt so plötzlich und heftig, aber doch so einfach und selbstverständlich, daß er gar nicht begreift, daß er das alles nicht schon längst gewußt hat.

Er sitzt wie auf Kohlen auf seinem umgestürzten Karren. Und in dem Augenblick, wo Jan Allaert das Schlußgebet und Amen spricht und eine erste Bewegung unter die Leute kommt, steht er auf, drängt sich vor, dem Licht zu. Er muß zu Jan hin, ihm alles sagen. Es ist wie ein Zuhausekommen aus der Fremde zu seinem lieben Bruder, zu sich selbst.

Er hat aber ganz vergessen, warum er eigentlich hergekommen ist, und daß ihn noch keiner hier gesehen hat. Und wie er nun fast durch ist und unter den Laternenschein kommt, sieht ein Weib sich von ungefähr um, fährt zurück und schreit auf: „Gott erbarm' dich! Verraten! Der Kaplan, der de Jonge!"

Einen Augenblick atemlose, entsetzte Stille. Dann ein Aufschrei, Weiberjammern, sinnlose gejagte Angst: „Wo sind sie? Sind die Stadtknechte schon da? Rettet euch, lauft, was ihr laufen könnt!"

Aber die Tür ist noch verschlossen, der Sicherheit halber. Und die Stimme, die ihnen eben gepredigt hat, kennen und hören sie doch auch in ihrer blinden Angst. Der

Digitized by Google

Prädikant schafft Ruhe, so gut und schnell es geht, er steht mitten in dem Wirrwarr. Und wie er Pieter de Jonge sieht, vor dem alle zurückweichen, als ob er die Pest hätte, da tut er einen Schritt vorwärts und sieht ihn an. „Pieter," fragt er langsam, „ist das wahr? Willst du mein Judas werden?"

Er hätte die Antwort eigentlich schon in Pieters Augen sehen können. Dem ist wieder eingefallen, was er hier eigentlich will, und es fällt ihm plötzlich wie eine Last auf die Seele. „Dein Judas? Heiliger Gott, nein! Warnen will ich dich!"

Der Prädikant hört schweigend zu, wie Pieter ihm hastig erzählt. Die nächsten hören es auch, kommen näher und horchen ängstlich, aber sie sehen den Kaplan noch immer mißtrauisch an. Sie fürchten eine Falle. „Es ist gut von dir, Pieter," sagt Jan Allaert zögernd, „daß du dich um alter Bruderschaft willen in die Gefahr gegeben und mich gewarnt hast. Ich danke dir, auch für diese hier."

Da streckt Pieter de Jonge ihm beide Hände hin. „Du sollst mir nicht danken, Jan! Ich gehöre zu euch. Eure Gefahr ist meine Gefahr. „Ich" — er atmet einmal tief und frei auf — „ich kann nicht mehr Priester sein!"

„Pieter — ist das wahr? Gott sei Lob und Dank!"

Die ganz nahe stehen, hören das. Sie wollen ihren Ohren nicht glauben und tuscheln aufgeregt; die hinter ihnen recken die Hälse: „Ist es wahr? Es ist nicht zu glauben!" Eine Unruhe läuft durch die Leute, und „Pieter!" schreit auf einmal ganz weit hinten an der Tür eine Stimme hell auf. Eine Stimme, bei der die beiden da vorn auffahren, weil sie sie kennen.

Es geschehen Zeichen und Wunder diese Nacht im Torfschuppen! Ist das möglich? Mynheer de Jonges, des Bürgermeisters, Sohn, der vornehme Kaplan da zwischen den armen Leuten hier und will einer von ihnen sein! Und nun auf einmal Mynheer de Jonges Tochter Maritje auch da, und kein Mensch weiß, wie sie hereingekommen ist! Daß auch keiner das Juffertje erkannt hat! Wer das apfelfrische, kecke kleine Mädchengesicht ist, weiß doch jeder in der Stadt! Aber wer denkt denn auch, daß so etwas unter diesem dicken, groben grauen Tuch steckt!

Maritje ist vorwärts geschoben, sie weiß selbst nicht wie, bis dicht vor ihren Bruder Pieter und den Prädikanten hin. Die beiden in ihrer erregten Wiederfindensfreude stehen und starren auf das Kind hin wie auf einen Geist. Und dieser Jan Allaert, der eben noch nichts als gute Worte hatte, wird plötzlich streng und versucht die Stirn zu runzeln. „Juffrouw Maritje, wie kommt Ihr hierher?"

Aber Maritje de Jonge strahlt über das ganze Gesicht, sieht erst Pieter an und darauf Jan und merkt nichts von seiner Strenge. „Ich bin schon zweimal hier gewesen, Trien hat mich mitgenommen. Es ist so schön hier, viel schöner als in Sankt Bavo! Und daß du nun auch gekommen bist, Pieter!"

Ein großes, derbes Weib, das eine weiße Linnenmütze über dem graublonden Scheitel hat, drängt sich plötzlich hinter Maritje heraus. „Herr, ich habe dem kleinen Lamm hier mein Lebtag alles Gute gegönnt, und nun soll ich ihr das Beste nicht gönnen, was ich weiß? Wenn wir so reiche Leute sind, dann müssen wir auch Almosen geben. Was, Baas Peer-Jan?"

Die Leute um Trien Mannis herum lachen. Aber Jan Allaert sieht nur kopfschüttelnd auf das junge Kind herunter. „Juffrouw Maritje, ist das recht? Bei Nacht und Nebel aus dem Hause laufen? Wißt Ihr denn, warum Pieter hier ist? Leicht hätte Mynheer de Jonge mit seinen Stadtknechten hier sein eigenes Kind fangen können."

„Fangen?" Des Mädchens Augen werden auf einmal groß und ängstlich.

Der Prädikant sieht ernsthaft über sie weg auf die Leute um sie her. Sie sind ruhig geworden, stehen und warten, was werden soll. „Maritje, die reine Lehre ist kein Kinderspiel. Wer sie haben will, der darf sein Leben nicht zu lieb haben."

Sie versteht ihn nur halb, aber eben genug, um eine plötzliche Angst erstickend in der Kehle zu fühlen. „Werden sie Euch etwas tun? Sagt mir doch —"

Er schüttelt den Kopf. „Will's Gott, nicht. Wenn sie morgen nacht suchen, sollen sie keinen Ketzerprädikanten mehr in der

Digitized by Google

Stadt finden. Wen Gott zu seinem Werk nötig hat, der soll nicht leichtsinnig in Gefahr gehen."

Das Kind packt plötzlich seinen Arm, es ist, als ob die Angst sie hellsehend macht. Ihr junges Gesicht ist weiß bis in die Lippen und sieht älter aus. „Wollt Ihr weggehen? Und Pieter auch? Könnt Ihr hier nicht mehr Kirche halten? Nehmt mich mit, Jan! Ich will mit!"

Jan Allaert macht die runde Kinderhand, die eiskalt ist, vorsichtig von seinem Arm los und behält sie in seinen beiden warmen Händen. „Ein gutes Kind läuft seinem Vater nicht davon. Was sollten wir wohl mit so einem kleinen Juffertje anfangen?"

Da reißt sie plötzlich ihre Hand weg und schluchzt leidenschaftlich auf, daß ihr die hellen Tränen über Gesicht und Kinn laufen und tropfen. „Ihr sollt mich nicht auslachen! Ich bin kein Kind mehr! Ich habe auch mein Leben nicht lieb! Ich kann auch für die reine Lehre —" Das übrige erstickt in ihrem Schluchzen.

Da beugt der Prädikant sich herunter, legt den Arm um sie und sieht mit einem Blick, der sehr weich und warm ist, in dieses verweinte, zuckende kleine Gesicht. „Maritje," sagt er halblaut, daß nur sie es hört, „ich glaube dir das. Aber du bist noch zu jung und kannst uns nicht helfen. Und für ein Kind ist die einzige neue und alte Lehre: du sollst deinem Vater gehorsam sein. Aber wenn du groß bist und deine Zeit gekommen ist, dann wird Gott dich rufen. Willst du darauf warten?"

Sie ist still geworden und sieht zu ihm in die Höhe. Und in seinem Gesicht muß etwas sein, an das sie glaubt. Sie nickt.

Der Prädikant wendet sich zu Pieter hin. „Pieter, nimm du dies Kind, daß es sicher nach Hause kommt."

Pieter de Jonge zögert und sieht ihn fragend an.

Der andere versteht ihn. „Komm morgen zu Trien Mannis, wenn es dunkel wird. Wir werden uns viel zu sagen haben — ehe ich gehe."

Die Leute machen ihnen Platz, nicken und ziehen die Kappen vor Mynheer de Jonges Kindern, wie die zur Tür gehen und Jan Allaert ihnen aufschließt.

Sie reden beide nicht viel, wie sie hastig durch enge, dunkle Seitengassen laufen. Aber Pieter hat die Hand der kleinen Schwester fest in seiner. Er ist noch in Sorge um sie, aber Maritje weiß, wie sie ins Haus kommt. Eine von den Meisjes in der Küche hält zu ihr und läßt sie durch eine Seitentür herein. —

Eine Nacht wie diese hat Pieter de Jonge noch nicht erlebt. Schlafen kann er nicht, kaum einmal stillsitzen in seinem schmalen Käfterchen oben in Sankt Bavos Hof. Es ist, als ob er heute, wo seine Seele frei geworden ist, auch leiblich keine engen Wände vertragen kann. Er läuft zum Fenster, ärgert sich, daß er das nicht groß und weit aufreißen kann, stößt wenigstens den kleinen Schieber hoch und steckt den Kopf durch die Luke. Nahe vor ihm, gegenüber, schneidet das große, lange, schwarze Dach von Sankt Bavo den Sternhimmel unten ab. Pieter sieht es an, und auf einmal fällt ihm ein, daß er nun unter diesem Dache nie mehr vor dem Hochaltar stehen und Messe lesen wird, während hundert Kerzen brennen und sich spiegeln in Gold und roten Steinen auf der großen Monstranz, und der Weihrauch bläulich aufdampft, und die Chorknaben mit jungen klaren Stimmen singen und ihm antworten: sanctus, sanctus, sanctus — —

Und er sieht auf einmal den kalten, halbdunklen Torfstall mit der schaukelnden Laterne über den Köpfen, wo ihm heute auch das liebe Wort geboren ist. Und statt daß er sich schämt, nun zu dieser armseligen Bettelkirche zu gehören, kommt ein so starkes, frohes Siegergefühl über ihn, daß es ihm ist, als ob alle Sterne da oben mit ihm jubilieren und singen müßten. Aber die vielen Sterne funkeln und blinken und blitzen nur wie lauter schöne Heimlichkeiten Gottes und hören ihn nicht und wissen nichts dazu zu sagen. Sie sind der Himmel, und er ist die Erde. Ach du lieber Himmel, nur einen Erdenmenschen haben, in den er das alles ausschütten kann!

Was sie nur dazu sagen wird, sie? Wann wird es endlich Morgen, daß er zu ihr hinkann? Es versteht sich ganz von selbst, daß sie es zuerst wissen, daß sie sich mit ihm freuen muß. Er ist sich so sicher, daß sie jetzt auch seinen Weg mitgeht, wie sie ihn

Digitized by Google

bisher gegangen ist, als ob diese Seele ihm gehörte und nicht der Kirche. Und er erzählt es ihr schon jetzt und hält lange Reden in das Halbdunkel der unruhigen Kerze hinein, um deren Flamme eine kleine Fliege mit glashellen Flügelchen tanzt.

Auf festem Erdboden ist dieser glückselig und heilig berauschte junge Mann die ganze Nacht nicht, nur in den Wolken. Und wenn er von da oben einmal irgendeine unbequeme Gestalt sieht, wie den kleinen, feinen Dekan oder den dicken Mynheer de Jonge, seinen Vater, dann sind sie so weit weg und so undeutlich, daß er sie gleich wieder aus den Augen verliert. Das wird alles schon werden.

Wie es Morgen wird, hat er kein Auge zugetan und ist doch nicht müde. Er steckt wieder den Kopf aus der Luke und sieht nach dem Himmel über dem Dach der Grooten Kerk. Den roten Osten hat er da freilich nicht, aber dieser Westhimmel ist von dorther angestrahlt, so daß er eine zart lavendelblaue Farbe hat mit vielen blaßroten kleinen Wolken darin. Und plötzlich, wie mit einem Schlage, steht das feine Turmkrönchen ganz in gelbgoldenem Feuer.

Da wird es Pieter de Jonge auf einmal feierlich ruhig zu Sinn, und er sieht stumm und ernsthaft in diesen Morgen hinein, der über ihm aufgeht wie ein neuer Segen Gottes. — —

Gar nicht der Tag für den Herrn Kaplan, und er kommt doch? Was in aller Welt will er denn? Die Sache wird bedenklich, sehr bedenklich!

Die Schwester Pförtnerin ist in die nächste Kammer gelaufen, und die Frau Mutter kommt dazu und Schwester Machteldje auch, und es ist ein Tuscheln und Haubennicken eine Viertelstunde lang.

Der Kaplan de Jonge hat das mißbilligend-erstaunte Gesicht der Schwester Pförtnerin gar nicht gesehen, er geht rasch auf die eine Tür los, die er kennt.

Das Mädchen hat ihn heute auch nicht erwartet und nicht alles wie sonst für ihn beiseite geräumt; sie sitzt und spinnt. Und wie der Kaplan da so schnell hereinkommt, fährt sie auf, daß ihr der Faden reißt, und steht und sieht ihn an, vor Schreck und Freude rot bis unter das Haar.

Pieter de Jonge, wo sind denn die langen und breiten Geschichten geblieben, die du diese Nacht zu erzählen wußtest?

Auf dem Herweg hat er noch alles genau im Kopfe gehabt, was er sagen wollte. Wie er jetzt da vor ihr steht, ist es auf einmal wie weggelöscht. Er sucht den Anfang, findet keinen, läuft einmal auf und ab und bleibt wieder vor ihr stehen. Das beste ist, einfach zu erzählen, was er gestern erlebt hat, damit sie es miterlebt, Wort für Wort, bis in jeden Gedanken hinein.

Es ist anfangs ein hastiges Erzählen, sprunghaft und überstürzt; erst nach und nach wird es ruhiger und besinnlicher.

Aber es geht Pieter sonderbar. Mitten im Reden überkommt ihn das Gefühl, als ob diese ganze Geschichte, indem er sie laut einem anderen Menschen erzählt, ein anderes, schlichteres Gesicht bekäme, als wie er sie diese Nacht mit sich allein durchmachte. Die einzelnen Worte Jans, des Prädikanten, sind auf einmal viel nüchterner und einfacher. Nicht daß er anderen Sinnes geworden wäre. Aber das ganze Erlebnis sinkt aus Wolken und Rausch auf die feste Erde herunter und bekommt greifbar wirkliche und sehr ernsthafte Gestalt. Das macht ihn etwas unbehaglich.

Das Mädchen hat sich hingesetzt, hört still zu und sieht ihn ruhig aus ihren brunnenschwarzen Augen an. Und plötzlich, wie er diesen Augen begegnet, bricht er mitten im Satz ab. „Was denkst du dazu?" fragt er kurz.

Sie schüttelt den Kopf. „Ich verstehe es nicht recht. Es ist schön, daß Ihr Euch freut, Herr. Aber es ist doch nichts Neues. Es ist doch nichts anderes, als Ihr mich bis heute immer gelehrt habt!"

„Nein, nichts anderes. Aber es ist etwas anderes, als die Kirche lehrt. Und wer nicht glaubt, was die Kirche lehrt, der ist ihr ein abtrünniger Ketzer."

Das letzte bißchen Wolke verfliegt. Er steht mit beiden Füßen auf der Erde, wie er ihr das letzte Ketzeredikt wiederholt: Auf offenem Markt am Pfahl verbrannt!

Das versteht sie. Sie steht plötzlich auf, eine dunkle Unruhe ist in ihren Augen. „Aber wenn sie Euch das antun können, warum glaubt Ihr dann nicht lieber, was Ihr glauben sollt, Herr?"

Digitized by Google

Er runzelt die Stirn. „Glauben sollt?"

„Herr" — das Mädchen tut auf einmal einen Schritt auf ihn zu, ihre Stimme ist scharf vor leidenschaftlicher Angst —, „ich habe zwei Brüder gehabt, denen haben sie das getan! Verbrannt bei lebendigem Leibe! Ihr wißt nicht, was das ist! Ich bitte Euch bei Eurer Mutter Seele, Herr —"

„Schweig!" Dieser junge Ketzer von gestern hebt den Kopf und sieht sie streng an. Es ist eine Stimme in ihm, die möchte ebenso reden, und die muß ein für allemal stumm gemacht werden. „Mir ist meine Seele mehr wert als das bißchen Leben. Ich kann nicht lügen oder meinen Glauben anziehen und ausziehen wie einen Rock. Oder wirst du das tun? Dann habe ich dich umsonst gelehrt!"

Sie ist erst still, aber sie sieht ihn mit sonderbar glänzenden Augen an. Und auf einmal faltet sie die Hände über ihrer Brust. „Nein, Herr. Dein Gott ist mein Gott!" sagt sie rasch und laut mit den Worten der Stammutter Davids.

Sein Herz fängt plötzlich stark an zu schlagen, und zugleich stutzt er zurück. „Was habe ich damit zu schaffen?" fragt er schroff, „du sollst an Gott glauben, nicht an Menschen. Das ist Götzendienst!"

Sie erschrickt, wie er sie anfährt; er sieht das, es reut ihn gleich. Und er sieht auf einmal auch, daß sie schön ist unter ihrer Kupferkrone von rotem Haar, von einer fremden, herben Schönheit, wie sie da vor ihm steht und mit den Augen bittet. Sie drückt die Hände gegen die Brust und weiß in ihrer Angst nichts weiter zu sagen als noch einmal aus der Tiefe heraus dieses wunderbare alte Wort: „Dein Gott ist mein Gott!"

Wie es gekommen ist, wissen sie beide nicht, aber plötzlich hat er sie in den Armen, reißt sie an sich, daß ihr der Atem vergeht, und küßt sie, küßt sie, ohne ein Wort, auf die Lippen, die Augen, auf dieses prachtvolle Haar, das ihm in die Augen brennt. Sie wehrt sich nicht, sie schließt nur die Lider, drängt ihm die Lippen entgegen. Beide in einer Flamme, die sie einhüllt, die über ihnen zusammenschlägt —

Aber nur ein paar Herzschläge lang. Da läßt er sie plötzlich aus den Armen, daß sie fast gegen die Wand schlägt und einen schmerzhaften Laut tut.

Mitten in den Taumel ist ihm ein eiskalter Schreck wie ein Messer gefahren. Das Gesetz, das Gelübde, die Kette des römischen Priesters: Du sollst kein Weib berühren —

Er steht und starrt das Mädchen an, alles in ihm zittert und brennt. Scham und Jammer und der frische heiße Durst nach Liebe, der eben aufgewacht ist, zum erstenmal in diesem jungen, starken, reinen Menschen.

Priester! Römischer Priester! Bist du denn das noch? Bist du nicht frei in der neuen Lehre? Wer will dir wehren, was dir gehört? Streck die Hand aus, es ist dein! dein! dein! Er macht einen Schritt vorwärts auf sie zu.

Wer weiß, was für Wege die Gedanken der Menschen laufen? In dieser Not schießt ihm plötzlich etwas durch den Kopf, ein ganz törichtes Wort, das Maritje einmal gesagt hat: daß die jungen, hübschen Prädikanten heiraten dürfen.

Es ist ihm wie ein Schlag.

Pieter de Jonge läßt die Arme schlaff fallen, sein Gesicht ist plötzlich wie erloschen. Ein bitterer, erstickender Ekel und Haß ist auf einmal in ihm: Ekel vor seiner Schwäche, Haß gegen sich selbst.

Läuft es darauf hinaus? Ein lüsterner Pfaffe, der Gelübde und Glauben und Kirche hinter sich wirft, um ein Weib zu freien? Einer von denen, die Schmutz auf die große, heilige Sache werfen? Darum der Sturm und Jubel dieser Nacht und die großen Worte, bei denen alle Sterne zuhören und mitsingen sollten?

Blitzschnell geht ihm das alles durch den Kopf, in Augenblicken.

„Gott verzeih' mir!" sagt Pieter de Jonge heiser. Es ist ihm zumute, als ob er die Augen nicht aufheben kann vor dem da oben, und vor sich selbst nicht und vor dem Mädchen da nicht.

Das steht noch wirr und heiß und bange, die Hand gegen die weiße Kalkwand gestützt, und sieht ihn an mit dunklem, wundem Blick in ihren Augen. Sie versteht die paar flämischen Worte nicht, die er da eben herausgebracht hat, aber sie versteht sein Gesicht, seine Augen: er stößt sie von sich, er haßt, er verachtet sie —

Digitized by Google

Mit der ganzen Leidenschaft ihres Volkes und Blutes wirft sie plötzlich wie zerbrochen den Kopf hintenüber, beide Hände vor das Gesicht und schluchzt auf.

Und während sie so weint, geht Pieter de Jonge schwer und müde und ohne ein Wort aus der Tür und sieht sich nicht mehr um.

* * *

Jan Allaert, der Prädikant, war am Abend der letzte gewesen, der aus dem Torfschuppen ging. Ehe er aufschloß, blies er die Laterne aus und tastete sich dann durch die Dunkelheit zum Fluß herunter. Da war der Weg schon breiter und besser zu sehen, er bog rasch links ab nach den Fischerhäuschen zu.

Als er an einem von den letzten die Tür aufklinkte, war eine matte, rötliche Helligkeit darin, die von dem eben noch glostenden Herd kam und über Bank und Tisch und die Teller an den Wänden hinschien. Ein großes Weib hantierte am Feuer herum und sah in dieser Halbnacht lächerlich und unheimlich lang aus. Als er hereinkam, bückte sie sich und setzte einen Krug auf den Tisch. „Da, trinkt, Jan. Ein Würzbier. Ihr habt es verdient heute. Und Gott weiß, ob es Euch bald wieder so gut wird.“

„Es ist einem schwachen Menschen gar nicht gut, wenn es ihm so wohl wird wie hier bei dir, Trien!“ sagte der Prädikant lachend und hockte sich wie ein Junge auf einen niedrigen Schemel dicht neben dem Herd, „aber was fällt dir denn ein, daß du Trübsal blasen und böses Wetter weissagen willst?“

Die Frau bückte sich und warf ein frisches Torfstück auf die Glut. „Hab' ich denn nicht recht, Jan, mein Junge? Ich habe lange Angst gehabt vor dem, was heute gekommen ist. Nun ist Eures Bleibens nicht mehr, und wir haben keinen, der uns Gottes Wort predigt!“

Der Prädikant langte nach der harten Arbeitshand der Frau, die sie schlaff hängen ließ. „Mutter Trien, du mußt mehr Glauben haben! Bist du denn blind? Siehst du denn nicht, daß der Herrgott uns heute mit der einen Hand gegeben hat, wo er mit der anderen nimmt? Jeden Tag habe ich gebetet, daß er Pieter die Augen auftun sollte. Und ich weiß, du hast das auch getan. Und bist nun nicht zufrieden? Schämen sollst du dich! Wir können uns ruhig schlafen legen, es wird alles gut und recht werden.“

„Ja, ja, für Euch ist alles immer recht und gut. Ich glaube, wenn sie Euch brennen, sagt Ihr noch, wie hübsch warm das Feuerchen ist! Verzeih' mir Gott!“

Sie erschrak selbst über das, was sie sagte, lief und machte ihm die Tür zum Schafstall auf. Jan stand auf, reckte sich und gähnte und ging dann gebückt durch das niedrige Türchen. Er hatte da neben den fünf, sechs Schafen einen schmalen Bretterverschlag und eine Streu. Es roch da just nicht nach Rosen, und so ein Herr war es keiner gewohnt, aber es war doch warm, und immerhin besser ein Schafstall als das schwarze Loch im Stadthaus, in das die Herren vom Rat den Ketzerprädikanten so gern einquartiert hätten. Bei ihr suchten ihn die Stadtknechte auch zuletzt, denn sie gehörte als Maritje de Jonges Amme doch gewissermaßen zu den Ratsgeschlechtern.

Es wurde ihr auch nicht schwer, ihn monatelang bei sich zu verstecken, denn ihr Mann saß ja fest auf seinem Tor und merkte nichts davon. Als er vor ein paar Jahren durch Mynheer de Jonge die gute Stelle bekam, hatte Trien keine Lust gehabt, aus ihrem blanken, kleinen Hause mit in die engen schwarzen Butzen auf der Leidenschen Poort zu ziehen. Sivert Mannis war es zufrieden, wenn seine Frau blieb, wo sie war. So trug sie ihm alle Tage im Korb das Essen auf das Tor, sah zum Rechten und ging wieder nach Hause. —

Es war kein Spaß für einen jungen, kräftigen Menschen wie Jan Allaert, monatelang den Tag über in einer engen, dumpfigen Bauernstube oder einem Schafstall über Büchern und Schriften zu sitzen und erst in der Dunkelheit den Kopf aus der Tür stecken zu dürfen. So lang war ihm aber noch kein Tag geworden wie dieser, an dem er auf Pieter de Jonge wartete. Trien mußte von der ersten Dämmerung an vor der Tür stehen und ein Auge auf die Straße haben.

Er kam aber erst, als es ganz dunkel war. Und er kam so langsam und müde, daß

Trine, die nun zwar nicht mehr sah, aber horchte, seinen Schritt erst dicht vor sich erkannte.

Sie schob ihn eilig in die Tür. „Da ist er. Und nun schließe ich zu und gehe auf die Poort und sehe nach Mannis. Und ihr könnt euch besprechen, so viel ihr wollt."

Jan Allaert war Pieter, beide Hände ausgestreckt, entgegengekommen. „Bruder!" sagte er nur herzlich und erst nichts weiter.

Pieter antwortete nicht. Wie er sich langsam umwandte, fiel das trübe Licht des Trankrüsels, der unter der Decke hing, auf sein Gesicht.

Jan sah ihn erschrocken an. „Bist du krank, Pieter?"

Der andere schüttelte den Kopf und lächelte, aber ein sonderbar unfreies Lächeln. „Gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber der Wind geht kalt draußen." Er hielt fröstelnd die Hände, die Jan losgelassen hatte, über das Feuer, das ihm rot durch die Finger schien, und sah sich in der kleinen Stube um, die er von Kind auf kannte. An den Büchern und Schriften auf dem gescheuerten Tisch blieb er haften. „Hier hast du gesessen, Jan, den Winter lang? Und ich habe geglaubt, du triebest dich wer weiß wo um, im Reich oder noch weiter."

Jan Allaert hatte ihn ernst angesehen, während er sprach. Er legte ihm plötzlich die Hand auf die Schulter. „Piet, wir sind immer ehrlich gewesen einer mit dem anderen. Es reut dich, was du gestern getan hast. Es ist noch zu früh gewesen. Du bist gekommen, mir das zu sagen."

Pieter war herumgefahren, den hellen Zorn in den Augen. „Es reut mich? Was fällt dir ein, Jan! Traust du mir nicht? Oder kennst du mich als Wortbrecher?"

„Du hast noch kein Wort gegeben, Pieter."

„So gebe ich es dir jetzt und hier: So wahr Gott lebt, ich gehöre für nun und immer zu euch! Ich will euer einer sein und mit dir gehen, Jan. Wenn es sein muß, noch diese Nacht!"

Jan Allaert sah, daß er aufgeregt war, er legte ihm den Arm um die Schultern und führte ihn zu der Wandbank. „Da setz dich, Bruder. Gott segne dich, daß du gekommen bist. Aber es eilt nicht mit dem Weggehen, du kannst ruhig in der Stadt bleiben."

„Und du, Jan?"

Der Prädikant zuckte die Schultern. „Ich muß morgen über alle Berge sein, sie sind hinter mir her wie die Hunde hinter dem Hasen. Das Martertumsuchen ist sündhaft, ich kann Gott besser dienen. Aber du hast nichts zu fürchten."

Pieter de Jonge lachte plötzlich scharf auf. „Womit soll ich denn Gott dienen? Mit Lügen und Maulhalten? Ihr predigt doch so schön vom Bekennen!"

„Du sollst nicht lügen, Pieter. Keine römische Messe mehr hören und lesen ist auch Bekennen. Aber du bist keiner von den Prädikanten, die sie hetzen. Darum kannst du bleiben, und das ist gut. Gott hat hier einen Ruf für dich. Die armen Seelen hier haben keinen mehr, der sie führt, wenn ich weg bin."

Pieter de Jonge stand plötzlich heftig auf. „Jan, ich tauge nicht dazu. Nimm mich mit, wenn du gehst. Ich kann nicht mehr hier sein, weiß Gott, ich kann nicht!"

Jan sah ihn erschrocken an, so gewaltsam kam es heraus. Er zögerte. „Was ist es, Piet? Dein Vater?"

„Nein." Es war eine kurze Stille. Dann sah Pieter ihn plötzlich voll an mit einem harten Zug um den Mund. „Du kannst mich verachten, wenn du willst. Ich tue es auch. Es ist um ein Weib."

Auf das helle Gesicht des Prädikanten kam ein hübsches, warmes Lächeln. „Armer Piet! Aber warte nur. Gott wird sie auch schon zu uns rufen, wenn es Zeit ist."

Pieter verstand ihn nicht gleich. Aber dann schlug er mit der Hand heftig in die leere Luft. „Das ist es nicht. Aber, Jan, was hat unsereiner mit den Weibern zu schaffen? Das Weib ist die Sünde."

Jan Allaert hatte noch sein zuversichtliches Lächeln. „Das Weib ist ein gutes Geschöpf Gottes. Der römische Papst hat uns Weib und Ehe verboten, nicht Gott."

Pieter fuhr auf wie gestochen. „Du sagst so und tust anders. Warum freist du denn nicht auch? Ich sage dir, es ist ein Fallstrick, den der Teufel der reinen Lehre legt. Führe uns nicht in Versuchung! Ich bleibe nicht hier, Jan!"

Der junge Prädikant stand nun auch, er sah sehr ernst aus, fast unwillig. „Laß

Digitized by Google

jeden sein Gewissen richten. Aber vor der Versuchung laufen ist noch nicht siegen, Pieter. Und wenn Gott einen ruft, dann fragt er nicht groß, ob der lieber geht oder bleibt. Gott ruft dich hier, hier in dieser Stadt. Soll die arme Herde hier ohne Hirten sein?"

Eine kleine Zeit sprach keiner. Es war wie ein stummer Kampf. Dann zuckte Pieter de Jonge die Schultern und lachte auf. „Gut. Es wird ja nicht lange dauern, bis sie mich auch aus der Stadt hetzen. Sie werden wohl bald Wind von dem neuen Prädikanten haben."

„Deshalb sollst du kein Prädikant sein. Du sollst sie einzeln in ihren Häusern suchen und ihnen geben, was sie brauchen. Trien Mannis weiß Bescheid, die sagt dir alles. Und, Piet" — er stockte, seine Augen waren voll von einer strahlenden Güte —, „es ist alles armselig geringes Volk, einer wie der andere. Aber unserem Herrn sind seine ärmsten Brüder und Schwestern auch immer die liebsten gewesen."

Da streckte Pieter de Jonge ihm plötzlich die Hand hin und atmete tief auf. „Gott helf mir, Bruder. Ich will hier bleiben."

* *
*

Es wurde immer gern geschwatzt in dieser guten Stadt. Aber in diesen Fastenwochen gab es ganz besonders viel ausgiebigen Stoff dazu, die wahren Leckerbissen für eifrige Zungen. Man wußte wahrhaftig nicht, wovon man zuerst anfangen sollte. Und das beste daran war, daß es alles Geschichten waren, von denen man nur halblaut tuschelte, und die man nur im Vertrauen der nächsten Nachbarin hinter vorgehaltener Hand erzählte. Das gab erst die rechte Würze.

Da wurde geredet, daß in einer Nacht zu Anfang der Fasten Mynheer de Jonge von den Stadtknechten einen Torfschuppen unten am Fluß hatte umstellen lassen, mit großmächtigen Anstalten und Spießen und Stangen, wie weiland die Juden unseren Herrn fangen wollten. Aber wie sie schließlich mit Geschrei und fürchterlichem Lärm die Tür eingeschlagen hatten, war nichts in dem Torfstall gewesen als in einem Pferch in der Ecke ein paar Schafe, die ihnen erschreckt entgegengeblökt hatten. Der Hauptmann hatte geflucht, das wäre Teufelsspuk, aber er hatte die Schafe doch nicht gut als Ketzer mitnehmen und ins Loch werfen können. So war er leer wieder abgezogen.

Das redeten sie in den Fischerhäusern am Fluß und in den Armeleutgassen und lachten dabei in sich hinein. In den vornehmen Häusern an der Nieuwen Gracht gab es andere Dinge, die auch sehr wichtig waren, aber gar nicht zum Lachen. Die dicke Mevrouw Vermeeren drückte sogar jedesmal ein paar richtige große Tränen heraus, wenn sie mit ihren Bekannten davon sprach.

„Gott sei Lob und Dank, die Jungen von meiner Schwester selig sind es ja nicht, denen würde so etwas auch nie einfallen. Das kommt davon, wenn einer so ein ausländisch Blut ins Haus freit, wie dem Pieter seine Mutter gewesen ist. Aber der Pieter ist sonst auch immer ein recht ordentlicher Junge gewesen und seinem Vater ein gehorsamer Sohn; von dem hätte ich sowas mein Lebtag nicht gedacht."

„Ja, es ist hart, daß Mynheer de Jonge das an seinem eigenen Fleisch und Blut erleben muß. Es soll ihn gestern einer mit dem alten Allaert haben gehen sehen, und den hat er doch sonst nicht mehr von weitem angesehen."

„Du lieber Himmel, ja, die zwei haben ja nun auch das gleiche Kreuz. Und die anderen vom Rat sind vorsichtig. Es ist ja auch drauf und dran gewesen, daß Jakeline mit dem reichen Wandmacher Scheltjens versprochen ist, aber wie das mit Pieter sich herumgesprochen hat, da hat Mynheer Scheltjens schöne Reden gemacht und ist weggeblieben. Es ist ein rechtes Unglück für meinen armen Schwestermann und für uns alle."

„Habt Ihr denn auch gehört, daß der alte de Jonge das mit der Ketzerei nicht um die Welt will wahr haben und immer bloß sagt, sein Sohn wäre krank und nicht recht zuwege? Es ist doch nicht schön von solch einem Herrn, daß er so mit Lügen umgeht!"

„Das macht der Gram, Nachbarin, der Gram. Wir müssen da ein christliches Mitleiden haben. Aber wahr ist es doch mit der Ketzerei. Es soll schrecklich hergegangen sein da im Hause: der Alte hat geflucht, daß der Kalk von der Wand fiel, und hat ihm

Digitized by Google

besohlen, am anderen Tag unter seinen Augen Messe zu lesen. Aber er hat gesagt, er wollte lieber Bettelbrot essen, als den römischen Götzendienst — die Worte, Nachbarin! — noch einmal auch nur anhören. Und da hat der Alte gesagt, das Bettelbrot könnte er haben, und hat ihn aus dem Hause geworfen."

„Ach du mein Herrgott, was für ein Elend! Wo habt Ihr denn das alles her, Nachbarin? Ihr wißt aber auch immer alles Neue!"

„Jakeline hat es meiner Margretje im Vertrauen erzählt. Es darf jetzt keiner da im Hause mehr von Pieter sprechen. Ich kann mich doch darauf verlassen, daß Ihr das alles bei Euch behaltet?"

„Gewiß, aber ganz gewiß, ich bin keine solche Plappertasche! Aber wo ist dieser Pieter de Jonge denn geblieben, wenn ihn der Alte hinausgeworfen hat? In Sankt Bavos Hof kann er doch nicht mehr wohnen, wo er ein Ketzer ist."

„Nein, da ist er auch nicht. Das ist ja gerade das Schlimmste. Zu ganz geringen Leuten ist er gegangen, zu einem Leineweber, der auch zu den Ketzern gehört. Und weil er sich nicht umsonst will füttern lassen, sitzt er mit am Webstuhl. Sankt Paul hätte das auch getan, sagt er."

„Das kann aber doch nicht wahr sein!"

„Das mit Sankt Paul? Ich weiß nicht recht —"

„Nein, das mit Pieter!"

„Ja, ich habe es erst auch nicht glauben wollen und habe eins von meinen Meisjes hingeschickt, Linnen für Spittelhemden zu holen. Wißt Ihr, ich schenke dem Spittel alle Jahr so zwei, drei Dutzend Mannshemden."

„Ja, ich weiß, Ihr seid immer recht christlich guttätig! Und da?"

„Da hat er wahrhaftig da am Webstuhl gesessen wie ein Webergeselle, aber wie ein Schatten hat er ausgesehen, sagt das Meisje, und nicht zu erkennen."

„Ja, das ist die Strafe Gottes, die wird schon nicht ausbleiben. Es ist recht hart für Euch, Nachbarin, so ein Unglück in der Familie."

„Das ist es, ja. Aber gottlob, meine eigenen Kinder machen mir nichts als Freude." —

Die gute Bekannte lief, als sie von Mevrouw Vermeeren kam, gleich in das übernächste Haus, wo noch eine gute Bekannte wohnte. Man besuchte sich gern um die Winternachmittage zu Fastenkuchen und einem Töpschen Warmbier. —

Dem Leineweber am Minne-Broor-Steg ging es diese Wochen so gut wie in seinem Leben nicht. Er hatte so viel Kundschaft — und die vornehmste in der Stadt —, daß er mit der Arbeit nur halb fertig wurde, zumal der neue Geselle auch noch recht ungeschickt war.

Nach und nach blieb die Kundschaft aber wieder weg, besonders, da der Geselle nicht immer am Webstuhl saß und die Kunden ihre Leinwand und ihre Neugier bezahlen mußten, ohne zu ihrem Zweck zu kommen.

Der Webergeselle des Leinewebers Peer-Jan war viel unterwegs, bald hier, bald da in kleiner Leute Häusern. Der Rat hatte ein scharfes Auge auf ihn, besonders die Partei, die nicht zur Freundschaft des Bürgermeisters de Jonge gehörte und ihm nicht ungern etwas am Zeuge geflickt hätte. Aber man konnte diesem Pieter de Jonge nichts anhaben, denn er hielt sich sonst still und tat nichts Sträfliches.

Wenn die Herren vom Rat freilich den Leuten, die abends im Dunkeln bisweilen vermummt und eilig in das Leineweberhaus am Minne-Broor-Steg gingen, unter Hutrand oder Tuch gesehen hätten, dann hätten sie sich wohl gewundert. Es waren nicht alles nur kleine Leute mehr, und manche Gesichter darunter, die sie gut gekannt hätten. Aber es geschah mancherlei in der Stadt und wuchs vieles groß, was klein anfing, ohne daß die klugen Herren vom Rat darum wußten.

Mynheer de Jonge zog ein Gesicht, als ob er Essig getrunken hätte, wenn ihn einer nach seines Sohnes Krankheit fragte; und es gab sehr viele freundliche und mitleidige Leute jetzt, die das jeden Tag taten. Er blieb aber steif und fest bei der Krankheit, wenn er sie auch keinem näher auseinandersetzte, und er fiel auch nicht ab vor Kummer, sondern aß gut und wurde höchstens noch etwas röter im Gesicht und etwas hochmütiger und knurriger.

Jakeline und Maritje weinten jede Nacht in ihrem großen Bett zusammen. Maritje

Digitized by Google

weinte aus großem Mitleid mit Pieter und aus Sehnsucht nach ihm, und Jakeline weinte aus Zorn über ihn. Sie hatte sich schon in Gedanken ganz in dem schönen Hause des reichen Tuchmachers Scheltjens eingerichtet, und nun trug Pieter die Schuld, daß nichts daraus wurde. Sie schimpfte aus Leibeskräften über ihn, und das konnte Maritje doch nicht anhören, ohne kräftig zu widersprechen. Und so zankten und weinten sie abwechselnd, bis ihnen schließlich die Augen zufielen. Bei Tage war Maritje still und gedrückt, und Jakeline schalt mit den Mägden herum und mochte nicht auf die Straße, denn es war nicht angenehm, im Gerede zu sein und angesehen zu werden wie ein bunter Hund.

Es war aber auch jetzt keine Freude, den Kopf aus der Tür zu stecken. Eines so nassen Frühjahrs wie dieses wußten sich die ältesten Leute nicht zu erinnern. Es regnete, als ob die Sündflut wiederkommen sollte, nicht in einzelnen Schauern, sondern in einem guten, gründlichen Dauerregen von früh bis Abend und wieder bis zum Morgen. Die steinernen Drachenköpfe und Löwenfratzen der Dachtraufen spien aus vollen Backen dicke Wasserstrahlen; über das holperige Steinpflaster des Marktes liefen nasse, graue Schimmer, und niemand war gern draußen als die kleinen, barbeinigen Fischerjungen, die ihre Holzschuhe auf dem Rinnstein schwimmen ließen. Auf dem Flusse, der hochging mit trübem, gelbgrauem Wasser, hüpften unzählige aufspringende Bläschen, und das tiefe Grasland draußen war ein grauer, endloser See, aus dem die Hecken und Bäume sich trübselig und kahl in den Regen streckten. Gott mochte wissen, was aus diesem wunderlichen Frühling in Niederland wurde!

Das sagte der Dekan auch, aber nicht wegen des Regens. Der kleine, kluge geistliche Herr saß ganz verdonnert in seiner Stube, seit er vor ein paar Tagen Besuch gehabt hatte. Der Besuch war mit einem Lastkahn von Leiden gekommen, weil der Landweg unter Wasser stand, und es war der Doktor Jan Molinarius von der Leidener Schule, der sein guter Freund war. Er war ein gesetzter Mann mit einem kahlen Kopf und großem grauem Bart, recht gelehrt und vernünftig, und der Dekan freute sich schon auf eine gründliche Disputation über einem Becher spanischen Weins und hoffte nebenbei auf ein oder das andere neue gepfefferte Geschichtchen von gelehrten Zänkereien, von denen zum Ruhm der hohen Schule zu Leiden immer ein paar im Gange waren, daß die Tinte nur so spritzte.

Aber sollte man es glauben? Fing da dieser Doktor Molinarius schon beim ersten Becher an: „Sitzt ihr denn hier noch ganz im Dunkeln, Herr Bruder, oder habt ihr auch schon das reine Licht bei euch in der Stadt?“

Der Dekan lachte aus vollem Halse über den Spaß: „Wir sind hier wohl nicht der rechte Leuchter dafür. Die sollen sich nur in acht nehmen mit ihrem neuen Licht, daß der Wind es nicht ausbläst, oder daß es ihnen über Nacht nicht zum Scheiterhaufen wird.“

Machte der Doktor auf einmal ein ernstes Gesicht und sagte: „Der Wind wird es schon nicht mehr ausblasen, dazu ist es zu groß. Und Scheiterhaufen werden weit im Lande gesehen, und die Funken zünden noch weiter. Wie Gott will!“

Da hatte der Dekan ihn starr angesehen, und so nach und nach war es herausgekommen, daß der Doktor Jan Molinarius wahr und wahrhaftig ein Ketzer war. Sein alter Freund und ein gelehrter Doktor, der Bücher geschrieben hatte, Gott weiß wie dick! Und er war nicht der einzige in Leiden, sagte er. Herren vom Rat und der hohen Schule und aus der Bürgerschaft, alles unter die Ketzer gegangen!

Der Dekan war sonst ein scharfer Kopf und ein wenig eitel auf sein glattflüssiges Latein. Aber das verging ihm alles vor Schrecken. Er stotterte nur auf gut flämisch ein fast einfältiges: „Seid Ihr toll geworden?“ heraus.

Der Doktor war ruhig geblieben, aber der Dekan war dann doch in die Hitze gekommen, hatte versucht, den anderen niederzureden, und schließlich auf den Tisch geschlagen und ihm giftige Namen gegeben. Da war der Doktor aufgestanden.

„Was lauft Ihr weg? Wo wollt Ihr hin?“

„Wo ich besser aufgenommen bin als bei Euch. Ich habe hier einen jungen Glaubensbruder, Pieter de Jonge heißt er —“

Digitized by Google

„Meinen verlaufenen Kaplan? Den Leineweber? Den Bettelbruder?"

Der Doktor Jan Molinarius nickte gemütlich. „Der wird es wohl sein, es stimmt alles. Vergeßt nicht, daß ich es nicht bin, der das Tuch zwischen uns zerschnitten hat. Und, Dekan, das sage ich Euch: setzt Euch nicht gegen Gott, der nimmt es doch noch mit Euch hier in der Stadt auf. Heute brennt es hier und da und morgen im ganzen Lande. Wer will's löschen? Denkt an mich, wenn es hier anfängt."

Dem Dekan war es, als ob sich alles um ihn drehte. Er blieb allein, setzte sich vor den Krug spanischen Weins, der für zwei bestimmt war, und trank ihn bis auf den Grund aus. Sein kleines Altfrauengesicht sah ganz verkümmert und versunken aus, er bewegte fortwährend den Mund ausdrucksvoll und breit, als ob er predigte, es kam aber kein Wort heraus.

Denkt an mich, wenn es hier anfängt! Das war ein böses Wort. Das ließ ihm keine Ruhe.

Alle Heiligen, war es denn schon so weit? Heute noch nicht, aber morgen vielleicht. Wenn schon ein Doktor Jan Molinarius unter die Ketzer ging!

Wenn es lichterloh brennt, hilft kein Löschen mehr. Den ersten Funken austreten! Das erste Flämmchen ersticken!

Es war Zeit, es mußte irgend etwas geschehen. Aber was?

Der Dekan schlief zwei Nächte nicht, so quälte ihn die Unruhe — und bei Tage schmeckte ihm das Essen nicht vor lauter Sorgen.

Zuerst war er nichts als Zorn. Was geschehen sollte? Bußprozessionen und Fasttage und ein Anathema über jeden, der diesen verfluchten Irrlehren anhing!

Aber der Dekan war ein kluger Herr. Und wie ihm der Kopf allmählich wieder kühl wurde, da wurde er auch klar.

Eine kluge Mutter zieht ihre Kinder nicht nur mit der Rute. Zuckerbrot und gute Worte tun bisweilen mehr. Dieser Dominikaner, der noch immer in Sankt Bavo Fastenpredigten hielt, war Rute genug und machte ihnen die Hölle jede Woche zweimal heiß. Jetzt kam das Zuckerbrot an die Reihe. Man mußte etwas aussinnen, das ihnen recht prächtig in die Augen stach, das ihnen glatt und linde einging. Wenn sie ihnen etwas Neues zu hören und zu sehen gab, dann war die Kirche immer ihre liebe Mutter.

Gut, daß es auf Ostern ging. Da gab es Kerzen und geweihte Palmen und Kränze und so viel Pracht und Gepränge, als Sankt Bavo und alle sieben Kirchen der Stadt nur aufbringen konnten. Aber das war noch nicht genug, längst nicht genug! Es mußte etwas ganz Besonderes geschehen.

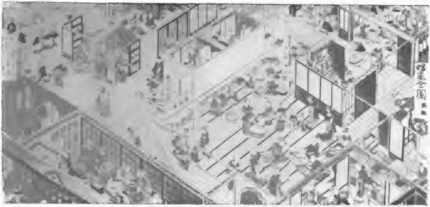
Genau eine Woche, nachdem der Doktor Jan Molinarius bei ihm gewesen war, hatte der Dekan eine Erleuchtung, als er eben von Tische aufstand. Und statt sich wie sonst eine halbe Stunde zu stiller geistlicher Betrachtung in seinen Sessel zu setzen, nahm er sofort seinen Hut, klopfte die Stäubchen von seinem feinen tuchenen Rock und ging zum Beghinenhof. Eine halbe Stunde blieb er da, und als er endlich wieder aus der Tür kam, erschien hinter ihm in dem dunklen Hausflur das faltige Gesicht der Frau Mutter selbst, die ihren geschätzten Gast bis an die Schwelle brachte, bis in jede Runzel hinein glänzend vor Freude und Ergebenheit.

„Also kann ich mich darauf verlassen, Ehrwürden Herr Dekan? Gott sei Lob und Dank, daß ich diese Sorge noch bei Lebzeiten loswerde!"

Der Dekan winkte herablassend mit der dünnen, blaugeäderten Hand zurück. „Ja ja, es bleibt dabei! Vergeßt Ihr nur nicht die neue Altardecke für Unsere liebe Frau, hört Ihr, Frau Mutter? Die alte ist schon recht schäbig."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Inneres eines Hauses in der Naganostraße im Yoshiwaraviertel, Tokio; Triptychon in Farbenholzschnitt, von Kuninao (neunzehntes Jahrhundert). (Sammlung Rumschöttel, Berlin.)

Japanische Architektur

Von

Oskar Münsterberg

(Nachdruck ist untersagt.)

Über die Wohnungen der Ureinwohner Japans, der Ainos, ist uns wenig bekannt.* Es werden Hütten einfachster Art, bedeckt mit Reisig oder Schilf, gewesen sein, wie sie noch heute von den Ainos in Yezzo und von armen Japanern auf dem Lande gebaut werden. Viereckige Erdlöcher aus prähistorischer Zeit sind vielfach gefunden, die wir als Reste ehemaliger Erdjurten für die Winterzeit ansehen können. Irgendein Stil oder eine Verzierung existierte damals noch nicht.

Die aus dem indischen Archipel kommenden Einwanderer verstanden die kunstgerechte Zurichtung großer Steinblöcke. Neben gewaltigen Grabkammern und Särgen aus Stein finden sich auch Höhlen als Wohnungen aus den Felsen herausgehauen. Wie lange und in welchen Jahrhunderten diese Sitte herrschte, ist unbekannt. Die Ausführung der Innenräume erinnert an die Felsengräber im Westen Asiens. Irgendwelche künstlerische Verzierung ist nirgend gefunden worden; auch kein konstruktiver Gedanke, von dem eine Weiterentwickelung der Architektur ausgegangen wäre, ist zu erkennen.

Die ältesten erhaltenen Holzbauten sind die gefeierten Tempel zu Ise. Zwar handelt es sich nicht um alte Originalarbeiten, da alle zwanzig Jahre die Tempel neuerbaut werden, aber der alte Stil wird mit Sorgfalt stets beibehalten. Es sind zwei Tempelanlagen, jede in gleicher Weise (Abbild. S. 354, a) aus verschiedenen Einzelgebäuden gebildet und von einem Zaun umgeben. Der Vorhof hat drei Zugänge und wird durch einen Querzaun von dem hinteren Teil mit dem Haupttempel getrennt. Der Zaun ist so hoch, daß nur das Schilfdach der Bauten herüberragt. Der Zutritt zu diesem größten Heiligtum Japans ist Fremden nicht gestattet.

Von einer Architektur kann eigentlich keine Rede sein, da es sich im wesentlichen um Holzhütten auf einer Pfahlbaukonstruktion handelt (Abbild. S. 354, b). Die Holzhütte ist während vieler Jahrhunderte die einzige Behausung auch für den Edelmann und fin-

* Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus dem Kapitel über Architektur im zweiten Bande meiner „Japanischen Kunstgeschichte“. Der Verfasser.

det sich noch heute vielfach auf dem Lande. Selbst die Kaiserwohnung bestand teilweise aus Hütten, die nur etwas größer und besser gebaut waren.

Zu beachten ist die gerade Form der Dachflächen, da erst später unter chinesischem Einfluß die geschweifte Form in Aufnahme kam.

Ebenfalls aus vorchinesischer Zeit ist der Stil — wenn auch nicht das Bauwerk selbst — des kaiserlichen Schatzhauses Shosoin (Abbild. S. 355). Derartige Blockhäuser

a Gesamtansicht des Tempels der Sonnengöttin Amaterasu — Naikutempel. b Haupthalle des Tempels des Gottes Susanow — Gekutempel. Die ältesten Tempelbauten Japans, Provinz Ise. (Aus Kokkwa Yohō, Teil Ise.)

wurden für Getreidespeicher und Schatzhäuser noch in der Tokugawazeit gebaut, nur das Dach wurde reicher gestaltet oder die Holzkonstruktion künstlicher durchgeführt. Der Bau entspricht dem einfachsten Nützlichkeitsstil, wie er von den alten Germanen oder von amerikanischen Farmern in ähnlicher Weise angewendet wurde.

Einiges ist allen diesen frühen Bauten gemeinsam und bleibt maßgebend für die weitere Entwickelung der japanischen Baukunst: die Verwendung von Holz, der Pfahlbau, die offene Veranda mit Treppe und Galerie, das Satteldach und die kleinen Größenverhältnisse.

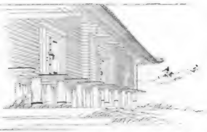
Die japanischen Bauten sind keine architektonisch-konstruktiven und künstlerischen Monumentalbauten geworden wie in Europa, sondern einfache Holzhäuser geblieben. Der Unterschied zwischen einem Kaiserschloß, einem Tempel und einem Bürgerhause ist technisch nur gering. Niemals war die japanische Baukunst der höchste Ausdruck des Kunstempfindens des Volkes, von dem alle anderen Künste ihren Stil erhielten, sondern erst die anderen Künste halfen das Holzhaus malerisch ausgestalten. Aus diesem Grunde reiht sich die Architektur nicht der Malerei und der Bildhauerkunst, sondern dem Kunstgewerbe an.

Mit chinesischer Sprache, Sitte und Kultur kam auch eine chinesische Architektur nach Japan. Alle Motive wurden ausschließlich in Holz durchgeführt und weitergestaltet, während sie in China später auch in Stein ausgearbeitet wurden.

Der chinesische Stil war aus dem Zelte der Nomaden entstanden, das bei den auf der Insel seit ihrer Einwanderung seßhaften Japanern unbekannt war. Das Zelt des Führers zum Empfange fremder Abgesandter oder zum Rate der Männer war nichts weiter als ein offener Platz, über den auf Stangen ein Stoff gespannt war. Entweder hob eine besonders lange Stange die Mitte des Zeltdaches empor, so daß ein Kegel entstand, oder der Schutzstoff wurde über eine quer aufgehängte Stange geworfen und die Enden an seitlichen Stangen befestigt. Die ästhetische Wirkung ist von dem japanischen Satteldach aus Binsen kaum zu unterscheiden; aber das verschiedenartige Material der Bedachung und die Konstruktion brachten einen wesentlichen Unterschied, indem das Stoffdach sich naturgemäß durchbog und damit die geschwungene Linie in die Dachform einführte, außerdem die Kegelform das Vorbild für das runde, vier- oder mehrseitige Turmdach schuf. Diese gebogene Dachlinie wurde charakteristisch für die chinesische Bauart und wurde auch beibehalten, als das Dach aus schweren Tonziegeln hergestellt wurde.

Die architektonische Ausgestaltung war in China bereits vollendet, als im sechsten Jahr-

Digitized by Google

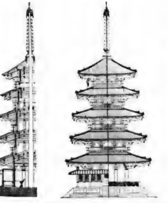


Kaiserliches Schatzhaus, Shosoin; Holzblockhaus auf Stützen mit Ziegeldach, im Gelände des Todaijiklosters, Yamato. Achtes Jahrhundert. (Nach japanischer Zeichnung.)

hundert der Buddhismus nach Japan drang und der Bau von buddhistischen Tempeln in Aufnahme kam.

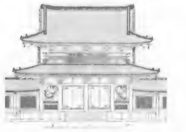
Wann zuerst der chinesische Baustil in Japan ausgeführt wurde, ist unbestimmt. Jedenfalls wissen wir, daß trotz des regen Verkehrs mit China seit dem zweiten Jahrhundert erst 450 das erste zweistöckige Haus in Japan gebaut wurde. Bis zu dieser Zeit scheint nur die alte, einfache Hütte bewohnt worden zu sein.

Eine allgemeine Anwendung der chinesischen Bauweise begann erst, als 541 aus Korea Handwerker und Maler erbeten wurden. In den folgenden Jahrhunderten fand in Japan eine starke Einwanderung von Priestern, Gelehrten, Architekten, Drechslern,



Pagode des Horiujiklosters. Aufriß zeigt rechts die ursprüngliche Ausführung und links sowie im Querschnitt den jetzigen Zustand. Unter Benutzung von Ito, Horiuji Kenchikuron, neu gezeichnet. Anfang des siebenten Jahrhunderts. (Zeichnung nach Baltzer, Das Japanische Haus.)

Ziegelformern, Bildhauern und Kunstgewerblern aller Art sowohl aus Korea wie aus China statt. Aus den Namen der adeligen Familien ist festgestellt, daß ein Drittel aller Adelsfamilien in Japan zur Hälfte von Koreanern und zur Hälfte von Chinesen abstammen. Alle Bauten des sechsten und siebenten Jahrhunderts sind von eingewanderten Handwerkern hergestellt oder wenigstens nach deren Angaben oder unter ihrer Leitung gefertigt. Es war eine Zeit, die lebhaft an die Einführung europäischer Baustile in den letzten Jahrzehnten erinnert. Wie die Japaner es verstanden haben, die fremden chinesischen



Haupttempel des Horiujiklosters, nach japanischer Zeichnung aus Ito, Horiuji Kenchikuron. Anfang des siebenten Jahrhunderts. (Aus Baltzer, Die Kultbauten.)

Elemente national-eigenartig auszugestalten, so dürften auch die abendländischen Motive bald japanisiert, wenn auch nicht beseitigt worden sein.

Das bedeutendste, noch heute erhaltene Bauwerk der damaligen Zeit ist das Horiujikloster zu Nara, das 607 vollendet wurde. Die chinesischen bautechnischen Einzelheiten sind hier bereits zu japanischen Sonderheiten ausgebildet. Ein mächtiger Mast (Abbild. S. 355) durchzieht in der Mitte alle Geschosse der Pagode. Während er alles zu tragen scheint, hängt er tatsächlich frei und steht nur an einzelnen Geschossen mit der Konstruktion in Verbindung. Die Bedeutung steht nicht fest, aber es erscheint wohl möglich, daß er bei Erdbeben die einzelnen Teile, über deren Festigkeit die damaligen Erbauer solcher Pagoden keine Erfahrung hatten, besser zusammenhalten und vor allem ein Überkippen der obersten Teile verhindern sollte.

Digitized by Google

Pagode des Yakuchitempels, Nara (Turm 32,5 m hoch), außen und innen Holz, rot lackiert, dazwischen weißer Plaster, frühere Metallbeschläge verloren. Das einzige existierende Denkmal aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, erbaut 750. (Aus Kokkwa, Heft 158.)

Später sind ein Schutzdach unter dem ersten Dach und Stützsäulen im vierten Geschoß eingefügt; um ein Bild der ursprünglichen Konstruktion zu geben, habe ich die Hälfte des Durchschnitts ohne die Zutaten zeichnen lassen.

Der Haupttempel (Abbildung S. 355) zeigt ebenfalls schon alle bautechnischen Einzelheiten, die bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben sind. Im allgemeinen blieb eine wirkliche Kunst des Bauens — wie im Mittelalter bei uns — auf die heiligen Stätten beschränkt, die zu großen Klosteranlagen ausgestaltet wurden.

Im achten Jahrhundert kam eine etwas lebendigere Gestaltung der Pagoden auf, indem über die Galerie zunächst ein Regendach und dann darüber ein weiter vorspringendes Dach aufkam. Die Pagode des Yakuchitempels (Abbild. S. 356) ist das einzige Bauwerk, das aus dieser Zeit erhalten ist. Der Holzbau ist innen und außen rot lackiert und die Zwischenflächen mit weißem Plaster ausgefüllt. Früher sollen Metallbeschläge auf den Holzteilen gewesen sein, die jedoch später verloren gegangen sind. Die Holzgalerie ist aus einfacherem Stabwerk als früher. Im ganzen ist der Bau gegenüber der Horiujipagode einfacher und nüchterner, eher ein Rückschritt als ein Fortschritt.

Die nationale Entwickelung der Malerei und Skulptur hat auch die Architektur beeinflußt. Neben dem Tempelbau trat der Palastbau in den Vordergrund, und auch die Tempel wurden mehr palastartig ausgestaltet. Die aus China überlieferten Einzelteile wurden, den veränderten Zwecken entsprechend, in neuen Verbindungen verwendet. An Stelle der getrennt gelegenen Gebäude wurde ein Zusammenhang durch Korridore hergestellt oder durch Flügelbauten eine geschlossene Einheit bewirkt. Durch diese Zusammengehörigkeit ergab sich von selbst eine größere Regelmäßigkeit.

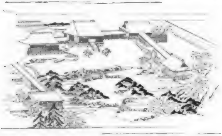
Ein klassisches Beispiel dieser Zeit ist der Phönixtempel in Uji. Der Name kommt daher, daß der Grundriß die Gestalt eines Phönix hat, da gleichmäßig rechts und links, wie die Flügel des Vogels, von der Haupthalle Seitenkorridore (Abbild. S. 356) mit Ecktürmen und Seitenflügeln ausgehen und hinten — als Schwanz des Phönix — ein

Seitenflügel (etwa 7 m lang) mit Eckturm und Säule (links) des vorspringenden Mittelbaues vom Phönixtempel — Höwōdō — in Uji am Fluß bei Kioto. Pfeiler und Stützen aus Holz, rot lackiert, Dach aus Ziegeln, innen gemalt. Aus der Zeit Fujiwara Yorimichi, 1051. (Aus Tajima, **Selected relics of Japanese art.** Erste Ausgabe, Bd. I.)

Digitized by Google

Korridor mit einer kleineren Halle angebaut ist.

Erst damals kam die Sitte auf, Pfeiler und Decken unter Zuhilfenahme aller Techniken, die auf Gebrauchsutensilien schon im



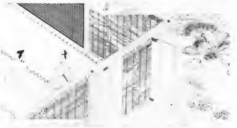
Hallen und Galerieanlagen mit Garten, durch Brücken mit Insel im See verbunden. Stil des elften Jahrhunderts. (Nach japanischer Zeichnung.)

achten Jahrhundert in hoher Vollendung in Anwendung waren, besonders der Lackmalerei und Perlmuttereinlagen, malerisch zu verzieren. In China hatte man die Säulen in Tempeln mit kostbaren Seidenstoffen umkleidet; die Malerei sollte diese Stoffe ersetzen. Stoffmuster wurden in dicker, deckender Farbe imitiert, und mosaikartig wie im Gewebe wurden die Farben nebeneinander gesetzt.

Waren bisher hauptsächlich Tempelbauten im großen Stil ausgeführt, so errichteten jetzt auch Minister und reiche Adlige Paläste von beispielloser Größe. Im wesentlichen wurde der Stil der Tempelbauten beibehalten. Unter jedem Dache war nur ein Raum, so daß eine Reihe einzelner Hallen nötig war, die durch Galerien miteinander verbunden wurden (Abbild. S. 357). Zwar behielten die einzelnen Gebäude etwas Unbedeutendes, und das schwere Ziegeldach auf dem niedrigen Holzbau wirkte drückend und unproportioniert, aber dafür wurde das Innere um so kostbarer ausgestattet. An Stelle einer gediegenen architektonischen Konstruktion trat eine dekorative Verzierung unter Zuhilfenahme aller übrigen künstlerischen Fertigkeiten.

Der Kaiserpalast war wie eine kleine Stadt ausgebaut. Das Haupttor hatte an jeder Seite Wachthäuser mit pagodenartigen Aufsätzen als Wachttürme.

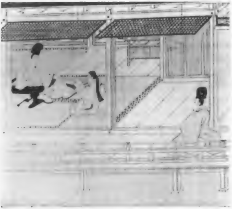
Die Adelshäuser waren ganz ähnlich gebaut. Auch hier war nur ein Zimmer unter einem Dach, so daß die Frauen und die übrigen Familienmitglieder besondere Hallen bewohnten, die flügelartig die Halle des Hausherrn umgaben. Die Haupthalle hatte gewöhnlich ein vierseitiges Dach und war vierzehn Meter groß im Geviert. Dieser eine Raum wurde für Essen, Schlafen, Besuch und Arbeit verwendet. Setzschirme konnten vor den Blicken Neugieriger schützen und Abteilungen je nach Bedarf schaffen. Möbel waren unbekannt. Der Abschluß des Umganges geschah durch Drehtüren (Abbild. S. 357), die nach außen aufgingen, dahinter waren Vorhänge aus aufgesplitterten Bambusstäben, die mit seidenen Schnüren hochgezogen oder herabgelassen werden konnten. Auch gebrauchte man Läden, deren untere Hälfte beseitigt und deren obere Hälfte aufgeklappt und mit eisernen Haken wagerecht gehalten werden konnte (Abbild. S. 358); später wurden diese Läden auch zum Zusammenklappen eingerichtet und sind noch heute bei Tempeln in Gebrauch (Abbild. S. 360). Sie waren meist aus netzartigem Gitterwerk



Ausschnitt aus Makimono von Fujiwara Takanobu (gest. 1205). (Aus Azachi, Shinzen Jafan, Bd. 11.)

mit und ohne Bretterunterlage hergestellt und lackiert.

Wir können die japanische Architektur bis zum zwölften Jahrhundert als den chinesischen Baustil der Tangdynastie ansehen. Während in China später der Steinbau mehr in Aufnahme kam, behielt Japan die Grundelemente des chinesischen Tang-Stiles bei. Die japanischen Abweichungen gründeten sich auf den altjapanischen Pfahlbau, der den Erdbeben besser Widerstand leistete, und



Kitano Jinjia, der Begründer des Klosters, sitzend mit Armstütze, einer Frau diktierend; teilweiser Mattenbelag und aufgeklappte Läden. Ausschnitt aus Makimono im Kitanokloster von Tosa Mitsunobu (1433 bis 1525). (Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

auf eine elegantere Ausführung. So z. B. wurden die oft massiven Füllungen der chinesischen Galerien des Umganges durch leichteres Stabwerk ersetzt.

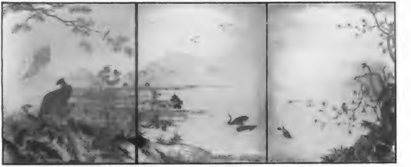
Damals gab es noch keine Schiebetüren im Inneren oder außen und keine Wetterläden an der Veranda. Auch Matten waren noch nicht allgemein angewendet; sie wurden stets dort hingelegt, wo geschlafen oder gesessen wurde, aber bedeckten noch nicht den ganzen Fußboden und hatten keine bestimmte Abmessung. Sitzkissen wurden nur für den besonders ausgezeichneten Gast von hohem Range herbeigebracht.

Erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts kam die Sitte auf, an Stelle der Drehtüren, die nur noch an den Haupttoren der Tempel und Schlösser und im Privathause an nebensächlichen Orten in Anwendung blieben, Schiebetüren zu nehmen und diese mit weißer dünner Seide, später mit Papier zu bespannen, so daß sie Licht durchließen und vor Wind schützten. Gleiche Schieberahmen beklebte man mit dickem Papier und benutzte sie im Inneren des bisher ungeteilten Raumes, um nach Bedarf mehrere abgeteilte Räume zu schaffen. Hierdurch wurde den Malern Gelegenheit gegeben, die großen Papierwände mit Bildern zu versehen.

Auch wurde das Auslegen mit Matten allgemein üblich. Man machte seit dieser Zeit Matten stets in einem Normalmaß von einem Meter Breite und zwei Metern Länge. Alle Zimmer wurden in solchen Dimensionen gebaut, daß die Matten genau hineinpaßten. Man bezeichnet auch heute noch die Größe eines Raumes nach der Anzahl Matten, die in ihm liegen können. Der Begriff von fünf oder sieben Matten, die natürlich verschieden gelegt werden können, gibt eine viel praktischere Vorstellung über den nutzbaren Raum, als wenn ein Meter-

„Goldener Turm" — Kinkaku (14 m hoch); Rest der niedergebrannten Wohngebäude vom Shogun Ashikaga Yoshimitsu, des späteren buddhistischen Tempels „Rokuonin"; aus Holz, von innen Pfeiler und Wände ursprünglich echt vergoldet; Decke aus einem großen Stück Kampferholz gebildet, Wände und Türen von Kano Masanobu (1453 bis 1490) bemalt (jetzt schlecht erhalten); im Garten Kinkakuji bei Kyoto, erbaut 1398. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art. Erste Ausgabe, Bd. I. Dieses Blatt fehlt bei den Nachdrucken.)

Digitized by Google



Zwei Schiebtüren mit kleinen Handgriffen und ein Teil der Wand, bemalt mit Vögeln und Blumen (im ganzen sind acht Bilder, die vier Jahreszeiten darstellend) mit dick aufgetragenen Farben von Kano Motonobu (1476 bis 1559), im Tempel Daitokuji, Kyoto. Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. (Aus Bunkyacho, Heft 2 u. 3.)

maß genannt wird. Auch die Sitzkissen, die früher nur für die Vornehmen bestimmt waren, wurden jetzt allgemein angewendet.

Somit sehen wir den häuslichen Komfort zunehmen. In bezug auf Licht, Luft, Wärme und Kühle waren im zwölften Jahrhundert bereits alle Bedingungen vorhanden, die bis zum Eindringen europäischer Techniken bestanden haben. Auch die künstliche Beleuchtung wurde in den späteren Jahrhunderten nicht mehr verbessert, nachdem neben der alten Binsendochtlampe mit Öl schon im neunten Jahrhundert die Talgkerze eingeführt war.

Später kam die Sitte auf, einen Alkoven — Tokonoma — einzurichten, in dem sich zur Anregung ein religiöses Rollbild mit einem Gott oder Schriftzeichen und darunter oder daneben ein niedriges Bord mit einem offenen Fache zum Aufheben der Schreibutensilien und Bücher befand.

Die aus China eindringende Beschäftigung mit Philosophie und Literatur übte auch auf die Privatarchitektur einen Einfluß aus, indem aus dem Hause des Kriegers die stimmungsvoll gelegene Wohnung des Dichters und Philosophen entstand. Im vierzehnten Jahrhundert war die chinesische lyrische Malerei in Japan bevorzugt, und die größten Künstler dieser herrlichen Renaissancezeit wetteiferten darin, die Säle der Paläste mit Kunstwerken zu schmücken, die den dichterischen Empfindungen der Bewohner Ausdruck verliehen. Unter den kunstsinnigen Ashikaga-Shogunen wurde der künstlerische Höhepunkt dieser Entwickelung erreicht.

Kiyomidsu-Tera-Tempel auf der Spitze eines Berges in Kyoto, teilweise errichtet in der Ashikagazeit, fünfzehntes Jahrhundert. (Originalphotographie 1892.)

Als Yoshimitsu 1393 sich von den Staatsgeschäften zurückzog, erbaute er in stillem Walde am See einen weitläufigen Palast, der nach seinem Tode zu einem Kloster geweiht wurde. Leider hat ein Feuer alle Häuser bis auf eines zerstört, aber noch dieser eine zweistöckige Turmbau illustriert vortrefflich den damaligen Geschmack (Abbild. S. 358).

Öffentliche Halle im Tempel Kiyomidsu-Dera (Abbild. S. 359) mit dicken Holzsäulen, behängt mit Opferbildern — Ema —, rechts hochgeklappte Wetterläden aus Holzgittern, Kyoto. (Originalphotographie 1892.)

Den Hauptwert bildete die Ausschmückung des Inneren. Die Holzteile wurden mit echtem Goldblatt belegt, und daher stammt der Name: Goldener Turm — Kinkaku. Die Wände hat der Begründer der Kanoschule, Kano Masanobu, mit berühmten Landschaften in großem Format ausgestattet.

In der folgenden Zeit wurden Tempel und Paläste immer üppiger verschönt. Seltene Hölzer, absonderlich gewachsene Baumstämme, ausgesuchte Tischlerarbeiten wurden verwendet und große Summen bezahlt, um besonders lange Bretter oder Balken ohne Fehler aus weiter Ferne heranzuschleppen.

Alle Malerschulen schmückten die Wände der zahlreichen Räume. Die Künstler der Yamato- und Tosaschule zeichneten und kolorierten Schlachtszenen aus den blutigen Fehden der Vorfahren, historische und mythologische Szenen; die Schüler der Kanoschule malten Landschaften, Vögel und Blumen in tausenderlei Variationen (Abbild. S. 359).

Der größte Saal im Westhongwanji-Kloster zu Kyoto (vergl. „Monatshefte", November 1904, S. 283) gibt ein glänzendes Beispiel der üppigen Ausstattung aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. In dem stattlichen Umfang von etwa einundzwanzig zu siebzehn Metern sehen wir die architektonische Konstruktion so einfach als möglich. Glatte vierseitige Säulen tragen die flache Kassettendecke, welche zwischen den Säulen durch Unterzüge gestützt wird. Die Architektur im siebenten Jahrhundert war konstruktiv komplizierter. Um so mehr Wert ist auf die malerische Ausschmückung des Raumes gelegt. Die Wände sind mit historischen Bildern von Kano Hidenobu bemalt, die Decke ist im Stil altertümlicher Stoffmuster mit einem Achteckmuster farbig überzogen, und die Säulen sollen vergoldet gewesen sein. Die breiten Unterzüge unter der Decke sind durchbrochen geschnitzt. Fliegende Störche zwischen Gräsern und Pflanzen sind von Hidari (= linkshändig) Jingoro mit geübter Hand aus einem Stück Keakiholz von etwa 1,9 Meter Länge zu 0,60 Meter Breite geschnitzt. Heute sollen derartige große Holzstücke fehlen. Diese durchbrochenen Füllungen — Ramma — wurden sehr beliebt und über Türen und Fenstern, später auch an der Außenwand angebracht.

Schloß zu Nagoya, von zwanzig Daimios für den Sohn des Shogun Iyeyasu als Residenz erbaut, jetzt als historisches Monument konserviert. 1610. (Originalphotographie 1892.)

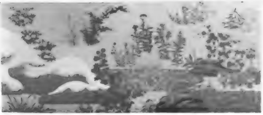
Digitized by Google

Die Beherrschung der Holzkonstruktion zeigt der auf einer Bergspitze in Kyoto errichtete Tempel Kiyomidiu-Dera (Abbild. S. 359). Um eine breite Plattform zu gewinnen, ist ein gewaltiges Holzgerüst, den Berg weit herabführend, errichtet; ein Anblick, der vielleicht einzigartig in der Welt ist.

Drei Affen, Gesicht, Gehör und Geruch darstellend, zwischen stilisierten Pflanzen; Holzschnitzerei, farbig bemalt, am Pferdestall des Iyeyasutempels, Nikko. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. (Originalphotographie.)

Das Innere des Tempels zeigt in dem dem Volke zugänglichen Teile glatte Holzsäulen von gewaltigem Durchmesser, die keinerlei Verzierung aufweisen. Unzählige Opferbilder oder Exvotos — Ema — sind von Gläubigen aufgehängt, um die Hilfe der Götter zu erbitten oder für gewährte Hilfe zu danken (Abbild. S. 360).

Schon seit dem zwölften Jahrhundert wurden militärische Befestigungen mit Erdwällen, Palisaden und Gräben, auch vereinzelt mit Wachttürmen errichtet, welche gegen Pfeil und Lanze genügend Schutz boten. Verbesserte Waffen verlangten aber verbesserte Schutzwehr. Als die Portugiesen etwa um 1542 Schießwaffen einführten und ihre Herstellung lehrten, war der hölzerne Palisadenschutz völlig unzureichend. Unter diesem europäischen Einfluß wurden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die ersten wirklichen Festungen erbaut. Wie sehr der bewegliche Geist der Japaner befähigt ist, neue Gedanken aufzugreifen und sie in vollem Umfange sich dienstbar zu machen, bewies Hideyoshi, indem er bereits vierzig Jahre nach der ersten Landung der Portugiesen ein mächtiges Schloß in Osaka baute, das allen damaligen abendländischen Anforderungen an eine Festung völlig entsprach. Die Erdwälle wurden mit gewaltigen, sauber bearbeiteten Granitblöcken belegt, die ohne Mörtelverbindung durch ihr Eigengewicht aneinander paßten; die Eckstücke wurden mit Eisen befestigt. Hölzerne Brücken überspannten die breiten Festungsgräben. Die Nebenbrücken waren ganz leicht gebaut, um bei Feindesnahen sofort zerstört zu werden; die Hauptbrücke wurde im Laufe von Jahrzehnten zu einem so raffinierten Kunstwerk der Technik gestaltet, daß das Herausziehen eines einzigen Pflockes genügte, um die ganze Brücke zum Zusammenstürzen zu bringen.



Sechsteiliger Setzschirm — Byobu — mit Pflanzen, farbig bemalt, von Ogata Kōrin (1660 bis 1716). (Aus Azachi, Shinzen Takan, Bd. II.)

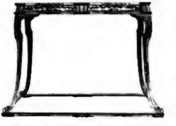
Dieser Schloßbau zu Osaka wurde vorbildlich für alle Schloßbauten, die in den verschiedensten Gegenden von den Fürsten im Lande errichtet wurden (Abbild. S. 360).

Sechsteiliger Setzschirm — Byobu — mit Gegenständen einer Schneiderwerkstatt: Kleidergerüst, Kleidern, Nadeln, Kästchen und Fadenknäuel, farbig bemalt, von Ogata Kōrin (1660 bis 1716). (Aus Azachi, Shinzen Takan, Bd. II.)

Sechsteiliger Wandschirm — Biyobu — mit schwimmenden Fischen, von Okyo (1733 bis 1795).
(Aus Azachi, Shinzen Jakan, Bd. II.)

Hatte Iyeyasu als Krieger und Staatsmann sein Hauptaugenmerk auf die Stärke der Befestigung als den Ausdruck der Macht gelegt, so betonten seine Nachfolger die künstlerische Verzierung. Während der Shogun Iyemitsu selbst im schlichten Holzhause lebte, wie ein Gelehrter und Künstler, dem nichts am persönlichen Genießen liegt, befahl er, in Nikko ein Grabmonument für Iyeyasu zu errichten, das an Kostbarkeit alles bisher Geschaffene übertraf. Technisch zeigen die Bauten die Höhe aller Kunstindustrien, ob aber der oft überladene, üppige Barockstil künstlerisch den einfachen Bauten der Ashikagazeit gleichkommt, ist eine offene Frage des Geschmacks.

Waren im fünfzehnten Jahrhundert die schlichten Flächen mit dem Pinsel belebt, so gesellt sich jetzt zur Pinselmalerei noch die Holzschnitzerei (Abbild. S. 361) und die Lackmalerei.



Altartisch aus Holz, lackiert, mit gelbem Metallbeschlag, Holzzarge durchbrochen, im Tempel Odjo Gokurakn im Dorfe Ohara Yokusan bei Kioto. (Aus Imaïzumi, Kōsei Chōshō.)

Auch die Decken wurden geschnitzt. Die Konstruktion der kleinen Kassetten wurde beibehalten, aber die Malerei der Füllungen durch Flachschnitzereien wirkungsvoller gestaltet. Gegenüber den gemalten Decken des elften Jahrhunderts erscheinen alle Leisten und Balken schlanker und besser gegliedert; die Kanten sind durch zierliche Profilleisten eleganter geworden. An den Kreuzungen wurden reiche Metallbeschläge angebracht und sämtliche Holzteile farbig bemalt oder vergoldet. (Vergl. „Monatshefte", November 1904, S. 290.)

Die Schutzwälle waren wie bei den Schlössern aus Steinquadern gebaut. Bisher war allgemein die Meinung verbreitet, daß es sich auch in Nikko nur um einen Belag der Erdwälle mit Granitquadern handelte. Als aber vor wenigen Jahren ein Teil abgebrochen werden sollte, da stellte sich zum Erstaunen der Japaner heraus, daß auch das Innere aus Steinblöcken gebildet war. Auch nach Nikko mußten alle Steine, wie früher nach Tokio, von weither über See gebracht werden. Nikko war, als diese großartigen Bauten begonnen wurden, ein Dorf, fern von jeder Industrie. Die besten Handwerker und Künstler wurden aus allen Teilen des Inselreiches dorthin berufen.

Die Kosten dieser Bauten müssen enorm gewesen sein, und trotzdem sind keine neuen Konstruktionen, keine neuen Techniken, nicht einmal besonders originelle Modelle geschaffen. Alle Techniken wurden vereint, um etwas Prunkhaftes und Kostbares herzustellen, aber es fehlten tief eingreifende Gedanken, die die Künstler begeistern konnten, neue Ausdrucks-

formen zu ersinnen. Es war das Werk auf Befehl eines Cäsar; nicht eine Kunstbetätigung, die aus dem Herzen gläubiger Priester oder ihrer Freiheit bewußter Ritter und Bürger hervorquoll.

Wie Schloß und Tempelbau, so hat auch das Bürgerhaus keine neuen konstruktiven Elemente erhalten, nur das Innere wurde kostbarer ausgestattet. Mit Sorgfalt wurden die Hölzer ausgesucht und die Matten, im Normalmaß, geflochten. Die Füllungen — Rammas — wurden durchbrochen geschnitzt und die Türgriffe oft in ziselierter Bronze oder anderen Techniken ausgeführt. Aber in allem übrigen blieb der Bau des zwölften und vierzehnten Jahrhunderts beibehalten: der Pfahlbau mit der Veranda, desgleichen die papierbeklebten Schiebetüren, die mit durchsichtigem Papier ausgestatteten Schiebefenster und die offene Zimmerhalle mit nur einer festen Wand, in der die Nische — Tokonoma — enthalten war.

Das offene Haus gibt im Winter nur geringen Schutz, dagegen ist es im Sommer sehr kühl, da die Luft von allen Seiten herankann. Dieser Zustand entspricht dem japanischen Klima, da der Winter nur kurz und der Sommer sehr lang ist. Gegen die starken Regengüsse im Juni und Juli schützt das über die Veranda vorspringende Dach. Gegen Sturm und Diebe werden nachts an der Außenseite des Hauses Wetterläden aus Holz vorgeschoben und von innen verriegelt; tagsüber werden sie in einem Holzkasten am Ende der Veranda zusammengeschoben aufbewahrt.

Das Zusammenleben in den Städten machte auch den Bau größerer Häuser mit vielen fest abgeteilten Zimmern erforderlich. Kuninao gibt in einem Farbenholzschnitt (Abbild. S. 353) das Innere eines sehr großen Frauenhauses. In geschickt benutzter Perspektive sehen wir das Leben im Inneren, da nach alter Sitte der Tosaschule das Dach weggedacht ist. Wir sehen links unten die Menschen auf der Straße, durch Gitterstäbe getrennt von einem Versammlungsraum. Dahinter führt die Treppe nach den oberen Räumen, wo rechts die Wirtschaftsräume, in der Mitte die Toilettenräume und links die Wohnzimmer sind. Die inneren Gelasse erhalten ihr Licht nur durch die Papierfenster aus den anderen Räumen. Das Bild zeigt auch, wie eng die Menschen in Japan zusammenwohnen, und wie alle Möbel im Zimmer fehlen.

Von Möbeln im europäischen Sinne kann man in Japan nicht sprechen, da Schränke, Kommoden, Tische, Stühle, Sofas und Sessel, selbst Bettgestelle und Waschtische fehlen. Das Zimmer ist völlig leer. Auf den Matten des Fußbodens werden Kissen zum Sitzen und wattierte Decken zum Schlafen hingelegt und nach Gebrauch wieder weggenommen. Die Kleider werden in einfachen Kästen, die oft lackiert sind, verpackt, und sonstiger Hausrat wird in Nischen untergebracht, die sich teils unter der Treppe, teils in Wandschränken ergeben.

Kirchhof mit Grabsteinen in Nagakwo, Kiyomidsu. (Originalphotographie.)

Das einzige wirkliche Möbel in Japan ist der Setzschirm — Byobu —, der bei dem ungeteilten Raume eine Notwendigkeit war, um Schutz vor neugierigen Augen zu gewähren und Abgrenzungen im Raume vorzunehmen.

Nach dem Aufkommen der chinesischen Malereien auf den Schiebetüren und den Wänden der Zimmer im vierzehnten Jahrhundert wurden auch die Setzschirme mit Bildern

geschmückt. Die besten Werke berühmter Künstler sind auf diesen Möbeln angebracht, die wie Theaterszenerien den Sitzplatz umgeben. Da der Japaner auf der Erde sitzt, ist der Augpunkt des Bildes etwa ein Meter über der Erde, also viel niedriger als bei uns. Die Szenerie ist so gedacht, daß man nicht von oben oder aus der Ferne daraufsieht, sondern direkt, gleichsam hineinsieht, wie wenn man durch eine offene Tür in die Ferne schaut. Bis zum siebzehnten Jahrhundert ist zwischen den Bildrollen, den Wandmalereien und den Wandschirmbildern kein eigentlicher Unterschied. Jedes Bild kann auf jede dieser drei Arten übertragen werden. Mit dem Aufkommen der mehr dekorativen Verzierungskunst der Flächen wird hierin teilweise eine Änderung herbeigeführt.

Die sechsteiligen Wandschirme von Kōrin (Abbild. S. 361) z. B. würden als Bildrollen

Eingang der Steintreppe von 200 Stufen zum Grabe des Jyeyasu, mit Steinzaun, Bronzelaternen und Kryptomerienallee, Nikko. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (Aus Sladen, Japan in Pictures.)

für die heilige Nische durchaus ungeeignet sein. Der ernste Inhalt der Darstellung ist einer dekorativen Flächenfüllung gewichen.

Im achtzehnten Jahrhundert hat Okyo (Abbild. S. 362) seine naturalistischen Studien auch auf die Setzschirme übertragen, und so sehen wir — eigentlich recht widersinnig — um uns die treibenden Wasser eines Stromes, der von einer sich tummelnden Fischfamilie belebt ist.

Weniger im Haushalt als in den Tempeln wurden schon seit der Einführung des Buddhismus große Kästen, meist aus Lack, zur Aufhebung der heiligen Schriftrollen benutzt. Ebenfalls kirchlichen Zwecken dienen die Altartische, die in verschiedensten Formen, selten hoch, meist niedrig, ausgeführt wurden (Abbild. S. 362).

Als Sitze wurden meist Matten, Kissen und Felle, aber für hohe Beamte auch ein großer vierfüßiger Sessel nach chinesischer Art verwendet. Auf diesem Staatsstuhle aus Holz mit Metallbeschlag und Brokatstreifen saß man mit untergeschlagenen oder herabhängenden Beinen, aber niemals in japanischer Art auf den Hacken. Die Stühle kamen außer Mode, als die Matten allgemein eingeführt wurden, und fanden nur noch bei besonderen Gelegenheiten Anwendung; z. B. berichtet der Jesuit Frois (1599), daß Hideyoshi für die chinesischen Gesandten hohe Stühle herbeibringen ließ. Berühmte Priester werden meist auf einer hochlehnigen Bank sitzend dargestellt. Noch heute benutzen die Priester rotlackierte Klappsessel. Bis zur Einführung europäischer Kriegsart pflegten auch die Feldherren von einem Klappsessel ohne Lehne aus die Schlachten zu leiten.

Neben diesen wenigen Möbelstücken kommen viele Gebrauchsgegenstände, wie Dokumenten- und Schreibkasten, Blumenvasen und Räuchergefäße, Asch- und Tabaksbecher, Spiegel und Toilettenkasten, Kerzenhalter und Feuerbecken, auf, die wir bei Besprechung der Arbeiten aus Lack, Bronze und Ton (vergl. Monatshefte, November 1904, Heft 578; Juni und September 1905, Heft 585 u. 588) im einzelnen kennen gelernt haben.

Trotzdem die Kenntnis der Steinbearbeitung und die Handwerkszeuge vorhanden

Digitized by Google

gewesen, hat sich in Japan keine Steinarchitektur wie in Griechenland, Persien und Indien entwickelt. Die Holzarchitektur aus China verdrängte den prähistorischen Steinbau, und die Erdbeben ließen den Holzbau als die geeignetste Ausführung erkennen.

Obgleich keine gewaltigen Bauten — außer den Schloßmauern seit dem siebzehnten Jahrhundert — und keine künstlerisch wertvollen Skulpturen in Stein ausgeführt wurden, gibt es doch eine Reihe von Steinarbeiten, die der Vollständigkeit wegen kurz zu erörtern sind.

Ganz kindlich primitive Zeichnungen von Menschen auf Steinflächen sind aus dem vierten Jahrhundert bekannt. In China und Korea waren Steinmonumente sowie Steintafeln mit Inschriften von altersher üblich, in Japan waren sie völlig unbekannt. Eine kirchliche Steinskulptur wurde zum erstenmal in Japan 585 aufgestellt, als zwei Gesandte aus Korea eine Steinfigur der Gottheit Miraku, des buddhistischen Messias, von dort mitbrachten. Sie wurde unter freiem Himmel aufgestellt, und seit dieser Zeit ist es Sitte, primitiv ausgeführte Steinfiguren im Freien unter Bäumen allein oder alleenartig nebeneinander aufzubauen.

Steinarbeiten sind die häufigste Verzierung von Grabstätten (Abbild S. 363). Wir finden auf den Kirchhöfen kleine Pagoden und aufrechtstehende Schriftsteine, daneben Buddhas und eigentümliche Aufsätze auf viereckigen Sockeln. Besonders häufig sind Standlaternen aus Stein errichtet. Ähnlich wie als Ausklang der uralten Feueranbetung noch heute von Christen, Juden und Mohammedanern die „ewige Lampe“ brennend gehalten wird, so brennen seit vielleicht 2500 Jahren an den japanischen Nationalheiligtümern zu Ise und Idzumo Feuer. So finden wir auch hierin wie fast in allen Sitten, die vor dem chinesischen Einfluß entstanden sind, das westasiatische oder griechische Vorbild wieder. Brannte doch im griechischen Prytaneum stets das Feuer der Hestia!

Die Steinlaternen wurden äußerst reizvoll behandelt, wenn auch stets eine gewisse Primitivität bewahrt blieb. Immer wieder ist darauf zu achten, wie der Japaner an Material und Ausführung, die zur Zeit der

Steintreppe mit Torii und Steinlaternen in den Nakanotake Miogi-Bergen. (Aus Sladen, Japan in Pictures.)

Einführung einer Sitte in Anwendung waren, festhält und sie immer von neuem imitiert. Es ist daher völlig verfehlt, auf das Alter eines Gegenstandes aus der groben oder feinen Ausführung schließen zu wollen. Die Zeit der Entstehung des ersten Stückes, des Aufkommens der Sitte, ist wohl daran zu erkennen, aber nicht die der Ausführung des einzelnen Gegenstandes selbst. Derartige technisch plumpe, aber malerisch reizvolle Laternen und Steinfiguren paßten nicht in das Innere der Holzbauten, und da sie wiederum im Freien standen, war das naturwüchsig Primitive in künstlerischer Übereinstimmung zur Umgebung. So beeinflußten sich Ursache und Wirkung gegenseitig.

Als die Phantasie der Völker Berge und Quellen, Wälder und Höhlen noch mit Göttern belebte, waren diese heiligen Stellen gleichsam die ersten natürlichen Tempel. Das Volk pilgerte zu ihnen, um den Göttern

Digitized by Google

näher zu sein und ihren Beistand zu erflehen.

Als die Verkörperung der Göttergestalten durch Ideen ausgelöst war, blieb die Liebe zur freien Natur, die mystische Scheu vor den unerklärlichen Wundern der Natur und die Verehrung besonders eigenartiger Formationen beibehalten. Dem neuen Gotte wurden Tempel an Stellen errichtet, wo früher die Verehrung der alten Götter stattgefunden hatte. So ging unmerklich der Geist des Naturglaubens in die Gewohnheiten der neuen Religion über.

Großes Torii aus Kampferholz im Binnensee am Eingang zum Tempel der Insel Miyajima bei der Stadt Hiroshima. (Aus Gyokumei, Hundred Glimpses of Japan.)

Befördert wurde diese Liebe durch das stetige Beobachten infolge der Abhängigkeit der hauptsächlichsten Ernährungsquelle, der Landwirtschaft, von der Natur. Die Einwohner der Städte verloren zwar etwas das Verständnis für die Natur, da ihnen Berg und Tal nur Bilder und nicht Arbeitsmaterial waren, aber dafür war die durch Erziehung und Überlieferung geheiligte Tradition der Naturverehrung von um so stärkerem Einfluß. So pilgern noch heute viele Japaner einmal in ihrem Leben auf den schneebedeckten Fuji oder an die Ufer des Biwasees. An den meisten Stellen sind Tempel in den weiten Waldungen angelegt, und mit heiligem Eifer werden diese Gegenden in ihrer ursprünglichen Schönheit und Naturwüchsigkeit erhalten.

Diese Verbindung mystischer Verehrung und künstlerischer Freude an den Werken der Natur ist ein tiefer Wesenszug der japanischen Rasse. Malerei und Dichtkunst lassen sich nur aus dieser Stimmung heraus verstehen.

Gegenden von lieblicher Einfachheit oder romantischer Wildheit sind berühmt und im Volke bekannt, wie bei uns der Rhein oder die Schweiz. Neben den uns verwandten Empfindungen betont aber der Japaner viel stärker als wir die rein ästhetische Seite. Er gerät in Entzücken über die rote Farbe der Ahornblätter oder die weißen Blüten der Kirsche, und mehr noch, er vergleicht mit den Erscheinungen der Natur sein eigenes Empfindungs- und Erfahrungsleben. Er ist immer bereit, lyrisch zu empfinden und in kurzen Versen ein Gleichnis mit der Natur in poetische Worte zu kleiden.

Still im Anblick der Natur versunken zu sitzen, sie in ihrem Leben und Treiben zu belauschen und in allen Einzelerscheinungen in sich aufzunehmen, das ist das größte Glück des Japaners. Stimmungen, wie sie Schiller im „Spaziergang" schildert, aber noch mehr auf das kleine Leben der Natur, mehr auf das einzelne erstreckt, durchziehen die ganze Literatur und Malerei des japanischen Volkes.

Diese Stimmung herrscht auch bei der Anlage von Klöstern und einzelstehenden Tempelchen vor; ebenso bei den Gartenanlagen des Kaisers und des wohlhabenden Bürgers; selbst der arme Mann aus dem Volke huldigt diesem Empfinden, und mit seinem schwer erworbenen Arbeitslohn kauft er — wie Toichi Tsumara sehr hübsch sagt — ein kleines Bäumchen, vielleicht eine Zwergfichte von wenigen Zentimetern Höhe, um im Anschauen derselben sich glücklich zu fühlen. Er könnte sich manches andere kaufen, wovon er mehr materielles Behagen haben würde, und sein Kollege in Europa würde es sicher tun. Aber der japanische

Digitized by Google

Arbeiter zieht eine derartige Erwerbung vor. Er setzt das Bäumchen auf einen kleinen Tisch neben sich, er beobachtet genau den

Brücke (26 m lang, 5,5 m breit), rot lackiert, Iyeyasutempel, Nikko, vor einigen Jahren eingestürzt, 1638 erbaut. (Originalphotographie.)

Wuchs jedes einzelnen Ästchens, er lächelt ihm zu, und mit blinzelndem Auge genießt er die dunkle saftige Farbe in der Umgebung der einfachen Stube. Von dem Anblick beglückt, vergißt er für eine Zeit den harten Kampf um die Existenz. Der Baum ist ihm wie ein sympathischer Freund, der ihn durch seine schweigende Schönheit ergötzt. (Abbild. S. 368.)

Die Pflege der Tempelgründe und der Gärten, der Pflanzen und Blumen in den Zimmern ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Die Kinder in der Schule lernen das Blumenarrangieren, und dicke Bücher geben bestimmte Lehren und setzen die symbolischen Bedeutungen auseinander. Jeder Garten und jedes Blumenarrangement ist in seiner Gesamtheit ein lyrisches Gedicht, ein ästhetischer Augenschmaus, aber in seinen Einzelheiten auch ein philosophischer und religiöser Gedanke.

Leider verbietet mir der Umfang des Aufsatzes, hierauf ausführlich einzugehen. Ich kann nur die Anregung geben, diesem Gebiete mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher geschehen ist. Ich glaube, daß die abendländische Gärtnerkunst noch viel von den Japanern lernen kann, vor allen Dingen in der Ausschmückung der Ecken und Gärtchen der Großstadt, deren Kleinheit eine Folge der hohen Bodenpreise ist. Eine wie hohe Leistungsfähigkeit japanische Gärtnerkunst erreicht hat, beweist schon die Tatsache, daß in Europa mindestens dreihundert Zierpflanzen, die meisten in den letzten fünfzig Jahren, aus Japan mit Erfolg eingeführt worden sind.

Die Tempelbauten sind zerstreut meist auf bewegtem und bewaldetem Terrain errichtet. Lange Alleen bereiten den Wanderer langsam auf den heiligen Ort vor, ziehen seine Gedanken vom bunten Treiben der Welt ab und konzentrieren sein Seelenleben. Malerische und stimmungsvolle Kunstwerke sind in der scheinbar unberührten Natur mit sorgfältiger Arbeit und feinem Gefühl geschaffen. Einer der Zugänge in Nikko (Abbild. S. 364) zeigt die geschwungene Treppenanlage zwischen hochstämmigen Bäumen; Steinplatten decken die Stufen, und ein Steingeländer mit Laternen davor — ausnahmsweise aus Bronze, vielleicht erst später hinzugefügt — schließt und öffnet zugleich den Wald, der das Heiligtum beherbergt. Der bemooste Stein mit seinen eckigen Flächen und die verwitterte Rinde am runden Stamm, das kalte Grau und das dunkle, tiefe Grün, dazu das Schweigen fern von Menschenwohnungen und das leise Rauschen der Bäume, wenn ein Windhauch die Äste bewegt — eine feierliche Kirchenstimmung!

Wo die Treppe beginnt, da ragt ein torartiges Gerüst, der Torii (Abbild. S. 365). Es ist dies kein Tor im Sinne des Eingangs

Sumiyoshibrücke über Wasser mit Lotus, Osaka. (Aus Sladen, Japan in Pictures.)

in den Tempel, sondern ein alttraditionelles Zeichen, das besagen soll, daß in der Nähe ein Shintotempel vorhanden ist. Da derartige Torii bei buddhistischen Anlagen nicht

vorkommen, so können wir die Entstehung in ganz frühe Zeiten verlegen, als die Einwanderer die Sitten ihrer Heimat aus dem indischen Archipel mitbrachten. Wörtlich übersetzt bedeutet Torii die „Ruhestätte der Vögel“. Hieraus wollte man die Entstehung aus Gestellen für Vögel entwickeln; eine unhaltbare Ansicht! Die Schriftsprache ist erst von China Jahrhunderte später als diese Sitte gekommen. Entweder kann ein zufälliger Anklang zwischen dem ursprünglichen Worte und der heutigen Bezeichnung vorhanden gewesen und dann in jahrtausendelanger Entwickelung die Bedeutung des ursprünglichen Wortes verloren gegangen sein, oder das heutige Wort ist später geprägt worden, zu einer Zeit, als in den schwachbesiedelten Ländern die noch zahlreich hausenden Vögelscharen die einsamen Holzgestelle als willkommene Ruheplätze benutzten. Eine genaue Erklärung fehlt, aber wenn wir nach Vorbildern in der alten Welt suchen, so finden wir allerorten Triumphbogen errichtet als Zeichen des Sieges. So sind vielleicht auch überall dort, wo der siegreiche Kaiser vordrang, solche Siegestore errichtet und daneben die Tempel, in denen die Ahnen des Mikado als Götter verehrt wurden. In der ältesten Zeit ging dem Bau eines shintoistischen Tempels immer ein militärischer Sieg, eine Eroberung des bisher andersgläubigen Landes voraus. So wurde allmählich das Siegestor das Zeichen der neuen Herrschaft und des neuen Glaubens; wo das Tor stand, war auch der Tempel. Diese Hypothese würde auch eine Erklärung geben, warum das Torii niemals den Eingang zu einem Tempel bildete, sondern stets ein selbständiges Monument blieb, das ohne sonstigen Zusammenhang mit dem Tempel nur dessen Anwesenheit meldete.

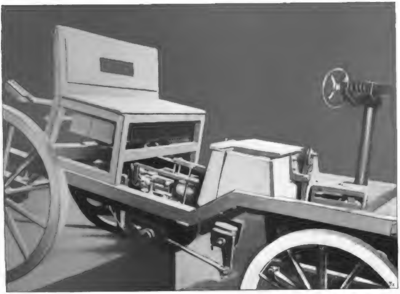
Das wegen seiner herrlichen Lage berühmteste Torii (Abbild. S. 366) ist das große Torii aus Kampferholz mit seitlichen Verstärkungssäulen im Binnensee. Den Schiffer mahnt es, am Tempel auf der Insel Miyajima zu landen.

Auch beim Brückenbau wird über die konstruktiven Momente niemals die malerische Wirkung vernachlässigt. Am berühmtesten war die Brücke zu Nikko (Abbild. S. 367); für gewöhnlich war sie geschlossen, nur der Shogun und die Abgesandten des Kaisers durften sie betreten. Seit 1638 leuchtete sie wie eine rote Linie zwischen den dunklen Wäldern, bis sie vor wenigen Jahren den Wassern des angeschwollenen Bergflusses zum Opfer fiel.

Auch selbst kleine Privatbrücken geben ein hübsches Bild. In leichtem Bogen (Abbild. S. 367) wird der Lotussee überspannt, und die festen Stützen zeigen die solide Konstruktion. Im Kanal wird die Passage von Booten dadurch erreicht, daß der Brückenbau sich hufeisenförmig nach oben wölbt. Die senkrechten Träger sind dabei so aufgestellt, daß sie die Durchfahrt freigeben. Immer passen sich die Brücken möglichst der Umgebung an, als wenn sie organisch mit ihr verbunden wären und dazu gehörten.

Zwergkiefer im Blumentopf. Illustration aus Shoshokû Gwajiû (Buch mit Zeichnungen), Heft 2, von Hiroshige (1794 bis 1859). (Sammlung Rumschöttel, Berlin.)

Digitized by Google



Erstes Automobil von Markus, 1875.

Das Automobil

Von

F. M. Feldhaus

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Verbreitung des neuesten Verkehrsmittels ist in den letzten Jahren so groß geworden, daß uns sein Werdegang und die verschiedenen Formen, in denen es sich im täglichen Leben einen Platz gesichert hat, interessieren können, gleichviel, ob wir zu den Freunden oder den Feinden des Fahrzeuges zählen.

Es ist nicht die erste Neuerung, um die so heftig gekämpft wird. Der Eisenbahn ging's einst nicht besser, die Dampfschiffahrt hatte ein Gelehrter als unmöglich bewiesen, Napoleon erklärte die elektrische Telegraphie für eine Narrheit und eine maßgebende Autorität das Telephon für eine Mythe. Und doch hat der Lauf der Zeiten nicht Halt vor diesen Neuerfindungen gemacht, sondern sie mitgerissen und ins praktische Leben hineingezogen. Gerade weil das Automobil jetzt erfolgreich als Nutzfuhrwerk angewandt wird, sind wir seiner Entwickelung und Konstruktion eingehende Beachtung schuldig.

Meist hält man das Fahrzeug ohne Pferde für eine Neuerfindung, doch mit Unrecht, denn schon am 2. Januar 1447 fuhr „ein wagen ohn Roß, Rindter vnd Leutt“ zum Memminger Stadttor hinein. Und diese Nachricht steht keineswegs vereinzelt da. Neben den Versuchen mit sogenannten Kunstwagen, die von den Insassen durch ein Räderwerk vorwärts bewegt werden, sehen wir Wagen mit Segel oder gar durch Windräder betrieben. Berühmt war um die Wende zum siebzehnten Jahrhundert ein Segelwagen, der in der Nähe von Scheveningen zur Personenbeförderung diente; in China gar sollen diese Wagen uralt sein. Besonders die alten Kriegsbaumeister trachteten danach, ein Fahrzeug zu erfinden, das ohne Zugtiere gegen den Feind geführt wer-

den könne. Denn die Pferde mußte man verpflegen, und der Gegner schoß sie weg. So führte Archinger von Seinsheim im September 1421 an hundert Mann unter einem Sturmschirm, der durch Haspeln bewegt wurde, bis an die Mauern von Saaz und wieder zurück, „unn dye lewt stien dar hinter an (ohne) schad." In den vielen Skizzenbüchern und Bilderhandschriften jener alten Ingenieure begegnen uns die verschiedensten Vorschläge zu automobilen Fahrzeugen. Am originellsten sind die erwähnten, den Windmühlen nachgebildeten Wagen mit einem oder zwei Windrädern als Kraftmotoren. War jene Zeit zwar immer reicher an Ideen wie an Verwirklichungen, so kennen wir doch aus Stadtrechnungen, Chroniken und Flugblättern einige wirklich ausgeführte Automobile, so in

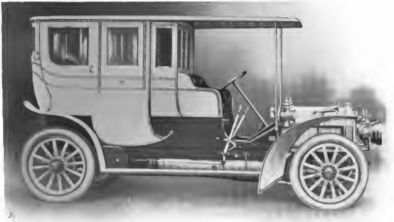
Daimler auf seinem ersten Motorrad, 1885.

findungen geheimnisvoll und prunkhaft zu gestalten, damit die große Masse des Volkes ihnen wenigstens Beifall spende. So verschwand denn das automobile Fahrzeug im sechzehnten Jahrhundert aus dem Interessenkreis der Maschinenbauer, und erst die Versuche mit der Dampfkraft weckten wieder das Interesse, einen Kraftwagen zu erbauen. Erhalten hat sich im Pariser Gewerbemuseum der Dampfwagen des französischen Ingenieurs Nicolas Josée Cugnot von 1771. Bonaparte ließ diesem Automobiltechniker nach der Revolution zu weiteren Versuchen eine Rente zahlen, doch genau zwei Monate vor Napoleons Krönung starb Cugnot. Es ist bemerkenswert, daß der Korse, der Dampfschiffahrt und elektrische Telegraphie verlachte, dem Kriegsdampfwagen so großes Interesse entgegenbrachte, daß er so-

Untergestell eines 24 Pferdekraft-Automobils.

Antwerpen 1479, in Nürnberg 1650. Je mehr aber die Erbauer die praktische Unbrauchbarkeit ihrer Fahrzeuge einsehen mußten, desto mehr bemühten sie sich, ihre Ergar eine Abhandlung darüber schrieb. Dauernd erhält sich sein Verdienst um die Anlage guter Landstraßen; noch heute sind seine kerzengeraden Trassen die Freude jedes Auto-

Digitized by Google



24 Pferdekraft-Luxuswagen des Deutschen Kaisers.

mobilisten. Denn wie traurig es mit dem Zustand der Wege im Mittelalter, ja noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein bestellt war, davon kann man sich heute, wo wir daran denken, den Chausseen ihr letztes, was uns stört, den Staub, zu vertreiben, keine Vorstellung machen. Noch im achtzehnten Jahrhundert hemmten Wegegelder und Grenzübergänge jede freie Entfaltung des Verkehrs, und es ist nicht selten vorgekommen, daß Schmiede und Wagenbauer Eingaben machten, der hohe Magistrat möge die Straße nach der Stadt nicht instand setzen lassen, weil sie sonst nichts verdienen könnten, sintemalen den zureisenden Fuhrwerken kein Rad und kein Scherbaum zerbräche, wenn der Weg eben und trocken wäre.

Die Zeiten sind andere geworden. Und wenn wir heute das moderne Auto dahinrasen sehen, müssen wir gestehen, daß wir wieder am Anfang einer neuen Verkehrsepoche angelangt sind. In diesem Geständnis liegt keine Übertreibung, keine unbedachte Überhebung, keine rosige Zukunftsschwärme-

Erste Berliner automobile Feuerspritze.

Digitized by Google

rei. Das Fahrrad weckte vor zwanzig Jahren das Interesse fürs Motorrad, dieses für einen mehrsitzigen Motorwagen.

Der herrschende Motor des Automobils ist gegenwärtig und, wenn nicht Unerwartetes eintritt, wohl noch für lange Zeit der Explosionsmotor. Sein Erfinder war Otto, der Begründer der Deutzer Gasmotorenfabrik, von Beruf ein Kaufmann. Technischer Leiter dieses Welthauses war zehn Jahre lang ein Württemberger, Gottlieb Daimler, ein im In- und Auslande praktisch tätig gewesener Konstrukteur. Er erkannte im Gasmotor — denn auch Benzin- oder Spiritusmotoren arbeiten durch Gasexplosion — eine Kraftmaschine zum Betrieb von Fuhrwerken und eröffnete nach seinem Austritt aus der Deutzer Fabrik 1882 in Cannstadt eine Automobilwerkstätte. Die Lösung des Problems, ein Fahrrad für den Betrieb auf Land- und Wasserstraßen zu konstruieren, hing von der Erfindung eines ungemein vielseitigen Kraftmotors ab. Ge-

Der erste Berliner Motoromnibus.

genüber dem stationären Motor verlangt das Automobil eine Maschine von geringem Gewicht, knapper und einfacher Bauart, kleiner Raumbeanspruchung bei hoher Kraftleistung. Hierzu kamen die Schwierigkeiten der Antriebsvorrichtung, der oft und plötzlich wechselnden Fahrgeschwindigkeit.

Unsere Abbildung auf Seite 370 oben zeigt den Begründer der Automobilindustrie auf seinem ersten Motorrad. Es war ein Zweirad mit halbpferdigem Petroleummotor, der unterhalb des Sitzes, zwischen den Beinen des Fahrenden montiert war. Der Antrieb ging durch einen Riemen aufs Hinterrad. Erscheint das Ganze für heutige Begriffe wohl etwas schwerfällig, so birgt es doch schon manche Einzelheit, die sich bis jetzt als zweckmäßig erwiesen hat, so den stehenden, schnellaufenden Motor, die Zündung ohne Schieberorgan usw. Die Probefahrt mit diesem 1883 patentierten Niederrad am 10. November 1885 zu Cannstadt bedeutet den Beginn der Automobilära.

Wenig bekannt ist es, daß seit dem Jahre 1861 ein in Wien lebender Mechaniker, ein Mecklenburger namens Siegfried Markus, an einem Automobil mit Explosionsmotor arbeitete. Er stammte von jüdischen Eltern, kam zu Siemens u. Halske in die Lehre und wurde der Günstling von Werner Siemens. Später ging er nach Wien als Mechaniker des Josephinums und machte sich danach dort selbständig. Die meisten seiner

Digitized by Google

Konstruktionen bewegen sich auf elektrotechnischem Gebiete, er erhielt dafür das Goldene Verdienstkreuz, den Franz-Josefs-Orden und die Große Goldene Medaille der K. K.

Fernomnibus im Schwarzwald.

Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1868 machte Markus mit seinem Benzinautomobil Fahrversuche, doch erst nach weiteren sieben Jahren war es so vervollkommnet, daß es in ordentlichen Betrieb genommen werden konnte. Dieses Automobil (Abbild. S. 369) bewahrt der Österreichische Automobilklub als Reliquie auf. Der Erfinder des Benzinautomobils starb 1889, achtundsechzig Jahre alt. Die hier über ihn gemachten Angaben verdanke ich seinem Testamentsvollstrecker. In Automobilkreisen denkt man daran, Markus ein Denkmal zu setzen, was nur eine wohlverdiente Ehrung sein würde.

Ob Daimler von den Versuchen des Wiener Kollegen Kenntnis hatte, ist fraglich. Bewundernswert bleibt sein zielbewußtes Vorgehen, denn auf sein Niederrad folgte bald ein viersitziger Wagen. Der Motor stand aufrecht in der Mitte des Wagens zwischen den Beinen der Mitfahrenden. Das Fahrzeug hatte eiserne Reifen und machte viel Lärm. 1889 führte Daimler darum ein leichtgebautes vierrädriges „Motorstahlrad" für zwei Personen vor, das einen gefälligen und vornehmen Eindruck machte. Auch konstruierte er den motorischen Teil der Maschine derart, daß er nahe den hinteren Triebrädern unter der Sitzbank untergebracht werden konnte. Dieser Typus erhielt sich recht lange, machte nur, weil hinten der große Motorkasten hing, vorn dagegen gar nichts zu sehen war, einen unbeholfenen Eindruck. Man meinte solch eine altmodische Überlandkutsche eines Musterreisenden zu sehen, dem die Pferde samt der Deichsel davongelaufen waren. Es war darum ein glücklicher Gedanke von Daimler, den Motor in ein besonderes Gehäuse **vor** dem Sitz des Führers unterzubringen. So löste sich das Automobil von den Formen des Pferdewagens und erhielt die heute noch gebräuchliche charakteristische Form. Wie Pferd und Wagen zwei getrennte Dinge sind, so auch jetzt beim Motorwagen: hier das Gestell mit dem Triebwerk, das sogenannte Chassis, dort der Wagenaufbau, die Karosserie.

Das Untergestell (Abbild. S. 370) eines modernen Motorwagens besteht aus einem

großen, kräftig und dennoch leichtgebauten Stahlrahmen, der unter Zwischenschaltung von Wagenfedern auf den Laufrädern ruht. Trotz mancher Versuche, die Luftreifen durch

Schleppautomobil mit Anhängewagen bei der deutschen Schutztruppe.

federnde Speichen oder Vollgummi zu verdrängen, haben sie sich für Personenwagen und für leichte Lastfuhrwerke am besten bewährt. Das Untergestell trägt vorn den Motor, dessen Gußteile möglichst zusammenhängend gegossen sind, so daß diese Maschinen, trotzdem sie pro Zylinder etwa 4 bis 6 Pferdekraft leisten, ungemein klein und einfach erscheinen. Ein Automobilmotor mit 4 Zylindern, der 20 bis 24 Pferdekraft birgt, ist kleiner und scheinbar einfacher als ein Motor für Werkstattbetrieb von nur 1 Pferdekraft. Je mehr das Automobil als Luxusfuhrwerk beliebt wurde, um so mehr mußten seine rohen Maschinenteile verschwinden. Sehen wir heute eine elegante Limousine mit ihren hellen Wänden und Spiegelscheiben, mit bequemen Drehsesseln im Inneren, wie etwa ein Automobil des deutschen Kaisers (Abbild. S. 371), dann vergessen wir fast, daß da vorn in dem kleinen feinlackierten Blechkasten eine verwickelte Kraftstation in rasender Tätigkeit ist.

Hier kann nicht auf die verschiedenartigen Einzelheiten eines Explosionsmotors eingegangen werden, denn das würde eine gar zu lange und langweilige technische Erörterung. Ich muß aber doch darauf hinweisen, daß unter der kleinen Blechhaube da vorn eine unmeßbare Menge von einzelnen Erfindungen und Vervollkommnungen versteckt liegt, die der aufblühende Autosport erst energisch von der Technik verlangt hat. Geht der Wagen langsam, dann machen die Motoren etwa 300 Umdrehungen in der Minute, bei schneller Fahrt steigert sich diese Zahl um das Vierfache. Und all die vielen beweglichen Teile der Kraftmaschine machen diese wilde Bewegung stundenlang ohne Aufenthalt mit. Vierzigmal in einer Sekunde macht jeder Kolben seinen Weg; halb so oft fliegen die Kurbeln mit dem Schwungrade herum. $^1/_{40}$ Sekunde hat das Gas Zeit, um in den Zylinder zu gelangen, gezündet zu werden, zu explodieren, dadurch den Kolben anzutreiben und wieder auszupuffen. Einlaß- und Auslaßventile, Magnetzündung, Pumpe, Regulator und Ventilator, Kuppelung und die Räder des Geschwindigkeitswechsels, sie alle machen diese rasende Jagd ebenso exakt im Dienste des Ganzen mit, als wären es die Glieder einer langsam laufenden Maschine.

Benzin oder Spiritus, die beiden hauptsächlichen Betriebsmittel der heutigen Automobile, werden in großen Zylindern mitgeführt. Ein leichter Wagen verbraucht auf den Kilometer etwa 100 Gramm Benzin, ein schwerer Tourenwagen 150 Gramm; für Lastwagen rechnet man annähernd $^4/_{10}$ Kilo Benzin oder $^6/_{10}$ Kilo Spiritus für eine Pferdekraftstunde. Rechnet man 100 Kilo Benzin zu 32 Mark, so kostet der Transport von 1000 Kilo etwa $2^1/_2$ bis 3 Pfennige

Digitized by Google

für **jeden** Kilometer Weg. Hierzu kommen **die Ausgaben** für Schmieröl und die leider **schnell verschleißenden** Gummireifen, sowie **für Amortisation.** Entgegen dem Pferdebetrieb kann ein automobiler Wagen nahezu ununterbrochen auch die höchsten Geschwindigkeiten, die größten Wegesteigungen nehmen. Er verzehrt nichts, wenn er stillsteht, ist's aber eilig, dann übertrifft er an Ausdauer und Tempo jedes andere Verkehrsmittel. Eins der schnellsten Automobile wird gegenwärtig in Italien für den deutschen Kaiser gebaut. Seine siebzigpferdigen Motoren werden bis zu 120 Kilometer in der Stunde leisten.

Als die Zahlen der Gordon-Bennet-Rennen bekannt wurden, hat man allgemein den Kopf geschüttelt, daß Menschen so etwas wagten, daß Behörden es duldeten, und gar das Publikum solch unheimliche Fuhrwerke kaufen könnte. Und gerade durch diese Schnelligkeitskonkurrenzen der letzten Jahre ist die Automobilindustrie mächtig gefördert worden, so sehr, daß die Firmen alle mit Aufträgen geradezu überhäuft sind. Wir erlebten das Unglaubliche, daß ein Künstler, wie Hubert Herkomer, einen Automobilpreis stiftete, ein Maler eine Trophäe für eine ekle Maschine schuf. Könige und Fürsten fahren Automobil, voran die Herrscher von Spanien und Italien. Der Erzbischof von Mailand macht seine Hirtenwege im Kraftwagen, und gar der Papst denkt daran, sich eine automobile Sedia zu kaufen. Das sind Zeichen der Zeit, die manchen Feind des Autos zum Nachdenken bringen müssen, denn gar so schlimm, wie man es schildert, kann das Fahrzeug nicht sein, und Vorteile hat es wohl doch, wenn man sie auch nicht auf den ersten Blick sieht.

Wie ich eingangs sagte, liegt der Wert des Automobils in seiner vielseitigen Verwendung als Nutzfahrzeug. So hat Berlin seit kurzem einen elektrisch betriebenen Wagen für den Krankentransport. Lautlos, ohne jede Erschütterung, läuft er auf breiten

Automobil der Verkehrstruppen im Manöver.

Gummireifen über den Asphalt. Aber auch auf dem schlechtesten Pflaster geht die Fahrt glatt weg. Auf telephonischen Anruf beim „Verband für erste Hilfe“ fährt das stets betriebsfertige Fahrzeug, begleitet vom Personal — bei Unfällen mit Arzt und Verbandszeug —, sofort weg. Erlaubt es der Verkehr, dann geht es mit 50 bis 60 Kilometer Geschwindigkeit, so daß an einem Tage mehrere Transporte selbst auf große Entfernungen, für die der Wagen hauptsächlich bestimmt ist, ausgeführt werden können.

Die Feuerwehr benutzt in Deutschland seit fünf Jahren Automobil-Löschzüge. Der Leiter der Berliner Wehr, Branddirektor Reichel, führte sie zuerst in Hannover ein. Vorher hatte zwar Paris schon Automobile als Mannschaftswagen, doch die Hauptsachen zum Löschen und Retten, Spritze und Leiter, wurden von Pferden gezogen. Bei uns haben bereits Automobilfahrzeuge die Feuerwehren zu Köln, Dresden, Braunschweig, Offenbach a. M., Duisburg, Kruppwerk Essen, München, Chemnitz und — als jüngste — Berlin. Für Feuerwehrkreise war es ein Ereignis, als Branddirektor Reichel mit seinem großartigen Projekt hervortrat, den Automobilbetrieb im Feuerwehrdienst von Groß-Berlin allgemein einzuführen. Am 2. November 1905 kam im Ortsteil Schöneberg die erste Automobilspritze der Residenz (Abbild. S. 371) unter eigenem Dampf aus der Fabrik in Bautzen an. Zu ihrer Bedienung braucht sie zwei Mann, vorn den Führer, hinten den Maschinisten des durch Petroleum geheizten Dampfkessels. Dieser wird im Depot von den Kesseln einer nahegelegenen Pumpstation stets unter Dampf gehalten, so daß die Spritze bei einem Feueralarm sofort ausrücken kann. Der Kessel speist zwei Dampfmaschinen, eine von 25 Pferdekraft zum Fortbewegen, die andere von 35 Pferdekraft zur Wasserförderung. Der Petroleumvorrat von 110 Litern reicht für eine Fahrt von 25 Kilometern und eine einstündige Arbeitsdauer auf der Brandstelle. Die Automobilspritze legt 25 bis 35 Kilometer in der Stunde zurück, und ihre Pumpen leisten 2000 Liter in der Minute. Das Dienstgewicht beträgt 4500 Kilo. Zu dieser Automobilspritze gehören noch zwei elektrisch betriebene Wagen: die mechanische Leiter und der Mannschaftswagen. Im nächsten Jahre wird Charlottenburg eine neue Feuerwache mit Automobil-Löschzügen eröffnen, auch der Spritzenwagen wird dort elektrischen Antrieb haben.

Berliner Motordroschke. (Neue Automobil-Gesellschaft.)

Digitized by Google

Noch ein anderes Berliner Automobilereignis fiel in den letzten November, die Inbetriebsetzung der ersten Kraftomnibusse. Am 19. November, an einem Sonntag, be- innerungen an einen Reformator des Verkehrswesens, an den Königlich preußischen Kriegskommissarius Simon Kremser. Er war vor hundert Jahren im persönlichen

Berliner Motordroschke. (Dürkopp u. Co., A.-G.)

gannen die beiden ersten automobilen Omnibusse (Abbild. S. 372) den „Schnellverkehr" auf der Linie Hallesches Tor-Chausseestraße und beförderten an diesem Tage über 3900 Personen. Von den 37 verfügbaren Plätzen jedes Wagens befinden sich 16 Sitzplätze innen, 18 auf dem Verdeck, dazu 3 Perronplätze. In den schwierigsten Verkehrsverhältnissen der Friedrichstraße arbeitet die Maschinerie der von Daimler gebauten Wagen mit staunenswerter Sicherheit. Während der Pferdeomnibus mit 27 Personen auf der genannten Strecke täglich nur elf Touren machen kann, befördert ein Automobilomnibus in zwanzig Touren je 37 Personen. Seine Fahrgeschwindigkeit beträgt 24 Minuten für die Fahrt nach einer Richtung, die des Pferdewagens 33 Minuten. Die Wagen machen einen gefälligen Eindruck, das Innere wird im Winter durch das Kühlwasser der Motoren geheizt, am Abend durch elektrische Glühlampen erleuchtet. Die Allgemeine Berliner Omnibusgesellschaft denkt daran, ihren ganzen Betrieb automobil zu gestalten.

Im letzten Sommer schnaufte auch der erste Kremser mit Automobilbetrieb durch den Grunewald. Das weckte wieder Er- Dienst von Blücher, rettete einmal die seinem Transport anvertraute Kriegskasse aus Feindeshänden und brachte nach den Befreiungskriegen die Viktoria des Brandenburger Tores von Paris wieder zurück. Im Mai 1825 erhielt er ein königliches Privileg, „ganz allein sogenannte Omnibusse am Brandenburger Tor aufzustellen", damit man für eine feste Taxe und zu bestimmten Zeiten nach Charlottenburg fahren könne. In der Stadt duldete man das Fuhrwerk nicht, vor dem Tore mußte es Halt machen. Kremser hatte keinen Erfolg bei seinem Unternehmen, um so mehr muß er aber als wackerer Vorkämpfer für einen geregelten Verkehr in Erinnerung gehalten werden. Denn die damaligen Berliner Torwagen fuhren weder regelmäßig noch zu festen Taxen, und wenn der Wagen auch voll war, so kam es auf „nur eene lumpigte Perschohn" nicht an.

Eine große Bedeutung erlangten die Automobilomnibusse für ländliche Strecken, auf denen sich die Anlage einer Eisenbahn nicht gelohnt hätte. Zumal wenn nur Saisonverkehr herrscht, rentieren sich nicht die Landerwerbungen, die ein Schienenweg bedingt. Der Automobilomnibus erfordert hingegen nicht mehr als eine gute Straßendecke. Im

Digitized by Google

Schwarzwald z. B. gibt es eine Reihe Automobillinien, so von Donaueschingen nach Schwenningen, Steinen-Tegernau, Todtnau-Freiburg und nach Zell, St. Blasien-Titisee und nach Waldshut, Triberg-Schonach und auf manch anderem Wege. Unsere Abbildung (S. 373) zeigt den Omnibus der Linie von Gernsbach nach Baden-Baden, übrigens eine Strecke, auf der vor nahezu neunzig Jahren das Fahrrad seine ersten Triumphe feierte. Am 1. August 1817 erzählt die „Karlsruher Zeitung" nämlich, der Forstmeister Freiherr Karl von Drais habe im Juli mit seiner „von ihm erfundenen Fahrmaschine ohne Pferd den steilen, zwei Stunden betragenden Gebirgsweg von Gernsbach nach Baden in ungefähr einer Stunde zurückgelegt und auch hier mehrere Kunstliebhaber von der großen Schnelligkeit dieser sehr interessanten Fahrmaschine überzeugt". In stillen Waldgegenden kann das Automobil sich dadurch viele Freunde erwerben, weil es auf absehbare Zeit die Zerstörung der Naturschönheiten durch die Eisenbahn zurückhält.

Doch nicht nur in die friedlichen Täler unserer Heimat führt uns der Kraftwagen, auch nach entlegenen Ländern nahm er längst seinen Lauf. Als ob Jules Verne noch zu uns redete, hört sich das neueste Projekt zu einem Forschungsautomobil nach dem Südpol an. Der Belgier Henrik Arctowsky will auf einem besonderen Motorschlitten über die flachen antarktischen Eisfelder dahingleiten. Mag er den Pol erreichen oder nicht, auf jeden Fall wird der Forscher in einem geeigneten Automobil weiter kommen, als auf elenden Hundeschlitten. Wenig bekannt geworden ist, daß seit zwei Jahren eine Automobilstraße quer durch Afrika im Bau begriffen ist. Sie führt vom Kongo zum Nil und wird 1200 Kilometer lang; ihr Zweck ist, für den Handel bessere Abfuhr zu schaffen.

Automobil (Paketwagen) der Kaiserlich Deutschen Reichspost.

Auch die deutsche Schutztruppe führt heute bereits schwere Automobile und dazu Anhängewagen mit (Abbild. S. 374). Auffallend sind die breiten Räder, aber das hat seinen guten Grund: die Wagen sollen mit ihren schweren Lasten nicht im Gelände einsinken. Ein solcher Lastzug besteht meist aus einem Vorspann-Lastwagen und zwei Anhängern. Die Nutzlast auf den drei Wagen schwankt, je nach der Maschinenkraft, zwischen 8000 bis 20000 Kilo. Werden die

Digitized by Google

Terrainverhältnisse einmal gar zu schwierig, so fährt der Motorwagen allein voraus und zieht, nachdem man ihn verankert hat, durch eine eingeschaltete Motorwinde einen An-

Lastwagen der Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

hänger nach dem anderen an einem Drahtseil nach. Auch für den Transport bei den heimatlichen Truppen haben die oberen Militärbehörden dem Automobil seit mehreren Jahren ihre Beachtung geschenkt. Drei Verwendungsarten sind besonders vorgesehen: als Lastwagen für den Proviant- und Munitionstransport, als Dienstwagen für Offiziere und als Automobilgeschütz. In Deutschland hat die Heeresverwaltung ihre Zustim-

und einem Mechaniker bei den Truppenteilen an. Sie werden mit ihren Wagen zu den verschiedensten Dienstleistungen verwendet und erhalten dafür eine tägliche Vergütung, die etwa die Hälfte der Auslagen deckt. Abbildung S. 375 zeigt einen Offizierswagen im Dienste der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen zu Berlin. Am Steuer sitzt der Ingenieur einer großen Pariser Automobilfabrik, der als Infanterieunteroffizier eine Reserveübung mitmachte. Man erkennt daraus, daß die leitenden Kreise der Verkehrstruppen das Schablonenhafte haben fallen lassen und die Fähigkeiten des einzelnen

Lastwagen für schlechte Wege in Dar-es-Salam.

mung zur Errichtung des „Deutschen Freiwilligen Automobilkorps" erteilt. Im Manöver und bei Mobilmachungen treten die Besitzer von Automobilen, die der Reserve als Offiziere und dem Automobilkorps als Mitglieder angehören müssen, mit den Wagen

mit den neuen Fahrzeugen gemeinsam zu verwerten trachten.

Zur Steuerung eines Motorwagens und zum Verständnis seines vielseitigen Mechanismus gehören Kaltblütigkeit und Mut. Zur Erlangung der nötigen Kenntnisse der

Digitized by Google

Dampfautomobil zwischen London und Birmingham, 1833.

Maschinerie muß sich der Fahrer (Chauffeur) in größeren Städten einer Prüfung unterziehen, die um so günstiger ausfallen wird, je gründlicher die technischen Fähigkeiten in einer Lehre als Mechaniker oder Maschinenschlosser bei ihm sitzen blieben. In Berlin z. B. nimmt das Polizeipräsidium die Prüfung sehr scharf, nicht zuungunsten des Automobils, denn leider haben ungenügend

Automobil des preußischen Kriegsministers.

vorgebildete Fahrer schon viel Unheil angerichtet. Das Publikum aber schiebt die Schuld einfach auf das Automobil ab.

Ganz besonders beliebt sind in Großstädten die automobilen Taxameterdroschken. Unter etwa 8000 Taxametern in Berlin — denn alle Droschken müssen hier seit dem letzten Oktober Fahrpreisanzeiger haben — gibt es bisher zwar nur an 190 Motorwagen, doch wird die Zahl sich schnell erhöhen. Die erste Motordroschke, die durch Berlin rasselte, war die des französischen Ingenieurs Bollé in den achtziger Jahren. Es war ein plumper Dampfwagen, an dem kein noch so frommer Gaul vorbei wollte, so ungestüm pustete die Maschine. Damals schrieb jemand einen geharnischten Artikel gegen den französischen Eindringling, und es belustigt uns heute, darin den Einwand zu lesen, daß ein Droschkenhalteplatz mit lauter Motorwagen einen lächerlichen Eindruck machen müßte, weil — die

Pferde fehlten. Am 9. September 1899 kam die erste Benzindroschke in den Berliner Verkehr, sie stammt von Daimler und läuft heute noch. Es ist übrigens die einzige der Berliner Droschken, die mit Benzin betrieben wird, die anderen verbrennen Spiritus und nur fünfzehn laufen elektrisch. Alle diese Fahrzeuge (Abbild. S. 376 u. 377) rentieren sich gut, weil sie vom Morgen bis zum Grauen des anderen Tages in Dienst sind und so mehr als die doppelte Wegetaxe ein willkommenes Hilfsmittel. Die Abbildung S. 378 zeigt die von der Kaiserlichen Ober-Postdirektion in Berlin eingestellten Motorwagen, die den Verkehr zwischen den 112 Postämtern der Residenz vermitteln. Sie gleichen im motorischen Teil den Motordroschken und sind mit ihrem leuchtenden gelben Anstrich, namentlich zwischen den stark überlasteten Ämtern des Geschäfts- und Zeitungsviertels eine wohlbekannte Erscheinung im Straßenbild.

Kleines Automobil der Cyklonwerke, Berlin.

eines Pferdewagens einnehmen. Ihre große Schnelligkeit macht sie für den Verkehr mit den Vororten — man verzeihe, daß hiermit der vornehme Westen, wie Charlottenburg und Schöneberg, ebenso gemeint ist wie die kleineren Orte, etwa Treptow oder Steglitz — sehr geeignet. Ihr Aufenthalt an den Halteplätzen dauert, wenn sie diese überhaupt erreichen, meist nur kurze Zeit. Ihr Zweizylindermotor hat meist 8 bis 9 Pferdekraft, im Straßenverkehr bewegen sie sich äußerst sicher und die neueren Modelle nahezu geräuschlos und geruchfrei.

Für den modernen Verkehr, der seine Zeit nach Minuten regelt, ist das Postautomobil

Nicht minder wichtig ist der Motorwagen im Dienste der großen Geschäfte als Lieferungswagen, oder als Lastwagen für den Transport von Milchkannen, Bierfässern, als Rollwagen der Bahnspediteure oder Fabriken. Geschäftswagen befördern eine Nutzlast von 750 bis 1500 Kilo, Lastwagen von 3000 bis 6000 Kilo. Abbildung S. 379 oben stellt den Wagen einer Brauerei von 16 bis 18 Pferdekraft dar, der 5000 Kilo laden kann. Die folgende Abbildung S. 379 zeigt einen noch schwereren Transportwagen der Missionsgesellschaft in Daressalam. Sein Ladegewicht umfaßt 7000 Kilo, die Maschinen entwickeln 26 Pferdekraft.

Digitized by Google

Zu Sportzwecken hat man Wagen gebaut, die sogar 100 und mehr Pferdekraft leisten. Einen solchen Wagen anzuschaffen, ist ein großes Unternehmen, denn nicht nur die Anschaffung, sondern auch der Benzinverbrauch ist enorm; in der Stunde 40 Kilo, die etwa 13 Mark kosten. Die großartigen Rennen und Lastwagenkonkurrenzen der letzten Jahre haben für den Fachmann wichtige Aufschlüsse über Material und Konstruktion der Wagen gegeben, die am meisten den Käufern zugute kommen. Ehe diese Erfahrungen nicht verarbeitet sind, wird es ja ein wenig stiller auf den Rennwegen werden, denn die Firmen trachten nun danach, ihre großen Ausgaben wieder durch zahlreiche Neubauten von Wagen einzuholen.

Neu sind Automobilrennen übrigens keineswegs, denn schon 1835 lief der in Abbildung S. 380 oben wiedergegebene Omnibus, der seit zwei Jahren im Betrieb war, eine Wettfahrt auf 60 Kilometer gegen — eine Postkutsche. Sieben Jahre zuvor hatte der Erfinder der Gummischuhe, Hancock, in London Dampfomnibusse für 16 Personen in Dienst gestellt. Das war die Zeit der ersten Eisenbahnen in England, gegen die nun — was man ganz vergessen hat — die Motorwagen einen regelrechten Kampf eröffneten. Die Geschwindigkeit betrug zwar nur 7½ Kilometer in der Stunde, doch auch die Eisenbahn schrieb damals noch einen Stundenrekord von 16 Kilometern zur Konkurrenz aus. Die großen Anfeindungen, denen Stephenson, der Vater der Dampfeisenbahnen ausgesetzt war, führten zu einer parlamentarischen Verhandlung im Unterhause, in der die Automobilunternehmer so erfolgreich waren, die Einsetzung einer Kommission zu erzielen, die prüfen und begutachten sollte, ob dem Straßenwagen oder der Schienenbahn der Vorzug zu geben sei. Zwei Automobillinien dienten den Versuchen, die eine von London nach Birmingham, die andere von Chatham nach Gloucester. Daß mit diesen schwerfälligen Wagen gegen ein technisches Genie, wie Stephenson, keine Lorbeeren zu holen waren, sehen wir auf den ersten Blick. Heute steht das Auto wieder vor den Parlamenten, denn eine einheitliche Gesetzgebung für Kraftwagen und, was noch viel peinlicher ist, eine Steuer auf Selbstfahrer will man erlassen. Die Steuer soll bei uns in einer Grundgebühr von etwa 125 Mark im Jahr und einem Aufschlag je nach der Höhe der Pferdekraft erhoben werden.

Vor zwei Jahren machte der Automobilzug des französischen Obersten Renard viel von sich reden. Das Eigentümliche besteht darin, daß die fünf Wagen, obwohl sie nicht auf Schienen laufen, doch jeder der Spur seines Vorgängers folgt, so daß, wenn der Zug z. B. mit dem ersten Wagen — dem Motorwagen — um eine Ecke biegt, die nachfolgenden nun nicht schräg gegen den Rinnstein gezogen werden, sondern daß jeder einzelne bis zu dem Punkte geradeaus geht, wo der erste Wagen seine Wendung gemacht hat. Technisch ist dies Problem keineswegs von Renard gelöst worden, doch hat die Sache darum noch nicht an Interesse verloren. Auch die elektrische Straßenbahn hat sich dem Automobil in einer besonderen Form genähert, in der sogenannten „gleislosen Oberleitungsbahn". Elektrische Motorwagen in der Form von Omnibussen oder Lastwagen erhalten ihre Kraft durch einen Oberleitungsdraht wie die Straßenbahnen, statt der Stange ist der Wagen durch ein Kabel mit der Oberleitung verbunden, auf der als Stromabnehmer ein kleines Wägelchen läuft. Am 10. Juli 1901 eröffnete Siemens und Halske die erste Automobilbahn dieser Art im Bielatal.

Für den einzelnen kommen neben den öffentlichen Verkehrsautomobilen am meisten die kleinen Wagen in Betracht. Abbildung S. 380 unten zeigt ein hochelegantes Dürkoppsches Luxus-Doppelphaëton, wie es als Ersatz der Equipage sehr beliebt ist. Das letzte Bild (S. 381) hingegen stellt den Typ des „Automobils des kleinen Mannes" dar, die einfachste Vereinigung eines bequemen Polsters für zwei Personen mit einem Motor. Die ganze Steuerung und Regulierung hat man in einer Hand. Das Fahrzeug kostet nicht viel, ist klein, leicht, einfach und billig im Betrieb. Sicherlich steht dieser Form noch eine große Zukunft bevor.

Digitized by Google

Diakonus Kaufung

Erinnerungen an einen Freund

von

Herm. Anders Krüger

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Girdeiner Pädagogium herrschte allgemeine freudige Erregung. Morgen abend sollte endlich die große Antigoneaufführung stattfinden, deren Vorbereitungen seit Wochen unsere Neugier beschäftigt, unsere Gemüter in Spannung versetzt hatten.

Schon früh morgens bei unserem selbstbereiteten Frühstück — bei dem zwar laut Hausordnung nicht gesprochen werden durfte — sprachen wir von nichts anderem als von der Antigone. Und spät abends, wenn die Schlafsaalwache verschwunden war, ward abermals das sonst wohl beobachtete Hausgesetz „von der nächtlichen Ruhe im Schlafsaal" freventlich übertreten — noch immer sprachen wir leise von der Antigone.

Und wenn die Primaner von ihrem Rechte, später ins Bett zu gehen, in diesen beweg-

Digitized by Google

ten Tagen der Proben öfter Gebrauch machten als sonst und, obwohl sie bestallte Hüter der Hausordnung sein sollten, ebenfalls noch schwatzten, dann lauschten wir in unseren Betten wie die Spitzmäuse, ob sie auch wirklich nichts verrieten. Aber sie hielten dicht, diese Oligarchen des Pädagogiums. Selbst in der gewaltigen Turnhalle, in der die Bühne aufgeschlagen ward, hatten sie längst gegen unsere Neugier die wohlbekannten roten Festvorhänge vor die Fenster gehängt und tückischerweise fest zugezogen.

Aber wir Obersekundaner waren verschlagen. Bald liefen wir „aus Versehen" hinein, bald suchten wir ein längst verlorenes Turnliederbuch; kurz, wir bekamen mit List und rastloser Geduld doch einiges zu sehen.

Da lagen z. B. auf langen Tafeln endlose Bogen starken, grauen Papiers, an denen der kunstsinnige Direktor selbst, bewaffnet mit einem gewaltig breiten Pinsel, der bald in schwarze, bald in weiße Farbe getaucht ward, eifrigst hinauf- oder hinablief. Das war sein Patentverfahren für die Säulenmalerei der Soffitten und Kulissen. Davon hatten wir schon gehört — vor fünf Jahren hatte sich unser praktischer Omnipotens auch schon so geistreich zu helfen gewußt.

Des Meisters rechte Hand war unser Flitzschmann, der beste Zeichner der Prima, der entwarf mit kundiger Hand die kühnen Triglyphenfiguren und den stolzen Parthenonfries des Bühnentempels, das hatten wir auch bald heraus. Nur die Rollenverteilung kannten wir immer noch nicht, denn die Proben waren zu unserem Leidwesen abends, während wir Arbeitszeit hatten.

Zwar hatte ich mich einmal im Dunkeln hinaus zur beleuchteten Turnhalle geschlichen, hatte auch den Direktor mit schöner Geste als waltenden Dramaturgen erspäht; aber die Darsteller auf der Bühne zu erkennen, war mir trotz aller Halsverrenkungen unmöglich. Ohne dem die Runde machenden Mitdirektor in die Hände zu fallen, war ich glücklich wieder auf unserer Stube angelangt, aber man bewunderte hier nur meine Frechheit, nicht meine Forschungsresultate.

Je weniger wir also wußten, um so mehr vermuteten wir: Kreon würde sicherlich vom Vorturner Persian gespielt werden, weil er auf dem Musikzimmer laut gelernt hatte. Die holde Ismene würde wahrscheinlich vom blonden Rex gegeben werden, denn der hatte sich seit vorgestern seinen kleinen Schnurrbart abrasieren lassen. Und endlich die Titelrolle, die konnte eigentlich niemand anders spielen als unser vielbewunderter Kaufung, das lag klar auf der Hand.

Freilich schon vor fünf Jahren — eine Antigoneaufführung gab es nämlich nur jedes Lustrum einmal — sollte man sich in den Vermutungen geirrt haben. Aber diesmal war es schlechthin undenkbar, sich zu irren. Keiner der Primaner konnte besser dazu passen, die berühmte Ehrenrolle der Antigone zu spielen, als eben Kaufung, der Strahlende, der ewig Siegreiche, um dessen edle Griechengestalt — griechisch bis zum Profil — sich schon ein ganzer Kranz von Mythen unter uns gebildet hatte.

Erstlich war Kaufung der beste Sprecher. Hatte er doch eben erst wieder beim Regimentsfest des Schwesterinstituts, des Progymnasiums, eine Rede gehalten — eine Rede, die uns beinahe noch schöner, noch formvollendeter dünkte als die unseres gewißlich redegewandten Direktors, der ja allenthalben als ein berühmter Redner galt. Das prachtvolle, metallene Organ eines Kaufung hatte er vollends nicht.

Und dann war Kaufung ein wirklicher Dichter! Seine Poesien — wir kannten sie freilich nicht — sollten die besten im Pädagogium sein. Das wollte schon etwas heißen, denn wieviel Verse wurden bei uns verbrochen!

Übrigens einen Vers hatten wir einmal gefunden — natürlich auf dem Schlafsaal neben seinem Bett —, einen für uns herrlichen Vers, den der Göttliche wahrscheinlich — wie so oft heimlich-nächtlich — im Dämmerlicht der grünen Nachtlampe auf seinem Kopfkissen niedergeschrieben hatte. Wir kannten ihn auswendig:

Was in uns waltet, in uns webt,
Was wir besessen, wir verloren,
Was irgend unsre Brust durchdrungen —
Im Bilde zeigt es uns belebt
Das Lied des Dichters, sturmgeboren,
Doch mild in Harmonie verklungen.

Das war Gedankendichtung — tief, schwungvoll und kühn — keine der so landläufigen Liebes- oder Stimmungsseufzerlein, wie wir gewöhnlichen Sterblichen sie drechselten.

Digitized by Google

Margarete Erler: Am Herdfeuer.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Dabei hatte es Kausung nach unserer Ansicht gar nicht einmal nötig, Verse zu machen, denn Aufsehen erregte er schon genugsam durch seine blendende Schönheit, seine reiche Begabung, durch sein Geigenspiel und endlich durch seine herrliche Tenorstimme, mit der er in den Hauskonzerten die geladenen Damen, besonders die jüngeren, bis zu Tränen rühren konnte. Dafür liefen sie ihm alle nach, das wußten wir Sekundaner ganz genau, während Kausung höchst vornehm nur einer nachlief, nämlich seiner angebeteten Dora, die bei uns schon darum für das schönste Mädchen von Girdein galt.

Wenn wir das alles in Betracht zogen, so erschien es nicht mehr als billig, ja geradezu denknotwendig, daß Kausung auch bei dieser wichtigen Gelegenheit die erste Rolle, die Antigone, spielen mußte.

Und in der Tat, wir hatten recht: Kausung spielte die Antigone, und — beim Zeus nebst allen Olympiern — wie spielte er sie!

Nicht nur nach abermals fünf Jahren — so dünkte uns — nein, noch nach Jahrzehnten würde man davon sprechen. In unseren durchaus kritischen Sekundaneraugen war seine Antigone ein vollendetes, unerreichbares Meisterwerk. Auch unser ewig krittelnder Direktor, der bei uns dafür berüchtigt war, daß er anfangs immer lobend ermunterte, um nachher ganz decrescendo zum ärgerlichen Tadel herabzusinken, tat diesmal gar nicht dergleichen, sondern war einfach still.

Ja, nach dem großen Abgang im dritten Akt soll er ihm hinter den Kulissen — so erzählte die Pädagogiumsfama — ganz verstohlen einen Kuß gegeben haben. Doch Kausung hatte auch zum Küssen schön gespielt. Das sagten nicht nur wir, das sagten vor allem die Girdeiner Damen, die mit ihrem Beifall nicht geizten.

Mir ist es, als wäre es gestern gewesen, und ich sehe ihn noch jetzt im Geiste, wie er als Antigone, die unbeugsame Hüterin des höheren göttlichen Rechtes, vor Kreon stand, den übrigens gerade der blonde Rex spielte, während der athletische Persan unglaublicherweise die liebliche Ismene gab. Da war Kausung ganz unser vergötterter Grieche, stolz und schön, das klassisch edle Profil umrahmt von rabenschwarzen Locken, auf denen ein schlichter Goldreif funkelte, bleich und selbst ergriffen bis in das Mark seiner künstlerisch empfindenden und künstlerisch gestaltenden Seele, wirklich vom Kopf bis zu Fuß eine edle Griechengestalt. Und dann seine Stimme! Wie helle Osterglocken klang sein weicher Tenor von der Bühne herab zu dem ehrwürdigen Thebanerchor ins Atrium hinab. Nicht mit einem einzigen Blicke schaute er ins Publikum, so ganz war er bei seiner Sache: die ruhige Hoheit eines Gottbegnadeten, eines Auserwählten strahlte von seiner Stirn. Nichts konnte ihn irremachen. Selbst der maßlose Beifall am Ende der Tragödie vermochte ihn nicht zu bewegen, vor der Rampe zu erscheinen, wie die anderen Darsteller.

Damals ahnten auch wir etwas von dem vornehmen Stolze des echten Künstlers, den auch die Bühne nicht zum Komödianten machen kann.

* * *

Wenige Wochen darauf verloren wir unseren Kausung. Er hatte als Erster das Maturitätsexamen bestanden und wollte, wie es bei uns hieß, Musik und Literaturgeschichte studieren.

Wir hielten das bei einem Kausung für durchaus möglich, zwei so verschiedene und schwer vereinbare Gebiete zu beherrschen, und waren doppelt enttäuscht, als er schließlich keines von beiden wählte, sondern, wie die meisten unter uns, Theologie zu studieren begann. Daß dieser Entschluß Kausungs ein Ergebnis eines heißen inneren Kampfes, daß er ein Opfer war, das Herzblut gekostet hatte, davon hatten wir damals keine Ahnung.

Kausung stammte aus einer armen Familie, und unglückliche häusliche Verhältnisse hatten schon früh hart und schwer auf ihm gelastet. Sein Vater, ein einfacher Schullehrer, hatte in ziemlich vorgerückten Jahren eine junge, bildschöne Sängerin geheiratet, wie und warum, habe ich nie recht erfahren können. Es soll eine sehr anmutige, etwas romantische Liebesgeschichte gewesen sein.

Das süße Liebesglück, das wie ein berauschender Frühling über den einfachen Kantorhagestolz gekommen war und ihn unter anderem plötzlich zum erfolgreichen Komponisten machte, dauerte leider nicht lange.

Schon nach zwei Jahren starb die Sängerin im Wochenbett, nachdem sie einem Zwillingspärchen, einem Knaben, Fritz, und einem Mädchen, Gertrud, das Leben gegeben hatte. Der alte Kaufung war damals nahe am Verzweifeln. Nur um der Kinder willen raffte er sich auf aus seinem namenlosen Schmerz, und um der Kinder willen entschloß er sich auch zu einer zweiten Ehe, dem verhängnisvollsten Schritt seines Lebens.

Hatte über der ersten Ehe der helle Stern warmer Liebe geleuchtet, so stand über der zweiten das ungünstige Gestirn kalter Vernunft. Kantor Kaufung hatte eben nur eine Mutter für seine Kinder, eine Leiterin für sein Hauswesen gesucht, sein Herz hatte er diesmal nicht um Rat gefragt. Ellen Roth, die zweite Frau des Kantors Kaufung, galt für eine vorzügliche Hausfrau, sorgte auch wirklich aufs beste für ihren bald grämlichen Mann, in dem der Künstler ebenso plötzlich erstarb, wie er ehedem geboren worden war. Auch der armen Stiefkinder nahm sich Frau Ellen wacker an, bis sie nach einigen Jahren selbst noch Kinder bekam. Von da an ward sie für die Kinder der Sängerin mehr und mehr zur typischen Stiefmutter.

Fritz mußte früh aus dem Hause, er kam nach Girdein und sollte später Theologe werden. Die Tochter ward trotz ihrer zarten Gesundheit zur Lehrerin bestimmt. Für beide Berufe gab es in der Brüdergemeine Stipendien, also fuhren Kaufungs, die ihr angehörten, am billigsten. Und das entschied bei Frau Ellen.

In den beiden Geschwistern, die sich ungeachtet der frühen Trennung nur immer fester zusammenschlossen, rollte jedoch das Künstlerblut ihrer verstorbenen Mutter. Schüchtern gestanden sie sich's selbst in ihren Briefen, daß sie am liebsten zur Bühne oder aufs Konservatorium gehen möchten.

Und auch der alternde Vater dachte im stillen manchmal an eine künstlerische Laufbahn seiner begabten beiden Erstgeborenen, aber Frau Ellen wußte ihm dergleichen kostspielige Wünsche bald gründlich auszureden. Sparsam galt es zu sein, so predigte sie dem Alten immer von neuem, denn das Leben und auch die anderen Kinder kosteten Geld, und das war rar im Hause Kaufung, vollends seit der Kantor wegen Kränklichkeit sein Schulamt hatte niederlegen müssen. Der Ruf seiner früheren Kompositionen verschaffte ihm zwar noch einmal eine leidlich bezahlte Stelle als Organist, doch auch damit währte es nicht lange: zur Kunst, auch zur armseligsten, gehört ein bißchen Sonne, und die schien dem alten Kaufung nicht mehr zu leuchten, seit er Frau Ellen geheiratet hatte. Er hatte schnell wieder verzichten gelernt auf die alten Ideale, aber das gleiche von seinen Kindern Fritz und Gertrud zu verlangen, erschien ihm unrecht, zumal deren mütterliches Erbteil zu einem einfachen Musikstudium vielleicht ausgereicht hätte.

Frau Ellen brauchte es jedoch viel nötiger zu ihrer Wirtschaft, ihrer Garderobe, für ihres Mannes Lebensversicherung und schließlich auch im geheimen für ihre eigenen Kinder, so daß es ungefähr aufgebraucht war, als Fritz und Gertrud endlich mündig wurden.

Daß unter solchen Umständen die Brüder-Unitätsstipendien die einzige Aussicht boten, ihnen überhaupt eine höhere Bildung zu ermöglichen, sahen die Zwillinge selbst ein. Und so willigte Fritz zuletzt blutenden Herzens darein, Theologie zu studieren, vollends als ihn sein alter Vater in flehenden Briefen bat, seiner Kindesliebe doch dieses Opfer zu bringen.

Von der herrnhutisch bigotten Verwandtschaft und Bekanntschaft fand auch sonst niemand etwas Bedenkliches bei einem solchen Entschluß. Die zunächst wohl fehlende Überzeugung würde sich mit den Jahren schon einstellen. Dafür sorge schon die Umgebung und die liebe Gewohnheit. So meinte man weise allenthalben.

Nur unser menschenfreundlicher Direktor setzte damals alle Hebel in Bewegung, um Fritz Kaufung eine seinen künstlerischen Neigungen entsprechende Laufbahn zu ermöglichen. Aber es war vergeblich, obwohl er seinem Schützling schließlich sein eigenes bißchen Vermögen zur Verfügung stellte. Kaufung lehnte es ab, da er wußte, daß er es niemals würde zurückzahlen können.

Gertrud Kaufung war glücklicher als ihr Bruder. Sie entging dem bitteren Lose, Lehrerin gegen ihre Neigung werden zu müssen. Ihren Eltern hatte sie die Rettung freilich nicht zu danken, sondern eher ihren

auffallenden körperlichen und geistigen Vorzügen, die sie früh zu der vergötterten Frau eines jungen Auslandkaufmanns machten. Nur allzubald teilte jedoch die Unglückliche das Los ihrer armen Mutter; schon mit vierundzwanzig Jahren starb sie im ersten Wochenbett in Mexiko.

Alles dies habe ich erst viele Jahre später erfahren. Wir Sekundaner im Girdeiner Pädagogium wußten weder etwas von den herben Familienverhältnissen unseres Lieblings noch von den schweren Kämpfen, die er gerade in seiner Muluszeit, die sonst dem angehenden Studiosen die heitersten und sorglosesten Tage bringt, durchzumachen hatte.

Ich entsinne mich nur, daß uns die Abschiedsrede im actus valedictorius, die natürlich Kaufung übertragen worden war, ganz ungewöhnlich tief ergriff, und daß auch viele der anwesenden Damen dabei leise schluchzten. Kaufung redete über das Thema „Das Tragische im Untergange des Max Piccolomini“ und redete recht zu Herzen gehend von dem Opfer der Pflicht, das um so höher zu werten wäre, je bedeutender die Persönlichkeit des Opfernden sei. Gegen das Ende zu schweifte er immer mehr von seinem Thema ab und schien uns fast aus persönlicher Erfahrung zu sprechen. Wir hörten jedenfalls mit Erstaunen, daß auch ihm, dem geübten Redner, zuletzt die Stimme vor innerer Erregung zu stocken und zu zittern begann; ja, wir sahen schließlich unter großer Bewegung, daß auch der sonst unbewegliche Direktor sich heftig die Augen wischen mußte, als sei ihm etwas hineingeflogen.

Am nächsten Morgen kam dann der feierliche Abschied, und dabei ereignete sich noch etwas Denkwürdiges und Ergreifendes.

Nach einer humanen Bestimmung bekamen diejenigen, die sich für die dornenvolle und opferreiche Laufbahn eines Brüdergemeinetheologen entschieden hatten, ein kleines Reisestipendium für eine Fußwanderung, die meist über das Riesengebirge nach dem theologischen Seminar Gotteshaag führte. Das ganze Pädagogium, Lehrer und Direktor an der Spitze, pflegte diesen Wanderern eine gute Wegstunde das Geleite zu geben, um sich dann auf einer quam ob rem Tränenhügel benamsten Anhöhe feierlich von den Scheidenden durch den Gesang des Mendelssohnschen Komitats „Nun zu guterletzt, geben wir euch jetzt“ zu verabschieden.

Diesmal pilgerte alles in recht gedrückter Stimmung hinaus, denn gerade diese letzte Oberprimanerschar war sehr beliebt gewesen. Manchem von uns ward auch das Auge feucht, als er dem schönen Kaufung, dem wackeren Rex, dem hünenhaften Persan zum Scheiden die Hand drückte. Unserem braven Direktor erging es wohl ähnlich, denn seine kurze Abschiedsrede klang weicher und liebevoller denn sonst. Dann schüttelte auch er den Muli die Hand, zuletzt seinem Kaufung. Lange und bewegt sah er ihm dabei ins Antlitz. Dann drückte er ihn vor unser aller Augen stürmisch an seine Brust und küßte ihn, wie damals bei der Antigone, auf Stirn und Wangen, indem er sagte: „Gott erhalte dich, Fritz, so wie du bist, und helfe dir, dich durchzuringen.“

Diese Szene machte damals einen tiefen Eindruck auf uns alle, obwohl wir den innersten Zusammenhang nicht begriffen. Als superkluge Obersekundaner, die wir überall das Gras wachsen hörten, deuteten wir uns sofort das alles höchst romantisch nach unserer Weise. Wahrscheinlich hatte Kaufung vor dem Aktus für immer von seiner angebeteten Dora Abschied nehmen müssen, denn daß er sie nun nicht heiraten konnte, da er wirklich Theologe werden wollte, das stand uns außer allem Zweifel. Dora war ja schon achtzehn Jahre alt — als Theologe der Brüderunität* bekam Kaufung vor zehn, zwölf Jahren keine Heiratserlaubnis, also — ein Abschied auf ewig, so kalkulierten wir, war dem heroischen Entschluß vorangegangen.

Als dann die schöne Dora zwei Jahre darauf wirklich einen häßlichen Amtsrichter namens Hammer heiratete, war es uns völlig ausgemacht, daß wir mit unserer Vermutung recht gehabt hatten. „Des Hammers greuliche Ungestalt“, so hatten wir den Ärmsten getauft, und die treulose Dora grüßten wir daraufhin als Vertreter der sittlichen Weltordnung nur noch oberflächlich oder gar mit verhohlener Verachtung.

* Diese sind Stipendiaten und müssen sich auf viele Jahre hinaus zum Lehrer- und Vikardienst verpflichten.

* *
*

Digitized by Google

Zwei Jahre lang hörte ich nichts von Fritz Kaufung, bis ich dann selbst Mulus ward und in dasselbe theologische Seminar nach Gotteshaag kam.

Dort wohnten wir jungen Gottesgelahrten in einem großen Konvikt zusammen, zu je drei und vier auf den Stuben verteilt, und führten ein ganz gemütliches, wenn auch nicht immer sehr gottseliges Leben. Jugend will einmal austoben, und niemand hatte etwas dagegen, wenn wir in diesen kurzen Studentenjahren unser bißchen Freiheit und unser Leben genossen, soweit es das kärgliche Stipendium und Vaters noch kärglicherer Wechsel, den übrigens nur die wenigsten von uns hatten, erlaubte.

Große Sprünge konnte keiner von uns machen, und keinen drückte diese Gebundenheit, nur Kaufung schien sich schwer darein finden zu wollen. Oft ging er wie gedrückt umher und galt bald für einen „Einspänner". Und doch war er von Natur nichts weniger als ein Kopfhänger; ja, wenn der „Raptus" — so nannten wir seine Stimmungsanfälle — über ihn kam, war er der Tollsten einer, und die unglaublichsten Geschichten wurden von ihm erzählt.

Nur allzu schnell folgte dann der Rückschlag, der sich nur bisweilen in grimmigen Humor auflöste. In solcher Laune dichtete und komponierte er dann wohl eines jener wilden Studentenlieder, die zum Teil noch heute in Gotteshaag unvergessen sind.

Nur eines für viele mag seine Stelle hier finden: „Zechers Herzeleid".

Hab' einst 'nen Beutel Geld gehabt,
Längst ist der Beutel leer.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trinke nur noch mehr.
Prosit, ihr falschen Taler!
Wie habt ihr fortgemußt!
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einst ein Mädel lieb gehabt,
Und nun ist alles aus.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und leb' in Saus und Braus.
Prosit, du falsche Dirne,
Einst meine Lieb' und Lust!
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Hab' einst auch einen Freund gehabt,
Der ließ mich schnöd' im Stich.
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trink' allein für mich.
Prosit, du falscher Bruder!
Was kränkt mich dein Verlust?
Die Welt ist schlecht und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Weiß Gott, was alles ich gehabt,
Und jetzt! Was hab' ich noch?
Drum spül' ich all mein Leid hinab
Und trinke, trinke doch!
Prosit, ihr falschen Sterne
In meiner eignen Brust!
Die Welt ist falsch und treulos,
Ich hab' es wohl gewußt.

Aber nicht immer gelang es Kaufung, seine Schwermut, seine innerliche Enttäuschung durch Poesie zu paralysieren.

Es trieb ihn auch sehr oft, seinen Ingrimm an seiner Umgebung, an uns, seinen Kommilitonen, auszulassen.

Stoß erzeugt Gegenstoß, und im studentischen Verkehr ist Nachsicht ein ziemlich unbekannter Begriff. Man hielt sich an Kaufungs schwachen Seiten schadlos, und je bitterer er ward, um so mehr setzte er sich dem Spotte derer aus, denen er sich am meisten überlegen glaubte. So kam es, daß gerade er, der seinen Gaben nach der bedeutendste Geist unseres studentischen Lebens hätte werden können, vielen unter uns wie eine Art von studentischem Clown erschien. Daher auch sein Spitzname „Nulpe".

Anstatt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, spielte er sich immer fester in eine Art theatralischer Welt- und Menschenverachtung hinein, die ihn auch in den Augen des Harmlosesten lächerlich machen mußte. So erklärte er eines Tages, er könne nicht mehr mit uns im Konvikt wohnen.

Da ihm nun seine äußerst beschränkten Mittel nicht erlaubten, sich eine Sonderwohnung zu mieten, so kam er auf die tolle Idee, sich in einer unserer romantischen Gartenlauben häuslich einzurichten. Dort saß er oft die ganze Nacht hindurch beim Schein einer alten kleinen Rüböllampe gleich dem „Phantasus" des Arno Holz und dichtete, „bis die Sterne sanken zu des Ozeanes blauer Flut", wie es in einem seiner Trinklieder hieß. Gegen Morgen — wenn es gar zu kühl ward — schlich er sich bisweilen doch noch leise zum Konviktsschlafsaal hinauf, um hier zum Schrecken unserer Aufwartefrauen bis hoch in den Morgen hinein zu schlafen.

Uns ärgerte die Eremitenexistenz Kaufungs zwar durchaus nicht, aber daß sie unseren

Digitized by Google

Übermut herausforderte, wird niemand wundern. Und so beschlossen wir eines Abends, als Kaufung wieder bei der allgemeinen Kneipe fehlte, einen Überfall auf Kaufungs Gartenhaus zu unternehmen, so etwa im Stil eines Haberfeldtreibens. Die Sache ward auch mit allem Hokuspokus ausgeführt und dem armen Einsiedler in der Tat übel mitgespielt.

Am nächsten Morgen tat vielen unter uns der gepeinigte Dichter leid, wir wollten ihn versöhnen, aber es war gar nicht nötig.

Unberechenbar, wie Kaufung eben war, lachte er unsere Entschuldigungen kurzweg aus und meinte trocken: die famose Tortur habe ihn vorm Scheiterhaufen bewahrt. Wir sahen ihn groß an und gratulierten ihm zu dem neugewonnenen Gleichmut.

Er lachte uns aus mit den Worten: „Glaubt ihr Kerle wirklich, ich hätte den Witz von heute nacht nicht kapiert? Wartet nur — werd' euch schon zeigen, was 'ne Harke ist.“

Und richtig, zu unserer größten Überraschung erschien er bald nach seiner Exekution im vollen Wichs auf der Kneipe und spielte nun wieder so den tollen Studenten, daß namentlich uns Füchsen die Augen übergingen vor Hochachtung.

Für mehrere Wochen war infolgedessen gut Wetter bei Kaufung. Ja, er ging in diesen übermütigen Tagen mehr denn je aus sich heraus, und so ward es auch mir damals möglich, ihm persönlich näher zu kommen. Wir machten weite Spaziergänge zusammen und entwickelten uns gegenseitig unsere Weltanschauungen wie zwei hartgesottene Peripatetiker.

Unter vier Augen schien Kaufung ein völlig anderer zu sein als vor der Öffentlichkeit; etwas Weiches, ja Rührendes lag dann oft in seiner Art, sich zu geben, und durch all seine persönlichen Mitteilungen und Geständnisse klang der verhaltene Ton jener tiefen Schwermut, wie er Menschen eigen ist, die nicht mit sich zufrieden sind und sich doch nicht ändern können.

Sobald Kaufung sich dagegen im größeren Kreise bewegte, kam ein gleichsam dämonischer Zug zum Exaltierten, Grotesken über ihn. Derselbe Mensch, der mir als tiefstes Geheimnis anvertraute, daß er Doras schmählichen Treubruch nie verwinden würde, renommierte an öffentlicher Kneiptafel mit seinen galanten Beziehungen zu allerlei Schönen in und außer dem Städtchen.

Die Folge davon war natürlich, daß ihm bald ein neuer Streich gespielt wurde, den er unerwarteterweise — das Unklügste, was er tun konnte — gewaltig übelnahm.

Ein paar geübte Reiter von uns vermummten sich als Reiterinnen und lockten Kaufung durch ein anonymes Billetdoux zu einem Rendezvous, das für Kaufung, der nichts weniger als sicher zu Pferde saß, etwas unsanft endete.

Vergeblich hüllte sich der Geprellte in Schweigen; in der Bierzeitung ward sein verfehltes galantes Abenteuer derartig vor aller Ohren enthüllt und ausgemalt, daß der beschämte Galantuomo, schäumend vor Wut, erst den Verfasser zur Rechenschaft zu ziehen suchte und — da ihm dies nicht gestattet wurde — grollend die Kneipe verließ.

Kaum hatte er auf dem Schlafsaal Vergessenheit in Morpheus' Armen gefunden, als auch ein paar ausgelassene Kommilitonen hinausdrangen, das Bett mit dem Schlafenden darin vorsichtig aufhoben, hinab in den Garten trugen und hier auf vier mächtige Bierfässer setzten.

Sobald Kaufung erwacht und kunstvoll zum Bette hinausgeturnt war, überkam ihn auch das drückende Bewußtsein, sich abends zuvor recht blamiert zu haben. Anstatt sich jedoch wie früher mit gutem Humor darüber hinwegzusetzen, schämte und grämte er sich und kam zu dem unseligen Entschluß, Gotteshaag schleunigst zu verlassen.

Bei verschiedenen benachbarten Gutsbesitzern bot er sich als Hauslehrer an, allein ohne Erfolg. Dann ging er zu einigen reichen Bauern, ebenfalls vergeblich.

Als nach einigen Tagen seine Mittel zu Ende gingen, trat er in der nächsten Kreisstadt bei einem Winkeladvokaten als Schreiber ein und fristete hier so lange ein kümmerliches Dasein, bis einer unserer Professoren, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, ihn nach Gotteshaag zurückholte und ihn mit freundlicher Überredung auch wieder dazu bewog, seine Studien trotz all dem Vorgefallenen in unserem Konvikt wieder aufzunehmen und zu vollenden.

Digitized by Google

Ohne einige Verhandlungen ging es nicht ab, und dabei zeigte Kaufung mir gegenüber ein besonderes Vertrauen, worauf ich damals nicht wenig stolz war. Er ließ mich zu sich rufen und bat mich, den Konflikt zwischen ihm und den betreffenden Kommilitonen beizulegen. Das geschah ohne große Schwierigkeiten, da im Grunde keiner von ihnen Kaufung hatte verletzen wollen. So kam alles schnell wieder ins Geleise.

Das einzige Unangenehme an der ganzen Geschichte war, daß die geistliche Oberbehörde Notiz von den Vorgängen nahm und Kaufung von da an ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte, obwohl er bald darauf ein glänzendes Examen machte.

Die letzten Monate, die wir im Konvikt mit Kaufung verbrachten, sind uns allen wohl in lieber Erinnerung geblieben. Es war, als ob das letzte Gewitter die Luft nun für immer gereinigt habe.

Man merkte Kaufung geradezu an, daß er uns Böses mit Gutem vergelten wollte. Trotz seiner Examenarbeiten übernahm er freiwillig die Leitung unserer Bierzeitung, die niemals mehr florierte als unter seiner genialen Leitung. Da war er ganz in seinem Element. Auch verschiedene mit Musik ganz reizend arrangierte Biermimiken führte er mit uns Füchsen auf, und zur letzten Fastnacht dichtete und komponierte er uns eine lustige Posse mit Gesang.

Und dann kam der Abschied, ein unvergeßlicher Moment.

Bleich und schweigsam nahm er an der offiziellen Feier, die ihn tief zu ergreifen schien, teil, bat dann ernst und gemessen um Silentium für einen Solokantus, setzte sich ans Klavier und spielte zum ersten- und letztenmal unter prachtvoller, bei jedem Verse variierender Begleitung sein Abschiedslied „Omnia ex“, das noch heute in unseren Kreisen unvergessen ist:

Weh', wie die Semester rollen,
Dichtes Moos umrankt mein Haupt,
Burschentraum, wie bald zerronnen,
Burschenfreiheit, bald geraubt.
All das Glück vergang'ner Zeiten
Soll ich jetzt zu Grab geleiten.
Alles, alles, alles aus!

Musenstadt, du alte stolze,
Ahnst du meinen Scheidegruß?
All ihr wohlbekannten Straßen,
Wißt ihr, daß ich wandern muß?
All das Lachen,
All das Schwärmen,
All das übermüt'ge Lärmen.
Alles, alles, alles aus!

Nur von ferne werd' ich lauschen
Burschenliedern sturmverweht.
Wie ein Schlachtroß werd' ich stöhnen,
Das nun zahm im Karren geht.
All das Jauchzen,
All das Singen,
All das heimlich Ständchen bringen.
Alles, alles, alles aus!

Stolze Maid mit dunklen Locken,
Mit dem heißen Spanierblick,
Lebe wohl, du wilde Dirne,
Denke oft an mich zurück.
All das zarte Gunstgewinnen,
All das feurig kühne Minnen,
Alles, alles, alles aus!

Frohe, freie Kneipgelage,
Eure Zahl ist längst gezählt,
Dumpf soll ich am Biertisch brüten,
Wenn der alte Durst mich quält.
All das Kneipen sonder Blechen,
All das weltvergess'ne Zechen.
Alles, alles, alles aus!

Bald füll' ich zum letztenmale
Meinen Schoppen bis zum Rand,
Leer' ihn bis zum letzten Grunde,
Werf' ihn klirrend an die Wand.
Und dann schlägt die schlimme Stunde
Abschied aus der Brüder Runde.
Alles, alles, alles aus!

Omnia ex! schon hör' ich's dröhnen,
Seh' die Mienen bleich und stumm,
Seh' die freien Musensöhne
Zieh'n ins Philisterium.
Hohes, sturmgebornes Streben,
Lichtes, goldnes Burschenleben.
Omnia, omnia, omnia ex!

Ich habe während des ganzen feierlichen Vorganges an Theodor Körner denken müssen, so ernst, so mit ganzer Seele mochte ehedem der junge Freiheitsheld, der tapfere Freiheitsschwärmer, seinen Schwanengesang vor dem Treffen von Gadebusch gesungen haben.

Nach dem Gesang des Liedes schritt Kaufung langsam an seinen Platz zurück, während noch immer ein ehernes Schweigen der Ergriffenheit an unserer Tafelrunde herrschte.

Dann erhob er wirklich seinen Schoppen, schaute ihn wehmütig noch einmal an, trank in einem Zuge ihn aus, wie er im Liede gesungen hatte, und warf ihn dann als Erster klirrend an die gegenüberliegende Wand. Die anderen Scheidenden folgten altem Herkommen gemäß seinem Beispiel, verblieben jedoch noch ruhig einige Zeit in unserem Kreise, während Kaufung sich sofort

Digitized by Google

mit stummem Händedruck von uns verabschiedete.

Es war ihm wohl gar zu weh ums Herz. Ich begleitete ihn hinab zum Wagen und reichte ihm noch einmal die Hand. Wir sahen uns fest in die Augen und sagten beide: „Auf Wiedersehen!" da wir fühlten, daß wir uns nicht gefunden hatten, um uns so schnell wieder zu verlieren.

Als ich in das Refektorium — so hieß unser Kneipsaal — zurückkehrte, stellte einer der Füchse die Behauptung auf, Kaufung wäre eigentlich einer der feinsten Kerle, wenn er auch bisweilen etwas meschugge gewesen sei. Der Präside ließ den naseweisen Fuchs sofort spinnen, weil er noch nicht wisse, daß jeder feine Kerl auch ein bißchen meschugge sein müsse. Die schon zusammengeschmolzene Korona lachte ein wenig gezwungen, gleich als fühlte jeder einzelne in diesem Augenblick, daß in diesem hingeworfenen Witzwort eine tragische Wahrheit liege.

* * *

Kaufung und ich begannen zu korrespondieren. Er war in eine Erziehungsanstalt nach Hessen gekommen und zunächst mit großem Feuereifer an seine neue Arbeit gegangen.

Seine Briefe flossen über von allerlei pädagogischen Beobachtungen und einem gesunden Idealismus, wie man ihn bei der oft mühseligen Erziehungsarbeit wohl recht gut brauchen kann. Mit seinen neuen Kollegen schien er im ganzen gut auszukommen, auch viel mit ihnen zu musizieren. Dagegen konnte er sich mit seinem Direktor, einem „engherzigen Banausen", wie er ihn gelegentlich charakterisierte, weniger gut vertragen.

Inwieweit die Schuld an Kaufung lag, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich ja immer nur die eine Partei hörte. Aus späteren persönlichen Erfahrungen zu schließen, wird wohl schon damals ein gewisser Hochmut, ja vielleicht gar Mangel an Subordinationsgefühl der Fehler meines Freundes gewesen sein.

Schon damals tauchte jedenfalls in Kaufung der Gedanke auf, nach Mexiko zu seinem Schwager zu gehen und ganz Kaufmann zu werden; ja, er nahm sogar schon Unterricht in der Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine.

Von seinen künstlerischen Plänen ließ er merkwürdigerweise gar nichts mehr verlauten, er schien sie begraben zu haben.

Da eines Tages — nach auffallend langer Pause — erhalte ich ein Bändchen Gedichte, überschrieben „Burschenlieder von einem geplagten Schulmeister" mit Huttens Motto: Ich hab's gewagt! Vorn darin eine poetische Widmung Kaufungs.

Ich war höchlichst erstaunt und schaute neugierig den Inhalt durch. Es waren meist mir bekannte Stücke, alte Girdeiner Liebeslieder an Dora, viele Studentenlieder aus unserer Bierzeitung — dann aber — ein letzter Teil „Protestlieder eines Bakelschwingers" — darin standen viel böse Dinge, persönliche Invektiven auf Direktor und Behörden, einige Pasquills.

Kopfschüttelnd, ja betrübt machte ich das Büchlein wieder zu — o weh, das mußte Kaufung seine Stellung kosten!

Und richtig schon nach vierzehn Tagen kam folgender Brief:

Lieber Julius!

Hurra — ich bin ein freier Mann, ich habe die Fesseln gesprengt und kann mein Haupt wieder mit Ehren hoch und stolz tragen. Eben hat man mich vor die Wahl gestellt, zu deprezieren und die Lieder einstampfen zu lassen oder zu gehen. Ich zog das letztere mit Schmunzeln vor, denn nun bin ich herausgeschmissen, förmlich herausgeschmissen wegen einer Sache, die zwar, zugegeben, kein Heldenstück meinerseits, aber auch nicht gerade ehrenrührig ist. Das ist für mich von Wichtigkeit, da ich der Behörde, die mich gehen heißt, keine Stipendien zurückzuzahlen verpflichtet bin. Wenn ich ein reicher Kerl wäre, würde ich zwar gar nicht Schulmeister geworden sein, aber ihnen auch gern großmütig ihre Silberlinge in den Tempel werfen, ohne mich allerdings nachher aus Verzweiflung aufzuhängen. So als armer Teufel freue ich mich, aller Verpflichtungen los und ledig zu sein, und Du, alter Knabe, wirst das verstehen und billigen, mögen auch noch so viele Philister nun über mich herfallen oder bedenklich mit den alten Köpfen wackeln. Was nun wird, weiß

Digitized by Google

ich noch nicht genau. Aber ich denke, ich werde nach Mexiko gehen. Ich erwarte täglich Nachricht von meinem Schwager, der mir hoffentlich das Reisegeld beilegen wird. Sonst gehe ich nach England als Lehrer, wozu ich auch gar nicht übel Lust habe. Im Notfall werde ich Journalist. Du weißt ja, wie leicht mir das Schreiben wird. Bis dahin Gott befohlen, altes Haus. Willst Du nicht mitkommen? Wozu willst Du auch erst in die deutsche, noch dazu die pietistische Schulmeistermisere? Dir gefielen meine Bakelschwingerverse nicht, hm, mir eigentlich auch nicht. Aber, Kerl, steck nur erst mal in meiner Haut und dann rede! Dir würde wohl auch die Galle überlaufen. Na — warte nur ab, kommt schon noch, stehst ja auch schon im Examen. Mit kräftigem Schluck

Dein Fritz Kaufung.

Nach diesem Brief, den ich mit vielen, vielleicht etwas allzu philiströsen, aber gutgemeinten Ratschlägen zur Vorsicht beantwortete, hörte ich von meinem Freunde längere Zeit nichts wieder. Ich machte mein Examen und kam als Lehrer in eine württembergische Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeine; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als mir bei meiner Ankunft unter den dortigen neuen Kollegen mein alter, vielgeliebter Kaufung entgegentritt, allerdings mit etwas verlegener Miene.

„Ich denke, du bist längst in Mexiko,“ sagte ich, sobald wir allein waren.

Kaufung schwieg, als schäme er sich vor mir; endlich begann er zu erzählen: „Sieh mal, mein lieber Junge, du wirst mich gewiß auslachen, und immer nur zu, ich hab's ja auch nicht besser verdient. Ich war vielleicht ein Esel, daß ich geblieben bin und depreziert, auch die fatalen Lieder eingezogen habe, was übrigens der geringste Schaden ist, denn sie taugten wirklich nicht viel.“

„Oho,“ unterbrach ich ihn, „die Studentenlieder und auch einige der Toralieder waren sogar sehr fein. Im übrigen halte ich — für meine Person — dein Einlenken viel eher für einen großartigen Akt der Selbstüberwindung als für eine Eselei.“

„Na — warte mal erst ab,“ fiel wieder Kaufung ein, „Selbstüberwindung ist wohl eigentlich nicht ganz der richtige Ausdruck, denn andere haben mich weit mehr überwunden als ich mich selbst.“

„Du, dann nehme ich allerdings meine Zustimmung zurück, dann — nimm mir meine Offenheit nicht übel — dann glaube ich sogar, daß der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben ist. Denn wenn man so eine Paulusmetamorphose nicht mit völliger Überzeugung vollziehen kann, dann soll man doch lieber ein ganzer Saulus bleiben.“

„Hast gut reden, lieber Junge. Aber sieh mal: es hat alles auch seine Gründe, verdammt stichhaltige Gründe sogar. Erstens — du siehst ja meinen Trauerflor — ist meine Schwester Gertrud plötzlich gestorben. Das hat mich mächtig zusammengerissen —“

Ich drückte ihm stumm die Hand, denn ich wußte, wie er an dieser Schwester, die bisher gleichsam sein guter Engel gewesen war, gehangen hatte.

Kaufung wurde mit einem Male weich, so weich, wie ich ihn, den trotzigen Stürmer, überhaupt noch nie gesehen hatte.

„Julius,“ sagte er mit leiser Stimme zu mir, als vertraue er mir ein schlimmes Geheimnis an, „schau, ich habe selbst eigentlich keinen rechten Respekt vor mir, seit ich so feige gekniffen habe; und ich kann auch den anderen Kollegen, die natürlich den gefallenen Engel in mir sehen wollen, kaum mehr fest ins Auge blicken — aber ich habe, Gott weiß es, nicht anders gekonnt. Gerade Gertrud hatte mir kurz vor ihrem Ende noch in einem so herzbeweglichen Briefe von einem Hinüberkommen nach Mexiko dringend abgeraten und mir dazu geschrieben, daß sie mein ganzes Vorgehen gegen meine Vorgesetzten durchaus nicht billigen könnte, vollends nicht meine Absicht, auf eine solche raffinierte Weise, so schrieb sie wörtlich, mich um Rückzahlung der Stipendien zu drücken. Das könnte ich nur durch ein offenes pater peccavi wieder gutmachen, das sei ihr einziger Rat und ihr sehnlichster Wunsch. Auch Rudolf, ihr Mann, sei dieser Ansicht. Der gute Kerl schickte mir übrigens sofort zweihundert Dollar zum Zurückkaufen der verdammten Verse. Nun kam ich nach Hause. Mein Alter, ich hab' ihn dir ja oft geschildert, ein armer vergrämter Greis, der jetzt nur noch in stetem Gedenken an meine verstorbene Mutter dahinbrütet, bat mich fast

auf den Knien, ich solle ihm doch diese entsetzliche Schande ersparen, er könne sich in der Gemeine nicht mehr sehen lassen. Mein Gott, als ob nicht viel größere Lumpereien jeden Tag vorkämen, ohne daß ein Hahn danach kräht! Aber weißt du, Vater ist Vater, und mag mein Alter auch manches an mir verfehlt haben, lieb hab' ich ihn schließlich doch — aber wozu jetzt sentimental werden. Na, und meine ehrenwerte Stiefmutter behandelte mich überhaupt wie einen Verbrecher, nannte mich den Schandfleck der Familie, warnte meine kleinen Geschwister vor mir und — ah — ekelhaft — wozu darüber noch reden. Der plötzliche Tod meiner Schwester schlug dann dem Faß den Boden aus. Ich war ja schon weich, windelweich — und endlich der Schmerz um diese einzig geliebte Freundin und Schwester, deren letzter Wunsch mir nun erst recht heilig war — Mensch — kannst du jetzt verstehen, daß ich zum Renegaten wurde und die großgünstige Behörde und den höhnisch grinsenden Direx geradezu anbettelte, mir die Sklavenketten wieder um Glieder und Nacken zu schmieden? Und — pfui Teufel — was hab' ich noch winseln müssen, ehe diese Heiligen mir ihre Gnade wieder leuchten ließen. Die Lieder mußte ich einstampfen lassen — va bene —, sie haben's am ersten verdient; aber dann — haben sie meinen armen Alten mit einem Schandbrief voll frommer Heuchelphrasen gepeinigt, mir auf der Seele herumgekniet und mich schließlich nebst einem entsprechenden Uriasbrief zur Probe, wie einen Strafversetzten, an den hiesigen Direktor gewiesen. Ah — ausspeien hätte ich vor mir selber mögen, als ich damals hier wie ein scheuer, verprügelter Pudel einzog. All' diese lieben Mitchristen und Brüder beäugten mich wie einen interessanten Raubmörder, selbst in der Kirche rückten einige von diesen gottseligen Philistern leise von mir ab, als ob ich unrein wäre nach dem Gesetze Moses vierzig Tage lang. Ja, einer der großen Ältesten — der Kerl hat sich im Dienst des Reiches Gottes bei einem Gehalte von zweitausendvierhundert Mark binnen dreißig Jahren sechzigtausend Mark zusammengebetet — erklärte an offener Gasthofstafel, wenn ich noch einmal am Bürgerstammtisch erschiene, betrete er niemals wieder den Gasthof. Ein älterer Kollege — du wirst ihn bald kennen lernen, er spielt gern bei uns Neuen den Rekrutenunteroffizier — erzählte mir das natürlich brühwarm. Und mit anscheinend tiefbetrübtem Gesicht meinte er dann scheinheilig: es wäre vielleicht besser, ich miede doch zunächst etwas den Gasthof, um Skandal mit der Bürgerschaft zu vermeiden. O, und dabei leuchtete dem Kerl die höhnische Schadenfreude nur so aus dem Gesicht. Und ich — was meinst du — was ich tat? Ich hätte ihn ohrfeigen sollen — ja — wohl — ich Feigling — ich dankte ihm noch für seine kollegiale Aufmerksamkeit. Pfui Teufel, was bin ich für ein Wurm geworden! Der einzig anständige Kerl war damals unser Direktor — ohne den wäre ich doch vielleicht schon wieder davongelaufen. Aber der, du kannst dir gratulieren — das ist ein Mann — à la bonheur, so ein ehrlicher, braver Morave von altem Schrot und Korn wie der Christian David. Er nahm mich hier auf wie einen lieben Sohn, lud mich gleich zum Abendessen bei seiner reizenden Frau und meinte nur: ‚Also, lieber Kaufung, was hinter uns liegt, existiert natürlich für uns zwei nicht mehr; ich bin kein Moralapostel und habe auch mein Päckchen Fehler zu tragen. Ich will mir Mühe geben, Ihnen ein guter Freund und offener Berater zu sein, und Sie machen mir die Freude, ein so tüchtiger Lehrer zu sein, wie Sie es nach allem, was ich hörte, bisher gewesen sein sollen. Nicht wahr?' Und dann gab er mir die Hand — aus war der Schmaus! Aber — Mensch — ich sage dir, für den Mann könnte ich mich wie die Makkabäerjünglinge lebendig rösten lassen. Und jederzeit hat er zu mir gehalten. Zum Beispiel als ich ihm die Geschichte von dem famosen Ältesten erzählte — was tat er? Stante pede ging er in die nächste Ältestenratssitzung und brachte die ganze Sache in einer Weise zur Sprache, daß mein Oberfreund und Stammtischbruder es vorzog, am nächsten Morgen für fünf Wochen auf Besuch zu verreisen. Morgen soll er wiederkommen. Unterdessen bin ich aber schon warm geworden am Bürgerstammtisch. So, da hast du meine Beichte, lieber, alter Junge, offen, ohne jede Schonung! Wenn's dich nun noch nach Steinen gelüstet, so bitte,

Digitized by Google

wirf zu! Ich werde stillhalten, denn ich habe jetzt so viele auf meinen Rücken niederprasseln gehört, daß ich's fast schon gewohnt bin."

Daß ich daraufhin nur tief bewegt geschwiegen habe, wird wohl jeder verstehen können. Ja, ich habe nach Kräften versucht, meinen bedauernswerten Freund von nun an gegen seine ewigen Selbstvorwürfe in Schutz zu nehmen, mit denen er immer und immer wieder sich selber das Leben schwer zu machen suchte.

Aber dennoch sprach ich mir schon damals oft genug aus: er hätte ohne Zweifel klüger getan, wenn er nach jenem ersten Zwischenfall nicht wieder umgekehrt wäre, denn die alte gesunde Kraft kehrte seitdem nicht mehr zurück, er war und blieb innerlich gebrochen, weil er seine Selbstachtung verloren hatte.

Wohl fand er seinen Lebensmut, ja seinen Übermut bisweilen wieder, so bei unseren musikalischen Teeabenden. Aber dann kam es zuweilen vor, daß er plötzlich zusammenschrak und verstummte oder gar zynisch frivol gegen sich selbst wurde, als sei ein böser Geist über ihn gekommen.

Seinen Beruf erfüllte er jedoch stets mit großer Pflichttreue, er gab sich in selbstlosester Weise für die Knaben her, und der Direktor konnte nur das allerbeste über ihn an die Behörde berichten. Höchstens mit einigen älteren Kollegen, so namentlich mit dem schon erwähnten Rekrutenunteroffizier, gab es mitunter Unzuträglichkeiten, aber bei Kausungs steter Gereiztheit und der Lieblosigkeit jenes Herrn war das wirklich kein Wunder.

Wir beide dagegen kamen prächtig miteinander aus und verlebten manche herrliche Stunde, so namentlich, wenn wir zusammen durch die lieblich idyllischen Gefilde der schwäbischen Landschaft schweiften. Auch der Muse ward wieder gehuldigt, ja Kausung begann sogar eine Oper zu dichten und zu komponieren. Leider ward sie nie fertig, so oft er auch mit aller Energie sich daran machte. Wirkliche, dauernde Ruhe, innerer Friede wollten eben nicht mehr in die Brust meines Freundes einziehen.

Immer und immer wieder nagte der Selbstvorwurf, ein Schwächling zu sein, an seiner Seele, und trotz aller Berufstreue, die mit der Zeit geradezu einen fieberhaften Zug erhielt, fand er in seinem Beruf keine völlige Befriedigung.

Der stolze Künstler in ihm revoltierte bisweilen gar zu gewaltig gegen den demütigen Schulmeister, und dann war freilich sehr schwer mit ihm auszukommen. Nicht nur mir, sondern sogar dem von ihm vergötterten Direktor trat er dann rücksichtslos schroff gegenüber, was dieser gewiegte Menschenkenner freilich vornehm zu übersehen pflegte.

Kausung tat es hinterher auch regelmäßig von Herzen leid, und dann suchte er seinen Fehler mit rührender Aufmerksamkeit wieder gutzumachen.

Immer verhängnisvoller wirkten endlich die häuslichen Verhältnisse auf ihn ein. Sein Vater bat, ja beschwor ihn zu jeder Ferienzeit, ihn doch ja zu besuchen, und Kausung tat es natürlich auch. Aber jedesmal kam er nervöser, aufgeregter zurück, als er gegangen war; von Erholung, deren er so sehr bedurft hätte, konnte unter diesen Umständen keine Rede sein, und mit Bekümmernis blickte ich darum in die Zukunft, als ich mich nach einem Jahr entschließen mußte, die Anstalt zu verlassen, um mein Freiwilligenjahr abzudienen.

Kurz vor meiner Abreise ging ich noch einmal zu unserem Direktor, zu dem auch ich das unbegrenzteste Vertrauen hatte, denn er war ein Mann wie unser Pädagogiumsdirektor (der übrigens gerade damals, sehr zugunsten Kausungs, in die Oberbehörde versetzt worden war), ein seltener, einzigartiger Mensch, ein ganzer Christ und ein ganzer Mann. In liebenswürdigster Weise versprach er alles, was in seinen Kräften stehe, für meinen Freund zu tun, und er hat sein Wort treulich gehalten. Er ruhte nicht eher, bis Kausung ein Supernumerat erhielt, d. h. eine Vorzugsstellung als erster Lehrer ohne Aufsicht. Auf diese Weise konnte sich Kausung etwas mehr schonen und erholte sich zusehends von seiner Nervosität.

In dieser Zeit begann er auch dann und wann zu predigen, zunächst zum großen Entsetzen einiger beschränkter Kirchgänger, die ihm den früheren Apostaten nicht vergessen konnten, bald jedoch zur allgemeinen Erbauung der Gemeinde, denn Kausung

Digitized by Google

war, wenn auch kein hervorragender Theologe, so doch ein glänzender Redner.

Infolgedessen ward er, ungefähr ein Jahr nach meinem Weggang, als Vikar in eine andere Gemeine versetzt und vorher, wie üblich, zu einem Diakonus der Brüderkirche geweiht.

Damit schien alles einer befriedigenden Lösung entgegengehen zu sollen, und meine bösen Ahnungen schienen ungerechtfertigt zu bleiben.

Leider sah ich den wackeren Freund lange Jahre nicht wieder, da ich von neuem die Universität bezog.

* * *

Seit Kaufung Geistlicher geworden war und ich der Gottesgelahrtheit aus inneren und äußeren Gründen Valet gesagt hatte, ließ unser Briefverkehr mehr und mehr nach, da die alten Berührungspunkte schwanden und kein persönliches Wiedersehen neue geben konnte. So verloren wir uns völlig aus den Augen.

Eines Tages besuchte mich jedoch der blonde Rex, der auch brüderischer Theologe geworden war und gerade eine militärische Übung in meiner Universitätsstadt zu absolvieren hatte.

Wir tauschten alte Erinnerungen aus, und ich fragte natürlich auch nach Kaufung.

„Der arme Kerl," meinte Rex stockend, „der ist jetzt in einer Kaltwasserheilanstalt."

„Na nu —" platzte ich heraus, „hängt das wieder mit seinen Nerven zusammen?"

„Hm, ja, ich glaube wohl. Ob es da im Fichtelgebirge gerade besser werden wird, bezweifle ich übrigens, denn er gibt noch nebenbei Unterricht in einer Dorfschule — eine kärgliche Existenz."

„Unterricht nebenher, so ein Unsinn!" erwiderte ich. „Kann denn eure Behörde den Mann nicht unterhalten, wenn er in ihrem Dienste sich abgearbeitet hat? Lumperei!"

„Ja, erlaube mal, Julius, weißt du denn nicht, daß Kaufung nicht mehr bei uns ist?"

„Was — ausgetreten? Also doch noch, hab' mir's wohl gedacht, daß es ihm auf die Dauer nicht bei euch behagen würde."

Rex schwieg eine kurze Weile, dann sagte er: „Leider ist er nicht ganz freiwillig gegangen, er mußte entlassen werden, er wollte es so — und eigentlich nur wegen einer fast lächerlichen Kinderei."

Ich sprang auf. Das hatte ich nicht erwartet. „Was, Kaufung — gegangen worden — Mensch erzähle — erzähle mir alles haarklein. Du weißt, der arme Kerl ist mein Freund, es interessiert mich von Herzen. Mag die Sache sein, wie sie will, ich muß es wissen."

„Nun gut, dir kann ich ja ruhig klaren Wein einschenken, da du Kaufungs sonderbare Art am ersten verstehen wirst. Also die Geschichte war so. Er war, wie du wissen wirst, Diakonus in Güttenfelde, war dort sehr beliebt, famoser Prediger, auch sonst sehr tätig. So gründete er zum Beispiel einen Gesangverein in dem sonst ja stillen und ungeselligen Nest."

„Na, das ist zunächst noch kein Verbrechen, oder fanden die lieben Brüder darin schon wieder etwas?"

„Gewiß nicht, im Gegenteil, man war ganz dankbar für die Anregung. Ich glaube auch, niemand würde ihm verübelt haben, wenn er in diesem Verein eine der jungen Damen angeschwärmt und sich heimlich verlobt hätte. Gar so spießig ist man bei uns in der Brüdergemeine auch nicht mehr. Tempi passati! Aber du weißt, das Naheliegende lockte Kaufung nie. Also — was tut er? Als er seinen erkrankten Prediger beim Religionsunterricht in der Güttenfelder höheren Töchterschule zu vertreten hatte, verliebt er sich Hals über Kopf in eines dieser halbwüchsigen Mädels. Das Mädel — ich hab' es mal flüchtig gesehen: so ungefähr Genre Dora — schlank, brünett, offene Haare, bißchen englischer Typ, fühlte sich ungemein geschmeichelt, machte ihm wohl auch Avancen — nichts lockt bekanntlich die jungen Weiber mehr als ein Geschorener oder in diesem Falle Halbgeschorener. Ich weiß es aus Erfahrung, bin aber zum Glück fischblütiger veranlagt wie unser armer Heißsporn Kaufung. Selbstverständlich entspann sich nun eine Serie von sehr gewagten Rendezvous und die übliche kleine Correspondence d'amour, zu deren Postillon sich Kaufung, um seine Torheit zu vollenden, einen seiner Schulbengel aussucht. Der Lümmel wird eines Tages frech, bezieht eine

Ohrfeige und schwatzt nun aus Rache die ganze Sache aus. Natürlich ein Riesenskandal, wie das bei uns kaum anders geht, und Kaufung, der ja schon von früher her etwas auf dem Kerbholz hatte, wird gehörig vorgenommen von der Behörde und einstweilen vom Amte suspendiert."

„Und wegen dieser Lappalie habt ihr den Mann ins Unglück gebracht —" warf ich empört ein.

„Nein, doch nicht," entgegnete Rex mit aller Ruhe, „Nachsicht und Nächstenliebe sind nicht gerade unsere schwächsten Seiten in der Brüdergemeine. Man gab Kaufung Bedenkzeit, schlug ihm vor, als Vikar in die Diaspora zu gehen — aber es war umsonst, er blieb trotzig auf seinem Satz: man solle ihn nur rausschmeißen, er passe doch nicht in die Gemeine und hätte schon früher gehen sollen."

„Damit hatte er recht," unterbrach ich Rex.

„Kann sein," erwiderte dieser, mit den Achseln zuckend; „man gab sich auch weiter keine Mühe, ihn zu halten, und entließ ihn, da er selbst nicht austrat."

„Weiß schon warum — seine alte Marotte wegen der Stipendien."

„Glaub's auch, aber unklug war es doch; denn wer stellt einen entlassenen Diakonus an, noch dazu unter solchen Umständen? Bei einer Entlassung glaubt jeder nach dem Grunde fragen zu müssen, bei einem Austritt schweigt man, meistens wenigstens."

„Hast leider recht — aber wann hätte Kaufung je nach den Grundsätzen der Klugheit gehandelt! Und nun schulmeistert er im Fichtelgebirge."

„Ja, Aushilfsdienst, ein paar Privatstunden — ein schweres Dasein."

„Und du meinst, es ließe sich nichts für ihn tun?"

„O warum nicht, verbrochen hat Kaufung nichts. Wer regt sich in der großen Welt darüber auf, wenn ein junger Geistlicher sich in eine seiner Schülerinnen verliebt! Es gibt vielleicht Verhältnisse, in denen ihm das zum schätzenswerten Nimbus dienen könnte."

„Kommt sehr darauf an, Rex. War denn die Sache wirklich ernsthaft? Und was ist aus dem Backfisch geworden?"

„Kaufung ist es sicher sehr ernst gewesen mit dieser Liebelei, denn er soll bald darauf um die Kleine bei den Eltern angehalten haben, natürlich ohne Erfolg."

„Glaub' ich wohl. Wie alt war die Kröte eigentlich?"

„Immerhin doch schon fünfzehn, sechzehn Jahre."

„Und die Eltern?"

„Redakteur war der Alte, ein ganz vermöglicher Herr, der wollte aber natürlich keinen entlassenen Geistlichen und erst recht keinen Dorfschulmeister."

„Warum nur nicht, gerade aus solchen Leuten sind oft genug die tüchtigsten Leute geworden."

„Aber sehr oft auch nur Journalisten," warf Rex ironisch ein, „und Väter wollen stets mit ihren Kindern höher hinaus, als wie sie es selber gebracht haben."

„Wer weiß, ob der Alte nicht nachgäbe, wenn Kaufung tatsächlich Journalist würde! Das ist ein Gedanke — dazu eignet er sich vielleicht noch am ehesten — schreibt gut und leicht — Mensch, das ist vielleicht ein rettender Gedanke! Noch heute will ich ihm schreiben. Hast du seine Adresse?"

Rex verneinte, wollte sie mir aber bald verschaffen. Damit trennten wir uns.

Wenige Tage darauf erhielt ich auch die Adresse mit einem kurzen liebenswürdigen Schreiben meines alten Direktors, in dem er mir mitteilte, daß auch er sich die größte Mühe gegeben habe, Kaufung zum Einlenken zu bewegen, diesmal leider vergeblich; gern hätte er ihm wenigstens eine bessere Stelle verschafft, aber Kaufung scheine sich wieder einmal zu schämen, denn er schweige sich hartnäckig aus.

Schnell schrieb ich nun an Kaufung, erhielt aber ebenfalls keine Antwort.

Er wollte also auch für mich verschollen sein.

* * *

Jahre vergingen, bis mir Rex zu meiner größten Überraschung mitteilte: Kaufung sei doch wieder Geistlicher geworden, und zwar sei er Vikar in einem Dorfe Räbnitz bei Jauer.

Bei Gelegenheit eines Kaisermanövers kam ich mit einem früheren Girdeiner Kameraden, einem Leutnant der Reserve Eisenkraut, in die Gegend von Jauer zu liegen.

Digitized by Google

Eines schönen Biwakabends schwatzten wir von alten Erinnerungen, und so beschlossen wir am nächsten Rasttag, Kaufung einmal aufzusuchen, der wahrscheinlich noch als Vikar tätig sein würde.

Eisenkraut hatte ehedem wie ich für Kaufung-Antigone geschwärmt, hatte ihn dann bei einem gelegentlichen Besuch in Gotteshaag auch als einsamen Dichter wiedergesehen und war jetzt durch mich über seine späteren Schicksale unterrichtet und aufs neue interessiert.

Eines schönen Septembermorgens fuhren wir also in einer leichten Bauernkalesche nach jenem Dorfe hinaus. Gegen Mittag langten wir an, spannten im Kretzscham aus und erkundigten uns nach dem Herrn Vikar Kaufung.

Die dickköpfigen Bauern schauten uns schmunzelnd an und gaben keine Antwort.

Eine alte Frau meinte, es sei kein Vikar mehr da.

Eisenkraut fragte natürlich weiter: „Wohin ist denn da der letzte Vikar gekommen?“

„Das war ja gar kein Vikar!“

„So, na was denn?“

„Das war ein Diakonus.“

„Schön, gut, der Diakonus Kaufung jedenfalls; na, und was ist denn aus dem geworden?“

„O, der ist noch immer da!“

„Donnerwetter, wozu denn da die ganzen Umschweife? Also schön, wenn er noch da ist, wo wohnt er denn?“

Nun lachte auch dieses Weib so recht dummschlau und schwieg.

Ratlos standen wir da. Endlich rief einer der Umstehenden: „Gehen Sie nur mal zur Frau Paschtern, die weiß, wo der Kognakdiakonus steckt!“

Kognakdiakonus? Hatten wir richtig gehört? Wir sahen uns beide überrascht an, dann fragte Eisenkraut: „Warum heißt denn der Mann Kognakdiakonus?“

„Ja, Herr Leutnant, da müssen Sie ihn schon selber fragen. Er wird's Ihnen schon sagen. Er bleibt keinem die Antwort nicht schuldig. Nee, alles was recht ist. Der schlägt jeden aufs Maul, und wenn's die Frau Paschtern selber ist.“

Wir merkten: mit Kaufung war irgend etwas nicht richtig, vielleicht hatte es mit den Pastorsleuten Streit gegeben. Um so unangenehmer erschien es uns darum, beim Pastor über Kaufung Erkundigungen einzuziehen, und so baten wir nochmals die Bauern dringend um Auskunft. Vergeblich.

Endlich trafen wir einen Briefträger, der uns Bescheid zuteil werden ließ. Kaufung wohnte im kleineren Nachbardorfe Unter-Räbnitz bei einem alten Schäfer.

Nach einer guten Viertelstunde standen wir vor dem Hause, hörten aber, daß der Herr Diakonus spazieren gegangen sei. Wahrscheinlich werde er jedoch bald wiederkommen, wir sollten also einstweilen nur eintreten.

Und so traten wir in ein niedriges kleinfenstriges Bauernzimmer, in dem es ungemein liederlich aussah.

In der einen Ecke ein breiter grüner Kachelofen, in der anderen ein nicht minder breites Bett mit blaugestreiften Federbetten ohne Staubdecke. Auf dem Tisch und auf den Stühlen lagen Stoffproben, Zigarrenkisten, Preiskurante und ähnliche Dinge herum, die eher auf einen Commis Voyageur als auf einen Gelehrten oder gar Gottesgelahrten schließen ließen. Besonders auffallend war eine Unmenge Kistchen mit Probefläschchen.

Als ich eines von meinem Stuhle wegsetzte, sah ich die Firma einer nicht unbekannten Likörfabrik darauf glänzen.

Eine plötzliche Ahnung stieg in mir auf. Sollte Kaufung aus Verzweiflung Agent geworden sein? Eisenkraut zog ein paar der Fläschchen heraus, und siehe da — Kognak ohne und mit Sternchen.

„Aha,“ sagte er, „daher der fatale Name Kognakdiakonus; diese Bauern sind doch eine Rasselbande.“

„Armer Kerl,“ meinte ich mitleidig, „er hat also wieder mit Nahrungssorgen zu kämpfen.“

Eisenkraut brummte vor sich hin, als sei ihm die Sache etwas fatal, er war ein wenig uniformstolz. Endlich bemerkte er ironisch: „Hm — ein bißchen doll is es wohl auch, direkt von der Kanzel zum Kognak überzugehen.“

„Lieber Eisenkraut,“ erwiderte ich, „es wird wohl eiserne Not gewesen sein, jeder will eben doch leben. Vom Stabsoffizier zum

Weinreisenden oder Versicherungsagenten ist schließlich auch nicht viel besser."

„Vielleicht, magst recht haben, Julius; ich halte das eine für ebenso verfehlt wie das andere. Jedenfalls geht man aber bei solchem auffälligen Berufswechsel in die Fremde und läßt sich nicht mit seinem Schnaps am selben oder am nächsten Orte nieder, an dem man noch eben das Kommando geführt oder gar das Wort Gottes verzapft hat."

Während ich den Worten Eisenkrauts nachdachte, ging mir plötzlich ein Licht auf. „Wie ich Kaufung kenne," sagte ich rasch, „so kann es sich hier nur um einen Akt seiner maßlosen Gereiztheit handeln. Er wollte wahrscheinlich den Leuten wieder mal in seiner Weise auftrumpfen. Außerdem — wer weiß, ob er nicht als neugebackener Agent geradezu auf Bekannte angewiesen ist."

„Na, die Bauern schienen ihm doch nicht sehr grün zu sein."

„Nein — allerdings nicht — aber —"

In diesem Augenblick trat Kaufung herein und begrüßte uns — keineswegs verlegen — eher mit überlauter Herzlichkeit und mit einer Flut von gequält witzigen Phrasen, zu denen er immer wieder selbst schallend lachte.

Eisenkraut und ich sahen uns währenddessen verwundert an.

War das unser alter glänzender Kaufung? Schon äußerlich in seiner Kleidung, seinen Gebärden wie verwahrlost, er, der sonst stets peinlich auf eine gewisse Form und Eleganz gehalten hatte — dazu sein Gesicht, aufgedunsen und rot, sein Blick unstet und lodernd, auch ein wohl nervöses Blinzeln hatte er sich angewöhnt; wir waren tief erschüttert über dieses Bild des Verfalls.

Ich faßte mich zuerst und ging scheinbar auf Kaufungs etwas schnoddrige Witze ein. Eisenkraut schien sich jedoch in seiner Uniform etwas zu genieren, vollends als Kaufung ihn im Äh-bäh-Jargon des Witzblattleutnants anzuöden begann.

Wir luden Kaufung ein, mit uns im Gasthof zu essen, aber er erklärte großartig: „Oho, hier seid ihr meine Gäste!"

Trotz unseres Sträubens ging er hinaus, um der Schäfersfrau einige Weisungen zu unserer Bewirtung zu geben, auf die das alte kiffige Weib nur mit höhnisch unverschämten Geldforderungen antwortete.

Wir verständigten uns schnell, daß wir auf keinen Fall dableiben wollten, und ich bat auch Eisenkraut nochmals dringend, um Gottes willen den armen Kaufung nicht zu reizen oder ihm gar etwas übelzunehmen.

Unser Freund kam wieder herein, und wir machten nunmehr aus, daß wir zusammen im Gasthof essen wollten.

Kaufung schien es plötzlich weniger schwer zu nehmen. Er meinte nur leichthin: „Kinder, ihr seht ja, wie es bei mir ist. Auf euren Besuch war ich nichts weniger als vorbereitet. Aber irgend etwas muß ich euch doch anbieten. Stoff habe ich nicht, Bier ist rar und schlecht — ländlich, schändlich — aber wartet mal — halt hier — wozu sind wir denn beim Kognakdiakonus!"

Er nahm eines der Probekistchen auf und reichte jedem von uns eine kleine Flasche, auf der drei Sterne protzig prangten.

Zögernd nahmen wir sie.

„So," fuhr er fort, „bedienen sich die Herren Feldmarschälle nur selbst, Gläser gibt's nämlich nicht, Korkzieher auch nicht — also Biwakstil — Hälse brechen!"

Er riß Eisenkraut den Säbel aus der Scheide und köpfte eines der Fläschchen. Natürlich ging es in Scherben, und der Inhalt ergoß sich in die Stube.

Eisenkraut holte schnell einen Korkzieher aus der Tasche und öffnete die Flaschen, die uns Kaufung nochmals mit schwungvoller Geste kredenzte, indem er sagte: „So — nun bitte — kann der Guß beginnen, feine Nummer: es schienen so golden die Sterne — im Bau des Diakonus — zwei Freunde kamen von ferne — zum Kognak-Schlemmergenuß — notabene könnt's mit Verstand saufen, Kinder, Flasche fünf Mark fünfzig bei mir — Ladenpreis sieben Mark. Und nun prosit! so, es lebe die Freundschaft, die Freiheit und der Trotz: Prost ex!"

Mit widerlichem Mißton stießen die Fläschchen zusammen, und wir tranken.

Kaufung leerte seine Buttel auf einen Zug und schmeckte schmatzend nach. Dann schwatzte er weiter: „Ah — wirklich exzellent, das Zeug! ja, Polen ist noch nicht verloren. Und das nächste Mal, wenn ihr mir wieder die Ehre gebt, setze ich euch gar echten Fran-

Digitized by Google

zösischen vor, Hennessy — was ihr wollt, jawohl — nobel geht die Welt zugrunde!"

Wir dankten im voraus und lehnten auch weitere Fläschchen, die uns Kausung aufdrängen wollte, ab. Dann gingen wir in den Gasthof und aßen dort in einem gesonderten Zimmer ganz einfach zu Mittag.

Unterdessen schwadronierte Kausung, der uns wohl absichtlich nicht zum Fragen kommen lassen wollte, geradezu das Blaue vom Himmel herunter, sprach prahlend von seinen glänzenden Aussichten als Agent, renommierte mit seinem Umsatz, bot uns alles mögliche zur Bestellung an: Anzüge, Tabak, Zigarren, Linoleum, Lexika, Wein und Kognak, auch versichern wollte er uns.

Als wir höflich ablehnten, und ich bemerkte, daß wir doch eigentlich zu ihm gekommen seien, um alte Erinnerungen auszutauschen, aber nicht um ihm Aufträge zu geben, schien er verstimmt zu werden und schwieg.

Vorsichtig fragten wir endlich nach seinem persönlichen Wohlergehen.

Sofort kam er jedoch wieder ins Renommieren und erklärte: es sei ihm niemals besser gegangen als jetzt, das Schulmeister- und Theologenleben sei ein Sklavenjoch gegen die jetzige Freiheit, die er sich nun endlich erkämpft habe.

Wie von ungefähr stellte plötzlich Eisenkraut die delikate Frage, wie er eigentlich diese Freiheit erlangt habe.

Kausung zuckte erst unwillig zusammen, dann steckte er sich hastig eine neue Zigarre an und begann ebenso hastig wie aufgeregt zu erzählen: „Also wie ich Kognakdiakonus wurde, wollt ihr wissen? Hm, das ist im Grunde eine ganz witzige Geschichte. Nachdem mich die Gemeinphilister in Güttenfelde hinausgeekelt hatten, weil ich den todeswürdigen Einfall gehabt hatte, als geweihter Diakonus eine junge Dame liebenswert zu finden, erholte ich mich erst etwas von dem Schrecken dieses Anathemas im Fichtelgebirge und kam dann hierher zum Pastor Fritzsch, einem soweit ganz guten alten Gurkenzüchter, aber weiter auch nichts. Ich half dem hirnlosen Salbader nach Kräften im Predigen, füllte ihm die leere Kirche nach und nach wieder, besorgte seine Schreibereien und begoß ihm sogar amtsbrüderlich seine Mistbeetgurken. Soweit ging auch alles ganz schön. Nur eins versah ich: nämlich ich schnitt seinen drei Töchtern zu wenig die Cour — ja, ich dachte sogar nicht einmal im Traume daran, eine davon zu heiraten, denn erstens sind sie häßlich wie die Nacht, auch ist jede schon zwei- bis dreimal neunundzwanzig gewesen, endlich — bin ich — na — das geht ja keinen was an. Diese meine unvikarmäßige Aufführung war nun der alten Pastorin, einem Ideal von Schwiegermutter und Hausdrachen, ein geheimer Kummer und großer Stein des Anstoßes. Erst lockte sie mich mit süßen Flötentönen vergebens, dann strafte sie mich zur Vergeltung überall mit ihrem guten Rat, namentlich wenn ich ihn gar nicht brauchen konnte. Auf die Dauer wurde mir das doch zu bunt, und bei einer Pfarrredoute platzte endlich auch die Bombe. Ich tanzte erst gar nicht, wie gewöhnlich — mein letztes Herrnhuter Erbstück —, dann machte ich mir plötzlich den Ulk, eine ganz hübsche dralle, auch reiche Bauerntochter ein bißchen zu schwenken. Das ärgerte die alte Pastorschraube gewaltig, pfauchend steuerte sie auf mich los und meinte so recht liebenswürdig niederträchtig, ich möchte doch ein wenig an meine morgige Predigt denken. Ich erwiderte perfide: ich lernte leicht und hätte es, Gott sei Dank, nicht nötig, wie ihr lieber Mann schon Freitagvormittag mit dem Auswendiglernen zu beginnen. Wie ein kollernder Puter trollte das Pastorweibchen beleidigt ab, und ich tanzte nun erst recht los. Schließlich kam der Pastor selbst, natürlich im höheren Auftrag, und redete mir nochmals dringend zu, das Lokal zu räumen; er werde jetzt auch gehen mit seiner Familie. Ich dankte höflich und wünschte ihm eine recht geruhsame Nacht. Da wurde er empfindlich, nannte mich einen unüberlegten jungen Tollkopf, der sich durch seinen Trotz noch um Ehre und Zukunft bringen würde und der jedenfalls nicht wisse, was sich für einen Geistlichen gezieme. Kinder, da ritt mich der Teufel, und ich erklärte ihm kaltlächelnd, dann hätte ich die Ehre, ein Amt, für das ich nicht passe und das ich entwürdige, schleunigst niederzulegen; ja, ich bedauerte zugleich, schon am folgenden Sonntag nicht mehr predigen zu können. Der Alte machte

Digitized by Google

ein Gesicht wie 'ne Gans, wenn's donnert, dienerte verlegen und ging. Seine extemporierte Predigt am nächsten Tage soll höchst komisch ausgefallen sein, leider war ich nicht darin. Mit meiner Verabschiedung, die umgehend bestätigt wurde, war übrigens der Grimm der Pastorleute nicht besänftigt. Man suchte mich auch aus der Gegend fortzugraulen mit allen Mitteln; ich ging aber nicht, zog vielmehr hierher ins Unterdorf und begründete mein Geschäft, das, wie ihr seht, gerade im Aufblühen begriffen ist. Gar mancher Bauer, der dem Pfarrer gram ist, hat mir schon ein Faß Spiritus oder ein paar Flaschen Kognak abgekauft. Sie nennen mich den Kognakdiakonus — ganz witzig — ich lache darüber — und bleibe. Jawohl, vom Platze weiche ich nicht, nun gerade nicht, und wenn sie mir das Schlimmste dort antun. Mir ist jetzt alles Wurscht, lieber verenden als vom Platze weichen. Und wenn die Bande sich grün und gelb ärgert, ich halte aus. Ja, sobald mein Schwager mir das nötige Kleingeld schickt und — der gute Kerl hat mich noch nie sitzen lassen — dann geht's im großen los, pah — dann baue ich ihnen am Ende noch eine Schnapsdestille direkt vor die Nase, am liebsten vis-a-vis vom Pfarrhaus. Prosit, es lebe die Freiheit, der Trotz und der Kognak!"

Gellend lachte er auf, hob das Glas und trank es in einem Zuge leer.

Mit geheimem Schauder tranken wir ihm beide zu — denn wir fühlten sehr wohl, daß Kaufungs scheinbar so siegesgewisse Stimmung eine erzwungene, bittere Lüge, eine tragische Ironie war.

Eisenkraut wie mir lagen noch viele Fragen auf der Zunge, vor allem hätte ich Kaufung gern gefragt, ob und wie er es fertig gebracht habe, sich mit seiner religiösen Überzeugung, die mir früher so echt vorgekommen war, so schnell auseinanderzusetzen; aber ich fürchtete mich, ihn in dieser wüsten Stimmung auf ein so heikles Thema zu bringen. Es wären nur neue Lügen dieser ersten gefolgt, ja ohne allerlei Zynismen wäre es schwerlich abgegangen.

Auch äußerlich schien Kaufung überdies immer aufgeregter zu werden.

Erst als Eisenkraut, nur um irgend etwas zu reden — möglichst harmlos — zu ihm sagte: „Ich beneide Sie um Ihre Zuversicht und Siegesgewißheit," da ward Kaufung plötzlich ernst und schwieg trotzig.

Das Wort schien ihn verletzt oder ihm verraten zu haben, wie wenig wir ihm glaubten — kurz, seine Stimmung schlug völlig um.

Wir lenkten beide sofort ein — vergebens, es war nichts mehr aus ihm herauszubringen.

Eisenkraut ging für eine Weile hinaus, wohl um anspannen zu lassen. Kaufung und ich blieben allein, und da glaubte ich es unserer alten Freundschaft doch schuldig zu sein, meinen unglücklichen ehemaligen Kameraden und Kollegen vor dem Abgrund, auf den er unaufhaltsam zusteuerte, zu warnen. Mit bittender Stimme begann ich: „Fritz — nur noch ein Wort unter vier Augen. Du nanntest mich einmal deinen Freund, du wirst mir also ein offenes Wort und eine ehrliche Bitte nicht verargen. Du mußt heraus aus alle dem Wust hier und aus deiner nervösen Verbitterung. In wenigen Tagen ist unser Manöver zu Ende, und ich gehe wieder nach Lichterfelde an unser Institut zurück. Ich hab' dort eine hübsche, stille Wohnung. Tu mir die einzige Liebe und komme jetzt für ein paar Wochen zu mir auf Besuch. Schüttele nicht den Kopf. Du brauchst unbedingt Erholung. Du bist ja völlig herunter mit deinen Nerven. Sieh, ich mein's gut mit dir, und gerade darum muß ich dir offen sagen: der Weg, den du jetzt eingeschlagen hast, ist falsch! Ich bin ja kein Kaufmann, aber so viel weiß ich auch, daß kein Agent in einem solchen Nest wie hier in die Höhe kommen kann, und wenn es der gerissenste Geschäftsmann wäre, der du sicher nicht bist und niemals wirst. Lieber alter Junge, sei mal vernünftig. Du hast schwere Zeiten hinter dir und vielleicht auch vor dir, da brauchst du Kraft und Frische — die findest du hier nie. Also komm erst mal hier heraus, dann sehen wir weiter. Ja — willst du? Tu mir die Liebe!"

Kaufung schwieg und sah mich nur mit sonderbar wechselnden Blicken an. Seine Augen leuchteten noch immer, als wollte die verhaltene innere Erregung weiter aus ihnen hervorflackern, dann aber begannen seine Pupillen matter zu werden; es war, als ob aufsteigende Tränen sie verschleierten.

Digitized by Google

Max Fabian: Zwiegespräch.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Noch einmal wollte ich ihm zureden, doch er wehrte müde mit der Hand ab und sagte mit leise bebender Stimme: „Laß nur, laß, Julius! Ich weiß schon genug. Weiß ja selbst recht gut, daß alles nur eine ekelhafte Komödie ist, meine ganze Aufmuckerei. Dir kann ich's ja offen sagen, vor Eisenkraut habe ich mich geschämt: ich bin so ungefähr am Ende. Mit der Kognakschweinerei verdiene ich nicht mal den Unterhalt und muß dafür noch auf dem Bauche kriechen vor den Bauern wie jeder Judenschnorrer, nur damit sie mir das Dreckzeug abnehmen, denn Dreckzeug ist es meistens, was ich ihnen da aufhalse. Die Sternennummer kauft ja keiner, höchstens hier und da mal ein Wirt als Renommierflasche fürs Büfett. Der einzige Genuß ist nur dabei, daß ich diese hochnäsige Pastorsippe ärgern kann und dem Schwiegervater in spe beweise, daß ich auch anders kann, als anderen nur immer die Mores zu lehren, die ich selber nicht habe. So witzig beliebte sich der wackere Herr nämlich auszudrücken, als ich ihm den Bettel vor die Füße schmiß."

„Fritz," bat ich von neuem, „so gib es doch nun auf. Wem tust du denn mit deinem — verzeih' — kindischen Trotz — mit deinem bitteren, schmachvollen Hungerdasein einen Gefallen?"

„Du hast ja recht, Julius, aber — es geht diesmal nicht — nein, laß mich vor die Hunde gehen — ich verdien's nicht anders —"

„Mensch, schäme dich! Hundert andere Wege stehen dir offen, mit deinen reichen Gaben. Werde doch wieder Lehrer oder Journalist. Jedenfalls hast du kein Recht, zu verzweifeln."

„Gib's auf, mich zu retten, Julius, schlechtes Geschäft!"

„Nein, ich bitte dich inständigst, nicht nur um meinet- und deinetwillen — auch, Fritz, verzeih' meine Offenheit — um des einzigen Menschen willen, den du lieb hast."

Kaufung blickte trotzig auf und schwieg.

Nach einer angstvollen Pause begann ich von neuem: „Fritz, laß uns nicht im Groll scheiden."

„Nein, das nicht. Du hättest es wahrlich nicht verdient. Ich danke dir, Julius, danke dir auch, daß du mich an sie erinnert hast, die allein mich bis jetzt im Leben hielt. Du kennst sie nicht, das tapfere kleine Ding, das trotz aller elterlichen Quälereien fest zu mir hält. Aber wenn du sie kenntest — nein, in dieser Bude — nach dieser ekelhaften Szene soeben, auch nur ihren Namen zu nennen, wäre Blasphemie. Später einmal vielleicht."

„Ja, gern. Willst du mich also besuchen, Fritz?"

„Vielleicht, aber nicht eher, als bis ich mich aus diesem Schmutz wieder mit eigener Kraft emporgearbeitet habe."

„Und die Hand darf ich dir dabei nicht reichen?"

„Nein — diesmal nicht. Ich muß erst vor mir selber Achtung bekommen, ehe ich eines anständigen Kerls Hilfe annehmen darf, und das kann lange dauern."

„Fritz, sei kein Narr; bin ich darum anständig, weil es mir besser geht als dir?"

In diesem Augenblick trat Eisenkraut wieder ein und mahnte zum Aufbruch. In etwas gedrückter Stimmung nahmen wir vom Kognakdiakonus Abschied.

Als ich, von innerer Unruhe getrieben, gegen Ende des Manövers Kaufung noch einmal aufsuchen wollte, traf ich ihn nicht mehr an.

Die alte Schäfersfrau erklärte auf meine Frage brummig: „Er is furtgemacht — wohien — weeß ich nich. Aberst was gehatt muß er han, denn bezahlt hat er alls, und die Schnapsbutteln hat er ooch nich mitegenummen!"

Kaufung war also wieder absichtlich ins Dunkle hinabgetaucht.

* * *

Abermals gingen Jahre ins Land, und ich hörte nichts von Kaufung. Vergeblich hatte ich anfangs seinen Besuch erwartet, dann gab ich jede Hoffnung auf ein Wiedersehen auf, zumal mir Rex schrieb, es gehe das Gerücht in seinen Bekanntenkreisen, Kaufung sei nach Mexiko ausgewandert.

Ich fiel daher wie aus den Wolken, als ich während meines Sommerurlaubs, den ich in Sils Maria verbrachte, wie zufällig die Kurliste zur Hand nehme und auf den Namen Fritz Kaufung stoße. Arosa stand dahinter, Stand und Beruf waren nicht an-

gegeben. Sollte es vielleicht nur ein Namensvetter meines unglücklichen Freundes sein?

Eilends begab ich mich auf die Suche, doch ich kam zu spät, der Träger des Namens war bereits vor zwei Tagen abgereist.

Enttäuscht und mißgestimmt kehrte ich in mein Hotel zurück, aber bald jubelte ich auf vor freudiger Überraschung. Der Portier gab mir einen Brief, der Kaufungs Handschrift trug.

Schnell riß ich ihn auf. Auch er hatte mich, schrieb er, in der Kurliste entdeckt und sei zuerst vor mir ausgerückt — nun aber wünsche er mich doch sehnlichst zu sprechen; er müsse halten, was er mir vor Jahren versprochen habe, und sich auch allerlei von der Seele reden. Er bäte mich, nach St. Moritz zu kommen, da er sich nach seinem plötzlichen Abschied nicht gern wieder in Sils blicken lassen wolle.

Natürlich ging ich noch am selben Tage freudigen Herzens nach St. Moritz hinab und traf Kaufung gerade, als er seinen Abendspaziergang antreten wollte. Nun gingen wir zusammen.

Unser beider Freude war groß — aber trotzdem konnte ich eine gewisse Befangenheit nicht ganz bewältigen, da Kaufung so völlig ein anderer geworden zu sein schien.

Nicht nur im Äußeren — er hatte wieder etwas vom eleganten Gentleman angenommen —, auch im Inneren mußten gewaltige Veränderungen bei ihm vor sich gegangen sein.

Eine souveräne Ruhe, eine fast überirdische Milde sprach aus seinen Mienen, waltete über seinem ganzen Wesen, das etwas Neues, Sympathisches, jedenfalls verblüffend anderes hatte als früher.

Unwillkürlich schoß es mir heraus: „Sag' mal, bist du wieder Geistlicher geworden?"

Kaufung lächelte ein wenig und antwortete: „Nein, Lieber, so weit hab' ich's nicht wieder gebracht. Ich bin ein armer Schulmeister geblieben, nebenbei habe ich meiner alten Liebe gehuldigt, oder richtiger im Tagelohn gefrönt, der Musik."

„Das freut mich — und nicht wahr, sie hat dir Glück gebracht?"

„Wie man's nimmt, Julius. Sie gab mir bisweilen Trost in schweren Stunden und hat mich mit dem anderen vor dem gemeinen Hunger geschützt."

„Verzeih' — aber nach Hunger siehst du wirklich nicht aus."

Wieder lächelte Kaufung eigentümlich in sich hinein und schwieg einige Zeit, dann begann er leise: „Wäre ich in Mexiko nicht innerlich am Verhungern gewesen — kannst mir glauben, ich wäre drüben geblieben. Sonst hatte ich's gut, du hast recht. Mein Schwager hat sich meiner angenommen, und da man dort nur gelten läßt, was einer kann, und nicht danach fragt, was einer ehedem nicht gekonnt, so hatte ich's gut; hatte Arbeit übergenug und Anerkennung genau so viel wie Lohn. Das bißchen hat man dort gegen hier voraus."

„Und was trieb dich zurück?"

„Ich sagte dir ja, der Hunger, der Hunger nach unseren Menschen, nach unserer Kunst und unseren Idealen, vor allem der Hunger nach unserer Liebe, den mir der Dollar nicht stillen konnte."

„Also Heimweh, ich verstehe. Aber du wirst doch wohl wieder zurückgehen, oder willst du nun in Deutschland bleiben?"

„Nein, Julius, weder das eine noch das andere."

„Weder das eine noch — Nun, so bleibst du hier in der Schweiz; hast vielleicht recht, als Lehrer zumal —"

„Ob sie mich hier oder in Pontresina oder drüben in Arosa verscharren, ist mir gleich, am liebsten läge ich hier oben hübsch sauber zwischen Fels und Eis."

„Mensch — rede nicht so lästerlich — du denkst doch nicht etwa —"

„Julius — nicht so, bitte nicht — ich habe dich gerufen —"

„Doch nicht, um von mir Abschied zu nehmen — Fritz — es ist doch nicht dein Ernst?"

„Doch — aber bitte, laß mich ruhig ausreden — zum Anhören hab' ich dich gerufen — willst du mir diesen Liebesdienst tun?"

„Ja, ich werde dich nicht mehr unterbrechen — verzeih', Fritz."

„Lieber — ich habe nichts zu verzeihen, ich habe nur zu danken, daß du nach all meiner früheren Undankbarkeit doch noch gekommen bist. Und nun — halt — da

Digitized by Google

oben ist eine Bank mit einer Aussicht auf den See — da plaudert sich's gut, da sollst du alles hören, auch das, was ich dir vor Jahren schuldig blieb."

Bald waren wir angelangt, und Kaufung begann leise und langsam zu berichten, während die Sonne mit ihren letzten, müden Strahlen über die kahlen Zacken der Bergriesen in das stille Tal hinabblinzelte.

„Ich weiß, daß du über den Anfang meiner traurigen Geschichte unterrichtet bist, denn du selbst hast den wüsten Gesellen, der ich als Kognakdiakonus war, an das einzige Wesen erinnert, das ihm damals und heute noch heilig ist — Ellinor. Als törichte Kinder — trotz meiner Jahre war auch ich's dazumal in Güttenfelde — haben wir uns liebgewonnen. Als zwei Unglückliche haben wir es büßen müssen und voneinander nicht lassen können. Jetzt wollen wir als zwei treue Kameraden zusammen von dieser Erde gehen, da wir auf ihr zusammen nicht leben können. Fahr' nicht wieder auf, Lieber — hör' mich an — wir sind längst keine sentimentalen Kinder mehr — wir sind zwei todmüde Streiter, die am Ende sind — mit allem! Vielleicht weißt du, daß ich vor Jahren schon zweimal vergeblich um Ellinor angehalten habe, einmal leider als dummer Junge und einmal vor einigen Jahren von Mexiko aus. Ruhig — es ist nichts zu verwundern, es ist alles so einfach, so grausam einfach. Wir haben trotz allen Verboten, Schikanen und Quälereien treu zueinander gehalten und uns Briefe geschrieben, die uns das Leben waren. Ellinor hielt mich mit ihrer grenzenlosen Geduld, ihrer wundervollen Seelengröße vor jeder Verzweiflung zurück, und ich — nun, ich arbeitete eben drauflos — für unsere Zukunft. Da — vor einem halben Jahre starb der Vater. Ich will nichts über ihn sagen, er ist Ellinors Vater, sie hatte ihn lieb trotz aller seiner Härte — ich hatte ja den meinigen auch lieb — zu lieb vielleicht. Die Verhältnisse, in denen Ellinors Mutter und Geschwister zurückblieben, waren nicht glänzend. Ich schrieb an die Mutter und bot ihr meine Hilfe an; nicht mehr so hochmütig, aber ebenso ablehnend wie früher ward mir geantwortet. Da raffte ich mich auf, ordnete meine Verhältnisse in Mexiko und reiste nach Deutschland, um Ellinor vor die Entscheidung zu stellen, dauernd zwischen der Mutter und mir zu wählen. Als ich kam und vorgelassen zu werden bat, wies mich die Mutter mit der Begründung ab: Ellinor sei recht krank und müsse vor jeder Aufregung bewahrt werden. Ich hielt es für einen Vorwand, ich suchte Ellinor aufzulauern — vergeblich! Ich erfragte endlich ihren Arzt, und — Julius — es war Wahrheit — grausame Wahrheit! Ellinor war lungenkrank. Mein letztes, was ich auf Erden hatte, mein einziges sollte ich hergeben — stumm — ohne Erbarmen — ohne Gnadenfrist. Was dann geschah — Lieber — erlaß es mir — es war bitter, bitterer als du denken kannst — aber ich kam zu ihr, und wir sind Brautleute geworden — nicht nur vor Gott, auch vor den Menschen. Drüben in Arosa haben wir unseren Liebesfrühling miteinander geträumt, es war ein kurzer Traum. Aber wir wissen, daß er sich erfüllen wird — unsere Seelen werden sich nicht wieder verlieren, so weit und endlos auch das Jenseits sein mag."

Ich schwieg erschüttert und reichte Kaufung zuckend die Hand — dann, nach langer Pause, wagte ich schüchtern zu fragen: „Und ist sie erlöst?"

„Nein — noch nicht. Vor zehn Tagen haben sie Ellinor nach der Heimat zurückgebracht, gegen ihren, gegen meinen Willen — wozu die Qual? Und nun irre ich hier zwischen den Bergen umher und warte — warte auf meinen Ruf!"

„Worauf — ich verstehe dich nicht —"

„Auf meine Erlösung — wir haben uns Treue gelobt bis ans Ende — verstehst du mich nun?"

„Ich habe also vorhin recht vermutet, du willst —?"

„Ja, ich will!" Fest und feierlich klangen seine Worte durch die Abendstille. Wieder schwiegen wir lange.

Dann begann ich abermals: „Fritz — ich ehre deine Treue — aber hast du ein Recht gerade dazu?"

„Lieber — ich habe es."

„Du wähnst es zu haben — niemand hat es, der noch wirken kann."

„Ich kann es nicht mehr — ohne sie."

Digitized by Google

„Das — verzeih', ich will dir wirklich nicht wehe tun — aber das hat schon mancher gesagt, der vielleicht gleiche Gründe hatte wie du und weniger Gaben, weniger Gelegenheit zur befreienden, erlösenden Tat — Fritz, runzle nicht die Stirn, denke nicht, der hat gut reden — nein, armer Junge, mir geht dein Weh zu Herzen, als wär's mein eigenes. Und doch — du darfst dich nicht werfen lassen, du darfst nicht!"

„Warum nicht? Wenn es mich innerlich treibt, mein Dasein harmonisch mit einem anderen zu schließen, das der letzte Inhalt des meinen war."

„Fritz — er kann es auch bleiben, wird es bleiben, wenn du lebst und kämpfst wie ein Mann! Sie hat gerungen und alles getragen — ein armes Mädchenherz ganz allein all die einsamen Jahre hindurch in einer Welt von Widerwärtigkeit — sie war so tapfer, und du — Fritz, verzeih' — du willst feige sein?"

„Das tut weh, Julius, aber sei's drum — schließlich hast du recht: ich bin vielleicht nicht mehr tapfer, weil ich müde bin, weil ich mein halbes Leben umsonst tapfer war, immer auf falschem Posten. Nun endlich habe ich die alten Scharten so leidlich ausgewetzt; mir neue zu schlagen, erlaß mir! Jetzt will ich nur noch lernen, dem Tod ruhig ins Auge blicken, das ist auch etwas, meinst du nicht?"

„Sicherlich, ich hab's noch nicht versucht; aber ich glaube, es ist viel. Und doch, Fritz, wenn du jetzt dem Leben ins Antlitz zu schauen wagtest — Fritz, mein lieber Fritz, das wäre mehr, viel mehr, das wäre vielleicht das Größte, was ein armseliger Menschenheld vermag."

„Ich bin kein Held, war's nie. Konnte nur opfern, nie erobern, nachgeben immer, nie behaupten."

„Gut, so gib auch jetzt nach, opfere dich deinen Mitmenschen, wie Ellinor sich dir geopfert hat."

„Wenn ich's nur könnte, Julius — wie gern! Wäre ich noch der Künstler, der vor Jahren in mir starb, ich wollte auch ihr Andenken ehren."

„Er starb nicht, Fritz, sicher nicht! So etwas kann ja nicht sterben; wecke ihn nur mit deinem Leid, und er wird dir helfen, es zu überwinden."

„Das ist vorbei, mein Alter, ich hab's versucht, oft und immer wieder — dort drüben hatte ich Zeit, da war's einsam! Einsamkeit schenkt Größe, Licht und Wahrheit; mir aber gab sie nur noch die letzte, und diese Wahrheit war unerbittlich. Ich kann nur noch Stunden geben — ein und auch zwei Dollar das Stück — und dann meinen Jammer in Tönen besingen, die niemandem neu sind, nicht einmal mir selber, das ist alles!"

„Fritz, du frevelst an dir —"

„Nein, Lieber, sondern ich habe endlich, endlich aufgehört, mich und andere zu belügen!"

Hastig war er bei diesen erregten Worten aufgesprungen und wollte forteilen.

Ich stürzte ihm nach und hielt ihn fest: da faßte er sich mühsam und sagte: „Laß, laß, mein Alter — wir wollen so nicht scheiden — auch ich brauche meine Ruhe, und du hast es erst recht nicht um mich verdient, daß ich dich um die deinige bringe. Ja, komm, laß uns friedlich zu Tal steigen, es wird kühl hier oben."

Und wir stiegen hinab, während die Dämmerung sank.

Unten bat ich ihn dringend, bei ihm bleiben zu dürfen in den schweren Tagen; er schlug es mir ab, ruhig, aber bestimmt.

Dann küßten wir uns schweigend und schieden — für immer.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche darauf verunglückte Fritz Kaufung am Morteratschgletscher. Man fand ihn nicht, er lag wohl, wo er liegen wollte, sauber zwischen Fels und Eis. — —

Als ich heimkam, suchte ich mir sein schönstes Jugendbild hervor und schmückte es mit einem schlichten Immortellenzweig. — Wie gern hätte ich Lorbeer gewählt!

Digitized by Google

Bergsturzgebiet bei Elm mit Sardona, Mörderhorn und Tschingelhörnern.

Das Sernftal und seine Bewohner

Kulturhistorische Skizze

von

Ernst Stöckhardt

(Nachdruck ist untersagt.)

„Auf den Bergen ist Freiheit!" Als Friedrich Schiller in seiner unvergänglichen „Braut von Messina" diese Sentenz Berengar in den Mund legte, hatte er sicherlich die einsamen Hochgebirgszüge der Alpen im Sinn, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". Gibt es auch dort, wohin ich den freundlichen Leser heute führen will, noch genug der Qual — wie überall —, so ist es doch das Land, wo die freiheitliche Selbstregierung des Volkes in so vollkommener Weise durchgeführt ist wie nirgends sonst, das kleine, aber hochinteressante Glarnerland.* Hier ist die oberste Legislative und Wahlbehörde die Landsgemeinde, d. h. die Versammlung aller stimmfähigen Bewohner des Kantons. Vorberatende Behörde ist der aus siebzig, durch die Gemeinden gewählten Mitgliedern bestehende Landrat, vollziehende und verwaltende der aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungsrat, dessen Präsident den Titel Landammann führt. Die Gerichtsbarkeit wird durch ein Zivil-, ein Kriminal- und ein Augenscheingericht ausgeübt, über denen der Appellhof als Obergericht steht. Alle Beamte in Staat und Gemeinde, Geistliche und Lehrer inbegriffen, werden je nach drei Jahren der Wiederwahl unterworfen — und wiedergewählt, wenn nicht ganz triftige Gründe dagegen sprechen, eine Einrichtung, die sich als durchaus zweckmäßig bewährt hat. Die Autonomie der Gemeinden ist in weitgehendster Weise entwickelt, so daß eine jede ein selbständiges kleines Gemeinwesen für sich bildet, und in Gemeinde und Staat stehen dem einzelnen Bürger alle nur wünschbaren

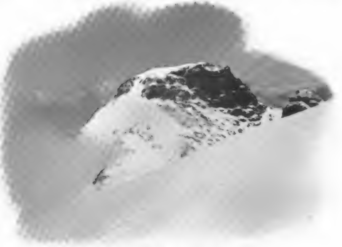
* Vgl. „Führer für Glarnerland und Walensee." Herausgegeben vom Verkehrsverein des Kanton Glarus, verfaßt von Dr. Ernst Buß. Glarus 1898.

Digitized by Google

Rechte (Antragstellung, Initiative, Rekurs usw.) offen, so daß der Gedanke der Freiheit des einzelnen, der Gemeinde und des Volkes von unten bis oben im vollsten Umfange tatsächlich verwirklicht ist.

Ein freieres Volk als das Glarnervolk gibt es nicht. Es ist jedem politischen und sozialen Fortschritt zugänglich, ja in manchem ging die Glarner Landsgemeinde bahnbrechend voran, wie sie das erste Arbeiterschutzgesetz in Europa geschaffen hat. Heute ist der kleine Kanton eines der blühendsten Gemeinwesen der Eidgenossenschaft. Seine Hauptbeschäftigung ist die Industrie. Mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung ist in über achtzig Fabriken beschäftigt, ein höherer Prozentsatz als selbst in England. Obenan steht die Textilindustrie und als Spezialität die Handdruckerei, d. i. die Fabrikation von sogenannten Türkenkappen (Fez), von bunten Turbanen und schleierartigen Kopftüchern, mit welchen im Orient die Männer den Kopf schmücken, die Frauen ihr Antlitz verhüllen. Glarus macht in dieser Spezialität

einzige ebene Wiesental des Kantons, vom grünen Linthfluß durchströmt, ist von freundlichen Ortschaften mit hübschen, meist spitztürmigen Kirchen belebt, beiderseits überragen schroffe, kahle Felsgebirge, ohne Vorberge vom Talboden aufsteigend, bis zu der kolossalen Höhe von 2920 Metern (Ruchen-Glärnisch), während sich am mittäglichen Talschluß die imposante Tödigruppe gar bis zu 3623 Metern erhebt. Dort, im Örtchen Linthtal, wo das weltbekannte Bad Stachelberg liegt und die neue großartige Kunststraße über den 1952 Meter hohen Klausenpaß nach Bürglen an der Gotthardroute beginnt, endet die Eisenbahnlinie, welche bei Weesen in die von Zürich nach dem Rhein über Sargans führende Bahn einmündet. Wenige Stationen rückwärts, just in der Mitte zwischen dem stattlichen, ehrwürdigen Glarus und Linthtal, liegt in weitem, von hohen Gebirgsstöcken umrahmtem Talkessel das überaus malerische Schwanden, die größte Ortschaft des sogenannten Hinterlandes, wo der wilde Sernfbach in die tosende Linth



Der Hausstock bei Elm (3156 m).

dem fernen Morgenlande die Mode. Der nur 38000 Einwohner, meist Protestanten, zählende, 13½ Kilometer umfassende Kanton besteht aus zahlreichen sterilen Gebirgsstöcken und einigen wenigen Hochtälern, in denen großartige Fabrikanlagen überraschen. Das

einmündet und das Sernftal, auch Kleintal genannt, beginnt. Eine Wanderung durch den Ort zeigt wenig Bemerkenswertes; die wenigen Menschen auf den engen Straßen, in unschöner städtischer Kleidung, erregen kein Interesse. Leider ist im Glarnerland eine

Digitized by Google

eigentliche Nationaltracht nur selten zu finden. Es ist, wie wenn der grandiose Ernst der Natur ringsum auf die Gemüter der dort hausenden Menschen niederdrückend eingewirkt und ihnen den Geschmack an farbenfreudiger Nationaltracht geraubt hätte. Einige große Fabriken am Ausfluß des Sernfbaches in die Linth am Fuße des Kärpfstocks beeinträchtigen die Schönheit dieses Talwinkels nur wenig. Das Kärpfstock-Gebiet, welches sich von Schwanden bis Elm südlich des Sernfbaches hinzieht, erfreut sich von alters her des seltenen Ruhmes, als Paradies für die Gemsen gelten zu dürfen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat die Landsgemeinde nachgewiesenermaßen dem Kärpfstock seinen Charakter als „Freiberg" zu wahren gewußt und trotz aller gegenteiligen Versuche der Jäger und Alpbesitzer verhindert, daß durch Öffnung des Gebietes für die allgemeine Jagd der dortige Wildstand dezimiert werde. Nach einer alten Bestimmung war gegenüber dem strengen Jagdverbot im Freiberg einzig die Ausnahme festgesetzt, daß jedem Hochzeiter auf Verlangen zwei Gemsen gegeben werden. Außerdem durfte für den jeweiligen Landammann durch einen sogenannten Freibergschützen jährlich ein Tier geschossen werden. Infolge dieser Schonung fristet das Volk der Gemsen am Kärpfstock ein ungestörtes Dasein und wird auf zwölfhundert bis vierzehnhundert Stück geschätzt. Neuerdings wird jedoch darauf hingearbeitet, den Freiberg der allgemeinen Jagd zu öffnen, da der Wildschaden ungeheuer sei.

Von Schwanden führt eine gute Poststraße anderthalb Stunden unausgesetzt bergan, immer hoch über dem tosenden Sernfbach, nach Engi, einem großen reformierten Dorf, das sich auf dem verbreiterten Talboden aus malerisch verstreuten Häusergruppen zusammensetzt. Die Großindustrie ist durch eine Baumwollweberei und ausgedehnte Schieferbrüche vertreten, diese teils in Stollen, teils durch Tagbau betrieben. Schwarze Löcher in schwindelnder Höhe an schier senkrechten Felswänden sind die Eingänge in die Stol-

Alte Brücke bei Engi im Sernftal.

len. Ihre Produkte, Tischplatten, Wandtafeln u. a., im Werte von 150 000 bis 200 000 Franken jährlich gehen in die ganze Welt. Diese schieferhaltigen sogenannten Plattenberge oberhalb Engi wurden schon zu Römerzeiten ausgebeutet, wie aufgefundene römische Münzen und namentlich die Mosaikböden eines bei Kloten aufgedeckten römischen Baues, zu welchem Sernftalschiefer verwendet worden waren, beweisen. Schiefertische von Engi waren das erste gewerbliche Produkt, welches die Glarner exportierten; ein deutscher Schreiner aber, namens Bellersheim, der anfangs des siebzehnten Jahrhunderts in Ennenda lebte, stellte die ersten in Hartholz eingefaßten Schiefertische her, die nebst Schreibtafeln und Griffeln rasch Absatz in der ganzen Welt fanden und so die erste Veranlassung wurden, daß die Glarner sich allmählich zu einem hervorragenden Handels- und Industrievolk entwickelten. In Engi und Matt bildete sich eine Korporation, die Plattenberger, die fast ausschließlich vom Schieferbau lebte, anfangs des neunzehnten Jahrhunderts aber bis auf nur zwölf Mit-

Digitized by Google

glieder zusammengeschrumpft war, denn die inzwischen entstandene auswärtige Konkurrenz und der kostspielige Transport auf dem Rücken, noch dazu auf lebensgefährlichem, durch Lawinen bedrohtem Saumpfad, beeinträchtigte den Absatz. Erst seit Ausführung einer Straße zunächst bis Engi, der längst wieder verlassenen alten Straße, kam der Bergbau neuerdings in Flor. Noch aber waren die Lebensbedingungen der Talgemeinden überaus traurige; Weiber und Kinder mußten im Sommer nach den wohlhabenderen Kantonen, nach Württemberg auswandern, um durch Feldarbeit und Betteln einen kümmerlichen Unterhalt zu finden. Seit Fahrbarmachung des ganzen Tales, durch die aufblühende Industrie in Engi und Matt haben sich die allgemeinen Verhältnisse in erfreulicher Weise gehoben, in den Plattenbergen arbeiten etwa zweihundert Leute. Einen noch kräftigeren Aufschwung wird die im August 1905 in Betrieb gesetzte Schmalspurbahn Schwanden—Elm bringen, die namentlich den jahrelangen, rastlosen Bemühungen des Ständerats Leonhard Blumer zu danken ist, welcher als erster Industrieller in das einsame Tal zog, indem er im Jahre 1865 eine Baumwollspinnerei zu Engi begründete und seither mit Hilfe eines von ihm selbst geschulten tüchtigen Arbeiterstammes von Talbewohnern zu hoher Blüte brachte. Durch seinen im Januar 1906 erfolgten Tod hat das Sernstal einen kaum zu ersetzenden Verlust erlitten.

Bemerkenswert ist die hochinteressante Fauna, welche sich besonders in den Schiefern von Engi findet. Dort wurden bisher Versteinerungen von siebenundzwanzig Fischarten, zwei Schildkröten und zwei Vogelarten entdeckt.

An der Straße entlang ziehen sich aneinandergebaut Reihen merkwürdiger niedriger Häuschen, wie für Zwerge. Das ist die sogenannte Geißstatt, auch Geißgäden genannt, zur Unterbringung der großen Ziegenherden bestimmt, welche im Herbst von den Almen, ihrem lustigen Sommeraufenthalt, herabkommen. In Engi allein zählt man sechshundert Ziegen, aber auch weiter hinauf, bis zum Talschluß hinter Elm, sieht man diese originellen Zwergbauten. Prächtig ist hier der Rückblick über eine uralte steinerne Brücke weg, die zum alten Saumpfad führt, mit dem imposanten hohen Glärnisch im Hintergrund. In fortwährender Steigung gelangt man nach dem Dorfe Matt mit der ältesten (reformierten) Kirche des Kantons, 1273 erbaut, noch ohne Orgel, deren Spitzturm mit dem dreihundertjährigen Riesenahorn daneben weithin sichtbar ist und namentlich in der Dämmerstunde überaus malerisch wirkt. In diesem Pfarrhaus erblickte der später so berühmt gewordene Paläontologe Oswald Heer das Licht der Welt. Auch hier befindet sich eine große Spinnerei. Die Leute von Matt sind in vielen Beziehungen anders geartet wie die „rechten" Glarner. Für solche gelten sie nicht, es wird vielmehr allgemein angenommen, daß sie rätischen Ursprunges und vor undenkbarer Zeit aus dem benachbarten Bündnerland eingewandert seien. In der Tat haben ihre Gesichtsbildung und Gebräuche viel Ähnlichkeit mit denen der Bündner; unter anderem haben sie auch die uralte, von heidnischen Zeiten überkommene Fastnachtsitte, das sogenannte Scheibenfliegen, mit jenen gemein. Wie an vielen Orten in den deutschen Alpen zur Sommersonnenwende die Jugend sich mit Springen über brennende Holzstöße und Schleudern angeglühter Holzscheiben unter Beifügung von Herzenswünschen vergnügt, so in Matt am Fastnachtabend, ein Brauch, der sich nirgends sonst im Glarnerland findet. In Matt fand ich auch noch kleidsame Nationaltracht.

Wieder erheben sich zu beiden Seiten des schmalen Tales unermeßlich hohe senkrechte Felswände mit merkwürdig gewundenen Steinschichten. Deutlich erkennt man hier, wie diese starren Felsen einst in weichem, wenn nicht flüssigem Zustande sich durcheinander schoben, doch bleibt rätselhaft, wie sie plötzlich erstarrt zu sein scheinen. Bei einer Wegbiegung öffnet sich der Blick unvermittelt nach Süden, und ein Kranz imposanter vergletscherter Hochgebirgsgipfel liegt vor unseren bewundernden Blicken: die Sardonagruppe mit dem Piz Segnes, die vielzackigen Tschingelhörner, der Ofen mit dem ausgedehnten Bündnerbergfirn, das Zwölfihorn, der Vorab — ein ebenso großartiges wie malerisches Bild, erhöht noch durch den jetzt dicht an unserer Seite schäumenden Wildbach. Und mit jedem Schritt fast erweitert

Digitized by Google

sich noch das Panorama. Jetzt gelangen wir in die Region des fürchterlichen Bergsturzes, welcher am 11. September 1881, einem Sonntagnachmittag, neunzig Hektar Land mit dreiundachtzig Gebäuden verschüttete und hundertfünfzehn Menschenleben kostete. Wir sind in direkter Luftlinie noch gut eine halbe Stunde vom Tschingel entfernt, von dem sich damals die Bergwand loslöste, und schon ist alles ringsum mit hausgroßen Felsentrümmern übersät. Unwillkürlich mißt man ängstlich prüfend die benachbarten Berge, ob nicht einer davon wieder einstürzen möchte, drohend genug ragen sie empor. Unnötige Sorge! Durch Schaden gewitzigt, ist man von dem früher allzu leichtsinnig betriebenen Tagbau, der allmählich den Berg unterminiert und so das Unglück herbeigeführt hatte, zu dem ungefährlichen Stollenbau übergegangen, denn auch Elm lebt großenteils vom Bergbau. Wo das Tal nach Südwesten abschwenkt und glücklicherweise die Trümmer des Bergsturzes nicht mehr hingelangten, liegt das alte bescheidene Kirchlein von Elm, an dessen Portal zwei kolossale schwarze Marmorplatten die Namen aller an jenem Schreckenstage Umgekommenen verzeichnen. Die grausigen Einzelheiten freilich erzählen sie nicht, aber im Volke leben sie desto frischer fort. Wie ein junges Elternpaar der Berghalde zu flüchtet, jedes ein herziges Kind auf dem Arm, die Mutter entkommt, der Vater aber mit seiner teuren Last wird dicht neben ihr verschüttet. Oder wie eine Taufgesellschaft fröhlich beisammen sitzt, von einem Vorübereilenden gewarnt, flüchten will, aber alle unter den Trümmern des Hauses begraben werden, wie dann nach mehreren Tagen die Großmutter lebend ausgegraben wird, eingekeilt neben ihrem erschlagenen Mann! Unmöglich, auch nur annähernd alle die entsetzlichen Szenen zu schildern, welche sich an jenem Sonntag ereignet haben. Nur um

Matt im Sernftal.

einen Begriff von der Gewalt des Luftdrucks zu verschaffen, den die fallende Bergwand in drei rasch aufeinanderfolgenden Stürzen erzeugte, mag noch von dem Knaben berichtet sein, der, aus dem Tal wegfliehend, sich hoch oben am Freiberg, aus einer langen Ohnmacht erwachend, wiederfand.

Hübsche Schweizerhäuser sind um das Kirchlein gruppiert, meist von wohlgepflegten, freilich bescheidenen Gärtchen umgeben, in welchen Geranien, Eisenhut, Rittersporn und andere wetterharte Blumen blühen. Elm ist das letzte und höchstgelegene Dorf des Tals, 982 Meter hoch, eine Sommerfrische par excellence. Die älteren Gasthäuser im Dorf erfreuen sich eines vortrefflichen Rufes; eines davon ist das Muster

eines altschweizerischen Patrizierhauses, die hölzerne Vertäfelung, das reiche Schnitzwerk der breiten, vielfensterigen Hauptfassade ins tiefste Sepia nachgedunkelt. Wenige Minuten oberhalb des Dorfes liegt auf freier, aussichtsvoller Halde das im Châletstil erbaute große und komfortable Kurhaus, der beliebte Sommeraufenthalt namentlich schweizerischer Aristokraten. Hier genießt man einen Rundblick von seltener Großartigkeit, denn außer den schon angeführten Gebirgsriesen erblickt man jetzt nach Mitternacht zu das Foostöckli über dem grünen Campadunergrat, die vielgipflige Scheibe, den großen, fast horizontalen Sardonagletscher, die nahe Pyramide des Mörderhorns. Wie ein Fenster öffnet sich hoch oben im Massiv der Tschingelhörner eine durchgehende Höhle, das zehn Meter hohe Martinsloch, durch welches regelmäßig am 1. Oktober und 12. März die Sonne direkt auf Elms Kirchlein herabscheint. Rechts folgen Ofen, das Laaxerstöckli, Piz Grisch usw. Im Westen aber thront der bisher verdeckt gewesene imposante Hausstock, 3152 Meter hoch, mit weitläufigen Gletschern und mehreren interessant geformten Trabanten. Diese herrliche Landschaft, die reine, kräftige Luft, die gänzliche Abgeschiedenheit machen Elm hervorragend geeignet für ein ungetrübtes heilsames dolce far niente. Hier endlich gibt's auch keine Fabrikschlote, keine blaßwangigen Fabrikarbeiterinnen. Hochgewachsene, kräftige, sonnverbrannte Leute, gesunde, saubere Kinder bilden die erfreuliche Staffage des lieblichen Talbildes. Ein noch unentnervtes Geschlecht alemannischer Abstammung von kernhafter, urwüchsiger Art hat sich in diesem weltfernen Erdenwinkel erhalten mit altertümlichen Sitten und Gebräuchen. Als echtes Hirtenvolk nährt es sich hauptsächlich von Milch, Butter, Käse und dergleichen; Völlerei und deren traurige Folgen, Diebstahl, Raub, Totschlag, sind hier unbekannt. Der letzte, vor zweihundert Jahren geschehene Giftmord, vom reuigen Mörder selbst vor seiner Hinrichtung in einem siebenunddreißig Strophen langen Gedicht verewigt, bildet noch heute moralisierenden Unterhaltungsstoff, wenn die Leute abends in traulicher Runde am Ofen sitzen, schnitzend und spinnend.

Im Sernftal.

Charakteristisch für die hier geübte Selbstzucht und Ehrlichkeit ist das sogenannte „Loben". Jedes Frühjahr findet nämlich ein „Lobtagwen" statt, das ist eine Gemeindeversammlung, wo jeder Bürger freiwillig angeben (geloben) muß, ob und wieviel Holz er etwa außer dem ihm rechtlich zukommenden im letzten Jahre geschlagen hat; das Mehr ist sofort zu bezahlen, die Sache damit erledigt. Verheimlichung wird mit allgemeiner Verachtung bestraft, kommt aber kaum je vor. Bei besonderen Anlässen lieben die Elmer eine, wenn auch schlichte Feierlichkeit. Dabei erscheinen die Männer in schwarzer Kleidung mit dem vielleicht schon vom Urgroßvater überkommenen, komisch genug aussehenden hohen Zylinderhut. Des lästigen langen Rockes entledigen sie sich gleich nach der Zeremonie und sehen nun in den sauberen weißen Hemdärmeln recht schmuck aus. Frauen und Mädchen sieht man auch an Wochen- und Festtagen nur in dunklen Kleidern, alle aber, gleich den Männern, stets mit Blumen geschmückt. Die düstere Tracht soll seit dem Bergsturz Mode geworden sein. Auffallenderweise arbeiten die Leute selbst bei glühender Sonne auf dem Felde, mit seltenen Ausnahmen, barhaupt; die kräftige Höhenluft paralysiert die

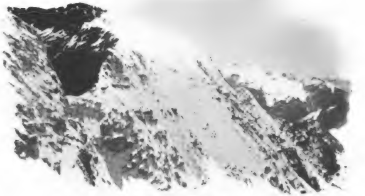
Digitized by Google

Sonnenglut. Das fröhlichste Fest der Elmer, die Kirchweih, gipfelt stets in einem mehrtägigen Tanzvergnügen. Einige Burschen, die sogenannten Spielbuben, mieten ein Lokal und laden ihre Bekannten zum Tanz. Vom Hut herabhängende lange weiß-rote Bänder, künstliche Blumensträuße und Federn am Hut kennzeichnen sie als Festordner. Der erste Tanz gehört ihnen, dann sammeln sie von den anderen Tänzern den festgesetzten Beitrag, wofür jedem ein Rosmarinsträußchen angesteckt wird, und nun beginnt der allgemeine Reigen. Die hier meist mit Recht so genannten „ländlichen Schönen" tragen Kränze aus Rosmarin und Nelken im Haar, was sie allerliebst kleidet. Eine Lust, diese jugendfrischen, sehnigen Paare sich im fröhlichen Tanz schwingen zu sehen! Den Fremdling betrachten sie freilich nicht mit allzu freundlichen Blicken, sie wollen unter sich sein.

Von den zahlreichen interessanten Wanderungen und Bergtouren, die von Elm aus unternommen werden können, will ich nur eine schildern. Eines Morgens machte ich mich mit einem erfahrenen Führer auf den Weg nach dem Panixer Paß. Der Weg ist übrigens gefahrlos und kaum zu fehlen. Er steigt anfangs im Tal gemächlich bergan, vorüber an einer Drahtluftbahn, an welcher die Produkte aus dem wohl tausend Meter höher gelegenen Bergwerk zu Tal schweben, dann an verstreut liegenden Bauernhöfen und dem Weiler Hintersteinibach, der im Jahre 1840 ebenfalls durch einen Bergsturz verwüstet worden war, jetzt aber stattliche Bauernhäuser zeigt. An der Erbsbrücke führt ein Bergpfad hinauf zum gigantischen Hausstock, dessen Gletschermoräne sich fast bis zum Wege zieht; wir aber wenden uns der anderen Richtung zu und erreichen in steilem Anstieg hoch über dem wilden Jätzbach die einsamen Almen Im Loch und Obere Stafel. Noch eine scharfe Steigung um den hier mäßig hoch erscheinenden Gipfel des Rinkenkopfs (2628 Meter) herum, durch die sogenannte Gurgel, eine Klamm zwischen letzterem und den südlichen Moränen des Vorab (3025 Meter), und die Schutzhütte am Panixer Paß (2407 Meter) ist erklommen. Hier hielten wir wohlverdiente Rast, und gespannt lauschte ich der Schilderung meines ergrauten Führers von den im Tal noch unvergessenen schauerlichen Einzelheiten jenes bekannten fluchtartigen Überganges des Fürsten Suwaroff über die schwer zugängliche, unwirtliche Paßhöhe an der Spitze einer durch verlorene Schlachten, Hunger und Entbehrungen aller Art verkommenen Armee von 25000 Russen mit Pferden und Kanonen in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1799. Jene Nacht war kalt und finster, Wege und Stege waren verschneit, Männer aus Elm waren gezwungen worden, die vor der französischen Armee sich zurückziehenden Russen zu führen. Schon am Jätzbach wurde die Lage der Russen verzweifelt; ein fürchterlicher Schneesturm, Lawinen und abbröckelnde Felsstücke rissen Menschen und Tiere in die ungeheuren Abgründe. Von den Eisnadeln geblendet, stürzten namentlich am „Brückli am Hexeneck" zahllose Krieger ab, die Elmer Führer aber hatten die allgemeine Verwirrung benutzt, zu verschwinden. Grausam und blutig ist der Krieg, und oft grauenhafte Erlebnisse

Sernfbach mit Tschingel.

der einzelnen wie ganzer Heere sind sein Gefolge. Zu den grauenhaftesten Geschehnissen aller Zeiten gehört diese in der Geschichte einzig dastehende Verzweiflungstat eines tollkühnen Heerführers. An Ort und Stelle ward dieser Eindruck übermächtig. Der Saumpfad führt dann an der Alp Meer und den Moränen des Meergletschers vorüber hinab nach dem romantischen Panix und dem sonnigen Ilanz an der Mündung des Hinterrheins in den Vorderrhein. Wir aber kehrten zurück nach dem lieben Elm.



Hausstock mit Tödigruppe.

Ein überaus interessantes Buch über seine Hochgebirgstouren im Elmer Gebiet, mit zahlreichen prächtigen Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen, hat Dr. Karl Frey herausgegeben.* Unter vielem anderen schildert er darin die von ihm in Begleitung der ausgezeichneten Bergführer Zentner und Kubli am 7. August 1904 glücklich durchgeführte, überhaupt erstmalige und bisher einzige Bezwingung des Hinteren Zwölfihorn (2740 Meter). Von den siebeneinhalb Stunden, die zum Aufstieg gebraucht wurden, fielen zwei Stunden auf höchst gefahrvolle Kletterei. Ungern versage ich mir, hier einen größeren Abschnitt dieser drastischen Schilderung abzudrucken. Nur einige kurze charakteristische Stellen mögen Platz finden. Es heißt da: „Nachdem der schwierige Einstieg in die Felsen überwunden ist, gelangen wir anfänglich ganz gut durch Kamine aufwärts; wir können uns oft alle drei gleichzeitig bewegen, oder doch wenigstens Zentner und ich, während Kubli in der Mitte feststeht. Aber bald hört das auf; die kleinen Bänder werden schmäler, die Wand immer steiler und übergewaltig herabdrohend, und die ersten Stellen kommen, wo Zentner abgeschlagen wird. Da heißt es denn, auf kleinen Vorsprüngen oft fünf, oft zehn Minuten unbeweglich ausharren, während nichts als die lautlose, wollige Weite des Morgenhimmels einen umgibt, und nur dann und wann Steine von oben vorbei- und hinunterfliegen, um tief erst zerplatzend aufzuschlagen. Wenn es der unerhörten Steilheit wegen überhaupt möglich ist, so ziehe ich schnell meinen Apparat aus der Tasche und photographiere die voranschreitenden Führer. Aber meistens sehe ich ja nur ihre Schuhnägel, und oft ist das straffgespannte Seil gar die alleinige Verbindung zwischen uns. Wir nähern uns jetzt unter fortwährender Zunahme der Schwierigkeiten einer kritischen Stelle, wo sich das Schicksal unserer Expedition entscheiden muß: eine kahle, fast senkrechte Felskante will erstiegen sein. Aber Zentner läßt seinen Pickel zurück und turnt mit seinen spinnenlangen Armen und Beinen

* „Aus den Bergen des Sernftales.“ Alpine Erlebnisse und Erinnerungen (1896 bis 1904) von Karl Frey. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich 8°. XI, 142 S. Preis 3 Fr.

Digitized by Google

hinauf, daß es eine Freude ist. Kubli folgt, wir seilen die Pickel nach, und schließlich krabble auch ich über das schlimme Eck empor ..." Nach einer viertelstündigen Rast auf der beiderseitig senkrecht abfallenden Gipfelmauer beschließen sie den Abstieg durch ein tief eingehöhltes Kamin: „... ein schwarzer, unheimlich feuchter Schlund gähnt vor uns und nimmt uns einen nach dem anderen in sich auf. Das Gestein ist über die Maßen faul, und mir, als Vorausgehendem, liegt es ob, alles Lose wegzuräumen. So geht denn unserem langsamen Niederstieg unaufhörlich eine donnernde Salve von Felsbrocken voraus. Nie bewegt sich ein Obenstehender, ohne daß die Unteren sich hinter irgendeinem Vorsprung oder in einer nassen Kluft geborgen hätten. Endlich aber weitet sich doch der schaurige Trichter, das Abwärtsklettern wird leichter, und wir haben nun die Wand, die wir am Morgen erklommen, gerade uns seitlich gegenüber ... Mit den Zwölfihörnern aber ist einer der intimsten Reize des Sernftals erschlossen worden: sie sind sozusagen die Dolomiten darin ..." Vierzehn Tage später verunglückte Jakob Kubli, dem das Buch gewidmet ist, am Gipfel des Tödi.

Aus der Kinderzeit

Wo sind die Zeiten der blauen Flieder-
Büsche, vom Frühlingswinde gewiegt?
Ich sehe die Sonne der Tage wieder,
Da ich mich selig ans Glück geschmiegt.

Und Weinlaub rankt sich um meinen Himmel,
Vom Berge herüber grüßt der Wald,
Und unten schnaubt mein Märchenschimmel,
Daß meine Zauberburg widerhallt.

Du Zeit der glühendsten Abendröten,
Du Zeit voll Morgenduft und -glanz,
Wie warst du frei von Sorgen und Nöten,
Wie lieblich schwebte dein Stundentanz!

Ihr meiner Kindheit Silberglocken,
Warum seid ihr auf ewig stumm?
Erinnerung rief euch, und erschrocken
Fragt ihr ganz leise mich: Warum?

Warum ich eure süßen Töne
In stillen Träumen mir beschwor?
Weil ich an all das Wunderschöne
Den treuen Glauben nicht verlor.

Richard Schaukal

Digitized by Google

Die Fremde

Novelle

von

Betty Rittweger

(Nachdruck ist untersagt.)

„Verstehst du das, Heilwig?" Mit der Frage läßt Thora von Westerkron, die ältere der beiden großen, blonden Schwestern, das Briefblatt sinken, und zwei erstaunte Augenpaare tauchen ineinander. „Harald verlobt — mit einem Professorstöchterlein. In vier Wochen Hochzeit —"

„‚Wegen der wir uns aber nicht zu inkommodieren brauchen, da sie in aller Stille stattfindet'; nicht wahr, so schreibt er doch? Und da: ‚Meine Frau und ich, wir wollen die Zimmer im linken Flügel bewohnen, und ich bitte Euch, alles herrichten zu lassen und, was fehlt, nach Eurem Ermessen anzuschaffen.'"

„‚Ruth bringt keine Aussteuer an Möbeln mit. Die Zeit ist ja so knapp, und ihr Vater ist im Begriff, eine Forschungsreise nach dem Orient anzutreten. Ruth sollte solange in einer Pension Aufnahme finden, da sie keine nahen Verwandten hat. Da halten wir's nun für das beste, so schnell als möglich zu heiraten. Ruth besitzt ein kleines Vermögen von ihrer verstorbenen Mutter, das soll ihr auf Wunsch meines Schwiegervaters sichergestellt werden, für Leben und Sterben.'"

„‚In unseren Beziehungen, meine lieben teuren Schwestern, ändert meine Heirat nichts. Wir bilden nach wie vor eine Familie, und ich hoffe, Ihr werdet meine kleine Ruth bald liebgewinnen. Sie ist sehr klein — sie ist — ach nein, ich kann sie Euch nicht beschreiben. So etwas Süßes, Zartes, Reizendes läßt sich nicht beschreiben. Und wie klug sie ist, eine wahre Gelehrte! Daß sie mich hausbackenen Kerl mag, ist mir wie ein Wunder.'"

„‚Ich bin der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden, und ich segne den Tag, an dem ich den Entschluß faßte, einen Teil der glänzenden Ernteerträgnisse des vergangenen Jahres zu einem Aufenthalt in Italien zu verwenden.'"

Die Schwestern haben abwechselnd das Briefblatt zur Hand genommen und die verschiedenen Sätze laut vorgelesen unter fortwährendem Kopfschütteln. Und nun schauen sie sich wieder erstaunt an. Das kommt so plötzlich. Das ist alles so eigentümlich. Heilwig und Thora von Westerkron leben seit dem frühen Tode der Eltern ganz dem einzigen Bruder, der, an Jahren erheblich jünger, ihnen diese zärtliche Sorge mit inniger Liebe vergilt. Die drei Geschwister führen ein gleichmäßiges, tätiges Leben in dem alten Herrenhause. Die Schwestern haben nie daran gedacht, sich zu verheiraten, weil sie der Ansicht waren, sie seien dem Bruder unentbehrlich, und auch, weil kein anderer Mann in ihren Augen mit ihm nur annähernd zu vergleichen war. Sie würden sich niemals von ihm trennen, auch nicht wenn eine junge Frau ins Haus kam. Heiraten mußte Harald natürlich. Der Name Westerkron stand in männlicher Linie nur noch auf seinen zwei Augen. Harald hatte die Pflicht, ihn fortzupflanzen. Die Schwestern hielten fortwährend Umschau unter den Töchtern des Landes, um die herauszufinden, die in jeder Beziehung passend sein könnte. Harald war aber niemals auf ihre Pläne eingegangen. Er vermißte nichts. Das Leben zu dreien behagte ihm, wie er den Schwestern versicherte, vorläufig noch zu gut, um eine Änderung herbeizuführen oder auch nur zu wünschen.

Nach dem letzten Weihnachtsfest — man lebte jetzt im März — hatte der junge Guts-

Digitized by Google

besitzer eine Reise nach Italien angetreten. Nicht gerade aus unbezwinglicher Sehnsucht nach dem Lande der Kunst, sondern mehr, weil es dazu gehörte, mal zu reisen.

Getrost ließen die Schwestern ihn ziehen, und sie waren zufrieden, wenn alle paar Tage eine Ansichtskarte kam. Harald war kein Briefschreiber, das wußten sie, und deshalb hatte schon das dicke Kuvert ihr Erstaunen erregt. Und nun dieser Inhalt!

Harald verlobt! Ohne Zutun der Schwestern hatte er draußen in der fremden Welt, weit, weit von der nordischen meerumschlungenen Heimat, ein fremdes Mädchen gefunden, und dieses Mädchen wollte er in vier Wochen zu seiner Frau machen! Ach, sie hatten sich das so ganz anders gedacht. Haralds künftige Gattin, die Herrin von Westerkron, hatten sie in Gedanken stets in nächster Nähe gesucht. Ein blondes, blauäugiges Nordlandskind sollte es sein, groß, stattlich, stark, wie die Westerkrons es waren. Von gleicher Art. Mit vollen Kisten und Kasten sollte sie einziehen ins alte Herrenhaus, nachdem im großen Kreis alteingesessener Familien eine laute, fröhliche Hochzeit gefeiert worden war. Wie es sich gehörte. Und nun? Wie schreibt er? „Sie ist sehr klein — so etwas Süßes, Zartes, Reizendes läßt sich nicht beschreiben", und: „die Hochzeit soll in aller Stille stattfinden". Heilwig und Thora von Westerkron können sich nur schwer in all das finden. Doch bald erkennen sie, daß es ihre Pflicht ist, sich des Glückes, das der Bruder gefunden, zu freuen und der Fremden eine Stätte in ihrem Herzen zu bereiten. Die Einigkeit der Westerkronschen Geschwister ist sprichwörtlich in der ganzen Gegend, sie muß auch eine solche Probe bestehen können.

Schon am Abend dieses Tages sitzen die Schwestern stundenlang und stellen eine Liste auf, was zu beschaffen ist, um die Zimmer für das junge Paar einzurichten. Es fehlt nicht viel, da reichlich Möbel vorhanden sind. Die Hauptsache ist eine neue Schlafzimmereinrichtung, sonst braucht's nur da und dort ein Stück zur Ergänzung. Für die soliden alten Polstermöbel, die, aus der nüchternsten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts stammend, schon mehreren Generationen gedient haben, sind neue Bezüge notwendig. Den Schwestern dünken die Sofas und Sessel wundervoll, als sie aufpoliert und mit farbenprächtigem Plüsch bezogen sind.

„Das kleine Eckzimmer mit der Aussicht nach dem Park laßt leer," so hat Harald in einem zweiten Brief angeordnet, „Ruth will es sich nach ihrem Geschmack mit ihren Sachen von zu Hause einrichten." —

Der Tag der Ankunft ist da. Der Wagen ist zur Station geschickt worden, und am reich mit Girlanden und einem prangenden „Willkommen" geschmückten Portal, zu beiden Seiten der Freitreppe, harren das Personal und der Lehrer mit der Schuljugend der Herrschaft. „Sie kommen — sie kommen!" so meldet ein ausgeschickter, schnellfüßiger Blondkopf, und dann hält der Wagen. Das junge Paar steigt aus und lauscht einem Gesang der Kinder und der Begrüßungsrede des Verwalters. Oben auf der Freitreppe stehen, dicht nebeneinander, die Schwestern, groß, blond, blauäugig, ganz Erwartung. Ihre Blicke hängen an dem jungen Paar. Harald, neben dessen Hünengestalt die kleine, zierliche Frau ganz verschwindet, trägt sie mehr, als daß er sie führt, über die Stufen. Die Schwestern schauen in ein schmales, bräunliches Gesichtchen, in dem große, dunkle Augen leuchten, und Thora spricht mit lauter, tönender Stimme: „Willkommen, kleine Schwester!" und beugt sich nieder und küßt sie auf den Mund. Heilwig, die raschen Wesens, hebt in plötzlichem Impuls das zierliche Geschöpfchen hoch in die Höhe: „O, so klein, so ganz klein! Harald, sie reicht dir nicht mal bis ans Herz!" Und sie küßt sie auf die Wangen, wie man ein Baby küßt, viele Male.

Ruth steigt das Blut ins Antlitz, und sie ruft ängstlich: „Harald!"

„Ja, ja, Liebling, da bin ich schon. Nicht so stürmisch, liebe Heilwig — mein Kleinchen kennt das nicht, sie ist nicht unter solchen Riesen aufgewachsen. Also, Ruth, dies ist Schloß Westerkron. Möge es dir zur lieben Heimat werden."

Ruth schaut mit sanftem Lächeln, ihren Schrecken tapfer bekämpfend, zu ihm auf: „Ich bin nicht bange, ich hab' dich ja lieb, Harald!"

„Wir müssen's eben recht in acht nehmen, das kleine Mädchen, daß wir's nicht zer-

Digitized by Google

brechen mit unseren großen, täppischen Westerkronshänden," mahnt Harald die Schwestern.

Sie nehmen's wirklich in acht. Alle drei, Harald, Thora und Heilwig. Viel zu sehr nehmen sie's in acht, das junge Geschöpf aus der Fremde. Ruth fängt bald an, darunter zu leiden. Niemand verlangt etwas von ihr, und so können ihre Kräfte nicht in neue Aufgaben hineinwachsen. Sie lebt ein behütetes Blumendasein, sie wird gepflegt und gehätschelt von den drei großen starken blonden Menschen. Die Schwestern führen nach wie vor die Wirtschaft musterhaft, sind tätig von früh bis spät. Ihre kräftigen, vollen Stimmen erfüllen das weite Haus, ihre festen Tritte hallen auf den Steinfliesen der Flure und Gänge. Und sie werfen die Türen mit so viel Kraft zu, daß Ruth noch jetzt, nach Jahresfrist, jedesmal bei dem Ton zusammenfährt. Sie hat den besten Willen, sich in die Art dieser großen, blonden, starken Menschen zu finden. Aber es will ihr nicht gelingen. Mit all ihrer Liebe zu Harald nicht. Die war über sie gekommen wie ein Sturm, drunten in Italien, wo sie mit dem Vater, dem weltfernen Gelehrten, weilte. Der blonde Hüne, der ihr an der Table d'hote gegenübersaß, nahm ihr junges, unentweihtes Herz sofort gefangen.

Sie fand es so selbstverständlich, daß er sich dem Vater näherte, daß er immer mit ihnen war, und ohne Besinnen gab sie seinem Werben Gehör, folgte sie ihm in die nordische Heimat, voll Vertrauen, daß er sie schon sicher führen werde, daß das Glück an seiner Seite ihr treu bleiben müsse. Was ihr fremd an ihm war, das gerade fesselte sie, sie empfand's nicht als Mangel, daß er gleichgültig an den Kunstschätzen Italiens vorüberging, daß er vieles nicht achtete, was zu ihrem Dasein gehörte. „Meine lebendige kleine Ruth ist mir tausendmal interessanter als all die toten Bilder und Statuen, und in deinen Augen zu lesen, macht mir mehr Spaß als alle Bücher der Welt." So versicherte er lachend, und sie war jung, und sie liebte ihn. Und der kurze Brautstand ließ keine Zeit zu wirklichem Kennenlernen. Das gemeinsame Empfinden, das rechte Verstehen, das würde erst kommen in den eigenen vier Wänden. Ein ganzes langes Leben hatte man ja dazu vor sich. Und sie ließ sich küssen von ihrem blonden Recken und schaute voll anbetender Liebe zu dem Starken auf.

Und nun? Ach, es liegt wohl an ihrem Zustande, daß sie nicht glücklich ist, daß sie Tag für Tag schlaff und müde auf ihrem Ruhebett liegt und dankbar ist, wenn sich niemand um sie bekümmert. Harald hat immer draußen zu tun, es ist Bestellzeit. Sie sieht ihn nur bei den Mahlzeiten. Die Schwestern haben auch keine Muße, bei ihr zu sitzen. Die gehen geräuschvoll ihrer Arbeit nach. Ruth ist meistens allein in dem kleinen Eckzimmer, das sie sich ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet hat, mit zierlichen Möbelstücken, mit allerlei wunderlichem Kram, zusammengetragen auf Reisen und beim Antiquitätenhändler. Ein reizvolles Durcheinander, der Schrecken der Schwestern, die immer fürchten, etwas zu zerstören, wenn sie die „Puppenstube" betreten. Arbeit gibt's nicht für Ruth. Jetzt wäre sie ja unfähig, aber im Anfang hat sie Versuche gemacht, auch ihr Teil mitzuschaffen. Doch die Schwestern haben ihre Hilfe lachend abgelehnt. „Bleib' du bei deinen Büchern und am Klavier. Du siehst ja, wir werden fertig mit der Wirtschaft. Was sollst du dir die hübschen Händchen verderben! Nicht wahr, Harald, die kleine Frau soll nicht angestrengt werden?" Und Harald hatte zugestimmt. Der Haushalt war ja in den besten Händen. Anfänglich hatte Ruth die Abende stets mit im großen, gemeinschaftlichen Wohnzimmer verbracht, einer Art Halle, mit altväterischem, plumpem Hausrat ausgestattet. Sie nahm dann irgendeine leichte Arbeit zur Hand, während Harald und seine Schwestern regelmäßig Skat spielten. Ruth saß neben Harald, in der Rechten hielt er die Karten, mit der Linken fuhr er seiner kleinen Frau bisweilen liebkosend übers Haar, wenn er's nicht vergaß im Eifer des Spiels. Ruth wollte auch Skat spielen lernen, obgleich sie von ihrem Vater eine heftige Abneigung gegen die Karten geerbt hatte. Ihr Vater hatte nur bisweilen Schach mit ihr gespielt. Aber sie konnte nicht hinter die Geheimnisse des Skatspiels kommen, sie begriff es einfach nicht. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen meinte Harald lachend: „Wozu sollst du dich quälen, wir brauchen ja keinen dritten Mann zum Skat."

Digitized by Google

Max Fabian: Bei der Toilette.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Ruth lag's auf der Zunge, zu erwidern: Ihr braucht mich überhaupt nicht, ihr drei. Aber sie schwieg und machte später den Vorschlag, doch abwechselnd einen Abend vorzulesen und einen zu spielen.

Harald wehrte sich: „Siehst du, Kind, beim Vorlesen schlaf' ich unfehlbar ein. Wenn man tagsüber viel draußen ist, dann braucht man abends eine Anregung."

Ruth kam nicht wieder auf ihren Vorschlag zurück, aber sie holte sich von dem Tage an, wenn die anderen spielten, ein Buch und las allein für sich. Sie besaß eine ausgewählte Bibliothek und hielt sich eine Reihe guter Zeitschriften. Für diese Bücher in Ruths Schrank hatten die Schwestern nur ein mitleidiges Lächeln. Klassiker, Naturwissenschaften und Philosophie — da kann es einem ja bange werden!

Als Ruths Zustand Schonung erforderte, zog sie sich abends in ihr Zimmer zurück. Sie konnte das Aufklatschen der Karten auf den Tisch nicht mehr ertragen, es verursachte ihr Übelkeit und zerrte an ihren Nerven. Die drei großen, blonden Geschwister vermißten die junge Frau nicht. Thora und Heilwig sagten ihr stets, ehe sie zu Bett gingen, freundlich Gutenacht, und Ruth hörte noch das Zuschlagen der Türen, die sie passieren mußten, um zu ihren im Mittelbau gelegenen Räumen zu gelangen. Und dann kam Harald, der immer erst noch einen Rundgang machte und nach dem Rechten sah, und nahm sein Frauchen in die Arme und fragte zärtlich: „Wie geht's, Kleinchen? Ist dir's auch nicht langweilig so allein?" Und sie schüttelte den Kopf und erhob sich, um Harald ins Schlafzimmer zu folgen.

Heilwig fertigte das Kinderzeug an; sie war außerordentlich geschickt an der Maschine. Ruth hätte gern geholfen, aber die Schwägerin meinte: „Ach, laß mich's nur allein besorgen, du greifst dich unnötig an. Schone dich lieber, damit wir einen tüchtigen Jungen kriegen."

Und Ruth schonte sich und sehnte sich, und die Sehnsucht schwieg nicht, auch wenn Harald bei ihr war, nicht. Es war wohl die Sehnsucht nach dem Kinde. Wenn das Kind erst da war, dann würde manches anders sein. Ihr Zustand verursachte ihr viele Leiden. Der Arzt war besorgt, aber es ging alles gut vorüber. Ein kräftiger, blonder, blauäugiger Junge war's, und die Geschwister waren außer sich vor Wonne und trugen Ruth auf den Händen. Jedes von ihnen hatte im stillen Angst gehabt, das Kind könne nach der Mutter arten, könne kein echter Westerkron sein. Nun herrschte große Freude, und da Ruth sich nur schwer und langsam erholte, nahmen die Tanten die Sorge für den Jungen ganz auf sich. Ruth konnte ihn nicht nähren, und sie konnte ihn, auch als sie wieder kräftiger war, kaum heben. Das Kind gedieh bei einer robusten Amme prachtvoll. Für die Mutter war der blonde, starke Junge fast eine Enttäuschung. Was die anderen gefürchtet, sie hatte es gehofft — sie hatte gehofft, das Kind würde vielleicht ihrem Vater gleichen, diesem vergötterten Vater, den sie seit ihrer Hochzeit nicht wiedergesehen hatte. Sie begriff jetzt nicht, daß sie sich so leicht von ihm hatte trennen können, von ihm, der ihr so viel gegeben, der alles mit ihr geteilt, der sie eingeführt hatte in die Welt der Wissenschaft und der Kunst. Ach, hätte er's nicht getan! Dann würde sie jetzt nicht hungern. Im kommenden Winter, im zweiten ihrer Ehe, wollte er sie nach seiner Rückkehr von der Orientreise besuchen. Als die Zeit schon ganz nahe war, die ihn nach Deutschland zurückbringen sollte, traf die Nachricht seines Todes ein. Er war einem Fieberanfall erlegen und hatte auf dem Grunde des Meeres seine letzte Ruhestätte gefunden. Nach dem ersten heftigen Schmerz empfand Ruth sonderbarerweise fast ein Gefühl der Erleichterung. Er konnte nun nicht kommen und sehen, wie sie hier lebte, er würde nicht den feinen, zierlichen Gelehrtenkopf schütteln über diese großen, starken Menschen mit ihrer rastlosen, lauten Tätigkeit, ihrem schallenden Lachen und ihrem allabendlichen Skatspiel. Er brauchte nicht zu fühlen, wie sie darbte unter ihnen, wie ihr Dasein keinem notwendig war. Nein, nein, es war wohl gut so. Er hatte sein Kind glücklich geglaubt, und so war er hinübergegangen nach einem reichen Leben, nicht ahnend, daß sie keine Heimat gefunden, daß sie fremd in der Fremde weilte.

Als der Erstgeborene noch nicht zwei Jahre alt war, kam ein zweiter Knabe, blond, stark, blauäugig, das Ebenbild des

Bruders. Er wurde Knut genannt, der ältere hieß Jürgen. Harald war stolz auf seine beiden Knaben, und trotzdem erlosch seine Liebe zu ihrer Mutter. Ihm schienen Thora und Heilwig die wirklichen Mütter zu sein. Sie hatten die Knaben Tag und Nacht um sich. Ruth war ja viel zu zart, um den beiden gerecht werden zu können. Sie machte auch gar keinen Versuch, mit den Tanten um ihren Besitz zu kämpfen. Sie war keine Kampfesnatur. Und sie war nur eine gegen drei. Gegen drei Menschen, die eines Blutes und eines Sinnes waren. Es war auch kein Anlaß zum Kampf vorhanden. Denn alles, was geschah und wie es geschah, war ja nicht schlimm gemeint. Was konnten die drei Menschen dafür, daß sie, die Fremde, es nicht verstand, sich anzupassen?

Knut war zwei Jahre alt, als Ruth wieder Mutter werden sollte. Diesmal hatte sie kaum unter ihrem Zustand zu leiden. Eine seltsam frohe Stimmung beherrschte sie ganz, und täglich ging sie stundenlang hinaus ins Freie, nur von Nero, dem treuen Leonberger, begleitet. In dieser Zeit fühlte sie sich zum erstenmal glücklich seit jenen kurzen Brautwochen in Italien. Und dann erblickte ein kleines, ganz kleines Mädchen das Licht der Welt. Dunkler Flaum bedeckte das Köpfchen, und dunkle Augen öffneten sich dem Licht. Als die Mutter zum erstenmal diese Augen sah, schrie sie auf vor Entzücken. Ihr Kind! Das war ihr Kind, das sollte ihr Kind bleiben! Die starken, blonden Knaben — ach, sie hatte sie auch lieb, gewiß, aber sie gehörten ihr ja eigentlich gar nicht. Den ältesten beanspruchte Thora, den zweiten Heilwig, und dann hatten sie den Vater, der mit ihnen jauchzte und tollte, der sie wie Fangbälle in die Luft warf und sie wieder auffing, daß ihr beim Zusehen angst und bange wurde. Dieses kleine Mädchen, das sollte man ihr nicht nehmen. Sie konnte es nähren, ein reines Glück! Sie erholte sich wunderbar schnell und vollständig. Harald und die Tanten legten keinen Wert auf das dunkle, zarte Mädelchen. Ein Püppchen! Ein Spielzeug für die Mutter! Der Gedanke war Harald aber doch angenehm. Denn mitunter empfand er's halb wie eine Last, das Dasein der kleinen Frau, die immer stiller wurde, halb wie einen Vorwurf. Dann hätte er viel darum gegeben, es ändern zu können. Aber es ist eben nichts daran zu ändern, es muß ertragen werden. Diese Reise nach Italien! Hier, wenn Ruth ihm hier entgegengetreten wäre, genau so, wie sie war, nimmermehr würde er hier daran gedacht haben, sie zur Gattin zu begehren. Der Süden war schuld, der hatte ihn seiner Vernunft beraubt! Nun, es hätte schließlich schlimmer kommen können. Man muß sich an das Gute halten. Ruth hat ihm zwei Söhne geschenkt, echte Westerkrons: gesund, stark, blond und mit hellen Nordlandsaugen. Sie ist eine fügsame Gattin, die niemals Anlaß zum Streit gibt, die, wenn Gäste auf Westerkron sind, jeden mit gleicher, ruhiger Freundlichkeit behandelt, die nie einen Fehler begeht, nur eben — allen fremd bleibt. Harald ist dankbar, daß Ruth nun etwas für sich hat: das kleine Mädel. Ein Glück, daß es da ist! Sie läßt's nicht von der Seite, nicht bei Tag, nicht bei Nacht. Ihr Gatte kann Kindergeschrei nicht vertragen, darin ist er ein schrecklicher Egoist. Die Knaben sind vom ersten Tage an nachts bei den Tanten gewesen. Das kleine Mädchen gibt Ruth nicht her. Es verlangt freilich auch niemand danach. Sie richtet für sich und das Kind ein Schlafzimmer neben der „Puppenstube“ ein, ohne daß Harald diesem Arrangement etwas in den Weg legt. Ruths Vater hat den Namen Max getragen, die Kleine wird auf Wunsch der Mutter nach ihm Maximiliane genannt. Sie ist zart, aber nicht schwach, und sie wächst fröhlich auf. Ruth lebt durch das Kind, mit ihm, in ihm, ein neues Leben. Sie hat keine Zeit mehr, sich zu sehnen, sie hat Tag und Nacht für Klein-Maxi zu sorgen. Harald und die Schwestern lassen sie gewähren. Sie schütteln nur die Köpfe über die Abkürzung „Maxi“, die hier im Norden so gar nicht gebräuchlich ist. Maxi! Als ob das Kind auf 'ner Alm geboren wäre! Aber da es sich nur um das kleine, braune Mädchen handelte, das doch niemals eine echte Westerkron werden würde, mochte es sein.

Zwei Jahre ist Maxi alt. Ein winziges Geschöpfchen, zerbrechlich zart, federleicht, aber vollkommen proportioniert und bildhübsch. Die Tanten wagen es gar nicht

Digitized by Google

anzufassen mit ihren derben, großen, weißen Händen. Sie kommen auch nicht in die Lage, denn Maxi fürchtet sich entsetzlich vor ihnen. Ebenso vor dem Vater und vor den wilden Brüdern. Nur vor Mama nicht. Mama und Maxi, die zwei gehören zusammen, bilden einen Staat im Staate. Ruth ist unermüdlich um das Kind besorgt. Es ist keine Kleinigkeit, das lebhafte Geschöpfchen Tag und Nacht zu verwahren, zu pflegen, zu beschäftigen. Ruth läßt niemand einen Handgriff an dem Kinde tun. Sie badet's am Morgen, sie gibt ihm jede Flasche Milch selbst, sie fährt es im Sportwagen täglich im Park spazieren, und sie bringt's abends zur Ruhe. Und dabei wird sie frischer und kräftiger, als sie je gewesen. Das zarte Antlitz gewinnt neuen Reiz, und ihre Bewegungen haben nichts Müdes mehr.

Harald kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen. Viel reizender als damals in Italien das junge, kaum entwickelte Mädchen erscheint ihm jetzt die mütterliche Frau. Seine schon fast erstorbene Liebe flammt noch einmal auf und zwingt ihn, aufs neue um sein Weib zu werben. An einem hellen, warmen Herbsttage trifft er Ruth im Park. Sie hascht die Kleine, und ihr Antlitz strahlt in reiner Mutterfreude. Eine Falte zieht sich beim Anblick des Gatten auf der schmalen Stirn zusammen. Sie empfindet sein Nahen als Störung. Mit zärtlicher Gebärde, aber fast verlegen legt Harald den Arm um sie. „So heiter wie der Himmel heut', Ruth — das ist schön. Baby ist ein Zauberkünstler! Aber die Kleine sollte dich uns übrigen doch nicht so ganz entziehen. Abends wenigstens kann sie dich gut entbehren. Laß Stina bei ihr sitzen, wenn sie schläft, und komm wieder herüber zu uns ins Wohnzimmer."

Ruth zögert einen Augenblick, dann erwidert sie sanft: „Wenn du es wünschest, gern. Ich dachte nicht, daß ihr Wert auf meine Anwesenheit legtet."

„Wir — du könntest — früher hattest du den Wunsch, du könntest uns mal etwas vorlesen, da du es nicht magst, wenn wir Skat spielen."

„O, hab' ich das je gesagt?"

„Nein, gesagt nicht, aber so was merkt man doch."

Ruth wählt, als Klein-Maxi schläft, lange an ihrem Bücherschrank. Endlich greift sie nach einem ganz dünnen Bändchen: „Das Heidedorf" von Adalbert Stifter. Die kleine Dichtung ist ihr so lieb, und sie meint, etwas Schöneres könnte sie den Menschen, die durch ihre Tätigkeit so eng mit der Natur verknüpft sind, nicht bieten. Harald schaut erfreut auf, als Ruth ins Wohnzimmer tritt. Rasch räumt er die schon bereitliegenden Karten weg und spricht erklärend zu den erstaunten Schwestern: „Wir spielen heute nicht, Ruth soll uns etwas vorlesen."

Thora und Heilwig greifen nach ihren Handarbeiten. Den Willen des Bruders ehren sie stets.

„Soll ich gleich anfangen?" fragt Ruth, und Harald nickt und setzt sich neben sie, den Arm um ihre Schulter legend. Und dann beginnt Ruth mit weicher, angenehmer Stimme und vortrefflicher Betonung zu lesen, und sie vergißt dabei bald vollständig ihre Umgebung. Jedes Wort des entzückenden Heidebildes ist ihr vertraut und lieb. Nach einer Weile werden laute, gleichmäßige Atemzüge hörbar, und Ruth läßt das Buch sinken und schaut auf. Haralds Arm hat sich von ihr gelöst, ohne daß sie es bemerkt hat. Jetzt sieht sie, daß ihr Gatte fest schläft.

Die Schwestern lachen laut auf über Ruths grenzenlos erstauntes Antlitz, und Heilwig ruft: „Das hab' ich kommen sehen. Und nimm mir's nicht übel, Ruth, aber in der Geschichte passiert ja auch rein gar nichts. Da kann man wohl einschlafen. Harald, mein Jung'" — sie stößt den Bruder an — „komm, wir spielen rasch noch einen Skat, da wirst du wieder munter."

Harald gähnt und reckt sich. „Ach wirklich, hab' ich geschlafen, Ruth? Ich bin allerdings heut' im Walde tüchtig müde geworden. Mit dem Vorlesen, das ist so 'ne Sache. Na, aber es ist doch schön, daß du bei uns bist, kleine Frau. Zu dumm, daß ich nur beim Skat wachbleiben kann."

Von dem Tage an verbringt Ruth ihre Abende wieder regelmäßig im Wohnzimmer. Sie kann das, was ihr früher so störend war, jetzt eher ertragen. Sie ist frischer und widerstandsfähiger. Sie weiß, drüben atmet ein kleines Wesen, das ihrer bedarf. Ihr Leben ist nicht mehr zwecklos. Und Harald ist ihr Gatte, sie hat die Pflicht' Rücksicht auf seine Wünsche zu nehmen. Es

ist gut, daß er sie daran erinnert hat. Nur zur Liebe kann sie sich nicht zwingen, und auch bei Harald ist die Aufwallung wieder zur Gleichgültigkeit geworden. Mehr als je fühlt er, daß Ruth eine Fremde zwischen ihnen ist. Aber kein Gedanke kommt ihm, daß und wie es zu ändern sein möchte. Einmal nur macht Ruth eine Andeutung, daß sie, allein zu zweien, ohne die ständige Anwesenheit der Schwestern, wohl eher zu innerem Verstehen hätten gelangen können.

Da erwidert er, grenzenlos erstaunt, aber fest und ohne Besinnen: „Meine Schwestern gehören zu mir und zu Westerkron, vergiß das nicht. Wir sind eines Blutes, eines Stammes. Was sollte ohne sie aus mir und aus den Knaben werden? Westerkron ist ihre Heimat jetzt und immer.“ —

Der Winter ist zu Ende, aber rauhe Winde und feuchte, kalte Luft lassen noch keine Lenzfreude aufkommen. Klein-Maxi, die bisher immer gesund gewesen ist, fiebert eines Tages, und der Arzt konstatiert eine Luftröhrenentzündung. Er macht ein bedenkliches Gesicht und spricht von zarter Konstitution des Kindes.

Ruth fühlt, wie ihr das Herzblut stockt. Beschwörend faßt sie die Hand des Arztes: „Aber mein Kind wird nicht sterben, Doktor, nicht wahr? Es darf nicht sterben; bitte, sagen Sie mir, was ich tun muß, damit es bei mir bleibt.“

Der Arzt erschrickt fast vor der Heftigkeit im Wesen der sonst so stillen jungen Frau. „Nun, nun, wir wollen das Beste hoffen, sorgen Sie gut für die rechtzeitige Erneuerung der Umschläge, geben Sie alle zwei Stunden die Medizin und ängstigen Sie sich nicht zu sehr. Ich sehe gegen Abend noch mal nach.“

Ruth ist unermüdlich. Die Krankheit nimmt zu, und immer besorgter wird die Miene des Arztes. Er schlägt vor, noch einen Kollegen zuzuziehen, da er die Verantwortung nicht allein übernehmen mag. Das Kind schwebt lange zwischen Leben und Tod. In Ruths Augen kommt kein Schlaf. Sie lehnt jede Hilfe am Krankenbett ab. Einmal — es geht gerade sehr schlecht — tritt Harald ein, zu fragen, wie es steht. Da blitzt ihr Auge feindlich auf: „Ich lasse dir zu jeder Stunde Bescheid sagen. Du störst hier. Deine Schwestern sollen auch nicht kommen — sie treten so hart auf. Maxi schrickt jedesmal zusammen. Sorgt lieber, daß die Knaben sich ruhig verhalten. Ihre lauten Stimmen schallen bis hier herauf, wenn sie im Park spielen.“

Es ist ein fremder, kalter Ton in Ruths Stimme. Harald wagt von da an, tiefgekränkt, kaum noch das Krankenzimmer zu betreten. Und doch ist er voll Angst und Mitleid. Was soll werden, wenn das Kind wirklich stirbt?

Das Leiden verschlimmert sich, und nach zwei Wochen kommt das Ende. Ruth ist ganz allein bei ihrem Kinde, als es um Mitternacht den letzten Atemzug tut. Sie weckt niemand, und sie weint nicht. Ganz stumm und starr sitzt sie am Bettchen, bis morgens Stina kommt. Da spricht sie: „Stina, sagen Sie dem Herrn, daß das Kind heute nacht gestorben ist.“

Ruth findet auch keine Tränen, als Harald und die Schwestern kommen und sie trösten wollen.

Ruth geht von nun an zwischen den großen, starken Menschen umher wie eine Träumende. Sie weint nicht, sie bettet die kleine Leiche und schmückt sie mit einem weißen Kleidchen und einem grünen Kranz und streut Veilchen über das Lager. Und sie legt ihr Kind selbst in sein letztes Bett, ohne eine Träne. Und ohne Tränen steht sie neben dem Gatten, als der Sarg in der Familiengruft beigesetzt wird. Die Worte des Geistlichen, der nur von Ergebung in Gottes Willen spricht und den seligen Heimgang des Kindleins als Gnade preist, für die die Angehörigen Gott danken sollen, finden keinen Widerhall in ihrem Herzen. Auch in Glaubenssachen ist sie hier fremd geblieben.

Alle sind gegangen, nur Harald steht noch neben der Mutter, die in die Knie gesunken ist. Sanft mahnt er sie nach einer Weile zum Aufstehen. Er zieht ihren Arm unter den seinen und spricht: „Du mußt dich nicht so ganz dem Schmerz hingeben, Ruth. Wir wollen alles tun, dich zu trösten. Sieh', es kann uns ja noch einmal Ersatz werden — wir sind ja noch junge Leute. Und du hast doch uns, mich, die Schwestern, und Jürgen und Knut.“

Digitized by Google

Da löst sich Ruth heftig von ihm los. In ihre starren Augen tritt wieder der feindliche Ausdruck: „O, ihr — ihr — was wißt ihr davon, wie es in mir aussieht! Habt ihr euch je darum gekümmert? Nun laßt mir meinen Schmerz und die Sorge, wie ich ihn tragen soll.“

„Aber Ruth, welche Bitterkeit, ich —“

„Laß mich, Harald, bitte, sprich nicht mit mir. Ich kann nicht. Und sag' auch den Schwestern, sie sollen mich allein lassen.“

Ohne sich noch einmal umzusehen, schreitet Ruth in ihrem schwarzen, schleppenden Gewande langsam die Freitreppe hinan und sucht ihr Zimmer auf.

Am anderen Morgen zu später Stunde meint Thora: „Ich werde mal nach Ruth sehen. Stina sagt, sie hätte noch nicht nach warmem Wasser geschellt. Am Ende ist sie krank geworden.“

Leichenblaß, mit einem Brief in der Hand, kehrt Thora nach ein paar Minuten zurück: „Ruth ist fort, Harald, ihr Bett ist unberührt. Gestern abend spät hat Nero noch einmal angeschlagen, ich lag noch wach. Da ist sie gegangen.“

Der große, starke Mann zittert am ganzen Körper, und seine Stimme klingt rauh, als er langsam, stockend liest:

„Maxi ist tot, und ich gehe nun von Euch. Ihr braucht mich nicht. Du nicht, Harald, denn Du hast Deine Schwestern, die mit Dir eines Blutes sind, und Du hast die Knaben, die mich nicht vermissen werden. Sie haben einen Vater und zwei Mütter, drei große, starke Menschen, die ihre Jugend beschirmen werden. Mein kleines, braunes Mädchen allein brauchte mich, und es ist tot. Ich bin fremd geblieben unter Euch. Es ist nicht nötig, darüber zu grübeln, wer die Schuld trägt. Ich weiß nur, daß ich nun, wo mein Kind tot ist, nicht länger bleiben kann. Ich gehe, fremd wie ich gekommen und geblieben, in die Fremde. Ich nehme damit einen Druck von Euch, das ist meine feste Überzeugung. Es wird wohl keine Schwierigkeiten machen, unsere Ehe zu lösen. Vor Mangel schützt mich mein kleines Vermögen. Sobald ich in der Lage dazu bin, schicke ich meine Adresse, Du magst dann das Weitere veranlassen. Ich bin mit allem einverstanden. Ich möchte Dir danken für die kurze Zeit des Glückes, die Du mir gegeben hast, Harald. Ich kann's nicht. Du hättest wissen müssen, was Du tust, Du kanntest Euer Haus und Eure Art. Du mußtest fühlen, daß ich eine Fremde war, die nicht zu Euch paßte. Zu Euch! Das ist's. Du nicht allein, Ihr alle drei, Ihr mit Eurer großen Geschwisterliebe, in Eurer selbstsicheren Kraft und Bewußtheit. Und da Ihr drei seid und alle drei von einer Art, so braucht Ihr die Fremde nicht. Ihre Spur wird bald verweht sein auf Westerkron, und Ihr werdet sie vergessen, als wäre sie niemals dagewesen. Noch eins: Allein, unbeschützt und noch jung geh' ich, mir einen Weg zu suchen. Aber nie werd' ich dem Namen, den Du mir gegeben, Unehre machen. Es ist ja auch der Name, den mein totes Kind getragen hat.

Ruth.

* * *

Ruth hat recht gehabt. Bald ist ihre Spur in dem alten Herrenhause verweht, und nichts erinnert mehr daran, daß eine kleine, zarte, fremde Frau sieben Jahre lang durch seine Räume geschritten ist.

In der „Puppenstube“ mit der Aussicht nach dem Park schläft nun die Mamsell. Die Knaben haben einen Hauslehrer. Sie wachsen kräftig auf, zwei junge Riesen, und der Vater und die Tanten schauen voll Stolz auf sie, als auf die künftige Hoffnung von Westerkron. Sie werden einst blonde Nordlandsfrauen heimführen, und das alte Geschlecht wird fröhlich und stark weiterblühen.

Nur nachts in seinen Träumen schwebt bisweilen Ruths zarte Gestalt an Harald vorüber, und dann fühlt er beim Erwachen einen brennenden Schmerz wie um etwas Köstliches, das er besessen und verloren hat, und eine tiefe Sehnsucht ist in ihm. Doch wenn er hinaustritt und sich im Kreise seiner Schwestern und seiner Söhne findet, wenn das laute Tagewerk ihn umgibt, dann vergißt er den Traum, und alle seine Gedanken gehören wieder denen, die von seiner Art sind.

Digitized by Google

Christoph Kolumbus. Kupferstich von Paolo Mercurj, nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Kolumbus

Zum vierhundertsten Todestage des Entdeckers

Von Franz Hümmerich

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 20. Mai 1906 sind vierhundert Jahre verflossen, seit zu Valladolid in Kastilien, am Tage vor Himmelfahrt, kaum beachtet und halb schon vergessen, Christoph Kolumbus aus dem Leben schied. Was der heimatlose Italiener der Krone Spanien geleistet, faßt in wenig Worten seine ebenso bekannte wie schlecht bezeugte Wappendevise oder Grabschrift zusammen:

A Castilla y a Leon
Nuevo Mundo dió Colon,
An Kastilien und Leon
Gab eine neue Welt Colon.

In der Tat, Kolumbus hat Spanien durch seine Entdeckung zur Weltmacht erhoben; von den stolzen Hoffnungen, die er für seine Person und Familie daran geknüpft hatte, war, als er 1506 starb, nur wenig in Erfüllung gegangen. Bittere Enttäuschungen hatten die letzten Lebensjahre des ehr- und gewinnsüchtigen Mannes verdüstert; die schmerzlichste von allen freilich, die früher oder später hätte kommen müssen, hat ihm der Tod erspart: den beglückenden Irrtum, daß er die gesuchten Küsten Ostasiens auf dem Westweg erreicht habe, daß Kuba eine

Digitized by Google

Provinz des chinesischen Reiches und Costarica ein Teil Hinterindiens sei, daß zwischen dem Karibischen Meer und dem Golf von Bengalen nicht eine wasserbedeckte Halbkugel, sondern nur ein Isthmus liege, diesen zäh festgehaltenen Irrtum hat er mit ins Grab genommen. Die Erkenntnis des wahren geographischen Sachverhalts würde ihm das Verdienst seiner Entdeckung tief entwertet haben; denn einen westlichen Weg nach dem schätzereichen Indien, nicht eine neue Welt zu finden, war er 1492 ausgezogen.

Ein ungewöhnlicher Mensch und ungewöhnliche Schicksale! In den bescheidensten bürgerlichen Verhältnissen verlebt er seine Jugend- und ersten Mannesjahre zu Genua, wo er auch vermutlich 1446 oder 1447 geboren ist, und zu Savona, wo sein Vater eine Reihe von Jahren neben Schankwirtschaft und Käsehandel die Wollweberei betrieb, ein Gewerbe, mit dem sich fast alle uns bekannten Mitglieder der Familie Colombo schlecht und recht durchs Leben brachten. Von dem „illustren Blut“, das der Entdecker ihr später, seiner niederen Herkunft sich schämend, zugeschrieben hat, ist hier nichts zu verspüren, und die Admiräle, die dem „Geschlechte“ der Colombi — der Name hat in Italien den Klang etwa wie Meier oder Schmidt bei uns — nach seiner Behauptung bereits entsprossen waren, haben ebensowenig existiert wie das Wappen, das er seiner Familie beigelegt hat. Daß er als echter Abenteurer eine ärmliche Vergangenheit verleugnete, erklärt zum Teil den romantischen Aufputz, den auch unsere guten Quellen dem ganzen Lebensabschnitt geben, der vor seiner Ankunft in Spanien liegt: sicher bezeugt ist hier sehr weniges.

Seinen Unterricht hat der Knabe wohl in der Zunftschule der Weber zu Genua erhalten, die ihm eine höhere Bildung freilich nicht vermitteln konnte. Auch seine nautischen Kenntnisse mag er dank einer lebendigen Auffassungskraft und frühen Neigung für die See zum Teil schon in Genua erworben haben, das seit drei Jahrhunderten ein Seehafen ersten Ranges war, eine Stätte, an der hervorragende Kosmographen und Kartenzeichner im fünfzehnten Jahrhundert gewirkt und sicherlich Schule gemacht hatten. Das Handwerk seines Vaters hat in den Heimatjahren auch er betrieben; noch 1472 bezeichnet eine Notariatsurkunde ihn als „Weber von Genua“. Daß er, ohne übrigens die Weberei ganz aufzugeben, früh auf Handelsschiffen auch über See ging und die Levante besuchte, dürfen wir ihm glauben. Um 1474 verschwindet er für uns aus Genua, auf ein paar Jahre fehlt jedes Zeugnis über seinen Aufenthaltsort, dann aber taucht er in Portugal wieder auf, jetzt völlig zum Seemann geworden und von da an eifrig bemüht, den Anschein zu erwecken, als wenn er niemals Tuch gewebt, sondern von Kindesbeinen an nur das Meer befahren habe. Seine Landung auf portugiesischem Boden ist von der Kolumbuslegende mit opernhaften Effekten ausgestattet, aber wie und wann er ihn wirklich betrat, bleibt ungewiß.

Auch über den portugiesischen Aufenthalt des Kolumbus wissen wir wenig. Sicher ist zunächst, daß er ungefähr acht Jahre im Lande gelebt, in dieser Zeit seine Ehe mit einer Dame von adeliger Herkunft, einer Perestrello oder Moniz, geschlossen und auf Fahrten, die ihn bis zur Guineaküste Afrikas im Süden und bis England im Norden führten, seine seltene Gabe für Beobachtung der Natur geschärft und sich mit der See völlig vertraut gemacht hat. Seit den Tagen Heinrichs des Seefahrers (1394 bis 1460) herrschte in Portugal ein reges maritimes Leben; starke und nachhaltige Impulse waren von dieser kraftvollen Persönlichkeit ausgegangen; unablässig, wenn auch mit wechselnder Stärke, regte sich seitdem in dem kleinen Lande geographischer Forschungstrieb und kommerzieller Unternehmungsgeist. 1418 hatte der Prinz die ersten Schiffe längs der afrikanischen Westküste nach Süden auf Entdeckungen ausgesandt, deren Ziel schon früh die Auffindung eines östlichen Seeweges nach Indien war; erst 1434 gelang es den Seefahrern, das gefürchtete Kap Bojador zu umsegeln, aber als der Infant 1460 starb, waren seine Karavellen bereits über den Rio Grande nach Süden vorgedrungen, und in den siebziger Jahren haben die portugiesischen Schiffe die Küste von Oberguinea erreicht. Kein Zweifel — wer wie Kolumbus von neuentdeckten Ländern und fernen ozeanischen Inseln stets die neueste Kunde erlangen, selbst

an Entdeckungen teilnehmen wollte, der konnte diesen Zweck nirgends besser erreichen als in Lissabon. Dazu kam für ihn ein Weiteres: wie die Italiener seit Jahrhunderten überhaupt in Seehandel, Nautik und kühnen Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande allen Nationen Europas voraus und im Seewesen ihre Lehrmeister waren, so hatten Italiener, darunter engere Landsleute des Kolumbus, wie früher an der Organisation der portugiesischen Seemacht, so auch an diesen Fahrten mit Ehren und Gewinn teilgenommen, gewiß ein Antrieb mehr für ihn, sein Glück gerade hier zu versuchen. Seinen Lebensunterhalt mag er in diesen Jahren durch seemännische Unternehmungen, zum Teil vielleicht auch durch kartographische Tätigkeit erworben haben; er selbst rühmt sich in einem Briefe, daß Gott ihn mit Talent und mit Geschicklichkeit der Hand begabt habe, Weltkarten zu zeichnen und darauf an ihrer Stelle die Städte, Flüsse, Berge, Inseln und Häfen einzutragen — sicheres aber weiß man weder darüber, noch vor allem über die interessanteste und wichtigste Frage seines Lebens: wann er auf die Idee kam, einen westlichen Weg nach den indischen Gold- und Gewürzländern zu suchen.

Daß ihn auf die Entdeckerlaufbahn unter anderem die Verbindung mit den Verwandten seiner Frau, den Perestrellos, geführt hat, von denen Bartolomeo Perestrello um 1425 die ersten Ansiedler nach dem neuentdeckten Porto Santo bei Madeira geführt und später die erbliche Statthalterschaft über die Insel erhalten hatte, ist nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls studierte er die erreichbaren Seekarten und sammelte jahrelang, was ihm von atlantischen Fahrten und Treibfunden aus der See bekannt wurde. Und so nebelhaft und unkontrollierbar vieles hier auch war, wie mußte es doch die erregbare Phantasie des leichtgläubigen Mannes entzünden! Da berichtete ein portugiesischer Pilot, daß er bei lang anhaltendem Westwind auf der Höhe der Azoren ein künstlich, aber anscheinend nicht mit eisernen Werkzeugen bearbeitetes Stück Holz aufgefischt, das offenbar der Wind von westlichen Ländern hergetragen habe; ein ähnlich geschnitztes Holz war auf Porto Santo, so berichtete der dortige Statthalter, bei Westwind angeschwemmt worden, desgleichen fremdländische Rohrstengel (Bambus) von einer Stärke, daß die Höhlung von Knoten zu Knoten sieben Liter faßte und Kolumbus sich lebhaft an eine Stelle des Ptolemäus über indischen Rohrwuchs erinnert fühlte. Auf den Azoreninseln Fayal und Graciosa trieb das Meer, wie Ansiedler erzählten, bei anhaltendem West und Nordwest oft Fichtenstämme an, und doch gab es auf keiner jener Inseln Fichten; an den Strand von Flores aber waren einmal zwei Leichen von einer fremden Menschenrasse und Boote mit leichten Dächern angespült worden. Seefahrer, die weit nach Westen hinausgesegelt waren, wollten wiederholt Inseln und Land in der Ferne erblickt haben. Nach dem damaligen Weltbild konnten nun jene Treibfunde nicht wohl anders als von Ostasien herstammen, und nach der Erhaltung der Leichen schien das transatlantische Ufer nicht unerreichbar fern. Aber konnte man auf solche Anzeichen hin den Weg ins ungewisse Dunkel des Weltmeeres wagen? Gab es keine festere Grundlage, auf die der künftige Entdecker den Plan einer Westfahrt gründen konnte?

Er befragte die geographische Wissenschaft der Zeit, nicht kritisch — das entsprach seiner Art nicht, und dazu reichte auch seine Bildung nicht aus —, er legte vielmehr seinem Studium ein vielbenutztes Handbuch zugrunde und machte sich dessen Lehren zu eigen. Es war die 1410 erschienene „Imago Mundi“ (Das Weltbild) des Peter von Ailli, eine jener mittelalterlichen Kompilationen, die, völlig auf den Autoritätsglauben gegründet, nach Vorstellungen des Aristoteles und der antiken und arabischen Geographen, Stellen der Propheten und des Alten Testamentes, nach Aussprüchen der Kirchenväter und der gelehrten jüdischen Rabbiner kritiklos ein phantastisches Weltbild aufbauten. Die allgemeinen kosmographischen Anschauungen des Kolumbus sind fast durchweg aus diesem Buche geschöpft, das er später auf allen Reisen mit sich geführt hat und oft als Autorität zitiert. Sein Handexemplar befindet sich mit zahlreichen, von ihm selbst geschriebenen Randbemerkungen noch heute in der Biblioteca Colombina zu Sevilla. Hochbedeutsam für den künftigen Entdecker mußte vor allem eine Anschauung werden,

Digitized by Google

die er hier vertreten fand: „Die Länge der Erde nach Osten hin“, hieß es da, „ist bedeutend größer, als Ptolemäus sie ansetzt; denn nach Angabe der Philosophen (Aristoteles und Seneca!) ist der Ozean zwischen Spanien und Afrika westwärts und Indien ostwärts von nur geringer Breite. Man hat ermittelt, daß die Überfahrt über dieses Meer bei günstigem Wind in wenigen Tagen ausführbar wäre, und darum kann der Anfang Indiens nicht allzuweit vom Ende Afrikas entfernt sein.“ Nur wie ein schmales Band also sollte nach dieser Lehre der Atlantische Ozean sich zwischen Ostasien — denn das war unter dem Namen Indien damals mit einbegriffen und dorthin strebte eigentlich Kolumbus — und der Westküste der Alten Welt hindurchschlingen. Auf einer Karte freilich hatte man dies Meer, soviel wir wissen, noch nicht darzustellen gewagt; hier war es immer nur die Alte Welt gewesen, was in den Kreis oder das Oval des Rahmens eingezeichnet wurde. Zwar an der Kugelgestalt der Erde zweifelte man nicht mehr, aber ihr Umfang war strittig, und darum hatte die wissenschaftliche Kartographie auf eine Darstellung der ganzen Erdoberfläche anscheinend bisher verzichtet. Die kühne, fördernde Tat, durch die zum erstenmal der Ost- und der Westrand der Alten Welt samt dem trennenden Ozean kartographisch in klare Beziehung zueinander gesetzt wurden, verdanken wir einem Italiener, Paolo dal Pozzo Toscanelli aus Florenz, einem hochbedeutenden Mathematiker, Astronomen und Kosmographen der Zeit (1397 bis 1482). Mit ihm teilt sich der Italiener Kolumbus in das Verdienst der Entdeckung Amerikas.

Toscanelli.
Nach dem Gemälde im Palazzo Vecchio zu Florenz.

Im Jahre 1474 hatte der florentinische Gelehrte auf eine Anfrage dem Beichtvater des portugiesischen Königs Alfons V. die günstigen Aussichten einer solchen Überfahrt, die von der Krone damals offenbar erwogen wurde, eingehend dargelegt und zur Erläuterung seines Gutachtens eine Kartenskizze beigefügt, auf der der Atlantische Ozean in seiner vermuteten westöstlichen Ausdehnung mit großen Teilen der asiatischen und europäisch-afrikanischen Küsten unter genauer Bezeichnung der Breitengrade eingetragen war. Von dem Briefe Toscanellis ist eine Kopie erhalten, die Karte leider verloren gegangen. Den eindringenden Forschungen Hermann Wagners verdanken wir aber ihre überzeugende Rekonstruktion. Die übliche nautische Karte des fünfzehnten Jahrhunderts war hier mit dem Gradnetz einer rechteckigen Plattkarte übersponnen, die Größe des Erdgrades nach Wagners Berechnung zu $66\frac{2}{3}$ Miglien (1 Miglie = 1480 Meter, der Erdgrad also nach Toscanelli 98,667 Kilometer gegen 111,121 Kilometer nach Bessel) angenommen. Die wagerechten Linien bildeten ein System von Breitenparallelen von je 5 Grad (330 Miglien) Abstand. Der Längengrad stand mit 50 Miglien zum Breitengrad im Verhältnis 3 : 4, ein Wert, der auf 41 Grad als Mittelparallel der Karte führt, d. h. ungefähr auf einen altüberlieferten Breitengrad von Lissabon. Die senkrechten Linien blieben um je 250 Miglien (5 Grad) voneinander entfernt; in einer westöstlichen Ausdehnung von 26 Spatien (6500 Miglien) oder 130 Grad trennte der Atlantische Ozean den Westrand der Alten Welt von Ostasien, indem die westöstliche Erstreckung der Landmasse auf Grund wohl-

Digitized by Google

fundierter, eindringender Forschung, vom Standpunkte der Wirklichkeit freilich mit bedeutender Überschätzung ihrer Ausdehnung, zu 230 Grad, d. h. fast zwei Drittel des Erdumfangs, angenommen war.

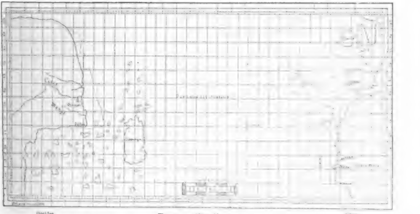
Toscanellis Darlegungen waren wirkungslos geblieben, und Alfons V. starb 1481, der Florentiner im folgenden Jahre. Aber noch vor seinem Tode hatte er — nach der landläufigen Darstellung — dem Kolumbus auf dessen Bitte eine Abschrift seines obenerwähnten Briefes und eine Kopie seiner Karte gesandt; die Möglichkeit allerdings, daß der Genuese sich beides auf unrechtmäßigem Wege in Lissabon verschafft hat und daß das erhaltene Begleitschreiben Toscanellis an Kolumbus unecht ist, kann nicht wohl von der Hand gewiesen werden. Von dem Augenblick an aber, wo Kolumbus im Besitz dieser Karte ist, steht das Ziel seines Lebens ihm klar vor der Seele. Diese Karte schien zum erstenmal sichere Bahnen zu weisen, und von da ab war die Westfahrt nach Indien für ihn kein Weg ins Ungewisse mehr. Und welche Aussichten eröffnete seinem begehrlichen Blick Toscanellis Schilderung von den Reichtümern des Ostens, nicht ein Bild müßiger Phantasie, wie der Florentiner ausdrücklich betonte, sondern gegründet auf die Berichte glaubhafter Gewährsmänner, die zu Lande jene Gegenden erreicht und das alles mit Augen gesehen hatten! Die Anschauungen Toscanellis beherrschen ihn von nun an völlig, und, was seine größte Schwäche ist, der blinde Autoritätsglaube wird zugleich eine Quelle der Kraft, durch die er, weil sie ihn nie an sich selber irre werden läßt, alle Schwierigkeiten und Hindernisse seines großen Planes zuletzt überwindet.

Und diese Schwierigkeiten waren nicht klein; denn wenn man auch längst gelernt hatte, das wohlbekannte Mittelmeer in jeder Richtung ohne Rücksicht auf Landnähe zu durchqueren, so war doch die Ozeanschiffahrt bis dahin wesentlich Küstenfahrt. Bei einer Fahrt nach Ostasien aber mußte damit gerechnet werden, daß man mindestens wochen-, möglicherweise aber monatelang kein Land zu Gesicht bekam; denn die sagenhaften Inseln, die auf den alten Seekarten die öde Fläche des Weltmeeres belebten, wie die Antilia, auf die auch Toscanellis Brief bezug nimmt, und deren Name in den Antillen heute noch fortlebt, führten ein viel zu schattenhaftes Dasein, als daß man auf sie als Stützpunkte sicher hätte rechnen können. Der Wagemut und das Selbstvertrauen, womit Kolumbus diesen Schwierigkeiten zum Trotz den Gedanken in die Tat umzusetzen unternahm, ist das eigentlich Bedeutende an ihm. Mit zäher Energie suchte er zunächst die Mittel für die Westfahrt zu erlangen und legte zu diesem Zwecke seinen Plan dem Nachfolger Alfons' V., König Johann II. von Portugal, vor, einem bedeutenden Manne und energischen Förderer der überseeischen Entdeckungen. Aber die Aufnahme, die er fand, war kühl. Seiner dem blinden Autoritätsglauben und der fanatischen Überzeugung entspringenden Beredsamkeit setzten die wissenschaftlich geschulten Räte des Königs sehr gewichtige Gründe entgegen, und der Mann selber machte ihnen den Eindruck eines Schwätzers und Prahlers. Trotzdem hätte Johann II. vielleicht den Versuch gewagt, der ja mit relativ geringen Kosten verknüpft war — die Entdeckung Amerikas hat nach Ruges Berechnung später kaum 30000 Mark gekostet —, aber an den ungeheuren Belohnungen, die Kolumbus für den Fall des Gelingens forderte, scheiterte alles, und 1484 oder 1485 verließ der Genuese mit Zurücklassung von Frau und Kindern, die er nicht wiedergesehen hat, heimlich das Land, nur seinen kleinen Sohn Diego mit sich nehmend. Daß diese heimliche Flucht aus Portugal mit der Angelegenheit des Toscanellischen Briefes in Verbindung stand, ist eine wahrscheinliche Vermutung.

Auch in Spanien, wohin er sich nun wandte, harrten seiner zunächst Enttäuschungen. Zwar erwirkten ihm einflußreiche Gönner 1486 zu Cordoba eine Audienz bei den spanischen Majestäten, sein Plan wurde von ihnen auch einer gelehrten Kommission zur Prüfung überwiesen, aber dabei blieb es zunächst. Der Krieg gegen das Maurenreich von Granada nahm im Augenblick alles Interesse der Herrscher in Anspruch. Fünf Jahre verstrichen ohne Entscheidung, und schon war 1491 Kolumbus, am Erfolg verzweifelnd, auf dem Wege, sein Projekt, das gleichzeitig dem englischen Hofe sein Bruder

Digitized by Google

Bartolomeo, zunächst erfolglos, anbot, hausierend nach Frankreich zu tragen, da wußte ein überzeugter Anhänger seiner Idee im letzten Moment noch einmal den Blick der edlen Königin Isabella auf ihn zu lenken, und im Lager vor Granada, wo er in religiös gehobener Stimmung den Fall dieses letzten Bollwerks des Islams auf der Iberischen Halbinsel miterlebte, wurde Anfang 1492 der folgenschwere Befehl ausgefertigt, der die Stadt Palos verpflichtete, dem Kolumbus drei kleine Schiffe für die Westfahrt auf Grundlage der Toscanellischen Karte von Kolumbus wie eine Fahrt durch vertraute Gewässer und nach wohlbekanntem Ziele durchgeführt, fast ganz mit westlichem Kurs und in der Breite der Kanarien; denn längs dem Wendekreis steuernd, mußte der Entdecker seiner Karte nach geradeswegs Zipangu (Japan) und weiterhin den östlichsten Vorsprung Asiens (China) erreichen. Wetter und Wind waren fast durchweg günstig, die Stimmung der Mannschaft im ganzen gut. Wohl kamen kritische Momente: mehr



Toscanellis Karte
v. J. 1474
rekonstruiert von H. Wagner 1894

nach Indien bereitzustellen. Das Zusammentreffen der zwei Ereignisse schien dem religiös Erregten göttliche Fügung. Dem Christentum die Welt zu erobern, dazu hatte Gott die spanischen Majestäten ausersehen, und er, der „Christbringer" (Christophorus), war erwählt, dem „heiligen Glauben" die Länder des fernen Ostens zu erschließen. Dies Gefühl göttlicher Berufung erklärt in Verbindung mit dem unerschütterlichen Glauben an die Richtigkeit seiner kosmischen Theorien zum Teil die maßlosen Ansprüche auf Ehren und Gewinn, die er auch hier an die Krone gestellt und dank Isabellas Hochsinn durchgesetzt hat; erbaulich allerdings ist diese Mischung religiöser Schwärmerei und höchst weltlicher Ehrsucht und Geldgier nicht.

Die Entdeckungsfahrt im einzelnen zu verfolgen, ist hier der Ort nicht; genug, sie ward am 3. August 1492 angetreten und als einmal murrte das Schiffsvolk, geängstigt durch die Länge der Fahrt, durch die von Kolumbus zum erstenmal beobachtete westliche Abweichung der Magnetnadel, durch die treibenden Massen des noch unbekannten Sargassograses, durch den ständig die Segel schwellenden Ost, der, wenn er dauernd hier wehte, die Heimkehr zu gefährden schien, beunruhigt auch durch die immer wieder trügerischen Anzeichen von Land; aber zu Meuterei und Gewalttätigkeit kam es nicht. Der Entdecker selbst war immer gleich zuversichtlich. Jede Erscheinung der umgebenden Natur beobachtete er mit scharfem Blick und liebevoller Teilnahme. Das warme Wetter, der klare Himmel und die lieblichen Morgen, alles entzückte seine für Naturschönheit empfängliche Seele. Kein Gedanke an die Möglichkeit des Mißlingens kam ihm, und so gewiß war er seiner Sache, daß selbst

Digitized by Google

Anzeichen, die auf Nähe der sagenhaften Antilia zu weisen schienen, ihn nicht von dem direkten Kurs nach Indien abbrachten; das alles wollte er, wenn es Gott gefiele, auf dem Heimweg aufsuchen. Am 6. September hatte man Gomera (Kanarien) verlassen, am 12. Oktober wurde die erste Insel der Neuen Welt entdeckt, eines der flachen Bahama-Eilande, und zwar, wie man heute wohl behaupten darf, die Watlingsinsel.

Das Ziel schien erreicht, aber freilich, von den Reichtümern Indiens war bei den gutherzigen, armen Indianern nichts zu finden: ein paar wertlose Goldblättchen, aber weder Edelsteine noch Gewürze. Eine große Insel im Südwesten, Kuba, taucht in den Berichten der Eingeborenen auf — es muß Zipangu sein. Sie wird am 28. Oktober erreicht, und Kolumbus, berauscht von seinen Erfolgen, glaubt, nach Peschels Worten, Mastixbäume in den Wäldern, Perlenbänke in der See, Gold im Metallglanz der sandigen Flußbetten zu erkennen. Er folgt der Küste nach Westen, tagelang erreicht er kein Ende — das ist keine Insel, Zipangu liegt bereits hinter ihm, er hat das Festland erreicht, kein Zweifel: er ist dem Zaiton und Quinsay Marco Polos und seiner Karte nah. Aber drohender Sturm zwingt zur Umkehr. Dem Schimmer des Goldes folgend, erreicht er Mitte Dezember Haiti. Das edle Metall wird reichlicher, die Indianer sprechen von einer goldreichen Landschaft Civao im Inneren. Civao! Wieder arbeitet seine Phantasie: wenn Kuba der östlichste Teil des Festlandes ist, dann kann Civao nur das Zipangu Marco Polos und Toscanellis, das Land des Goldes, der Perlen und Edelsteine sein. Wunderliche Ausgeburten blinden Autoritätsglaubens! Bei Haiti endigen die Entdeckungen der ersten Reise; der Verlust eines Schiffes und der schlechte Zustand der beiden anderen drängen zur Heimkehr, und nach schwerer, stürmischer Überfahrt erreicht er am 15. März 1493 den Heimatshafen Palos. Die Gnade seiner Herrscher, die Erhebung in den Adelstand, der Titel Admiral des Weltmeeres, Amt und Würde des Vizekönigs in den neu entdeckten und noch zu entdeckenden Ländern, der Zehnte aller königlichen Einkünfte aus den neuen Kolonien und anderes war der persönliche Gewinn seiner Entdeckertat. Daß Indien wirklich erreicht sei, zog niemand in Zweifel, und die paradiesische Armut der neuen Länder erklärte man aus ihrer Lage in den äußeren, noch unkultivierten Teilen Asiens. Kolumbus stand auf der Höhe seines Lebens.

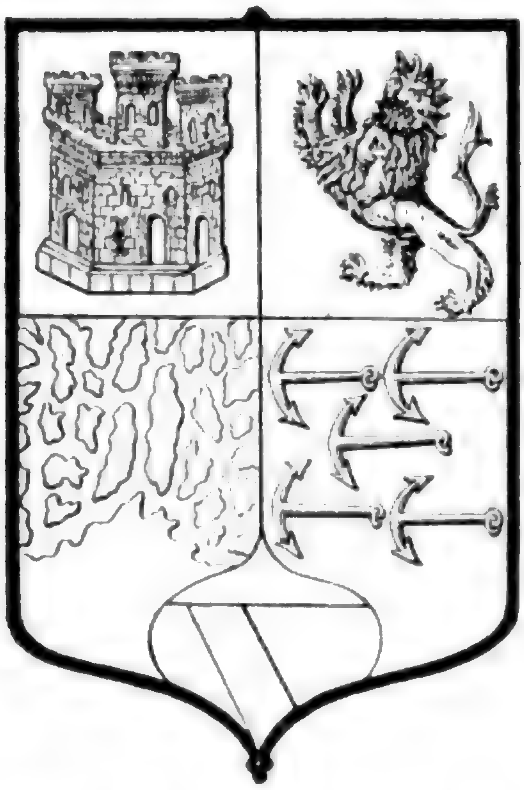
Seine weiteren, zum Teil tragischen Schicksale können hier nur gestreift werden. Er war Vizekönig, aber eine werdende Kolonie zu verwalten und eine Schar unruhiger Abenteurer zu beherrschen, fehlte ihm die Menschenkenntnis, der feste Wille und der Adel der Gesinnung. Er reibt seine Kräfte in verbitterndem Zwist und niedrigen Sorgen auf, deren dumpfer Sphäre die zweite und dritte Entdeckungsfahrt ihn nur vorübergehend entreißen, und ohne daß er auch hier die geistige Freiheit und innere Ruhe zu größeren Unternehmungen fände. Aufruhr in Haiti, den er nicht dämpfen kann, stellt seine Unfähigkeit zum Herrschen grell ins Licht. Das Interesse der Kolonie verlangt die Abberufung des Vizekönigs, aber daß sein Sturz (1500) durch Bobadilla, den königlichen Bevollmächtigten, sich als brutaler Willkürakt vollzieht, sichert dem Kolumbus das menschliche Mitgefühl. An Privilegien und Einkünften zwar unverkürzt, bemüht er sich in Spanien, doch vergebens, um die nach Lage der Dinge unmögliche Wiedereinsetzung in seine Ehren. 1502 rafft der Tiefgebeugte sich dann noch einmal auf, um an der Spitze eines Geschwaders vom Karibischen Meer westwärts die Verbindung des spanischen mit dem inzwischen (1498) entdeckten portugiesischen Indien zu suchen, ein Ziel, seiner letzten Entdeckungsfahrt wohl würdig. Die gesuchte mittelamerikanische Durchfahrt, um es modern auszudrücken, findet er nicht, aber an dem Glauben, daß die Neue Welt ein Teil Ostasiens sei, macht ihn auch diese Reise nicht irre, auf der unter äußerst schwierigen Umständen die Küste Zentralamerikas von Honduras bis zum Golf von Darien erforscht wurde. Den Stillen Ozean, von dem er die erste dunkle Kunde erhält, deutet er nach heutiger Ausdrucksweise als den Golf von Bengalen, und am atlantischen Ufer Costaricas glaubt er noch zehn Tagereisen vom Ganges entfernt zu sein. Es war sein letzter Aufenthalt in Amerika. 1506 starb er in Spanien, der vizeköniglichen Würde

Digitized by Google

zwar entkleidet und tief verbittert, aber keineswegs in Armut und Elend.

Die Entdeckung Amerikas ist eine weltgeschichtliche Tat; sie hat den Horizont der Menschheit in ungeahnter Weise erweitert und ihrer wachsenden Zahl neue Erdräume mit unbegrenzten Möglichkeiten freier Betätigung eröffnet. Aber die Idee der Entdeckungsfahrt gehörte nicht dem Kolumbus, und ihr großartiger Erfolg war zum Teil das Werk des Zufalls. Kolumbus suchte, Toscanellis Karte folgend, einen Weg nach Ostasien und nahm dessen Entfernung von den Kanarien zu ein Drittel des Erdumfanges an, während sie in Wirklichkeit etwa zwei Drittel desselben beträgt, eine Weglänge, die zu überwinden ihm niemals gelungen wäre. Vom nautischen Gesichtspunkt war die erste Durchquerung eines Ozeans, dessen Ausdehnung niemand kannte, gewiß eine bewundernswert kühne Tat, aber als hervorragende seemännische Leistung kann die rasche und leichte Fahrt durch „das Meer der Damen", wie die Spanier diese Meeresgegend später so bezeichnend nannten, nicht angesehen werden, und sehr begründete Zweifel an den nautischen Kenntnissen und Fähigkeiten des Entdeckers erregen vollends seine Breitenbestimmungen und Orientierungen. Eigentümlich ist an ihm die Paarung feinster Beobachtungsgabe für jede Erscheinung der Natur und völliger Abhängigkeit von Autoritäten in Glauben und Wissenschaft; die Überlieferung war ihm durchweg vertrauenswürdiger als das eigene Schauen.

Mit zunehmender Stärke macht sich in den späteren Jahren ein fatalistischer Zug bei ihm bemerkbar. „Ich wiederhole es," sagt er in seinen Prophezeiungen, „zum Gelingen des indischen Unternehmens nützten mir weder Scharfsinn noch Mathematik noch Weltkarten: es kam dabei nur zur Erfüllung, was Jesajas gesagt hatte." Aber derselbe Mann, der sich in religiösem Mystizismus als das berufene Werkzeug Gottes, als „Christträger" zu armen, umnachteten Heiden ansah, schlug den spanischen Majestäten in voller sittlicher Bedenkenlosigkeit vor, Indianer als Sklaven zu verkaufen und damit vorläufig die Kosten der Kolonisation zu decken. Nur mit zwiespältigen Gefühlen steht man dieser weltgeschichtlichen Persönlichkeit gegenüber.



Wappen des Kolumbus vom Jahre 1502.

Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

„Cäsar und Kleopatra", historische Komödie in fünf Akten von Bernard Shaw, deutsch von Siegfried Trebitsch — „Hille Bobbe", Komödie in drei Akten von Adolf Paul

Das Spieljahr neigt sich seinem lustigen Ende zu. Sonderlich erhabene Würde oder tiefsinnigen Ernst hat es ja von Anfang an nicht zur Schau getragen; nun, da sein Gestirn zur Rüste geht, zeigt es wenigstens den guten Humor, seine Leichtherzigkeit nicht noch zu guter Letzt durch Griesgram Lügen zu strafen. Ja, man darf der scheidenden Saison sogar das Zeugnis ausstellen, daß ihre Dessertfrüchte an literarisch-künstlerischem Gehalt manchen ihrer vollzähligen Menügänge übertreffen. Freilich wird auch dieser leckere Nachtisch einmal wieder ausschließlich vom lieben Ausland bestritten. Denn auch den zweiten der oben angeführten Verfasser mit dem gut deutsch klingenden Namen Adolf Paul darf Deutschland nur als seinen Adoptivsohn in Anspruch nehmen: der Autor der „Hille Bobbe" wohnt zwar schon seit längerer Zeit in unserer Reichshauptstadt und schreibt schon seit geraumer Weile all seine zahlreichen Theaterstücke und Romane deutsch, von Geburt aber ist er ein Schwede, der seine Kindheit in Finnland verlebt hat. Man sieht, die Freude an der „Komödie" ist heute ein internationaler Zug; nicht weniger allgemein und durchgehend aber ist ihr Streben nach dem höheren literarischen Gehalt, schon um sich von dem bloßen, immer mehr der hochmütigen Verachtung anheimfallenden Schwank und Lustspiel deutlich zu unterscheiden. Und in der Tat kann man nicht leugnen, daß die einst schon im Hinsterben begriffenen losen Kinder Thaliens in den letzten Jahren manch neues oder doch verjüngtes Motiv gefunden haben, das ihnen frischen Lebensatem einzuhauchen verspricht. Eins davon und vielleicht das hoffnungsvollste für den Augenblick ist das der Heldenverspottung, das von der allzu billigen Parodie, wie sie einst im Epos Blumauer, in der Operette Offenbach pflegte, zu einem freien, überlegenen, auch wohl anmutigen und liebenswürdigen Humor der Welt- und Menschenbetrachtung überzugehen trachtet.

Den geistigen Vater dieses neuen komischen Motivs festzustellen, fällt schwer; soviel ich sehe, tauchte es an verschiedensten Orten und in verschiedenen Nationen ziemlich zu gleicher Zeit auf. Der es am liebevollsten gepflegt und am kräftigsten und konsequentesten ausgebildet hat, ist aber doch wohl der Ire Bernard Shaw, von dem wir nun schon eine ganze Reihe sich im Grunde immer um diesen Punkt drehender Komödien kennengelernt haben. Ich erinnere nur an sein Napoleonstück „Der Schlachtenlenker", das uns den siebenundzwanzigjährigen Sieger von Lodi in recht menschlichen, allzu menschlichen Situationen zeigt, an die „Helden", die dem bramarbasierenden Hurra-Heroismus der Bulgaren von 1885 einen nüchtern-praktischen, aber pflichtbewußten und ehrlichen Schweizer Berufssoldaten gegenüberstellen, und an den „Teufelskerl", diese Komödie aus den amerikanischen Befreiungskriegen, die aus dem wallenden Mantel des Pathos und der Phrase so rein und nett den schlichten Kern der unverstellten Menschlichkeit herausschält. Mit seiner neuen historischen Komödie „Cäsar und Kleopatra" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), die in Deutschland zuerst im Berliner „Neuen Theater" aufgeführt wurde, hat sich der Unverbesserliche nun gar ins Altertum geflüchtet, aber sein Respekt vor den Überlieferungen der Geschichte und den von geweihter Dichterhand aufgerichteten Idealbildern historischer Gestalten ist im Lande der Sphinxe und Pyramiden auch nicht um eines Haares Breite gewachsen. Ihn schreckt weder ein Sueton noch ein Shakespere; für ihn gibt es weder eine Altertums- noch eine Rassenkunde; das Dogma von der stets höher hinaufführenden Entwickelung der Menschheit ist er geneigt, eher für einen gotteslästerlichen Hochmut

oder für eine alberne Abgeschmacktheit als für ein Zeichen der Aufklärung zu halten. Die Idee, es könnte irgendeinen nennenswerten Fortschritt seit der Zeit Cäsars geben — es sind ja seitdem auch noch nicht einmal zwanzig Jahrhunderte verflossen —, erscheint ihm viel zu absurd, um auch nur erörtert zu werden. Man gehe zurück bis zum ersten Wörtlein der Geschichte, und man wird den Christen und den Heiden finden, den Bauerntölpel und den Dichter, den Sklaven und den Helden, Don Quijote und Sancho, Tamino und Papageno, Newton und den Buschmann, der nicht bis elf zählen kann, alle lebend und zeitgemäß und alle davon überzeugt, daß sie die Erben aller Zeitalter und die bevorrechtigten Empfänger der Wahrheit sind — alle anderen Wahrheiten sind zu verdammende Ketzereien —, gerade so wie man sie heute findet, in allen Ländern blühend, von denen jedes das tapferste und beste ist, das je auf Befehl des Himmels aus dem azurblauen All hervorging. Aber auch abgesehen von dieser Überzeugung glaubt Shaw die Menschheit nur so nachahmen zu können, wie er sie kennt, das heißt wie er sie an seinen lieben Landsleuten und Zeitgenossen vor Augen sieht. Aus diesem Grunde leitet er für sein „historisches" Stück das Recht auf Anachronismen ab; ja, mehr noch, er behauptet geradezu, daß dies der einzig mögliche Weg sei, ein Stück Leben aus der Vergangenheit in menschlichen Zügen vor uns erstehen zu lassen.

Bernard Shaw.

Vielen wird eine solche bilderstürzende Selbstherrlichkeit des dichterischen Willens zweifellos als bubenhafte Keckheit und Unreife gelten. Für sie sind die Gestalten der alten Mythen und der Historie Gebilde, die man auf ihren Altären stehen lassen und in der Kultusform weiter verehren soll, wie sie von den Jahrhunderten oder Jahrtausenden geheiligt worden ist. Wie für die Tragödie, so kann ich mich auch für die Komödie zu dieser geläufigen Anschauung nicht bekennen. Wer vor einen Dichter nicht hinzutreten vermag mit der gläubigen Erwartung des Wunderbaren, jener schöpferischen Macht, der alles von Grund aus neu zu machen gegeben ist, der hat, scheint mir, nicht die rechte Schätzung dessen, was Poesie, was dichterisches Schaffen bedeutet. Nun gar die fernen Gestalten des vorchristlichen Altertums sollten der Souveränität der dichterischen Phantasie getrost auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert werden — der römische Welteroberer so gut, der den weltlichen Machthabern den höchsten Titel fürstlicher Würde vererbt hat, wie die ägyptische Buhlerin, die mit ihren tückischen Reizen einen der glänzendsten und kraftvollsten Römer entnervte und verriet, dann aber in so stilvoller Schönheit zu sterben verstand.

In der äußeren Handlung weicht Shaw von dem Aufriß der geschichtlichen Überlieferung nicht einmal sonderlich ab. Auch bei ihm kommt Cäsar im Herbst des Jahres 48 auf der Verfolgung des Pompejus, den er bei Pharsalus geschlagen hat, nach Ägypten, befreit in Alexandria die sechzehnjährige Kleopatra von der sie bedrängenden Partei ihres noch knabenhaften Bruders Ptolemäus, macht sie zur alleinigen Königin, freilich unter römischer Vormundschaft, und bringt den Winter auf 47 bei ihr zu, von der römischen Okkupationsarmee und den Ägyptern selbst stetig bedrängt, bis ihn Mithridates von Pergamos heraushaut und ihn seinen höheren vaterländischen Aufgaben zurückgibt. Einer nicht ohne Folgen gebliebenen engeren Verbindung des Fünfzigjährigen mit der Sechzehnjährigen, wovon die Geschichte zu berichten weiß, geht der moderne Dichter aus dem Wege; vielmehr läßt der nach neuen Taten durstende Staatsmann die kleine Hexe am Ende ohne jeden eifersüchtigen Neid als Vermächtnis für Marc Anton zurück, diesen „schönen jungen Mann mit den starken runden Armen", den Kleopatra schon als Zwölfjährige verlangend gesehen und seitdem nicht mehr vergessen hat.

Wo aber, wird man fragen, steckt hier der dramatische Konflikt? und woraus schöpft Shaw die komische Wirkung? Pflanzt er aus Eigenem

neue Intrigen zwischen den Römer und die Ägypterin, füllt er die sechs Monate ihres Beisammenseins durch frei erfundene, sich dramatisch zuspitzende Geschehnisse, bei denen die Titelhelden seiner Komödie nur passive, reflektierende Zu-

Albert Steinrück als Cäsar in Shaws „Cäsar und Kleopatra“.
(Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

schauer sind? Ja, allerdings, er läßt es nicht an allerlei Zettelungen zwischen Römern und Ägyptern, zwischen Kleopatriden und Ptolemäiden fehlen — aber ein Rückgrat für den inneren Organismus seiner Komödie gewinnt er dadurch nicht. Diese Verwickelungen lassen uns vielmehr entweder gänzlich kalt und gleichgültig, oder sie belasten sogar das Fahrzeug an falscher Stelle dermaßen, daß es geraume Strecken hindurch am platten Boden der Langeweile entlanggeschleift wird. Nein, die Bewegung der fünf Akte liegt einzig und allein in der Entwickelung vom Kätzchen zur Königin, die Kleopatra unter Cäsars Erzieherhänden durchmacht, ihr komischer Humor entkeimt fast allein aus der Art, wie sich Gajus Julius Cäsar, der heroisch-pathetische Welteroberer und Halbgott, vor unseren Augen immer deutlicher in das sterbliche Menschenkind zurückverwandelt, das sich seiner kleinen Schwächen nicht schämt und den großen Fehlern und Untugenden seiner überwundenen Jugendzeit mit der weisheitsvollen Ruhe des nahenden Alters ins Auge blickt. Darin vor allem liegt der tiefmenschliche Gehalt und die herzliche, bezwingende Liebenswürdigkeit dieser in der modernen Literatur so einsam dastehenden „historischen Komödie“.

Wie über menschlichen Fortschritt, so hat der Ire Shaw auch über menschliche Größe seine eigene Anschauung. Mit der frommen Meinung, daß der Mensch von Natur aus lasterhaft sei und daß daher die höchste Güte zugleich höchstes Martyrium bedeute, will er nichts zu schaffen haben. Ihm scheint der Weg, den Eindruck der Größe hervorzurufen, einzig der zu sein, einen Menschen darzustellen, nicht, wie er seine Natur durch Pflichterfüllung abtötet, sondern „ganz einfach, wie er all das tut, was er natürlicherweise tun will.“ Woran so viele ein Genie in den Mittelpunkt stellende Dramen scheitern, die Schwierigkeit, einen solchen überragenden Geist in greifbaren Taten anschaulich und glaubhaft zu machen, sie ist durch diese antipathetische Betrachtungsweise, die für das Genie keine verstiegenen Ausnahmeerscheinungen in Anspruch nimmt, von vornherein beiseite geräumt. Dieser Cäsar braucht seine Größe und geniale Überlegenheit gar nicht erst ausdrücklich zu verkünden oder zu dokumentieren, der Duft dieser Größe gehört zu ihm wie die Wärme zur Flamme. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken.“

Anfangs freilich scheint es, als stecke auch Shaws Cäsar noch tief im Pathos. Da tritt er im Silberlicht der Wüstennacht vor die Sphinx und hält einen vom Selbstgefühl des Einsamen geschwellten Monolog an sie: „Heil dir, Sphinx! Julius Cäsar grüßt dich! ... Ich fahndete nach Geschöpfen, die mir gleichen. Ich habe Herden und Weiden angetroffen, Menschen und Länder — aber keinen anderen Cäsar, keinen Menschen, der mir ähnlich gewesen wäre — keinen, der die Taten meiner Tage hätte tun und die Gedanken meiner Nächte hätte denken können. Meine Stellung dort in jener kleinen Welt, o Sphinx, ist so hoch wie die deine in der großen Wüste ... Der dunkle Weg meines Schicksals hat mich hierher geführt, denn mein Genius ist von denen, deren Symbol du bist: teils Tier, teils Weib, teils Gott — nichts von einem Menschen ist in mir. Weiß ich deine Runen zu lesen, Sphinx?“ Statt der Angerufenen antwortet das zwischen die Tatzen der Gewaltigen hingekauerte Kätzchen Kleopatra: „Alter Herr ... Fürchte dich nicht, alter Herr!“ In dieser bezwingend komischen Situation, die den aufgeblasenen Schlauch gottähnlicher Eitelkeit mit einem einzigen Schlage zu einer leeren Haut zusammenklappt, haben wir den ganzen Shaw. „Wenn ich während der Arbeit an einem Stücke fühle, daß die Macht des Erhabenen daran ist, die Zuhörerschaft in die gleiche Geistesverfassung zu versetzen, so sorge ich schnell für einen Spaß und stoße das feierliche Volk von den Hühnerstangen herunter,“ hat er kürzlich in einem seiner witzigen Vorträge vor der Londoner University Extension Guild bekannt. Aber er stößt nicht bloß herunter und läßt den Gedemütigten im Staube liegen, er erhebt und erhöht auch wieder, sobald der Gestäupte sich nur erst selbst gefunden hat: das ist das Erquickende und Ent-

Digitized by Google

zückende an ihm. Noch mehrmals regt sich in Cäsar der alte Stachel des Hochmuts und der Überhebung, des Pathos und der Theatralik: aber dann braucht nur jemand zu seufzen: „Nun werden wir seinen hochtrabendsten Schwulst anhören müssen!“ und er schlägt sich lächelnd selbst auf den Mund. Ein paar Schönheitspflästerchen der lieben kleinen Eitelkeit trägt er freilich bis zuletzt mit sich herum: an seine fünfzig Jahre läßt er sich ungern erinnern, und seine vorzeitige Kahlheit verbirgt er hinter einem immerwährenden Eichenkranz. Seine Schwäche für die Weiber, insonderheit für ein Halbkind wie diese Kleopatra mit ihrer Mischung von Zurückgebliebenheit und Frühreife, von kalter Berechnung und leidenschaftlicher Hingabe, von naiver Furcht und grausamem Tyrannengelüst, ist ihm nur zu gut bekannt; er weiß, daß Frauen ihn leicht betrügen können, weil ihre Augen ihn verwirren und er sie nicht sieht, wie sie sind, sondern wie er wünscht, daß sie ihm erscheinen. Gar bald aber siegt doch der Erzieher- und der Reformatorendrang des Staatsbildners über die Instinkte des Mannes. Mit leidenschaftlichem Eifer widmet er sich dem Gedanken, diese Wildkatze, die noch eine willenlose Puppe in den Händen ihrer Priester und Ammen ist und von grotesk-kindischem Aberglauben strotzt, zu Stolz, Mut und Majestät, mit einem Wort zur bewußten Herrscherin zu erziehen. Das Experiment gelingt über Erwarten schnell, wenn auch anders, als der Römer es sich vielleicht gedacht hat. Die eben selber noch die Rute schmeckte, gebraucht im Handumdrehen die Peitsche gegen ihre früheren Unterdrücker, besonders gegen die Reichsamme Ftatateeta, eine riesenhafte, grimmige Palastdame, die bisher so eine Art Reichsvormünderin war. Ja, das Kätzchen krümmt sich so gründlich, daß die Schülerin bald zu der Impertinenz vorschreitet, nun ihrerseits den Cäsar zu lehren, wie man regieren müsse.

Den aber in seiner heiteren Größe ficht das wenig an. Immer sicherer schreitet er jener freien Höhe zu, von der aus er sein eigenes Leben und Tun unter sich liegen sieht zu ruhiger, objektiver Betrachtung. „Ich bin auch ein Feldherr, aber ich habe zu alt angefangen, viel zu alt! Gesundheit und viele Siege!“ ermuntert er seinen kriegerisch selbstbewußten Gegner. Voll unerschrockener Gerechtigkeit gegen sich selbst stellt er sich als „Mörder des Vercingetorix“ dem Mörder des Pompejus gleich: „Ich habe kein Recht, anzunehmen, daß seine Gedanken niedriger sind als meine eigenen.“ Er bittet seine Untergebenen ohne Zaudern um Vergebung, sobald er sich einmal vergessen hat, immer gewiß, seine Würde sofort wieder aufnehmen zu können, sobald es ihm beliebt. Allstündlich übt er jene schöne Kunst des Gewährenlassens, die einen Mitmenschen nicht nach dem eigenen Bilde zu modeln sucht, sondern ihm seine besondere Art gönnt. Nichts Verschiedeneres kann es geben als den feingeschliffenen Cäsar und seinen derben, ungeschlachten Unterbefehlshaber Rufio, der sein erstes und letztes Wort mit dem Schwert spricht. Das tut jedoch der väterlichen Liebe des „alten Mannes“ zu seinem „großen Jungen“ nicht den geringsten Abbruch. Seine reife Menschenkenntnis und Menschenbehandlung hat nichts mehr zu schaffen mit dem eifernden Fanatismus eines Belehrers und Bessermachers.

Wie wohltuend berührt ferner die ruhige, so ganz und gar unsentimentale Selbstverständlichkeit, mit der Cäsar Geldfragen erledigt; wie köstlich klingt es, wenn er den fuchsschlauen Krämerseelen der Ägypter auf ihre Schmeichelei, ein Mann wie er werde sich doch nicht mit einer Kleinigkeit wie ihre Steuern abgeben, aus gelassener Seele erwidert: „Meine Freunde, Steuern einziehen ist die Hauptbeschäftigung eines Welteroberers!“ Dem Leben und all seinen natürlichen Genüssen resolut zugewandt, abhold jeder unfruchtbaren, gegenwartsflüchtigen Vergangenheitsträumerei, voller Listen und Verschlagenheiten, wo das Schwert versagt, steht der behagliche Dattelesser und Gerstenschleimschlürfer doch im nächsten Augenblick schon wieder auf der Höhe seiner Persönlichkeit. Seine Menschenliebe

Ed. von Winterstein als Rufio in Shaws „Cäsar und Kleopatra“.
(Nach einer Aufnahme von Hugo L. Held in Charlottenburg.)

ist frei von jedem Eigennutz und quillt aus dem innersten Grunde seiner Natur. Wie weit liegen die trüben Zeiten hinter ihm, da er es für nötig hielt, seiner Ehre Menschenopfer darzubringen.

Digitized by Google

Längst hat er den Rachegedanken als eine unnütze Scharteke beiseite geworfen. „Räche ich mich am Winde, wenn er mich durchfröstelt, oder an der Nacht, wenn sie mich im Dunkel straucheln läßt? Soll ich mich an der Jugend rächen, wenn sie sich vom Alter abwendet, und am Ehrgeiz, wenn er von Sklaverei nichts wissen will?" Er hat keinen Haß im Herzen, er schließt mit jedermann Freundschaft wie mit Hunden und Kindern. Die das erfahren hat, ist Kleopatra, und sie fügt hinzu: „Seine Güte zu mir ist ein Wunder. Weder Mutter noch Vater noch Amme haben jemals so auf mich geachtet oder mir ihre Gedanken so freimütig mitgeteilt wie er." — „Nun, ist das nicht Liebe?" — „Liebe? ... Für das erste beste Mädchen, dem er auf seinem Wege nach Rom begegnete, würde er dasselbe tun. Frage seinen Sklaven Britannus, er ist zu ihm genau so gut. Nein! frage sein Pferd: seine Güte gilt nicht meinem Wesen, sie ist seine eigene Natur." Ein Tor auch, der glauben wollte, Cäsar könne sein Heer über die augenblickliche Vernarrtheit in die kleine Nilbestie vernachlässigen. Unter seinen Soldaten ist keiner, dessen Arm ihm, sobald es ernst wird, nicht heiliger wäre als Kleopatras Kopf. Das sagt er nicht nur so hin als schöne Redensart, sondern macht das Exempel darauf. Sobald seine Pflicht und seine Taten ihn rufen — was ist ihm da noch Kleopatra! Fast hätte er vergessen, sich von ihr auch nur zu verabschieden, so eilig hat er's, auf die harrenden Schiffe zu kommen. Auch diese Schlußsituation wieder ist von sanft, aber unwiderstehlich überwältigendem Humor und reicht als Gegenstück, in dem sich die menschliche Größe Cäsars spiegelt, ebenbürtig jener ersten Sphinxszene die Hand, in der seine menschliche Schwäche sich enthüllte. Dieses enge Beieinander von Kleinheit und Erhabenheit, von Ernst und Lächerlichkeit macht das Bild des Mannes erst voll. Und eine so unbefangene, schwebende Anmut und Heiterkeit geht von ihm aus, daß wir von ihrem Hauch mit emporgezogen werden ... Hängt einer „Heldenverspottung" wie dieser, die den Halbgott ins Feuer wirft, um einen ganzen Menschen daraus zu läutern, noch eine Spur des Hämischen oder Kleinlichen an?

So wenig der Geist der Komödie sich in der Gestalt Cäsars ausgibt, so wenig fällt doch all der Witz, den sie sonst noch aufbringt, dieser wahrhaft dichterischen Schöpfung gegenüber ins Gewicht. Auch diesmal wieder sind es die lieben englischen Landsleute, die des Irländers erbitterte Spottsucht fühlen müssen. Britannus, den vom Inselland mit herübergebrachten Sekretär Cäsars, und Apollodorus, den sizilischen Künstler, macht er zugleich zu Trägern und Zielscheiben dieser Satire. In jenem verspottet er den heuchlerischen cant, die insulare Eingebildetheit, die engherzige Prüderie, den steifleinenen Ernst und das schulmeisterliche Pedantentum des Engländers; in diesem sucht er, schon beträchtlich liebenswürdiger und respektvoller, das präraffaelitische Ästhetentum des l'art pour l'art zu treffen, dem auch der Krieg nur eine schöne Kunst ist und das jede tüchtige Tat, soll sie vollendet sein, erst durch ein auserlesenes Wort oder Bild krönen muß. Als dieser Apollodorus sich dem Cäsar als Sizilier und Künstler vorstellt, kommt es zu einer Szene, die ganze Bände moderner englischer Kultur- und Gesellschaftsgeschichte spricht. „Ein Künstler?" ruft Britannus. „Warum haben Sie diesen Vagabunden eingelassen?" Cäsar in seiner untrüglichen Menschenkenntnis beruhigt ihn: „Apollodorus ist ein berühmter Patrizier und Amateur." O, nun ist Britannus ganz außer Fassung: „Dann bitte ich den Herrn um Verzeihung! Ich glaubte, er wäre ein Berufskünstler." ... Ein andermal entschuldigt er Cäsars „frivole" Auffassung vom Wert des Lebens mit der Tatsache, daß er ja Italiener sei; er zeigt sich aufs höchste chokiert, als aus den Teppichen, die Cäsar nachgebracht werden, Kleopatra hervorkriecht, und meint, sie könne hier ohne die Obhut einer älteren Dame doch nicht bleiben. Als die anderen sich ins Meer stürzen, um gegen den Feind zu schwimmen, steht er am Ufer und schreit: „Hipp! hipp! hurra!"

So gibt es noch viele satirische Seitenhiebe und Abschweifungen, die äußerst keck und belustigend sind; im Grunde aber verschuldet es nicht zuletzt ihre undisziplinierte Überfülle, daß sich das Ganze zu keinem einheitlichen Gebilde zusammenschließt, daß die Teile auseinanderfallen und wie in Pharaos Traum die mageren Kühe die fetten Kühe auffressen. Auf der Bühne bleibt denn die Wirkung der fünf Akte auch höchst problematisch, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß der Darstellungsstil und auch die Regie für diese skeptisch-ironische Mischgattung der Komödie erst noch gefunden werden muß. An der Lektüre des Buches aber wird man auch schon jetzt einen vollwertigen Genuß haben.

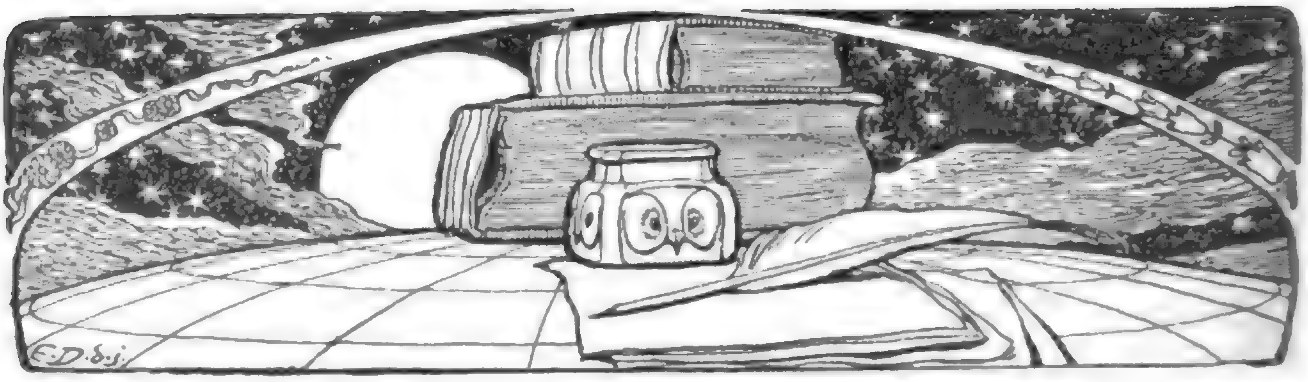
Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als sei das komisch-satirische Talent des Finnländers Adolf Paul der denkbar nächste Geistesverwandte des Shawschen Skeptizismus. Sogar in der Stoffwahl ihrer Komödien haben sie sich zuweilen berührt. Wie der Irländer die Eitelkeit des vergötterten Heros Napoleon, so hat der Finnländer in einem „heroischen" Einakter mit der riesenhaften Ungeschlachtheit des Goliath zugleich auch das Maulheldentum des kleinen David verspottet. Sieht man aber näher zu, so läßt Pauls Komik doch gerade das Ausschlaggebende, das, was Shaw als sein eigenstes gehört, vermissen: die tendenzlose Liebenswürdigkeit des Herzens, die es aus der Verspottung und Verkleinerung ihres komischen Helden schließlich nur in eine desto höhere und reinere Bewunderung für ihn hineintreibt. Es fehlt ihm das lächelnde Verstehen, sein Witz hat noch nicht den Weg in das Land des Humors gefunden, in dem sein Meister ein so fest angesessener Bürger ist. Pauls Komödie „Hille Bobbe" (Berlin, Schuster u. Loeffler), die übrigens nicht etwa in der Heimat des Frans Hals, sondern „irgendwo jenseit von Petersburg" spielt, zeigt sich diesem

moralisierenden Zuge womöglich noch rettungsloser verfallen als ihre Vorgänger.

Zunächst freilich läßt sie sich übermütig genug an. Da wird geschildert, wie im Hause des Richters Pletschikoff die treue, gleich der Hausfrau aus Holland stammende Zofe Dortje stirbt, und wie Marmeladoff, der schmarotzerhafte Hausfreund, von der Herrschaft den Auftrag erhält, ihre Leiche sicher in die Heimat zu ihrer Mutter zu geleiten. Leider hat man da aber den Bock zum Gärtner gesetzt. Marmeladoff kommt nicht weit mit dem ihm anvertrauten Schatze: schon am Strande der Newa hat er sein Reisegeld verjuxt, und er weiß sich keinen anderen Rat, als die Leiche an die Anatomie zu verkaufen. Wieder zu Hause, tut er zunächst so, als habe er seinen Auftrag in Treuen und Ehren ausgeführt. Dann gesteht er zögernd, daß er die Leiche „verloren" habe, läßt sich die Börse noch einmal mit Rubelchen spicken, fährt abermals nach Petersburg und kauft von den irdischen Überresten Dortjes zurück, was noch zu erlangen ist. Inzwischen hat aber auch schon der wackere Pletschikoff, um nur vor seiner Frau Ruhe zu haben, von einem armen Teufel von Bauern den Leichnam seiner Tochter erstanden und ihn in wohlverlötetem Zinnsarg nach Amsterdam geschickt. Bei Marmeladoffs Rückkehr aus Petersburg bricht nun das ganze Lügengebäude krachend zusammen. Der Hausfreund, immer mehr in die Enge getrieben und von seinem Gewissen gehetzt, legt vor der Freundin ein umfassendes Geständnis ab — eine Szene, die mit ihrem Morguegeruch zarten Nerven nicht wenig zumutet, deren Zynismus aber nicht der gesunden, aufrüttelnden Kraft entbehrt, und deren gesellschaftliche Satire ins Herz der Dinge trifft.

Noch immer ist die Titelheldin, Dortjes Mutter, Frau Hille aus Amsterdam, genannt Hille Bobbe, nicht aufgetreten. Der Höhepunkt der Komödie wird also noch kommen, hofft man. Darin aber täuscht man sich. Denn als Hille Bobbe, die Bordellwirtin aus dem Lande der Mynheers und Mevrouwen, nun wirklich auf dem Schauplatz erscheint, um noch einige „letzte Wünsche" ihrer Tochter zu erfüllen, da schlägt das Stück plötzlich um, aus der zynischen Satire ins tendenziös Moralisierende, und damit leider zugleich auch aus dem Eigenen ins Angeeignete und Hergebrachte. Hille Bobbe entpuppt sich nämlich bald als eine jener sattsam bekannten ethischen Splitterrichter, die allem holden Trug und aller schönen Lüge auf den äußersten Grund gehen, als eine jener zahlreichen Nachkommen des Gregers Werle aus der „Wildente", die den Leuten die moralischen Rechnungen präsentieren und ihnen just zur ungelegensten Stunde mit ihren idealen Forderungen ins Haus schneien. Alles Vorausgegangene, merkt man nun, war nur Präludium; das eigentliche Musikstück beginnt jetzt erst. Und man wird verstimmt, einen Schriftsteller, der soeben noch gezeigt hat, wieviel Geist und Grazie er einem an sich geschmacklosen Thema abzulisten weiß, plötzlich alles Maß und allen guten Geschmack verabschieden zu sehen, sobald es heißt, den „wirklichen geheimen Aposteln der öffentlichen Sittlichkeit", denen er seine Komödie durchsichtig genug gewidmet hat, die vermeintliche „Wahrheit" zu sagen. Die Spottdrossel, die zuvor so hübsch zu flöten verstand, verwandelt sich da flugs in einen pedantischen Raben, dessen moralisierendes Gekrächze einem mißtönig ins Ohr gellt. Einst war es das Vorderhaus, worin sich alle Lumperei und Schurkerei eingenistet, das Hinterhaus, wohin sich die Sittlichkeit geflüchtet hatte; jetzt, bei Paul, ist es die vornehme Gesellschaft in Bausch und Bogen, die zu einem Blocksberg aller nur denkbaren Schurkereien und Gemeinheiten geworden ist, während die Tugend und die Reinheit der Seele ein Asyl bei den — Freudenhauswirtinnen gefunden haben. Eine Gänsehaut überläuft uns, wenn wir aus dem Munde Hille Bobbes hören, wieviel Skelette dieses äußerlich so sauber getünchte Haus Pletschikoff beherbergt. Dortje hatte ein Kind — Pletschikoff ist der Vater; Dortje war die Vertraute der Hausfrau und die Helfershelferin bei deren zärtlichen Beziehungen zu Marmeladoff; ja, Dortje war die Schwester der Hausfrau, denn der Vater dieser vornehmen Dame hat einst Frau Hille Bobbe verführt und sie dann mit dem Kinde sitzen lassen. Nur die Wirtschaft hat er ihr eingerichtet; aber die Wirtschaft geht gut, und ihr verdankt sie es, daß sie jetzt hierher nach Rußland zu den reichen Tschinowniks reisen konnte, um ihnen zu sagen, wie faul ihre ganze Herrlichkeit und wie eigentlich die ganze vornehme Welt nicht besser sei als die „Wirtschaft Hille Bobbes", die jeder Amsterdamer Droschkenkutscher kennt. Natürlich wird die ungebetene Moralistin von den drei schnell zur Interessengemeinschaft vereinigten Angeklagten entrüstet aus dem Hause gejagt, aber mit ihr zieht die Sympathie des Verfassers und — der Beifall aller derer, deren Herz kindlich und deren Kopf geistig arm genug ist, solch billiges Pathos und solch primitive Schwarzweißmalerei für „Lebenswahrheit" zu halten. Da loben wir uns doch Bernard Shaw, der das lächelnde Verständnis für die gemischten Charaktere hat, und der weiß, daß der Humor erst da anfängt, wo unter ein und demselben Dache Gutes und Böses, Teufel und Engel in friedlicher Eintracht beieinander wohnen. „Die Menschen soll keiner verlachen, als einer, der sie herzlich liebt", sagt Goethe.

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Max von Eyth

Am 6. Mai dieses Jahres konnte der Dichter und Ingenieur Max von Eyth auf siebzig Jahre eines vielbewegten und inhaltreichen Lebens zurückblicken. Er hat, von Jugend auf durch seinen praktischen Beruf auf Reisen und Wanderfahrten angewiesen, viele Länder und Völker gesehen, den Strom der Welt in sich aufgenommen, aber dann auch reichlich davon allen denen zurückgegeben, die das drängende Suchen und Forschen unserer Zeit an der Hand eines mitschaffenden Geistes und zugleich durch die Augen eines Dichters sehen mögen. Uns geht hier eigentlich nur das literarische Schaffen Eyths an: da aber dieses aufs engste mit seiner praktischen, auf vielen Gebieten geradezu bahnbrechenden Ingenieurtätigkeit verknüpft ist, so müssen wir wenigstens in ganz knappen Zügen auch seinen äußeren Lebensgang skizzieren. Uns kommt dabei eine liebevolle kleine Biographie aus der Feder von Theodor Ebner, die soeben im Verlage der Carl Winterschen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen ist, trefflich zustatten.

Der Name Eyth hat im Schwabenlande seit langem einen guten und wohlvertrauten Klang. Besonders die vielen, die dereinst in den theologischen Seminaren zu Schönthal und Blaubeuren ihre Erziehung genossen haben, erinnern sich mit dankbarer Verehrung des „alten Eyth", des Professors Eduard Eyth, der, als Mensch und Lehrer ein kernschwäbisches Original von Liebenswürdigkeit und Ernst, mit dem Rufe eines gelehrten und gediegenen Jugendbildners den eines geistvollen und formgewandten Lyrikers zu verbinden wußte. In Kirchheim u. T., wo er als Lateinlehrer wirkte, wurde ihm am 6. Mai 1836 sein Sohn Max geboren, von dem er dann sein Leben lang mit so berechtigtem Stolz erzählen konnte, obwohl dieser gegen den Willen des Vaters einen von der Familientradition so fern abliegenden Beruf einschlug. Die Neigung des Knaben für Mathematik und Technik war schon in frühester Jugend merkwürdig stark ausgebildet. „Freudig schlaflose Nächte hindurch", erzählt er selbst, „schob ich gerade Linien und Kreisbogen und später Ellipsen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um selbsterfundene Probleme zu lösen, und mit jedem Tage mehr versank für mich die klassische Welt in schönem, wesenlosem Schein." Der Vater, obgleich Philologe von altem Schrot und Korn, war schließlich verständig genug, die alten Zügel am Boden schleifen zu lassen und dem „jungen Füllen" seinen frei gewählten Lauf zu gönnen. Auf der Polytechnischen Schule zu Stuttgart erhielt Eyth in den fünfziger Jahren seine Ausbildung, und schon hier zeigte sich die eigenartige Doppelbegabung des Mathematikstudenten in den Liedern und Gedichten, die sich ihm dann bald, im ersten Jahre der Praxis hinter dem Schraubstock in Heilbronn, zu einem hübschen Bändchen rundeten. Dann ging er auf die Wanderschaft, zunächst ohne festen Plan, nur um zu lernen und lernend zu schaffen. Ein entscheidender Wendepunkt kam in sein Leben, als er 1861 als Ingenieur in die große landwirtschaftliche Maschinenfabrik von Fowler in Leeds eintrat, aus der die umwälzende Erfindung des Dampfpfluges hervorgegangen war. Unter dem Zeichen des Dampfpfluges standen denn nun auch für Max Eyth die kommenden Jahre, die ihn in aller Herren Länder führen sollten. Am längsten und liebsten hat er im Lande der Pyramiden geweilt, dessen Wunder schon die Phantasien seiner Kindheit bewegten. Und hier ist zugleich auch entscheidend der Schriftsteller und Dichter in ihm erwacht. Er war nach Ägypten berufen worden, um bei der Einführung des Dampfpfluges in leitender Stellung tätig zu sein, und wirkte von 1863 bis 1866 als Chefingenieur des Prinzen Halim Pascha, aber wie er von dieser Stelle aus mit scharfem Auge, warmem Herzen und sinnendem Geist Nähe und Ferne, Vergangenheit und Gegenwart durchforschte, davon legen seine in Ägypten entstandenen Bücher, „Das Wanderbuch eines Ingenieurs", das ursprünglich nicht weniger als sechs Bände umfaßte,

Digitized by Google

dann aber in dritter Auflage unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit“ in drei Bänden, also in abgekürzter Form erschien, sowie seine Skizzen und Erzählungen „Hinter Pflug und Schraubstock“, vor allem aber sein großer kulturphilosophischer Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide“ beredtes Zeugnis ab. Mochte auch für ihn während dieses dreijährigen Aufenthaltes im Lande des Nils dessen Romantik stark verblaßt sein, er fand in Land und Volk doch immer noch eine solche Fülle des Interessanten und Bedeutungsvollen, daß die davon ausgehenden Anregungen kaum zu fassen waren. Die nächsten Jahrzehnte haben ihn, der gern das Wort auf sich münzte: „Es gibt Vögel, die nie ein Nest finden“, noch weit umhergeschleudert. Das Land seiner Sehnsucht jedoch blieb immer Ägypten, und hierher ist er denn auch noch mehrmals, mit kulturschöpferischen Aufgaben betraut, zurückgekehrt. Aber auch die Heimat verdankt ihm eine äußerst fruchtbringende und segensreiche Schöpfung: 1882 ließ sich Eyth in Bonn nieder und wurde der Mitbegründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, die am Tage, da Eyth vor zehn Jahren ihre Zügel niederlegte, nicht weniger als zwölftausend Mitglieder umfaßte und die er dann von seinem otium cum dignitate in Bonn aus noch immer weiter wachsen sah. „So viel“, sagt er selbst voll berechtigten Stolzes in einem Rückblick auf dieses Werk, „so viel erreicht man in diesen Notstandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang, ein Ziel im Auge, nicht betteln geht, sondern auf die eigene Kraft vertraut. Das aber tut die Gesellschaft heute noch, und deshalb habe ich recht behalten und nicht die, welche fürchteten, sie stehe auf zwei Augen.“

Max von Eyth.

Nur das Wenigste und Wichtigste ist hier aus dem äußeren Lebensgange Eyths festgehalten, aber es wird genügen, um ihm den bescheidenen Stolz und die ruhige, selbstbewußte Zufriedenheit nachzufühlen, die aus seinem Gedichte „Winterabend“ sprechen:

Schon wirbeln die Flocken. Es dämmert bald,
Schon ruhen Waffen und Wehre.
Der Jäger kommt heim aus Gebirg und Wald,
Der Schiffer vom brausenden Meere.

Froh zog ich als Wanderbursche hinaus,
Wie lachte die sonnige Erde!
Nun sitz' ich wieder im alten Haus
Am stille verglimmenden Herde.

Halb träumend denk' ich des bunten Seins
Mit seinem Ringen und Regen.
Und Traum und Leben fließen in eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Froh leg' ich mich nieder, was wünsch' ich mir
Noch weiter vom scheidenden Leben?
So wollt' ich's. Ich danke, Allgütiger, dir,
Daß du es so mir gegeben.

Wir sagten es schon: Mit Augen, die das Schöne, Echte und Zuverlässige suchen und zu finden wissen, steht Max Eyth der Natur, der Welt und der Kunst gegenüber. Mag er manchem in seiner schwäbischen Hartköpfigkeit und Schwerfälligkeit etwas altväterisch erscheinen, es ist eine selbsteroberte, charaktervolle und geschlossene Weltanschauung in seinem Leben und Schaffen. Von früh bis spät ist er den Urgründen der Erscheinungen nachgegangen, und mit leidenschaftlicher, schönheitsbegeisterter Seele hat er nach den Harmonien des Daseins geforscht, nicht in Büchern, sondern, wie es sein praktischer Beruf mit sich brachte, in dem ihn unmittelbar umgebenden und erfüllenden Leben. Und gerade dadurch erscheint er uns heute trotz seiner gelegentlichen altmodischen Anwandlungen als ein ausgeprägt und hervorragend moderner Mensch. Nicht der Zwiespalt, sondern die lebendige Einheit zwischen Leben und Dichtung blickt uns aus seinen Werken an. In einem Vortrage über „Poesie und Technik“ hat er einmal selbst über diesen hell schmetternden Zusammenklang gesprochen: Wir müßten es einmal in allen Gliedern spüren und mit jedem unserer Gedanken denken, daß wir in einer neuen Zeit leben. Jeder Tag und jede Stunde bietet uns Neues und Seltsames; jeder Blick in die Natur und jeder Ton, der an unser Ohr schlägt, kündet uns von einer neuen Aufgabe, die ihrer Lösung durch uns und andere harrt. Alles webt ineinander und dringt durcheinander; alles flutet auf und ab in gewaltigem Branden, und alles rinnt und strömt vorwärts nach Arbeit und straffem, mutigem Lebenswillen. Und da komme einer und sage, in solchem Wogen und Gären liege keine Poesie! Hat nicht auch die Technik ihren tiefen, sittlichen Gehalt, duldet sie eine Lüge oder auch nur eine halbe Wahrheit? Und ist sie nicht schön, da doch an dem, was sie schafft, klein oder groß, alles Harmonie und inniges Ineinandergreifen der einzelnen Teile zeigen muß? Steckt keine

Digitized by Google

Poesie in der dampfenden Lokomotive, die mit glühendem Auge durch die Nacht dahinfährt, oder in einem stolzen Schiffe, das in majestätischer Ruhe über die Wogen des Ozeans fährt und Trotz bietet dem Sturm und den Wellen? Jeder, der etwas von den Prinzipien des neuen politischen Lebens unseres Vaterlandes erfaßt hat, wird ohne weiteres erkennen, wie Eyth in diesem Gedankengange Schritt und Tritt hält mit unserer modernen staatlichen Entwickelung, obwohl dieser so real denkende und klar blickende Mann sich nie, soviel wir wissen, besonders mit Politik oder gar der sozialen Frage beschäftigt hat.

Noch ein paar besondere Worte über die wichtigsten literarischen Werke Max Eyths. Die Erzählungen, Lustspiele und Gedichte, die er in dem Bande „Feierstunden" vereinigt hat (4. Ausgabe; Heidelberg, Carl Winter), zeigen, so viel Hübsches und Ansprechendes sie enthalten, kein sonderlich eigenes und markantes Gesicht; sie gehen so mit hin und blühen als liebliche Blumen an dem Wege eines Mannes, der auf dem Grunde seines Wesens ganz andere, weit ernstere und höhere Gedanken hegte. Das Entscheidende und Bleibende seines literarischen Schaffens liegt in den Ingenieurbriefen „Im Strom unserer Zeit" (ebenda, 3 Bde.; geb. je 6 Mk.), weiter in dem Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide" (ebenda; geb. 8 Mk.) und allenfalls noch in der Skizzensammlung „Hinter Pflug und Schraubstock" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 5 Mk.).

Die Ingenieurbriefe namentlich, die neuerdings eine sehr schöne und reichhaltige illustrative Ausstattung erfahren haben, können unserer heranwachsenden Jugend als ein Denkmal deutscher Energie und deutschen Unternehmungsgeistes nicht genug empfohlen werden. Der Werdegang eines Mannes leuchtet aus ihnen hervor, der in seinem herzhaften Erfassen und seiner seelenvollen Durchdringung der Wirklichkeit dem jungen Geschlecht des neuen Deutschland ein leuchtendes Vorbild sein darf. Ernst und Humor haben in diesen Briefen einen erquickenden Bund geschlossen. Wir sehen aus dem Jüngling, vor dem die Welt noch in den buntesten Farben einhertanzt, den reifen Mann werden, der mitten in der Arbeit Zeit und Ruhe findet, um und in sich zu schauen und sich Rechenschaft abzulegen über sein Tun und Lassen, und wir sehen ihn endlich auf der Höhe seiner Tage noch einmal alles das zusammenfassen und in ein festes Bett leiten, was ihm während eines so reichen Lebens an Erfahrungen und Gedanken zugeflossen ist. Dieser letzte, dritte Band, „Meisterjahre" betitelt, ist wesentlich der Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft gewidmet; aber man erwarte auch hier nicht etwa eine trockene Schilderung oder gar Statistik, sondern ein Kulturbild der letzten Jahrzehnte, das von hoher Warte herab weit über die deutschen Lande hinausschaut. Dabei kommt Eyths eigenste Gabe, sein goldener Humor, erst recht zur Geltung, und nichts liegt diesem Siebzigjährigen ferner, als etwa mit verbitterter oder auch nur verstimmter Miene auf das Leben unserer Gegenwart zu blicken — selbst da nicht, wo es andere Wege gegangen ist, als er sie sich dachte. Der tüchtige Lebenssinn und das liebenswürdige Verständnis für alles, was zwischen Himmel und Erde sich bewegt, begleiten den Verfasser auch noch über die Schwelle seines Greisenalters. Nicht die Sintflut, sondern ein erst recht fruchtbares Blühen und Werden sieht er auch nach seinen Tagen für unsere Nation voraus.

Dieselbe innige Verbindung zwischen deutschem Arbeitsernst und deutschem Gemüt beseelt auch Eyths „Kampf um die Cheopspyramide", ein Werk, dem man durch ein einzelnes literarisches Schablonenwort schwer gerecht wird, das man aber wohl am ehesten als eine technisch-mathematisch-archäologische Geschichte bezeichnen kann. Man hat, es näher zu kennzeichnen, an Mark Twain und seinen grotesken Humor, auch wohl an Jules Verne und seine naturwissenschaftlich begründete Phantastik erinnert, aber die eigene Note, die aus diesem Werke hervorklingt, ist doch zu stark, als daß man es in die Gefolgschaft dieser Vorgänger stellen könnte. Selbständig ist im besonderen die kühne Verknüpfung, die Eyth zwischen dem Leben der Gegenwart, ihrer nervösen Hast und ihrem ruhelosen Jagen und zwischen der hehren Majestät einer Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit kraft seiner souveränen Phantasie herstellt. Mächtig wächst das Bild des so energisch und unzersplittert in sich zusammengefaßten Altertums vor uns auf, und auf diesem Hintergrunde gewinnt das Gewimmel der Nationen, die sich vor dem Lebenden auf dem uralten Schauplatze der Kultur bewegen, eine ganz seltsame, immer von neuem anregende Beleuchtung. So ernst und tief aber die geschichtlichen und geistigen Probleme des Romans sein mögen, Eyths natürliche Erzählungsgabe und anschauliche Schilderungskunst machen die Lektüre trotzdem zu einem fast mühelosen Genuß.

Auf seine Wanderfahrten in die Kreuz und Quere nimmt uns dann Eyth wieder mit in seinem Buche „Hinter Pflug und Schraubstock", Skizzen aus dem Taschenbuche eines Ingenieurs, in denen Prosa und Verse, schwerer Ernst und leichter Humor bunt wechseln, die aber bei aller scheinbaren Willkür und Ungebundenheit niemals die sittlichen und erzieherischen Gesichtspunkte aus dem Auge lassen. Auch hier erklingt ein Hohes Lied auf die Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit der welterobernden deutschen Arbeit und auf die Grundsatztreue des männlichen Willens, der sich in ihren Dienst begeben hat. Nicht der auf vielen Gebieten der modernen Technik bahnbrechende Ingenieur, auch nicht der Dichter und Schriftsteller Eyth allein ist es, den wir grüßen, sondern die ganze festgefügte, tief im Boden unserer Gegenwart wurzelnde nationale Persönlichkeit. H. L.

Digitized by Google

Eduard Grützner in seinem Atelier.
(Nach einer Aufnahme von Jaeger u. Goergen in München.)

Von Kunst und Künstlern

Eduard Grützner

Der 26. Mai dieses Jahres begrüßt in Eduard Grützner einen Sechzigjährigen, und damit erhält für ihn der behäbige und heute fast schon etwas altmodisch anmutende Titel „Meister" nun wohl ein für allemal auch seine Kalenderweihe. Der äußere Anschein war hier eigentlich dem tatsächlichen Alter vorausgeeilt. So lebenslustige und noch im greisen Haar jugendübermütige Gestalten sich dieser Maler zu Lieblingen seines Pinsels erkor, es wird doch nicht wenige geben, die erstaunt sind, wenn sie hören, daß er, der sie in so schier unerschöpflicher Fülle gemalt hat, jetzt eben „erst" sechzig wird. Dieser holde Trug hat zwei Ursachen: erstlich hat es der durch Pilotys Schule gegangene schlesische Bauerssohn sehr früh, schon als Dreiundzwanzigjähriger, zu breiten Erfolgen und starker Popularität gebracht, sodann hat ihn seine künstlerische Stoffwahl und seine Art zu malen für das Urteil der Menge unlöslich mit jener historischen Gruppe der Münchener und Düsseldorfer „Genremaler" verbunden, die lange Zeit hindurch für eine überwundene oder doch absterbende Kunstrichtung galt. Wie kürzlich bei Defregger, so muß aber auch jetzt bei Grützner daran erinnert werden, daß dieses in Bausch und Bogen verwerfende Urteil sich angesichts mancher tüchtigen Lebenskraft in der deutschen Malerei mittlerweile seiner ungerecht verallgemeinernden Oberflächlichkeit bewußt geworden ist, und daß überhaupt seit einiger Zeit eine kräftige Reaktion gegen die Verachtung des Genres eingesetzt hat. Insbesondere hat man heute wieder gelernt, die Bahnbrecher und Originale dieses Kunstzweiges von der Herde geistloser und plumper Nachahmer zu unterscheiden, die nicht etwa aus einem inneren Drang oder aus einer ausgesprochenen Neigung sich dem „Genre" zuwendeten, sondern allein aus der geschäftsverstandesmäßigen Erwägung, daß dieser Art von Malerei, wie sie Defregger und Grützner trieben, der Massengeschmack des großen Publikums folgte, und daß mit solchen Bildern im Handumdrehen ein gutes Stück Geld zu verdienen sei. So wenig aber ein Schiller für das verantwortlich zu machen ist, was seine Epigonen durch Nachahmung seiner Äußerlichkeiten gesündigt haben, so wenig soll man die selbständigen und führenden Intelligenzen der deutschen Genremalerei des vergangenen Jahrhunderts um der Verwandtschaft des Gegenständlichen willen all die kostümierte Salontirolerei und süßliche Anekdotenmalerei ihrer schon in den malerischen Qualitäten so weit zurückbleibenden Nachfahren entgelten lassen. Grützner hat sich von dieser Ungerechtigkeit der Kritik gewiß so wenig anfechten lassen wie Defregger, da das Volk und mit ihm

Digitized by Google

ruhigere und konservativere Geister stets treu zu ihm gehalten haben, aber es scheint uns an der Zeit, daß jetzt auch die künstlerische Kritik dem Sechzigjährigen gibt, was sie ihm eine ganze Weile versagt oder nur mit sauersüßer Miene zugestanden hat.

Grützners malerisches Schaffen braucht hier schwerlich näher beschrieben oder gekennzeichnet zu werden. Es gibt kaum einen deutschen Maler der Gegenwart, dessen Gemälde durch unzählige Nachbildungen so bekannt und verbreitet sind wie die seinen. Jedermann kennt ihn als den Maler der ergötzlichen und beschaulichen Seiten des Mönchslebens, aber hoffentlich auch als den Maler des bayerischen Volkstums in Stadt und Gebirge und als den liebevollen Nachgestalter des Shakesperischen Humors, wie er sich vornehmlich in Sir John Falstaff ausspricht. Dabei tritt dann eine neue Eigenart hervor, die diesen Künstler vor der Verwechslung mit schnellfertigen Machern und groben Spekulanten auf die Instinkte der Menge schützen sollte: nicht der Augenblickswitz, sondern der bleibende, aus dem Herzen sprießende und ins Herz hineinblühende Humor ist es, den Grützner in seinen Bildern festzuhalten sucht. Ob er nun seine lieben Mönche beim Hauskonzert oder bei der Weinprobe belauscht, ob er sie die schweren Humpen heben läßt, oder ob er ihnen zusieht, wie sie die einst so edle, jetzt manchmal ach! so bös entartete Kunst St. Lucä pflegen, wie sie beim Kegelspiel die Kugel aufs Brett setzen, wie sie die Vorräte zum leckeren Sonntagsschmause oder zum kargeren Fasttagsmahl zusammentragen — immer bemerken wir, daß er auf tiefere menschliche Charakteristik ausgeht und wie mannigfaltig er die verschiedenen Typen voneinander durch individuelle Züge zu unterscheiden weiß. Vielleicht haben es ihm diese bartlosen Gesichter schon deshalb angetan, weil sich in ihrer Mimik deutlicher als in den Mienen weltlicher Menschen Stimmung und Seelenverfassung spiegeln kann.

Wie diese Bilder aus dem Klosterleben, so finden sich auch Grützners Falstaffbilder zu einem förmlichen Zyklus zusammen. Fast keine Situation, in die Shakespeares königliche Laune den weinfrohen Dickwanst bringt, hat er sich entgehen lassen. Da sehen wir Falstaff, strotzend von Dicke und Selbstgenügsamkeit, durch die Gassen stolzieren, hinter sich den kleinen Pagen, der Schild und Schwert schleppen muß; da ergötzen wir uns an seinen galanten Abenteuern bei Frau Fluth und an seinen Kosereien mit Dortchen Lakenreißer im „Wilden Schweinskopf"; da begegnen wir ihm bei der Rekrutenmusterung und im Gefecht mit den Steifleinenen, und endlich sogar, wie er, eine fette Beute des Zipperleins, im Lehnstuhl alle Viere von sich streckt. Grützner hat sich einen ganz eigenen Falstafftypus geschaffen, an dem er mit hartnäckiger Treue festhält; wie weit und tiefernst dieser aber heute schon Allgemeingut geworden ist, kann man auf unseren Bühnen beobachten, wo uns kaum mehr eine Falstaffmaske entgegentritt, die nicht ihre Abhängigkeit von der Grütznerschen Auffassung an der Stirn trüge. Grützner hat sich dann, von dem Erfolg seiner Falstaffbilder ermutigt, auch noch anderen Gestalten Shakespeares zugewendet, unter anderem dem Shylock, ohne hier aber die Kraft der Charakteristik zu finden, die jene Gemälde und Studienblätter auszeichnet.

Neu ist in dem Grütznerschen Schaffenskreise die Figur des Don Quijote, die wir auf dem noch auf der Staffelei stehenden Bilde unserer Atelieraufnahme erblicken. Danach will uns Grützner also jetzt als Gegenstück zu dem Ritter der Dickleibigkeit den der Hager- und Magerkeit schenken, ähnlich wie wir den phantastischen Helden aus dem Schroedterschen Bilde kennen. Dabei wird des Malers Palette eine gute Hilfe finden an dem alten Hausrat und gelehrten Gerümpel, mit denen der leidenschaftliche Rittergeschichtenleser umgeben zu sein pflegt. Denn als Interieur- und Stillebenmaler hat Grützner schon seit langem Vortreffliches geleistet, wenn auch seine feine Beobachtung und die vornehme Mache in der Wiedergabe der alten Klosterräume, des stilvollen, von der Zeit braun gebeizten Geräts und der malerischen Gewänder über der Freude am genrehaften Stoff des Dargestellten nur zu oft übersehen wird. Unseren modernen Malern schwindet dieses Wohlgefallen an einer pittoresken Atelierausstattung mehr und mehr. Grützner aber macht aus dieser Liebhaberei kein Hehl; seine Malerwerkstatt, sein Haus in München und seine Villa in Rotholz bei Jenbach strotzen von solchem Reichtum, und schließlich gehören auch diese Dinge wohl mit zu dem Bilde eines Menschen und Künstlers, der so wie dieser vornehmlich die heitere und fröhliche Seite des Lebens sieht und sie mit so herzhaftem Kolorit festzuhalten weiß.

F. D.

Zu unseren Kunstblättern

Frau Margarete Erler (Berlin), die liebenswürdige Künstlerin, welche in diesem Juniheft mit zwei farbigen Reproduktionen nach Aquarellmalereien ihrer Hand vertreten ist, würde gewiß in der Lage sein, einen amüsanten Beitrag zur Psychologie des Erfolges zu schreiben. Wir alle, die wir uns durch die Gnade des Geschicks produktiv oder historisch-kritisch mit den Künsten zu vertragen haben, kennen die Tragikomik, die darin liegt, immer wieder auf irgendeine Tat hin apostrophiert zu werden, die zufällig in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, während uns andere Arbeiten mindestens ebenso am Herzen liegen. Frau Erler ist vor etwa fünf Jahren mit den überaus glücklichen Fächerkompositionen hervorgetreten, die inzwischen so lebhaften Anklang gefunden und auf der Berliner Fächerausstellung des vergangenen Jahres

Digitized by Google

weit mehr Entzücken erregt haben, als der Aufsatz der Künstlerin selbst im Märzheft dieser Zeitschrift verriet. Aber über diesen geschmackvollen und anmutigen kunstgewerblichen Erzeugnissen, deren hoher Wert wahrhaftig nicht geschmälert werden soll, hat man fast vergessen, daß Margarete Erler auch eine sehr begabte Malerin ist, die seit Jahr und Tag eine lange Reihe wunderhübscher Wasserfarbenblätter geschaffen hat. Läßt man diese Arbeiten einmal Revue passieren, so hat man seine Freude an dem starken und intimen Naturgefühl, daß sich hier äußert, wie an der freien und leichten Art, in der eine feine malerische Anschauung nach Ausdruck sucht. Es sind schlichteste Motive, Ausschnitte aus Gegenden, in denen die Landschaft auf rhetorisches Pathos verzichtet, etwa eine Partie aus den Dünen von Sylt, auf denen der gelbe Sand mit dem blassen Grün der Dünengräser streitet, während hinter den Hügeln das Braunviolett des vom Heidekraut überwucherten Inselrückens und auf der anderen Seite ein blauer Meeresstreifen sichtbar wird, oder ein einfacher Landweg, der zwischen grünem Gebüsch in behaglichen Baumschatten führt, eine alte Kapelle oder sonst ein verwittertes Gemäuer aus südlichen Landstrichen, eine rasch hingeworfene Beleuchtungsstudie oder ein niederdeutsches Dorfinterieur mit bläulich getünchter Kalkwand, blitzblank gescheuertem Geschirr und sauberen Bauersfrauen, eine sanfte Frühlingsstimmung oder ein aufdräuendes Gewitter, dessen dunkelblaugraue Wolken finster über gelbem Kornfeld stehen.

Bei allen diesen Motiven weiß Margarete Erler die Technik der Aquarellfarben schön zu nutzen — eine Fertigkeit, die ihr auch bei der Ornamentmalerei ihrer Fächer sehr zustatten gekommen ist. In einer unbefangenen und eigenartigen Manier, der man anmerkt, daß sie nicht aus einer Schule stammt, sondern aus künstlerischem Instinkt gewonnen ist, mischt sie die Töne zu reichem und mannigfaltigem Spiel, verwertet sie die Möglichkeiten, die das nasse, fließende Material gibt, das sich wie kein anderes zur Wiedergabe flüchtiger Impressionen und weicher Stimmungen eignet, setzt sie an der richtigen Stelle einen Gouachefleck hin, dessen energischere Deckfarbe zwischen den duftigen Verschwommenheiten einen festen Punkt abgibt. Alle diese Mittel sind mit gutem Verständnis angewandt, und sie verbinden sich mit einer wohlbedachten Ökonomie der Farbenverteilung und des Lichtarrangements zu sehr reizvollen Wirkungen.

Bei der farbigen Reproduktion geht naturgemäß von dieser Wirkung manches verloren. Gerade die Weichheit kunstvoll behandelter Aquarellfarben läßt sich nicht restlos in die Vervielfältigung hinüberretten, und wo das Original nur eine Andeutung, nur einen Hauch gab, erscheint die Stelle hier oft deutlicher und darum härter. Trotzdem werden auch die hier veröffentlichten, überdies noch stark verkleinerten Blätter eine Vorstellung von der sympathischen Kunst vermitteln, die sich in ihren Vorlagen dokumentiert. Namentlich die Beleuchtungsstudie mit dem sitzenden Mädchen gibt die Elemente des resolut hingesetzten Bildeffekts recht gut wieder. Sie zeigt vor allem die Einheit, mit der hier ein Erlebnis des Auges gefaßt und dargestellt ist.

M. O.

Die im Rahmen dieses Heftes als besonderes Kunstblatt wiedergegebene Büste des Kaisers von dem rühmlichst bekannten Berliner Bildhauer Harro Magnussen ist wohl die erste farbig ausgeführte Büste des Monarchen, die nach dem Leben geschaffen worden ist. Magnussen hat auf dieses Werk große Liebe und Sorgfalt verwendet; lange Zeit, in den Jahren 1904 und 1905, hat er daran gearbeitet, und zwar nach genauer Beobachtung des Originals, wozu er bei dem häufigen Zusammentreffen mit dem Kaiser hinreichende Gelegenheit hatte. Für die Gestaltung des Kopfes hat er als Material rosa Carraramarmor gewählt, der Brustharnisch ist aus grün patinierter Bronze, der Büstenfuß aus grauem Marmor gebildet. Am Kopfe sind die Augensterne und das Haar leise mit Temperafarbe getönt. So wirkt die naturalistische Marmorfarbe des Kopfes äußerst lebendig, besonders da der Marmor an einigen Stellen poliert ist. — Magnussen, geboren am 14. Mai 1861 in Hamburg als der Sohn des Malers Christian Karl Magnussen, bildete sich zunächst an der Münchener Akademie gleichfalls als Maler aus, ging dann aber zur Bildhauerkunst über und wurde 1887 Schüler von Reinhold Begas in Berlin. Nach ausgedehnten Studienreisen durch Europa und den Orient seit 1893 selbständig schaffend, hat er sich namentlich als Porträtbildner einen Namen gemacht, und zwar bevorzugt er charaktervolle, scharf ausgeprägte und durchgeistigte Männerköpfe. Bekannt sind seine Bildnisbüsten von Klaus Groth, Hermann Allmers, Ernst Haeckel und vor allem seine Bismarckbüsten, die er in mehrfachen Variationen, im Schlapphut oder barhäuptig, ausgeführt hat. Aber auch zahlreiche Bronzestatuetten, so von Friedrich dem Großen, Bismarck u. a., sind aus seiner Hand hervorgegangen. Unter seinen Monumentalarbeiten verdienen besonders genannt zu werden: das Bronzestandbild Bismarcks in Kiel (1897), der „Philosoph von Sanssouci“ (1899 auf Veranlassung des Kaisers für das Sterbezimmer Friedrichs des Großen in Marmor ausgeführt), das Marmorstandbild des Kurfürsten Joachims II. von Brandenburg in der Siegesallee (1900), die Marmorstatuen Bismarcks, Moltkes und Roons für die Ruhmeshalle in Görlitz (1901), das Roon-Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin (1904), das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Bonn u. v. a.

Die diesem Hefte ferner beigefügten Kunstblätter machen die Leser mit einem jungen Berliner Maler bekannt, der seinen Ausgangspunkt von der „Kampf-Schule“ genommen hat. Es ist Max Fabian, geboren am 3. März 1873 in Berlin, ein Schüler des einflußreichen Berliner Akademieprofessors Arthur Kampf. Dem Bei-

Digitized by Google

spiel und der Anregung dieses tüchtigen Lehrers folgend, hat sich Fabian früh der Schilderung norddeutschen Volkslebens zugewandt und mitunter, wie in seinem „Feierabend auf der Spree“ und „Abseits“, lebendige Stimmungsbilder gegeben, in denen, wie bei seinem aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangenen Lehrer, zunächst noch die Figur in der Landschaft das Hauptinteresse in Anspruch nahm. Aber er ist dabei nicht stehen geblieben; die weitere Entwickelung seiner Kunst ist eigene, selbständige Wege gegangen, indem sie namentlich die Farben und die charakteristischen Luftstimmungen einer Landschaft festzuhalten suchte. So auf seinem gleichfalls rühmlichst bekannten Bilde „Blühende Kirschbäume“, das von einem feinen, gewählten koloristischen Motiv ausgeht: wie duftig stehen die zarten Kirschblüten vor der hellbeschienenen weißen Wand mit den silbernen Schatten, weiß auf weiß, und darin das Rot der Kinderkleider im Vordergrunde! „Licht und Harmonie“, schreibt Dr. Oskar Fischel im Jahresbericht 1904 des „Deutschen Kunstvereins“, für den jenes Gemälde angekauft worden ist, „ergeben sich dabei und wecken in dem sonnendurchleuchteten Schatten mit dem Aufblinken der Blüten, den tanzenden Lichtern eine traulich-heitere Stimmung des Beschauers.“ — Unsere drei Blätter zeigen den Maler von verschiedenen Seiten. Aus dem Berliner Volksleben des Alltags, wie es noch heute, wenn auch nur in spärlichen Resten auf Straßen und Plätzen, namentlich der älteren Stadtteile um das königliche Schloß, zu beobachten ist, schöpft die farbige Wiedergabe einer Ölstudie. Das Blatt hält in seiner, ebenso wahrer wie kräftiger Beobachtung die charakteristische Bewegung einer Berliner „Wurstfrau“ fest, wie sie eben die Schrippe geteilt hat, um nun aus dem vor ihr stehenden Senftopf die pikante Würze zu diesem Berliner Volksbissen zu tun. Die anderen beiden Blätter gelten einem ausgesprochenen Lieblingsgegenstand der Fabianschen Kunst: dem Kinde. Dort hält es unter einem sommerlichen Baume beim Zöpfeflechten ein stilles „Zwiegespräch“ mit der schnurrenden Hauskatze; hier läßt es vor dem Ausgehen von der Mutter, auf deren scharf geprägtem Arbeitergesicht deutlich die Spuren der Lebenssorge zu lesen stehen, die letzte Hand an seine „Toilette“ legen. Prächtig ist in diesem Bilde die Intimität und Empfindungswärme des Alltagsvorganges ausgedrückt, ohne genrehafte Ablenkung weiß der Maler alle Teilnahme des Beschauers auf das hilfreiche Beieinander, ja auf das seelische Ineinander von Mutter und Kind zu konzentrieren. —

Im vorigen Hefte haben wir in Gestalt von zwei farbigen Kunstblättern norddeutsche Landschaftsstudien des im Spreewald wohnhaften Malers Max Fritz vervielfältigt. Eins von diesen Bildern, das querseitige Blatt, ist als Spreewaldlandschaft bezeichnet worden, während es tatsächlich, wie wir von dem inzwischen von ausländischen Studienreisen zurückgekehrten Künstler und gleichzeitig von mehreren aufmerksamen Lesern erfahren haben, sein Motiv aus dem Städtchen Otterndorf im Kreise Hadeln genommen hat. Das zweite Blatt („Aus einer kleinen Stadt“) beruht auf einer Studie aus Stargard in Pommern.

Literarische Notizen

Gustav Frenssen hat in Gestalt einer kleinen Broschüre ein „Schlußwort zu Hilligenlei“ (Berlin, Grote) erscheinen lassen, worin er nicht etwa in kleinlich feilschender Weise eine Kritik der Kritik versucht, sondern nur noch einmal in nüchterner Prosa die Richtlinien aufdeckt, die sein jüngster Roman verfolgt. Und während es nach vereinzelten, hier und da inzwischen laut gewordenen Äußerungen des Dichters vielleicht scheinen konnte, als seien ihm ob seiner dort niedergelegten Überzeugungen nachträglich selber Zweifel gekommen, oder als suche er sich vor den Konsequenzen seiner Religionsanschauung und Weltauffassung hinter eine Halbheit zu retten, die seine Gestalten als nur für sich selber verantwortliche Geschöpfe der Phantasie erklärt, während er selbst abseits stehe, so stellt er sich hier mit wohltuender und erfrischender Entschiedenheit durchaus auf den Boden seines Werkes und schlägt dessen grundlegende Thesen noch einmal offensichtlich und unzweideutig vor aller Augen an eine weithin leuchtende Tafel. Mag meinem Heilandsbilde, erklärt Frenssen, immerhin dies oder jenes fehlen, mir kam es darauf an, zu zeigen, was ich heute, wie die Dinge liegen, für das nächste und wichtigste halte: die vollständige Menschlichkeit des Heilandes. So oft und so gründlich die moderne historische Forschung dem Heiland das göttliche Kleid ausgezogen hat, am Ende hat sie doch immer wieder ängstliche Winkelzüge gemacht und mit neuen mystischen Wendungen neue mystische Schleier um ihn gewoben. In dem allem vermochte Frenssen nur unentschiedenes, feiges und verwirrendes Flickwerk zu erkennen, das uns aus dem Regen in die Traufe führt. Deshalb hat er, gestützt auf die Forschung und von ihr geleitet, aber den Weg, auf dem sie schließlich doch stockte, mutig zu Ende gehend, mit der Göttlichkeit Jesu gänzlich aufgeräumt und ihn einzig und allein als ein vorbildlich reines und edles, aber nicht irrtumsloses Kind seiner Zeit und seines Volkstums aufgefaßt. Was ihn in dieser Überzeugung und Lehre bestärkte, war die innere Gewißheit, daß von den edlen Gütern der Menschheit auch nicht eines verloren zu gehen brauchte, wenn man den alten Glauben aufgäbe. Und so faßt er denn in dieser kleinen Schrift kurz und bün-

Digitized by Google

dig zusammen, was er in dem Roman in künstlerischer Gestaltung zu sagen gesucht hat: „Jesus ist ein Mensch gewesen und nicht mehr. So wie im deutschen Wald von alters her eine unzählige Menge von Bäumen steht und stand, und alle immer wesensgleich gewesen sind und auch jetzt sind, kein einziger Wunderbaum unter ihnen — denn daß einer goldene Blätter gehabt, wird für ein Märchen gehalten —, aber alle, jeder für sich ein großes Wunder der Schöpfung: so ist es auch mit dem gewaltigen Menschenheer. Sie sind alle vom Weibe geboren und unter das Gesetz der Schöpfung gestellt und gehen, unterwegs nach Wahrheit und Schönheit suchend, ins Grab. Und daß es so ist, meine ich, dient zur Ehre Gottes. Er ist nicht ein Tändler und Spieler, sondern ein Herr großer, ernster Gesetze und ruhiger Entwickelung, langmütig und zusehend, wie eine Mutter, die mit ruhiger Seele ihren Kindern zuhört, die sich in der Ecke in der Dämmerung unglaubliche Geschichten erzählen. Sie weiß, dies Erzählen wird ein Ende nehmen, wenn die Kinder größer werden."

Die Erscheinung des Heilands so aufgefaßt, seine feurig-liebende Seele, sein ewiges, schönes Menschentum entscheidend in den Vordergrund gerückt, steht sie nicht mehr in Widerspruch zu unserem modernen Weltbild, das tausendmal größer, tausendmal differenzierter ist als das des Heilands. Dies Weltbild erkennen wir an ohne irgendeine Einschränkung. Aber wir stehen vor dieser ungeheuren Wirklichkeit nicht als vor etwas Erschreckendem, Kaltem, Gott- und Seelenlosem, sondern mit freiem Vertrauen, unbelastet von all den veralteten Glaubens- und Weltansichten, mit schöner, heiliger Phantasie und Ahnung begabt, um nun das Bild Gottes darin zu sehen: anders als das seine, aber funkelnd von seinem Geist. In diesem Sinne hat Frenssen, nachdem der Grund für einen Neubau reingemacht war, die Handschrift in ihrem Resultat bezeichnet als eine Grundlage deutscher Wiedergeburt. „Es ist ein Buch voll von schwerem Suchen, und späht sorgenvoll in eine neue Zeit hinein wie in Morgengrauen ..."

So viel über den religiösen Standpunkt des Buches und seines Verfassers. Nicht minder offen und tapfer als darüber spricht sich Frenssen über seine Auffassung der **Sinnlichkeit** aus, deren allzu starke Hervorhebung man ihm vielfach zum Vorwurf gemacht hat. Aber ist, fragt er, die Sinnlichkeit nicht in der Tat eine der wichtigsten und stärksten Mächte und Leidenschaften, welche das Menschenherz hinauf- und hinunterziehen? Darf einer, der das Menschenleben und insbesondere unser Volksleben von heute in seiner Wahrheit und Unverstelltheit schildern will, darum herumgehen? Doch man hat gesagt, der Dichter von „Hilligenlei" liebe seine Irrenden und Sünder, die von dieser Leidenschaft befallen, allzusehr. Hier nun wirft der Bekenner alle Pharisäergebärden entschlossen von sich und gesteht: Jawohl, ich mag diese Art Leute, ich finde sie viel schöner und edler als die Kirchenfrommen meiner Tage. „Denn es sitzt Leben und Unruhe des Gewissens in diesen weisen Weltkindern und nicht die faule kirchliche oder bürgerliche Gerechtigkeit." Und ist denn Sinnlichkeit an sich wirklich eine Sünde? Nein, erklärt Frenssen mit einem Mute, den nur der Reine und in sich selbst Gewisse findet, sie ist ganz im Gegenteil „ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling und Sommerwind; man soll sie mit gutem Gewissen und Freude genießen und soll sie gesunden, erwachsenen Menschen, die sie begehren, von Herzen wünschen, wie man ihnen den Anblick des Meeres wünscht, und daß der Herbstwind ihnen um die Stirn weht." Wenn „Hilligenlei" auch die widernatürlichen Verzerrungen schildert, zu denen diese ursprünglich helle und reine Gottesflamme von den vielfach entarteten, sogenannten sittlichen Anschauungen der bürgerlichen Welt von heute gezwungen wird, so ist das eine Konsequenz der Wahrheit, der sich ein auf Besserung und Veredelung der menschlichen Verhältnisse ausgehender Schriftsteller am allerwenigsten entziehen darf. Auch hier heißt es: die alte Sittlichkeit ist eine alte Ungerechtigkeit und Not. Ihr ernsten Menschen im Volk, macht die Augen hell und schaut aus, daß wir ein neues Land gewinnen! Und darum — mögen spätere Auflagen zu Nutz und Frommen der künstlerischen Komposition einige Kürzungen bringen — nichts von Änderungen solcher Stellen, die die Not, aber auch die trotz alledem unzerreißbare Gotteskindschaft der von ihrer Sinnlichkeit gequälten und verwirrten Menschen betonen. Stehen bleiben sollen die Worte „unheilig — heilig" auf Seite 253, die Anna Bojes hin- und herwogenden Kampf darstellen, stehen bleiben die gütigen, liebreichen Worte, die (S. 550) der Heiland zu der Sünderin spricht — irgendwo einem armen, bedrückten Sünder zum Trost, den gerechten und gewaltigen Heiligen zum Trotz ... „Ich lege", schließt Frenssen seine Rechtfertigung, „das Buch mit gutem Gewissen aus der Hand und grüße alle meine Gegner."

Wie tief dies „Hilligenlei" die Geister und Seelen aufgepflügt hat, davon zeugt eine reiche, in Zeitschriften und eigenen kleineren und größeren Veröffentlichungen niedergelegte Literatur, die bejahend oder verneinend zu dem Buche Stellung nimmt. Wenn wir hierbei von den ästhetischen Beurteilungen des Romans als eines literarischen Kunstwerks absehen, so sind es begreiflicherweise in erster Linie die Theologen, die sich ausführlich mit ihm auseinandergesetzt haben. Nur auf ein paar dieser Schriften wollen wir hier hinweisen: sie werden denen, die mit uns in Frenssens Buch mehr als eine flüchtige, der Stunde dienende Unterhaltungsgabe sehen, mancherlei Anregungen bieten. Da ist zunächst ein Büchlein von dem Lic. **Friedrich Niebergall**, Privatdozenten an der Universität Heidelberg, das sich „**Hilligenlei und moderne Theologie**" betitelt (Tübingen, J. C. B. Mohr; Preis 80 Pf.). Es macht in jener frischen,

Digitized by Google

fröhlichen Art, die bei unseren Theologen sich weit häufiger findet, als wir es uns wohl lange träumen ließen, Frenssens Buch gewissermaßen zum Schrittmacher, um, von ihm gezogen, einem lebhaft interessierten Hörerkreise den Glauben, das Lebensideal und das Ziel der noch so vielfach mißverstandenen „modernen Theologie“ auseinanderzusetzen, insbesondere deren Stellung zu all den Fragen und Problemen zu erörtern, die „Hilligenlei“ in dem nachdenklichen Leser mit solcher Gewalt aufwirft. Frenssens Jesusbild, heißt es bei Niebergall, ist Fleisch vom Fleisch der modernen Theologie. „Jesus ist weder der Gott, der unbekannt in der Maske eines Menschen über die Erde hingeht, noch ein Gedicht. Er ist ein Mensch. Er ist seiner Eltern wirkliches Kind, er entwickelt sich, er irrt sich, er ist weder Asket noch Kulturförderer, er ist Träger und nicht Gegenstand der Frömmigkeit. Im ganzen wird sich die moderne Theologie zu Frenssens Jesusbild bekennen müssen.“ Im einzelnen freilich ist auch von ihrer Seite aus, wie sich das fast von selbst versteht, mancherlei einzuwenden. Vor allem: Frenssen hat auch hier seiner starken Persönlichkeit die Zügel zu sehr schießen lassen; sein Jesusbild ist „ein nicht sehr harmonisches Kind des Glaubens und der Poesie“, besser wohl: der religiösen Wissenschaft und der Phantasie. „Jesus“, sagt dieser Vertreter der modernen Theologie, „ist uns zu weich, zu träumerisch, zu wonnig und heiter auf der einen Seite. Er ist zu gütig, zu freundlich gegen die Seinen. Er ist uns nicht wuchtig und groß, nicht unmittelbar und siegesgewiß genug gezeichnet.“ So wird noch dieses und jenes eingewendet, auch gegen die „übertriebene Betonung des sinnlichen Moments“ Protest erhoben; am Ende aber bleibt doch die Freude darüber, daß dem neu erwachenden Verlangen unserer Zeit nach einem religiösen Leben durch „Hilligenlei“ ein so entschiedener, weithin wirkender Anstoß gegeben worden ist. „Das ist uns Frenssen: kein Petrus und kein Paulus, aber ein Philippus (Evangelium Johannis, Kapitel 1). Er ist als ein großer und freudiger Zeuge in die Welt des Suchens getreten mit einer Antwort, die er sich selbst errungen.“

Auch die zweite, in demselben Verlage (derselbe Preis) erschienene kleine Schrift: „Wege nach Hilligenlei, dem heiligen Lande“ von Friedrich Manz, Pastorationsgeistlichen in Sankt Blasien (Baden), weist es von vornherein von der Hand, etwa mit tüftelnder theologischer Weisheit das zusammenzureißen, was Frenssen aufgebaut hat, oder als Zionswächter mit dem Stab Wehe über den Ketzer einherzufahren. Nein, auch der Verfasser dieser Schrift will mitbauen an Hilligenlei, an der heiligen Stadt, wenn seine Mittel und Wege auch in manchen Punkten von denen des Dichters abweichen, und wenn auch viele neue notwendige Erwägungen sich ihm aufdrängen. Und das eine große Verdienst Frenssens erkennt ohne jeden Rückhalt auch Manz an: der Dichter von „Hilligenlei“ hat rücksichtslos Ernst mit der Menschheit Jesu gemacht. „Man mag manches anders wünschen und sich anders denken — an der vollen Bejahung der Menschheit Jesu kann keine Wissenschaft mehr rütteln. Diese Tatsache hat Frenssen mit der ihm eigenen Macht dem deutschen Volke zum Bewußtsein gebracht.“ Dann freilich wandert diese Schrift eigenere und selbständigere Wege als die Niebergalls, der sich enger an Frenssens Zeichnung des Jesusbildes hält; dem Verdienst des Dichters wird dadurch natürlich nicht das geringste genommen.

Weit strenger als diese beiden Schriften geht mit Frenssens Jesus in einer Broschüre „Ein Wort zu Hilligenlei“, die bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienen ist, Ernst Schütz ins Gericht. Das schwerste, was er an diesem Bilde auszusetzen hat, läßt sich in dem Satze zusammenfassen: dem Dichter hat sich die Grenzlinie zwischen dem Natürlichen und dem Sittlichen verschoben oder verwischt; es gibt einen anderen Jesus, der größer ist als die Gestalt, die Frenssens Hand uns zeichnete. Diesem Jesus gegenüber gibt es für die Wissenschaft nur die eine Möglichkeit: das Geheimnis seiner Persönlichkeit als das „Unerforschliche ruhig zu verehren“. Hier sehen wir also die Wege sich schon wieder aufs entschiedenste trennen. Mag Schütz noch so respektvoll oder gar verehrungsvoll von dem Dichter und seinen edlen Absichten sprechen, ein Geist, der diesen mystischen Zusatz zu der Erkenntnis des Jesubildes für nötig hält, hat mit dem Dichter von „Hilligenlei“ nicht mehr das Entscheidende: die unbedingte Annahme des Menschentums in Jesu, gemein und steht deshalb auf einem gänzlich anderen Boden als er. Wobei nicht übersehen werden soll, daß in dem einmal entfachten Kampf und Aufruhr der Geister um die religiöse Frage ein Nein gegenüber dem ursprünglichen Anregungsprinzip nicht weniger fruchtbringende Kraft zu haben braucht als das positivste Ja. —l.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Ein Eisberg, gesichtet von S. M. S. „Moltke“. (Deutsche Expedition 1882/83.)

Zu Regel, Die Erforschung des Südpolargebietes [illegible]

Digitized by Google

Juli 1906

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band
Heft 598

Der Familienvater

Novelle

von

Ilse Frapan-Akunian

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Kompagnon der Firma Aloys Gottfried Schäfer u. Ko., Erich Hetebrink, befand sich im Privatkontor Nr. 2 und kopierte einige Privatbriefe, während er auf Herrn Konsul Schäfer wartete.

Er wollte möglichst bald nach Hause gehen, denn Antonie war immer etwas ängstlich, wenn viele Gäste erwartet wurden, und heute war auf eine ziemlich zahlreiche Silvestergesellschaft zu rechnen.

Es war schon sieben Uhr geworden; der alte Herr verspätete sich in der letzten Zeit ungewöhnlich oft, und dazu war er gestern kaum dreiviertel Stunden im Geschäft geblieben.

Onkel Aloys kommt in die Jahre, dachte Erich Hetebrink, ja ja, seit dem letzten Silvester hat er recht abgenommen. Die Marienbader Kur ruiniert ihn. Aber er will nicht hören. Das Alter macht eigensinnig.

Erich zog sich die Weste herunter, er war schlank geblieben, fast hager, gottlob! er hatte keine Marienbader Kur nötig. Von ungefähr fiel sein Blick in den breiten Spiegel, der über dem hochlehnigen Ledersofa hing. Er sah in ein ernstes, etwas verwettertes Gesicht mit geröteten, müden Augen und leicht an den Spitzen ergrautem Vollbart. Auch das auf dem Wirbel noch volle, dunkle Haar war an den Schläfen grau angeflogen und zurückgegangen. Die Backenknochen zeichneten sich deutlich ab unter der wetterverbrannten Haut.

Man wird alt, dachte er betroffen, oder ist es die Beleuchtung? Er kratzte sich hinter dem Ohr und seufzte leicht, während er sich daran machte, einige Briefe unter die elegante, kleine Kopierpresse zu legen. Es waren Privatbriefe; er kopierte jede Zeile, die er schrieb. Sogar die Liebes- und Ehebriefe, die er mit seiner Antonie gewechselt, und die scherzenden oder ermahnenden Billette, die er seinen Kindern in die Sommerfrische geschrieben. Sechs starke Bände, aufeinandergelegt und von einem breiten, schwarzen Lederriemen umschnürt, den ein kunstvolles Sicherheitsschloß verwahrte, bildeten diese Briefe sein „Lebensarchiv“, das auf einem festen Ecktischchen ihm hier jederzeit zur Hand war. Auf dem „Lebensarchiv“ standen in hübschen Stellrahmen drei Photographien in Kabinettformat — Antonie und die drei Kinder. Wenn Erich Hetebrink sich im Kontor allein befand, pflegte er diese Bilder aus ihrer bescheidenen Ecke zu nehmen und vor sich auf dem spiegelblanken Mahagonipult aufzustellen. Hie und da beim Aufblick von der Arbeit lächel-

Digitized by Google

ten sie ihm zu mit ihren guten, zarten, vertrauten Gesichtern.

Nebenan, im Kontor der jungen Leute, wurde es unruhig. Sie sprachen laut, und einer klopfte mit einem Lineal. Hetebrink zog die Stirn zusammen und öffnete geräuschvoll die Tür. Seine hohe, hagere Gestalt erschien auf der Schwelle, und wortlos stand er einen Augenblick wie der Lehrer vor einer lärmenden Schulklasse. Das Gespräch verstummte rasch, alle Köpfe senkten sich auf die Pulte nieder, und nur das scharfe Schnarren der Federn auf dem Papier war zu hören.

Ein unmerkliches Lächeln umspielte Hetebrinks freundlichen Mund. „Etwas Besonderes passiert?" fragte er den Prokuristen, einen stämmigen, hochblonden Mann, der die Feder rasch niederlegte und tat, als ob er sich erheben wolle.

„O, Biffins hat mal wieder Deutsch geradebrecht, weiter nichts," sagte der Prokurist, hinter der vorgehaltenen Hand schmunzelnd. Biffins war der junge englische Lehrling, zurzeit der Hanswurst des Kontors.

Hetebrink trat näher an das Pult des Prokuristen. „Was hat er denn wieder gesagt?" fragte er halblaut, behaglich. In den letzten Jahren ward die gewohnte steife Würde seines Auftretens immer häufiger von solchen Anfällen gemütlicher Mitteilsamkeit unterbrochen.

Der Prokurist, Herr Lauenstein, stand langsam auf, weil der Chef auch stand. Gleichwohl war Hetebrink nur der Chef Nr. 2, und dieser Tatsache wurde durch die Langsamkeit des Sichinpositurstellens Rechnung getragen. Herr Lauensteins Miene deutete nebenbei an, daß er eigentlich zu stark beschäftigt sei, um zu antworten. „O, Biffins bat um eine Hülle für sich, Herr Hetebrink," erzählte er und rückte mit dem Halse in dem sehr steifen, sehr hohen Kragen.

„Hahaha!" lachte es an verschiedenen Pulten. Der hübsche, junge Segalla mit dem Mädchenteint und dem dunklen Lockenkopf zeigte alle seine weißen Zähne und wurde blutrot vor unterdrücktem Lachen, während er seinem Gegenüber etwas Witziges zuflüsterte.

„Mäßigen Sie sich, meine Herren," sagte Hetebrink in gemütlichem Ton, während er sich nicht ohne Wohlgefallen umsah. Der große, lampenhelle Raum mit den fleißigen Federn in den elf jungen Händen gefiel ihm jedesmal wieder. Und besonders nett war es, wenn „der Onkel" nicht nebenan im Privatkontor saß. Es tat wohl, manchmal einen Witz, ein Lachen zu hören. „So so! Eine Hülle wollte Biffins?" fuhr Hetebrink gesprächig und lachbereit fort, „was für eine Hülle sollte denn das sein?"

Wieder lachte das ganze Kontor, es war unwiderstehlich, ansteckend. Es rollte von einem Pult zum anderen und verwandelte das Aussehen des ganzen großen Raumes, der Wände sogar und der Lampen. Es wurde wärmer, es wurde heller, der hübsche junge Segalla beschrieb eine Kreisbewegung auf seinem Bock und fuhr sich begeistert durch die schwarzen Locken.

Plötzlich brach die Fröhlichkeit ab, und alle Köpfe beugten sich mit einem Ruck über ihre Pulte. Die Federn knirrten, der Prokurist setzte sich mit kurzer Verbeugung auf seinen Sessel, und der hübsche, junge Segalla hielt mitten in der Umdrehung an und begann mit atemlosem Eifer den Tintenklecks auszuradieren, den er eben gemacht hatte.

Der Wagen des Chefs war vorgefahren, der Herr Konsul war in das Haus eingetreten. Wie von der Panik mitergriffen, kehrte Erich Hetebrink eiligst in sein Privatkontor zurück, um den Kompagnon dort zu erwarten.

* *
*

Ein leichtes Schnaufen und Ächzen bezeichnete den Weg des Eingetretenen durchs Kontor, in dem jetzt eine fieberhafte Arbeitsstille herrschte. Erich rüstete sich zum Fortgehen. Er wickelte die leere Flasche, in der er sich täglich die Milch ins Kontor mitnahm, in das hierzu bestimmte fettsichere Papier und steckte sie in die weite Tasche des Überziehers, den er dicht neben der Tür aufhängte. Dann rollte er den Regenschirm fest zusammen, da das Wetter sich seit Nachmittag aufgeklärt hatte, und zog den kleinen Privatnotizblock aus der Brusttasche, um sich noch einmal zu vergewissern, daß er alle Besorgungen für heute abend im Kopfe habe: Schneebälle, Knallbonbons mit Überraschungen, sechs Glücksschweinchen aus Scho-

Digitized by Google

kolade, einen Lampenzylinder, um Gottes willen nicht zu vergessen! — dieser Zusatz war von Antonies Hand —, zwei Kilodosen Ananas — na, das wird ein schönes Paket abgeben! Es ist ein Unsinn von Antonie! Erst will sie immer sparen, hier einschränken, da einschränken, und schließlich, wenn es zum Klappen kommt, ist von allem zu wenig bestellt, und man muß im letzten Augenblick —

Es schlug halb acht; aus dem Privatkontor Nr. 1, dem „Privatissimum", wie die jungen Leute es nannten, ertönte jetzt das Schnaufen und Ächzen — der Alte kam noch nicht herein, er war direkt ins Allerheiligste gegangen.

Fatal!

Ich muß hinübergehen, sagen, daß ich nach Hause muß, dachte Erich. Natürlich, ein alter Junggeselle, für den sind alle Stunden gleich, aber ein Mann, der Familie hat —

Wartend blieb er auf der Schwelle. Eine fliegende Hitze fühlte er, wie er so stand und auf das Knacken des Stuhles horchte. Jetzt hat er sich in den Jubiläumsstuhl gesetzt, aus dem er nicht wieder auf kann. Jetzt klang das Schlüsselbund, das Öffnen des Tresors —

Sollte er die Geldpakete für das Personal noch nicht fertig haben? Spaßhafte Schrulle, daß er das selbst machen muß! Wenn es einem einfallen wollte, den Alten zu betrügen — würde er wohl auf die Neujahrspakete warten? Na, dies kann noch stundenlang dauern. Ich gehe hinüber.

Jetzt hatte der Herr Konsul einen Hustenkrampf. Schien einen Influenzaanfall zu haben. Ja ja, mit seiner Gesundheit ist's wackelig. Und wenn er in sein Allerheiligstes geht, dann will er eben allein sein. Ein Viertel vor acht! Was wird Antonie sagen, die ich so im Stich lasse! Dabei soll man nun mit guter Laune ins neue Jahr kommen.

Plötzlich wurden seine Gedanken licht. Dies kann ja nicht ewig so fortgehen. Die Natur, die Natur wird schließlich — irgendwie — und unser ungetrübtes Verhältnis wird dann — ja wirklich, im großen ganzen völlig ungetrübt! Man wird allmählich das Bedürfnis fühlen — sich — zur Ruhe — ja ja, zur Ruhe — weiter ist ja nichts nötig, bewahre! Wie alt ist er? Und dann tritt natürlich das Verwandtschaftliche wieder in seine Rechte.

Erich fühlte plötzlich, daß es das Freundschaftlichste wäre, zu dem Alten zu gehen, seine kalte Hand zu drücken und ihm zu sagen: Lieber Onkel Aloys! Wirf doch den ganzen Kram auf m e i n e Schultern. Hast du mir dein Vertrauen geschenkt, als ich noch ein grüner Junge war, hast mich zu deinem Sozius gemacht, na, so zeig mir mal, daß ich dich gut bedient habe, zieh dich zurück, und überlaß mir endlich —

Es schlug acht Uhr.

Er lächelte über seine eigene Anwandlung, als es klopfte: der hübsche, junge Segalla stand da mit aufgeregtem Gesicht und Augen, in denen sich eine ungeheure lächerliche Überraschung spiegelte, und berichtete mit seinem gewohnten Lispeln, daß der Herr Konsul Herrn Hetebrink bitten lasse, sich auf einen Augenblick zu ihm zu bemühen.

„Ah so!" entfuhr es Erich. Er schleuderte die Galoschen, die er schon angelegt, von den Füßen und ging in das privateste Privatzimmer des Alten hinüber.

* * *

Im Jubiläumsstuhl vor einem mächtigen amerikanischen Schreibtisch saß Konsul Schäfer und trank von seiner Spezialmarke ein Glas Portwein. Er war in allerhöchster Toilette, ganz schwarz mit weißer Krawatte und weißer Weste. Sein rosiges Gesicht mit dem grauweißen Haar erschien fast mutwillig durch die dichten, halbkreisförmigen, geschwärzten Brauen, die Erich nie zuvor an ihm bemerkt hatte. Ein prachtvoller Pelz deckte die Stuhllehne, und seine kurzen Beine hatte er weit von sich gestreckt.

„'n Abend, Erich," sagte er, stark durch die Nase, indem er die Hand flüchtig ausstreckte und wieder an sich zog, „bitte, nimm Platz."

Erich entschuldigte sich, daß er nicht herübergekommen sei; es kam steif heraus und wurde steif aufgenommen. „Na, wie geht es dir denn, Onkel? So überhaupt? Vorgefallen? Nein, nichts Besonderes. Harms ist gekommen mit dem gewöhnlichen: ‚Die Isis ist klar abgesetzt,' der Slicker hatte so'n besonderes Gesicht, er wollte natürlich was

Extraes zu Sylvester." Erich lachte etwas verkniffen.

„So? Na, was hat es denn gelohnt?" machte der Konsul langsam, ohne eine Miene zu verziehen.

„Je, ich hab' ihm fünf Mark mehr gegeben, dachte, das wär' woll —" Erich räusperte sich.

„Macht fünfzehn. Das ist en Berg," sagte der Konsul.

„Je, na — ich dachte —"

Der Konsul deutete auf eine Anzahl Päckchen, die nebeneinander auf dem grünen Tuche der Tischplatte lagen. „Ich möchte dich nämlich bitten, Erich, daß du die Neujahrsgeschenke für die Leute austeilst, und das sollte noch heute abend sein, denn morgen bin ich nicht zu Hause; der übliche Neujahrsbesuch des Personals bei mir muß unterbleiben. Sei so gut, dies im Kontor bekanntzugeben." Er trank einen Schluck Wein und befragte den Neffen mit einer Kopfbewegung, ob er auch wolle.

Erich verneinte. Er bemühte sich, ruhig zu bleiben, aber es gelang nicht ganz.

Die Art des Alten wurde von Tag zu Tag fremder, kälter, unerträglicher. Mit rotem Kopf sagte Erich, daß er notwendig zuerst seiner Frau telephonieren müsse. „Wir haben ein paar Leute heute abend, ich sollte noch allerlei mitbringen," murmelte er mit einem Versuch zu lächeln.

Die Blicke des Alten wurden aufmerksam. „Die Gastereien kosten en Haufen Geld — ich höre man, daß ihr oft so was habt, du."

Erich nahm sich gewaltsam zusammen. Es ist Silvesterabend, wir haben so manches Jahr miteinander gehaust — nur nicht zanken, nur um Himmels willen nicht zanken!

„Wenn man kein Vermögen hat," vollendete der Konsul, indem er ein zweites Glas vollschenkte und es Erich zuschob.

„Danke, danke! Dein Wein ist mir zu schwer. Na, prost! auf ein gutes neues Jahr! Dann bist du wohl für uns morgen auch nicht zu sprechen, Onkel?"

„Nee. Ich bin nicht anwesend. Na, ich denke, ich kann es dir mitzuteilen doch nicht gut unterlassen, Erich. Morgen ist nämlich Hochzeit. Ja. Wundert dich? Was? Dacht' ich mir. Ich wollte dem entgehen, verstehst du. Jawoll, ich heirate! Prächtige Frau, prächtige Kinder! Vier. Vier Kinder. Großes Vermögen. Danke. Danke. Na ja, denn geh, telephonier' an deine Frau. Sag' ihr man, Geschäft geht vor. Adieu, adieu, mein Wagen wartet noch, will hier hinten durch gehen. Du kriegst denn morgen die Anzeige, und übermorgen steht es in den Nachrichten. Schönes Stück, he?" lachte er, als ihm der ganz wortlos gewordene Erich den Pelzmantel umlegen half. „Weihnachtsgeschenk." Sehr nett und freundlich war der Herr Konsul geworden, seit er sein Geheimnis enthüllt hatte, sogar belebt und beweglich. „Du, Erich," sagte er plötzlich vertraulich, „du kannst mich denn Vetter nennen, ich meine, in Gegenwart!" Er zwinkerte und drückte dem Neffen herzlich die Hand. „Na, denn setze das Kontor in Kenntnis, aber wenn mein Wagen um die Ecke ist, eher nicht. Adieu! Halt' dich munter. Kommt gut ins neue Jahr. Danke. Danke."

* *
*

„Tje!" Erich lachte ein paarmal abwesend vor sich hin. Er rieb sich den Hinterkopf, er blickte mit zerstreuten Augen um sich. „Na, das ist doch —"

Wie im Traum ging er ans Telephon und rief seine Frau an: „Leider aufgehalten. Komme spät." Ihr langgezogenes „Oah!" war ganz, was er erwartet hatte, und dann erinnerte sie ihn nochmals an das Lampenglas. „Wenn das Geschäft noch offen ist, ja. Na warte, ich will lieber gleich hinschicken. Zu Hause alles gut? Wiedersehn!" Er sagte immer „Wiedersehn" statt „Schluß", ebenso wie er bei jedem Gespräch mit Antonie fragte, ob zu Hause alles wohl sei.

Die wird Augen machen! dachte er die ganze Zeit; er konnte es sich nicht versagen, ihr die große Neuigkeit bis zum Beisammensein vorzuenthalten.

Dann begab er sich ins Kontor, wo schon kaum mehr gearbeitet wurde. Er sah, wie sie standen, die Köpfe zusammensteckten und zum Teil ihm erwartungsvoll entgegenblickten. Sie wissen es schon, dachte er, und sie wissen, daß ich es erst in diesem Augenblick erfahren habe.

Mit einer unangenehmen Empfindung, als ob hinter seinem Rücken gelacht werde, stellte

Digitized by Google

er sich an die Tür des Privatkontors, die Arme verschränkt, und rief mit lauter, befehlender Stimme: „Meine Herren, ich bitte um Ruhe!“ Die blitzschnell eintretende Stille verwirrte ihn, aber er faßte sich schnell und fuhr fort: „Meine Herren, liebe Mitarbeiter! Herr Konsul Gottfried Aloys Schäfer hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß der übliche morgige Neujahrsbesuch in seiner Privatwohnung entfällt, ganz besonderer Gründe wegen, die ich befugt bin, Ihnen bekanntzugeben, sobald Herrn Konsuls Wagen um die Ecke ist.“

Das helle Auflachen der jungen Leute erwärmte ihn, erfüllte ihn mit dem wohltuenden Gefühl seiner Wichtigkeit und seines guten Einverständnisses mit ihnen. Der hübsche, junge Segalla machte sogar einen Versuch, zu applaudieren.

„Ist er um die Ecke?“ fragte Hetebrink in scherzendem Ton und bog sich herum, als ob er um die Ecke sehen wollte.

„Ja, ja, jawohl!“ Und sie lachten wieder dabei.

Hetebrink wurde ernster, würdiger. „Meine Herren! Im Anschluß an das eben Gehörte erlaube ich mir, Sie alle nach der Reihe und Ordnung zu mir jetzt ins Privatkontor zu laden, um die mit Ihrem Neujahrsbesuch verbundene angenehme — hm — hm — kleine — hm — hm — Anerkennung gleich hier in Empfang zu nehmen.“

Jetzt klatschte der hübsche, junge Segalla wirklich wie im Theater, und Biffins, der Hanswurst, erlaubte sich sogar mit durchdringendem Piepsen „Hear! hear!“ zu äußern.

Aus all den gespannt auf ihn gerichteten Augen aber las Hetebrink heraus, daß sie nicht nur bereits alles wußten, sondern daß sie sogar schon über ihn und seine Zukunft, die sich infolge der neuen Konstellation wahrscheinlich würde zum Besseren wenden, gesprochen hatten, ja, daß sie vielleicht mit Bestimmtheit erwarteten, daß er schließen würde: „Unser Herr Konsul gedenkt sich überhaupt von jetzt an ins Familienleben zurückzuziehen und wird nur noch als stiller Teilhaber der in Zukunft von mir allein geleiteten Firma angehören.“ So deutlich erklangen diese seit langen Jahren heißersehnten Worte in seinem Herzen, daß er eines heftigen Zusammenruckens bedurfte, um sie nicht auszusprechen. Aber zugleich stieg seine Hoffnung riesenhoch, die lockende Aussicht riß ihn hin, sein sorgendurchfurchtes Gesicht verjüngte sich, die müden Augen hinter den scharfen Brillengläsern wurden weit, als sähe er vor sich einen blühenden, fruchttragenden Garten, und mit einer kräftigen Erhebung der Stimme rief er: „Meine lieben Mitarbeiter! Eine Freudenbotschaft, die Sie mit inniger Teilnahme erfüllen wird, bin ich ermächtigt, Ihnen zum Jahresschluß von meinem Kompagnon, Herrn Konsul Gottfried Aloys Schäfer, zu übermitteln. Herr Schäfer feiert morgen seine feierliche eheliche Verbindung!“

Diese Überraschung war zu klein; das Ah! und O! klang zu vereinzelt für Erichs Aufregung. Immer deutlicher ward es ihm, daß der einzige Überraschte er selber war. Aber seit er sich im Reden geübt hatte, ging stets eine für ihn selbst berauschende Wirkung von seinen laut gesprochenen Worten aus, und es war ihm unmöglich, zu endigen ohne ein schwungvolles Zitat. „Meine lieben Freunde!“ rief er, erhitzt und beifallsgierig, „dies ist kein gewöhnlicher Jahresschluß! So selten kommt der Augenblick im Leben, der wahrhaft glücklich ist und groß! wie unser unsterblicher Schiller sagt. Lassen Sie uns diesen glücklichen Augenblick festhalten, indem wir auf das Wohl der Neuvermählten ein volles Glas leeren!“

Und während der Kontorbote Brumm sich mit verständnisvoller Eile näherte, um die Bestellung in Empfang zu nehmen, brach nun endlich der ersehnte Beifall laut und fröhlich aus.

Zwei Dutzend bestaubter Flaschen standen wie hergezaubert auf dem abgeräumten Probentische. Ein lebhaftes Spiel mit Korkziehern und Einschenken begann, und das erste Glas voll roten Weins hoch zu den Lampen emporhebend, rief Erich Hetebrink mit begeisterter Stimme: „Unser Herr Konsul und seine Neuvermählte, sie leben hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ echote es von allen Seiten. Aller Zwang war gebrochen, alle Geister der Jugend wurden wach. Man drängte sich zusammen, man drängte sich zu Erich, um mit ihm anzustoßen; die finsteren Wände hallten wider von Gelächter und Gewitzel.

„Furchtbar guter Kerl,“ sagte der hübsche, junge Segalla und deutete mit dem Glas auf Erich, mit dem er eben angestoßen hatte. Herr Lauenstein ging mit nachsichtigem Lächeln auf die Seite, Biffins verzog sein schelmisches Straßenjungengesicht: „Sentimental!“ flüsterte er nicht eben leise Segalla zu. Erich Hetebrink aber hörte davon nichts. Getragen von der beglückenden Empfindung, dieses Fest hier improvisiert zu haben und von der allgemeinen Begeisterung wie bis zur Decke emporgehoben, blickte er stolz und freudestrahlend umher, und nur eines fehlte ihm noch in dieser gehobenen Minute: das bewundernde, entzückte Gesicht Antonies und die andächtigen Augen seiner Kinder. Aber er trank einen tiefen Schluck für seine Lieben daheim. Jetzt, einmal im Zuge, konnte ihn nichts mehr halten. Mit dem neugefüllten Glase in der Hand bat er noch einmal um Ruhe und schrie dann plötzlich mit donnernder Stimme:

Unser Hamburg! hoch! hoch!
Unser Kaiser! hoch! hoch!
Unser Deutschland! hoch! hoch! hoch!

Die alten Wände hatten niemals ähnliches gehört, die Kellerratten sogar fragten sich mit verwunderten Schnauzbärten, was denn in dem sonst so stillen, so ehrbaren Kontor geschehen sei.

Dann zog Hetebrink sich ins Privatkontor Nr. 2 zurück und verteilte die Neujahrsgeschenke zugleich mit freundlichen Worten und teilnehmendem Lächeln. Der ernste, wortkarge Mann, als der er stets im Geschäft gegolten, war nicht wiederzuerkennen. Und dann, als allerletzter, verließ er das Haus. Es war ein Viertel nach zehn geworden.

So feierte Erich Hetebrink die Hochzeit seines Onkels und Kompagnons, des Konsuls Aloys Gottfried Schäfer.

* * *

Antonie war in großer Aufregung. Ihr pünktlicher Mann hatte sie im Stich gelassen, gerade heute, wo die kleine Silvestergesellschaft sich bei ihnen versammelte. Sie dachte an voriges Jahr, wo sie bei Fanny Groß-Hesse gewesen waren — das war auch nicht so ganz heiter gewesen, dicht vor der Abreise nach Bahia. Aber Max Hesse und Fanny, die beiden unruhigen Geister, waren überall zu Hause, und Fanny schrieb spaßhafte Berichte über ihren schwarzen Koch. Wie das wohl sein mochte mit diesen farbigen Dienstboten! Man hatte es schon mit den weißen schwer genug. Minna hatte gesagt, sie könne die Mayonnaise wunderschön machen, und nun hatte sich Antonie auf sie verlassen, und die Mayonnaise sah durchaus nicht wunderschön aus: Senf hatte die Unglücksminna dazu genommen, und als Antonie sie etwas lebhaft befragte, fing sie an zu weinen und sagte, sie wolle die Mayonnaise bezahlen, wenn sie sie verdorben habe.

Als Erich um acht Uhr telephonierte, daß er erst später komme, hatte Antonie sich gerade einen Augenblick hingelegt, um die freie Minute wahrzunehmen, bis die Gäste kamen. Das Hauswesen ermüdete sie. Mit einem Schrei fuhr sie auf bei dem Geklingel: sie fürchtete irgendeine schlimme Nachricht.

„Gott, Mami, du bist ganz weiß!“ sagte die kleine Ebba — sie hieß Ebba nach Theodor Storms Tochter und war mit ihren elf Jahren das älteste der Kinder —, „was tut es denn? Heute bleiben wir ja doch bis die ganze Nacht auf! Wenn der Besuch kommt, mußt du mit ihnen sprechen, und ich und Minna wir bieten den Tee an.“

Das kleine, ganz in Dienstwilligkeit und Zärtlichkeit aufgelöste frühreife Mädchen nahm die Mama an die Hand und führte sie zurück zum Sofa. „Leg' dich ruhig noch ein bißchen hin, Mami, daß du nur nicht das alte Kopfweh kriegst.“ Damit klopfte sie ihr mütterlich das kleine, dunkelrote Luftkissen zurecht.

Dem Kinde zu gefallen, schloß die Mutter lächelnd die Augen, um sofort wieder aufzustehen, als die Kleine lautlos auf den Zehen das Zimmer verlassen hatte. Die Müdigkeit von all dem Treppenlaufen, die leichten Rückenschmerzen waren verschwunden vor der Unruhe, daß Erich nun nicht kam. Er hatte noch neue Lichter auf den Tannenbaum stecken und Knallbonbons hineinhängen wollen, aber was schlimmer war, er konnte nun nicht den letzten kritischen Blick auf die Zimmer werfen und auf das Fehlende hinweisen. Seine aufmerksamen Augen fehlten, und es ist doch so leicht, etwas zu vergessen, wenn man alles allein besorgen

Digitized by Google

muß mit einem überempfindlichen Dienstmädchen und drei Kindern, von denen allerdings die vernünftige, bereitwillige Ebba fast als erwachsen zu rechnen war.

Und teuer war das alles! Antonie faßte sich an die Schläfen, wie sie nun vor ihrem Toilettenspiegel stand und auf ihrem schwarzen Samtkleide den schönen breiten Spitzenkragen feststeckte, den ihr die Schwägerin Fanny mit aus Brasilien gebracht hatte. Furchtbar läuft es ins Geld, wie man es auch anstellen mag. Erich wird Augen machen, wenn er alles zusammenrechnet. Das ist immer der „bittere, metallische Nachgeschmack", wie Erich sagt, wenn man mal ein bißchen vergnügt sein will. Es ist nicht das, was man aufißt und austrinkt, es sind die Kleinigkeiten, die hübschen kleinen Beigaben, die solch eine Gesellschaft ein bißchen von tausend anderen unterscheiden und ihr ein etwas originelles Gepräge geben. Ein Glück nur, daß sie nicht darauf eingegangen ist, ihre drei kleinen Mädchen in Pagenkleider zu stecken, wie Erich das für heute abend ausgedacht hatte. Was hätte das noch erst gekostet! Pagenkleider aus kostbaren Stoffen natürlich, und die gleich zu klein werden, denn die Kinder wachsen so stark. Und wann bietet sich wieder Gelegenheit, sie anzuziehen? Antonie freute sich in diesem Augenblick, daß sie Erich um den Hals genommen und energisch gesagt hatte: „Nee, mein süßer Junge, das wollen wir gleich streichen! Das kostet uns einen ganzen Posten! Mal später, wenn unser Goldschiff ankommt!"

Die junge Frau seufzte bei diesen Überlegungen, es war ihr ja selber so schwer, auf all die hübschen Einfälle zu verzichten. Wie niedlich hätte Ebba mit ihren langen, blaßblonden Locken in einem seidenen Wämschen von der Farbe ihrer tiefliegenden Vergißmeinnichtaugen ausgesehen! Und das dicke Lieschen in Rosa, und die zarte Agnes, „Mamas Schneeglöckchen", in Weiß. So hatte Erich es geplant.

Ach was, gesunde, niedliche Kinder sind in allen Kleidern hübsch! „Sind unsere alten Gören denn nicht auch so süß, Erich? Und wenn sie so hübsch angezogen sind, dann bilden sie zu sehr den Mittelpunkt und werden vielleicht eitel und affig; nicht, du?" Aber dann plötzlich waren ihr doch die Tränen in die Augen gekommen und sie hatte ihren Mann heftig umarmt und gelacht und geschluchzt: „Du, Erich, es ist gar nicht so leicht, immer der Verstandskasten zu sein! Aber ich muß wohl! Du sollst es doch alles verdienen, mein armer Jung! Vom Morgen bis Abend. Mach' es mir doch nicht so schwer, du!"

Antonie dachte an seine häufige Schlaflosigkeit, an sein schweres Erwachen morgens, an die unregelmäßigen Mahlzeiten, an die tagelange Unfähigkeit zu essen, die Erich nach großen Aufregungen befiel. Die Börse brachte sie, diese schrecklichen Aufregungen, diese Überraschungen, die alle Kombinationen einrissen, dieses Auf und Ab in ihrer Existenz, das die Nerven zerrüttete. Wie sie diese Börse haßte! Ein paarmal nur hatte sie die weiten Hallen betreten, die ihr voll von gefährlichen, lebenbedrohenden Geheimnissen zu sein schienen, als sie sie ganz leer erblickte, und deren Brausen und Branden ihr noch lange in den Ohren lag, als Erich sie an einem besonders stürmischen Geschäftstage zur Börsenzeit auf die Galerie geführt hatte. Dort oben, in einem bequemen Lehnsessel hatte sie an der steinernen Brüstung gesessen und in die brüllende Arena hinuntergesehen, bis es ihr wirr vor den Augen geworden war und sie sich verständnislos und erschrocken nach der anderen Seite gewendet hatte. Die verworrene Vorstellung von dem, was sich dort abspielte, war durch diese Besuche nur noch mehr verwirrt worden. Und als Erich ihr zu erklären versuchte, daß sich die gesamte ökonomische Weltlage hier abspiegele, hatte sie seufzend gesagt: „Das mag wohl sein, aber seit ihr das Bankgeschäft so vergrößert habt, ist alle Gemütlichkeit im Geschäft vorbei. Du bist so aufgeregt, hast keinen Appetit, mein armer Jung, kannst nicht ordentlich schlafen. Ich möchte, daß es überhaupt keine Börse gäbe!" —

Die Kindergärtnerin, Fräulein Lulu Sörensen — die jüngste Tochter aus dem Försterhause zwischen Dieksee und Kellersee —, kam ohne anzuklopfen herein und störte Antonies Grübeleien. Sie wollte nur Bescheid sagen, daß der Mann mit dem Phonographen dasei. Lulu Sörensen im hellblauen

Musselinkleide mit gestickter Teeschürze und einer blauen Schleife im strohgelben Mozartzopf sah wie ein ausgewachsenes Baby aus, das in einem Fallkorb entlang rollt. Sie hatte sich vollständig die Gangart der kleinen Kinder zum Muster genommen.

„Und die beiden Lütten?" fragte Antonie gemütlich, während sie mit Lulu hinausging.

„Sie schlafen, Frau Hetebrink, ich hab' sie bis aufs Kleid fertiggemacht. Ebba sitzt bei ihnen. Ich dachte, wenn der Mann uns zeigt, wie das mit dem Phonographen gemacht wird, dann könnte ich ihn jederzeit loslassen, wenn das sein soll. Ich bin nur ein bißchen bange davor, denn der Mann der sagt, er geht auf vierundzwanzig Walzen!"

Den Phonographen hatte Erich richtig für heute abend durchgesetzt, die Leihkosten waren ja nicht hoch. Antonie freute sich wie ein Kind auf die Vorträge, und Ebba sollte überrascht werden, die wußte nichts davon.

Der Bote, der die beiden großen Kasten hergebracht hatte, wartete in der Veranda und hatte eine ganze Straße von nassen Fußstapfen hereingetreten. „Die Herrschaften wohnen weit draußen," begrüßte er die junge Frau, „ich bin erst umgelaufen, ich konnte die Hausnummern nicht erkennen."

„Wohnen Sie weit von hier?" Antonie sah den müde in sich zusammengesunkenen, mageren, alten Mann mit schüchterner, fast reuiger Miene an. Er brachte etwas so Lustiges herein und sah doch selbst so abgehetzt und unwillig aus.

„Geschäft!" sagte er, kurz aufseufzend, „und ich will auch nichts weiter gesagt haben, es ist bloß, wenn das stickendüster is und — na, wird übermorgen wieder abgeholt." Er wollte gehen.

„Wir wissen nicht damit Bescheid." Die junge Frau sagte es widerwillig. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte. Sie haben gewiß auch was vor heute abend."

Der Mann packte geduldig alles aus. „So, nu is er aufgezogen, Sie drehen so lange rum, bis es nich weitergeht. Denn stecken Sie die Trompete auf. Is allens ganz einfach. Bloß daß Ihnen die Membran nich platzt, das is das einzige. Und hier wird die Walze aufgesteckt. Die fünf Nummern sind die beliebtesten. Und der Herr hat zwei unbespielte Walzen bestellt, die sind hier. Dafür müssen Sie aber 'n andre Membran einsetzen, die is hierin. Adjö."

„Das war 'n unfreundlicher, alter Kerl, hat sich kaum mal für das Trinkgeld bedankt, Frau Hetebrink!" rief das Kinderfräulein, das ihn hinausgelassen hatte.

„Ach Gott, er sah so recht matt aus, Lulu." Antonie kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, um sich die zwei blaßroten Rosen anzustecken, die ihr Erich extra dazu vom Gärtner hatte bringen lassen. Aber als sie sie in der Hand hielt, kam die Sorge um ihren Mann so stark über sie, daß sie die prächtig duftenden Malmaisonrosen ins Wasser zurückstellte. — Wenn nur nichts an der Börse passiert ist! Wenn er nur erst hier wäre! Es ist immer noch Zeit, die Rosen anzustecken, wenn Erich gesund und vergnügt wieder da ist.

Sie rieb ihre blassen Wangen mit dem Frottiertuch: für kurze Zeit half es doch.

„Zum erstenmal nach der Trauer etwas Farbiges tragen, ist auch nicht leicht, mein Jung," hatte Antonie gemeint, als Erich von den Rosen sprach. „Es wird erst im März ein Jahr, daß Großmutter Hetebrink tot ist — Gott entschuldige! ich nenn' sie immer Großmutter, wie die Kinder!"

Aber Erich hatte auf die roten Rosen bestanden: „Weißt du, Anton, das ist Mama wirklich vollständig egal, ob wir Trauer tragen oder nicht. Ich halt' mich an die alten Deutschen: Trauer und Tränen legten sie bald ab, aber das Gedächtnis des Toten erhielten sie lebendig; ich glaube, so ungefähr heißt es. Wenn wir mal Zeit haben, wollen wir die ‚Germania' von Tacitus abends lesen; steck' du man getrost deine Rosen an."

Ach Gott, und er selbst — immer mit dem alten Rock! In Antonies milden Augen glänzte es auf. Erich muß doch endlich Glück haben! Solch ein Mensch und soll sich sein Leben lang quälen? Nein, das Leben kann nicht so ungerecht sein. Mit achtzehn Jahren schon sorgte er für seine Mutter! O, wenn es ihm doch endlich so recht, recht gut ginge! Ihre schlanken, nervösen Hände falteten sich: Das neue Jahr! das neue Jahr soll es bringen! Wenn man so den ganzen Tag ruhig und allein ist, keinen Menschen sieht und hört, nur die kleinen Kinder, das Dienstmädchen, das Kinderfräu-

Digitized by Google

lein, dann spinnt man seine Gedanken entlang, trotz aller Arbeit und allem Treppenlaufen. Antonie grübelte oft über Schicksal und Leben. Dann wuchs ihr Mann vor ihr zum Riesen an. Ein ganz armer, junger Mensch, als sein Vater viel zu früh starb. Und der ältere Bruder, der von Natur sein Halt hätte sein sollen, ging unter und verbitterte ihm die Jugend. Alles hat er sich selbst zu verdanken. Welchen anderen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren wird wohl ein Onkel Aloys zum Kompagnon nehmen? Und wer in der ganzen Welt könnte wohl mit einem Onkel Aloys zwanzig Jahre zusammen arbeiten? Zusammen? Jawohl! Die Arbeit tut Erich, den Gewinn streicht der Onkel ein. Keinen Augenblick hat er den Wortlaut des Kontrakts vergessen, wonach Erich der arbeitende, er selbst der besitzende Teilhaber ist. Eine wirkliche Kompagnonschaft hat nie bestanden! Teilhaber — ja ja, das ist Erich! Einen Anteil hat er am Gewinn, einen, der nun schon seit sieben Jahren nicht mehr gestiegen ist. Vor sieben Jahren waren Lieschen und Agnes noch nicht da. Zur Feier, die Erich statt der Taufe arrangiert hatte, hat ihnen Onkel Aloys einen silbernen Becher geschenkt, weiter nichts. Ob er glaubt, daß sie von dem silbernen Becher satt werden, ihr Leben lang? Und Erich ist so bewunderungswürdig nobel! „Wenn er findet, daß ich ihm nicht mehr nütze als früher, dann kann ich ihn nicht ersuchen, meinen Anteil zu erhöhen," sagt er fest. „Ja ja, Geld arbeitet besser als Menschenkraft. Geld steigert sich selbst. Er hat das Geld, und ich habe nichts. Dafür ist er Kaufmann."

Und wenn Antonie bittet: „Aber wir haben doch jetzt die zwei Lütten, Erich! Sag' es ihm doch!" — dann erwidert er mit schmerzlich resigniertem Gesicht: „Was gehen den Junggesellen anderer Leute Kinder an?"

Antonie weint dann im stillen. Erich soll es nicht sehen. Sie schämt sich, vor Erich über Erich zu weinen. Aber wenn sie allein ist, dann preßt sie wie jetzt die Hände zusammen: „O, es ist ungerecht! ungerecht! ungerecht!" Und wenn die Aufregungen im Geschäft kommen, die sie mehr als Fieber und Keuchhusten fürchtet, dann hängt Erich allein daran, dann hat er auch noch Vorwürfe und tage-, ja wochenlange Mißbilligung zu tragen. Dann ist er unvorsichtig, wagehalsig, halsbrecherisch, unvernünftig gewesen, dann —

Es klingelte, die ersten Gäste kamen.

* * *

„Gott, Papa, wir lauern! Schrecklich haben wir auf dich gelauert!" Ebba hatte sich ihrem Papa gleich an den Arm gehängt und hüpfte jetzt zufrieden lachend mit ihm den Gartenweg entlang. „Gerade kuck ich raus — stehst du da unter der Laterne! Mama hat eben die Albums gezeigt, wo nur wir Kinder drin sind, und ich hab' den Tee angeboten. Aber Tante Mary ist nicht gekommen; Onkel Mary sagt, seine Frau hätte nichts anzuziehen! Haben wir furchtbar gelacht."

Erich schob die Kleine beiseite und stürzte in sein Schlafzimmer. „Besorg mir heiß' Wasser, Ebba, fix!"

„Deine Wäsche liegt auf'm Bett, Papa, und die blanken Stiefel stehen an der Tür. Gleich kriegst du heiß' Wasser, gib mir lieber die Kanne mit. Mach dich recht fein, Papa, mit dem hellgrauen Schlips!" schrie die Kleine mit heißen Backen, außer sich über all das Licht und die Bewegung im Hause. Darauf glitt sie zur Mama, die vor drei alten Damen stand und ihnen den Inhalt des Kuchenkörbchens demonstrierte. „Papa ist gekommen!"

Antonie fuhr zusammen, ihr blasses Gesicht färbte sich. „Sieht er vergnügt aus?"

„Jaa!" betonte Ebba lebhaft. „Er wäscht sich."

Die alten Damen lachten diskret und blickten einander an.

„Gleich kommt mein Mann!" berichtete Antonie im Tone froher Botschaft. Und dann ging sie zu „Onkel Mary", der mit einem anderen Onkel über Serumbehandlung sprach. „Erich kommt gleich — o Gott, ich hab' Sie unterbrochen! Ich wollt' nur sagen, daß mein Mann gleich kommt." Ihre Gestalt wurde straff.

„Wird auch Zeit! Wo hat er denn wieder herumgebummelt?" bemerkte Onkel Mary.

Aber Ebba schlug nach ihm mit ihrem kleinen Spitzentaschentuch, das zur Feier des

Digitized by Google

Tages ganz mit Eau de Cologne getränkt war. „Äh, du! Kannst woll selber bummeln. Mein Papa bummelt nie, du!“

„Range!“ Scherzend fing der Onkel sie ein und hielt sie in die gerundeten Arme eingespannt.

„Äh, du!“ wehrte sich die Kleine, „geh man lieber und zieh deine Frau an, Onkel Mary.“

Gerade unter dem allgemeinen Gelächter trat Erich herein. Er sah etwas erhitzt und froh aus.

Fast ohne sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, suchte er nur Antonie mit den Augen, und als sie ihm entgegenkam, küßten sie sich da mitten im Gesellschaftszimmer vor allen Gästen, wie es stets geschah, wenn er nach Hause kam. Sie errötete mädchenhaft.

„O Gott!“ ächzte Onkel Mary und hielt sich den Bauch, „die ewigen Flitterwöchner! Kinder, ihr seid uns über! Antonie, beste Deern, glaub ihm nich! Er will Vorpahlen schlagen, er hat gewiß was ausgeübt! Kuckst da, wie er das Licht scheut? Er kommt gewiß von einem ‚Rangdewuh‘, er ist erkannt.“

Heiter drängte sich jetzt alles um den Hausherrn, der mit Händeschütteln von einem zum anderen ging. Erich dachte derweil: Könnt' ich sie doch jetzt mit einem Wink alle hinausfegen und mit meiner Frau sprechen. Was für ein dummer Zufall, gerade heute das Haus voll zu haben! In seinem zerstreuten Wesen, in dem überreizt häufigen Lachen verriet sich seine Erregung.

Antonie merkte es bald. Erich hat etwas! Aber es ist was Gutes. Ich muß es herauskriegen.

„Wollen wir unsere Altjen mal an den Kartentisch setzen und mit der Jugend Postkutsche spielen?“ schlug sie Erich halblaut vor, während sie ihm Tee einschenkte.

„Rechnest du mich zur Jugend, du?“ lachte er freudestrahlend in ihr hübsches Gesicht. „Ach, ich will keinen Tee, gib mir was Herzhaftes!“

„Du hast Wein getrunken?“ Ihre Augen wurden groß und ängstlich.

„Na, kuck mich doch nicht so an, Anton! Was machst du für 'n Gesicht! Was sollen sie denken?“ Und plötzlich schoß er in seiner ganzen hageren Länge empor. „Wer ist dafür, einen kleinen Skat zu machen? Wer ist dafür? Die Jugend will Gesellschaftsspiele vornehmen. Entscheiden Sie sich, meine Herrschaften!“ rief er mit seiner wohlklingenden, lauten Stimme.

„O Gott, der Volksredner! Erich, Junge, wenn es mal mit dem Alten nicht mehr klappt, wirst du Volksredner,“ brüllte Onkel Mary. „Hast du noch mehr Vorschläge in petto? Ich bin für Skat.“

Zwei der drei alten Damen waren gleichfalls „für Skat“, und Onkel Doktor wollte „kiebitzen“.

„Den vierten Mann! den vierten Mann!“ rief der Hausherr, auf ein Tischchen mit klirrenden Tassen trommelnd.

„Papa, du bringst Leben in die Bude!“ jubelte Ebba. „Ich bin doch Jugend mit, nicht Papa?“

Erich lachte laut auf. „Meine Tochter erkundigt sich, ob sie noch zur Jugend gehört. Wie denken Sie darüber, meine Herrschaften?“

„Hahaha! Sehr gut! Patente Anfrage! Hahaha!“ erscholl es durcheinander.

Plötzlich platzte eine neue Lachsalve am Spieltisch. „Der vierte Mann ist gefunden, aber er sagt, er will erst essen!“

„Er will erst essen! Er will erst essen!“ wiederholte man sich lachend und nickend, was der Herr Gymnasiallehrer Ehrenpfort gesagt hatte. Er staunte jetzt mit runden Augen über die Wirkung seines unfreiwilligen Witzes.

Antonie war glühendrot geworden. Allmächtiger, es würde noch mehr als zwanzig Minuten dauern, hatte die Kochfrau eben durch Fräulein Lulu bestellen lassen.

„Ich sehe nämlich, daß bereits aufs einladendste gedeckt ist, hm, hm,“ bemühte sich Herr Doktor Ehrenpfort mit liebenswürdiger Unschuld, die erschrockene Antonie zu beruhigen.

Sie lächelte blaß. Gedeckt war seit heute morgen um elf. Diese unverheirateten Herren sind doch schrecklich. Sie faßte sofort den Plan, Doktor Ehrenpfort mit einer ihrer entfernteren Freundinnen zu verheiraten; sie wußte nur noch nicht, mit welcher.

„Anton, wir sind hungrig! Gibt es bald das ‚liebliche Geläute‘?“ rief zu allem Überfluß nun auch noch ihr eigener Mann mit der sorglosesten Miene von der Welt.

Digitized by Google

O Gott, was antworten! Klein Ebba brachte ihr sogar die bemalte Kuhglocke, die in der Familie „das liebliche Geläute" genannt wurde, weil sie zu den Mahlzeiten rief. Mit einem krampfhaften Griff erfaßte sie den kleinen Klöpfel und hielt ihn fest. Nur noch nicht klingeln. „Einen Augenblick! Gleich! gleich!" Damit flog sie zur Tür hinaus.

Jetzt muß der Phonograph helfen, dachte sie in aller Naivetät. Auf einem Tischchen dicht hinter der Flügeltür brachte sie den Apparat in Ordnung. Sie steckte die erste beste Walze auf und setzte die Kurbel in Gang. Dann prallte sie entsetzt, mit sich sträubenden Haaren gegen die Wand, als ein wahnsinniges, meckerndes, gackerndes, wieherndes, brüllendes, tobendes Gelächter aus dem Ding herausfuhr. Keine Musik, kein Gespräch, nur Lachen, ein Lachorchester wie aus hundert rauhen Männerkehlen, untermischt mit kleinen, spitzen Quieltönen und blödsinnigem Gegacker. Waren es zuerst Männer gewesen, jetzt schienen es Gänse zu sein, unabsehbare Scharen lachender, schnatternder, zischelnder Gänse, viel zu viel für den Korridor, für das Haus sogar. Es lachte im Diskant, im Baß, in forte und pianissimo, und aus allen Winkeln brüllte das Echo des wahnwitzigen, nicht endenwollenden Gelächters.

Erich kam herausgelaufen, die Finger in den Ohren, halb verstört, halb angesteckt. Er zog Antonie, die wie gelähmt an der Wand klebte, aus dem teuflischen Lärm heraus und einige Stufen der Kellertreppe hinunter. „Phonograph! Ja, ich weiß! Sehr guter Einfall von dir. Sie lachen alle mit. Hör' schnell! Herz, es ist etwas passiert! Komm, gib mir 'n Kuß! Der Alte verheiratet sich. Morgen ist seine Hochzeit." Er hielt inne und drückte Antonies Hand auf sein heftig klopfendes Herz.

„Onkel Aloys? Verheiratet?" Weiter konnte sie nichts sagen. Aber sie freute sich, weil er sich freute. „Ist es denn gut?"

„Ja, ich glaube! ich hoffe! Das wird 'n Effekt machen, nicht? Das Kontor war außer sich. Wir hatten 'ne kleine Vorfeier. Ich hab' gesprochen, kleine Ansprache, weißt du. Na, nu gib deinem Mann noch 'n Kuß, an das Lachen wollen wir denken, nicht? Das soll uns 'n Vorzeichen sein; nicht, du? Ja, ich habe etwas hastig getrunken, hahaha! Das Lachen reißt nicht ab. Soll ich nochmal aufziehen? Höllenlärm! Und dann, wer weiß! Anton, vielleicht, wenn wir nächstes Jahr Silvester feiern, steh' ich anders da! Ganz anders! Na, was sagst du? Bist ja ganz versteinert, nicht? Hat die Quälerei mal 'n Ende, hm? Mal glücklich sein!"

Antonie war noch nicht mitgerissen, Erichs verändertes Wesen verwirrte sie. So hatte sie ihn nie gesehen. Sonst war ja sie es, die unermüdlich die Hoffnungsfahne flattern ließ, sobald nur ein günstiges Lüftchen wehte. „Verheiratet? Er ist doch an siebzig." Sie drehte den Kopf weg, der Weingeruch an ihrem Manne war ihr unangenehm. „Mit wem denn? O Gott, die arme Frau von so einem ist nicht zu beneiden!" setzte sie mit echt weiblicher Phantasie hinzu. Und als das Gelächter jählings verstummte, hielt sie sich an Erich fest und atmete schwer. „Zum Glück! Dir zum Glück, mein Mann!" flüsterte sie ängstlich.

„Na, was hast du denn, hm?" machte er verwundert.

Da gingen die Türen auf, und die Gäste kamen lachend und aufgebracht heraus, geführt von Onkel Mary. „Na, was ist das hier? Sieh so, Antonie! Auslachen willst du uns? Hast aber 'ne tüchtige Lache, du! Das Menü ist niedlich. Kommt die Krebssuppe bald?"

„Bitte die Herren, die Damen zu Tisch zu führen," erscholl die Stimme des Hausherrn. Antonie war erschrocken in die Küche hinuntergeeilt.

* * *

Die Stunden verrannen, die derbe, lachlustige Stimmung hielt an. Onkel Mary — die Kinder hatten ihn so getauft — war immer ausgelassen vergnügt, wenn seine Frau nicht dabei war. Auch Antonie war allmählich „hineingekommen". Sie bemerkte voll Freude, daß Erich nicht mehr trank und dennoch in der gleichen gehobenen Laune blieb. Gewiß, es mußte etwas Großes, etwas Entscheidendes geschehen sein, das ihn mit solchem Glücksgefühl erfüllte. Und plötzlich regte sich in ihr eine kleine Eifersucht

Digitized by Google

gegen die ihr noch nicht übersehbare Ursache seiner Heiterkeit. War er denn bisher unglücklich gewesen? Mit ihr, die ihm alles gab, die keinen Gedanken, kein Gefühl für sich zurückbehalten hatte, unglücklich? In ihrem lieben, kleinen eigenen Hause, das sie beide wetteifernd mit hübschen Dingen schmückten, so weit ihre Mittel, ihre Kräfte reichten, unglücklich? Hatte er nur die Quälerei immer gefühlt, nicht auch das Glück? Sie vergaß ihr ganzes Mitleid mit ihm und wurde bestürzt und gekränkt. So anders war er heute, so zerstreut, so unaufmerksam. Sie hatte aus Sorge um ihn die Rosen nicht angesteckt, und er hatte es nicht bemerkt. Er hatte nicht nach Lieschen und Agnes gefragt. Als es zwölf schlug und die Glückwünsche vorüber waren, eilte sie in die Kinderstube und bat Lulu, die Kleinen aufzunehmen und anzukleiden. Dann steckte sie sich die zwei Rosen vor dem Spiegel an, nahm auf jeden Arm eins der weißen, schlaftrunkenen, geblendeten Püppchen und trat so in vollem Mutterstolz und -schmuck wieder ins Gesellschaftszimmer, gerade in dem Augenblick, als Erich aufstand, an sein Glas schlug und sich umblickte.

Ein lautes, allgemeines „Ah" begrüßte die errötende, glücklich lächelnde junge Frau. „Wir wollen unserem Papa zu Neujahr gratulieren!" rief sie triumphierend, aber Erich kam ihr eilig entgegen, küßte flüchtig die Kleinen und drückte seine Frau auf den ersten besten leeren Stuhl nieder. „Nachher," sagte er geschäftig. „Jetzt kommt der Knalleffekt."

Die auf ihn gerichteten Augen wirkten wie Champagner auf Erich Hetebrink. Jetzt hab' ich sie alle, fühlte er, und dieses Machtgefühl machte sein höchstes Vergnügen aus. Er war kein Gesellschaftsmensch, kein Plauderer, kein guter Erzähler; stumm saß er zwischen den Leuten, lachte gutmütig, wenn es der Mühe wert war und verzog das Gesicht, sobald die Witze „zu saftig" wurden. Plötzlich aber stand er auf, schlug zwei irgendwie tönende Gegenstände aneinander und hielt eine Ansprache. Heute aber machte ihm Onkel Mary das Leben schwer, wenigstens im Anfang. Erich begann: „Meine lieben Freunde! Liebe Gäste! Schon die alten Deutschen —"

„Tranken noch einmal," fiel Onkel Mary prompt ein und ließ dem Worte die Tat folgen.

„Ruhe!" schrie Erich wild, und lachend setzte er hinzu: „Sei mal still, du da."

„Ausreden lassen!" klang es im Chor.

Erich fuhr unbeirrt fort: „Schon die alten Deutschen feierten das Fest der Jahreswende, und so tun wir. Lieben Freunde, ich heiße euch alle herzlich willkommen."

„Tut, als wenn ihr zu Hause wäret!" unterbrach Onkel Mary und nahm sich mit weit ausladender Handbewegung den obersten Apfelkuchen von der dampfenden Pyramide.

Die drei Kinder kreischten vor mitfühlender Freude auf, Ebba schlug heftig mit dem duftenden Taschentuch nach Onkel Mary, und Antonie bemerkte, daß es Erich nun bald zu viel ward. „Scht! Scht!" zischelte sie hinter dem Spaßvogel.

„Mmm!" machte der, streichelte sich den Magen und langte nach dem zweiten Apfelkuchen.

Erich wendete den Kopf weg. „Liebe Freunde! Wenn es mir nicht vergönnt war, euch von Anfang an in diesen bescheidenen Räumen zu begrüßen, so kehre ich zu meiner Entschuldigung nochmals zur Jahreswende zurück. Das Jahr hat sich gewendet, allein es blieb das Glück!" rief er mit unerwartetem Pathos und neigte sein Glas gegen Antonie zuerst und dann gegen sämtliche Tischgäste, die, der Einladung folgend, einen kleinen Schluck zu sich nahmen. „Und das Jahr ging nicht von uns, ohne uns noch eine nie erwartete Überraschung zu bringen."

Jetzt blickten alle aufmerksam, Onkel Mary tat, als entfalle der Apfelkuchen seiner Hand, er steckte die Zungenspitze aus dem linken Mundwinkel heraus und machte Rollaugen.

„In der letzten Stunde des scheidenden Jahres wurde mir diese Überraschung zu teil," fuhr Erich fort. „Herr Gottfried Aloys Schäfer, Onkel Aloys, wie viele von euch ihn mit mir nennen —"

„Nu?" Onkel Mary hatte alle Possen vergessen. Die Hände in den Hosentaschen, saß er da, gespannt, bereit, in die Höhe zu springen und wie toll herumzurennen. „Na, so schieß doch los!" rief er ärgerlich.

Aber Erich wollte den Effekt voll auskosten. „Bitte um Ruhe," sagte er trium-

Digitized by Google

phierend, „ich komme sofort zur Sache, wenn ich nicht unterbrochen werde. Liebe Freunde, liebe Gäste, das Unerwartete ist eingetreten. Herr Konsul Gottfried Aloys Schäfer hat sich entschlossen —"

„Na?" Onkel Marx war aufgesprungen, in seiner Kehle würgte ihn etwas. Er maß die hagere Gestalt, das gutgeschnittene aber sorgendurchwühlte Gesicht des Sprechers mit ungläubigem Staunen. Sollte er wirklich —

„Morgen ist ein Festtag für die Firma, wie er nie erlebt worden. Unser Onkel Aloys feiert seine Hochzeit," schloß Erich plötzlich gerührt.

„Was?" Onkel Marxs Stimme übertönte den Verwunderungslärm am Tische. „Was?"

„Gott, laß ihn doch!" machte Antonie bittend hinter ihm, „er kann ja nicht damit herauskommen."

Erich schwenkte begeistert sein Glas. „Möge dieser Entschluß nur Glück bedeuten nach allen Seiten, für das neue Paar, für die Firma und für mich," setzte er mit naiver Offenheit hinzu.

„Achottachott!" Onkel Marx sank auf seinen Platz zurück. „Ist das alles?"

„Laß!" Ebba schlug mit dem Taschentuch.

„Und so rufe ich denn, liebe Freunde, es lebe Onkel Aloys und seine Neuvermählte, dreimal hoch!"

In diesem Moment brach, das Hochgeschrei übertönend, von neuem das fürchterliche Gelächter los. Es ist nie recht aufgeklärt worden, was den Phonographen veranlaßte, gerade jetzt wieder loszugehen. Wahrscheinlich hatte Lulu oder Minna an der Kurbel gedreht, und da die Lachwalze noch darauf stak und die erschrockenen Mädchen sich nicht zu helfen wußten, so orgelte es herunter wie ein Sturm. Nur ging es noch rasender, noch mißtönender vor sich, mit einem scheußlichen, schadenfrohen Kreischen, unter dem das antwortende Lachen im Gesellschaftszimmer bald erstarb. Die Damen hielten sich die Ohren zu, die kleine Agnes fing jämmerlich an zu weinen. Erich lief hinaus, drehte schnell ab und trug den Marterkasten in ein dunkles Schlafzimmer. Als er zurückkam, fand er die meisten schon im Aufbrechen. Erschrocken hielt er sie fest und beredete sie zum Bleiben. Noch so viele Apfelkuchen waren da, und die Ananasbowle noch halb voll.

Der Rest des Festes zerlief. Man sprach nicht viel von der Überraschung, aber man dachte an nichts anderes. Die Meinung der meisten war: Er hat nicht alles gesagt. Das verstimmte. „Dann werdet ihr euch wohl noch ganz anders einrichten?" hieß es. Jemand umfaßte Antonies Schultern, während sie diese Vermutung aussprach. In dem süß lächelnden Gesicht lauerte schon geheimer Neid.

„Ja ja, ihr habt gut lachen!" bemerkte Onkel Marx und zog den Mund breit. „Na ja. Aber andere Leute lassen es sich auch sauer werden, und die gebratenen Tauben fliegen doch vorbei. So'n Idealist kriegt es im Schlaf."

Erich fühlte die Stiche, sie bestärkten ihn in seinen phantastischen Hoffnungen. Als alle fort waren, trug er seine Frau auf den Armen die Treppe hinauf.

* * *

Es wurde Frühling, endlich Frühling. So lang war der Winter der armen Antonie in ihrem einsam gelegenen Gartenhause noch nie erschienen wie dieses Jahr.

Seit sieben Monaten heizen wir, dachte sie, als sie vor den ersten kränklichen Schneeglöckchen unter dem knospenden Syringenstrauch stand, ihr eigenes kränkliches „Schneeglöckchen" auf dem Arm. Die kleine Agnes war ein überzartes Kind, und der sägende, dörrende Ostwind, der nun schon so lange um das Haus zischte und pfiff, hatte sie ins Zimmer verwiesen, während sie sehnsüchtig ihr hellblondes Köpfchen an die große Fensterscheibe drückte und die langen, schmalen Fingerchen in den täuschenden Sonnenstrahl hielt.

„Aus, Mama! aus!" bat sie den ganzen Tag. Heute zum erstenmal wehte es sanft, und linde schien die Aprilsonne auf die braune, reinliche Lohe der Beete, aus denen die dicken, saftigen Hyazinthenkeime hervorbrachen. Aber die Triebe waren mißfarbig an den Spitzen, und die Knospen der Stachelbeersträucher sahen wie verbrannt aus. Nur zwei kleine rote Tulpen, vom Winde schräg geblasen, züngelten gleich winzigen Frühlingsflämmchen spitzig empor.

Digitized by Google

Antonie blickte über die Rabatten weg nach der Straße aus, die heute noch stiller als gewöhnlich dalag. Die Vormittags-Spaziergänger waren schon nach Hause gegangen, und die Nachmittagsleute waren noch beim Mittagsessen. Und mit dem Mittagsessen wartete auch sie hier im Garten und Minna unten in der Küche, und Erich kam noch immer nicht. Seit einem Vierteljahr ging er auch Sonntags ins Geschäft, und selten kam er vor zwei Uhr nach Hause. Dann Mittagsessen und ein wenig ausruhen, ein paar Stunden Arbeit im Garten, Abendbrot, eine Seite Wilhelm Polenz oder Egidy, wobei ihm schon die Augen zufallen, und der Sonntag ist herum, und die Arbeitswoche geht wieder an. Manchmal kommt Johanna Bartels, die jetzt mit Julchen Hahnemann die Pension hat. Aber es ist nicht mehr die lustige Damenpension von ehemals, sie haben keine einzige Dame, sondern einen „Häuslichen Herd für christliche Kaufleute", der viel besser rentiert. Zwei Jahre vor ihrem Tode hat Mutter Bartels diese Änderung vorgenommen, und nun sitzt Johanna mit Julchen trocken und warm. Sogar die Magenschwäche ist verschwunden. Aber für Erich sind die beiden so langweilig, daß ihn der Besuch als Zeitverlust ärgert und sogar gegen die geduldige Antonie mürrisch macht. Ein anderes Mal kommt ein „Geschäftsfreund", der aber nichts Freundschaftliches an sich hat, und dann ist es Antonie, die sich langweilt. Das Gespräch bewegt sich in Zahlen, sie fängt verstohlen an zu gähnen, steht häufig auf, macht sich mit der Bewirtung zu tun und bleibt lange draußen, immer in der Hoffnung, den Gast Abschied nehmend zu finden, wenn sie wieder hereinkommt. Aber er sitzt und raucht, qualmt die Zimmer voll, übersieht die Aschenschale und legt seine Zigarrenenden auf die Teetassen. Für sie fällt kein Wort ab, höchstens in einer Pause eine ganz banale Bemerkung, die mit einer höflichen Verneigung und einem wichtigen Lächeln vorgebracht wird. Der Gast ißt entweder gar nichts und zwingt dadurch auch Erich und sie selbst, die Speisen auf den Tellern kalt werden zu lassen, oder er schluckt in einer zerstreuten, geschäftsmäßigen Manier ohne Sinn und Gefühl, streicht sich süßes Kompott auf den Braten oder stochert nach den Erbsen herum, daß es einem schlecht wird. Und wenn man glaubt, daß er nun endlich geht, zieht Erich plötzlich auch seinen Überzieher an, verlangt die hohen Schaftstiefel, die noch kaum trocken geworden sind, und die beiden steigen in die dunkle, nasse, winddurchrauschte Nacht hinaus. Der Geschäftsfreund wünscht, daß man ihm „Hamburg bei Nacht" zeige. Erich ist müde, er hat den ganzen Tag bei Licht gearbeitet, endlos geschrieben, gerechnet, die Börsenaufregung mitgemacht, und er weiß, daß es morgen einen heißen Arbeitstag geben wird, ja, er hat sich sogar Arbeit mit nach Hause genommen, kleine Berichte für die Handelszeitung sind abzufassen — aber was hilft das alles? Der Geschäftsfreund wünscht „Hamburg bei Nacht" zu sehen, und der Kompagnon Nr. 2 der Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Co. weiß, daß er sich nicht entziehen kann. Und „Hamburg bei Nacht" — er weiß ganz gut, was der Geschäftsfreund damit meint. Es ist ihm widrig, dies Herumkriechen in den Singhallen, die feschen Chansonetten ärgern ihn, denn er denkt gut von den Frauen, und dies, was er da sieht, ist ihm eine solche demütigende Herabwürdigung des Geschlechts, dem seine Antonie angehört, dem seine drei Kinder angehören. Sobald er abkommen kann, läßt er den Geschäftsfreund, dessen Vergnügen er durch seine säuerlichen Mienen nur stört, allein. Jetzt ist's spät in der Nacht, kein Tram mehr zu bekommen. Vom Herzen Hamburgs oder von St. Pauli bis zu seinem stillen Hause in Ober-Burgfelde sind anderthalb Stunden, gut gerechnet. Er schreitet aus, das Gekreisch und die widerwärtigen, lüsternen Gesichter begleiten ihn noch, er kann das nicht so schnell abschütteln ... Traurig wurde er, immer trauriger. Aber im nächsten Augenblick leuchtete vor ihm Antonies reines Gesicht, die lieben Augen, die sich so sicher von allem Unreinen abwendeten mit jener Unbeirrbarkeit, die nur die Natur gibt. Nein, die Männer sind schuld, berichtigte er sich schnell, und dann — sind wir nicht das starke Geschlecht? Wie könnte denn das geschehen, daß die Starken von den Schwachen auf Abwege geführt würden?

Kommt er dann endlich heim, so ist Antonie noch auf, sie hat sich seinetwegen ge-

Digitized by Google

ängstigt. „Und alle Fenster aufgerissen, Erich, es war nötig, ich fand die Luft so dick!“ Sie zittert vor Kälte, wie sie ihm die Hände reicht. „Nein, mich friert nicht, ich bin nur ein bißchen nervös. Ich weiß ja, dir tut der Fuß weh.“ Sie drückt die Tränen weg.

Arm in Arm gehen sie die Treppen hinauf und flüstern von der schönen Zeit, die kommt, wenn Erich „das“ einmal nicht mehr nötig hat.

„Wenn ich einmal alles allein zu bestimmen habe, dann schick' ich Lauenstein mit. Der paßt besser für ‚Hamburg bei Nacht‘ als ich.“

Sie lachen.

Antonie fragt instinktiv niemals nach „Hamburg bei Nacht“. Was Erich abstoßend findet — wie könnte es sie interessieren?

„Und was wollen wir noch mehr tun — wenn —“ plaudert sie hochatmend und lächelnd.

Erich macht Pläne über Pläne. Das Haus wird zu klein. Als er es kaufte — mit ach wie wenig eigenem Gelde! — da war Ebba zwei Jahre alt. Ein größeres Haus, zwei Zimmer mehr — das wäre fast jetzt schon unumgänglich.

„Ach, schade aber um den Garten, der so schön dicht geworden ist, Erich!“

„Wir machen den neuen noch schöner, Anton! Man versetzt große Bäume sogar. Ja, gewiß! Mit interessanten Hebevorrichtungen werden die Wurzeln langsam und vorsichtig gelockert. Und ein kleiner Wintergarten mit Kanarienvögeln, Anton, du!“

„Ach ja! ja! Aber, Erich, als Chef — ich meine, wenn der Alte nun wirklich mal Ernst macht — mußt du dann auch immer Sonntags hin?“

„Nein — o, ich denke nein. Dann wollen wir mal etwas vom Leben haben! Was lesen, mal ein Buch nach dem anderen, unseren ganzen Schrank voll aus!“ Er streckte die Arme wie nach einer unerreichbaren Hoffnung.

„Und eine kleine Reise mit allen Kindern, Erich.“

„Ja, an die See! Die Nordsee kennen wir von Kuxhaven und die Ostsee von Travemünde. Das Meer ist ja wunderschön! Das müßte man mal genauer sehen. Und überhaupt unser ganzes Deutsches Reich, nicht, du?“

„Ich möchte mal nach Italien, Erich.“

„Italien ist — Italien kommt erst in zweiter Linie. Mal Deutschland. Deutschland hat ja so wunderschöne Städte! München und Freiburg! Und der Rhein, Anton. Und die Wartburg! Thüringen! Nein, ich wäre mit unserem lieben Deutschland zufrieden.“

„Und dann?“ Antonie schmiegte sich mit aufleuchtenden Augen an ihn. „Was tun wir dann?“

„Und dann steh' ich anders da!“ Er seufzte auf. Das Bild des alten Bürgermeisters mit der goldenen Kette glitt wie eine Traumlockung vorüber. Jetzt mit dreiundvierzig Jahren schien ihm jenes Bildnis viel ferner, viel wolkenumhüllter, als da er dreiundzwanzig zählte. „Irgendein Ehrenamt,“ sagte er mit trockener Kehle, halb beschämt über seine Anmaßung.

Antonie drückte seinen Arm. Es war Zärtlichkeit, aber auch ungeduldige Erwartung in der Bewegung. „Ja! Und dann? Dann hast du noch mehr zu tun.“

Erich zuckte die Achseln, ganz verwundert war er. „Mit Geld und gutem Willen in einem Ehrenamt stehen, das ist das Höchste.“

„Ja—a?“ Die Frau sagte das so eigentümlich, so unsicher.

„Glaubst du's etwa nicht, Anton?“

„Ich — ich weiß nicht, Erich, ich dachte —“

„Du bist schwer zu befriedigen, Herz. Was für ein Ideal könnte höher sein?“

„Ich — ich weiß es ja nicht,“ wiederholte sie in derselben Weise.

Er wurde beredt. „Denk dir zum Beispiel — im Rathaus, Anton! Und der Kaiser ist zu Besuch. Ich habe die Begrüßungsrede zu halten. Im Namen der großen, alten, mächtigen Hansestadt Hamburg, die sich freiwillig dem großen Deutschen Reiche angeschlossen hat, begrüße ich Seine Majestät. In dem prachtvollen Prunksaal, im Kaisersaal, stehe ich als Vertreter — einer kleinen Macht vor der großen Macht, vor dem Vertreter des deutschen Vaterlandes! Angesichts von Kaiser und Reich! Vor unserem Kaiser!“

„O Gott!“ brach Antonie in Entzücken aus. „Wenn es doch wahr würde! Was würdest du ungefähr sagen?“

Digitized by Google

„Oho, das kann man nicht so aus dem Stegreif! Daran müßte man feilen und schleifen und vielleicht auch vorher mal jemand vorlesen — na, laß es mal erst so weit sein, Anton! Und es ist schon drei, nein, halb vier, flink zu Bett, du!"

Dann wollte Antonie fragen: Hat der Alte noch immer nichts gesagt? Aber sie unterdrückte ihre Worte. Seit einiger Zeit regte diese Frage ihren Mann auf. Er hatte niemals viel „für Onkel Aloys übrig gehabt", aber in der letzten Zeit war dies Gefühl beinah zur Abneigung geworden.

Oft kam Erich wortkarg und mit tieferen Falten als je nach Hause. Erst nach dem Essen taute er auf. „Ich weiß nicht, was es ist, der Alte ist sonderbar," grübelte er laut mit sauren Mundwinkeln. Genaueres konnte er nicht sagen. „So fremd, obgleich wir uns du nennen, so abgeschlossen und eigensinnig. Wenn ich nicht so ruhig wäre — aber er verfügt über mich in einer Weise, die ich mir nur gefallen lasse, weil —"

Und dann seufzte Antonie wieder: „Guten Mut, mein Erich! Er muß doch mal Ernst machen! Zu Anfang ließ er sich wirklich nett an. Weißt du, als sie hier bei uns zu Besuch waren."

„Knapp fünfzehn Minuten, Anton, und die paar höflichen Phrasen!"

„Ja, aber ihr habt sonst nie gesellschaftlich verkehrt."

„Na, dies ist doch auch nichts, Kind."

„Aber sie haben uns doch zweimal eingeladen — solch prachtvolles Mittagsessen."

„Ja — ja. Abfütterung. Hast du dich dort wohl gefühlt, Kind?"

„Na, weißt du, dazu ist ja solch Mittagsessen auch nicht."

„Eben, aber das Offizielle paßt wohl für die übrigen Angestellten. Ich bin doch erstlich sein Kompagnon und dann sein Neffe."

„Das merkt man wirklich nicht. Vielleicht wird er durch die Frau besser. Armer alter Stacker! Immer allein gewesen!"

„Onkel Aloys?" Erich lachte auf. Dann brach er schnell ab, und sein Gesicht wurde ernst und abweisend. Wenn die gute Seele, wenn Antonie gewußt hätte, wie wenig allein Onkel Aloys zur Zeit seines lang ausgedehnten Junggesellenlebens gewesen war! Das war das Schlimmste: Erich konnte den Alten nicht achten, und doch mußte er bei ihm ausharren und ihm verantwortlich sein, weil der Onkel das Geld hatte. Als Kaufmann ist er untadelig, sehr fair sogar; damit mußte man sich trösten. Dann dachte er an seine strengen Forderungen, da er jung war. Das ganze Unglück mit seinem Bruder war ja eine Folge davon gewesen, daß er von diesen strengen Forderungen kein Tittelchen hatte wegstreichen können. Und dann, seit er verheiratet war, hatte er sich mehr und mehr zum „Augenzudrücken" genötigt gesehen. Daß er nun doch vor drei Jahren den Bürgereid geleistet, das — nein, das wollte er nicht als Kompromiß gelten lassen, das wollte er gegen jeden Einwurf mit voller Überzeugung verteidigen. Max Hesse, Antonies Vetter, hatte ihn zuerst auf den Gedanken gebracht, daß er nur einen Weg habe, um fortschrittlich zu wirken. Er müßte den gefürchteten Bürgereid leisten, dann in die Bürgerschaft gewählt werden und darauf allmählich für die Abschaffung des Eides arbeiten — mit den Gesinnungsgenossen natürlich, die sich dann finden würden. Einstweilen war er nicht gewählt, aber er ging zu den Wahlversammlungen und meldete sich stets zum Wort, um den Kandidaten „zu beeinflussen". Man kannte ihn schon und nannte ihn „Hetebrink, der Mann ohne Eid"; das wußte er, das amüsierte ihn. Aber man ging meist ohne Diskussion über ihn weg. Einmal erhob sich sein Gegner und schnaubte ihn über den ganzen Saal hin an: „Was wollen Sie eigentlich? Sie haben ja selber geschworen, so gut wie wir alle!" Das hatte ihm fast den Atem versetzt. Nachher hatte er sich beruhigt. In gutem Glauben hatte er geschworen; nein, nein, es war kein Kompromiß, es war eine notwendige taktische Maßregel! Aber das mit Onkel Aloys, das wurmte, das fraß ihn. Wenn dieses Mannes bunte Abenteuer offen an der Börse bewitzelt wurden, dann fühlte er sich mit beschimpft, dann hieß es, die Zähne zusammenbeißen und sich taub und blöd stellen. Dann strebte er mit rotem Kopf durchs Börsengedränge hinaus, sobald er abkommen konnte, und unter den Bäumen an der Alster suchte er nach Fassung und Mut. Während Bitterkeit sein Herz schwellte, murmelte er wohl

Digitized by Google

die Tröstungen des weltklugen Octavio vor sich hin:

— — — Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten;
In steter Notwehr gegen arge List —

Nein, das paßt nicht, von Arglist weiß der Alte nichts. Aber gemein ist er! gemein! gemein! —

Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr.

O, das ist schrecklich, daß man selber nicht wahr bleiben kann! Statt sich seinen Anordnungen zu fügen, statt sich höflich und ehrerbietig vor ihm zu verhalten — wie drängt „das redliche Gemüt" dazu, dem Herrn Kompagnon einmal zu sagen, was man von ihm denkt, wie man ihn eigentlich einschätzt! Und die Stimme da aus dem tiefsten Schacht hervor, die unerbittlich murmelt: Du verbeugst dich nicht vor ihm, du salutierst vor dem Vermögen, das er darstellt, und ohne das du mit all deinen Fähigkeiten, mit all deinen Kenntnissen auf der Straße verhungern könntest, und deine Lieben mit dir — diese grauenvolle Stimme machte ihm das Haar emporstehen.

Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr!

Er hat recht! Schiller hat recht! Und ich, der ich selbst nicht mehr wahr sein darf, ich soll Kinder erziehen zu wahren und guten Menschen!

Da ist ihm dann die liebe, ahnungslose Antonie ein solcher Halt! Sie zieht ihm immer wieder den Schleier der allgemeinen Liebe und Vergebung um die Augen. „Der arme alte Stacker!" sagt sie und lehrt ihn, mit dem Menschen, der ihn unterdrückt, aussaugt, sich selber entfremdet, noch obendrein Mitleid haben. „Er weiß nicht, was er tut. Sein Privatleben ist schließlich ganz und gar *seine* Sache. Und als Kaufmann ist er untadelig, sehr fair sogar." Und der Kreis ist geschlossen, und die Jahre gehen hin; ein wenig grauer wird der Bart, das Schläfenhaar ein wenig licht, Fett setzt man nicht an, und die Freuden dauern selten länger als eine Viertelstunde. Aber man lebt, und die Frau lebt und die Kinder. Alle leben sie durch ihn. Das ist auch etwas. Das ist sogar sehr viel. Jeder Blutstropfen und jeder Gedanke ist für die Seinigen. Wenn er todmüde den Heimweg macht, so lächelt ihm die Zuversicht: Für sie! für sie! Ich schaffe Brot! Ich schaffe euch ein Dach! Ihr habt es warm und gut durch meine Arbeit, ihr, die ihr eigentlich mein vergrößertes eigenes Ich seid! Drei Kinder! Mit acht Händen klammere ich mich an das Leben an. Und Antonies liebe Hände mit dazu. Zehn Hände, die alle das gleiche Ziel haben. Da muß man doch vorwärts kommen, da muß es einem zuletzt doch gut gehen! In solchen Überlegungen wurde er wieder reich und stark. Und dann ging er in den Laden und kaufte eine Kleinigkeit für seine Frau, für die Kinder. Nur eine Kleinigkeit, ein Päckchen Schokolade, ein paar Blumen, ein buntes, leichtes Spielzeug. Und er freute sich auf ihre Überraschung, ihre Freude, ihren Dank. Dafür kann man sich schon manches gefallen lassen. Man muß sich quälen, aber man weiß doch wofür. Und wenn ich dann endlich mal selbständig werde — es schien ihm, als leuchte da das schönste Glück. Selbständigkeit — Chef — keinen Kompagnon, nein, nie wieder, und wenn ein Millionär käme. Wird auch nicht kommen, aber wenn sogar. Und dann braucht man sich nie mehr zu beugen, wo man nicht wahre Achtung fühlt.

Aber an diesem Aprilsonntag bemerkte Antonie schon von weitem, daß Erich etwas Unangenehmes gehabt hatte. Er trabt schnell daher, aber er sieht gerade vor sich hin, nicht nach ihr in den Garten an der Stelle, wo zwischen den beiden Birken die Lücke ist. Dort steht er sonst oft still und grüßt. So mit einem Schwung zieht er den Hut, und sie wird noch jedesmal rot, wenn er auftaucht. Und es ist doch so schönes Wetter, und sie wollen heute abend ins Theater. Fräulein Lulu, die jetzt einen Kindergarten eingerichtet hat, mit dem dicken Lieschen als erster Schülerin, hat versprochen, zu kommen und bei den Kindern zu bleiben. Alles ist vorsorglich besprochen und eingerichtet.

„Na, Erich! Siehst uns wohl gar nicht?" rief sie ihm entgegen. Man muß nur immer guten Mut haben, sich sorglos und fröhlich stellen, denkt sie, sonst hält die Verstimmung noch länger an.

Aber Erich kam ohne die gewohnte Freudigkeit auf sie zu. „Schon gewartet? Ja, liebes Kind, du weißt, ich komme, sobald es menschenmöglich ist."

Digitized by Google

„Ich weiß! Ich weiß! Unsere Minna will auch gern ausgehen," beschwichtigte sie.

„Hätte längst gehen können, meinetwegen."

„Nee, Schatz, wir müssen doch erst essen."

Sie gingen ins Haus.

„Essen!" Erich zuckte die Achseln.

„Hast hoffentlich guten Appetit mitgebracht, du!" Sie drohte scherzend.

„Nicht viel." Sein Gesicht verfinsterte sich. „Ist Ebba noch nicht mit Üben fertig? Ich denke, du eilst mit dem Mittag, Kind?"

„Sie wollte dir gern nach Tisch etwas vorspielen, du! Sag' ja nicht, daß du es schon gehört hast!" Und sich zum Lachen zwingend, rief sie Ebba herunter.

Während sie sich zu Tisch setzten, fuhr Antonie mit Anstrengung fort, ein scherzhaftes Gespräch aufrechtzuerhalten. Lieschen hatte ein paar unfreiwillige Witze gemacht, und „Ich freu' mich so aufs Theater!" rief die junge Frau.

„Ja, Kind, ich wollte dich bitten — kannst du nicht mit Lulu hingehen und mich zu Hause lassen?"

Antonie legte die Gabel hin.

Erich sah es und lachte gezwungen. „Na, iß erst, Anton, das hat ja noch Zeit bis zum Abend."

„Mami hat sich so gefreut!" Die kleine Ebba stieß vorwurfsvoll ihren Papa an. „Mit dir amüsiert sie sich viel besser."

„Bist nicht aufgelegt, Erich? Na, iß noch 'n Happen Fleisch," bat Antonie und schluckte an ihrem Bissen.

„Ich mag nicht mehr, Kind! Ich bin fertig."

„Aber doch 'n Stück Pudding, Erich?"

„Iß doch, Papa!" quälte Ebba.

Schweigend aßen sie zu Ende. Dann fing Agnes an zu weinen und wurde in den Wagen gelegt; Ebba sollte sie ein wenig im Garten herumfahren, bis sie einschliefe. Lieschen lief hinterher.

Als Minna den Kaffee gebracht hatte, trug Antonie das Kaffeebrett in die Veranda, wo warm die Sonne schien. Sie schob Erich auf das kleine Ecksofa und setzte sich ihm gegenüber. Ein Strauß aus Weiden- und Erlenkätzchen, mit einzelnen Anemonen dazwischen, stand auf dem kleinen Bauerntisch neben den Tassen.

„Nu erzähl mir, Erich!"

Der Mann saß da, verbissen und stumm, und schien keinen Anfang zu finden.

„Siehst du? Der Frühling ist da!" Sie deutete auf den Strauß.

„Ja!" Er nickte teilnahmlos. „Ich glaube, der sucht jetzt Streit mit mir! Es sieht so aus," entfuhr es ihm unvermittelt.

„Streit? Der Alte? Das war doch sonst nie!"

„Ich sage jetzt!" Erichs Ton war gereizt, fast heftig.

„O Gott, Erich! War er denn heute im Kontor?"

„Nein, heut' war er nicht da. Er kommt überhaupt, wie es ihm paßt."

„Er ist so alt — man muß ihm vieles zugute halten." Antonie faßte nach Erichs eiskalten Fingern.

„Ja, wenn ich das nicht täte, Kind —!"

„Was ist denn nun wieder gewesen?"

„Es fehlte etwas — nein, erschrick nur nicht, kein Geld —"

„Was hat gefehlt?"

Erich berichtete. Jemand hatte ein Depot gemacht, es handelte sich nur um Effekten, nichts Bares. Aber der Alte hatte die Wertschriften persönlich entgegengenommen, rubriziert und nur den Empfangschein durch Erich ausstellen lassen. Jetzt war das Paket nicht zu finden, und Erich wurde verantwortlich gemacht, obgleich er die Sachen nicht einmal angerührt hatte. „Und der Deponent steht da mit langem Hals und schüttelt den Kopf und murmelt: ‚Sonderbar! Sonderbar!'"

Antonie setzte sich neben ihren Mann auf das enge Ecksofa. Sie ängstigte sich und wollte ihm so gern helfen — aber wie denn?

„Diese Manier, mich immer als Handlanger zu benutzen," sagte Erich erbittert, „du kannst dir das gar nicht vorstellen. Es ist, als ob er sich scheut, irgend etwas selbst zu unterschreiben. Er taucht womöglich die Feder ein, legt sie wieder hin und ruft mich: ‚Hier, unterzeichne, bitte.'"

„Aber das ist doch gewiß eine gute Vorbedeutung!" tröstete Antonie.

„Ich weiß nicht, Angewohnheit, weiter nichts. Aber sieh mal, nachher kann er dann immer sagen: ‚Du hast das in Händen gehabt, da steht deine Unterschrift.' Ich kann doch nicht schreien."

Digitized by Google

„Er wird immer schlimmer; nicht, du?"

„Ja, von Jahr zu Jahr ist das so gekommen. Er blamiert mich vor dem ganzen Kontor!" Und er erzählte, wie der Onkel in seinem Privatzimmer laut mit ihm schilt. „Er kann seine Stimme nicht mäßigen, das hat er nicht gelernt; und er meint immer, es hört ihn niemand. Aber ich möchte wetten, daß sie all seine Artigkeiten draußen hören — das untergräbt die Achtung, man hat keine Autorität mehr vor den jungen Leuten."

„Sag das nicht, Erich! So allgemein geachtet —"

„Ja, weil sie denken, daß ich mal der Chef werde! Viel Kriecherei, solltest nur sehen!"

Antonie umfaßte Erichs Schultern. „Siehst du, die denken es auch, daß es bald so kommt! Guten Mut, mein Mann, man muß sich durchkämpfen!"

„Das tu ich! Wahrhaftig, das tu ich! Von jung auf nichts anderes."

„Na, sind die Wertpapiere denn noch nicht gefunden?"

„Er hatte sie ja selbst verkramt, Kind! Statt in den Geldschrank hatt' er sie in seinen Schreibtisch geschlossen. Aber keine Entschuldigung, daß er mich stundenlang herumgejagt hatte! Nicht die Silbe."

„Was für 'n Ärger, Erich! Und heut' gerade ins Theater! Wie haben wir uns auf den ‚Probekandidaten' gefreut!"

„Es ist noch nicht alles. Warte nur, Kind."

Mit entsetzten Augen sah Antonie ihn an. „Ganz elend siehst du aus. Und du bist so mager geworden!" Sie senkte den Kopf, um die aufsteigenden Tränen zu verbergen.

Die lang' entbehrte Frühlingssonne füllte den hübschen, kleinen, glasumschlossenen Raum mit flimmerndem Golde. Die Erlenkätzchen stäubten gelb und rot auf die gestickte Serviette. Die rotglasierten Kuchen in der geschliffenen Kristallschale, die zur Feier des Sonntags aufgestellt waren, mischten ihren Vanilleduft mit dem starken, angenehmen Kaffeegeruch. Es hätte so schön sein können — es **hätte**! Den ganzen Tag, die ganze Woche freut man sich auf diese gemütliche Sonntagskaffeestunde, und nun muß alles so verdorben werden. Als ob dieser Onkel Aloys eigens in die Welt gesetzt wäre, um ihrem Mann das Leben zu verderben!

In ihrem unmutigen Mitleid mit Erich und mit sich selbst sprach sie diesen Gedanken aus, der in ihrem sanften Munde fremd klang und Erich fast unangenehm berührte.

„Nachdem er mir zwanzig Jahre lang ermöglicht hat, dies alles zu gewinnen!" sagte er und zeigte mit der Hand rundum.

Antonie errötete. „So gerecht du denkst, so ungerecht ist er. Nein, ich mag ihn nicht mehr. Er könnte wirklich jetzt abdanken und dir für all die vielen, langen, sauren Jahre das Geschäft übergeben. So sehnlich wart' ich darauf. Weißt du noch, Neujahr? Und jetzt ist alles ebenso." Sie stand auf. „Gott, nein, weißt du, Erich, ich wünsche niemand was Böses, aber —"

„Ja," sagte Erich finster, „ich hab' heute Besuch gehabt."

Antonie wendete sich plötzlich um. Erich saß da und wiegte nervös den Oberkörper hin und her, ratlose Unruhe lag in der Bewegung.

„Besuch?"

„Jawohl. Rat mal."

„Wie kann ich das raten? Was Unangenehmes?"

„Der Sohn war plötzlich da."

„Der Sohn?"

Die Gatten, beide gleich groß, blickten einander ängstlich in die Augen.

„Der Sohn? O Gott, Erich, welcher Sohn denn? Sein Stiefsohn?"

„Ja, der älteste."

„Den wir noch nicht gesehen haben? Der damals —"

„In London auf der Handelsschule war er, ja."

„Und nun ist er hier?"

„Ja, nun ist er hier."

„Warum das denn?"

„Das weiß ich nicht, das frag' ich dich, Kind."

Wieder der ängstliche, Schlimmes vorausahnende Blick, Auge in Auge ... Heiß vor Aufregung setzte sich Antonie wieder an das Tischchen. „Gott, erzähle doch ordentlich, ausführlich; was wollte er denn?"

„Das weiß ich gleichfalls nicht."

„Aber wie war er denn mit dir?"

Erichs Gesicht zog sich zornig zusammen. „Er machte sich da mausig, wollte Bücher einsehen."

Digitized by Google

„Was für Bücher? Geschäftsbücher doch nicht?"

„Ja, er war so frei."

„Nein, aber! Was sagtest du denn?"

„O, ich konnte natürlich die Bücher nicht geben —"

„Nein, natürlich nicht!" rief sie eifrig, erleichtert.

„Aber man darf doch nicht unhöflich werden."

„Nein, das wohl nicht —"

„Obgleich, als er sagte, er käme vom Chef —"

„Vom Chef? Aber das sagte er zu den Kontoristen, nicht?"

„Nein, das sagte er zu mir, Kind."

„Wußte er nicht, wer du bist?"

„O ja, er nannte mich gleich ‚Herr Hetebrink', als er sich selber vorstellte."

„Wie stellte er sich vor?"

„Er sagte, er wäre der Sohn vom Chef, er käme vom Chef, der Chef und Chef und Chef —"

„O Gott, Erich! Wie du dich geärgert hast. Und ich, ahnungslos —"

„Nein, Kind, zuerst ärgerte ich mich nicht, zuerst ist man so verdutzt, man sieht und glaubt nicht, was man sieht, man hört und glaubt nicht — was — man — hört —"

„Aber du hast ihn gehörig ablaufen lassen?"

„Ich sagte ihm möglichst trocken, wenn er auf der Handelsschule gewesen sei, so werde er wahrscheinlich wissen, daß die Geschäftsbücher niemals Außenstehenden geöffnet werden, fast hätte ich gesagt Unbefugten."

„Schade, daß du es nicht gesagt hast, Erich."

„Vergiß nicht, Kind, ich muß mit dem Alten leben!"

Antonie seufzte tief. „Ach ja."

„Aber zuletzt hab' ich ihm doch gesagt, er möchte zu seinem Papa gehen, wenn er etwas wissen wollte."

Sie biß sich erschrocken auf die Lippe. „Ihr seid bös' auseinandergegangen?"

Aber er beruhigte sie, er sei nicht schroff gewesen, nur sich von vornherein auf einen gewissen Fuß stellen — das sei nötig. Nun er die Sache erzählt hatte, erschien sie ihm weniger wichtig. Er war etwas müde, aber sein Gesicht glättete sich, und er begann den jungen Mann zu beschreiben, sagte, daß er eigentlich gut aussehe, recht hübsch und frisch sogar, ein leichtherziger, lockiger Adonis, recht was für die Damen. Und eine angenehme Stimme, er habe ein paarmal angesetzt zum Singen, „wie so'n junger Vogel, der es nicht lassen kann."

„Im Kontor? In euren heiligen Hallen? Gott, das find' ich nun eigentlich niedlich!"

Antonie freute sich, daß ihr Mann so schnell darüber hinwegkam. Sie wollte ihm gewiß keine schwarzen Brillen aufsetzen — sie nicht! Und wenn ein junger hübscher Mensch eine Dummheit macht, dann ist das auch nicht so gefährlich. „Was hat er für Augen? Du, die Mutter hat auch hübsche Augen, Erich. Nur etwas streng. Er war wohl sehr fein? Ganz englisch, nicht? Na, will er denn nicht mal herkommen? Oder hast ihm nichts gesagt?"

Nein, bis zur Einladung waren sie nun doch nicht gelangt. „Wenn die sich derartig zurückhalten, ist es nicht an uns, ihnen nachzulaufen, Frau."

Ebba rief sie in den Garten: die gelbblühende Johannisbeere hatte die ersten duftenden Träubchen entfaltet. Der starke Nelkenduft, der von den blutroten Staubfäden der gelben Glöckchen ausging, rief vergangene Frühlingstage ins Gedächtnis. Solch ein Busch stand in Poppingas Garten in Harburg, dort hatte ihn Erich zum erstenmal gesehen ...

„Dinchen Poppinga!" sagte Antonie lächelnd. „Dort hast du vieles zum erstenmal gesehen, nicht, du?" Sie kannte jene Zeit, als ob sie sie miterlebt hätte. „Und ich bei dir!" fuhr sie dankbar und scherzend fort. „Alles hast du mich gelehrt. Einer gibt es dem anderen."

Erich hatte schon angefangen, junge Levkojen aus den Samentöpfen ins freie Land zu pflanzen. Sobald er in den Garten kam, mußte er sich beschäftigen. Die kleine Agnes hielt ihm ein Veilchen entgegen, das Ebba gefunden und der Kleinen „für Papa" in die Hand gesteckt hatte ...

„Nun ist es doch noch schön geworden!" jubelte Ebba, die Eltern umspringend.

* *
*

Digitized by Google

Arthur Lewin-Funcke: Im Frühlingswind.

Zu Anwand: Arthur Lewin-Funcke. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Aber als sie im Tram saßen, um ins Theater zu fahren, versank Erich sogleich wieder in trübes Nachdenken. Er sprach nicht, er tauschte nicht einmal einen Blick mit Antonie, die in ihrem hellgrauen Abendmantel mit dem weißen Seidentuch um den Kopf aufgeregt und hübsch ihm gegenübersaß. Es war ja ein Ereignis für sie beide, dieser Theaterbesuch. Nur drei- oder viermal im Jahre darf man sich dies schönste Vergnügen gönnen. Denn es kommt teuer, sehr teuer, alles zusammengerechnet. Ja, wenn man auf einen billigen Platz gehen dürfte, aber das ist ja unmöglich. Der Kompagnon von Gottfried Aloys Schäfer kann nur im Parkett oder ersten Rang sitzen, sonst schadet er seinem Kredit. Das ist ja alles ganz genau vorgeschrieben. Wie ein Stachelzaun hegt es das ganze Leben ein, dieses: was man darf und nicht darf. Und dann zu der Ausgabe kommt die Schwierigkeit wegen des weiten Weges. So spät erst ist man zu Hause, und Erich hat alle Morgen als Erster im Geschäft zu sein. Und die Kinder läßt man auch nicht gern so lange allein. Minna ist nicht gerade unzuverlässig, aber etwas ungebildet, und Antonie hat es nicht gern, daß Ebba sich lange mit ihr unterhält. Minna erzählt manchmal Dinge, die für Ebba unpassend sind. Immer aber die gute kleine Lulu zu bemühen, das ist doch auch nicht möglich.

Heute nun hatte alles so gut geklappt, das schöne Wetter, das neue Stück, und Lulu, die eine ganze Schachtel voll bunter Seiden- und Spitzenrestchen mitgebracht hat. Puppenzeug wollten sie nähen; so niedlich und gemütlich saßen sie schon um den runden Tisch unter der Hängelampe, als die Eltern fortgingen — fast schade war es, nicht mit dableiben zu können. Es ist noch heute Antonies heimliche Liebhaberei, Puppenzeug zu nähen, und Ebbas große Badepuppe von Weihnachten her ist zu reizend! Wirklich wie ein richtiges Miniaturbaby.

Den langen Weg unterhielt sie sich mit diesen freundlichen häuslichen Bildern, sie hatte beschlossen, sich jedenfalls zu amüsieren. Es war schade um das Geld, wenn man seinen Befürchtungen nachhing. Sie rüttelte Erich am Arm und lächelte ihm ermunternd und schelmisch zu: „Guck mal hinaus, all die spiegelnden blauen Lichter in der Alster! Man sitzt Tag für Tag zu Hause!"

„Ich sehe nichts Besonderes," sagte er abweisend, als sei er in den wichtigsten Überlegungen gestört worden.

Das enge, altmodische Thaliatheater heimelte sie immer besonders an, und mit froher Erwartung blickten sie auf den noch geschlossenen Vorhang. Erich auch. Sie blieben immer dankbare Neulinge jedem selbstgewählten Vergnügen gegenüber. Aber heute war in Erichs Zügen nichts von der fröhlichen Anregung. Sie kamen ziemlich spät, mußten sich durchdrängen und die schon Sitzenden stören. Er entschuldigte sich kaum, so tief war er in Gedanken. In der sechsten Reihe des Parketts waren ihre Plätze. Kaum saßen sie, so stieß er Antonie an: „Nein, sieh mal, da oben im Proszenium! Die haben sich wohl verlaufen!" Und als die Frau nicht gleich antwortete, fuhr er gereizt fort: „Dort links! Die ganze Blase! Was wollen denn die hier?"

Antonie erschrak über den Ton, über das Wort. Es kam so selten vor, daß Erich einen burschikosen Ausdruck gebrauchte. Seine immer etwas gewählte Redeweise war ihr Stolz; er sprach gebildeter als all ihre Bekannten. Unwillkürlich blickte sie sich um.

„Hast du noch nicht gefunden?" grollte er.

„Ach, Erich, Jung', guck nach der anderen Seite," scherzte sie hastig, „da sitzt Wagner."

„Wenn wir ihnen nur nicht im Foyer begegnen! Das fehlte noch!" Unverwandt starrte er nach der Loge, wo Onkel Aloys mit seiner neuen Familie sich niedergelassen hatte.

Der Onkel mit seinem weißen Kopfe und den halbkugeligen, dicken schwarzen Brauen, die er jetzt immer trug, saß zwischen Frau und Tochter wie zwischen zwei Blumensträußen. Die Frau war in Hellila und Weiß, die Tochter in zartem Rosa. Beide hatten die gleiche längliche Kopfform und den starren, gleichgültigen Ausdruck, der den hellen, kostbaren Toiletten widersprach. Die kleinen, köstlich wie Kolibrifedern blitzenden Fächer hatte Erich noch vor wenigen Tagen in einem Spezialgeschäft auf dem Neuenwall bewundert.

Antonie schielte verstohlen hinauf. So böse war sie über diese unangenehme Be-

gegnung! Den ganzen Abend die Gesellschaft vor sich zu haben, gerade wo man sich einmal von der Erinnerung an sie befreien möchte.

Es ist wirklich eine Blase, dachte sie zornig. Möchte man nun mit solchen Leuten sprechen? Nie und nimmer doch!

„Und da ist ja auch er!" brummte Erich vernehmlich; „da steht er ja, der Sohn vom Chef, hinter seinem Papa, dem Chef. Mehr kann man nicht verlangen."

„Er sieht ihnen aber nicht ähnlich, Erich. Viel netter sieht er aus." Antonies Stimme war unwillkürlich ganz besonders sanft geworden. „Sonderbar! So frisch und stramm, sieh mal."

„Thä! Warum soll der nicht frisch sein? Er ist ja der Sohn vom Chef! Und Reserveoffizier natürlich."

Antonie schwieg; zu bitter hatte ihres Mannes Stimme geklungen.

Neben dem hübschen, lebhaften jungen Manne tauchte noch ein Kinderpaar auf, Junge und Mädchen, beide mit breiten, übergeklappten Matrosenkragen, dünnen Hälsen und länglich-schmalen, feinen Gesichtern.

Erich sah sie auch. „Die denken wohl, das ist 'n Weihnachtsmärchen, das Stück." Er winkte mit dem Kinn nach dem Proszenium.

„Wollen wir weggehen?" bat Antonie.

Ehe sie sich entschließen konnten, hob sich der Vorhang. Und dann nahm das Stück sie mit. Erich begeisterte sich für den Helden, klatschte hitzig Beifall. Als der dritte Akt zu Ende war, bemerkte er mit Genugtuung, daß die Loge oben verlassen worden. Einzig „der Sohn" befand sich noch darin, jetzt in der vordersten Reihe, der Konsul samt Gemahlin und drei Kindern war gegangen.

„Sagt' ich nicht, daß sie sich nur verlaufen hätten?" wiederholte Erich händereibend. „Ist das was für Onkel Aloys? Lächerlich!"

Es wurde ihnen warm vor Teilnahme für den ehrlichen, wackeren jungen Lehrer. Und auch „der Sohn" verfolgte mit offenbarem Interesse das bewegte Stück. Ein paarmal beugte er sich dabei nach der Nachbarloge hinüber, wo dicht an der Brüstung ein hübsches, auffallend frisiertes und gekleidetes Mädchen saß. Fast japanisch war die Erscheinung.

„Sieh mal die! Die kennen sich! Sie hat eben zu ihm hingelächelt," flüsterte Antonie. „Wer das wohl ist?"

Erich kannte sie. „Das ist Fräulein Nanni Emery, die Tochter vom Konsul Emery. Fremdartig, hm? Aber reizvoll. O ja, es ist nicht übel, Sohn des Chefs zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Sommernacht

Im Süden war's. Eine Sommernacht.
Sanft plätscherten die Fontänen.
Über weiße Becken ins weiche Gras
Sprühten silberne Tränen.

Ein Stiefelchen knirschte im Gartenkies.
„Liebster, die Mutter ging schlafen. —
Liebster, ob es nicht Sünde ist,
Daß wir uns heute trafen? —

Liebster ..." In Küssen erstarb das Wort ...
Eine Nachtigall schlug in der Ferne ...
O süßer Traum der Sommernacht —
Lachen und blinkende Sterne!

Albert Sergel

Digitized by Google

Arthur Lewin-Funcke in seinem Atelier.
(Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Hermann Boll, Berlin.)

Arthur Lewin-Funcke

Von

Oskar Anwand

(Nachdruck ist untersagt.)

Es gibt Künstlernaturen, deren Eigenart sich in ihren ersten Werken mit lauter Stimme offenbart, als lege ihr Besitzer, mag er auch in Wahrheit Persönlichkeit genug in sich fühlen, hohen Wert darauf, als ein Sonderbarer zu erscheinen und die Augen aller auf sich zu lenken. Der Widerspruch, den er zwischen sich und den Alltagsmenschen gefunden hat und gern über das wirkliche Maß hinaus noch erweitern möchte, treibt ihn hierzu. Aber allmählich gelangt er zu der Erkenntnis, daß der Baum Kunst, mag seine Krone sich auch im Äther der Persönlichkeit wiegen, mit seinen Wurzeln im Boden des Allgemein-Menschlichen haftet, und schafft dann erst seine reifsten Werke.

Weniger sprunghaft und stiller vollzieht sich die Entwickelung anderer Künstlernaturen, zu denen der Bildhauer Lewin-Funcke gehört. Wie das Getreide auf dem Felde allmählich wächst, wie der Baum Blüten und Früchte trägt, so gehen sie Schritt für Schritt ihrer Reife entgegen. Als stände die Außenwelt gänzlich abseits von ihnen, ist ihre Kunst ein immer tieferes und reineres Besinnen auf sich selbst, in das sich Klänge wie von einer Geige verweben.

Bei Persönlichkeiten denkt man wohl gelegentlich an Landschaften, welche ihnen in unserer Vorstellungswelt entsprechen. Erinnert man sich im Hinblick auf die erstgenannten Künstlernaturen vielleicht einer romantischen Felsenlandschaft, so scheint Lewin-Funcke einem klaren, reinen Gebirgssee vergleichbar. Weiße Wolken wandeln darüber hin und spiegeln sich zugleich mit der Gebirgswand in ihm, während ein leiser Wind das Schilf

Digitized by Google

am Ufer schaukelt und dann die frische Flut zu kräuselnden Wellen bewegt. Dabei fordert die dem Auge überall erreichbare Ausdehnung des Sees recht dazu auf, sich in seine Schönheit, die in sich vollendet ruht, still zu versenken.

Zu dieser ruhigen künstlerischen Entwickelung Lewin-Funckes hat naturgemäß sein Lebensgang beigetragen. Er sprang nicht

Lewin-Funcke: Statuette aus Elfenbein und Onyx.

durch die Pforte der Kunst als eine geistigfertige oder doch von Problemen erfüllte Persönlichkeit, die nach mangelhafter Absolvierung der Akademie wohl menschlich etwas zu sagen hätte, aber plastisch sich nicht auszudrücken vermag; nein, er ist ein Bildhauer aus einem Kunsthandwerker geworden. Hat ihm das Leben somit den Aufstieg zur Höhe des freien Schaffens nicht leicht gemacht, so gab es ihm doch als treuesten Genossen für alle künftigen Kämpfe ein sicheres Können an die Seite. Dessen hohen Wert für die Kunst weiß unsere Zeit aber, im Gegensatz zu dem achtzehnten Jahrhundert, welches das Wort vom Raffael ohne Hände prägte, völlig zu würdigen. Ist doch das Material das Feld, in dem für den Künstler die Lebensmöglichkeiten seiner so oder anders gearteten Werke schlummern, als ginge er mit ihm eine Ehe ein, aus der seine schönsten Kinder entspringen sollen.

Arthur Lewin-Funcke, der von einem schlichten Dresdener Schlossermeister stammt und sich bereits als Knabe sein Brot in einer Elfenbeinschnitzerei verdienen mußte, hatte von Jugend auf einen Beruf, der ihn für die Bildhauerkunst vorbereitete. Diesem blieb seine Tätigkeit, auch als der Neunzehnjährige sich 1885 nach Berlin begab, noch fast ein halbes Jahrzehnt gewidmet. Ja, selbst der fertige Bildhauer hat in treuer Anhänglichkeit das Mutterland seiner Kunst nie gänzlich verlassen, da er wohl wußte, welche Kräfte ihm hier strömten. Als er zum Beispiel im Jahre 1901 von seinem Aufenthalt in Paris zurückkehrte, wo ja der fruchtbare Zusammenhang zwischen Kunst und Kunsthandwerk viel stärker als in Deutschland vorhanden ist, schuf er die kleine, aus den beiden Stücken Elfenbein und Onyx bestehende Frauengestalt, ein delikates, bei uns seltenes Stückchen vornehmer Feinkunst. Das warme, lebensvolle Element, welches das Elfenbein noch vor dem Marmor voraus hat, tritt besonders in dem vortrefflichen, zarten Muskelspiel des Rückens mit seinen leisen Wellen zutage. Fast mehr noch zeigt der Onyx des Faltenmantels Lewin-Funckes Beherrschung des Materials. Hier hat er eine hellere Ader des Gesteins dazu benutzt, scheinbar das linke Bein seiner Gestalt durch den Mantel hindurchschimmern zu lassen, eine Täuschung, welche er durch Anbringen des Fußes unter dem Faltenkleide vollendete. In Wirklichkeit besteht die Figur aus den zwei in der Mitte des Leibes aufeinandergeschraubten Elfenbein- und Onyxteilen.

Während der Jüngling in seiner Elfenbeinschnitzerei arbeitete, war aber die Kunstakademie das Ziel, welches er mit brennenden Augen erfaßt hatte. Schließlich öffneten sich ihm auch im Jahre 1890 die Pforten dieser Anstalt, aus der er jedoch auch nur die Mahnung mitnahm: „Erkenne dich selbst! Entwickele dich selbst!“ Bereits hier wurde

Lewin-Funcke: Vision.

freilich sein starkes Talent anerkannt, indem Lewin-Funcke auf seine Komposition nach dem vorgeschriebenen Thema: „Vom Ertrinken gerettet" und auf seine lebensgroße Gruppe „Streitende Knaben" hin den Rom-Preis erhielt. Wirklich offenbart sich in ihnen, besonders in den „Streitenden Knaben", eine ungewöhnliche, echt plastische Begabung. Welche Belebtheit in diesen sehnigen Kinderkörpern beim Kampfe um die Weintraube! Dabei welche Sicherheit des Aufbaues und welche plastische Ruhe, die der Künstler durch seine dreikantige, fast gleichmäßige Pyramidenkonstruktion erreicht! Diese Ruhe ließe an die Antike denken, wenn nicht Lewin-Funckes Gestalten eine echt realistische Frische und modernes Jugendblut besäßen. Fast zu viel Realismus! Beim scharfen Hinsehen merkt man dem Werke einen leisen akademischen Zug an, als habe der Künstler seine genaue Körperkenntnis zeigen wollen, wobei die einheitliche große Melodie seiner Komposition gelegentlich durch die zu genaue Ausführung der einzelnen Gliedmaßen und Muskeln übertönt wurde. Jedenfalls ist für seine Plastik, wie für die der Hellenen, schon jetzt der nackte

Lewin-Funcke: Streitende Knaben.

Digitized by Google

Lewin-Funcke: Alter Mann.

Körper die Quelle und das Hohelied der höchsten Schönheit, besonders der schlanke, biegsame Jugendleib. Deshalb mußte man erwarten, daß gerade Lewin-Funckes Aufenthalt in Rom, den er sich durch seine Preisarbeit errungen hatte, für seine Kunst von besonderer Bedeutung sein werde.

Daß dies nicht der Fall war, wirft auf die ganze Einrichtung des Rom-Preises, der seinem jedesmaligen Gewinner eben nur ein einziges Jahr Studium in der Siebenhügelstadt gönnt, ein ungünstiges Licht. Lewin-Funcke, der zum erstenmal ohne Sorge um seinen Erwerb leben konnte, reiste durch Oberitalien mit seinen Museen und Kunstschätzen, bis er Rom nach einem Vierteljahr erreichte. Damit befand er sich in dem gelobten Lande, um zu schauen und aufzunehmen. Aber man versetze sich in die Seele eines mehr als Zwanzigjährigen, der bisher einzig zu arbeiten und zu schaffen gewohnt war und deshalb unmöglich plötzlich brachliegen kann. So ward Lewin-Funcke gerade in Rom zur Unzeit von dem Gefühle übermannt: Nur etwas zwischen die Finger bekommen und modellieren! Und er ließ die Kunstschätze Kunstschätze sein und arbeitete, wozu ihn die eigene Stimme trieb. Als er sich dann die innere Befriedigung errungen hatte und ihm der römische Aufenthalt von Vorteil hätte sein können, war bereits die Spanne Zeit verstrichen, die der Staat seinen begabten Künstlern zu ihrer Entwickelung gönnt. Jetzt hieß es Rom von neuem mit Berlin vertauschen.

In diese Zeit seines Aufenthalts in Rom fällt von Lewin-Funckes Werken z. B. die „Vision", die wohl nicht zu seinen besten Arbeiten zählt. Zwar ist die Komposition wiederum außerordentlich einfach und einheitlich, wie Lewin-Funcke als geborener Bildhauer fast nie gegen die Gesetze der Plastik verstößt; aber gerade das Visionäre kommt hier nicht recht zum Ausdruck. Stoff und Form haben sich nicht völlig durchdrungen, und ein novellistischer Beigeschmack macht sich geltend.

Lewin-Funcke: Cesare di Saracenesco.

Digitized by Google

Lewin-Funcke: Französischer Künstler.

Da suchte auch er, im Wirbel befangen, die Originalität zu erjagen, damit die Welt ihn nicht übersähe. Dabei muß jeder Künstler naturgemäß irren. Während ihm nämlich die wahre Originalität als sein Ureigenstes wie selbstverständlich und anfangs unbewußt aus der Seele strömt, gerät er bei der Jagd nach ihr gerade zu dem Seltsamen und Fremden, das gewöhnlich der ausgesprochene Gegensatz seiner Seele ist. Die eigene Aufgeregtheit übertrug sich dabei auf seine Werke, und so schuf Lewin-Funcke damals z. B. drei windartig hinstürmende schlanke Mädchengestalten („Im Frühlingswinde"), die an französische Plastik erinnern, wie er sie in Berliner Ausstellungen gesehen haben mag. Gewiß ist Lewin-Funcke

Körper und Antlitz des auf kreisrunder Fläche niedergekauerten Weibes vermögen uns nicht die vom Künstler gewünschten Empfindungen restlos auszudrücken. Deshalb schrieb er gleichsam zur Erläuterung die Köpfe der als Vision auftauchenden Gestalten mit seinem Griffel auf die Sockelfläche nieder. Überhaupt finden wir auch in anderen Werken Lewin-Funckes, welche dieser Zeit angehören, bald einen novellistischen, bald einen malerischen Zug, als sei der Bildhauer im Begriff, von sich abzuirren.

In der Tat befand er sich jetzt gerade in der gefährlichsten Epoche seiner Entwickelung. Nicht nur die Kunstwelt erwartete etwas von dem jungen Bildhauer, dessen „Streitende Knaben" vieler Augen auf ihn gelenkt hatten, sondern er selbst wollte Früchte, Früchte nach dem Studium sehen. Zu dieser Unruhe in seiner Seele trat die zweite, die aus der Notwendigkeit des Verdienens hervorging, da Lewin-Funcke jetzt als schaffender Künstler nicht mehr in der Elfenbeinschnitzerei tätig war und so keinen Lebensrückhalt besaß.

Lewin-Funcke: Frauenkopf.

Digitized by Google

Lewin-Funcke: Häkelndes Mädchen.

auch hier ein höchst achtbarer Bildhauer, vor allem ein vortrefflicher Techniker, was allein die Falten der fliegenden Gewänder beweisen, aber kein Künstler im tiefsten Sinne des Wortes, dessen Schöpfung uns ein Vertrautes, Unsagbares in die Seele spielte. Nach kurzem Irrweg hat er deshalb eingesehen, daß der Schaffende bei ruhigem Gestalten seine Originalität gebe, die nicht erworben werden kann, sondern vorhanden sein muß.

Jetzt wußte er, niemand könne etwas anderes oder mehr aus seinem Inneren schöpfen, als sich dort findet; und er durfte wahrlich mit seinem Besitz zufrieden sein. Aus der verdrießlichen, unfruchtbaren Lage hatte den Künstler seine Kunst befreit: der Verkauf seiner „Streitenden Knaben", der ihm die Mittel gab, Paris aufzusuchen. Dabei sehen wir wiederum, wie Lewin-Funcke sich von der Kunst des Landes, in dem er als Gast weilt, nicht beirren läßt. Ja, die seltsame Tatsache tritt ein, daß er sich im Herzen Frankreichs gerade von dem Einfluß französischer Kunst befreit, den man in seinem Schaffen kurz vor dieser Zeit vielleicht hätte entdecken können. Dagegen hat der Pariser Aufenthalt ihm den großen Vorteil gebracht, daß er sich hier auf sich selbst besann.

Freilich hatte Lewin-Funcke diesen Weg zu seiner Eigenart bereits in den Porträtreliefs und Porträtbüsten eingeschlagen, die in dem Zeitraum zwischen seiner Reise nach Rom und der nach Paris, in den Jahren von 1895 bis 1900, entstanden sind. Hier findet sich Kraft der Charakteristik mit Innigkeit gepaart. Jene tritt besonders in dem Kopfe eines alten Mannes zutage, dessen Lebensschicksale der Bildhauer in seinen Gesichtszügen festgehalten hat. Die seltsame Mischung von Festigkeit und abwartendem Zuschauen, von Frömmigkeit und Klugheit ist Lewin-Funcke vortrefflich gelungen. Ja, so sehr man den stillen, geklärten Idealismus in den Werken des Bildhauers bewundern wird, die seiner letzten Epoche angehören, möchte man doch zugleich die kraftvolle Realistik dieser Zeit erhalten wissen, deren männliche Hand mit scharfer Charakteristik Gestalten aus dem Volksleben, wie den Alten, zur Darstellung gebracht hat. Ihm wäre unter Lewin-

Lewin-Funcke: Mädchenkopf. (Basrelief.)

Digitized by Google

Funckes Porträtreliefs ein anderer Charakterkopf gegenüberzustellen, der eines italienischen Limonenverkäufers von unverfälschtem Sarazenenblut. Auch hier hat der scharfe Blick und die sichere Hand des Künstlers eine durchaus originelle Persönlichkeit geschaffen, die doch wiederum auf einer breiten Strömung — diesmal des italienischen Volkslebens — herantreibt. Wirklich lebt dieser Triebmensch mit dem abgeplatteten Kopf, der niedrigen Stirn, der ungewöhnlich-energischen, gebogenen Nase und den starken Lippen trotz des Widerspruchs der einzelnen Züge ein völlig einheitliches Leben in unserer Vorstellung. Dabei wird Lewin-Funcke den verschiedensten Naturen gerecht. In wie starkem Gegensatz zu dem Sarazenen steht zum Beispiel die Porträtbüste des französischen Künstlers mit spanischem Mantel, die der Bildhauer in Paris modelliert hat! An Stelle des handelnden Naturmenschen sehen wir hier eine Kulturerscheinung vor uns, eine still überlegende, fein empfindende Persönlichkeit.

Lewin-Funcke: Bogenschütze.

Herrscht in Lewin-Funckes Porträtbüsten gewöhnlich ein kraftvoll-männliches Element vor, so tritt in den Porträtreliefs öfters ein traumhaft-weibliches Sinnen zutage. Daß jedoch keine scharfe Grenze zu ziehen ist, beweist die Büste einer schönen Frau mit zartem, jugendlichem Antlitz und herberem Profil. Es ist, als habe der Künstler hier die träumende Schwere auf den Zügen und der Stirn eines Weibes dargestellt, das über ein zweites Leben nachdenkt, welches sich in ihm leise zu regen beginnt. Unter Lewin-Funckes Basreliefs ist das eines häkelnden jungen Mädchens in moderner Bluse mit seiner malerischen Verteilung von Licht und Schatten das schönste. Die nahe Dämmerung scheint ihren Frieden vorauszuwerfen, doch erleben wir eine Ruhestunde voll reichen Träumens. Schon der flockige Hintergrund enthält diese Bewegtheit in der Ruhe, einen Zweiklang, der in der leise angespannten Haltung des Mädchens, den geistig tätigen Gesichtszügen und den arbeitenden Händen wiederkehrt. Auch das von oben einfallende Licht auf Haar und Fingern, das Lewin-Funckes Figuren öfters eine stille, ernste Weihe gibt, fügt sich aufs glücklichste ins Ganze — ein Genrebild, dem wiederum das Vorbild des Modells und die porträtartige Durchführung zum Vorteil gereicht hat. Weniger scheint das ganz flache, fast nur hin-

Digitized by Google

gezeichnete Basrelief eines jungen Mädchens mit nackten Schultern gelungen, dessen libellenhafte Anmut bei der typisch-antiken Färbung des Ganzen etwas Süßliches gewinnt.

Inzwischen war Lewin-Funcke als ein in sich gefestigter Künstler, der unbekümmert nur der eigenen Stimme lauscht, aus Paris wiederum nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte dort manches besser als bei uns gefunden. Besonders schienen ihm die französischen Bildhauer an Kenntnis des menschlichen Körpers im Durchschnitt den unsrigen überlegen, weil ihnen das Modell leichter zugänglich war. Um die deutsche Kunst hier auf die gleiche Stufe mit der französischen zu heben, rief Lewin-Funcke in Berlin die Ateliers für Malerei und Plastik mit ihrem gemeinsamen Aktsaale für Künstler und Künstlerinnen ins Leben. So wollte er die Vorteile, die er sich selbst im Auslande errungen, anderen an Ort und Stelle zugänglich machen. Glücklicherweise blieb Lewin-Funcke denn auch im Kampfe mit der Polizei, die dieses Unternehmen verbieten wollte, Sieger.

Lewin Funcke: Reifentänzerin.

Der Segen des schönen und ach! so teuren Modells wurde jetzt auch dem Werdenden zuteil, der sich bisher mit schlechten Körpern begnügen mußte. In diesen Sälen bietet sich ihm Gelegenheit, das Modell bald in einer ruhigen Haltung, die auf Stunden hinaus unverändert bleibt, bis ins kleinste nachzubilden, bald wieder eine Stellung, die nur kurze Minuten währt, großzügig niederzuschreiben. Ein frischer Hauch wehte durch die Kunstwelt Berlins, und treffliche Aktstudien aus Lewin-Funckes Schülerkreise, die vielfach vom Staate angekauft wurden, beweisen, wieviel unsere Plastik ihm als Erzieher verdankt.

Auch in seinen eigenen Werken hatte sich Lewin-Funcke mit erneutem Eifer dem Studium des nackten Körpers zugewandt, wobei alle Arbeiten, die seit seiner Rückkehr aus Paris entstanden sind, ein einheitliches Gepräge durchseelter Harmonie tragen. Jetzt schuf er einen Bogenschützen, der in aufrechter Haltung noch ruhig dasteht und mit den Augen sein Ziel erst zu wählen oder doch zu erwägen scheint. Denn nicht stürmische Bewegung, wie sie Lewin-Funcke noch in seinen Jugendwerken wiedergab, ist das eigentliche Feld seiner Begabung; weit lieber läßt er aus seinen Figuren eine vornehme Ruhe sprechen. An dem Bogenschützen macht sich besonders das Ebenmaß der Glieder dem Auge wohltuend geltend: das Verhältnis der breiten Brust zu den schlanken Hüften, der Wohlklang aller Teile des Körpers zu dem Ganzen und zueinander. Doch nicht dem männlichen, sondern dem weiblichen Leibe gab Lewin-Funcke, als dem naturgemäßen Ausdrucksmittel seines Seelenlebens, fast ausschließlich den Vorzug, wie ja fast jeder Plastiker nur auf einem dieser beiden Gebiete sein Eigenstes leistet. Immer wieder kehrt der schlanke Mädchenleib in seiner Kunst wieder, dessen Auffassung aber die völlige Unabhängigkeit des Bildhauers von französischem Wesen und seinen echt deutschen Grundton hervortreten läßt, zu dem er sich, wie erwähnt, gerade in Paris hindurchrang.

Digitized by Google

Wohl könnte man sagen, daß Lewin-Funcke, ähnlich wie Rodin, die starre Plastik zum Ausdruck tiefsten Innenlebens durchseelt, geschmeidig gemacht und verinnerlicht hat; aber niemand wird sich durch den Anblick seiner Werke an die Rodins erinnert fühlen. Bei dem Pariser Meister ein spontanes Zufassen und eine Schlanknervigkeit, die ihn das weiteste Gebiet umspannen läßt; bei dem deutschen Versonnenheit und ein Klang, wie von dem Volksliede herwehend. Dort rassige Bewegtheit; hier Ruhe, durchwoben von der Melodie reichen Träumens und Lebens. Mit halbgeschlossenen Lidern scheinen Lewin-Funckes knospenhafte Mädchengestalten, die uns an die schlanken Wesen auf Ludwig von Hofmanns Gemälden erinnern, einem inneren Singen zu lauschen. Die Erdenschwere ist ihnen genommen, und eine zarte Vorfrühlingsstimmung umhaucht ihre Körper, die im Glanze träumender Reinheit leuchten.

Lewin-Funcke: Reigentänzerin.

Da dem Wesen dieses Bildhauers ein musikalischer Zug anhaftet, mußte es ihm naheliegen, den Tanz — die im Körper des Menschen Gestalt gewordene Musik — zum Vorwurf seiner Kunst zu wählen. Wirklich hat er ihn auch in der verschiedensten Weise zum Ausdruck gebracht. Zunächst in genrebildlichen, seiner idyllisch-harmonischen Veranlagung entsprechenden Arbeiten, wie wir sie auf der Abbildung von Lewin-Funckes Atelier erblicken. Ein nacktes, kindlich-junges Mädchen schlingt mit einem kleinen Knaben den Reihen, wobei sie einer Nymphe, der Kleine einem täppischen Faun gleicht, nur daß das mythologische Element glücklich vermieden ist. Dagegen blieb der Humor hier wie in einer anderen Genregruppe des Bildhauers erhalten, in der dasselbe Mädchen den sich wehrenden Knaben offenbar ins Wasser zum Bade ziehen will.

Noch einmal sehen wir dies gleiche Modell auf einer nur wenig größeren Arbeit Lewin-Funckes wieder. Sie zeigt uns die kindlich-mädchenhafte Erscheinung als Reifentänzerin, die im Begriff steht, in Lieblichkeit hingegeben durch ihren geschwungenen Reifen rhythmisch-melodiös zu schreiten. Von kerniger und zugleich zartester Schönheit ist die knospenhafte Knappheit der Glieder und die Taufrische der ersten Jugend, die niemand besser als Lewin-Funcke darstellen kann.

Ähnliches läßt sich von der Tänzerin im antiken Faltengewande sagen, nur daß hier der reifer erblühende Körper einen weicheren und volleren lyrischen Klang ergibt, den das gehobene weite Kleid vervollkommnet. Wie fast allen seinen Gestalten verleiht der Bildhauer auch dieser die stille, sich dem Frauenkopfe anschmiegende und in der Mitte gescheitelte Haartracht, die gewöhnlich in einem bald höher, bald tiefer liegenden Kno-

Digitized by Google

Lewin-Funcke: Tänzerin.

ten endigt. Harmonisch setzt sich der edle Rhythmus der tanzenden Füße, des Kopfes, des Armes, der zarten Nacken- und Brustlinien in den schlichten Falten des Gewandes fort, das schon äußerlich Lewin-Funckes Zusammenhang mit der Antike betont.

Noch schlichter hat er das Motiv des Tanzes in seiner lebensgroßen „Tänzerin“ zum Ausdruck gebracht, deren Körper von einer vollendeten Schönheit und Weichheit ist. Abgesehen von Max Klinger, dessen „Badende“ z. B. einen gleichen Hauch warmen Lebens ausströmt, wüßte ich kaum einen Bildhauer, der das Atmen des Körpers ähnlich wie Lewin-Funcke darzustellen vermöchte: junge Brüste, die sich zu heben scheinen, einen Leib, der bei leisester Berührung erbebt, und Knie, welche die Bewegung der Oberschenkel und der Wade zart gliedern. So schickt sich die Tänzerin an, indem sie die Hände balancierend nach oben und unten wiegt, wobei ihre Linke einem flatternden Schmetterling gleicht, im rhythmischen Tanze der Stimme ihres Inneren zu folgen. Nur ganz wenig merkt man diesem Werke noch das Suchen des Künstlers nach dem plastischen Ruhepunkt an, der sich ihm nicht von vornherein willig gegeben zu haben scheint.

Dieser Glücksfall trat bei Lewin-Funckes wohl vollendetster Marmorschöpfung „Am Quell“ ein, die sich in der Berliner Nationalgalerie befindet. Am Lebensquell! Welche tiefe, dichterische Auffassung liegt diesem Werke zugrunde, tritt jedoch mit rein plastischen Ausdrucksmitteln in Erscheinung! Wie glücklich ist schon der Zweiklang der strengen, fast quadratischen Marmorwand als Hintergrund und der im Profil gesehenen, schöpfenden Mädchengestalt davor, die wie ein schlanker Bogen der Sehnsucht über die Diagonale der Wand gespannt erscheint! Eine neue zarte Krümmung bildet der Rücken des atmenden Mädchenkörpers, während sich in der Mitte des Leibes eine Falte wie eine Cäsur schließt und unter dem Oberarme die junge Brust sichtbar wird. Von gleicher lautloser Harmonie sind auch die Überschneidungen der Nacken- und Rückenlinien und die übrigen Körperformen. Lebensandacht spricht aus dem Antlitz und der Haltung der zur Höhlung gerundeten schöpfenden Hände, und die Sehnsucht regt ihre Schwingen in den schlanken Gliedern bis herab zu den jungen Füßen. Zugleich geht von dieser Schöpfung eine impressionistische Wirkung im besten Sinne des Wortes aus, wie sie uns andererseits über Lewin-Funckes Verhältnis zur Antike den reinsten Aufschluß gibt. Der Gedanke an die Plastik der Griechen wird unabweisbar, da nur sie die gleiche Schlichtheit und Schönheit kennt, und einen antiken Lebensspruch glauben wir unter dem Marmorwerk zu lesen. Zugleich erinnert es uns aber als Kind unserer Zeit an die Anmut eines im Frühlingswinde erbebenden Birkenzweiges.

Auf gleicher hoher Stufe künstlerischer Vollendung steht Lewin-Funckes jüngstes Werk, die gleichfalls lebensgroße „Sandalenbinderin“. Ja, vom Standpunkt der Plastik betrachtet übertrifft diese vielstimmigere und doch einheitlich geschlossene Komposition mit

Digitized by Google

ihrem zarten, innig-reichen Linienfluß und der Harmonie, die auf den Beschauer von ihr überströmt, alle früheren Schöpfungen des Bildhauers, während „Am Quell" wiederum eine größere impressionistische Frische besitzt. Wir haben in der „Sandalenbinderin" eine Sinfonie ohne Dissonanz vor uns; eine ätherisch-klare Luft weht, und das Auge schwebt immer wieder kosend über diese ausgeglichenen Linien. Von allen Seiten gewährt das Werk das Wohlbehagen eines edlen Anblicks, während die Wirkung von Lewin-Funckes Marmorschöpfung „Am Quell" im Grunde eine reliefartige blieb. Es ist, als träten hier und dort aus der Tiefe der Künstlerseele Melodien hervor, die in ihr, gleich den Quellen im Waldesboden, verborgen waren, um jetzt ihr reines, blinkendes Netz zum See zu vereinigen, in dessen Spiegel sich die Natur träumend beschaut. Und wieder erkennen wir den musikalischen Zug in dieser Plastik, als ginge ein Summen und Tönen von den Gestalten aus, gleich dem Beben einer alten Geige. Wie fern liegt diesem Künstler jedes Verblüffenwollen, die Aufdringlichkeit, sei es bei der Wahl seines Vorwurfs oder der Durchführung, und die Flüchtigkeit, die auf Genialität Anspruch erhebt, in Wirklichkeit aber aus der Armut geboren ist, welcher die „Fülle der Gesichte" und die Liebe zum Leben auch in seinen schlichten Offenbarungen fehlen! Allem, was Lewin-Funcke gestaltet, hat er die Tore seiner Phantasie und seines Herzens weit geöffnet. Hier wurden sie sein Gast, sein Freund, seine Liebe und begleiteten ihn ein Stück seines Lebens, sich von seinem Geiste und seinem Blute nährend und so ständig wachsend. Da ist keine Form, keine Linie, auf die sich nicht sein Blick immer wieder gelenkt hätte, wie die Sonne auf die Pflanze. Als hätte er von den altdeutschen Meistern den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit ererbt.

Freilich, Lewin-Funcke gehört nicht zu den Künstlern, die ihr Ringen, wenn es noch von keinem vollen Siege gekrönt ist, in ihr Werk legen, so daß es dem Beschauer entgegenspringt und ihn in den Kampf hineinreißt. Er hat diesen Erdenrest getilgt, und

Lewin-Funcke: Die Sandalenbinderin.

Digitized by Google

als stände er über den Wolken, gestaltet er den Sieg der Kunst, die in sich selbst friedevoll ruht. Will er uns deshalb in manchen Augenblicken zu harmonisch und geschlossen erscheinen, so beweist ein Blick z. B. auf seinen „Brunnen", der mit außergewöhnlicher Frische ausgeführt ist, daß ihn schon sein Humor und seine kernige Natur vor dem Hinsinken in Träumerei, steife Stille und weiche Süße bewahren werden. Das dichterische Element, das sich in seiner ersten Zeit mit novellistischem Beigeschmack geltend machte, ist jetzt der Plastik völlig untertan. Die genaue Kenntnis des Menschenkörpers aber erscheint bei Lewin-Funcke so selbstverständlich, daß man sie kaum erwähnt.

Wohl umspannt die Plastik dieses Künstlers kein umfangreiches Gebiet. Dafür besitzt Lewin-Funcke neben einer quellenfrischen Klarheit und ungetrübten Reinheit, wie man sie nur selten findet, die wichtigste Gabe des Schaffenden, die Liebe. Mit ihr hat er seine Welt aufs innigste durchseelt und durchwärmt, wodurch seine Werke wirklich Geist von seinem Geiste geworden sind. So kann man die Worte, in denen Goethe das tiefste Wesen des Hans Sachs schildert, auch auf ihn anwenden:

Er hätt' ein Auge treu und klug
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein
Und wieder alles zu machen sein.

Lewin-Funcke: Brunnen.

Digitized by Google

Vittoria Colonna

Ein Studienblatt

von

Helene Simon

(Nachdruck ist untersagt.)

Vittoria Colonna, welcher Wohllaut in diesem Namen! Welche Fülle der Erscheinungen ruft er wach: stolze Herrensitze, wundersame Gärten, meer- und himmelumblaute Inseln, alle ernst-heroische und alle lachende Glut und Pracht des Südens, wie sie über dem Ringen einer zugleich herrlichen und furchtbaren Zeit leuchtet.

Zwischen 1490 und 1557 verläuft Vittorias Leben. Italien besteht um diese Zeit aus Tyrannenstaaten und Stadtrepubliken. Das Papsttum, nicht stark genug, die streitenden Mächte zu unterjochen, vernichtet doch den Gedanken ihrer Einigung, der schwermütig über vielzüngigem Intrigenspiel schwebt. Französische, spanische und deutsche Herrscher, von den hadernden Italienern ins Land gerufen, suchen bald hier bald dort selbst Fuß zu fassen.

In dieser Zersplitterung, dem Kampf aller gegen alle, wo die Stärke des einzelnen jede Ruchlosigkeit, jeden Sieg und jeden Glanz ermöglicht, entwickelt sich die Persönlichkeit. „Schrankenlos spezialisieren sich tausend einzelne Gesichter.“ Das Gute und Böse wächst ins Riesenhafte. Die Religion wird Mittel, zu den höchsten weltlichen Ehren und Genüssen trägt sie empor. Und aus dieser Tausendfältigkeit ragen Gestalten von einer Ganzheit des Handelns oder des Schaffens, daß die Menschheitsgeschichte durch sie eine neue Prägung erfährt.

Allein Zeiten, in denen jede innere und äußere Gesetzmäßigkeit der Willkür weicht, Leidenschaften ungebremst aufeinander prallen, geniale Frevler und begeisterte Rächer die Massen bald durch die Gewalt des Schwertes, bald durch die Gewalt des Wortes an sich fesseln, können nicht Dauer haben. Die Epoche, die in Bildnerkraft unerschöpflich schien, trug den Keim des Untergangs in sich. Ein päpstlicher Thron, auf dem ein Borgia seine Orgien gefeiert hatte, war in den Grundfesten seiner Weltherrschaft zernagt. Den Geburten und Ausgeburten der Phantasie, der Genußsucht und dem betäubenden Weihrauchduft des Katholizismus trat in Savonarola die Forderung der Menschenrechte und der Menschlichkeit, in Martin Luther die Forderung des ordnenden und erhaltenden Menschenverstandes entgegen.

Inmitten dieser Höhen und Abgründe, in der Umwelt von Päpsten, Kaisern, königlichen Kriegern und der Fürsten im Reiche des Geistes und der Kunst lebte Vittoria. Keine Regung der Zeit blieb ihr fern. Ihre Geburt fällt in die Herrschaft der Borgia. Es folgt jenes leuchtende Jahrzehnt, in welchem Julius II. Bramante, Michelangelo und Raffael an Rom fesselt, bis die Renaissance, an ihren Wendepunkt gelangt, von der Hand ihres größten Sohnes die Krönung in der weitragenden Peterskuppel erhält, heidnisch heiteres Trachten sich noch zu behaupten sucht, während die Reformation bereits die Seelen aufwühlt.

Vittoria ist eine Renaissancenatur nur in der Richtung der universellen Persönlichkeit. Ihrer ganzen Wesenheit nach weist sie in die kommende Generation, „in Tage, welche auf alle zusammen eine schwere Schicksalslast wälzten,“ in Tage, die ihre Prägung nicht mehr von der Wiedergeburt der Antike in ihrer Verschmelzung mit dem italienischen Volkscharakter und religiösem Fatalismus erhielten, sondern von dem Streben nach Erneuerung und Vertiefung der Religion. Nicht länger erscheint als eigentlicher Sinn des Daseins der Mensch in schwindelnder Höhe der Selbstbehauptung, sondern die Menschheit und ihre Erlösung durch den Glauben.

Digitized by Google

Man hat Vittoria Italiens größte Dichterin genannt. Ihre Büste thront im Konservatorenpalast zwischen Dante und Petrarca, Ariost und Tasso. Doch diese Würdigung halte ich für einen Glückspreis. Der Angehörigen vornehmer, kriegsstolzer Adelsgeschlechter gilt er mehr als dem Können der Vittoria. Nicht ihr Lied, sondern ihr Sein bannt uns: ihre Persönlichkeit, stark und treu, rein und traurig, wie sie sich abhebt von einem in Gold und Blut getauchten Hintergrund. Ihres Geistes herrlichste Gestalten, sagt Michelangelo in einem seiner Sonette, seien in den seinigen getreten und hätten dort Leben gewonnen. Als sie stirbt, ist er lange wie von Sinnen. Noch nach drei Jahren klagt er: „Der Tod hat mir einen großen Freund geraubt."

Wer in Florenz vor den Mediceergräbern weilte, in Rom zu der Decke der Sixtina aufschaute, der empfindet andächtigen Dank für die Frau, die Licht und Wärme dem dunklen Leben eines der Gewaltigsten und Einsamsten aller Zeiten brachte; ihm, der an der Neige seines Künstlerwallens angelangt zu sein schien, die letzte kräftige Anregung zu neuem Schaffen gab. Dies ist Vittorias Ruhm und ihre Unsterblichkeit. Dies, was uns mit einer Spannung gegenüber ihrer Wesenheit erfüllt, die ihre Dichtung nimmer auslösen würde.

Wie war die Frau in Erscheinung und Art, die eines Michelangelos Geist und Seele so innig nahe trat?

An Kunde über sie fehlt es nicht. Wo immer man nach Michelangelo forscht, ist auch Vittorias gedacht. Trotzdem haben die späteren Italiener sie lange vernachlässigt. Dem Ausländer Alfred von Reumont war es vorbehalten, sie in einer Lebensbeschreibung, die stofflich wohl alles Entscheidende zusammenfaßt, der Vergessenheit zu entziehen. Jede Vollkommenheit spricht er ihr zu. Ja, er zweifelt, ob die Wechselbeziehung zwischen Michelangelo und Vittoria für sie oder für ihn bedeutungsvoller gewesen sei. Worüber mir nun kein Zweifel möglich erscheint.

Dem Andenken Reumonts ist auch eine 1889 erschienene Sammlung von Briefen der Vittoria gewidmet, die manche seiner Ausführungen erhellt und bekräftigt, neue Gesichtspunkte indes nicht bringt. Auch an dieser Stelle sind nur Betrachtungen verzeichnet, die mehr als der Colonna dichterische ihre soziale Persönlichkeit, mehr als ihre Eigenart deren Bedeutung für den größten Genius der Zeit wachrief.

Vittorias Vater, ihre Onkel, ihr Bruder und ihr Gatte sind Krieger, die mit wechselndem Glück und Ansehen ihre Schlachten schlagen. Die Colonnas, ein ungetreues Geschlecht, das zäh den eigenen Vorteil sucht, kämpfen bald für, bald gegen den Papst, bald untereinander. Von den Franzosen geht Vittorias Vater zu den Spaniern über. Um ihn an diese zu fesseln, wird seiner fünfjährigen Tochter der wenig ältere Ferrante Francesco d'Avalos, Marchese di Pescara, spanischer Herkunft und in spanischen Traditionen aufwachsend, verlobt und als Feldherr Karls V. der Neunzehnjährigen vermählt. Nach kurzem Zusammenleben zieht Pescara dauernd in den Krieg.

Früh verliert Vittoria ihre Eltern. Mit fünfunddreißig Jahren ist sie Witwe. Pescara stirbt 1525 fern von ihr an den Folgen der in der sieggekrönten Schlacht bei Pavia empfangenen Wunden.

Das Urteil der Geschichte über seine Feldherrntreue schwankt. Vielleicht hat er mit dem Gedanken gespielt, den Kaiser um den Preis des neapolitanischen Königsthrones zu verraten; mit der Tat blieb er Spanien, das ihm seine Dienste mager vergalt, treu. Eine unbestrittene Schuld lastet dagegen auf den Colonnesen: die grausame und barbarische Plünderung Roms durch die Spanier, denen sie gegen den Papst und seine Liga mit Frankreich, Mailand, Venedig und Florenz verbündet waren. Gleichzeitig mußte Vittoria, die dem Papst nahestand, mit jeder Herzensfaser Römerin war, erleben, daß der das Ligaheer befehligende Herzog von Urbino, ihr Vetter mütterlicherseits, den Papst im Stich ließ und tatenlos dem Schrecknis zusah.

Der Kampf der Colonnesen endete zu ihren Ungunsten. Vittorias letzter naher Blutsverwandter, ihr Bruder Ascanio, zerrüttete das Vermögen der Familie und starb als Gefangener. Auch einen Pflegling, dem die kinderlose Frau in mütterlicher Liebe zugetan war, dessen Seele sie zu prägen, dessen Gewalttätigkeit sie zu sänftigen gesucht hatte,

Digitized by Google

Arthur Lewin-Funcke: Am Quell.

Zu Anwand. Arthur Lewin-Funcke.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

sah sie ins Grab sinken. Sah die religiöse Reformbewegung, für die sie lebte, scheitern, deren Wortführer, die ihre Freunde waren, verfolgt und verbannt. Sie selbst der Ketzerei verdächtigt, ward von einer übermächtigen Gewalt zum Schweigen, ja zum leisen Widerruf verurteilt. Nur der Glaube, die Freundschaft und die Arbeit harrten bei ihr aus.

Trotz der leidensvollen Schicksale, die gleich erschütternd in das private Sein und in die Kreise der Weltbürgerin eingreifen, war das Leben Vittorias für die Entfaltung der Persönlichkeit fruchtbar. Väterlicher- und mütterlicherseits ein Sprößling der reichsten und vornehmsten, auch geistig regsamen Geschlechter Italiens, erhält sie eine allseitige Ausbildung. Nichts hemmt ihre Entwickelung. Mit den ersten Männern und Frauen der Zeit in Berührung, ist sie den Besten unter ihnen durch auserlesene Freundschaft und regen Gedankentausch verknüpft. Im Brennpunkt des öffentlichen Lebens stehend hört sie ganz nahe den Pulsschlag der Geschichte, ja, knüpft mit an ihren Fäden.

Vittoria Colonna Nach dem Ölgemälde von Girolamo Muziano (?, 1550) in der Galleria Colonna zu Rom.

Unter wechselnden Landschaftsbildern verbringt sie ihre Jugend, teils in Roms Umgebung, teils auf den zauberischen Schlössern in und um Neapel. Ihr Gatte, sorgfältig und in dem Bildungskreis der italienischen Renaissance erzogen, nicht nur als Feldherr, sondern auch als Mensch bedeutend, ist von hoher ritterlicher Kultur. Dem Geiste der jungen Frau war gewährt, was einem Sterblichen gewährt werden kann. Aber auch ihrem Herzen? War Vittoria auch nur in den ersten kurzen Monaten der Vereinigung mit Pescara glücklich? Schwerlich war viel Gemeinsames zwischen dem ruhelosen, von kriegerischem Ehrgeiz verzehrten Trachten des Pescara und der tiefen Innerlichkeit, die bei Vittoria früh zutage trat. Klagt sie doch in einem ihrer frühesten Gedichte:

> Du lebtest froh, durch das Geschick gestählt,
> Und wenn du deines frischen Lorbeers denkst,
> Erwägst du nicht, wie deine Lieb' mir fehlt.

Es ist fraglich, ob sie ihn verstanden hat. Fraglicher, ob er ihr Verstehen wünschte. Ich glaube nicht, daß in dem Spanier ein Hauch von Leidenschaft für die ihrem Vaterlande heiß anhängende Colonna war. Wahrscheinlich glitten sie aneinander vorbei: er wunschlos und innerlich gleichgültig ihrer jungen frommen Ungewecktheit gegenüber, sie in verschwiegenem Wünschen und in nie gestillter Sehnsucht, die ihr, als er dahingegangen war, sein Bild verklärte. Mit antikem Heldenmut sah sie ihn in Krieg und Schlacht und Tod ziehen. „Il mio bel sole" nennt sie ihn in ihren Totenklagen. Als eine schöne, ferne, kalte Wintersonne mag er ihr auch in den Jahren ihrer Ehe erschienen sein. Und es ist, als ob die Frau, welche die Hochflut der Weltgeschichte umbrandete, in ihrem innersten Weibdasein nie aufgewacht wäre.

So mag es sich erklären, daß Vittoria umfassender als soziale Persönlichkeit ist denn als Dichterin.

Nur wenig Saiten hat ihre Leier. Trotzdem sind ihre eintönigen Gesänge von seltsam stillem Liebreiz. Wie das Fallen der Blätter an einem leicht bewegten Herbsttage.

Im Geschmack der Zeit und in Anlehnung an Petrarca meist in Sonettform gegossen, haben sie doch Eigenart als Ausdruck eines großzügig starken Charakters, der eine wehe, warme Seele „von der Gewalt, die alle Menschen bindet“, befreit haben mag:

Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange;
Mein Weh zu lindern, quellen Lied und Zähren,
Nicht meines Lebens Sonne zu verklären,
Die noch fortglänzt nach ihrem Untergange.

Ich muß in meiner Trauer heiligem Zwange
Des Toten Ruhm vermindern, nicht vermehren,
Denn sonst würd' ich bewährten Stimmen wehren,
Zu rühmen ihn mit vollem Ruhmesklange.

Mein reiner Glaube und mein großer Schmerz'
Sei mir Entschuld'gung, daß mein glühend Herz
Nicht durch Vernunft noch Zeit zur Ruh' zu bringen.

Von bitt'ren Tränen, nicht von süßem Klang,
Von dumpfen Seufzern und von Überschwang
Der Wehmut wird mein kunstlos Lied erklingen.

* *

Welch ruhiges Meer mit himmelklaren Wellen
Hat wohlbewahrt mein Fahrzeug schon durchzogen!
Mit reicher, edler Last geschmückt die Wogen,
Umhaucht von reinen Lüften, sonnighellen.

Doch nun verbergen sich die milden Quellen
Des Lichtes am getrübten Himmelsbogen;
Das Glück, so hold einst meiner Fahrt gewogen,
Dräut jetzt im Zorn, mein Fahrzeug zu zerschellen.

Grausam und wandelbar in seinem Walten,
Sucht's alle seine Schrecken zu entfalten
In Blitz und Hagel, Sturm und Flutgetriebe.

Doch mag es ringsum prasseln, stürmen, toben:
Mein treues Herz sieht durch das Dunkel oben
Unwandelbar noch seinen Stern der Liebe.

Vittorias Lyrik ist immer Andacht. Und der Unterschied zwischen ihren Liebesliedern und den meisten ihrer „Rime sacre e morali“ erscheint mir blaß. Indes eignet den letzten auch ein kulturhistorisches Interesse. Sie atmen zum Teil den Einfluß der kirchlichen Reformbewegung:

Vom Himmel hör' ich schon Posaunen tönen,
Die Götzendiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wollust frönen.

Auch sind ihre religiösen Gedichte, obwohl Vittoria zeitweilig ein Klosterleben führte, ohne alle Weihrauchschwüle der Nonnenpoesien. Kein Rückschlag der Askese spricht aus ihnen, sondern die Überzeugtheit einer in Leiden und Mitleiden über das eigene Wollen in Wahrheit hinausgehobenen Persönlichkeit. „Nachdem sie gedichtet, um das Leid des Herzens auszuklagen, strebte sie mehr und mehr nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann.“

Durchleuchtet mich im dunklen Weltgetriebe
Das Lebenslicht geklärter Hoffnung wieder,
Sprengt sie das starre Eis, das Herz und Glieder
Bedrückt, daß es zergehe und zerstiebe.

O daß dies Gnadenlicht mir immer bliebe!
Es zieht der Sünde dunklen Mantel nieder,
Im weißen Kleid fühl' ich die Reinheit wieder
Der ersten Unschuld und der ersten Liebe.

Und such' ich sorgsam auch den Strahl von oben
Mit sicherm Schlüssel in mir zu verschließen:
Er weilt nicht bei unwürdigen Gedanken. —

Bald flüchtig hat er wieder sich erhoben.
Ich bete, während bitt're Tränen fließen:
Komm wieder, laß mich nicht im Dunkeln schwanken!

Vittorias soziale Bedeutung lassen ihre Lieder, von denen hier nach den Übersetzungen Friedrich Bodenstedts einige Proben gegeben sind, nur ahnen. Deutlicher spiegelt sie sich in zahlreichen Briefen, die sie mit hochstehenden Zeitgenossen wechselte. Formal versagt hier die Meisterin des Sonetts völlig. Selbst ihre wärmsten Bewunderer bestreiten nicht, daß sie, wo sie sich ungezwungen gibt, schreibe „wie die Frau eines Faktors. — Ihre besten Briefe zeigen die Spur der Sekretäre und Herausgeber, ihr Stil, wenn er sorgfältig ist, leidet an den Mängeln der Epistolographie der Cinquecentisten, ohne die reiche und korrekte Form der Besten darunter.“

Noch in einem anderen Sinne tragen Vittorias Briefe den Stempel einer Zeit, die sich in gegenseitiger floskelhaft kritikloser Huldigung nicht genug tun kann. Wie für den scheusäligen Aretino, so hat die fromme, vaterlandsliebende Frau auch für den Verderber Roms, ihren Verwandten Pompeo Colonna, und andere höchst weltliche Kardinäle übermäßiges Lob. Und es fehlt auch nicht an Äußerungen, die ihre Gesinnung, wenn nicht verleugnen, so doch verschleiern. Im einen und anderen teilt sie das Schicksal Größerer. Hieß doch in jener Periode der Giftpulver und des Meuchelmordes, wo Freiheit und Leben stets auf der Messerscheide standen, ein letzter Wagemut Selbstaufgabe. Jenseits dieser Grenze zeigt Vittorias Prosa Kühnheit des Denkens und des Handelns und alle Merkmale einer starken und restlos vornehmen Natur. Und

Digitized by Google

diese Spiegelbilder erläutern nur umfassendere Urkunden, die Vittoria als eine der frühesten und edelsten Vorläuferinnen sozialen Frauenwirkens zeigen.

Als junge Feldherrntochter und -gattin hat sie wohl den Traum eines einigen Italiens mitgeträumt. Nichts Genaues ist darüber bekannt. Nur ahnen läßt sich der Zwiespalt, an dem sie geblutet, als dieser Traum sich in der „Versuchung des Pescara" zu verwesentlichen schien. Als die Colonna die Frage des Verrats an Karl V. und die Befreiung Italiens von der spanischen Herrschaft, über welche die Öffentlichkeit raunte, in sich abwog. Die beste Tochter Italiens, sagt ein italienischer Geschichtschreiber, hielt ihren Gemahl davon ab, das italienische Banner aufzupflanzen. Sie nannte das Verrat, und es war Verrat, denn Pescara hatte sich an Karl V. verkauft.

Wie sie in ihrem persönlichen Leben mehr und mehr über das Erdenwesen und Wollen hinauswuchs, so auch als soziale Persönlichkeit. An die Stelle eines einigen Italiens trat die Idee eines einigen Gottesreiches, einer Befreiung der Seelen von den Fußangeln und Fallstricken der irdisch und unkeusch gewordenen Priesterherrschaft. Zu allen führenden Geistern der Reformbewegung steht Vittoria in unmittelbarer Beziehung. Mehr beeinflußt als beeinflussend, bildet sie doch den Mittelpunkt gegenseitiger Befruchtung und Anregung. Mit rückhaltlosem Mut schützt sie die Kapuziner, die sich in ihrer Lebensweise den Reformideen nähern. Und neben ihrer öffentlichen Betätigung geht ein tausendfältiges Wirken stiller Nächstenliebe, streut eine nie versagende, leidenlindernde Hand heimliche Wohltaten.

Allein noch ist der Gipfel ihres Seins und ihrer Bedeutung nicht erklommen. Man braucht nicht Nietzsches Idee vom Weltzweck anzuhängen, um einen Michelangelo als Höhepunkt der Zeit und das Besonnen seiner Bahn als wertvollste Tat der am Rocken der Geschehnisse mitspinnenden Frau zu erachten. Denn hier ist sie einzigartig, unersetzlich. Hier, obwohl Planet, ganz originale spendende Kraft.

Vittoria Colonna als Matrone.
Nach dem Gemälde von Michelangelo Buonarroti.

Es ist um 1535. Auf der Höhe ihres Einflusses erblicken wir die in der Schule des Leidens geklärte Marchesa in ihrem Palaste zu Rom. Dort trifft sich die in Neapel gebildete Reformgemeinde und trägt die Erwartung einer freieren Geistigkeit in das Herz des Kirchenstaates. Wen die reli-

giösen Interessen nicht an Vittoria verweisen, den lockt ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit in ihren Bannkreis oder zieht ihre mächtige Fürsprache an. Wird sie doch vom Papste mit hohen Ehren empfangen, von Karl V., an dessen Weltherrschaft sie überschwengliche Hoffnungen für den Sieg des Kreuzes und des Friedens knüpft, aufgesucht.

Michelangelo steht hoch, aber in Gletschereinsamkeit, die nur die Farben seiner Palette überglühen, die nur vom Klange seines gigantischen Meißels widertönt. Zu seinen Kunstvisionen und ihrem Erleben gehört meines Erachtens auch seine bewundernde Zuneigung für einen jungen, schönen, der Kunst ergebenen Römer. Kurz vor der entscheidenden Begegnung mit Vittoria begann diese Beziehung und dauerte trotz derselben fort.

Michelangelo war häßlich — nicht edel, nicht erhaben häßlich wie Beethoven. Quälend, vergrämt wirkt sein faltiges Antlitz. Und in der Tat, um tausend kleine Kümmernisse hat er sich stets mühen müssen, er, der nie die schützende Hand von einer törichten und begehrlichen Familie ließ — nie empfangen, im großen und geringen immer nur gegeben hatte. Nur Kreaturen waren um den Genius, dessen letzte Hingabe dem Überirdischen und seiner bildlichen Darstellung gehörte.

Keiner war je zu seinem Gemüte, zu seines Geistes Sehnen und Sinnen vorgedrungen. Da rührt eine edle Frauenhand an seine Starre, senkt ein sanftes Frauenauge den Blick in die Nacht seines Herzens. Ungeahnte Quellen lösen sich. Tausend Bitternisse hinwegschwemmend, fluten sie warm und fruchtbringend über vereistes Land.

War dies Liebe oder Freundschaft?

Die Geschichte gibt keine bestimmte Auskunft. Und man sucht aus Erscheinung und Lebensbahn zu mutmaßen, was sich tatsächlich nicht greifen läßt. Unwillkürlich denkt man trotz des Altersunterschiedes an Goethe und Frau von Stein, an Wagner und Mathilde Wesendonk.

Aber Vittoria war Witwe. Auch Michelangelo stand allein. Beide innerlich einsam. Beide unglücklich. Ist es Vittorias Treue zu Pescara, die Erinnerung an seine heldenhafte Schönheit, welche die Leidenschaft niederzwingt? Ist der Stolz der Colonna so groß, daß er eine Verbindung mit dem Bildhauer ausschließt, der Sittenbegriff der frommen Frau so streng, daß er die Hingabe ohne die Form der Ehe unmöglich macht? Oder waren Michelangelo und Vittoria jenseits der Jahre, in denen Leidenschaft die Schranken des Standes oder der Sitte zu sprengen vermag?

Er ist einundsechzig, sie vierundvierzig Jahre, als ihre Schiffe sich begegnen. Aber Michelangelo ist ein Genie, und Vittoria eine jener Frauen, deren Seelenmacht der Jahre zu spotten scheint. Nie erblicken wir sie lebensvoller, ist sie mehr auf der Höhe ihres Seins als in den fünf Jahren, die sie Michelangelo nah und näher bringen. Und doch gewinnt man nicht den Eindruck, als habe er sie mit der Liebe des Mannes zum Weibe geliebt.

Wie spielend scheint hier die feine Seelenkunde eines Dichters ins Schwarze zu treffen: „Denn was ich lieben soll, das muß ich gern betrachten, und du bist dürftig von Gesicht." So läßt Paul Heyse in einer Novelle in Versen Michelangelo sinnen. Und die von den Zeitgenossen als blendende Schönheit gepriesene Frau zeichnet Heyse, wie sie auf den wenigen vorhandenen Bildnissen ausschaut. Kalt, herb, nüchtern, mehr holländisch als römisch, einem Porträt in der Galeria Colonna sehr ähnlich, blickt ihre Büste im Konservatorenpalast. Inmitten der größten Dichter Italiens, lorbeergekrönt gleich ihnen, Dantes großartig durchfurchter Kopf ihr zur Seite, Petrarca weiblicher als sie, erscheint Vittoria reizlos. Vieles spricht dafür, daß die übereinstimmende Unlieblichkeit der Bildnisse wahrer aussagt als Vittorias Lobredner. Erklärt sich doch leicht aus dem Ton der Zeit, aus der italienischen Art Frauen gegenüber, daß einer gefeierten auch als einer schönen Frau gehuldigt wird. Und obwohl auch Michelangelo Vittoria schön nennt, hat er ihre Züge nie festzuhalten versucht, solange noch ein letzter Jugendschimmer darüber lag. Nur ein Bildnis, das sie als alte, würdevolle Frau zeigt, wird ihm zugeschrieben.

Vittoria, trotz aller Anbetung, die ihr zuteil ward, gehörte wohl nicht zu den Frauen, welche die Leidenschaften entfesseln. In ihrer

Digitized by Google

Jugend Blüte hatte sich Pescara leicht von ihr getrennt. Noch ehe sie zum tausendfältigen Sein des Lebens erwacht war, starb er. In ihrem Witwenschleier lebte sie zu sehr der Idee, um nicht im anderen das Begehren im Keime zu ersticken. Zweifellos ohne irgendeinen Anhalt ist die Beziehung zu einem ihrer geistlichen Freunde von der Inquisition verdächtigt worden. Allein trotzdem hätte sich Vittorias und Michelangelos Lebensabend vielleicht anders gestaltet, wäre ihr Empfinden für ihn mehr als Freundschaft gewesen. Auch er, scheint es, hatte nichts Zwingendes für die Witwe des Pescara. Und sie hat wohl kaum gekämpft, als sie ihm leise, aber bestimmt die Schranken zog. So mußte jedes von ihnen die einsame Bahn vollenden, ohne daß ihnen je die Sphärenharmonie einer Seelen- und Sinnenvereinigung, die dem Augenblick Ewigkeit verleiht, erklungen wäre. Und seine Zeichnung des Tytios, dem der Geier am Herzen nagt, ist wohl in mehr als einem Sinne für Michelangelo Symbol.

Dennoch: was sind diese beiden Menschen einander gewesen, deren Pfad sich erst kreuzte, als das Pilgerzeichen furchtbar harter Jahre und Erlebnisse ihnen aufgeprägt war? In eine Freundschaft zwischen Mann und Weib blicken wir, deren Bedingung wohl trotz aller Geistigkeit die Verschiedenheit des Geschlechtes war. Bedurfte es doch unendlich schonender Zartheit, um zu Michelangelos Innerstem durchzudringen. Aus Raffaels Mund, als er in Jugendschöne, umringt von Freunden und Verehrern, Michelangelo auf der Treppe des Vatikans begegnete, war einst das grausame Wort gefallen: Einsam wie ein Henker. Hinter Wällen von Verbitterung und titanischem Trotz wußte Vittoria die dürstende Seele zu finden. Eine letzte Bereitschaft für die Eigenart des anderen, ein letztes wortloses Verstehen für seine Wunden und Narben bahnte ihr den Weg:

So kam auch ich nur als Entwurf zur Erde,
Daß erst durch dich ein Kunstwerk aus mir werde,
Erhab'ne Frau! Drum hilf, mich zu vollenden!

Vermind're mein Zuviel, tilg' meine Mängel,
Durch Mitleid werde mein Erlösungsengel,
Laß nicht mein wildes Herz in Unheil enden!

Das Persönlichste klingt hier zusammen mit den Ideen, die Vittoria und ihren Kreis bewegen. So beschwingt sie Michelangelos Geisteskräfte, spornt ihn an zu neuen Taten. Er hatte die Schöpfung des Weltgerichtes in der Sixtina begonnen. Lange vorher war der Plan gefaßt worden. Aber über seiner Ausführung lag die Wohltat dieser Freundschaft wie Himmelstau. Auch sonst, in seinem bildnerischen Schaffen wie in seinem Dichten, spüren wir ihren Hauch. Noch einmal, wie ein spätes Erinnern, kehrt für Michelangelo jene weiche Innigkeit wieder, die seinen schönsten Jugendwerken, der „Pietà" in der Peterskirche und dem unvollendeten Rundbild einer „Madonna mit dem Kinde" im Bargello zu Florenz, eignet. „Fünf Jahre dauerte das, unzweifelhaft die glücklichsten, die Michelangelo in seinem ganzen Leben zuteil geworden sind."

Vor den Gegnern der Reformbewegung mußte Vittoria alsdann aus Rom weichen. Die Unterdrückung des freien Gedankens, die Niederlage ihrer Partei, Flucht und Verbannung der Führer lasten schwer auf ihr.

Mit Michelangelo bleibt sie in schriftlicher Verbindung. Beiden zum Trost und zur Erhebung über den eigenen und den Jammer der Zeit. In einen Austausch von Gedanken, Dichtungen und Zeichnungen blicken wir, der groß und ergreifend ist.

In den Jahren der Trennung entstand nach Grimm eine Vittoria übersandte wunderbar schöne Kruzifixzeichnung: Christus, nicht wie sonst mit gesenktem Haupt, schon verschieden, „sondern mit freudig zum Himmel erhobenem Antlitz, als wolle er seine letzten Atemzüge aushauchen."

„Einzigartiger Meister Michelangelo und ganz besonderer Freund," schreibt Vittoria hierzu, „Euren Brief habe ich empfangen und die Kreuzigung in Augenschein genommen, ein Werk, das wahrlich alle anderen Darstellungen, die ich kenne, mir im Gedächtnis ans Kreuz geschlagen hat. Denn nichts Lebendigeres, Vollendeteres ist möglich als dieses Bild Christi, mit so unbegreiflicher Zartheit und wunderbarer Kunst ist es gearbeitet. — — Ist die Zeichnung von Euch, dann verzeiht mir, wenn ich sie nicht wieder herausgebe. Ich habe sie bei Lichte und mit dem Glase und im Spiegel betrachtet: es ist mir niemals etwas Vollendeteres vorgekommen."

Digitized by Google

Und Michelangelos Antwort:

Die du mein Schicksal mir zuletzt versüßest,
Mein Herz, zum Tode alt, festhältst im Leben,
Und unter Tausenden, die dir ergeben,
Und die so hoch stehn, mich allein nur grüßest:

Glücksel'ger Geist! jetzt meinem Aug' entschwunden,
Nahst du dich tröstend dennoch meinem Herzen,
Und mit der Hoffnung linderst du die Schmerzen,
Die mit gewalt'ger Sehnsucht mich verwunden.

Dir schreib' ich, für die Gnade Dank zu senden,
Die in dir für mich redet, mich, den hier
Die Sorgen quälend im Gefängnis halten.

Welch ein Gewinn! Du nimmst von meinen Händen
So schlecht gemaltes Werk und gibst dafür
Mir deines Geistes herrliche Gestalten.

In einem zweiten Gedichte des Meisters (das erste und das letzte der Sonette Michelangelos sind von Herman Grimm, das mittlere ist von Friedrich Bodenstedt übersetzt) tönt die ihn und Vittoria bewegende Zeitfrage über die Rechtfertigung durch den Glauben wieder:

Hintaumelnd ratlos zwischen Gut und Böse
Such' ich, wer meiner Seele Zweifel löse:
Denn wem Gewölk verhüllt des Himmels Weiten,
Wie können den des Himmels Sterne leiten?

Drum sei mein Herz das unbeschriebne Blatt,
Und was das deine aus sich selbst gefunden,
O schreib es nieder, was in allen Stunden
Die Richtschnur sei, nach der es Sehnsucht hat,

Damit im Irrsal dieser Lebenstage
Mir Antwort werde auf des Lebens Frage:
Ob die geringere Gnade einstmals finden,
Die demutsvoll sich nah'n mit tausend Sünden,
Als die, die stolz auf das, was sie getan,
Im Überfluß der guten Werke nah'n.

Als Vittoria die Heimat und Michelangelo wiedersieht, ist ihre Kraft zerrüttet. Krank, vom Untergang ihrer Familie und der Zerstörung ihrer Hoffnungen zerbrochen, sucht sie Zuflucht in einem Benediktinerkloster. 1547 stirbt sie, siebenundfünfzig Jahre alt. Der Leidenden war der Tod Erlösung.

Für Michelangelo schwand mit Vittoria Colonna die spät gefundene Heimat seiner Seele.

Aus dem niederdrückenden Schmerz um „den großen Freund“ ringt sich die Totenklage empor und setzt Vittorias Persönlichkeit ein leuchtendes Denkmal:

Als sie, zu der sich meine Wünsche sehnen,
Hinwegging, weil der Himmel so gewaltet,
Stand die Natur, die Schön'res nie gestaltet,
Beschämt, und wer sie sah, der weinte Tränen.

Wo weilst du nun? Ach, wie vernichtet sanken
Die hoffnungsvollen Träume plötzlich nieder,
Jetzt hat die Erde deine reinen Glieder,
Der Himmel deine heiligen Gedanken.

Tod war dein Los; denn sterblich nur vermag
Das Göttliche zu uns herabzusteigen;
Doch nur was sterblich, hat der Tod vernichtet!

Du lebst, es glänzt dein Ruhm im lichten Tag
Und ewig unverhüllt wird er dich zeigen
In dem, was du gewirkt hast und gedichtet.

Medaille auf Vittoria Colonna.

Digitized by Google

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

VII

(Nachdruck ist untersagt.)

Das war eine schwere Stunde, als Frau Runges hoffnungsvoller zweiter Sohn an einem lachenden Julimorgen zaghaft und mit zuckendem Herzen an die Tür seiner Mutter pochte — ein Schiff, das mit zerbrochenen Masten in den Hafen zurückkehrt, schoß es ihm fast wider seinen Willen durch den Kopf.

Es war nicht mehr die Tür des kleinen Häuschens auf der Vitte, die zu einer bescheidenen, aber in aller Enge doch behaglichen Wohnung geführt hatte. Die einsam gewordene Frau hatte eine Treppe hoch in einem Hause mit vielen Türen, in dem eine Menge Familien wohnten, eine Stube nebst Kammer und Küche bezogen. Die Straße, in der es lag, hatte Rolf seines Wissens noch nie betreten. Er suchte und fand sie mit stummer Gleichgültigkeit — es war ja alles so gleichglütig geworden, seitdem ihm das Leben mit seiner unbarmherzigen Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß es ihn verwerfen wolle!

Verstimmt und mit aufeinandergebissenen Zähnen war Rolf nach jenen letzten Ereignissen noch ein paar Monate lang seinen Studien nachgegangen. Aber sie machten ihm keine wirkliche Freude — er hatte auch zu viel Kollegia angenommen, naschte auf allen Gebieten herum, zersplitterte dadurch seine Interessen und Kräfte und wußte nicht recht, wohin eigentlich er sein Augenmerk zu richten habe. Dazu hatte er sich menschlich — mit Absicht — ganz und gar vereinsamt. Er verkehrte mit keinem seiner Kommilitonen, von denen ihn seine bisherige Lebensweise ohnehin schon stark entfernt gehabt, und sprach an den meisten Tagen nichts anderes, als was die Bedürfnisse seines Wohnens und der Aufenthalt in der bescheidenen Wirtschaft, wo er zu Mittag aß, unumgänglich erforderten. So sah er trotz seines scheinbaren Eifers doch mit Verlangen dem Schluß des Semesters entgegen; und als nun im Juli die langen Universitätsferien vor ihm lagen, wußte er für sie keine bessere Ausfüllung als eine Rückkehr nach Hause. Er hatte Sehnsucht nach der Nähe des einzigen vertrauten Menschen, der ihm auf der Welt noch verblieben war. Und so machte er sich nach Memel auf.

Er wußte es schon, der Empfang würde trocken und einsilbig sein. Seine Zunge war ihm nicht leicht jetzt, und die hartgewöhnte Frau hatte ja niemals die vielen Worte geliebt. Aber es befiel ihn doch wie Schmerz und eine neue Enttäuschung, als sie beide schon nach der ersten Minute so verstummt und einsilbig nebeneinander saßen, fast, als hätten auch sie sich nichts mehr zu sagen.

Während er die Mutter dann in ruhiger Geschäftigkeit ihm den Imbiß bereiten sah, nach dem er infolge der langen Nachtfahrt Verlangen verspürte, überlegte er fortgesetzt, was er ihr sagen könne zur Aufklärung für sein ihr wohl unerwartetes Erscheinen und als Rechenschaft über das Ergebnis seiner nun schon so manche Jahre währenden Bestrebungen. Sie mußte das doch fordern — wie lange war er schon nicht zu Hause gewesen!

Aber sie kam ihm zuvor — in einer Weise freilich, wie er sie kaum erwartete. Indem

Digitized by Google

sie ihm das Butterbrot über den Tisch hinschob, sagte sie nämlich, weniger fragend eigentlich, als seine Bestätigung schon voraussetzend: „Also mit dem Studieren ist das nichts?"

Er sah auf. Wie kam sie dazu? Wie wußte sie, daß er in der Verzweiflung und Zerschlagenheit seines Herzens wirklich schon ein paarmal den Gedanken erwogen hatte, ob es nicht besser sei, irgendeinen praktischen Beruf zu ergreifen, der ihm nicht so viel Zeit ließ zum Grübeln, sondern rasch mit den Erfordernissen des Tages an ihn herantrat und durch ihre ununterbrochene Erneuerung Geist und Herz wohl am besten ablenken konnte von all den unfruchtbaren Schmerzen? Wie wußte sie das? Oder sah er vielleicht wirklich schon so aus wie ein Gestrandeter? Aber freilich — hatte sie nicht recht? Hatte die einfache Frau in ihrem unbestechlichen Wirklichkeitsinstinkte nicht sofort das Richtige getroffen? Was war denn aus ihm geworden in diesen sieben Jahren, die ihm alles hätten bringen können — bringen sollen, was sie erwartete, und was er selber ihr einstmals versprochen? Nichts! Ein armer, einsamer, vom Leben mißhandelter Mensch, der zu seiner Mutter Türe kam, um ein bißchen Liebe zu betteln. Und mit der Grausamkeit des ehrlich Suchenden erwiderte er auf ihre Frage: ‚Also mit dem Studieren ist das nichts?' nur ein trockenes „Ja."

Die Mutter entgegnete nichts. Da war wieder ein Schicksalsschlag, der hingenommen werden mußte. Also die Lippen zusammen und weiter im täglichen Einerlei! Das war die Philosophie, an die sie das Leben gewöhnt hatte, jetzt schon bald sechzig Jahre. Sie hatte noch sagen wollen: Also hat dein Vater doch recht behalten! — aber sie unterließ das; sie liebte den ja, der da mit bekümmerter Miene vor sich hinbrütend auf ihrem alten braunen Sofa saß, es war ja ihr Kind, mit Schmerzen geboren, das sie mit Schmerzen einst hatte hinausziehen lassen — seinem Glücke nach ... nun war es vom Unglück genug geschlagen — was sollte sie ihm noch einen neuen Backenstreich versetzen?

Sie band ihre Schürze ab, nahm das gestrickte Tuch vom Hacken an der Tür, das Rolf noch so gut kannte, warf es über und ging. Sie hatte schon den Griff in der Hand, blieb aber noch stehen. „Ich muß in die Arbeit," sagte sie, „soll ich dir ein Glas Bier raufholen?"

„Ich danke, Mutter," versetzte er, und der Bissen blieb ihm im Halse stecken. Denn er konnte jetzt zum erstenmal mit sehnsüchtigen, flehenden Augen nach ihr hinübersehen — mit Augen, die betteln wollten: Sei nicht so hart, Mutter; in mir ruft alles deinen Namen und sehnt sich nach deiner Liebe, nach einem wärmenden Hauch deiner allbarmherzigen, grundgütigen Mutterliebe ...!

Die schmächtige Frau aber hörte das Flehen der Stimme nicht, ihr Blick ging kurz an seinem Gesicht vorüber. Sie trat nur ins Zimmer zurück, machte sich erst in ihrer Tasche, dann an dem oberen Kommodenkasten zu schaffen und sagte schon wieder im Gehen: „Da oben ist Geld — wenn du nötig hast."

Jetzt wallte es heiß in ihm auf. „Mutter!" rief er ihr nach und legte all seine gewaltsam unterdrückte Liebe und Sehnsucht in das Wort.

Sie mochte jetzt wohl ahnen, was in ihm vorging, denn es zuckte ihr seltsam um die tiefliegenden Augen. Aber sie zog mit energischer Armbewegung ihr Tuch fester um die Schultern, als wolle sie damit die Gefühle zurückdrängen, die innen sich zu regen begannen, und sagte: „Ja, dann wirst du wohl auch zur See gehen müssen. Dann wird das ja wohl das beste sein." Damit war sie zur Stube hinaus.

Rolf blieb doch wie in einer Betäubung zurück. Er sah in den lachenden Sonnenschein draußen, der wie ein Hohn wirkte auf seine trübselige Stimmung; in den wolkenlos erblauenden Himmel, der sich so mitleidlos über den niedrigen, schornsteinbesäten Dächern drüben erhob, und der jubelnde Lärm der spielenden Kinder auf der Gasse schnitt ihm ins Herz. Er verstand das alles nicht — er verstand sich selber nicht mehr.

Wie sehr er bereit gewesen war, sich als einen Verirrten zu betrachten, der nach Hilfe sich umsah und Teilnahme begehrte, die Rolle des verlorenen Sohnes hatte er sich selber doch nicht zudiktiert. Sie aber nahm ihn ohne weiteres dafür, und der Mangel

Digitized by Google

jedes kleinsten äußeren Beweises, der wie eine Ausbeute aussah von diesen langen sieben Jahren, schien ihr ein Recht dazu zu geben, das sah er selber bald ein. In diesem Anerkenntnis bestärkte ihn die Art und Weise, wie auch von den anderen wenigen Personen, mit denen er zusamenkam, sein Erscheinen in Memel aufgefaßt wurde. Das waren ein paar Nachbarn, die Frau Runges Sohn kennen lernen wollten, und das war vor allem Christiania, die inzwischen seine Schwägerin geworden war, denn sein Bruder Gustav hatte sie vor fünf Jahren geheiratet.

Am Tage nach seiner Ankunft ging er sie aufsuchen. Sie wohnte augenblicklich allein, wie die Mutter ihm gesagt hatte — denn Gustav war wieder einmal unterwegs — mit ihren vier Kindern auf der Bitte, nicht weit von seiner Eltern altem Häuschen. Man konnte sogar ein Eckchen davon sehen, wenn man auf der Schwelle zu Christiania stand. Wehmütig warf er einen Blick dorthin zurück, als er klingelte. Eine junge Magd kam rasch die Treppe herunter geschlürft und öffnete. Hinter ihr sah er neben der obersten Stufe das vertraute Gesicht von Christiania auftauchen, die ein Kind auf dem Arm hielt. Als sie aber seiner ansichtig wurde, zog sie sich eilig zurück, und er mußte in dem Zimmer, in das er oben geführt wurde, eine ganze Weile warten. Eine bescheidene Wohlhäbigkeit sprach sich in allem aus, was er hier sah, ordentliche Möbel und Decken, alles sauber gehalten, der Fußboden weiß gescheuert, und auch einige konventionelle Zierstücke fehlten nicht. Vor dem Sofa ein großes Album auf einem Gestell und da und dort ein paar Photographien hinter Glas und Rahmen — darunter ein Bild von Gustav in Seemannstracht, das ihn als stattlichen, kraftvollen Mann erscheinen ließ — nur die Augen wollten Rolf auch jetzt nicht gefallen.

Was ihn am meisten interessierte, waren aber zwei wohl fußhohe Glasgehäuse auf einem Schranke, in denen baumartige Gewächse aus seltsamen Muschelblumen standen, fast alle Blumen voneinander verschieden, jede einzelne aber aus gleichartigen Muscheln mit feinen Glasstaubfäden gar künstlich zusammengesetzt.

Endlich kam Christiania — sie hatte sich augenscheinlich umgekleidet und für ihn ein wenig zurechtgemacht. Seit jenem unglücklichen frühen Wintermorgen in der Küche des „Paradieses“ hatte er sie nicht gesehen. Sie war eine hübsche, stattliche Frau geworden, mit lebhaften Augen und noch vollen Formen auch im Gesicht. Die fest um den Kopf frisierten strammen blonden Haare ließen sich über der Stirn noch immer nicht bändigen — aber Gram und Sorgen fingen schon an, auch ihren jugendlichen Zügen, zumal um den Mund, jene Spuren aufzudrücken, die später selbst eine glücklichere Wendung des Lebens nicht mehr zu verlöschen vermag. Nur die Augen, die blickten noch ganz wie ehemals: liebevoll und ein wenig schalkhaft und ganz klar und grau.

Sie begrüßte ihn unbefangen und herzlich; ihre eigene Vergangenheit und das, was sie einst miteinander verlebt, schien für sie längst im Schoße der Zeiten versunken. Aber in bezug auf ihn selber und namentlich seine neuesten Lebensumstände empfand Rolf sofort eine leise Zurückhaltung ihrerseits, als scheue sie sich, daran wie an eine schmerzliche Erfahrung zu rühren. Ja, wenn hin und wieder ihr still beobachtender Blick auf ihm ruhte, schien er Rolf voll jenes heimlichen Mitleids zu sein, das der Glücklichere wohl einem Verunglückten spendet. So empfand er es daher fast als Befreiung, daß er sich nach ihren Kindern erkundigen konnte, und sie mit mütterlichem Stolz gleich bereit war, sie ihm zu zeigen; sie würden nur eben ein wenig hergerichtet. Als er aber meinte, ihm gegenüber wären solche Vorbereitungen doch nicht vonnöten, warf sie ihm einen dankbaren Blick zu und ging auch sogleich in die hinteren Zimmer voran.

Es roch da nach kleinen Kindern, und es herrschte auch sonst hier nicht ganz die Sauberkeit und Ordnung, die ihn vorn so angenehm berührt hatten; aber Christiania, die mit raschem Blick und ebenso schnellen Griffen gleich da und dort etwas zum Bessern zu wenden verstand, machte eine entschuldigende Achselbewegung und sagte so einfach: „Vier Kinder und wenig Geld ...“, daß Rolf sich seine eben gemachte Bemerkung ordentlich selber verübelte.

Digitized by Google

Außer den Kindern und der jungen Magd fand er in der hinteren Stube auch Christianias Mutter vor, deren er sich von einem gelegentlichen Zusammentreffen her noch ganz wohl erinnerte. Sie war immer eine handfeste, praktische Frau gewesen und war das auch geblieben. Rolf besann sich darauf, daß er ganz zufällig einmal ein Gespräch über Religion mit ihr geführt hatte, und daß sie ihm dabei zu verstehen gegeben, sie betrachte die Frömmigkeit als eine Art Versicherung auf alle Fälle; und da man nichts dafür zu bezahlen brauche, wenn man recht gläubig und fromm sei, und sie für ihre Person allen Anlaß habe, die Dinge besonders zu schätzen, welche kein Geld kosteten, so sei es für sie die einfachste Sache von der Welt, daß sie häufig in die Kirche gehe und im Gesangbuch lese; schaden könne es unter keinen Umständen, und wer wisse, ob es sich nicht eines Tages doch noch belohnt mache. So war ihre Denkart immer gewesen, und so äußerte sie sich auch jetzt sogleich wieder. Denn als Rolf nun die drei Mädchen und der Jüngste, ein Bube, der Reihe nach vorgestellt waren und Christiania mit einem ganz leisen Seufzer sagte: „Es ist gut, daß es nur ein Junge ist — es ist so schwer, aus einem Jungen was ordentliches zu machen!“ — da setzte die Mutter mit ihrer breiten, etwas männlichen Stimme hinzu: „und ist auch viel praktischer! Für'n Mädchen gehört nur ein bißchen Aussteuer und 'n paar hinter die Ohren — fertig ist man! Aber so 'ne Bengels liegen einem immerfort auf der Tasche, selbst wenn man sie glücklich auf den Schub gebracht hat.“

Rolf wußte, daß ihre drei Söhne, die in Tilsit und Insterburg einst durch die verschiedensten Stellungen gelaufen waren, schon zu seiner Zeit ihr viel Kummer und Sorge bereitet hatten; das war denn also wohl auch weiter an dem geblieben.

Erst als sie nach einer Weile wieder allein in dem vorderen Zimmer waren, Rolf und Christiania, fand er den Mut, die Frage an sie zu tun, nach der ihn schon die ganze Zeit über gelüstete: „Und sonst geht es dir gut, Christiania?“

Sie sah an ihm vorbei, obwohl sie merkte, daß er sie anblickte. „Ich danke, ja!“ versetzte sie kühl; „ich habe mein Haus und die Kinder, und — es reicht ja eben.“

„Ihr habt hübsche Sachen,“ fuhr er gleichmütiger fort, indem er ihren Blicken nach dem Schrank hinauf folgte, wo die fremdartigen Muschelvasen standen.

„Die hat er mir aus Spanien mitgebracht,“ entgegnete sie, näher an den Schrank herantretend, „aber ich mag sie nicht!“

„Weshalb nicht?“ fragte er, gleichfalls näher kommend.

„Es klebt Blut daran, er hat ihretwegen eine Messerstecherei gehabt, sagt er. Sie waren für einen Klosteraltar bestimmt!“ Dabei hatte sie ihr Kinn auf die Schrankecke gelegt, zu der sie gerade heraufreichte, und starrte wie abwesend zu den zierlichen Gehäusen empor.

Rolf sah die Wangen und Lippen, nach denen er einst so viel Verlangen getragen, so nah und unbeweglich vor sich wie ein wächsernes Bild und verwunderte sich darüber, daß in ihm darob sich nichts anderes regte als das einfachste Bedauern und Mitleid. Er ließ seine Augen an ihrer fraulichen Gestalt niedergleiten und fühlte wieder nur ein „schade!“ sich ihm auf die Lippen drängen; „schade, daß dies quellende Leben hier so versiegen muß!“

Aber warum meinst du das eigentlich? korrigierte er sogleich selber seine Gedanken. Er wußte ja nichts von ihrem inneren Glück oder Unglück. Gustav war vielleicht ein ganz anderer geworden als ehemals, und sie selber nur eine der vielen hangenden, bangenden Seemannsfrauen, die sich daran gewöhnen mußten, ihre Männer zu entbehren und allein für Kinder und Haushalt einzustehen. Das war doch sehr möglich! Gönnte er's ihr etwa nicht?

„Und er? Wie stehst du mit ihm?“

Da hatte er's doch plötzlich gesagt, was er vermeiden wollte, was vielleicht eine gefährliche Frage war, weil es wie der Anruf an eine Nachtwandlerin wirkte ... Der glich sie ja wirklich, wie sie da so unbeweglich noch immer vor dem Schranke stand mit dem erhobenen Kopf und den starren, abwesenden Augen ...

Anfänglich schien sie seine Frage überhört zu haben, denn sie rührte sich nicht und gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie

Digitized by Google

an den dachte, nach dem er gefragt. Plötzlich aber sah er, wie ihre Brust hoch aufatmete, und wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Er wollte sie um Verzeihung bitten wegen seiner Frage und suchte ihre Hände zu streicheln, die sie auf dem Rücken ineinander gelegt hatte. Aber sie entzog sich ihm, warf aus ihren umschleierten Augen einen fast feindseligen Blick auf ihn und trat ans Fenster. Dort lehnte sie wie in Ermüdung die Stirn gegen die Scheiben, und er sah, wie jetzt Träne um Träne ihr über die Backe lief und langsam herabtropfte. „Vor der Frage hab' ich mich all mein Lebtag gefürchtet," kam es endlich von ihren zuckenden Lippen, „aber ich wußte — es würde einmal so kommen."

Er begriff nicht, ob sie ihr Unglück meinte oder nur seine Frage. Aber das Eis war gebrochen — er mußte jetzt mehr wissen von dem Schicksal des armen Weibes, das er für sich selbst einst zu erringen gehofft, und das er unwissentlich in die Arme des Bruders getrieben.

„Hast du Sorgen um ihn, Christiania?" fragte er halblaut noch von seinem entfernten Platze aus.

Da wandte sie sich hastig um. „Mein ganzes Leben ist eine ewige Sorge um ihn," fuhr es ihr bitter heraus. „Oft ist er so schlecht zu mir, so schlecht — man möchte gar nicht glauben, daß es dein Bruder ist. Dazwischen ist er dann wieder zärtlich zu mir und liebt mich, und ich muß alles vergeben und vergessen. Aber wenn er lange am Land ist, dann ist's bald nicht mehr zum Aushalten mit ihm. Auf See erst wird er dann wieder vernünftig."

Rolf fragte weiter, wie er das zu verstehen habe, ob Gustav denn spiele und trinke oder gar mit fremden Frauenzimmern es treibe? Da bekam er zu hören, daß sein Bruder in allen diesen Lastern seines Berufs es den anderen voraustue. Wie ein Wilder benehme er sich oft, daß man ordentlich Angst haben müsse vor ihm, erzählte sie; die eine Nacht sei sie schon Knall und Fall mit ihren sämtlichen Kindern zu ihrer Mutter zurückgegangen, am nächsten Tage aber sei er reumütig angekommen und habe sie wieder zurückgeschmeichelt. Er könne sich eben im Trunke gar nicht beherrschen. Was aber das Schlimmste sei, er habe schon ein paarmal Summen verspielt, die er nicht aufzubringen vermocht, wenn ihre Mutter nicht eingesprungen wäre. Aber jetzt sei das Wenige, was die noch besessen, auch zu Ende gegangen, und als ein wahres Glück müßte sie es noch bezeichnen, daß die Möbeln und der Hausrat auf ihren eigenen Namen verschrieben worden, so daß sich die Gläubiger nicht daran halten könnten. „Er muß ja nun bald wieder zurückkommen," schloß sie ihre traurige Beichte, „wenn du dann mal möchtest auf ihn aufpassen, daß er sieht, wie ein ordentlicher Mensch sich benimmt. Denn du willst ja jetzt auch hier bleiben und Seemann werden, sagt deine Mutter."

„Fürs erste wenigstens bleibe ich hier," versetzte er still, „und ich will sehen, was ich vermag über ihn."

Als er nach diesem Gespräch sich verabschieden wollte, hielt sie an der Tür noch seine Hand fest, sah ihm treuherzig und voll Mitleid in die Augen und sagte: „Warum muß das Leben wohl immer alle Menschen so schwere Wege führen? Könnte es nicht auch einmal anders sein? Du wenigstens hättest es doch besser verdient!"

Er überhörte das letzte. „Vielleicht gibt es auch solche Sonntagskinder des Lebens!" versetzte er.

„Müssen die glücklich sein!" entgegnete sie mit tiefem Seufzer, „das müssen ja ganz andere Menschen werden als wir."

„Andere — ja! Aber wer weiß, ob glückliche," bemerkte er und kam sich fast weise vor bei den Worten. „Vielleicht lernen sie auch die hohen Freuden nie kennen, weil sie von den Tiefen nichts wissen."

Jetzt ließ sie seine Hand fahren, lehnte sich an den Türpfosten in ihrem Rücken und fragte, indem sie beide Handflächen gegen ihren Hinterkopf legte: „Gibt es auch hohe Freuden für unsereinen?"

„Doch, es gibt!" versetzte er warm.

„Hast du sie schon kennen gelernt?"

„Ja, bisweilen!"

„Wann zum Beispiel?"

„Zum Beispiel damals — auf der Haffsfahrt, Christiania, als wir uns zum erstenmal ‚du' nannten."

Ein seliges Lächeln der Erinnerung glitt über ihre noch verweinten Züge. „Ach, da-

Digitized by Google

mals! ... Hattest du mich gern damals, Rolf?"

„Ja, Christiania, sehr!"

„Ich hab's nicht gewußt," antwortete sie verschämt mit einem leisen Kopfschütteln, und dann, ehe er noch etwas antworten konnte, setzte sie rasch hinzu: „Aber du bist mir auch jetzt gut, nicht wahr? Und deshalb wirst du mir helfen?"

Er senkte die Augen, er mochte nicht lügen in solchem Augenblick.

Sie schien seine Ablehnung zu verstehen, und sich verbessernd fuhr sie fort: „Aus Mitleid wirst du mir helfen?"

Darauf hatte er „ja" geantwortet und ihr die Hand gegeben darauf — er hatte nicht anders gekonnt. Und sie hatte ihn beglückt angesehen dafür.

Als er aber auf der Straße war, befiel ihn dies „ja" wie ein Vorwurf. Denn vergeblich suchte er in seinem Herzen irgendeine Regung für die einst geliebte Frau, die anderes war als Mitleid, das sie eben beanspruchte. Und als er rückgewendet sie noch am Fenster stehen und ihm nachblicken sah, da schämte er sich in seine Seele hinein, daß sie wieder nur war wie eine klingende Schelle und gab keinen eigenen Ton. Hatte das Leben ihn so stumm und stumpf gemacht, daß sein ganzes Dasein immer nur der Reflex von dem war, was ihn umgab, was ihm zufällig nahe trat?

In den nächsten Tagen und Wochen wurde er aber doch ein häufiger Gast in der kleinen Seemannswohnung. Seine Bücher waren ihm durch die letzten Zeiten in Königsberg fast verleidet, sonst hatte er niemand und nichts, was ihn beanspruchte in Memel. Dort in den bescheidenen Räumen hängten sich die Kinder an ihn — er konnte stundenlang mit ihnen spielen und freute sich, wenn sie ihn an Haar und Bart zupften oder mit ihren kleinen Beinchen tapfer auf ihn herumtrampelten. Nachher blieb er dann mit Christiania zusammen, nahm oft an ihren Mahlzeiten teil und ließ sich von ihrem Ergehen erzählen. Er wußte bald alles, was sich in ihrem Leben abgespielt während der langen sieben Jahre, und auch von sich selber berichtete er manches. Hartnäckig nur verschwieg er seine letzten Erlebnisse in Königsberg.

So saßen die beiden manches Mal im verschwimmenden Tagesschein am Fenster der kleinen Wohnung einander gegenüber, und es wurde dunkler und dunkler umher — sie merkten es nicht; ihre Seelen wandelten die halb verwachsenen Pfade der Jugend zurück, und sie freuten sich, wenn sie an einen Aussichtspunkt kamen, der sie einst gemeinsam erfreut. Ihre Köpfe waren ein wenig gesenkt, ihre Stimmen neigten sich gegeneinander, und ihre Hände lagen bisweilen, ohne daß sie es wußten, nahe zusammen auf dem Fensterbrett, und die Finger spielten miteinander. Ihrer vertrauteren Stellung entsprach es, daß sie allmählich auch auf der Straße zusammen sich zeigten. Ihr erster Weg war nach dem Kirchhof gewesen, wo das Grab ihres Vaters lag und nicht weit davon auch Rolfs Schwesterchen ruhte. Ein andermal machte es ihm Spaß, sie auf den Markt zu begleiten und ihr bei den Einkäufen behilflich zu sein, und sie ließ es auch zu, daß er ihr nachher die schwere Tasche nach Hause trug. Seit diesem Tage ging er auch sonst öfter mit ihr aus und achtete der hämischen Blicke nicht, die aus den Nachbarhäusern sie beide dann verfolgten.

Rolf persönlich erschien der Umgang mit dem einzigen Wesen, das ihm Freundschaft entgegentrug, wie langersehnte Erfüllung; er gab sich der wohltätigen Empfindung rückhaltlos hin, dachte nicht daran, sich selber Maß und Ziel zu setzen, und ahnte in seiner Arglosigkeit nicht, daß er sie zum zweitenmal ins Unglück brachte.

Und endlich kam der Tag heran, an dem Gustav zurückkehrte. Es war ganz früh am Morgen, noch vor fünf Uhr, und von der See her wehte eine frische Brise. Sie gingen beide zusammen nach dem Hafen, ihn abzuholen.

„Was er wohl dazu sagen wird?" fragte sie plötzlich, in ihrem Hin- und Hergange auf der Landungsbrücke stehen bleibend, als das Schiff schon in Sicht war.

„Wozu?"

„Daß wir so gut befreundet geworden sind."

„Ich denke, er kann mir nur danken, da ich doch nichts für mich gewollt ..."

Er sagte es abgebrochen und sah ihr dabei ins Gesicht, das ihm heut' in der Frische

Digitized by Google

des Morgen-Seewindes unter dem hellen Strohhütchen mit dem an der Seite flatternden Bändchen, und wie sie ihn so mit in der Sonne etwas zwinkernden Augen ansah, lieblich wie einstmals erschien und ihm fast unbewußt die Frage an der Richtigkeit dessen, was er eben gesagt, ausdrängte. Aber vor ihr wie vor sich selber wünschte er den Eindruck zu verwischen, als habe er am Ende doch irgendwie an sich gedacht, und so setzte er rasch hinzu: „Und sieh mal — ich habe es jetzt auch leichter, deinen Wunsch zu erfüllen und auf ihn aufzupassen. Wenn ich schon ganz zur Familie gehöre ... nicht wahr?"

Das letzte schien ihr einzuleuchten. Sie nickte ihm zu und nahm ihren Weg wieder auf. Erst nach einer Weile sagte sie, und in der halb schiefen Haltung ihres Kopfes unter dem Hutrand hervor sahen ihre grauen Augen ihn geradezu flehend an: „Nicht wahr, du verläßt mich nicht?"

Das versprach er ihr heute mit tausend Freuden.

Das Schiff kam heran, majestätisch mit dem hoch erhobenen Bug, ein herrliches Bild auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Vornan stand Gustav, man sah ihn schon aus der Ferne. Er winkte. Als er der beiden ansichtig wurde, machte er erstaunte Handbewegungen.

Die Begrüßung war herzlich und leidenschaftlich, viel inniger, als Rolf sich gedacht. Gustavs stolze Männlichkeit mußte doch auf zartere weibliche Seelen, wie Christiania eine war, ihre besonderen Reize üben, sagte er sich.

„Du bist hübscher geworden, Weib — weißt du das?" Das war fast das erste, was Gustav zu seiner Frau sagte, noch ehe er sich nach den Kindern erkundigte, und dabei hatte im Vorüberschweifen aus seinen harten Augen den Bruder ein Blick getroffen, der diesem höchst mißfiel — er war sich nicht klar, warum.

Ein paar Tage darauf trat Rolf das neue Amt an, das Christiania für ihn geschaffen, Gustavs Hüter zu sein. Wenn ein altes Sprichwort sagt, es sei leichter, ein Schock Flöhe zu bewachen, als eines jungen Mädchens Hüter zu sein, so merkte Rolf bald, daß es mit einem wilden Seemann, der nach langer Fahrt an Land kommt, ganz die nämliche Sache ist. Es schien sich in Gustav eine schier unbändige Lebenskraft und eine unverwüstliche Lebensfreude zu regen. Rolf gefiel das eigentlich. Seiner schwachgemut gewordenen Seele machte die sozusagen derb zufassende Art der Denkweise und die unbekümmerte stete Entschlossenheit des Bruders zu den eigenen Worten und Taten entschiedenen Eindruck. Ja, es regte sich in ihm wieder etwas wie Neid auf die vielleicht einfachere aber für den Lebenskampf so viel besser ausgerüstete Natur des handfesten Seemanns.

Ein anderes kam noch hinzu. Er traf da jetzt öfter, wenn er in Gustavs Gesellschaft die Hafenkneipen besuchte, mit anderen Seeleuten, zum Teil Altersgenossen, zusammen, die ein gut Stück Welt gesehen und ihre Augen dabei nicht geschlossen gehalten hatten. Was wußten die nicht alles zu erzählen von fremden Ländern und Menschen! Wie hatte mit Weite und Ferne der Meere, die sie aufsuchten, auch ihr Horizont sich erweitert! Wie überlegen kamen die meisten Rolf vor in allem Wissenswerten des Lebens! Und immer von neuem bewunderte er auch die sichere, selbstverständliche Art, mit der sie alles ablehnten, was nicht zu ihrem Berufe gehörte oder sonst nicht in ihren Kram paßte. Wenn aus dem Munde eines der breiten, ruhigen, wetterharten Seemannsgesichter so ein einfaches „Davon versteh' ich nichts!" kam, dann war Rolf oft dem Sprecher ordentlich zugetan ob des Mutes, ja des Glückes, die jene zu solcher Äußerung befähigten. Denn wie glücklich mußten die sein, nicht ewig unter diesem Harm und Hunger nach Werten zu leiden, die auch seinem Zutritt noch verschlossen waren, die dem Menschen im besten Falle nach jahrelanger, die schönste Zeit des Lebens wegnehmender Arbeit, ja vielleicht niemals geöffnet wurden. Was nützte ihm dieser ziellose Wissensdurst, der von Brosamen sich nähren mußte! War's nicht weit besser, wie die da es trieben? Auf ein paar Brettern hinaus in die Welt, im Kampfe mit Wind und Wasser die breite Brust gestählt ... auf neuem Boden fremder Sonne und fremdem Volke ins Antlitz geschaut, und dann zurück in die Arme eines liebenden

Digitized by Google

Weibes, von aller Sehnsuchtsfülle der langen Monate des Harrens empfangen, oder auch nur an den weißen Busen eines der gefälligen Mädchen, die die angesammelte Lebensgier mit Rausch vergalten, und denen die Lust und die Liebe am Dasein aus funkelnden Augen sprang! Und er daneben ...! Ein verhärmter Geselle, ohne Kraft und Saft, ohne Mut, selbst zum Schlechten, ein Duckmäuser, der sich vor dem Windhauch des Lebens zu fürchten begann, weil er ihm ein paarmal allzuscharf um die Nase geweht hatte! Ein Duckmäuser, nichts weiter!

Seemann! — Vielleicht hätte er wirklich Seemann werden sollen!

„Dann wirst du ja wohl auch zur See gehen müssen — dann wird das wohl das beste sein ..." Diese Begrüßungsworte der Mutter kehrten ihm immer eindringlicher in den Sinn zurück, besuchten immer häufiger seine Gedanken und nisteten sich allmählich so fest in seinem Hirn, daß es ihn ordentlich Mühe kostete, sich noch für Zeiten wenigstens von ihrem Bann zu befreien.

Was ihn übrigens nicht unerheblich bestärkte, war Christianias Stellung zu solchen Gedanken. Als er zum erstenmal, fast noch wie spielend, zu ihr davon sprach, ging sie ganz ernsthaft darauf ein, schilderte ihm die Vorzüge des Seemannsberufes und meinte, namentlich für seine augenscheinlich nicht mehr sehr wetterfeste Gesundheit würde er wohl das Richtige bringen. —

Ein paarmal in der nächsten Zeit war Rolf dann auch in Gustavs Wohnung, wenn dieser abwesend war; der äußere Grund war, um mit Christiania über Gustav und sein Benehmen zu sprechen, innerlich aber reizte ihn etwas, dem einzigen Menschen gegenüber, dem er Offenheit entgegenbrachte, über seine Zukunft zu reden. Wenn dann Gustav nach Hause kam, verstummten sie beide — sehr ihren Wünschen entgegen, denn so erweckte es den Anschein, als ob sie Verbotenes gesprochen hätten. Und Gustav machte auch mit süß-saurer Miene gelegentlich eine verfänglich klingende Bemerkung darüber. Aber Christiania schien diese keimende Eifersucht als eine nicht unwillkommene Waffe gegen ihren Mann benutzen zu wollen, und nur Rolf wurde rot bei solchen anzüglichen Worten. Aber das nächste Mal war es ihm dann doch wieder eine Wohltat, auf sein heimliches Thema mit ihr zurückzukommen. Zu seiner nicht geringen Überraschung mußte Christiania davon übrigens auch ihrem Mann wohl gesprochen haben. Denn eines Abends mitten im Tabaksqualm und Kneipenlärm unten im „Paradies", als Rolf zufällig Schulter an Schulter mit dem Bruder saß, lehnte dieser sich schwer nach ihm herüber und sagte über seine Achsel hinweg: „Na — und du willst auch nicht länger Landratte spielen?"

„Wer hat dir das gesagt?" fragte Rolf, den die offene Hervorzerrung seiner heimlichen Gedanken verlegen machte.

Gustav legte sich nach der anderen Seite. „Wer? Spaß!" versetzte er ironisch und spuckte nach hinten. Und dann, als Rolf ein paar unsichere Blicke nach den anderen hinüberwarf, fügte er hinzu: „Ist wohl hübsch hier in Memel, wenn ich nicht da bin, was? Paßt wahrscheinlich ganz gut — das eine Schiff geht, das andere kommt. Braucht man nicht mit dem ekligen Bruder Schulter an Schulter zu sitzen. Auch ein Grund, Seemann zu werden. Na, prosit!"

Rolf wurde rot. Des Bruders versteckte und hämische Art verletzte ihn so, daß er am liebsten aufgesprungen wäre und ihm gern zum zweitenmal jenes Wort zugerufen hätte, das schon einmal an diesem nämlichen Tische gefallen war. Aber er bezwang sich um Christianias willen, er zuckte nur die Achseln, sagte: „Ich versteh' dich nicht!" und wandte sich ab.

Damit war für den Augenblick das Gespräch beendigt. Aber in Gustav schien die Erregung weiter zu glimmen. Rolf merkte es an seinem hastigen Trinken und der überlauten Art, mit der er sich jetzt in die Unterhaltung der anderen mischte.

Er ahnte bald, es würde heute einer jener schlimmen Tage werden, von denen Christiania ihm erzählt hatte. Gustav trank unaufhörlich — immer lauter und zufahrender wurden sein Gebaren und seine Worte. Hätte in Rolf nicht wie eine Gewissensstimme das Versprechen gewacht, das er Christiania gegeben — er wäre längst auf und davon gegangen, so widerlich erschien ihm das Treiben der lauten Gesellschaft, die im Laufe der Stunden kleiner und kleiner wurde. So

Digitized by Google

aber blieb er, gab sich Mühe, in seiner bescheidenen Weise mitzuhalten und suchte hin und wieder auch dem unsicher werdenden Gustav ein Glas zu entziehen. Einmal bemerkte dieser es, brauste auf und schrie den Bruder an, er sei nicht sein Vormund. Aber da Rolf auch diesmal die Fassung bewahrte, mußte auch der Trunkene sich wieder besänftigen.

Man hatte allmählich die Plätze am Tische gewechselt. Rolf war es gelungen, seinen beiden Nachbarn klarzumachen, daß es jetzt Zeit sei, nach Hause zu gehen. Diese standen auf, das war das Zeichen, daß die ganze kleine Runde sich auflöste. Seltsamerweise war auch Gustav bereit, jetzt zu gehen.

Sie waren alle schon unterwegs nach der Tür, da wollte es das Unglück, daß gerade lärmend und singend ein Trupp Matrosen von einem Kriegsschiff, das seit gestern vor dem Hafen lag, die Kellertreppe hinabstieg, in ihrer Mitte zwei Mädchen in gleichen scharffarbigen karierten Blusen. Zuerst gab es ein großes Hallo der Begrüßung, dann bändelten die Mädchen gleich mit den Seeleuten an, die sie zum Teil kannten, und nach wenig Augenblicken saß alles wieder an dem eben verlassenen Tisch zusammen. Das Erscheinen der weiblichen Gäste hatte die schon erschlaffenden Geister rasch von neuem belebt — Scherzworte und Liebkosungen deutlichster Art flogen hin und her, und es dauerte nicht lange, so war die erste Hänselei der Soldaten aus Gustavs Munde vom Stapel gelassen. Natürlich wehrten die sich, und der Unterstrom des Klassenbewußtseins brach bald mit Ungestüm hervor. Wovon es ausgegangen war, wußte eigentlich niemand mehr — aber alle begriffen jetzt, daß es sich um die Zugehörigkeit des größeren der beiden Frauenzimmer zu dem einen oder anderen der anwesenden Teile handelte. Dem Mädchen selbst, das mit frechen und herausfordernden Augen den Reden der Kämpfenden folgte, schien es Spaß zu machen, jetzt in handgreiflicher Weise bald zu dem einen, bald zu dem anderen hinübergezogen zu werden. Als aber einer es zu deutlich machte, sprang sie auf den Tisch und schrie: keiner dürfe sie anrühren. Da das natürlich nicht befolgt wurde, sondern nun erst recht alle zugriffen, kam sie auf Gustavs Seite zu Fall. Nun aber fuhr sie auf und rief den Soldaten zu, sie dürften sich das nicht bieten lassen. Und damit war das Zeichen zu einem Handgemenge gegeben, das durch den Ausbruch heftiger Worte und die tatkräftigen Bemühungen eines Besonnenen, dem auch Rolf sich anschloß, nur schwer noch in Grenzen gehalten wurde. Mitten in dem allgemeinen Lärm stieß jemand an die Hängelampe über dem Tisch, so daß diese klapperte und klirrte und herabzufallen drohte. In die dadurch entstandene Stille scholl unerwartet eine Stimme von der Tür. Als die Erregten sich umsahen, stand da ein Mann, den alle trotz des fast undurchdringlichen Tabaksqualms sofort als einen Schiffsoffizier erkannten. Im Augenblick waren die Soldaten aus dem Gemenge und standen kerzengerade an ihren Plätzen.

„Schämt euch, Leute," sprach indessen die Stimme von der Tür, „ich komme hier vorbei, höre den Lärm und muß euch finden! Schickt sich sowas für brave Soldaten? Macht, daß ihr 'rauskommt aus dieser Spelunke." Damit hatte er schon Kehrt gemacht und war aus der Tür.

Unter den Zurückgebliebenen herrschte eine Weile noch tiefe Stille. Die Matrosen sahen einander an — ohne viele Worte zu machen, bezahlten sie ihre Zeche und gingen. Auch durch die Hohnworte der anderen ließen sie sich nicht mehr zurückhalten. Die Mädchen wollten erst mitgehen, denn die Matrosen hatten für sie bezahlt, aber als Gustav beide um die Taillen packte und schrie: „Sie bleiben hier!" machten jene auch keinen weiteren Versuch, sie mitzunehmen.

„Was doch so ein einzelner Wille vermag!" sagte Rolf, der wie betäubt auf einem Stuhl am Nebentisch gesessen hatte, zu sich selbst. Oder vielleicht war es gar nicht mehr der Wille jenes einzelnen, der zum Wollen und Befehlen erzogen war, sondern auch in diesen einfachen Leuten allen, die so automatisch zu handeln schienen, war ein eingeimpfter Wille tätig, der seine eigenen, vielleicht einmal vergessenen, aber rasch immer wiedergefundenen Wege wandelte! Aus dem kleinen Begebnis war Rolf durch alle Umnebelung seiner Sinne hindurch auf einmal etwas wie eine Ahnung von der Macht des Willens im Menschen lebendig geworden.

Digitized by Google

Aus seiner Versunkenheit weckte Rolf das Gekreisch der Mädchen, die jetzt von Gustav, der auf dem Sofa saß, nicht eben sanft angefaßt wurden. Er trat heran, legte dem Bruder die Hand auf den Arm und sagte ziemlich kurz, denn es wurde ihm schwer, viel zu sprechen: „Laß das! Um Christianias willen!"

Ohne die Mädchen loszulassen, entgegnete Gustav grinsend: „Ah! also jetzt kommt's!"

„Was kommt?" fragte Rolf ungeduldig.

Der Bruder grinste ihm immer noch aufdringlich ins Gesicht. „Ich sag' dir ja! Spaß! bloß Spaß!" versetzte er ausweichend und brachte die beiden neben ihm wieder zum Schreien. Aber als Rolf ihn immer finsterer ansah, wurde auch er ernst und fuhr fort: „Ihr treibt mir überhaupt zu viel Heimlichkeiten, ihr zwei!"

„Keine, die du nicht wissen könntest!" entgegnete Rolf rasch.

„Ach, lüg du und der Deiwel!" antwortete der andere, indem er sich der Schwarzäugigen zuwandte. „Überhaupt die Tugend — was ich mir dafür kaufe!"

Jetzt fing es an, auch in Rolf zu kochen. „Was willst du mit solchem Gerede?" herrschte er ihn an.

„Na, erlaube mal — du fragst in einem Tone ..."

„Was du damit sagen willst?" wiederholte Rolf. „Du hast Christiania nichts vorzuwerfen!"

Gustav lachte auf. „Na, ich danke!"

„Ich wiederhol' es dir: nichts!"

„Und ich sag' dir — die hat schon manchen hinter der Tür geküßt!" kam es roh von den Lippen des anderen.

Rolf wurde dunkelrot im Gesicht, und es brannte ihm wie Feuer in den Augen. „Wen zum Beispiel?"

Gustav hatte sich erhoben. „Wen?" fragte er geringschätzig.

„Ja, wen?"

„Na, zum Kuckuck, dich zum Beispiel!" stieß Gustav hervor.

Jetzt schlug Rolf mit der Faust auf den Tisch. „Das ist nicht wahr!"

„Lüg du und der Deiwel!" wiederholte wieder der andere, indem er sich abwenden wollte.

„Gut! Dann geh' ich zu Christiania und erzähl' ihr, mit wem du dich 'rumtreibst!" versetzte Rolf mit wiedergewonnener Fassung.

Im Augenblick hatte Gustav sich umgewendet. „Untersteh du dich! Ehebrecher! Dieb du!" schrie er ihn an.

Nun konnte Rolf sich nicht länger bemeistern. „Schuft du!" sagte er zum zweitenmal in seinem Leben zu seinem Bruder.

Er hatte das Wort kaum gesprochen, als er Gustavs Finger an seiner Kehle verspürte, in derselben Sekunde aber auch, wie ein paar Frauenarme und -hände ihm fest über Gesicht und Schultern faßten und ihn zu Boden drückten. Es war sein Glück; denn Gustavs rohwildes, trunkenes Antlitz, das er jetzt über sich gebeugt sah, weissagte nichts Gutes. Inzwischen waren auch die anderen herzugetreten — man trennte die Brüder, und eine Minute später war Rolf allein auf der Straße in der kühlen Augustnacht, über der ungezählte Scharen von Sternen flimmerten. Gustav war noch in der Kneipe zurückgeblieben.

Mußte schon ein solcher Auftritt in Rolfs empfindlicher und noch immer wunder Seele die tiefsten Spuren zurücklassen, so waren zwei Ereignisse, die nun rasch aufeinander folgten, in ihrer inneren Verbindung erst recht dazu angetan, ihn an allem Glauben an die Verläßlichkeit und das Gute in der menschlichen Seele vollkommen irre zu machen.

Das eine war die Tatsache, daß in der Frühe des nächsten Tages Christiania verweint und beinahe verwildert in der Wohnung von Rolfs Mutter erschien und unter Tränen berichtete, ihr Mann habe sie heut' nacht, als er betrunken nach Hause gekommen, geschlagen. Zuerst wollte sie mit der Sprache nicht recht heraus, als aber die Mutter für eine Weile das Zimmer verließ, beichtete sie doch, Gustav habe ihr unerlaubten Verkehr mit Rolf zum Vorwurf gemacht. Alle Nachbarn hätten es ihm erzählt, wie sie beide immer zusammengesteckt und nicht einmal Scheu getragen, sich vor den Leuten zu zeigen. Und als sie ihm beim Haupte ihrer Kinder zugeschworen, daß daran kein wahres Wort wäre, da sei er auf die alte Geschichte zurückgekommen, daß sie beide doch auch auf der Winterreise über Haff schon miteinander zu tun gehabt. Der Fischer Pohl habe erklärt, er könne es vor Gott

und allen Menschen bezeugen, daß sie nachts in demselben Zimmer zusammen gewesen, und niemand werde behaupten, daß der alte Pohl je ein Lügner gewesen. Auf die Erneuerung dieses alten Vorwurfs habe sie ihm schlimme Worte zu hören gegeben, aber da sei er wild geworden, habe sie geschlagen und mit dem Fuß nach ihr getreten, so daß die Kinder aufgewacht seien und geschrien, und die Nachbarn hätten kommen müssen, um Frieden zu stiften. Die Kinder habe sie jetzt zu der Mutter gebracht, und sie selber wolle niemals wieder zu ihrem Mann zurückkehren, das war der Schluß ihrer tränenreichen Erzählung.

Rolf fand das nur richtig und konnte nichts anderes tun, als sie in ihrem Entschlusse bestärken. Denn wenn es schon bis zu Schlägen gekommen, sei eine Versöhnung wohl für immer ausgeschlossen, meinte er.

Das zweite Ereignis fiel drei Tage später und hing auch mit einem Besuche Christianias zusammen. Diesmal aber kam sie am späten Nachmittag, um eine Zeit, da sie wußte, daß die Mutter noch nicht zu Hause sein konnte. Sie war nett hergerichtet, so wie an jenem frühen Morgen, als sie gemeinsam Gustav erwartet hatten. Rolf, der am Fenster über einem Buche saß, sah sie von fern über die Straße kommen und wunderte sich nur, daß sie so langsam ging und gar nicht nach seinen Fenstern aufsah, was sonst wohl in ihrer Natur gelegen hätte. Als sie aber bei ihm ins Zimmer trat, erschrak er ordentlich, so verändert kam ihm ihr Gesichtsausdruck vor, obwohl er sie alle diese Tage, und meist zweimal, bei ihrer Mutter gesehen hatte. Etwas Hartes und Entschlossenes lag in ihren Zügen, was den noch heute weichen Formen durchaus widersprach und auf den Abschluß irgendeines inneren Kampfes hindeutete. Rolf sprang auf und ergriff ihre Hand. Sie ließ sie ihm, erwiderte aber seinen Druck nicht und sah ihn auch nicht an, als ob sie kein gutes Gewissen gegen ihn hätte. Seine Fragen, was denn geschehen sei, und warum sie so traurige Augen mache, beantwortete sie nicht gleich. Sie ließ sich von ihm auf der Mutter kleines, geblümtes Sofa geleiten, und auch als sie hier saß, hielt sie die Blicke von ihm fern und vor sich auf die Tischdecke geheftet.

Die fast unnatürliche Starrheit ihrer hübschen blaugrauen Augen, in denen sich alles Leben und aller Mutwille heute verkrochen zu haben schienen, erfüllte ihn mit großem Mitleid. Er strich ihr sanft über die Hände, die sie gefaltet im Schoße hielt, und fragte wiederholt leise, was denn geschehen sei, sie solle es ihm doch sagen.

„Du wirst mich jetzt ganz verachten," brachte sie endlich tonlos hervor.

„Ich verachte niemanden, am wenigsten dich, Christiania," versetzte er wärmer. „Ich habe viel zu viel Respekt vor der menschlichen Seele, um nicht alles verstehen zu können."

Aber da sagte sie doch etwas, was er nicht verstand.

„Ich habe mich gestern mit ihm ausgesöhnt," sagte sie; „du warst gerade fort; da ist er gekommen und hat mich so flehentlich gebeten, daß ich nicht anders konnte. Ich bin ja doch seine Frau, und oft hat er mich ja auch wirklich lieb, und gestern ist er so gut zu mir gewesen, daß ich wieder glaubte, ich könne nicht leben ohne ihn. Da bin ich mit ihm gegangen."

Rolf schwieg. Das verstand er wirklich ganz und gar nicht. Armes Geschöpf, dachte er nur; wenn sie so abhängig war von ihren Instinkten, wenn sie so wenig Willen hatte, was hatte er dann noch mit ihr zu schaffen? Dann mußte sie schon ohne ihn fertig werden. Willenloses Weib! beendete er fast hochmütig sein Nachsinnen und bedachte nicht, wie er bis zu dieser Stunde sich auch kaum als etwas anderes bewiesen hatte, denn einen willenlosen Mann.

Sie unterbrach seine Gedanken, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte und ihn plötzlich ansah.

„Und nun kommt das Schlimmste!" hörte er sie dabei sagen. „Er muß fort. Heute abend noch. Er hat was Schlimmes begangen!"

„Begangen sagst du? Was hat er begangen? Was denn?" forschte er — der Atem stockte ihm in der Kehle.

„Der Sohn von eurem Nachbar, der Seifensieder — du weißt wohl —, der hat ihn dazu verführt, sagt er, daß er Wechsel geschrieben hat. Ein paarmal ist es ganz gut gegangen, aber jetzt hat er eine Unterschrift

nachgemacht, und wenn das 'rauskommt, dann stecken sie ihn ins Zuchthaus!"

„Gustav?"

Sie nickte langsam. „Es bleibt nichts anderes — er muß fort, sagt er, noch heute nacht, nach Amerika. Aber er muß von Königsberg fort, hier wissen es alle gleich. Ich habe schon auf die Möbel geliehen — aber das ist so wenig. Du hast mir erzählt, daß du noch ein paar hundert Mark hast. Willst du's mir geben?"

Sie sah ihn mit ihren traurigen, tränenlosen Augen fortgesetzt an, während sie das sagte, als dürfte er mit keiner Miene, keinem Blick ihr entgehen.

Er fühlte diese Gewalt und sprang auf. „Ich kann nicht, Christiania!" rief er, „es ist das einzige! Wie soll ich weiterkommen? Ich muß doch leben in Königsberg!"

Immer noch ihr stiller verfolgender Blick und ihre weiche Stimme. „Ach, du wirst ja doch zur See gehen — ich weiß ja! Da brauchst du es nicht so nötig — namentlich für den Anfang. Und du bist ja so ordentlich — du sparst es dir bald wieder zusammen! Gib's mir."

„Ich kann nicht, Christiania!" wiederholte er, und während er nach der Bittenden auf dem kleinen Sofa hinübersah, war ihm, als ob er nichts mehr deutlich erkennen könne und alles durch unsichere Linien verzerrt sei. Er mußte mit einem Ruck sich losreißen von der Erscheinung und trat zur Seite.

Durch die Gardinen kam die schon schräge Sonne ins Zimmer und malte scharfe Lichtfiguren gegen die Wand. Aus einem entfernten Hofe klang in schrillen Tönen das Spiel einer Drehorgel, und von Zeit zu Zeit füllte Kindergeschrei von der engen Gasse die Luft.

Er bemerkte alles wie im halben Traume und mußte sich ernstlich befragen, ob das hier auch ein Wirkliches sei, was er jetzt erlebte. Hatte er es nicht einmal schon genau so durchgemacht? Wie war es doch nur gewesen? Und unbewußt nachdenkend, legte er die Hand an die Stirn.

Sie aber ließ nicht nach. „Denk, was du mir einstmals gesagt hast, Rolf — daß ich dir dein Leben gerettet hab'! Heut' kannst du's mir vergelten. Und denk an deinen Namen — er ist doch mein Mann und dein Bruder — und wenn das alles hier verhandelt wird ..."

Sie mußte mit sehr festem Vorsatz hergekommen sein, denn ihre Stimme zitterte nicht, und ihre sonst so leicht zu Tränen geneigten Augen weinten auch nicht heute — sie saß nur da und verfolgte jede seiner Bewegungen, und jeder Blick war wie eine dringende Bitte.

Ihm aber schoß die Erinnerung durch das Herz, wie er damals in dem dunklen Torweg hinter ihr her gesagt: „Das will ich Ihnen vergelten!" und wie fest er sich das vorgenommen hatte in jener Stunde — und wie er unwissentlich eigentlich das Gegenteil über sie heraufbeschworen, indem er sie, ohne es zu ahnen, in diese Ehe und damit ins Unglück gebracht ... Aber auch jener zweite Abend fiel ihm ein, als er in des trunkenen Pastors Hause sein ganzes Hab und Gut hingegeben für einen Schiffbrüchigen, so daß er selbst als Bettler am Wege gestanden. Und nun sollte er das noch einmal durchmachen, genau dasselbe, bloß weil dieser Schiffbrüchige zufällig sein Bruder war?

Und er nahm alle Kraft zusammen und sagte zum dritten Male: „Ich kann nicht, Christiania!"

Eine bange Pause folgte den Worten — man hörte ein paar Fliegen summen im Zimmer, sonst war alles still. Er hatte den Mut nicht, sie anzusehen, und stand unbeweglich neben des Vaters vielgeflochtenem Rohrsessel, auf den er die Hand gelegt hatte.

Da hörte er sie aufstehen. Er glaubte, sie würde ohne ein Wort hinausgehen, und damit würde der letzte Mensch von seiner Seite gerissen sein, an dem seine Seele noch hing. Aber das geschah nicht. Sondern wortlos trat sie vor ihn hin, sank ohne Laut vor ihm nieder und umfaßte seine Knie.

Er blickte erschrocken auf sie herab — ihm war, als hätte sie plötzlich alle seine Stärke mit sich zu Boden gerissen. Er sah in dem Augenblick nicht das arme unglückliche Weib, das um seinen Mann bangte, nicht die gehetzte Mutter, die für das letzte flehte, das man dem Vater ihrer Kinder antun konnte, er sah nur das junge Geschöpf, das einst so voll Leben und Lustigkeit an seiner Seite geschritten war, und die er damals geliebt — und die lag jetzt vor ihm und bettelte —

Digitized by Google

um seine lumpigen Groschen! Ein heißes Gefühl wallte in ihm auf, er hob die Kniende empor, stammelte ein paar Worte, die sie wohl kaum verstand, und als sie noch immer mit ängstlichen Augen an seinem Gesichte hing, sagte er mit fester Stimme und nickte bekräftigend dazu: „Ja! Du sollst es haben."

Am nächsten Morgen kam Christiania zu Rolf und seiner Mutter, um ihnen zu sagen, daß Gustav noch in der Nacht nach Königsberg gegangen sei und von da nach Hamburg fahren werde, um so schnell wie möglich Amerika zu erreichen.

Sie alle haben nie wieder etwas von ihm gehört. Wer weiß, ob er untergegangen sein mag oder sonst irgendwo in der Fremde verdorben und gestorben ist!

Rolf aber hatte auch diesen Kelch noch auszukosten gehabt.

Was in den nächsten Tagen in ihm vorging, ist schwer zu sagen. Von den widersprechendsten Gefühlen wurde seine arme Seele hin und her gepeitscht. In einem Augenblick glaubte er, er dürfe sich vor niemandem mehr jetzt sehen lassen; sein Name war ja geschändet jetzt — jeden Tag konnte es ans Licht kommen, was sein Bruder getan, und er war eines Blutes mit ihm — auch ihn traf ein Teil der Verachtung, die jenen erwartete. Insbesondere die tüchtigeren unter den Seeleuten, mit denen ihn seine neuere Lebensweise zusammengeführt, und die sein Instinkt wohl erkannt hatte, waren es, vor denen er sich genierte, die er vor allem zu vermeiden wünschte.

Im nächsten Augenblick aber wieder reizte ihn etwas, all jenem Gerede und Getuschel die Stirn zu bieten, einen lauten Ausbruch zu verhindern, solange noch nichts bewiesen war, und durch sein Erscheinen in dem gewohnten Kreise wenigstens zu beweisen, daß er selbst sich nicht mitschuldig gemacht hatte an allem, was etwa der Bruder verbrochen, und daß er mit freier Stirn noch jedem entgegentreten durfte, er, ein makelloser Träger seines alten, geachteten Seemannsnamens. Wenn er dann aber, solchem Antriebe folgend, sich zu den alten Genossen wagte, dann brauchte nur von irgendwoher zufällig sein Name genannt zu werden, und er zuckte zusammen wie ein Pferd, dem man unvermutet die Peitsche gibt.

Sein ungleiches, haltloses Wesen konnte nicht immer und allen verborgen bleiben, und ein paarmal war er denn in der Tat schon darauf angeredet worden, so daß er Mühe gehabt hatte, durch ein halbes Scherzwort oder ergiebigeres Zutrinken darüber hinwegzukommen. Ein Glück noch, daß niemand auf den Gedanken geriet, sein Gebaren mit der Abwesenheit des Bruders in Verbindung zu bringen, von dem es hieß, daß er Geschäfte halber nach Tilsit gefahren sei. Allein mit jedem Tage wurde es schwerer, diese Komödie weiter zu spielen; an so lange Abwesenheit eines Seemanns ohne triftige und mitteilenswerte Gründe konnte wohl niemand recht glauben, und eine innere Aufregung spiegelte Rolf fast Tag für Tag schon den Augenblick der Entdeckung vor Augen, vor dem er zitterte, als wäre er selbst der Schuldige. Der Umstand, daß er von allen Vorgängen, die mit dem Verbrechen des Bruders zusammenhingen, kein Sterbenswörtchen erfuhr, war mit dazu angetan, seine seelische Aufregung zu verstärken. Er hatte nämlich seit jenem Morgen, als sie die Fluchtnachricht brachte, Christiania nicht wiedergesehen, er wollte sie auch nicht sehen — er verkroch sich geradezu vor ihr. Aber da sie die einzige war, die vielleicht von all den schlimmen Dingen und ihrem Fortgang etwas wußte — die Mutter hatten sie absichtlich nicht eingeweiht —, so erfuhr er nun gar nichts von der Wirklichkeit dessen, was ihm in der Vorstellung schon so das Herz zerbrannte.

Es waren vielleicht zehn Tage vergangen, da bemerkte Rolf abends im „Paradiese", wie zwei ältere Seeleute, die nicht weit von ihm am Nebentische Platz nahmen, als sie seiner ansichtig wurden, die Köpfe zusammensteckten und zu tuscheln anfingen. Die Vorstellung, daß das Unheil nun seinen Lauf beginne, traf ihn wie ein Dolchstoß. Was er gefürchtet, wurde ihm im Laufe des Abends zur Gewißheit. Die Blicke, die die anderen zu ihm hinüberrichteten, und ein gelegentlich aufgefangenes Wort aus ihrer Unterhaltung verrieten es deutlich. In Rolf war etwas wie der Wunsch lebendig, zu verhindern, daß die Schmach seines Namens hier nun gleich vor aller Ohren in die Welt posaunt würde, und so wurde er, um die an-

Digitized by Google

deren schweigen zu machen, ganz gegen seine Gewohnheit selber laut und feuerte sich dazu durch Getränke immer von neuem an. Er erreichte auch sein Ziel insoweit, als er zu den letzten gehörte, die im Tagesgrauen in der hier üblichen halben Umnebelung den Keller verließen. Als aber draußen die Genossen wie dunkle Schatten unter verlorenen Worten in den umliegenden Straßen sich zerstreut hatten und er nun einsam dastand in der seekühlen, regenfeuchten Morgenluft, da stieg all der Jammer und die Bitterkeit und all die Lebensverzweiflung, die er nun schon so viele Tage in sich hineingefressen hatte, mit so großer Gewalt in ihm empor, daß er in Tränen ausbrach und, als könne er mit dem Raum und den Menschen auch den schrecklichen Taten entfliehen, welche die Häuser hier bargen, aus den Straßen der Stadt nach dem Leuchtturm hinausrannte. Aber auch das war sein Ziel nicht mehr; für ihn gab es keine Ferne mehr, die ihn noch verlockte und reizte, und keine Nähe legte ihre beglückende Hand ihm auf die Schulter — rauh und gefühllos stieß ihn das Leben vorwärts auf steiniger Straße — die dürren Grashänge hier auf den Grabenseiten, die hatte es ihm als Lagerstätte bereitet, und die Chausseesteine bot es ihm als Kopfkissen an. Und fast ohne zu wissen, was er tat, sank er neben einem der Steinhaufen am Wege in die Knie und lehnte die heiße Stirn gegen die harten Kanten. Allmählich ließ er sich ganz zu Boden sinken, und es tat ihm wohl, seinen schmerzenden Kopf auf einem von den Steinen zu betten. So lag er und wälzte immer denselben Gedanken in seinem Hirn umher, während aus dem grauen Himmel langsam Tropfen auf Tropfen niederzufallen begannen auf sein erhitztes Gesicht. Er empfand es und wußte auch, daß er nun bis auf die Haut durchnäßt werden würde, wenn er hier liegen bliebe. Aber es war ihm gleich, er hatte nur den einen Wunsch noch: jetzt weggelöscht zu werden aus der Nähe der lebenden Menschen von diesem immer dichter und schneller sinkenden Regen, ausgelöscht für immer! Und unter solchen Gedanken schwanden ihm allmählich die Sinne.

Als er wieder erwachte, sah er über sich ein weibliches Gesicht gebeugt, das er nicht kannte. Das eine mit schwarzem Läppchen verhängte Auge rief irgendeine entfernte Erinnerung in ihm wach, die er nicht zur Hand hatte. Er wollte nachdenken, aber es machte ihm Mühe; er war zu müde dazu. Er war überhaupt zu müde, sich nur zu bewegen. Seine Brust schmerzte, sein Kopf brannte, und die Füße empfand er wie Eisblöcke. Er hatte plötzlich neben sich seinen Namen nennen gehört, das hatte ihn veranlaßt, die Augen zu öffnen. Aber nun hatte er sie wieder geschlossen und ließ es gleichgültig zu, daß das weibliche Wesen, das mit einem anderen redete, derweilen seine Hand gefaßt hielt. Dann war es wieder ganz still um ihn — er hörte nur das Blut in seinem Kopfe sausen.

Nach einer Weile fühlte er, daß er aufgehoben und in einen Wagen gesetzt wurde, der langsam nach der Stadt fuhr. Endlich hatte er noch ein Bewußtsein davon, daß er von seiner Mutter und einem fremden Wesen entkleidet und zu Bett gebracht wurde. Danach überfiel ihn so tiefe Müdigkeit, daß er alles um sich her vergaß und nur noch den Wunsch hatte, nichts zu empfinden.

Rolf hatte Lungenentzündung. Elf Tage lang schwankte das Fieber auf und ab. Wiederholt, wenn man schon glaubte, es überwunden zu haben, flammte es von neuem empor und versetzte von neuem seine Pfleger in Sorge und bange Erwartung. Er war jetzt meist bei klarem Bewußtsein und erkannte die, welche um ihn waren, ganz wohl. Es waren außer dem Arzt und der Mutter nur noch Tante Malchen, deren Gesicht schon recht schrumplig zu werden begann, und das weibliche Wesen mit dem verbundenen Auge, das ihn vom Wegrande aufgelesen. Die Mutter hatte ihm erst bestätigen müssen, daß es Sibylle sei, so schwer hatte er in den besorgten Zügen, die täglich ein paarmal über seinem Bette auftauchten, die halbvergessene Jugendgespielin wiederzuerkennen vermocht. Es waren ja freilich auch so viele, viele Jahre verflossen seit der Zeit, daß sie miteinander befreundet waren!

Als die Krisis vorüber war und es langsam, ganz langsam wieder besser wurde mit ihm, sprach er öfters mit ihr von der Vergangenheit, und die still-freundliche Art, mit der sie sich mancher kleiner Einzelheiten dar-

Digitized by Google

aus erinnerte, tat ihm von Herzen wohl. Aber sie brach solche Unterhaltungen meist sehr bald ab, weil sie meinte, daß es ihn zu sehr anstrenge. So war er doppelt dankbar, als sie ihm eines Tages vorschlug, sie wolle lieber öfters kommen und ihm vorlesen. Das nahm er mit Freuden an, und so konnte er das ihm von Tag zu Tag vertrauter werdende Gesicht jetzt wöchentlich mehrere Male für längere Zeit neben seinem Lager erblicken und sich nach Herzenslust in den liebevollen, ein wenig leidgeprägten Ausdruck ihrer zarten Züge vertiefen. Wenn sie dann aufhören mußte und das Buch zuklappte, weil die Dämmerung zu sinken begann, saßen die beiden Menschenkinder wohl noch eine halbe Stunde schweigend nebeneinander, er hoch aufgerichtet in seinen Kissen, sie in des alten Vaters Runge ausgedienten Armstuhl zurückgelehnt, und genossen das Glück stillen Befriedigtseins. Selten, daß mit halblautem Wort der eine oder der andere noch eine Frage tat oder eine Bemerkung machte ... Daß sie einander nahe sein durften, schien beiden zu genügen. Weiteres begehrten sie nicht.

Und endlich kam auch der Tag, da Rolf seinen ersten Ausgang machen durfte. Sibylle hatte es sich nicht nehmen lassen, dazu einen Wagen zu besorgen, und sie saß nun auf dem Rücksitz, während im Fond neben Rolf Tante Malchen thronte, die als eine Art Respektsperson mitkommen mußte.

Erst als sie schon unterwegs waren, fiel Rolf das Ungewöhnliche ihrer Situation ein. Er wollte den Platz mit Sibylle wechseln, aber sie litt das nicht und meinte auch in ihrer einfachen Art, als er fragte, ob sie sich nicht vor dem Gerede der Leute fürchte, wenn sie mit ihm hier so fahre, die Leute wüßten ja schon, daß sie durch ihre Schicksale zur Krankenpflegerin geworden sei, und er sehe noch leidend genug aus.

Es war ein herrlicher sonniger Nachmittag zu Anfang September. Die Luft vom klarsten, durchsichtigen Blau und warm dazu, und die Bäume ringsherum standen im prächtigsten Schmuck ihrer verschiedenfarbigen Blätter.

Als sie auf der Chaussee an der Stelle vorüberkamen, wo Rolf an jenem Morgen gelegen, suchte Sibylle abzulenken, indem sie ihn in ein Gespräch über einige Schiffe verwickelte, die fern auf See sichtbar waren. Er aber merkte es, lächelte leise und sagte, als sie nun selbst eine Pause machte, indem er ihr still in die Augen sah: „Also richtig vom Wegrande aufgelesen ...!"

„Ja, Rolfchen," nahm nun Tante Malchen eifrig das Wort, „und wer weiß, was sonst aus dir geworden wäre! Kannst dich richtig bei der Syb dafür bedanken!"

Er sah sie noch immer in seiner stillen Weise an. „Das tu ich ja auch," sagte er, „jeden Tag und jede Stunde, und das weiß sie auch, ich kann es nur nicht jeden Augenblick sagen!"

Sibylle vermied es, ihn anzusehen. „Ach, wenn ich nicht gekommen wäre," meinte sie leichthin, „dann hätte ein anderer ihn gefunden, und es wär' ganz genau so geworden!"

Ein paar Sekunden schwieg er. Dann lehnte er sich nach vornüber und legte seine blasse Hand auf ihre im Schoße ruhende Linke: „Nur wir beide hätten uns dann nicht getroffen."

„Nein, das ist wahr!" versetzte sie scheinbar gelassen.

„Nie?"

„Wahrscheinlich!"

„Nie mehr?" Er wollte sie jetzt durch seinen Blick zwingen, ihr Auge zu ihm zu erheben. Und sie tat es, aber nur für eine flüchtige Sekunde.

„Ich glaube," war ihre Antwort.

Also aus Absicht, bestätigte er vor sich hin. „Und sind Sie nun dem Schicksal böse, daß es anders gekommen ist?" forschte er nach einer Weile weiter.

„Wenn ich dem Schicksal böse sein wollte, dann hätt' ich viel früher damit anfangen können!" versetzte sie mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

Es war zum erstenmal, daß sie auf jenen unglücklichen Vorfall anspielte, der ihn den Frohsinn seiner Kindheit gekostet hatte, und da er ihre Bemerkung für eine bewußte Zurückweisung seiner vielleicht allzu kühnen Frage hielt, so scheuchte ihn das wieder in sich zurück. Er wurde schweigsam, ließ von den Frauen über sich verfügen und kehrte geduldig, als sie es verlangten, in sein Krankenzimmer zurück.

Digitized by Google

Von diesem Tage ab aber erwachte in ihm wieder jenes längst entschlummerte Gefühl, daß er etwas zu sühnen habe an ihr, und ihre neuesten Guttaten beschämten ihn vollends mit jedem Tage mehr. Denn in ihrer stillen, anspruchslosen Art hörte sie nicht auf, seine Pflegerin zu sein, ihm ein paarmal in der Woche vorzulesen und auch sonst ab und zu ihn aufzusuchen, wenn sie wußte, daß die Mutter nicht daheim sein konnte. Mit heimlichem Blick betrachtete er sie dann manches Mal und legte sich die Frage vor, ob sie wohl anders geworden sein würde, wenn jener schreckliche Zufall nicht in ihr Leben eingebrochen wäre, ob die leise Vorwärtsneigung des Kopfes und der leicht umflorte Klang ihrer Stimme auch Folgen davon waren, und ob ihr selbstloses, aufopferndes Tun und Lassen, von dem Tante Malchen ihm jetzt so viel zu erzählen wußte und wie auch er selbst es jetzt kennen lernte, vielleicht nur den unfreiwilligen Verzicht bedeutete auf all jene Lebensfreude und Heiterkeit, die sonst wohl den Weg eines herangeblühten jungen Weibes begleiten. Er hätte so gern solche Fragen mit nein beantwortet. Aber ein Vergleich des einzigen, stets ein wenig hilflos dreinschauenden Auges mit dem Anblick der wirren, unbändig krausen Stirnhaare, die wie ein gewaltsamer Protest gegen den Krankeneindruck der schwarzen Binde erschienen, zwang ihn doch immer wieder zu der Vorstellung einer gebrochenen Blume, deren Schicksal er auf dem Gewissen habe. Und so nisteten Mitleid und Selbstvorwürfe sich immer tiefer in seinem Herzen fest, und heimlich, ganz heimlich regte sich darunter schon das Verlangen, eines Tages mit einem großen Opfer gutzumachen, was er gefehlt.

Solange sie noch häufiger zu ihm kam, ertrug er das Gefühl — denn mit Wort und Blick und jenen hundert unwägbaren Kleinigkeiten, zu denen die Gegenwart Anlaß und Gelegenheit gibt, konnte er ihr wenigstens danken. Als aber seine fortschreitende Genesung ihr Erscheinen seltener machte, empfand er die Nichtbetätigung solcher herzlichen Anerkennung wie einen schmerzlichen Mangel, ja, wie einen neuen Verlust, den seine Seele erleiden sollte. Und dagegen wehrte er sich. Als sie daher eines Tages — Tante Malchen war gerade dabei — erklärte, dies sei nun ihr letzter Besuch, Rolf bedürfe ja ihrer nicht mehr, da konnte er sich nicht enthalten, sie geradezu zu bitten, sie möchte ein Teilchen der Freundschaft, die sie dem Kranken bewiesen, nun auch dem Gesunden erhalten und hin und wieder beweisen. Jetzt legte weltklug und verständig sich Tante Malchen ins Mittel und schlug vor, die jungen Leute könnten ja unter ihrem Schutze in dem wohlbekannten Stübchen hin und wieder sich treffen, und am Sonntagnachmittag solle gleich mal ein Anfang damit gemacht werden. Rolf wußte aus Sibylles Erzählungen, daß die Verhältnisse im Apothekerhause infolge des schwer leidenden Zustandes der Mutter absonderlich traurige waren und sie dort eigentlich nie jemanden bei sich sahen. So begrüßte er das Anerbieten des alten Dämchens mit Freuden und war herzlich beglückt, als auch Sibylle es nicht zurückwies.

Und so kam der Sonntag heran — viel zu langsam für Rolfs sehnsüchtige Wünsche. Das Gespräch, das die beiden dann in Tante Malchens Gegenwart führten, richtete sich zuerst in die Vergangenheit und holte heute bewußt alle jene kleinen Erinnerungen hervor, die von diesem Stübchen einst ihren Ausgang genommen. Und als sie bei der Geschichte von dem Achatring angekommen waren, da hatte Tante Malchen wirklich den Mut, gegen Rolf gewendet zu sagen: „Und ich wette, sie trägt ihn noch heute! Wenn auch nicht an der Hand. Aber ich habe mal so ein Kettchen am Halse gesehen ..."

Sibylle wurde rot und freute sich, daß es schon dunkel wurde. Sie legte die Hand auf die Brust und sagte eilfertig: „Das Kettchen hab' ich immer getragen — ein goldenes Kreuzchen war daran, das wird Rolf wohl noch wissen, nicht wahr?"

Das verräterische „war" in diesen Worten hatte Rolf wohl bemerkt, aber es genügte ihm, und er bestätigte gern ihre Behauptung. Dann aber fuhr er fort: „Nur unsere Freundschaft haben wir lange Zeit schlecht gehalten."

„War das meine Schuld?" versetzte sie, nicht ohne Vorwurf im Ton.

„Gewiß nicht! Vielleicht auch die meine nicht. Aber wissen Sie, was mich wundert?"

Digitized by Google

„Nun?“

„Daß Sie, als Sie mich fanden — Sie wissen schon —, sofort bereit waren, sie mir wieder zu beweisen. Ich hatte das doch so gar nicht verdient.“

„Mein Gott, das war doch Menschenpflicht!“

„Ja! Zuerst ... aber später ... wie soll ich das Ihnen je vergelten?“

Sie unterbrach ihn fast herb: „Deswegen hab' ich's nicht getan, Rolf!“

„Das weiß ich! Nein!“ versetzte er rasch und schob auf dem Tisch seine Hand nach ihr hinüber. Aber sie ergriff sie nicht. Er zögerte noch, so gab es eine kleine Pause.

„Es ist so schön, für einen Menschen was zu bedeuten,“ sagte sie dann nachdenklich. „Das empfand ich bei Ihnen! Sie haben ja niemand sonst.“

Rolf sann dem Gedanken nach. Einem Menschen was zu bedeuten! Einem einzigen nur! Wie recht sie hatte, wie genau sie wußte, worunter auch er gelitten hatte so viele Jahre! Und auch jetzt wieder litt seit seinen letzten Erlebnissen in Königsberg! Und hier war nun eine, die ihm etwas bedeutete, viel bedeutete ... und für die er auch etwas war, das fühlte er wohl. Aber war das genug, um zwei Menschenseelen aneinander zu ketten, ohne den großen, gewaltigen und geheimnisvollen Zug der Herzen? Er wurde fast traurig darüber, daß sein Inneres immer „nein“ sagen mußte dazu.

Tante Malchen war hinausgegangen, um die Lampe zu holen, es dunkelte stark in der Stube — die beiden saßen eine Weile schweigend einander gegenüber. Endlich fand Rolf zuerst wieder die Worte. Er war noch ganz bei ihrem letzten Gedanken.

„Haben Sie bemerkt, daß Sie auch mir viel bedeuten, Sibylle? Sie bedeuten mir den Freund, dem ich alles sagen könnte, was meine Seele berührt — so großes Vertrauen hab' ich zu Ihnen.“

„Aber Sie spüren nie Verlangen, es zu tun,“ versetzte sie mit einem leichten Anflug von Ironie. „Wie oft hab' ich gedacht, ob er dir wohl auch einmal von sich sprechen wird? Von dem, was er innerlich durchlebt hat? Nie!“

Jetzt sprang er auf und trat neben sie. „Doch, Sibylle! Ich habe Verlangen — und ich will's Ihnen beweisen! Ich habe nur Scheu gehabt, von mir zu berichten, weil ich vielleicht Ihre Freundschaft verliere dadurch. Aber Sie haben recht, wenn ich's nicht täte, dann wäre immer etwas zwischen uns ... und das haben Sie nicht verdient. Also — lassen Sie mich beichten — Sie wissen nicht, wie gern ich's Ihnen gegenüber tue. Aber glauben Sie mir, es geschieht heute überhaupt zum erstenmal.“

Und nun begann er von seinen Erlebnissen in Königsberg zu erzählen und verschwieg nichts, und klagte sich an ob seines zwiespältigen Herzens, und es war ihm Wohltat, zum erstenmal von all den Dingen zu sprechen, die so lange Zeit seine ganze Seele in Anspruch genommen und sie so gequält hatten. Er hatte kaum gemerkt, daß Tante Malchen inzwischen mit der Lampe gekommen war und sich dann lautlos und bescheiden auf den Stuhl am Ofen gesetzt hatte; er war ganz mit sich beschäftigt und mit Sibylles blassem Gesicht, das im Schein der Lampe über dem Tische schwebte, und das all die Leiden mit zu durchkosten schien, von denen er da berichtete.

Als er endlich schwieg, wagten auch die anderen eine Zeitlang noch nichts zu sprechen. Dann aber sagte Tante Malchen mit bestimmtem Ton, als ob sie eine ausgemachte Weisheit verkündete: „Ja, mein Jungchen, und das kommt daher, weil sie dich nicht verdient hatten, beide nicht. Ein Frauenherz muß den Mann sich immer erst verdienen durch Opfer, die sie ihm bringt oder sonst irgendeine besondere Tüchtigkeit. Aber die — was haben die wohl für Opfer gebracht um dich?“

Rolf merkte wohl, wohin das zielte, aber weit wichtiger war ihm im Augenblick, was wohl Sibylle sagen würde zu seinen Bekenntnissen. Er fragte schließlich direkt danach, ob es nicht schmählich sei, wie er gehandelt habe, und ob sie einen Menschen wie ihn noch ihres Umgangs würdigen werde.

„Ich kann auf keinen einen Stein werfen,“ sagte sie dann, „die Menschen irren so leicht, und wer selbst einsam ist, weiß am besten, wie schwer man oft den richtigen Weg finden kann.“

Diese Äußerung führte unmerklich zu einem Gespräch hinüber, das fast wie ein Bekennt-

Digitized by Google

nis Sibylles aussah. Der Inhalt aber dieses Bekenntnisses war, daß sie durch den Verlust ihres Auges vereinsamt worden, teils weil die Eltern sie in übergroßer Obhut nun von allem zurückhielten, was sie möglicherweise hätte gefährden können, teils weil sie selber sich in jedem Kreise nur zu bald als Gegenstand des Mitleids empfand, und sie dem nur zu entgehen vermochte, indem sie sich gänzlich zurückzog.

Als die beiden eine Stunde später über den Marktplatz schritten und ihnen von Westen her plötzlich der rote Abendhimmel entgegenleuchtete, mußte Rolf wieder des Kindheitsabends gedenken, wie er ihr auf Tante Malchens Geheiß den roten Achatring gegeben. Ein heißes Gefühl des Mitleids mit dem vereinsamten Menschenkinde an seiner Seite stieg in ihm auf. „Auch ich bin einsam, Sibylle," sagte er plötzlich leise, indem er stehen blieb und nach ihrer Hand faßte. „Ich glaube, wir zwei Einsamen passen gut zueinander."

Sie ließ ihm ihre Hand, lehnte sich ein wenig dichter an ihn, und so schritten sie weiter, bis sie an der Straßenecke in die nördlichen fahlen Schatten tauchten. Da erst fiel es ihnen ein, wie sie gingen — sie ließen einander los und schritten getrennter nebeneinander. Hin und wieder aber sahen sie sich an währenddessen, mit scheuen, suchenden Blicken, als befragte der eine den anderen wie sein Schicksal.

Neben einem alten Bretterzaun, wo eine lange Reihe von Pappeln anfing, bog er vom Wege ab. Sie ließ es ruhig zu und folgte ihm, auch als er einen Feldweg einschlug, der zwischen abgeernteten Kartoffeläckern hindurchführte. Über die braunen Furchen pfiff der Abendwind, und die Luft trug von fern den brenzligen Dunst von verbranntem Kartoffelkraut herüber. In ihrem Rücken aber verglühte langsam der letzte Abendschein am Horizont. Endlich blieb er mitten im Wege stehen, legte sanft den Arm um sie, zog sie an sich, küßte sie und nannte sie seine Braut.

Abermals eine Stunde später kam er nach Hause. Die Mutter war noch nicht zurück. Er sah langsam im Zimmer umher, als sollte von irgendwo etwas Neues, etwas Unerwartetes kommen; da alles stumm blieb, schritt er, ohne Licht zu machen, zum Fenster, setzte sich dort, stützte das Kinn in die Hände und sah in den dunklen Himmel hinauf, an dem schon viele Sterne flimmerten. Das Herz war ihm stumm und schwer — er verstand sich kaum ...

Und was andere himmelhoch jauchzen machte, das machte ihn schier zu Tode betrübt — so verschieden sind die Lose der Menschen.

* * *

Königsberg, du vielverlästerte Pregelstadt, von der die Menschen im Reich noch glauben, daß sich Bären und Wölfe auf russische Manier dort „gute Nacht" sagen — Zweigesichtige du, die du schmutzig und häßlich bist mit deinen krummen und winkligen Gassen, die dabei allen baulichen Reizes entbehren, und schlechte Manieren hast, wenn du in Regenstimmung und rauhen Winden, vertriebenen Kindern der russischen Steppe, mit unhöflich ins Gesicht gedrückter Mütze den Fremden empfängst! Und kannst doch so lieblich und sänftiglich dreinschauen, wenn mit lindem Flügelschlag der Junitag über den Schloßteich gleitet rings an den geschmeidigen, laubgeschmückten Ufergärten entlang! Oder stehst so herrlich-romantisch und trotziglich da, wenn der frühe Herbstabend um die graue Ordensfeste schreitet, auf dem Berge inmitten der Stadt! Und während er geschäftig unten um den Kirchenplatz her die tausend Flammen der Großstadt entfacht in Straßen und Läden, schiebt er mit behutsamen Fingern aus den alten Kastanien langsam die Schatten an den grauen Schloßmauern empor, immer höher und höher — aber sie haben lange zu steigen, bis sie an den massigen, runden Ecktürmen emporklimmen zu dem steilen, schiefergedeckten Dache. Und hoch über Schatten und Mauern und Dächern und Straßengewühl lacht noch lange der schlankaufragende Hauptturm in roter Glut und grüßt über Lande und Haff hinweg zur fernen blauenden See hinüber, hinter der soeben in feurigem Wolkentor die Sonne versunken ist.

Wer dich einmal so gesehen, alte Pregelstadt, dem wird es nicht leicht werden, deinen Anblick zu vergessen. Und wenn sein Geschick ihn aus deinen Mauern für immer entführt, nach Westen und dem einschmei-

Digitized by Google

cheinden Süden — doch steigen Stunden zwischen Tag und Abend herauf, da ihn ein heimatlich Erinnern zurückträgt in deine altvertrauten Gassen, da er wieder den Schloßturm ragen sieht in Abendsonne und sich sehnt nach dem Anblick der Schiffe im Hafen, nach dem Geruch von Wasser und Getreide und Teer, der um die Dämmerzeit durch die Straßen zieht — und er würde gern deinen Boden küssen, du Heimaterde!

In solchen Gefühlen schritt an einem klaren Herbsttage Rolf, von der Vorstadt kommend, die Straße entlang, die geradeswegs aufs Schloß zuführt. Auf dem Kirchenplatz, der keine Kirche mehr trägt, und dem man eben darum seinen Namen hätte belassen sollen, blieb er stehen und weidete sein Auge an dem Treiben und Hasten der Großstadt. Taghell war hier die Straße erleuchtet; aus den tiefen Schaufenstern mit ihren farbenprächtig schimmernden Auslagen brach in breiten Strömen das Licht der elektrischen Lampen; bescheidener mischten darein sich die Gasflammen der städtischen Straßenlaternen.

„Sieh mal, Papa, das ist hier ganz wie in Berlin," hörte Rolf ein kleines Mädchen sagen, die, eine weiße Federboa um den Hals, in einer offenen Droschke neben ihrem Vater sitzend, an ihm vorbeifuhr — nach dem Bahnhof, wie die Koffer vorn bewiesen. Er warf einen flüchtigen Blick nach dem hübschen Gesichtchen, dann stieg sein Auge wieder an dem Schloßturm empor, auf dem, nachdem längst schon alle Umgebung in Abend versunken, immer noch der rote Widerschein leuchtete, der nicht weichen und weichen wollte. Man konnte sogar noch alle Öffnungen in der Galerie und in den kleinen Ecktürmchen oben unterscheiden.

Plötzlich hatte er die Empfindung, daß er von der Seite her angesehen wurde. Als er die Augen senkte, bemerkte er einen großen, breitschulterigen Herrn mit bartlosem Gesicht, der nur ein paar Schritte von ihm entfernt stand und mit einem freundlich grinsenden Ausdruck in den Zügen ihn in der Tat zu beobachten schien. Rolf zuckte ein wenig ungeduldig die Achseln, wandte sich ab und schritt auf die andere Straßenseite. Er war ärgerlich, daß man ihn in seiner Stimmung gestört hatte, und ließ absichtlich von neuem seine Blicke zum Turm hinaufwandern. Nach einer Weile aber hatte er das gleiche Gefühl wie vorher, und richtig, da stand dieselbe Grütznersche Mönchsgestalt wieder ganz in seiner Nähe, und das breite Gesicht war mit dem gleichen gutmütig-freundlichen Ausdruck von neuem auf ihn gerichtet.

Rolf hielt den Blick ein paar Sekunden lang aus, dann trat er auf den Fremden zu und fragte herausfordernd: „Wünschen Sie etwas von mir, mein Herr?"

Das Gesicht des Angeredeten wurde noch breiter und freundlicher. „Nein!" erwiderte er behaglich im schönsten ostpreußischen Akzent. „Nein, gar nichts, gar nichts!"

„Warum sehen Sie mich denn immerfort an?" fuhr Rolf fort. „Haben Sie was an mir auszusetzen, oder bin ich Ihnen etwa lächerlich?"

Der Gefragte kaute einige „Mnä-mnäs" im Munde herum, ehe er antworten konnte. „Nein! Bloß — ich freu' mich so!" brachte er schließlich hervor.

Darauf zuckte Rolf nur die Achseln.

Jetzt aber wurde der andere plötzlich ernst, wippte mit dem großen Kopf nach oben zum Schlosse empor und sagte mit beinah ärgerlicher Stimme: „Na, is etwa nich hübsch?"

„Was denn?" gab Rolf widerwillig zurück.

Der Große las ein paar Sekunden schweigend in seinen Augen. „Na — haben Sie vielleicht — mnä-mnä, und vielleicht den Rinnstein bewundert?" platzte er endlich heraus. Er war jetzt augenscheinlich wirklich böse geworden.

Rolf mußte lachen. Das war freilich einleuchtend.

„Na also!" hörte er den Dicken noch sagen — dann hatte dieser schon unter einer raschen Fingerbewegung nach dem Hut hin mit einem kurzen „Gute Morgen" ihm den Rücken gekehrt.

„Komischer Kauz," murmelte Rolf vor sich hin, wandte sich ebenfalls um und ging. Er war aber noch nicht zwanzig Schritte weit gekommen, als er sich am Arm gefaßt fühlte und den von vorher neben sich stehen sah.

„Sie — brennt's?" fragte er jetzt kurz und freundlich.

„Wie meinen Sie?" stotterte Rolf. Er wußte in der Tat nicht, was der andere wollte.

Digitized by Google

„Ob's brennt? Ich mein' — mnä mnä … daß Sie …. mnä mnä, und verspäten vielleicht 'n Zug, oder, oder … mnä mnä … ach was! Wird schon nicht weglaufen! Kommen Se, 'ne Kleinigkeit machen!" Es war jetzt herzlich bittend, fast demütig gesagt, in dem Tone, wie ein Kind seinen Wunsch durchsetzen möchte.

„Was denn? Wohin denn?"

Der Alte setzte eine schmunzelnd-geheimnisvolle Miene auf. „Brauchen keine Angst —" sagte er mit einem kurzen, heftigen Schütteln des Kopfes, das die etwas hängenden Backen wackeln machte, „mnä, mnä — kommen Sie man. Is kein Gift!"

Damit ging er schon voran, und Rolf, den der wunderliche Kauz mit dem Riesenkörper zu interessieren begann, schritt neben ihm her.

In der Kneiphöfschen Langgasse stiegen sie ein paar Stufen zu der Weinstube eines Hotels empor, aber sie blieben nicht in den vorderen Räumen, sondern gingen geradeswegs am Büfett vorbei und einen kleinen Korridor entlang, bis sie in eine geschlossene Glasveranda gelangten, die auf den Hafen hinaussah und um diese Stunde ganz von rotem Abendlicht erfüllt war. Es kam auch sogleich jemand, als sie an einem Tisch beim Fenster Platz genommen hatten, um sich in höflich gebeugter Haltung nach ihren Wünschen zu erkundigen. Der Alte, die beiden Fäuste vor sich auf der Tischplatte, erwiderte zunächst nur mit einem Nicken, als wollte er sagen: Ja, nun kann's losgehen! Als aber der Kellner das nicht gleich zu verstehen schien, entwickelte sich zwischen den beiden, mit einer immer gefügiger werdenden Haltung von der einen und immer ungeduldiger gekauten „Mnä-mnäs" von der anderen Seite, eine Unterhaltung, die für den Zuschauer höchst ergötzlich wirkte. Das Ende war aber doch, daß der Alte ziemlich grob und unwirsch herausplatzte: „Na — bin ich v'leicht 'n Schutzmann — mnä-mnä, oder der Oberpräsident?!" und daß der glatte Kellner nach diesen Worten plötzlich zu begreifen schien, was jener wollte, und höchst eilfertig davonging.

Von dem einzigen Gast außer ihnen, einem kleinen Mann mit intelligentem Moseskopf, der in der äußersten Ecke der Veranda hinter einer Rotweinflasche saß, und den der Alte beim Eintreten schon gegrüßt hatte, kam jetzt ein kurzes, meckerndes Lachen. „Nein, Fried — der Oberpräsident bist du nicht — der ist nicht so grob!"

„Na, dann bin ich vielleicht der kommandierende General!" versetzte der Angeredete halb noch ärgerlich, halb schon munter.

Und der in der Ecke bedankte sich für die gute Parade mit noch lauterem Meckern, indem er sagte: „Das stimmt! Das stimmt! Kommandieren kannst du!"

Ein paar Augenblicke später kam hurtig der Kellner zurück und brachte in hohen Fußgläsern ein prachtvoll eingeschenktes Bier.

Der Alte gab mit einem leichten Wippen des Kopfes seine Befriedigung zu verstehen und sah den Dienstbeflissenen gutmütig-schmunzelnd an. Dieser wollte, zu seinem Ohre geneigt, sich noch entschuldigen, aber der Dicke speiste ihn mit einem rasch aus der Westentasche gegriffenen Markstück energisch ab, und die beiden blieben allein. Auch der Kleine am Ecktischchen war inzwischen aufgestanden und ging, nicht ohne zuvor Rolf scharf aufs Korn genommen zu haben.

Da saß Rolf also plötzlich einem Menschen gegenüber, von dessen Existenz er bis vor fünf Minuten noch keine Ahnung gehabt, von dem er weder Stand noch Namen wußte, und mit dem sollte er nun ein Gespräch beginnen! Denn der andere fing nicht an — der ließ ruhig eine Minute und mehr vergehen, ohne daß er Miene machte, den Mund aufzutun; nur das Glas hatte er gegen Rolf erhoben und ihn mit einem kurzen Kopfnicken zum Trinken aufgefordert.

„Wie heißt das Bier?" fragte Rolf, als ihm die Pause zu lang wurde, mehr um etwas zu sagen, als weil ihm an einer Antwort sonderlich gelegen war.

„Ist mein Bier!" erwiderte der andere ablehnend, aber nicht unfreundlich. Und als Rolfs Miene dazu wohl etwas verwundert dreinschauen mochte, fügte er schmunzelnd hinzu: „Hab' ich denn schon gefragt, wie Sie heißen?"

Danke! Jetzt wird er süß, bemerkte Rolf innerlich. Laut aber fragte er, froh, einen Anknüpfungspunkt für das Gespräch gefunden zu haben, und zugleich in der Absicht, den anderen ein wenig ins Gedränge zu

Digitized by Google

bringen: „Bitte, wie kann einem wohl ein Mensch gefallen, von dem man nichts weiß?"

Der Alte stieß den Atem durch die Nase und zuckte die Achseln. „Wenn einer so 'n gutes Gesicht hat — wieso nicht? Na, gute Morgen!" Dazu erhob er wieder sein Glas gegen ihn.

„Ich bin gar nicht gut," versetzte Rolf, den die unerschütterliche Ruhe des anderen reizte. „Im Gegenteil —"

Aber der Alte ließ ihn jetzt nicht ausreden; er wies mit dem Finger nach Sibylles Verlobungsring und sagte mit einem liebenswürdigen Lächeln und in einem Tone ein wenig von oben herab, und als wüßte er jetzt eine Waffe in seinen Händen, die alle Einwendungen niederschlagen mußte: „Schimpfen Sie nicht so auf der ihren Bräut'gam! Das Fräulein Braut — gute Morgen!" Darauf trank er sein Glas mit einem Zuge aus, und Rolf tat stumm Bescheid. „Nun aber um Entschuldigung bitten!" fuhr jener mit behaglicher Miene fort.

„Wen? Warum?" warf Rolf ein.

Der Gefragte wippte mit dem Kopf nach rückwärts. „Na, wen sonst?" sagte er, „daß Sie haben ... und konnten sie so ... mnämnä ... so verleumden. Wird doch nicht so schlechten Geschmack bewiesen haben, die Gute! Na, also!"

Rolf sah ihn nicht an, als er fortfuhr: „Und doch war es mein völliger Ernst, was ich sagte."

„Wieso?"

„Kann ein Mensch wohl gut sein, der einem anderen alles verdankt und nicht einmal dankbar ist dafür?" Und da sein Gegenüber ihn dazu aufmerksam fragend ansah, fuhr er fort: „Sie können mich natürlich nicht verstehen; Sie halten mich auch sicher für ganz was anderes, als ich bin. Ich bin nämlich noch Student! Ich hab's mir mein Lebtag gewünscht, zu studieren, und konnte nicht dazu kommen, weil ich zu arm war. Jetzt hat sie mir's ermöglicht — nun hab' ich das Glück, und nun bedrückt es mich so, daß ich's am liebsten wieder los sein möchte." Er verwunderte sich eigentlich selbst darüber, daß er das alles so plötzlich über die Lippen bekam, sogar einem wildfremden Menschen gegenüber. Und doch war es ihm wie Wohltat, aussprechen zu dürfen, was ihn schon seit bald zwei Jahren, fast von seiner Verlobung an, so schmerzlich peinigte. Als er aber nach Beendigung dieses Geständnisses sein Gegenüber anblickte, war er erstaunt, in dessen Augwinkeln zwei Tränen stehen zu sehen, die nun urplötzlich über die dicken Backen herabrollten. Konnte ihn denn die flüchtige Erwähnung fremden Menschenleids schon so betroffen haben? „Was ist Ihnen?" fragte er besorgt.

Aber der Alte sah mit einem trostlosen „Is gut, is gut! Ich grans' bloß so leicht!" über ihn hinweg, und Rolf war froh, daß die neuen Biergläser kamen und das Gespräch unterbrochen wurde, das dem anderen ebenso unwillkommen schien wie ihm selber.

Er sah nun in den Abendhimmel hinaus, der, während sie sprachen, röter und röter geworden war. Wie ein dunkles Feuermeer stand die Glut über dem Himmel verbreitet, und wie rabenschwarze Striche schoben sich darein die Silhouetten der Rahen und Masten und kleinen Wimpel der Schiffe, bis in der Ferne alles wirr und unerkennbar zu einem Walde von Linien durcheinanderwuchs.

„Wie schön so etwas ist!" sagte Rolf, in den Anblick verloren.

„Genieß' ich jetzt jeden Morgen," versetzte der Alte beifällig; „und ist dann noch viel, viel schöner."

Rolf machte ein ungläubiges Gesicht. „Das müßte dann doch aber sehr früh sein," meinte er.

Der Alte nickte. „Na, wieso nicht? Um fünf. Da geh' ich alle Morgen mich selber ansehen; und brauch' nicht mal einen Spiegel dazu," setzte er verschmitzt hinzu. „Wollen Sie abgeholt werden?"

Rolf, der noch nicht wußte, daß sein Gegenüber Morgenroth hieß, begann das widerspruchsvolle Menschenexemplar immer mehr zu interessieren. Dem wohlbeleibten Herrn mit der Miene eines Mönches, der weiß, was ein guter Keller bedeutet, hätte er eher zugetraut, daß er bis zehn Uhr im Bett zu liegen gewohnt sei, denn daß er ihn für einen Frühaufsteher gehalten. Er war aber gern bereit, den Alten auf seinem Morgengange zu begleiten, und sie verabredeten, dieser solle schon in der nächsten Frühe, pünktlich um fünf Uhr, sich durch ein Pfeifen unter Rolfs Fenster bemerklich machen.

Digitized by Google

Ihre Namen hatten sie auch jetzt einander noch nicht gesagt; Rolf hatte nur mitgeteilt, daß er in der Weißgerberstraße 14, drei Treppen hoch, eine Mansardenstube nach vorn heraus bewohne.

Er hatte dann eine unruhige Nacht; und so kam es, daß er schon zeitig vor fünf Uhr in halber Dunkelheit angezogen am Fenster stand und auf die menschenleere Straße herabsah, in der noch hier und da eine Laterne brannte.

Aber allmählich wichen die nächtlichen Schatten mehr und mehr einem morgendlichen Grauen. Der Laternenwächter tauchte auf und löschte die letzten Flammen, und der erste Mensch, der nach ihm die Straße herabkam, war sein unbekannter neuer Freund.

Unter Rolfs Fenster blieb er stehen und pfiff hinauf, und Rolf, der erwidern wollte, aber in dieser Morgenstille nicht rufen mochte, zog seines Vaters kleines Pfeifchen hervor und antwortete mit dem ihm schon bekannten schalmeiartigen Ton.

Als er dann auf der Straße stand, befragte ihn der Alte sogleich über das seltsame Instrument, auf dem er geblasen, und da Rolf es vorwies und sagte, daß er es stets bei sich führe, meinte jener, nachdem er es von allen Seiten besehen: „'n apartes Ding! Ist gut, so was bei sich zu führen."

„Inwiefern gut, meinen Sie?" fragte Rolf.

„Na," versetzte der andere halb ernst, halb scherzend, indem er das Pfeifchen zurückgab, „daß man immer dran erinnert wird, auch 'nen eigenen Ton zu haben und nicht zu pfeifen wie andere."

Muß dir ein Fremder erst zu solchem Gedanken verhelfen, sagte Rolf zu sich im Weiterschreiten mit einiger Beschämung. Wenn dein guter Vater geahnt hätte, daß er dir einen so hohen Weisheitsspruch mit auf den Lebensweg gegeben! Oder war es am Ende wirklich das Schicksal, das einst durch seine Hand so zu dir sprach?

Sie gingen nun durch die schweigenden, noch völlig wie tot daliegenden Straßen nach dem Königstore hinab. Überall schwebte erste fahle Dämmerung — einzig aus einem Bäckerladen fiel ein Lichtschein quer über die Straße, und ein Bäckerjunge hantierte auf der Schwelle in seinen großen Körben. Sonst begegnete ihnen kein Mensch. Als sie am Königstore angekommen waren, wandte der Alte sich links, und nun verfolgten sie die ganze Wallpromenade an der Festungsmauer entlang von einem Tore zum anderen, bis sie zum Volkspark gelangten. Von Minute zu Minute war es heller geworden am Himmel, und langsam verblichen auf der Erde die Schatten. In der Nähe des Steindammer Tores fing es bereits an, auf den Straßen lebendig zu werden.

Dann stiegen sie zum Denkmal hinauf. Oben sahen sie nach Osten, wo der Alte ihm vorher das herrlichste Morgenrot versprochen. Es stand da auch eins — in schönen, rötlich vergoldeten Farben gemalt — aber der Dicke hatte kaum einen Blick drauf geworfen, als er mit hastigem Griffe Rolf am Arme packte und ihn mit einer Miene, die ordentlich übelnehmisch und böse aussah, auf den Abstieg mitzog, indem er sagte: „J, wo werden wir das ansehen — mnä-mnä, sind ja doch keine Kinder!"

Der Ärger über die mangelnde Schauspielbereitschaft der Natur schien ihm übrigens die Zunge gelöst zu haben. Denn als sie nun zum Ausfalltor hinaus waren und durchs Glacis schritten, begann er nach Rolfs Studien zu fragen und hatte damit gerade den Punkt getroffen, zu dem er ihn am schnellsten gesprächig machen konnte. Rolf berichtete also von seiner angeborenen Neigung zum Lernen, von seinem Durst nach Wissen, von seinen Hoffnungen und Wünschen, und wie ihm mehr und mehr als das erstrebenswerteste Ziel eines geistigen Arbeiters erschienen sei, ein Philosoph zu werden, ein Weltweiser, dem diese Welt und die Menschenseele keine Geheimnisse mehr bietet, sondern der in beiden zu lesen versteht wie in einem aufgeschlagenen Buche. Durch seine Lebensschicksale meinte er, wie er halb stolz, halb bescheiden zu verstehen gab, schon nicht übel darauf vorbereitet zu sein, dies Ziel einmal zu erreichen. So jugendlich dachte Rolf Runge noch in jenen Tagen.

Der Alte hatte seine Ausführungen durch nichts unterbrochen und meinte zum Schluß nur trocken, er sei noch nie einem Menschen begegnet, dem seine Jugendwünsche in Erfüllung gegangen.

Sie marschierten inzwischen in großem Bogen nach dem Holsteiner Damm hinüber

Digitized by Google

und am Pregel entlang durch das Holländer Baumtor zur Stadt zurück.

Bald danach, in einer wenig ansehnlichen Straße, mitten zwischen Speichern und Schuppen, machte der Große vor einem Hause Halt, über dessen halbgeöffneter Tür ein schmales, stark verwittertes Schild schwebte. Nur mit Mühe konnte man die schrägliegende Schrift, inmitten deren ein getakelter Segler in voller Fahrt gemalt war, noch erkennen. „Im Himmelreich" buchstabierte Rolf endlich.

„Kommen Sie — woll'n 'ne Kleinigkeit machen — der Nektar ist gut hier," erläuterte der Alte, indem er ihn aufforderte, einzutreten. Man ging eine Stufe hinab und gelangte zur linken Hand in ein ziemlich großes Zimmer, in dem trotz der frühen Stunde — es mochte inzwischen eben sieben Uhr geworden sein — schon eine ganze Anzahl Gäste an weißgescheuerten Tischen hinter Bier- oder Weinflaschen saßen, meistens Seeleute, wie man ihrer Kleidung anmerken konnte.

Die beiden nahmen an einem Ecktische Platz, und auch hier brauchte der Alte nur zwei Finger zu erheben, um sich dem aufwartenden Mädchen auf kürzeste Weise verständlich zu machen. Jeder bekam eine Flasche Porter nebst Glas vor sich hingestellt, und ein paar Minuten später erschienen zwei riesige Beefsteaks, dicht mit hellen, gedämpften, kleingeschnittenen Zwiebeln belegt.

Sie waren eben in bester Unterhaltung, als ein jüngerer Mann ins Zimmer trat, der durch absonderliche Größe auffiel. Als er des Alten ansichtig wurde, machte er höchst erfreute Gebärden und trat eilig an den Tisch heran. Der Alte begrüßte ihn, ohne sich zu erheben, und stellte ihn recht kurz mit einer Handbewegung als „mein Freund!" vor. Gegen Rolf gerichtet, sagte er dann gleichfalls nur: „Auch mein Freund!" Rolf und der Fremde machten kurze Verbeugungen gegeneinander. Währenddessen sah der Alte schon den Ankömmling mit verschmitzter Miene an und trank ihm kräftiglich zu, worauf dieser mit großen Schlucken Bescheid tat. „Prosit, Alter!" redete er ihn dabei an, und Rolf ergötzte sich, daß er im Inneren schon genau denselben Namen für den ihm noch immer Unbekannten erfunden hatte. Es wurde ganz wacker getrunken an dem Tische, wenn man die frühe Morgenstunde in Betracht zog, und mit jedem neuen Schluck schien man dem Alten wahrhaft einen Gefallen zu tun. Als er die dritte Flasche Porter hinter sich hatte, übrigens ohne daß man ihm das Geringste anmerken konnte, erhob er sich, nickte den beiden kurz und freundlich zu und ging nach der Tür. Rolf glaubte eigentlich, daß er nur drüben an den Tisch treten wollte, wo ihn eben wieder ein neuer Bekannter begrüßt hatte, aber er nahm den Hut vom Riegel in der Ecke und ging hinaus — sie sahen den mächtigen Körper dann draußen an den tiefgelegenen Fenstern vorbeigehen.

Die Zurückgebliebenen waren ein paar Augenblicke verstummt. Dann nahm der Lange zuerst das Wort: „Jetzt müssen wir uns wohl auch bekannt machen — der Alte liebt solche Feierlichkeiten nicht, aber wir sind ja gewöhnliche Kulturmenschen. Ich heiße Stadion, bin Musiker und genieße den Vorzug, des Alten aufrichtiger Freund zu heißen."

Rolf nannte auch seinen Namen, erklärte aber, sich nun vor allen Dingen erkundigen zu müssen, wer eigentlich der Alte sei. Er erzählte dabei, wie er gestern ganz zufällig in seine Hände geraten. Darüber amüsierte sich der andere sehr und meinte, das sähe recht dem Alten ähnlich. Rolf erfuhr nun, daß er Morgenroth heiße und ein vielbeschäftigter und vielbeliebter Getreidemakler an der Börse sei, nachdem er vor etwa zehn Jahren bei einer verunglückten Petroleumspekulation fast sein ganzes, selbst erst erworbenes und nicht unbeträchtliches Vermögen verloren. Das Gespräch drehte sich dann fast noch die ganze Zeit um ihn, aber Rolf fand zugleich mehr als vorher Gelegenheit, auch sein Gegenüber kennen zu lernen, der ihm ausnehmend gefiel. Er war ein auffallend schöner Mensch mit edlem römischem Gesichtsschnitt, nur um die Augen herum lag ein Zug von entschieden moderner Weichheit, ja Schwärmerei. Er war mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, Rolf fielen sofort ein paar kostbare und geschmackvolle Knöpfe auf, die an seinen feinen Handgelenken ab und zu sichtbar wurden. Ähnlich war auch alles andere — die Krawatte, die Nadel

Digitized by Google

darin, die schwarze Sammetweste bis auf den goldenen Taschenbleistift, den er gelegentlich benutzte. Er war so tadellos gewachsen, daß in seinen Gliedmaßen und Bewegungen, trotz der ungewöhnlichen Größe, nichts störend wirkte. Er erwähnte, als das Gespräch auch diesen Punkt streifte, eine witzige Dame habe von ihm gesagt, er gehöre leider zu den Menschen, für welche passende Größen von den Geschäften nur in Regenschirmen und Taschentüchern vorrätig gehalten würden.

Rolf unterhielt sich wohl noch eine Stunde lang angeregt mit ihm und hatte die Hoffnung, daß es nicht zum letztenmal sein werde. Es freute ihn, daß der andere beim Abschied ganz etwas Ähnliches ausdrückte.

Ein paar Tage später wiederholte, der Verabredung gemäß, der Alte seinen Frühbesuch, und wieder saß Rolf dann nach tüchtigem Marsche um die im Morgengrauen erwachende Stadt herum mit ihm im „Himmelreich“ bei Porter und Beefsteak eine Stunde zusammen. Diesmal aber war der Alte schon vertrauter geworden, und nachdem sie einige Gläser von dem schweren Getränk zu sich genommen, bewies er Rolf seine Zuneigung auf eine Weise, die diesen wahrhaft rührte. In seiner öfters stockenden, aber desto eindringlicheren Art begann er nämlich ungefähr folgendermaßen zu sprechen: „Nun lassen Sie mich auch mal 'n Endchen stammeln! 'ne Frau ... es ist nichts! Es ist nichts! Muß auf eigenen Füßen, der Mann ... und wenn's die liebste ist! Viel besser allein ... zersticht auch die Freundschaft ... na, also! Aber — das alte lausige Geld — und keins haben — und hat's doch nötig — das ist bitter! Ich weiß zu erzählen ... Elf Brüder ... ich war der elfte! Mein seliger Vater in Lyck ... wo sollt's herkommen? Zum Studieren gehört Geld! Die anderen alle — da blieb eben nichts für den elften ... Hab' ich Tränen geweint ... ja! ... so damlich war ich! Na, also gut! Nun sei'n Sie lieb ... und nehmen Sie! Ist nicht viel ... bloß für 'n Anfang! Kann mehr schaffen! Also nehmen Sie nichts mehr von ihr und sagen Sie: Desto lieber will ich dich haben! Ist nicht wahr? Und müssen auch sorgen, daß wir das übrige ihr zurückgeben! Na, hier — sei'n Sie lieb! Sagen Sie: Hat mir 'n Wucherer gegeben — aber will keine Zinsen!“

So redete er in wunderlichem Gemisch — halb schien er weinen zu wollen, als er von dem Verzicht seiner eigenen Jugend sprach, und gegen den Schluß lachte er wieder. Rolf begriff nicht alles sogleich; aber sehr wohl begriff er, was jener im Sinne hatte; denn zu den letzten Worten holte er aus seiner Westentasche eine Anzahl zusammengekniffener blauer Scheine hervor, die er Rolf aufnötigen wollte. Dieser zögerte sehr, aber der Dicke war so energisch in seinen Bemühungen, daß er schließlich, fast ohne es zu wissen, die Scheine in seiner Hand hielt. Es gab nun ein längeres Hin und Her zwischen den beiden — aber der Erfolg war doch, daß Rolf das Geld behalten mußte.

„Und dabei habe ich doch ein ganz schlechtes Gewissen,“ sagte er aus solchen Gedanken heraus zu seinem Begleiter. „Ich komme mir so untreu vor gegen mich selber. Seit zwei Jahren hab' ich ihr Geld unbekümmert genommen, und heut' möcht ich's auf einmal ungeschehen machen. Wo ist da noch eine Verläßlichkeit?“

„Ach, wissen Sie,“ versetzte der andere, „die Menschen, die, mnä-mnä ... und singen bloß immer dasselbe Lied von demselben Ast, auf den sie einmal heraufgeflogen sind, mnä-mnä ... kann ich gar nicht leiden! Und wenn Sie jeden Tag was andres singen — ich lieb' so'ne Nachtigallen! Wenn's nur jedesmal ehrlich gesungen ist, mnä-mnä — und nicht von 'nem Spottvogel!“

Als Rolf von diesem Morgengange nach Hause kam und zunächst einen kleinen Rausch ausgeschlafen hatte, wurde er merkwürdig froh. Schon die Aussicht, nicht täglich neu noch die Bande zu verstärken, die ihn allzu äußerlich Sibylle verpflichteten, wirkte auf ihn, als sei plötzlich ein erster Reifen gesprungen, der ihm um die Seele geschmiedet gewesen. Aus solchem Gefühl heraus schrieb er an Sibylle, dankbar, aber doch innerlich froh, und war sehr erstaunt, bei ihr, die denn doch den ersten Schritt von Entfernung aus seinem Briefe herausfühlen mochte, nicht den gleichen Widerhall, sondern eher einen Ton von Enttäuschung und eine leise, schmerzliche Resignation zu vernehmen.

Digitized by Google

Auch die Gedankenspielerei mit dem „eigenen Ton“ aus seines Vaters Pfeifchen, die er dem Alten verdankte, hatte es ihm angetan und wirkte in den nächsten Wochen sehr nachhaltig weiter. Ein Eigener zu werden, das hieß doch vor allem, sich viel von den anderen zu eigen zu machen, damit man Stoff hatte, daraus das eigene zu bilden — und so stürzte er sich mit einem wahren Heißhunger in all die Studien hinein, die er sich selber vorgeschrieben hatte, und deren Verschiedenartigkeit ihm gerade als das rechte Mittel erschien, ihn zu dem auszubilden, was ihm so groß und verlockend vorschwebte.

Inzwischen hatte er übrigens für angezeigt gehalten, nunmehr dem Alten, der ja immer noch nicht einmal seinen Namen kannte, auch in förmlicher Weise sich bekannt zu machen. Er suchte ihn also eines Spätnachmittags in der Magisterstraße, wo er wohnte, auf und schickte durch das Mädchen seine Karte hinein. Durch die nur angelehnte Tür, welche, wie ein Porzellanschild daran besagte, ins Kontor führte, hörte er, während er draußen wartete, die Stimme des Alten in kurzen Pausen immer ungeduldiger dem Mädchen antworten: „Kenn' ich nicht! — Weiß ich nicht! — Will ich gar nicht —!“ Rolf sah schon voraus, daß er werde umkehren müssen; aber entschlossener als einst, seine Wünsche durchzusetzen, ging er ohne weiteres auf die Tür zu und öffnete. Damit hatte er das Richtige getroffen; denn der Alte, der hinter einem hohen Pult stand und, eine Brille auf der Nase, in dicken Büchern arbeitete, hatte über die Gläser hinweg ihn kaum erkannt, als er sehr erfreut ihm entgegenrief: „I — wo haben Sie den guten Gedanken gefunden?“

Er legte sogleich die Brille beiseite und führte Rolf in ein vorderes Zimmer, in dessen großen Fensternischen viele prachtvoll gepflegte Blattpflanzen standen. Die Mittelplätze nahmen auf gleichartigen Ständern zwei hohe Palmen ein, von denen jedoch die eine in üppigstem Reichtum schlanker Wedel prangte, während die andere ernst und fast traurig nur noch drei wohlgepflegte Blätter in die Höhe hob. Rolf bewunderte die Pflanzen und machte auch eine Bemerkung über den verschiedenen Charakter der beiden Palmen, worauf der Alte bemerkte: „Ja, und dabei sind sie vom gleichen Tage unserer Hochzeit vor dreißig Jahren. Wir haben sie damals den ‚Handel‘ und die ‚Liebe‘ getauft. Die ‚Liebe‘ gedeiht prachtvoll immer weiter, aber der ‚Handel‘ fängt schon wieder an, eine gelbe Spitze zu kriegen; er wird wohl allmählich ganz eingehen.“

Rolf überzeugte sich bald, daß die Liebe hier wirklich noch in vollster Blüte stand; denn als er mit dem Alten eine Weile auf dem nach dem Pregel zu gelegenen Balkon gestanden und auf die Boote und kleinen Frachtkähne herabgesehen hatte, die im Abendschein hier fast unter den Fenstern der Häuser am Bollwerk entlang lagen, und aus denen die Gerüche von Obst, Käse, Teer und Takelwerk zu ihnen hinaufstiegen, kam die Hausfrau herbei und nötigte sie, ins Zimmer zu kommen, da es draußen für den Alten zu kalt sei. Schon die Herzlichkeit bei der Vorstellung bewies ihm, wie innig zugetan sich diese beiden Menschen in ihrer langen Ehe gewesen — Kinder hatten sie nicht —, und die Art, wie der Alte dann im Zimmer, als sie bei einem Glase kalten Punsches saßen, mit ihr verkehrte, erfüllte Rolf mehr und mehr mit dem behaglichen Bewußtsein, daß hier ein selbstgezimmertes Seelenglück über manches widrige Schicksal und manche Enttäuschung des äußeren Lebens tapfer triumphiert hatte.

Rolf mußte gleich zu Abend bleiben — die freundliche Hausfrau tischte ihnen reichlich auf, zum Teil nur die üblichen Dinge, aber alles war, bis auf das Brot herab, von ausgesucht erlesenem Wohlgeschmack, und sie wie der Alte hatten die verzeihliche Schwäche, das auch gern und wiederholt bestätigt zu hören. Die Unterhaltung verbreitete sich über die verschiedensten Gebiete, überall begegnete Rolf einer großen Selbständigkeit und Originalität des Urteils.

Es war spät geworden, als Rolf das gastfreundliche Haus verließ. Über die Dächer spannte sich eine kalte, klare Herbstnacht, und als er den einsamen Domplatz kreuzte, mußte er stehen bleiben, um die Silhouette der Kirche zu genießen, die scharf und massig vom matthellen Himmel sich abhob. Er stand noch so und sah zu dem riesigen Spitzbogenfenster zwischen den Türmen empor, in dessen einer Ecke sich die für ihn nicht sichtbare

Mondsichel spiegelte, als etwa zehn Schritte von ihm entfernt eine hohe Gestalt über den Platz schritt. Rolf glaubte sie sofort zu erkennen: so groß und zugleich gut gewachsen — das konnte seiner Meinung nach nur Stadion sein. Er fixierte den Ankömmling also von ferne, und als dies nicht zu genügen schien, tat er entschlossen ein paar Schritte auf ihn zu. Der Lange blieb stehen und erkannte nun auch Rolf. Dieser erklärte, warum er eben hier stehen geblieben sei, und Stadion erwiderte: „Das trifft sich gut! Zu dem Genuß kann ich Ihnen auf einfachere Weise verhelfen. Ich habe nämlich dieselbe Schwäche wie Sie, diesen ehrwürdigen Dom ganz außerordentlich schön zu finden, und da ich dort drüben wohne, hab' ich's in dieser Liebe sogar zu einer Art Kunstfertigkeit gebracht. Was man übrigens mit jeder Liebe machen sollte! Denn ich finde es reichlich geschmacklos, bloß so seelisch drauflos zu lieben, statt durch Anknüpfung an den Himmel und Hineinbeziehung aller irdischen Dinge die Liebe zur Erfüllung der Welt zu machen. Oder meinen Sie nicht auch, daß für einen wahrhaft Liebenden der Regenguß, der ihn überfällt, und die Rakete, die irgendwoher unvermutet am nächtlichen Himmel emporsteigt, ebenso zum Arsenal des Liebesgottes gehören wie ein auffallend hübscher Hut im Schaufenster oder das köstliche Gedicht, das Sie lesen? Doch das beiseite. Vielleicht reden wir nachher noch davon. Einstweilen schlag' ich Ihnen vor, Sie kommen mit mir hinauf; dort, es ist nur eine Treppe; ich spiele Ihnen Beethoven vor, und Sie setzen sich ans Fenster und verlieben sich nach den Regeln meiner Kunst weiter in den Dom."

Rolf konnte sich im Augenblick gar nichts besseres wünschen als diese Aufforderung. In einem dem Domeingang schräg gegenüberliegenden Hause alter Bauart mit nach der Straße offen eingebauter Treppe stiegen sie also zu Stadions Wohnung empor. Oben entzündete der lange Hausherr zunächst in den beiden nach vornhinaus gelegenen Zimmern eine Menge von Kerzen, die in silbernen Leuchtern überall auf Tischen und Schränken standen. Es dauerte ziemlich lange, bis Stadion, von Platz zu Platz schreitend, mit Herstellung der ungewöhnlichen Beleuchtung fertig war; Rolf hatte Zeit, sich in der neuen Umgebung umzuschauen. Es war eine mit ausgesuchtem Geschmack und anscheinend erheblichen Mitteln hergerichtete Junggesellenwohnung. Möbel, Teppiche, Bilder, Geräte — alles atmete den Geist der Freude an edlen und kostbaren Gegenständen. Und als nun allmählich die beiden Zimmer in dem weichen Glanze der vielen Lichter erstrahlten, da fühlte Rolf ordentlich den Hauch einer Schönheit, die ihm bisher noch verborgen geblieben war. Namentlich in dem zweiten Raume, in dessen Mitte ein mit gelbseidener Decke belegter, halbgeöffneter Flügel stand, wie festlich wirkend im Scheine der dreiarmigen Leuchter, empfand man, daß diese ganze Umgebung nur eine Ausstrahlung der Denkart des Bewohners dieser Räume darstellte, der bestrebt gewesen war, seine äußere Welt sich nach eigenen inneren Neigungen zu gestalten. Nachdem Stadion von einem stark duftenden, goldgelben Haut Sauterne eingeschenkt und seinen Gast in einen bequemen Ledersessel am Fenster genötigt hatte, setzte er sich an den Flügel und begann zu spielen. Zuerst Beethovens „L'Aurore". Er spielte diese wirklich mit einer hinreißenden Leidenschaft, die sofort davon überzeugte, daß man es mit einem gottbegnadeten Musiker zu tun hatte. Die Noten standen vor ihm, aber er spielte fast immer auswendig, und seine Augen wanderten häufig nach einem Frauenbildnis an der Wand, vor dem auf einem Ziertischchen in blauem Tiffanyglase große weiße Chrysanthemen blühten. Das Bild war eine Pastellzeichnung unter Glas in Lebensgröße, skizzenhaft gehalten, und nahm den besten Platz an der Wand ein. Die Dargestellte, die über die erste Jugend bereits hinaus sein mußte, war von schmaler Gesichtsform, schwarzem Haar und dunklen, halb melancholischen, halb brennenden Augen. Rolf kam wiederholt der Ausdruck „Mignon" in den Sinn, während er, den Blicken des Spielers folgend, nach dem Bilde hinüberschaute. Dieser aber hing daran mit einem entzückt schwärmerischen und zugleich so wehmütigen Ausdruck, daß sich bei Rolf der Gedanke festsetzte, die auf dem Bilde müsse wohl seine verstorbene Verlobte sein. Die weißen Blumen davor schienen ihm eine Bestätigung

Digitized by Google

seiner Vermutung. So fragte er denn auch bald, nachdem jener geendet, indem er näher an das Bild herantrat: „Ihr verstorbenes Fräulein Braut, nicht wahr?“

Stadion machte eine leidenschaftlich heftige Gebärde. „Gott sei Dank, nein!“ versetzte er, „verstorben ist sie nicht, und meine Braut ist sie leider auch nicht. Aber wenn sie es werden wollte ...!“

Er hatte sich zu diesen Worten mit einem wahrhaft verzückten Blick vor das Bild gestellt; die Arme mit den zu Fäusten geballten Händen hielt er nach den Seiten ausgestreckt, als wolle er gar Anstalt machen, das Bild zu umarmen.

„Sie muß wundervolle Augen haben, Mignonaugen!“ fuhr Rolf fort.

Die Nennung dieses Namens elektrisierte den anderen geradezu. Er fuhr sich ein paarmal hastig durch den Musikerhaarschopf und sagte, ohne Rolf direkt anzusehen, als scheute er sich vor der Offenheit seiner Worte: „Mensch, daß Sie das sagen! Dies Wort! Gerade dies Wort! Es ist ja mein Wort gewesen von Anfang an! Sie müssen sich gut auf Menschen verstehen! Ich — lieb' Sie deswegen! Wahrhaftig, ich möcht' Sie um Ihre Freundschaft bitten — allein um dieses Wortes willen!“ Er war vor ihn getreten und hielt ihm die große weiße Hand hin, in die Rolf etwas verwundert einschlug.

Nach einer Weile saßen sie auf einem kleinen Ecksofa hinter ihren Weingläsern einander gegenüber, und Stadion erzählte. „Ich war Offizier — wissen Sie, einer von den rechten Repräsentanten der glänzenden Außenseite dieses Standes. Ich hatte eine schöne und elegante Mutter gehabt, von der habe ich wohl den Sinn für alles Äußere und den schönen Schein des Lebens mitbekommen. Mein Vater war ein recht begüterter Kaufmann — es ging immer hoch her bei uns im Hause. Dadurch wurde ich in dieser angeborenen Neigung wohl noch bestärkt. Kurz, als ich meine Eltern verlor — sie starben bald nacheinander, ich war eben Offizier geworden — und mich dank meines Vaters nimmermüder Tätigkeit plötzlich im uneingeschränkten Besitz eines beträchtlichen Vermögens befand, da war ich so weit, daß das äußere Leben alles für mich bedeutete und ich in Gefahr schwebte, mein inneres gänzlich zu verlieren. Und da ich überdies von der Natur eine leidliche musikalische Begabung mitbekommen hatte, die es mir ermöglichte, mit wenig Fleiß recht Tüchtiges auf dem Klavier zu leisten, so können Sie sich denken, welche Rolle ich in der Gesellschaft spielen durfte, und wie man mich verwöhnte. Ich hatte mir auch eine Theorie dafür zurechtgemacht — ich war ja nicht dumm, und ich hatte sogar etwas gelernt. Wenn tatsächlich, sagte ich mir, drei Viertel jedes Tages, den wir leben, mit der Sorge für Kleidung, Essen und Wohnung, mit der Hingabe an das, was Augen und Ohren und die anderen Sinne uns bieten, sei es in Musik, in Bildern, in Menschen und Dingen — ich sage, wenn drei Viertel der Zeit jedes Tages in solchen Dingen aufgeht, nur das letzte Viertel höchstens bleibt uns übrig für das Leben in einer geistigen, einer seelischen Welt, wie kommen wir denn dazu, fragte ich mich, einen so großen Teil unseres Daseins nicht achten und als nebensächlich behandeln zu wollen, wie die schulmäßig gepredigte religiöse und sittliche Auffassung das verlangt? Umgekehrt! sagte ich mir; wenn wir schon unsere Zeit der äußeren Welt opfern müssen, dann soll es auch mit Hingebung, mit Liebe geschehen, dann sollen auch die Möbel, die ich mir anschaffe, die stilvollsten, die Bilder, die ich mir an die Wände hänge, die besten, dann soll auch alles, was ich esse und trinke und wie ich mich kleide, dem kultiviertesten Geschmack entsprechen und selbst die verwöhntesten Sinne noch befriedigen. In der Idee ist das ja auch ganz richtig, und ich bedaure nicht eine Sekunde, meine Sinne so lange Zeit unter solch ein Gebot gestellt zu haben, denn hier wie überall will jede Vollendung gelernt sein. Aber ich übersah doch ganz daß es eine Möglichkeit gibt, auch diese äußere Welt mit seelischem Inhalt zu füllen, und daß es eben darauf ankommt, dieses Seelenfeuer aus dem toten Stoff herauszuschlagen. Verstehen Sie recht — ich meine, die Sorge für all jenen toten Kram kann mit Kälte verbunden sein; nur mein Intellekt oder das Urteil der anderen sagt mir vielleicht, was das beste und erlesenste ist, aber meine Seele bleibt stumm und kalt.

Digitized by Google

Die raffinierte Toilette einer schönen Frau zum Beispiel: wenn es eine kalte Person ist, die sich angezogen hat wie eine Puppe, nur Kleider innen wie außen, dann ist das sicher vom Übel. Wenn aber ihre Seele das Chiffonkleid sich anlegt wie — wie einen Frühlingsmorgen, wenn sie den schmiegsamen Schnitt der Rückenlinie als einen notwendigen Ausdruck empfindet für die geschmeidigen Regungen ihres Herzens, wenn das Spielerische von Spitzen, Schleifen, Volants von ihr benutzt wird wie das Spiel eines einschmeichelnden kleinen Windes mit Sonne und jungem Laub, das beunruhigt und verwirrt und reizt und beglückt zugleich; wenn sie die Bewegungen ihrer Glieder gebraucht wie eine geschickte Fechterin ihre Klinge, und die schönen Augen über die Menschen schweifen läßt wie Sonnenblicke über die Landschaft, dann ist sie für mich rundweg ein Gedicht, dann, sehen Sie, steh' ich vor einem Kunstwerk, das sich die Seele geschaffen, das ganz erfüllt ist von Seele, und dann habe ich nichts mehr, was ich dagegen einwenden wollte. Aber so weit war ich damals noch nicht — das hab' ich erst später gelernt durch sie, durch sie, der ich alles verdanke, mein ganzes wiedergefundenes Leben! Damals war ich noch ein kalter Geselle, der die galanten Weiber liebte, dem sie nachliefen, nur allzusehr; der gute Formen, reiche Umgebung und gutes Essen und Trinken über alles schätzte, und dem nur noch in der Musik sein Stückchen Seele geblieben war, wenn auch verschüchtert und halb verschüttet. Am Übergenuß aber von allem, was die Sinnenwelt dem Menschen zu bieten vermag, war ich satt geworden bis zum Ekel — ein blasierter und lebensunfroher Mensch."

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und wandte den Kopf nach dem Bilde an der Wand hinüber. Die Augen fest darauf geheftet, fuhr er dann fort: „Dann, dann traf ich sie — sie, der ich meinen ganzen Menschen verdanke! Wie es langsam gekommen, weiß ich kaum mehr — aber eines Tages war ich unter ihren Händen ein anderer geworden, als der ich gewesen. Ich glaube, sie hat mich verachtet am Anfang, jedenfalls war ich ihr herzlich gleichgültig. Aber das kränkte mich, denn sie imponierte mir gleich, und wie sie nur meinen guten Willen sah, da zeigte sich ihre liebe, gütige Seele. Zuerst lenkte sie mich auf meine Musik, das sei der Ton, auf den meine Seele vom lieben Herrgott gestimmt sei, meinte sie. Wenn dieser Ton nicht rein klinge, würde auch alles andere unharmonisch bleiben; wie überhaupt, sagte sie, jeder Mensch danach trachten müsse, die eigene Stimme in sich zu vernehmen. Sie glauben nicht, welch eine Macht solch ein erlösendes Wort hat. Ich fing auf einmal an, die Musik ernsthaft zu nehmen und wie eine Gewissenssache zu betreiben. In unglaublich kurzer Zeit machte ich nun wirklich die riesigsten Fortschritte. Die Menschen standen starr vor dem Wunder — ich aber allein wußte die Lösung. Dann zog sie mir den bunten Rock aus, weil sie merkte, daß ich nicht im geringsten mit der Seele Soldat war, sondern nur um des äußeren Scheines wegen daran festhalten mochte. Darauf gewöhnte sie es mir ab, mit den galanten Weibern zu verkehren und mich im Kreise hohler Trinkgenossen wohl zu fühlen — kurz, sie machte mich zu dem, was ich hier bin, einem Menschen, einem glücklichen Menschen, der von ihr gelernt hat, auch die äußere Welt zum Spiegel seiner Seele zu machen. Alles das hier herum ist ihr Werk, und alles das hier innen desgleichen. Und namenlos dankbar bin ich ihr für diese Errettung vom seelischen Tode."

Er hatte zuletzt in fast ekstatischer Weise gesprochen, war aufgesprungen, hatte mit seinen langen Armen im Zimmer umhergewiesen und schlug die großen Hände mit inbrünstiger Heftigkeit gegen seine Brust.

Rolf hatte aufhorchend dagesessen, und während er von den Brillantknöpfen im Hemde seines Gegenüber die grünen und rötlichen Blitze zu sich hinüberschießen sah, war es ihm, als bekäme er damit ein Sinnbild von dem blitzartigen Aufleuchten, das Blicke und Worte einer geliebten Frau in einer durstenden Seele hervorzuzaubern vermögen, einmal und wieder und wieder, bis sie ganz und gar in Feuer und Leben steht, wie der Beglückte da vor ihm es an sich erfahren. Und bekümmerten Herzens gedachte er, wie in ihm selber die Worte und Blicke der Frau, an die er nun sein Leben gebunden hatte, nicht ein einziges Mal solche

Digitized by Google

Blitze entzündet hatten, und er beneidete den anderen um sein leuchtendes Glück.

Er war gleichfalls aufgestanden und hatte sich vor das Bild gestellt. So also mußte eine aussehen, die das vermochte! O, er konnte es begreifen! Diese dunklen, sehnsüchtigen Augen redeten schon aus dem Bilde hier eine Sprache, die seltsam persönlich ansprach und eine Antwort erheischte. „Sie lieben sie?“ fragte er, noch in diese Augen versunken.

„Muß man die nicht lieben, der man seine Seele verdankt?“ versetzte Stadion mit Nachdruck. „Alles, was in mir ist, lebt durch sie und lobt ihren Namen.“

„Und sie weiß es?“ fuhr Rolf fort.

„Natürlich weiß sie's! Jedem Blicke von mir muß sie's ja ansehen — es ist nicht einer, der ihr nicht huldigt! Meine Hände — wenn ich sie in ihrer Gegenwart anschaue, ist mir's, als dürften sie nur dasein, um sie ihr unter die Füße zu tun, damit sie sich an keinen Stein stoße!“

„Und haben Sie es ihr noch nicht gesagt?“ forschte Rolf weiter, indem er den anderen von der Seite her ansah.

„Nein, das habe ich nicht!“ antwortete Stadion mit heftigem Kopfschütteln, „und das ist sogar das Merkwürdige. Sehen Sie, ich weiß, daß sie mich gern hat — für einen Gleichgültigen tut man auch nicht, was sie für mich schon getan. Allein ihre Seele ist anderweit gebunden. Sie spricht nicht davon — aber ich ahn' es! Es muß jemand sein, der schon seit Jahren nicht in der Stadt ist. Sie hält alles in sich verschlossen. Sie ist der stärkste Mensch von der Welt. Und wenn ich ihr sagte, wie bis zum Wahnsinn ich sie liebe — und sie wiese mich einfach zurück ... ich glaube, das wäre mein Tod! Ich würde meinen, vor mir selber keinen Wert mehr zu besitzen, wenn mir aus diesem Munde das Urteil gesprochen würde, daß ich nicht der Auserwählte sei. Deswegen fürcht' ich mich so davor, ihr das Wort zu sagen, nach dem ich tagtäglich doch so heiß verlange. Können Sie das wohl verstehen? Ich möchte den anderen von ihrer Seite reißen und fürchte doch, daß dieser Schatten mehr Gewalt hat als ich. Können Sie das wohl verstehen?“

Er hatte in merklicher Erregung gesprochen und, während er dicht vor dem Klavier stand, wiederholt seine Finger auf die Tasten gedrückt, ohne sie anzuschlagen. Nun glitt er seitlich auf den Drehstuhl nieder, und ohne die Linke von der Tastatur zu erheben, ließ er die Rechte mit einem vollen Akkorde dreinfallen und stürmte die Erregung seiner Seele in rasenden Gängen und sehnenden, suchenden Tönen aus. Rolf schlich sich zum Fenster zurück, setzte sich dort in den tiefen Sessel, stützte den Kopf auf die Lehne und sah träumend auf den totenstillen Platz hinaus und nach dem Dom hinüber, der sich ernst und feierlich in den Nachthimmel hob; in dem riesigen Fenster über dem Eingange blinkte noch immer der Widerschein des unsichtbaren Mondes.

Stadion phantasierte lange. Das Wilde und Leidenschaftliche wurde von Süßem und Schmerzlichem abgelöst, bis es in immer leiser und leiser werdender Zwiesprache zwischen zwei Stimmen gänzlich hinstarb. Den am Fenster schien der Spieler ganz vergessen zu haben. Als er leise geendet, rührte er sich zunächst nicht, stützte die Ellenbogen gegen die Kante des Notenpultes und vergrub die Stirn zwischen den Händen. Langsam wandte Rolf die Blicke ihm zu und sah gleichfalls unbewegt lange Zeit zu ihm hinüber. Die flammende Künstlerseele dort am Klavier, diese vornehm-üppigen Räume, die noch ganz erfüllt waren von dem Widerhall einer leidenschaftlichen Liebe, eingetaucht alles in das weiche, schwimmende Licht der ungewohnten Kerzenbeleuchtung — und das Ganze zu dieser nächtlichen Stunde in dem alten Hause an dem einsamen Domplatz, gegenüber den ragenden Türmen ... es war für Rolf ein so neuer und starker Eindruck, daß er glaubte, ganz stillhalten zu müssen, um den Genuß solcher Minuten nicht zu verkürzen. Wie sehr hätte er sich auch solch beglückenden Rausch der Seele gewünscht von der Frau, die er liebte! Das war doch vielleicht der wahre Sinn des Lebens — weit mehr vielleicht als all seine geliebte Philosophie! So warm und beglückt hatte sie jedenfalls noch nie ihn gemacht. Wer mochte wohl Antwort wissen auf solche Fragen! Versunken in seine Gedanken, achtete er fast nicht darauf, was der andere tat, und wurde plötzlich mit Erstaunen gewahr, daß der lange Stadion vor dem Bilde drüben

Digitized by Google

an der Wand auf den Knien lag und mit emporgerungenen Händen zu ihm hinaufzuflehen schien. Einen so gewaltsamen Ausbruch von Leidenschaft hatte Rolf noch nicht zu sehen bekommen. Ein paar Minuten lang war es totenstill im Zimmer. Rolf hatte erschreckt den Atem angehalten, und auch der andere lag jetzt, die Stirn gegen die Kante des Tischchens gedrückt, noch unbeweglich, als wolle er lauschen, was die Stimme in seinem Herzen flüsterte. Nach einer Weile stand er auf und ging im Zimmer umher, immer um den Flügel herum, die Hände auf dem Rücken und den Kopf tief vornübergesenkt, bis er endlich hinter Rolfs Sessel stehen blieb und über ihn hinweg zum Fenster hinaus und nach dem Dom hinüberwies.

„Dort drüben, sehen Sie," begann er endlich, „hinter dem großen Fenster ist eine alte Bibliothek aufgestellt, von einem ostpreußischen Adelsgeschlecht vor dreihundert Jahren begründet — mit vielen alten Werken und den handschriftlich hergestellten Stammbäumen fast aller Geschlechter unserer Provinz ausgestattet. Sie ist nur zweimal in der Woche für eine Stunde geöffnet — denn es gibt wenig Zuspruch dort drüben. Ihr Vater ist der Bibliothekar — ein Olympier, sage ich Ihnen, und der größte Kantkenner, den wir hier haben. Ihn sah ich lange Monate hindurch immer zur bestimmten Stunde dort drüben in dem großen Portal verschwinden. Es interessierte mich, zu ergründen, wo der stattliche alte Herr immer so pünktlich wohl hingehen mochte. So stieg ich eines Tages ihm nach und — da hab' ich sie kennen gelernt. Er hatte sie zufällig mitgenommen. Das tut er auch jetzt noch hin und wieder, und es kommt auch vor, daß sie allein einmal hingeht, wenn sie den Vater wegen Krankheit zu vertreten hat. Dann seh' ich sie drüben ab und zu ans Fenster treten, wo inmitten der riesigen Glasfläche eine Scheibe sich öffnen läßt, und dann nicken wir über die ganze Breite des Domplatzes uns zu, und ich bin wieder für Stunden ein beglückter Mensch, denn ich habe sie gesehen, meine Einzige, meine Göttin! — Aber was sag' ich Ihnen so was? Sie sind ja selber verlobt! Sie wissen ja auch, was es heißt, sich durch Liebe beglückt zu fühlen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Laute ...

Eine Laute sang zur Nacht
Aus Strauch und Jasmin —
Von wirrem Schlummer war ich erwacht,
Sah silbergerandeter Wolken Pracht
Tieflastend gebirgwärts fliehn.

Eine Laute sang so betörend her
Aus Sommer und Duft —
Schwül klang es, klang so klageschwer,
Eintönig sang es wie brandendes Meer,
Der Atem schlief in der Luft.

Eine Laute sang so seltsamen Ton,
Im Gebüsch hat's gelacht —
In den Zweigen hing Morgengespinste schon,
Weißlich huschte ein Schemen davon ...
Eine Laute verklang in der Nacht.

Ernst A. Bertram

Digitized by Google

Ansichtspostkarte des Allgemeinen Deutschen Schulvereins.
(Nach einer Zeichnung von Franz Skarbina.)

Vom Deutschtum im Auslande

Von

Wilhelm Dibelius

(Nachdruck ist untersagt.)

Vom Deutschtum im Auslande pflegen unsere Landsleute im Reich im allgemeinen wenig zu wissen. Wohl hat die Schule sie gelehrt, daß jenseits der schwarz-weiß-roten Pfähle, in Österreich und in der Schweiz noch Millionen deutscher Brüder wohnen, und wenn die nationale Not da draußen wieder einmal unerträglich wird, wenn tschechische Pöbelhorden deutschen Gelehrten am alten deutschen Musensitze Prag die Wohnung stürmen oder fanatisierte Letten livländische Adelsschlösser in rauchende Trümmer verwandeln, da regt sich wohl einmal das Zusammengehörigkeitsgefühl im Deutschen Reiche, und auch Geldspenden fließen reichlich; ist aber die schlimmste Not beseitigt, so ist's wieder stille von den deutschen Brüdern da draußen. Auch die deutsche Wissenschaft, die in Assyrien und Ägypten, Mexiko und Griechenland seit Generationen zu Hause ist, sie hat erst in allerletzter Zeit begonnen, von den Abkömmlingen deutschen Stammes Notiz zu nehmen. Und mit Staunen haben auch national interessierte Kreise gesehen, wie groß die Zahl und die wirtschaftliche Bedeutung des auswärtigen Deutschtums ist.

Osteuropa ist nun einmal das Land deutscher Kultursphäre. Mögen auch Polen, Russen und Magyaren noch so sehr liebäugeln mit französischem Kulturfirnis — was tiefer geht an Kulturerrungenschaften, haben sie von den Deutschen gelernt. Und wo der deutsche Ordensritter einst in Livland, Kurland und Esthland seine Burgen baute, wo der deutsche Kaufmann an Wolga und Weichsel seine Kontore auftat, wo der deutsche Bauer in Rußland und Ungarn aus Sümpfen Kornfelder und Obstgärten hervorzauberte und der deutsche Bergmann das Erz aus den Bergen brach, da sind noch heute Stätten deutscher Kultur, freilich oft zu hartem Ringen um ihre Existenz gezwungen. In Rußland gegen 300 000 Gutsbesitzer und Kaufleute in den Ostseeprovinzen, im Weichselgebiet mehr als eine halbe Million aus allen Ständen, darunter eine stattliche Zahl von Industriellen und Handwerkern, eine gleiche Zahl von Bauern im Südwesten des Landes, von Odessa bis Jekaterinoslaw, wieder eine halbe Million an der Wolga — dann in Ungarn gegen zwei Millionen, etwa ein Achtel der Gesamtbevölkerung des Landes, im Westen an der österreichischen Grenze, im Banat an der Theiß und vor allem die wackeren Siebenbürger Sachsen — nur eine Viertelmillion und doch was für ein mannhaftes, zähes, starkes Geschlecht! Im zwölften Jahrhundert nach

Digitized by Google

Ungarn berufen, haben sie aus einer waldigen Wüste ein Kulturland gemacht; dann haben Walachen, Mongolen und Türken wiederholt alles vernichtet, was mit unendlichen Mühen geschaffen war, doch mit unermüdlicher Ausdauer gingen sie wieder ans Werk; mit mannhafter Treue haben sie auch zu den Habsburgern gehalten, als alles um die Dynastie her zusammenbrechen wollte, aber auch diese Treuesten der Treuen hat Habsburg schließlich der nationalen Rücksichtslosigkeit der Magyaren geopfert. Mit allen Mitteln des staatlichen Apparates arbeiten jetzt die Gespane und Vizegespane daran, einen Volksstamm zu entnationalisieren, der noch nie in seiner Treue gegen Staat und Dynastie wankend geworden ist, und nur durch unendliche Opfer — erhalten sie doch Schule und Kirche ohne jeden staatlichen Zuschuß aus eigenen Mitteln — ist es ihnen bisher gelungen, der Magyarisierung zu widerstehen. Ja, sie haben sogar sich über einen Teil der Balkanhalbinsel ausgedehnt: aus Ungarn stammt ein großer Teil der deutschen Kaufleute und Handwerker, die wir im Südosten finden, und es sind weit mehr, als die meisten ahnen; nur wenige wissen, daß in Bukarest seit 1750 eine deutsch-evangelische Kirchengemeinde besteht, die vier Schulen mit über tausend Kindern erhält, daneben eine katholische Schule mit sechshundert Zöglingen, andere Schulen — freilich zum Teil recht dürftiger Art — an gegen dreißig Orten von Rumänien, Bulgarien und Serbien, daß die deutsche Realschule zu Konstantinopel mit ihren sechshundert bis siebenhundert Kindern die école modèle des Orients genannt wird und jüngst in St. Louis einen Preis erhielt.

Und weiter — auch in Asien, in Palästina haben sich deutsche Bauern in großer Zahl angesiedelt, meist lutherische Sektierer aus Württemberg, die übrigens auch in Südrußland ein starkes Kontingent der Ansiedler gestellt haben. In Afrika sind es die britischen Kolonien, vor allem Natal und Kapland, wo Deutsche in größerer Zahl, gegen 33000 und fünf Prozent der Gesamtbevölkerung, wohnen, meistens Niederdeutsche aus der Provinz Hannover, die sich zum Krimkrieg anwerben ließen und dann in Südafrika angesiedelt wurden; bekannte Namen begegnen uns hier wieder: Wartburg und Neu-Eisleben, Berlin und Potsdam, Braunschweig, Frankfurt, Lüneburg und Neu-Hannover — schwer genug wird es allerdings den Nachkommen der deutschen Siedler gemacht, wenn sie als Deutsche gelten wollen. Nordamerika braucht in dieser Übersicht kaum genannt zu werden — aber es läßt sich leider nicht leugnen, daß die Zahl der national bewußten Deutschen dort stark zurückgeht. Zwar halten noch die meisten lutherischen Synoden, auch die katholischen Kongregationen dort das Deutschtum aufrecht; aber seitdem die amerikanischen Volksschulen dort zum großen Teil das Deutsche als Fremdsprache eingeführt haben, fangen leider viele törichte deutsche Väter an, die deutschen Sonderschulen für überflüssig zu halten, und das Ergebnis pflegt dann zu sein, daß der Sprößling der englischen Schule als voller Yankee ins Leben tritt; die paar Stunden deutschen Sprachunterrichts haben nicht genügt, ihn deutsch zu erhalten. Etwas erfreulicher ist das Bild in Südamerika: zwar sind hier die Zahlen sehr viel bescheidener — wenn man die Zahl der Deutschredenden in den Vereinigten Staaten auf zehn bis elf Millionen schätzt, erreicht ihre Ziffer in Südamerika noch nicht eine halbe Million —, aber hier sind die Deutschen eine meist fast nebeneinander sitzende, wirtschaftlich schon sehr erstarkte und im allgemeinen auch eng zusammenhaltende Masse. In Chile haben Hessen, Sachsen, Schlesier und Deutschböhmen die südlichen Distrikte des Landes kolonisiert, in den gewerblichen Städten, namentlich Valdivia, ist der überwiegende Teil der Industrie in ihren Händen, die Brauerei fast ausschließlich; in Südost-Argentinien sitzen etwa 20000 Reichsdeutsche und die doppelte Anzahl von Schweizern, so daß z. B. Buenos-Aires mit Vororten nicht weniger als neun deutsche Schulen zählt, und vor allem sind die Südstaaten Brasiliens, Parana, Santa Katharina und Rio Grande do Sul, eine Hochburg des Deutschtums geworden. Seit 1824 sind dort in wachsender Zahl Deutsche eingewandert, in Rio Grande bilden sie zweiundzwanzig, in Santa Katharina gar fünfunddreißig Prozent der Gesamtbevölkerung, und wenn auch der Zustand der dortigen Siedelungen nach deutschen Begriffen noch oft etwas primitiv ist, sie stehen turmhoch über denen der Brasilianer, Polen und Italiener, und wo die Deutschen bereits seit Generationen den Boden beackern, sind oft wahre Musterkolonien in großem Maßstabe entstanden. Hier sind die Aussichten für die Bewahrung des Deutschtums noch am günstigsten, und es fangen die Deutschen auch bereits an, aus der Schicht der rein ländlichen Urwaldroder zu Handel und Industrie emporzusteigen und heilsamen Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu gewinnen — eine Bewegung, die nicht nur für die Stärkung unseres Volkstums dort draußen günstig wirken, sondern auch viel dazu beitragen wird, die verrotteten politischen Zustände dieses von der Natur so verschwenderisch bedachten Landes zu bessern.

Aber auch an anderen Orten der Welt ist das Deutschtum stärker vertreten, als mancher Inländer ahnt. Auch in Australien bilden unsere Landsleute wenigstens zwei Prozent der Bevölkerung, in Queensland haben sich 38000 Deutsche nieder-

Digitized by Google

gelassen, in Südaustralien fast dieselbe Zahl, und auch in Viktoria treffen wir hier und da auf stärkere deutsche Siedelungen; so bewahren noch zwei Vorstädte von Melbourne, Koburg und Heidelberg, die Erinnerung an deutschen Ursprung, aber freilich auch nur die Erinnerung. Und sonst gibt es wohl kaum eine größere Handelsstadt, die nicht Deutsche in beträchtlicher Zahl beherbergt: Rom, Neapel und Florenz, Madrid, Malaga und Barcelona, Lissabon und Oporto; etwa ein Dutzend größerer Städte in England, in Afrika Alexandrien und Kairo, in China Hongkong und Schanghai, sie alle sind Sitze starker und teilweise recht blühender Kaufmannskolonien geworden.

Und welches Interesse hat das Mutterland an diesen Siedelungen? Vom Interesse des deutschen Gemütes, das uns jede nationale Niederlage da draußen als schweren ideellen Verlust empfinden läßt, soll man ja heute in der Zeit realpolitischer Kaltheit gar nicht mehr reden — aber hat nicht auch das Deutsche Reich vom Standpunkte des politischen Nutzens aus ein lebhaftes Interesse daran, unsere deutschen Auslandskolonien zu erhalten? Wenn das Slawentum in Österreich noch weitere Fortschritte macht, wird nicht nur dem deutschen Tirolwanderer die Freude zerstört, sich unter kerndeutschen Stammesgenossen erholen zu können, wird nicht nur der deutsche Reisende empfindlich geschädigt durch Schilder und Inschriften, die er nicht versteht, durch den Zwang, seinen Geschäftsbriefwechsel in Sprachen zu führen, die in ihrer Verwirrung und Zersplitterung an den Turm zu Babel gemahnen, sondern auch die Machtstellung des Reiches wird aufs empfindlichste bedroht, wenn die treuesten Stützen des Dreibundes mehr und mehr durch laue Freunde oder offene Gegner verdrängt werden. Und man täusche sich doch nicht über die ungemeine Wichtigkeit, die jede deutsche Siedelung da draußen für den deutschen Handel und die deutsche Industrie besitzt: jede deutsche Schule da draußen erhält zum mindesten eine deutsche Zeitung, die monatliche Zeitschrift des Berliner Allgemeinen deutschen Schulvereins mit ihren Inseraten — jeder Deutsche wird so zum unbezahlten und oft unbezahlbaren Agenten für den deutschen Kaufmann, und wenn in Konstantinopel, Saloniki und manchen anderen Orten die deutsche Schule die beste des Ortes ist, wenn sich Angehörige aller Nationalitäten zu ihr drängen, so verbreitet sich durch sie eine Kenntnis Deutschlands in allen Kreisen der orientalischen Bevölkerung, die in Bestellungen bei unserer Industrie, in der Bevorzugung deutscher Post- und Dampferlinien sich geradezu in klingende Münze umsetzt. Wie wertvoll für den modernen Staat seine Außenposten unter anderssprachiger Bevölkerung sind, haben andere Nationen viel früher erkannt als wir; was Frankreich und namentlich das arme Italien zur Förderung ihrer Auslandskolonien tun, geht weit über das hinaus, was Deutschland für diesen Zweck leistet. Auch bei uns ist allerdings das Interesse für die Deutschen im Auslande entschieden im Zunehmen begriffen — aber wieviel bleibt noch zu tun übrig!

Das Deutsche Reich stellt in seinen Etat eine stetig wachsende Summe (zuletzt eine halbe Million) für die Auslandschulen ein, aber gerade für den bedrohtesten Posten, für die Sprachgrenze in Österreich-Ungarn, zahlt es aus politischen Gründen leider keinen Pfennig, hier bleibt alles privater Hilfstätigkeit überlassen. Hier wirken denn auch seit einem Vierteljahrhundert neben vielen kleineren Organisationen zwei der größten deutsch-nationalen Schutzvereine, der (Wiener) Deutsche Schulverein und der (Berliner) Allgemeine deutsche Schulverein, der, aus kleinen Anfängen im Jahre 1881 erwachsen, allmählich die ganze deutsche Welt in den Kreis seiner Tätigkeit einbezogen hat, und namentlich zur Sicherung des österreichischen Deutschtums seine Hilfsgelder verwendet. Und nicht ganz ohne Erfolg. Zwar hat auch die letzte Volkszählung in Österreich (1900) noch ein Sinken des deutschen Elementes von 36 auf 35,8 Prozent gebracht; aber ein empfindlicher Verlust ist nur noch in Mähren und Schlesien zu verzeichnen, wo erst spät und zögernd eine energische nationale Abwehrtätigkeit eingesetzt hat; überall, wo es gelungen ist, das Deutschtum zu einer starken nationalen Phalanx zusammenzuschließen, hat unsere Nation sich nicht nur behauptet, sondern sogar Fortschritte gemacht; so ist der Anteil des Deutschtums an der Bevölkerung gestiegen in Böhmen um 0,7, in Tirol um 6,7, in der Steiermark um 8,7, in Kärnten sogar um 32,8 vom Tausend — zum Teil bescheidene Ziffern, die aber wenigstens zeigen, daß zu nationaler Mutlosigkeit wahrhaftig kein Anlaß vorliegt.

Und auch weit hinaus über die Grenzen von Deutsch-Österreich hat der Schulverein seinen segensreichen Einfluß geübt: er hat geholfen, deutsche Zeitungen im Auslande zu erhalten, deutsche Bücher an die Kolonisten im brasilischen Urwalde zu versenden, und in letzter Zeit vor allem den deutschen Schulen da draußen auch tüchtige Lehrer zu vermitteln. Denn daran krankte vor allem das Deutschtum an vielen Orten, daß häufig untüchtige, zum Teil sogar moralisch unzuverlässige Elemente an deutschen Schulen als Lehrer beschäftigt wurden. Während zum Teil in den großen Weltstädten Antwerpen, Brüssel, Konstantinopel, Bukarest, Buenos-Aires Lehrmittel und Lehrmaterial ganz ausgezeichnet sind und die Besoldungsverhältnisse den Neid manches schlecht entlohnten deutschen Landlehrers erwecken, muß man sich an an-

Digitized by Google

deren Orten oft recht kümmerlich behelfen; an vielen Orten Englands und Südafrikas, auch in der Dobrudscha und Australien besteht die deutsche Schule oft nur darin, daß ein vielbeschäftigter Pfarrer wöchentlich zwei bis vier Stunden deutschen Unterricht erteilt, und im brasilischen Urwald existiert leider noch gar zu oft ein vorsündflutlicher Dorfschulmeister, ein alter, zur Landarbeit nicht mehr tauglicher Bauer, der nun der heranwachsenden Jugend das wenige an Lesen, Schreiben und Rechnen, was er selbst besitzt, beizubringen versucht. Solche Zustände dürfen nicht dauern, wenn das Deutschtum ein lebensfähiges, kulturell hochstehendes Element der Bevölkerung bleiben soll.

Hier hat der Schulverein mit aller Energie eingesetzt, seitdem das verständnisvolle Eingreifen der meisten deutschen Regierungen — Bayern steht so ziemlich allein noch zurück — es ermöglicht hat, den hinausgehenden Lehrern die Rückkehr in den heimischen Schuldienst zu sichern. Aber es ist leider nur gar zu wenig, was mit den bescheidenen Mitteln (etwa hunderttausend Mark jährlich), die sich auf die ganze Erde verteilen, erreicht werden kann; hier bietet sich für die private Wohltätigkeit noch ein weites Feld. Wir sind ein reiches Volk geworden, aber die Verpflichtung des Reichtums, auch reichlich zu geben für öffentliche Zwecke, haben wir noch nicht gelernt; was der Deutsche aufwendet für andere, ist ein Kinderspiel im Vergleich zu den Summen, die der Amerikaner oder Engländer des wohlhabenden Mittelstandes dafür übrig hat; ja, speziell bei nationalen Aufwendungen lassen wir uns von den ärmsten Nationen beschämen; was das kleine Völklein der Slowenen für seinen Schulverein tut, ist mehr, als das deutsche Sechzigmillionenvolk dem gleichen Zwecke zuwendet! Und merkwürdig genug, was dem Allgemeinen deutschen Schulverein an Geldern zufließt, stammt zum allergrößten Teil aus den Taschen derer, für die ein jährlicher Beitrag von drei Mark ein Opfer bedeutet; unsere reichen Handelsherren und Industriellen, denen die Aufrechterhaltung unserer auswärtigen Siedelungen besonders zugute kommt, sie haben — abgesehen von einigen, allerdings sehr rühmlichen Ausnahmen — bisher für den Schulverein wenig oder nichts übrig gehabt. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, daß dies anders wird, daß die Jubelspende, die dem Schulverein zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubelfest überreicht werden soll, recht reichlich ausfällt; das Deutschtum auf dem ganzen Erdenrund wird den Gebern dankbar sein. Beiträge nimmt entgegen der Allgemeine deutsche Schulverein zu Berlin W., Landgrafenstraße 7, sowie die „Deutsche Bank", Berlin W., Behrenstraße, und die „Diskontogesellschaft", Berlin W., Unter den Linden, auf das Konto: Jubelspende des Allgemeinen deutschen Schulvereins.

Frohe Aussicht

Bald werden wir beisammen sein.
Wenn sich die Sommernächte neigen,
Aus Gärten weiche Düfte steigen,
Führ' ich in meine Welt dich ein.

Erstaunen wirst du ob der Pracht.
Der Garten blüht. Wann wirst du kommen?
Die roten Rosen, die erglommen,
Die werden leuchten durch die Nacht.

Ihr süßer Duft bezaubert mich;
Er wird auch dir was Liebes sagen
Und dich in goldne Fernen tragen. —
O Lieb, dein Glück erwartet dich!

Friedrich Wiegershaus

Digitized by Google

Auf Süd-Georgien. (Deutsche Expedition 1882/83.)

Zu Regel: Die Erforschung des Südpolargebietes.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Die Expedition von Dumont d'Urville im Weddellmeer (19. Februar 1838).

Die Erforschung des Südpolargebietes

Von

Fritz Regel

(Nachdruck ist untersagt.)

Bereits vom Altertum wurde dem Mittelalter die Vorstellung vom Vorhandensein eines großen Südlandes übermittelt, welches im Entdeckungszeitalter rings um den Südpol herum bis zu den äußersten bekannten Teilen der südhemisphärischen Landmassen ausgedehnt wurde. Als man zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Südamerika bis zur La-Plata-Mündung vorgedrungen war und hier einen Wasserweg vom Atlantischen Ozean zur Südsee vermutete, wurde das Brasilia inferior genannte Land im Süden des La-Plata zu dem unbekannten Südkontinent (Terra incognita australis) gerechnet, z. B. auf dem Globus des Nürnbergers Johannes Schöner vom Jahre 1515; und als dann Magalhães wenige Jahre später (1519) die nach ihm benannte Durchfahrt wirklich auffand, galt das Feuerland als nördlichster Teil jenes Südlandes, ja auch, nachdem zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Kap Hoorn erreicht und Südamerika völlig umfahren wurde, schwand diese Vorstellung der großen Terra australis, der man die Umrisse von Afrika andichtete, keineswegs von den Karten, denn inzwischen waren auf der anderen Seite des Globus die Salomonen und Teile von Australien bekannt geworden. Die Holländer entschleierten in der Folge auf ihren Fahrten von Europa um Südafrika nach ihren Kolonien im Malaiischen Archipel immer größere Teile der Westküste Australiens, bis Abel Tasman 1642 diesen kleinsten Erdteil von Westen her völlig umfuhr und bis zur Westküste von Neuseeland gelangte; er fand damals die

James Cook.

nach ihm benannte Insel Tasmania auf, ohne jedoch ihre Inselnatur festzustellen (Vandiemensland), und löste den nunmehr vielfach Neuholland benannten Kontinent von dem fabelhaften Südlande los. Von der teleologischen Annahme ausgehend, daß die unbewohnbaren Wasserflächen der Erde nicht die von Menschen bewohnten Landmassen an Größe überbieten könnten, klammerte man sich nunmehr an das gleichfalls wie Tasmanien damals in seiner Inselnatur noch nicht erkannte Neuseeland und einige andere Entdeckungen (wie die 1739 aufgefundenen Bouvet-Inseln, Süd-Georgien, 1756, zuletzt die Crozet- und Prinz-Eduard-Inseln), und erblickte in diesen die gegen Norden am weitesten vorgeschobenen Teile der Terra australis.

Durch die epochemachenden Reisen von James Cook (Abbild. S. 522) ist jedoch mit dem Phantom eines von Menschen bewohnbaren und kulturfähigen großen Südlandes gründlich aufgeräumt worden, und nunmehr beginnt seit 1770 die wissenschaftliche Erforschung der Südpolarregionen, welche durch einzelne energische Vorstöße in die letzteren während des Südsommers von den Südenden der drei Südkontinente Amerika (Falkland-Inseln), Afrika und Australien (Tasmanien oder Neuseeland) aus die noch unbekannten Gebiete allmählich aufzuklären bemüht war. (Vergl. die beigegebene Karte des Südpolargebietes.) James Cook selbst hatte auf seiner ersten größeren nautischen Expedition zunächst die Aufgabe, den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe auf Tahiti zu beobachten; nachdem diese Aufgabe im Jahre 1769 glücklich gelöst war, segelte er nach höheren südlichen Breiten, gelangte von Osten her nach Neuseeland, umfuhr diese Doppel-

Johann Reinhold Forster (Vater).

insel und legte sie mit Hilfe mustergiltiger astronomischer Beobachtungen auf der Karte nieder, entdeckte hierauf die noch unbekannte Ostküste von Neuholland, ergriff von diesem nunmehr zumeist wieder Australien genannten Kontinent für die englische Krone Besitz und kehrte sodann durch die Torresstraße und über den Malaiischen Archipel nach England zurück (1770).

Die zweite ihm anvertraute Expedition, an welcher J. Reinhold und Georg Forster (Abbild. S. 522 u. 523) als Naturforscher teilnahmen, galt nunmehr dem Südland selbst (1772 bis 1775). Cook umfuhr diesmal nicht allein das gesamte Südpolargebiet in höheren Breiten, er überschritt auf drei Vorstößen auch als erster Seefahrer den südlichen Polarkreis und gelangte sogar bis 71 Grad 10 Min. an eine Eismauer, die seinem weiteren Vordringen Halt gebot. Bis zum sechzigsten Breitenkreis und darüber hinaus war kein Festland von größerer Ausdehnung vorhanden; was etwa in noch höheren Breiten von Landmassen existieren mochte, war auf alle Fälle für den Menschen nicht dauernd bewohnbar.

Erst nach den Napoleonischen Kriegen wurde die Südpolarforschung, diesmal durch Rußland, wieder aufgenommen. F. von Bellingshausen (Abbild. S. 524) fuhr im Durchschnitt noch dichter an den Pol heran als Cook und fand 1819 bis 1821 im Süden von Südamerika Land (Alexander I.-Land und Peter I.-Insel). Um dieselbe Zeit gelangten auch englische Robbenschläger und Walfänger nach diesen unwirtlichen Teilen der Erde, ja der mutige Weddell drang auf seinem kleinen Schiff im Jahre 1823 sogar bis 74 Grad 15 Min. südl. Br., also drei Grad weiter als Cook, vor. Ein anderer Walfänger, Biscoe, umsegelte 1830 bis 1832 nochmals die gesamte Antarktis und entdeckte das Enderbyland im Süden von Afrika; 1833 folgte das Kempland in derselben Gegend, und 1839 verlegte Balleny den Schauplatz antarktischer Entdeckungen zuerst in den Süden von Australien und Neuseeland mit der Entdeckung der nach ihm benannten Balleny-Inseln. In jenem Jahrzehnt war man bemüht, nach der Auffindung des magnetischen Nordpols auf Boothia Felix in Nordamerika durch John Roß im Jahre 1831, auf Anregung von Alexander von Humboldt über die ganze Erde magnetische Beobachtungsstationen zu errichten, um namentlich die Linien gleicher

Johann Georg Forster (Sohn).

magnetischer Abweichung oder Deklination genauer festlegen zu können, was ja auch der Nautik von großem Nutzen sein mußte.

Fabian Gottlieb von Bellingshausen.

Nachdem Gauß in Göttingen seine „Theorie des Erdmagnetismus“ im Jahre 1838 veröffentlicht hatte und zur Auffindung des magnetischen Südpols anspornte, den er in den Meridian von Sydney rechnerisch verlegte, wollte England diese Entdeckung ebenfalls zuerst machen und sandte den Neffen von John Roß, den als Seefahrer und Physiker gleich hervorragenden James Clarke Roß (Abbild. S. 525), aus und veranlaßte die Anstellung gleichzeitiger magnetischer Beobachtungen in möglichst vielen Erdgegenden, wie auf Neuseeland, Tasmania, in Afrika und auf den Falkland-Inseln. Zu jener Zeit war aber auch von Frankreich und von den Vereinigten Staaten je eine große Expedition ausgerüstet worden, welche eine sogenannte „Weltreise“ unternehmen sollte, die französische unter Leitung von Dumont d'Urville, die amerikanische unter dem Kommando von Charles Wilkes. Beide suchten der Auffindung des magnetischen Südpols durch die englische Expedition unter James Clarke Roß zuvorzukommen, und so finden wir in den Jahren von 1838 bis 1843 drei große, wohlausgerüstete Unternehmungen im Südpolargebiet tätig, die alle wichtige Entdeckungen mit nach Hause brachten und den Höhepunkt antarktischer Forschung in jener Epoche nautisch-litoraler Erkundung bezeichnen.

Dumont d'Urville versuchte sich zunächst 1838 auf dem Schauplatz im Süden des Feuerlandes, entdeckte hier das Louis-Philippe-Land, die Joinville-Insel und folgte dann den Spuren von Weddell, ohne jedoch so weit nach Süden vordringen zu können wie dieser (Abbild. S. 521). Zwei Jahre später treffen wir ihn dann im Süden von Australien; hier findet er das Adélie- und das Clarie-Land auf und führt auch eine Landung aus, ohne jedoch dem magnetischen Südpol sehr nahe zu kommen.

Auf demselben Gebiete suchte auch Wilkes von 1840 bis 1842 Lorbeeren zu erringen: er hat einzelne Teile des ausgedehnten, über zweitausend Kilometer sich hinziehenden Wilkes-Landes zu erforschen gesucht, konnte aber die Frage, ob man es hier mit einzelnen Inseln oder mit Vorsprüngen eines größeren zusammenhängenden Landes zu tun habe, nicht zu voller Klarheit bringen.

James Clarke Roß hat, wie einst James Cook, drei sehr erfolgreiche Vorstöße in die Antarktis von 1839 bis 1843 unternommen und gelangte dabei an dem von ihm aufgefundenen Viktoria-Land bis zu 78 Grad 9½ Min. südl. Br., wo beim ersten und zweiten Vordringen eine ungeheure Eiswand Halt gebot. Er konnte zwar im Viktoria-Land nicht landen, aber er entdeckte die Vulkane Erebus (3770 Meter hoch) und den etwas

Digitized by Google

niedrigeren Terror (3318 Meter), von denen der erstere noch in Tätigkeit ist, und brachte ein reiches wissenschaftliches Material aus der Südpolarzone nach England zurück.

Nach dieser glanzvollen Leistung trat wieder eine längere Ruheperiode ein, da man sich in der Folge, insbesondere nach dem unglücklichen Ausgang von Franklins Expedition, mit größtem Eifer der Erforschung der Nordpolargebiete zuwandte. Erst nach dem deutsch-französischen Kriege fielen die Anregungen, die zum Beispiel von Georg Neumayer (Abbild. S. 526) ausgingen, auf einen fruchtbaren Boden und führten zu neuen Beobachtungen und Entdeckungen in der Antarktis. Namentlich waren es wiederum die 1874 und 1882 entsandten Expeditionen zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe, die wertvolle Bereicherungen unseres Wissens und längere meteorologische Beobachtungsreihen ergaben, die namentlich von den Stationen auf den Kerguelen-Inseln (1874) und von Süd-Georgien (1882) herrühren. Im Jahre 1874 drang der „Challenger" unter Kapitän Nares und ebenso die „Gazelle" unter Kapitän Schleinitz (Abbild. S. 527) von den Kerguelen-Inseln aus in höhere südliche Breiten vor, und auch Walfänger waren wiederum in der Antarktis tätig, unter ihnen der Bremer Kapitän Dallmann, der hier zuerst auch deutsche Namen, wie die Kaiser-Wilhelm-Inseln, die Bismarckstraße, in der Gegend südlich vom Feuerland in der jetzigen West-Antarktis der Karte einverleibte.

James Clarke Roß.

Nach Süd-Georgien wurde eine unter der Leitung von Dr. Karl Schrader stehende wissenschaftliche Expedition vom Deutschen Reich entsandt, die sich neben ihren astronomischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen der geographischen Erforschung dieses Archipels widmete (Abbild. S. 528). Um die Verarbeitung der gewonnenen Beobachtungen hat sich namentlich der heutige Leiter des Marine-Observatoriums in Wilhelmshaven, Prof. Dr. Karl N. J. Börgen, sehr verdient gemacht (Abbild. S. 529).

Im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts haben sodann vier Schiffe einer schottischen Walergesellschaft in Dundee, sowie namentlich drei deutsche Schiffe der Hamburger Reederei von Woltereck u. Robertson, insbesondere der Dampfer „Jason" unter Kapitän Larsen und die „Hertha"

Digitized by Google

unter Kapitän Evenson, höhere Breiten erreicht, jener 68 Grad 10 Min., diese 69 Grad 10 Min. südl. Br., und Larsen hat unter den vulkanischen Robben-Inseln im Osten von Louis-Philippe-Land die beiden noch tätigen Vulkane auf der Christensen-Insel und „Lindenbergs Zuckerhut" aufgefunden.

Von erheblicher Wichtigkeit waren auch die Fahrten des norwegischen Fangdampfers „Antarctis" (1893 bis 1895) mit dem kühnen Naturforscher Egebert Borchgrevingk an Bord, dem die erste Landung im Viktorialand bei Kap Adare glückte, sowie der Vorstoß der deutschen Tiefsee-Expedition auf der „Valdivia" unter Leitung des Zoologen Professors Karl Chun (1898 bis 1899), der die Wiederauffindung der von Cook, Moore und James Clarke Roß lange vergeblich gesuchten Bouvet-Insel gelang, sowie auf Grund genauer Lotungen der wichtige Nachweis, daß diese Insel wie die Marion- und Crozet-Inseln, der Kerguelen-Archipel und die Prinz-Eduard-Inseln ohne Verbindung mit den südlichen Landmassen isoliert aus einer bis sechstausend Meter tiefen See aufsteigen. (Vergl. die beigegebene Karte.)

Prof. Dr. Georg von Neumayer, Exzellenz.

* * *

Die neueste Ära der antarktischen Forschung begann um dieselbe Zeit mit der ersten südpolaren Überwinterung durch die belgische Südpolar-Expedition unter Führung von Anton de Gerlache (1898 bis 1899), der im folgenden Südwinter die von E. Borchgrevingk beim Kap Adare und weiterhin diejenigen der schwedischen, schottischen, englischen und deutschen Südpolar-Expeditionen gefolgt sind. Also keine vereinzelten Vorstöße mehr, sondern international vereinbarte gleichzeitige Beobachtung zu bestimmten Terminen, sowie Überwinterung in der Antarktis unter möglichst vielseitiger Forschung und womöglich mit Schlittenreisen in die noch unerforschten Erdräume hinein!

Die genannte belgische Expedition konnte bereits auf dem für die internationale Organisation der heutigen antarktischen Unternehmungen so wichtigen VII. Internationalen Geographenkongreß zu Berlin im Oktober 1899 einen Teil ihrer wissenschaftlichen Beobachtungen vorlegen, die in einem großen Werke vorbereitet werden; ein auch für weitere Kreise geschriebenes Buch von Cook liegt mit dem gesamten reichen Bilderschmuck seit dem Jahre 1903 auch in deutscher Übersetzung vor (Fred. A. Cook, „Die erste Südpolarnacht": Kempten, J. Kösel, 1903; sowie G. Lecointe, „Im Reiche der Pinguine"; Halle, Gebauer-Schwetschke, 1904).

Die europäischen Kulturvölker sind somit nun endlich in dasjenige Stadium auch für die antarktischen Forschungen eingetreten, welches in der Arktis so große Erfolge erzielt hat und von Georg Neumayer immer und immer wieder gefordert worden ist. Neumayer ist seit seiner Tätigkeit in Australien in den fünfziger Jahren, seit dem ersten Kongreß deutscher Geographen in Frankfurt a. M. im

Digitized by Google

Jahre 1865, sowohl auf den deutschen Naturforscherversammlungen wie auf den seit 1881 abgehaltenen deutschen Geographentagen und den internationalen Geographenkongressen unermüdlich für die genauere Erforschung der Südpolargegenden eingetreten. In Bremen kam es 1895 schließlich zur Bildung eines Komitees, welches agitierend, Geld sammelnd und beratend gewirkt hat, bis dann 1898 auch der deutsche Kaiser für den deutschen Plan interessiert wurde, den Erich von Drygalski in die Tat umsetzen sollte. In Berlin kam es sodann 1899 zur internationalen Kooperation, indem auch England und Schottland gleichzeitig mit der in Vorbereitung begriffenen deutschen Expedition Dampfer hinaussenden wollten, denen sich noch Dr. O. Nordenskiöld für Schweden anschloß.

Indem schließlich auch noch A. de Gerlache, der Führer der „Belgica", mit dem Franzosen Dr. Charcot eine Expedition ausrüstete, waren schließlich fast gleichzeitig fünf Unternehmungen in Tätigkeit, die dem Südpol zu Leibe gehen wollten und sich über den wissenschaftlichen Kampfplatz untereinander mehr oder weniger verständigt hatten. So schien die Unternehmung diesmal reiche Früchte zu verheißen.

Diese Hoffnungen sind denn auch in vieler Hinsicht erfüllt worden. Ein großer Fortschritt in der Gesamtkenntnis der Südpolarräume ist erreicht worden, wenn die großen Schwierigkeiten des Vordringens auf dem fast völlig vereisten Südpolarland auch noch für zukünftige Unternehmungen einen großen Wirkungskreis übriglassen.

Die schottische Expedition wählte die Erforschung des südatlantischen Meeres zwischen dem Falkland-Archipel und der Bouvet-Insel und wollte namentlich im sogenannten Weddell-Meer auf dem Dampfer „Scotia" unter Kapitän Robertson und der wissenschaftlichen Leitung von Bruce vordringen; die Ausreise in das Südpolarmeer wurde am 26. Januar 1903 von Port Stanley auf den Falkland-Inseln angetreten; die Fahrt ging zunächst nach den Süd-Orkney und am Packeisgürtel südlich von dieser Gruppe ostwärts entlang bis zur Sandwichgruppe; sie erreichte am 22. Februar ihren

Kpt. von Schleinitz

südlichsten Punkt in 70. Grad südl. Br. und 17,5 Grad westl. L. und ging am Packeis nach den Süd-Orkney zurück. Vom 30. März bis zum 23. November 1903 war die „Scotia" in der Scotiabai der Louise-Insel vom Eise umschlossen und kehrte sodann nach Buenos Aires zurück, von wo sie im folgenden Südsommer einen zweiten Vorstoß bis zum 74. Grad südl. Br. unternahm. Diesmal erreichte sie eine bedeutend höhere südliche Breite (etwa 74 Grad) südwestlich vom vorjährigen Endpunkt und entdeckte im März 1904 das Coats-Land. (Vergl. die beigegebene Karte.)

Weiter im Westen, direkt südlich von Südamerika, arbeitete die schwedische Expedition, an deren Spitze Dr. Otto Nordenskiöld stand, ein Neffe Adolf Erik Nordenskiölds, bewährt

Digitized by Google

als Erforscher des Feuerlands und von Südpatagonien (1896 bis 1897); er brach mit der „Antarctic“ im Oktober 1901 von Schweden auf, befand sich im Januar 1902 im Südlichen Eismeer, drang bis etwas über den Polarkreis vor und ging mit fünf Leuten nach seinem Winterquartier an der Südspitze von Louis-Philippe-Land unter 64,5 Grad südl. Br. und 57 Grad westl. L. ab, von wo die „Antarctic“ im Südherbst auch mit der Absicht, den voraussichtlich in Bedrängnis geratenen schwedischen Forschern womöglich Hilfe zu bringen, und weiter, um namentlich die Gegend südlich von Kap Hoorn näher zu durchforschen. Endlich wurde auf die Veranlassung von Dr. Moreno, dem Direktor des La-Plata-Museums in Buenos Aires, auch von Argentinien das Kriegsschiff „Uruguay“ mit der Auffindung Nordenskiölds betraut, und diesem Schiffe ist es denn auch

Die Mitglieder der „Deutschen Expedition nach Süd-Georgien im System der internationalen Polarforschung 1882/83“. In der Mitte Dr. Karl Schrader.

1902 nach den Falkland-Inseln zurückkehrte, um sich sowohl deren Erforschung als auch derjenigen von Süd-Georgien zu widmen, ehe sie im Südsommer 1903 zur Abholung Nordenskiölds und seiner fünf Begleiter wieder nach Süden aufbrach. Da sie jedoch von dieser letzten Reise nicht zurückkehrte, wurde mit großer Schnelligkeit in Schweden eine Hilfsexpedition unter Kapitän Gyldén, mit Professor Nathorst als Leiter, ausgerüstet, und zwar durch private Mittel, die noch im August 1903 von Schweden abging, während A. de Gerlache und Dr. Charcot bereits von Havre in See stachen, zunächst tatsächlich geglückt, sowohl Nordenskiöld selbst mit seinen fünf Begleitern auf der Station in Louis-Philippe-Land wie die Bemannung der verunglückten „Antarctic“ bei dem von Nordenskiöld errichteten Depot auf der Insel Seymour aufzufinden und nach Buenos Aires zurückzubringen. Der verdiente Forscher hat auf einer Schlittenreise über König-Oskar-Land den Polarkreis von seiner Station aus erreicht und insbesondere wertvolle Versteinerungen gesammelt, und somit das Ziel erreicht, welches er sich mit sehr bescheidenem Aufwand gesteckt hatte. Von dieser Expedition ist bereits das Reisewerk er-

Digitized by Google

Prof. Dr. Karl Nik. Jensen Börgen.

schienen (O. Nordenskiöld, „Antarctic"; Berlin, Dietrich Reimer, 1904).

Die englische Expedition war in geographischer Hinsicht weitaus am erfolgreichsten und hat auch die verabredeten Beobachtungen in vollem Umfange durchführen können. Ein eigener, aus Holz erbauter Dreimastdampfschoner, „Discovery", verließ unter Kapitän R. Scott am 6. August 1901 England, ging am 24. Dezember von Neuseeland aus nach der Ostküste des Viktoria-Landes ab und betätigte hier im Jahre 1902 mit größtem Erfolg seine Kräfte. Ein im Sommer 1902 nachgesandtes Ersatzschiff, der Waler „Morning" (Kapitän Colbeck), gelangte am 26. Februar 1903 glücklich bis auf acht Kilometer an die vom Eise besetzte „Discovery" heran und brachte eingehenden Bericht nach Australien zurück, verproviantierte die Expedition für eine zweite Südpolarkampagne, von der sie im Südsommer 1903/04 von der noch durch ein zweites Schiff verstärkten englischen Hilfsexpedition abgeholt wurde. Scott war ohne Hindernis nach der Gegend des Viktoria-Landes gelangt, in welcher die Vulkanriesen Erebus und Terror, jedoch nicht, wie James Clarke Roß glaubte, auf dem Festlande selbst, sondern auf einer diesem vorgelagerten Insel sich erheben. Er untersuchte zuerst in westlicher Richtung die von Roß her bekannte große Eiswand und folgte ihr bis zum King-Edward VII.-Land, von wo die Rückkehr zum Viktoria-Land erfolgen mußte. Hier fror das Schiff unweit der beiden Vulkane ein, und es begann nunmehr eine Entdeckertätigkeit auf immer weiter sich ausdehnenden Schlittenexkursionen sowohl nach der Gegend der genannten Vulkanriesen als nach dem überall gebirgigen Hinterland des Inlandeises, welches bis zu 2700 Meter Meereshöhe von Leutnant Armitage und Ingenieur Skelton durchzogen wurde, während Scott selbst sich mit Leutnant Shackleton und Dr. Wilson nicht weniger als vierundneunzig Tage vom Schiff auf einer Schlittenreise bis auf 435 Kilometer südwärts entfernte und unter 163 Grad westl. L. bis 82 Grad 17 Min. südl. Br. vordrang (Roß war bis 78 Grad 10 Min., Borchgrevingk während seiner Überwinterung beim Kap Adare bis 78 Grad 50 Min. gelangt). Diese Entfernung entspricht etwa derjenigen von Berlin bis Danzig und konnte nur unter Ausnutzung aller Kenntnisse mit höchstem Wagemut vollbracht werden. Infolge ver-

Erich von Drygalski.

Digitized by Google

Der „Gauß" im Winterlager.

dorbenen Futters gingen dabei sämtliche Hunde ein. Weniger erfolgreich war die zweite Überwinterung 1903/04, die an die Leistungsfähigkeit dieser tapferen Männer die höchsten Anforderungen stellte. Bewunderungswürdig ist die vollständige Durchführung der Stationsbeobachtungen, besonders der magnetischen, bei der „Discovery" im Winterhafen neben diesen ausgedehnten Schlittenfahrten nach Osten und Süden hin.

Die deutsche Südpolar-Expedition war mit der größten Sorgfalt und Umsicht unter Verwertung aller Erfahrungen unter der bewährten Leitung der nautischen Abteilung des Reichs-Marineamtes betrieben worden. Der allen an ihn gestellten Anforderungen genügende schmucke Dreimastschoner „Gauß", erbaut auf den Howaldtwerken in Kiel, ausgerüstet mit allen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der heutigen Zeit, ging unter Kapitän Ruser und Professor Erich von Drygalski (Abbild. S. 529) am 15. August 1901 von Deutschland ab; ihm beigegeben waren Professor Dr. E. Vanhöffen (Kiel) als Zoolog und Botaniker, Dr. H. Gazert (München) als Arzt und Bakteriolog, Dr. E. Philippi (Berlin) als Geolog und Chemiker und Dr. Fr. Bidlingmaier (Laufen) als Erdmagnetiker und Meteorolog. Eine Zweigstation auf den Kerguelen-Inseln war vorgesehen, für welche Dr. E. Werth auf der „Gauß" mitfuhr, während Dr. E. Enzensperger und Dr. K. Luyken auf der „Tanglin" von Australien aus direkt nach der genannten Inselgruppe mit Kohlen und Vorräten gelangen sollten. Die Ausrüstung war auf drei Jahre bemessen.

Die Hinreise erfolgte über die Kapverden und Kapstadt und von hier, nach einem längeren Aufenthalt in Südafrika, nach dem Kerguelen-Archipel, woselbst der „Gauß" erst zu Neujahr eintraf und von hier wiederum erst Ende Januar nach Süden in See stechen konnte, weil die „Tanglin" mit ihrer Bemannung von vierzig Chinesen bereits wieder abgefahren war und daher die Verstauung der Kohlen und des Proviants nunmehr ohne die chinesische Bemannung des „Tanglin" durchgeführt werden mußte. Somit war es für dieses Jahr bereits ziemlich spät für ein erfolgreiches Kreuzen an der antarktischen Küste geworden. Der „Gauß" erreichte Mitte Februar unter 62 Grad südl. Br. die Eiskante und kam bereits acht Tage darauf im Eise fest in dem erheblichen Abstande von etwa achtzig Kilometer von einer neuentdeckten Küste, die von E. von Drygalski Kaiser-Wilhelm II.-Land getauft worden ist.

in eine Bucht, welche man die Posadowsky-Bai benannte. Vom 22. Februar 1902 bis zum 8. Februar 1903 hat der „Gauß" unter etwa 66,5 Grad südl. Br. und 90 Grad östl. L., also etwa auf dem Polarkreise, festgelegen, so daß keine eigentliche Polarnacht von der Expedition zu bestehen war (Abbild. S. 530 bis 532). Die Küste kehrt ihren Steilabfall nach Norden, ist völlig vereist bis auf den 366 Meter hoch aufragenden vulkanischen „Gaußberg", den man auf den vom Schiff aus unternommenen Schlittenexkursionen fünfmal aufsuchte (Abbild. S. 533 u. 534). Leider bildet er keine solche weithin sichtbare Landmarke wie die Riesenvulkane des Viktoria-Landes, so daß die deutsche Expedition bei den überaus häufigen fürchterlichen Schneestürmen keine über hundert Kilometer vom Schiff hinausgehenden Schlittenreisen zu unternehmen vermocht hat. Dagegen konnten alle vereinbarten Beobachtungen unter sehr günstigen Verhältnissen durchgeführt werden, so daß dieses auf zwei magnetischen Observatorien, der meteorologischen Station und der astronomischen Beobachtungshütte, gewonnene gewaltige wissenschaftliche Material neben vielen anderen wertvollen Beobachtungen auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten eine reiche Ausbeute ergeben hat, die in einem bändereichen Werke verarbeitet wird. Das Tierleben allerdings war an der achtzig Kilometer vom Lande entfernten Station nicht gerade reich zu nennen. Von den sieben Exkursionen waren fünf nach dem Lande gerichtet, keine dauerte länger als vier Wochen, so daß die prächtig gedeihenden Hunde sich sogar erheblich vermehrten und beim Aufbruch vierzig getötet werden mußten. Das Freikommen aus dem Eise wurde durch einen zwei Kilometer langen Schuttwall aus allen Abfällen beschleunigt, da dieser den Schmelzprozeß des Eises so förderte, daß an ihm entlang ein großer Riß entstand, der sich dann rasch erweiterte, so daß der „Gauß" am 8. Februar 1903, leider wiederum erst ziemlich zu Ende des zweiten Südsommers, endlich freikam. Der „Gauß" fuhr nunmehr bis zum 21. Februar in westlicher Richtung, kam in milderes Wetter mit vorherrschenden Westwinden, dann vom 6. bis 14. März nochmals in das Eis hinein, versuchte nun,

Der „Gauß" im Winterlager.

Digitized by Google

der Instruktion folgend, noch einen Vorstoß nach Süden und hatte vom 18. März bis 8. April nochmals Eistrift, so daß der Führer sich bei dem schon so weit vorgeschrittenen Südherbst hier zur Rückkehr nach Norden entschließen mußte und am 31. Mai in Port Durban eintraf, von wo das erste Telegramm nach Deutschland an den in Köln tagenden XIV. Deutschen Geographentag gelangte.

Bis Anfang August verweilte der „Gauß" noch in Südafrika und kehrte im November 1903 wohlbehalten nach Kiel zurück. Rasch erschien noch im Jahre 1904 das für weitere Kreise bestimmte, fesselnd geschriebene und trefflich mit Abbildungen ausgestattete Reisewerk des wissenschaftlichen Leiters, Professors Dr. E. von Drygalski („Zum Kontinent des eisigen Südens"; Berlin, Dietrich Reimer, 1904). Auf dem deutschen Geographentage zu Danzig in der Pfingstwoche 1905 wurde auch bereits über einen Teil der Ergebnisse den Fachmännern Bericht erstattet und das erste Heft des Werkes „Die deutsche Südpolarexpedition" vorgelegt.

Auf der Kerguelen-Station war der Verlauf gesundheitlich leider ein sehr schlimmer. Infolge der unvorhergesehenen bedeutenden Verspätung des „Gauß" war der „Tanglin" bereits, wie erwähnt, vor Ankunft der Hauptexpedition wieder zurückgefahren, doch hatte die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft durch ihren Dampfer „Essen" den Royal Sound anlaufen lassen, und so wurde am 2. April 1902 die letzte Post abgeholt mit zunächst noch durchweg guten Nachrichten über das Befinden der Stationsmitglieder. Leider aber hatten die Chinesen des „Tanglin" die Beriberi-Krankheit mitgebracht und die an und für sich in bakterienfreier subantarktischer Luft gelegene Station so stark infiziert, daß Dr. Werth Ende Juli bereits schwer erkrankte und auch Dr. Enzensperger, der verdiente Meteorolog von der Zugspitze, Mitte November von dieser wassersuchtartigen Krankheit so schwer befallen wurde, daß er am 2. Februar 1903 nach qualvollen Leiden starb. Mit dem größten Mut und heldenhafter Ausdauer hat jedoch Dr. Luyken die wichtigsten meteorologischen und magnetischen Beobachtungen in einer geradezu ver-

Der „Gauß" im Winterlager.

Digitized by Google

Der Gaußberg im Inlandeis von Westen.

zweifelten Lage durchgeführt und die Kranken gepflegt, bis die Stationsmitglieder am 1. April 1903 vom Hamburger Dampfer „Staßfurt“ programmäßig abgeholt wurden und Dr. Werth in Sydney sich erholen konnte.

Schließlich begann die französische Polarexpedition unter Dr. Charcot, der sich nach der Auffindung Dr. O. Nordenskiölds durch die „Uruguay“ von Gerlache getrennt hatte, ihre Ausreise am 26. Januar 1904, also bereits nach der glücklichen Heimkehr der deutschen. Sie gelangte am 4. März 1905 nach Puerto Madryn, war also dreizehn Monate unterwegs und machte eine Überwinterung auf der Wandel-Insel durch, wo auch die wissenschaftlichen Arbeiten durchgeführt werden konnten. Auch diese Expedition bewegte sich in den Gegenden südlich von Südamerika: das Alexander I.-Land erwies sich des Eises wegen als unzugänglich, doch konnte das Graham-Land mit dem Walfischfänger „Le Français“ angelaufen werden. Das Schiff kam bis zum 69. Grad südl. Br. (Alexander-Insel).

* * *

Es sei nunmehr noch in aller Kürze auf einige Probleme über die Naturverhältnisse dieses Gebietes hingewiesen.

Die geographische Hauptfrage, ob hier ein Erdteil oder eine Inselwelt vorliegt, ist nunmehr entschieden: während in der Nordpolregion große Landmassen um ein tiefes Meer in der näheren Umgebung des Poles sich lagern, werden gegen den Südpol zu die großen Wassermassen des südatlantischen, südindischen und südpazifischen Ozeans durch einen Erdteil von etwa zehn Millionen Quadratkilometer Areal, also größer als Europa, begrenzt, so daß nunmehr durch die neuesten Forschungen doch die alte Vorstellung von einem großen Südland, wenn auch von weit bescheidenerem Umfang, als die Vorstellungen des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts sich dieses dachten, in unseren Tagen noch zu ihrem Rechte kommt. Seine genauere Erforschung wird allerdings noch sehr große Anstrengungen erheischen, denn diesem Südland ist nur schwer beizukommen. Die neueren Expeditionen wurden teilweise mit großem Aufwande und unter Heranziehung aller Errungenschaften der

Der Gipfel des Gaußberges.

Nachweis einer großen zusammenhängenden Landmasse im äußersten Süden wurde von den neuen Expeditionen sicher erbracht, wenn auch nur die englische Expedition unter Scott tiefer in sie, und zwar bis zum 82. Grad 17 Min. südl. Br., vorgedrungen ist. Durch plötzliche Tiefenabnahme des angrenzenden Meeres kündet sich dieser neue Erdteil an. Zu Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika und Australien gesellt sich als siebenter der Erdteil „Antarktika“, wie ihn A. Penck kürzlich benannt hat, während man unter „Antarktis“ die Gesamtheit der antarktischen Natur versteht. Nur am Küstensaum kommt das Felsengerüst dieses Erdteils zum Vorschein, nur hier vermag sich organisches Leben zu entfalten: hier brüten die Pinguine, hier kommen noch spärliche Flechten vor (die eine der von Borchgrevingk entdeckten Arten gleicht dem isländischen Moos). Auf dem fast stets steil abfallenden Küstensaum entfaltet sich in einer Litoralzone ein reicheres Meeresleben von Medusen, Seesternen, Fischen und Säugetieren der Seehundfamilie. An der Küste selbst treten auffallend oft vulkanische Gesteine auf, wie das Kap Adare des Viktoria-Landes und das Kaiser-Wilhelm II.-Land dartut; tätige Vulkane überragen nicht nur das Viktoria-Land, wie der Erebus und Terror auf der Terror-Insel, sondern zeigen sich auch im Süden von Südamerika in der Nähe der schwedischen Station; Schiefer brachte Borchgrevingk vom Viktoria-Land heim, die deutsche Expedition fand Urgestein als erratisches Geschiebe am Gaußberg, die „Belgica“ ebensolches im Westen des Graham-Landes, südwestlich vom Louis-Philippe-Land. Von diesem brachte Larsen auf der „Jason“-Expedition jüngere Schichtgesteine heim, sowie verkieseltes Koniferenholz, und O. Nordenskiöld fand bei seinem Überwinte-

Technik und der Wissenschaft unternommen. Die Schiffe waren Dampfer mit möglichster Bewegungsfreiheit; die deutsche und die englische Expedition waren mit Fesselballons ausgerüstet und wie die der „Southern Croß“ mit Hunden für Schlittenfahrten und mit vorzüglicher Verproviantierung versehen. Hatten die von 1820 bis 1843 gegen den Südpol unternommenen Vorstöße im wesentlichen nur einzelne Küstenstriche gesichtet, so ist nunmehr durch die neuesten Expeditionen auch auf dem Lande selbst fester Fuß gefaßt worden. Man hat seine Erforschung hinsichtlich der Ausdehnung wie seiner Gestalt und Beschaffenheit nunmehr bereits ernstlich in Angriff genommen.

Die große Eismauer, die James Clarke Roß Halt gebot, ist der Abbruch eines ungeheuer breiten, wohl tausend Kilometer breiten Gletschers zwischen dem Viktoria-Land und dem König-Edward VII.-Land. Es lagert um den Südpol ein gänzlich vergletschertes Land, dessen Eiskappe zumeist bis zum Meeresspiegel reicht und nur an kleineren Stellen das Gestein enthüllt (Abbild. S. 535). Diese gewaltige Eiskappe bewegt sich wie ein Gletscher und bringt erratische Blöcke zur Küste: sie stellt also eine Inlandseisdecke dar, wie sie in der Gegenwart das Innere von Grönland aufweist und wie der Norden Europas, Asiens und Nordamerikas zur Eiszeit eine solche besessen hat. Der

rungshafen mesozoische marine, aber auch kontinentale tertiäre Ablagerungen mit fossilen Pflanzen und Wirbeltieren, die jetzt der Bearbeitung unterliegen. In seinem Forschungsbereich hängen die Landmassen von Graham-, Danco- und König-Oskar-Land zusammen und ähneln Patagonien. Auch in den beobachteten Temperaturen spiegelt sich das Vorhandensein von „Antarktika". Man fand unerwartet tiefe Jahresmittel von — 10 bis zu — 15 Grad, am Viktoria-Land — 18 Grad (infolge der sehr kühlen Sommer), am Gaußberg — 1 Grad in einer Breite wie Island; die Schweden stellten sogar — 2 Grad für den antarktischen Sommer fest (bei einem Jahresmittel von — 12 Grad). Die tiefen Sommertemperaturen machen diesen Erdteil so unwirtlich und unzugänglich und hindern das Abschmelzen des Inlandeises, das sich hier bis zwanzig Seemeilen weit ins Meer hinausschiebt und in tafelförmige Eisberge von gewaltiger Ausdehnung auflöst (s. Abbild. S. 536 und die beiden Einschaltbilder).

Von dem Gebiet hohen Luftdruckes im Inneren von „Antarktika" fließt Luft nach der Küste zu ab und erzeugt östliche Winde von gewaltiger Stärke, wie sie z. B. die deutsche Expedition kennen lernte, aber auch Borchgrevingk am Kap Adare und die „Belgica". So ist dieser neue Erdteil uns schon etwas näher gerückt, besser bereits kennen wir heute seine großartige Natur; wo dessen

Inlandeis vom Gipfel des Gaußberges.

Schwimmende Eisberge.

Inlandeis nicht unmittelbar bis zur Küste reicht, weist das Land großartige Züge auf, wie am Westsaum von Graham-Land und am Viktoria-Land. So ist die Belgicastraße beim ersteren von gewaltig hohen Felswänden umgeben, die im Glanze der polaren Sonne in prächtigen Farben erstrahlten, während sich das Meer in blaues Dunkel hüllte und einzelne Eisberge daraus in lichten, kalten Tönen schimmerten. Ein Teil der Ergebnisse harrt noch der Veröffentlichung, aber schon jetzt sieht man, daß sie die aufgewandten Mittel und die aufopfernde Arbeit der Forscher lohnen werden. Die bekannten Teile werden als Stütz- und Ausgangspunkte für neue Unternehmungen dienen. Bereits wird mit großen Mitteln eine Doppelexpedition gleichzeitig nach dem Nord- und Südpol geplant. Die belgische Regierung beruft 1906 für die Feststellung des Programms die lebenden Polarforscher nach Brüssel; die Ausfahrt wird wohl in etwa drei Jahren beginnen. An die Spitze der Südpolar-Unternehmung scheint Fridtjof Nansen zu treten.

Außer der Verteilung von Wasser und Land um den Südpol herum und dem tektonischen Aufbau des siebenten Kontinents im einzelnen sind jedoch auch alle anderen Seiten der physischen und biologischen Erdkunde beteiligt, wie namentlich die Theorie vom Erdmagnetismus, die Meereskunde, die Klimatologie sowie die Pflanzen- und Tiergeographie.

Für den Erdmagnetismus sind nunmehr durch die längere Dauer der gleichzeitigen Beobachtungen an verschiedenen Stellen des Südpolargebietes bessere Grundlagen gewonnen, die der Verarbeitung harren.

Die Meereskunde ist hinsichtlich der Verbreitung des Wassers und des Eises einerseits, der Meeresströmungen anderseits stark bei den antarktischen Forschungen interessiert.

Die Klimatologie sucht für zahlreiche allgemeine Fragen in den neuesten Beobachtungen gesichertere Kenntnisse abzuleiten und hier für die Beurteilung der Eiszeit neue Aufklärungen zu gewinnen.

Namentlich aber werden die Versteinerungen wertvolle Aufschlüsse bringen für die großen Probleme der Biologie, insbesondere jedoch für ein richtigeres und tieferes Verständnis von der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Tiere in früheren Epochen der Erdgeschichte wie in der Gegenwart. Nach den Beobachtungen in Südamerika und Australien sowie auf Neuseeland müssen wir

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

annehmen, daß das lange gesuchte Südland ehedem in großer Ausdehnung wirklich bestanden hat und die Erklärung bildet für die sonst rätselhafte nahe Übereinstimmung so mancher höherer Tiere in den beiden genannten Südkontinenten. Bestimmte Süßwasserfische desselben stimmen nahezu überein; die rein australische Familie der Beutelmarder (Dasyuriden) hat in Südamerika wenigstens fossile Vertreter. Vielleicht gelingt es, entsprechende Funde auch in der Antarktis zu machen. Auch hier muß der Nachweis von milderen Klimaperioden vor der heutigen Vereisung gelingen, und es muß auch Licht fallen auf die hochinteressanten verwandtschaftlichen Beziehungen des antarktischen und arktischen Planktons usw.

Zweifellos wird die mit solcher Energie begonnene neue Periode internationaler Südpolarforschung weitergeführt werden, denn heute stoßen wir überall noch auf weite klaffende Lücken unserer Kenntnis. Hoffen wir, daß auch unsere deutschen Gelehrten wie bisher so auch in der Zukunft an diesen Problemen in ehrenvollster Weise Anteil nehmen, sowie daß unsere aufstrebende Schiffahrt hier einen ebenso ehrenvollen Schauplatz für ihre weitere Entfaltung und kraftvolle Betätigung finden möge, wie die englische Marine sich früher in den polaren Gegenden mächtig geschult und gekräftigt hat. Freilich, große Schätze und materielle Vorteile sind hier nicht in solcher Ausdehnung zu gewinnen wie in der Arktis, immerhin hat sich bereits in Buenos Aires eine Gesellschaft gebildet, die den Walfischfang von Kap Hoorn bis West-Antarktis, östlich bis Süd-Georgien und bis zur Sandwichgruppe betreiben will. Eine Station zum Aussieden des Trans wurde auf Süd-Georgien unlängst eingerichtet. —

Schließlich sei noch bemerkt, daß die diesem Aufsatz beigefügten Abbildungen zum größten Teil nach Vorlagen hergestellt sind, die dem Privatbesitz Sr. Exzellenz des Wirkl. Geh. Admiralitätsrats Professor Dr. Georg von Neumayer angehören; für die auf den Seiten 530 bis 536 wiedergegebenen Abbildungen liegen Originalphotographien der Deutschen Südpolar-Expedition zugrunde.

Ein Mägdlein ging am grünen Hang ...

Ein Mägdlein ging am grünen Hang
Tagein, tagaus den Weg entlang
Und hatt' des Rosenstrauchs nicht acht,
Der blühend ihr entgegenlacht'.
Da streifte sie der Rosenstrauch
Mit leisem Dorn, mit Schmerzeshauch.
Nun denkt sie immerdar daran:
„Das hat der Rosenstrauch getan!“
Und spricht am nächsten Tag: „Muß seh'n,
Ob er noch mag am Wege steh'n.
Sie kommt und naht — da hält er fest
In seine Arme sie gepreßt.
Sie achtet aller Dornen nicht,
Sieht nur der Rose glühend Licht,
Trinkt ihren Duft und küßt sie heiß:
„O liebstes Glück, das ich mir weiß,
Zu ruh'n in deiner Liebe Schein —
Und stürb' ich drum, nun bin ich dein!“

Marie Oberdieck

Digitized by Google

Beruf und Bedeutung der modernen Theologie

Von

Hans Tribukait

(Nachdruck ist untersagt.)

Trotz der Entkirchlichung oder doch der kirchlichen Gleichgültigkeit breiter Volksschichten ist in unseren Tagen unvermerkt aber unverkennbar das religiöse Problem in die Höhe gestiegen, die Frage, ob die Religion, unsere Religion für die moderne Menschheit überwunden und abgetan ist oder ob sie auch für uns Leben und volles Genüge bedeutet. Die belletristische Literatur ist von diesem Problem geradezu beherrscht; es ist das Leitmotiv, das überall durchklingt. Das geistreiche Spötteln ist verstummt, man fühlt, daß es sich zuletzt doch nicht um veraltete Torheiten, sondern um gegenwärtig wirksame und unzerstörbare Lebensfragen handelt — eine Stimmung, in der Schriftsteller und Publikum sich gegenseitig beeinflussen. Bei den einfacheren Kindern des Volkes spiegelt sich diese Stimmung wider in dem lebhaften Aufblühen der Gemeinschaftsbewegung und gewisser Sekten.

Wenn diese Bewegung anhalten, in gesunden Bahnen verlaufen und damit von bleibendem Wert für die geistige Geschichte unseres Volkes, ja der abendländischen Völker überhaupt werden soll, muß die Spannung zwischen Bildung und Frömmigkeit, die zum Teil als Begleiterscheinung jenes neu erwachten religiösen Interesses, zum Teil durch Hineinwirken moderner Gedanken in die alte religiöse Vorstellungswelt überall lebhaft empfunden wird, in den gebildeten und geistig aufstrebenden Ständen aber geradezu auf einen kritischen Höhepunkt gelangt ist, muß das hilflose Schwanken zwischen einem religiös unbefriedigenden Nationalismus und einer wissenschaftlich rückständigen Orthodoxie zu einem allmählichen Ausgleich gelangen. Hierin liegt die Aufgabe und Bedeutung der modernen Theologie.

Es ist unrichtig, wenn man sie lediglich als die Zerstörerin des Alten, als die Vertreterin „negativer" Kritik hinstellt. Nicht das Maß oder das Maßhalten in der Kritik ist gegenüber der theologischen Arbeit früherer Zeiten, wie gegenüber der heutigen Vermittelungstheologie ihre Eigenart und ihr Vorzug. Eine Revision der wissenschaftlichen Methode und die Übernahme der historisch-kritischen ist heute in allen theologischen Schulen erfolgt, und auch die Resultate sind auf weite Strecken hin gemeinsam. Aber mit dieser Methode und ihrer mehr oder minder energischen Durchführung verbindet sich vielfach und wirkt unbewußt zusammen ein schlechtes oder doch bedrücktes Gewissen, die Sehnsucht nach der vorgeschriebenen Marschroute, die Trauer über die verlorene Einfachheit und Beschränktheit der Denkarbeit und des Glaubens früherer Geschlechter. Solche Sehnsucht und Trauer, die übrigens die Quelle aller Reaktion ist, ist das gerade Gegenteil von der Erlösung, die die moderne Theologie erlebt hat und erleben läßt, indem sie die Möglichkeit aufzeigt, ein durchaus moderner und zugleich ein durch und durch frommer Mensch zu sein.

Es ist das Bewußtsein von dem reformatorischen Wert und Charakter ihrer Arbeit, das sie beseelt. Die Gleichartigkeit der heutigen Bewegung mit derjenigen des sechzehnten Jahrhunderts ist unverkennbar. War es dort die heilige Entrüstung und das Mitleid mit dem unter schlechter Vormundschaft

Digitized by Google

irregeleiteten Volk, so ist es in unseren Tagen das Verantwortlichkeitsgefühl für das der Vormundschaft entwachsene, religiös unversorgte Volk. Es ist doch eine erschreckende Wahrheit und muß auf die Dauer von der verhängnisvollsten Wirkung sein, daß nicht nur einzelne, in der Unfähigkeit, mit den Rätseln des Lebens anders fertig zu werden, vielleicht auch unter dem Druck individueller Lebensführungen, sich dem Atheismus in die Arme werfen, sondern breite Schichten, ja ganze Generationen von Gebildeten und Ungebildeten religionslos leben und sterben. Erweckungsprediger hat es gegenüber ähnlichen Beobachtungen zu allen Zeiten gegeben. Reformatorisch ist es, wenn man die Wurzel des Übels nicht so sehr in den Menschenherzen, in dem materialistisch gerichteten Zeitalter oder wie sonst man es bezeichnen mag, sondern in dem System der kirchlichen Versorgung erblickt. Die Menschenseele sucht ihren Gott; je weniger sie ihn findet, desto mehr sucht sie ihn. Die Wege, auf denen sie ihn finden kann und daher auch suchen muß, sind zu allen Zeiten verschieden gewesen. Mittelalterliche Superstition und Bußübungen, scholastische Rechtgläubigkeit, pietistische Engherzigkeit, dogmatische Gebundenheit sind altmodische Wege, die den modernen Menschen nicht zum Ziele führen, und auf denen er, wenn er in seinem Suchen auf sie gelangt, nur mit Selbstbetäubung und innerer Unwahrhaftigkeit gehen kann. Es ist Verblendung und Eigensinn oder auch Bequemlichkeit und Menschenfurcht, wenn man den Suchenden immer wieder die alten Wege weist — man gibt den Leuten damit Steine statt Brot. Neue Bahnen zu dem alten Gott — diese Aufgabe ist in einem noch nie, auch nicht in den Tagen der Reformation erlebten Maße von der Theologie unserer Tage begriffen und ergriffen worden. Das Bewußtsein, daß man den Kindern seiner Zeit etwas zu sagen habe, was ihnen wichtiger ist als das tägliche Brot, einen Dienst zu leisten habe, den auch die ernsteste und beredteste Frömmigkeit mit den alten Mitteln, in den alten Gedankengängen nicht leisten könne, schimmert und leuchtet aus allen populären Veröffentlichungen der modernen Theologie hervor und erklärt deren Tatsache und Energie. Denn solch Bewußtsein macht mutig und trutzig. Man denke nur an Luther.

Aber auch wenn wir über diese Ähnlichkeit der Stimmung hinaus auf Methode und Inhalt der heutigen theologischen Arbeit achten, offenbart sie uns ihren reformatorischen Charakter. Der Zwiespalt zwischen Frömmigkeit und Bildung, an dessen Lösung die moderne Theologie arbeitet, ist viel älter als sie; er ist ein Kennzeichen der ganzen neueren Geschichte und reicht zurück bis an den Ausgang des Mittelalters. Damals waren es vornehmlich die zum Selbstbewußtsein erwachenden Kulturmächte des nationalen und ästhetischen Ausstrebens (Humanismus und Renaissance), die zum Teil mit revolutionärem Ungestüm an den Toren der Kirche rüttelten. Die Reformation hat ihnen die Bahn freigemacht. Nicht zwar aus künstlerischem oder politischem Interesse, sondern dadurch, daß sie die Religion in ihrer Einfachheit erkannte und aus der Verflechtung mit allem ihr Fremdartigen loslöste, wurde den bisher in kirchlicher Vormundschaft aufgewachsenen Kulturgütern die Selbständigkeit und das Gewissensrecht, nach dem sie strebten und das sie brauchten, um für die Volksseele etwas zu sein. Auf einem Gebiet ist trotz bemerkenswerter Ansätze die prinzipielle Klarheit und Freiheit damals nicht errungen worden: die wissenschaftliche Arbeit, das Recht der Vernunft sollte Halt machen vor den neu revidierten Schranken der kirchlichen Überlieferung. Um diesen Punkt gehen die theologischen und religiösen Kämpfe bis in unsere Gegenwart. Die moderne Theologie macht diesem Kampfe mit demselben Mittel, das die Reformation Luthers charakterisiert, ein Ende und sichert Recht und Freiheit auch jenem Rest, der in Unfreiheit geblieben war. Wie jene bedeutet auch sie eine große Reduktion und Vereinfachung der christlichen Religion. Bei aller subtilen Einzelforschung finden wir überall ein Überschauen der Zusammenhänge, ein Eindringen in den religiösen Kern und Wert, ein energisches Fragen nach dem „Wesen der Religion". Große Theologen, gelehrte Forscher hat es auch in der Aufklärungszeit gegeben. Die moderne Theologie hat den Nerv entdeckt, an den das Seziermesser der Wissenschaft nicht heran kann, hat erkannt,

Digitized by Google

daß nicht das Vielerlei der Objekte, auf die der Glaube sich gründet, sondern die Kraft und Lauterkeit der inneren Beziehung der Seele das Geheimnis der Religion ist. Von all den Tatsachen und Wundern, die man früher glauben mußte, bleibt uns heute die eine Tatsache der religiösen Emporentwickelung der Menschheit von Stufe zu Stufe durch Gottes Geisteswirken, und in deren Mittelpunkt das eine Wunder und große Geheimnis des Personlebens Jesu. Von all den Verstandesbegriffen und Bekenntnissen, in denen der Glaube sich bisher ausdrückte, bleibt für den Christen das eine schlichte Herzens- und Lebensbekenntnis: Jesus Christus sei mein Herr. Damit ist die Religion auf eine Fläche gehoben, wo die wissenschaftliche Forschung ihr nichts mehr anhaben, nicht mehr wehe tun kann.

Das Korrelat dieser Vereinfachung ist daher eine große Bereicherung und Befreiung der wissenschaftlichen Arbeit. Trotz ihrer populären Tendenz ist die moderne Theologie in erster Reihe Wissenschaft. Sie will nicht umstürzen und auch nicht aufbauen, sondern schlicht und ehrlich sich unter den Zwang der Tatsachen stellen. Sie übt Kritik nicht mit hämischer Freude, aber auch nicht in ängstlicher Besorgnis. Ihr ist die Bibel und die Überlieferung von Christo ein heiliges Blatt in der Geschichte des geistigen Lebens, auch wenn sie den Kanon der biblischen Schriften von menschlicher Willkür und geschichtlichen Zufälligkeiten und ihren Inhalt von lokal- und zeitgeschichtlichen Irrtümern abhängig sieht, auch wenn ihr die Absolutheit des Christentums, sei es in religionshistorischer Forschung oder im systematischen Denken, zum Problem geworden ist. Gerade um den eigentlichen Gegenstand ihrer Forschung, das Evangelium von Christo, in das hellere Licht der Geschichte zu rücken, hat sie deren Rahmen erweitert und vergleichende religionsgeschichtliche Studien in die theologische Disziplin aufgenommen. Die Rücksichtslosigkeit und Energie, mit der sie das sine ira et studio tut, ist der Prüfstein und Erweis ihrer wissenschaftlichen Vollwertigkeit. Und wenn sie trotz der Wünsche von rechts und von links, trotz aller Berührungspunkte mit den Wissenschaften der philosophischen Fakultät eine besondere Disziplin bleiben will und bleibt, so hängt das nicht mit ihrer wissenschaftlichen Qualität, sondern mit der Eigenart ihres Objekts und ihrer praktischen Verwertung zusammen. Wer hat der Juristerei oder der Medizin ihre Wissenschaftlichkeit bestritten darum, weil sie ihre Arbeit auf gesondertem Boden tun? So wie nun das Verständnis und die Entscheidung juristischer Fragen gleichsam eine besondere Kategorie des menschlichen Geisteslebens, das Rechtsgefühl, voraussetzt und in Anspruch nimmt, so erfordert die Erforschung des religiösen Lebens eine Art religiöses Organ, ein religiöses Anempfinden. Und so wie die medizinische Wissenschaft mehr als irgendeine andere von der Ehrfurcht der Humanität, des Dienstes der leidenden Menschheit begleitet und beherrscht wird, so schlummert hinter aller theologischen Arbeit, von ihr gebändigt und doch immer wieder zwischen den Zeilen hervorbrechend, jener prophetische Trieb, den Weg zu Gott den Brüdern freizulegen und zu weisen.

Es fragt sich nun, ist unsere Zeit reif für eine Frömmigkeit, die mit freier Wahrheitsforschung im Bunde steht und aus ihr quillt? Ist sie reif für eine Lösung des Zwiespaltes von Frömmigkeit und Bildung, von naturalistischer und religiöser Weltansicht? Reif natürlich nur insofern, als sie den hiermit bezeichneten Weg zu beschreiten gewillt und imstande ist? Als wirkliche Frucht bleibt die Lösung jenes Konflikts, der End- und Höhepunkt aller geistigen Kultur und zugleich eine Sache des persönlichen Erlebens des einzelnen, nicht eine Massenbewegung. Darum also handelt es sich, ob in größerem Umfange ein Verständnis für den von der modernen Theologie beschrittenen und aufgezeigten Weg vorhanden ist.

Die Antwort wird verschieden ausfallen, je nach dem Kreise, den man zu beobachten, in dem man zu wirken Gelegenheit gehabt. Und verschieden wird auch das Maß unserer aufklärenden kritischen Darbietungen sein. Gottlob, der positive Schatz der Glaubensgedanken, die dem alten und dem neuen Standpunkt gemeinsam sind, ist doch groß genug, daß auch ein moderner Prediger eine altgläubige Gemeinde versorgen kann, ohne einfältige Gemüter zu verwirren oder sich selber zu verleugnen. Wo wir, etwa in den

Digitized by Google

ländlichen Gemeinden des Ostens, noch ein Stück guter alter Zeit vor uns haben, brauchen wir in unserer religiösen Unterweisung etwas von dem pädagogischen Takt, mit dem man zu Kindern von geschlechtlichen Dingen redet. Mit der Freude an der harmlosen Denkweise, die man hüten und ja nicht stören möchte, verbindet sich der Ernst des Pflichtgefühls, daß man dieses kindliche und doch bereits künftige Gefahren und Erschütterungen instinktiv ahnende Gemüt mit den Kräften und Gedanken auszurüsten hat, die es später vor dem Bankerott des sittlichen oder des religiösen Lebens schützen sollen. Wir können es uns doch nicht verhehlen, daß die Keime des modernen Denkens heute überall in der Luft schweben. Wir haben sie nicht ausgestreut und können niemand davor schützen. Es gehören schon recht abgeschlossene Lebensverhältnisse und eine geringe geistige Regsamkeit dazu, um heute nicht in einen Konflikt mit den alten Glaubensformen und Vorstellungen hineingezogen zu werden. Und wer heute noch davor bewahrt blieb, kann morgen schon ein Kind des Zweifels sein.

Ein Bedürfnis nach Lösung jenes Konfliktes ist also zweifellos vorhanden. Befriedigt wird dieses gewiß für manche — vorübergehend oder dauernd — durch das Beispiel und die Einwirkung einer im alten Glauben feststehenden Persönlichkeit. Wir wollen in dieser Hinsicht die gesegnete Arbeit vieler treuer Seelsorger, die dem modernen Geist verständnislos und ablehnend gegenüberstehen, dankbar und neidlos anerkennen, obschon wir wissen, daß mindestens ebensoviele nach religiöser Wahrheit dürstende Herzen infolge jener Verständnislosigkeit unbefriedigt bleiben und der Kirche entfremdet werden. Zudem bleibt es doch eine nicht zu leugnende Tatsache, daß der Frömmigkeit einer großen Zahl von Geistlichen trotz Festhaltens am alten Predigtstil die alte Geschlossenheit und Selbstgewißheit, der massive lutherische Typus verloren gegangen ist. Man fühlt ihnen die innere Zersplitterung an, man bedauert sie als Opfer ihrer Zeit oder schilt sie geradeswegs Heuchler. Jedenfalls aber wird den Leuten unter ihrer Kanzel nicht warm, und die Erbauung wird gelähmt durch den Zweifel an der Echtheit der vorgetragenen Frömmigkeit. Für diese und für zahllose andere, über welche die Kirche niemals einen tiefergehenden Einfluß ausgeübt, löst sich der Konflikt der alten und der neuen Denkweise durch die Hypnose des materialistischen Glaubens. Um an die von ihm beherrschten und damit der Kirche und Religion abtrünnig gewordenen Massen heranzukommen, bedarf es der Überwindung eines tief wurzelnden Mißtrauens, erzeugt und genährt durch gehässige Agitation. Der Amtsrock des Geistlichen hemmt da sehr. Flugblatt und Rednertribüne richten mehr aus als Kanzel und Seelsorge und müßten daher auch von uns mehr als bisher genützt werden. Gewiß ist die Mauer jenes Mißtrauens vor allem durch das, was an der Kirche antisozial wirkt, aufgebaut. Aber als Agitationsstoff sind daneben die wissenschaftlichen Einwendungen, die modernen Anstöße an der offiziellen Kirchenlehre und Kanzelfrömmigkeit in ausgiebigster und wirksamster Weise verwandt. Hier kann die Kirche, so wie sie heute ist, nichts Nennenswertes erreichen. Kirchenfeindliche Sekten sammeln, was noch nicht fest und hart geworden ist in der Feindschaft wider die Religion. Nur sozial und modern denkende Geistliche werden, wenn einmal über diese Eisfläche der Frühling kommt, die Ernte halten können. Herbeizuführen den Frühling vermögen sie, wie das Beispiel Naumanns beweist, trotz aller Begabung und Begeisterung nicht. Dazu bedarf es politischer und wirtschaftlicher Faktoren, die bei der ganzen Bewegung doch schließlich das Leitmotiv gewesen sind und noch heute sind.

Es bleibt als gegenwärtiges Arbeits- und Erntefeld der modernen Theologie die ohne Einwirkung durch anderswo liegende Motive der Kirchenlehre entwachsene obere Bildungsschicht. Natürlich ist dies Wort nicht im Sinne einer Klassifikation nach Ständen oder nach dem Maßstab einer höheren Schulbildung gemeint. Sondern alle diejenigen — und wie groß ist ihre Zahl! — die über den engen Kreis ihrer privaten Lebenspflichten und Nöte hinaus sich Gedanken machen über Gott und Welt und dabei auf den Unterschied der alten biblischen und der modernen Weltanschauung gestoßen sind oder die aus Lektüre und Gespräch den Zweifel an der Berechtigung und wissenschaftlichen

Gültigkeit der kirchlichen Glaubensautoritäten kennengelernt, sie alle wollen und sollen aus der Hand nicht einer rückständigen, sondern der fortgeschrittensten und ehrlichsten Wissenschaft Aufklärung empfangen auf ihre Fragen. Die Gewißheit, daß keine dogmatische Befangenheit oder Tendenz mit im Spiele ist, ist die Vorbedingung dafür, daß in ihrer Seele sich Glaube und Bildungsstreben miteinander versöhnen und eine fromme Weltansicht über Zweifel und Spott triumphiert.

Es ist nun in der letzten Zeit die moderne Theologie sich der Pflicht der Popularisierung ihrer wissenschaftlichen Arbeit bewußt geworden. Öffentliche Vorträge und billige religiösgeschichtliche Volksbücher zeigen jedem Interessierten, was die Wissenschaft zu den Fragen des christlichen Glaubens zu sagen hat. Als Absicht liegt ihnen ebensowenig eine Apologetik wie eine Kritik des kirchlichen Bekenntnisses zugrunde. Sie werden nach beiden Richtungen wirken je nach dem Maße, in welchem der einzelne den vulgären Ausstreuungen einer zum Teil maßlosen religionsfeindlichen Kritik Gehör geschenkt hat. Sie wollen nur ein Ende machen der kläglichen Vogel-Strauß-Politik der Kirche, welche den offensichtlichen Widerspruch zwischen den populären und den wissenschaftlichen Vorstellungen in ängstlicher Rücksicht auf die Schwachen bei ihrer Unterweisung von Kindern und Erwachsenen überdeckt und ignoriert und sich hier immer nur schrittweise und gewaltsam Zugeständnisse abdringen läßt, als könnte und müßte durch dies Versteckenspiel das Volk vor der Brandfackel der modernen theologischen Erkenntnisse bewahrt bleiben. Demgegenüber tragen jene Veröffentlichungen das volle Siegel der Offenheit und Vorurteilslosigkeit, der Freiheit von allen kirchlichen und dogmatischen Rücksichten an der Stirn. Und das ist's, was neben dem zum Teil glänzenden Stil und dem die Probleme in der Tiefe anfassenden Ernst ihren großen Erfolg erklärt und verbürgt.

Auf diesem Wege muß weiter gewirkt und eine stille Gemeinde von solchen gesammelt werden, welche die innere Freiheit der Wahrheitsforschung in religiösen Dingen gefunden haben. Eine solche Gemeinde, die gewiß schon heute weiter reicht, als die Freunde des alten Standpunktes wahr haben wollen, und daher schon heute eine unsichtbare Macht in der Kirche bildet, muß allmählich aus ihrem unsichtbaren und unbewußten Dasein zu einer bewußten Gemeinschaft herauswachsen. Ich rede damit nicht irgendwelchen Organisationen oder Parteibildungen das Wort, die die Landeskirche zu majorisieren oder gar zu sprengen versuchen sollten. Bei der Rührigkeit aber und dem erdrückenden numerischen Übergewicht der altgläubigen Stimmführer in der Kirche ist die Gleichgültigkeit der gebildeten und modern gesinnten Laien, die vornehme Ruhe, mit der man die Kirche als quantité négligeable ansieht und ihre eigenen Wege gehen läßt, verhängnisvoll und sündhaft. Zum mindesten gegenüber den modernen Geistlichen, die in ihrer Vereinsamung einer Rückenstärkung und -deckung durch das Bewußtsein einer geistigen Gemeinschaft in den Gemeinden sowie durch gesteigerte Teilnahme der liberalen Elemente an den Gottesdiensten und der kirchlichen Arbeit dringend bedürfen.

Statt dessen hört man so oft: Was sollen wir in der Kirche? Da herrscht ja doch ein Geist, der uns nicht befriedigt und nicht versteht. Er herrscht doch aber nur, weil und so lange die Andersdenkenden fernab stehen und schweigen. Oder man klagt und entrüstet sich darüber, daß ein ganzer Stand von Leuten, die auf freien Hochschulen ihre Bildung empfangen, hernach im praktischen Amt Ansichten vertreten, die jener Bildung geradeswegs entgegenlaufen. Dem ist zunächst entgegenzuhalten: Jedes praktische Amt ist zu einem Teil immer ein Dienst des Überkommenen, ein Schematismus bereits vorhandener Formen. In diesen die Persönlichkeit zurückdrängenden und einengenden Schematismus werden wir alle, wenn wir von der Universität kommen, eingespannt. Wer das nicht verträgt, taugt nicht zu einem Amt, auch nicht zum geistlichen Amt. Der Vorwurf, daß wir als Beamte anders auftreten, als wir denken und empfinden und außeramtlich wohl auch äußern, löst sich zum Teil durch die Berücksichtigung dieses Umstandes, daß jede Amtsführung etwas Unpersönliches enthält, für das der einzelne nicht verantwortlich ist und das eigenmächtig umzugestalten eine Versündigung wäre an dem Bestand unserer Kultur, die auf festen, legi-

Digitized by Google

timen Ordnungen des öffentlichen Lebens ruht. Wem liturgische oder sonstige kirchliche Gebräuche nicht zusagen, braucht sie als Laie nicht mitzumachen, der Geistliche muß ihren Dienst versehen, getreu nach Sitte und Vorschrift. Wo er's nicht mit innerer Zustimmung tut, muß er's doch mit dem Ernst tun, der in der Sache liegt und aus dem Bewußtsein quillt, daß es altgeheiligte und für die vielen, die noch heute im alten Glauben stehen, heilige Formen sind.

Darüber hinaus hat nun freilich der Geistliche in Predigt und Seelsorge ein weites Feld persönlicher Wirkung. Wenn er auch hier sich nur zum Sprecher der veralteten Glaubensformen macht, so wird das entweder darin seinen Grund haben, daß ihm diese wirklich schon im Studium zum persönlichen Leben geworden sind, oder die Macht der Anbequemung, der Druck der Verhältnisse ist stärker als der Gegendruck des modernen Denkens, das er in sich aufgenommen. Woher kommt es aber, daß dieser Druck so stark ist? Wer trägt die Schuld an der Vereinsamung, die auf dem Denken und Leben eines modernen Geistlichen zumeist lastet? Es ist leicht, über Charakterlosigkeit und Heuchelei spotten, wenn man es niemals empfunden und bedacht hat, was es heißt, als Prediger des Glaubens Ansichten vertreten müssen, die alle für Unglauben halten, kaum je ein Wort des Verständnisses, oft genug aber ein beklommenes Abrücken zu merken. Das mangelnde Wohlwollen der Behörden, die Zurücksetzung bei Bewerbungen, die Aussichtslosigkeit, Karriere zu machen, die Sorge, in ein Disziplinarverfahren verwickelt zu werden — diese niedere Selbstsucht und Furcht ist es sicher nicht in erster Reihe, was so vielen Kandidaten, wenn sie ins Pfarramt treten, den Freimut raubt, sie gedrückt, vorsichtig, schillernd in ihren Äußerungen und voller Pathos macht, so daß man sie bald kaum wiedererkennt. Jene äußeren Nachteile werden ja für solche, denen der Sinn danach steht, zum Teil auch aufgewogen durch die Eitelkeit, ein „Moderner“ zu sein, und die Möglichkeit, ein Modegeistlicher zu werden. Aber zu sehen, daß die wenigen Gleichgesinnten unkirchlich und die Kirchlichen andersgesinnt sind, von denen, die einen verstehen könnten, unverstanden zu bleiben und immer nur denen dienen zu müssen, die einen in dem innersten Suchen und Kämpfen gar nicht verstehen können, das macht müde und gleichgültig, es bricht den Mut selbständigen Denkens und verführt zu Kompromissen, die unschuldig aussehen und doch für die Lauterkeit der Person bald genug verhängnisvoll werden. Dem zu widerstehen, dazu gehört mehr Charakter, als ein junger Geistlicher im Durchschnitt besitzen kann, der, während der kurzen Studienjahre durch den Streit der Theologen verwirrt, dazu durch zahllose abseits liegende Anregungen zersplittert, nun erst sich besinnen soll auf die Richtlinien, die er gefunden, auf die religiöse Grundstimmung, die sein geistiges Eigentum geworden.

Es geht natürlich nicht an, die kirchliche Betätigung und speziell den Besuch der Gottesdienste von solchen zu verlangen, die danach kein Verlangen haben. Es wäre das allerbeklagenswerteste, wenn in die liberalen Bildungskreise ein kirchlicher Zug käme aus einer ähnlichen Stimmung politischer Klugheit, wie vornehme Leute ja vielfach sich zur Kirche halten, um des Vorbildes und guten Beispiels willen — denn dem Volke müsse die Religion erhalten bleiben —, nur daß die Tendenz hier nicht auf das Volk, sondern auf die Kirche selber ginge. Nein, wir wollen lebendige Gemeinden nicht als Mittel zum Zweck und nicht in dem äußeren Sinne gefüllter Gotteshäuser und lebhafter Agitation, sondern in dem Sinne wirklichen inneren Lebens, dankbaren Bewußtseins dessen, was wir als Christen haben und sind. Darum ist es die Hauptsache, daß die moderne Theologie ihrerseits ihre Kraft und ihren Segen immer mehr ausstreue in die Gemeinde; die Gegenwirkung muß und wird von selber kommen. Denn jeder wirklich geleistete Dienst löst einen Gegendienst aus.

Digitized by Google

Das Meerminneke

Eine alte Geschichte aus Niederland

von

Lulu von Strauss und Torney

IV

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Leineweber Jan-Peer ärgerte sich über seinen zweiten Gesellen, den er ausgeschickt hatte, nur eben über zwei Straßen, und der so lange wegblieb. Der Webstuhl war in der Kammer beiseite geschoben, sie saßen alle schon um den Tisch, und Mynheer Pieter hatte schon das Gebet gesprochen, da klapperten die Holzschuhe des verwünschten Jungen endlich draußen auf den Steinen.

„Baas, wißt Ihr was Neues?" Der junge Mensch sah heiß vom Laufen aus und ließ dem Meister gar nicht Zeit zu seiner Strafpredigt, zu der er die Stirn schon in Falten und den Mund offen hatte. „Die ganze Stadt schwatzt davon. Am ersten heiligen Ostertag nach der Meß soll in Sankt Bavo das Meerminneke getauft werden!"

Der Meister sah noch ärgerlich aus, aber er spitzte doch die Ohren. „Was ist das? Was für ein Meerminneke? Hast du dich deswegen so lange herumgetrieben?"

Das letzte überhörte der Geselle. „Ihr wißt doch, Baas, das Meerminneke, das bei den Beghinen sitzt. Vorigen Herbst haben sie es draußen am Strand gefangen."

Die Meistersfrau nickte eifrig mit neugierigen Augen. „Ja, ja, die ganze Stadt war damals voll davon, es hat mitten auf dem Markt gesessen, bis sie es zu den Schwestern getan haben. Dortje hat es gesehen, es hat ganz erschrecklich ausgesehen und um sich geschlagen und gebissen. Es hat mich nachher recht gereut, daß ich nicht auch hingelaufen bin, aber ich war just dabei und scheuerte die Fliesen. Ein Jammer, daß unsereins nicht nach Sankt Bavo kann, wenn sie es taufen, da kriegt man es wieder nicht zu sehen."

Das älteste Mädchen sah ängstlich die Mutter an. „Mutter, ein Meerminneke ist doch ein Fisch und kein Mensch. Kann man das denn taufen?"

„O du heilige Einfalt! Recht hat das Kind! So was Lästerliches kann auch nur den Papisten einfallen! Ihren Spott mit der heiligen Taufe treiben sie, wenn sie so ein Teufelsding —"

„Schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr so ein einfältiges Geschwätz nachplappert?" Sie hatten alle gar nicht auf Mynheer Pieter geachtet, der mit bösem Gesicht den Löffel hingeworfen hatte. Die Meistersfrau fuhr zusammen, als er jetzt mit der flachen Hand auf den Tisch schlug, daß die Schüssel tanzte. „Das wollen Christenmenschen sein, die einem armen Weibsbild so etwas anhängen? Glaubt Ihr denn, daß Euch die Sünde nicht angerechnet wird? Sie ist genau so gut ein Mensch wie Ihr auch, Frau, und wer weiß, ob sie dem Herrgott nicht lieber ist, als so eine Schwatztasche, die —" Pieter de Jonge war auf einmal still, als er das rundliche verdonnerte Gesicht der Frau sah.

Ehe er ein Wort weiter gesagt hatte, nickte der Leineweber ihm bedachtsam zu. „Ist recht, Mynheer Pieter, stopft ihnen nur das Maul. Sie sollen ihre Nase nicht in anderer Leute Sachen stecken. Was geht uns das Meerminneke an? Eßt, Mynheer, der Brei ist gut."

Es wurde still um den Tisch, nur die Löffel klapperten. Als der letzte abgeleckt und hingelegt war, stand Pieter hastig auf. „Ihr müßt allein schaffen heute, Baas. Ich habe einen Gang."

Digitized by Google

Der Meister nickte gutmütig: „Wir zwingen es schon allein, der Junge und ich. Ihr schafft für unsere Seelen und wir für Euren Leib. Die Rechnung ist glatt, Mynheer Pieter."

Es mußte ein wichtiger Gang sein, den Pieter de Jonge vorhatte, denn er ging sehr eilig und mit krauser Stirn und merkte gar nicht, daß es vom Himmel goß wie mit Eimern. Durch ein paar Gassen und Quergäßchen kam er zum Fluß herunter und machte hastig die Tür zu dem kleinen Holzhaus auf, in dem Trien Mannis wohnte.

Trien Mannis war zu Haus, sie saß am Herd, flickte Netze und sprach mit ihrer großen weißen Katze. Sie war nicht weiter verwundert, als er kam, und hantierte gleich an ihm herum. „Piet, mein Junge, was Ihr naß geworden seid! Da tut den Mantel ab, am Herde wird er schon trocken. Wittje, was fällt dir ein? Willst du wohl Platz machen, wenn Mynheer da sitzen will! Es ist ein schlimmes Tier, es geht ihr zu gut bei mir."

Pieter de Jonge hatte sich mit einer müden Bewegung auf die Bank am Herd gesetzt.

Trien merkte erst gar nicht, wie still und trübe er war. Aber auf einmal sah sie es, hörte auf zu sprechen und fuhr ihm mit der rauhen, großen Hand über den Kopf. „Piet, was laßt Ihr das alte Weib schwatzen und tut selber nicht den Mund auf. Ist das recht, wenn Ihr etwas auf dem Herzen habt? Oder meint Ihr, das sähe ich nicht?"

Pieter de Jonge sah an ihr vorbei in das rote Torffeuer. Statt zu antworten, fragte er: „Trien, kommt meine Schwester Maritje noch oft her?"

Die große Frau nahm ihre Netzflickerei wieder auf und nickte. „Ja, Piet, das gute Lämmchen ist ein rechter Gottessegen für mich. Die vergißt ihre alte Trien nicht. Und ihren Bruder Piet auch nicht, sie fragt jedesmal, wie es Euch geht. Morgen kommt sie wieder her, sie liest mir alle Sonntage einen Psalm vor oder aus dem Evangelienbuch, und wir reden darüber, so gut wir es verstehen."

Pieter hatte lebhaft den Kopf gehoben. „Trien, wenn sie morgen kommt, sollst du sie etwas fragen. Ich muß wissen, ob das wahr ist, was die Leute von — von dem Mädchen im Beghinenhof sagen, daß sie es Ostern taufen wollen."

„Was soll denn Maritje davon wissen, Pieter?"

Er zog ungeduldig die Brauen zusammen. „Meine Schwester Jakeline geht immer zu den Beghinen, die kann sie ja fragen. Ich muß es wissen, hörst du, Trien?"

„Warum wollt Ihr denn das wissen, Pieter?" Die alte Frau sah ihn scharf aus ihren hellen Augen an, aber er wich diesen Augen aus. Als er nicht antwortete, nickte sie plötzlich ein paarmal. „Ja so, ich weiß. Ihr habt ihr die Christenlehre gehalten. Ich glaube wohl, daß es Euch sauer ankommt, wenn ihr jetzt die Papisten doch die Taufe geben, aber —"

„Wenn es nach Recht ginge, dürften sie ihr keine Papistentaufe geben, Trien!" fuhr er heftig herein.

Sie sprach ruhig weiter. „Aber es ist besser, Ihr denkt gar nicht an sie, Piet, und habt nichts mit ihr zu tun. Keiner in der Stadt weiß, was sie für eine ist. Ich bin selbst dabei gestanden, wie Klaas Klaassen erzählt hat, wie er sie gefunden hat, und sie ist halb ein Fisch gewesen, Gott steh uns bei. Da vor meiner Tür hat er es erzählt. Ich weiß ja nicht, was wahr daran ist, denn Klaas Klaassen lügt manchmal auch, aber so ganz richtig ist es nicht mit ihr."

Pieter de Jonge fuhr Trien Mannis nicht an, wie vorhin die Meistersfrau, aber er hatte eine scharfe schmerzhafte Falte zwischen den Brauen, als er aufstand. „Ich will nicht wissen, was die Leute schwatzen, Trien. Aber ich will hören, ob das wahr ist mit der Taufe. Verstehst du?" — —

An diesem Abend ging Pieter zum erstenmal wieder unter der Mauer des Beghinenhauses her, blieb da im Dunkeln stehen und sah hinauf. Er hatte den Platz viele Wochen nicht gesehen und wunderte sich fast, daß er noch ebenso aussah wie immer. Als er weiterging und in die schmale Gasse nach dem Hause des Leinewebers Jan-Peer einbog, lag es ihm wie ein Stein auf dem Herzen. —

Der Bürgermeister de Jonge hatte allen in seinem Hause verboten, von seinem Sohn Pieter zu sprechen oder gar mit ihm zu verkehren.

Digitized by Google

Maritje de Jonge hielt sich daran. Für ein Kind ist es die einzige alte und neue Lehre: seinem Vater gehorsam sein! hatte Jan Allaert gesagt. Und Maritje ging als gehorsames Kind nur zu ihrer Amme Trien Mannis, wenn sie wußte, daß sie da Pieter nicht traf. Aber sie sehnte sich heimlich nach ihrem großen Bruder, und Trien mußte ihr alles erzählen, was sie von ihm wußte. Sie war in heller Freude und Aufregung, daß Pieter etwas von ihr wollte, daß sie etwas für ihn tun konnte. O, er sollte sehen, wie gescheit und schlau sie es anfing! Unrecht konnte das doch nicht sein.

Über diesen Punkt kam Maritje aber in dieser nächsten Woche ein paarmal in Zweifel. Jakeline wunderte sich, daß Maritje auf einmal so viel von dem Meerminneke wissen wollte, und Maritje mußte Ausflüchte machen und einmal sogar eine richtige Lüge sagen, um ihr mißtrauisches Erstaunen zu beruhigen. Aber sie unterhandelte mit dem lieben Gott, er müßte es ihr vergeben, weil es doch für ihren Bruder Pieter war.

Sie kam sehr wichtig mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten das nächste Mal zu Trien und brannte darauf, ihn auszuschütten, denn die Sache fing an, ihr selbst im Kopf herumzugehen. Aber Trien Mannis bestand darauf, erst wie immer einen Psalm zu lesen; und als Maritje listig, weil Trien ja nichts von den Buchstaben verstand, den kürzesten aussuchte, da half ihr das nichts, und sie mußte noch einen zweiten lesen. Sie atmete auf, als Trien endlich aufstand und aus der Kammer die kleinen Fastenkuchen holte, die sie für ihr Schäfchen Maritje gebacken hatte.

„Iß, Töchterchen, und erzähl' mir das nachher. Essen macht fett, aber reden nicht."

Aber Maritje hatte kaum Zeit, abzubeißen, knusperte und sprach hastig durcheinander und verschluckte sich fast vor Eifer.

Es war alles wahr, sie hatte es von Jakeline, und Jakeline hatte es von der Frau Mutter und Schwester Machteldje und Schwester Beate.

„Du mußt genau zuhören, Trien, und es Piet erzählen. Kannst du das auch? Am ersten heiligen Ostertag soll die Taufe sein, nach der Meß in Sankt Bavo, und es soll alles so prachtvoll werden, wie es noch nie gewesen ist. Damit die Leute sehen, was für eine Kraft die Kirche hat, daß sie aus einem Meerminneke einen richtigen Christenmenschen machen kann, hat die Frau Mutter gesagt. Aber sie weiß doch nicht, ob es wirklich gut gehen wird, hat sie gemeint. Daß sie das Kredo und das Paternoster kann, das hat sie dem Herrn Dekan mit gutem Gewissen sagen können, und das ist ja genug für die Taufe, hat der Herr Dekan gesagt. Und sie und die Schwestern sind ja alle froh, wenn sie dieses Kreuz los sind, hat die Frau Mutter gesagt, denn sie können jetzt nachts schon nicht mehr davon schlafen, so schlimm ist es —" Maritje tat einen tiefen Atemzug, sie konnte nicht mehr.

Trien schob ihr noch einmal einen Kuchen hin. „Iß, Schäfchen, wir haben ja Zeit. Was ist schlimm?"

Maritje rückte etwas näher an Trien und sah sich in der Kammer um, die anfing dämmerig zu werden. „Bei Tage," sagte sie geheimnisvoll halblaut, „da sitzt sie in ihrer Kammer und tut nichts, als nach der Tür sehen, und redet mit sich selbst in einer Sprache, die keiner versteht. Aber bei Nacht, da fängt es an. Durch das ganze Haus geht sie im Dunkeln und tappt sich an den Wänden her und an den Treppen herauf bis unters Dach und wieder herunter, und tut schreckliche Seufzer dabei. Schwester Machteldje sagt, sie zieht sich immer die Decke über den Kopf und spricht ein Paternoster, wenn sie draußen das Tappen und Schlurfen hört, so graulich ist es. Und einmal haben sie sie einsperren wollen, und Schwester Beate hat selbst den Riegel vorgeschoben. Und am anderen Tage früh ist Schwester Beate vor der Tür gefallen und hat einen Schaden an der Hand davon. Und seitdem lassen sie sie tun, was sie will, aber die Frau Mutter hat gesagt, sie will nach Sankt Bavo eine neue, schöne Altardecke für Unsere liebe Frau stiften, wenn sie das Ding erst los ist."

„Sie sollen alle zuschanden werden, die da Abgötter machen!" sagte Trien Mannis strenge — das ging natürlich auf Unsere liebe Frau — und sah dann einen Augenblick nachdenklich vor sich hin.

„Weißt du, wie sie aussieht, Maritje? Ich möchte so ein Meerminneke wohl einmal sehen."

Digitized by Google

Maritje schüttelte sich. „Jakeline hat sie gesehen, sie sagt, daß sie Augen hätte, daß es einen graueln könnte, wie feurige Kohlen. Sie hat drei Tage lang nachher noch Angst gehabt, daß sie ihr etwas angetan hätte, sagt Jakeline."

Trien schüttelte den Kopf. „Wer Gottes Namen lieb hat, dem kann kein Teufel und keine Toversche (Zauberin, Hexe) etwas tun. Und Jakeline ist immer ein frommes Kind gewesen, wenn sie auch einen langsamen Kopf hat, und wenn es auch ein Jammer ist, daß sie noch in dem papistischen Wesen steckt. Lies mir noch ein Stück aus dem Psalmbuch, Maritje, das ist besser, als über Spuk und Meerminneke zu reden."

Maritje blätterte und suchte und fing an. Aber mitten in den erschrecklichen Verwünschungen des Psalmisten gegen die Feinde hielt sie auf einmal inne, tat einen kleinen Seufzer und sagte geschwind: „Trien, mir tut aber das Meerminneke doch recht leid!" Und ehe die verdutzte Trien antworten konnte, las sie schon sehr eilig ihren Psalm weiter und zu Ende.

Was ihren Jungen Pieter und ihr Schäfchen Maritje anging, das ließ Trien Mannis auch keine Ruhe. Wenigstens mußte sie selbst einmal sehen, was an der Sache war. Aber wie sollte sie das anfangen?

Wozu war denn aber der schöne frische Schafkäse da, den sie vor drei Tagen gemacht hatte? Er war süß und fett und recht zum Anbeißen, und die frommen Schwestern mochten gern etwas Gutes. Vielleicht, daß sie da zwei Fliegen mit einer Klappe schlug und den Käse auch loswurde, wenn sie ihn in der Küche anbot.

Die Rechnung war nicht dumm. Schwester Machteldje war selbst in der Küche, wog den Käse auf den Händen und schnüffelte lüstern daran herum. Trien Mannis hatte sich breit auf die Herdbank gesetzt.

„Nach Rosen riecht er nicht, Schwester, und das ist eben das Feine daran! Ihr könnt ihn dreist nehmen. Und wenn Ihr zu Ostern noch einen Korb Eier gebrauchen könnt — sie sagen ja in der Stadt, daß hier im Beghinenhaus Taufschmaus sein soll!"

Trien lachte über ihren eigenen Spaß, aber Schwester Machteldje schlug die Hände zusammen. „Auch noch ein Taufschmaus für dieses boshaftige Ding? Heilige Muttergottes, wir wollen froh sein, wenn wir sie los sind, und wenn sie der Teufel nicht leibhaftig holt, ehe sie dem Taufwasser zu nahe kommt! Aber das geht uns ja nichts an, wenn sie nur erst aus dem Hause ist, wie der Dekan es versprochen hat!"

„Wo soll sie denn nachher hingetan werden, Schwester?"

„Ja, was fragen wir danach? Sie können sie ja zu den Nonnen von Sankt Marien tun, oder wenn die nicht wollen, dann kann sie ja ins Spinnhaus kommen. Die da eingesperrt sind, die hat der Teufel doch schon, denen kann sie nichts mehr antun. Aber rechtliche Christenmenschen so in tagtägliche Angst und Seelengefahr setzen, das ist denn doch —"

Sie brach plötzlich ab und sah hastig über die Schulter nach der Küchentür. Es kam eine herein, die einen Wasserkrug trug und auf den Tisch setzte. Sie sah gerade vor sich hin und achtete nicht auf Trien und Schwester Machteldje.

Trien Mannis sah die graue Beghinentracht. „Was habt Ihr denn da für eine neue Schwester? Auch eine hier aus der Stadt? Lieber Gott, noch so jung! Wie geht es, Juffertje?"

Sie nickte ihr freundlich zu. Das Mädchen sah sie ernsthaft aus dunklen Augen an, ohne zu antworten, beugte etwas den Kopf und ging aus der Tür.

Trien hatte gar nicht gesehen, daß Schwester Machteldje ihr heftig mit Augen und Händen Zeichen machte. Sie bekam einen Schrecken, als sie das Altchen jetzt ansah. „Schwester Machteldje, was habt Ihr? Ist Euch was angekommen?"

„Mir? Lieber Himmel, nein! Wenn Euch nur nichts angekommen ist! Habt Ihr denn keine Augen, Frau? Das war sie ja!"

„Das?!" Trien Mannis blieb der Mund offen, sie stand langsam auf zu ihrer vollen Größe und setzte die Arme auf die Hüften: „Das soll ein Meerminneke sein? Ihr wollt mich wohl zum besten haben, Schwester? Ein ganz gewöhnliches Meisje ist es, wie ich eins gewesen bin und Ihr auch, Schwester, wenn das auch schon ein bißchen lange her ist! Bloß daß sie keine roten Backen hat und so weiß im Gesicht ist wie mein

Digitized by Google

Schafkäse hier. Krank ist das Meisje und weiter nichts, so wahr ich Trien Mannis heiße, und leid tut sie mir. Das soll mir ein anderer aufbinden, daß das ein Meerminneke ist!"

Die kleine verhutzelte Schwester sah zu der großen Frau in die Höhe und focht heftig mit den Händen, weil sie ihren Redestrom nicht unterbrechen konnte. Und plötzlich rollte sie ihr den runden Schafkäse über den Tisch zu. „Da. Ihr könnt ihn wieder mitnehmen!" sagte sie böse. „Meint Ihr, daß Ihr klüger seid als wir hier alle zusammen? Wenn ich Euch sage, daß sie es ist, dann ist sie es. Und nun trollt Euch mit Eurem Käse."

Trien bückte sich und packte den Käse ruhig wieder in ihren Korb. „Auch gut. Es ist Euer eigener Schade. Ich kriege ihn schon auf, und er soll mir schmecken."

Sie war sehr in Gedanken und schüttelte öfter den Kopf, wie sie die Straße heruntergìng. Sie hatte sich das Meerminneke anders gedacht. —

Dieses alles bekam Pieter de Jonge zu hören, als er das nächste Mal auf Triens Herdbank saß; alles, was Maritje wußte und was Trien gesehen hatte. Dabei besonders horchte er auf, aber er sagte kein Wort und starrte mit dunkel verschlossenem Ausdruck vor sich hin.

Trien sah ihn bekümmert an. „Ich habe es Euch ja gesagt, Piet, es ist nicht gut, wenn Ihr daran denkt. Ihr gefallt mir gar nicht. Es wäre Euch viel besser, wenn Ihr nicht so lange still hier in der Stadt säßet. Soll ich Euch etwas Neues sagen?" Sie beugte sich vor und machte ein ernstes Gesicht. „Es ist heute ein Krämer hier gewesen, der von Leiden und weiterher kommt. Der sagt, es rührt sich schon überall, und Gottes Tag kann über Nacht dasein. Wir sollen uns nur bereithalten. Es wären unser mehr in den Provinzen, als wir glaubten. Und er hat etwas für Euch gebracht, Pieter, von unserem Jan, Gott segne ihn."

Pieter de Jonge riß Band und Siegel von dem schmalgefalteten Brief, den Trien ihm gab, schlug ihn auseinander und las. Sein Gesicht blieb gleichgültig müde. „Jan kommt um Ostern," sagte er in trockenem Ton, „er will sehen, ob es hier bei uns noch nicht Zeit ist. In Edam — oder wo ist es gewesen? — ist die Bürgerschaft dem Rat vor das Stadthaus gerückt und hat freie Kirchen für die neue Lehre gefordert. Und in Naarden und Delft und vielen anderen Plätzen ist der Rat selber vom neuen Glauben."

„Ist das wahr? Gott im hohen Himmel, ist das wahr? Und Jan kommt?"

Die Frau war aufgestanden, sie packte ihn plötzlich am Arm und schüttelte ihn derb. „Piet! Junge! Freut Euch doch!"

Da zuckte er die Schultern und stand auf. „Was soll ich mich freuen, Mutter Trien? Ich bin ein elender Mensch und zu nichts Gutem nutze." —

Pieter de Jonge lief in dieser Zeit herum wie die sieben mageren Jahre des Königs Pharao, sagte der Leineweber Jan-Peer, der gern einen gottseligen Spaß machte.

Es war ihm auch wirklich sehr erbärmlich zu Sinn. Da hatte er geglaubt, er hätte etwas Rechtes fertiggebracht, hatte das Papistenwesen, den Meßpfaffen und Bürgermeisterssohn hinter sich geworfen und war sich als Ketzer und armer Leinewebergeselle gegen diese Papisten in ihren reichen Häusern vorgekommen wie weiland Sankt Jakob und Sankt Jan, als sie die zwei guten Plätze im Himmel rechts und links von unserem Herrn im voraus belegen wollten. Er war sich so sicher gewesen, daß alles, was hinter ihm lag, ihn nichts mehr anging.

Und nun war ihm auf einmal der Sinn wie verdreht, seit er das mit der Taufe gehört hatte. Er konnte es sich nur als eine Versuchung des Teufels erklären, der ihn auf diese Weise hinterlistig wieder von seinem gottgefälligen Wege zurückzerren wollte.

Was hatte er denn mit diesem Mädchen zu tun, daß sie ihm nicht aus dem Kopfe wollte? War das erhört, daß sie ihm sogar in die Andacht und in Gottes Wort hereinkam und ihn störte? Was ging es ihn an, wenn sie sie in Sankt Bavo taufen wollten? War er ihr zum Hüter gesetzt? Er hatte genug damit zu tun, wenn er sich um seine eigene Seele kümmerte, und um die, die ihm anvertraut waren.

Jan, Jan, Jan Allaert! Der hatte schuld, daß er noch hier in der Stadt saß und nicht hinausgegangen war, um seine Seele zu ret-

Digitized by Google

ten! Es wäre doch besser gewesen, er hatte es ja gewußt! Hier wurde er die Unruhe doch nie los, und noch kein einziges Mal war ihm dieses starke, frohe Siegergefühl wiedergekommen, das er in jener ersten Nacht gehabt hatte.

Was half es da, daß er in die Häuser ging, mit den Leuten redete und Psalmen betete, um sie in der reinen Lehre zu stärken, wie er es Jan versprochen hatte? Konnte er ihnen geben, was er selbst nicht hatte? Es war ihm, als ob hinter ihm unsichtbar einer säße und ihm immer zwischen zwei Psalmversen ins Ohr flüsterte: Du! Großmächtiger Maulheld du! Willst andere lehren und weißt selbst nicht aus und ein! Willst andere führen und bist selbst nicht fest auf den Beinen! Was du nicht alles reden kannst, Pieter de Jonge!

Er schämte sich dann, wenn alte Leute und Weiber mit einfältig ernsten Augen an seinen Lippen hingen, und drückte sich hastig aus der Tür vor dem treuherzigen Dank, mit dem sie ihm nachher die Hand schütteln wollten. Die waren ja alle besser als er, dem sie dankten!

Mittags an des Leinewebers Tisch saß er jetzt immer wie auf Nadeln, denn des Meisters Frau wußte jeden Tag etwas Neues von dem Meerminneke und der großen Taufe in Sankt Bavo. Die ganze Stadt war jetzt voll davon. Es sollte eine Pracht werden ohnegleichen, drei Ratsherren sollten dem neuen Christenmenschen zu Gevatter stehen, und der Herr Dekan selber wollte die Taufe halten. Es kam Pieter vor, als ob ihn alle am Tische sonderbar ansahen, wenn sie davon sprachen. Ob ihn einer gesehen hatte, wenn er diese Abende unter der Mauer des Beghinenhofes stand und hinaufsah?

So verwebte er tagüber in Baas Jan-Peers Leinewand viele Unruhe und verlief sie sich in der Dunkelheit, wenn ihm keiner mehr in den schmalen Gassen begegnete. Und diese Unruhe wuchs und wurde immer unerträglicher, je näher es auf das Osterfest zuging.

Am heiligen Ostersonnabend ging er im Dunkeln müde und traurig über den Markt, sah die großen Türen von Sankt Bavo offen und blieb stehen. In der hohen, düsteren Säulenhalle huschten und blitzten Lichter und Laternen, er sah Männer und Burschen dicke grüne Kränze schleppen und um die Säulen hängen. Teppiche wurden ausgebreitet, und der Küster fegte mit einem großen Besen die Steinfliesen zwischen dem Gestühl.

Pieter de Jonge wußte genau, wo das bronzene Taufbecken stand. Da würde sie also morgen stehen. Auf dem Altar würden alle Lichter brennen, und der Dekan würde sein schönstes Meßgewand anziehen.

Es ging ihm auf einmal durch den Kopf, daß er ja auch einmal da vor dem Altar gestanden hatte, und daß er dabei sein könnte, wenn er sich nicht selbst ausgeschlossen hätte.

In demselben Augenblick überkam ihn ein ungeheurer Schrecken. War es so weit mit ihm gekommen, daß er sich in die alten Ketten wieder zurückwünschte? Gott erbarme sich! Besser hatte er sich geschienen als die Papisten? Schlimmer war er, viel schlimmer! Die waren doch wenigstens ganz, was sie waren! Er wollte hingehen zu Jan, wenn der kam, ihm sagen, was für ein schlechter, verlorener Mensch er war und nicht mehr wert, einer von der rechten Gemeinde Gottes zu sein! —

Es war eine schlimme Osternacht, die Pieter de Jonge in der kleinen, stickigen Kammer verbrachte, wo er mit Jan-Peers langem Gesellen zusammen schlief.

Dieser Geselle war zwar auch ein Ketzer, aber er mochte doch gern etwas Neues sehen. Weil er nun als rechtlicher Mensch nicht in diese Götzenkirche gehen konnte, wollte er wenigstens so nah wie möglich an der Kirchentür stehen, um recht viel zu Gesicht zu bekommen. Als er nun am Ostermorgen ganz früh herauskam, fand er die Meistersfrau und ihre Mädchen auch schon auf, und sie wollten augenscheinlich dasselbe wie er, ohne daß einer es dem anderen sagte.

Pieter de Jonge wußte auch davon, aber er war auf dem Strohsack liegen geblieben. Es quälte ihn, daß es so munter lebendig im Hause war, er horchte, bis es still wurde; aber dann gingen seine Gedanken auf einmal auch aus dem Hause, durch die Gassen bis auf den Markt, und wollten sogar wieder nach Sankt Bavo herein.

Da seufzte er und stand auf.

Vor dem Hause auf der leeren Gasse stand er einen Augenblick und horchte auf die

Digitized by Google

Glocken von Sankt Bavo, die die ganze nebelige Luft erfüllten. Er machte ein böses Gesicht, diese Glocken kamen ihm heute wie lauter höhnisch triumphierende Stimmen vor. Mit einem kurzen Ruck machte er Kehrt und ging nach der entgegengesetzten Seite.

In der Tür von Triens Haus blieb er einen Augenblick unangenehm überrascht stehen. Er hatte ganz vergessen, daß Trien an hohen Feiertagen immer ihren Mann bei sich hatte, der dann auf seiner Wächterstube auf der Leidenschen Poort abgelöst wurde.

Der alte Rauhbart saß breit und bequem am Tisch und sah Pieter mit einem mißtrauischen Blinzeln entgegen. „Na, kriegt man Euch auch einmal wieder zu sehen, Mynheer der Kaplan?"

Pieter runzelte die Stirn. „Ich bin kein Kaplan mehr, Sivert Mannis."

„Auch gut, Mynheer der Ketzer, wenn Ihr das lieber hört. Setzt Euch her, es ist Platz genug. Ihr zieht ja ein saures Gesicht, als ob es Euch ärgert, daß Sivert Mannis auch einmal an seinem eigenen Tisch sitzt. Er beißt aber nicht, Mynheer. Wie geht's, wie steht's? Bei den Papisten ist es Euch besser gegangen, Ihr seht just nicht nach lustigem Leben aus."

Trien Mannis kam und setzte eine dampfende Schüssel Suppe vor ihren Mann auf den Tisch. „Red, was du verstehst, Mannis! Als ob es auf das lustige Leben zuerst ankäme! Aber so ein hartbackener alter Sünder wie du hat ja nichts im Kopfe als das bißchen zeitliche lustige Leben!"

Sivert Mannis knurrte seine Frau über die Suppenschüssel weg an. „Halt den Schnabel, Weib! Es geht dir viel zu gut. Freu dich, daß ich dir hier nicht alle Tage auf dem Hals sitze, ich wollte dich schon ein ander Lied pfeifen lehren!"

Trien setzte die Arme auf die Hüften. „So? Freu du dich, Mannis, daß ich dir nicht auf die Poort komme und das Bierfaß zuspunde!"

Sivert Mannis räusperte sich plötzlich heftig und fing ganz zahm an zu löffeln. „Ja, ja, du bist ein gutes Weib, Trien, ich sage es ja immer! Und ein gutes Weib einmal die Woche ist besser als ein schlechtes alle Tage. Hab' ich recht, Mynheer?"

Pieter nickte zerstreut zu dem tiefsinnigen Ausspruch. Er saß verdrossen neben dem Alten und sagte kaum ein Wort. Am liebsten wäre er wieder weggegangen, wenn er nicht auf der Flucht vor sich selbst gewesen wäre. Aber hier war er bald auch so gut wie allein, denn Sivert Mannis war nicht weiter unterhaltlich; als er satt war, legte er sich auf die Ofenbank mit dem Gesicht gegen die Wand und schnarchte, daß sich die Balken bogen; und Trien lief ab und zu und mußte zuletzt in den Stall, um die Ziege zu melken.

Als Pieter aus der Tür kam, waren die Glocken still. Er ging ein Stück am Wasser entlang, nach den großen, heute verschlossenen Speicherhäusern zu, wo es ganz menschenleer war.

Mitten auf seinem Wege blieb er stehen. Was war das? Ein ferner verworrener Lärm war plötzlich in der Luft, wie Geschrei von vielen Stimmen. Es klang, als ob es vom Markt und von Sankt Bavo herkäme. Sollte es schon zu Ende sein? Aber die Messe konnte ja noch kaum gelesen sein!

Er war ganz unwillkürlich umgekehrt und ging hastig. Jetzt kam es näher. Ja, es mußte auf dem Markt sein. Da kamen schon ein paar Menschen, sie rannten an ihm vorbei, sprachen aufgeregt und schrien durcheinander. Nun noch mehr, ganze Haufen. Was mochte geschehen sein?

Pieter de Jonge klopfte das Herz; er lief, so rasch er konnte, nach dem Markt zu, dem Strom entgegen.

„— Sünd' und Schande, das heilige Sakrament —" schnappte er im Vorbeilaufen auf.

„— sie haben ja immer gesagt, daß es nicht gut gehen könnte —"

„— totschlagen, auf der Stelle —"

„He, Jan, hast du gehört, wie sie geschrien hat? So ein verdammtes Weibsstück!"

„Da sieht man, was bei euch Papisten die Sakramente wert sind!"

„Wirst du das Maul halten, Hund von einem Ketzer? Wart —"

Pieter de Jonge war jetzt mitten im Gewühl, er packte einen Mann dicht vor sich heftig am Arm und schüttelte ihn. „Was ist denn geschehen? Mensch, sagt doch!"

Digitized by Google

Der, den er gefaßt hatte, sah sich um, es war ein großer, vierschrötiger Kerl. „He, Manneken, was willst du? Bist du denn nicht dabei gewesen? Das war ein schöner Lärm, wie sie dem Dekan die Taufschüssel aus der Hand stieß! Ja, was des Teufels ist, das verträgt kein Taufwasser! Aber Feuer soll es schon vertragen! Jungens, das gibt was zu sehen, wenn die Toversche brennt!“

Einer stieß den Dicken an. „He, Dierk, kennst du den da nicht? Das ist ja der de Jonge!“

„Der Kaplan? Der Ketzer?“

„Hat der der Toverschen nicht die Christenlehre gehalten?“

Einer in dem Haufen lachte laut auf. „Mag eine schöne Christenlehre gewesen sein! Eine Toversche und ein Ketzer!“

„Packt ihn doch, Jungens! Los!“

Es puffte, schrie, drängte drohend von allen Seiten. Pieter de Jonge biß die Zähne zusammen, es flirrte ihm blutrot vor den Augen. Jemand riß ihn an der Schulter zurück, daß er taumelte. „Weg, vorwärts, Mynheer! Um Gotteswillen! Sie schlagen Euch tot!“

Pieter wehrte sich erst, er erkannte den langen Webergesellen nicht gleich.

Aber der junge, magere Mensch war katzengewandt und hatte ein loses Mundwerk. „Wenn ihr den Ketzer brennen wollt, dürft ihr ihn jetzt nicht vorher totschlagen,“ schrie er in die Menge herein, „der Teufel mag den Braten nur, wenn er lebendig ist!“

Ein Gelächter ringsherum bezahlte den groben Spaß. Das war die Rettung. Der Geselle schob und stieß Pieter mit Gewalt aus dem gefährlichen Menschenknäuel heraus.

Pieter wußte selbst kaum, wie sie in Jan-Peers Haus gekommen waren. Sie fanden da alles in heller Aufregung, die Weibsleute waren schon wieder zurück, die dünnen Kinderstimmen der Mädchen überschrien die Meistersfrau fortwährend im Erzählen.

Lieber Gott, war das ein Lärm und ein Schrecken gewesen! Alle hundert Jahre erlebte man so etwas nur! Gesteckt voll der Markt wie ein Faß Heringe, schon eine Stunde, ehe es anfangen sollte! Sie, die Frau, hatte zuerst auf dem Prellstein neben der Kirchtür gestanden und hatte hereinsehen können. Gerechter Himmel, war das eine sündhafte Pracht gewesen da drin! Aber nachher hatte einer sie von dem Prellstein heruntergestoßen, da hatte sie nichts recht mehr sehen können. Aber eins von den Mädchen hatte ganz vorn gestanden, wo der Zug vorbeigekommen war. Und sie, das Meerminneke, die Toversche, hat ausgesehen wie der Tod, rein zum Bangewerden, was Lien? Und hat Augen gehabt — Augen — Gott bewahr' uns! Was weiter kam, davon hatten sie ja nun nichts gesehen, denn die Kirchtüren wurden zugemacht, und das Gesinge drinnen ging los. Aber die Nachbarin Dortje, die Gott sei's geklagt noch papistisch war, die hatte alles nah gesehen. Die Toversche hat erst unter der Meß ganz still gestanden und nur immer so um sich gesehen, als ob sie einen suchte. Wie dann der Dekan an den Taufstein gegangen ist, und ihre drei Paten, drei große Herren vom Rat, Mynheer de Jonge und noch zwei, da hat sie angefangen zu zittern und ist zurückgewichen, immer einen Schritt und noch einen, bis sie vor dem Gestühl nicht hat weiterkönnen. Aber der Dekan hat sich nicht daran gekehrt und hat die Fragen an die Paten getan, und die haben Antwort gegeben, und er hat die silberne Schöpfschale genommen. Und wie er damit auf sie zukommt, sieht sie sich auf einmal ganz wild um und schreit laut, als ob sie einen riefe — die Nachbarin sagt, sie wird wohl den Gottseibeiuns gerufen haben —, und stößt das Taufwasser weg, daß das dem Dekan über die schöne, neue Stola gespritzt ist. Und da ist ein Lärm und ein Geschrei gewesen, du meine Seel, als ob die Groote Kerk über den Köpfen einfallen sollte!

Baas Jan-Peer saß auf seiner Ofenbank und hielt sich die Seiten vor Lachen. „So muß es den Papisten gehen! Geschieht ihnen recht! Wenn ich es gewesen wäre, ich hätte auch kein papistisch Sakrament an mir gelitten!“

Die Meistersfrau schlug die Hände zusammen, sie war noch ganz rot im Gesicht. „Mann, Jan-Peer, versündig' dich nicht! Sakrament bleibt Sakrament, auch wenn sie lästerlich damit umgehen! Und ein getaufter Papiste ist immer noch besser als ein Meerminneke!“

Digitized by Google

Der Leineweber lachte noch immer, daß er kaum zu Atem kam. „Wenn es ein Meerminneke ist, warum haben sie es denn nicht gleich in den Fluß geworfen? Ins Wasser gehört es ja, es darf bloß kein geweihtes sein!"

Aber jetzt wurde die Meistersfrau strenge. „Jan-Peer, willst du dich um deine Seele reden am heiligen Ostertag? Wer das Sakrament verlästert, muß seine Strafe haben. Sie haben sie auch gleich nach der Kirche ins Loch gesteckt, auf der Leidenschen Poort sitzt sie, da ist es am festesten. Und das ist recht so, sage ich!"

Es hatte keiner gemerkt, wie Pieter de Jonge, der mit in der Stube stand und zuhörte, sich umkehrte und mit schlaffen, langsamen Schritten aus der Tür ging, wie einer, der nicht recht bei sich ist und nicht weiß, was er tut. —

Es summte in dieser Stadt wie in einem aufgestörten Bienenkorb. Es summte in den Häusern, wo an diesem ersten heiligen Ostertag alle Webstühle, Hobelbänke, Schmiedeambosse und derlei Handwerksgeräte still standen, aber die Zungen nicht. Es summte auf den Straßen, wo überall Weiber zusammenstanden in Holzschuhen, die obersten Röcke gegen den Regen über dem Kopf zusammengeschlagen. Es summte unten am Fluß vor der Leidenschen Poort, wo sich Rudel von barfüßigen Jungen herumtrieben, nach dem dicken, runden Turm hinauf Spottgrimassen schnitten und dann eiligst Reißaus nahmen. Am lautesten summte es auf dem Markt, wo noch immer ein Ab- und Zulaufen von Neugierigen war.

Man hörte den Lärm bis in die große Stube von Sankt Bavos Hof herein. Ein Dutzend Menschen etwa waren da zusammen, saßen und standen herum und machten ratlose Gesichter. Der Dekan hatte alle Würde mit den schönen Meßgewändern in der Sakristei gelassen und war nichts als ein graues, mageres Männchen mit sorgenvoller Stirn, das fortwährend seine weißen, dünnen Hände rieb, als ob es fröre, und nach draußen horchte. Ein paar jüngere Kleriker und Kapläne standen hinter ihm und versuchten weise auszusehen. Die drei Paten des störrigen Taufkindes, die Herren vom Rat, waren auch gleich mitgekommen, sie wußten aber nichts zu raten und schüttelten nur die Köpfe. Nur ein einziger Mensch stand mit dem Rücken zur Stube am Fenster und machte schon von hinten einen gelassenen und festen Eindruck.

„Heiliger Sankt Bavo, wie habe ich das verdient?" jammerte der Dekan mit einer heiseren Stimme. „Es war alles so schön bedacht und sollte so recht großartig werden. Und nun lachen alle Ketzer in der ganzen Stadt."

„Ich habe es Euch ja immer gesagt, Ehrwürden!"

Der am Fenster kehrte sich plötzlich um. Er trug eine schwarzweiße Dominikanerkutte und hatte ein grobes Bauerngesicht, das wie aus Holz geschnitten war. „Mit all Eurer Sachtmütigkeit bringt Ihr nichts zuwege. Dazu ist es zu spät. Fest zupacken, wenn Ihr die Ketzerei fassen wollt! Ihnen Angst machen! Scheiterhaufen nützen mehr als Eure bunten Wachskerzen!"

Der Dekan sah den großen Menschen mit der harten Stimme ganz unterwürfig an. „Ja, Pater, ich sehe ja, Ihr habt recht. Aber was hilft es jetzt, wenn wir diese Toverische verbrennen? Damit treffen wir die Ketzer nicht. Was haben die mit der Toverischen zu tun?"

Der Dominikaner räusperte sich. „Habt Ihr verstanden, was sie geschrien hat, Ehrwürden, als sie das heilige Taufwasser wegstieß?"

„Wie soll ich das verstanden haben! Das Weibsstück redet ja keine vernünftige Sprache, die ein Christenmensch verstehen kann."

Der Pater zuckte die Schultern. „Ich habe sie verstanden. Ich bin zehn Jahre in Spanien gewesen. ‚Pedro' hat sie geschrien und weiter nichts." Er war still und sah den Dekan scharf an.

Der machte ein ganz verständnisloses Gesicht. „So so. Pedro. Das ist ja sehr merkwürdig."

„Sehr!" sagte der Schwarzweiße trocken. „Wie hieß doch der fromme Kaplan, Ehrwürden, der ihr die Christenlehre gehalten hat? Habt Ihr mir nicht gesagt, daß er unter die Ketzer gegangen ist?"

Der Dekan rieb sich verlegen die Hände und tat einen Seitenblick auf Mynheer den Bürgermeister. „Pieter de Jonge hieß er. Ja, leider ist er nachher —"

Digitized by Google

Er stockte plötzlich, über sein Gesicht lief ein blitzschnelles Verstehen.

Der Dominikaner nickte und zog ruhig die Enden seines Gürtelstricks durch die Hände. „Vielleicht, daß die Toversche noch mehr als den Namen sagt, wenn sie scharf befragt wird. Vielleicht, daß wir in dem einen vornehmsten Ketzer die Ketzerei recht anfassen und treffen können.“

Die Augen in Mynheer de Jonges rotem Gesicht waren starr und rund geworden, während der andere sprach. Jetzt stand er langsam von seinem Stuhl auf. „Pater, aber das ist ja mein Sohn! Wißt Ihr das denn nicht?“

Der stadtfremde Mönch sah ihn kalt mitleidig an. „Das tut mir leid für Euch, Mynheer. Es muß recht hart sein, solch einen Sohn zu haben.“

Der schwere Mann blieb vorgebeugt stehen, seine beiden Arme auf den Tisch gestützt, und sah mit einem sonderbar verwirrten Blick von einem zum anderen. „Ja, es ist auch hart. Ich habe ihm auch die Tür gewiesen. Ist es nicht wahr, Ehrwürden Herr Dekan? Aber — ja — er bleibt doch — er ist doch mein Sohn!“

In das grobe Gesicht des Dominikaners kam eine versteckte Drohung. „Da könnt Ihr ja recht Euren gottgefälligen Eifer zeigen, Mynheer. Wer der Kirche ein rechter Sohn ist, der hat sie lieber als sein eigen Fleisch und Blut.“

„Ja — aber — ich will ja auch, Pater — aber er ist doch mein Sohn —“ Mynheer stöhnte und trocknete sich mit dem Tuch das Gesicht ab, auf dem die dicken Tropfen standen. Er kam sich vor wie eine Maus in der Falle. Ganz hilflos sah er zu dem Dekan hinüber. „Ehrwürden — Ihr wißt aber doch —“

Der kleine Dekan war wieder ganz Herr der Lage, er richtete sich straff auf. Er hatte im Kopf eine rasche Rechnung gemacht, bei der die Kirche nicht zu kurz kam, und die guten Sonntagsbraten an Mynheer de Jonges Tische waren darin auch nicht vergessen. „Die Kirche ist eine gute Mutter, Mynheer. Wenn einer seinen Abfall bereut und Widerruf tut, dann verzeiht sie auch. Freiwillig und öffentlich Widerruf, Mynheer! Glaubt Ihr nicht auch, Pater, daß ein Widerruf schlimmer ist für die Ketzerei als ein Scheiterhaufen?“

Der Pater sah ärgerlich erstaunt den kleinen klugen Kirchenmann an. Nach seinem Geschmack war die Lösung nicht, Scheiterhaufen waren doch gründlicher. Aber klug war es, sehr klug. Er zuckte mürrisch die Schultern. „Wie Ihr wollt, Ehrwürden. Ich habe hier ja nichts zu sagen. Aber seht zu, daß es schnell geht, wenn es noch nützen soll.“ —

Mynheer de Jonge mußte seinen Handstock sehr fest aufsetzen, als er den kurzen Weg über den Markt ging, weil es ihm vorkam, als ob sich ihm alles im Kopf drehte. Zu Hause setzte er sich schwerfällig in seinen großen Stuhl, die Hände auf den gespreizten Knien, und stierte vor sich hin.

Was hieß denn das eigentlich mit ihm? Er stellte sich ja an, als ob sein größter Indienfahrer mit der Ladung versunken oder unter die Piraten gefallen wäre! Was ging ihn denn dieser nichtsnutzige Junge noch an, dem er die Tür gewiesen hatte? Er hatte noch Söhne genug, auf die er sich etwas einbilden konnte, echte de Jonges, die schon mit zwölf Jahren im Geschäft Bescheid wußten wie ein Alter, im übrigen gern einen guten Tropfen tranken und keine so unnützen Flausen in ihren blonden runden Köpfen hatten wie dieser Pieter in seinem schwarzen.

Es fiel ihm auf einmal ein, wie Pieters Mutter ihm zuerst diesen kleinen schwarzen Flaumkopf gezeigt und er dazu gelacht hatte. Du lieber Himmel, diese Heirat war damals eine rechte Torheit gewesen! Er hatte sich Wunder was eingebildet auf die Verschwägerung mit dem großen spanischen Handelshause. Aber das hatte damals schon auf wackeligen Füßen gestanden, und bald darauf war es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei gewesen, daß er nicht einmal den Brautschatz herausbekam. Aber Christientje — sie hatte immer gelacht, wenn er sie so nannte — hatte so was an sich gehabt — so was — na, es ließ sich nicht so sagen. Und eine rechtgläubige Christin war sie gewesen, das mußte man ihr lassen. Eine Schande, daß ihr Sohn unter die Ketzer gegangen war! Im Grabe umdrehen täte sie sich, wenn sie wüßte, daß sie ihn da mit

so einer verruchten Toverschen in einem Atem nannten.

Sündhaft schön hatte sie aber ausgesehen, die Toversche, da vorhin am Taufstein. Mynheer schnalzte unwillkürlich mit der Zunge, wie er daran dachte. Blitz! Es wäre kein Wunder, wenn sie den Jungen behext hätte.

Mynheers kleine Augen waren plötzlich ganz blank. War das nicht ein Ausweg? Wenn sie Pieter behext hatte, was hatte er denn für Schuld? Ja, ja, ja! Schlau waren diese Pfaffen, aber Bürgermeister de Jonge war schlauer.

Nur Widerruf mußte der Junge tun, das stand fest. Und das lieber heute als morgen. Er mußte es ihm sagen.

Ihm sagen?

Mynheer fiel plötzlich aus seinen Luftschlössern auf die Erde.

Um einem etwas zu sagen, mußte man ihn erst Auge in Auge haben. Sollte er, der Bürgermeister, in das Leineweberhaus diesem ungeratenen Sohn nachlaufen? Oder etwa ihn hierherholen, in das Haus, das er ihm selbst verboten hatte?

Das ging nicht! Nein, das ging ganz gewiß nicht! Mochte dieser Grünschnabel sehen, wohin er geriet! Er würde ihn laufen lassen, so wahr er Bürgermeister war!

Maritje und Jakeline hatten eine schlimme Osterwoche in diesem Jahre. Es war Mynheer nichts recht, und keine Schüssel schmeckte ihm. Aus der Ratssitzung blieb er weg, weil er krank war, aber als Jakeline heimlich den Bader holen ließ, der ihm zur Ader lassen sollte, warf er ihm fluchend einen Stiefel an den Kopf.

Jakeline wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie es ebenso machte wie Mynheer. Sie wirtschaftete und schalt im Hause herum, daß die Meisjes in der Küche ein Kreuz schlugen, wenn sie ihren Schritt hörten. Maritje bekam auch ihr Teil ab, aber das ärgerte Jakeline gerade am meisten, daß die herumlief mit einem Gesicht, als ob sie alles das nichts anginge, und wenn sie eben angeschnauzt war, ganz harmlos im nächsten Augenblick vor sich hinsummte. Was fiel dem naseweisen Gänschen ein, daß sie sich was Besseres dünkte als ihre Schwester und sich nicht ärgern wollte?

Jakeline wußte aber nicht, daß Maritje am zweiten heiligen Ostertag auf ein halbes Stündchen zu Trien Mannis gelaufen war. Und als sie in die Tür gekommen war, hatte da mit dem Rücken zu ihr hin ein Bauer an Mutter Triens Tisch gesessen und eben das letzte aus einer großen Schüssel gelöffelt. Und hatte dann den Löffel abgeleckt und hingelegt und sich umgekehrt. „Schönen Dank, Mutter. Guten Tag, Juffertje!“

Einen Augenblick hatte Maritje ihn angestarrt, und dann plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie es kam, hatte sie hell aufgeschrien und ihm am Halse gehangen und gelacht, während ihr doch die Tränen über die Backen liefen. „Jan, Jan, seid Ihr das denn wirklich? Ist es wahr? Trien, schnell, sag' doch!“

Der Bauer im blauen Kittel hatte sie ganz festgehalten, ihr Gesicht und Haar gestreichelt und dabei doch den Kopf geschüttelt. „Aber was fällt Euch denn ein? So ein feines Juffertje und fällt einem schlechten Bauern um den Hals! Mutter Trien, was sagst du dazu?“

Maritje hatte ihn plötzlich losgelassen, stand nun da und schämte sich, daß sie bis unter das blonde Haar rot wurde. „Ich — ich dachte nur — ich wollte — Jan —“ Es kam ganz kläglich heraus.

Der Bauer schüttelte noch einmal den Kopf. „Ich heiße nicht Jan, Juffertje. Ich heiße Klaas und bin aus Waterland und habe hier in der Stadt zu handeln.“

Über Maritjes Gesicht mit der kecken kleinen Nase, das noch ganz naß geweint war, lief ein rasches, pfiffiges Zucken. „Wenn Er guten waterlandschen Kuhkäse hat, kann Er uns auch einmal damit ins Haus kommen,“ sagte sie würdevoll.

Der Bauer lachte über das ganze Gesicht. „Kann schon sein, daß ich mit Eurem Vater etwas zu handeln habe, Juffertje, aber nicht um Kuhkäse.“

Und auf einmal hatte er Maritje wieder an beiden Händen und zog sie neben sich auf die Bank. „Mutter Trien, du hast nicht recht für unser Kind gesorgt, es hat seine runden Backen nicht mehr. Fast hätte ich Euch nicht gekannt, Maritje, so groß seid Ihr geworden. Wußtet Ihr denn gleich, wer ich war?“

Digitized by Google

Sie sah mit einem kleinen scheuen Lachen zu ihm auf. „Ich habe nur nicht glauben können, daß es wahr war!"

Als Maritje nach dieser halben Stunde nach Hause ging, trug sie den Kopf hoch und sang vor sich hin, ohne auf den Regen zu achten. Und ebenso wie der, lief in diesen Tagen Jakelines Schelten an ihr ab, ohne daß sie etwas davon merkte.

Jakeline de Jonge hatte es aber wirklich schwer im Leben. Was hatte sie denn getan, daß ihr Vater mit ihr umging wie mit einem Stalljungen? Wie er sie neulich angefahren hatte, als sie bloß sagte, daß sie zu den Beghinen wollte und sich von der Sache mit dem Meerminneke erzählen lassen! Rundweg verboten hatte er es ihr! Über so etwas redete man doch gern mit einem Menschen. Und nun saß sie da und erfuhr kein Sterbenswörtchen, was weiter aus der erschrecklichen Geschichte wurde. Nur daß die Meisjes in der Küche davon schwatzten, das Meerminneke sollte verbrannt werden. Als ob es nicht das klügste gewesen wäre, sie hätten das gleich getan und sie nicht erst so lange in der Stadt sitzen lassen, daß sie da Unheil stiften und ihrem Bruder Pieter etwas antun konnte!

Von Pieter hatte sie nichts wieder gesehen, seit er damals aus dem Hause ging, und sich auch nicht danach gesehnt. So einer, der seinen Leuten nichts als Kummer machte, der mochte bleiben, wo er wollte, sie kümmerte sich nicht darum! —

An einem Abend aber in dieser Osterwoche, als Jakeline über den halbdunklen Gang wollte, kam ein Mensch in die Haustür. Jakeline glaubte, es wäre einer von den de Jongeschen Hausarmen. Aber als sie auf ihn zuging, um ihn in die Küche zu schicken, blieb sie plötzlich wie erstarrt stehen. „Du? Was willst du hier! Hinaus! Auf der Stelle hinaus!"

Der Mensch im schäbigen Handwerkskittel sah über ihr Gesicht weg, als ob er ihre heftige Stimme gar nicht gehört hätte. „Wo ist mein Vater?" fragte er nur.

Jakeline machte einen raschen Schritt und versperrte ihm den Weg. „Daß du ihm nicht unter die Augen kommst! Schandfleck, der du bist! Hinaus, habe ich gesagt! Hörst —"

Sie war plötzlich still. Dieser Mensch, dieser Ketzer, dieser Schandfleck faßte sie am Arm, schob sie beiseite, als ob sie eine Holzpuppe wäre, und war schon in der Tür. Einen kurzen Augenblick starrte sie ihm nach, dann tat sie einen Schritt und legte ihr Ohr an das Holz der Tür. Zuerst hörte sie nichts. Sie wußte, der Alte lag auf der Ofenbank und schnarchte, und es war halb dunkel in der Stube. Dann auf einmal ein polternder Ruck, als ob er sich aufrichtete.

„Was? Du? Habe ich dir nicht das Haus gewiesen, du —?"

Da bekam er es. Sie nickte zufrieden. Aber sie verstand nicht, was er antwortete.

Nun sprach noch einmal der Vater. „Es soll dir für diesmal verziehen sein. Ich weiß, warum du kommst."

„Wenn Ihr das wißt, dann wißt Ihr auch, daß ich für mich selbst keinen Fuß über die Schwelle gesetzt habe." Das war Pieters Stimme. Er stockte, dann sprach er hastig weiter. „Ich konnte nicht anders, es geht um Tod und Leben!"

Der Alte lachte kurz auf. „So? Merkst du das endlich auch, Mynheer? Es ist Zeit! Solange bloß der Vater die Brühe ausfressen mußte, solange hat's ihn nicht groß gekümmert. Aber nun es ihm an den eigenen Kragen geht —"

„Mir? Ich rede nicht von mir!" Pieters Stimme war scharf dazwischen.

„Nicht? Dann möchte ich wissen, von wem, Mynheer!"

Eine kurze Stille. Das nächste, was Pieter sagte, kam heiser und aufgeregt heraus. „Sie sagen in der Stadt, daß sie brennen soll —"

„Die Toversche? Ist auch wahr, und geschieht ihr recht!"

„Toversche! Das ist eine Lüge! Ihr dürft keine Unschuldige brennen! Ihr müßt sie loslassen! Hört Ihr, Vater? Heute noch! Wozu seid Ihr denn Bürgermeister?"

„Werd's wohl bald gewesen sein," lachte Mynheer bitter, „und ich sage dir, wenn ich sie loslassen könnte, ich täte es nicht! Was geht mich das Weibsstück an?"

Es war Jakeline draußen, als sähe sie die wegwerfende Handbewegung des Alten. Sie lachte und horchte und ballte gleich darauf beide Fäuste.

Digitized by Google

„Mynheer! die ist besser als meine Schwester Jakeline und meine Basen Vermeerens und alle Eure feinen Zierdocken hier in der Stadt zusammen!“

Es kam nicht gleich eine Antwort. Der Alte räusperte sich gewichtig. Jakeline hatte einen heißen Kopf vor Aufregung und drückte ihn fest an das Holz, um ja kein Wort zu verlieren.

„Es scheint, Mynheer, daß du noch nicht recht weißt, um was es sich handelt. Um Leben und Tod, sagst du? Blitz, ja wohl, aber für dich, Mynheer Pieter! Weißt du, wen die Toversche gerufen hat, als sie das heilige Sakrament so lästerlich verschimpft hat? Dich hat sie gerufen! Dich! Der Pater Dominikaner hat verwünscht scharfe Ohren. Und ich sage dir, ehe die Woche herum ist, hat er dich auch in den Fingern! Das hast du nicht gedacht, he? Bloß einen Ausweg hast du noch. Du gehst jetzt gleich heutigestags auf das Stadthaus und sagst, daß die Toversche dir die Ketzerei an den Hals gehext hat, und daß du Widerruf tun willst, freiwillig und öffentlich. Das kann dir noch helfen. Aber sonst nichts!“

Es lief Jakeline kalt über den Rücken. Warum blieb es erst so sonderbar still? Warum sprach Pieter dann mit so dunkler, schwerer Stimme, als er wieder anfing?

„Wißt Ihr denn, warum sie mich gerufen hat, Mynheer? Weil sie vor Eurem römischen Wesen einen Abscheu gehabt hat! Weil ich ihr etwas Besseres gelehrt habe, und habe sie doch nachher in ihrer Not im Stich gelassen, elender Narr, der ich war! Darum!“

Jakelines dummliche Augen wurden sehr rund in der Dunkelheit. So sanft hatte der Vater diese ganzen Tage nicht mit ihr geredet, wie er jetzt mit diesem Ketzer von Bruder sprach.

„Pieter, Junge, laß sie doch laufen! Die mag selbst zusehen, wie sie sich aus der Klemme hilft. Sie sagen ja, daß sie ein Meerminneke ist; warum ist sie dann nicht geblieben, wo sie hingehört?“ Er lachte zwischendurch über seinen eigenen Spaß, es kam aber nur geklemmt heraus. „Pieter, weißt du denn, was es bedeutet, wenn du nicht tust, was ich dir sage? Feuer und Pfahl heißt das, Junge!“

„Und wenn es dreimal Feuer und Pfahl ist! Mynheer, wißt Ihr denn, was das bedeutet, was Ihr da von mir wollt? Ich bin ein elend sündhafter Mensch und habe weiß Gott alles Schlimme verdient, aber wenn ich das täte, das! Die unterste Hölle wäre noch zu gut für mich, und für Euch auch, Mynheer, sage ich Euch!“

Fuhr der Alte nicht auf? Ließ er sich so anschreien? Heilige Muttergottes, ja, es klang sogar ganz kläglich jetzt!

„Feuer und Pfahl, Pieter, Feuer und Pfahl! Bedenke doch! Es ist höchste Zeit, daß du aufs Stadthaus gehst! In zwei Tagen wird sie vor Gericht gestellt!“

„Ich kann nicht, Mynheer!“

„Pieter, die Schande schreit ja zum Himmel, wenn Bürgermeister de Jonges Sohn mit einer Toverschen am Pfahl steht!“

„Rettet das Mädchen, so rettet Ihr Euren Namen, Mynheer!“

„Pieter! Piet! Denk an deine Mutter!“

Keine Antwort.

Und auf einmal schrie der Alte, daß Jakeline draußen zusammenflog: „So pack dich zum Teufel, du vermaledeiter Schandbube du — du —“

Jakeline hatte kaum Zeit, zur Seite zu springen, die Tür wurde aufgerissen. Ohne sie zu sehen in der tiefen Dämmerung des Ganges, stürzte Pieter de Jonge an seiner Schwester vorbei. Die stand in die Ecke gedrückt und starrte ihm mit weiten, entsetzten Augen nach.

Einen Augenblick stand sie noch hinter der Tür. Drinnen in der Stube blieb es ganz still, kein Fluchen und Poltern, wie sie erwartete. Und auf einmal durch diese Stille ein schweres Stöhnen, das fast wie ein Schluchzen klang. „Pieter!“

Da kehrte sie, statt zu dem Alten hereinzugehen, hastig um und lief auf ihre Kammer, hockte sich auf den Bettrand vor der kleinen, bunten Muttergottes und schob mit kalten Fingern die Rosenkranzkugeln herum.

Nun wußte sie ja alles, was sie hatte wissen wollen, und noch viel mehr. Heilige Mutter Marie, was waren das für Geschichten! Sie faßte es noch nicht recht, aber sie war außer sich vor Angst und Aufregung. Und zwischen ihren Aves wurde sie Pieters verstörtes Gesicht gar nicht vor

Digitized by Google

den Augen los, trotz all ihrem Zorn auf ihn. Schrecklich hatte er ausgesehen, recht wie ein ganz verlorener Mensch! Ob es wohl sündhaft war, für so einen auch ein Paternoster zu sprechen?

Wenn sie nur einen gehabt hätte, mit dem sie über das alles hätte sprechen können! Aber zu Schwester Machteldje durfte sie ja nicht. Und Maritje — ach, was verstand die denn davon!

Aber schließlich mußte die doch herhalten, da niemand anders zu haben war. Und Jakeline merkte in ihrem Eifer gar nicht, wie das Kind blaß und mit starren Augen dasaß und zuhörte und kein Wort sagte. —

Was aber Jakeline und Maritje de Jonge wußten, das wußte die ganze Stadt auch schon längst.

Die drei runden, blonden Vermeerens Mädchen waren ganz aufgeregt und wären am liebsten spornstreichs zu Jakeline gelaufen. Aber die dicke Mevrouw Vermeeren schüttelte den Kopf. „Man muß erst sehen, was aus der Sache wird. Wenn dieser Pieter — Gott bewahr uns davor! — wirklich an den Brandpfahl kommt, dann ist es besser, man hat mit diesen Leuten nicht zu gute Freundschaft gehalten!"

Es war sehr weise von Mynheer de Jonge, daß er in diesen Tagen nicht auf das Stadthaus ging. Er hätte mancherlei erleben können, was ihn nicht gefreut hätte, denn die Herren vom Rat waren vorsichtig in ihrem Umgang. Ein paar hatten allerdings die Ansicht, man könnte es Mynheer de Jonge doch nicht zur Schuld anrechnen, daß er einen so schlimmen Sohn hätte. Und vielleicht wäre der auch noch nicht einmal so schlimm, denn wenn er solch einem bösen Weibsbild in die Hände fiele, dann könnte es auch mit dem besten schief gehen.

Aber diese Leute sagten ihre Ansicht nicht laut und sahen ebenso scheu im Vorbeigehen zu dem großen de Jongeschen Hause auf wie die Butterbauern und Fischweiber, die auf dem Markt an der Grooten Kerk saßen.

An den Fleischbänken und Grünzeugkarren war heftiges Gedränge und Geschwätz, aber es ging nicht um Butten und Schollen, Kraut und Rüben.

Ist ja wohl nicht wahr, Tortje? Woher hast du das denn? Ja, seine Richtigkeit hat es aber, warum läuft denn sonst der Pater Dominikaner alle Tage zu den Beghinenschwestern herein? Die sollen wohl was zu erzählen wissen! Gott bewahr uns, wenn der Pater es anfaßt, dann wird es Ernst! He, wißt ihr noch, wie sie da gesessen hat, da an der Kirchenmauer in der Kiepe? Ich bin selber dabei gewesen. Klaas Klaassen hätte sie nur ruhig draußen liegen lassen sollen, was hat er uns so ein Meerminneke hier hereinzuschleppen? Nun ist das Unglück da, und der arme junge Mynheer de Jonge, der Kaplan, ist nun auch in des Teufels Küche gekommen. Jammerschade um so einen frommen Herrn! —

Klaas Klaassen hatte eine Kiepe Fische zur Stadt gebracht; er saß jetzt in der „Spaanschen Kroon" und stieß seinen Krug bitterböse auf den Tisch, daß das Bier sprang und spritzte. „Teufel noch einmal, könnt ihr einen ehrlichen Kerl nicht sein Bier in Frieden trinken lassen? Was weiß ich von eurem Meerminneke! Werft sie ins Feuer oder ins Wasser, was ihr wollt, aber laßt mich in Ruhe mit ihr!"

Die mit am Tisch saßen, ein paar Stadtknechte und zwei breitschulterige Lastträger, lachten. „Klaas, Klaas, du hast selber gesagt, daß sie einen Schwanz gehabt hat wie ein großmächtiger Flunder! Besinn' dich nur recht darauf, daß du auch antworten kannst, wenn der Pater Dominikaner dich fragt!"

Klaas Klaassen wurde einen Augenblick ganz wirr, er wußte selbst nicht recht, ob er damals gelogen hatte oder nicht. Es konnte nicht jeder von sich sagen, daß er so etwas Unerhörtes wie ein lebendiges Meerminneke selber gefunden hatte. Aber ein ehrlicher Christenmensch hatte nicht gern mit den schwarzweißen frommen Vätern zu tun — ihm fiel auf einmal die Wahrheit ein, er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Einen Schwanz wie ein Flunder soll sie gehabt haben? Jungens, ich sage euch, ein ganz gewöhnliches Meisje ist sie gewesen, und wenn ich etwas Sündhaftes an ihr gesehen habe, so war es, daß sie keinen Fetzen auf dem Leibe hatte. Ich wollte mich wohl gehütet und sie angerührt haben, wenn es ein Meerminneke gewesen wäre! Aber der Teufel soll mich lebendig holen, wenn ich so etwas gesehen —"

Digitized by Google

„Red' dich nicht um deine Seele, Klaas!" Einer von den Stadtknechten packte den alten Graukopf am Arm und schüttelte ihn. „Es ist schlimm genug, daß du sie uns in die Stadt geschleppt hast! Und wenn du nun noch dazu nichts wissen willst, dann ist es ja klar wie der Tag, daß du mit der Toverschen durchsteckst! Den einen Ketzer wollen sie ja auch bloß deswegen brennen!"

„Gott verdamm' alle Toverschen und alle Ketzer, und meinetwegen will ich selber Holz tragen, wenn sie brennen. Aber wenn ihr noch länger schandmault und mich schindet, so —"

Ein paar Männer, die schweigsam und ernst am Nebentisch gesessen hatten, standen auf und gingen zur Tür. Klaas Klaassen war plötzlich still, wie sie ihn im Vorbeigehen ansahen. „Wer ist das?" fragte er, als sie draußen waren.

Einer von den Stadtknechten zuckte die Schultern. „Auch ein paar Ketzer hier aus der Stadt. Scheinheiliges Volk! Habt Ihr gesehen, daß sie bloß eine Satte Milch gefressen haben? Pfui Kuckuck! Aber das mehrt sich jetzt wie die Heuschrecken. Es ist Zeit, daß da ein scharfer Besen hereinfährt."

Die zwei Männer in der „Spaanschen Kron" waren nicht die einzigen, die ernste Gesichter machten. Alles, was in der Stadt zur neuen Lehre gehörte, lief gedrückt und verscheucht herum, wie vor einem Gewitter.

Trien Mannis kam in der Dämmerung in des Leinewebers Haus, um Pieter de Jonge zu sprechen, aber er war nicht da. Sie runzelte ärgerlich die Stirn. „Wo treibt er sich denn jetzt bei Nacht und Nebel herum? Wenn er wieder daist, soll er gleich zu mir kommen, sagt ihm das! Es ist einer da, der mit ihm zu reden hat. Wißt Ihr wer, Baas? Unser Mynheer Jan!"

Der Leineweber nickte vom Webstuhl herüber, an dem er mit dem langen Gesellen noch schaffte. „Ist recht, daß er gekommen ist. Ja, unser Herrgott läßt seine frommen Kinder nicht umkommen. Nun wird noch alles gut."

Die große Frau setzte die Hände herausfordernd auf die Hüften, unter der weißen Weiberkappe machte sie das richtige Mannsgesicht. „Jan-Peer, meint Ihr, wenn er nicht gekommen wäre, wäre es nicht gut geworden? Meint Ihr, ich hätte alles so laufen und gehen lassen, wie es wollte? Ich sage Euch, eh' ich leide, daß sie meinem jungen Mynheer Pieter etwas tun, ehe —"

Sie sagte ihre Drohung nicht zu Ende und schüttelte nur den Kopf. „Baas, was sind das für Zeiten! Es sind viele, die sagen, der Antichrist und das jüngste Gericht müßte jetzt kommen. Man soll es beinahe glauben, so wie sie jetzt hinter der reinen Lehre her sind."

Des Leinewebers Frau schlug mit ängstlichem Gesicht die Hände zusammen. „Trienmutter, da habt Ihr recht! Das beste wäre, unsereins täte sich gar nicht um solche Händel kümmern. Ich sage ja immer zu Jan-Peer: Mann, sage ich, bleib' du an deinem Webstuhl und steck' deine Nase nicht in unnütze Dinge. Du lieber Gott, was all unsere Älterväter geglaubt haben, das soll wohl für uns auch nicht zu schlecht sein. Und eh' daß sie mich ins Loch werfen und mir wer weiß was antun, will ich doch lieber eine Messe hören!"

Trien Mannis sah die Frau starr an, nahm ihre Röcke zusammen und klappte in ihren Holzschuhen zur Tür. „Jan-Peer, Gott erbarme sich Eurer Frau, sie hat den Verstand verloren." —

Wo Pieter de Jonge sich herumtrieb, als Trien Mannis ihn suchte? An diesem nebelnassen Abend stand er unter der Leidenschen Poort, die längst verschlossen war, rührte sich nicht und starrte zu den Mauerluken hinauf, die jetzt kaum erkennbar wie blinde, schwarze Augen in die Dunkelheit glotzten. Nur die Wächterstube rechts hatte ein paar böse, kleine, rote Lichtaugen.

Es war sehr still. Pieter merkte nicht, daß er durchkältet und naß war, er wußte auch nicht, wie lange er schon so gestanden hatte, als ihn einer anstieß und ihm grell mit der Laterne ins Gesicht leuchtete, daß er zurückfuhr. Es war der Nachtwächter.

„He, Manneken, was wollt Ihr hier? Ich habe längst geblasen. Ehrliche Leute treiben sich jetzt nicht mehr auf den Gassen herum — wenn sie nicht müssen!" knurrte er hinterher.

Pieter kehrte sich um und ging von dem Platze weg wie ein Schlafwandelnder. Im

Digitized by Google

Leineweberhause schlief schon alles, auch der lange Geselle, neben dem er in das Bettstroh kroch.

Er stierte in die Dunkelheit, fühlte das Blut in seinen Schläfen klopfen und hatte rote tanzende Feuer vor den Augen. Er lag ganz starr in einer schweren Erschöpfung, und doch sonderbar aufgeregt, daß ihm wie im Fieber Schlaf und Wachen ineinanderflossen.

Und plötzlich sah er etwas. Er sah, wie es von fern in der Dunkelheit hell auf ihn zukam. Er richtete sich steil auf und starrte ihm mit einer wilden, erschrockenen Freude entgegen, ohne doch zu wissen, was es war. Aber nun kam es näher, näher. Jetzt sah er es deutlich, er wußte auf einmal, wer es war. Er wollte aufspringen, ihr entgegen, aber er war wie angenagelt unter heißen und frostigen Schauern, die ihm durch den Leib jagten. Nun war sie da, dicht vor ihm, er sah ihr Gesicht. Das war sehr weiß unter dem schweren, roten Haar, und ihre Augen hatten den wunden, dunklen Blick, den er kannte. Einen Herzschlag lang sah er sie so. Plötzlich breitete sie die Arme aus und rief laut seinen Namen, zweimal, in einem schmerzhaft schneidenden Ton.

Der lange Geselle fuhr vom Schlafe hoch durch einen lauten Schrei dicht neben sich. Er sprang mit beiden Beinen zugleich von der Bettstatt und sah in dem ersten grauen Morgenlicht, wie sein Nebenmann aufrecht saß. Er nahm ihn am Arm und schüttelte ihn. „Mynheer Pieter, wacht auf! Was habt Ihr?"

„Ja — ich komme!" sagte Pieter de Jonge in das graue Halbdunkel hinein in einem sonderbaren Murmeln. Und auf einmal wandte er sich um, rieb sich die Augen und hob den Kopf, als ob er aufwachte. „Ist es schon Morgen?" fragte er mit seiner gewöhnlichen Stimme.

Der Geselle klopfte ihn gutmütig auf die Schulter. „Ihr habt einen bösen Traum gehabt, Mynheer. Es ist noch früh, legt Euch nur wieder aufs Ohr. Ihr habt den Schlaf nötig." —

Pieter de Jonge nickte nur gleichgültig, als Jan-Peer ihm Triens Botschaft sagte. Er merkte gar nicht, daß der Baas ihn bei der Morgensuppe ernsthaft mitleidig ansah, und daß die Meistersfrau ein zufriedenes Gesicht machte, als er gleich nachher aus dem Hause ging.

„Wenn es wahr ist, was sie in der Stadt reden, dann will ich froh sein, wenn sie ihn nicht bei uns im Hause fangen. Ich habe ja immer gesagt, Mann, er ist unser Unglück, aber du hast ja nicht hören wollen!"

Jan-Peer wiegte gelassen den Kopf. „Du hast vieles gesagt, was nicht viel nütze ist, Lien. Und jetzt solltest du auch besser deinen Mund halten!" — —

Der junge Bauer im blauen Zwilchkittel stand an diesem Morgen vor Trien Mannis' Feuer und wärmte sich die Hände.

Trien selbst war unruhig, ging ab und zu und horchte nach der Tür. „Jan, ich sage Euch, er kommt nicht. Vielleicht haben sie ihn schon gefaßt, und er sitzt unten im Stadthause."

„Trien, du mußt mehr Gottvertrauen haben."

„Gottvertrauen? Gewiß muß der Mensch das haben, Jan. Aber er muß sich auch selber rühren. Meint Ihr, daß unser Herr einem aus der Not hilft, der selber keinen Finger dafür aufhebt? Nein, nein, Jan, Gottvertrauen ist gut, aber zwei ordentliche Arme sind auch gut!"

Jan lachte. „Recht hast du, Mutter Trien, und bist soviel wie drei Männer wert!"

„Das ist auch was Rechtes, wenn es solche sind wie Sivert Mannis. Von der Art steckt ein rechtes Weibsbild noch mehr als drei in die Tasche. Mit Verlaub, Jan, auf Euch geht das nicht. — Was ist das?"

„Siehst du, Trien, wer hat recht? Ich sage ja, er kommt!"

Pieter de Jonge stand in der Tür, naßgeregnet, übernächtigt und mit einem sonderbar abwesenden Blick in den Augen. Er streckte Jan ruhig die Hand hin, ganz ohne Überraschung und Freude, und nicht als ob er ihm seit Monaten zum erstenmal begegnete. „Es ist gut, daß ich dich noch sehe, Jan. Morgen wäre es zu spät gewesen."

Jan nickte und hielt seine Hand fest. „Ja, Gott Lob und Dank, daß du da bist, Piet. Trien lief gestern schon herum, dich zu suchen, und viel Zeit hast du nun nicht mehr. Es ist alles fertig und in Ordnung, Bruder."

Digitized by Google

Pieter machte seine Augen etwas weiter auf. „Was ist fertig?"

„Es fährt ein Krämer heute um Mittag aus dem Tor, der will dich unter seiner Wagenplane mitnehmen, aber nur bis Leiden. In Leiden sollst du zum Doktor Molinarius gehen, der —"

„Was soll das alles?" fragte Pieter de Jonge plötzlich scharf dazwischen, „ich fahre mit keinem Krämer. Ich gehe nicht aus der Stadt."

„Was das soll, Piet?" Trien Mannis schlug ihn auf die Schulter. „Junge, ein Hase, hinter dem die Hunde her sind, der macht Beine. Oder wollt Ihr hier sitzenbleiben und Euch greifen lassen wie ein Hammel im Stall?"

Pieter de Jonge schüttelte den Kopf und sah sie gerade an. „Nein. Warten will ich nicht. Sie brauchen mich nicht zu suchen. Ich gehe heute selbst aufs Stadthaus."

„Pieter!"

Trien schrie auf, aber Jan packte ihn nur an den Armen und schüttelte ihn. „Mensch! Pieter! Bist du von Verstande? Da, iß einen Bissen, es wird Zeit, daß du gehst, der Krämer wartet in der ‚Spaanschen Kron'. Es ist ein rechtlicher Mann."

„Ich gehe nicht, Jan." Pieters Gesicht hatte einen verschlossenen, eigensinnigen Zug.

Jan sah ihn fest an, er war auch ernst geworden. „Warum nicht?" fragte er nur.

Es war eine kurze Stille. Und auf einmal hob Pieter den Kopf. „Ich will dir alles sagen, Jan. Ich kann nicht weggehen. Sie ist diese Nacht bei mir gewesen und hat mich gerufen."

„Sie? Steckt denn wahrhaftig ein Weibsbild dahinter? Da soll denn doch —" Trien schlug die Hände zusammen, aber sie war still, als sie Pieter ansah.

Jan Allaert schüttelte den Kopf. „Du hast geträumt, Bruder. Die sitzt fest hinter Schloß und Riegel und kann nicht rufen. Über die laß Gott richten."

„Gott? Der sitzt nicht auf der Richterbank im Stadthause, Jan!" Pieter lachte bitter auf. „Und sie hat mich doch gerufen. Ich muß hingehen. Wenn sie sterben soll, muß ich mit."

Jan antwortete nicht, er zuckte ungeduldig mit den Brauen in die Höhe. Ein paarmal lief er in Triens enger Stube auf und ab. Aber auf einmal blieb er dicht vor Pieter stehen. In seinen hellen Augen war ein warmes, ernstes Mitleid. „Bruder, wenn sie dich gerufen hat, dann ist es zum Leben gewesen und nicht zum Sterben. Damit ist es noch nicht so eilig, für dich und für sie. Was sagst du dazu, Trien? Wenn dieser Junge seinen Kopf aufsetzt und nicht allein aus der Stadt will, dann hilft es uns nichts, und wir müssen dem Meisje auch heraushelfen, bloß damit wir ihn heil aus dem Tor bringen."

„Jan — um Gottes Barmherzigkeit!" Pieter saß vorgebeugt, die Hände um das Holz der Bank gekrampft, es war ihm heiß ins Gesicht geschossen. „Treib keinen Spott mit mir —"

„Habt ihr denn alle zwei den Verstand verloren?" Trien stand auf einmal breit und groß dazwischen. „Haltet Ihr nur den Mund, mit Verlaub, Jan! Der Pieter ist immer ein guter Junge gewesen und hat getan, was er sollte. Das müßte doch mit wunderlichen Dingen zugehen, wenn ein de Jonge wegen so einem verwünschten Meerminneke —"

„Mußt du diese Lüge jetzt auch noch auftischen?" Pieter fuhr plötzlich auf sie los wie ein gereizter Stier. „Könnt ihr denn nicht sehen und glauben, daß sie just so gut ist wie ihr? Hast du mir nicht selbst erzählt, daß du nichts davon geglaubt hast, als du sie im Beghinenhof gesehen hast? Sag', Trien!"

„Je ja, je ja! Wollt Ihr mich nicht lieber gleich an die Ohren schlagen, Mynheer? Wenn es ganz richtig mit ihr wäre, dann hätte sie wohl nicht in der Kirche so einen sündhaften Lärm gemacht!"

„Was hat sie denn anders getan als du und ich auch? Kein papistisch Sakrament hat sie wollen! Ist das eine Sünde? Dann müssen wir alle brennen, du und Jan obenan!"

„Ist recht, Piet, gib es ihr nur!" Der junge Prädikant im Bauernkittel lachte und legte seinen Arm der Frau um die Schultern. „Alte Trien, du mußt nur zuerst dein Teil knurren, und nachher tust du doch, was wir wollen! Leicht ist die Sache ja nicht, aber unser Herrgott und wir bringen so ein

Stück schon fertig. He, Trien? Es ist schon etwas Mühe und Kopfbrechen wert, wenn wir so einen wie den da für die reine Lehre retten!"

Pieter war von der Bank gefahren, ein dunkles, aufgeregtes Feuer in den Augen, als ob er nicht recht in sich faßte, was der andere sagte.

Aber bei den letzten Worten ließ er plötzlich schlaff die Arme fallen. „Für die reine Lehre?" sagte er langsam und bitter, „die bin ich nicht mehr wert. Es ist nichts nütze, Bruder. Laß uns nur unseren Weg gehen, mich und sie. Besser sterben, als in Schanden und Sünden leben."

„Nicht in Sünde und Schande, Pieter! In Friede und Gerechtigkeit!"

„Gerechtigkeit?" Pieter de Jonge lachte hart auf. „Ich habe keine Gerechtigkeit mehr. Sieh, Jan, wie ich zuerst zu euch gekommen bin, da bin ich weiß Gott aus reinem Willen gekommen. Aber ich habe den rechten Weg verloren. Ich bin heute nicht besser als alle die Pfaffen, die vom Gelübde fallen und ein Weib freien und das die neue Freiheit nennen. So einer bin ich!"

„Du sollst auch nicht besser sein! Tu den Hochmut ab, Bruder! Meinst du, Gottes Gaben verachten ist Gerechtigkeit?" Jan Allaert stand mitten in Trien Mannis Stube und hob den Kopf. Und dieser junge Prädikant im Bauernzwilch war auf einmal wieder der Prophet, dem die Botschaft Gottes geworden ist: Tröstet, tröstet! „Pieter," sagte er ruhig, „unser Herrgott hat unseren Vater Adam nicht allein ins Paradies gesetzt und hat ihn auch nicht allein herausgetrieben. Meinst du denn, es wäre ihm recht, wenn er ohne Eva wieder hereinkäme?"

Pieter de Jonge sah mit müden Augen vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Aber wir sollen kommen aus Gottes Liebe und nicht aus Liebe zur Kreatur. Ich bin auch nicht an mir allein schuldig, Jan; auch an *ihrer* Seele. Sie hat nicht an Gott geglaubt, nur an einen Menschen. An mich."

Auf das helle Gesicht des Prädikanten kam ein sehr warmes, liebes Lächeln. „Pieter, unser Herrgott ist im Himmel, und wir sehen ihn nicht, und das Weib ist eine schwache Kreatur. Wenn sie im Anfang nur einen lieben kann, den sie mit Augen sieht, dann soll der sie sacht an der Hand nehmen und führen und ihr zuletzt auch die Augen auftun für den da oben, den sie nicht sieht. Das ist besser, als ihr in die Hölle nachlaufen, Bruder!" Er war still. Aber als er sah, wie Pieter die Augen zu seinem Gesicht aufhob mit einem Blick, in dem eine leise zweifelnde Erwartung und Hoffnung war, nahm er plötzlich seine Hand. „Pieter, deine Schwester Maritje ist noch ein junges Kind. Aber wenn ich sie dem da oben einmal als meine liebe Hausfrau mitbringe, dann sagt Er ganz gewiß zu mir: Das hast du recht gemacht, Jan Allaert!"

Pieter de Jonge beugte sich plötzlich vor und packte auch Jans andere Hand, es schoß ihm heiß und rot ins Gesicht. „Das sagst du, Jan? Du auch?" Er atmete einmal auf, aus der Tiefe heraus, und stand dann auf. „Bruder, du hast den Weg immer besser gewußt als ich. Ich habe meine eigene Gerechtigkeit zu lieb gehabt, darum bin ich blind gewesen. Aber so Gott will, komme ich auch einmal nicht allein zu Ihm, Jan!"

„Seid ihr nun fertig mit dem Wortemachen?" Trien Mannis war plötzlich die Geduld gerissen, sie schob sich zwischen beide wie eine dicke, große Wand. „Mit Verlaub, Jan, aber so seid ihr Mannsleute alle! Ist denn dazu jetzt Zeit? Da tut ihr, als ob alles rund und glatt in Ordnung ist, und dabei sitzt das Meisje, von dem ihr so viel Gewähr macht, noch auf der Leidenschen Poort, und wo Mynheer Pieter mit ihr hin soll, wenn er sie hat, das wißt ihr auch nicht!"

Jan lachte. „Wo er mit ihr hin soll? Es ist Platz genug in der Welt. Und wenn nicht in den Provinzen, so sitzen im Reich und in England arme Brüder genug, die klagen, daß sie keinen Prädikanten für das liebe Gotteswort haben. Und wie wir das Meisje von der Leidenschen Poort kriegen? Wozu haben wir denn vorhin gesagt, daß unsere Mutter Trien drei Mannsleute in die Tasche steckt von der Art wie Sivert Mannis, der auf der Leidenschen Poort sitzt und das Meisje hütet? He, Trien?"

Sie sahen den Bauern Klaas einen Augenblick beide stutzig an, aber dann verstanden

Digitized by Google

sie ihn beide. Und plötzlich streckte Pieter de Jonge der großen, derben Frau die Hand hin. „Trien, meine Mutter wird für dich beten, wenn du das für ihren Jungen tust!"

Trien hatte sich schon umgekehrt und rasselte am Herd mit dem Kochkessel. Aber sie sagte barsch über die Schulter zurück: „Das war freilich papistisch, was Ihr da gesagt habt, Mynheer Pieter. Aber Eure Mutter ist eine gute Frau gewesen, Gott hab' sie selig."

* *
*

Am anderen Tage sollte das Meerminneke auf das Stadthaus geführt, verhört und gerichtet werden. Die ganze Stadt redete nichts anderes. Denn wenn sie in Rotterdam und Leiden auch schon just so gut ihre Toverschen gebrannt hatten, so hatte doch jeder das Gefühl, daß es sich dieses Mal um etwas ganz Besonderes handelte.

Das schien der Himmel auch zu finden. Denn der ließ in der Nacht vorher — es war noch dazu die Mainacht, in der es nie recht geheuer war — ein Unwetter los, wie es sich die ältesten Leute nicht erinnerten. Das schoß und goß aus den Wolken wie Sturzbäche, das spuckte aus allen Dachtraufen und Wasserspeiern in wahren Garben, das stöhnte, fauchte, wimmerte, heulte um die Hausecken und in den Rauchfängen, klapperte mit allem, was nicht niet- und nagelfest war, und warf polternd die Ziegel von den Dächern, daß sie unten auf den Steinen zerschellten. Gott erbarme sich, war das ein Hexensabbat! Der ganze Frühling schon war schlimm gewesen, aber dies war ja, als ob die Stadt untergehen sollte.

Es gab wenig Leute, die in dieser Nacht zu Schlaf kamen. Und zu diesen wenigen gehörte Sivert Mannis, der in seiner Wächterstube auf der Ofenbank lag und schnarchte. Das hatte auch seinen Grund und einen recht angenehmen.

Trien Mannis brachte ihrem Alten jeden Tag das Essen auf die Torstube, und einmal in der Woche hielt sie Scheuertag, setzte alles unter Wasser und schruppte auf Tod und Leben. Wenn ihr Mann auch nicht in seinem eigenen Hause wohnte, so sollte er darum doch noch nicht wie in einem Schweinestall sitzen. Ihm selber hätte das zwar nichts ausgemacht. Das bißchen Schmutz tat ja keinem etwas, wenn man es nur ruhig liegen ließ. Aber davon hatten Mannsleute ja keinen Verstand, sagte Trien.

Als sie gestern mit Besen und Scheuerlappen und mit dem Essen ankam, hatte sie zugleich einen großen Topf süßes, braunes Würzbier vor ihn hingesetzt. Das hatte sie vom Fest noch übrig; getrunken mußte es werden, und sie mochte das Zeug nicht, sagte sie.

An diesem Tage saß Sivert Mannis nicht wie ein trauriger, nasser Pudel da, wie sonst am Scheuertag. Er zog mitten in der Sündflut die Beine hoch auf die Ofenbank und nahm den Biertopf auf die Knie. Es war ein großer, bunter Topf mit einem weiten Bauch. Aber so eine ausgepichte Kehle, wie Sivert Mannis sie hatte, brachte es mit der nötigen stummen Ausdauer schon fertig, ihm auf den Grund zu kommen. Als er gegen Abend mit der Laterne und den Schlüsseln noch einmal seine Runde machte, waren seine Beine sonderbar eigenwillig und wollten ganz andere Wege gehen als er selbst. Er setzte schließlich brummend und knurrend doch seinen Willen durch. Wie er wieder in die Torstube kam, blieb er verwundert stehen. Es standen da vor dem Feuer zwei Triens statt der einen und scheuerten den Tisch. Er starrte erschreckt darauf hin, denn er hatte immer schon an der einen genug gehabt. Gleich darauf entstand die dumpfe Vorstellung in seinem Kopf: Wenn da zwei Triens sind, so müssen sie auch zwei Biertöpfe mitgebracht haben! Er wandte sich um, um den zweiten Biertopf zu suchen, stieß dabei aber an den ersten, daß der umfiel und der Rest Bier über die frischgescheuerten Fliesen floß.

„Hast du alter Lotter dir doch wahr und wahrhaftig schon einen Rausch angetrunken, der —"

Triens scheltende Stimme verschwamm ihm zu einem fernen, undeutlichen, lästigen Gesumme. Er fiel mit einem kurzen Grunzen auf die Ofenbank, rollte sich ganz gewohnheitsmäßig auf wie ein Igel und tat ganz unvermittelt einen tiefen Schnarcher. Daß Trien einen alten Schafpelz über ihn deckte, merkte er gar nicht mehr.

Die ganze Nacht hatte Sivert Mannis diesen gottgesegneten Schlaf. Wunderliche

Digitized by Google

Träume hat er zwar darin. Er hört ein Tappen und Klirren und Poltern — ein Sprechen, so tief wie ein Mannsmensch, oder wie Triens Stimme — aber nein, es ist ja der Sturm — huh, was der saust! Einmal ist es ihm, als ob er rote Lichtscheine hinter den geschlossenen Lidern zucken sieht — aber dann ist es wieder dunkel. Hat ihn da nicht jemand angepackt und umgedreht wie einen Sack? Er will sich aufrichten, die Augen aufreißen, aber er ist so schwer, als ob er ein Holzklotz wäre. Uff! Da hat er es doch fertig gebracht. Aber er sitzt nur und starrt wirr in die leere Dunkelheit, die um ihn ist. Dummheiten, so tolles Zeug zu träumen! Das Bier war gut — gut —

Mit einem Knurren fällt er zurück und weiß nichts mehr. Und träumt auch nichts weiter mehr, die ganze lange Nacht. —

Ist das schon Morgen? Verflucht! Er fährt ganz erschrocken aus seinem bleiernen Schlaf und faßt nach dem Schlüsselbund. Es ist Zeit, das Tor aufzuschließen, höchste Zeit! Die Schlüssel sind am Gurt, wie immer.

Aber heda, was ist denn das? Er steht an dem kleinen, vergitterten Fenster und macht große Augen. Wo ist denn das Flußufer? Wo ist denn die Holzbrücke?

Wasser, nichts als gelbbraunes Wasser, in der Mitte eine lustige Strömung, die Stroh und Bretter und allerlei Zeug mitführt und gegen die Brückenbohlen staut. Gott steh' uns bei, der Fluß ist über Nacht toll geworden, die Schleuse vor der Stadt muß gebrochen sein! Ist das erhört, daß er so hoch über die Ufer getreten ist? Mindestens einen halben Schuh über der Brücke steht er. Die Fischerhäuser jenseit sind mitten im Wasser, und die Leute schreien und schleppen und waten barbeinig herum. Bloß die verwünschten Jungen, die haben natürlich ihren Spaß dabei, als ob das alles ein Fest eigens für sie sein sollte. Lassen Holzschuhe und Backmollen schwimmen, werfen mit Steinen nach den paar großen Seemöwen, die sich hereinverirrt haben, und nach Mauerluken oben an der Poort, wo die schlimmen Vögel sitzen, die der Rat festsetzt. Sivert Mannis droht mit der Faust herüber: Wartet nur, Bande!

Auf einmal fährt er mit der Hand nach dem Kopf, der ihm noch brummt. Was fällt ihm denn da ein? Was ist denn heute?

Ach so, das Weibsmensch, das er da oben sitzen hat, kommt heute aufs Stadthaus. Nasse Füße werden sie kriegen, wenn sie sie abholen.

Sivert Mannis nimmt sein Schlüsselbund in die Hand, macht Kehrt und trappt zur Tür, um seine Morgenrunde zu machen. — —

An jedem anderen Tag wäre die ganze Stadt dabei gewesen, wenn es etwas so Erschreckliches und Unterhaltsames galt wie eine Wassersnot, hätte gegafft, geschrien, mit angefaßt und sich herumgetrieben. Aber heute hat die Stadt keine Zeit. Sie wartet.

Vor einer halben Stunde sind die Stadtknechte ausgerückt, zwei kleine Trupps mit langen Spießen, die einen, um die Toversche auf das Stadthaus zu holen, die anderen, um ihren Helfershelfer, den verlaufenen Kaplan, den Ketzer, auch gleich aufzustöbern. Das vereinfacht die Sache, hat der Pater Dominikaner gesagt.

In den Straßen und Gäßchen, durch die sie zurückkommen müssen, stehen alle Häuser und warten mit neugierig blinkernden Fensteraugen. Einige beugen und schieben ihre spitzen, dunklen Giebel sogar vor, immer ein Stockwerk vor das andere, um tiefer in die Straße hineinsehen zu können: Kommen sie noch nicht?

Die schwarzen Grachten liegen auch und lauern. Das Wasser ist bis an den obersten Uferrand gestiegen, leckt drüber hinaus und spritzt bei jedem Windstoß, der darüber hinfegt, klatschend an die schwarzen Brückenbohlen und Mauern. Es ist ein unruhiges Spiegeln und Schaukeln, bei dem sogar die plumpen, angeketteten Torfschuiten in eine sachte Bewegung geraten.

Und der Markt wartet. Die Groote Kerk steht steingrau und sehr würdevoll mit dem großen, steilen Dach unter dem schönen Turmkrönchen, wie eine beleidigte Königin. Sankt Bavos Hof, wo der Dekan wohnt, versucht hinter der Kirche herumzusehen, kann es aber nur mit einer Ecke und ärgert sich darüber. Das hochmütige, aufgetreppte Haus Mynheer de Jonges tut, als ob die ganze Geschichte es nichts anginge, aber man sieht ihm trotz der verschlossenen Haustür an, daß

Digitized by Google

es bis in die untersten Keller hinein wartet, wartet.

Unten in dem Gewölbe des Stadthauses ist die Pijnkamer (Folterkammer) fix und fertig. Die Schrauben und Zangen dehnen sich knarrend in angenehmer Erwartung, und eine eiserne Juffrouw, die an der Wand lehnt, grinst heimlich über ihr schwarzes, boshaftes Gesicht.

Oben in dem großen Saal ist das Gericht schon versammelt. Die Herren sitzen alle steif und mit strengen Gesichtern nebeneinander, tragen breite, weiße Tellerkragen über dem schwarzen, tuchenen Kleid und dicke Goldketten, die ihnen bis auf den Magen hängen. Hin und wieder beugt sich einer seitwärts zu seinem Nachbar und murmelt gedämpft eine kurze Frage oder Bemerkung. Sonst ist es so still im Saal, daß man es deutlich hört, wenn irgendwo unten im Stadthaus eine Tür schlägt oder ein Ratsdiener draußen über den langen, steinernen Gang geht. Und unten vom Markt herauf kommt ein fortwährendes wirres Stimmengetöse, wie von einer großen Menschenmenge, das bisweilen schwillt und verebbt wie in unruhigen Wellen.

Der schwarzweiße Pater ist der einzige, der nicht ruhig auf seinem Platz sitzen bleibt. Er geht bisweilen zur Tür, horcht hinaus: Es ist Zeit! Wo bleibt die Bande? Dann geht er rasch ans Fenster und sieht auf die vielen Köpfe da unten herunter. Köpfe, Köpfe, über den ganzen Markt, bis nach Sankt Bavo und den jenseitigen Häusern hin. Hilf Himmel, sie erdrücken sich ja! Das schiebt und preßt und drängt bis auf die Geländer der Haustreppen hinauf! Der Pater zieht die Stirn in Falten: Ich kenne euch, Gesindel! Wartet, ich will euch lehren, was Respekt vor der heiligen Kirche heißt!

Jedesmal, wenn der grobe Bauernkopf und die Kutte da oben am Fenster erscheint, wird der Lärm oben mit einem Schlag sachter und nur noch murmelnd. Es sind manche dazwischen, die den Pater in Sankt Bavo haben predigen hören. Wenn sie dieses aus hartem Holz geschnittene Gesicht sahen, fällt ihnen das höllische Feuer und der schweflige Pfuhl ein, und sonst noch allerhand Dinge, die nicht angenehm sind. Und andere sind da, die denken auch an Feuer, wenn sie den da oben ansehen, aber nicht an höllisches. Dieser Schwarzweiße hat schon manchem Ketzer noch auf Erden die Feuerhölle geheizt. Wer weiß, wie dieser Tag noch zu Ende geht? Gott erbarm' dich deines Volkes!

Ist es denn möglich, daß es in dieser Stadt so viel Leute gibt, wie da auf dem Markt sind? Da sind die aus den kleinen schwarzen Holzhütten unten am Fluß, Torfschiffer, und Lastträger aus den großen Speichern, und Kaufmannsdiener. Und alles, was in den kleinen Handwerkergassen und Stegen sitzt, Weber und Schmiede, Beutler und Bäcker. Auch Bauern sind hereingekommen, und Fischer von der Wasserkante mit ihren großen Südwestern. Und Weiber, Weiber, nicht zu zählen! Kann denn überhaupt auf Gottes Erdboden irgend etwas geschehen, ohne daß die Weiber dazwischen stecken?

Nahe der großen Stadthaustreppe, eingekeilt zwischen vierschrötige Schifferknechte und Bauernweiber, stehen zwei, die auch nicht dahin gehören.

Wenn einer Juffrouw Jakeline de Jonge erkennte, würde sie sich totschämen. Aber das Herlaufen hat sie einfach nicht lassen können. Wenn jeder Gassenjunge dabei sein will, dann kann sie doch erst recht nicht zu Hause bleiben, denn gewissermaßen geht es sie doch am nächsten an. Wenn es jetzt schlimm mit Pieter geht, dann — es ist gar nicht auszudenken, sie kann dann nur geradeswegs ins Kloster gehen, denn wer sieht noch nach Leuten, die einen gerichteten Ketzer in der Familie haben?

Die Kleine neben ihr denkt gar nicht daran, ob sie erkannt wird oder nicht. Sie hält nur Jakelines Hand krampfhaft fest und fühlt nur, daß ihr Herz fortwährend stößt und stößt, und es ist ihr, als ob jeder Stoß sagte: Pieter! Hilf Gott! Bruder Piet! Gott erbarm' dich!

Maritje stellt sich mit einem Ruck auf die Zehen. Wer ist das? Hat sie recht gesehen? Fünfzig Schritt von ihr ist eben einer gewesen, ein junger Bauer im blauen Zwilch, die Kappe sehr tief in die Stirn gedrückt — kennt sie den nicht?

Ja, da ist er wieder! Sie versucht, Jakeline etwas nach der Richtung hinzuziehen,

Digitized by Google

aber die Menschen dazwischen stehen wie die Mauern. Wer stößt da so? Zurück! He, Meisje, du wirst dahinten auch schon genug zu sehen kriegen! Ist viel besser, wenn du so einem Meerminneke nicht zu nah kommst!

„Sie kommen! Sie kommen!"

Wer hat es zuerst geschrien? Keiner weiß es. Ein plötzliches Schieben und Drängen kommt in die Menschenmasse, Maritje schreit auf, sie wird von Jakelines Hand losgerissen, sie weiß nicht wie, wird gedrückt, hochgehoben, daß sie den Boden verliert. Nun steht sie wieder und kann auf einmal über die Köpfe sehen. Es muß eine von den breiten Treppenstufen vor dem Stadthaus sein, was sie unter den Füßen hat. Das Tuch ist ihr von dem hellen Haar gefallen, sie achtet gar nicht darauf, starrt nur nach der Seite, woher der Lärm kommt, und sieht doch nichts, weil es ihr vor den Augen flimmert und die Angst ihr bis in die Kehle heraufsteigt.

Jawohl, sie kommen. Aus der Straße vom Fluß her bricht es auf den Marktplatz herein, zuerst Rudel schreiender Jungen, barfuß oder in Holzschuhen. Nun die Piken, man hört den Marschtritt der Stadtknechte dumpf aufstampfend durch den Lärm. Es sind ihrer eine ganze Menge, die zwei Trupps haben sich zusammengetan, die vorher einzeln abgerückt sind.

Ein tolles Schieben und Stoßen von rückwärts nach vorn. He, wo sind sie? Dortje, siehst du sie schon? Ja, ja, da! Das muß sie sein! Sündhaft schön! Was, sündhaft schön, sagst du? Kerl, die hat ja einen Bart! Das soll das Meerminneke sein? Ist ja Sivert Mannis von der Leidenschen Poort! Der hat nicht gern mit dem Wasser zu tun!

Ein plötzliches Gelächter läuft durch die Menge, alles schreit und will auch sehen.

„He, Jungens, wo habt ihr das Meerminneke? Ist es euch unterwegs weggeschwommen? Hat euch wohl Seesand in die Augen gestreut, daß ihr Sivert Mannis gegriffen habt und meint, er ist ein Meerminneke? Seht doch zu, ob er einen Schwanz hat!"

„Wollt ihr das Maul halten, Gesindel ihr!"

Einer von den Stadtknechten stößt mit dem stumpfen Pikenende mitten dazwischen, daß der Zug etwas Luft bekommt. Sie machen alle bärbeißige Gesichter.

Oben im Stadthaussaal ist der Pater wieder hastig ans Fenster gelaufen, wie er den Lärm hört. Er beugt sich vor, wischt mit der Hand an dem trüben, bleigefaßten Glas und fährt plötzlich herum. „Was heißt das, Herren? Wo ist die Malefikantin? Sie bringen sie nicht mit!"

Eine plötzliche Unruhe geht durch die steifen Tellerkragen und Goldketten. Der Stadtschreiber räuspert sich. „Wo soll sie denn sein?" sagt er gelassen. „Ihr werdet nicht recht gesehen haben, Pater."

Der Dominikaner tritt hart mit dem Fuß auf. „Wenn ich es sage, dann ist es so! Habe ich denn keine Augen? Aber ich lasse mich und die heilige Kirche nicht zum Narren halten, das sage ich euch!" Er geht plötzlich hart an den Herren vorbei zur Tür und reißt die auf.

Die Piken haben sich eben bis zur Stadthaustreppe durchgearbeitet, als der schwarzweiße Pater plötzlich in dem steinernen Portal steht. Er ist rot im Gesicht und zerrt mit unruhigen Händen fortwährend an dem neuen Gürtelstrick seiner Kutte. „Was ist das? Wo habt ihr sie?" schreit er die Stadtknechte an.

Der Führer tut einen Schritt vorwärts und pflanzt die Pike neben sich. „Wir können nichts dazu!" sagt er mürrisch, „sie ist nicht da."

„Nicht da? Was schwatzt du da?"

„Wir wissen nichts, Hochwürdiger. Wir sind ins leere Nest gekommen. Fragt den da, wo sie hin ist!"

Der Knecht schiebt mit einem Rippenstoß Sivert Mannis vor. „Tu das Maul auf, Mensch!"

Sivert Mannis ist keine Memme, wenn er mit anderen als seiner Frau zu tun hat. Aber der Pater sieht ihn an, „als ob er mich bei lebendigem Leibe fressen wollte!" schwört er später immer und schlägt dabei mit der Faust auf den Tisch, „ich möchte wissen, wem von euch da nicht das 'Herz in die Hosen gefallen wäre!"

„Ich bin nicht schuld, Hochwürdiger — ich weiß nichts — ich —" stottert er jetzt erst nur heraus. Aber auf einmal gibt er sich einen Ruck, packt krampfhaft sein großes

Digitized by Google

Schlüsselbund, daß es rasselt, und hebt es hoch. „Da, Herr! Seht Ihr? Sind das meine Schlüssel oder nicht? Gestern abend habe ich meine Runde gemacht und damit aufgeschlossen, und daß das Weibsbild, Gott verdamm' es, da so fest im Loch gesessen hat wie eine Maus in der Falle, das habe ich mit leiblichen Augen gesehen und kann es beschwören, Hochwürdiger! Und heute morgen ist die Tür noch just so bolzfest zu, wie ich sie gestern verschlossen habe, aber wie ich den Kopf hereinstecke, ist auch kein Fetzen von ihr mehr drin, daß mir die Haare zu Berge stehen. Alle guten Geister! Soll ich Euch sagen, was das heißt, Herr? Daß der Leibhaftige sie mit Haut und Haaren geholt hat! Wozu ist denn sonst die Nacht das höllische Unwetter gewesen und heute der Fluß so hoch, daß man bis an die Knie in dem verdammten Wasser patscht!"

„Das Wasser ist bloß gekommen, weil es das Meerminneke hat holen wollen!" sagt auf einmal bedächtig eine Stimme dicht hinter ihm. „Weißt du was, Sivert Mannis? Wenn du so ein Meerminneke wärest, du wärest auch nicht dageblieben! He?"

„Halt's Maul, du Lump!"

Einer von den Stadtknechten stößt mit der Pike hinter sich. Alles lacht auf hundert Schritt herum und weiter. Wer hat das gesagt? Wer ist der Mensch da zwischen den Stadtknechten? Ja, das ist ja Baas Jan-Peer, der lange Leineweber vom Minne-Broer-Steg! Still, der Pater!

Der Pater hält noch an sich, nur daß er einen raschen Schritt vorwärts macht, die nächste breite Stufe herunter. Die paar Gerichtsherren, die ihm aus dem Saal nachgekommen sind, bleiben aber oben unter dem Portal. Er reckt den Hals und sucht mit den Augen. „Wer schwatzt da? Habt ihr denn wenigstens den anderen? Den Ketzer?"

Der von vorhin, der Führer der Stadtknechte, macht ein böses Gesicht und schiebt mit einem Puff den Leineweber vorwärts. „Wir haben das Nest auch durchgesucht vom Dach bis in die Achterkammer. Es war niemand im Hause als der da. Wir haben ihn mitgebracht."

Der Dominikaner sieht den mageren, schmalbrüstigen Mann langsam von oben bis unten an. „Wo ist der Ketzer?" fragt er scharf.

Baas Jan-Peer zuckt die Schultern. „Ja, Herr, wenn Ihr das nicht wißt, weiß ich es erst recht nicht. Er ist gestern früh aus dem Hause gegangen und nicht wiedergekommen. Vielleicht, daß das Meerminneke ihn mitgenommen hat, wenn er doch ihr Liebster gewesen ist."

Das kommt so heraus, daß man nicht recht weiß: ist es Spott oder blödselige Einfalt.

Der Pater zieht die Stirn in Falten. „Du bist auch ein Ketzer!" fährt er ihn an.

Der Leineweber sieht ihm ganz ruhig ins Gesicht. „Ich habe die rechte Lehre, Herr!"

„Was nennst du die rechte Lehre?"

Baas Jan-Peer blinzelt ein wenig und wiegt den Kopf. „Ein jeder nennt seine so, Herr," sagt er gelassen, beinahe schläfrig.

„Hahaha!" Ein plötzlich aufspringendes Gelächter ringsherum, das weiter und weiter läuft. Die breitschulterigen Schifferknechte werfen sich in den Rücken vor Lachen, und die dicken Fischweiber müssen sich die Hüften halten. Das war eine Antwort! „Habt ihr's gehört?" Einer wirft sie dem anderen zu, über den ganzen Markt läuft das Lachen, brandet an dem grauen, steinernen Sankt Bavo, am Priesterhof und an den hochmütigen Häusern um den Markt.

Maritje de Jonge da auf ihrer Treppenstufe lacht nicht, sie steht auf den Zehen, reckt sich, starrt mit angstvollen Augen und versteht nicht, was das alles heißt. Nur daß Pieter nicht daist, begreift sie. Bedeutet das etwas neues Schreckliches?

In ihrer Angst fühlt sie auf einmal, wie sich eine große warme Hand fest um ihre kleine eiskalte legt. Sie fährt herum. Wer ist das? Wahrhaftig! Der Bauer im blauen Zwilch, den sie vorhin im Gedränge gesehen hat!

Es schießt Maritje feuerrot ins Gesicht, das eben noch weiß bis in die Lippen war. Und plötzlich fällt ihr etwas ein. Sie sieht sich erst ängstlich um, ob auch keiner sie hört. Aber wer hat jetzt Zeit, auf so ein kleines Juffertje zu achten? „Jan, Jan," sagt sie atemlos hastig, „was ist das alles? Wo ist Pieter?"

Der Bauer hat sich zu ihr heruntergebückt, um sie verstehen zu können. „Unseren Bruder Piet fängt jetzt keiner mehr!" antwortet er rasch.

Digitized by Google

Sie versteht ihn nicht gleich, ihre Augen werden groß und bange. „Tot?" fragt sie nur, mehr mit den Lippen als mit der Stimme.

Da schüttelt er den Kopf, sagt aber nichts und sieht sie nur an. Und in seinen Augen ist eine solche Zuversicht und fröhliche Tapferkeit, daß sie auf einmal weiß: Es ist alles gut! Pieter ist gerettet! Sie kann ruhig sein!

Das alles ist nur ein Augenblick. Da vorn dem Pater steht der helle Zorn im Gesicht, wie er von seiner Treppe über die Köpfe hinsieht. Was soll das Gelächter? Ist das Volk toll geworden?

Er macht plötzlich noch einen Schritt, packt den Leineweber Jan-Peer vor die Brust und schüttelt ihn. „Was unterstehst du dich, Hund! Willst du uns hier zum Narren halten? Sag, was du von dem Ketzer weißt! Hörst du?"

Und auf einmal richtet der hagere Mann im Handwerkskittel sich stramm auf, hebt den Kopf und sieht dem Pater gerade ins Gesicht. „Was ich von ihm weiß, Herr? Daß er den Winter lang zwischen uns gesessen und ehrlich gearbeitet und christlich gebetet hat wie unsereiner! Daß er Hochmut und Ehre und Geld und Gut hinter sich geworfen hat und hat sich zu uns geringen Leuten und zum reinen Wort gehalten! Das weiß ich von ihm, Herr!"

Es ist lautlos still geworden, wie der Mann spricht. Wer hat das gedacht, daß der Leineweber Jan-Peer so reden kann? Mut hat er, Blitz noch einmal!

„Faßt ihn! Vorwärts! Faßt den Ketzer!" schreit der Pater heiser den Stadtknechten zu. Eine dunkle Ader steht auf seiner Stirn. Was fällt diesem Menschen ein? Gleich niederschlagen, das wäre das Rechte! Zertreten wie —

Aber was ist das? Er weicht einen Schritt zurück. Einen Augenblick ist es noch still geblieben, jetzt bricht es los, ein Geheul, ein Sturm von Stimmen über den ganzen Markt! Kappen in der Luft und Arme und Fäuste, und wütende Gesichter: „Herunter! Nieder mit dem Pfaffen! Herunter!"

Eine schwankende Bewegung in den Massen, ein gewaltsames Drängen und Pressen, vorwärts, vorwärts, auf das Stadthaus zu, auf die Treppe, auf ihn, ihn selbst —

Wo sind die Piken, die Stadtknechte? Beiseitegefegt wie die Strohhalme! Der Pater begreift blitzschnell: es geht ans Leben. Er springt zurück ins Portal. Aber die ersten sind schon nah, ganz nah.

Plötzlich packt ihn einer am Arm, stößt ihn zurück, daß er in das Portal stolpert und fast hinschlägt. Das ist das Ende, jetzt sind sie über ihm! Gott verdamme sie!

Der Pater lehnt keuchend an der Wand, die Fäuste geballt. Wo bleibt das Gesindel? Kommt denn keiner?

Nein, es ist ganz vorn oben an der Treppe ein Stocken in den Sturm gekommen, die Vordersten weichen zurück, schimpfen und schreien.

Der Mensch, der den Pater eben am Arm hatte, ist da oben noch, ein junger Bauer im blauen Zwilch. Er steht nicht nur auf der Treppe, er ist hoch auf die Steinbalustrade gesprungen, wo er über den ganzen Markt gesehen wird, schwenkt seine Mütze und ruft, ruft, trotzdem seine Stimme noch ertrinkt in dem Lärm.

Aber sie sehen ihn da unten, hundert, nein, tausend Augen. Erst blind vor Wut, dann plötzlich starr erstaunt, ungläubig: Ist er das? Jan Allaert, der Prädikant ist wieder da? Unser Mynheer Jan? Gott sei Lob und Dank, der im Himmel hat ein Einsehen gehabt! Wo kommt er denn her? Trien Mannis, du mußt das wissen! Was, schon drei Tage hier? Still, still, er will was sagen! Haltet's Maul, Schreihälse! Seht ihr denn nicht?

Ist denn die ganze Stadt auf einmal voll Ketzer? Es schreit keiner dagegen, wie Jan Allaert jetzt den Mund auftut. Und es ist auch keiner, der ihn nicht versteht, über den ganzen Markt hin bis zur Grooten Kerk und dem Priesterhof hin, so klar und kräftig spricht er in die frische, helle Luft hinein.

Aufstehen wollen sie für die reine Lehre und Gottes Wort? fragt er sie. Recht ist das, mit Gottes Hilfe! Aber Gottes Hilfe, wo ungerecht Blut vergossen wird? Hütet eure Seelen, Brüder! Gottes Volk soll nicht kämpfen mit eisernen Schwertern und mit fleischlichem Zorn! Es hat heiligere Waffen, die den Sieg über alle Feinde vom Himmel herunterholen! Herrgott, unsere Sache ist deine Sache, erbarme dich unser!

Digitized by Google

Mehr sagt der Prädikant nicht, nur die paar knappen Worte. Totenstill ist es noch einen Augenblick. Aber auf einmal fängt da unten eine Stimme einen flämischen Psalm an zu singen, zwei, drei fallen ein, zwanzig, hundert. —

Des Bürgermeisters de Jonge Tochter Maritje steht mitten zwischen der Menschenmenge und singt hell heraus. Sie sieht mit warmen, glänzenden Augen die breite Stadthaustreppe hinauf, an der oben jetzt der Prädikant ruhig steht und mitsingt, die Bauernkappe in der Hand, daß ihm die Sonne hell auf der Stirn liegt und der Wind ihm ins Haar faßt; und sie sieht nach der anderen Seite über die vielen Köpfe weg nach ihres Vaters Haus und nach Sankt Bavo hin. Einen Augenblick muß sie aufhören zu singen, es steigt ihr plötzlich heiß in die Kehle in einer großen, starken Bewegung, die sie selbst kaum versteht. Sie atmet einmal tief auf. Aber dann schwimmt die kindlich helle Stimme wieder mit in dem großen Meer, das feierlich und tausendstimmig anbrandet an die dunklen Giebel des Marktes, an das steinerne Stadthaus und die grauen Mauern der Grooten Kerk, und an diesen Mauern aufsteigt und schwillt, über das Dach und die Turmkrone hinaus, in den freien, großen, endlosen Himmel hinauf.

Das Rosenblatt

Sei still, ganz still
Und warte, was da kommen will!

Ein Lerchenlied aus sonnenheller Luft?
Ein Frühlingshauch voll lauter Veilchenduft?
Ein Falterflug? Ein schwebender Geisterzug?
Eines schönen Traumes lieblicher Märchentrug?
Sieh, was der Wind dir an die Wange haucht:
Ein Rosenblatt. Ist es in Blut getaucht?
Du schimmerst wie Purpur. Sag', wo kommst du her?
Weit über die Lande, weit über das rauschende Meer.

Eine schöne Frau mit wehendem Schleier stand
Auf hohem Söller am steilen Klippenstrand.
Ein blonder Knabe steuerte durch die Flut,
Hoch ging die See und höher sein kecker Mut.
Eine rote Rose fiel ihm zu Füßen sacht,
Die Rose sprach zum Knaben: Komm heut' nacht!
Der Knabe sprach: Du glühst wie der Liebsten Mund,
An meinem Herzen trag' ich dich jederstund.

Und als die Sterne golden herniedersah'n,
Ward ihm ein heimliches Pförtchen aufgetan.
Und als der letzte nächtliche Schatten schwand,
Da zückte den durstigen Stahl die rächende Hand,
Da färbte die Rose sich mit tieferem Rot,
Da sank der Knabe zu Boden, und er war tot.
Und war sein letztes Wort, eh' er verblich:
Süß ist das Leben, süß ist der Tod für dich.

Heinrich Brömse

Digitized by Google

Henry Herbert La Thangue: Apfelpresse.

Zu Jessen: Naturalismus in der neuengl. Malerei.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Stanhope Forbes: Zur Abendzeit.

Naturalismus in der neuenglischen Malerei

Von

Jarno Jessen

(Nachdruck ist untersagt.)

Freunde des Schlagworts haben die englische Malerei längst auf einige Formeln festgelegt. Sie nennen sie anekdotenerzählend, idyllisch, sentimental, idealistisch, und machen es der Gedankenlosigkeit bequem, mit Bildung zu prunken. Aber das Leben selbst wird immer zum besten Widerleger irgendeiner engschnürenden Theorie. Wer mit jenen Schlagworten bewaffnet die Reise in das Inselland antritt, kann seit einer Reihe von Jahren die Unzulänglichkeit seines Wissens einsehen. Die Tradition wird immer noch mit aller Hochachtung behandelt. Sie marschiert in feierlichem Veteranentempo neben dem Zeitgeist einher; aber der Vorrang ist ihr neuerdings häufig durch ein kräftig auftretendes Jugendbataillon streitig gemacht worden. Erstaunt empfinden wir es in England wie die Gesetze magnetischer Fernwirkungen. Was an allerneuesten Kunstströmungen die Köpfe auf dem Kontinent erhitzte, ist auch hier wagemutig, kampfherausfordernd in die Erscheinung getreten. Auch im Meisterlande der Selbstbeherrschung sind Fesseln gesprengt worden. Man hat sich direkt an die Quellen alles Lebens gedrängt, hat begonnen, der Konvention eine fröhliche Absage zuzurufen. Man hat einen neuenglischen Naturalismus geschaffen. Seit der Sezessionsbewegung ist der Naturalismus wie ein Eroberer durch die europäischen Lande geschritten, und dieser Impuls von Frankreich her hat bis jenseits des Ärmelkanals Mitschwingungen geweckt. Nicht zum erstenmal ist der Befreiungsruf „Natur!" durch die bildende Kunst Englands gehallt, aber zum erstenmal mit so konsequenter Energie, daß entschiedene Grenzerweiterungen des Stoffgebietes die Folge wurden.

Die Literatur ist mit naturalistischen Äußerungen auch hier vorangegangen; vorsichtiger folgte ihr die bildende Kunst. Nichts wird ja in England peinlicher empfunden

als der Chok durch Kraßheit oder elementares Temperament. „Die Natur ist nur das Modell, das der Künstler zu idealisieren hat“, das ist durchaus die Auffassung englischer Bildhauer, die überwiegend einem klassischen Romantizismus huldigen. Auch die meisten englischen Maler sind ihre Geistesbrüder. Aber während die Plastik erst durch die wuchtigen Impulse der Modernen, der Meunier und Rodin, einige kühne Neuerungen wagte, hat sich die englische Malerei bereits in ihrer Geburtsstunde als ein merkwürdig gegensätzlich veranlagtes Wesen vorgestellt. Gleichzeitig wirkten Hogarth, Reynolds und Gainsborough, um die Kunst ihres Volkes mit einem Schlage zu parnassischem Gipfel emporzuleiten. Jeder von ihnen stand auf dem Glaubensſatz, daß die Natur die Quelle aller künstlerischen Inspiration sei. Nur meinte Reynolds, daß der Maler sich an die Fülle idealer Schönheit in der Natur zu halten habe und diese nach dem Vorbilde der alten Meister spiegeln solle. Gainsborough wollte sich direkter geben, ohne Erinnerungen an van Dycks verfeinernde Grazie aus seinem Gedächtnis tilgen zu können. Hogarth allein ging mit dem Furor des naturalistischen Fanatikers auf Stoffwahl aus. Er griff in das volle Menschenleben hinein und machte seine Gemälde zum Pranger für die Zügellosigkeit der sogenannten guten Gesellschaftssitten. In Hogarth besitzt die englische Malerei ihren ersten konsequenten Naturalisten; aber er malte die Wirklichkeit, um durch solchen Anschauungsunterricht erzieherisch zu wirken. Er wurde zum Naturalisten aus moralischem Zweck. In einigen Landschaftsmalern, in den Calcott und Crome, Morland und Wilson, trat der Hang, Naturmotive zu übertragen, dann noch erquickend in die Erscheinung. Doch vorerst banden sie sich noch sklavisch an holländische Vorbilder. Sie sahen die Welt der Erscheinungen noch in braunem Galerieton, bis Constable die Luft, Turner das Licht entdeckte. Aber der Zug zur Pose, zu römischer Hochkunst einerseits und zur niederländischen Geschwätzigkeit und Alltagsberichterstattung anderseits, führte den Kunstgenius weit ab von den gesunden Freilichtstätten des Naturalismus. So hatte um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die präraffaelitische Sezession der Hunt und Millais und Rosetti ein Recht, gegen den Unfug einer Natur aus zweiter Hand, wie gegen die Schwunglosigkeit des Künstlerschaffens zu protestieren. Wir haben nicht die frühchristlichen und mittelalterlichen Tendenzen der Rossetti und Burne Jones in Betracht zu ziehen, nicht den mystischen Rausch, der, von ihnen ausgehend, die europäische Kulturwelt erfaßte. In den Geboten der präraffaelitischen Malerbibel stand als erste Forderung: Geht mit aller Einfalt und Andacht vor die Natur und übertragt sie voller Wahrhaftigkeit auf die Leinwand. Geht aus der trügerischen Atelierbeleuchtung hinaus unter den Himmel, malt andere Schatten, andere Lichtreflexe, ein schärfer gesehenes Lichtprisma, exaktes Detail. „Habt auf das Gänseblümchen acht“, rief Ruskin, der Bahnbrecher des Präraffaelismus, der neuen Künstlergeneration zu. Aber der Naturalismus der Präraffaeliten erhielt sich mehr und mehr nur in ihrer Darstellungsmethode. Er tränkte die Geister nicht als allein seligmachendes Fluidum. Präraffaelitischer Naturalismus wurde ein Naturalismus der Form, nicht des Inhalts; eine ursprünglich naturalistisch gewollte Bewegung mündete schließlich in eine romantische Kunstära aus.

Erst den letzten Jahrzehnten englischer Malerei ist es vorbehalten geblieben, eine Künstlergruppe hervorzubringen, die den Namen konsequenter Naturalisten verdient. Vom Auslande, von Frankreich her, ist der neue Geist über das kunstschaffende England gekommen. Im Vergleich zu anderen Ländern war diese britische Unterjochung jedoch nur eine sehr eingeschränkte. Sie hat auch während der zwei Jahrzehnte ihres Bestehens keine allzu große Gefolgschaft gefunden. Aber ihre Verkünder sind überzeugten Geistes, und was sie aus dem neuen Bekenntnis heraus schöpferisch gestalteten, hat ihnen die Sympathie vieler, die Achtung aller gesichert.

Das Unbekannte, das der neuenglische Naturalismus dem Kunstgenießenden zu bieten hatte, war vor allem die neue Menschengattung, die er im Kunstbezirk salonfähig machte. Er stempelte den Proletarier zum Vorwurf der Kunst. Der Tagelöhner,

Digitized by Google

Frank Bramley: Die Schafschur.

der Landmann, der Bauer, der Fischer zeigten sich mit schwerem Tritt, mit allem Werkgerät und Schollengepräge auf der Leinwand. Nicht mehr wurden die parfümierten Lumpen gemalt, die sonst den englischen Ästheten Genüge taten. Ein aktiver Zeitgeist bescherte dem stolzen Albion seine Armeleutemalerei. Der Salon, in dem die Reynolds und Gainsborough und Lawrence einzig atmen konnten, der Theaterboden der Genremaler, der Kapellenraum der Präraffaeliten wurde in die Erdscholle verwandelt, auf der sich die Heloten ihren Naturinstinkten gemäß gebärdeten. Der Aristokrat ist tot, es lebe der Bauer, klang die neue Losung. In tiefen Zügen wurde die neueinströmende Freiluft geatmet, mit liebenden Augen das neugewonnene Freilicht geschaut. Ein beträchtlicher Teil des sonst so konservativen Publikums hat heute die Künstlerapostel dieser Lehre auf den Schild erhoben. Die Hochburg der Tradition, die Royal Academy, hat ihre Tore bereits einigen Propheten dieses neuen Naturalismus geöffnet, ihnen den Ehrensitz innerhalb ihres Areopags zuerteilt. An den Wänden der großen englischen Jahresausstellungen müßte der Kenner des heutigen Kunstlebens Englands ein Fehlen dieser Künstlergruppe bereits als entschiedene Lücke empfinden.

Digitized by Google

Dennoch ginge es nicht an, diesen neuenglischen Naturalismus als echtes Geschwisterkind des modernen Naturalismus anderer Kulturländer hinzustellen. Jede Zeit hat ihre Kunst, aber auch jedes Land hat eine eigene Kunst. Wie es trotz allem Internationalismus der höchsten Kunst eine ganz spezifisch ägyptische, eine griechische, eine italienische, eine holländische, eine spanische und eine deutsche Kunst gibt, so hat auch das Klima des Insellandes eine unverkennbar englische Kunst gezeitigt. Das Nationale dieser Kunst liegt in ihrer Zurückhaltung, ihrem Streben nach Salonfähigkeit, ihrer Dezenz. Es ist von jeher die Kunst gewesen, der jede demonstrative Massenwirkung, das Laute, das Derbsinnliche nicht lag, bei der das Nackte im Gewande der Keuschheit einhergehen mußte. Reynolds hatte dem aufstrebenden Malergeschlecht in seinen Akademiereden er-

Frank Bramley: „Die Rose ist Schönheit, Der Gärtner die Zeit."
(Besitzer: Mr. Chalmers.)

klärt: „Die Maler, welche sich mehr dem niederen und gemeinen Leben widmen und mit Genauigkeit die verschiedenen Färbungen der Leidenschaft darstellen, die roher Gemütsanlage entspricht, verdienen großes Lob, aber da sie ihr Talent an niedrige und beschränkte Dinge gewendet haben, muß unser Lob so begrenzt sein wie dessen Gegenstand. Alle diese Maler haben im allgemeinen und in verschiedenem Maße dasselbe Recht auf den Namen eines Malers, wie die Verfasser von Satiren, Epigrammen, Sonetten, Schäferstücken oder beschreibenden Gedichten auf den eines Dichters haben." Vom Anfang bis zum heutigen Tage der englischen Kunstentwickelung bindet ein Geist die verschiedenen Geister, die Schöpferindividualitäten, in deren Hand die Würde der englischen Kunst gegeben ist. Aus diesem Fundamentalcharakterzug erklärt es sich, daß der englische Naturalismus ein anderer werden mußte als der für ihn anregende, der französische. Er mußte ungemindert das vollstypische Gepräge wahren. In Frankreich konnte ein Karneval der Wirklichkeitsfanatiker mit lautem Gebaren aufgeführt werden. Deutschland fand seine Holz, Schlaf und Hauptmann und die sezessionistischen Reformer; die englischen Naturalisten blieben die Gentlemen — trotz alledem.

Mit dem Naturalismus in der Welt da draußen war wie ein Zwillingsgeschwister der Impressionismus gekommen. Die Wirklichkeit verlangte ein Temperament als Medium für die künstlerische Wiedergabe. Nicht am Detail, am Gesamteindruck sollte der Blick haften, nicht das Beharrende, das Vorübereilende, nicht die plastische Bildung, die Oberfläche der Dinge, mit einem Kennwort: die Impression wurde zum Ideal künstlerischer Mitteilungsweise.

Auch dieses Glaubensbekenntnis konnte nur geteilte Aufnahme bei den Engländern finden.

Digitized by Google

Henry Scott Tuke: August-Blau. (Tate Gallery.)

Man war dem Inseltemperament entsprechend allzusehr auf gewissenhafte Durchbildung, auf Gründlichkeit geschult. Impression bedeutete Skizzenhaftigkeit, Oberflächlichkeit der Methode. In der gegenwärtigen Kunst Englands haben sich, vor allem in dem New English Art Club, einige echte Impressionisten gefunden. Aber sie bilden durchaus die Minorität, bedeuten den wagemutigen Sturm und Drang, die Pietätlosigkeit gegen erprobte Satzung. Gainsborough mußte von seinem Bewunderer Reynolds den Vorwurf hinnehmen, daß ihm „eine Vereinigung von Gründlichkeit mit Leichtigkeit mangele". Die Impression an sich verstößt gegen den Volkscharakter. Turner, der Nationalheilige, hatte genug impressionistische Tollkühnheit gemalt, aber er wurzelte ganz im Boden des Detailstudiums. Unendliche Schätze als Meister des Finish hat er seinem Volke hinterlassen. Er hatte ein Recht auf die Kaprize. Whistler hatte sich vorerst vor den Gerichtsschranken wegen seines Impressionismus zu verantworten. Er verlor seinen denkwürdigen Prozeß gegen die öffentliche Meinung, weil seinem Ankläger, Ruskin, das Dogma von der Heiligkeit des künstlerischen Fleißes durch seine Farbenharmonien verhöhnt erschien. Derselbe Whistler hatte jedoch in den sechziger Jahren, ungefähr ein Jahrzehnt vor dieser Gerichtsverhandlung, in einem Briefe voller Gewissensbisse an Fantin-Latour nach Frankreich geschrieben: „Der Schrei ‚Natur', mein Junge, ist ein Unglücksruf für mich geworden. O, warum war ich kein Schüler Ingres'? Wie sicher hätte er uns geführt. Zeichnen, beim Jupiter! Farbe, Farbe ist ein Laster. Sie kann sicherlich und ist berechtigt, eine der schönsten Tugenden zu sein, wenn ihr Meister, die Zeichnung, sie mit starker Hand packt und beaufsichtigt. Dann ist die Farbe die herrliche Braut eines würdigen Gatten." Impressionismus hatte auch selbst der große Watts nicht verschmäht; aber er war ihm ein Mittel zum Zweck einer verinnerlichten Kunst, einer tiefgründigen Mystik. Auch die neuenglischen Naturalisten sind nur sehr maßvolle Impressionisten.

Der stolze Hochwald von Fontainebleau ist für die französische Kunst zum Heimatboden einer Kunstschule geworden, die neben dem Rokokokreise der Watteau und Boucher die Glorie vaterländischer Malerei bedeutete. Cornwall, der westlichste Inselvorsprung Englands, wurde zum Geburtsboden der neuen naturalistischen Kunst der Engländer. Dicht bei dem gewerbseifrigen Städtchen Penzanse (mit seinen Druidenerinnerungen

Digitized by Google

George Clausen: Zur Arbeit.
(Mit gütiger Erlaubnis der Messrs. Boussard Valadon e Co.)

liegt das Fischerdorf Newlyn. Seine grauen Dächer hängen hoch oben über die reizende Bucht, und von dort herab schweift der Blick über die tiefblaue See, deren Azur hier mit dem Ägäischen Meere wetteifern kann, und über die schwellenden Triften Süderglands. In dem milden Klima Cornwalls lebt und schafft noch heute in seiner meerwindumspielten Farm mit ihrem schimmernden Blumengarten und schwerbehangenen Obstbäumen der Maler **Stanhope Forbes**. Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat er die Newlyn-Malerkolonie begründet. Sein starkes Talent, seine Energie und Zielsicherheit gewannen ihm bald Gefolgschaft. Andere kraftvolle Begabungen kamen, um die Seeidylle mit ihm zu teilen. In den Londoner Ausstellungen mußten die Werke, die so frisch und gesund ein Stück nationalen Volkslebens spiegelten, die so wagemutig die in Frankreich erlernte flotte Technik der „viereckigen Pinselstriche“ anwandten, Aufsehen erregen. Man begann das Tun und Treiben der Cornwallfischer interessant zu finden. Der Rausch des Freilichtmalens teilte sich mit, Newlyn kam in der Maler Mund. Zu Stanhope Forbes stieß Frank Bramley und half ihm, neu eintreffende Gesinnungsgenossen heimisch machen. Man gründete sich an der südwestlichen Küste der Heimat ein Malerreich. Hier wurde der Fleiß die Losung, und für die Freistunden betätigte sich echtes Nationalgefühl in eifrigen Freiluftsports. Wie Antwerpener und Pariser Künstlergruppen wurde auch der Newlynkreis wegen seines kameradschaftlichen Geistes gerühmt. Für einzelne Meister bedeutete der Zug hierher einen fürs Leben bindenden Treuschwur. Andere weilten nur vorübergehend, aber hielten den Geist der Kolonie in sich lebendig. Auch ein paar gänzlich Wesensunverwandte kamen, nur um Herz und Hand an den gesunden Malgepflogenheiten zu kräftigen.

Stanhope Forbes ist der Meistertyp dieser Naturalistenschule. Er dichtet keine Farbenoden angesichts des Ozeans wie Turner, oder malt wie David Cox liebliche Ländlichkeit. Für ihn haben die Wogen und Bäume und Felder an sich keinen Reiz, der Mensch ist ihm alles, Figürliches seine Meisterschaft. Auf den Fischmarkt ging er, um den Handel zu beobachten, und sein Bild „Fischverkauf an der Küste Cornwalls“ wurde durch neue glänzende Technik und den frischen Meerduft zur Offenbarung für junge Malerherzen. Szenen aus dem Volksleben überträgt er

auf die Leinwand. In der Londoner Tate Gallery fesselt uns sein „Hoch auf die Braut“, dieses Momentbild aus dem intimen Leben der Cornwaller Schiffer. Wir bekommen Einblick in die Wohlanständigkeit dieser Landleute, in ihre sauberen Stuben, ihre gehaltene Feststimmung. Trotz der Umschlagtücher und Hauben und Matrosenblusen verleugnet sich das Volk der Ladies und Gentlemen keineswegs. Naturgetreu ist jeder Stuhl und Teller wiedergegeben, und doch geht ein feiner, stiller Atem durch das Werk. Das Rosa eines Frauenkleides, das Lila eines Hutbandes, das sanfte Blau eines Kragens tragen milde Farbenakzente in ein auf Perlgrau gestimmtes Ensemble. Aber voller Lebendigkeit ist ein ganz besonders beweglicher Zeuge der Zeremonie, das Licht, das durch zwei große Fenster hereinflutet. Hier wird dem Engländer Manets Wort zur Aufgabe: „Die Hand. Er malt, was seine scharfspähenden Augen zufällig auffassen, den Reisigsammler, den Segelsteller, die Heimkehr des Matrosen, die Schiffer, die am Horizont das Seineboot erkennen, die Rettung Ertrunkener, Arme um ihren Feuerkessel, Kinder beim Angelsport in der Bucht, die Bauernfamilie, die nach dem Marktgeschäft zu nächtlicher Zeit im Dorf einfährt, die Fischerfamilie, die die schlimmen Zeitungsberichte studiert, das Abschiedswinken der in Dienst ziehenden Landmädchen. Er malt das alles mit der Freude am Realen, voll scharfer Beobachtung und strenger Konzentration, photographisch treu. Er malt als Berichterstatter; aber trotz aller Sachlichkeit wird Forbes sympathisch, weil auch das Gemüt sein Recht bei ihm fordert. Wie kennt er die wetterfesten Menschen seiner Umgebung! Wie die sprühende Sonne, die auf der Bucht pirouet-

George Clausen: Kartoffelsammeln.
(Mit gütiger Erlaubnis der Messrs. Boussod Valadon & Co.)

Hauptperson im Bilde ist das Licht.“ Auch das Schmieden des Ankers, das Tränken der Pferde, das Inseestechen der Schiffer vom Leuchtturm reizen Forbes' nachschaffende tiert und kreiselt, und den webenden Dämmerschleier auf Strand und Lichtung und das nächtlich lastende Düster! Fein weiß er den Zauber des Lichtes zu verwenden, wenn

Digitized by Google

es als Herdfeuer oder Laternenflämmchen die Dunkelheit magisch aufhellt. Ohne irgendwie ein Visionär zu sein, zieht er uns zuweilen geheimnisvoll in den Bann einer stark mitgeteilten Seelenstimmung. Forbes' Göttin heißt die Aktualität, aber ein echt künstlerisches Gewissen überliefert sie der Leinwand. Er hat bei Bonnat in Paris robuste Technik erlernt. Er hat nach seinen Studienjahren unermüdlich in der Normandie und Bretagne Freiluftarbeiten getrieben. Sein Malerfreund La Thangue hat ihn mit stenographischer Technik stark beeinflußt, und seine als Malerin gefeierte Gattin hat als Kritikerin an seiner Seite sein Künstlertum bis zur Meisterschaft entwickeln helfen. Die herrische Zähigkeit seines Wesens erklärt ein Freund als Erbschaft einer Familie großer Eisenbahnbauer. Er sagt: „Dampf und Elektrizität haben ihn genährt, Eisen ist in seine Seele übergegangen, von Abstammung schärfen Kritik und eines gesunden Humors vor allem einen unversieglichen Enthusiasmus verbindet.

Frank Bramley, die zweite Säule des Newlynkreises, kam nach eifrigen Studien auf der Lincoln-Kunstschule, nach dreijährigem Arbeiten unter Verlat in Antwerpen und einem Aufenthalt in Venedig nach Cornwall. Er feierte seinen ersten Malertriumph 1888 durch das Gemälde „Hoffnungslose Dämmerung". Es wurde für die Tate Gallery angekauft, und sechs Jahre später öffneten sich Bramley die Paradiespforten der Royal Academy. Sein Preisbild hatte ihn als typischen Engländer gezeigt, trotzdem er sich der ausländischen Malmethode zugeschworen hatte. Er war der traditionelle Britensohn, denn er durchströmte seinen Wirklichkeitsausschnitt mit starkem Gefühlsinhalt. Er wollte auf die Tränendrüsen wirken wie seine endlose Ahnenreihe eng-

Edward Stott: Mondlichtidyll.

ist er wesentlich neunzehntes Jahrhundert." So nervig und sicher wirkt er in seiner Kunst. Zum Haupt der Newlynschule konnte er werden, weil er als Mensch auch anderer Können hochschätzt und mit der Gabe einer lischer Genremaler. Deshalb war ihm der Vorwurf willkommen gewesen: die zusammengesunkene Alte mit ihrer verzweifelnden Tochter beim Morgengrauen im Fischerheim. Sie hören das Peitschen der Wogen,

Digitized by Google

Edward Stott: Mittag.

das wie des Schicksals Kunde von verlorenen Lieben zu ihnen dringt. Aber dieses Melodrama hob sich über das Niveau altbekannter Kunst. Es zeugte für ein Künstlerringen mit modernen technischen Problemen, für den ausgesprochenen Malersinn seines Schöpfers. Solche feingezeichneten Hände, solche sorgfältig durchstudierten Details konnten nicht überraschen, aber die Meisterschaft der Lichtführung im engen Raum entzückte die Kenner. Eine Reihe verwandter Motive folgten: ein Kinderbegräbnis, ein altes Paar, das trübe Erinnerungen im Gespräch auffrischt. Die Note erklang heller in einem Goldenen Hochzeitsfest bei den Fischerdörflern. Mehr und mehr schwand in Bramley die Nationalerbschaft des Gefühlvollen, um einem immer energischer sein Lebensrecht fordernden reinen Naturalismus den Platz zu räumen. In diesem Charakter behauptete sich der Künstler ganz, selbst als er Cornwall mit Westmoreland, die Meeresküste mit dem Seengebiet, Südwestengland mit Nordengland vertauschte. Immer freizügiger und fester wurde seine Pinselschrift. Er ließ die Gefühle weg und schwelgte, ganz zum Maler geworden, nur in der Befriedigung des Auges. Aus der Prosa des Alltagslebens griff er die Motive auf. Er malte den alten Gärtner unter den Rosen, die Schafschur, das befreundete junge Ehepaar, das im Sturmwind eine Zigarre entzünden will. Man spürte seinen Werken das Studium unter freiem Himmel an, obgleich er eine gewisse Düsterheit des Kolorits bevorzugte. Noch seine letzte große Schöpfung „Schilftragen in Grasmere" läßt uns fast eine Sehnsucht nach einigen Sonnenblitzen empfinden. Aber wie meisterhaft ist in diesem Bilde die Prozession singender, blumengeschmückter Mägdlein geschildert, die zur Freude der Erwachsenen das Bergstädtchen hinabwallen! Nichts Figürliches bereitet ihm Schwierigkeiten, und für seine physiognomische Charakteristik kommt ihm zweifellos seine Beliebtheit als Porträtist zustatten. Auch Bramleys Naturalismus hat sich trotz seiner konsequenten Entwickelung niemals bis zur Glorifikation der Häßlichkeit verstiegen.

Digitized by Google

Arnesby Brown: Abend.
(Mit gütiger Erlaubnis des H. E. Horne, Esq.)

Der englischen Südküste mit dem Treiben des Wasservolkes gehört ganz das Herz Henry Scott Tukes. Seit seinem zweiten Lebensjahre ist er, der Sohn eines Arztes in Falmouth, von den Seebrisen abgehärtet worden. In London weilte er, um sich unter Sir Edwin Poynter und Legros für die Malerlaufbahn vorzubereiten. Aber am Strand und unter den Felsen in Cornwall feierte er glückselige Ferienzeiten. Nach einem Winter in Florenz gingen ihm Botticelli und Gozzoli und während seines Aufenthalts in Via Reggio der Reiz des Freilichtarbeitens auf. Drei Jahre lang folgten dann fleißige Studien in Paris unter Laurens, dem Meister der großen Historienkomposition, aber sein Herz war im Meerland, an der Südküste Englands geblieben. Newlyn war der Ort, wo die gesinnungsverwandten Maler, die Stanhope Forbes und Bramley weilten. Hier wurden in praktischer Arbeit die beglückenden Lehren aus Pariser Ateliers erprobt. Um ganz dicht am Herzschlag der Natur zu weilen, machte Tuke einige Jahre ein Schiff zu seinem Heim, bis er sich eine Cottage in Swanpool, in der Nähe von Falmouth, hoch oben auf den Klippen einrichtete. Aber weiter blieb das Schiff auf allerhand Exkursionen nach Südfrankreich, Sizilien, Italien und Griechenland sein häufig benutztes Atelier. Wir sehen den Bildern Tukes diese Leidenschaft für die Schönheiten des freien Meeres, des blauen Himmels und des Waldes an. Aber sie werden erst seinem Pinsel lieb, wenn der Mensch mit ihnen zu Bildmotiven verwächst. In der Tate Gallery können wir den ersten großen Erfolg Tukes, das Gemälde „Alle Hände an die Pumpe", bewundern. Es mußte das Herz des Inselvolkes schnell erobern, denn die englische Kunst besitzt kein zweites Werk, das mit solcher Unmittelbarkeit eine dem Schiffer drohende Gefahr veranschaulicht. Alles auf dem Bilde atmet Sturmstimmung, der grünschimmernde Mast, das staubgraue Segel, die verwehte Luft, der Eifer der pumpenden, ausschauenden, signalisierenden Schiffer. Diese Menschen sind mit vollster Naturtreue gegeben. Tuke kannte seine Seebären und Schiffsjungen wie nahe Anverwandte. Ebenso überzeugend war das Bild „Kartenspielende Seeleute", das ihm in München

Digitized by Google

die goldene Medaille und einen bayerischen Staatsankauf eintrug. Bis heutigestags ist der Künstler seinem Stoffkreis treu geblieben. Er hat ihn durch viele Porträts und einige höherstrebende Vorwürfe erweitert; aber trotz mythologischer Anwandlungen, wie im „Perseus", „Cupido und die Nymphen" und „Hermes", gibt er sein Bestes, wenn seine Freuden ganz in dieser Erde wurzeln. Sein Naturalismus hat mehr und mehr die typisch englische Färbung angenommen. So heiß er die Sonne anbetet und das amethystene Meer mit den Goldreflexen und das Smaragd der Bäume und das Schiefergrau der Felsen, seine oft nackten Jünglinge sind keine hellenischen Naturwesen, denen bacchischer Blutdrang in den Adern pulst. Es sind immer die Inselsöhne des heutigen England, mit etwas Fischblütigkeit und durchaus beherrschtem Animalismus. Ob sie spielen und tauchen, rudern und steuern, keinerlei Kraftmenschentum tritt in Himmel und der leichtbewegte Wasserspiegel besser liegen als irgendeine Dämonie der Naturerscheinungen. Wenn man das Kolorit die Seele des Malers nennt, offenbart Tuke die Heiterkeit seines tiefinneren Wesens.

George Clausen ist der neuenglische Naturalist, der den Bauern in der Malerei einbürgerte. Er ist der Freund des Landlebens. Die Scholle, der Heuschober, das Getreidefeld, die Scheune sind ihm Inspirationsgebiete. Er hat in London studiert, die Niederlande bereist und den ersten Sieg mit einem holländischen Gemälde erfochten. Dann hat er sich verheiratet, fern vom Lärm der Großstadt, mitten auf dem Lande sein Heim eingerichtet, und diesem Erdfleck hat er die Treue gewahrt. Hier schon hatten sich in ihm starke Empörergedanken gegen den Akademismus und die Ateliermalerei gebildet. Der jugendliche Clausen unterzeichnete bereits mit Hunt und Walter Crane einen Vorschlag für eine radikale Reform der Aka-

William Lionel Wyllie: Scharfe Brise.

die Erscheinung. Tadellos sind die Akte gezeichnet, der Geist der Leighton und Richmond schwebt über ihnen. Aber Tuke versteht das Licht und die Luft, und typisch ist es auch für ihn, daß ihm der wolkenlose demie. Dann kam er nach Paris und kehrte, die Seele voll von Millet und Bastien-Lepage, seinen Sternen auf der Bahn zum Heil, nach England zurück. Hier stand er ganz zu der Partei der Sezessionisten, die

Digitized by Google

impressionistisch und pleinairistisch berauscht, den New English Art Club gegründet hatten. Aber 1893 bewies die Academy auch an Clausen ihre Unparteilichkeit und verlieh ihm ihre Ehren. Immer ist Clausen seinen Überzeugungen treu geblieben. In seinen Reden, Vorträgen und Bildern blieb er der Apostel des naturalistischen Dogmas. ‚Lieber rauh und wahr als glatt und verlogen‘ ist sein Grundsatz. Etwas im Kern Antinationales hat er durch sein Können naturalisiert. Sehr fein ist er als Lichtschilderer. Mit der Scharfäugigkeit eines Detektivs spürt er seinen leisesten Strömungen und Mischungen nach. Er liebt das Licht, wenn es wie graue Wogen beim Morgendämmern wallt, als gleißendes Mittagselement, als kriechenden Vorboten der Nacht, wenn es die Frostzeit grell aufhellt oder in seltsamen Akkorden mit künstlichen Lichtern zusammenfließt. Nicht als Stimmungsmittel führt er es ein, sondern malt es als naturwahrer Schilderer, so wie alle seine Menschen mehr nach dem Leben aufgenommen als durch das Medium der Seele geschaut sind. Zuweilen mischt sich der Porträtist mit dem Träumer, dann bringt Clausen ein Werk hervor, das an Bastien wie an Millet denken läßt. Solche Gedanken kommen uns vor seinem „Mädchen am Tor“ in der Londoner Tate Gallery, vor dieser zartfeinen Schöpfung mit den leisen Melodien eines graublauen Bäuerinnenkleides neben tiefblauen Glockenblumen in der milden Landluft. In dem reizlosen Gesicht des schlichten Landmädchens, das aus dem Holzgitter der Farm heraustritt, lebt etwas Innerliches, das uns fesselt. Aber die Wirkung geht nicht tief. Es kommt nicht zu den Erschütterungen der Seele, die uns Millet, L'Hermitte, Meunier erwecken. Wie angesichts Leibls bleibt das Wichtigste für uns die Freude am Detailstudium, an dem Reinmalerischen. Clausen malt mit dem Auge für die Augen, er ist kein Tragiker, kein Lyriker. Er will das Leben abschreiben, das Leben der Arbeiter in Feldern und Farmen.

Henry Herbert La Thangue ist als einer der Pioniere des Naturalismus in England von jeher zielbewußt seine Wege gegangen. Auch ihn hatte die Verzauberung des Freilichtmalens erfaßt, nachdem er zwölf ernste Studienjahre hindurch den Beruf seiner Liebe, die Malkunst, vorbereitet hatte. Früh war ihm eine goldene Medaille der Academy zuerteilt worden, dann war er nach Paris zu Gérome, dem ausgezeichneten Akademiker, gegangen. Sobald er seines Könnens sicher war, überkam ihn die Wanderlust. Überall in der freien Gottesnatur, nur niemals im Rauch der Städte, fühlte er Maler sein zu können. So durchzog er nomadisch die Bretagne, die Dauphiné, die Provence. Er kehrte in die englische Heimat zurück und durchstreifte die Fluren und Küsten Norfolks und Sussex' und siedelte sich schließlich im fernen Fischerdorf in Norfolk an. Weiter trieb es ihn dann, bis er ein Heim unter Fichtenbäumen in Sussex wählte. Sobald die Spätherbstnebel seine Inselheimat umdüstern, durchkreuzt er seit mehreren Wintern das Mittelländische Meer und malt in dem Lande seiner Liebe, in der Dauphiné. Er braucht die Sonne für sein Werk, die helle, strahlende, die goldene Tupfen auf Gärten und Felder und Dünen malt. Sein Herz ist geteilt: denn er liebt den Frühling in England mit seinen Märzbechern und Tausendschönchen, wie den provenzalischen Winter mit seinen Veilchen und Goldorangen. La Thangue ist kein eingeschworener Engländer. Er trägt den stärksten kosmopolitischen Zug unter den modernen Naturalisten seines Landes. Seine Kunst ist gleich voll von französischen wie englischen Sympathien. Immer sucht er jedoch die schlichten Söhne und Töchter des Landvolkes auf, malt sie inmitten ihrer heimatlichen Bezirke, unter ihrem Vieh, ihren Haustieren, in Ausübung ihrer bäuerlichen Berufe. Die Pilzsammler, die Apfelweinpresser, die Hirten, Ackersleute sind ihm ersehnte Modelle. Das Anekdotische, Phantasievolle liegt ihm fern. Ein Bild wie „Der Mann mit der Sense“ in der Tate Gallery ist für ihn nicht charakteristisch. Hier wird er zum Arrangeur der Wirklichkeitsmotive. Er stimmt seine rötliche, weiße und dunkelgrüne Tonharmonien zusammen und verwehrt seinem geliebten Sonnenlicht den Zugang. Er will der Sterbeszene des Kindchens der Landfrau, vor deren Hauspförtchen gerade ein bäurischer Sensenmann vorüberschreitet, eine gewisse symbolisch-mysti-

Digitized by Google

sche Zutat geben. Das südöstliche Frankreich und das südöstliche England bieten seinen glücklichen Augen die Stoffe, die seinen Künstlerinstinkten Genüge tun.

Auch das Studium des neuenglischen Naturalismus ergibt die Erkenntnis von der Einheit, die zugleich stets eine Vielheit ist. Wenn wir uns mit dem Werk Edward Stotts beschäftigen, tritt ein andersgearteter Maler im Kreise dieser Geistesbrüder auf. Neben den Anbetern der Aktualität steht der Träumer, neben den Prosaikern der Poet. Auch er braucht die Landschaft mit ihren eingeborenen Menschen, aber das Figürliche wird ihm nur zu einem Begleitmotiv. Leise schwingt es die große Note des Gesamtausschnittes mit. In einer engen, strichelnden Technik, die unendliche Geduld verrät, sucht er seine Nachtstücke, seine Elegien zu schaffen. Die Felder, die ruhigen Wasser und Gärten, über denen das Zwielicht webt oder der Mond sein holdes Leuchten breitet, sind Stätten seiner Liebe. Hier treibt das Landvolk sein Wesen. Nackte Knaben reiten Pferde in die Schwemme, Schäfer führen die

Lucy Kemp-Welch: Gemischte Gesellschaft.

Herden heim, Ährenleserinnen holen ihre Bündelchen, Bauernmädchen füttern die Hühner, Liebespaare feiern ihr Beieinander. Aber alle Tätigkeit hat etwas Automatisches. Wir sehen eine primitive Menschenart, die noch ganz in dumpfer Schollenatmosphäre dahinlebt, denen noch kein freieres Menschentum Geistesfunken entzündete. Auf allen diesen Gesichtern lastet die Schwere rein vegetabilischen Daseins. Es sind nicht die allzu innerlichen Schweiger, die Maeterlinck schuf, oder die traumgebundenen Lotusesser Tennysons, es ist nur die zufällig Mensch gewordene Materie, die wie die Pflanzen in stummer Beharrlichkeit Leben betätigt. Wir können trotzdem nicht sagen, daß Stotts Bilder langweilen. Sie strömen vielmehr einen eigenen Zauber aus. Sie haben die Musik, die aus des Poeten Gemütstiefen herausklingt. Es ist ein seltsames Gemisch des Naturalisten und Träumers in ihm, das in seinen Zwielichtbildern aus dem ruhevollen Landleben seltsam anmutet. Auch Stott hat nach Studien in Manchester, in Paris, bei Cabanel, französische Methoden gründlich kennen gelernt. Er hat die atmosphärischen Feinheiten, die Innigkeit Millets als starken Magnetismus empfunden. Aber nach allen Existenzkämpfen hat er den eigenen Stil entwickelt. Wie Whistler in seinen Farbensinfonien, wie Le Sidaner in seinen Dämmerungsträumen, trägt er als reiner Stimmungsmaler ganz die eigene Physiognomie. Nie drängt irgendein Farbenton wie eine Fanfare aus seinen Gemälden. Alles wird auf Innigkeit abgestimmt, auf die perlige oder grünliche Gesamtwirkung. Sein koloristischer Reiz liegt durchaus in der Synthese. Mit sanften Mitteln hat dieser Mitkämpfer für das neue Evangelium „Natur" in England seine Siege gewonnen.

Zu den erklärten Lieblingen des kunstverständigen Publikums beginnt mehr und mehr Arnesby Brown zu zählen. Er ist unter den Naturalisten der am reinsten englisch gebliebene Maler. Nach Studien in der Kunstschule seiner Vaterstadt Nottingham lernte er in London bei dem vortrefflichen Mac Callum, der ihm vor allem einprägte, sich der Natur von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustellen. Romantische Instinkte, die sich seinen Landschaftsabschriften immer stärker beimengten, lehrte ihn darauf ein dreijähriger Studiengang unter Professor von Herkomer zügeln. In des Meisters Bushey-Schule begriff er den Wert des scharfsichtigen Aufpassens, der zeichnerischen Genauigkeit. So ausgerüstet ging er nach Cornwall. Seit er diese Meeresschönheiten entdeckt hatte, sah ihn jeder Winter dort, während er alljährlich in den Sommermonaten in der idyllischen Landnatur Norfolks schafft. Brown hat sein künstlerisches Gralskönigtum nicht in Frankreich gesucht. Es ist ihm aus dem Heimatboden emporgestiegen. Von den Newlyner Freunden kam ihm das neue maltechnische Wissen, und als denkender Künstler mußte auch er sich mit der faszinierenden Freilichtlehre abfinden. So begann er moderne Farbenanalyse zu üben. Er hat seine Elementartöne kühn nebeneinandergesetzt, ohne Mischungen vorzunehmen, und hat es ihnen überlassen, in des Beschauers Auge zusammenzuklingen und atmosphärische Wirkungen zu gestalten. Brown geht auch mit Innigkeit auf der Spur des Lichtes. Ehe der Tag mit seinem großartigen Sonnenschauspiel einsetzt, eilt er in den flockigen Dunst hinaus. Er malt das Vorahnen der Lichtglorien, das Gold, das langsam durch das Grau auszuströmen beginnt. Er malt die Herden, die mit zitternden Nüstern diese Segnungen wittern. Er malt das ganze Glücksgefühl solcher Erwartungen, das köstliche Aufatmen, die Frische, die der Morgen beschert. Oder das entschwindende Licht lockt ihn an die Bucht, wo zerfließende Wolken scheidende Helligkeit ausströmen und rostrote Segel sich zu Phantomen zu verflüchtigen beginnen. Am Hafen bannt ihn abends das große, blaugraue Schweigen, aus dem leise die Schiffslichter wie ruhige, wachsame Augen aufzuglühen beginnen. Gern beobachtet er auch den Kampf des Gewölks mit dem Licht bei Regenschauern und ergötzt sich im Nachschaffen all der zuckenden Tupfen in der Feuchte der Natur. Die Landschaft an sich tut ihm Genüge. Er bedarf des Figürlichen kaum. Hin und wieder braucht er das Tier, zuweilen nur mit irgendeinem stillen Begleiter, als Staffage. Die beständige Berührung mit der Mutter Erde gibt ihm, der sie zugleich auch mit Dichterliebe erfaßt, die Inspirationen für

seine schöpferische Arbeit. Er zählt zu den besten Hoffnungen der neuenglischen Kunst. Sein Schaffen weist mehr und mehr auf einen romantischen Realisten, der aus dem Naturalismus Jungenglands hervorwuchs.

Mit diesen Künstlern wären die Maler, die den Begriff des neuenglischen Naturalismus bilden halfen, genannt. Meist von Frankreich her, dann aber auch aus Newlyn, aus dem Gebiete des südwestlichen Meergestades, ist dieser neue Geist über die englische Kunst ausgestrahlt worden. Neben dieser Gruppe gibt es auch noch einzelne Künstler, die, traditionellen Gepflogenheiten gemäß, die Liebe des Engländers zum Wirklichen betätigen. Das Wasser, dies Heimatselement des Inselvolkes, reizt heute, wie zu Turners Zeiten, schildernde Pinsel. Neben Meistern wie Napier Hemy und Somerscales gehört William Lionel Wyllie die allgemeine Sympathie. Obgleich er neuerdings mit Seeschlachtkompositionen wunderliche Exkurse in ein Land bunter Meerromantik unternommen, hat er sein Bestes gespendet, wenn er von der London-Bridge herab oder den Themse-Docks das Durcheinander der Schiffskolosse und Boote im glitzernden Wellengewoge festhielt. All die rührigen Menschen in dieser schwimmenden Welt, das Dampfgewirr der Schlote, flinker Ruderschlag, das Emporwallen rußiger und grauweißer Dampfsäulen in kristallreine Luft, das Abbild eines gewaltigen Handelsemporiums malt Wyllie direkt aus der Anschauung ab. Es liegen ihm ebenso die heiteren Wasserbilder, die Linienfeinheiten des kräuselnden Wellenspiegels, auf dem sich in zierlichen Kurven graziöse Jachten und schimmernde Segel heben. Scharf umrissen setzt er solche Gebilde gegen die Luft, läßt uns den Duft frischer Brisen einatmen und gibt sich bei aller spielenden Anmut als glänzender Kenner der Atmosphäre und der Lehre von der Perspektive. Er versteht es ebenso, als brillanter Zeichner Epigramme und Bonmots von seinen Wasserstudien heimzuholen.

Seit Hogarth den wackeren Mops Trump auf seinem Selbstporträt neben sich abkonterfeite, hat das Tier oft den naturalistischen Neigungen englischer Maler willkommenen Stoff geboten. Pieter Potter und auch Rubens erneuerten sich in James Ward. Für das gefühlsliebende Britenvolk war es charakteristisch, daß Landseer, der Klassiker aller englischen Tiermaler, seinen Bildern zuweilen eine anekdotische Note beizumischen liebte. England besitzt jetzt auch seine Rosa Bonheur in der ausgezeichneten Lucy Kemp-Welsh. In der Tate Gallery bewundern wir ihr Gemälde einer Füllenjagd im Walde. Sie ist hier so voller Wucht und Verve, daß sie den Beschauer unwiderstehlich durch eine heißatmige Aktion fortreißt. Ihre vielen Studien und Bilder des Tierlebens zeigen ein mit photographischer Sicherheit erfassendes Auge und eine energisch gestaltende Hand. Sie kann reine Naturabschrift üben, das Tier in seinen natürlichen Regungen und Bewegungen schildern, wie sie als echte Engländerin zuweilen auch eine gewisse melodramatische Note einzufügen versteht. Immer aber regt sich in ihr der Naturalismus, der nur gesunden und blühen kann, wenn die Mutterbrust der Natur ihn speist. Die jugendliche Künstlerin, die heute als Nachfolgerin Hubert von Herkomers der berühmten Bushey-Schule vorsteht, ist, wie ihre übrigen Kollegen, eine Freiluftfanatikerin. In Wald und Feld, im Strandgebiet, auf dem Turfplatz scheut sie keine Wetterunbill oder Schwierigkeit, um künstlerische Motive heimzuholen.

Der neuenglische Naturalismus muß den Künstlern Englands auf dem Kontinent Freunde erwerben. Er zeigt die Lernwilligkeit des wegen seiner insularen Abgeschlossenheit oft als selbstbewußt oder allzu lokalpatriotisch verurteilten Engländers. Freundschaftlich reiht sich das stolze Albion in den Kreis europäischer Kulturnationen, die auch für künstlerische Zwecke den gebieterischen Forderungen eines durchaus auf Realitäten gestellten Zeitalters gehorchen. Den Auslandimport hat England ganz in nationalem Geiste verarbeitet. Es hat ihn gemäßigt und geläutert und ihn unter ein Schönheitsgesetz gestellt. Wenn es seine Elementarkräfte abschwächte, hat es ihm dafür die Eigenschaft des Seelischen mitgegeben. Das Schlagwort von dem Volk der Praktiker erweist sich als durchaus unzulänglich angesichts der Gemütsoffenbarungen der englischen Kunst.

Digitized by Google

Begegnung

Skizze

von

H. von Beaulieu

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine berühmte Schriftstellerin saß in einer Ecke der Trambahn, eine wirklich berühmte, deren Bild als Ansichtskarte zu haben war. Sie brauchte nicht die Trambahn zu benutzen, sie hätte sich ebensogut eine Droschke nehmen können. Aber einesteils gehörte es gewissermaßen zum Metier — Studium menschlicher Typen —, und dann hingen ihr auch aus ihrer unberühmten Zeit noch einige Gewohnheiten an. Denn sie war ja nicht berühmt zur Welt gekommen. Es hatte sogar ziemlich lange gedauert mit dem Ruhm.

Sie trug einen dunklen Hut mit Straußenfedern, der das Gesicht kleidsam beschattete, und einen hellen, eleganten Mantel, der die Gestalt kleidsam umfloß. Die Schlankheit der Jugend war gewichen, seit die Berühmtheit gekommen.

Sie hatte ein interessantes, blasses Gesicht, dunkel umschattete, etwas müde Augen. Der Duft eines feinen exotischen Parfüms ging von ihr aus.

Noch ein paar Leute saßen außer ihr in dem Wagen, zeitunglesende Herren, Frauen mit Kindern und Körben, ein eingeschlafener Arbeiter. Die Schriftstellerin ließ ihren müden und doch prüfenden Blick über alle hingleiten und fand am anziehendsten das junge Mädchen ihr gegenüber.

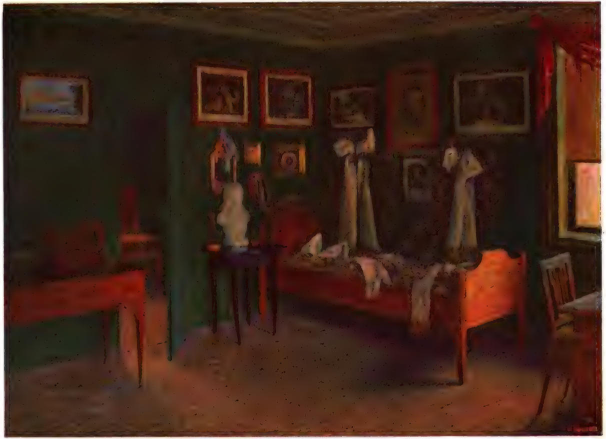
Sie mußte in jeder Versammlung von Menschen, sei es in einer Gesellschaft, einem Konzert oder auf einer Eisenbahnfahrt, ein Gesicht fixieren, das sie interessierte, dessen Schicksal sie aus den Zügen heraushob, dessen Leben sie dichtete nach dem schöpferischen Instinkt ihrer Natur.

Das junge Mädchen ihr gegenüber hatte wohl noch kein „Leben" mit festen Umrissen, einer Physiognomie. Aber gerade das noch nicht Erlebte zog sie an, rührte sie eigentümlich.

Achtzehn, neunzehn Jahre, blond, rosig, wohlgepflegt wie ein Kind aus gutem Hause, aber ohne die mindeste Überkultur, ohne etwas Berechnetes. Ein englisches Mützchen auf dem hellen Haar, keinen Schleier, keinen gewellten Haarwulst über der Stirn. Im Gürtel steckte ein Veilchensträußchen, in der Hand hielt sie ein italienisches Buch.

Eine Kindheit in gesunder Einfachheit! dachte die Schriftstellerin. Auf dem Lande vielleicht. Fleißiges Lernen bei guten Lehrern, ein Jahr Schweiz. Sie hat noch eine Mutter, die gut auf sie acht gibt, das sieht man. Nur eine Mutter kann dies niedliche dunkelblaue Tuchjäckchen mit goldenen Knöpfen ausgewählt, ihr die Bluse so zierlich gestickt haben. Beide Eltern leben wohl noch, ihr Leben ist sonnig und behütet, hat noch keine Trauer kennen gelernt. Gott möge es ihr noch lange so erhalten! Wie lieb ist dieses junge Geschöpf! Wie glücklich müssen ihre Eltern sein! Wie scheu sie mich ansieht und rasch die Augen niederschlägt! Ich geniere sie. Die zarte, kleine Psyche fühlt das Seziertwerden. Es ist auch häßlich. Ich habe gar kein Recht dazu. Ich will die Augen zumachen.

Sie macht die Augen zu! dachte das junge Mädchen. So langweilig und alltäglich findet sie meinen Anblick. Es ist ja auch nicht zu verwundern. Wer bin ich denn! Ach, du lieber Gott! Ein dummes, kleines Mädchen, wie es Tausende gibt. Und sie, die berühmte Schriftstellerin! Wie mag einem nur zumute sein, wenn man Bücher schreibt, die in den Läden ausliegen, die besprochen und von vielen Menschen gelesen werden! Wenn sie wüßte, daß ich sie kenne, daß ich alle ihre Bücher gelesen habe, daß ich sie bewundere, daß ich — ach, wenn sie wüßte! Aber, wenn sie wüßte, würde es ihr ganz gleich sein, o so gleichgültig! Trä-



Max Arthur Stremel: Schillers Sterbezimmer.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

nen traten ihr in die Augen in dem Bewußtsein, wie gleichgültig ihre Schwärmerei der berühmten Frau dort sein würde. Sie beugte sich über ihr Buch und schlug es auf gut Glück auf, um Fassung zu gewinnen.

Die Schriftstellerin konnte es nicht lassen, sie mußte wieder hinübersehen. Das junge Mädchen las. Natürlich, was konnte sie auch an ihrem Gegenüber interessieren — eine nicht mehr junge, nicht besonders schöne Frau. Herrlich, diese Jugend, die ganz mit sich selbst beschäftigt ist, und der fremde Leute gleichgültig sind! Einige wenige freilich kann sie mit einem generösen Gefühlsreichtum überströmen. Es müßte schön sein, die unschuldige Zuneigung jenes jungen Mädchens dort zu besitzen! Wen liebt sie wohl? Ihre Eltern, Freundinnen, vielleicht die italienische Lehrerin. Sonst noch jemanden? Kaum. Der heitere Friede dieser jungen Stirn schien noch von keinem heißen, beunruhigenden Gefühl getrübt worden zu sein. Es war der Schriftstellerin ein peinlicher und betrübender Gedanke, daß dies eines Tages der Fall sein würde. Aber alles würde sich normal, maßvoll und rein abspielen in diesem an Leib und Seele gesunden, jungen Geschöpf. Was las sie da wohl? Doch nicht die heiße, traurige Geschichte von Paolo und Francesca? Nein, etwas Heiter-Harmloses sicherlich, vielleicht de Amicis.

Sie reckte sich ein wenig, um den Titel zu sehen. Da sah das junge Mädchen auf. Rasch wandte die Schriftstellerin sich ab und tat, als studiere sie angelegentlich eine der im Wagen hängenden Reklamen.

Welch interessantes Profil sie hat! dachte das junge Mädchen. So ist es auf dem Bilde, das ich besitze. Wenn sie wüßte — wenn ich sie bäte — ob sie mir ihre Unterschrift — Aber wie würde sie mich wohl ansehen! Nein, wie fände ich den Mut. Es wäre ja zu unverschämt, wenn ich obskures Geschöpf die berühmte Frau hier im Straßenbahnwagen anreden wollte! Sie bekam einen Schreck über ihre tollkühne Idee, und darüber ließ sie ihr Buch fallen.

Sie bückte sich hastig. Auch die Schriftstellerin beugte sich unwillkürlich etwas vor. Überwältigt, dunkelrot vor Verlegenheit, verneigte das junge Mädchen sich, dankend und abbittend zugleich, und zog sich blitzschnell wieder in ihre Ecke zurück.

Die Berühmte, Angebetete hatte sich gebückt, um ihr ein Buch aufzuheben! Wie beschämend! Aber auch wie wunderbar! Was war doch heute für ein Datum? Das mußte sie sich merken für ewige Zeiten.

Was für ein köstlicher Duft war von ihr ausgeströmt, eben, als sie sich beinahe berührt! Sinnverwirrend! Wie hieß doch das Parfüm, das in einem ihrer Romane vorkam? Orchis! Ob dies vielleicht Orchis war? Dann würde sie es sich kaufen, um jeden Preis, und der Duft würde sie immer erinnern an die heimlich Angebetete.

Wie eilig sie zurückzog! dachte die Schriftstellerin. Als ob sie vor etwas Unsympathischem zurückschreckte. Vielleicht bin ich ihr unangenehm. Wir repräsentieren ja auch zwei verschiedene Welten. Ich liebe ihre Welt, aber sie liebt die meine nicht. Wie schön ist die herbe Abgeschlossenheit der Jugend! So jung ist eine prädestinierte Schriftstellerin überhaupt nie. Denn wir haben schon von jung auf diesen quälenden Trieb des Beobachtens, des Kombinierens, des Registrierens. Wir müssen uns immer wider Willen mit den hundert Schicksalen beladen, die neben uns sind, in fremde Seelen einkriechen. Dabei verliert man etwas von sich selbst. Wie eine Schauspielerin, die viele Rollen spielt. Gesunde Jugend ist nur mit sich selbst beschäftigt, und die anderen Leute sind ihr so egal, wie ich es dem jungen Mädchen dort bin. Wenn sie mich doch noch einmal ansehen wollte mit ihren süßen, jungen Augen. Freilich, dieses Ansehen! — Neugierig scheu, wie man ein fremdes, buntes Tier beguckt. Für wen mögen die Veilchen in ihrem Gürtel bestimmt sein? Für die italienische Lehrerin? Ich möchte ein paar davon haben, zwei oder drei nur. Eben, als sie sich bückte, spürte ich einen schwachen Hauch, wie Duft der Jugend. O Jugend, Jugend! Wäre ich so jung — wäre ich nur einmal so jung gewesen wie die dort! So instinktsicher, so unbewußt. Als ich zwanzig Jahre alt war, sezierte ich schon mein eigenes Innenleben. Und wozu? Um jetzt zu den besseren Schriftstellerinnen gerechnet zu werden! Na ja. Aber lohnt das denn? Und schließlich ist es doch nur eine Hand-

Digitized by Google

voll Leute, die einen kennen. Die, von denen man's möchte, lesen einen doch nicht. Ich wette, daß zum Beispiel das junge Mädchen dort keine Zeile von mir gelesen hat, keine Ahnung hat, wer ich bin. Ich würde sie fragen, wenn es nicht so beschämend wäre. Wie kühl erstaunt dieses wohlerzogene Haustöchterchen mich ansehen würde! Nein, davor hab' ich Angst. Aber wie lockend wäre es, in diese wache, junge Seele etwas hineinstreuen zu dürfen, sie zu rühren, zu erschüttern, die kluge Stirn sich nachdenklich zusammenziehen, die reinen Augen tief sinnen zu machen. Sehr, sehr lockend wäre es. Aber sie weiß nichts von mir. Wie allein ist man doch eigentlich auf der Welt, wie furchtbar allein!

Die berühmte Frau kam sich einsam, verloren, verkannt vor, weil ihr gegenüber ein junges Mädchen saß, das wahrscheinlich nichts von ihr wußte. Sie fühlte selbst, daß es absurd sei, aber es war so. Sie hätte werben mögen um dieses junge Mädchen in ihrer kühlen, reinen Jugendherrlichkeit, bitten, ganz demütig und schüchtern: Laß mich einmal deine Hand fassen, schenk mir ein paar von deinen Veilchen! Tu mir den Gefallen und lies ein Buch von mir! Sie ging in Gedanken ihre Werke durch, welches wohl am ehesten würdig sei, von diesen lieben, jungen Augen gelesen zu werden. Und keines schien ihr würdig, keines ganz das rechte zu sein. Ein neues Werk schwebte ihr vor, etwas ganz Zartes, Hohes und Schönes, das sie für diese jungen Augen schreiben wollte.

Nun muß ich bald aussteigen! dachte das junge Mädchen angstvoll. Oder sie steigt aus! Sie hat schon ein paarmal zum Fenster hinausgesehen. Ach, wenn ich ihr nur ein Wort sagen könnte! Wenn ich meine Veilchen ihr zu Füßen streuen dürfte, und sie darüber hinwegschritte! Könnte ich doch nur den Saum ihres Mantels heimlich an die Lippen drücken! Ihr sagen — Wie schnell der Wagen dahinsaust! Die Sekunden verrinnen, dieser Moment wird nie wiederkehren, und ich habe ihn ungenützt verstreichen lassen!

Du liebes Ding! dachte die Schriftstellerin mit zärtlicher Weichheit, dürfte ich doch einmal deine reinen, jungen Augen küssen. Wie süß und jung du bist! Du hast mir in dieser Viertelstunde etwas gegeben und weißt es nicht. Eine süß-traurige Empfindung. Heimweh nach der Jugend, die ich nie besessen. Du, die mich nicht kennt, ich segne dich, viel tausendmal!

Beinahe hätte sie ihre Haltestelle versäumt. Sie erhob sich eilig. Das junge Mädchen hastete ihr nach.

Der helle Mantel glitt eben vom Trittbrett hinab. In einem verzweifelten Impuls warf das junge Mädchen ihre Veilchen auf die Straße. Sie sollten der Angebeteten zu Füßen fallen ...

Auseinanderliegende Teile der großen Stadt nahmen die beiden Frauen auf. Sie sahen einander nicht wieder. Und die kleinen Veilchen verwelkten unbeachtet im Straßenschmutz.

Johann Sebastian

Sie nennen oft dich, doch mit frommer Scheu
Und lauschen lieber dem vertrautern Klang,
Sei er auch trüber. Doch du dientest treu
Wie keiner mehr der Herrin, die dich dang.

Nie hast du ihres Kelches klare Kraft
Mit falscher Würze, süßem Seim getrübt,
Nie mit der Schwere eigner Leidenschaft
Am lichten, lautern Gold Betrug geübt,

Das rings die Welt in großer Harmonie
Wie Sonnenschein den Sommertag durchdringt,
Dem reich im Vielklang deine Melodie
Im Flügelschlag der Rhythmen sich entschwingt.

Wie sie der Florentiner fromm und klar
Uns malte auf dem innig goldnen Grund,
So steigt der Engel liebumschlungne Schar
Aus deiner Orgel auf zum Himmelsrund.

Else Schenkl

Digitized by Google

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Man müßte blind sein, wenn man bestreiten wollte, daß die Entwickelung der deutschen orchestralen Komposition auf unglücklichen Wegen geht. Auf keinem anderen Gebiete, selbst nicht auf dem der Oper, wird so angestrengt gearbeitet, nirgendwo sind die Ergebnisse im Grunde so nichtig und, wenn man eine gewisse Bedeutung zugestehen muß, so unerfreulich. Da unsere heutige Kritik in der Verdammung von Kunstrichtungen ebenso schnell bei der Hand ist wie in der Verkündung neuer künstlerischer Heilslehren, konnte es nicht überraschen, daß man im letzten Winter überall von einem Bankrott der sinfonischen Dichtung lesen konnte. Als ob eine Kunstgattung daran schuld sei, wenn man keine bedeutenden Künstler hat. Wir haben in Deutschland durch zweihundert Jahre eine solche Fülle hervorragendster musikalischer Kräfte hervorgebracht, daß es eigentlich leicht begreiflich wäre, wenn jetzt eine Ermattung des deutschen Genius nach dieser Seite eintreten würde. Die Geschichte des menschlichen Geistes zeigt doch nun einmal dieses Auf und Ab der Bewegung. Statt dessen macht man in weiten Kreisen der Art der neueren Musik, um es knapper zu fassen, der Richtung Wagner-Liszt den Vorwurf, daß sie am Tiefstande unserer heutigen Musik schuld sei. Du lieber Himmel, wenn auf der anderen Seite ein bedeutender Musiker hervorträte, so würde ihm gewiß freudig entgegengejubelt werden. Die ganze jüngere Generation fühlt von einem großen Widerstreit zwischen der Richtung Brahms und Liszt nichts mehr. Wir haben alle das Gefühl, daß auf beiden Wegen bedeutsame Werke entstehen könnten, daß es daneben noch zahllose andere Werke zu großer musikalischer Kunst geben würde, wenn nur die Leute da wären, die diese Wege zu gehen oder zu finden vermöchten. Daran fehlt es. Und wenn wir bedenken, wie allein innerhalb des künstlerischen Gebietes in den letzten Jahrzehnten die Betätigung der deutschen Kraft in der bildenden Kunst gegen früher ungemein gestiegen ist, so wird man das Nachlassen der musikalischen Kraft um so eher verschmerzen können, als es immerhin noch keineswegs den Charakter verhängnisvoller Unfruchtbarkeit angenommen hat, als des ferneren die ganze Welt gegenwärtig ohne gewaltiges musikalisches Genie dasteht. Trotzdem wir offen zugestehen können, daß wir uns keineswegs in einer Blüteperiode deutscher Musik befinden, haben wir immer noch den ersten Rang unter den musiktreibenden Völkern inne. Wer die menschliche Entwickelung nicht in ihren Sondergebieten zu betrachten gewohnt ist, sondern diese ganze Welt der Betätigung als eine große Einheit ansieht, wer deshalb auch erfahren hat, daß die großen Strömungen des menschlichen Geisteslebens in der Regel zuletzt die Musik erfassen, der wird im heutigen Zustande der Musik die Nachwirkungen des Materialismus erkennen müssen. Es ist leicht erklärlich, daß die materialistische Weltanschauung auf keinem Gebiete zerstörender wirken mußte als gerade auf musikalischem. Denn Materialismus bedeutet, mag es auch sonst in noch so vielen Abarten schillern, immer eine Hintansetzung des seelischen Lebens, jedenfalls eine Vernachlässigung der Pflege desselben. Man hat die Musik so unendlich oft als Seelensprache bezeichnet, daß es kaum eines Beweises bedürfte, daß diese Kunst mit einer Vernachlässigung seelischer Kultur leiden muß, wenn sie nicht noch andere

Digitized by Google

Kräfte in sich trüge, die zur künstlerischen Wirkung befähigt sind. Das sind die sinnlichen Kräfte der Musik. Und wenn wir bedenken, daß in der Malerei die Periode des Materialismus zu einer ungeheuren Steigerung des an sich Materialistischen, der Farbe, geführt hat, so müßte man sich wohl denken können, daß auch in der Musik eine Parallelerscheinung möglich wäre. Diese Parallelerscheinung ist sogar da. Der moderne Orchesterstil nimmt gegenüber dem älteren eine ähnliche Stellung ein wie all jene materialistischen Bestrebungen des **pleine air** der Impressionisten, Pointilisten usw. gegenüber den älteren Anschauungen von Farbigkeit. Dennoch haben wir auf musikalischem Gebiete — es ist nicht zu leugnen, daß auch auf malerischem etwas Ähnliches vorhanden ist, dessen genauere Untersuchung hier aber zu weit führen würde — die allgemeine Klage, daß die heutige Musik der eigentlichen sinnlichen Schönheit bar sei. Sie bereitet den Hörern kein Ergötzen, überall vernimmt man eher Klagen über Kakophonie, und je bunter die Farben des Orchesterstils gemischt sind, je reicher der Pointilismus in der Musik durch die Zerteilung der Instrumentalgruppen in möglichst viele Einzelstimmen wird, je üppiger das aufgebotene Farbenmaterial wird, um so mehr häufen sich die Klagen der Zuhörerwelt über den Mangel des Wohllauts und der eigentlichen musikalischen Schönheit. Es ist Heuchelei, wenn man dieses Verlangen nach wirklich schöner Musik als Trivialität abtun will. So trivial das Wort „schöne Musik" ist, so genau weiß jeder, was man darunter versteht. Man braucht nicht an Mozart zu erinnern, man kann die viel moderneren Namen von Beethoven und über Schubert, Schumann bis zu Wagner aufzählen. Sie alle erfüllen im höchsten Maße dieses Verlangen nach musikalischer Schönheit, das aber selbst ein Richard Strauß nur insoweit anregt, um die Begierde wachzuhalten; und in demselben Augenblick, in dem er nach dieser Richtung hin uns befriedigen zu wollen scheint, reißt er uns aus dieser Welt wieder hinaus, ohne deshalb etwas weniger farbenreich, weniger sinnlich strotzend in der Art der musikalischen Mitteilung zu werden.

Die Erklärung für diese seltsame Erscheinung liegt darin, daß diese Außenerscheinung der modernen Musik, also das, worauf ihre sinnliche Wirkung beruhen muß, verstandesmäßig erfaßt ist. An die Stelle sinnlicher Schönheit ist hochentwickelte, verstandesmäßig gesteigerte Technik getreten. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Entwickelung der gesamten modernen Musik beherrscht ist von einer Musikauffassung, der die Entsinnlichung der Musik Ziel war. Eine Entsinnlichung zugunsten des seelischen Lebens. Der Angelpunkt dieser Entwickelung ist bei Beethoven. Beethovens Dichten in Tönen bedeutete Ausdruck eines seelischen Erlebnisses im Material der Töne. Was mit den Tönen an sich gemacht wurde, die rein musikalische Form wie die sinnliche Schönheitswelt des Klanges, war für diese Musik nicht mehr Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Die Musik war Kunst des Ausdrucks geworden. Es liegt in der einfachsten Logik, daß das Ziel einer solchen Kunst nicht sinnliche Schönheit sein kann, sondern Wahrheit und möglichste Fülle und Charakteristik der Ausdrucksweise. Es ist anderseits ebenso klar, daß nur jener Pointilismus, jene lächerliche Kurzsichtigkeit, die da sagt: in der Kunst kommt es nicht auf das Was, sondern auf das Wie an — behaupten könnte, es sei ganz gleichgültig, was man nun ausdrücke, es komme nur darauf an, daß dieses Was möglichst charakteristisch ausgedrückt werde, möglichst überzeugend. Es kommt im Gegenteil ausschlaggebend darauf an, daß einer uns etwas zu sagen hat und was er uns zu sagen hat. Das ist doch die einfachste Binsenwahrheit, daß ein an sich unbedeutender oder widerwärtiger Inhalt für uns nicht wertvoller werden kann dadurch, daß er charakteristisch ausgesprochen wird, daß dagegen ein großer und erhebender Inhalt, ein Schönes auch in einer minder charakteristischen Ausdrucksweise schließlich noch zu wirken imstande ist, daß das Ideal naturgemäß dort liegt, wenn ein möglichst Großes und möglichst Schönes in der ihm zukommenden Form zum Ausdruck gelangt. Denn wenn hier die Form dem Inhalt entspricht, so entsteht das in Form und Inhalt vollkommene Werk. Man sollte so etwas nicht auszusprechen brauchen, wenn wir es nicht immer wieder erlebten, daß z. B. gegenüber der bildenden Kunst, vorab gegenüber der Malerei dieser Grundsatz der Gleichgültigkeit des Inhalts verkündet würde. Die ungeheure Überlegenheit Beethovens über alle seine Nachfolger beruht nicht in dem Wie seiner Musik, sondern in ihrem Inhalt. Seine Fähigkeit, das persönliche Erlebnis in die Höhe der typischen Geltung zu steigern einerseits, anderseits die Heldenhaftigkeit, die ungeheure Gewalt seiner Natur, die nach Ausdruck verlangte, bilden den Wert der Beethovenschen Musik. Die tiefste Ursache, weshalb Beethoven im großen und ganzen unter Beibehaltung wenigstens des Rahmens der alten Formen auszukommen vermochte, liegt in dieser seiner Fähigkeit, sein eigenes Seelenerlebnis in die Höhe der Allgemeingültigkeit, der Vorbildlichkeit für die Welt zu erheben. Grundsätzlich dagegen bedeutet Beethovens Kunst die Verkündung, daß der Inhalt die Form sich schaffe. So hat sich folgerichtig aus Beethovens Sinfonie die sinfonische Dichtung entwickelt. Beethovens Sinfonien sind in der Tat in Wirklichkeit sinfonische Dichtungen. Sie sind aber niemals Pro-

Digitized by Google

grammusik. Das ist der ungeheure Unterschied. Auch die vielberufene Pastoralsinfonie ist keine Programmusik. Sie stellt nur den Fall dar, wie das seelische Leben und Empfinden durch die Erscheinungen der Umwelt berührt wird. Das ist etwas ganz anderes, als wenn z. B. Liszt sagt: „Ce qu'on entend sur la montagne." Liszt will uns das geben, das schildern, was man auf den Bergen hört, Beethoven zeigt, wie die Seele auf dem Lande empfindet. Liszt geht also auf Objektives aus, Beethoven bleibt rein subjektiv. Daher hat Beethoven von vornherein mehr Empfindung als Malerei. Die Malerei ruft er nur insoweit auf, als sie Stimmungsmittel werden kann, Suggestionsmittel für den Hörer. Man kann überhaupt sinfonische Dichtung und Programmusik so unterscheiden, daß jene subjektives Leben und Erleben mitteilt, diese die Mitteilung eines außer uns Liegenden an andere versucht. Das eine bleibt ein Dichten, das andere ein Schildern. Beide Gattungen haben aber das gemeinsam, daß sie ihr Augenmerk auf die Steigerung des Ausdrucks und der Ausdrucksfähigkeit richten.

In allen Künsten haben wir im Grunde einen Streit zwischen Inhalt und Form. Wenigstens tritt dieses Verhältnis eines Streites dann ein, wenn in der Kunst etwas ausgedrückt werden soll, was an sich außerhalb dem Bereich des Formalen steht, was außerhalb der sichtbaren materiellen Welt ist. Denn Formgeben heißt sichtbar machen, materiell faßbar machen. In diesem Materiesein gibt es Hunderte von Abstufungen. Die architektonische Form, die plastische, ist materieller als das Gemälde. Die Materie der dichterischen oder musikalischen Form ist kaum greifbar, nur auf symbolischem Wege (durch Buchstaben und Noten) sinnlich festzuhalten; trotzdem ist sie wenigstens intellektuell faßbar. Neben dieser Riesenwelt des Körperlichen und intellektuell zu Erfassenden gibt es das Seelische, das keine Form hat. Zum Erleben und Steigern des Seelischen im einzelnen Individuum bedarf es nur des Vorhandenseins seelischer Kräfte; die können so ungeheuer stark sein, daß sie das Materielle in dem betreffenden Wesen bis zur Zerstörung unterjochen. Das Wesentlichste aller Kunst aber beruht nun in der Fähigkeit, dieses seelische Erleben mitteilen zu können. Es gibt zwei Grundrichtungen von Kunst. Die eine ist nachahmend. Sie versucht, mit der Natur nach anderen Mitteln, die der Mensch hat, etwas wiederzugeben, was er irgendwo außer ihm gesehen hat. Die andere Art der Kunst ist dichtend, sie allein verdient eigentlich die Bezeichnung des Schöpferischen, des aus dem Nichts eine Welt Schaffenden. Dieses ist bloß ein Nichts für die sinnliche Welt, für die Materie. Es ist die Welt des Immateriellen. Aus diesem Nichts des an sich immateriellen seelischen Lebens heraus schafft diese Kunst Gebilde, die von den Mitteln der materiellen Welt erfaßt werden können. „Kunst heißt schöpferisch sein, ist die Fähigkeit der Produktivität," sagt Goethe. Die Art, wie ich das innerlich Geschaffene der Welt mitteile, kommt erst in zweiter Linie. Es ist die Formgebung der Kunst.

Ich ging davon aus, daß ein Kampf sein müsse zwischen Form und Inhalt; denn diese Formgebung versucht ein an sich Immaterielles materiell faßbar zu machen. Wie sollte das ohne Kampf abgehen! Auf der anderen Seite kann etwas nur Kunst werden durch diese Mitteilung. Die höchste Fähigkeit der Produktivität wird solange nicht Kunst zu schaffen vermögen, als es ihr nicht gelingt, Form zu geben. Das Material zu dieser Form findet sich naturgemäß in der materiellen Welt. Für die Musik ist dieses Material der Ton, und als Gestaltungsmittel dieses Tones erweist sich das ordnende Element des Rhythmus. Die Kraft, die den Ton erzeugt, ist die Stimme des Menschen und das Instrument. Das sind die Kräfte der sinnlichen Welt innerhalb der Musik. Es verfügen alle Künste über solche sinnlichen Kräfte, und es liegt in der Natur dieses ganzen Prozesses, wie Kunst wird, daß es die erlesensten sinnlichen Kräfte der materiellen Welt sind, die hier aufgeboten werden müssen, um den Mikrokosmos jedes einzelnen Kunstwerkes in den Makrokosmos der ganzen Welt hineinzusetzen. Es arbeitet also die Kunst mit den erlesensten Kräften der Materie, sie steigert diese Kräfte aufs höchste, und so ist es leicht erklärlich, daß immer wieder der Fall eintreten kann, daß der Wert dieser Kräfte an sich so offensichtlich, so berückend wird, daß darüber vergessen wird, daß diese Kräfte nur Mittel zum Zwecke werden, vielmehr wird die höchste Mitteilung, die wunderbarste Entfaltung dieser Kräfte zum Zweck. Wir erleben diese Erscheinung, die wir als formalistische Periode in den verschiedenen Kunstentwickelungen zu bezeichnen pflegen, auf allen Gebieten, aber nirgendwo haben sie an sich so Berückendes und Wertvolles geschaffen wie in der Musik. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß das Material, mit dem die Musik arbeitet, von höchster sinnlicher Schönheit ist, daß es überdies in seiner Natur etwas hat, was für den ersten Augenblick selber als etwas Immaterielles, als etwas Seelisches wirken kann. Der Ton ist jene sinnliche Kraft, die auf den Menschen den stärksten Eindruck macht, was sich ja schon aus der Tatsache ergibt, daß die Sprache mit diesem gleichen Material arbeitet und das Material, wodurch der Mensch eindringlich zu wirken sucht, der Ton der Sprache ist. Aber zu diesem wunderbaren Wohllaut, zur unendlichen Mannigfaltigkeit in Farbe und Höhe des Tones kommt die Tat=

Digitized by Google

sache, daß dieser Ton nicht festzuhalten ist, daß er vorübergehend ist. Es liegt für den nicht physikalisch eingestellten menschlichen Verstand etwas durchaus Immaterielles in der Art, wie die Tonfluten auf ihn eindringen, wie sie wieder weggehen, bis längst, nachdem der Ton verklungen ist, in unseren Sinnen, ja wir müssen sagen, in unserer Seele seine Wirkung nachzittert. Gewiß, auch die gesprochene Dichtung hat etwas Verwandtes, aber doch in viel geringerem Maße. Die Worte haften als etwas Bleibendes in uns, sie sind überhaupt etwas begrifflich Feststehendes, mit dem ein jeder arbeiten kann, der Ton hingegen ist nicht zu fassen. So erklärt es sich, daß bereits eine rein äußerlich aneinandergereihte Fülle von Tönen auf uns Wirkungen auszuüben vermag, denen wir die Bezeichnung des Seelischen nicht völlig vorenthalten können. Gewiß wirken da äußere Umstände mit, aber man bedenke doch den eigenartigen Zauber, den etwa in Natureinsamkeit der bloße Glockenklang auslöst. Es ist keineswegs dazu nötig, daß in uns durch dieses Glockenklingen religiöse Vorstellungen hervorgerufen werden. Es ist rein der Klang der Glocken an sich, und die Kuhglocken einer weidenden Herde erreichen unter Umständen dasselbe wie das Geläute eines Domes. So zeigt uns denn auch die Geschichte der Musik ein Bild des Auf und Ab zwischen den sinnlichen und den seelischen Kräften der Musik. Das Ideal ist und bleibt, daß ein möglichst reiches seelisches Leben in möglichst herrlicher sinnlicher Form zum Ausdruck gebracht wird.

Zur Erreichung dieses Ideals führen verschiedene Wege. Nach meinem Gefühl sehen wir es in den beiden aufeinanderfolgenden deutschen Musikern Mozart und Beethoven verwirklicht. Die Wege jedoch, auf denen sie beide zum Ziel gelangt sind, sind sich stracks entgegengesetzt. Die Wege, die von ihnen weiterführen, gehen nach den entgegengesetzten Seiten. Ich müßte hier eine eingehendere geschichtliche Darstellung geben, um das bis ins einzelne zu zeigen, und kann darauf um so eher verzichten, als, wer danach verlangt, diese Darstellung in meiner soeben bei Greiner und Pfeiffer erschienenen Broschüre „Die kulturelle Bedeutung der Musik“ findet. Es genügen somit wenige Worte.

Mozart ist Vertreter der Sinnlichkeit in der Musik. Er komponiert aus dem Wesen des Instruments, der Menschenstimme heraus, schafft so, daß diese ihre Fähigkeiten im schönsten Lichte leuchten lassen kann. Er strebt die schönste Schönheit in Melodie, Rhythmus und Formengebung an. Es bleibt eins der größten Wunder an diesem so wunderbaren Mann, daß er trotzdem in so hervorragendem Maße Ausdrucksmusiker ist. Die Erklärung dafür liegt darin, daß seine Art zu empfinden der allgemeinen Empfindungsweise nicht entgegengesetzt war. Das Faustische fehlt in Mozart. Auch das Titanische. Sein Schaffen ist wonniges Schaffen, göttliche Heiterkeit. Er unterscheidet sich von der übrigen Welt nicht durch die Art des Empfindens, sondern durch dessen Tiefe und Stärke. So entsprechen ihm die vorhandenen Formen der Musik, denn diese sind ja als typischer Ausdruck typischen Empfindens entstanden. Wenn er die vorhandene Form möglichst reich und schön ausgestaltete, schuf er das seiner Art zu fühlen Entsprechende. Im Gegensatz zu der unendlichen Mehrzahl der übrigen Musiker gab er, indem er höchste sinnliche Schönheit der Musik erstrebte, gleichzeitig die Empfindungen einer ideal schönen Seele wieder.

Beethovens Art ist davon grundverschieden. Es wirkt wie ein Symbol, daß er taub wurde, also des Sinnes beraubt war, der die Sinnlichkeit der Musik vermittelt. Ihm kommt es nur darauf an, ein seelisches Erlebnis auszudrücken. Das Wie des Ausdrucks wird völlig bestimmt durch das Was. Dieses Was ist von höchster persönlicher Eigenart. Das Titanentum hat niemals eine stärkere Vermenschlichung erhalten als durch Beethoven. Beethoven verschmäht keineswegs die musikalische Sinnlichkeit, aber sie ist ihm lediglich Mittel zum Zweck, Ausdrucksmittel. Er komponiert nicht mit Rücksicht auf die Faktoren der Wiedergabe der Musik. Es ist ihm — natürlich so schroff nur in der Theorie — ganz gleichgültig, ob und wie das, was er komponiert, aufgeführt werden kann. Das Komponieren ist bei ihm eine rein geistige Tätigkeit. Es geschieht nicht mehr aus den Instrumenten heraus und für Instrumente, es ist ein Schaffen mit einem geistigen Material. Die Umsetzung in die sinnliche Hörbarkeit ist Aufgabe zweiter Bedeutung, die erst nachher in Erwägung zu ziehen ist. So bedeutet Beethovens Komposition die Entsinnlichung der Musik. Dennoch ist bei ihm ebenfalls wieder das ideale Verhältnis von Form und Inhalt erreicht und damit auch ein ideales Verhältnis von seelischem Gehalt und sinnlicher Formenschönheit der Musik. Das liegt, wie schon hervorgehoben, an der Fähigkeit Beethovens, sein urpersönliches Erleben so gewaltig zu steigern, daß es zum Typus wird. Genau so, wie es Goethe gelungen ist, in der einen Gestalt des Faust für uns eine Verkörperung des tiefsten Lebens und Strebens des heutigen Menschen zu gestalten. Und genau wie Goethe war auch Beethoven Schönheitsidealist. Er strebte hinauf, und das Oben war ihm eine verklärte Höhe. Er ist eine Natur, die durch Kampf zum Sieg gelangt, deren Lebensziel Harmonie ist. Sobald der Ausdruck in der Musik Ziel wird, Ausdruck des wirklichen Erlebens, ge-

Digitized by Google

winnt naturgemäß die ganze Lebensauffassung auf die Art musikalischer Gestaltung bestimmenden Einfluß. Wenn eine der bedeutsamsten neueren sinfonischen Dichtungen, Fritz Kloses „Das Leben ein Traum", in ein Dysangelion, eine Unglücksbotschaft ausklingt, so ist es doch schlechterdings unmöglich, daß der Komponist zu einem abgeklärten Schönheitsausdruck gelangen kann. Wer die Fülle von Widersprüchen darstellt, wer mit Richard Strauß im Leben eines Helden sogar lauter Kampf mit Dummheit, Geistlosigkeit und widerwärtiger Gesinnung sieht, der kann naturgemäß diesem Helden fast niemals einen Augenblick ein harmonisches, ungetrübtes Schönheitsdasein verschaffen. Es ist diese ganze Einstellung der Weltauffassung, die selbst einem zur sinnlichen musikalischen Schönheit so ungemein berufenen Musiker wie Richard Strauß ein längeres Verweilen in ungetrübtem musikalischem Schönheitsausdruck unmöglich macht.

Neben dieser allgemeinen geistigen Entwickelung ist dann die ausschließlich musikalische von verhängnisvoller Bedeutung geworden. Die Richtung Beethoven hat hier völlig gesiegt. Musik als Ausdruck, Musik, geschaffen, um ein seelisches Erleben mitzuteilen, nicht aber um irgend einem Instrument, einem Mitteilungsmittel der Musik Gelegenheit zu geben, für sich zu glänzen. Aus der Sinfonie Beethovens wurde die sinfonische Dichtung, die anstrebt, eine in ihrem Gang wesentlich bestimmte Entwickelung seelischen Erlebens durch Musik zu veranschaulichen. Dadurch konnte es nur ein ganz außergewöhnlicher Zufall fügen, daß eine sogenannte typische Form, überhaupt eine musikalische Gestaltung, die für die Allgemeinheit den Eindruck einer fertigen Form hervorruft, geeignet war für den Ausdruck der Gedanken. In der Regel war das mitzuteilende Erlebnis so individuell, daß es zur genauen Mitteilung einer ganz neuen, für dieses Erlebnis allein gültigen Form bedurfte. Die Allgemeinheit pflegt so etwas dann einfach als Formlosigkeit zu bezeichnen. Je genauer, je mehr in die Einzelheit hinein ein seelischer Inhalt dargestellt werden sollte, eines um so sprechenderen und genaueren Ausdrucks bedurfte es, um dieses Mitzuteilende der Umwelt verständlich zu machen. Am einfachsten offenbart sich diese Tatsache in der Art, wie die Komponisten nach solchen Verdeutlichungsmitteln suchten. Richard Wagner erklärte das Ausmünden der letzten Beethovenschen Sinfonie in Gesang aus dem Bedürfnis des Musikers, sich der Poesie in die Arme zu werfen, um wirklich deutlich und klar sagen zu können, worauf es ankommt. Liszt hatte bei der Dantesinfonie den Gedanken, große malerische Dioramen vorüberziehen zu lassen. Der oben erwähnte Fritz Klose läßt zum Schluß in melodramatischer Art sein Dysangelion verkünden. Gustav Mahler hat unter anderem einer Singstimme diese Auslösungen der musikalischen Stimmung in das deutliche Wort übertragen. Das ist die eine Art, bei der durch die Verbindung mit einer anderen Kunst der „Undeutlichkeit" der Musik abgeholfen werden soll. Es zeigt sich hier doch zum mindesten, daß diese Undeutlichkeit als Übelstand empfunden wird, während z. B. Schopenhauer, aber auch viele der Romantiker umgekehrt in ihr ein Geheimnis der erhöhten Wirkung der Musik sehen. Freilich sprechen sie dann nicht von Undeutlichkeit, sondern von Befreiung des Ausdrucks aus den Fesseln der irdischen Kleinheit und der irdischen Qual. Die andere Art bleibt innerhalb des musikalischen Gebietes. Aber auch sie wird durch das Bestreben der Vergeistigung der Musik, genauer: durch das Verlangen nach bestimmtem gedanklichem Reichtum und nach klarer Ausdrucksweise beherrscht. Gegenüber der Ungehemmtheit des rein geistigen Lebens, gegenüber der Fülle seelischer Gefühle bedeutet naturgemäß ihre Gestaltung in sinnlich faßbare Materie Einengung. Jegliches Instrument, die Menschenstimme mit eingeschlossen, hat einen bestimmt umschriebenen Tonumfang. Des ferneren erhält es durch eine bestimmte Färbung des Klanges, durch seine Grenze hinsichtlich der Stärke und der Modulationsfähigkeit unüberschreitbare Grenzen. Es ergibt sich daraus, daß die Verwendbarkeit jeglichen Instruments gegenüber einem seelischen Inhalt begrenzt ist. Die auf Sinnlichkeit abzielende Periode der Musik sah lediglich das Vermögen, das positive Können des einzelnen Instrumentes an und schuf eine Musik, bei der dieses Instrument seine Kräfte in schönster Weise zeigen konnte. Also wenn man Ausdrucksmusiker war wie Mozart, gab man dem Inhalt eine Form, die dem Instrument Gelegenheit bot, das Auszusprechende möglichst schön zu sagen. Wir haben von Mozart z. B. den Ausdruck, daß eine Arie dem Sänger passen müsse wie ein gut gearbeitetes Kleid, oder er sagte bei einer Klaviersonate, er hätte dabei die Eigenart des Klaviers der Dame, für die die Sonate bestimmt war, nicht genügend berücksichtigt. Umgekehrt haben wir bei Beethoven bereits häufig den Fall, daß die Ausführenden, Sänger wie Instrumentalisten, ihm gegenüber geltend machen: daß sei nicht zu spielen oder zu singen. Dem trefflichen Schuppanzigh warf er dabei einmal entgegen: „Glaubt er denn, daß ich an seine elende Geige denke, wenn ich komponiere?" Je mehr der Musiker nur auf den Ausdruck seines seelischen Erlebnisses bedacht ist, je weiter er also auf dem von Beethoven gewiesenen Wege der Musik als Seelensprache vorschreitet, um so mehr wird das Komponieren zu einem Ge-

Digitized by Google

stalten innerhalb der geistigen Welt. Das Material, mit dem der Komponist arbeitet, besteht dann gewissermaßen bloß noch aus den Notenköpfen. Sie dienen ihm zur Veranschaulichung dessen, was er innerlich hört. Die Frage, ob dieses innerlich geistig Gehörte auch körperlich hörbar gemacht werden kann, tritt dabei ganz während des Schaffens in den Hintergrund. Nun ist aber ja diese bloß geschriebene Musik doch unlebendig; damit sie lebendig wird, muß sie zum Hören gebracht werden, und zu dieser Umsetzung ins Hörbare bedarf es der Instrumente oder der Stimme. Es ist ganz klar, daß, während früher der aufs Sinnliche bedachte Komponist in diesen Instrumenten und der Stimme seine Bundesgenossen sah, der Komponist der zweiten Art in ihnen eher die Feinde sieht; sie sind es, die ihm die Grenzen des Ausdrucks aufstellen. Es wird immer unmöglich sein, diese Grenzen völlig zu überwinden. Wenn einer der Menschenstimme Töne zumutet, die nicht mehr innerhalb der Menschenstimme sind, so ist es eben einfach eine Unmöglichkeit, diesen Gesang zum Ausdruck zu bringen. Aber es liegt doch dann in der Natur der Sache, daß der Komponist stets darauf bedacht ist, diese Grenzen zu erweitern. Das ist die natürliche Erklärung und gleichzeitig die künstlerische Rechtfertigung für die stete Vergrößerung des modernen Orchesterapparates, für die immer weiter getriebene Verteilung der Instrumentalstimmen, für das stete Suchen nach neuen Instrumentaleffekten, für die Einführung ganz neuer Instrumente. Richard Strauß hat bereits eine Windmaschine eingeführt; Gustav Mahler hat in seiner neuangekündigten sechsten Sinfonie dem Schlagwerk Aufgaben zugemutet, die wenigstens zunächst etwas geradezu Variétéhaftes haben. Man sieht, daß auf diesem an sich doch gewiß ganz künstlerischen Wege die musikalische Ausdrucksweise geradezu zu einem technischen Problem wird, also in den Bereich des Verstandesmäßigen hinübergeführt wird.

Ich möchte, bevor ich ein Urteil über diese ganze Entwickelung gebe, zeigen, daß nicht nur diese rein musikalische Seite zu einer Betonung des Verstandesmäßigen führte, sondern auch zeigen, wie das Geistige aus dem Seelischen ins Verstandesmäßige hineingeriet. Das Dichten in Tönen Beethovens setzt ein sehr großes persönliches Erleben voraus, ein persönliches Erleben in großen Formen, will ich damit sagen. Auf wie einfache Formen läßt sich der Entwickelungsgang der einzelnen Beethovenschen Sinfonien ebenso wie der seiner Sonaten bringen. Es ist ein Erleben, in das wir alle mehr oder weniger untertauchen können. Das ist natürlich nur möglich geworden durch die ungeheure seelische Arbeit des Meisters, durch die gewaltige Selbstzucht und eine Art großartiger Bescheidenheit, die das Kleinliche und Zufällige zu unterdrücken vermag zugunsten der Herausarbeitung der großen Linien. Goethe hat einen Faust geschrieben und tausend lyrische Gedichte. Das eine Mal gab er das Drama der Menschheit im eigenen Erleben, das andere Mal schilderte er Augenblicke oder gab den Ausdruck von Momenten seelischen Erlebens. Auch dabei gelang es ihm zumeist, aus dem Einzelfall die Bedeutung für die Gesamtheit, die Erhöhung ins Typische zu gewinnen. Schubert hat für den unbegreiflichen Reichtum seines Empfindens sich in sechshundert Liedern Luft geschafft: die Zahl der großen Werke blieb demgegenüber sehr beschränkt. Ich brauche nicht im einzelnen auszuführen, da ja die ganze Geistesgeschichte der Neuzeit es beweist, wie es sich allmählich herausgebildet hat, daß der einzelne zur Überschätzung seines Erlebens neigt. Der ganze Subjektivismus unserer Kunst, das Schwelgen in Miniaturstimmungen, die Züchtung des Herrenmenschentums usw., alle diese Erscheinungen weisen denselben Weg der Entwickelung. Ich verweise nur auf den bedeutendsten unserer Sinfoniker, Richard Strauß. Alle seine Werke sind persönliche Lebensbekenntnisse. In steigendem Maße sind sie aus dem Typischen ins höchst Persönliche hinüberentwickelt. Manchmal kommt es so, daß die Erlebnisse derartig individuell sind und in einer so individuellen Bekenntnisform bleiben, daß sie für die Gesamtheit ohne Interesse werden. Wenn aber der Künstler sein kleinstes Erleben in der nur für ihn verständlichen und gültigen Form derartig hoch einschätzt, so fehlen ihm naturgemäß die Steigerungsmittel für den Ausdruck des allgemein Gültigen, des Riesenhaften. Die Schilderung des häuslichen Lebens nimmt dann Formen an, die für die Schilderung der Entwickelung einer weltbedeutenden Frage nicht mehr gesteigert werden können, und eine an sich ganz harmlose Streiterei zwischen Frau und Mann in der „Symphonia domestica“ wächst sich zur Riesenschlacht aus. Je kleiner aber nun an sich der innere Lebens- und Wahrheitsgehalt des Kunstwerks ist, um so mehr müssen große Formen innerlich leer bleiben, sie können nur künstlich gefüllt werden durch eine Steigerung des ganzen äußerlichen Drumherums. All dieses Schildernde, diese Betonung des Episodischen ist im Wesen nicht mehr seelisch, sondern verstandesmäßig. Im Gegensatz zu Bach sehen wir denn auch die neuentwickelte große kontrapunktische Polyphonie den Charakter der Bereicherung des Seelischen einbüßen und dafür als Gegeneinanderspielen des Gedankenhaften erscheinen. Das ist der eine Gang. Ein zweiter Weg ist der folgende.

Wenn das eigene dichterische Vermögen zum großen Erlebnis nicht ausreicht, d. h. wenn die

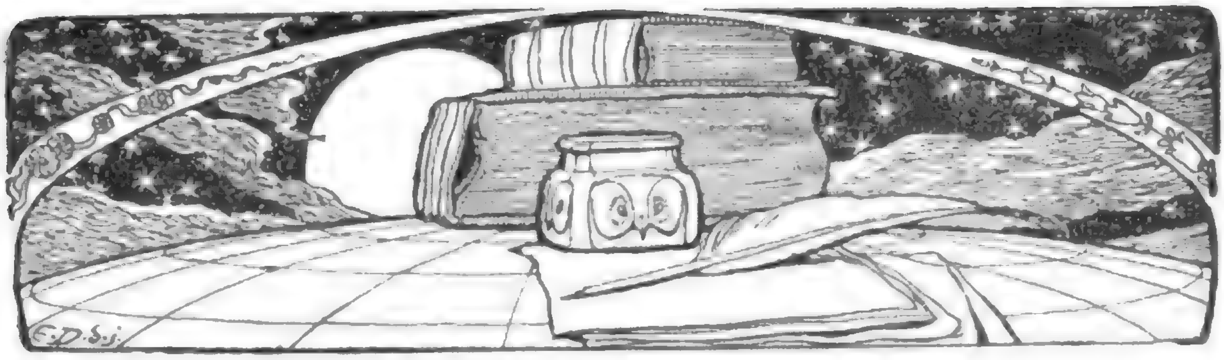
eigenen seelischen Erlebnisse nicht so gewaltig sind, daß sie zur Gestaltung eines großen Gebildes ausreichen, so kann ich, anstatt selber eigenes Erleben zu dichten, das Erleben anderer dichten. Gewiß ist auch das eine hohe künstlerische Kraft, aber es ist doch eine Kraft des Nachlebens, nicht des ursprünglichen Erlebens. Man denke an die Fähigkeit, das gewaltige Schaffen eines historischen Menschen in künstlerischer Form zu gestalten. Man könnte ein großartiges Napoleondrama dichten, ohne doch selber die Fähigkeit des Tatgenies Napoleon zu besitzen. Für die bildenden Künste ist das der ganz natürliche Weg, daß darin mitgeteilt wird, was die Welt außer uns selbst zuträgt. In der Dichtung, im Drama zumal, ist es wenigstens ein ungeheuer häufiger Fall, und es ist eigentlich nur die Lyrik, in der wir von vornherein die Mitteilung eines rein persönlichen Erlebnisses erwarten. Es ist aber klar, daß in der Musik der Fall viel schlimmer und schwerer liegt. Gerade wenn die Musik Ausdruck seelischen Erlebens sein soll, muß sie den Charakter des subjektiven Bekenntnisses tragen. Es war unendlich leichter für den Musiker, der in seiner Kunst im wesentlichen die sinnliche Schönheit anstrebt, die Welt des von außen her Empfangenen mitzuteilen, als für den eigentlichen Ausdrucksmusiker. Es ist bezeichnend, daß an den Eingangspforten der neuen Instrumentalmusik bereits die französische Programmmusik steht, kleine Schilderungen und Abkonterfeiungen äußerlich, sinnlich erfaßter Vorgänge. Nicht etwa, als ob nun der Ausdrucksmusiker uns nicht mitteilen könnte, was von außen her in ihn hineindringt, aber er kann uns dann doch eigentlich nur die Empfindungen mitteilen, die das Ereignis in ihm geweckt hat. Es ist von außerordentlicher Schwierigkeit, dabei dann gleichzeitig so viel von den äußeren Stimmungsfaktoren mitzuteilen, daß wir, um in die Empfindungswelt des Komponisten einzudringen, jene äußeren Hilfsmittel gleichzeitig verwerten können. Man nehme als Beispiel die „Waldszenen" von Schumann. Der Komponist hat hier ganz bestimmte Titel über die einzelnen Tonstücke gesetzt. Es sind da „Einsame Blumen" oder „Eine verrufene Stelle" oder dergleichen. Man wird aber in diesen Tönen an sich umsonst etwas suchen, was den sinnlichen Eindruck dieser Stellen mitteilt. Der Komponist gibt uns lediglich die Empfindung, die ihm die betreffende Welterscheinung geweckt hat. Demgegenüber steht nun die ungeheure Masse jener Salonmusik, die z. B. für Wasserrauschen oder dergleichen ganz bestimmte Tonfiguren anwendet, die das Rauschen des Wassers versinnbildlichen sollen. In unvergleichlich gehobener Weise zeigt diese letzte Art Richard Wagner in „Rheingold". Das einfachste Verständnis für dieses Verhältnis aber geht uns auf gegenüber den Liedern Schuberts. Vor allem in den bekannten Liedern von der schönen Müllerin. Mir erscheint diese Art immer als das denkbar höchste von Liedschöpfung, weil hier Begleitung und Melodie in so wunderbarer Weise zu einer höheren Einheit zusammenwirken. Die Klavierbegleitung in diesen Liedern gibt z. B. das Rauschen des Baches. Diese Klavierbegleitung an sich reicht völlig aus, in uns ein Gefühl für die Stimmungen dieses Natureindruckes zu wecken. Unabhängig von diesem Natureindruck ist dann die Melodiebildung, die das Gedicht uns in erhöhter Weise nahebringt. Dieses Gedicht ist aber ja doch ein Ausfluß, eine subjektive Zentralisierung aus den Stimmungen, die aus jenem Natureindruck geschöpft worden waren. Der Hörer erhält also in einem derartigen Liede gleichzeitig die außerhalb der Person des Dichters liegende Stimmungswelt, die überhaupt in dem Dichter erst den Untergrund für seine nachherige Kunstschöpfung erzeugt hat, und aus diesem natürlich herauswachsend den Eindruck dieses persönlichen Erlebnisses. Die Musik kann ein gleiches auch ohne die Zuhilfenahme des Wortes, wenn auch naturgemäß weniger deutlich erreichen. Ich erinnere für diesen Fall an Beethovens „Pastoralsinfonie", wo auch die Naturvorgänge selber eine bedeutende Schilderung erfahren, aber nur insoweit als es nötig ist, damit der Hörer selber für sich die Stimmungsmomente erhält, also gewissermaßen soweit, wie beim Drama die Szenerie der Bühne mithelfen soll zur Erhöhung des Dichterwortes. Es ist leicht einzusehen, daß dieses günstige Verhältnis eigentlich nur dann eintreten kann, wenn Vorgänge der äußeren sinnlichen Welt mit dem seelischen Erleben eines einzelnen in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden können. Wenn Liszt für eine seiner Sinfonien uns die Seelenstimmungen mitteilt, deren er auf dem Gipfel eines Berges teilhaftig wird, so kann er uns da sehr weit mit sich führen, auch wenn er mehr in der Schilderung des äußeren Geschehens stecken bleibt. Wir gewinnen auf diese Weise dann selber Stimmungen, zu deren Auslösung es nicht mehr so starker mithelfender Kräfte bedarf. Unendlich schwieriger dagegen wird sich dieses günstige Verhältnis der Einstimmung der die Kunst Empfangenden herstellen lassen, wenn der den Künstler erregende, sein Nachleben hervorrufende Faktor im geistigen Leben liegt. Wenn Liszt durch Kaulbachs Gemälde von der Hunnenschlacht die Anregung zu einer sinfonischen Dichtung erhält, so wird nur jener günstig genug zum Empfang dieser seiner Tonschöpfung vorbereitet sein, der das Gemälde Kaulbachs kennt und von ihm einen Eindruck empfangen hat. Dasselbe gilt etwa von der Dantesinfonie. Immerhin gibt es auch hier zweifellos Themata, die in allen Hörern eine gewisse allge-

meine Stimmung von vornherein auslösen. Der einzige Name Faust genügt, um in jedem, der als Kunsthörer überhaupt in Betracht kommt, gewisse seelische Stimmungen wachzurufen, durch die er willig und fähig wird, einem einzelnen nun nachzufolgen, wenn der ihm seine Nachempfindung bei Faust vorführt. Denn darauf kommt es an für die Musik. Wenn die Musik weiter nichts geben soll als eine Umschreibung des in das Dichterwort Gefaßten oder im Gemälde Mitgeteilten, so ist sie herzlich überflüssig; denn sie wird in der Bestimmtheit dieser Mitteilung niemals diese anderen Künste erreichen können. Wohl aber kann sie in unendlich höherem Maße als diese anderen Künste das rein seelische Empfinden, das der betreffende Vorgang in einem Menschen auszulösen vermag, mitteilen. Aber es ergibt sich schon hier, daß alle musikalische Aussprache eines derartig von anderer Seite her empfangenen Begriffs naturgemäß die völlige Umsetzung dieser Welt aus einem begrifflichen oder äußerlich sinnlichen Erfahren in ein seelisches Erleben bedeutet. Es ist demnach auch klar, daß der Komponist nur dann als wirklich überzeugender Musiker schaffen kann, wenn in dem gewählten Vorwurf wenigstens für ihn die Vorbedingungen eines starken seelischen Erlebens vorhanden sind. Wenn z. B. Liszt Tasso aufgreift, so tut er das, weil ihm das Schicksal dieses einzelnen Künstlers gewissermaßen als typisch erscheint für das Geschick des Künstlers überhaupt, weil sein eigenes persönliches Erleben in ihm die Empfindungswelt dieses Tasso hervorzurufen vermag. Diese Fälle sind aber in der gesamten neueren sinfonischen Literatur ungeheuer selten. Viel zahlreicher sind jene, daß der Musiker eine geistig aus der Dichtung gewonnene Gestalt gewissermaßen objektiv wählt. Er hofft die verschiedenen besonders charakteristischen Seelenstimmungen, die der Betreffende erlebt, uns durch seine Musik stark veranschaulichen zu können. Zu diesem Zwecke bedarf es schon beinahe immer der Hilfe des gedruckten Programms. Wir müssen, sei es durch genaue Kenntnis der betreffenden Gestalt oder durch einen besonderen, außerhalb des musikalischen Werkes empfangenen Hinweis wissen, worauf es dem Künstler in diesem Falle ankam. Es wird sich also die endgültige Frage fast immer dahin zuspitzen, wie ein Musiker es vermocht hat, etwas Gegebenes auszudrücken. Wir erkennen hier ganz deutlich, wie auf diesem Wege, der scheinbar immer zu einer Bereicherung des Inhalts der Musik führen wollte, in Wirklichkeit die rein äußerliche Einkleidung eines bereits vorher vorhandenen Gehalts gelungen ist. Das ist das Verhängnisvolle, daß der seelische Inhalt dieser betreffenden Kunstwerke bereits ohne diese Kunstwerke vorhanden war.

Es geht aber hier noch weiter. Es tritt auf diesem Wege sogar die rein äußerlich erfaßte Sinnlichkeit der Musik wieder in die Herrschaft ein, insofern es oft genug gerade die äußeren Begleitumstände sind, die die Musik leicht veranschaulichen kann. Es ist viel leichter für die Musik, eine Schlacht als Schlachtenlärm nachzumachen, also gewissermaßen in unserer Phantasie das Bild einer solchen Schlacht wachzurufen, als die Empfindungen zu schildern, die ein irgendwie mit diesem Vorgang in Verbindung gebrachter Mensch während des Vorgangs fühlt. Es ist viel leichter, etwa bei Belsazar — wir haben eine sinfonische Dichtung dieser Art im letzten Jahr zu hören bekommen — den Festesprunk und auch die Zerstörung dieses Festes durch das Eingreifen der strafenden göttlichen Macht zu schildern, als mitzuteilen, welche seelischen Empfindungen in einem Menschen von heute, im Komponisten diese Episode Belsazar hervorruft. Dieses letztere aber wäre die Aufgabe einer wirklich seelischen Musik, nicht das erstere. Es ist ganz natürlich, daß es auch hier Fälle geben kann — gerade Belsazar gehört dazu —, bei denen bis zu einem gewissen Grade die rein äußerlich nachgehende, gewissermaßen malende Schilderung des Ereignisses ausreicht, um nun im Hörer seelische Stimmungen auszulösen. Aber man darf sich kein Hehl daraus machen, daß diese Art der sinfonischen Dichtung sich nur durch das Format und durch den Aufwand an Farbigkeit von jener so verachteten Salonmusik für Klavier unterscheidet, bei der das Klavier eine Spieluhr etwa nachahmt oder eine Äolsharfe. Auch da erreicht der Komponist ja nicht bloß, daß man ihm sagen kann: du hast die Geschichte verhältnismäßig sehr gut nachgeahmt, sondern er erreicht auch, daß in uns dieselben Stimmungsreize entstehen können, die in der freien Natur das seltsame Klingen der Äolsharfe hervorzurufen vermag. So kann dieses Dichten in Tönen schließlich bei einer ganz äußerlich erfaßten, in ihrem Wesen unseelischen Programmmusik münden. Das Unglück wäre nicht so groß, wenn nun wirklich dieses Enden bei der von äußeren Dingen bestimmten Musik gleichzeitig ein sinnliches Musizieren wäre. Aber leider ist auch dieser Gruppe der sinfonischen Dichtung gegenüber jene durch das Streben nach seelischem Ausdruck geschaffene formale Entwickelung in Geltung geblieben, die eigentlich die Entsinnlichung der Musik bedeutet. Wir haben dann das unerquickliche Verhältnis des riesigen Orchesterlärms um ein Nichts oder um ganz äußerliche Dinge.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Zwei Toten zum Gedächtnis
(Henrik Ibsen — Claire von Glümer)

Selten wohl hat ein Dichter sein Lebenswerk so rund und sauber abgeschlossen wie **Henrik Ibsen**, der am 23. Mai d. J. im 79. Jahre seines Lebens von uns gegangen ist. Sein letztes Werk, das 1899 erschienene Drama „Wenn wir Toten erwachen" bezeichnete er als Epilog, und in der Tat ist es denn auch, woran viele bis zuletzt noch immer nicht glauben wollten, sein Schwanengesang und der Schlußpunkt hinter seinem letzten Vermächtnis geblieben. Für die schöpferische Literatur war der Norweger also bereits seit sieben Jahren ein Toter; sein Wirken auf die europäische Dramatik kann aber durch seinen leiblichen Tod nicht gehemmt werden, sondern wird noch auf lange hinaus eine stählende Kraft ausüben. Auch Ibsen gehört, wie jeder schaffende Geist, zunächst seinem nordischen Vaterlande an, doch darf Deutschland den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, ihn am tiefsten begriffen, seinen Samen am liebevollsten gepflegt und sein literarisches Lebenswerk am sorgsamsten gesammelt und verwaltet zu haben. Deshalb hatten wir uns schon seit Jahrzehnten daran gewöhnt, ihn als einen der Unseren zu betrachten, und keine Nation hat auch nur annähernd so viele ernste und eindringende literarische Veröffentlichungen über ihn aufzuweisen wie die deutsche.* Auch unsere „Monatshefte" haben diesem in seinem ersten Range unbestrittenen Führer der europäischen Gegenwartsliteratur mehr als einmal in großen zusammenfassenden Aufsätzen gehuldigt: so schrieb im Aprilheft 1890, nachdem gerade die „Frau vom Meere" erschienen war, Paul Schlenther über ihn, und acht Jahre später, zwischen Ibsens vorletztem Werke „John Gabriel Borkman" (1896) und seinem „Epilog", faßte Prof. Richard M. Meyer zu des Dichters 70. Geburtstage noch einmal alles zusammen, was über seine äußere und innere Entwickelung wie über das grundlegende Wesen und den letzten Sinn seiner Dichtung zu sagen war. Daß dieses Dichters letztes Bekenntnis bitterer und resignierter ausklang, als man es damals annehmen konnte, vermag an jener Gesamtwürdigung nichts zu ändern; die dritte Stufe der Ibsenschen Dramatik, die zu immer steileren symbolischen Höhen der Weltbetrachtung hinaufführte, ließ schon damals erkennen, daß sein dichterisches Lebensbekenntnis nicht in einem jubelnden Optimismus ausklingen, sondern sich eher still und demütig bescheiden werde, ohne doch den Stolz des freien Willens, den er allzeit gepredigt hat, sich beugen zu lassen.

Das Bedeutendste, was die deutsche Ibsen-Verehrung hervorgebracht hat, ist die große deutsche Gesamtausgabe seiner Werke, die nach historisch-kritischen Gesichtspunkten seit dem 70. Geburtstage des Dichters nach und nach in zehn Bänden, herausgegeben von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther, erschienen und noch vor des Dichters Tode zum Abschluß gelangt ist (Berlin, S. Fischer; geb. je Mk. 4.50). Diese Ausgabe, die einzige, die

* Hier seien nur die wichtigsten kurz aufgeführt: H. Jaeger, Henrik Ibsen (übersetzt von H. Zschalig; Dresden, Heinr. Minden); Roman Woerner, Henrik Ibsen, 1. Band (München, Beck); Leo Berg, Henrik Ibsen (Köln, Alb. Ahn); Lothar, Henrik Ibsen (Leipzig, E. A. Seemann); A. von Hanstein, Ibsen als Idealist (Leipzig, Freund); E. Reich, Ibsens Dramen (Dresden, Pierson); Berthold Litzmann, Ibsens Dramen (Hamburg, Voß); für die Frauen und zur Einführung in Ibsens Gedankenkreise besonders zu empfehlen: Lou Andreas-Salomé, Henrik Ibsens Frauengestalten (2. Auflage; Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), eine geistvolle, tief eindringende, wenn auch stark subjektive Analyse der Nora, Frau Alving („Gespenster"), Hedwig („Wildente"), Rebekka West („Rosmersholm"), Ellida („Frau vom Meere") und Hedda Gabler.

Digitized by Google

heute für den ernsten deutschen Leser in Betracht kommen kann, nachdem sie uns all die Übersetzungssünden der früheren Einzelausgaben enthüllt hat, ist hier Schritt für Schritt verfolgt worden, so daß uns jetzt nur noch übrigbleibt, auf ihren Schlußband, der die **Briefe Ibsens** enthält, mit ein paar Worten hinzuweisen. Freilich darf man auch in diesem Bande nicht etwa einen behaglichen und intimen Plauderer erwarten, der sein Herz auf der Zunge trägt und das, was seine Dramen in spröder Schale verschließen, in geläufiger und bequem verständlicher Alltagssprache auslegt und erläutert. Auch im Bannkreis der Briefe begegnen wir derselben spröden, stachligen und sachlichen Persönlichkeit, die uns die Werke zeigen, und wer ihres Gewinnes teilhaftig werden will, muß zuvor den ganzen Menschen und Künstler erfaßt, muß gleichsam die Sprache seiner Seele sprechen gelernt haben. Nicht von ungefähr steht dieser Band am Schluß der Gesamtausgabe. Hat man aber das sich im Kerne immer gleich- und treubleibende Wesen dieses Bekenners erst einmal erfaßt, so werden die Briefe doch schließlich mit so vertraulichen Zungen zu uns reden, daß wir sie neben den schöpferischen Werken nicht mehr entbehren mögen. Zwar hat Ibsen wiederholt betont, daß er eine eingewurzelte Aversion gegen das Geschäft des Briefeschreibens habe, und daß es sein Fehler sei, sich wie der Skalde in den „Kronprätendenten" auch vor dem zuverlässigsten Freunde nie ganz entkleiden zu können; dennoch entschlüpft ihm hier manches, zumal über seine Stellung zu Welt und Menschen, wie auch zu seinen eigenen Werken, was wir aus diesen selbst nur mit Mühe und nicht ohne Widersprüche entnehmen würden. Wie wertvoll ist allein der Satz, den er im Jahre 1880 an seinen deutschen Übersetzer Ludwig Passarge geschrieben hat: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich **durchlebt** — wenn auch nicht **erlebt** habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört."

Wieviel Selbstbiographisches in Ibsens Dramen und Gestalten lebt, war ja wohl auch ohne diese Briefe schon bekannt und ohne weiteres einleuchtend; deshalb ergreift es aber nicht weniger, nun auch von dem Dichter selbst bestätigt zu hören, daß in „Peer Gynt" und im „Brand" ein Entwickelungsstück seines eigenen Ichs steckt, und daß andere Werke Stufen seines inneren Lebens festhalten, die er dann überwand oder ganz von sich abtat. Wie seine Werke, so kann auch die scheinbaren Widersprüche seiner Briefe niemand verstehen, der nicht das „Gesetz der Umwandlung" begriffen hat und respektiert, der nicht weiß, daß auch im Reiche des Genius viele Wohnungen sind, und daß das Heute nicht dem Gestern aufs Haar zu gleichen braucht, damit das Ganze am Ende doch eine starke, einheitliche Persönlichkeit widerspiegelt. Wie kleinlich hat man Ibsen verdächtigt, als er in einer nachgiebigen Stunde einer norddeutschen Schauspielerin (Hedwig Niemann-Raabe) zuliebe den Schluß seiner „Nora" zu einem freundlicheren Ausgang umbog, und wie belanglos erscheint diese kleine Augenblicksschwäche jetzt, wo wir in seinen Werken den ganzen Dichter, in seinen Briefen den mit jenem so harmonisch zusammenklingenden Menschen überschauen. Auch in den Briefen ertönt Blatt für Blatt die herbe Melodie der überzeugten Leidenschaft, der Leidenschaft der Idee und der Leidenschaft der Wahrheit: aber unter dieser Kälte, Härte und Strenge des Gestalters rauschen doch auch die warmen Quellen des Menschlichen, wie sie die Freundschaft und die mannigfachen sonstigen Beziehungen zu den Mitmenschen und den Ereignissen der Zeit hervorrufen. Geistreiche Aperçus wird man in diesem starken Bande selten oder gar nicht finden. Holden Phrasen oder schmückenden Bildern geht der Briefschreiber hier genau so unerbittlich aus dem Wege wie in seinen Dramen und Gedichten, wie in seinen Reden und seinen Prosaaufsätzen, aber auch Gemeinplätzen und Vorurteilen gönnt er keinen Raum, und kein menschlicher Vorteil vermag ihn zu bewegen, von der Wahrheit, soweit sie innerliches Gewicht hat, um Haaresbreite abzuweichen. Echt ibsenisch schließt die Briefsammlung mit einer kriegerisch gepanzerten Absage an einen holländischen Journalisten, der Ibsens ablehnende Haltung gegen die Burenbegeisterung des Jahres 1900 kritisiert hatte. Darin heißt es: „Ich stehe bei Ihrer Nation in einer tiefen persönlichen Dankesschuld, geehrter Herr Redakteur. Aber man darf nicht die Nachgiebigkeit verlangen, daß ich von dieser Schuld etwas durch Vergewaltigung meiner Überzeugung abtrage. Sie sagen zum Schluß, daß die Holländer die natürlichen Verteidiger der Buren in Europa sind. Warum haben Ihre Landsleute nicht einen wirkungsvolleren Verteidigungsplatz gewählt, solange es noch Zeit war? Ich denke an Südafrika. Und dann — seine Verwandten mit Büchern und Broschüren und offenen Briefen zu verteidigen! Gibt es, Herr Redakteur, nicht effektivere Waffen? Ich denke an —. Ihr ergebenster Henrik Ibsen."

Da haben wir den ganzen Dichter und Menschen: er redete nicht, er schuf und gestaltete. Er suchte die Wahrheit und formte ihre Erkenntnisse in Werke, die weder Kompromisse noch Rücksichten kennen. Mag das, was er uns auf dem Papiere hinterlassen hat, einmal vergehen oder unter dem Anhauch der Zeit erblinden — nicht verloren gehen wird der aufrechte Mut, die unerschrockene Charakterkonsequenz, mit der dieser Wahrheitssucher und Wahrheitsbekenner, ohne zu blinzeln, den letzten Dingen und ihren Folgen ins Auge sah. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In ungleich engeren Wirkungskreisen hat sich das Leben einer anderen literarischen Persönlichkeit abgesponnen, das wenige Tage früher, fast

Digitized by Google

gleichaltrig mit dem Ibsens, zur Rüste gegangen ist. Äußerlich freilich waren die Tage Claire von Glümers (geb. 18. Oktober 1825 zu Blankenburg am Harz) so reich an Erlebnissen wie nur möglich. Sie selbst hat diese Schicksale in ihrem vielgelesenen, erst kürzlich wieder neu aufgelegten Buche „Aus einem Flüchtlingsleben“ (Dresden, Heinrich Minden; 5 Mk.) ebenso wahrheitsgetreu wie anschaulich und fesselnd beschrieben. Eine Tochter des Advokaten Carl Weddo von Glümer, der als alter Burschenschafter und liberaler Publizist sich in der sächsischen Heimat mißliebig gemacht hatte, wurde auch sie frühzeitig in das Flüchtlingstreiben der dreißiger und vierziger Jahre hineingerissen. So verbrachte sie den größten Teil ihrer Jugend in Frankreich, namentlich im Béarn und in der Normandie, und kehrte erst als Sechzehnjährige nach Deutschland zurück, während ihr Vater noch bis zur Revolution von 1848 warten mußte, ehe sich auch ihm die Tür zur Heimat wieder auftat. Kaum waren die beiden vereint, als sie auch schon gemeinsam auf neuen Wegen dem alten Ideale der Freiheit nachgingen. Noch im Sturmjahre 1848 folgte Claire ihrem Vater als Gehilfin nach Frankfurt a. M. in die Deutsche Nationalversammlung, von wo sie bis zur Kaiserwahl Parlamentsberichte für die „Magdeburger Zeitung“ schrieb. Drei Jahre später ging sie nach Dresden, um ihrem Bruder Bodo beizustehen, der wegen Beteiligung am Maiaufstande zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt war. Ein Fluchtversuch, von der tapferen Schwester begünstigt, mißglückte und trug der Helferin eine dreimonatige Haft in Hubertusburg ein. Sie lebte nun in Wolfenbüttel, ihrer zweiten Heimat, bis sie 1859 nach Begnadigung ihres Bruders ihren Wohnsitz wieder in Dresden nehmen durfte. Hier hat sie dann, lange Jahre in engem und innigstem Zusammenleben mit ihrer Dresdener Freundin Auguste Scheible, die ihr in jenen schweren Prüfungsjahren zu einer treuen Kameradin wurde, bis zu ihrem Tode ihren Erinnerungen und ihrer regen, mannigfach verzweigten schriftstellerischen Tätigkeit nachgehangen. Von ihren novellistischen Arbeiten, die sich mit Vorliebe auf französischem Provinzialboden, in den Pyrenäen, der Bretagne und dem Béarn bewegten, haben auch die „Monatshefte“ in früheren Jahren wiederholt Proben gebracht („Dunkle Gaben“, Märzheft 1865; „Blut um Blut“, Juniheft 1880; „Lutin und Lutine“, Aprilheft 1883). Nicht umsonst hatte die Geschichte mit so unerbittlicher und eindringlicher Stimme auch zu der Schriftstellerin gesprochen: in allen ihren Romanen und Novellen begegnen wir einer lichten, klaren und festen Sachlichkeit und einem manchmal fast männlich anmutenden Verständnis für die Realitäten des Lebens. Damit geht freundschaftlich Hand in Hand eine rege, phantasievolle Erfindungsgabe, die unseren gesteigerten Anforderungen an die psychologische Kunst des Dichters nicht mehr überall genügt, die sich dafür aber auch nirgends auf allzu verschlungene romantische Seitenpfade locken läßt. In ihren späteren Jahren war Claire von Glümer dann hauptsächlich als Übersetzerin tätig, und aus dem Französischen, Englischen und Russischen hat sie uns, immer in saubersten, geschmackvollster Form, so bedeutsame Werke vermittelt wie die Selbstbiographie George Sands, Lanfreys „Geschichte Napoleons I.“, Turgenjeffs „Väter und Söhne“ und Swifts „Tagebuch in Briefen an Stella“. Auch die inhaltsreichen und warmherzigen „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient“ (1862), die jetzt in dritter Auflage in die Reclamsche Universalbibliothek übergegangen sind (Nr. 4611—12; geb. 80 Pf.), möchten wir in dem Lebens- und Schaffensbilde einer Schriftstellerin nicht vermissen, die so wie Claire von Glümer allem, was sie einmal mit Liebe umschlossen hatte, die Treue zu bewahren wußte, die so neidlos war, wo es galt, fremde Verdienste anzuerkennen und junge, zukunftsfrohe Bestrebungen zu unterstützen. Unverbittert durch die Wandlungen, die die Zeit erfahren hatte, nicht vergrämt durch die von ihrem Jugendideal scharf abweichenden Entwickelungswege, die unsere vaterländische Geschichte eingeschlagen hat, ist sie bis zum letzten Atemzuge der Liebe zu diesem Wirklichkeitsleben treu geblieben, und mit wie vornehmer, in Bescheidenheit stolzer Resignation sie auf ihre achtzig Jahre zurückblickte, beweist der Spruch, den sie unseren „Monatsheften“ — wohl das Letzte, was ihrer Feder überhaupt entflossen ist — zum Beginn des hundertsten Bandes in die „Gedenkblätter und Festgrüße“ schrieb:

Meine achtzig Lebensjahre,
Welch ein kämpfereiches Bild!
Aber aus der Zeiten Ferne
Grüßt mich alles friedlich mild.
Wozu fragen, ob mehr Leiden,
Ob mehr Freuden mir gegeben?
Aus des Alters stillen Tagen
Blick' ich dankerfüllt zurück.
Freud' und Schmerz vereint ist Leben,
Und zu leben war mir Glück.

F. D.

Deutsche Literaturgeschichte

Die seit etwa zwei Jahren im Erscheinen begriffene Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von Prof. Dr. Anselm Salzer (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft; vollständig in etwa 25 Lieferungen zu je 1 Mk.) ist mit ihren neuesten Lieferungen mittlerweile an der Schwelle der Neuzeit angelangt. Man weiß, daß Salzers Literaturgeschichte auf katholischer Grundlage aufgebaut ist, und daß sie mit der Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse, in denen die Dichtungen wurzeln, nicht nur eine ästhetische Beurteilung der Dichter und ihrer

Digitized by Google

Werke, sondern auch die Mitteilung charakteristischer Proben verbindet. Es fragte sich, ob diese Prinzipien der Darstellung nicht zu tendenziöser Einseitigkeit oder kritikloser Berichterstattung führen mußten; diese Bedenken dürfen aber jetzt, wo bald zwanzig Lieferungen vorliegen, als zerstreut gelten, und so muß Salzers Buch in der Tat als die erste katholische Literaturgeschichte bezeichnet werden, die, in modernem Sinne geschrieben, Lesbarkeit mit Wissenschaftlichkeit vereint und durch Beigabe guter authentischer Abbildungen, zumal aus der Kulturgeschichte des Volkes, das geschriebene Wort lebendig macht. Namentlich die bunten Illustrationstafeln verdienen lebhafte Anerkennung, auch wo die farbige Wiedergabe, zum erstenmal in einer Literaturgeschichte, auf Bildnisse ausgedehnt ist. Im Text der letzten Lieferungen steht Luther beherrschend im Mittelpunkt, und da muß anerkannt werden, daß der Verfasser zum wenigsten dem Schriftsteller Luther vollauf gerecht wird. Nur eins möchte man fragen: wie will der Verfasser, der in der 19. Lieferung glücklich bis zu Martin Opitz gelangt ist, in den wenigen noch fehlenden Lieferungen die ganze Neuzeit mit der klassischen Periode von Weimar im Mittelpunkte erledigen? Wird sich da nicht das alte Grundübel der akademischen Literaturgeschichten wiederholen, daß gerade das Junge und Lebendige am eiligsten und stiefmütterlichsten abgetan wird?

Gleichfalls hauptsächlich für katholische Leser bestimmt ist Gustav Brugiers „Geschichte der deutschen Literatur“ (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung; 2. Auflage; geb. Mk. 8.50). Auch sie bringt viele Proben und ist vornehmlich für Schule und Selbstbelehrung bestimmt. Aber wissenschaftlich ernst ist sie so wenig zu nehmen wie Königs nur allzuweit verbreitetes Bilderbuch, mag darin manches noch so „liebenswürdig“ behandelt sein. Sie bleibt überall an der Oberfläche haften, dringt nirgends in das Wesen der Dichter, geschweige denn in das Wesen der Literaturbewegungen und -perioden ein. — Wieviel mehr geben da die auf 184 Seiten zusammengedrängten „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte“ von Prof. Dr. Gotth. Klee (Berlin, Georg Bondi; geb. 2 Mk.). Man merkt eben sofort, daß man hier an der Hand eines geschulten Fachmannes und eines tüchtigen Pädagogen die deutsche Literatur durchwandert, eines Mannes, der Wesentliches und Unwesentliches durch die Praxis zu unterscheiden gelernt hat, und der niemals, auch in der Darstellung der ältesten weit abliegenden Literaturdenkmäler nicht, die Beziehung auf die lebendige Gegenwart vergißt. Lange, allzulange hat Kluges Grundriß in unseren Schulen fast die Alleinherrschaft in der Literaturgeschichte gehabt, ein Buch, das von Willkürlichkeiten, Ungerechtigkeiten und Geschmacklosigkeiten strotzte. Wir dürfen uns freuen, daß es jetzt endlich von einem so ungleich besseren Nachfolger wie Klees Buch abgelöst ist. Dafür zeugt die Tatsache, daß dieses jetzt bereits in über 25000 Abzügen in unseren Schulen verbreitet ist. Eins noch sei schließlich nicht vergessen: Klees Darstellung ist durchwärmt von jener innerlichen Vaterlandsliebe, von jenem Sicheinsfühlen mit seinem Volke und seiner Zeit, das nicht in Worten kramt, aber desto tiefer ins Herz dringt, vornehmlich in das der Jugend. — In vierter Auflage liegt Sterns „Allgemeine Literaturgeschichte“ (Leipzig, Weber; geb. 4 Mk.) vor, ein Handbuch, das mit äußerster Knappheit (417 S.) eine vertrauenerweckende Sicherheit des Ausdrucks und sein abgewogene Urteile zu verbinden weiß.

Als vor sechs Jahren zuerst die „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ von Prof. Dr. Richard M. Meyer erschien, richtete sich einer der heftigsten kritischen Vorwürfe, die sie erfuhr, gegen ihre willkürliche oder oberflächliche Einteilung in Jahrzehnte, die zur Folge hatte, daß oft ganz heterogene Erscheinungen zusammengekoppelt und durch spitzfindige, übergeistreiche Vergleiche oder Kontrastierungen zu einander in Beziehung gesetzt wurden. Der Verfasser scheint die Berechtigung dieser Kritik eingesehen zu haben; jedenfalls hat er in der vor kurzem erschienenen dritten, umgearbeiteten Auflage (Berlin, Georg Bondi; geb. 10 Mk., geb. Mk. 12.50) die Einteilung nach innerlich zusammengehörenden Gruppen und Richtungen durchgeführt. Die Komposition des Werkes hat dadurch außerordentlich gewonnen; die geistigen Zusammenhänge unserer neuen und neuesten Literaturentwickelung treten so sehr viel klarer und übersichtlicher hervor. Die vielgerühmte Objektivität, eine Himmelstochter, deren Namen wir so oft im Munde führen, und die doch so selten auf die Erde herabsteigt, wird man von einem Buche, das sich mit der jüngsten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart beschäftigt, nicht verlangen dürfen. Meyer hat seine ausgesprochenen Zu- und Abneigungen. Das Kapitel über die Romantik zum Beispiel konnte nur jemand schreiben, der nicht nur mit wissenschaftlichem Kopfe, der auch mit liebevollem Herzen in ihr Wesen eingedrungen ist. Die Subjektivität des Verfassers wächst mit dem Quadrat der Annäherung an die Gegenwart. Manchmal hat man dann — ich denke an die Abschnitte über Wilhelm Jordan — wohl das Gefühl, als entlade sich sein Zorn in einer Weise, die in einer literarischen Zeitschrift besser am Platze gewesen wäre als in einem Geschichtsbuche. Dagegen läßt man es sich gern gefallen, wenn man bald darauf den Herzschlag der Sympathie und damit des innigsten Verständnisses so warm pulsen fühlt wie in allem, was Meyer über Fontane sagt. Doch ein Buch wie dieses, das nahezu 1000 Seiten umfaßt und etwa 1500 literarische Persönlichkeiten behandelt, darf beanspruchen, daß man sich nicht an Kleinigkeiten festhält, sondern es als ganzes wägt. Da muß denn mehr noch als die erstaunliche, durchweg selbständige Belesenheit des Verfassers seine vielseitige Bildung und sein weiter Blick anerkannt werden. Das alles aber würde noch nicht ver-

bürgen, daß er das gewaltige Material nun auch zu beherrschen und lebendig zu gestalten versteht. Anschauungen, Bilder, Porträts, Charakteristiken — das allein kann dem Leser eines solchen Buches frommen. Die aber finden wir bei Meyer. Die meisten dieser literarischen Persönlichkeiten treten von den Blättern seines Buches leibhaftig vor uns hin, sprechen mit uns und schreiten uns hinfort als gute Bekannte zur Seite. Diese Gabe der Verlebendigung ist nun und nimmer aus zweiter Hand zu schöpfen; sie verlangt ein selbständiges Durchdringen und Erfassen des Gegenstandes, und in dieser Tatsache liegt dann ferner zugleich die Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Darstellung, soweit es sich um geschichtliche Tatsachen handelt. Unvorbereiteten Lesern freilich wird man das Buch trotzdem nicht empfehlen können; nur wer mit der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts schon einigermaßen vertraut ist, und wer auch gereizten Widerspruch zu den Genüssen einer ernsten Lektüre zählt, wird sich des Werkes recht erfreuen können.

Recht langsam rückt der zweite Band der Nagl-Zeidlerschen „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte" vorwärts (Wien, Carl Fromme; 2. Band: Von der Kaiserin Maria Theresia bis zur Gegenwart; 17 Lieferungen zu je 1 Mk.). Diese Langsamkeit aber kommt der Gründlichkeit der Forschung und der Gewissenhaftigkeit der Darstellung zugute, wovon man sich z. B. aus der Lieferung 11 überzeugen kann, in der Professor Zeidler die Altwiener Theaterzeit mit ihren Feenmärchen, Zauberopern und Ritterpossen behandelt. In Raimund und Mozart gipfelt diese Entwickelung, und es ist außerordentlich reizvoll, diese beiden herrlichen Erscheinungen langsam aus wirrem Unkraut und wucherndem Gestrüpp emporblühen zu sehen. Dabei kapselt sich der Verfasser in der Schilderung dieser Epoche keineswegs spezialistisch ein, vielmehr läßt er seinen Blick immer hinüberschweifen zu den gleichzeitigen literarischen Strömungen im deutschen Nachbarreiche, von wo die Romantik mit ihrer ausgesprochenen Vorliebe für fahrendes Volk und ungebundenes Zigeunerweien in der Kunst dieser ganzen Richtung eigentlich erst den literarischen Segen erteilte. Glanzpunkte dieser Lieferung bilden die Geschichte der „Zauberflöte", die Zeidler nach neuen Gesichtspunkten darstellt, die Analyse des „Donauweibchens" und ähnliches. Auch die Illustrationen bringen mancherlei Neues und Besonderes, wenn ihre Technik billigen Ansprüchen auch nicht immer genügt.

Die allgemeine, mit erhöhter Lebhaftigkeit wiedererwachte Teilnahme und Bewunderung, die unsere Klassiker neuerdings genießen, prägt sich auch in der Literaturgeschichte aus. Seit langem hat uns kein Jahr so viele gediegene Einzelschriften über unsere klassische Literaturperiode gebracht wie das Schillerjahr 1905, und dieser Segen hat dann seine rückwirkende Kraft auch auf die bahnbrechenden Vorklassiker ausgestrahlt. So hat Gustav Kettner in einem eigenen Bande „Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit" betrachtet (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; geb. 9 Mk.). Die ästhetische Erklärung baut sich hier auf der breitesten literarhistorischen Grundlage auf, vermag man doch ohne die Kenntnis ihrer literarischen Voraussetzungen und Beziehungen am allerwenigsten über Lessings ganz in ihrer Zeit wurzelnde Dramen ein sicheres Urteil zu gewinnen. Vor allem aber kommt es dem Buche darauf an, „den geistigen und sittlichen Kern als den eigentlichen wirksamen" scharf zu erkennen und klar herauszuheben, auch hier natürlich immer im engsten Zusammenhang mit den Anschauungen und Stimmungen der Zeit. Besonders wertvoll dafür ist die Einleitung. Sie charakterisiert eingehend die wichtigsten Erscheinungen des bürgerlichen Dramas vor Lessing, um an ihnen die leitenden Ideen, die traditionellen Motive, die Typen und die Technik zu zeigen. So erst ist der Hintergrund geschaffen, auf dem sich nun Lessings Bild in seiner ganzen Größe und Bedeutung wirkungsvoll abheben kann.

Eine wichtige Vermehrung erfährt jetzt unsere große klassische Lessingausgabe von Lachmann-Muncker. Mit ihrem fünfzehnten Bande war die Reihe der Lessingschen Schriften im eigentlichen Sinne erschöpft, jetzt folgen die „Briefe von und an Lessing" in fünf besonderen Bänden (herausgeg. von Prof. Franz Muncker; Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung; geb. je Mk. 6.50). Mit der Veröffentlichung dieser persönlich und zeitgeschichtlich gleich wichtigen Briefe in einer historisch-kritischen Ausgabe wird einem schon seit langer Zeit von allen Literaturfreunden und jedem Kenner unserer klassischen Literatur lebhaft geäußerten Wunsche entsprochen. Es eröffnet sich dadurch nicht nur für den Gelehrten eine unerschöpfliche Quelle, sondern es wird auch im wahren Sinne des Wortes ein Hausschatz geschaffen, der eine wertvolle Beigabe zu jeder Ausgabe von Lessings Werken ist. Die Ausgabe zeichnet sich durch größtmögliche Vollständigkeit aus und vermerkt namentlich auch alle jene Briefe, deren Wortlaut wir zwar nicht kennen, deren Inhalt wir aber zum Teil zu erschließen vermögen.

Lessing war unser erster wahrhaft großzügiger Kritiker und zugleich der erste deutsche Publizist, der diesen Namen durch den geistigen Gehalt seiner Gedanken und den charaktervollen Ernst seiner mannhaften Persönlichkeit adelte. So wird es sich ohne weiteres rechtfertigen, wenn wir hier einen Hinweis auf die von Ludwig Salomon verfaßte „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" einfügen (bisher zwei Bände; Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; Preis 6 Mk.). Mit dem Zeitalter der Reformation beginnend, wo sich die ersten Keime des Journalismus rühren, und dann fortwandernd durch die düstere Periode des Dreißigjährigen Krieges, durch die Frühlingslandschaften der friderizianischen Zeit bis herüber in die blendende Lichtfülle der Gegenwart führt der Verfasser uns eine Reihe der interessantesten Kulturgemälde,

Digitized by Google

eine lange Galerie der eigenartigsten Charakterköpfe vor. Dabei zieht das ganze mühevolle Ringen und Kämpfen der letzten drei Jahrhunderte an uns vorüber; denn in dem deutschen Zeitungswesen bietet sich uns zugleich ein Spiegelbild unserer gesamten nationalen Entwickelung dar.

Endlich verdienen noch ein paar Schriften zur Geschichte der neueren und neuesten Literatur genannt zu werden: Christian Petzets fleißiges und geschmackvolles Buch „Die Blütezeit der politischen Lyrik von 1840—1850“ (München, J. F. Lehmann; 9 Mk.), mit dessen Darstellung sich eine ausgiebige Blütenlese aus den damaligen, auch den in Zeitschriften und Flugblättern verborgenen Schöpfungen verbindet, sowie seines Sohnes Erich Petzet zuerst (in gekürzter Gestalt) in den „Monatsheften“ erschienene Studie „Paul Heyse als Dramatiker“ (Stuttgart, Cotta; 2 Mk.), die vielleicht das gesunde Maß der Kritik um eine Linie überschreitet, aber auch mancher Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit unserer landläufigen Kritik mit guten Waffen entgegentritt. — Über den „Deutschen Roman des neunzehnten Jahrhunderts“ hat Hermann Mielke nach seinem umfangreichen Buch jetzt eine kleine populäre Darstellung in der bekannten Sammlung Göschen veröffentlicht (geb. 80 Pf.), die sich durch Sachlichkeit und Ruhe auszeichnet. —l.

Konversationslexika

Zum sechsten Male hat der „Große Meyer“ (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) begonnen, seinen Siegeszug durch die deutsche Welt anzutreten, schon äußerlich stattlicher und umfangreicher als sonst. Eine modern stilisierte, doch einfache und kräftige Goldpressung ziert den Rücken der schmucken Halblederbände, und statt der ehemaligen siebzehn haben sich diesmal ihrer zwanzig zusammengetan, um auf wißbegierige Fragen Rede und Antwort zu stehen (geb. je 10 Mk.). Dreizehn von diesen zwanzig Bänden (die Buchstaben A bis M) liegen jetzt abgeschlossen vor. Von der Unentbehrlichkeit dieses alten bewährten Freundes zu sprechen, ist Verschwendung, denn jedem ist wohl schon die Einsicht aufgegangen, daß die gerühmte „allgemeine Bildung“ in unseren Tagen, wo man dem vielen Neuen kaum folgen kann, zu einem fast unerschwinglichen Luxusartikel geworden ist. Überall gerät man auf Irrwege und muß froh sein, sich in dem engeren Kreise seines Berufes zurechtzufinden und eine Stelle zu wissen, wo man sich über fernerliegendes Altes und Neues schnell, knapp und zuverlässig unterrichten kann. Daß diese Aufgabe „Meyers großes Konversationslexikon“ in unübertrefflicher Weise erfüllt, ist allbekannt, und diese Zeilen haben keinen anderen Zweck, als darauf hinzuweisen, daß das Werk an äußerer Ausstattung wie an Inhalt mit der Zeit fortgeschritten ist und so mit Recht den Anspruch erheben darf, mit derselben Anerkennung begrüßt und mit demselben Vertrauen befragt zu werden wie ehedem. Aber das Lexikon gibt uns — und darauf muß immer wieder hingewiesen werden — nicht nur soweit Auskunft, als nach seinem Haupttitel für die vorläufige Entscheidung einer Frage, wie sie aller Augenblicke in der Konversation eines gebildeten Menschen auftauchen kann, zu wissen nötig ist, sondern es geht tiefer, und der Hauptnachdruck ist auf seinen Untertitel: „Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens“ zu legen. Das will besagen, daß in diesen zwanzig Bänden das allgemeine Wissen der Menschheit niedergelegt ist, nicht in aller Ausführlichkeit, denn das muß natürlich der Fachliteratur vorbehalten bleiben, sondern „allgemein“, d. h. in den wissenswertesten Hauptsachen, und da genau, auch gegen die schärfste wissenschaftliche Kritik gefeit. Hierfür bürgt die große Zahl anerkannter Fachgelehrter, die sich in den Dienst dieses rühmlichen Unternehmens gestellt haben, und die wissenschaftliche Vertrauenswürdigkeit des Werkes wird denn auch in immer noch steigendem Maße von den Gelehrten anerkannt, während in früheren, jetzt freilich fast schon verschollenen Zeiten gerade sie mit dem Konversationslexikon den Begriff der Oberflächlichkeit verbanden. In einer Beziehung wird es aber gerade den Männern der Wissenschaft unschätzbare Dienste leisten können: in der Zuverlässigkeit der Bibliographie, die auch in dieser neuesten Auflage wieder selbst auf den entlegensten Gebieten unseres Wissens mit peinlichster Aussonderung des Minderwertigen und Veralteten bis auf die letzten Erscheinungen vervollständigt worden ist. Im übrigen ist Meyers Großes Konversationslexikon geblieben, was es von Beginn vor allem sein wollte: ein Vertrauensmann der deutschen Familie. Dafür sorgt in erster Linie die klare, allgemein verständliche Sprache, die sich von gelehrtem Schwulst wie oberflächlichem Wortgeklingel gleich fern hält. Nicht minder anzuerkennen ist die strenge Unparteilichkeit bei der Behandlung politischer und religiöser Fragen und die Gründlichkeit, mit der auf technische und vor allen Dingen auch auf die zeitbewegenden sozialen Probleme eingegangen wird. So will und kann das Lexikon ein Allerweltsfreund und Berater sein, denn niemand, mag er einem Berufskreise angehören, welchem er will, wird vergeblich bei ihm anklopfen. Die bisher erschienenen dreizehn Bände der neuen Auflage beweisen, daß der Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig sich das Bismarckische „Toujours en vedette!“ als Losung erkoren hat und daß er bestrebt gewesen ist, nicht bloß äußerlich zu ergänzen, sondern das ganze ungeheure Feld, entsprechend den neuen Resulta-

Digitized by Google

Max Arthur Stremel: Empfangszimmer in Goethes Hause.

(Aus „Otto Julius Bierbaums Goethe-Kalender für 1906“, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), Leipzig.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

ten des forschenden Menschengeistes, völlig umzugraben, auf daß es desto köstlichere Früchte trage. Diese Frucht ist nicht ausgeblieben. Natürlich ist es ausgeschlossen, die gewaltige Arbeit abzuschätzen und richtig zu bewerten, die da geleistet worden ist. Einen leisen Begriff können aber folgende Zahlen geben: die zwanzig Bände werden enthalten: mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) und 130 Textbeilagen. Noch zu betonen ist, daß dieses Werk auch typographisch ein Musterwerk ist, und daß die vielen Abbildungen und Karten, insbesondere die Farbendrucktafeln mit dem Aufgebot all der reichen Mittel hergestellt worden sind, die der Illustrationskunst zur Verfügung stehen.

Etwas vollständig Neues sind die Tafeln mit den **Bildnissen von berühmten Persönlichkeiten**, die sich um die behandelte Materie verdient gemacht haben. Damit ist nun endlich ein oft, zum ersten Male und am nachdrücklichsten wohl an dieser Stelle (Novemberheft 1897) geäußerter Wunsch aller derer erfüllt worden, die in dem Porträt den mehr als zufälligen Ausdruck einer Persönlichkeit und ein wichtiges Anschauungsmittel für geistige Werte sehen. Man glaube nicht, daß diese Bereicherung auf eine Laune unseres Geschmacks oder gar auf einen Geschäftskniff des Verlages zurückzuführen sei. Nein, in solchen Dingen spiegelt sich am ehesten die innere Wandlung der Zeit, in diesem Falle die auch sonst deutlich genug erkennbare Wendung zum Persönlichen, die unsere Tage von der einseitig das soziale Element anbetenden Periode unterscheidet. Das Konversationslexikon wird — seine Sachlichkeit und Unparteilichkeit bleibe dabei völlig unangetastet — auf diesem Wege fortschreiten müssen, will es in der Linie der Entwickelung bleiben. Es wird namentlich auch in den geschichtlichen, insbesondere in den literarhistorischen Artikeln aus der Gegenwart noch mehr die Scheu vor — ich will nicht sagen: dem subjektiven Urteil, aber vor der persönlichen Charakteristik überwinden lernen müssen. Was nützt es, etwa bei Dehmel alle seine „durch eine starke Neigung zum Symbolismus charakterisierten" Gedichtsammlungen aufzuzählen? Ein paar Sätze über das Wesen seiner Lyrik nach Form und Inhalt würden sich mehr Dank erwerben. Überhaupt wäre es nachgerade Zeit, der **modernen Literatur** etwas mehr Raum und Liebe zu schenken, als es bisher in all unseren Konversationslexiken geschehen ist. Man mag diese Zurückhaltung bedauern, bedauern schon deshalb, weil ja bekannt ist, wie vielen zuerst das Konversationslexikon über einen Namen aus der Literatur- und Schriftstellerwelt Auskunft geben muß — das Konversationslexikon deshalb einen „Kulturhemmer" zu schelten, wie es wohl geschehen, zeugt von einer Kurzsichtigkeit und Befangenheit, die ans Kleinliche streift.

Ein Konversationslexikon schwört auf kein religiöses Bekenntnis, wie es auf keine politische Partei schwört. Und in der Tat sind wohl der Brockhaus und der Meyer heute in Süd- wie in Norddeutschland, in den katholischen wie in den protestantischen Ländern gleich stark verbreitet. Dennoch hat sich neben ihnen ein ausgesprochen katholisches Unternehmen, wie **Herders Konversationslexikon**, durchzusetzen und zu behaupten vermocht. Es erscheint augenblicklich sogar schon in dritter, reich vermehrter und sorgfältig verbesserter Auflage (Freiburg i. Br., Herder; 8 Bde., geb. in Halbfranz je 12,50 Mk.). Vielleicht war eine Gründung wie diese wirklich ein Gebot nicht nur der Notwendigkeit, sondern geradezu der Notwehr. Jedenfalls haben es die „Stimmen aus Maria-Laach" einmal als ein „vitales Interesse" aller Katholiken bezeichnet, „daß endlich der wüste Schwarm von Irrtümern und falschen Anschauungen verdrängt werde, welche der Liberalismus über Kirche und Katholizismus in den weitesten Kreisen verbreitet hat". Sie haben damit wohl das Hauptmotiv namhaft gemacht, weshalb dieses Unternehmen ins Leben gerufen worden. Zum mindesten fand man auf katholischer Seite von jeher das katholisch-positive Element in den großen Konversationslexiken von Meyer und Brockhaus zu wenig berücksichtigt und klagte über hier zutage tretende Unkenntnis oder falsche Auffassung der katholischen Lehren des Glaubens und der Moral, der katholischen Hierarchie usw. Wer wollte es den deutschen Katholiken verdenken, diesen schmerzlich empfundenen Mißständen und Lücken in unserer enzyklopädischen Literatur durch eine positive Leistung zu begegnen? Man hat eingewendet, „Objektivität" sei doch aber durch den Sinn und Grund solcher Unternehmung von vornherein ausgeschlossen. Ein sehr empfindlicher Begriff und ein sehr zweischneidiger Vorzug, diese „Objektivität"; man glaube nur: es wird damit ein starker Unfug und eitel Spiegelfechterei getrieben. Es fragt sich, ob diese überirdische Tugend einem Sterblichen überhaupt gegeben ist, gegeben sein kann. Selbst der, der immer als ihr Meister und Muster aufgerufen wird, selbst Ranke hat sie für sich abgelehnt, und Treitschke erklärt sogar einmal „jene blutlose Objektivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht", für das gerade Gegenteil des echten historischen Sinnes. Deshalb sei die Berechtigung, ein ausgesprochen katholisches Konversationslexikon zu gründen, den Katholiken so wenig bestritten wie den Protestanten die eines protestantischen. Auf das Wie kommt auch hier alles an. Da muß nun zunächst anerkannt werden, daß das Herdersche Konversationslexikon sich durchweg einer meisterhaften Knappheit, Gediegenheit und Klarheit des Ausdrucks befleißigt. Auf verhältnismäßig engem Raum viel zu sagen, ist eine Kunst, die die Mitarbeiter verstehen oder — was wahrscheinlicher — unter der Zucht der Redaktion vortrefflich gelernt haben. Auch Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit steht den

Digitized by Google

Artikeln auf der Stirn geschrieben, und die Illustrierung, wenn sie sich auch in bescheideneren Grenzen hält als die von Meyer und Brockhaus, weiß der Erklärung und Erläuterung schwierigerer Dinge vortrefflich zu dienen. Namentlich für die kunstgeschichtlichen Artikel sind die Einzelbilder wie die Bildertafeln gut gewählt und ausgeführt, ohne daß deshalb die technischen und naturwissenschaftlichen Gebiete sich vernachlässigt zeigten. Das alte Kreuz der Konversationslexika, die literarhistorischen Artikel, sie zeigen auch hier ihre Rücken und Tücken, zumal da sie sich im Gegensatz zu denen im Meyer und im Brockhaus nicht mit bloßen sachlichen Angaben begnügen, sondern eine Kennzeichnung und Würdigung der Dichter und Schriftsteller versuchen. Ja, es gibt Charakteristiken in dem Herderschen Konversationslexikon (z. B. „Goethe"), die eine erstaunliche Engherzigkeit, um nicht zu sagen Beschränktheit, Beschränktheit des Verstandes und des Gefühls, an den Tag legen. Doch anderseits: bei so gefährlichen Stich- und Schlagwörtern wie Index, Jesuiten, Inquisition, Huß usw., da überrascht die ruhige Sachlichkeit der Darstellung, die sich nirgend zur Polemik verführen läßt, sondern überall ernst, gerecht und würdig zu werten versucht. Dieser Vorzug macht das Werk auch Nichtkatholiken wertvoll, wenigstens da, wo es sich um Aufklärung über spezifisch katholische Wissensgebiete handelt (Dogmatik, Kultus, Kirchengeschichte, Ordenswesen, Kongregationen u. a.). — Von dem auf acht Bände berechneten Werke liegen bisher fünf vor (— Mira); voraussichtlich wird das Ganze im Jahre 1907 noch zum Abschluß kommen.

Der älteste deutsche Konversationslexika-Verlag, das Haus F. A. Brockhaus in Leipzig, läßt ebenfalls in diesem Jahre eine neue Auflage seines Konversationslexikons, und zwar des Kleinen, erscheinen. Das auf zwei Bände berechnete Werk ist, wie der bis jetzt vorliegende erste Teil (A bis K) zeigt, außen wie innen vollständig neu ausgestattet und bearbeitet. Im Gegensatz zum „großen Brockhaus", dessen Aufsätze zu genauerer und eindringlicherer Lektüre einladen, sollen die Artikel dieses Werkes in erster Linie zur augenblicklichen Orientierung auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Tätigkeit dienen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Buch bearbeitet worden; es ist also nicht, wie man wohl im großen Publikum meint, ein nur mit starken Kürzungen arbeitender Auszug aus dem größeren Werke. Zu bewundern ist die schier unbegrenzte Fülle von Stichwörtern, die auf dem verhältnismäßig engen Raum des ersten Bandes untergebracht sind, und mit Dank wird man die kleinen Erleichterungen, die für das Auffinden geschaffen sind, und den bei aller Kleinheit klaren Druck empfinden. Auch mit der Illustrierung, die ja so oft viele Worte unnötig macht, ist nicht gespart worden. Zu den zahlreichen Abbildungen im Text kommen noch besondere Bildertafeln in Bunt und Schwarz, die der Kultur- und Kunstgeschichte, der Naturwissenschaft und Technik dienen. Die vielen geographischen Karten und Pläne vereinigen sich zu einem brauchbaren Atlas. Dazu kommen noch statistische Tabellen. Der Preis des geschmackvoll gebundenen ersten Bandes beträgt 12 Mk.

Das Konversationslexikon ist das älteste und ausgedehnteste Unternehmen des Hauses F. A. Brockhaus, aber um diese Publikation der Firma gruppiert sich ein stolzer Kreis anderer Veröffentlichungen der philosophischen, philologischen, literarhistorischen, namentlich aber der naturwissenschaftlichen und ethnographisch-geographischen Richtung. Wie diese sich allmählich, dank einer rastlosen Tätigkeit, einem weitblickenden Unternehmungsgeist und einer lebendig mit den Interessen der Zeit lebenden Intelligenz an jene erste Unternehmung angegliedert haben, mannigfaltig und doch den vornehmen Charakter des Hauses nicht störend, davon berichtet die Geschichte der Firma F. A. Brockhaus, die Heinr. Ed. Brockhaus zum hundertjährigen Jubiläum des Hauses (1905) geschrieben und im Brockhausischen Verlage hat erscheinen lassen (mit sechzehn Tafeln, darunter acht Bildnissen in Stahlstich; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Dies Buch hat selbstverständlich zunächst familiäre und intime Bedeutung, bringt aber im Verlaufe seiner Darstellung so vieles, was in unsere Geistes-, besonders unsere vaterländische Literaturgeschichte einschneidet, daß es auch allgemeines Interesse beanspruchen darf.

Oskar Bie: „Der Tanz"

Oskar Bies Buch über den Tanz ist erschienen, und zwar in Gestalt eines so dickleibigen Bandes, daß mancher zunächst erschrecken und sich bekreuzen mag, eine so schwebende, flüchtige und grazile Kunst in einem so wuchtigen Foliantem dargestellt zu finden (Berlin, Bard, Marquard u. Co.; mit Buchschmuck von Karl Walser). Aber gerade den Lesern dieser „Monatshefte" braucht am allerwenigsten gesagt zu werden, daß Oskar Bie keine lederne Gelehrtenschwarte schreibt. Wohl steckt in diesen vierteshalbhundert Seiten ein langjähriges, mit Fleiß und Schweiß getriebenes Studium, das auch dem Staub und Modergeruch alter Bibliotheken nicht immer aus dem Wege gehen konnte, aber die Form, in der nun die Früchte dieser sauren Mühe dargereicht werden, läßt von jenen Antezedenzien nichts mehr spüren. Denn darin besteht ja gerade die eigenste Kunst dieses „Ästheten", auch die sprödeste, widerwilligste Materie mit ätherischen Schwingen zu beflügeln, daß sie wie ein bunter Schmetterling von Blume zu Blume gaukelt und scheinbar ganz mühelos den Blütenseim aus den Kelchen nascht. Dabei ist das, was uns Bie in seinem Buche gibt, eigentlich weit mehr, als der einsilbige Titel verspricht. Dieses Buch setzt den Tanz in den

Digitized by Google

ganzen Kreis der Festkultur, links die Künste des Wassers und des Feuers, der Sport und die Gesellschaft, rechts das Theater und die Musik. Das gibt dann eine Skala der „rhythmischen Künste“, die, indem sie zusammen betrachtet werden, erst das wirkliche, tiefere und weitere Wesen des Tanzes, seine Bedeutung für das ästhetische Gesamtleben offenbart. Der Begriff „Rhythmische Künste“ ist das Fundament des Ganzen, das, was dem Organismus den Zusammenhalt schafft. Die Leser werden sich erinnern, daß die ersten Aufsätze Bies aus dem Zyklus „Tanz“ jenen Begriff in immer neuen Zusammenhängen verwandten: Rhythmische Künste der Natur, Rhythmische Künste des Menschen usw. Wir waren, als der Verfasser der Redaktion seinen weit ausschauenden Plan zuerst skizzierte, friedlich übereingekommen, in den ersten Essays, so innig sie auch schon in die Seele des Themas vom „Tanze“ eindrangen, den Ausdruck „Tanz“ zunächst noch ganz zu umgehen, ihn vielmehr den letzten Aufsätzen vorzubehalten. Dergleichen gehört zu der Diplomatie einer Zeitschrift: durch eine Artikelserie mit vielen Folgen muß man immer fürchten, gewisse Leser von vornherein abzuschrecken. Nicht jeder hat zu einem geistreichen Kopfe ohne weiteres das Vertrauen, daß er über einen Begriff, den die Sprache mit einem Wort von vier Buchstaben bezeichnet, in vier oder gar sechs Heften etwas zu sagen weiß, das nicht bloß leichte bewegliche Variationen, sondern immer neues, weiter und tiefer führendes bringt. So also kamen wir zu jener Vereinbarung, und als dann die ersten Teile erschienen, bildeten wir uns wohl ein, das Thema Tanz schimmere nur so fein und leise hindurch, daß allein der Eingeweihte es bei Namen nennen könne. Aber das war doch eine Täuschung. Nicht lange, und es kamen Anfragen, wann die Fortsetzungen zu erwarten seien, nicht die Fortsetzungen der „Rhythmischen Künste“, sondern — des Tanzes, kurz und bündig: des Tanzes. Das mag dafür zeugen, wie eng und fest hier doch überall das Gewebe war, wie sicher der Verfasser auf seiner Straße zum Ziele schritt, so viel schöne Aussichten, erquickende Ruheplätze und heitere Blüten er auch unterwegs mitnahm. Dabei sucht das Buch seinen Ruhm keineswegs in einer universalen Erschöpfung des Themas. Schließlich kann ein Mensch — das ist Bies künstlerisches und persönliches Bekenntnis — doch fördernd nur über einen Gegenstand sprechen, der ihm zu einem inneren Erlebnis geworden ist. Da wird nun jeder, der Bies Art einigermaßen kennt, sofort wissen, daß einem so feinnervigen und feingeistigen Kulturschilderer manches von dem Volkstümlichen des Themas verschlossen bleiben muß. Aber auch der Verfasser selbst ist sich darüber vollkommen klar und zögert keinen Augenblick, die resignierenden Schlüsse daraus zu ziehen. So hat er hier kurzerhand, aber auch ganz offen, mancherlei von dem ausgeschaltet, was zum „Volkstanz“ gehört — einfach aus dem Grunde, weil er nicht das geistige Verwandtschaftsgefühl in sich fühlte, es „in sich aufzunehmen“. Ihn interessiert nur der europäische Kulturtanz; nur diesen kann er in sich nachfühlen und also auch außer sich vor den Augen anderer nachzeichnen. Freilich, so gut er sich dafür prädestiniert weiß, eine sonderlich schwierige Aufgabe bleibt es immer noch, eine so schwebende Kunst, die Kunst dieser verzwickten Schritte und Figuren, in Worten festzuhalten. An die Phantasie der Leser werden dabei große Anforderungen gestellt, nicht bloß in dem schwierigsten Abschnitt „Gesellschaftstanz“, der den stofflichen Kern der Studien bildet, sondern auch in den anderen, die uns Menschen von heute schon beträchtlich mehr Anschauungshilfen bieten. Wie Bie dieser Schwierigkeiten Herr geworden ist, das spricht für eine ganz einzigartige schriftstellerische, ja, man muß schon sagen: dichterische Begabung. Dankbar dürfen wir und wird er selbst es dabei empfinden, daß, wie seinerzeit in den Veröffentlichungen der „Monatshefte“, so jetzt auch in dem ebenso geschmackvoll wie kostbar ausgestatteten Buche, die Illustrationen dem Worte zu Hilfe kommen, wo dieses, auf sich allein angewiesen, sich vielleicht in Abstraktionen verflüchtigt hätte. Diese Bilder und Beilagen: Porträts, Nachbildungen von Tanzfiguren, Gemälden, Zeichnungen, Grundrissen und anderen Kunstwerken, sind zunächst Diener des Wortes, gewiß; aber es sind Diener im Fürstenornate: so gut können sie für sich selbst bestehen und an sich genossen werden. Der Deutsche hat nur ganz wenige Bücher, die eine so feine Kulturblüte, wie der Tanz es ist, dem mitgenießenden Leser in einer so auserlesenen Form darreichen, wie es hier geschieht.

F. D.

Zu unseren Kunstblättern

Das vorliegende Heft bringt zwei farbige Kunstblätter, die das Interesse der Leser zunächst durch ihren stofflichen Inhalt in Anspruch nehmen werden. Der Münchener Maler Max Arthur Stremel hat Goethes Empfangszimmer und Schillers Sterbezimmer gemalt und damit zwei Stätten im Bilde festgehalten, die uns Deutschen seit länger als einem Jahrhundert lieb und teuer geworden sind. Man bezeichnet in der Malerfachsprache solche Innenansichten gewöhnlich als Interieurs. Dieser technische Ausdruck will hier aber wenig passen. Was uns an diesen Bildern ergreift, ist eben doch vor allem der geistige Gehalt. Wir haben vor einiger Zeit in dem Dänen Hammershöi einen Maler kennen gelernt, der die Kunst, das im geschlossenen Raum mannigfach gebrochene Licht in seinen Wirkungen auf die Wände und die Möbel wiederzugeben, bis zur feinsten Vollendung getrieben hat, so daß daneben selbst die erst neuerdings recht gewürdigten Menzelschen Interieurs beinahe verblassen müssen. Stremels

Digitized by Google

Kunst ist vielleicht nicht ganz so kultiviert und fein wie die des Berliner Meisters und des Dänen, aber was ihm an technischen Werten abgeht, ersetzt er reichlich durch die andächtige Treue, mit der er sich in den geistigen Duft geweihter Stätten unserer klassischen Literatur versenkt hat. Stremels Art ist auch in diesen Bildern, seiner Gesamtrichtung entsprechend, ungemein einfach und ruhig. Alles Pathos liegt ihr fern, dabei verliert sie sich nirgend ins Kleinliche und Nebensächliche, sondern behält auch, wo sie die Wirklichkeit genau nachzeichnet, eine deutlich erkennbare Neigung zum Großzügigen. So wenig er in seinem Kolorismus den Schwierigkeiten aus dem Wege geht, wie sie historische, von altem Hausrat erfüllte Räume in ihren schweren, nachgedunkelten Farben bieten, so wenig hat er sich durch diese diffizilen Reize verleiten lassen, den seelischen Gehalt des Gegenstandes preiszugeben. Namentlich in dem „Goethe-Zimmer" (Blick durch das Junozimmer zum Gartenzimmer) spüren wir den persönlichen Hauch dessen, der einst diese Räume mit seinem Wesen erfüllte. „Es ist," sagte ein Kunstkritiker, als dieses Bild zuerst hervortrat, „als ob der Große diesen Raum eben noch durchschritten hätte mit der seltsam ernsten Feierlichkeit und Majestät seines Wesens, die seine Besucher im Alter so sehr an ihm bewunderten. Summende Ruhe klingt nun in dem Raume. Es ist, als ob ein leichter Windhauch fern aus dem letzten Zimmer, aus welchem Licht und Luft zum Innenraum bricht, erfüllt von Gartenduft, uns entgegenwehe; an den stillen, kalten Statuen zieht er vorbei, ein Lebendiges suchend." Nicht ganz so stark in seiner geistigen Wirkung ist vielleicht das Bild „Schillers Sterbezimmer". Hier bleibt der Blick schon eher an Einzelheiten haften, und der geistige Gesamteindruck wird nicht so fest von großen und starken Linien umschlossen wie bei dem „Goethe-Zimmer". Nur im Gefolge jenes kann sich dieses behaupten, und wir müssen unsere literarhistorische Phantasie zu Hilfe rufen, um es mit dem Leben zu erfüllen, das doch auch hier einst pulste.

Stremels künstlerische Entwickelung ist keine hohe und steile, wohl aber eine merkwürdige und eigenartige Bahn gegangen. Am 31. Oktober 1859 in Zittau in Sachsen geboren, war er von seinem Vater dazu bestimmt, Offizier zu werden. So wurde er denn im Kadettenhause zu Dresden erzogen und konnte es erst nach dem Tode seines Vaters durchsetzen, Maler zu werden. Nach einem Vorbildungsjahre auf der Münchener Akademie ging er zu Munkacsy nach Paris, wo er dann auch selbständig noch viele Jahre allein weiterstudierte. Die größte Anregung empfing er nach eigenem Geständnis durch den Holländer Vermeer de Delft, dessen Werke er auf seinen häufigen Studienreisen in Holland eingehend studierte, dann auch von Corot und später durch die französischen Impressionisten Manet und Monet, Pissaro und Renoir. Durch langjährige Arbeiten nach der Natur hat er sich auf Grund dieser ersten Anregungen bald zu einer eigenen Anschauung und selbständigen Ausdrucksweise durchgerungen, so daß man wohl sagen darf, das deutsche Empfinden seiner Bilder habe durch diesen Einfluß der französischen Impressionisten nicht gelitten, sondern sei vielmehr dadurch erst recht aus ihm herausgelockt worden. Stremel malt mit Vorliebe Porträts, Landschaften und Blumenstücke, namentlich aber Interieurs, in welchen er vor allem die Stimmung betont, d. h. in welchen er das merkwürdige Etwas, das uns in alten Räumen zu schlummern scheint, das Licht, das durch sie hindurchhuscht und alle ihre Gegenstände umfängt, wiederzugeben versucht, mit einem Wort: in denen er all diese Räume wirklich zu uns „sprechen" läßt. Die Dresdener Galerie besitzt von Stremel ein Bild „Interieur aus Flandern". Die meisten seiner Bilder aber sind in Privatgalerien in Berlin, Dresden, Wien, München und Brüssel untergebracht. Auf den Weltausstellungen von 1889 und 1900 in Paris, auf der Internationalen Ausstellung 1897 in Dresden und gleichzeitig in Leipzig wurden seine Leistungen durch Medaillen anerkannt. Jetzt lebt der Maler am liebsten irgendwo auf dem Lande, so die letzten Jahre in Südtirol, auf Schloß Englar bei Bozen, so früher über ein halbes Jahrzehnt in dem kleinen belgischen Knocke-sur-Mer. Er gehört dem Deutschen Künstlerbunde und der Berliner Sezession an, und auch die jüngste Berliner Sezessionsausstellung zeigt wieder ein äußerst feinsinniges „Interieur" von ihm. Die beiden Bilder „Goethe-Zimmer" und „Schillers Sterbezimmer" sind im Jahre 1897 bei vorübergehendem Aufenthalt in Weimar entstanden und auf der Ausstellung der Berliner Sezession 1899 von Prof. Dr. Schloßmann in Dresden erworben worden. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen dieses Herrn verdanken wir es, daß wir die beiden Gemälde hier nach den Originalen wiedergeben können.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Al. Borissow: Mitternachtsonne im August.

Zu Norden: Alexander Borissow und sein Werk.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

August 1906

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band Heft 599

Der Familienvater

Novelle

von

Ilse Frapan-Akunian

II

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie eine schleichende Krankheit war dies über Erich Hetebrink gekommen, und wie eine schleichende Krankheit zehrte es an seiner Energie, an seinem Selbstgefühl, an seiner Gesundheit. In heißer, unermüdlicher Arbeit hatte er bis jetzt sein Leben verbracht, aber wie oft ihn auch Sorge gequält, Bitterkeit, Widerwillen ihm manchen Tag verdorben, er hatte sich selber damit beruhigt, daß es das Gemeine sei, was er hasse, was er nach seiner Naturanlage bekämpfen müsse. Jetzt aber fühlte er etwas ganz anderes. Er hatte sich mit der Weltordnung, die dem einen gibt und dem anderen nimmt, längst abgefunden, wie er geglaubt. „Das sind feste Plätze, die dem Menschen bei der Geburt zugewiesen werden, eine eherne Ordnung, in der sich jeder zurechtfinden muß. Nur das Genie oder der Verbrecher hebt diese Ordnung auf, durchbricht sie. Aber wir Mittelgut sind bestimmt, an derselben Stelle zu wurzeln, und unsere Pflicht besteht gerade darin, die uns allein offen gelassene Stelle voll auszufüllen und zu einer grünen, lebendigen Stelle zu machen, wo nach unserer kurzen Lebenszeit der neue Nachwuchs aufschießen kann. Stoße deine Wurzeln tief hinein in den Heimatboden, laß sie alles an sich saugen, was die Heimat an Erquickung und Erhebung bietet, tauch in die Schätze der Vergangenheit und lebe das Leben derer mit, die die Weltgeschichte machen und der Zeit ihren Stempel aufdrücken," so las er jetzt in trübem Sinnen seinen eigenen Brief wieder, den er einst an Antonie geschrieben und den er wie seine übrigen Briefe für sein „Lebensarchiv" kopiert hatte.

Er saß vor seinem Sekretär zu Hause, es war spät in der Nacht. Klein Agnes hustete in dem Zimmer über ihm, und er wußte, daß Antonie wachte — die Krone des jungen Eichbaums, den er selbst vor sechs Jahren hier gesetzt hatte, war von dem Licht aus dem Zimmer oben rötlich bestrahlt und schaukelte raschelnd im Nachtwind.

Er hatte angefangen, sein „Lebensarchiv" allmählich nach Hause zu tragen. Zu flüchten! Ganz genau wußte er vor sich selbst nicht, weshalb, aber „der Sohn des Chefs" hatte neulich die Goldaufschrift der Lederbände studiert und fragend und neugierig gelächelt. Der schnüffelt herum, dachte Erich, und gleich am selben Nachmittag nahm er den ersten schweren Band mit fort. Er schämte sich vor Antonie und schloß ihn ein. Aber als er schon drei Bände nach Hause getragen hatte, füllten sie den ganzen Innen-

Digitized by Google

raum des Sekretärs, und er entschloß sich, sie offen liegen zu lassen. „Es sind ja reine Privatsachen, sie gehören ins Haus," erklärte er seiner Frau.

Die Freundliche nickte erfreut. „Kannst mir vielleicht abends daraus vorlesen."

Aber nun waren die Wochen vergangen, und zum Vorlesen waren sie nicht gekommen. Die schwache Agnes kränkelte, und Antonie war unruhig und abgequält. Zuweilen schien es ihr, daß sie das Kind vernachlässigt habe, während Mutter Hetebrink krank lag. Es war ja auch furchtbar gewesen, der plötzliche Verlust der immer tätigen, immer hilfreichen Mutter. An einem Tafelservice zu sterben! Nie hatten sie das prachtvolle Geschirr benutzt, das Onkel Aloys zur Hochzeit beschert hatte; es war viel zu elegant für ihre Verhältnisse. Aber man muß es doch von Zeit zu Zeit von den Borten der Speisekammer nehmen, wo es, in Seidenpapier gewickelt, Jahr für Jahr steht. Und das besorgte Mutter Hetebrink. Aber eines Tages ist der Maler dagewesen, hat die Speisekammer schneeweiß angestrichen, und als alles trocken und das Service wieder aufgepackt war, sind — Gott weiß wie — vor ihren Augen alle drei Borte auf einmal heruntergestürzt, und die Alteration hat der sorglichen Hausfrau, die dem Sohn und der Schwiegertochter so treulich alles zusammenhält und keine Stecknadel umkommen läßt, den Tod gebracht. Kein Trost verfing, sie war zu gekränkt gewesen, daß sie ihren Kindern solchen Verlust zugefügt. Fünf Wochen später war sie gestorben. Das war nun fünfviertel Jahr her, und seit derselben Zeit auch kränkelte Agnes.

Antonie aber wollte alles jetzt allein tun mit dem einzigen Dienstmädchen. Seit Lulu Sörensen den Kindergarten eingerichtet hatte, war keine neue Bonne angestellt worden. „Du quälst dich so, ich will mich auch quälen, mein Mann!" sagte Antonie mit ihrem guten, stürmischen Eifer. „Als ich bei Sörensens war, hab' ich da nicht für drei kleine Kinder gesorgt und dabei noch für die kranke Försterfrau mit? Es wäre doch merkwürdig, wenn ich es jetzt nicht könnte, wo es ebenso notwendig ist."

„Wir sind nicht mehr ganz so jung wie damals, Anton, du auch nicht," warnte Erich mit einem Seufzer, „die Kinder haben dich bös angegriffen."

Aber Antonie wollte, und es ging leidlich. Wenn die Rückenschmerzen kamen, legte sie sich „ein bischen hin", gleichviel, wer da war. Zehn Minuten geben schon ein Ausruhen und eine Erfrischung. Und wenn sie sich zu blaß fand, rieb sie sich die Backen mit dem Frottiertuch, denn Erich konnte ihre Blässe nicht leiden. Er pflegte sie aufmerksam zu mustern: „Na, Anton, wie siehst du denn aus?"

Ach, das war früher gewesen; jetzt — nein, jetzt musterte er sie nicht mehr. Früher, wenn sie sich elend fühlte, stellte sie sich mit dem Rücken gegen das Licht, wenn er kam, um die besorgte Frage zu vermeiden. Jetzt entbehrte sie seine forschenden Blicke, sein Stirnrunzeln und Kopfschütteln sogar. Jetzt kam er meistens mit unruhigen Augen, die aber nicht auf das, was vor ihm war, gerichtet schienen, hastig, fast keuchend herein, stampfte und lärmte auf dem Fußkratzer, warf den Stock in die Ecke, den Hut auf den Haken und aß wortlos einige Bissen mit ungeduldiger, fast gieriger Eile. Dann plötzlich drückte er die Hand auf die Brust, lehnte sich in den Stuhl zurück, schob den Teller fort. Antonies Bitten hielt er nicht stand, zuckte nur die Achseln und stürmte hinaus in den Garten, wo er grub und schaufelte und Unkraut jätete, bis ihm der Schweiß herunterrann. Der Sommer war naß, die Blumen öffneten sich nicht, nur das Grün wuchs üppig und großblätterig. Aber er wollte wenigstens ein paar Blumenbeete haben; er riß heraus, was gerade blühte, und pflanzte es zusammen auf das Rondell und die Beete, wo es schnell vergilbte, denn die junge Eiche überschüttete die Blüten mit beständigem hartem Tropfenfall.

Einmal traf ihn Antonie mit dem Küchenbeil in der Hand, wie er auf den stolz sich entwickelnden Baum zulief.

„Was willst du tun Erich?" schrie sie entsetzt.

„Abhauen! Es geht alles darunter zugrunde."

Sie bat und bettelte für die junge Eiche. Ihre Augen wurden naß; je länger sie bat, desto lebendiger erschien ihr der Baum, desto sündhafter seine Zerstörung.

Digitized by Google

Erich wollte nicht hören. „Er vernichtet alles Blühen, die Krone nimmt ihnen Luft und Licht."

Sie hielt seinen Arm fest; so hart war sein Gesicht noch nie gewesen. „Du hast ihn gepflanzt, Mann! Weißt du noch? Wir waren so froh den ganzen Tag, weil der Brief von Egidy gekommen war. Und abends holten wir den jungen Stamm von Jansens. Das sind sechs Jahre her. Jansen sagte damals, der Eichbaum wäre drei Jahre alt. Also schon neun jetzt. Neun Jahre, denk dir, Erich! Ach, komm! Gib her!" Und sie nahm ihm das Beil aus den schlaffgewordenen Händen.

Aber Erich grollte dem Baum, und nun, seit einigen Wochen, starb die junge Eiche ab, als ob sie es fühle, daß ihr die Liebe entzogen sei, daß, der sie gepflanzt, ihr den Platz nicht mehr gönne. Die Blätter, erst noch grün, fingen an kleiner und kleiner zu werden, und durchsichtig wurde die vor kurzem noch so krause, volle Krone. Durch die sich lichtenden Zweige blickte der ewig graue, wolkenschwere Himmel, kein Blatt fiel herunter, aber sie schrumpften und schrumpften, und dann verloren sie das satte Grün und wurden braun wie Leder. Und mit hartem Rascheln sprach der Nachtwind im Baum, dessen Winterfarbe von dem Gartengrün peinlich abstach. Antonie tat es fast weh, den Baum anzusehen; sie wandte die Augen ab, und es war ihr traurig, daß nun in ihrem eigenen Garten eine Stelle war, die sie scheute. Sie wunderte sich, was wohl Erich von dem seltsamen Zufall denke, aber sie sprach nicht mit ihm darüber. Er war leicht verletzt, reizbar, schwer zu behandeln. Jetzt, wo der Baum den Garten verunziert, jetzt möchte er ihn erhalten, dachte sie. Sie hatte schon mehrmals gesehen, wie er einen der dürren Zweige zu sich niederbog und die Knospen des Triebes untersuchte. Sie dachte oft jetzt über ihn nach, statt mit ihm zu sprechen; das Leben wurde immer stiller, das Gespräch immer einsilbiger. Jetzt sollte Mutter noch da sein und in ihrer komischen Weise dazwischen sprechen, dachte Antonie, und sie weinte, wenn sie einen Gegenstand sah, der Mutter Hetebrink gehört hatte.

Als Erich den alten Brief an Antonie gelesen hatte, während draußen die sterbende junge Eiche, rot überstrahlt vom Licht aus dem Krankenzimmer der Kleinen, gespenstisch raschelte, überfiel ihn das Gefühl einer schleichenden Krankheit, die ihn umsponnen, mit besonderer Schärfe. Nur vierzehn Jahre her, seit ich das schrieb. Wie war es damals schön! Wie war ich jung und klug! Ich hatte sogar Gedanken. Antonie war meine Braut, alle Woche fuhr ich hin und hatte doch noch Lust, solche Briefe zu schreiben, nachdem ich den ganzen Tag tüchtig gearbeitet hatte. Es war schwer in der Zeit, ich mußte mich in das Seegeschäft einarbeiten, und Onkel Aloys ersparte mir keine Mühe und keine Demütigung. Unter wahrhaft erdrückenden Bedingungen bin ich sein Kompagnon geworden! Ich wollte hinauf; da hab' ich mich ihm verschrieben, wie man sich in den alten deutschen Volkssagen dem Teufel verschreibt. Mit Leib und Seele, mit Haut und Haar! Der Gewinn für ihn, die Arbeit für mich! Erich kam nicht über diesen Gedanken hinaus; er sauste ihm im Hirn herum, dieser verletzende, aufreizende, empörende Gedanke.

Ich wußt' es damals nicht, wie hilflos ich war, er wußt' es gut. Er hat nur *eine* Liebe: Geld. Er hat nur *einen* Glauben: Geld. Er hat nur *eine* Hoffnung: Geld. Um neben ihm emporzukommen, um ihm die Spitze bieten zu können, hätte auch ich Liebe nur zum Geld, Hoffnung nur auf Geld, Glauben nur an Geld haben müssen. Mein Unglück ist, daß ich das Geld nur als Mittel zum Zweck ansehe, und alle Menschen, die mir nahegetreten, haben mich in dieser unfruchtbaren Richtung bestärkt. Mit den Poppingas fing es an; wäre ich ihnen nicht begegnet, wer weiß, wie mein Leben sich gewendet hätte. Ich bin ein schlechter Kaufmann gewesen, denn jetzt, nach zwanzig Jahren, bin ich, wo ich war. Nein, viel, viel ärmer bin ich als damals. Vor zwanzig, ach noch vor vierzehn, noch vor zehn Jahren genügte mir ein Buch, ein Vers, ein Spaziergang um die Alster, ein Ausflug in den Wald, um mich zu erheben, um mich die Welt wenigstens durch eine Spalte so sehen zu lassen, wie die Dichter und Künstler sie sehen. Und wie Tinchen sie sah! Ja, Tinchen Poppinga, das war eine werdende Künstlerin, jetzt weiß ich es! Als ich jung

Digitized by Google

war, konnte ich mich erheben — jetzt ist die Schwere über mich gekommen, und die Schwungkraft ist fort ...

Kleiderrauschen und schnelle Schritte erklangen auf der Treppe. Antonies blasses Gesicht erschien an der Tür; sie war fest und sauber gekleidet wie immer. „Erich, ach komm mal herauf, sie ruft dich.“ Sie legte ihm den Arm um die Schulter und weinte, das Gesicht an seinen Nacken gedrückt.

Erschrocken stand er auf und starrte sie an, ohne zu antworten. Er konnte sich so schnell nicht zurechtfinden. Er fühlte ihr Herzklopfen. „Sprichst du von Agnes? Was ist denn?“

„Ach du, die Lütte ruft dich immer, und der Wind bellt wie 'n Hund — mir ist so bange geworden.“ Sie drückte seinen Arm. „Der Doktor wohnt so weit! Ich mag dich nicht hinhetzen, aber —“

Er sah auf die Uhr, zitternd sah sie mit hin. „Es ist gleich halb zwei.“

„Erst halb zwei? Und du sitzt auch immer auf. Immer hier allein, und ich — oben — allein.“

Erich schauerte vor Kälte und Müdigkeit. „Ich will zu Doktor Magnus gehen, wenn es dich beruhigt.“

Einen Moment zuckte in ihren Augen nur die Angst um das fiebernde Kind, aber als sie ihren Mann nach den Stiefeln greifen sah, die er längst mit den Zimmerschuhen vertauscht hatte, fiel sie ihm hoch aufseufzend um den Hals. „Ach, mein Erich, was quält dich denn so?“ flüsterte sie mit brennenden Tränen, „du brauchtest auch den Arzt. Schläfst keine Nacht, mein Mann! Was ist denn das mit der goldenen Kette immer?“

Er drückte fest ihre feuchten, eisigen Hände. „Mit der goldenen Kette?“

„Du sprichst immer im Schlaf, hast immer mit einer goldenen Kette zu tun —“

„So so, also auch im Schlaf!“ sagte er ohne Verwunderung. Dann suchte er Antonie zu beruhigen. „Ich hab' wohl lebhaft geträumt. Es sind die Unannehmlichkeiten im Geschäft, weiter nichts. Man hat so allerlei Sorgen. Aber jetzt will ich doch erst zu der Lütten, wenn sie mich gerufen hat, das geht vor.“

Der Hausarzt kam dann um fünf Uhr morgens auf Erichs Bitte. Er sprach von chronischer Schwäche der kleinen hustenden Kranken. „Kairo! Madeira! Wenigstens Italien. Ja, es ist umständlich; aber im Interesse der späteren Heilung. Und der Frau Mama könnte es auch nicht schaden, so ein Winteraufenthalt in Nizza,“ lautete sein Gutachten. Die Eltern der kleinen Patientin lächelten schmerzlich und verlegen.

„Und sonst — was kann man sonst zur Kräftigung tun?“

„Sonst?“ Der Arzt dehnte das Wort, und seine Augen wanderten in der reizend eingerichteten, geschmackvollen Wohnung umher. „Warum wollen Sie nicht zu dem Radikalmittel greifen, das ich Ihnen anrate?“

„Es ist zu teuer,“ sagte Erich unbedacht gerade heraus; dann erblaßte er — seine Bemerkung war geeignet, seinen Kredit zu schädigen; Antonie hatte es auch bemerkt.

„Für Sie?“ Wieder dehnte der Doktor das Wort. Da sieht man die Liebe der reichen Leute zu ihren Kindern, sprach sein geringschätziger Blick.

„Mein Mann müßte dann eine Haushälterin haben,“ half seufzend Antonie.

Der Arzt lächelte überrascht. Sollte diese hübsche Frau dieses ernsten Menschen, der Erich Hetebrink hieß und der Kompagnon des steinreichen Konsuls Schäfer war, Grund zur Eifersucht haben? Warum nicht? Es ist keinem Schelm zu trauen. Und heimlich belustigt musterte er Antonie, die zu dieser Stunde, um fünf Uhr morgens, so hübsch gekleidet und so glatt frisiert war, als sei es Nachmittag. Seine ganze breite Gestalt, sein breites, kluges Gesicht bebte vor innerlichem Lachen. Er streckte Antonie mit großer Jovialität die Hand hin und sagte beruhigend: „Liebe, schöne, gnädige Frau, gehen Sie ohne Bange nach San Remo, wir werden für den Herrn Gemahl eine gesetzte Hausdame finden, jawohl! jawohl! in kanonischem Alter. Und das Kind — ich geb' Ihnen mein Wort darauf — wenn Sie sechs Monate dort bleiben — nur sechs Monate! aber nicht weniger — hat's keine Spur mehr von all den Beschwerden, die ihm jetzt sein junges Dasein verbittern und — Ihnen mit.“

Erich vertrat ihm den Weg. „Und — sonst?“ wiederholte er störrisch, mit saurem Gesicht.

Digitized by Google

A. Borissow: Die Lieblingsfarbe der Samojeden.

A. Borissow: Windstille und Mitternachtsonne.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Doktor Magnus sah den Kompagnon des steinreichen Konsuls Schäfer überrascht an. Geizhals! bedeutete diese deutlich betonte Überraschung. „Sonst —" Er zuckte die Achseln, er war geärgert. „Sie haben mein ärztliches Gutachten verlangt, Herr Hetebrink, ich habe Ihnen mein ärztliches Gutachten nach bestem Wissen und Gewissen mitgeteilt. Also noch einmal: Riviera — gut; Madeira — besser; Kairo — am besten. Ich habe dem nichts hinzuzufügen." Mit in den Nacken geworfenem Kopfe schritt er kaum grüßend auf die Haustür zu.

Einige Augenblicke später holte Erich ihn ein. Er hatte gesehen, wie Antonie bleich auf einen Stuhl gesunken war, und er wußte kaum, was er tat, als er dem Arzt nachlief. „Herr Doktor, ich bitte Sie," keuchte er, „wollen Sie damit sagen, daß mein Kind diesen Winter nicht in Hamburg bleiben darf?"

Doktor Magnus blieb stehen, als sei ihm das schreiendste Unrecht angetan worden, und tiefbeleidigt klang seine Stimme dem so außerordentlich begriffsstutzigen Kaufmann in die Ohren. „Lieber Herr Hetebrink, Sie haben mich um zwei Uhr heute nacht persönlich zu einer Patientin berufen. Ich war erst um eins nach Hause gekommen und erschien deshalb, so bald es mir möglich war. Unsere kleine Agnes leidet an chronischer Schwäche, die Natur tut Wunder, aber sie tut sie nicht oft." Er blickte Erich durchdringend an. „Wenn das Kind mein wäre, lieber Herr Hetebrink, so würde ich es den Winter über keinenfalls in dem feuchten, rauhen hiesigen Klima belassen. Ich habe die Ehre." Er reichte Erich die Hand, er wollte großmütig sein, diese Laien haben keine Einsicht, man muß ihnen alles ganz deutlich sagen.

Aber der Kaufmann ließ die Hand des Arztes nicht los. „Unmittelbare Gefahr —" begann er zu stottern.

Doktor Magnus lächelte mitleidig. „Sie wollen sagen, Herr Hetebrink, daß Sie keine unmittelbare Gefahr wahrnehmen? Bewahren Sie sich Ihren glücklichen Optimismus, lieber Herr Hetebrink. Vielleicht geht es auch so gut. Aber, vergessen Sie nicht, chronische Lebensschwäche bedeutet allerdings Gefahr genug. Lassen Sie sich raten!" Er zog seine Hand aus der des ganz in sich Versunkenen und klopfte ihm vertraulich und fast väterlich auf die Schulter. Sein Alter und sein Beruf erlaubten ihm das.

Mit starken Schritten, fast laufend kehrte Erich ins Haus zurück. Es war ein nebliger, warmer Hochsommermorgen, der Himmel wolkig weiß mit blauen Lücken. Es schien so unglaublich, was der Doktor gesagt, so unglaublich und unerträglich.

Antonie kam ihm an der Tür des Krankenzimmers entgegen, verstört und verweint hatte sie sich heraufgeschleppt, ihr jammervoller Blick fragte angstvoll: Was nun? Ihr Auge flehte: Hilf mir!

„Gerade jetzt!" murmelte Erich.

Ihr Blick glitt ab, enttäuscht, erkältet. Jetzt oder ein andermal — gibt es denn eine Zeit, wo so etwas geschehen darf? Eine Zeit, wo Kinder sterben dürfen?

„Alles zusammen!" Erich ergriff ihre Hand, sie stand da zum Umsinken matt, aber sie sehnte sich nicht, an ihrem Manne Halt zu suchen. Alles? Was gibt es noch sonst in der Welt? Mein Kind ist in Gefahr, das ist eins und alles zugleich, bebten ihre Lippen. Dann gingen sie hinein, Antonie voraus.

„Sieh," flüsterte Erich überwältigt, „sie ist ganz wach! Agnes! Lütting! Mein kleines Mädchen!"

Die Kleine, dreijährig jetzt, mit einem weißen, scharfen Gesichtchen, aus dem die blauen Augen klug, fast strenge blickten, saß in ihrem schmalen Gitterbett mit dem dunkelblauen Wollvorhang, den die blutlosen Fingerchen zu beiden Seiten auseinandergespreizt hielten. Wie kleine weiße Flügel hingen die weiten Ärmel des Nachtkleidchens herunter, und das erste Morgenlicht hob das Köpfchen mit dem spitzen Kinn und die Ärmel und die Händchen von dem dunkleren Grunde so stark ab, daß es völlig jenen geflügelten körperlosen Engelsköpfen glich, die mit sehnsüchtigem oder nachdenklichem Blick aus dem Himmel auf die Erde herunterspähend auf alten Gemälden seltsam schweben.

Blitzartig schnell war dieser Eindruck auf Erich, aber so unerträglich, daß er die Kleine hastig aus dem Bettchen hob und an sich drückte. Die Tränen liefen ihm herunter, und er schlenkerte mit dem Kopf, damit sie

nicht auf das Kind fallen sollten. „Kleine Handvoll du! Was machst du denn? Willst von uns gehen?“ sagte er mit erstaunter, aufmunternder, halberstickter Stimme, während er die kleine Kranke hin und her trug.

Antonie hatte ihn noch niemals weinen sehen, sein immer beherrschtes Wesen war ihr oft merkwürdig gewesen, jetzt löste sich ihr ganzes Sein vor diesem neuen, durchschütternden Anblick auf. Sie hielt den Atem an, der bohrende Schmerz schwieg einen Augenblick, sank gleichsam mit seiner zerfleischenden Geißel in sich selber zusammen vor der glühenden Mittrauer mit Erich.

„Zum Tode verurteilt? das? das? Schneeglöckchen! Nein!“

Ach, diese überredende Zärtlichkeit des Tones zu den grausamen Worten! Antonie schauerte zusammen, sie umfaßte Erich und das Kind. „Mein Erich, ich bitte dich! Sprich nicht! Du mußt das Wort nicht sagen! nicht sagen! nicht sagen!“ wimmerte sie.

Ihm stürzten noch immer die Tränen herunter, wie erwachend, mit halboffenem Munde blickte er sich nach Antonie um. Er hob das Kind ihr entgegen. „Zum Tode verurteilt? Das? das? Wie kann es denn sein?“ Plötzlich brach er in ein schrilles, weinerliches Gelächter aus. „Antonie! sieh doch! Frau, es ist ja ganz lebendig! Es rauft mich am Bart! Es hat noch Kräfte in seinen Fingern! Es sagt: der Doktor ist auch kein Papst. Es will nicht von uns gehen! sieh! sieh!“ Wahnwitzige Angst sprach aus seinem Geschrei, er hatte völlig den Kopf verloren.

Aber der Paroxismus ging schnell vorüber, als Antonie, während sie das schwache, kleine Wesen ins Bettchen legte, nun mit dem längst bereitgehaltenen Plan herausrückte. Ihr Mann mußte es Onkel Aloys erzählen. Jetzt, wo der Alte selbst Familie besaß, würde er vielleicht zugänglicher sein. Und sie beratschlagten mit leiser Stimme, wie es einzurichten wäre, und überboten einander in selbstverleugnenden Vorschlägen. Wenn nur der Alte das Geld gäbe und Antonie mit der Kleinen reisen könnte! Erich wollte sich ganz ohne Haushälterin behelfen, mit Minna und der anstelligen Ebba würde es gehen, wenn die gute Lulu inzwischen Lieschen in ihre Obhut nähme. Und wieder machten sie Pläne, drückten einander die Hände, malten sich das beglückende Wiedersehen aus.

„Wenn dann unser Püttes mit roten Bäckchen dir entgegenläuft, mein Mann! Tu es! tu es! Bitte ihn! Ganz geradezu! Warum denn nicht! Wir wollen es ja nicht für uns, und er ist doch dein Onkel, und über kurz oder lang wird er dir doch mal das Geschäft abtreten! Oder soll ich ihn bitten? Ich als Mutter? Und es handelt sich ja doch nicht um viele Tausende!“ Ihre Backen färbten sich fieberhaft, sie lachte und weinte durcheinander. „O Gott, Erich! wenn du uns dann abholen könntest! Ich kann mit so wenig auskommen! Von Milch und Brot kann ich mit dem Kinde leben. Die Sonne! die Sonne ist die Hauptsache. So viel muß ich zusammensparen, daß du uns dann abholen kannst und wir noch ein paar Tage —“

Und wieder die selige Vorstellung von dem gesundeten Kinde, das mit roten Bäckchen dem Vater entgegenläuft!

„Und dir würd' es auch so gut tun,“ lächelte Erich, ihre magere Backe streichelnd.

Sie sah ihm vom Balkon nach, als er ins Geschäft ging. Sie wehte mit dem Taschentuch, als er noch einmal in der Lücke zwischen den zwei Birken auftauchte. Am Tage verkürzte sie sich die langen Stunden damit, an die nötige Ausrüstung für das Kleine und sich selbst zu denken. Und dann seufzte sie und dachte: Sechs Monate fern von Erich und Ebba und Lieschen! Und sie küßte Erichs Photographie und dachte: Mein guter, lieber, einziger Mann! Wo gibt es einen Menschen, der so gut ist wie du!

Und als es halb acht schlug — sie hatten die englische Arbeitszeit eingeführt im Kontor —, stand sie wieder auf dem Balkon mit flatterndem Taschentuch, und noch eh er ganz die Gartenpforte erreichte, war sie unten bei ihm und rief atemlos: „Na, was hat er gesagt? Was hat er gesagt?“ Aber ihr Gesicht veränderte sich, als sie Erich anblickte; sie sah, er brachte nichts Gutes.

„Komm hinein,“ sagte er still, „wollen den Nachbarn kein Schauspiel geben.“

Drinnen im Eßzimmer vor dem gedeckten Tisch wartete Ebba, wie die Mama ihr befohlen.

Digitized by Google

„Kind," sagte Erich gedrückt, „laß Ebba ihren Teller nehmen und heute bei Minna in der Küche essen. Nein, nein, es soll keine Strafe sein, Ebba, wir haben nur etwas zu besprechen, was dich nicht angeht!"

Bereitwillig und traurig schlich Ebba hinaus.

„Iß erst, ich weiß schon das Schlimmste," bat die Frau.

Und dann berichtete Erich, daß sich der Alte sehr für den Fall interessiert und außerordentlich genau zugehört habe. „Und dann, dann — lehr du mich die Menschen kennen —"

„Gott, so sprich doch!" rief sie gepeinigt.

„Er empfahl mir, die Kleine gesundbeten zu lassen, da hast du seinen Rat!"

„Unglaublich!"

„Ja — ich wollte meinen Ohren nicht trauen."

„Gesundbeten?"

„So sagte er, ja."

„Und auf deine Bitte um Geld?"

„Ist er überhaupt nicht eingegangen. Tat, als hätt' er sie gar nicht gehört."

„Hast du es denn auch deutlich genug —? Gott, bitte, entschuldige, Erich, aber ich hatte so sicher gehofft!"

Erich wiederholte das ganze Gespräch, sein Ton war fortwährend verächtlich und verwundert, als könne er selber nicht an das glauben, was er erzählte. „Ja, ja, da scheint manches anders geworden, seit letzter Zeit. Jetzt wissen wir also das neueste unfehlbare Mittel! Gesundbeten! Ta ta ta! Das hilft! Und ist billig noch obendrein. Weißt du, wie Tante Mary erzählte? Danach stand es fast zu erwarten! Die Gattin hat auf ihn abgefärbt. Da dämmert mir dann auch so manches —"

„Ach so!" Und dann mit der ihr eigenen impulsiven erschrockenen Geste packte sie ihres Mannes Arm. „Gott, Erich, dann kommt es gewiß von ihr her!"

„Was?"

„Du sagst, er sucht jetzt Streit mit dir."

„Ja, es schien mir so." Das Blut stieg ihm in die gebräunten Backen.

„Weiß sie, daß du aus der Kirche ausgetreten bist, und überhaupt —"

„Na, na! so weit interessiert sie sich wohl nicht," wehrte er ab.

„O doch, du! das kann sehr wohl sein! Gott, wenn sie den Alten rumgekriegt haben — Der war doch sonst kein Mucker."

„Nee, weiß Gott!" Die Vorstellung, daß Onkel Aloys je ein Mucker gewesen, entlockte ihm ein Lachen. „Gänzlich indifferent, der Alte! So wie die meisten. Aber er bessert sich jetzt! Jeden Sonntag mit dem Gesangbuch, und Hausandachten haben sie auch."

Antonie schüttelte erschrocken seinen Arm. „Und du lachst darüber?"

„Ja, es ist mir lächerlich. Wie wir zu einander stehen —" Er wehrte mit der Hand, als scheuche er Fliegen; es schien ihm notwendig, sich sorglos zu stellen, und einen Augenblick beruhigte sie sich und sprach von anderem, von ihren Hoffnungen, als der Alte heiratete.

Aber Erich hatte kaum angefangen zu lesen, als seine Frau, die ein paarmal aus- und eingegangen war, vor ihm stehen blieb und seufzte: „Es ist also nichts? Nein, nein! Und nicht das allein! Ach, ich hab' Angst!"

„Wovor?" rief er aufschreckend, so laut, als stände er auf der Straße.

„Scht! scht! du! eben ist die Lütte im Schlaf. Wir müssen ganz leise sprechen. Erich! darum kommen sie nie zu uns! Darum ist alles so schrecklich geworden?"

„Was kann man tun?" begütigte er. „Ums Himmels willen, red' dir nichts ein! Da, sett di hen!" Erich zog die Frau neben sich nieder; wenn er plattdeutsch sprach, war er sehr gemütlich oder sehr ungeduldig. Jetzt machte er eine krause Stirn. „Sieh, deshalb hab' ich schon nichts erzählt, du baust immer ein Darum auf das andere! Darum und darum! Schließlich kann man keinen Schritt mehr tun, weil das ganze Leben von Darums verbaut ist! Hab' ich denn ein Verbrechen begangen, du?"

Die Frau kämpfte mit Tränen. „Gott, Erich, als ob ich dir Vorwürfe machte! Wie kannst du meine Worte als Beleidigung auffassen? Du hast deinen Überzeugungen gehorcht, und ich — ach, du weißt doch, daß ich sie teile!" Furchtsam hob sie die sanften Augen, in denen aber heute eine kleine Flamme loderte. „Ich meine nur, daß sie darum — bitte, sei nicht böse mit mir, ich habe nichts verschuldet —"

„Böse?“ — auch in des Mannes Augen dämmerten Tränen — „davon bin ich sehr weit.“ Und da sie schwieg, seufzte er: „Das fehlte noch, daß wir uns stritten, Anton! Komm!“ und er strich ihr über das glatte Haar, „ängstige dich nicht.“

Aber das Fünkchen in ihrem Auge lohte auf. „Ängstigen? Ich sterbe beinah vor Angst! Du bist ruhig, aber für mich handelt es sich um mein Kind!“

Da faßte er die Aufschluchzende in die Arme und sprach ihr innig zu. Wie ein Strom aus dem Herzen rannen die leisen Worte: „Sieh, Kind, mit der Angst — das ist nicht gut, das macht dich krank. Ich denke aber so: ein deutsches Kind, von deutschen Eltern, wir sind ja beide ganz deutsch — was ist das für'n Schnack vom Doktor, daß das plötzlich nach Afrika soll, um leben zu können? Es muß hier leben können, Frau, wo es geboren ist und wo es hingehört. Das ist alles künstlich und Unfug und Schwindel, das Hinschleppen in andere Länder. Müßten ja Todesangst haben, sie da wieder wegzunehmen.“

Antonie bäumte sich in seinem Arm, sie wollte dazwischen schreien, aber in seiner Ruhe war eine Gewaltsamkeit, die sie lähmte.

„Höre,“ fuhr er leise und innig, fast liebkosend fort, während seine Hand ihr Haar glättete, „Lebensschwäche — das ist nur ein Wort — ein Wort für die Ärzte; — sieh mal, ich denke mir so: Schneeglöckchen hast du die Lütte genannt, und ein Schneeglöckchen ist sie; nicht schwach — aber — aber — ein Schneeglöckchen. Das sind Frühlingsblumen, die — blühen — nicht — lang.“ Seine Stimme brach nun doch; die Frau zuckte, er fühlte, wie ihre Schultern sanken, er fühlte ihr innerliches Weinen. Da preßte er sie fester an sich, und sein heißer Atem und sein herzzerreißendes Flüstern überschauerte die arme Mutter. „Im Menschheitsgarten — sollen im Menschheitsgarten nur ausgewachsene Bäume stehen? Da müssen auch Blumen — viel Blumen sein. Die zarten Blumen — das sind die vielen — vielen — zahllosen kleinen Wesen — die — Ärzte nennen es Lebensschwäche — ich sage: Schneeglöckchen und Veilchen im Menschheitsgarten — sie haben ja doch den Garten geschmückt.“

Mit angehaltenem Atem horchte die Frau. Aber sie hörte aus all den übertönenden Worten nur die verlorene Hoffnung heraus. Die Veränderung, die mit Erich vorgegangen, entsetzte sie, kühlte sie ab, entfernte sie von ihm. Sie wollte Hoffnung, Hoffnung, und er hatte sich schon in das Schrecklichste gefunden. Hilflos schrie sie auf, qualvoll, wie erstickend, ganz unartikuliert und rauh, und sie wollte sich aus seiner Umarmung reißen.

Aber er ließ sie nicht los, er wollte sich selber und auch ihr helfen, indem er mit tastenden Worten weiterflüsterte: „Wir müssen trachten — im Schmerz — das Schöne zu finden,“ sein Mund verzerrte sich vor Weh, „reiner Schmerz — auch schön — ganz rein — nur immer der Natur folgen — dann — dann bist du im Einklang. Will die Natur — den Menschheitsgarten — mit Schneeglöckchen schmücken — ihr Wille geschehe! Nicht künsteln — nicht sich selber betrügen — begreifen und — sich fügen.“

Aber die Frau ertrug es nicht länger. Sie hatte sich befreit und stand mit gerungenen Händen vor ihm: „O, daß ich Geld hätte! Geld! Geld!“

Der Ausbruch kam so unerwartet, war in so schreiendem Gegensatz zu den Tröstungen, die Erich auf seinem langen Heimweg durch die menschenbevölkerten Straßen gefunden hatte, daß es ihm war, als habe er einen Schlag ins Gesicht empfangen. Und das von der Frau, die so innig mit ihm zusammenfühlte, die in guten und bösen Stunden seine Freundin, sein Kamerad, sein bester und treuester Anhänger war. Bitterkeit quoll in ihm auf, und er murrte zwischen den Zähnen: „Ja, das ist das Höchste! Geld.“

Sie wehrte sich heftig gegen den Angriff. „Nicht für mich! nicht für mich, Erich, das weißt du gut genug.“

Aber er zürnte ihr, daß sie ihn abgewiesen hatte. Ganz vergaß er, daß sie alle die Stunden in qualvoller Angst auf eine erlösende Botschaft gehofft, und daß er ihr die schreckliche Enttäuschung gebracht hatte. In den engen vier Wänden ihres Heims, mit dem kranken Liebling immer vor Augen — wie konnte sie dazu gelangen, an anderen ihr Schicksal zu messen. Draußen vielleicht,

Digitized by Google

da kann man sie finden, die Ergebung, ohne die man nicht leben kann. Er vergaß das alles; gereizt fuhr er fort: „Wenn man alles hat, was man braucht, dann kann man leicht sagen: Für mich nicht. Eben hast du nach Geld geschrien."

Und die beiden Unglücklichen begannen sich zu zanken, einander Vorwürfe zu machen.

„Als du gehört hast, was er vom Gesundbeten sagte, hast du ihn da wirklich um Geld ersucht? sag, Erich?"

„Du hast schon vergessen, Kind, daß er es mir abgeschlagen hat?"

„Ich denke — ich denke — du hast nicht gefragt —"

„Antonie!"

„Ich weiß, die Schwarzen sind dir zuwider, Erich, aber um des Kindes willen — hättest du ihn doch bitten sollen!"

„Du beleidigst mich! Hab' ich dich je belogen?"

„Aber es kann ja nicht sein!"

„Weißt du, ich halt' es deiner Ermüdung zugute, Antonie! Sonst —"

„Sag nur heraus, Erich. Es ist besser, viel besser."

„Du verlangst von mir —"

„Ich? Ich verlangte das von dir? Ich?"

„Siehst du, Frau, du weißt ganz gut, was ich meine. Ich soll meine Überzeugung verleugnen, darauf läuft es hinaus. Ich soll um Geld winseln? Nein!"

Die Frau wehrte entrüstet ab, nie hätte sie das verlangt. „Nur das eine will ich wissen: wenn wir das Geld hätten, dann ginge ich aber mit Agnes nach Kairo, nicht wahr?" Es war etwas Lauerndes und Herausforderndes in ihrer Frage, und als Erich arglos bejahte, hielt sie sich den Kopf und schloß die Lider. Plötzlich öffnete sie die Augen weit und strafend. „Eben sagst du, die Natur hat einen Willen, sie wollte uns nur ein Schneeglöckchen schenken; woher weißt du das? Ist es nicht dasselbe, was die anderen sagen? Du fügst dich in den Willen der Natur, und ich soll mich auch darein fügen, und die anderen predigen: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen — das ist ja ganz dasselbe! Schreckliche Götter habt ihr ausgedacht, ihr Männer alle! Liebe Götter, die arme, kleine Kinder zu Tode quälen! Und deine Natur, die alles Scheußliche tut, als wäre es selbstverständlich. Und immer haben sie recht! Der liebe Gott hat recht, und die Natur hat recht, und die armen Mütter, denen ist aller Schmerz umsonst aufgebürdet, die sind die dummen Betrogenen!"

„Antonie, besinn dich!" rief er mahnend, tief erschüttert.

Der böse Funke in ihrem Auge glühte auf. „Ihr glaubt ja selbst nicht an eure Götzen! Ha ha! Die haben ja gar keinen festen Willen! Da beten sie zu dem allweisen Gott, und der Allgütige ändert seine Absichten und wirft seine Folterwerkzeuge in die Ecke. Und wir, wenn wir Geld bekommen, glauben nicht an das Schneeglöckchen, du! Wir gehen mit dem Schneeglöckchen nach Kairo, und deine ehrwürdige, unbestechliche Natur dreht sich um, und unser Schneeglöckchen wird ein hundertjähriger Rosenbaum. Ach, nur Geld! Geld! Geld!"

So hatten sie sich noch nie gegenübergestanden. Die zarte Frau — so sanft, so nachgiebig — wo war ihr diese Schärfe und Klarheit gekommen, die den Mann wie ein Eishauch anwehte? Ist es das, was die Frauen bei der Näharbeit denken, wenn sie nicht Liebesgeschichten oder Toilettensorgen nachhängen? Ein Abgrund schien sich zwischen ihnen aufzureißen, und Erich fühlte zum erstenmal, daß der Weichere, Nachgiebigere er war. Verlangend streckte sich seine Sehnsucht nach der armen Verzweifelnden jenseit der Kluft, und er sagte mit matter Stimme: „Und da wir nun kein Geld haben — was wollen wir tun?"

Da murmelte sie: „Laß uns ‚gesundbeten' versuchen." Und als er niedergeschmettert nach einer Antwort suchte, belebte sie sich plötzlich: „O, Erich! und wenn es nun doch hülfe!"

Er schüttelte sich mit Ekel. „‚Gefangen geb' ich niemals die Vernunft, Auch um die lockendste Verheißung nicht', sagt unser Storm."

„Ja, ihr Männer könnt euch mit der Vernunft trösten. Das ist zu wenig für eine Mutter!" Und sie zog ihn zu sich heran. „Erich, bedenke doch, das Wie und Wodurch ist ja so egal! Nur leben soll meine Agnes! nur leben! Weißt du, wenn wir das Kind

Digitized by Google

zur Welt bringen sollen, wir Mütter, wir werden auch nicht gefragt! Vernunft und Überlegung und all das — das spielt keine Rolle dabei: wir müssen uns für das Kind hergeben mit allem, was wir haben und sind. Glaubst du vielleicht, das ist leicht? Sogar mit dem Körper ist es schwer! Es ist, als wäre er nicht mehr unser, nur noch ein Haus für das junge Leben. Alles aufgeben, alles verleugnen, bis das Kind daist. Ihr Männer könnt euch ja nicht denken, wie das ist. Eure Hirngespinste kommen uns Müttern oft so knabenhaft vor, so wie von Kindern, die das Schwerste im Leben gar nicht kennen. So kleine Burschen, die gegen das Wunder und Geheimnis anschreien, aber wir erleben das Wunder in uns, Erich. Das ist nicht solche Sache, als wenn du eine Eichel in die Erde pflanzest, und nachher sagst du: dies hier ist mein Eichbaum! So ist es doch für euch mit den Kindern, oder ungefähr so. Aber wir Mütter, wir sind die Erde und die Sonne und die Eichel, alles zusammen. Und wenn das Bäumchen wächst, wie könnten wir es wohl wegen irgendeiner Vernunft oder Überlegung zugrunde gehen lassen." Und wieder flehte sie: „Eins von beiden! Eins von beiden! Nur nicht zusehen, ohne den Finger zu rühren! Das ist die einzige Sünde."

Der Mann war verstummt. Er empfand, daß hier ein Gefühl sprach, das ihm unzugänglich war, ihm und jedem anderen Manne. Eine dumpfe Verzweiflung war über ihn gekommen. Er gab kein Versprechen, aber er begütigte, beruhigte, einfach und herzlich. Zuletzt umfaßte er die Widerstrebende und legte sie auf das Sofa. Sie ließ sich jetzt alles gefallen, nickte dankbar und gefügig, als er ihr die leichte, hellblau gestreifte Decke überbreitete und sie bat, die Augen zu schließen. „Ich bleibe oben bei der Kleinen, bis du mich ablösen kannst." —

In dieser Nacht träumte es Erich, daß er doch ein Verbrechen begangen, ein schweres, lastendes Verbrechen. Aber er konnte sich nicht besinnen, was es gewesen, so sehr er sich auch zergrübelte, und keuchend, gehetzt lief er zwischen zwei endlosen Dornhecken auf und ab, die ihm die Aussicht versperrten, und fragte: Was hab' ich getan? Was hab' ich getan? Und lange, lange blieb er ohne Antwort, aber endlich ertönte die Antwort, und sie kam aus dem Gestrüpp, das blattlos war mit starrenden Dornen. Auf deinen Fußsohlen steht es geschrieben! rief eine höhnende Stimme. Und er schauderte über sich selbst und sein Verbrechen, das auf seinen Fußsohlen geschrieben stand, und er fühlte sich so schuldig! so schuldig!

* * *

In dieser Zeit ereignete sich im Geschäft ein äußerst betrübender und schrecklicher Vorfall. Der korrekte, zuverlässige, strebsame Prokurist, Herr Lauenstein, erschien eines Tages nicht im Kontor, was seit den zehn Jahren seines Dienstes bei Gottfried Aloys Schäfer u. Co. nicht vorgekommen war. Und als der hübsche, junge Segalla, der sich diensteifrig wie immer, zuerst erboten hatte, in der Frühstückspause vorzuspringen und sich nach Herrn Lauensteins Gesundheit zu erkundigen, ganz verstört zurückkam, brachte er die Nachricht, daß in der Familie des Prokuristen Weinen und Wehklagen herrsche, denn der Gatte und Vater war am gestrigen Abend fortgegangen und nicht zurückgekehrt.

Schreckensvoll musterten die beiden Kompagnons die Bücher, untersuchten die Geldschränke, aber so weit sich in der Eile übersehen ließ, gab es da nichts Ungehöriges, viel weniger noch Verdachterweckendes. Die Bücher waren in musterhafter Ordnung, die Schlüssel hatte Frau Lauenstein auf dem Schreibtisch ihres Mannes an der gewohnten Stelle gefunden und dem jungen Segalla übergeben. Da somit die Furcht, beraubt worden zu sein, hinweggeräumt war, konnte die menschliche Teilnahme ungehindert hervortreten für einen Kollegen, mit dem man noch gestern zusammen gearbeitet, für einen fleißigen, rechtschaffenen, pünktlichen und höflichen Mann, der auf einmal, recht über Nacht, aus einem Gegenstande des allgemeinen Respekts zuerst einige Stunden lang zu einem Gegenstand des Verdachts und aus diesem wiederum zu einem Objekt des Interesses, ja des Mitleids geworden war. Denn ein Unglück mußte Herrn Lauenstein zugestoßen sein, alles deutete darauf. Erich begab sich selbst zu der Familie, obgleich ihm

Digitized by Google

sonst nichts peinlicher war als der Anblick weinender Frauen und Kinder. Eine ihm selber unerklärliche quälende Neugier trieb ihn hin, mehr als Mitgefühl, denn er kannte die Familie nur oberflächlich.

Sein Eintritt war schrecklich. Man hielt ihn nämlich für den Überbringer irgendeiner guten oder schlimmen Nachricht von Herrn Lauenstein, und die alte Mutter des Vermißten, eine noch schwarzhaarige Frau mit großem, vollem, blassem Gesicht und gebrechlichem Körper — auf der Straße mußte sie an der Krücke gehen —, überhäufte ihn mit jammernden Fragen nach „ihrem guten Jungen" und mit Beteuerungen, daß „ihr guter Junge" eher gestorben wäre, als etwas veruntreut hätte. Sie hielt sich an Stühlen und Tischen fest, während sie fassungslos um Erich herumhinkte und fortwährend wiederholte: „Noch vorgestern — Sie können es mir glauben — erläuterte er mir das Depotgesetz." Was sie damit sagen wollte, wußte sie wohl selber nicht, aber in ihrem angstverstörten Hirn nahm dieser Satz eine geheimnisvolle Wichtigkeit ein.

Die hübsche, elegante Frau des Prokuristen mit den vom Weinen verschwollenen Augen, sein dreizehnjähriger Knabe, der nicht hatte zur Schule gehen können, weil dies geschehen war, und auf dessen altbärtigem Gesicht mit den fledermausartig abstehenden Ohren die düstere Wichtigkeit zuweilen durch ein unwillkürliches krampfiges Lachen unterbrochen ward — die nichtsahnenden kleineren Mädchen, die auf dem Balkon Kuchen aus Sand formten und sie der Mutter und Großmutter zum Trost anboten, während diese atemlos zwischen dem Sprechen und Schluchzen auf die elektrische Klingel horchten und aus und ein eilten, um auf die Treppe zu sehen — all diese unglücklichen Menschen machten auf Erich einen tief niederdrückenden Eindruck, und doch war alles so, als habe er dies früher schon einmal erlebt und durchgekostet. Und als er endlich aus der Umklammerung der verängstigten Frauen loskam, verfolgten ihn diese Bilder so, daß er sie bald vor sich, bald zur Seite sah, bald sich von ihnen gehetzt fühlte.

Drei Tage blieb man in Ungewißheit über Herrn Lauensteins Schicksal, dann kamen Briefe von ihm an, ein kurzer Abschiedsbrief an seine Familie und ein langer detaillierter Brief an Erich. Es war der Lotse Harms, der die Briefe brachte, die ihm Herr Lauenstein samt einem Fünfmarkstück in die Hand gedrückt hatte, bevor er auf der Unterelbe bei Brunshausen ins Wasser gesprungen war.

„Wir hatten gerade die ‚Holsatia' schön klar abgesetzt, da kommt da so'n kleine Jolle auf mir los, mit ein' einzeln Herr in. Herrjees, denk ich, is das Herr Lauenstein aus'n Kontor, oder is er das nich? Und richtig, er war das, und ich konnte mir gar nich so schnell fassen, denn ich wurde das ja sofort gewahr, daß Herr Lauenstein was vorhatte. Aber natürlich, nach so was schlug mich ja keine Ader nach. Er winkte mich zu und hatte was Weißes in der Hand, und das war nichts andres als diese Briefe. ‚Bestellen Sie!' Na, weiter verstand ich nichts, denn ich mußte mir wahren, da kam 'n Schlepper mit 'n Slateschoner auf. Und wie der Schoner vorbei is, da kuck ich mir um, aber die Jolle, die war weg, und wie ich ihr wieder sah, da war sie leer."

So erzählte der Lotse, zuerst im Hauptkontor, dann in Herrn Konsul Schäfers Allerheiligstem mit ganz denselben Worten noch einmal. Aufgeregt horchten die jungen Leute an der Tür des Privatkontors, aber der Lotse sagte nicht eine Silbe mehr, es war eben alles, was er wußte.

Erich aber las mit klopfendem Herzen die an ihn gerichtete Beichte. Denn eine Beichte war es, die Beichte eines armen Mannes, der das kleine Vermögen seiner Frau in unglücklichen Spekulationen gewagt und — verloren hatte. „Es ist alles gedeckt, aber uns bleibt nicht ein Pfennig," schrieb der Bedauernswerte. „Ich kann es nicht überleben, meine Familie um ihr kleines Vermögen gebracht zu haben, und suche daher den Tod. Sie selber, Herr Hetebrink, wissen, daß ein Kaufmann ohne Kapital wie ein Schiff ohne Ruder und Dampf ist. Alle Mühe und Arbeit ist umsonst. Wir Angestellten in den großen Firmen stehen täglich Tantalusqualen aus. Die enormen Summen, die durch unsere Hände gehen, sind Versuchungen, von denen unser Chef keine Ahnung hat. Jetzt, im Angesicht des Todes, will ich Ihnen, Herr Hetebrink, der Sie ein menschlich fühlendes Herz haben, eingestehen,

Digitized by Google

daß ich in schwerer Versuchung war, Depots anzugreifen und damit meine Verluste zu decken. Vielleicht wäre es mir gelungen, doch noch einen guten Schnitt zu machen und meiner Frau Vermögen und mein Leben zu retten. Aber es fehlte mir an dem rücksichtslosen Mute, der manch einem zum Glück ausgeschlagen ist. Es ist mir auch unmöglich, Ihr mir stets bewiesenes Vertrauen zu täuschen, Herr Hetebrink. Nehmen Sie mit dieser Beichte zugleich die Warnung eines Sterbenden. Es ist etwas gegen Sie im Werke, seien Sie auf der Hut. Es geziemt mir nicht, mehr zu sagen, da ich mich bis zuletzt als Angestellten der Firma betrachte, gegen die ich mir gottlob nichts habe zuschulden kommen lassen. Schrecklich ist es, Weib und Kinder und vor allem meine alte Mutter unversorgt zu verlassen. Nehmen Sie sich meiner an, wenn andere mich verurteilen, das ist meine letzte Bitte an Sie." Unterzeichnet war der Brief: Ein Sterbender.

Dieser an Erich gerichtete und nur für ihn bestimmte Brief wurde zu einem verhängnisvollen Ereignis für die beiden Kompagnons. Auf zwei Wegen vollendete er die zwischen ihnen entstandene folgenschwere Entfremdung, indem er auf der einen Seite Erich Hetebrink durch die darin ausgesprochene Warnung mit quälendem Mißtrauen gegen den Konsul Schäfer erfüllte, auf der anderen Seite aber dem Konsul einen Anhalt zum Mißtrauen gegen Erich bot, der von dem Prokuristen, seinem Angestellten, einen Brief erhalten hatte, den er dem Haupt der Firma trotz mehrmaliger dringender Aufforderung nicht zu lesen gab. Vielleicht empfand der Konsul kein wirkliches Mißtrauen gegen seinen langjährigen treuen Mitarbeiter, vielleicht war die argwöhnische Miene, mit der er nach dem Briefe verlangte, nur gespielt — genug, er zeigte sich plötzlich beleidigend argwöhnisch, verlangte jetzt mitten im Sommer die langwierige und mühselige Aufnahme einer gründlichen Inventur — wobei die Arbeit fast vollständig auf Erichs Anteil fiel — und drohte sogar, Erich durch das Gericht zur Herausgabe des Briefes zwingen zu lassen. Er argumentierte dabei mit dem Satz, daß die zwei Teilhaber einer Firma gleich einer einzigen Person seien, sobald es sich um Briefe von nicht ausschließlich privatem Charakter handle. Ein Privatbrief aber liege sicherlich nicht vor, da Lauensteins letzte Botschaft „im Kontor" abgegeben worden, und da der verstorbene Prokurist nachweislich niemals mit Erich gesellschaftlich oder gar freundschaftlich verkehrt hatte. Eigensinnig blieb er dabei, daß Lauenstein einen bloßen Privatbrief nach Erichs Wohnung adressiert haben würde, und daß der „im Kontor" abgegebene Brief Mitteilungen enthalten müsse, die für ihn, den Chef des Schreibenden, von Wichtigkeit seien.

Der unglückliche Lauenstein! Wäre doch sein Brief von einem Windstoß erfaßt und in die Tiefe geschleudert worden, ehe der Lotse ihn erreichen konnte! Er machte dem Empfänger das Leben im Kontor fast unerträglich, so lange der Konsul anwesend war. Und er war viel und oft anwesend, und Piet, sein Stiefsohn, verweilte stundenlang bei ihm im Allerheiligsten, von dem sich dann Erich besonders ausgeschlossen fühlte. Und ausgeschlossen schloß er sich selbst mehr und mehr in sein Privatkontor ein; um nur die knarrende Stimme des Alten und das lebhafte Geplauder des Jungen nicht zu hören, hängte er seinen dicken Winterüberzieher vor die Verbindungstür, noch ein Plaid darüber, und horchte dann, mit glühender Stirn über seine Arbeit gebeugt, auf die abgerissenen Worte aus dem Nebenzimmer. Es scheint ihm, daß sie unaufhörlich von derselben Sache sprechen: War Lauenstein nicht doch ein Betrüger? Wird nicht noch etwas herauskommen? Und der da, nebenan, kann man ihm wirklich trauen? Warum zeigt er den Brief nicht, wenn es „reiner Kram" ist? Und Erich zuckt zusammen, er glaubt, die Worte „reiner Kram" deutlich verstanden zu haben, und auf den Zehen schleicht er sich an die verhängte Tür, schiebt das Plaid und den Überzieher leise beiseite und erschrickt wie ein Dieb, als es am Getäfel raschelt. Haben die da drinnen plötzlich zu sprechen aufgehört? Merken sie, daß er hier, dicht am Schlüsselloch, steht und sie behorcht? Und er schämt sich vor sich selber und tritt absichtlich kräftig auf und setzt sich an sein Pult. Aber nach einigen Minuten beginnt das Spiel von neuem.

Digitized by Google

Wenn man nur verstände, was sie sprechen! Jetzt lacht der Alte! Was für ein widriges Gewieher dieser alte Gaul ausstößt! Aha, sie trinken! Sie klirren mit den Gläsern, und jetzt stoßen sie an. Worauf die wohl anstoßen da drinnen? Halt, jetzt, jetzt ist sein Name gefallen! Der Alte hat ihn genannt, „Hetebrink", es war kein Irrtum, und der Junge hat Scht! gerufen. Warte, es hat geklopft! Erich schreit „Herein!" Niemand kommt. Er geht an die Tür. Niemand. Er guckt in das Hauptkontor, wo die jungen Leute sitzen. „Hat jemand geklopft?"

„Nein, Herr Hetebrink."

„Ich dachte, es wollte jemand zu mir."

„Nein, Herr Hetebrink."

Und der hübsche, junge Segalla berichtet mit seinem dienstfertigen Lächeln: „Das war wohl im Privatissimum." Er hebt suchend den Lockenkopf: „Herr Winter ist zum Herrn Konsul gegangen, Herr Hetebrink."

Erich schließt die Tür. Aber er sieht noch, daß sie die Köpfe zusammenstecken und lachen. Warum lachen die Laffen?

Aber vielleicht lachen sie über Winter, den neuen Prokuristen? Und ist er nicht auch mehr als lächerlich mit seinem Hackenzusammenschlagen und Strammstehen vor dem Konsul? Er hat eine ungewöhnlich hohe Kaution geboten bei der Anstellung, und das war für Onkel Aloys entscheidend. Gegen zweihundert Bewerber hat Herr Winter aus dem Felde geschlagen. Deshalb blickt er auch stolz und „von oben herunter", wenn er im Hauptkontor ist, aber vor Onkel Aloys schlägt er die Hacken zusammen und steht stramm wie der Leutnant vor dem Kommandanten. Es steckt noch gesunder Sinn in den jungen Leuten, daß sie über den Kerl lachen! denkt Erich verbissen. Auch er möchte lachen, ach ja! einmal so recht von Herzen auflachen! Nicht aus Hohn oder Spott, nein, so ein reines, freies, befreiendes Lachen. Wie man sich danach sehnt, wenn das Herz immer so schwer ist und Sorgen um den Weg lauern, und Angst und Mißtrauen die Straße beschatten, wo der Fuß gehen soll! Dieser Winter hat noch gefehlt, um die Freude hier vollständig zu machen. Der arme Lauenstein, von dem man doch durch Welten geschieden war, so lange er da nebenan arbeitete, was gäbe Erich darum, ihn wieder lebendig hinter seinem Pult zu sehen! Korrekt und höflich, nicht besonders einnehmend, nicht interessant, aber zuverlässig, ehrlich, mit einem wissenden trüben Zucken um den Mund, kein Streber und kein Kriecher. Und seit zehn Jahren hatte man sich täglich gesehen, es war schon eins der „alten, vertrauten Gesichter". Es ist Erich noch jedesmal wie ein Chok, wenn er an Lauensteins Pult den „Herrn Premier" erblickt. Der Name stammt wahrscheinlich wieder von Segalla, der witzige, kleine Bursch hängt allen Namen an. „Der Herr Premier", es paßt nicht übel. Da klingt ja seine ölige Stimme im Allerheiligsten. Das Triumvirat ist vollständig. Der Alte, Piet und der neue Prokurist! Immer ist der Kerl um den Alten herum, und der Alte, der gewöhnt sich jetzt daran, mit Erich nur noch durch „Vermittelung" zu verkehren. Dann kommt der Herr Premier und meldet: Der Herr Konsul ersucht um dies und um das. Aber sein Gesicht ist nicht verbindlich verzogen, und er schlägt die Hacken nicht zusammen und steht nicht stramm. Wie gut, denkt Erich ingrimmig, er hat wohl Furcht, daß ich ihm eine herunterhaue! Und dennoch wundert er sich: Sieh! sieh! vor mir macht er seine Kratzfüße nicht! Es freut mich ja, aber es wundert mich doch. Steckt ohne Frage etwas dahinter! Und er zuckt die Achseln und grübelt und fühlt sich wie von unsichtbaren Spinnenfäden umsponnen. Es steckt etwas dahinter! Ich soll mich in acht nehmen! Auf der Hut sein! Es ist etwas gegen mich im Werke. Und sein Herz fängt hörbar an zu schlagen, und das Blut steigt ihm zu Kopf, und die Augen suchen hilflos umher. Draußen die jungen Handlungsdiener, alle zusammen, drinnen — im Kontor Nr. 1 — das feindliche Triumvirat, und er dazwischen ganz allein! ganz allein!

Diese Einsamkeit — niemand, niemand, dem er es sagen kann. Die arme Antonie, leidet sie nicht schon über die Maßen? Zwar nach dem nassen, kalten Sommer ist jetzt der September mit köstlich sonnigen Tagen gekommen, als sollte auf einmal alles wieder gutgemacht werden. Die Astern überschütten den seit lange einförmig grünen Garten mit ihren zartfarbigen, lockeren Blumen-

Digitized by Google

sträußen, die Dahlien glühen in purpurnem Samt, und jeden Morgen, wenn er vom Hause geht, erzählt ihm freudestrahlend klein Ebba, wie viele Morgenprachtbecher sich aufgetan haben. Und was das Wichtigste ist: jeden Tag kann Antonie nun mit der kleinen Kranken im Garten sein, kann weiden und sich sonnen. Es ist wie eine Abschlagzahlung, denkt Erich, und jeden Tag tröstet er seine Frau: „Schöner kann es in Italien auch nicht sein.“ Aber bald wird doch das Wetter umschlagen, und dann beginnt das Quälen von neuem. Von Lauensteins Schicksal hat er fast nichts an Antonie gesagt.

Hat sie sich nicht auch sogleich die Ohren zugehalten und gebeten: „Nur jetzt nichts Trauriges! Wir haben selber so viel Quälerei. Ich freu' mich nur, daß die Sonne scheint.“

Und er schont sie so gern, er sehnt sich ja selbst heraus aus dem grauen Sorgengewebe, er möchte ja so gern, so gern mal wieder laut und frei und von Herzen auflachen können! Ach, es ist wie im Traum: gefangen zwischen zwei hohen, endlosen Dornenhecken läuft er dahin, und wieder und wieder fragt er sich: Hab' ich das verdient? Hab' ich nicht seit früher Jugend unablässig und treu gearbeitet? Warum schlägt es nicht an, was ich tue? Warum hab' ich kein Glück? Was für ein Verbrechen hab' ich begangen? Und die Traumstimme höhnt: Auf deinen Fußsohlen steht es geschrieben. Und er lacht gallig, verzweifelt auf: Ja ja, ich wollte meine eigenen Wege gehen, nicht in der Herde mittrotten, das ist mein Verbrechen.

Und heut' ist's wieder so: Triumvirat im Allerheiligsten und um ihn Totenstille. Die Verhandlungen mit dem Onkel gehen nur noch durch Winter, man möchte mit Fäusten dreinschlagen! Mit Fäusten dreinschlagen! Diesen Winter an den Ohren packen und zur Tür hinauswerfen! Und dann in die Hände spucken und die Ärmel aufstreifen und den „Sohn des Chefs“, den Piet, hinterdrein befördern. Sein Automobil steht ja noch vor der Tür, nur hinein mit dem Burschen! Was will der Eindringling hier? Zuerst schien sein Gesicht sogar angenehm, obwohl etwas hochnäsig und neugierig zugleich. Aber jetzt ist er unleidlich geworden, plappert und renommiert und hat ein scharfes Auge fürs Geld. Auch Glück hat das Bürschlein, fünfzehntausend Mark hat er beim Totalisator gewonnen. Jetzt hat er sich das schnarchende gelbe Ungeheuer angeschafft, groß wie'n Elefant, und kommt darin täglich ins Kontor gesaust, mit einer Froschaugenbrille, in einer Seehundshaut; aber den Alten, den kriegt er nicht hinein in das Ding, soviel er ihn auch „coaxt“, der hat Angst um seine morschen Knochen!

Wie ist das alles hier anders geworden! Und wieder ächzt Erich: Mit Fäusten dreinschlagen und vor den Alten hintreten: Was ist das hier, du? Was geht vor hinter meinem Rücken? Was ist im Werk gegen mich? Das, was nicht im Kontrakt geschrieben steht, das ist das Wichtigste! Weißt du das nicht? Ich verlange Rechenschaft von dir! Und wenn der wieder nach Lauensteins Briefe fragt, dann — nun ja, in Teufelsnamen den Brief ihm unter die Nase gehalten: Da lies! Es klingt nicht schön für dich, was der arme Mensch schreibt! Aus reiner Rücksicht für dich hab' ich den Brief dir vorenthalten. Und wenn er dann sagt: So so! mit den Angestellten hältst du es, statt mit mir? So was würde sonst keiner zu schreiben wagen, was antwort' ich ihm? Und wenn er trocken die Achseln zuckt und sagt: Wir sind nicht verheiratet, du und ich, geh' deiner Wege? Und wenn er wütet und schreit: Deine Undankbarkeit ist grenzenlos; du hast zwanzig Jahre lang gelebt wie ein Herr und bist doch nur ein Bettler. Alles hast du mir zu verdanken, und jetzt glaubst du dem ersten Verleumder, der dich vor mir warnen will, warnt, weil es ihm noch an der Schwelle des Grabes ein Teufelsvergnügen bereitet, uns aufeinander zu hetzen? Was dann? Hätte er denn nicht recht, so zu wüten? Könnte es nicht so sein vielleicht? Wer kennt eigentlich diesen Lauenstein? Er war immer höflich, immer korrekt, aber schließlich hat er doch das Vermögen seiner Frau angegriffen und sich dann feige davongemacht. Wem soll man glauben?

Da drinnen im Kontor ist auch was los. Die lachen schon wieder. Einer scheint etwas vorzulesen, es muß was Ausgelassenes sein, wenn man ihn nur verstehen könnte! Da —

Digitized by Google

eine laute Lachsalve! Nein, das ist übrigens unverschämt! Solch ein Ton war doch früher nicht? Heißt das Arbeitsernst? Halt — das ist Segalla! Seine volltönende Stimme; er deklamiert. Warte, den woll'n wir uns mal kaufen! Und Erich öffnet die Tür und schreit: „Herr Segalla!" Nein, er hat nicht laut gerufen, die da drinnen haben nichts gehört, sie gucken sämtlich zu dem jungen Segalla hin, der von einem Papierblatt, das er mit beiden Händen, kurzsichtig wie er ist, dicht an die Augen hält, eine Art Reimerei abliest.

Erich läßt leise die Tür wieder zufallen, und dicht dahinter stehend horcht er mit gerunzelten, argwöhnischen Brauen auf den Unsinn. Segalla liest mit pomphafter Betonung „frei nach Schiller":

Seit der holde Pum erschienen,
Hat der Pumpum sich verjüngt.

Wer ist erschienen? denkt der Lauscher, und wie sie lachen über den Blödsinn! Die reinsten dummen Jungens, einer schreit sogar: „Feudal!" Und der beglückte Deklamator wiederholt die herrliche Strophe unter dem erstickten Jubel der Zuhörer:

Seit der holde Pum erschienen,
Hat der Pumpum sich verjüngt,
Seine Mondscheinhügel grünen,
Und der Flaschen Siegel springt.
Vor dem goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis.

Was? was liest er da? Der neuvermählte Greis? Aber das ist ja eine Anspielung, eine mehr als deutliche Anspielung! Der freche, hübsche Bengel — ob er wohl nicht weiß, wie unschicklich solche Worte hier klingen? Da, sie rufen „da capo!" Nu, das ist aber toll! Und mit was für einer Selbstgefälligkeit dieser Segalla wiederholt:

Vor dem goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis.

Hahaha! der Frechling hat Humor! Wenn ich so jung und frei wäre wie der, ich würde mitlachen.

Und er führt die Firmenzügel
Ganz auf eine neue Weis'.

Was ist das? Was soll überhaupt dieses Geversle? Haben die Herren Handlungsdiener nichts Besseres zu tun? Und jeder Satz wird belacht!

Dumpf erbrausend durch die Gassen
Tampst heran des Autlers Lust.

Aha! jetzt kommt Piet an die Reihe! So so so!

Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traurige Brust.

Nun? Versündigt sich der Esel an Schiller? Das ist aus der „Kassandra". Die haben doch vor nichts Respekt. Und Erich Hetebrink legt das Ohr an die Türspalte, er denkt: Jetzt — wer weiß — vielleicht hängen sie auch mir noch was an. Segalla deklamiert, aber mit gedämpfter Stimme:

Freudlos in der Freuden Fülle
Ungesellig und allein
Wandelt der Hemhemhem stille
Durch die Türe Nummer zwei.

Türe Nummer zwei? So, so? Die haben heute was zu lachen. Nummer zwei — das ist wohl mein Privatkontor? Und kaum hört er vor Aufregung, was jetzt kommt:

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der holde Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich meinen Huhu nah'n!

Das Wort „Huhu" wurde sehr stark betont, einige wiederholten mit unterdrücktem Gelächter: „Huhu! uh! uh!" Es wurde leise gepfiffen, ein Fratzenschneiden und Lachaufruhr brach los.

Plötzlich ruft eine herbe, drohende Stimme: „Aufklärung! Bitte um Aufklärung, meine Herren!" Er hatte es nicht länger ausgehalten, die Lust, mit Fäusten dreinzuschlagen, hatte ihn übermannt. Mit geröteter Stirn, mit vollen Augen, mit einem keuchenden, zischenden Atmen, das er vergebens zu beherrschen strebt, steht Erich Hetebrink neben dem Hauptlacher, Aug' in Auge mit dem jungen Segalla, der sich tödlich erschrocken zurückbäumt und ein Blatt Papier in der Hand zerknittert. Niemand hatte den Kompagnon „zweiter Güte" eintreten sehen. Es wurde totenstill.

„Herr Hetebrink," lallte der junge Segalla, von den zornigen, forschenden Blicken beunruhigt, und er versuchte zu lächeln, sich unbefangen zu stellen; er drehte den Hals, als ob ihn der Hemdkragen drückte.

Die übrigen jungen Leute hatten instinktiv sofort die Köpfe auf ihre Arbeit gesenkt, einer zog mit Ostentation und laut schnarrender Feder eine Linie unter der anderen.

Digitized by Google

„Was ist hier verhandelt? Ich wiederhole, daß ich um Aufklärung bitte, Segalla!"

„Ein Nonsens, ein Jux, Herr Hetebrink," stotterte der junge Mann mit Anstrengung; auch er fühlte sich in diesem Augenblick schnöde verlassen von denen, die eben noch ihm Beifall gejauchzt hatten.

„Kann man den Jux nicht auch erfahren? Ich lache gern, wenn es etwas Lächerliches gibt!" Erichs Stimme zitterte vor Zorn, in ihr lag die Drohung, nicht in den Worten.

Auf Segallas Gesicht zeigte sich eine gewisse Auflehnung, die Nasenflügel blähten sich, er warf den lockigen Kopf ein wenig zurück. Mit roten Wangen erwiderte er lebhaft: „Ich bedaure, Herr Hetebrink, aber —"

Das hatte noch gefehlt, dieses Kopfaufwerfen, dieser Ton! Er traf Erich wie ein Stich. Hart stieß sein Fuß an Segallas Pult, daß es krachte. „Sie werden mir sofort das Papier geben, Segalla, das, von dem Sie vorgelesen haben! Sofort!" schrie Erich, seiner selbst nicht mächtig.

Ein Murren entstand. Segallas Augen sprühten auf, die schwarze Locke auf seiner glatten Stirn bebte. „Ich bin hier nicht in der Schule, Herr Hetebrink." Er sagte es versöhnlich, so als ob er eine vernünftige Vorstellung auf eine unvernünftige Zumutung setze.

Aber Erich hörte nur die Worte. Und sie schienen ihm über alles Maß frech und unanständig. Und er ließ seiner Wut die Zügel schießen — einmal, einmal mußte mit Fäusten dreingeschlagen sein! „Jawohl!" schrie er donnernd, „Sie sind in der Schule hier, in der Schule des Anstands und der Lebensart! Wer sich dagegen frech auflehnt, der hat das Kontor zu verlassen!" Und plötzlich drang er auf den ganz fassungslos Zurücktaumelnden ein und packte ihn am linken Arm: „Das Papier! Auf der Stelle! Oder —"

„Oder?" wiederholte langsam und herausfordernd der junge Mann, in dessen jetzt tief erblaßten Zügen Empörung arbeitete.

„Oder hinaus!" schrie Erich. „Hinaus aus meinem Geschäft!"

Aber auch er erblaßte jäh, als der junge Kommis ihm in der gleichen langsamen, herausfordernden Weise die Worte ins Gesicht sprach: „Aus Ihrem, Herr Hetebrink?"

Fast hätte Erich ihn ins Gesicht geschlagen. Er hob die Hand und schlug sie krachend auf das Pult nieder, er traf das Tintenfaß, und die Tinte spritzte umher, kleine Gegenstände rollten auf den Boden. Der unerhörte Auftritt betäubte alle Anwesenden. Wann geschieht es einmal, daß im Kontor Mensch dem Menschen gegenübersteht, nicht der Untergebene dem Vorgesetzten! Oft vergeht ein Leben, ein ganzes Menschenleben, ohne daß ein solcher Zusammenstoß, bei dem alles Konventionelle abfällt, sich ereignet. Erich selbst hätte nie für möglich gehalten, daß in dem von ihm geleiteten Arbeitszimmer ein so schändlicher Vorfall passieren könnte. Auch in diesem Augenblick war sein Verlangen, das Spinngewebe zu zerreißen, größer als sein Zorn, und als Segalla eine Bewegung machte, als wolle er sogleich gehen, packte Erich mit schnellem Griff die geballte Rechte des Kommis, um ihr das zerknüllte Papierblatt zu entreißen.

Segalla öffnete seine Hand, sie war leer, ein unwillkürliches Triumphlächeln spielte über seine hartgewordenen Züge.

„Packen Sie Ihre Sachen zusammen und machen Sie, daß Sie fortkommen!" Und Erich schlug die ihm spöttisch hingehaltene leere Hand heftig beiseite. „Taschenspieler!" Dann kreuzte er die Arme, sah sich drohend nach allen Seiten um und sagte befehlend: „Herr Lauenstein ist augenblicklich nicht hier anwesend. Herr Winter, wollt' ich sagen! Hm! hm! Sie bürgen mir wohl dafür, Herr Rüsche, daß sich derartige wüste Szenen hier nicht wiederholen!" Und ohne Segallas Rückkehr abzuwarten, der in der Garderobe verschwunden war, ging er mit starken Schritten in sein Privatkontor, dessen Tür er krachend hinter sich zuschlug. Er zitterte an allen Gliedern. Was hätte er darum gegeben, jetzt fortgehen zu dürfen, hinaus, ins Freie, unter die Bäume, auf die kleine einsame Dracheninsel auf der Außenalster oder ins dichteste Menschengewühl am Hafen! Aber eine Art Abscheu, noch einmal das Hauptkontor zu betreten, wo dieser bitterböse Vorfall sich ereignet hatte, hielt ihn zurück. Das Lachen, das er dort gehört,

Digitized by Google

gellte ihm noch in den Ohren; die jungen spöttischen oder amüsierten Gesichter grinsten ihm hinter dem Rücken. Und sein Zimmer hatte ja keinen Ausgang auf die Straße, wie das Privatkontor Nr. 1. Er sah auf die Uhr: noch anderthalb Stunden bis zur Börsenzeit. Wie ein Raubtier im Käfig lief er zwischen seinen engen vier Wänden auf und nieder. Und während dieser hastigen Bewegung versuchte er sich klar zu machen, was eigentlich geschehen sei, aber der Kopf tat ihm weh, und von Zeit zu Zeit umflorte das aufsteigende Blut seine Augen wie mit Schleiern und brauste ihm in den Ohren. Er hörte deutlich, wie Winter sich geziert verabschiedete, und dann wie Piet seinen Stiefvater verließ. Das Automobil schnarchte wütend auf, die Fenster klirrten, es war fortgesaust. Nun stand der Alte drinnen auf, rückte den schweren Lehnstuhl — gleich vielleicht würde er nach ihm rufen, oder Winter würde von dem Alten zu ihm hereingeschickt. Und plötzlich ergriff den gequälten Mann eine nervöse Angst vor jedem Menschengesicht, das auf einmal da hereingucken und erstaunt tun kann. Und fragen wird man: Sagen Sie, was ist denn mit Segalla vorgefallen? Ja, gewiß wird der Konsul alles wissen wollen! Es ist ja unerhört, daß man einen Kontoristen so Knall und Fall wegjagt. Und dann wird die Geschichte in allen Einzelheiten zur Sprache kommen, das Spottgedicht wird womöglich noch einmal vorgelesen — wieder werden diejenigen lachen, die sich nicht getroffen fühlen! Erich fühlte sich schwach werden. Es ist, als wenn eine schmutzige Pfütze aufgewühlt wird, und er muß daneben stehen und die Miasmen einatmen ...

Jetzt — jetzt wird der Prokurist Winter zum Alten gerufen!

Erich nahm den Hut und stürmte ohne Gruß zwischen den verdutzt aufschauenden jungen Leuten hindurch auf die Straße hinaus. Ganz sonderbar war ihm dabei zumute, er war wie auf der Flucht, wie nur halb bei Bewußtsein.

Wohin jetzt? Er überlegte nicht lange, er wollte nur fort von den Menschen. Jetzt könnte er nicht einmal seiner Frau unter die Augen treten. So schnell er konnte, suchte er auf den breiten, hellen Jungfernstieg zu gelangen, dann über den schattigeren Alsterdamm zum Ferdinandstor. Verloren blickte er auf das grüne Bild, das der breite Viadukt in seinen lichten Bogen faßt, nun rauschten über ihm die großen Bäume und streuten gelbe Blätter auf seinen Weg. Dazwischen blaute die Alster auf, das Laub der kleinblätterigen Rosenbüsche duftete: ein wehes Heimverlangen trübte Erichs Augen. Da vorn vor ihm der Gärtner in der blauen Schürze, der in den Anlagen arbeitete und sich mühsam aufrichtete von dem neubepflanzten Stiefmütterchenbeet — der hätte er sein mögen! Mit ihm tauschen? Gleich! Da, nehmen Sie meinen Herrenrock, meinen Panamahut! Geben Sie mir die blaue Schürze, die Schirmmütze und den Spaten ... Ich hab' es satt! satt! satt! Was für ein Glück es sein müßte, so sprechen zu dürfen! Der Arbeiter sah ihn verwundert an, Erich stieg das Blut ins Gesicht. Er wendete sich ab und zog mechanisch sein Butterbrot aus der Tasche, um es den eilig heranschwimmenden Schwänen zu zerbröckeln.

„Rosen gefällig, Herr?“ fragte es hinter ihm. Ein kleiner Wagen knarrte auf dem Kies; der arme Mann, der darin saß, ein beinloser Krüppel, ein Invalide der Arbeit, fuhr sich mühselig selbst. Erich hatte ihm oft Blumen abgekauft. Ausgewählt schöne Nelken, Rosen und Kaktusdahlien lagen auf dem Brette vor ihm. Die gebräunten, starken Arme, das hübsche, junge, traurige Gesicht schienen einem gesunden Arbeiter anzugehören, der sich zum Scherz in einen engen Kinderwagen eingeklemmt hat, aber Erich kannte sein Leiden und sprach zuweilen mit ihm. „Rosen gefällig, Herr?“

„Ja so! Sie sind es. Heute kauf' ich nichts.“

„Auf 'n andermal, Herr Hetebrink. Wie geht es Ihnen?“ sagte der Invalide zutraulich.

„Gut! Danke. Und Ihnen, Dierks?“

„Danke, Herr Hetebrink! Famost! wie immer.“

War es ein Zufall, daß sie sich dabei wehmütig lächelnd in die Augen sahen? Wie ein Schimmer, der auftaucht und verschwindet, war der Blick. Ihre weit auseinanderliegenden Welten hatten sich für einer Sekunde Dauer gestreift, und jeder hatte zu

Digitized by Google

dem eigenen Leide des anderen Leid gefühlt. Das sind die flüchtigen Blitze, die über die Erde hinleuchtend, Welten der Schmerzen enthüllen. Ein Jammertal! ach ja! und ich mitten darin! —

Erich meldete sich krank und blieb eine Woche lang vom Geschäft fern. Antonie, die zuerst sehr besorgt war, da ihr Mann nie zu klagen pflegte und seit ihrer Verheiratung höchstens auf einen Tag zu Hause geblieben war, erriet in ihrer Arglosigkeit zwar nichts Bestimmtes, ahnte aber doch, daß hier die Verstimmung größer als die Krankheit sei. Der Arzt, der auf ihren Wunsch Erich untersuchte, fand Anzeichen beginnender Neurasthenie. Er riet zur Schonung, sprach von wochenlangem Ausruhen und Herumliegen im Garten, bei schlechtem Wetter im Bett. Erich lachte und protestierte. Ein gesunder Mensch, der sich mit heiler Haut zu Bett legt, so etwas Lächerliches würde er nie mit sich anstellen lassen.

Antonie bat ihn umsonst. „Sei noch froh, daß Magnus verreist ist, du," drohte sie, „der finge gleich wieder von San Remo an, und wenn er uns alle drei hinschickte, dann müßte schließlich der Alte doch mit dem Nötigen herausrücken! Ach, wäre Magnus doch lieber da!"

Ihr Glaube an den Alten war noch nicht erschüttert. Ein Onkel ist schließlich doch ein Onkel, und da Erich ihm unentbehrlich und sein längst vorher bestimmter Nachfolger ist, so braucht man nur den richtigen Weg zu seinem gepanzerten Herzen und gepanzerten Gelde zu finden. In ihren stillen Stunden träumte Antonie von diesem Wege und überlegte mit vielem Herzklopfen, ob es nicht an ihr sei, diesen kühnen und gewiß siegreichen Angriff zu unternehmen. Oft saß sie mit glühenden Backen da, ihr Schneeglöckchen im Arm, und stellte sich die schwere, aber rührende Szene so deutlich vor, daß ihre heitere Zuversicht nachher selbst dem zerstreuten Manne auffiel. Was sie nur noch zurückhielt, war die fast beleidigende Gleichgültigkeit, die der Alte gegen Erichs Erkrankung an den Tag legte: außer einer kurzgefaßten Antwort auf Erichs Entschuldigungsschreiben war von dem Konsul nichts gekommen.

„Aber daß niemand vom Kontor sich blicken läßt!" staunte Antonie am dritten Tage, „ist das nicht ein bißchen sehr unhöflich, du?"

Erich sagte kurz, er habe sich jeden Besuch verbeten. Sie ahnte nicht, wie ihm zumute war. Wieder war er dort angelangt, wo man keinen Weg vor sich sieht; wieder saß er jetzt, nachdem Antonie schon zu Bett gegangen, in seinem Arbeitsschuppen und besann sich, grübelte, wie er als ganz junger Mensch auf dem Walfischknochen gesessen und sich besonnen und gegrübelt hatte. Alles unsicher, schwankend, geheimer Drohungen voll, wohin er auch seine sehnsüchtigen Augen richtete.

Er saß da und mengte Topferde für die Tulpen und Hyazinthenzwiebeln — der bunte, duftende Winterflor gehört für ihn zum Leben wie Essen und Trinken. Schrecklich, wieviel zum Leben gehört wie Essen und Trinken! Manchmal graut es einem, wieviel Sachen so um einen Menschen herum sind, und nun gar um eine Familie! Und alles muß erhalten, ergänzt, nein unablässig vermehrt werden. Sonst kommt man zurück. Und zurückkommen, das ist das Allerfürchterlichste, wenn man seit früh her nur das eine Ziel gehabt hat: vorwärts zu kommen! Man sammelt, sammelt, sammelt! In den Bücherschränken mehren sich die nie gelesenen, stilvoll ausgestatteten Bücher. In den Glasschränken häufen sich die reizenden Gläser, Schalen, Teller; man hat Schmucksachen und Gesellschaftskleider, Theaterblusen und Reisekoffer. Wie das schön sein müßte, einmal ein Jahr lang das alles zu benutzen, was man hat! Die Bücher lesen, aus den herrlichen Geräten speisen und trinken, die Schmucksachen tragen, mit den Koffern in die weite Welt gehen. Aber wann kommt solch ein Jahr? Man muß ja verdienen, verdienen, verdienen, wie hätte man denn da Zeit zum Genießen?

Erich sitzt da in einer Wachstuchschürze, links auf dem Tisch vor ihm liegt ein Sandhaufen, rechts schwarze Erde. Vorsichtig ein Drittel von jenem, zwei Drittel von dieser in jeden Blumentopf. Da unter dem Tisch stehen schon in langer Reihe die gefüllten Blumentöpfe, die großen, weißlichen Hyazinthenzwiebeln hat er gerade vor sich und drückt in jeden Topf eine. Aber seine Gedanken sind nicht bei den künftigen Blüten.

Digitized by Google

Wenn ich zu dem Alten gehe, mich an seine einstige Freundlichkeit klammere, an weiter nichts! Den Firlefanz mitmache, die Gesundbeter hereinlasse — ja, dann würde diese Entfremdung plötzlich aufgehoben, dann hätte er wieder Vertrauen zu mir, dann könnte auch späterhin noch alles gut werden — Aber das geht ja nicht, das ist ja unmöglich! Das kann doch Antonie nicht verlangen, solche Demütigung, solchen Schacher, selbst wenn es unser klein Agnes gilt ... Wenn ich mir nur zu raten wüßte! Wenn ich nur auf der Erde oder im Himmel eine Seele wüßte, die mir Wahrheit gibt und einen Weg zeigt!

„Herr Hetebrink, hier ist jemand!" Minna rief es mit gedämpfter Stimme, aus der Kellerküche auftauchend, seitwärts vom Schuppen. Sie hielt eine Küchenlampe in der Hand, die ihr zerzaustes Haar und ihre schläfrigen Augen beleuchtete.

Ehe Erich eine Antwort geben konnte, stand ein Mann mit abgezogenem Hute im Eingang des Schuppens und blieb dort regungslos, schweigend stehen, kaum von dem Lichtschein der an der Decke aufgehängten Arbeitslampe getroffen.

Erich drehte sich auf dem kleinen Bock herum. „Bitte," sagte er, ohne zu erkennen, wer da war, „treten Sie näher." Aber der Besucher regte sich nicht. Das machte Erich betroffen. Es fiel ihm ein, daß es spät sei, nach zehn Uhr, und daß billig kein Mensch jetzt noch das Recht hätte, ihn zu stören. „Was wollen Sie denn?" Er wunderte sich selbst, wie rauh und barsch seine Stimme klang. Er war aufgestanden, und seine große, hagere Gestalt verschattete den stummen Ankömmling noch mehr.

„Herr Hetebrink, ich bin es nur. Segalla." Und der junge Mann mit dem abgezogenen Hute trat noch einen Schritt zurück. „Ich — ich — darf ich es denn überhaupt wagen — zu Ihnen zu kommen?" stammelte er und ging noch weiter rückwärts.

Erich machte eine Handbewegung, es war ihm unmöglich, zu sprechen. Hatte er gewinkt oder abgewehrt — er wußte es selber kaum. Aber es war ihm recht, daß das hübsche, blasse Gesicht nicht verschwand, das so plötzlich aus dem nächtlichen Dunkel vor ihm aufgetaucht war, und auf dem es wie der Widerschein seiner eigenen Angst und Ratlosigkeit lag. Zorn gegen Segalla fühlte er nicht mehr, der war ganz ausgelöscht.

Der junge Kontorist aber begann in heftiger Aufregung zu stottern: „Entschuldigen Sie, bitte, Herr Hetebrink — keine Ruhe gelassen — wirklich — und weil ich gehört habe, daß Sie krank sind — schwer aufs Herz gefallen — gedacht — ich wollte kommen — lieber Herr Hetebrink, weil ich eine solche Achtung vor Ihnen — wirklich — immer gehabt — und Zutrauen — glauben Sie mir — wirklich! Daß Sie meine Bitte um Verzeihung annehmen wollen!" Die Worte bebten fast schluchzend von seinen Lippen, in seinen großen, dunklen Augen brannte ein heiliger Ernst. Und noch immer stand er scheu und straff aufrecht, den abgezogenen Hut in der Hand, wie eine flüchtige Erscheinung, aufgetaucht aus dem Dunkeln und bereit, im Dunkeln wieder zu verschwinden.

Erich fühlte sich warm berührt, auch er geriet in Bewegung. Er versuchte zu lächeln, hüstelte verlegen. „Da, sehen Sie, wie es hier aussieht. Bei uns im Dorf. Kommen Sie ins Zimmer, Herr Segalla."

„Bitte, lassen Sie mich hier, Herr Hetebrink," bat erregt der junge Mann, „ich störe zu so später Stunde. Wirklich. Meine Entschuldigung ist vielleicht, daß ich jung bin. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin zwanzig Jahre."

Erich schob ihm seinen Bock hin und setzte sich auf einen alten Gartenstuhl. Er sah vor sich nieder. „Es ist hübsch von Ihnen," murmelte er verlegen. „Aber sagen Sie mir —"

Auch Segalla hatte sich soweit beruhigt, daß er den hölzernen Sitz annahm. Aber er stand noch daneben, in seinem ganzen Wesen prägte sich noch die Unruhe und Angst wie zu Anfang aus. „Ich habe schändlich gehandelt! niederträchtig, Herr Hetebrink, ich seh' es jetzt ein! Wir haben so oft über Sie gelacht, Herr Hetebrink, aber es war niedrig! niedrig! O, wirklich! Jetzt, wo Ihnen so mitgespielt wird, wo dieser Piet, dieser junge, unerfahrene Mensch an Ihre Stelle kommt, wo man Sie, die Sie das Geschäft durch Ihre Arbeit groß gemacht haben, beiseite drängt und Piet Kompagnon wird, und das alles, damit dieser

Piet diese chinesisch-japanische Hamburgerin Nannie Emery heiraten kann, und das wieder alles nur, damit der Alte, der Konsul Schäfer, endlich den Kommerzienrattitel kriegt — o, es ist scheußlich! empörend ist es! Und es ließ mich nicht ruhen, ich mußte mich für Sie erklären, Herr Hetebrink, sonst wäre ich in meinen eigenen Augen verächtlich gewesen." Er streckte die Hand aus. Er bat in Reue und schöner Aufwallung, Erich möge ihm wieder die Hand geben.

Aber Erich rührte sich nicht. Kein Wort, kein Hauch kam aus seinem Munde. Es war, als ob er nichts gehört habe.

Einen Augenblick stutzte der eifrige Sprecher. Dann begann er von neuem in herzlichen und beredten Worten: „Übrigens, Herr Hetebrink, nicht ich habe das Gedicht gemacht, solch schlechte Gedichte mach' ich nicht, wirklich! Aber ich habe es vorgelesen, und das hätte ich als anständiger Mensch nicht tun sollen. Ich bin ein anständiger Mensch, Herr Hetebrink, wirklich! Das habe ich Ihnen hoffentlich durch mein Herkommen bewiesen."

„Das Gedicht," murmelte Erich mit schwerer Zunge.

„Das Gedicht? Ach nein, bitte, Herr Hetebrink, es ist nicht witzig und nicht poetisch, wirklich."

„Das Gedicht," erklang die Aufforderung noch einmal müden Tons.

„Gott, wenn Sie durchaus wollen, Herr Hetebrink, ich weiß es auswendig. Sie denken sich sonst noch vielleicht was Schlimmeres. Es ist nur ein Jux, Herr Hetebrink." Auf seinem ernsthaften, eifrigen Gesicht erschien ein unwillkürliches Lächeln, als er begann:

Seit der holde Pum erschienen,
Hat der Pumpum sich verjüngt.

Erich starrte in die Lampe, er unterbrach trägen, schnarrenden Tons: „So? Was heißt denn das?"

Segalla lächelte stärker. „‚Pum' heißt Piet und ‚Pumpum' heißt der Konsul. Also ich will es mal so sagen:

Seit der holde Piet erschienen,
Hat der Konsul sich verjüngt,
Seine Mondscheinhügel grünen —

‚Mondscheinhügel' zum Beispiel stimmt nicht, er malt sich ja nur seine Augenbrauen an, Herr Hetebrink! Aber ich halte mich an den Text und weiter nichts. Also:

Seine Mondscheinhügel grünen,
Und der Flaschen Siegel springt.

Dies letztere stimmt vollständig, nicht wahr? Ebenso das folgende:

In den goldumrahmten Spiegel
Lacht der neuvermählte Greis, hahaha!
Und er führt die Firmenzügel
Ganz auf eine neue Weis'.

Zum Beispiel dies ist wieder nicht ganz recht, denn der Konsul wird bekanntlich von seinem Sohn Piet geführt, Piet wieder von Nannie Emery, und Nannie Emery von der Frau Konsul Schäfer, damit ihr Mann Kommerzienrat wird. Haha! Aber so bösartig ist es eigentlich nicht, wie, Herr Hetebrink?" Sein jugendliches Gesicht hatte sich schon völlig aufgehellt, nur war er noch sehr erregt. Ein liebkosendes Lächeln kräuselte seinen hübschen Mund, als er fortfuhr: „Also bitte, machen Sie mich nicht verantwortlich für das Weitere.

Dumpf erbrausend durch die Gassen,
Dampft heran des Autlers Lust —

Die Stelle ist patent! Ganz Piet! Aber nun:

Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traurige Brust.

„Das ist aus Schillers ‚Kassandra'," murmelt Erich.

„Ach nein, es war schnöde, Herr Hetebrink! Aber bitte, es war gar nicht bös' gemeint! Wirklich!"

„Weiter!" stieß Erich hervor, in die Lampe starrend.

Ein wenig beklommen und schnell deklamierte Segalla:

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelt der Hemhemhem stille
Durch die Türe Nummer zwei.

„Wie ist das?"

Segalla lächelte. „Das sind Sie, Herr Hetebrink. Wirklich, es ist schnodderig! Aber es ist doch besser, Sie kennen das Ganze."

„Gewiß! gewiß! Weiter!"

„Ach, es ist aus:

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der holde Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich meinen Huhu nah'n.

Digitized by Google

Rembrandt: Der alte Haaring. Radierung.

Zu Neumann: Rembrandt.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

„So! — Huhu?“ fragte Erich tonlos.

„Huhu — Abschied, Herr Hetebrink. Das ist so unser Ausdruck dafür.“ Er schwieg. Seine Backen brannten. Er wartete auf Antwort, die nicht kam. Nach einer langen Pause sagte Segalla ganz kleinlaut: „Herr Hetebrink, ich dachte, Sie würden jetzt drüber lachen.“

Keine Antwort.

Da übermannte den impulsiven Jungen sein Gefühl. Er trat dicht an den wie tot Dasitzenden heran, hielt mit emphatischem Schwung die Hand hin und rief in bewegtem Ton: „Herr Hetebrink, fassen Sie doch Mut! Wirklich!“

Erich hob das Gesicht und sah ihn starr und fremd an, ohne die ausgestreckte Hand zu beachten. Dann schlug er sich den Rockkragen in die Höhe und erhob sich steif. Seine Zähne klapperten vor Frost, die Zunge bebte. „Mir scheint, es wird kalt. Mir ist nicht wohl — Nein — nein — kommen Sie nicht!“ Er drückte sich an dem Kontoristen vorüber und machte einige Schritte in den dunklen Garten hinein. Dann blieb er stehen und zischte: „Woher nehmen Sie diese unverschämte Keckheit? In welchem Ton wagen Sie mit mir zu sprechen? Fühlen Sie denn nicht, was Sie mir schuldig sind?“

Segalla straffte sich, wie damals im Kontor. „Meine Bitte um Verzeihung! Sonst bin ich Ihnen nichts schuldig, Herr Hetebrink.“

„Respekt sind Sie mir schuldig!“ schrie mit überschlagender Stimme der gequälte Mann. Und als Segalla in jugendlicher Verblendung rief, er sei nicht aus Respekt, er sei aus Freundschaft hierher gekommen, überschrie der andere ihn immer heftiger: „Und Diskretion in meinen Angelegenheiten sind Sie mir schuldig, Sie! Sie! Dinge, die noch durchaus nicht Tatsachen sind, leere Vermutungen, Klatschereien! Jawohl! Mit denen hausieren Sie herum — Sie lachen — auf meine Kosten —“

„Bitte, nein, Herr Hetebrink, das Lachen doch nur, weil Sie so viele Reden halten — beinah schon wie — nein, das darf ich nicht sagen —“

„Schweigen Sie! Gehen Sie hinaus!“

„Herr Hetebrink, das Lachen — das ist unser Menschenrecht! Ich geh' schon! Sie haben auch mal für Menschenrechte gekämpft, Herr Hetebrink, und darum wollt' ich Ihnen meine Freundschaft anbieten! Ich geh' schon! O, Herr Hetebrink, die Menschen sind so erbärmlich! Sie kennen die Menschen nicht! Sie waren niemals erbärmlich, und darum — ich geh' schon! Herr Hetebrink, ich werde Sänger, nein, Kaufmann bleib' ich nicht! Möchten Sie mir trotzdem ein freundliches Andenken — weil auch Sie einmal für Menschenrechte kämpften — o — ich weiß alles — und weil Sie nie, niemals erbärmlich gewesen sind. Leben Sie wohl.“ ...

Das war das letzte, dessen sich Erich Hetebrink entsann, als er wieder aufwachte und sich mit Verwunderung bewußt ward, daß er auf der Bank unter dem Efeugitter sitze. Kalt bis ins Mark fühlte er sich, nur sein Kopf war bleischwer und heiß. Die Kleider klebten feucht an seinem Körper, völlige Dunkelheit umgab ihn. Auch aus dem Hause drang kein Lichtschein mehr. Er zog die erstarrten Beine herauf und rieb sie langsam. So öde ... So allein ... So einsam. Alle schlafen längst. Aber er ist ja das Haupt der Familie — er kann wachen, so lange er will. Oder hier auf der Bank einschlafen — das Mädchen hat jedenfalls nicht gewagt, ihn zu stören. Oder sterben hier draußen. Ach ja! sterben, das wäre gut! Antonie hat mit den Kindern zu tun, immer und ewig, die konnte nicht kommen. Die geht so freundlich auf alles ein, was er tut, die weiß nicht einmal, ist er jetzt drinnen in seinem Bett oder draußen in der feuchten Nachtluft — wenn nur die Kinder wohl behütet sind. Wie war es doch? Eingeschlafen? Ohnmächtig geworden? Besinnungslos? Zum erstenmal in seinem Leben. Und wenn er nun hier draußen auf der Bank im Dunkeln gestorben wäre?

Todesangst zuckte plötzlich durch seine Glieder. Er sprang auf und ging die Kellertreppe hinunter. Der Schlüssel stak draußen an der Tür, wo er ihn eingesteckt hatte. In der dumpfen Küche riß er ein Streichholz an und sah das Mädchen mit dem Kopf auf dem Tische schlafen. Sie hatte sich nicht getraut, zu Bett zu gehen, ehe der Hausherr drinnen war. Das rührte ihn. Er rüttelte ihren Arm. „Minna! meinetwegen aufzu-

bleiben haben Sie nicht nötig, gehen Sie schnell in Ihre Kammer."

Sie gehorchte sogleich, ohne einen Laut der Erwiderung, nur einen schweren Seufzer stieß sie aus.

Dieser stumme Gehorsam tat ihm wohl. Er ist also doch noch der Hausherr, dem man ohne weiteres gehorcht. Solche unverschämte Menschen wie der junge Bursche da — das ist gottlob eine Seltenheit, eine Anomalie. Ja ja, das sind Anomalien! Darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. So einer zählt gar nicht mit. Und was er sonst noch gesagt hat, die ganze Rederei — Nein, was für ein unerzogener, frecher, aufdringlicher Mensch! Und den hat man nun immer gern gehabt, merkwürdig! Gern gehabt, bis sich eines Tages zeigt, was an ihm ist. Aber dann ist's auch aus.

Er ging ans Büfett und suchte nach der Kognakflasche. Sonst trank er keinen, aber in diesen acht Tagen hatte ihm der Arzt Milch mit Kognak verordnet. Mit unsicherer Hand goß er sich ein halbes Wasserglas ein und trank schnell aus. Es brannte und erwärmte. Sein Selbstgefühl hob sich. Sein Zorn gegen Segalla wuchs. Hierher zu kommen und ihm in seinem eigenen Hause unerhörte Dinge zu sagen! Er trank noch ein halbes Glas. Schade, daß man den Burschen so hatte weggehen lassen. Er fühlte eine plötzliche Spannkraft in den Muskeln, seine Fäuste ballten sich gegen den jetzt unsichtbaren Feind. Hätte er ihn doch hier! Dem Burschen hatte sicherlich die strenge Vaterzucht gefehlt. Man hat jetzt also einen Feind! So so. Das ist der unbotmäßige, respektlose Geist der heutigen Jugend! Er schenkte sich wieder ein, das ganze Wasserglas bis zum Rande voll. Wie das heiß und heilend durch den ganzen Körper rollt! Einen Feind, ja. Ist es Piet? Nein, warum Piet? Der hat mir bis jetzt nichts getan. Es ist dieser Bursche mit dem schwarzen Krauskopf, den lebhaften Augen und der vertraulichen Zunge. Lügen verbreitet er, Klatsch! Kein Wort Wahrheit dahinter. So etwas kann nicht wahr sein, solche Hinterlist, solche Grausamkeit kann es nicht geben. Sonst — und mit unwillkürlicher Hast greift er wieder nach der Kognakflasche und fühlt immer deutlicher, wie unmöglich dieser ganze Klatsch gewesen ist. Der Kognak ist vorzüglich, der hilft mehr als Überlegungen. Fast lustig wird man davon und in sich selber gehoben. Glänzende Bilder tauchen auf. Ist es der Schimmer der goldenen Kette, was da vorübergleitet? Er steht im Prunksaal des Rathauses, im Kaisersaal! Nun ist es so weit. Er soll die Rede halten, gleich wird der Kaiser kommen! ... Aber wie er gespannt auf die offenen Türen blickt, erscheint darin der grüne Rathausturm, und darüber steht der Mond. Er lacht auf vor Freude. Das Bild ist weg. Aber ein andächtiges, mystisches Gefühl bannt seinen Blick an die Stelle, wo es stand. „Nein, mein Hamburg ist treu, das ist alles gelogen," sagt er laut und fest. Warm und vergnügt fühlt er sich, ein wenig schwer — ungewohnt ...

Mit glühendem Kopf beugte er sich über das Bett seiner Frau. Im rosigen Schein des Nachtlichts sah Antonie jung und mädchenhaft aus mit dem gescheitelten und in zwei Zöpfe geflochtenen blonden Haar und dem Grübchen in der entblößten weißen Kehle.

Und als sie ihn rufen hörte, öffnete sie die grauen Augen weit und sah Erich mit unendlicher Zärtlichkeit an. „Eben hat mir von dir geträumt! Schläfst du noch nicht?"

Er streichelte klein Agnes und wollte sie aus Antonies Armen nehmen. „Immer im Arm, du! Nein, das geht nicht," sagte er laut, in sonderbarem Ton.

„Laß, bitte, Erich! laß doch. Sie schläft so süß," bat die Frau und suchte seine Hände abzuwehren.

„Und ich will auch! Gibst du deinem Manne keinen Kuß?" murmelte er und beugte sich zu Antonies Lippen.

Sie erschrak heftig und wich so stark zurück, daß sie mit dem Kopf an die Wand stieß. „Erich!" schrie sie auf, „was ist dir? Wie siehst du aus? Du hast ja getrunken!"

So schwer sein Kopf war, der unbezwingliche Widerwille auf dem eben so lächelnden, liebevollen Gesicht seines Weibes brachte ihn zu sich selbst. Sofort richtete er sich auf, aber die Sprache gehorchte ihm nicht ganz, das fühlte er.

„Zurückstoßen — das — das ist leicht," murmelte er gekränkt, „sehr leicht! sehr leicht."

Digitized by Google

An der Tür stand er still, unschlüssig und beschämt, er hörte Antonie bitter in ihr Kissen weinen.

„Du weinst — ja, ja! Ich — ich — habe vielleicht auch Trost nötig, Anton,“ murrte er unsicher. „Alles — dunkel — alles! Was soll man denn anfangen? Na? Ist ja lächerlich! Ganz lächerlich! Piet! So'n Hans in allen Hägen! Und der soll Kompagnon sein? Und wo bleib' ich? ich? Und ebenso von deiner Seite! Getrunken!? Zurückstoßen ist leicht. Zuviel, meinst du? Ist es nicht alles für euch? Du — du — mußt mir kein böses Gesicht zumachen, Frau. Alles dunkel! verlassen genug! Wenn alles zusammenbricht! Zurückstoßen ist leicht!“

Er ging aus der Tür.

Mit angehaltenem Atem, Angstschweiß auf allen Gliedern blieb Antonie liegen und horchte auf seinen Schritt. Er ging langsam, etwas schlürfend ins Zimmer nebenan, sie hörte, wie er sich auf das Bett warf, das unter ihm erkrachte, wie er nach einiger Zeit aufstand, die Stiefel auszog und rücksichtslos von sich schleuderte. Dann sein schweres ächzendes Atmen, das allmählich in Schnarchen überging. Kein Glied rührte sie, ihre Füße wurden starr und hölzern, nur die Tränen rannen unaufhaltsam über ihr kaltes Gesicht. Unsagbares Entsetzen bestürmte sie. Zwei Veränderungen geliebter Gesichter vor ihren Augen hat sie nun gesehen, und unauslöschlich ist der Eindruck. Welcher Anblick ist schrecklicher? Das bläulichweiße Kinderköpfchen mit den blutlosen Lippen, den wächsernen Ohren, dem scharfen ältlichen Zug um den Mund? Oder das gerötete Männergesicht mit den schwimmenden Augen, dem fremden gespitzten Munde und dem Geruch, der von ihm ausging? — — Und das ist Erich? Wie ist denn das möglich? Was ist denn geschehen? Unangenehmes im Geschäft, ja, ja, das hat er, und dann — dann — hat — er wohl vergessen wollen? Ja, damit fängt es an, immer fängt es so an! Und wie hat es gewirkt! Er hat vergessen! Alles hat er vergessen! Ist so — so zu ihr hereingekommen, zu ihr, die hier mit dem kranken Liebling liegt! Er, der Rücksichtsvolle, der Feinfühlende, der so viel auf sich hält und auf sie hält und auf ihr schönes reines Zusammenleben! der sich vor ihr nie gehen läßt, sich auch äußerlich nie vergißt — er hat sich vergessen! Wußte nicht, daß sie vor ihm erschrecken mußte, sie, die ihn so unbeschreiblich liebhatte und ihn so hochhielt und auf alle anderen Frauen ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft so mitleidig herabsah. Die arme Frau faltete die Hände über dem zarten Körperchen des kleinen Kindes, das sie an sich drückte: „O, nur das nicht, nur das nicht!“

Sie wußte, daß sie zu Erich keine Silbe über heute abend würde reden können! Nein! nein! Sie ihm Vorwürfe machen, ihn warnen? Undenkbar! Das paßt für die anderen Leute, aber nicht für sie. Wenn das Verhängnis ihn bedrohte, Trost zu suchen in der Selbstbetäubung — dann wehe ihnen allen! Denn nicht sie würde das Schicksal aufhalten können. Antonie, die immer zuerst die dunkle Seite der Dinge sah, die nur zuweilen, angesteckt von ihres Mannes blitzartig auftauchenden Hoffnungen, in den Tag hineinleben konnte, brach in dieser Nacht fast zusammen unter ihren Befürchtungen. Wie dunkle Berge stieg es vor ihr auf, und schon sah sie sich darunterliegen, sie und ihre Lieben, zerrieben und zermalmt unter den stürzenden Felsen. Ungläubig hatte sie ihr Glück von Erich empfangen, sie, die an kein rechtes Glück für sich geglaubt nach der lichtlosen Jugendzeit. Mit zitternder Demut hatte sie die guten Tage begrüßt, nie war sie sicher im Besitz geworden. Oft war es ihr geschehen, daß sie die Kinder umfaßt, und plötzlich fühlt sie in den Armen eine lähmende Schwäche, die aber von innen kommt, nicht aus den Muskeln. Und ihre Arme sinken, ihr Gesicht wird lang, sie fühlt eine jähe unerklärliche Andeutung, eine Botschaft in der Luft, ein Klingen von fern, etwas, das herannaht, schwere Schritte — jetzt! jetzt wird es kommen! jetzt wird ihr alles aus den Armen gerissen! Jetzt zeigt es sich, daß sie ihr Glück nur geträumt hat! Jetzt ist die Freude zu Ende, das reiche, warme Liebesleben, das ihr so unverdient — denkt sie — zugefallen ist! Dann macht wohl Erich ein verwundertes Gesicht und fragt ahnungslos scherzend: „Na, Anton? Kopfweh? Siehst ja miteins wie'n Medium aus! Ganz spiritistisch!“ Oder wenn Erich nicht da ist, die zärtliche, aufmerksam be-

Digitized by Google

obachtende Ebba: „Mama! warum bist du so blaß? Wir sind ja alle ganz dicht hier bei dir, Mama!"

Kein Vertrauen zum Glück haben — das heißt, schwer leben! Man klammert sich zu ängstlich an den Augenblick. Antonie sagte sich in dieser schlaflosen traurigen Nacht, daß nur eins ihren Mann und sie alle mit ihm retten könne: Onkel Aloys mußte versöhnt werden, damit im Geschäft wenigstens alles beim alten bliebe. Die Worte über Piet, die Erich im Rausch hervorgestoßen hatte, waren an ihren entsetzten Ohren vorbeigeklungen, aber ganz von selbst, von ihrer eigenen furchtsamen, nichts Gutes hoffenden Seele aus, hatte sich ihr die Furcht vor diesem Piet aufgedrängt. Sie fühlte, daß Erich dem alten Konsul einen weiten Schritt entgegengehen mußte, um Piet zu besiegen und aus dem Felde zu schlagen. Ihrer weiblichen Schmiegsamkeit erschien dieser Schritt nicht schwer. Man muß sich fügen, sonst kommt Schlimmeres nach! das war ihre Logik. Was nützt es, ein Freidenker zu sein, wenn es einem deshalb schlecht geht? So schlecht, daß man darüber einem bösen Dämon verfällt, der mitleidlos die Familien verwüstet? Sie kennt ihren Mann, denkt sie. Nicht nachgeben möchte er, seine Gesinnungen verfechten, seinen Überzeugungen treu bleiben. Das will er, und er sieht nur so weit. Sie aber sieht weiter. Sie sieht, daß er das Scheitern seiner Hoffnungen, den Triumph des Unrechts, den Sieg der Dunkelheit nicht wird ertragen können. Statt der Dunkelheit der Anschauungen, der er entflieht, wird ihn die vorübergehende, ach so verändernde, ach so erniedrigende Dunkelheit der Sinne aufnehmen — ein Unglück für ein anderes! Nur das, was sie für ihn befürchtet, ist das größere Unglück, trifft viel näher und unmittelbarer. Wir müssen uns alle fügen! denkt sie mit heftigem Herzklopfen. Als Max Offizier war, wie ging es da? Sind nicht auch all die Offiziere dazu gezwungen, mit den Mannschaften in die Kirche zu gehen? All diese kräftigen männlichen Gestalten mit dem sicheren befehlenden Auftreten! Sind die etwa alle gläubig? Haben sie keine neuen Bücher gelesen, nichts von Wissenschaft und Naturerforschung gehört? O gewiß, alles haben sie gelesen und gehört, und wenn man ihre Privatmeinung befragt, dann sind sie auch Freidenker. Aber wenn die höhere Gewalt den Befehl gibt, die Mannschaften in die Kirche zu führen, dann gehorchen sie. Sie könnten keine Offiziere, keine höheren Beamten sein, wenn sie ihre Privatmeinung der höchsten Gewalt nicht unterordneten. Und die Lehrer! Wäre der Probekandidat nicht eine Ausnahme, wer würde ein Stück aus ihm gemacht haben? Alle, alle müssen gehorchen! denkt Antonie, und es scheint ihr schon selbstverständlich, daß auch Erich gehorcht. Sein ganzes Leben lang den Kopf sich blutig schlagen — warum denn? Was kann der einzelne mit dem blutigen Kopfe nützen? Als sie noch in die Schule ging, hat ihr Geschichtslehrer gesagt, keines Volkes Weg gehe gerade aufwärts. Folglich ist's nur natürlich, daß es jetzt auch einmal rückwärts geht; und wenn alles rückwärts geht — ja dann muß der einzelne mit. Einen Moment lang hat sie mit schauderndem Entzücken ihren Mann unter denen gesehen, die allen zum Trotz dennoch vorwärts wollen. Aber zu teuer wird solch eine Festigkeit bezahlt. Mißhandelt, ausgestoßen, ganz vereinsamt steht, wer nicht sich fügen kann. Überrannt, unter die Füße getreten der einzelne Vorwärtsdrängende von dem wilden Strom derer, die auf höheren Befehl rückwärts marschieren. Nein, nein, es geht nicht! so geht es länger nicht! Sie muß ihrem Manne sagen: „Lieber, so lange hast du für deine Überzeugung gelebt, nun leb auch mal für dein Wohlbehagen, für den guten Augenblick, und laß solche, die jung und ohne Familie sind, deinen aussichtslosen Kampf weiter kämpfen."

Wie lang die Nacht war und wie endlos die Sorgen! Zu müde, um schlafen zu können, blickte die Frau mit brennenden Augenlidern dem neblig heraufdämmernden Morgen entgegen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rembrandt: Selbstbildnis, zeichnend. Radierung.

Rembrandt

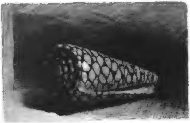
an seinem dreihundertsten Geburtstag

Von

Carl Neumann

(Nachdruck ist untersagt.)

Jubiläen und Denkmäler sind allmählich die triviale Form geworden, in der wir unsere Dankbarkeit zu beweisen suchen. Es wird zu viel Dankbarkeit „bewiesen“, als daß man sie allemal für echt und empfunden halten sollte. Täglich stößt uns der Abreißkalender auf irgendwelche Berühmtheiten, sei es auf dem Gebiet der Erfindungen, mit Fahrrad und Telephon, sei es für Wissenschaft oder Politik oder Kunst. Alles das summt uns um die Ohren und ist ein Stück Lärm von dem großen Lärm, den der Mensch von heut ertragen muß, ob er nun im Zimmer seine Zeitung liest, oder ob er auf die Straße tritt und im Gewühl aller Arten Verkehrsmittel seinen Weg sucht. Immer soll man die Ohren spitzen, und so ist es schwer, den Menschen klarzumachen, daß es bei einer besonderen Gelegenheit wirklich und besonders die Mühe



Rembrandt: Die Muschel. Radierung.

lohnt, aufzupassen, und nicht nur sozusagen defensiv aufzupassen, sondern sich zu sammeln, um an eine Botschaft zu denken, die uns alle heute noch dringend angeht. Das Rembrandtjubiläum ist doch nicht dasselbe wie etwa das Gedächtnis Tizians oder Correggios oder Raffaels. Rembrandt ist nicht auch ein großer Künstler wie die anderen. Rembrandt läßt sich überhaupt nicht mit anderen vergleichen. Rembrandt steht nicht in einer Reihe, nicht im Glied mit Nebenmännern, Vorder- und Hintermännern, sondern Rembrandt steht für sich; seine Einsamkeit ist ein Stück seiner Macht. Es könnte sein, daß, weil er in seiner Zeit nicht ganz verstanden worden ist, seine Zeit überhaupt erst im Kommen ist, daß er nicht ein Mann und ein Name der Vergangenheit ist, sondern eine Kraft der Gegenwart und Zukunft. Es könnte so sein; ich glaube, es ist so. Er ist moderner als die Modernen und lebendiger als viele Lebenden.

Nicht von dem Menschlich-Zeitlichen, also nicht von seiner Biographie soll hier gesprochen werden, auch nicht von den Stufen seiner historischen künstlerischen Entwickelung. Das habe ich an anderer Stelle in einem Buche getan.* Wir stellen vielmehr die Frage: Was rechtfertigt und fordert es, daß man immer und nicht nur heute von Rembrandt predigt; warum steht er uns näher als andere Künstler; worin liegt seine Modernität?

Es gab und gibt eine Kunst, die unter den möglichen Gegenständen künstlerischer Darstellung nur eine kleine Auswahl als einzig würdige Gegenstände für erlaubt hält, als der angeblichen Vornehmheit hoher Kunst einzig entsprechend, und weiter gibt es eine Kunstauffassung, die, von dem Gegenstand abgesehen, unter den Ausdrucksmitteln und -formen nur bestimmte Formen für zulässig erklärt. Gegenständlich pflegt man jene Exklusivität „hohe“ Kunst und diese Auswahl „Schönheitskunst“ zu nennen. Die Antike und die Akademie pflegen gewisse Gegenstände als „niedrig“ und gewisse Formen als „häßlich“ zu verbieten. Diesen Bann und diese Enge hat Rembrandt gebrochen. Seit ihm ist alles Sichtbare auch malbar und malwürdig. Ungeheure Gebiete malanbaufähigen Bodens hat er als ein großer Eroberer der Kunst hinzugewonnen. Nicht nur die „edlen“ Tiere und die gut gewachsenen Bäume und die „schönen“ Menschen sind kunstwürdig. Rembrandt läßt uns einen geschlachteten Ochsen und ein Schwein sehen, und Häßlichkeit und Armut, und eine Meermuschel ist mit einer Andacht dargestellt (Abbild. S. 630), die im kleinsten das Ehrwürdige des Schöpferreichtums verehrt. Diese Ausweitung des Stoffgebietes, insonderheit durch die Stillebenmalerei (was die Romanen „tote“ Natur nennen), hatten die Niederländer lange vollzogen; was Rembrandt hinzugab, war die poetische Belebung und Beseelung, die jedes Ding der Schöpfung, um mit einem alten Mystiker zu reden, wie „einen Buchstaben vom Finger Gottes geschrieben“ wertet. Es gibt keine „toten“ Gegenstände auf Rembrandts Bildern; jeder Mantel und jede Mütze und jedes Gerät ist

* Carl Neumann, Rembrandt. Zweite Auflage. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1905.

Digitized by Google

Ausdruck und Leben, und niemals bloßes Attribut und Füllsel.

Derart hat Rembrandt auch in Natur und Landschaft entgegen den Italienern und Franzosen, die aus Berg und Meer, aus stolzen Baumkronen, gewölbten Brücken und Palästen eine reiche Szene mit mannigfachen Versatzstücken aufbauten, das Recht, ja die Überlegenheit bescheidener Natur und Einfachheit erwiesen. Wenn er die weite Ebene seiner Heimat mit einem Stift festhielt (Abbild. S. 631), dessen stärkerer oder schwächerer Druck jede Nähe und Ferne auszudrücken fähig war, wenn er armselige Holzbrücken und Stege, eine strohgedeckte Hütte und statt mythologisch-epischer Figurenstaffage Tiere oder Hirten oder Wanderer der Straße gab, so fühlt man wohl, nicht Künstlichkeit der Komposition, nicht irgendwelche Aufmachung der Landschaft lag ihm im Sinn, sondern im Unscheinbaren der äußeren Physiognomie die elementare Größe des Luftraums mit Wolken und Wind, mit Licht und Dunkel zum Eindruck zu bringen. Er ist wie manche andere Holländer der Bahnbrecher der „intimen“ Landschaft gewesen, die uns von dem Vorurteil befreit hat, nur in der berühmten, sogenannten klassischen Landschaft Schönheitswerte zu genießen. Das verfeinerte Sehvermögen ist unendlich viel anspruchsloser geworden und braucht kein Italien und kein Fortissimo von Vesuv oder Riviera, um die Herrlichkeit des Frühlings, um den Zauber von Ackerscholle, Wald und grauen Wolken zu empfinden. Der Landschaftsgenuß ist näher gebracht und vertieft worden. Mit äußerlich bescheidenem Aufwand weiß Rembrandt starke, ja dramatische Wirkungen zu gewinnen, für die sonst, man glaubt nicht, wie viele Register gezogen werden. Seine Landschaft mit den drei Bäumen (s. Einschaltbild) ist dafür einer der stärksten Belege. Das Beschattende, Verdunkelnde, Drohende eines Wettersturms hängt wie ein Verhängnis über der weiten Fläche, und da stehen nun diese Bäume nebeneinander wie ein Fähnlein von drei Aufrechten, unerschüttert im Stamm, ob auch die Kronen geschüttelt werden. Dieses aus wenigem viel machen können, der Verzicht auf glänzende und berühmte Motive rückt Rembrandt dicht an die heutige sogenannte Heimatkunst, die uns eine Fülle nie angerührter Landschaftsstoffe beschert hat; was ihn oft noch darüber hebt, ist, daß er in der Natur viel mehr sieht als ein Plakat mit auffälligen Farbenintervallen, und daß er die geheime Sprache des Naturbildes heraushört und in ihrem symbolisch-poetischen Gehalt begreift.

Von einem Künstler, der so grenzenlos unbefangen von Vorurteilen und Übereinkömmlichkeiten die Wirklichkeit erfaßt und in ihr gehaltreiche Züge entdeckt, wie niemand vor ihm, muß man erwarten, daß er im **Bildnis** seine besondere Stärke entfalte. Denn das Porträt ist ihm ja nur die reinste Anwendung seiner gesamten künstlerischen Anlage und Aufgabe. Seine Meermuschel und seine Landschaft mit der Brücke sind ebensogut Bildnisse wie seine im engeren Sprachgebrauch sogenannten Porträts. Rembrandt hat sich selbst öfter als Modell benutzt, viel öfter als irgendein anderer Künstler. Nicht als sei er eitel und in sein Ge-

Rembrandt: Landschaft mit der Brücke. Radierung.

Digitized by Google

sicht verliebt gewesen, der Grund ist, daß er sein Gesicht gar so genau kannte und es sachlicher als jedes sonstige Bildnisobjekt als Studiengebiet für alle Darstellungsmöglichkeiten ausnützen konnte. Daher gibt es in diesen vielen Selbstbildnissen keine Wiederholung und keine Beruhigung bei einmal Gewonnenem und Erreichtem. Vielmehr sind seine Selbstbildnisse der sicherste Gradmesser für seine künstlerischen Wünsche und Fortschritte. Betrachtet man das hier abgebildete Gesicht des zeichnenden Rembrandt (S. 629), das ihn in der Mitte seiner künstlerischen Laufbahn wiedergibt, so sieht man wohl, jede Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, sei es an Mode, Geschmack, sei es an außerkünstlerische Rücksichten, ist diesem Kopf und diesem unerbittlichen Auge fremd und unmöglich. Eine fast erschreckende Größe des Sehens und Gestaltens spricht aus diesem sich einbohrenden Blick. Zugleich ist es aber ein Blick, der über das rein Optische hinausdringt und nie bei dem äußerlich Repräsentativen hängen bleibt. An diesem Punkt offenbart sich der enorme Unterschied des Rembrandtporträts von dem, was die Renaissance und ihre Erben unter Bildnis verstehen. Bei den Italienern, als einem Volk der Öffentlichkeit und der Gasse, ist auch die Kunst in der Öffentlichkeit großgezogen worden. Das italienische Bildnis hat seine Herkunft aus dem Freslo und der Monumentalkunst nicht verleugnet; es ist allemal auf eine Bühne gehoben und auf vorteilhafte Wirkung, auf den Beifall nicht wegzudenkender Beschauer berechnet. Rembrandts Menschen sind dagegen in Stuben und Häusern erwachsen und lassen eine nach außen verschlossene Welt unermeßlicher Weiten und Tiefen erraten. Es ist nichts Schauspielerhaftes an ihnen, keine Pose und kein Bewußtsein, gesehen zu werden. Sie sprechen Monologe wie die Gestalten in Shakespeares Dramen, die rückhaltlos ihr Inneres offenlegen, mit einer Offenheit, die man weder vor anderen noch vor sich selbst hat, zu der nur der Zauberstab künstlerischen Tiefblicks zwingt. Und so scheinen die Menschen, wenn Rembrandts Pinsel und Nadel sie auf die Leinwand oder die Kupferplatte bannt, innerlich durchleuchtet zu werden, daß alles Maskenhafte, das uns die Gewohnheit des Lebens auf das Antlitz zwingt, abfällt und das Spiel der Seelenkräfte mit seinen geheimen Fächern, Stimmungen und Verstimmungen vor uns sich regt und bewegt. Ob wir Rembrandts Modelle kennen und von ihrem Leben wissen, oder ob es für uns bloße Namen sind, es macht keinen großen Unterschied. Die d i c h t e r i s c h e Wirkung ist immer die stärkste. Wir sehen da in der Abbildung (s. Einschaltbild) einen alten Mann sitzen; er ist sehr gut gekleidet, aber es ist etwas Zitteriges in der Haltung, was nicht bloß vom Alter und den Nerven kommen mag, sondern eine höchst moderne Dissonanz zwischen Kraft und Anlage des einzelnen und der grobschlächtigen Welt, die wie ein Anflug von Angst über diese Erscheinung gehaucht ist. Und dann der andere (Abbild. S. 633), der jugendliche, der von seinem Ausgang zurückgekommen ist, nur eben Degen und Hut weggelegt hat und am Fenster liest. Nun ist er nicht mehr Kavalier und Standesperson und Kind der Welt, sondern der Dämmerschein seiner vier Wände umfängt ihn, und er braucht nichts von außen als das Licht des Fensters, an dem er abgekehrt dasteht, vertieft in Gedanken und Lektüre, ungestört, als wäre alles um ihn dreifach gefüttert und gedichtet, daß kein Laut und kein Blick zu ihm dringt. Diese Einsamkeit, nicht als Öde, sondern als Fülle des Reichtums, in ihren tausend Stimmen und Zungen, die aus dem Helldunkel wie eine süße Musik sich erheben — wer hätte das vor Rembrandt ausdrücken und zu unserem Empfinden sprechen lassen können? Diese Schwebungen flüchtigster Stimmung, diese Sphären des Geistes, diese Töne hat bis heute, ich glaube, keiner mehr wie Rembrandt zum Klingen gebracht.

Spricht man aber von seelischem Ausdruck und den Flügen des Geistes, so muß immer und fast im nämlichen Atem gesagt und betont werden, daß alles Seelische in Rembrandts Kunst an den vollendeten Ausdruck des Körperlichen gebunden und in ihm verankert ist. Es ist da kein Jenseitiges, das nicht über ein energisches Diesseitiges gebaut wäre und in ihm seine Wurzel hätte. Bildnisaufgaben, Stilleben, Landschaft zeigen ihn vollauf der Wirklichkeit zugewandt; in all diesen Bereichen ist er unendlich viel natürlicher, nimmt er den Stoff der Wirklichkeit

Digitized by Google

Rembrandt: Junger Mann am Fenster (Jan Six) Radierung.

mit sehr viel weniger Vorbehalt und Auslese an als die Italiener und als Rubens, und kann Wirklichkeitselemente in Kunst verwandeln, vor deren Sprödigkeit oder „Gemeinheit“ oder „Häßlichkeit“ die anderen Halt gemacht haben. Daher ist die Genremalerei für ihn ein Feld angenehmster und selbstverständlicher Betätigung; wo er in das Leben greift, verliert es jeden niederziehenden Rest von Trivialität, Alltäglichkeit und Philisterium. Alles wird durch ihn eine Sache von Bedeutung, Wert und Gehalt. In diesem Sinn gewinnt innerhalb der Malerei das Genre Ansehen und Tiefgang wie innerhalb der Dichtung der Roman, das Gefäß für alle Beobachtung und Gestaltung der Wirklichkeit. Es kommt nicht darauf an, wieviel Genreszenen Rembrandt gemalt, radiert oder gezeichnet hat: alle seine Bilder sind voll erstaunlich beobachteten Genres,

Digitized by Google

Rembrandt: Die Pfannkuchenbäckerin. Radierung.

und aus der Fülle solcher Beobachtung wachsen ihm seine Darstellungen aus der biblischen Geschichte zusammen. Daher ist bei ihm die Grenze zwischen Genre und religiöser Kunst eine fließende.

Bei dem Bild der Pfannkuchenbäckerin (S. 634) ist es die verhältnismäßig niedere Form von Bedürfen, Begierde und Genuß, die als Magenfrage mit leicht ästhetischer Verbrämung der Feinschmeckerei doch einen großen Teil unseres Daseins ausfüllt; mit humorvoller Unmittelbarkeit ist die Waffelkünstlerin mit den Kindern, die die leckere Ware herbeilockt, gegeben. In der Tischlerwerkstatt (Abbildung S. 635) ist das Zusammensein von Mutter und Kind mit dem arbeitenden Vater und der Großmutter in dem dämmerigen Raum mit dem Kamin und dem warm einfallenden Sonnenlicht zu solchem Ausdruck von Gemütlichkeit und Behaglichkeit gebracht worden, daß man nicht Anstand nimmt, von einer „heiligen“ Familie zu sprechen. Es ist, als wäre das ganz Unfaßbare, was diesen Innenraum belebt, die Liebe, die diese Personen verbindet, und das Trauliche der Häuslichkeit wie etwas direkt Malbares in Farben und Licht zur Sprache gekommen.

Der noch nie so weit erreichte Wirklichkeitsgehalt, das vorbehaltlos Menschliche, das bei Rembrandt gleichmäßig die Genrewelt wie die religiöse Darstellung durchdringt, gibt seiner Kunst die meilenweite Entfernung von aller Renaissancekunst, gibt ihr die Modernität. Vergleichen wir eben seine Genrebehandlung mit dem modernen Roman, so ist der Stil der italienischen Renaissance und des Rubens als ein heroisch-epischer Stil zu bezeichnen. Es ist das religiöse Heldenepos, in dessen Sprache wir von der sogenannten „klassischen“ Kunst die biblische Überlieferung geschildert bekommen. Von diesem Stil werden alle Ereignisse in eine von ihm für das Heilige notwendig gehaltene Ferne gerückt; alle figürliche Erscheinung wird in ein heldenmäßig Hohes gereckt und gesteigert, und für die Einordnung in den repräsentativen Kult der Kirche wird ausdrucksvolle Pose, Fernwirkung und Schönheitslinie gefordert. Da dieser überlieferte, aus Italien stammende und zu Rubens führende Stil ein **kirchlicher** und

Digitized by Google

Rembrandt: Die Tischlerwerkstatt (heilige Familie). Gemälde im Louvre zu Paris.

katholischer ist, haben manche, um den großen Unterschied zu formulieren, Rembrandts Kunst eine religiöse, unkirchliche und eine protestantische genannt. Es kommt mir hier weniger auf bequeme Schlagworte als auf wirkliches Verstehen des großen Gegensatzes an, und die Sache wird an Beispielen treffender zu fassen und zu erläutern sein.

Als Rembrandt ein junger Mann war, genoß Rubens' großes Bild der Kreuzabnahme Christi (Abbild. S. 636), das für eine Kapelle der Kathedrale von Antwerpen gemalt worden war, als neueste Lösung dieser künstlerischen Aufgabe weitreichenden Ruhm und Popularität. Im Kupferstich wiederholt, war es, was wir heute künstlerischen Wandschmuck nennen. Eine leicht zu übersehende Zahl von Gestalten hatte Rubens auf Leitern verteilt und in verschiedenen Höhen (Etagen) kranzförmig um Christus als ihren Mittelpunkt gruppiert. Ein durchsichtiges Linienschema hält die Komposition zusammen. Das Maß von Leben und Bewegung ist für jede

Rubens: Kreuzabnahme. Gemälde in der Kathedrale zu Antwerpen.

Figur, wie sie steht, kniet oder sich beugt, auf die Gesamtnorm als das Beherrschende abgestimmt. Die Mitte, die natürlich zuerst den Blick auf sich zieht, die herabgesenkte und niedersinkende Körpermasse Jesu ist mit Armen, Kopf und Beinen in eine solche Lage gebracht, daß der kirchliche Anstand mit seiner Forderung von Schönheitsgewohnheit und Anmut der Erscheinung in keiner Linie verletzt oder beleidigt wird. Selbst das krasse Bild des Todes und der Auflösung muß sich der Melodie des schönen Umrisses fügen, sich dem Zwecke des „schönen Bildes" einordnen. Diese konventionell schöne Musik

Digitized by Google

Rembrandt: Kreuzabnahme. Radierung.

in italienischem Sinne muß Rembrandt als etwas Unpassendes und Unwahres empfunden haben. In einer solchen Szene an Theateranstand, Pose und schönen Schein zu denken, lag seiner Natur und seiner Erziehung fern. Vielleicht sagte er sich, wenn er das Werk von Rubens ansah, daß weniger schön schöner sei und dem ungeheuren Ernst des Vorgangs mehr entsprechen würde, und so stellte er sich das grauenvolle Geschehnis so wahr und wirklich vor, als wäre er dabei gewesen, und verzichtete, um die Illusion für Phantasie und Gefühl zu steigern, auf gefällige und sinnlich angenehme Wirkung (Abbild. S. 637). Wir sind durchschnittlich zu sehr mit den falschen Vorstellungen, die Kunst und Schönheit für gleichbedeutend halten, genährt, um nicht beim Anblick der Rembrandtschen Lösung zu erschrecken. Indessen habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß

Digitized by Google

bei genauerem Betrachten und im Aufkeimen wirklicher Empfindung das Verständnis für Rembrandt und die Abneigung gegen die Rubenssche Virtuosität und falsche Schönheit zunimmt. Das Rezeptmäßige der Anordnung, das, was an „lebendes Bild“ erinnert, ist nun geschwunden; vor allem, das Breiartige des jeder Spannkraft beraubten Christuskörpers mit seinen grell schneidenden Dissonanzen gegenüber den um ihn wirkenden lebendigen Kräften des Körpers und der Seele ist mit einer wuchtigen Vergegenwärtigung ausgedrückt, die jede Nebenrücksicht auf Nerven und Salongewohnheiten des Beschauers ausschließt. Mit dem Schrecken des Martyriums ist Ernst gemacht; das Parfüm ist weggelassen, weil es zu dem Erhaben-Tragischen nicht paßt. Gleichwohl muß man zugeben, daß die neue Kunst hier ihr entscheidendes Wort noch nicht gesprochen hat. Sie hat einstweilen gezeigt, was ihr an der alten unmöglich und unannehmbar erscheint; Rembrandt hat das Rubenssche Konzept korrigiert; er hat sehen lassen, was er nicht will. Aber als positive Leistung ist diese Rembrandtsche Kreuzabnahme noch nicht vollgültig. Allmählich gewahren wir dann deutlicher, je öfter Rembrandts Kunst das gleiche Thema wieder angreift und zu zwingen sucht, an welchem Punkt der tiefste Gegensatz liegt. Für die alte Kunst war die Aufgabe einer Kreuzabnahme eine Herausforderung des Künstlers zu virtuoser Betätigung; die schwierigen Probleme der in mehreren Geschossen vom oberen Querarm des Kreuzes bis zur ebenen Ebene hin und her turnenden Gestalten gaben reichliche Gelegenheit, komplizierteste Körperlagen, die aus allem Gleichgewicht herausnötigen, zu studieren und darzustellen. Solche Schaustellung verwegenen Könnens ist Kunst für Künstler, aber die religiöse Aufgabe ward damit um ihren besten Inhalt gebracht. Je mehr sich Rembrandt in den wahren Sinn der Aufgabe hineinfühlt, um so verächtlicher mußte ihm der Artistenwettlauf vorkommen; er gab die überlieferte Form der Lösung auf. Er hat später die Szene, wie die berühmte

Raffael: Die Predigt Pauli in Athen. Karton zu den Teppichen mit Darstellungen der Apostelgeschichte.

Digitized by Google

Kreuzabnahme bei Fackelschein zeigt (s. Einschaltbild), sozusagen einen Stock tiefer gelegt, um die Leitern und das Klettern entbehren zu können. Damit hat dann der reine Gefühlsausdruck von Leiden und Mitleiden, von Tod und über den Tod dauernder Liebe die Oberhand gewonnen, und der Blick braucht nicht an virtuosen Künstlerleistungen hängen zu bleiben, die an den Beifall eines veräußerlichten Geschmacks appellieren und ihm zugleich die gewohnten Versüßungsmittel gewähren.

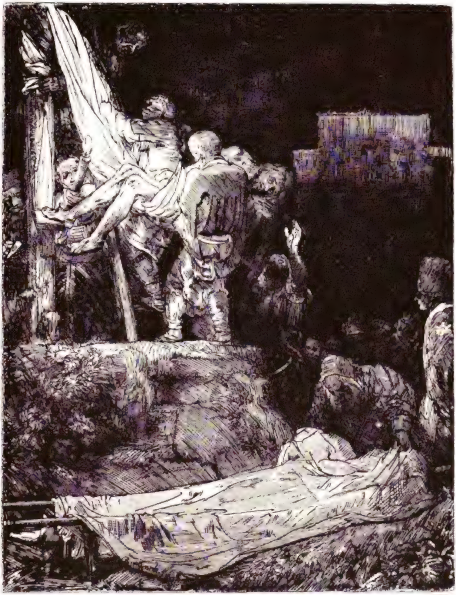
Die tiefgründige Unabhängigkeit der Rembrandtschen Kunst, ihre rücksichtslose Modernität springt unserem Publikum, das zwar kunsthistorisch, aber nicht künstlerisch gebildet ist, vielleicht da am fühlbarsten in die Augen, wo die alte und die neue Kunst am gleichen Thema sich versucht haben. Zu dem Beispiel der Kreuzabnahme fügen wir nunmehr ein weiteres hinzu, die Darstellung der Predigt Pauli in Athen, wie sie Raffael in den Kartons für die Teppiche zur Apostelgeschichte gegeben hat (Abbild. S. 638), und ihr gegenüber Rembrandts Radierung: die Predigt Christi (Abbild. S. 639). Die Aufgabe eines predigenden Redners und einer zuhörenden, mannigfach bewegten Menge ist die nämliche. Die alte Kunst gibt stattliche, herrenmäßige, imponierende Figur; sie hält diese „Würde" nobler Erscheinung für unentbehrlich; mit Rücksicht auf die Beschauer des Bildes gruppiert sie im Halbkreis, damit uns keine Figur den Rücken darbiete. Die Rücksicht auf das Gesehenwerden, auf Pose und Anstandsetikette, mit anderen Worten die Theaterempfindung, wird sie sogar in der Kirche nicht los. Der Kult ist Schaustellung und Repräsentation. Und nun Rembrandt: er denkt nicht daran, andere als gewöhnliche Modelle zu geben, die Gemeinde Jesu ist kein Parterre von Fürsten; seine Szene ist kein Theater, sondern ein still abgeschlossener Raum, wo heilige Gedanken laut werden und auf unversuchtem Boden Wurzeln zu schlagen sich anschicken. Niemand denkt an fremd neugierige Blicke; alles ist bei der Sache und dem Prediger zugewandt. Vorn hat sich eine Frau mit einem Wickelkind niedergesetzt und dreht dem Beschauer den Rücken zu. Sie hat Mutterpflichten, aber sie möchte doch zuhören, was da gesprochen wird, und

Rembrandt: Die Predigt Jesu. Radierung.

Digitized by Google

Rembrandt: Christus heilt Kranke. Radierung.

Digitized by Google



Rembrandt: Kreuzabnahme bei Fackelschein. Radierung.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

so überläßt sie das andere Kind seinem Spielvergnügen. Die Natürlichkeit dieser Gruppe in ihrer offensichtlichen Gegensätzlichkeit hat etwas Ergreifendes; formal fühlbar nähert sie den Halbkreis der Zuhörer dem vollen Kreis, durch den der Strom einer eindringlichen Beredsamkeit in allen Abstufungen der Wirkung hindurchgeht. Eine weitgehende Verinnerlichung, eine herzliche Intimität ist hier einem Stoff abgewonnen, der so leicht, da man das gesprochene Wort, also das Wesentliche, im Bild nicht wiedergeben kann, zur Pantomime wird. Dieser Weg vom Äußerlichen zum Innerlichen Hand in Hand mit dem zunehmenden Wirklichkeitsgehalt, also Natur, immer mehr Natur und doch zugleich mehr Seele, statt äußerer Schönheit tiefste Wahrheit des Ausdrucks, es ist das Wesen Rembrandtscher Kunst.

Hierfür ist das berühmte Radierblatt von Christus, der die Kranken heilt, das sogenannte Hundertguldenblatt, ein lebendiges Zeugnis (Abbild. S. 640). Wir sehen hier drei verschiedene Gruppen mit Jesus und um ihn beschäftigt. Rechts die lange Leidensprozession der Bresthaften, der Blinden und Lahmen, die auf eine wunderbare Heilung hoffen; in der Mitte die Kinder, die zu Jesus gebracht werden, und denen vergebens ein Jünger wehren will; den Kindern ist Jesus zugewandt, indem er die Worte spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Links die Pharisäer, die Satten und Übervernünftigen, die über das dumme Volk lachen. Ruhig steht inmitten dieser gegensätzlichen Stimmungen und Bewegungen Christus, licht gegen den dunklen Grund. Mehr Wahrheit und Natur ist sicher von der modernen Kunst und ihrer Armeleutemalerei nicht gewagt worden als in dieser Darstellung von Krankheit und Hilflosigkeit. Die Stumpfheit und Vertierung der Verzweiflung, Ohnmacht und Not, und auch bei den Gesunden der Proletariercharakter der Kinderszene, all das ist mit jedem den Modernen wünschenswerten Naturalismus gegeben. Dennoch ist ein Unterschied, und dieser Unterschied macht, daß Rembrandt, wie mir scheint, moderner und zukunftshaltiger ist als viele Heutige. Es fehlt die proletarische Entrüstung, die geballte Faust, der gewollte Spitalgeruch. Ein tief menschliches Gefühl, vor dem alle Standesunterschiede und gar jede künstliche Akzentuierung von „Klassengegensätzen“ erlöschen, vereint alle Herzen. Wohl sind hier arme Körper und Lumpen gemalt; noch mehr zum Ausdruck gekommen sind aber die Mächte der Seele, die diese Menschen aneinander binden, und die über alle krasse Natürlichkeit und Unschönheit einen feinen geistigen Schleier breiten, über dessen Zauberwirkung nur eben höchste Poetengewalt verfügt.

Und so glauben wir, daß die Wesensverwandtschaft Rembrandts mit der modernen Kunst immer besser begriffen werden muß. Rembrandts Kunst wird wie die keines anderen alten Meisters das Gestirn bleiben oder werden, das uns in den heutigen Stürmen und verworrenen Nöten zur Klarheit führen und leiten wird.

Digitized by Google

Der Flötenbläser

Ballade

von

Walther Schottelius

Ein Knabe schier von Sinnen kam,
Als ihm der Tod die Liebste nahm.

Nach niemand trug er mehr Begehr,
Das Auge ward ihm tränenleer.

So saß er sieben Monde stumm,
Vergaß die Welt um sich herum.

Da klopfet nächtens eine Hand
An seines Fensters Ladenwand,

Und draußen hallt ein leichter Schritt,
Und eine Stimme ruft: „Komm mit!“

Sieh! Eine schwebende Gestalt
Winkt ihm und führt ihn in den Wald.

Sie greift in ihr Gewand hinein
Und nimmt heraus ein Totenbein

Und legt es sanft in seine Hand:
„Nimm, Liebster, unsrer Liebe Pfand!

Vorzeiten war ich ja dein Weib,
Ach, allzuschnell verging mein Leib!

Nun findet meine Seele Ruh'!
Ich bin erlöst, und bald auch du!

Leb ewig wohl!“ — Und wie ein Rauch
Zerfließt sie in des Windes Hauch.

Der Knabe drückt in wildem Schmerz
Das Bein an sein zerrißnes Herz.

Er drückt es fest an seinen Mund:
Horch, welch ein Ton! Wie tief, wie rund!

Digitized by Google

Und wie's ihm auch das Hirn verbrennt,
Er muß drauf blasen ohne End'.

Er kehret nicht zurück nach Haus,
Er geht in alle Welt hinaus.

* * *

Das Lied klingt über Berg und Tal,
Es klingt bis in des Königs Saal.

„Sagt an, was ist das für ein Lied,
Das weit durch meine Länder zieht?"

„Ein fremder Spielmann in der Stadt
Das neue Lied geblasen hat.

Er bläst die Gassen aus und ein
Auf einem weißen Totenbein.

Er spricht und lacht und weinet nicht,
Und niemand kennt sein Angesicht."

Man bringt den Knaben vor den Thron.
Und als erscholl der erste Ton,

Da wurden alle still sogleich,
Und alle Herzen wurden weich.

Und als die Flöte wieder klang,
Ward ihnen tief im Herzen bang.

Und als sie klang zum drittenmal,
Da weinte laut der ganze Saal.

Der König hebt sich hoch vom Thron:
„Dein sei des Spielmanns höchster Lohn!"

Des Königs schönes Töchterlein
Dem Knaben Lorbeer bringt und Wein.

Doch als er langte nach dem Wein,
Zersprang das weiße Totenbein,

Und als sie ihm den Lorbeer bot,
Sank er zu Boden und war tot.

Die Wendung der Philosophie zur Religion

Von

Lic. Dr. Paul Kalweit

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Jahre 1768 schrieb Winckelmann von Rom aus, in fünfzig Jahren werde es in Rom vielleicht weder einen Papst noch einen Priester geben. Winckelmann war nicht in jeder Hinsicht antireligiös gestimmt, wenn er auch mit dem Kirchenglauben zerfallen war; aber er hätte sich nicht so ausdrücken können, wenn er nicht eine ungeheure Erschütterung alles Religiösen beobachtet hätte. Doch es waren noch nicht fünfzig Jahre vergangen, als die Welt ein ungeahntes Aufsteigen der päpstlichen Macht sah. Das lag gewiß nicht allein an der klugen Politik eines Consalvi auf dem Wiener Kongreß. Sie hätte nichts ausrichten können, wenn nicht in dem allgemeinen Leben der Völker seit den Umwälzungen der napoleonischen Zeit und den Befreiungskriegen eine starke Hinwendung zur Religion sich vollzogen hätte. Freilich erlebte das neunzehnte Jahrhundert auch wieder einen neuen Umschwung. Das mächtige Vordringen der naturwissenschaftlichen Denkweise, die politischen und sozialen Bewegungen erzeugten in weiten Kreisen eine antireligiöse Stimmung. Auch die Philosophie blieb davon nicht unberührt. Mehr und mehr sah sie ihre Aufgabe allein in einer Zusammenfassung der von den exakten Wissenschaften erarbeiteten Resultate, und da diese in ihrer Arbeitsweise von den durch die Religion vertretenen Überzeugungen von einer unsichtbaren Welt keinen Gebrauch machen konnten, beobachtete auch die Philosophie eine kühle Zurückhaltung. Die Frage nach einem Wahrheitsgehalt der Religion scheint entweder überhaupt nicht mehr diskutierbar, weil sie von der exakten Naturwissenschaft längst in verneinendem Sinne entschieden ist, oder ein reservierter Agnostizismus, wie er von Herbert Spencer vertreten wird, scheint der einzig mögliche Standpunkt zu sein, den ein vorsichtiger Philosoph einzunehmen vermag. Der alte Satz: „Von den Göttern kann man nicht wissen, ob sie sind oder nicht sind“, kommt wieder zu Ehren und gibt sich als Ausdruck echt philosophischen Sinnes. Wie stark die Zurückhaltung gegenüber der Religion das moderne Leben in weitem Umfange beherrscht, das zeigt sich sehr deutlich darin, daß ein Mann wie Schmoller, dem niemand Unfreundlichkeit gegen die Religion nachsagen kann, in seiner allgemeinen Volkswirtschaftslehre die Frage aufwerfen kann, ob die Religion durch die Ausbildung philosophischer, ethischer Systeme und das Anwachsen anderer sittlicher Lebensmächte des Staates, der Schule, der öffentlichen Meinung werde ersetzt werden können, wenn er auch für seine Person diese Frage verneinen möchte.

Allerdings machen sich nun auch andere Strömungen im Leben der Gegenwart bemerkbar. So tief steht die Schätzung der Religion nicht mehr wie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Überzeugung ist im Wachsen, daß von der Religion unveräußerliche Probleme vertreten werden, deren Lösung von der exakten Wissenschaft nicht zu erwarten ist. Ein so umfassender Philosoph wie Wundt läßt auch die Religion nicht liegen. Ihm ist sie mehr als ein bloß psychologisches Phänomen, sie hat für ihn bleibenden metaphy-

sischen Gehalt. Von dem notwendigen Streben der Vernunft „nach Ergänzung aller in der Erfahrung gegebenen Erkenntnisse zu einer Einheit, deren letzte Gründe und Folgen nicht gegeben sein können, sondern zu dem Gegebenen als letzte Voraussetzung hinzugedacht werden", vermag er die religiösen Ideen von einem absoluten geistigen Weltgrund und Weltzweck auch philosophisch zu rechtfertigen. Ein Philosoph wie Höffding bestimmt in seiner Religionsphilosophie als bleibendes Wesen der Religion den Glauben an die Erhaltung des Wertes. Ein angesehener deutscher Verlag, der von Eugen Diederichs in Jena, hat sich in den Dienst der Aufgabe gestellt, religiös-philosophische Kultur zu verbreiten, und zweifellos lebt in den Schriften von Bölsche, Julius Hart, Willy Pastor eine starke religiöse Stimmung, freilich pantheistischer Art. Vor allem aber ist der Jenenser Philosoph Rudolf Eucken zu nennen. Während für Wundt die Religion wie am äußersten Horizont des Geisteslebens auftaucht, steht sie für Eucken ganz anders im Mittelpunkt des Denkens; während Höffding die Religion nur unter starker Veränderung der bisher für grundlegend in ihr gehaltenen Überzeugungen anzuerkennen vermag, hält Eucken sich ganz nahe den christlichen Gedanken; während die Erscheinungen des Diederichsschen Verlags eine pantheisierende Richtung bevorzugen, strebt Eucken über den Pantheismus hinaus. Er ist der energische Vertreter eines neuen Idealismus, für den die Religion Halt und Kraft alles geistigen Lebens ist.

Aber wie sehr Eucken davon überzeugt ist, daß die Religion für ihre Wahrheit zuletzt selbst einstehen muß und sie sich nicht von anderen Instanzen bestätigen lassen kann, so müßte er keinen Blick für die Lage der Gegenwart haben, wenn er nicht die problematische Stellung der Religion sehen sollte. Problematisch, mit einem starken inneren Widerspruch behaftet ist diese Stellung nämlich auch bei zahlreichen Freunden der Religion, die mit großer innerer Wärme die Religion bejahen, aber die ausschließliche Geltung des mechanischen Weltbildes nicht anzutasten wagen und nur auf Gemütsbedürfnisse zu verweisen wissen. Es handelt sich also um eine Rechtfertigung der Religion von einer umfassenden Betrachtung aus. Ist die uns umgebende sichtbare Welt die einzige, dann läßt sich die Religion nicht halten. An dieser Stelle liegt die entscheidende Frage: Ist diese Welt, die der naturwissenschaftlichen und psychologischen Betrachtung als ein ungeheures System von einzelnen Elementen sich darstellt, die einzige Wirklichkeit, oder gibt es noch eine andere? Wo nur diese eine Wirklichkeit vorhanden ist, bleibt kein Raum für die Religion. Das ist ganz gewiß, und man muß nicht glauben, daß die Lage der Religion schon durch die Überwindung des atomistischen Materialismus günstiger geworden wäre. Bei ernsten Denkern ist der Glaube an die qualitätslosen, materiellen Atome, die den Grundbestand der Welt bilden sollen, geschwunden. An ihre Stelle sind die Empfindungen getreten. Avenarius, Mach, Ziehen erklären übereinstimmend: alles Gegebene ist Empfindung, eine Kombination von Empfindungen. Das scheint auf den ersten Blick eine der Religion günstige Wendung zu sein, insofern die Grundelemente der Welt nicht mehr materieller, sondern psychischer Natur sind. Aber in Wahrheit hat die Religion davon nicht den geringsten Vorteil. Denn auch hier sind allein die einzelnen Elemente das wahrhaft Wirkliche. Sie treten zusammen und gehen wieder auseinander. Andere Größen als die aus solcher Zusammensetzung entstandenen gibt es nicht. Das Ich des Menschen ist nichts als ein verhältnismäßig konstanter Komplex von Empfindungen, und ebenso ist es das All. Wirkliche Gesamtgrößen, die das Einzelne unter sich befassen, ihm einen eigentümlichen Sinn verleihen, ihm seine Stellung anweisen, gibt es nicht. Dann aber ist Religion unmöglich, die es gerade mit solchen Größen zu tun hat. Über ihre antireligiöse Stellung haben denn auch jene Forscher keinen Zweifel gelassen.

Daß uns in der Tat eine Wirklichkeit wie die geschilderte in ungeheurer Ausdehnung umfängt, läßt sich nicht bestreiten; und sie umfängt uns nicht nur, sie reicht in unser eigenes Leben hinein. Auch in unserer Seele reiht sich Vorstellung an Vorstellung, Gefühl an Gefühl, auch hier gibt es eine Zusammensetzung aus Elementen, einen Ablauf nach mechanischen Gesetzen. Eucken stellt sich durch-

Digitized by Google

aus auf die Seite der modernen Psychologen mit ihrer Übertragung der exakten naturwissenschaftlichen Methoden auf die psychischen Phänomene, aber er fragt nun, ob sich nicht daneben eine andersartige Wirklichkeit erhebt. Das ist in der Tat der Fall. Wenn wir ohne Vorurteil an eine Durchforschung des menschlichen Lebensprozesses herantreten, so treffen wir auf Größen, die sich von den bisher betrachteten charakteristisch unterscheiden. Durch das Leben der Menschheit geht ein mächtiges Verlangen nach Wahrheit. Mit Wahrheit ist etwas ganz anderes gemeint als das Zusammentreten einzelner Vorstellungselemente. Was wahr ist, das will nicht bloß ein tatsächliches Moment im Vorstellungsablauf eines Individuums sein, sondern will für alle gelten. Wahrheit ist also eine die Individuen umspannende Größe. Natürlich läßt sich leugnen, daß es etwas wie eine über die einzelnen Vorstellungen übergreifende Wahrheit gibt. Das hat zum Beispiel Ziehen im Anfang seiner psycho-physiologischen Erkenntnistheorie getan. Er sagt:

„Ein πού στῶ (zu deutsch: einen festen Standpunkt) werden wir niemals finden. Wir jagen auf unseren Vorstellungen und Empfindungen dahin. Weder können wir ihnen in die Zügel fallen, noch aus dem Wagen, in dem wir vorwärtsfliegen, herausspringen, um den Zuschauer zu spielen. Jeder Gedanke über unsere Vorstellungen ist eine neue Vorstellung ... Eine letzte Wahrheit ... existiert nicht. Ich kann den Gedanken, welche ich entwickeln werde, keinen Wert, nicht einmal eine Beziehung zusprechen, welche ihnen absolut zukäme ... Nicht zu einem Geschäft, dessen Vorteile nachweisbar sind, kann ich einladen, sondern nur zu einem Fest, an dem einige Freude finden, andere nicht, das seinen ganzen Zweck in sich trägt und keinerlei Nutzen verspricht, das seine Berechtigung nicht nachweisen kann noch will, das eben i s t, wie alle unsere Empfindungen und Vorstellungen s i n d."

Aber die eigene Tat legt dann doch immer Protest gegen die eigene Behauptung ein. Die gebotenen Ausführungen wollen dann doch auch für andere gelten und werben um ihre Zustimmung. So tritt mit der Wahrheit eine Größe auf, die grundverschieden ist von allen durch bloße Zusammensetzung einzelner Elemente entstandenen, eine Größe überindividueller Art. Nicht anders ist es mit dem Guten, mit der Liebe. Das Gute ist etwas, das alle Handlungen eines Menschen unter sich begreifen und allen Menschen für ihr Tun Ziel und Richtung geben will. Die Liebe echter Art muß notwendig die Schranken des Individuums durchbrechen und zu voller Teilnahme an fremdem Leben gelangen. In dem allem gibt sich ein völlig neues Leben kund, und erst dieses Leben — nicht das bloß psychische Dasein mit seinem Vorstellungsmechanismus — ist es, das Eucken mit dem auszeichnenden Namen **G e i s t e s l e b e n** belegt.

Von der Tatsache des Geisteslebens aus unternimmt es Eucken, die Religion zu rechtfertigen. Unmöglich läßt sich das Geistesleben als ein bloßer Anhang mechanisch verknüpfter Elemente, seien diese nun materieller oder psychischer Art, unmöglich auch als eine bloße Eigenschaft menschlicher Individuen ansehen. Gänzlich unverständlich wäre dann, wie das Geistesleben dazu kommen sollte, die Elemente und Individuen, deren Funktion es sein soll, zu umspannen. Den Geist etwa in der Hirnschale eingeschlossen zu denken, ist eine völlig irrige Vorstellung, die durchaus nicht dadurch gerechtfertigt wird, daß gewisse Bewußtseinsphänomene mit der Organisation des Gehirns in Zusammenhang stehen. Können demnach die einzelnen Elemente nicht von sich aus das Geistesleben hervorbringen, so muß anerkannt werden, daß die Gesamtwirklichkeit eine größere Tiefe hat, als die kausal-mechanische Weltansicht gelten lassen will. Das Geistesleben muß zum Grundbestande des All gehören und kann nicht abgeleiteter Art sein. Daß das Geistesleben eine kosmische Größe ist, läßt auch alle geistige Arbeit deutlich erkennen. Wo immer geistige Betätigung sich findet, zeigt sich auch ein Streben in die Weite der Welt, nie handelt es sich da um die Interessen des bloßen Individuums, sondern um die Wahrheit der Dinge. So beweist es die echte Wissenschaft, so auch alle große Kunst.

Aber freilich ergibt von hier aus allein sich noch keine Religion. Der Mensch könnte sich damit zufrieden geben, daß geistige Kräfte in ihm wirken und seine Arbeit gelingen lassen. Nun wird aber die Lage gründlich dadurch verändert, daß die geistige Arbeit im menschlichen Kreise kein ungefährdetes Fortschreiten zeigt. Die Wirklichkeit läßt sich nicht in ein Reich der Vernunft ver-

Digitized by Google

wandeln, sie leistet übermächtigen Widerstand. Es will der Wissenschaft nicht gelingen, das Dunkel des Seins bis zum Grunde aufzuhellen; die Kunst klagt, daß sie nie ganz das eigene Wollen in Tat umzusetzen vermag; die moralischen Kräfte zeigen eine bedenkliche Schwäche. Wo diese Lage zu starker und deutlicher Empfindung kommt, da erhebt sich für den Menschen ein großes Entweder — Oder. Entweder ist alles geistige Streben echten Sinnes aufzugeben, oder es ist allen Schwierigkeiten zum Trotz dennoch aufrechtzuerhalten. Aufgeben läßt es sich nicht, es müßte denn auf alles verzichtet werden, was dem Leben Wert und Würde verleiht, aber aufrechterhalten läßt es sich auch nicht, wenn nicht mit vollem Bewußtsein die Frage aufgenommen wird, welches das Grundverhältnis des Menschen zum Geistesleben, das sich als eine kosmische Macht erwies, ist. Da zeigt sich denn, daß dies Geistesleben im Menschen nicht nur mit diesen und jenen Kräften wirkt, ihn zu der einen oder anderen Leistung befähigt, sondern daß dies Leben sein eigenes Leben wird. Ein neuer Lebensprozeß ist in ihm entstanden, ein neues Gesamtleben in ihm aufgekommen. Es ist das etwas ganz anderes als jenes animalische Leben, das der Mensch als seine Naturausstattung mitbekommt, und das keine anderen Ziele kennt, als die Dinge zu seiner Selbsterhaltung und seinem Genuß zu verwerten, es bedeutet das auch etwas anderes als die Befähigung zu einzelnen Leistungen. Denn die bloßen Leistungen, zum Beispiel die der wissenschaftlichen Erkenntnis, können in den Dienst des bloß animalischen Lebens gestellt werden, sie können dazu gebraucht werden, es zu erleichtern und zu schmücken. Hier aber handelt es sich nicht um die Leistungen für das animalische Leben, sondern um das geistige Leben als Selbstwert und Selbstzweck. Indem der Mensch das Geistesleben als sein eigenes Leben erkennt, gewinnt er so ein Verhältnis zum kosmischen Geistesleben, zum absoluten Geistesleben. Aber freilich wird dies Leben und dies Verhältnis nie erreicht durch nur theoretische Erwägungen, es muß praktisch bejaht, durch eine Tat des ganzen Wesens errungen werden. Hier offenbart sich deutlich der ethische Charakter alles geistigen Lebens, das niemals eine ein für allemal gegebene Kraftsumme repräsentiert. Geistiges Leben muß gewollt werden — oder es ist für den Menschen überhaupt nicht da. Darin liegt es begründet, daß sich das Geistesleben und damit die Religion nie zwingend von der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit her erweisen läßt. Nur in dem Aufsteigen zum geistigen Leben, das immer in einer Tat der Freiheit begründet ist und — da geistiges Leben Freiheit gegenüber der mechanisch-kausalen Verkettung ist — auch begründet sein muß, wird der Erweis seiner Realität erbracht. Aber anderseits könnte der Mensch auch geistiges Leben nicht einmal wollen, wenn nicht ein kosmisches Geistesleben in ihm wirkte. So erfolgt die Wendung zur Religion von daher, daß der

Rudolf Eucken.

Mensch von den vereinzelten Leistungen in der Welt sich zurückgeworfen sieht auf die schaffenden Gründe, daß es zu seiner vornehmsten Aufgabe wird, das Geistesleben zu seinem eigenen Leben zu machen.

Die Religion, die sich hier entwickelt, trägt, wie Eucken sich ausdrückt, universalen Charakter an sich, d. h. sie steht mit aller geistigen Betätigung im Bunde und ist deren letzte Voraussetzung. Sie sondert sich gegen Wissenschaft und Kunst nicht ab, sondern fördert ihre Arbeit und sucht ihnen den großen Zug zu erhalten. In der Tat findet sich in der Religion als unveräußerlich die Überzeugung, daß die ganze Welt Gottes ist, und daß es keine Betätigung geben könne, die nicht eine Beziehung zur Gottheit hätte, ja, erst mit der Wendung zur Religion läßt die geistige Arbeit mit voller Freudigkeit sich aufnehmen. So gewiß es ist, daß die exakte Wissenschaft bei ihrer Beschäftigung mit den Objekten der Welt nur ihren Methoden zu folgen hat und darum während ihrer Arbeit sich um religiöse Gedanken nicht zu kümmern braucht, so gewiß ist, daß nur die Frage aufgeworfen werden darf, worauf denn die Möglichkeit ihres Gelingens beruhe, um sofort die Beziehung zur Religion hervortreten zu lassen. Denn es gäbe keine Erkenntnis für den Menschen, wenn er gänzlich in seinen Sonderkreis eingeschlossen wäre, wenn er nicht an einem kosmischen Geistesleben teilhätte. Diese Verbindung mit dem kosmischen Geistesleben aber hält die Religion mit besonderer Energie aufrecht. Wenn im Leben der Menschheit die Religion hinfiele, müßte alles wissenschaftliche und künstlerische Streben bei aller Regsamkeit und technischen Vollendung schließlich flach werden. Bei der universalen Religion handelt es sich durchaus um die Aufrechterhaltung der Aufgaben und Zwecke des Geisteslebens, nicht um die Befriedigung des Glücksbedürfnisses des sinnlichen Lebens. Darum ist der Vorwurf, daß sich in der Religion nur die subjektiven Wünsche des Menschen spiegeln, hinfällig. Nicht um sein eigenes Geschick ist der Mensch hier besorgt, sondern sein Anliegen geht allein auf die Durchsetzung der geistigen Werte und Inhalte. Es sei zur Veranschaulichung an eine Frömmigkeit erinnert, wie sie sich in den Reden Schleiermachers über die Religion ausspricht, die die persönliche Unsterblichkeit ablehnt oder wenigstens als eine für die Religion unerhebliche Angelegenheit erklärt; nur ist zu beachten, daß bei Euckens universaler Religion die Aktivität im Vordergrunde steht, während die Frömmigkeit Schleiermachers in jener Periode seines Lebens einen mehr kontemplativen Zug hat.

Aber mit der Begründung der universalen Religion ist nun doch noch nicht das letzte Wort gesprochen. Neue Zweifel erheben sich. Das Weltgeschehen behandelt die Zwecke des Geisteslebens mit vollendeter Gleichgültigkeit, fördert sie wohl gelegentlich, aber bedroht sie auch ebensooft mit Zerstörung. Die geistige Arbeit schreitet auch nach der Wendung zur Religion nicht sicher fort, sondern sieht sich überall gehemmt. An der Härte der Erfahrung droht die universale Religion zu zerbrechen, ihre Unzulänglichkeit wird offenbar, und damit scheint gegen die Religion überhaupt entschieden zu sein. Ja, der Zusammenbruch ist noch viel größer; man täusche sich nicht und meine, die Religion preisgeben und das sonstige geistige Leben festhalten zu können. Ist der Grund zerstört, dann muß alles andere nachfallen. Mit der Auflösung der Religion muß alles geistige Streben als vergeblich erscheinen, denn dann ist es rettungslos in die Subjektivität des Menschen eingeschlossen und gegen die Wahrheit abgesperrt. Soll nicht alles verloren sein, so muß der Versuch gemacht werden, zu einer neuen, bisher nicht erschlossenen Tiefe vorzudringen, in der das geistige Leben sich zu behaupten vermag. Wieder handelt es sich um eine Wandlung im Lebensprozeß. Galt es zuerst, von dem animalischen Leben zu einem geistigen Leben vorzudringen, so ist jetzt die Aufgabe, von dem geistigen Leben der bisherigen Stufe zu einem Geistesleben höherer Art zu gelangen. Öffnet sich dafür irgendein Ausblick? Es sei für einen Augenblick noch einmal das bisher betrachtete Geistesleben auf seine Art hin angesehen. Worin bestand sein Wesen? Offenbar bei allem Zusammenhang mit dem absoluten Leben in der Leistung an der Welt. Die umgebende Welt sollte durch seine Arbeit in ein Reich der Vernunft verwandelt werden, und die Verbindung mit

dem absoluten Leben sollte ihm dabei Mut und Kraft stärken. Wie viel ihm dabei gelang, es konnte nicht aller Widerstände Herr werden, die geistige Arbeit führte nicht zu einem reinen Abschluß. Sind Arbeit und Leistung das Letzte und Höchste, dann ist die Bewegung, die mit dem Geistesleben aufkam, definitiv als gescheitert anzusehen, und es hängt daher alles von der Beantwortung der Frage ab, ob es etwas gibt, das mehr ist als Arbeit und Leistung. Zwar sehen wir schon bei Begründung der universalen Religion eine Wendung von den besonderen Leistungen zu einem Ganzen des Lebens eintreten. Aber dies Leben blieb dann doch ganz auf die Weltarbeit gerichtet und erkannte seine Aufgabe in Hervorbringung geistiger Schöpfungen. Nicht ein Hinausgehen über die Leistung überhaupt, sondern nur über die vereinzelte Leistung und ein Rückgang von der abgelösten Leistung auf den tragenden Grund der Leistung stand damals in Frage. An dieser Stelle aber handelt es sich um ein Hinauskommen über die ganze Sphäre der Leistung und Weltarbeit überhaupt. Eucken weist darauf hin, daß in der Tat im Leben der Menschheit deutliche Anzeichen einer Bewegung auftreten, die über das ganze Gebiet der Leistung, auch der geistigen, hinausstrebt. Ein solches Anzeichen ist z. B. die Forderung der Feindesliebe. In der Sphäre der bloßen Leistungen müssen die Gegensätze unversöhnlich zusammenstoßen, da ist Feindesliebe eine Unmöglichkeit und unter Umständen mattherzige Schlaffheit. Sie ist nur möglich, wenn das Leben nicht gänzlich in die Leistung aufgeht, wenn jenseits aller Leistung sich eine Lebenstiefe findet, der gegenüber Liebe nicht zur Unwahrheit wird. Was gemeint ist, wird vielleicht am ehesten deutlich an dem im Christentum öfter ausgesprochenen Grundsatz: die Sünde hassen und die Sünder lieben. Wie stark der Gegensatz gegen eines Menschen verkehrtes Tun und Treiben sein muß, es besteht die Hoffnung, daß auch in ihm noch etwas ist, was von der Verkehrung nicht ergriffen ist, ein innerstes Wesen, das sich trotz allem lieben läßt. Mit wie scheinbar unwiderstehlichen Gründen die Feindesliebe angefochten werden kann, sie läßt sich doch aus dem Leben der Menschheit nicht wieder vertreiben. Sie ist ein Ideal, das sich Anerkennung erzwingt, und auf geistigem Gebiete bedeuten Ideale immer auch eine große Tatsache, denn sie sind unmöglich ohne eine besondere Art des Lebens. Etwas Verwandtes ist das Verlangen nach einer von heiliger Liebe beherrschten Ordnung der Dinge. Wo die Leistungen das letzte Wort zu sprechen haben, da kann die Ordnung nur von der Gerechtigkeit hergestellt werden. In schweren Erfahrungen aber wird der Menschheit die volle Unzulänglichkeit aller geistigen Leistung offenbar. Da entsteht eine tiefe Sehnsucht nach Liebe, für die das Höchste nicht die gelungene Leistung, sondern das innere Wesen ist. In der Moral tritt mehr und mehr vor die äußere Tat die innere Gesinnung. So zeigt sich in all diesen Zügen, daß eine tiefere Innerlichkeit im Aufsteigen begriffen ist, die ihren Wert in sich selbst und nicht in irgendwelchen Leistungen trägt. Sie kann echt und groß sein, auch wenn ihr durch die Ungunst des Schicksals alle bedeutenden Leistungen versagt bleiben. Auch diese Bewegung zu einer tieferen Innerlichkeit, zum Gewinn einer geistigen Persönlichkeit, wie wir sagen können, läßt sich nicht als ein Werk der bloßen Subjektivität auffassen, sondern nur als eine Notwendigkeit verstehen, die ihren Grund in der geistigen Tiefe der Wirklichkeit hat. Denn gerade diese Bewegung legt dem Menschen den allerhärtesten Kampf gegen sein subjektives Wünschen und Begehren auf. Persönlichkeit sein zu wollen, ist eine unerträgliche Überhebung, wenn der Mensch damit nur den Anspruch erhebt, gegen alle allgemeinen Ordnungen seine Neigungen durchsetzen, sich ausleben zu wollen; es ist das höchste Ziel, wenn er dabei einem höheren Gesetz sich unterwirft. Nirgend mehr als an dieser Stelle muß daher der Mensch die Bindung an ein absolutes Leben suchen, und so entsteht hier das, was Eucken charakteristische Religion nennt, charakteristisch darum, weil hier die Religion eine größere Selbständigkeit gegenüber der sonstigen geistigen Betätigung entfaltet und sich zu einem eigenen Kreise zusammenschließt. Bei der universalen Religion ging das Streben in die Weite der Welt, die Religion war da mehr

eine allgemeine Stimmung, die die geistige Arbeit begleitete, sie war dieser gegenüber nicht auf die Herausarbeitung einer eigenen selbständigen Art gerichtet; bei der charakteristischen Religion dagegen geht das Streben auf das direkte Verhältnis zu dem absoluten Leben ohne Vermittelung der Weltarbeit. Das Geistesleben erfaßt die Herausbildung und Erhaltung einer selbständigen Innerlichkeit als seine höchste Aufgabe, und indem es erkennt, daß diese Aufgabe ihm nicht aus subjektiver Willkür, sondern unabweisbarer Notwendigkeit erwächst, wird es der Nähe des absoluten Geisteslebens inne, das ihm diese Aufgabe stellt, aber auch das Gelingen verbürgt. In der charakteristischen Religion mit ihrer auf die Bildung geistig-persönlichen Wesens gerichteten Tendenz entsteht der Glaube an den persönlichen Gott, an seine ewige Liebe, seine rettende Gnade, an die Ewigkeit des eigenen geistig-persönlichen Wesens.

Universale und charakteristische Religion stehen nicht in ausschließendem Gegensatz zueinander, sie ergänzen sich, sie sind notwendige Stufen in der Religion. Die universale Religion mit ihrer Hinwendung zur Weltarbeit sorgt dafür, daß in die geistigen Größen nicht unvermerkt die klein-menschlichen Interessen sich einschieben; die charakteristische Religion erhält auch in den schwersten Erschütterungen das Geistesleben aufrecht und vermag so auch der geistigen Arbeit an der Welt ihren letzten Halt zu bieten. Vom Geistesleben her begründet sich so für Eucken die Religion. Wer das Geistesleben in seiner Eigenart und Notwendigkeit nicht zu verstehen vermag, wer in ihm nicht eine eigene Aufgabe ergreift, dem wird die Religion immer etwas Fremdes und Unmögliches bleiben. Aber ohne Religion ist konsequenterweise auch auf alles geistige Leben echter Art zu verzichten.

Seine Gedanken hat Eucken in einer Reihe von Werken ausgesprochen. Es seien genannt: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit", „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", „Die Lebensanschauungen der großen Denker", „Die geistigen Strömungen der Gegenwart". Insbesondere das religiöse Problem behandelt: „Der Wahrheitsgehalt der Religion".

Die Wendung zur Religion, die Euckens Philosophie vollzieht, hat für das geistige Leben der Gegenwart eine nicht leicht zu überschätzende Bedeutung. Beide, Philosophie und Religion, können von ihrer gegenseitigen Annäherung nur Vorteil haben. Nun erhält die Philosophie wieder eine große, für das Leben bedeutsame Aufgabe, sie ist nicht mehr auf dürftige, formale Untersuchungen beschränkt, sie faßt wieder das Lebensproblem in seinem weitesten Umfange an, sie wagt wieder eine große Frage und eine große Antwort. Ohne die mächtige geistige Wirklichkeit der Religion, die immer ein umfassendes Ganzes darstellt, sähe die Philosophie sich allein an die Resultate der Einzelwissenschaften gewiesen und hätte kein anderes Geschäft, als sie zueinander in Beziehung zu setzen und durch Zusammenfassungen und Abstraktionen zu verallgemeinern. In der Wendung zur Religion gelangt sie zu einer den Einzelwissenschaften gegenüber selbständigen Aufgabe. Sie gewinnt wieder den Mut, den höchsten Problemen sich zuzuwenden, an ihrer Lösung sich zu versuchen und Welt und Leben mit weitem Blick zu umspannen. Aber auch die Religion hat der Annäherung der Philosophie viel zu danken. Noch vor nicht langer Zeit galt es als besonders nötig, die Religion von jeder Verbindung mit der Philosophie fernzuhalten. Das ist auch einmal eine Notwendigkeit gewesen, weil die Religion in Gefahr stand, von der spekulativen Philosophie vergewaltigt und um ihre Eigenart gebracht zu werden. Da war es recht, daß sie sich auf ihre besondere Art besann. Aber die spröde Zurückhaltung auf die Dauer zu bewahren, könnte der Religion nur Schaden bringen. Ohne Berührung mit der Philosophie müßte sie den Zusammenhang mit dem allgemeinen geistigen Leben verlieren, und das müßte für sie Verengung und Versteinerung bedeuten. Bei aller Selbständigkeit gegeneinander müssen sich Philosophie und Religion immer wieder suchen. Wir können nicht aufhören, in der Frömmigkeit zu denken und im Denken fromm zu sein, so verlangt es die Einheit des Lebens.

![-

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

VIII

(Nachdruck ist untersagt.)

Stadion hatte nicht zuviel gesagt, als er den Doktor Brandis, den Bibliothekar der Dombibliothek, einen Olympier nannte. Denn so war in der Tat der erste Eindruck, den auch Rolf von ihm empfing, als er an einem frühen Nachmittag Ende Oktober ihn hinter dem großen Kirchenfenster aufsuchte.

Er hatte noch eine Weile geschwankt, ob er der Neugier folgen solle, die Stadions Geständnis in ihm wachgerufen. Es wollte ihm vorkommen, als bräche er damit in des anderen persönlichstes Geheimnis ein. Dann aber ließ er sich doch eben desselben Stadion Wort von dem Wert der eigenen Stimme gesagt sein und folgte ihr auch in diesem Falle.

Der Raum, in dem er den Olympier traf, war ein hohes gotisches Turmgemach, zu dem man auf einer ansehnlichen, altmodisch-breiten Wendeltreppe emporgelangte. Die Wände waren ringsum bis zur gewölbten Decke hinauf mit Büchergestellen bekleidet, von denen in langen Reihen Hunderte von Büchern jeden Formats und Alters ernst und schweigend herabsehen. Diese Büchergestelle selbst aber sind durch schlanke, flachgeschnitzte Palmbäume gegliedert, deren genarbte Stämme alle drei Meter etwa vom Fußboden emporwachsen und in den oberen Regionen kurze, goldgefiederte Wedel zu den Seiten senden, ab und zu in der Mitte durch rotgesprenkelte, graue Kartuschen verziert. Leicht und luftig steigen darüber die Rippen des achtgratigen Kreuzgewölbes hinauf, und von den Schlußsteinen blicken pausbackige Engelsgesichter mit goldenen Haaren und versteinertem Lächeln in die Mitte des Raumes hernieder.

Durch das riesige, fast die ganze Höhe und Breite der Wand einnehmende Spitzbogenfenster mit seinen Hunderten von bleigefaßten Scheiben fallen jetzt in breitem Strom die Sonnenstrahlen und füllen den vorderen Teil des Gemaches mit herbstlicher Nachmittagshelle. Aber sie dringen nicht bis in die Tiefe des Raumes und zu dem Manne, der dort an altertümlich-steifbeinigem Tische auf hohem Stuhle sitzt und in einem aufgeschlagenen dicken Folianten eifrig Notizen macht.

Als Rolf aus der dunklen Ecke hervortauchte, wo neben der lebensgroßen bemalten Holzfigur eines singenden Engels die Treppe mündet, gewahrte er zuerst nichts anderes als eine Mähne schneeweißen, welligen Haares. Aber sobald er den ersten Blick des Sitzenden erhalten, den sein Kommen aufschauen machte, hatte er den Eindruck eines Zeuskopfes. So mächtig waren Haupt- und Barthaare und so groß und breit Anlage und Formen dieses Gesichts. Die goldgeränderte Brille vor den ruhigen, mildblickenden Augen störte seltsamerweise das Olympische in keiner Weise. Allerdings kam ihm die hohe Statur sehr zustatten, die etwas unwillkürlich Achtunggebietendes hatte, und die, als der Alte sich jetzt erhob, auch auf Rolf starken Eindruck machte. Ja, er war darüber fast verlegen, sein Anliegen vorzubringen, welches ein Quellenwerk zur Geschichte des Deutschritter-Ordens zum Gegenstand hatte. Als Doktor Brandis das Buch herbeigeholt hatte und Rolf am Tische

Digitized by Google

stehend nach den Stellen suchte, auf die es ihm ankam, überraschte ihn ein Geräusch von verlorenen Schritten, die sich ab und zu vom Nebenraum hören ließen. Es dauerte auch nur kurze Weile, so erschien in dem gewölbten Türeingang, der dorthin führte und um einige Stufen erhöht lag, eine dunkelgekleidete Frauengestalt. Das Licht aus dem Raume hinter ihr zeichnete den Umriß ihrer Erscheinung mit einer Deutlichkeit in den Türrahmen, daß Rolf das plastische Bild dieser ersten Begegnung nie wieder hat vergessen können. Ja, die Zusammenstellung von stumpfem Schwarz, webendem Grau und dem gelbweißen, leuchtenden Ton, den das von der Sonne getroffene Mauerwerk des Turmeingangs zu ihrer linken Seite bildete, ist ihm dauernd eine angenehme Vorstellung geblieben.

Sie maß ihn aus der Entfernung mit etwas hochmütig erhobenem Kinn und mit einem halb mißvergnügten, halb erstaunten Blicke.

Auch der Alte mochte wohl des Staunens innewerden, mit dem die beiden fremden Menschenkinder sich ansahen. Denn er sagte, wie entschuldigend: „Meine Tochter Marion, die mich zuweilen begleitet.“

Rolf aber, getreu dem Vorsatze, der ihn diesen Weg geführt hatte, nahm sich ein Herz und entgegnete, daß er davon schon durch Stadion gehört habe. Dann nannte er auch seinen Namen.

Er hatte sich nicht verrechnet. Mit der Nennung Stadions schien in der Tat das Eis gebrochen. Der Alte sagte allerlei freundliche Worte über ihn, und nach ein paar Minuten weiterer Unterhaltung fragte er Rolf, ob er sich nicht noch im Turmzimmer nebenan umsehen wolle, es seien dort allerlei Seltsamkeiten verwahrt, sogar eine kolossale Schlange, die sich einmal zur Zeit einer Hungersnot zum Entsetzen der Gemeinde am Altar der Kirche eingefunden habe, um das dort schon bereitgehaltene Abendmahlsbrot zu rauben. Der gottvertrauende und beherzte Pfarrer aber habe das Tier mit seinen beiden Händen, denen der Herr überirdische Kraft verliehen, erdrückt. Zum Andenken daran werde seitdem nun die ausgestopfte Schlange und das Bild des Pastors gezeigt.

Rolf hatte natürlich Lust, sich das Ungetüm anzusehen, und Doktor Brandis rief seine Tochter herbei, damit diese den Führer mache. Sie schien das nicht sonderlich gern zu tun. Wenigstens stellte sich auf ihrem wohlgeformten Gesicht mit der feingemeißelten Nase und dem leicht leidenden Ausdruck kein gefälliges Lächeln ein, sondern mit einer eher gelangweilten Miene begann sie den aufgedrungenen Gefährten herumzuführen.

Es waren da allerlei riesige Globen in schweren, halbvermorschten Gestellen; mehrere in Sammetetuis aufbewahrte spitze Messer, die mittels wunderbarlicher Operationen unglücklichen Messerschluckern aus dem Leibe geschnitten waren, ohne daß sie an ihrer Gesundheit Schaden genommen, Schwerter und Sporen von Hochmeistern der Deutschherren, die zierlich in Gips geformten Modelle einiger Ordensfesten und schließlich auch in einem wohl acht Meter langen, schmalen Holzkasten die berühmte ausgestopfte Schlange.

Rolf sah alles, ohne sonderlich Augen dafür zu haben; er empfand weit mehr die Nähe des schwermütigen Wesens, das ihm dank Stadions unbegrenzter Schwärmerei von vornherein als ein Gegenstand lebhaften Interesses erschien, und deren Augen auf dem Bilde damals ihn schon so angezogen hatten. Er war daher auch durchaus zufrieden, daß sie, während sie ihm hier und dort etwas vorwies — mit spitzigen Fingern, um ihre neuen Handschuhe nicht mit dem wohl schon jahrelangen Staub zu beschmutzen —, dazu nur kurze Worte machte und lieber über dem unbekümmerten Weiterschreiten von einem der Schränke zum anderen ihm häufiger Gelegenheit gab, den schlanken Wuchs ihrer vornehmen Erscheinung zu bewundern. Erst als sie fertig waren und sich schon wieder zum Eingang wandten, redete sie ihn an. „Stadion hat mir übrigens auch schon von Ihnen erzählt, fällt mir ein.“ Sie sagte es mit einem sehr kühlen, fast prüfenden Blick ihrer dunklen Augen. Aber sie lehnte sich dabei an ein Bücherbort hinter ihr, als ob sie sich auf eine längere Unterhaltung gefaßt mache.

„Gutes?“ Es war ihm herausgefahren, ohne daß er recht wollte. Er empfand auch sofort, daß es unziemlich war, so zu fragen.

Digitized by Google

Aber er wünschte um jeden Preis, noch einmal den weichen, etwas umschatteten Klang ihrer Stimme zu hören.

Sie zuckte leicht mit den Augenbrauen und sagte in einem Ton, den er wie Zurechtweisung empfand: „Würde ich sonst wohl davon reden?“ Damit schritt sie die Stufen zum Hauptraum hinunter.

Als Rolf sich bald darauf von den beiden verabschiedete, forderte der Weißbart ihn auf, sie einmal zu besuchen. Aber er beschloß bei sich, dem nicht nachzukommen. Die kleine Zurechtweisung hatte ihn empfindlich gekränkt und rief in dem Sprößling des bescheidenen Seemannshäuschens den alten Argwohn gegen die Zulänglichkeit seiner Manieren wach.

Die nächsten Wochen vergingen Rolf in ziemlich gleichmäßigem Einerlei. Ein paarmal besuchte er Stadion, dessen weltmännisch-sichere Art ihm mehr und mehr als ein Beispiel erschien, dem er nacheifern müsse, und einigemal begleitete er auch den alten Morgenroth auf seinem Frühspaziergang. Im übrigen lebte er still und einsam dahin und besuchte fleißig seine Kollegien, die den größten Teil des Tages in Anspruch nahmen.

Nur eines war neuerdings hinzugekommen. Rolf erteilte wieder Unterricht. Das Gefühl geldlicher Abhängigkeit, das er Sibylle gegenüber im Gedanken an ihre künftige Verbindung immer wieder zum Schweigen gebracht hatte, war gegenüber dem fremden Manne doch wieder so rege geworden, daß ihm jedes Mittel erwünscht vorkam, es abzuschwächen. So verstand er sich, wiewohl zuerst schweren Herzens, dazu, täglich mehrere Stunden zu geben, um die Schuld bei Morgenroth nicht allzusehr anschwellen zu lassen.

Den Besuch bei Doktor Brandis machte er einstweilen nicht und verhielt sich selbst ablehnend, als Stadion ihn eines Tages deswegen zur Rede stellte. Die Tochter sei hochmütig, meinte er; zu solchen Leuten passe er schlecht mit seinen bescheidenen Manieren. Worauf Stadion erwiderte, was die Manieren anlange, so ließen die sich rasch erlernen, und gerade am besten von einer klugen und schönen Frau, und hochmütig sei sie ganz und gar nicht, sonst würde sie sich sicher eines armen Verirrten, wie er einer gewesen, nicht so angenommen haben. Aber Rolf blieb bei seiner Weigerung, und als der andere ärgerlich losfuhr: „Sie soll Sie also wohl extra bitten, zu kommen, nicht wahr?“ — da versetzte er unverfroren: „Ja! das soll sie!“ und glaubte damit des Drängers am sichersten ledig zu sein.

Allein die Folge davon war, daß ein paar Tage später wirklich ein Brief von Marion eintraf, darin sie ihn mit einigen freundlichen Worten auf den Sonnabend zum Tee einlud. Nun fühlte er sich in der eigenen Schlinge gefangen und mußte hingehen.

Doktor Brandis bewohnte ein altes Haus in der Kalthöfischen Straße, das von den Eltern seiner verstorbenen Frau erbaut worden war. Es war in keiner Weise vernachlässigt, aber man sah es ihm an, daß es abgerissen werden würde, sobald es den Eigentümer wechselte. Den Nachbarn war es zumeist schon so ergangen. Die Stuben innen waren niedrig und nicht groß. Aber die Behaglichkeit von zwei Menschenaltern hatte sich darin einzurichten gewußt und gab nun allem, was da stand oder lag, etwas wie den Reiz des Selbstverständlichen.

Rolf fand in dem „Saal“ genannten dreifenstrigen Vorderzimmer eine kleine Gesellschaft versammelt, die um einen ovalen Tisch unter einer Hängelampe saß und große Photographien besah, die einer der Anwesenden von einer Reise mitgebracht hatte. Natürlich war auch Stadion darunter. Die Unterhaltung wurde zunächst allgemein geführt; dazu gab es Tee mit allerlei Gebäck und eingemachten Früchten. Dann mußte Stadion spielen. Da der Raum nicht groß genug war, um allen in hinreichender Entfernung vom Pianino noch günstige Plätze zu bieten, winkte Marion Rolf, mit ihr in das Nebenzimmer zu treten, wo sich beide dann auf dem Sofa im Hintergrunde niederließen. Es war das Arbeitszimmer des Doktor Brandis, auch nur von mäßigem Umfange, aber da es lediglich von der Lampe auf dem Schreibtisch am Fenster erleuchtet wurde, blieb der Sofaplatz schon halb im Dunkel. Und während Stadion spielte, sah Rolf interessiert in dem Raume umher, darin dieser Olympier waltete. Die Wände waren bis zur Decke hinauf mit übervollen Büchergestellen bekleidet. Nur über dem Schreib-

Digitized by Google

tisch und dem grünen Sofa wurde die Tapete sichtbar. Hier aber hingen die verschiedensten Bilder von Kant: Stiche, Reliefs und Silhouetten in großem und kleinem Format, eins davon mit einem verblaßten schmalen Lorbeerkranze geschmückt. Auch der Schreibtisch trug auf seinem Mittelbau eine Bronzestatuette nach dem bekannten Rauchschen Denkmal, und von einem Tischchen zwischen den Fenstern grinste aus einem Glashäuschen ein Gipsschädel herüber, der nach Rolfs Vermutung ebenfalls niemand anders gehören konnte als dem großen Weltweisen von Königsberg. Denn sonst waren nur ihm in diesem Zimmer Denkmale errichtet — Rolf zählte nicht weniger als dreizehn.

Seiner noch immer ziellos schweifenden Sehnsucht war diese stumme Schau wie eine mahnende Predigt. Ein einziges Ziel der Erkenntnis zu haben, dem man sein Leben widmen konnte, und alles andere daneben gering zu achten, wie beseligend mußte das sein! Durfte sich jemand als ein nützliches Glied in der Kette der geistig Strebenden vorkommen, der diesen alleinseligmachenden Weg noch nicht gefunden?

Als Stadion geendet, die Unterhaltung nebenan wieder einsetzte und Marion, obwohl sie sitzenblieb, in angemessener Frist das Wort nicht ergriff, begann Rolf aus seinen Gedanken heraus: „Ihr Herr Vater muß doch ein glücklicher Mann sein."

Sie verstand ihn sofort, denn sie war seinen Blicken gefolgt. „Sie meinen, weil er nur einen Gott hat, zu dem er betet?"

„Ja, und daß es ein solcher Gott ist, der ein ganzes Leben lang ihm Rede und Antwort steht."

„O, das tun sie alle," versetzte sie fast unbeweglich, „wenn man sich nur recht um ihre Gunst bemüht."

„Meinen Sie?"

Weiter kam er nicht, denn Stadion fing wieder an zu spielen, und er spielte jetzt so, daß er auch Rolf mit sich fortriß. Die Nacht wurde ihm wieder lebendig, da jener bei Kerzenschein zum erstenmal seine Seele vor ihm ausgeströmt hatte. Er sah ihn wieder mit verzücktem Blicke an dem Bilde der Frau hängen, die nun leibhaftig neben ihm selber saß. Der Spieler konnte sie vom Nebenzimmer her nicht sehen, aber es war doch, als ob all diese rasenden, leidenschaftlichen Töne nur die Aufgabe hatten, ihr zu Herzen zu dringen, als ob sie nur darum so zitterten und jubelten, weil sie der schwarzen Gestalt sagen sollten: Ich begehre deiner, ich habe Sehnsucht nach dir! Sieh her, Königin — ein ganzer Mensch hier wartet auf dich! Und der, der also hier die geheimste Sprache seines Herzens offenbarte, war auch ein glücklicher Mensch. Denn er hatte ja auch einen einzigen Gott, zu dem er betete, und eine ganze, große, heilige, unendliche Kunst war die Sprache seines Gebets!

Rolf blickte auf seine Gefährtin: ihr Kopf lehnte jetzt schattenhaft bleich gegen das Kissen des Sofas, und sie hatte die Augen geschlossen; aber es wollte Rolf scheinen, als ob die Lider fast beständig leise zitterten.

Die Musik verstummte. Zunächst folgte das lange Schweigen, das wahrhafte Ergriffenheit bekundet. Zögernd und halblaut löste sich darauf nebenan ein oder das andere Wort, das man nicht verstehen konnte. Auch Marion hatte sich noch nicht aus ihrer Stellung gerührt, als sie leise und mit einem verlorenen Lächeln begann: „Haben Sie wohl bemerkt, daß er unsere Unterhaltung fortgesetzt hat?"

Er sah ihr sehr erstaunt ins Gesicht: „Ja, aber — wie wissen Sie meine Gedanken?"

Jetzt richtete sie sich im Sofa auf. „Es war wirklich nicht so schwer! Sehen Sie, und diesen Gott hat er lange Jahre gänzlich verleugnet!"

Ach so — jetzt verstand sie seine Kunst und nicht sich selber unter seinem Gott!

Rolf faßte sich ein Herz. „Könnten Sie nicht auch mir den meinigen zeigen?" fragte er kühn.

Sie kontrollierte einen Augenblick seinen Gedankensprung. „Woher wissen Sie davon?" fragte sie dann in ehrlichem Befremden.

„Er hat es mir selber erzählt," versetzte er, „und zwar voller Dankbarkeit und Verehrung."

„Ist er schon so aufrichtig zu Ihnen? Das freut mich," war ihre Antwort. „Früher wäre er an einem Menschen wie Sie einfach vorübergegangen."

Rolf mußte sich selber zurechtlegen, was alles hinter diesem „es freut mich" sich bergen konnte. Denn das Gespräch wurde unterbrochen; Stadion erschien im Türrahmen, fast dessen volle Höhe einnehmend.

„Nun, wie habe ich heute gespielt?" rief er zu Marion hinüber.

Diese erhob sich und kam um den Tisch herum, hinter dem sie gesessen. „Ich glaube, ich würde es sehr schwer entbehren, wenn ich Sie eines Tages nicht mehr hören dürfte."

„Marion — so Gott will, soll das niemals geschehen," begann er mit leidenschaftlicher Wärme.

Aber sie lenkte sofort ab, indem sie, nach Rolf hinübersehend, fortfuhr: „Übrigens bin ich Ihnen dankbar, daß Sie uns den Memeler da gebracht haben. Ich habe gelesen, den Seeleuten habe das Meer einen freieren Blick gegeben als uns im Lande. Wir werden's also bei ihm auch wohl entdecken, wenn wir uns Mühe geben."

Mit dieser zweifelhaften Huldigung in der Tasche mußte Rolf bis zum Essen warten, ehe er sie wieder zu sprechen bekam. Sie hatte ihn als den Fremdesten an ihre Seite gesetzt.

„Was ist eigentlich der Grund gewesen, daß Sie meines Vaters freundlicher Einladung von damals nicht folgen wollten?" fragte sie ihn während der Mahlzeit.

Er sah sie an und freute sich der Unbefangenheit, mit der sie seine Unart berührte. „Darf ich's ehrlich sagen?"

„Könnten Sie auch anders?" versetzte sie dagegen, wieder mit einem Anflug von Ironie, indem sie den Kopf ein wenig zur Seite senkte.

„Ich hielt Sie für hochmütig," entgegnete er rasch.

„Halten Sie das für eine Untugend?"

„Ich denke doch!"

„Warum wollten Sie es dann selber scheinen?"

Er mußte lachen. Die Unerbittlichkeit, mit der sie seinen Worten folgte, entzückte ihn. „Ja, Sie haben recht; es war eine große Torheit von mir. Aber ich fürchte, Sie werden sich noch oft an mir ärgern müssen. Das Leben hat aus mir einen ungeschliffenen Gesellen gemacht."

„Ich wüßte nicht," entgegnete sie hierauf, „warum ich den geschliffenen Kieseln, die einer sind wie der andere, den Vorzug geben sollte. Im Gegenteil, da liegt für alle Wohlsituierten wohl die größte Gefahr, entwertet zu werden. Sie aber sind mir wirklich fast zu ernst — haben Sie Anlaß dazu?"

„Ja!"

„So schwere Dinge erlebt?"

„Ja!"

Der Faden riß ab, ein allgemeines Gespräch nahm seine Nachbarin in Anspruch.

Erst nach Tisch kam Rolf noch einmal mit ihr zusammen. Er besah gerade einen der großen Stiche nach den Kaulbachschen Wandgemälden im Berliner Museum, von denen hier drei an den Wänden hingen, als sie wie zufällig neben ihn trat und ziemlich unvermittelt begann: „Sie sind verlobt. Haben Sie ein Bild Ihrer Braut bei sich?"

Er trug allerdings eins in der Tasche. Aber es war das, welches sie von vorn darstellte, man konnte also das verhängte Auge sehen. Sibylle hatte sich auf seine besondere Bitte zum erstenmal so aufnehmen lassen. Nun zögerte er, mit der Vorweisung des Bildes zugleich das Geständnis von jenem Mißgeschick machen zu müssen, an dem er sich mitschuldig fühlte.

Ihrem prüfenden Blick entging seine bedenkliche Miene nicht. Sie schüttelte rasch den Kopf und sagte: „Nein, nein! nun mag ich's gar nicht sehen!" Damit trat sie schon von ihm fort zu den anderen.

Der Vorfall verstimmte ihn ein wenig, aber er gab ihn der allgemeinen Unterhaltung zurück, an der er sich nun lebhafter als vorher beteiligte.

Als Rolf um Mitternacht mit den anderen das gastliche Haus verließ, sagte er sich, daß er noch nie in einem so geistigen Kreise geweilt habe, und voller Dankbarkeit schloß er sich auf der Straße Stadion an, um ihm das auszudrücken. Dieser nahm den Tribut gern entgegen, begann sofort wieder von Marion zu schwärmen und forderte Rolf auf, bei Musik und einem Glase Wein in seiner Wohnung ihrer noch weiter zu gedenken. Diese Frau sei es schon wert, daß um ihretwillen zwei Männer einmal ihre Nachtruhe opferten.

Rolf war es gern zufrieden, und so wurde in dem alten schmalfenstrigen Hause, dem Dom gegenüber, wieder eine kleine musika-

Digitized by Google

lische Orgie gefeiert, die erst in früher Morgenstunde ihr Ende erreichte, und deren Kosten fast allein von Stadion bestritten wurden. Aber bei jedem neuen Glase klangen ihre Gläser zu Marions Ehren von neuem zusammen. Erst beim letzten fiel es Stadion ein, daß Rolf auch von seiner Braut schon gesprochen, und er schloß Sibylle in die Gesundheit mit ein, die der Trunk bedeuten sollte.

Als Rolf fröstelnd in den noch nachtschwarzen Novembermorgen hinaustrat und nach den erhellten Fenstern zurücksah, regte sich in ihm doch etwas wie Neid. Was war dem Glücklichen dort oben versagt geblieben? Alle Schönheit der Welt lag ihm zu Füßen, im Reiche einer heiligen Kunst schaltete er als ein Herrscher, und das eine Ziel, das ihm noch versagt geblieben war, jene Frau zu besitzen, die er liebte — nun, das würde ihm wohl auch eines Tages zuteil werden! Glück gesellt sich ja so gern zu Glück, genau wie er das Gegenteil ja oft genug schon so bitter an sich selber erfahren. Wenn er mit dem dort oben zu tauschen vermocht — er hätte es auf der Stelle getan!

Aber kaum hatte er den Gedanken gedacht, als ihm das alte, halbvergessene kleine Erlebnis mit dem Sohn des Nachbars Seifensieder in den Sinn kam, wie er den auch zuerst beneidet und nachher seinen letzten Groschen als Buße an das Schicksal dafür hatte bezahlen müssen. Und Rolf gab sich einen leibhaftigen Nasenstüber und nahm sich vor, lieber selber ein solcher zu werden, den man beneiden konnte, als in fremde Häute schlüpfen zu wollen.

Der hauptsächlichste Gewinn, den ihm dieser nächtliche Besuch eintrug, war, daß sich zwischen ihm und Stadion jetzt eine wirkliche Freundschaft entwickelte, die das ungleiche Menschenpaar immer öfter auch zu anderer als der Geisterstunde vereinigte. Stadion konnte nicht leicht einen dankbareren Zuhörer finden, auch für seine Schwärmerei an Marions Adresse, und zugleich zog den leicht erregbaren Rheinländer die etwas schwerflüssige, aber stets überlegte und nachdenkliche Art des Ostpreußen von der nördlichsten Wasserkante lebhaft an. Rolf seinerseits aber erblickte in dem ästhetisch allseitig ausgebildeten Kulturmenschen, der so fest in seiner Kunst wurzelte, eine willkommene Ergänzung seines ungefügen Wesens.

Sie sprachen öfter von der Verschiedenheit ihrer Naturen, und Rolf, den solche Gespräche zu häufigerem Nachdenken über sich selber veranlaßten, meinte eines Tages: er habe doch schmählicherweise bis vor kurzem recht planlos drauf hingelebt; das Gute, das ihm gelegentlich untergelaufen, habe er eigentlich — wie er sich ostpreußisch ausdrückte — „nur im Dusel“ getan, und ebenso sei das Schlechte nur ein Ausfluß seines Sichgehenlassens gewesen, daher denn auch die Ausbeute, die er bisher gehabt, so herzlich gering geworden. Stadion bestärkte ihn in dieser Auffassung und meinte, sein Fall habe ganz ähnlich gelegen; denn ehe er durch Marion den Kern seines Wesens entdeckt, sei auch er solch ein Zielloser und Schweifender gewesen. Sicherheit — das sei überhaupt das Höchste, was er seiner Kunst und Marion verdanke. Worauf wieder Rolf entgegnete: in der Hinsicht seien also die Menschen doch traurig daran, die nicht die Gabe eines ausgesprochenen Talents in die Wiege bekommen. Denn wie solle wohl ein solcher fehlender Mittelpunkt in eines Menschen Seele ersetzt werden?

Was Marion anlangt, so erging es Rolf ganz merkwürdig. In den ersten Tagen nach der Gesellschaft in ihrem Hause glaubte er, es sei der allgemeine geistige Ton jenes Kreises, der ihn so gern an den Abend zurückdenken machte. Aber allmählich mußte er merken, daß es weit mehr ihre Worte, ihre Mienen, ja ihre Gestalt und ihr schwarzes Spitzenkleid waren, was seine Erinnerung fesselte. Dazu hatte das letzte Zwiegespräch mit ihr das dringende Verlangen nach einer Rechtfertigung in ihm hinterlassen. Dennoch führte er sein anfängliches Vorhaben, sie recht bald wieder aufzusuchen, lange Zeit nicht aus. Einmal war ihm plötzlich der Gedanke aufgestiegen, er sei es seinem Gefühle für Sibylle schuldig, die Erinnerung an die Entfernte nicht durch ein allzu gegenwärtiges Interesse zu gefährden, sodann aber wünschte er auch den Schein zu vermeiden, als könnte er Stadions Vorzugs- — weil älteren — Rechten zu nahe treten wollen. Allein wie immer, wenn ein Mensch seelisch zu rechnen versucht, kam das

Digitized by

Rembrandt: Landschaft mit den drei Bäumen. Radierung.

Zu Neumann Rembrandt.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

launische Leben und wirrte ihm seine schönen Zahlen bunt durcheinander.

Eines Nachmittags, als er just auf dem Wege zu Stadion von ferne zufällig Marion allein über den Domplatz schreiten und im Kirchenportal verschwinden sah, meldete sich eine innere Stimme doch so vernehmlich zum Wort, daß er nach einigen Minuten ihr folgte. Sie war wirklich allein in dem hohen Turmzimmer, in dem schon eine empfindliche Winterkühle herrschte. Draußen vor dem riesigen Fenster gingen gerade die ersten Schneeflocken hernieder, tändelnd und spielend, als verständen sie noch nicht Ernst zu machen mit ihrem traurigen Geschäft, die Erde ins Leichentuch zu betten. Marion stand, beide Hände im Muff verborgen, dicht hinter den Scheiben und sah belustigt in das Treiben hinaus. Aus dieser Stimmung begrüßte sie ihn unbefangen, fast herzlich. Das öffnete ihm die Lippen. Er gestand, daß er sie kommen gesehen, und daß er eigentlich zu Stadion habe gehen wollen. Sie fand es lieb, daß er nicht zu heucheln versuche, und schlug vor, den drüben vergeblich Wartenden herbeizulocken. So öffneten sie eine von den kleinen, immerhin noch fußgroßen Scheiben, und Marion winkte mit ihrem Muff durchs Fenster hinaus nach Stadions Hause hinüber. Aber der Wind fegte ihnen die nassen Flocken ins Gesicht und vertrieb sie von ihrem Posten. Drüben in der Wohnung wollte sich auch niemand am Fenster zeigen. „Wenn er nicht mittun will, wird er also ausgemerzt," meinte sie schließlich, sich zurückwendend. Sie setzten sich nun zu seiten des schweren Tisches, auf dem die schweinsledergebundenen handschriftlichen Kataloge lagen, und plauderten. Die Stühle mit den schmalen, steifen Lehnen und den hohen Beinen, die in reichlichem Abstand vom Boden noch breite Fußbretter trugen, gaben ihnen die Haltung von artigen Kindern, die warteten, daß man sie ausfragen solle. Rolf machte eine Bemerkung darüber, und Marion erwiderte, sie habe auch große Lust dazu. Rolf ging auf den Scherz ein und ballte die Fäuste auf den Knien. So sah er erwartungsvoll zu dem blassen Gesicht hinüber, das heute in seinem leisen Mutwillen so verändert wirkte. Ihm war, als ob aus ihren Augen lauter kleine schwarze Teufelchen mit Pfeilen nach ihm schossen.

„Erstens: warum haben Sie sich so lange nicht blicken lassen?" begann Marion.

Rolf zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht," versetzte er.

„Zweitens: warum kamen Sie mir trotzdem heute nach?"

Rolf tat wie vorher.

„Drittens: warum haben Sie mir damals das Bild Ihrer Braut nicht zeigen wollen?"

Er gab nur dieselbe Antwort.

Sie machte eine kurze Pause und besah ihren Kleidersaum. „Ich will Ihnen also einmal etwas sagen: wenn Sie so wenig von sich selber wissen, werden Sie von dem Platze wieder herunter müssen, den Sie bei mir einnehmen."

Rolf behielt noch die Scherzmiene bei, indem er sagte: „Bitte, gönnen Sie's mir noch ein Weilchen. Ich will mich auch bessern! Hier, zum Anfang!" Gleichzeitig hatte er auch schon aus der Brusttasche Sibylles Bildchen hervorgeholt und reichte es ihr hinüber.

Sie wurde sofort ernst, nachdem sie einen Blick darauf geworfen, ja sie erschrak fast und sagte: „Ach nein, aber darüber wollen wir doch nicht scherzen! Verzeihen Sie mir!"

Und dann erkundigte sie sich, wie das mit dem Auge gekommen, und Rolf erzählte und stellte sich selbst geradezu als den Schuldigen dar.

„Sie müssen oft kommen und von ihr erzählen," beschloß Marion das Gespräch, „sie hat so ein liebes Gesicht."

Er blickte sie dankbar an, aber sie mochte wohl fühlen, daß ihm noch ein Bedenken im Herzen saß. Im Augenblick erwiderte sie freilich nichts, und sie sprachen von anderem.

Als sie sich aber nach einer halben Stunde zum Gehen anschickten — es war in der ganzen Zeit kein Besucher gekommen —, trat sie entschlossen vor ihn hin, der sich nach einigem Umherwandern wieder auf den Stuhl gesetzt hatte, und sagte: „Ich will Ihnen mal etwas sagen: Sie dürfen ruhig zu mir kommen. Das Bild in Ihrer Brusttasche erlaubt's Ihnen; auch ich trage nämlich das eines fernen Mannes im Herzen. Und drittens — Stadion ist Ihr Freund, nicht wahr?

Digitized by Google

Ich denke also, wir sind beide reichlich genug verschanzt gegeneinander."

Er war beglückt, daß sie wieder so gut seine innersten Gedanken erraten hatte, und küßte ihr dankbar die Hand dafür.

Von diesem Tage an wurde Rolf ein häufiger Gast im Brandisschen Hause. Er kam meist um die Dämmerstunde, schaute zu, wie Marion den Tee bereitete, und freute sich dann, nachdem die Lampe gebracht war und der alte Herr sein Nachmittagsschläfchen beendet hatte, mit Vater und Tochter ein Stündchen verplaudern zu können. Solange er mit Marion allein war, sprach er viel und absichtlich von Sibylle. Auch Marion selber brachte ihn gern darauf, und es war ihm wohltätig, hier einem anderen von all dem Lieben und Guten berichten zu können, was er von seiner Braut wußte.

Das Gespräch mit dem Vater drehte sich meistens um Bücher, und es machte sich ganz von selbst, daß Rolf dabei auch viel von seinen eigenen Studien verriet, die etwas wahllos bald philosophischen, bald philologischen und historischen Dingen galten. Marion hörte dabei gewöhnlich schweigend zu — aber es wollte Rolf bedünken, als ob sie von Zeit zu Zeit Zeichen einer Ungeduld äußerte, die sie nur schwer zurückhielt. Eines Tages erfuhr er denn auch, worauf das hinauswollte.

Doktor Brandis hatte mit lebhafter Beteiligung wieder einmal von Kants nachgelassenem großem Werke gesprochen, an dessen Herausgabe er arbeitete, und Rolf konnte sich nicht enthalten, als er gegangen war, abermals eine Bemerkung darüber zu machen, wie sehr er jenen um dieser Hingabe willen für einen glücklichen Menschen halte.

Da blieb Marion, die mit kleinen Schritten im Zimmer hin und her gegangen war, ziemlich entfernt von ihm am Fenster stehen, sah in den verschneiten Garten hinaus und sprach halb über ihre Schulter zurück — es klang ihm beinahe ein wenig zu lehrhaft: „Erstens gibt es gar kein Glück als Zustand, so daß jemand von einem Menschen sagen kann: ein glücklicher Mensch. Es gibt nur glückliche Augenblicke, und es ist sehr albern, wenn Menschen von ihrem Leben mehr als eine gemessene Anzahl von solchen verlangen. Was aber meinen Vater anlangt — Sie nannten ihn schon bei unserem ersten Zusammensein glücklich, und ich will den Ausdruck nicht ganz abweisen. Aber Sie wissen nicht, wie viele Enttäuschungen er erlebt hat in seiner amtlichen Laufbahn. Es heißt, er sei früher nicht höflich genug gewesen gegen seine Vorgesetzten, und deswegen habe man ihn nie an die Stelle befördert, die er eigentlich verdiente. Wenn er trotzdem nicht verbittert worden ist, sondern diesen gefestigten Eindruck macht, den Sie mit Glück bezeichnen, so verdankt er das allerdings niemand anders als unserem großen Weltweisen und der Tatsache, daß er in der Beschäftigung mit ihm den Schwerpunkt seines Wesens gefunden hat." Sie hatte sich inzwischen umgedreht und ging wieder mit kleinen Schritten im Zimmer umher. „Und damit sind wir auf einen Punkt gekommen, den ich schon lange mal erörtern wollte, denn er ärgert mich oft an Ihnen. Himmlischer Vater, was sind Sie für ein wissenschaftlicher Heide! Zu wie vielen Göttern beten Sie noch! Einmal erzählen Sie mir, daß Sie ein beschauliches Philosophenleben zu führen gedächten, ein andermal halten Sie sich zum Jugenderzieher berufen und wollen junge Menschenseelen heranbilden, als Professor oder Lehrer, was weiß ich; und dann wieder hoffen Sie, es könne ein Dichter in Ihnen versteckt sein, und Sie hätten Lust, eines Tages der Welt von Ihren Beobachtungen, dem innerlich Geschauten, zu erzählen! Ja, sagen Sie mal, wie alt sind Sie eigentlich, und wie lange wollen Sie noch so irrlichtelieren? Mögen Sie Examina anschlagen, so niedrig Sie wollen — aber vor sich selber müßten Sie, gerade Sie, doch das Verlangen haben, sich den Beweis zu liefern, daß Sie ein Ziel wenigstens erreicht haben."

Rolf verteidigte sich, so gut er konnte, und meinte, es habe noch niemandem geschadet, mehr zu wissen als die anderen.

Aber sie blieb unerbittlich und rief ihm zu: „Standpunkt! Standpunkt! In Bausch und Bogen und an sich genommen ist alles Wissen unnötiger Ballast. Nur derjenige, der nach bestimmtem Ziele oder wenigstens nach einer bestimmten Richtung strebt, kann ihn gebrauchen, weil er erst durch ihn seinem Fahrzeug den nötigen Tiefgang verleiht."

Digitized by Google

Ihre lehrhafte Weise ärgerte ihn. „Mag ja richtig sein für die vielen," versetzte er hochmütig, „deren Weg auf der breiten Heerstraße führt ..."

„Ach so — und Sie bilden sich ein, zu etwas Besonderem geboren zu sein?" unterbrach sie ihn mit deutlichem Spott. Sie war an den Tisch herangetreten, hatte die Fäuste gegen die Platte gestemmt und sah mit einem sehr überlegenen Lächeln um ihren herben Mund auf ihn herab.

„Ich hoffe doch!" war seine Antwort. „Wenn man einen Weg durchgemacht hat wie ich, ganz von unten auf, durch so viel Gestrüpp und Disteln, die einem die Seele zersetzt haben, dann ist man doch wohl nicht so einfach zu beurteilen."

„Hat aber erst recht keine Anwartschaft zu dem Außergewöhnlichen," entgegnete sie rauh. „War nicht auch Ihr guter Pfarrer, von dem Sie mir erzählt haben, einmal Hütejunge gewesen? In aller Freundschaft und in allem Ernst: Sie dürfen ein Absonderliches nicht mehr vom Schicksal verlangen. Ihresgleichen haben den größten Teil ihrer Kräfte schon auf den Weg verbrauchen müssen. Aber wenn Sie mal einen Sohn haben werden — dem wird es vielleicht glücken, und so können wir ja Frau Sibylle gratulieren."

Rolf war bitterböse auf Marion ob dieses Gesprächs; ihre unbequeme und so überlegen tuende Weisheit behagte ihm durchaus nicht. Daß er sich an den Gedanken gewöhnen sollte, auch nur einer von den vielen zu sein, und nicht ein Auserwählter, als der er sich seit jenen Kindheitstagen vorgekommen, da ihn zum ersten Male die Vorstellung „studieren" erfaßt hatte, wollte ihm schlechterdings nicht in den Sinn. Doch obgleich ihm auf der einen Seite Marions Ehrlichkeit und klug-sichere Art Eindruck machte, so wütete er gleichzeitig, je länger er sich die Sache überlegte, um so mehr gegen sich selbst, daß er sich derlei — noch dazu von einer Frau — überhaupt hatte bieten lassen.

Um seinem Ingrimm Luft zu machen, ging er noch am selben Abend zu Stadion. „Das ist ja eine ganz infame Person, deren Bild Sie sich da an die Wand gehängt haben!" rief er ihm ohne alle Einleitung entgegen, indem er eine Faust gegen das Mignonporträt ballte.

Der andere, der im Schein seiner breitgeschirmten Lampe seitlich am Schreibtisch saß und seine wohlgepflegten Nägel polierte, hörte scheinbar gelassen zu. Erst als Rolf geendet, sah er nach einer Pause auf, aber mit einem Blick, der weder von der Munterkeit noch von der Ironie etwas verriet, mit denen der vor ihm seine Anklagen herausgesprudelt hatte. Rolf empfand vielmehr, daß eine stille Trauer über Stadions schöne Züge ausgegossen war, als er erwidernd fragte: „Wissen Sie, was wir beide jetzt zu tun haben? Wir können jetzt beide die Bilder aus unserer Brusttasche holen und zerreißen." Und damit hatte er wirklich seine Brieftasche hervorgezogen, entnahm ihr eine kleine Photographie und riß diese mitten durch. Und als Rolf ihn sprachlos anstarrte, lächelte er ihm wehmütig zu und sagte: „Folgen Sie nur meinem Beispiel! Besser heute als morgen!"

Rolf trat an den Tisch und ergriff die daliegenden Stücke der Photographie. Es war Marions Bild, von dem sich der andere auf so unsanfte Weise getrennt hatte. „Stadion, sind Sie ganz des Teufels?" fuhr Rolf ihn an.

Der andere war inzwischen aufgestanden und nach der Tiefe des Zimmers gegangen. Dort stillstehend, drehte er sich, die Hände in den Hosentaschen, um und entgegnete sehr ruhig: „Durchaus nicht! Seit ihr da neulich zusammen drüben im Dom gewesen seid, wußt' ich, daß es so kommen würde."

„Was kommen? Wie kommen? Sind Sie verrückt? Mensch, und Sie haben sich damals nicht bemerkbar gemacht?"

„Zu dem Zweck gingen Sie doch wohl nicht herauf zu ihr, lieber Runge, um sich von mir stören zu lassen," versetzte der andere immer noch mit seiner angenommenen Ruhe.

„Und was schließen Sie daraus?" wandte Rolf ärgerlich ein, „jetzt, nach unserem Gespräch, nachdem sie mir eben gesagt hat, was sie von mir hält?"

Nun wurde auch Stadion lebhafter. „Jetzt, nach dem Gespräch? Das ist genau der Anfang, den es auch bei mir genommen hat! Erst ärgern Sie sich an ihr, dann werden

Digitized by Google

Sie diese Frau lieben wie ich! Ich möchte wetten darauf. Sie verdient es ja auch; es wäre die größte Torheit, wenn Sie sich dagegen sträuben wollten."

„Und ich schwöre Ihnen, daß ich nicht im geringsten die Absicht habe, das Bild meiner Braut um dieser Frau willen zu zerreißen. Überdies habe ich auch Sie viel zu lieb gewonnen, um nicht Ihre früheren Rechte zu achten."

Der andere zuckte die Achseln. „Meine Rechte! Die haben aufgehört, da ihr das Experiment, das sie mit mir vorhatte, gelungen war. Jetzt kommen Sie an die Reihe, passen Sie auf! Diese Frau ist ein gefährlicher Mensch! Und dennoch liebe ich sie wie keine zweite, denn sie ist stark und schön zugleich. Aber Mensch, das sage ich Ihnen" — er war dicht vor Rolf getreten, und in seinen dunklen, sonst so träumerischen Augen lag eine leidenschaftliche Glut —, „wenn es Ihnen glücken sollte, sogar ihre Liebe zu gewinnen ... dann ... ja, für uns beide ist dann kein Platz auf dieser Welt, das dürfen Sie mir glauben!"

Wenn etwas imstande war, Rolf in seinem Vornehmen zu befestigen, daß er sich Marion gegenüber vor allen falschen Gefühlen zu hüten habe, so war es diese Unterredung. Aber gerade sie auch veranlaßte ihn, seine Besuche bei Marion nicht einzustellen. Er wünschte vor ihr wie vor Stadion, und nicht zum wenigsten vor sich selber, um keinen Preis den Verdacht der Flucht zu erwecken.

So war er denn schon an einem der nächsten Tage bei ihr, um ein Versprechen einzulösen, das sie sich hatte geben lassen. Sie wollte nämlich mit ihm sein Kolleg-Anmeldebuch durchgehen. In dem Gefühl, daß er viel nachzuholen habe, hatte er übermäßig viel belegt. Marion kannte die meisten Professoren der Universität persönlich und wußte auf Grund mancher Aussprache, die sie mit anderen gehabt, auch ganz wohl, was ihre Vorlesungen für Rolf bedeuten konnten. So war ihm ihr Rat wertvoll genug. Daneben aber suchte sie ihn darauf hinzulenken, daß er durch Beschränkung seiner Studien auf wesentlich philologische Vorlesungen sich erst mal auf einem Gebiet sattelfest mache.

Er sah ein, daß sie recht hatte, und stellte wirklich seine Vorlesungen nach ihren Ratschlägen zusammen, ja er fand sogar, daß sein veränderter Tagesplan ihm gut bekomme. Übrigens aber war er bei allen solchen Gelegenheiten jetzt von der äußersten Kühle in seinem Gebaren Marion gegenüber, und war eigentlich froh, daß diese seine Absicht nicht mißverstand, sondern recht deutlich Gleiches mit Gleichem vergalt. So hatten sie ein paarmal sogar schon recht stachlige Unterhaltungen miteinander geführt.

Inzwischen kam Weihnachten heran, und Marion fragte Rolf wiederholt, ob er nicht nach Hause reisen werde, um seine Braut zu besuchen. Rolf hatte natürlich schon selber diesen Gedanken gehabt, nun aber, da er ihm von Marion kam, gab er ihn auf. Sie sollte sich doch nicht einbilden, daß er sich von ihr gängeln lasse! Gerade das ziemlich schroffe Nein dieser letzten Unterhaltung, das Rolf nur recht mangelhaft mit Arbeit zu begründen vermochte, gab eine Entfremdung zwischen beiden, die fast schon wie ein Bruch aussah. Denn sie hielt monatelang an, und Rolf registrierte Stadion gegenüber mit triumphierender Miene Woche für Woche, in der er immer noch nicht im Brandisschen Hause gewesen sei. —

Die Zeit des Eisgangs war jetzt gekommen, und da kurz zuvor nochmals scharfe Kälte eingesetzt hatte, die nun plötzlich mildem Märzwetter wich, so trieben auch auf dem Pregel, der sonst so gemächlich dahinfloß, ein paar Tage lang die großen Eisschollen in scharfen Strudeln einher, und auf den Brücken standen immerfort Neugierige, die das ungewohnte Schauspiel betrachteten. Einer dieser Tage war der Karfreitag. An diesem gab es in der Domkirche ein geistliches Konzert, zu dem Stadion sich eine Karte besorgt hatte. Da er aber unpäßlich war, bot er Rolf seinen Platz an, und dieser ging gerne hin. Es wurde die Bachsche Matthäuspassion aufgeführt. Die unbeschreibliche Hoheit dieser Musik, die Rolf noch nicht kannte, wirkte auf ihn überwältigend. Man hatte damals noch das Glück, in den Seitenschiffen der Kirche durch keine Beleuchtung gestört zu werden; hinter den mächtigen Säulen, die das in weichem Glanze der Kronleuchter schwimmende Innere begrenzten,

Digitized by Google

genoß man eine halbe Dämmerung, die der Seele ebenso wohl tat wie den Sinnen. Stadion hatte als erfahrener Konzertbesucher sich seinen Platz ziemlich weit nach hinten, dicht neben einer Säule gewählt, wo er fast aller Blicken entzogen war und auch vom Publikum nur wenig zu sehen brauchte. Die stumme Sprache der wie im Wettkampf emporstrebenden Säulen, das geheimnisvolle Dunkel der Wölbungen in der Höhe, der erhabene Schwung, mit dem die breiten Grate über dem Mittelschiff sich vereinigten, und der Dämmerhauch, der hinter den Pfeilern drüben den weiten Raum erfüllte, das alles kam so ausgesucht der Stimmung entgegen, die ernst-erhebend und feierlich-rührend zugleich mit den sphärenartigen Klängen vom Orgelchor herab durch die Kirche schwebte. Auch in Rolf ward es ganz still und feierlich hingegeben. In ernstem Zuge zogen Bilder aus seinem Leben, deren er lange nicht mehr gedacht, an seiner Seele vorüber. Er sah plötzlich sein totes Schwesterchen im Sarge wieder, bleich und wächsern; er sah sich in der stillen Stube, wo er an jenem unseligen Sturmtage zur Seite der Mutter sitzend vergeblich die Heimkehr des Vaters erwartet hatte; er sah Hildegard mit blassem Gesicht in der Ferne vorübergehen, ihre Augen hatten den traurigen Ausdruck, mit dem sie beim Abschied ihn angeblickt; er sah die von Sorgen und Entbehrung verhärmten Züge seiner Mutter und stellte sich vor, was sie um diese nämliche Stunde treiben mochte, und wurde traurig, als er sich sagen mußte, daß sie wohl kaum an ihn denken würde! Und dann dachte er an Sibylle, und es wurde ihm um nichts leichter zumute; im Gegenteil, er empfand, daß fast gar keine Fäden mehr hinüberführten von ihm zu ihr. Ihre seltenen Briefe waren jetzt meist von Klagen über die immer trübseliger werdenden Verhältnisse im Elternhause erfüllt, hin und wieder lief etwas wie Vorwurf unter, daß er noch immer nicht so weit sei, um sie daraus befreien zu können. Er war noch immer allein, ohne die liebevolle, hingegebene Seele, nach der ihn diese weichen, rührenden Töne heute doppelt verlangen machten.

Mitten in solch schmerzlichen Träumereien durchfuhr ihn wie ein Blitz die Entdeckung, daß seitlich von ihm, nur etwa zehn Reihen entfernt, zwischen fremden Menschen Marions Gesicht auftauchte. Durch eine leichte Vorwärtsneigung konnte er es so einrichten, daß er fortgesetzt ihr Profil im Auge hatte. Der Anblick kam ihm wie von einer höheren Macht. Die Engelsstimme, deren gläubiges Lied mit dem Geigenton jetzt zu den Menschen herniederstieg, war ihm wie eine Zwiesprache zwischen ihm und ihr. Ja, er kniete im Geiste vor ihr und betete: Gib mir deine Seele! Und als wüßte er, daß sie ihn nicht erhören wolle, warf er sich vor dem Schöpfer zu Boden und betete weiter: Ich habe Sehnsucht nach der Seele, die aus jenen träumerischen Augen blickt, die hinter dem jungen, herben Mund dort sich verschließt! Ich habe Sehnsucht nach ihr, nicht um sie zu begehren wie ein Mann oder Geliebter — nur wie ein Mensch und Freund bedarf ich ihrer, damit ich nicht so allein sei und darbe in all dem Reichtum der Welt! Schenke mir, Himmel, ihre Seele!

Und dann begann er von neuem jeden Zug des feinen, edlen Profils, jeden Muskel des bleichen Gesichts zu studieren, das ihm heute so stillhalten mußte wie noch nie zuvor. Die Ergriffenheit seines Herzens wurde so groß, daß die Musik ihm wiederholt Tränen ins Auge trieb und er ein innerliches Schluchzen kaum noch zu unterdrücken vermochte.

Marion hatte ihn dauernd nicht gesehen. Als aber das Konzert zu Ende war, suchte er in ihre Nähe zu kommen. Es gelang ihm in der Vorhalle. Sie erwiderte seinen Gruß mit einem zerstreuten, etwas fremden Lächeln, wies ihn aber nicht ab, als er ihr seine Begleitung anbot.

Vor den Kirchentüren blies mit scharfen Stößen der Märzwind. Unversehens wühlte er in Mänteln und Kleidern, daß man sich hin und her wenden mußte, um des zudringlichen Gesellen ledig zu werden. Aber von rückwärts trieb er noch mit Hüten und Schleiern sein mutwilliges Spiel.

Das erste war, daß auch von Marions Pelzhut der Schleier herabgerissen wurde und irgendwo unter den Füßen der unruhig hin und her bewegten Schar verschwand. Rolf wollte ihm nachspüren, als er aber nach einigen verunglückten Versuchen, die

etwas hastig und komisch ausfielen, immer noch nicht davon abstehen wollte, hielt Marion ihn einfach lachend am Arm zurück. Der aufgedrungene Kampf mit den Rücken des windigen Elements hier draußen, unmittelbar nach dem feierlichen Eindruck des frommen Werkes hinter den Kirchenmauern, hatte etwas so Launenhaftes und Erheiterndes, daß man rundherum fast nur in vergnügte Gesichter sah, und daß auch Marion und Rolf einander anlachen mußten. Die bängliche Spannung, in der sie sich entgegengetreten, war dadurch mit eins verschwunden, und als sie nun am Domplatz entlang fast mehr vom Winde geschoben wurden als gingen, wollte es der Zufall, daß Rolf auch den entflohenen Schleier wiederfand. Er hing nämlich plötzlich vor ihnen am Eisengeländer der Anlagen. Rolf sah den Ausreißer zuerst, und als es sich herausstellte, daß er wirklich Marion zugehörte, wurde Rolf mutig und sagte: „Fräulein Marion — Sie sehen, der Himmel will nicht, daß wir uns allzu ernst nehmen mit unseren feindseligen Gedanken — er hat mir sogar gegeben, Ihnen einen Dienst zu leisten. Wenn wir diesen Wink des Schicksals richtig verstehen, müßte uns das eine halbe Stunde peinlicher Unterhaltung ersparen. Wollen wir?"

Sie blieb stehen und sah eine Sekunde prüfend in sein Gesicht. Dann setzte sie dieselbe heitere Miene auf, die er noch hatte, und sagte: „Abgemacht!" Und dazu reichten sie sich tapfer die Hände.

Als sie auf die Holzbrücke kamen, hielten sie an, um das Schauspiel des Eisgangs zu genießen. Unter ihnen im unsicheren Scheine der Brückenlichter gurgelte und brodelte der Fluß, der, hoch geschwollen, so weit man sehen konnte, mit bräunlichem, schmutzigem Eise erfüllt war. Der steife Nordwest stieß die Schollen zurück, die Strömung trieb sie hinab. So gab es um die Brückenpfeiler ein ewiges Stoßen und Toben, ein Steigen und Sinken der mächtigen Eisstücke, und dazwischen schoß dann plötzlich eine wütende Welle schmutzigen Wassers mit solcher Gewalt hervor, daß man glauben konnte, es werde die ganze Brücke mitnehmen und die oben sich belustigt ansahen auf ihrem schwankenden Posten.

„Es müßte herrlich sein," begann Rolf nach einem solchen Augenblick, aber er mußte sich ganz dicht zu ihrem Ohr neigen, um bei dem Tosen der Luft und des Wassers verständlich zu werden; „es müßte herrlich sein, wenn auch über die Menschenseele alljährlich eine Zeit solchen Eisgangs käme! Alles bis ins tiefste aufgerührt, das Unterste zu oberst gekehrt und mit Frühlingsgewalt alles hinausgeworfen, hinuntergetrieben ins Meer der Vergessenheit, was vereist und verhärtet und verschmutzt ist."

„Es wäre etwas schmerzlich, wenn das alle Jahre wiederkäme," entgegnete sie, und auch sie mußte schreien, um gehört zu werden.

„Vor einem Schmerz mehr wollt' ich mich nicht fürchten," war seine rasche Antwort, und dazu warf er ihr unter dem Hutrande, den er festhalten mußte, einen lebensmutigen, unternehmenden Blick zu.

„Dann haben Sie wohl ..." begann sie, aber weiter kam sie nicht, denn der Sturm stieß ihr das Wort vom Munde hinweg. Sie machte ihm Zeichen, daß sie weitergehen wollten, und erst als sie zwischen den winkligen Gassen des Löbenicht im Schutze der Häuser waren, fuhr sie fort: „Ich wollte sagen, Sie müssen doch auch schon ihre Erfahrungen darin haben. Jede wahre, starke Liebe, scheint mir, ist für die Seele ein solcher Eisgang, der ihr den Frühling bringt. Sind Sie robust genug, solche Erschütterung von Grund aus sich öfter zu wünschen?"

„Sie sagen ganz richtig: starke Liebe," versetzte er. „Denn es gibt leider auch eine schwache." Und als sie ihm einen fragend-erschreckten Blick zuwarf, setzte er hinzu: „Ja, eine solche, die aus Schwachheit geboren ist, der die kleinen und weichen Gefühle zum Lichte verholfen haben, und kein Sturm, wie der da in den Lüften!"

Sie blieb stehen und hielt schützend den Muff vor das Gesicht. „Und eine solche Liebe ..." begann sie abgebrochen.

„Ist die meine, ja! Sie werden es ja schon längst wissen, Fräulein Marion."

„Nein — nur vielleicht — geahnt bisweilen," versetzte sie traurig, indem sie den Weg wieder aufnahm.

Und nun neben ihr gehend und häufig stehen bleibend, um die Gewalt des Windes

Digitized by Google

vorüberzulassen, schüttete er ihr sein Herz aus. Er erzählte, wie Sibylles milde Hand ihn erst vom Tode und dann von der Krankheit errettet, und wie die Fülle der Dankbarkeit und das Mitleid mit der durch ihn vereinsamten Seele schließlich so groß geworden, daß er zum Entgelt nur sich selber habe darbringen können.

„Ich weiß, was Sie gern sagen möchten," so beschloß er seine Beichte, „aber gestehen Sie selbst: hätte ein Mensch von Gefühl an meiner Stelle damals anders gehandelt? Und jetzt ... ist der, der einem Mädchen erst die Jugend und Schönheit nahm und dann noch Leben und Gesundheit von ihr sich schenken ließ, nachträglich überhaupt noch berechtigt, jene Frage zu tun — Sie wissen schon, welche Frage?"

„Nein, das sollen Sie auch nicht!" entgegnete sie nach kurzer Pause bestimmt. „Sie sollen ihr treu bleiben — sie hat es verdient um Sie. Und auch Sie selber wird es nicht kleiner machen. Es ist das Schicksal noch jeder ernsthaften Liebe gewesen, daß sie mit großem Leid gepaart war. Kommen Sie — ich will Ihr Vertrauen mit gleichem vergelten und Ihnen zum Troste von meiner Liebe erzählen. Sie sehen, es ist Licht oben bei meinem Vater, ich weiß, er hat sich noch nicht von seinem Platze gerührt, seit ich ihn verließ."

Sie waren inzwischen zum Brandisschen Hause gelangt und stiegen hinauf. Im Saal war es dunkel — aber durch die Glastür, die zum Arbeitszimmer des alten Herrn führte, und die nur leise angelegt war, fiel so viel Lichtschein, daß man alles erkennen konnte.

„Es ist Herr Runge, Vater," rief Marion schon im Eintreten, „wir haben uns im Konzert getroffen und wollen nur noch eine Tasse Tee zusammen trinken."

Zehn Minuten später saßen sie auf dem Sofaplatz im Halbdunkel einander gegenüber. Auf Marions Vorschlag war kein Licht gebracht worden. Der Schein aus dem Arbeitszimmer erleuchtete ihnen hinreichend den Tisch und die Tassen, und mehr brauchten sie nicht, meinte Marion.

Die unsichere Beleuchtung des geliehenen Lichtes und die Abgeschlossenheit in dem stillen, halbdunklen Raume, während draußen durch die Straßen und über die Dächer der Frühlingssturm tobte, erzeugten eine vertrauliche Stimmung, wie sie Bekenntnissen günstig war. Aber Marion zögerte noch. Da bat Rolf sie direkt darum. Sie werde es wohl bemerkt haben: er habe sich gegen ihren Einfluß zu wehren versucht; aber er sei noch nie einem Menschen begegnet, dem seine Seele so grundlos Vertrauen entgegengebracht habe. Er fühle sich machtlos gegen diese innere Gewalt, denn er habe sich wohl hundertmal ernsthaft befragt und doch immer die gleiche Stimme vernommen. So gebe er jetzt den Kampf auf, und nachdem er vorher auf der Straße sich ihr überliefert, wünsche er nichts sehnlicher, als daß sie ihn nicht zurückweise.

Marion hörte diese Ergießungen regungslos an, Rolf konnte nicht erkennen, mit welcher Miene. Es war lautlos still, als er geendet, man hörte nur den Pendel der alten Empire-Uhr mit den goldenen Delphinen im Hinterzimmer hin und her gehen, und in entfernteren Straßen sauste der Wind.

Endlich erlöste ihn das leise Rascheln ihrer Kleider. Sie richtete sich im Sofa auf, und da ihr Gesicht nun in den Lichtschimmer kam, die Augen mit der Hand bedeckend, begann sie — ganz verschleiert war dabei ihre Stimme — fast heiser: „Ich glaube, wir müssen uns erst eines versprechen, ehe wir weiter reden ..."

„Und was ...?" Er fragte es spät und mußte doch lange auf die Antwort warten.

„Wir müssen uns erst versprechen," fuhr sie wie abwägend fort, „daß nie zwischen uns von Liebe die Rede sein soll. Verstehen Sie mich recht. Was Sie mir gesagt haben, ist von Freundschaft eingegeben, und ich kann es alles verstehen. Aber Sie wissen: selbst kluge Menschen meinen, es gibt keine Freundschaft zwischen Mann und Weib."

„So sollten wir beide zum erstenmal den Beweis vom Gegenteil geben!" versetzte er warm.

„Wenn wir können," entgegnete sie ruhig. „Jedenfalls gehört viel guter Wille dazu, und ich glaube, noch mehr jenes andere, worum ich Sie eben bitte. Wollen Sie den Pakt halten?"

„Von Herzen gern!"

Digitized by Google

„Gegen die Liebe?"

„Gegen die Liebe!"

„Aber — Sie meinen es doch auch ernst?"

„Ganz ernst."

„Abgemacht."

Und dazu ergriff er mit beiden Händen ihre dargebotene Rechte und beugte seinen Mund darauf nieder.

„Und inzwischen wollen wir die Bande, die uns halten, nur immer noch fester knüpfen, nicht wahr?"

Er nickte und hielt noch ihre Hand fest. „Das geht mit in den Pakt?"

„Freilich!"

„Nur eins ..." seine Worte klangen fast demütig bittend: „Können Sie mir nicht wenigstens sagen, daß Sie irgend etwas ... daß ich Ihnen auch nicht ganz gleichgültig bin?"

Trotz des Dämmerns fühlte er, daß sie lächelte. „Ist das nicht auch schon verboten?" fragte sie entgegen. Aber nach einer Pause setzte sie doch hinzu: „Ich habe wenigstens noch nie eine so ernsthaft suchende Seele gefunden — genügt Ihnen das?"

Damit mußte er sich wohl zufrieden geben.

Nach einer Weile erzählte sie dann von ihrem Schicksal. Sie hatte einen Mann kennen und lieben gelernt, der seit zehn Jahren verheiratet war und liebe Kinder hatte. Er hatte ihr Schweigen auferlegt, bis er die Scheidung durchgesetzt haben werde. Er war Gelehrter und befand sich jetzt schon seit bald drei Jahren auf einer Forschungsreise nach dem Südpol, von wo seit mehr als vierundzwanzig Monaten schon keine Nachricht von ihm gekommen war. Beim Abschied habe er in übertriebenen Worten erklärt, er sei zum Beweise seiner Liebe bereit, für sie das Liebste zu opfern, was er besitze, und obgleich sie in angeborener Scheu vor solcher Herausforderung des Schicksals fast noch versucht habe, das Wort auf seinen Lippen zurückzuhalten, habe das Schicksal doch das angebotene Opfer gefordert, indem es nicht lange nach seiner Abreise und just in dem Augenblick, da er allen Nachrichten im ewigen Eise entrückt war, sein ältestes Kind, ein begabtes Töchterchen, dahingerafft habe. Mit diesem Gram im Herzen um das Opfer einer Liebe, die nicht einmal ihren Schmerz laut werden lassen dürfe, lebe sie nun schon zwei Jahre ohne Nachricht von ihm, ja, ohne Kunde, ob er überhaupt noch auf Erden weile. Nun werde Rolf wohl begreifen, schloß sie, woher diese Ruhe und Sicherheit komme, die er so gern an ihr bewundere; was zieme sich anders wohl gegenüber einem solchen Schicksal?

Rolf blieb lange schweigsam, als sie geendet. „Und gar keine Kunde seitdem?" begann er endlich.

„Gar keine," wiederholte sie trostlos. „Oft, wenn ich in der Dunkelheit wach liege, zweifle ich schon, daß er noch am Leben ist, und dann krampft sich mir das Herz zusammen, daß ich laut aufschreien möchte vor Qual über meine toten Jahre." —

So hatten durch Austausch ihrer heimlichen Herzensangelegenheiten zwei Menschen, die es ehrlich und gut miteinander meinten, einen Pakt gegen die Liebe geschlossen und suchten zum Betrüger zu werden an der Natur. Denn sie taten, als wüßten sie nichts davon, daß die Gefühle dasind, gleichviel, ob wir sie rufen oder nicht, und sie glaubten einer vor dem anderen etwas erwiesen zu haben damit, daß sie ihre Empfindungen mit fremdem Namen behängten. Sie befragten sich jeder im eigenen Herzenskämmerlein über die Gründe, die sie etwa haben könnten, den anderen zu lieben, und waren froh, wenn sie davon so wenige fanden; und wieder ahnten sie nicht, daß die grundlose Liebe eigentlich allein die wahre ist: die Liebe, welche sich tausendmal sagt, du sollst und darfst nicht, und die dennoch auf ihrem goldenen Stuhle im Herzen sitzt und alle Drehungen und Windungen des guten oder bösen Willens als eitel Blendwerk verlacht. Sie kamen sich wer weiß wie klug und vorsorglich vor mit ihren guten und kalten Vorsätzen und merkten nicht, daß in diesem Punkte ein siebzehnjähriges Mädchen genau so gescheit ist wie ein Nordpolfahrer und Sanskritforscher zusammengenommen. Und dabei waren es gute und ehrliche Menschen.

* *
*

Zuerst war es ein unendlich weit, weit entferntes, aber schreckhaftes Etwas, das mit Windeseile auf ihn zugeflogen kam, jedoch auf eine Muskelbewegung seines Auges plötz-

Digitized by Google

lich wieder zurückschnellte; dann sah es aus wie ein Frosch, der sich blähte und blähte; indes als es nun wirklich sich näherte, sah er, daß es ein mächtiger brauner Stier war, der mit gesenktem Kopfe und blutunterlaufenen Augen näher und näher trottete. Hoch oben auf dem gewaltigen Rücken des zottigen Tieres aber saß ein merkwürdiges Frauenzimmer, mit einer lächerlich großen roten Schleife unter dem Kinn und einem Riesenhut, sonst jedoch in dekolletiertem Zustande. Allein die erhobene und drohende Haltung beunruhigte ihn nicht im mindesten, denn er merkte bald, daß es nur Magda war, die sich von da oben einen Scherz mit ihm machen wollte. Der Stier jedoch war jetzt so dicht herangekommen, daß man Angst haben mußte vor seinen gewundenen Hörnern, denn er beugte sie schon ganz tief herab gegen seinen Feind. Rolf wollte entfliehen oder schreien — aber Füße und Stimme versagten ihm, und er wußte nun, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte. In dem Augenblick aber rief jemand mit durchdringender Stimme: „Wo hast du denn den eigenen Ton gelassen? Du hättest ja bald den eigenen Ton vergessen!" Rolf verstand, daß damit seines Vaters Pfeifchen gemeint war, griff blindlings in die Tasche, holte es hervor und pfiff darauf. Da stürzte im Nu Magda kopfüber von ihrem schwankenden Sitze herab, der Stier war ein sanftes Reh geworden, das jetzt von ferne stehend ihn mit neugierigen, gläsernen Augen ansah, und er selber trat auf Magdas halbentblößten Körper, der immer noch vor seinen Füßen lag, so daß sie laut aufschreien mußte. —

Mit einem Schreck fuhr Rolf empor. Es war noch dunkel umher. Ihn fröstelte. Er zog die Knie hinauf, legte die Arme herum und begann nachzudenken. Was war das für ein wunderlicher Traum gewesen? Dieser Riesenochse, der sich von Magdas Launen reiten ließ, war doch höchstens er selber gewesen. Übrigens jetzt fiel's ihm auch ein, der äußere Anblick stammte ja von einem geistreichen Bilde in den „Lustigen Blättern"; das wußte er also schon. Aber was war das für eine Sache mit dem eigenen Ton? wer hatte ihm doch schon davon gesprochen? Richtig, der Vater, als er ihm zum Abschied das Pfeifchen schenkte. Der gute Vater! Aber der hatte nichts Besonderes damit gemeint. Erst der alte Morgenroth hatte den Sinn hineingeheimnißt: „und nicht zu pfeifen wie alle anderen." Und Stadion hatte wohl ganz was Ähnliches im Auge gehabt mit der eigenen Stimme, die jeder Mensch in sich zu vernehmen suchen müsse, und hatte noch von der erlösenden Macht solches Wortes gesprochen. Und das wieder stammte ja von Marion. Wie komisch das war — von so vielen dasselbe! Was wollte das wohl besagen? Hatte man vielleicht zwei Töne in sich? — einen eigenen und einen fremden? Freilich, freilich! nach fremdem Tone richteten sich ja so viele Menschen, immer nach fremdem! immer nach dem, was „man" sagt, „man" tut, „man" denkt! Aber das sollte ein reifer selbstbewußter Mensch doch eigentlich nicht!

Der eigene Ton und der fremde! Ei, das war vielleicht eine ganz brauchbare psychologische Entdeckung. Man hatte also die Wahl, den einen zu haben oder den anderen.

Oder gar keinen!

Gar keinen? Hm! Wenn er sich befragte ... Damals, als er aus reiner Wald- und Wiesengutmütigkeit sich bei dem trunksüchtigen Pfarrer einnistete und nicht Trieb und Kraft genug verspürte, ihn von seinem Laster zurückzuhalten — da hatte er sicher keinen gehabt! Und nachher, als er sich gleichzeitig in die fromme Hildegard verliebt und dabei mit Kopf und Kragen der losen Magda überantwortet hatte — das sah doch auch verflucht wenig nach irgend einem Ton aus, weder einem eigenen noch einem fremden! Das war — wie hatte er sich's doch selber schon einmal gesagt? — das war „tönendes Erz und klingende Schelle". Was man hineinrief, hallte zurück — nichts weiter!

Aber wie? Jetzt — wenn er jetzt so gern bereit war, den Worten der klugen Marion zu folgen, wenn er sich erst vor ein paar Wochen durch einen leichtsinnigen Pakt verpflichtet hatte, ihr nie von Liebe zu reden und sein Herz nur immer fester an Sibylle zu knüpfen — das war doch auch wieder nicht sein Ton, sondern ein fremder! Und wenn er plötzlich gar die Kollegia, die er hörte und nicht hörte, so einrichtete, wie sie ihm vorschlug? Und wenn er, angesteckt durch des beneideten Stadion Beispiel, seit

eben jener Eisgangsnacht angefangen hatte, auf seine Kleidung Wert zu legen, sich farbige Schlipse zu kaufen, die zu seinen Anzügen paßten und es sich lieber vom Munde absparte, als daß er darauf verzichtete, stets mit schneeweißer Wäsche zu erscheinen — bloß um den beiden ästhetischen Menschen, der Marion und dem Freunde, zu gefallen? Halt —! oder war das doch vielleicht ein Anfang vom eigenen? Denn dazu hatten sie ihn ja nicht bestimmt! Das tat er von innen heraus — weil ihm daran lag, vor ihnen gut zu bestehen. Überhaupt, das wußte er längst ... wenn er ganz dem „eigenen" Ton folgen wollte, dann mußte er zunächst seine Verlobung auflösen und einfach zu Marion hingehen und um ihre Liebe werben. Na also ...? Ja, und damit Sibylles Herz brechen und Stadion in den Tod verletzen und Marion — wenn sie ihn überhaupt erhörte — zum Treubruch verleiten! Den Teufel auch, was für eine komplizierte Geschichte das war, wenn man anfangen wollte, sein Leben auf eine vernünftige Formel zurückzuführen.

Mit diesem Fluch sprang Rolf aus dem Bette und machte sich ans Anziehen.

Er war noch nicht damit fertig, da brachte der Postbote ihm einen Brief. Er stammte von einer Hand, die er nicht kannte, auch der Poststempel war ihm fremd, und als Unterschrift las er einen Frauennamen, der ihm nie vorgekommen war. Der Brief aber lautete:

Geehrter Herr Kandidat!

Sie werden entschuldigen, wenn Sie vielleicht schon mehr geworden sind und bitte auch um Verzeihung, wenn ich mir die Freiheit nehme, an Ihnen zu schreiben und auch wegen die schlechte Schrift, aber sie ist im vorchten Sommer eingetrocknet und ich darf den Herrn nicht stören, denn er soll es nicht wissen. Unsre arme Frau Pfarrer hat es mir aufgetragen, daß ich den Herrn Kandidaten noch sehr schön soll grüßen, indem sie doch nun diese Tage in die Wochen kommen soll und war auch den ganzen Winter über sehr leidend und sagt immer, sie wird es nicht durchmachen, was aber der liebe Gottchen um Jesu Wunden willen verhüten wird, denn sie war soweit immer gesund und konnte wie ein Wiesel laufen, was der Herr Kandidat sich noch so gefreut haben darüber, das weiß ich noch, bloß daß sie nie hätte fortmachen sollen von unserm lieben alten Hause und bei unserm lieben alten Herrn Pfarrer war auch ganz anders als wie hier unter lauter katholische. Aber „was die Schickung schickt ertrage — Wer ausharret wird gekrönt." Amen.

Nun muß ich schliezen und bitte noch vielmals um Verzeihung womit ich verbleibe

Ihre hoffnungsvolle
Marie Rudat.

Rolf hatte das wunderliche Schreiben kaum überflogen, als er eine innere Stimme vernahm, die ihm sagte: Du mußt zu ihr! Es ist Hildegard, die dich ruft.

Er wußte von seiner einstigen Liebsten nur, daß sie geheiratet hatte, einen Geistlichen, es mochte anderthalb Jahre her sein; aber aus einer Art inneren Trotzes hatte er sich nach nichts weiter erkundigt; er wußte weder ihren jetzigen Namen noch ihren Wohnort. „Jaszewo" stand auf dem Poststempel. Wo mochte das liegen? Gleichviel! und wenn es im fernsten Polen gelegen war; er mußte hin, er hatte etwas gutzumachen an ihr. Der Brief war ihm ein Wink des Himmels — den durfte er nicht mißachten. Wahrscheinlich hatte die Haushälterin ihn geschrieben — vielleicht das kanariengelbe Mamsellchen aus dem alten Pfarrhause — jedenfalls war es mit Hildegards Willen — und also mußte er hin! Wie merkwürdig übrigens, daß ihm gerade heute, nach seinem Traum, die Gelegenheit geboten wurde, zu erfahren, was eigener Ton sei! So deutlich hatte er die innere Stimme noch nie vernommen.

Natürlich sagte er Stadion wie Marion von seinem Vorhaben: beide rieten ihm ab. Stadion, weil er meinte, sein Besuch werde das arme Wesen nur beunruhigen, er könne ihr ja nichts geben und wisse nicht einmal, wie der Gatte sich zu seinem plötzlichen Erscheinen stellen werde. Übrigens schicke es sich für einen vorwärtsstrebenden Menschen überhaupt nicht, auf dem Kirchhof seiner Erinnerungen spazieren zu gehen.

Marion aus einem mehr fraulichen Grunde: sie meinte, solch ein Wiedersehen könne einer Wöchnerin allzuleicht schaden. Und bis er

Digitized by Google

hinkomme, sei es wahrscheinlich so weit — zumal ja der Brief ihn wegen ungenügender Adresse schon ein paar Tage lang vergeblich gesucht habe.

Aber alle diese wohlgemeinten Ratschläge verfingen diesmal nicht bei Rolf. Er verblieb bei seinem Vorhaben, und die beiden mußten ihn kopfschüttelnd ziehen lassen.

Rolf hatte in Erfahrung gebracht, daß Jaszewo im südlichen Teile von Westpreußen lag, mitten in den katholisch-polnischen Bezirken, und daß Hildegards Gatte der erste Geistliche einer dort neugegründeten evangelischen Gemeinde geworden war.

Als er nun in der Mittagssonne eines warmen Maitages auf der weißen Chaussee entlangmarschierte, die von der kleinen Bahnstation zwei Meilen über Land nach dem neuen Kirchspiel führte, da kam ihm selber sein rascher Entschluß allerdings recht fragwürdig vor. Wenn er sie wirklich schon daniederliegend vorfand, was hatte er dann in diesem fremden Hauswesen zu schaffen? Und wenn auch nicht — was hatte er überhaupt ihr zu sagen? Und gar der Mann — von dem er nicht das Geringste wußte, für den er vielleicht auch ein Wildfremder war, selbst dem Namen nach unbekannt, wie sollte er vor dem bestehen?

Und doch! Du folgst deiner inneren Stimme, du tust, was du mußt — sagte er sich immer wieder.

Der Weg war lang und ohne Abwechslung. Aber es war Frühling — die Saaten grünten — in der Luft verborgen jubelten die Lerchen — ein paar schöne weiße Wolken segelten langsam vorüber, als hätten sie sich eigens für ihn zur Begleitung eingestellt, von Westen her wehte beständig ein kleiner kühlender Wind — schon bloß so fürbaß zu wandern, war eine Lust! Rolf mußte an den Pfingsttag denken, als er zum erstenmal nach dem alten Pfarrhaus gewandert war. Auch auf solcher weißen Chaussee! Auch von solchem Lerchengezwitscher begleitet! Auch Hildegard entgegen! Freilich — damals kannte er sie noch nicht. „Seinem Glücke entgegen“ hatte er später immer von dem Gange gedacht. Und jetzt? Seinem Schmerze entgegen ...? Vielleicht!

Wer konnte wissen, wie er sie fand? Wenn sie so leidend gewesen war den ganzen Winter über ... Er zog den Brief aus der Tasche: „... und sagt immer, sie wird es nicht durchmachen.“ Hoffentlich war das nur krankhaft überreiztes Gefühl, wozu Frauen ja neigen in solchen Zeiten.

Nachdem Rolf auf halbem Wege kurze Rast gemacht hatte, holte ihn, während er wieder neu belebt weiter seine Straße zog, eine klapprige kleine Kutsche ein, ein Halbverdeckwagen, der schon manches Wetter bestanden haben mochte. Ein einziger Herr saß darin, ein Mann mit breitem, bartlosem Gesicht und einer Brille vor hellen, ruhig blickenden Augen. Rolf trat zur Seite, um das Gefährt vorüberzulassen, und sah ohne sonderliches Interesse dem Fremden ins Gesicht. Der aber hatte ihn scharf aufs Korn genommen und rief jetzt plötzlich, indem er den Kutscher vorn am Arme packte, im schönsten ostpreußischen Akzent: „Runge! Mannchen! Wo kommst du her? Mitten auf der Chaussee! Ohne Braut! Ohne nichts!“

Jetzt erkannte auch Rolf sein Gegenüber. „Fischer! Das ist wirklich! wie das Leben doch spielt!“

Eine Minute später saß Rolf neben dem alten Schulfreund im Wagen und ließ sich von seinem Ergehen berichten. Er hatte Medizin studiert, und der ihm zufällig aus der Zeitung bekannt gewordene Tod eines entfernten Verwandten, der hier in der nächsten kleinen Stadt Arzt gewesen war, hatte ihn als dessen Nachfolger ebendahin verschlagen.

„Lieber Gott, man muß zusehen, wo man unterkriecht, wenn man so ein altes Haus geworden ist wie ich,“ meinte er auf Rolfs verwunderte Frage.

Jetzt war er auf dem Wege zu Dr. Rosenstrecker, dem neuen Pfarrer an der katholischen Kirche in Jaszewo, der heute gerade seine Amtseinweihung gehabt, und von dem er zu einem kleinen Abendtrunk eingeladen worden. Rolf solle doch mitkommen. Was er überhaupt hier mitten in dieser gottverlassenen Gegend auf der Landstraße suche? Seine Braut wohne doch in Memel, wie er merkwürdigerweise eben vor acht Tagen auf Umwegen erfahren.

Rolf erzählte, was ihn herführte, und der andere begann ein bedenkliches Gesicht zu machen.

Digitized by Google

„Du bist vielleicht gar ihr Arzt,“ unterbrach Rolf sich selbst, als er es bemerkte.

„Das nicht,“ entgegnete Fischer, „mein Kollege ist es. Sie nehmen es hier sehr genau mit dem Glaubensbekenntnis. Weil ich von meinem Vorgänger her die Pelpliner Domherren und Kapläne in Kur habe, kann ich nicht eines neuen evangelischen Geistlichen Arzt sein. Das ist hierzulande nicht anders. Aber von der Frau kann ich dir doch erzählen. Sie ist vorgestern entbunden worden; es soll leider gar nicht gut stehen mit Mutter und Kind. Daher rate ich dir, du gehst nicht gleich hin, sondern läßt erst anfragen, ob du genehm bist. Inzwischen aber kommst du mit mir — der Rosenstrecker ist ein famoser Kerl und hat was gelernt. Er wird sich freuen, wenn ich ihm einen so alten Freund mitanschleife. Mannchen, wie haben wir das doch damals getrieben! Du immer in dem alten Flausrock — lebt der noch? und ich in dem Kastan von meiner Ollen. Und die Frau Jülich, weißt du noch, die mal angehört hatte, wie wir uns die Geschichte vom Krösus erzählten, und dich in aller Unschuld dann fragte: ‚Herr Rolf, ist das der Krösing von der Langgass'?‘ Gotts Donner — aber es waren glückliche Zeiten, was? Besser ist's wenigstens nicht geworden, find' ich.“

So schwatzte der gute Kerl immer weiter munter drauf los, ohne zu merken, wie beklommen seinem Begleiter geworden war schon von seinen ersten Worten. Rolf ertrug es schließlich nicht länger und mußte es ihm sagen. Darauf erwiderte der andere: „I wo werd' ich dich nicht verstehen, Mannchen; so ein Kindbettfieber ist kein Pappenstiel. Da kann bald eine abkratzen. Nimm mir's nur nicht übel, wenn ich so quatsche — es freut einen aber wirklich über die Maßen, wenn man mal nach so langen Jahren zu einem alten Freunde ganz von der Leber weg reden darf.“ Darauf wurde er ernster und gab Rolf sachgemäßen Aufschluß darüber, was er vielleicht zu erwarten habe, und wie der Zustand sich entwickeln könne, und worauf man achten müsse und derlei mehr.

Als sie bald nach vier Uhr in Jaszewo anlangten, dessen mit Fahnen geschmückter Kirchturm sie schon aus der Ferne begrüßt hatte, und nun an dem mit Tannengirlanden und einer kleinen Triumphpforte vor dem Eingang geschmückten Gotteshause vorüber, beim Pfarrhofe vorfuhren, der breit und gediegen hinter einer weißgetünchten Mauer etwas abseits der Straße lag, kam ihnen der neue Hirte, Doktor Rosenstrecker, schon in der Haustür entgegen, ein schlanker, dunkeläugiger Mensch von etwa dreißig Jahren, mit kurzlockigem Haar und gewandten Manieren. Als er gehört, was Rolf hierherführte, lud er ihn dringend ein, bei ihm zur Nacht zu bleiben; es werde sicher in einem von so schwerer Krankheit heimgesuchten Hause für ihn kein geeigneter Platz sein. Dann, da Rolf den Wagen zur Weiterfahrt nach dem wohl noch eine Viertelstunde entfernten evangelischen Pfarrhause bestimmt ablehnte, wies er ihn noch dahin zurecht, und Rolf mußte wenigstens versprechen, wiederzukommen.

So schwer war Rolf wohl noch nie ein Gang geworden wie dieser Weg von fünfzehn Minuten durch das fremde, ausgedehnte und unschöne polnische Dorf — seinem Schmerze entgegen, er hatte es ja ganz richtig geahnt. Und als er nach vielem Fragen endlich das evangelische Pfarrhaus gefunden hatte, das nüchtern und einfach wie ein roter Kasten im Eingang eines, wie es schien, ziemlich großen und alten Bauerngartens lag, da schlug ihm sein Herz wie rasend gegen die Rippen. Hinter den geschlossenen Läden dort schwebte vielleicht seine einstige Liebste jetzt zwischen Tod und Leben! Die blonde, mädchenhafte Hildegard eine junge, ringende Mutter! Wie das Leben doch spielt!

Als er eingetreten war, sehr schüchtern und leise, sah er sich mehreren geschlossenen Türen gegenüber. Alles war neu und blank, und es roch auffallend stark nach Farbe und Mauerwerk. Endlich pochte er vorsichtig an den Eingang, über dem ein eingerahmter Bibelspruch aufgehängt war. Es dauerte eine Weile, ehe sich innen jemand bewegte. Dann wurde mit leisem Druck die Tür geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Pfarrer, eine mittelgroße Gestalt mit dunklem Vollbart und kalten, etwas harten Augen. Er veränderte seine Miene auch nicht, als er nun heraustrat und Rolf nach seinem

Digitized by Google

Begehr fragte. Natürlich war diese Frage zu erwarten, und Rolf hatte lange geschwankt, wie er am besten darauf antworten solle. Denn von dem Briefe durfte der Pfarrer ja nichts wissen. Aber schon auf der Landstraße, als er den alten Studiengenossen traf, war ihm gleich der Gedanke durch den Kopf geschossen: den hat dir der Himmel geschickt! So erwiderte er jetzt, daß er auf einer Fußwanderung begriffen, eben zufällig den Doktor Fischer getroffen und durch diesen von dem Mißgeschick im Pfarrhause gehört habe. Er wolle sich nun nach dem Befinden von Mutter und Kind erkundigen.

„Ich weiß noch immer nicht, mit wem ich den Vorzug habe ...“ versetzte der Pfarrer steif.

Rolf entschuldigte sich und nannte seinen Namen; er sei früher Hauslehrer im Fabriciusschen Hause gewesen, der Pfarrer werde vielleicht von ihm gehört haben.

„Ja — meine Frau hat öfters Ihren Namen genannt,“ erwiderte dieser nun. „Aber ich weiß wirklich nicht, womit ich diese weitgehende Anteilnahme verdient habe.“

Himmel, war das ein Mensch!

„Ich verdanke dem Fabriciusschen Hause sehr viel,“ versetzte Rolf wärmer werdend.

„Aber Sie haben es ihm nicht sehr gedankt, scheint mir,“ erwiderte der andere in pastoralem Tone.

„Das ist wohl eine andere Frage, die mit meinem heutigen Besuche nichts zu tun hat,“ entgegnete auch Rolf nun gemessen.

Der Geistliche ließ eine Pause eintreten und tat eine halbe Wendung nach der Tür zurück. „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen keine Erfrischung anbiete. Allein wie Sie wissen ...“

Rolf machte eine abwehrende Bewegung, er war schon ganz mutlos geworden durch das Verhalten seines Gegenübers. Wie sollte er noch hoffen dürfen, Hildegard zu sehen oder zu sprechen. „Aber ich bin noch ohne Antwort auf meine bescheidene Frage ...“ sagte er endlich.

Der Pfarrer seufzte: „Ja, Gott hat mir eine schwere Prüfung gesandt.“

„Geht es sehr schlimm?“ Rolf blieb das Wort fast in der Kehle stecken.

Der andere zuckte die Achseln. „Wir stehen in eines Höheren Hand,“ erwiderte er ablehnend. „Bitte, machen Sie die Tür leise zu, wenn Sie gehen. Ich muß zurück.“ Und mit einer verabschiedenden Handbewegung war er gegangen.

So entmutigend hatte es sich Rolf nicht vorgestellt. Und dieser Mann mit der kalten Seele war ihr Gatte geworden! Wie hatte das nur geschehen können?

Und was nun? fragte er sich, als er wieder auf der sonnigen Dorfstraße stand. Umkehren und unverrichteter Sache nach Hause fahren? Die Stimme gewaltsam zum Schweigen bringen, die so vernehmlich in ihm gesprochen? Nein — das wollte er nicht! Aber was sonst?

Rolf war planlos weitergegangen, an den letzten Häuschen vorbei, die nun von zerstreuten Birkenbüschen abgelöst wurden. Hier bog er vom Wege ab, warf sich ins Kraut und kaute mißmutig an ausgerauften Gräsern.

Da lag das Pfarrhaus — er konnte gerade den Giebel und die Eingangsstufen zwischen den Bäumen sehen. Unendlich friedlich und still lag es da, umspielt von Sonne und hellem Grün, und nach hinten schlossen sich die blühenden Obstbäume an, dichte, weiße, ausgestreckte Äste, als wollten sie ihren Segen darauf streuen — ein Bild selbstgenügsamen, bescheidenen Glückes scheinbar ... und war doch angefüllt bis zur Dachfirst von Angst und Sorge und Lebensnot. Er aber lag hier ausgeschlossen von der Stätte, nach der sein Herz so voll Sehnsucht verlangte. Sollte das die Strafe sein für seinen einstigen Leichtsinn? Wenn er doch roher gewesen wäre, daß er einfach hätte einbrechen können, Gewalt brauchen. Gewalt? Gegen wen? Und ob Hildegard es überhaupt wünschte? Doch! Sie hatte ihm ja geschrieben. Sie verlangte nach ihm. Er mußte sie sehen.

Und er richtete sich halb auf und begann zu überlegen. Den Pfarrer durch Fischer abberufen lassen ... Das machte sich vielleicht. Halt — es war nicht mehr nötig. Da ging der Pfarrer schon selber aus. Rolf sah ihn die Stufen herabschreiten, draußen blickte er sich nach allen Seiten um, dann entfernte er sich nach dem Dorfe zu.

Jetzt mußte er's wagen. Was war ein Wille wert, der sich nicht durchzusetzen ver-

Digitized by Google

stand, der vor Hindernissen zurückscheute! Sich einschleichen? Jawohl! einschleichen — ganz gleich!

Und Rolf sprang auf, schlich quer durchs Feld an den Gartenzaun hinterm Hause, suchte sich ein paar Latten aus, wo er sich hindurchzwängen konnte, und schritt den Garten hinauf.

Über ihm blühten Flieder und Kirschbäume — und da auf dem Rasenbeet standen auch die hohen, weißen Tulpen wieder, die Hildegard im Elternhause so geliebt hatte, helleuchtend in der Nachmittagssonne. Die hintere Haustür stand offen. Als er behutsam die Stufen erstieg — der Kies auf den Steinen knirschte doch leise —, trat drüben eine weibliche Gestalt ihm entgegen. Richtig — es war das kanariengelbe Mamsellchen. Sie schlug wortlos die Hände über ihrer blauen Schürze zusammen und schüttelte ungläubig den Kopf. Während Rolf sich erkundigte, wie es ginge, und sie mit flüsternder Stimme Auskunft gab, traten ihr die Tränen in die Augen.

Nach einer Minute wurde lautlos eine Seitentür geöffnet, und eine barmherzige Schwester, den Griff in der Hand behaltend, fragte mit beruflich fester Stimme hinaus: „Die Frau Pfarrer läßt fragen, ob Besuch gekommen ist?“ Und als Rolfs Gegenwart sie einer Antwort überhob, fuhr sie fort: „Ob vielleicht Herr Runge gekommen ist?“

Rolf bejahte atemlos — das Herz wollte ihm springen bei den Worten. „Wie geht es denn?“ fügte er noch mühsam hinzu.

„Nicht gut,“ versetzte sie leiser; „wir werden das Kleine nicht erhalten können.“

„Und sie selber?“

Die Gefragte zuckte die Achseln. „Der Arzt meint ...“ Darauf nur noch ein erneutes Kopfschütteln.

„Darf ich sie sehen?“ bat Rolf nach banger Pause.

Die Schwester blickte an ihm vorbei in den Flurwinkel und schien zu überlegen. „Ach ja — es wird ja gehen,“ meinte sie endlich; „ich will sie aber doch selber fragen.“ Damit verschwand sie wieder.

Die wenigen Minuten, die Rolf warten mußte, bis die schwarze Gestalt wieder erschien, dünkten ihn eine Ewigkeit. Es war ganz still in ihm und um ihn; aber er konnte sein Blut in den Ohren pulsen hören; tuck — tuck — mit ganz schweren, mächtigen Schlägen ging es, als ob es heraus wollte aus seinem Körper.

Endlich durfte er hinein. Das Zimmer war ganz verdunkelt. Innen roch es stark nach Karbol und sonstigen Medikamenten. Nach ein paar Augenblicken erst konnte er das Bett und die Liegende erkennen. Da biß er die Lippen zusammen, um nicht loszuschluchzen — so schüttelte dies Wiedersehen ihm das Herz. Stumm ergriff er die Hand, die sie leise gegen ihn öffnete; sie fühlte sich heiß an und war welk und trocken. Er preßte lange den Mund darauf. „Hildegard!“ flüsterte er endlich.

„Rolf!“ entgegnete sie heimlich, und es lag etwas Aufatmend-Befriedigtes in dem Klang ihrer Stimme.

Dann saß er an ihrem Bette und streichelte leise die schmalen Finger.

Hildegard fand zuerst die Sprache wieder. „Sehen Sie, Schwester, ich wußte es, daß er kommen würde. Mamsellchen soll sich extra was wünschen von mir, was sie gern haben möchte. Ja, Schwester?“

„Ich sag's ihr nachher.“

„Nein gleich, bitte. Sonst wird es vergessen.“

„Jawohl, Frau Pfarrer.“ Und die Schwester ging.

„Ich wollte sie einen Augenblick hinaus haben,“ sagte sie mit einem kleinen, verschmitzten Lächeln, das Rolfs allmählich an die halbe Dunkelheit gewöhnte Augen noch eben erkennen konnten.

„Und Ihnen geht es so schlecht, Hildegard?“ begann er zärtlich.

„Nein, besser! Ich will gar nicht leben.“

„Hildegard!“

„Nein! und das Kleine soll auch nicht leben. Bloß ansehen müssen Sie sich's noch einmal — es ist so niedlich. Liegt es nicht drüben?“ Und ihre Augen suchten im Zimmer umher. „Nein! sie nehmen's mir immer fort. Es ist dumm von ihnen. Ich weiß ja doch, daß es sterben wird. Wenn ich's an der Brust haben könnte, würde ich viel eher leben bleiben.“

„Sie werden beide wieder gesund werden und leben bleiben, Hildegard!“ versetzte er fester.

Digitized by Google

„Nein!" entgegnete sie mit einem kurzen, spröden Laut, aber ganz gefaßt. „Wissen Sie nicht, ich sagte immer, daß ich sterben würde, wenn ich fort müßte von unserem lieben alten Hause. Ich hab' es ganz deutlich gewußt. Hab' auch allen schon Adieu gesagt."

„Aber warum ... warum gingen Sie denn?" fragte er zögernd.

Sie machte eine Pause. Dann erwiderte sie einfach: „Weil ich Vaterchen zu sehr gefolgt bin und nicht meiner eigenen Stimme. Sie haben's ja auch alle so gut gemeint ..." Und dann nach einer Pause ganz leise: „Er tut mir so leid — aber ich kann nicht bei ihm bleiben — er hat keine Seele — er kann nichts dafür."

Die Schwester kam wieder zurück — sie mußten das Gespräch abbrechen.

Hildegard sprang schnell auf etwas anderes über: „Vaterchen hat leider nicht kommen können, weil Mutter so krank ist, wissen Sie schon? Und Hedwig muß sie auch pflegen und auf die Jungen aufpassen. Sie sind der einzige, der gekommen ist — ich wußte es ja!"

Nun wollte Rolf sich auch das Neugeborene ansehen und ging mit der Schwester ins Nebenzimmer. Wie ein Häufchen Unglück lag das kleine Wesen in Watte und viele Kissen gepackt in seinem Eckchen. Hildegard hatte verboten, daß ein Kinderwagen angeschafft würde. Es sei überflüssig, hatte sie immer gemeint. Und die Schwester konnte bestätigen, daß Hildegard, auch als sie noch ganz gesund war und herumging, mit großer Seelenruhe und Bestimmtheit dauernd davon gesprochen, daß sie und ihr Kleines sterben würden.

Nachdem sie zu der Kranken zurückgekehrt waren, fragte diese: „Ist's Sonne draußen?" Und als Rolf das bejahte, bat sie, man möchte ihr die Fenster öffnen. Die Schwester tat es, und Hildegard, indem ihre Augen in die grüne Landschaft hinauswanderten, die über den niedrigen Vorgarten hinweg vor den Fenstern sich weitete, atmete tief auf: „Wie schön! Frühling!" und dann, den stillen Blick auf Rolf geheftet, fuhr sie fort: „Damals war's auch gerade Frühling, wissen Sie noch? Und Sie sehen auch noch ganz aus wie damals. Aber ich — bin ich sehr verändert?"

Lieber Gott ... wie Rolf sie jetzt im hellen Tageslicht zum erstenmal anschauen konnte, erschrak er sehr. Wie schmal war jetzt das Gesichtchen geworden, wie blaß und schmächtig Arme und Hände — nur der lichtblonde Scheitel mit den glattgekämmten Haaren, der war noch der gleiche wie einst. Er lächelte ihr freundlich zu.

„Nicht wahr ... es ist hübsch, wenn man ganz bleibt, wie man war — auch außen," meinte sie müde.

Die Schwester mahnte, es sei jetzt genug, und Rolf mußte Abschied nehmen.

„Besser werden! Besser werden!" nickte er ihr dabei zu.

Und sie erwiderte lächelnd: „Bis morgen sterb' ich noch nicht, nicht wahr, Schwester? Bis Sie wiederkommen, bleib' ich noch leben. Sie kommen doch wieder?"

Rolf versprach es und ging. Draußen aber setzte er sich an den Schreibtisch des Pfarrers und weinte sich still erst aus. Das blonde Mamsellchen leistete ihm auch mit Tränen Gesellschaft. Darauf nahm er einen Bogen und schrieb dem Pfarrer alles auf, was er getan, und beschwor ihn bei seiner Nächstenliebe, ihm den Zutritt zu Hildegard nicht zu verwehren.

Langsam wanderte er dann durch den sinkenden Abend nach dem katholischen Pfarrhofe hinüber.

Er fand die geistlichen Herren, gerade ein halbes Dutzend an der Zahl, schon beim Abendessen. Dieses wurde in einem sehr geräumigen Saale um den Sofaplatz eingenommen, der etwas verflogen an der einen Längswand klebte. Das lila Plüschmeublement, auf dem die Gesellschaft saß, war übrigens fast das einzige, was das Zimmer enthielt. Sonst stand nur noch vor jedem der vier Fenster eine hohe, leidlich gehaltene Blattpflanze, Kallas und Gummibäume, und an den Wänden hingen ein paar Stiche aus der heiligen Geschichte. In der von den Speisenden entferntesten Zimmerecke aber war auf dem Fußboden das Weinlager eingerichtet, eine erstaunlich große Batterie von langhalsigen Weinflaschen mit grünen Kapseln. Rosenstrecker selbst ging ab und zu, um neuen Stoff zu holen und die leeren Flaschen beiseite zu stellen. Es gab nur eine Speise — „saure Klopse", die in einer

Digitized by Google

Riesenschüssel von einer alten Köchin wiederholt in neuer Auflage hereingetragen wurden und unter dem fleißigen Zulangen der geistlichen Herren mit bemerklicher Schnelligkeit verschwanden. Rolf, der schon vor seinem Erscheinen von Fischer hinreichend in dem Kreise bekannt gemacht war und wie ein langerwarteter Gast empfangen wurde, mußte mittun und wohl oder übel über den anregenden Gesprächen, die hin und her über die Tafel flogen, einigermaßen die schweren Bekümmernisse zurückdrängen, die sein Herz bedrückten. Er fühlte dabei deutlich, wie Rosenstrecker in der Unterhaltung alles zu vermeiden bestrebt war, was seine wunde Seele hätte verletzen können, und er war dem fremden Manne ordentlich zugetan wegen dieser Liebestat. Wie Menschen einander doch ohne Wort verstehen konnten und sich Liebes erweisen! Ob solche Seelen wohl auf denselben Ton gestimmt sein mochten, um in Marions und Stadions Sprache zu reden?

Das Gespräch, das nach dem Essen in dem mehr wohnlich und mit zahlreichen Büchern ausgestatteten Arbeitszimmer des Geistlichen beim Wein fortgesetzt wurde, drehte sich um mancherlei Erscheinungen des öffentlichen Lebens, und Rolf war erstaunt, zu bemerken, wie deutlich all diesen Herren ihr inneres Wesen in Gesicht und Statur auch äußerlich aufgeprägt schien. Da war der gutmütig Behäbige mit dem breiten Gesicht, dem dicken Bäuchlein und der etwas fettig glänzenden Soutane, der gut und reichlich zu essen liebte und dabei nicht gern gestört wurde, im übrigen aber doch ein guter und nachdenklicher Kopf, wie sich wiederholt erwies — da war der Sehnige mit den starken Backenknochen, den tiefliegenden, glühenden Augen und den schmalen, beredten Lippen, der Fanatiker in diesem Kreise — da war der Witzbold mit den gespitzten Lippen und den zusammengekniffenen, vergnüglichen Äuglein, der immer ein gutes Geschichtchen auf der Zunge hatte und aus seinem Glase schlürfte, als tränke er himmlischen Nektar — da war der Milde, die „irenische Natur“, wie er selbst öfters von sich sagte, mit dem sanften Gesicht und den sanften, farblosen Worten, der alles gut und lieblich fand und alles lobte, selbst den Wein, obwohl er fast Temperenzler war — da war der Dürre, Hagere, der kaum ein einziges Mal allein sprach und nur durch Gebärden gelegentlich seine Zustimmung gab, wenn andere das Wort hatten, der Typus des asketischen Mönches — und da war endlich der Hausherr selbst, der Weltmann mit dem Anflug eines Poeten, der geborene Psychologe mit dem höheren Streben, neben dem Fanatiker augenscheinlich der Begabteste unter den sechsen. Und wundervoll ergänzt wurde das doppelte Kleeblatt durch den Arzt, den unentwegten Lebenspraktikus, der Franz Fischer all sein Lebtag gewesen war, von der praktischen Verwendung des Abendmantels seiner Mutter an bis zu dem Hineinschlüpfen in ein eben durch Tod erledigtes warmes Nest, gleichviel wo es bereitet war.

Wie fest die alle in ihren Schuhen standen, jeder eine runde Person für sich, jeder auf seinen Ton gestimmt, so einfach und selbstverständlich, als gäbe es gar keine Schwierigkeiten des Sichsuchens und geistigen Pfadfindens. Wie weit war er doch noch zurück hinter diesen, mußte sich Rolf sagen. Wie sehr fühlte er sich ihnen allen gegenüber noch als Suchender. Aber freilich, fiel ihm ein, ein gut Stück des Lebens hatten die ja bei sich ausgeschaltet: alles, was mit der weiblichen Seele und dem Glück der Frauenliebe zusammenhing. Ob es daher kam, daß sie so gefestigt, so in sich geschlossen geworden waren?

Aber es war doch eigentlich fatal, daß Gott den Menschen die Augen für so viele schöne Dinge öffnete, nur um die meisten ihnen dann wieder zu nehmen!

Rolf fühlte sich abgespannt und bat, sich auf sein Zimmer zurückziehen zu dürfen. Er hatte die Einladung von Rosenstrecker schließlich angenommen. Die geistlichen Herren hatten ihm allgemein versichert, es sei nicht möglich, im Dorfkrug einzukehren; er würde vor Ungeziefer nicht schlafen können.

Rosenstrecker geleitete seinen Gast in sein Zimmer hinauf. Es war eine kleine, nur mit dem Bescheidensten ausgerüstete Stube. Der Geistliche stellte das Licht auf den Tisch und reichte Rolf zum Gutenachtgruß die Hand. „Möge es eine gute Nacht werden,“ sagte er, „trotz Ihres Leidens. Denn ich sehe, Sie leiden schwer, lieber Bruder.“

Digitized by Google

Rolf legte die Hand über die Augen und seufzte tief auf. „Ja, es ist schwer!“

„Gott schickt uns das Leiden aber nicht,“ fuhr der andere fort, „damit wir daran zerbrechen, sondern damit unsere Seele daran erstarkt und fest wird für das Leben; denn wir sind alle zu weich geboren.“

Rolf hatte sich am Tisch niedergelassen und den Kopf in die Hände gestützt. „Sie mögen recht haben, aber ich habe schon so namenlos viel Schmerzen leiden müssen,“ entgegnete er leise.

„Wollen Sie das etwa bereuen? Mitleben heißt mitleiden. Wer nicht viel mitgelitten hat, hat auch nicht viel mitgelebt; und nur wer voll mitlebt, ist ein voller Mensch. Die anderen sind Krüppel. Sehen Sie unten Bruder Kuzinger an — er hat fast schon die Sprache der Welt verlernt. Wollen Sie das nachmachen?“

„Aber ich kann es kaum ertragen, ein junges Menschenleben so verlöschen zu sehen,“ nahm Rolf wieder das Wort; „mein Herz ist mir wie zerstückt; meine Seele blutet wie aus tausend Wunden!“

Der Geistliche machte ein paar Schritte durch das Zimmer, blieb in der Nähe der Tür stehen und sprach von dort zurück: „Erlauben Sie, lieber Bruder, daß ich Ihnen auch darauf antworte. Der Mensch kommt sich so gern als die Hauptsache vor in der Welt, statt zu bedenken, daß die große Welt wichtiger sein muß als sein kleines Selbst. Für andere Menschen leben und darin die Erfüllung des Daseins sehen, das ist die hohe Aufgabe, die uns Christus als Lösung der bangen Lebensfrage vor Augen gestellt hat. Uns Geistliche verpflichtet ja schon unser Amt dazu — und unsere Kirche tut recht daran, daß sie uns nicht gestattet, einen einzigen Nächsten zur Seite zu haben. Wir sollen bereit sein, für jeden so viel zu tun. Aber auch alle anderen Menschen müßten etwas von solchem geistlichen Amt in sich fühlen. Sehen Sie, auch Sie heute sollten das; es kommt wirklich wenig darauf an, was Sie an Schmerzen empfinden im Anblick dieses großen Menschenleids, aber sehr viel darauf, ob Sie einer armen Sterbenden Minuten und Sekunden verschönen und erleichtern. Für die arme junge Frau sind solche Sekunden jetzt alles, die ganze Welt, für Sie selber sind es Sandkörner im Strome der Zeit. Und es ist das schöne Geschenk Gottes, daß es auch der eigenen Seele reiche Frucht trägt, wenn man anderen Liebes erweist. Man wird sich der eigenen Schätze an Menschenwärme und Liebe erst bewußt, wenn man anderen seine Herzkammern öffnet. Ich kannte eine schöne und reiche Frau; sie war sehr hoffärtig; die meisten hielten sie für kalt, und sie war es wohl auch. Denn sie tat das Gute ohne Gefühl und das Böse, ohne nachzudenken. Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet und lebte so neben ihm hin. Da kam eines Tages das Wunder der Liebe über sie. Sie verliebte sich in einen jungen Musiker, der ihr Stunden gab, und verging sich mit ihm. Und plötzlich waren alle Quellen in ihr aufgesprungen, die bisher wie tot unter der Eisrinde geschlafen hatten. Ihr Auge hatte anderen Glanz bekommen, sie empfand auf einmal das tiefe Leben und Weben der Seele in den Werken der Kunst, an denen sie bisher fast achtlos vorübergegangen war, kaum, daß sie zur Ausfüllung müßiger Stunden daran nippte, und sie verstand nun auch erst die Sprache der Menschenherzen. Sie tat Gutes, wo sie nur konnte, sah das Leid und die Not um sie her und ward hilfreich auf Schritt und Tritt. Es war ein Ehebruch, ja — eine schwere Sünde vor Gott und den Menschen, aber für sie war es dennoch ein Glück, daß sie die Liebe fand. Ich hätte nicht den Mut gehabt, es ihr wegzuwünschen. Ihr Mann erschoß nachher ihren Geliebten, und sie war nun allein; aber der einmal aufgeschlossene Quell der Menschenliebe blieb unversieglich, sie hat auch später nicht aufgehört, zum Besten der Kirche und der Menschen mit vollen Händen das Gute und Edle auszustreuen. Um wieviel herrlicher aber noch entfaltet die Liebe ihre beglückende Macht, wenn man sie reinen Herzens kann walten lassen.“

Nach solchen Tröstungen, die der in seiner langen, enganliegenden Soutane durchs Zimmer hin und her wandelnde, die Hände auf dem Rücken, dem bekümmert am Tische sitzenden spendete, verließ der Pfarrer seinen Gast, und Rolf legte sich mit dem brennenden Wunsche zu Bett, der armen Sterbenden so viel Gutes zu erweisen als möglich.

Als er in aller Frühe erwachte, fiel ihm zunächst schwer aufs Herz, daß er wohl wieder den Kampf mit Hildegards Gatten werde zu bestehen haben. Er wußte noch nicht, wie ihm das gelingen sollte, aber er hatte jetzt den unbedingten Willen, es zu tun, und das machte ihn ganz ruhig — er hatte sein Ziel, so mußte sich auch ein Weg finden.

Draußen war die Sonne längst aufgegangen und blinzelte vertraulich durch den Frühdunst — aber das Dorf fing erst eben an zu erwachen. Nur hie und da regte sich schon etwas vor den Türen. Allein Rolf hatte die Empfindung, daß er keine Minute verlieren dürfe, er mußte dasein, sobald sie im Pfarrhause erwachten.

Als er es erreichte, lag noch alles tot und verschlossen. Rings herum nicht der winzigste Laut. Nur eine Katze strich langsam in der Sonne an der Hausmauer entlang. So setzte er sich auf die Steinschwelle und wartete.

Und als er so saß und seine Tage überdachte, hatte er die Empfindung, daß etwas ganz Neues in ihm lebendig geworden sei. Er hatte bisher dem Schicksal immer nachgegeben, nie etwas zu halten versucht, was es ihm nehmen wollte. Weder seine Stellung im Pfarrhause damals, noch bei Magda — obwohl er es in beiden Fällen wahrscheinlich gekonnt, wenn er sich Mühe gegeben hätte. Und auch in Memel einst war es ganz dasselbe gewesen, als er Christiania nicht zu halten wußte; und ebenso als Frau Simon ihn auf die Straße setzte, und als er seinen alten Schulfreund Fischer verlor, und als er des trunksüchtigen Fabricius schlimmen Gelüsten sich nicht zu widersetzen vermochte. Ja, als Kind schon hatte er diese Unfähigkeit bewiesen, zu handeln, indem er nach jenem Unglück, bei dem Sybille ihr Auge verlor, nichts dazu tat, sich von dem falschen Verdacht, der auf ihm lastete, zu befreien. Er nahm ruhig eine Schuld auf sich, die er nicht begangen, und ließ sich damit seine ganze Jugend zerstören. Selbst Marion gegenüber, von der er sich die Gefühle nehmen lassen wollte, die er doch nun einmal für sie hatte — war er nicht wieder bereit, dem Schicksal nachzugeben? Was aber war dies Schicksal anders gewesen als ein fremder Wille, ein fremder Ton, auf den er hörte?

Hier zum erstenmal vor der Schwelle einer Sterbenden machte er den Versuch, seinem eigenen Willen zu gehorchen. Um was zu erreichen? Ein paar kleine Guttaten zu tun, die eine Scheidende mit ins Grab nahm! Vom Anblick des Todes also sollte er lernen, dem Leben gegenüberzutreten: nicht willenlos-untätig und die Hände im Schoße, sondern liebebereit und helfefreudig, und entschlossen, jede Spanne Zeit noch zum Besten des Nächsten mit Inhalt zu füllen. O welch ein Glück es war, solche innere Stimme zu vernehmen! Wie fest und ruhig das machte, wie geborgen in einem großen Weltenwillen, der die Menschen dieser Erde aufeinander angewiesen hat, und das schwache Werkzeug des einzelnen dazu benutzt, um Bande der Liebe über die Erde zu spinnen. Denn wenn einst erst alle so dachten und handelten, welch Tal des Friedens mußte die Erde dann werden!

Und Rolf sprang auf, lief in die Wiesen und pflückte einen Strauß aus den bunten Feldblumen, die allerorten jetzt aufgeblüht waren.

Als er zurückkam, trat ihm auf der Schwelle der Pfarrer entgegen. Er nötigte ihn nicht ins Haus, sondern setzte sich mit ihm in eine Fliederlaube, wo sie der Krankenstube möglichst entfernt waren.

Rolf hatte sich nicht getäuscht. Der Pfarrer begann damit, daß er Rolfs Zeilen gelesen, daß er ihn bitter tadeln müsse wegen seiner Eigenmächtigkeit, die der Wöchnerin vielleicht sehr hätte schaden können, und daß er keinen Grund einsehe, Rolf noch einmal zu der Kranken zu lassen.

Aber Rolf gab nicht nach; mit Worten, die ihm die Stunde eingab, die er sich selber sonst gar nicht zugetraut hätte, mit Worten von Menschen- und Nächstenliebe, die er zum Teil der Bibel entlehnte, suchte er den Widerstand des anderen zu überwinden. Es war lange Zeit vergeblich. Da sprang Rolf auf und sah den anderen fest an. „Herr Pfarrer, glauben Sie, daß ich hier vor Gottes Angesicht stehe, wenn ich mit Ihnen rede?"

„Ich glaube es," versetzte langsam der Gefragte.

„Und glauben Sie," fuhr Rolf fort, „daß es mir weltenfern liegt, in dieser Stunde

auch nur das geringste unlautere Wort über meine Lippen zu lassen?"

„Ich glaube es," wiederholte der andere.

„Herr Pfarrer — mein Schicksal verlangt es, daß ich zu dem äußersten Mittel greife: dort liegt eine Sterbende, und hier stehen zwei Männer, die sie geliebt haben. Denn auch ich habe sie geliebt, aus tiefstem, reinstem Herzen. Wollen Sie von dem letzten Lager Ihrer Frau den fortweisen, den sie einmal geliebt hat, und nur den lassen, den sie nicht liebt?"

Hier schnellte der Pfarrer von seinem Sitze empor: „Herr, was erlauben Sie sich ..." herrschte er mit unterdrückter Stimme den Redenden an.

Aber dieser fuhr unbeirrt fort: „Wenn Sie den Mut haben, gehen Sie — und fragen Sie sie selber! Hier trag' ich den Brief in der Tasche, der mich hierherrief — mit Worten nicht, aber mit der Seele, die ihn schreiben hieß. Und gestern hat sie es selber zur Schwester ausgesprochen: sie habe gewußt, daß ich kommen würde. Sie kennen ihre unschuldige keusche Seele — wollen Sie ihr diesen letzten Hilferuf verargen? Und glauben Sie, daß es ohne Grund ist, wenn sie nicht weiterzuleben wünscht, sich nicht und nicht ihrem Kinde? Oder hat sie wohl je Ihnen eine Liebe vorgeheuchelt, die sie nicht empfand? Seien Sie ehrlich, sie kann das nicht getan haben!"

Jetzt sank der Pfarrer auf seinem Sitze zusammen und vergrub den Kopf in den Händen. Er weinte.

„Verzeihen Sie," hob Rolf nach einer Weile mitleidig wieder an, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sagte. Aber Sie sind hart gewesen gegen mich, so blieb mir keine andere Wahl, als auch hart zu sein gegen Sie. Im übrigen, glauben Sie mir, auch ich habe schon ein paarmal in meinem Leben meinen Stolz so tief beugen müssen, so tief ... wie die Erfahrung enttäuschter Liebe es nimmer vermag. Die Liebe ist eine freie Gabe, selbst noch des Ärmsten der Armen, und der sie errungen, hat kein Verdienst daran. Ich fühle mich wahrhaftig nicht erhaben über Sie, sondern nur — vielleicht — ein wenig glücklicher. Und nun kommen Sie, lassen Sie uns gemeinsam der Lieben Liebes erweisen, solange es noch Tag ist."

Da gab der Pfarrer nach.

Als die beiden Männer gemeinsam das Krankenzimmer betraten, in dem heute die Fenster nach dem sonnigen Garten geöffnet standen, und Rolf der Leidenden den Feldblumenstrauß auf die Decke legte, glitt ein Strahl überirdischen Glückes über Hildegards Züge und erhellte Augen und Mienenspiel so, daß Rolf die Nachricht, sie habe besser geschlafen als je, im Verein mit dem leisen Aufleuchten als das erste Zeichen einer Wendung der Krankheit nahm, die er so inbrünstig herbeiwünschte. Allein das dürre Pflänzlein der Besserung neigte bald wieder das Köpfchen. Das Fieber stieg von neuem, und als der Arzt kam, wußte er nichts zu sagen, was Tröstung verheißen konnte.

In der Nacht starb das Kind. Als Rolf am nächsten Morgen Hildegard entgegentrat, erzählte sie selber es ihm und setzte ganz still hinzu: „Sehen Sie, ich habe keine Träne darüber vergossen — ich wußte es ja. Nun kommt bald auch meine Zeit."

Und sie kam. In zwei bangen und schweren Tagen. Sie wußten es jetzt alle im Hause. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr. Das Lebensflämmchen brannte schwächer und schwächer, wiewohl das Fieber es immer wieder aufflackern machte.

Zwei bange und schwere Tage — aber Rolf waren sie ein Fest, heiligen und hohen Inhalts voll. Er sah hier ein stilles Sterben, so ruhig und rein, wie ihm noch nie das Leben erschienen war. Und alles Gute, was in ihm lebte, blühte an diesen Tagen in ihm empor und brachte seine Früchte der Sterbenden dar.

Hildegard war nie traurig, nicht einmal bedrückt — gefaßt und friedfertig lag sie da, innerlich längst zur Reise bereit. Sie sprach noch von allem, was sie umgab, erkundigte sich nach den Dingen des Haushalts, nach dem Essen für ihren Mann und den Hühnern. Am liebsten schien sie an ihre Mädchenzeit zurückzudenken. Von ihr sprach sie oft zu Rolf, und gern schweifte sie dann auch zu den Tagen hinüber, die sie gemeinsam verlebt. Hin und wieder gestand sie auch mehr davon ein, als er selber gewußt.

„Eine Zeitlang hatte ich es mir schon zurechtgeträumt," sagte sie einmal, „daß wir beide uns geheiratet hätten. Es war eine

Digitized by Google

hübsche Wohnung in der Stadt, an einem kleinen grünen Platz, nicht weit vom Tor, damit wir häufig ins Grüne könnten. Und ganz in der Nähe hatten wir auch die Kirche, so daß ich Sonntags immer die Glocken hören konnte. Ich hatte ein niedliches Zimmerchen für mich — und alle Möbel darin waren mit hellrosa Schleifchen gebunden, so über Eck wissen Sie; das hatt' ich einmal bei einer wunderschönen Amerikanerin gesehen, die bei Tante Aurelie in Pension war. Es ist recht dumm, so was zu träumen, nicht wahr? Aber hübsch sah es doch aus!"

Aber ein andermal sagte sie wieder: „Ich hätte lieber alte Jungfer werden sollen; dazu hätt' ich ganz gut gepaßt. An den Fenstern weiße Gardinen — und überall gestrickte Deckchen, am liebsten in unserem alten Hause. Und dann hätt' ich immer hübsche Muster gestickt und manchmal ein Gedicht dazwischen gelesen. Hier bin ich eigentlich gar nicht gern gewesen. Es riecht alles so neu, und alles sieht so kahl und kalt aus. Und nicht einmal eine Kirche haben wir hier — sondern nur so ein nüchternes Bethaus." Und nach einer kleinen Pause: „Was mich so kränkt, ist, daß ich nicht einmal ein ordentliches Geläut haben soll; die Glocke im Bethaus klingt immer so wie Blech."

Und als Rolf sagte, er wohne ja beim katholischen Pfarrer, der sei ein sehr freundlicher Mann und werde wohl erlauben, daß die großen Glocken in der Kirche geläutet würden, da sah sie ihn fast ängstlich von der Seite an und fragte kleinlaut: „Wird das auch nicht schaden?"

Und er strich ihr ein Haarsträhnchen von der Stirn und erwiderte: „Gewiß nicht, Hildegard — sie rufen ja beide zu Gott."

Darauf nickte sie langsam vor sich hin und entgegnete mit kaum bewegten Lippen: „Ja! Excelsior — vitae propitius; ganz nahe bald."

Die Erwähnung dieser Worte rief ihm plötzlich sein einstiges Verhalten gegen dies junge Geschöpf vor Augen und erinnerte ihn daran, daß er das hatte gut machen wollen bei ihr. Der Augenblick schien ihm günstig.

„Hildegard," begann er zögernd. „Ich habe Ihnen noch etwas abzubitten ..." Er machte eine Pause. Sie hielt den Kopf ganz still und schob nur die Augen in die Ecke.

„Was denn, Rolf?" fragte sie langsam.

„Von damals — als ich weggehen mußte aus Ihrem Hause. Wissen Sie, warum ich ging?"

„Ich habe nicht viel danach gefragt. Es war nur schade."

„Glauben Sie mir, ich war Ihnen trotzdem gut, Hildegard, so gut ..."

Sie lächelte leise. „Das wußt' ich auch."

„Und Sie haben mir vergeben?"

„Ach längst, längst!"

„Hildegard ...!"

„Was?"

„Wenn wir unser Leben noch einmal führen könnten!"

„Warum — es war ja so schön — so schön!"

Und dazu schloß sie wieder die Augen ...

Am zweiten Vormittage, als beide Männer, von einem Gang durch den Garten kommend, sie schlafend gefunden hatten, lud der Pfarrer Rolf ein, in sein Zimmer zu treten. Hier sah er ihn mit Tränen im Auge an und sagte: „Wir wollen zusammen beten."

Damit warf er sich mitten in der Stube auf die Knie und faltete die Hände unter dem Kinn. Als Rolf noch stehen blieb, wiederholte er: „Wir wollen zusammen beten. Können Sie nicht einmal für sie beten?"

Rolf fühlte, welchen Gefallen er dem Knienden jetzt erwiesen hätte, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, seine Auffassung zu verleugnen.

„Mir ist diese Form fremd," entgegnete er. „Mein Gebet sieht anders aus."

Damit schlich er hinaus und betrat wieder leise das Krankenzimmer. Hildegard lag jetzt mit offenen Augen.

„Wo ist er?" fragte sie, als er herantrat.

„Er betet."

„Das hab' ich nicht mehr nötig. Ich bin jetzt glücklich." Damit reckte sie sich ein wenig, schloß die Augen, und indem sie die Lider zuhielt, fuhr sie fort: „Jetzt komm' ich auch bald zu deinem und meinem Schwesterchen, weißt du noch, damals — auf dem Kirchhof?"

Sie merkte augenscheinlich gar nicht, daß sie ihn „du" nannte, zum erstenmal in ihrem Leben.

Digitized by Google

Er nickte leise vor sich hin; sie aber noch in der gleichen Stellung begann wieder: „Ich habe, seit du hier bist, noch eins gelernt: die Menschen haben recht, die Liebe ist das Köstlichste auf der Welt. Und ich glaube, eine schönere Liebe hat nie jemand genossen als ich."

Dann schwieg sie lange und lag unbeweglich — aber es war, als lauschte sie auf das Jubilieren draußen in der Luft, das vernehmlich durch die offenen Fenster ins Zimmer hineindrang und jetzt wohl die Begleitung spielte zu der Musik in ihrer Seele. Aber allmählich veränderte sich der innerlich horchende Ausdruck, und sie schien wieder zu schlafen. Da erhob sich Rolf leise und wollte hinausgehen. Wie er aber das geliebte Wesen, so halb entrückt schon einer Welt, deren lieblicher Mittelpunkt sie ihm einst gewesen, vor sich liegen sah, tat er, was er so oft sich gewünscht: er beugte sich über die Ruhende und drückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen. Da schlug sie die Augen auf — und sah ihn an, ganz groß, ganz aus der Nähe. Er hatte ihre Augen noch nie so dunkel gesehen. Und ihm war, als ob ihre Lippen dabei flüsterten: „Den ersten!"

Vielleicht hatte die Worte aber auch nur seine Seele gesprochen, wie eben diese jetzt leise darauf erwiderte: „Und den letzten."

Der Arzt hatte mittags gesagt, sie würde die Nacht nicht mehr erleben. So war es auch. Und während draußen der Tag in den Abend sank und aus der grünen Landschaft vor den Fenstern überallhin rosenrote Fernen machte und von einem jungen Apfelbäumchen herab eine Grasmücke unermüdlich ihr kleines Lied sang, ging ihre Seele langsam hinüber ins unbekannte Land — lautlos und friedlich wie eine Sommerabendstunde. Ihr Gatte und Rolf standen zu beiden Seiten des Bettes und hielten ihre Hände gefaßt. Aber sie sah keinen mehr an und sprach auch nicht — sie ließ jetzt von dem Herrn sich führen, an den sie glaubte und der sie sänftiglich durch ihr kurzes Leben geleitet.

* *
*

Es windete stark von der See her und der ganze Himmel war mit weißlich-grauen Wolkenfetzen bedeckt. Aber dazwischen schien die späte Nachmittagssonne und ließ ihre gelben Fahnen lustig über den Weg und die Bäume und weithin über die samländischen Felder flattern, bis hinan an den niedrigen Höhenzug, der geradeaus im Norden mit dem vorgeschobenen kegelförmigen „Hausen" sein Ende nimmt. Und lustig flatterten auch die Mähnen und die weißen Schaumfetzen von den Mäulern der beiden Rappen, die im scharfen Trabe auf der wohlgehaltenen Chaussee ein offenes Gefährt von dem Bahnstädtchen nach Norden trugen. Die im Wagen aber mußten häufig die Hüte halten und den Kopf gegen Westen legen, wenn wieder ein meerhauch-gesättigter Sturmstoß über die Felder schnob. Dann flatterten auch die Schleier auf den Hüten der Damen und die Mantelkragen der Herren — und alle im Wagen lachten auf über die Unverschämtheit, mit der die zudringlichen lustigen Gesellen an Himmel und Erde heute ihr Wesen trieben.

Rolf, auf seinem erhöhten Sitze neben der Lenkerin, hielt sich fast immer seitlich gewendet, so daß er mit Marion und seinem Olympier, die im Fond des Wagens saßen, gut Zwiesprache halten konnte und gleichzeitig doch seine Nachbarin im Auge hatte. Diese, in einem schmiegsamen Kostüm von hellgrauer Farbe, dessen Schoßtaille den Oberkörper zum Zerspringen fest umspannte, war ihm eine ganz neue Erscheinung, der reizvolle Typ der blonden Jüdin, der man die Abstammung nur noch an der leisen Schwere der oberen Augenlider anmerken konnte. Von jener äußersten Gepflegtheit des Körpers, die verrät, wie ein ästhetischer Sinn sich das Ziel gesteckt hat, den eigenen Körper zum Kunstwerk und zur Augenweide der anderen zu gestalten — eine keineswegs so leichte Aufgabe, als sich sogenannte gute Hausfrauen einzubilden pflegen und anerkennenswert und liebenswürdig obendrein. Denn wieviel Hingabe, wieviel Nachdenken und Qual des Auswählens gehört nicht dazu, um zwischen den Klippen der herkömmlichen Eleganz und einer sichtbar werdenden Raffiniertheit glücklich hindurchzusteuern! Und warum ist es nicht freundlich gedacht, wenn man sich Mühe gibt, neben all den Verzichtenden und den Aufdringlichen, den Vogelscheuchen der Tastenden und den billig oder

Digitized by Google

teuer Geputzten eine leidliche Erscheinung abzugeben, an der Männlein und Weiblein, wenn anders sie überhaupt Augen besitzen, gleichmäßig ihr Wohlgefallen haben können?

Mit so ähnlichen Worten hatte auch Marion Rolf gegenüber ihre Freundin Simonetta geschildert. So und nicht mit ihrem Vornamen nämlich wurde sie allgemein in ihren Kreisen genannt, in Anklingung an den Namen des Vaters, des reichen Kommerzienrats, der in Teltnicken das Bernsteinbergwerk und die Taucherei betrieb und dort unmittelbar an der See sich ein stattliches Schloß erbaut hatte. Dieser Vater, mit einer hohen Intelligenz und einer zähen Willenskraft begabt, hatte ganz klein angefangen und es in der kurzen Spanne Zeit von zwanzig Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Was aber noch mehr besagen wollte, war, daß er durch Aufdeckung der in der Erde schlummernden Schätze und die kraftvolle Inangriffnahme ihrer Gewinnung der Gegend und der Provinz zu einem neuen Erwerbszweige verholfen und sich damit um sein engeres Vaterland in wahrem Sinne verdient gemacht hatte.

Man erzählte sich, daß er als junger Mensch, doch schon verheiratet, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, aus Rußland in Memel eingewandert sei. Bald danach aber habe sein Glücksstern angefangen zu steigen, just zu der Zeit, als sein Töchterlein, eben jene Simonetta, zur Welt kam, und darum nun sei aus einer Art abergläubischen Anwandlung, aber begreiflich genug, dieses Kind zu seinem Goldkind geworden, dem er gar nicht genug Liebes und Gutes erdenken und schenken konnte.

In Königsberg hatte der rasch emporgestiegene Geschäftsmann, dessen Intelligenz ihn bald auch den Wert der Wissenschaften und Künste schätzen lehrte, den Umgang mit gelehrten Kreisen gesucht, nicht allein um den Verkehr seines Hauses damit aufzuputzen, sondern mehr noch, weil sein reger und vielerfassender Geist nach neuer Nahrung und anderer Anregung verlangte, als sie der eigene Beruf zu geben vermochte. So war er durch Morgenroth auch mit Doktor Brandis bekannt geworden. Der anfangs etwas künstlich gezüchtete Verkehr zwischen den heranwachsenden beiden Töchtern hatte doch allmählich zu einem Verhältnis geführt, welches sich Freundschaft nannte und das wohl oft genug auch war, wiewohl dazwischen immer Zeiten kamen, in denen die vornehmen Gepflogenheiten des häufig in Berlin abwesenden Millionenfräuleins dieses von der beschaulicheren Lebensführung der stillen Gelehrtentochter entfernten.

Einige Male aber schon war das Paar aus der Kalthöfischen Straße im Teltnicker Schlosse auf Sommerbesuch gewesen, und auch jetzt wieder hatten sie die Einladung angenommen, den Juli dort an der See zu verbringen. Marion hatte erwirkt, daß auch an Rolf die gleiche Einladung erging.

Nach seiner Rückkehr aus Westpreußen, unter dem Banne der Schatten, die Hildegards Sterben über seine Seele gebreitet, hatte Rolf sich wochenlang fast ganz in seiner Klause und hinter angestrengter Arbeit verkapselt, und auch den Freunden, Stadion wie dem Brandisschen Hause, gelang es nur selten, ihn seiner selbstauferlegten Einsamkeit zu entreißen. Ja, Rolf, wie alle Renegaten, trieb das Selbstbestimmungsrecht nach dem eigenen Tone, das sich kaum mehr einen guten Rat wollte gefallen lassen, neuerdings so weit, daß er nahe daran war, selbst die zu verletzen, die ihm wohlwollten.

Erst die Beobachtung, daß seine Gesundheit ein wenig gelitten hatte und bisweilen nicht mehr so ergiebig war, als es seine Arbeit erforderte, lenkte ihn schließlich um und machte ihn Marions Vorschlage, sie nach Teltnicken zu begleiten, geneigt.

Und so saß er nun vor ihr auf dem windigen Sitze, scherzte zu ihr zurück und bewunderte heimlich die Simonetta, an der alles tadellos saß, vom braunen, steifen Hütchen an bis zum hellgelben Schuhwerk hinunter. Und wie sie mit den hocherhobenen, in hellen, wildledernen Handschuhen steckenden Händen Leine und Peitsche haltend, die schäumenden Pferde regierte, während sie kerzengerade und fast unbeweglich saß und die Beine wie ein paar Eisensäulen gegen die Schutzwand vorn gestemmt hielt, dabei zugleich, ohne ein Wort von der Unterhaltung zu verlieren, die Augen unverwandt auf die Pferde richtete, so daß sie kaum Zeit fand, wenn der Wind es allzu mutwillig

Digitized by Google

trieb, ihrem Nachbar einen kurzen Blick zuzuwerfen, der etwa besagen sollte: Gelt, geht's heute nicht lustig? — da war das alles Rolf ein so fremdartiges und anregendes Bild, daß er sich wiederholt durch Blicke mit Marion im Wagen darüber verständigen mußte, eine wie amüsante Schau sie beide gegenwärtig genossen.

Als sie im Schlosse angekommen waren, wurde zunächst in einem Empirezimmerchen zur Seite des großen, in altdeutscher Renaissance gehaltenen Eßsaales der Tee genommen. Das breite Fenster ging, über einen niedrigen Teil des Parkes hinweg, weit auf die See hinaus, und man sah die dunkelblaue Fläche mit tausend, aus dieser Entfernung schon klein wirkenden, weißen Wellen bedeckt, zwischen denen, über ein nicht allzu großes Gebiet verstreut, viele schwarze Kähne schwammen.

„Das sind die Taucherboote," erläuterte die Simonetta, indem sie auf Rolfs Frage neben ihn ans Fenster trat. „Sie werden heute früher zurückkommen — das Wetter ist zu stürmisch geworden. Wenn Sie Lust haben, sollten wir nachher an den Seeberg gehen. Es sieht ganz malerisch aus, wenn sie landen."

Sie hatte das Schoßjäckchen abgelegt, aber den Hut noch aufbehalten, und ging nun in einer reichgestickten, weißseidenen Bluse hin und her, neben dem Diener behilflich, ihren Gästen den Tee zu reichen. Die Mutter, eine liebenswürdige Dame mit einer etwas stattlich gewordenen Figur, saß inzwischen auf dem Sofa und unterhielt sich mit Doktor Brandis, über dessen Erscheinung sie, auch wenn sie ihrer nur ganz flüchtig irgendwo von Ferne ansichtig wurde, stets eine ganz besondere Freude zu empfinden behauptete, und Marion, wie immer in einem dunklen Kleide, sah sich, mit langsamen Schritten umherwandelnd, in den ihr schon bekannten Räumen nach Neuerungen um. So fiel die Unterhaltung mit der Haustochter im wesentlichen Rolf anheim, der noch in der Fensternische stand, wohin die Simonetta immer wieder zurückkehrte.

Nach einigen Minuten erschien auch der Vater. Mit einem lauten und herzlichen Lachen, darin er die Freude seiner Begrüßung kleidete, trat der kleine Mann über die Schwelle, und in demselben Augenblick schien auch schon das ganze Zimmer von seiner quecksilbrigen Lebhaftigkeit erfüllt. Man saß jetzt um den Tisch, aber jeder sollte noch etwas zu sich nehmen, Tassen und Gläser wurden hin und her gereicht, dazwischen mußten silberne Schüsselchen mit zierlichen kleinen Brötchen und Küchelchen wandern, Scherzworte und Zwischenrufe flogen hinüber und herüber, Lachen und Beteuerungen ertönten, und der lauteste von allen war der Hausherr mit dem hübschen Moseskopf, dem stattlichen Bart und den intelligenten Zügen, der jetzt, da er saß, gar nicht mehr klein erschien — augenscheinlich also waren nur seine Beine etwas zu kurz geraten. Mitten in dem lebhaften Kreuzfeuer des Gespräches beklagte er immer wieder, wie schade es sei, daß keiner seiner Söhne — er hatte deren drei, die alle schon älter waren als die Tochter — zur Stelle sein könne.

Nach einer halben Stunde brach alles auf, um der Rückkehr der Taucherboote beizuwohnen, die, wie man sehen konnte, soeben den Heimweg antraten. Auf dem kürzesten Wege durch den Park traf man am Rande des Seeberges just in dem Augenblicke ein, als das erste der Boote an Land kam.

Es war ein prächtiges Schauspiel, das sich hier nun vor den Blicken der Städter entrollte.

Von der Höhe des ansehnlichen, schroff zum Strande abfallenden und reichlich mit Ginster und Wachholder bewachsenen Seeberges sah man weit auf das bewegte Meer und nach dem kaum minder bewegten grauen Himmel hinaus, der gegen den Horizont hin schon in gelben und schwefeligen Farben prangte und an dem, gleich riesigen Ungeheuern, die dunklen, zerrissenen Wolkenmassen entlangzogen. Auf der schwarzgrünen, schaukelnden Fläche aber, über die unaufhörlich die weißen Wogenkämme zum Strande rollten, wahllos überblitzt von dem Widerschein der wechselnden Himmelsbeleuchtung, kehrten nun schattenhaft die langen Taucherboote zurück, von der Brandung oft so stark noch gehoben oder auf die Seite geworfen, daß man glaubte, sie müßten umkippen dabei. Geschickt jedoch sprangen im rechten Augenblicke die Insassen mit ihren langen Stiefeln ins Wasser hinein und brachten, die Hebe-

Digitized by Google

kraft der nächstkommenden Wellen benutzend, mit kräftigen Armrucken das Boot an Land. Auf den letzten Fahrzeugen waren noch die Taucher an Bord, wie wundersame Seetiere wirkend in ihren Gummianzügen mit den riesenrunden Köpfen, dem Glasverschluß vor dem Gesicht und den Luftzuführungsschläuchen im Nacken und Rücken.

Aber schließlich war alle Mannschaft am Lande, nach Bootsriegen in Abteilungen aufgestellt, und das Bild da unten glich mehr einer militärischen Parade, denn daß man glaubte, die Bemannung einer friedlichen Taucherflottille vor Augen zu haben. Nun aber begann eine Prozedur, die Rolf anfänglich gar nicht begriff und für die er sich erst Erklärung holen mußte.

Vor jede Mannschaft von etwa vierzehn bis zwanzig Mann trat ein Aufseher und begann die Leute, einen nach dem anderen, an Brust und Taschen und Armen und Beinen zu befühlen. Öfters mußte einer auch den Hut abnehmen und hinhalten, hin und wieder wurde sogar verlangt, daß jemand seinen Stiefel auszog und vor den Augen des Aufsehers umkehrte.

„Sie werden durchsucht, ob sie nicht etwa Bernstein gestohlen haben," hatte die Kommerzienrätin aufklärend bemerkt, als Rolf sich gleich zu Beginn der Sache darüber verwunderte.

Nachdem er es noch eine Weile mit angesehen hatte, empfand er, daß in solchem Sich-durchsuchen-lassen etwas Entwürdigendes liegen müsse, und er hatte den Wunsch, aus eines anderen Munde eine Bestätigung dieser Meinung zu hören. So wandte er sich rückwärts. Er hoffte, Marions Augen zu treffen, aber hinter ihm hielt die Simonetta. Sie stand etwas höher als er und hatte ihre schönen, etwas herrischen Augen tief zu ihm herabgesenkt. „Ist das denn nötig?" fragte er jetzt zu ihr hinauf. Es sollte eigentlich heißen: Ist das denn menschenwürdig?

Aber sie erwiderte mit einem kurzen Nicken des Kinns: „O ja! sie stehlen gern! Die Stücke von ein oder zwei Mark sind gar nicht selten."

Und das sagst du, dachte Rolf, die du jeden Augenblick bereit bist, das Zehn-, das Hundertfache in Handschuhen und Hüten zu vergeuden? Wieder suchte er nach Marions Augen. Er wollte wissen, ob sie auch jetzt wohl seine Gedanken zu lesen verstand. Die aber war inzwischen zur Seite getreten und schaute aufmerksam in die Tiefe hinunter, wo der Kommerzienrat, der schon die langen Holztreppen hinabgestiegen war, sich nun vor den Leuten aufstellte wie ein Kommandeur vor der Front.

„Leute —" hörte man ihn jetzt mit seiner durchdringenden, wegen der Brandung noch gesteigerten Stimme schreien, „Leute — wer von euch hat Bernstein gestohlen?"

Ein hundertfach gejohltes „Niemand" schallte als Antwort zurück.

„Na, dann macht, daß ihr zu Muttern nach Hause kommt!" rief der Frager wieder, und damit war das Zeichen gegeben, daß da unten alles durcheinander kribbelte und wibbelte und im Handumdrehen der ganze Strand von Menschen geleert war. Nur nach der einen Seite sah man ein Häuflein zögernder sich entfernen und konnte noch bemerken, wie ein paar Leute von der Gruppe sich sonderten und zurückkamen, augenscheinlich willens, ihren Brotherrn zu sprechen, sobald dieser seine Unterhaltung mit dem Oberaufseher beendet haben würde.

Die auf der Höhe des Strandberges aber warteten das nicht ab, sondern kehrten langsamen Schrittes auf einem Spazierwege durch den Park zum Schlosse zurück. Unterwegs kam man an eine erhöhte Stelle, von wo man einen guten Überblick über das eine Viertelstunde nördlich gelegene Bergwerk gewann. Eine große, weitgeöffnete Grube ward sichtbar, in deren Tiefe umfangreiche Maschinenhäuser standen. Mehrere schwarze Schlote stießen noch ihren Dampf in die windige Abendluft, so daß es dauernd aussah, als ob ein paar weiße, schmale Bänder über der Grube flatterten. Hoch über alles aber erhob sich der riesige rote Schornstein des Werkes, dessen Tag und Nacht nicht verlöschende, kurze, schwarze Rauchwolke die Stätte dieses nicht rastenden Menschenfleißes auf viele Meilen ins Land hinein allzeit kenntlich machte. In der schon unsicheren Beleuchtung des sinkenden Sturmabends gewährte das Ganze einen Eindruck, der eines großzügig romantischen Reizes nicht entbehrte. Rolf äußerte das zu der Simonetta,

Digitized by Google

die neben ihm schritt, und sie erwiderte, daß es noch viel romantischer unter Tage sei; wenn er einmal Lust verspüre, wolle sie ihn gern auf eine Fahrt in das Bergwerk begleiten, sie sei ohnehin lange nicht unten gewesen.

Rolf nahm das dankbar an, und sie verabredeten, schon in den nächsten Tagen die Besichtigung vorzunehmen.

Im Schlosse begab sich jetzt alles auf die Zimmer, um sich zum Essen herzurichten und umzukleiden, und nach einer halben Stunde meldete ein dumpfdröhnender Gong, daß man zur Mahlzeit erwartet wurde.

Diese, die in einem regelrechten kleinen Diner bestand und in dem altdeutschen Speisezimmer mit den großen, heute des Windes wegen geschlossenen Glastüren eingenommen wurde, verlief lebhaft und angeregt. Die Simonetta rauschte jetzt, um eine Minute verspätet, in einem perlgrauen Kleide herein, dessen Stumpfheit das leicht ins rötliche übergehende modische Blond ihrer Haare doppelt leuchtend erscheinen ließ. Der Vater empfing sie mit einer Neckerei, indem er behauptete, schon von ferne zu sehen, daß der dritte Haken an ihrem Taillenschluß offen stehe, und sie noch einmal vor den Spiegel werde zurückgehen müssen, aber man fühlte ihm doch an, wie stolz er war auf dieses stattliche, schöne Mädchen, der vernünftiger Sport und die denkbar beste Ernährung ein so erfreuliches Gleichmaß von Kraft und Fülle verliehen hatten. Schade nur, daß ein etwas skeptischeres Auge zu befürchten begann, auch sie möchte dermaleinst die bei der Mutter bereits Fleisch gewordene Neigung zur Fülle nicht ganz überwinden können. Was aber Rolf im Augenblick mehr beunruhigte, war die Bemerkung, daß sie den jugendlichen Farben ihres Gesichts — höchst überflüssigerweise, wie er meinte — noch durch etwas künstliches Rot auf den Backen nachgeholfen hatte.

Mitten während des Essens überraschte sie den Vater mit der Frage, was wohl die Leute von ihm gewollt, die nach der Entlassung der anderen unten am Strande zu ihm herangetreten.

„Einen Dampfer!“ versetzte der Kommerzienrat mit vergnüglich blitzenden Augen. „Nichts mehr und nichts weniger als einen Dampfer wollten die Kerls.“

„Die alte Geschichte,“ ergänzte die Tochter zu den Gästen, „damit sie auf See draußen warmes Mittagbrot an Bord bekommen.“

„Freilich, freilich!“ fuhr der Vater fort. „Vielleicht hast du Lust, ihnen von deiner Aussteuer eines zu stiften?“

„Da haben sie auch gar nicht so unrecht,“ mischte sich jetzt die Kommerzienrätin in das Gespräch. „Wenn sie den ganzen lieben langen Tag weit draußen auf See sind in ihren offenen Booten und keinen warmen Bissen im Magen — ich kann Ihnen versichern, bei unserem Septemberwetter ist das kein Spaß. Und gar erst im Oktober, wenn sie noch heraus müssen. Bis man mit Booten etwas heranbringt, ist natürlich alles kalt.“

Diese Bemerkung schien dem Gatten keineswegs angenehm. „Ach, was verstehst du davon, Mutsch!“ entgegnete er in halb scherzhaftem und nicht gerade unfreundlichem Tone, aber doch in einer Weise, der man anmerkte, daß er gewohnt war, irgendwelche Beteiligung seiner Frau an geschäftlichen Angelegenheiten kurzerhand zurückzuweisen. „Frauenzimmer sollen sich um die Küche bekümmern, und die Karauschen sind heute wirklich gut, Jettchen. Sind die wieder aus unserem Teich, was?“ Gleich darauf aber wandte er sich an Doktor Brandis, um diesen eingehender über einen Aufsatz zu befragen, in dem neuerdings ein bekannter Geologe neue Vermutungen über die blaue Erde, die Fundschicht des Bernsteins, aufgestellt hatte.

Nach dem Essen begab man sich in das maurische Zimmer, einen mit orientalischen Stoffen ausgestatteten und stalaktitenartig überwölbten Raum, in dessen Mitte das Billard stand, und an dessen Wänden ringsum breite, buntfarbige Diwans entlang liefen. Hier wurde, während der Hausherr mit seiner Tochter und Marion Billard spielte, der Kaffee genommen und dann im weiteren Verlaufe des Abends zu Zigarren und Zigaretten noch manches Glas Grog von Arak getrunken, der in seiner unschuldig wasserhellen Farbe so leicht zu kräftigerem Zuspruch verleitet. Rolf saß mit der Hausfrau und seinem Olympier zusammen, hatte aber ständig noch Augen für die Bewegungen der spielenden Mädchen, die in ihrer Gegensätzlichkeit auch einen verwöhnteren Geschmack, als der seine es war, hätten in An-

Digitized by Google

spruch nehmen können. Die Simonetta teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Spiel, das sie vollendet meisterte, einer großen, hellgelben Ulmer Dogge, die nach Tisch hereingerufen werden durfte und ihre Herrin sofort mit freudigem Winseln umwedelte, und einem hohen Silberspiegel, an dem sie nicht vorbeigehen konnte, ohne wenigstens einen flüchtigen Blick auf ihre bald hierhin, bald dorthin gewendete Kopffrisur, oder ihre Nackenlinie, oder die Schoßfalten ihres Kleides zu werfen. Rolf fand das eitel genug, aber er konnte doch nicht umhin, sie auch jetzt wieder reizvoll zu finden, namentlich wenn sie, um einen schwierigen Ball zu machen, sich mit raschem Schwunge auf die Bande des Billards setzte und im Hinüberlehnen das Gewirre ihrer spitzenbesetzten Unterröcke zeigte, unter denen die hochhackigen Spangenschuhe mit den blinkenden Schnallen sichtbar wurden.

Als die Gäste die Treppe zu ihren im oberen Stockwerk gelegenen Fremdenzimmern erstiegen, machte Rolf eine etwas abschätzige Bemerkung über die fast schon naive Eitelkeit der Simonetta, aber Marion erwiderte: „Und doch hab' ich's Ihnen immer angesehen, daß Sie das gar nicht unangenehm empfanden. So etwas verfängt bei Männern mit gesunden Sinnen unfehlbar. Es wäre ja auch schlimm, wenn eine kluge Person sich so ganz vergeblich sollte bemüht haben. Ohnehin ist es ja schon richtig, daß jede Frau jeden Mann herumbekommen kann, wenn sie will."

„Das möchte ich wirklich einmal probieren," lachte Rolf.

„Nehmen Sie sich in acht — es kann Ihnen leichter zuteil werden, als Sie sich denken," versetzte Marion. „Was aber die Simonetta anlangt, so ist sie doch erheblich mehr als ein eitles Geschöpf."

„Was denn? was ist sie denn?" forschte er eifrig.

„Ihre Neugierde ist mir schon allzu lebhaft geworden," entgegnete die andere ausweichend, „und die Simonetta ist auch viel zu stolz, um sich meine Hilfe gefallen zu lassen. Gute Nacht."

Beim nächsten Morgenfrühstück — es war ein windiger, grauer Tag geworden, der zu anderen Unternehmungen nicht gerade verlockte — schlug Rolf vor, gleich heute das Bergwerk zu besuchen. Die Simonetta war ganz dabei, aber Marion, aufgefordert mitzutun, erklärte, sie kenne es schon, und die Geschichte sei ihr auch etwas zu schmutzig.

So waren nur die ersteren zwei nach einer Stunde auf dem Wege zum Bergwerk. Rolf hatte den Leinenanzug eines der Brüder und dessen hohe Stulpenstiefel anziehen müssen, dazu einen der von den Bergleuten hier vielfach getragenen Südwester auf dem Kopfe; das Mädchen trug heute einen kurzen gelben Piquetkittel, die zugehörigen Pumphosen steckten gleichfalls in hohen Stulpenstiefeln, das Haar war fast ganz unter einem gelben Schirmmützchen verborgen. Sie hatten erst beide übereinander lachen müssen, als sie sich in dieser Vermummung entgegentraten.

Im Bergwerk war natürlich alles in vollem Betriebe. Überall dampften die Maschinen und rasselten die Ketten der Kräne, die aus der blauschwarzen Tiefe, wo in offener Grube bei Tage der Bernstein gewonnen wurde, die erdgefüllten Lowries in die Höhe hoben, damit sie dann auf schmalen Schienengeleisen weiterbefördert würden. Hin und her liefen die leeren und vollen Züge zwischen den Hebekränen und dem vielfenstrigen Holzbau am Abhang der Grube, innerhalb dessen mit lautem Lärm und Klatschen der Inhalt der Lowries in große Behälter umgekippt wurde, und in unaufhörlicher Wiederholung sah man hier die Erde mittels einer sinnreichen Vorrichtung zur gleichmäßigen Verteilung alsbald nach der Wäscherei gelangen, wo in holzgezimmerten langen Kanälen durch dauernde Wasserfluten mit starkem Gefälle die erdigen Massen zu Schlamm und in einen schmutzigen Strom verwandelt wurden, der nun durch zwischengeschaltete, erst grobe, dann immer feinere Eisensiebe hindurchschoß und bei jedem solcher Siebe seinen mitgetragenen Inhalt an größeren und immer kleineren Bernsteinstückchen zurückließ. Zum Schlusse wurde wirklich selbst das kleine, erbsengroße, allerdings ziemlich massenhaft angehäufte Geröll aufgefangen, damit auch dieses noch zur Verwertung gelange.

Die beiden ließen sich überall herumführen — die Simonetta wußte natürlich gut Be-

Digitized by Google

scheid, wohin sie sich dieserhalb wenden mußte. Auf Schritt und Tritt verfolgten sie dabei überall schon die Spuren der sogenannten blauen Erde, die eigentlich nicht anders aussah als wie grauschwarze nasse Chausseeschlicke, und die im getrockneten Zustande als stumpfgrauer Schmutz vielfach an den Gegenständen klebte, mit denen man hier in Berührung kam. Auch ihre beiderseitigen Anzüge wiesen bald genug deutliche Spuren ihrer neuerlichen Bekanntschaft mit der blauen Erde auf.

Nachdem sie im Tagewerk alles besichtigt, galt es nun den Betrieb auch unter Tage kennen zu lernen. Auf dem Wege nach dem Einsteigeschacht kamen sie an einem Fachwerkhäuschen vorüber, durch dessen offene Tür sie im Halbdunkel einen großen Mann über Büchern und Heften gewahrten. Die Simonetta blieb vor dem Eingang stehen und begrüßte den Sitzenden. Dieser erhob sich jetzt und trat in die Tür. Es war ein mächtiger Mensch mit riesigem Brustkasten und breitem, gesundem Gesicht, das ein struppiger Maurerbart einrahmte. Der Südwester, den auch er aufhatte, berührte oben den Querbalken des Eingangs — das ließ ihn noch größer erscheinen, als er vielleicht war. Respektvoll und mit einer gewissen Huldigung in seinen klugen grauen Augen begrüßte er die Herrentochter. Diese machte Rolf bekannt. „Herr Betriebsinspektor Raubow, die Seele unseres Betriebes," stellte sie dann ihn selber vor. „Nun, wie macht sich's?"

„Na, hat ja all wieder was gegeben," versetzte der Gefragte mit einem Kopfnicken nach hinten.

„Wieder Lohnerhöhung?"

„Nee — diesmal anders."

„Was denn?"

„I — da von den Tauchern."

„... mit dem Dampfschiff das?"

„Stimmt! — sie wollen nun mal eine Sache machen, die in der Grube mit denen da draußen, sagen sie."

„Ist's möglich?"

„Heute morgen traten schon sechse bei mir an."

„Und Sie?"

„Ich? Na vorläufig hab' ich sie weggeschickt."

Die Simonetta hatte das rechte Bein vorgestellt, wiegte ihren Fuß über der schmalen Leiste, die hier die Schwelle ersetzte, hin und her und guckte darauf herab, als wollte sie etwas daran studieren.

„Wissen Sie, was ich täte?" begann sie nach einer Pause. „Sie kennen doch die Rädelsführer, was?"

Herr Raubow rückte an seinem Südwester. „Ob ich sie kenne! die anderen sind ja viel zu dumm dazu. Die von heut' morgen waren's natürlich nicht."

„Ich ließe mir die Gesellschaft kommen," fuhr die Simonetta fort, „zahlte ihnen ihren Lohn aus und schickte sie nach Hause; auf der Stelle. Laß sie mal nach Kraxtepellen gehen, sich für Kartoffeln und Kaffee verdingen."

„Dann hetzen sie uns man die anderen erst recht auf den Leib, wenn sie Zeit haben."

„Ich tät's mit jedem so, der wieder muckste. Dann würden sie sich's schon abgewöhnen. Leute kriegen wir doch genug."

„Und ob! bei dem schönen Lohn."

„Na also!"

„Können wir nicht, Fräulein," lachte der Inspektor.

Die Simonetta drehte sich kurz auf dem Absatz um. Dann über die Schulter zurück, als wollte sie mit einem Verehrer kokettieren, versetzte sie mit einem leichten gemachten Seufzer: „Raubow, Sie wissen, ich liebe Sie, aber Sie sind mir zu gutmütig."

Damit gingen sie schon weiter. Sie hörten noch hinter sich den Inspektor laut und herzlich lachen.

„Ist das alles Ihr Ernst gewesen?" fragte Rolf, als sie außer Hörweite waren, seine Begleiterin.

„Vollkommen," erhielt er zur Antwort.

„Haben Sie so wenig Respekt vor den Wünschen anderer Menschen?"

„Vor wem oder vor was soll ich Respekt haben? Den Leuten geht es so gut. Nirgends im Lande haben sie so viel Lohn. Und sehen Sie mal zu, wie die essen."

„Sie haben auch schweren Dienst."

„Mag sein; aber was täten sie sonst?"

„O, man könnte sie wohl zu manchem anleiten."

„Ach so. Sie sind auch für Volksbeglückung."

Digitized by Google

„Sie nicht?“

Die Simonetta blieb stehen und sah ihn fest an. Sie hatte wieder ihre herrischen Augen. „Nein, wenn Sie die Leute länger kennen, werden Sie es auch nicht mehr sein. Aber hier sind wir angelangt. Guten Tag, Herr Inspektor. Also, es wollen wieder mal zwei in die Grube fahren.“

Sie wurden nun mit kleinen Laternen ausgerüstet, und ein rasch herbeitelephonierter Führer geleitete sie zu einem nur wenige Schritte entfernten Einsteigeschacht. Auf fast senkrecht stehenden Leitern, deren Sprossen über und über von der nassen blauen Erde starrten, mußten sie nun einer hinter dem anderen rückwärts wohl fünfzig Meter in die Tiefe steigen. Der Führer voran, dann Rolf und als letzte die Simonetta. Und während er da hinabkletterte und es immer dunkler umher wurde, mußte er sich wieder über das hochmütige Mädchen wundern, die jetzt so gar keinen Anstand nahm, mit ihren weißen wohlgepflegten Händen die schmutzigen Sprossen anzupacken, die vor ihr Tausende von Arbeitern befaßt und begangen hatten. „Der Griff mit Handschuhen ist hier oft unsicher,“ sagte sie im Herabschreiten zur Erklärung. „Das Leben sieht nun einmal nicht anders aus hier unten.“

Als sie in der Tiefe angelangt waren, war es schon stockdunkel, das Tageslicht über ihnen, in dem viereckigen Ausschnitt des Schachtes wirkte nur noch wie ein ferner Stern. In den Längsschachten, durch die sie der Führer nun leitete, und in denen man fast immer gebückt gehen mußte, gaben ihnen nur ihre Laternen spärliches Licht. Man sah dabei, daß der Stollen an der Decke und zu den Seiten mit ziemlich nahestehenden Rundhölzern ausgezimmert war, zwischen denen jedoch häufig das feuchte Erdreich zum Vorschein kam. Am Fußboden entlang liefen schmalspurige Schienen, auf denen hin und wieder eine gefüllte oder leere Lowry von einem Arbeiter an ihnen vorübergerollt wurde. Sie mußten sich dann dicht an die Wände drücken, um von dem Gefährt nicht gestreift zu werden. Die Bergleute aber, welche, ihr Grubenlicht vorn an einem Knopf tragend und die Wagen schiebend, an ihnen vorüberkamen, machten verwunderte Augen, die im Weißen schwimmend inmitten ihrer erdbeschmutzten Gesichter bei dem unsicheren Scheine dem Ausdruck der Züge fast etwas Irres und Satanisches gaben.

Anfangs war der Fußboden leidlich trocken, allmählich wurde er nasser und glitschiger, und es dauerte nicht lange, so watete man in offen stehendem Wasser, das immer tiefer zu werden schien. Rolf begriff jetzt recht den Sinn der ihm von der Hausfrau aufgenötigten hohen Stiefel. Ohne sie wäre es gar nicht möglich gewesen, hier weiterzugelangen.

„Das ist das Schlimme,“ sagte nach einer Weile die Simonetta und wendete sich nach dem hinter ihr gehenden Rolf, „daß wir hier so mit dem Wasser kämpfen müssen. Wir haben es schon ein paarmal erlebt, daß uns ein ganzer Stollen ertrunken ist, versoffen sagen hier die Leute. Nicht wahr?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein,“ bestätigte der Führer. „Indem, daß das Wasser von der See hereindringt, und da ist pure nuscht nichts zu machen.“

„Aber was tut man, wenn einen so etwas überfällt?“ fragte Rolf.

„Man läuft ebens weg,“ lachte der Führer. „Bloß einmal vor fünf Jahren, da sind doch hier zwei Leute bei ertrunken.“

„Kein sehr schöner Tod, in diesem Schlamm umzukommen,“ meinte die Simonetta stehenbleibend und rümpfte ihre niedliche Nase kraus, so daß Rolf, der neben sie getreten war, plötzlich ihre schimmernden Zähne durchs Dunkel zu sehen bekam.

„Hier geht's in einen verlassenen Stollen hinab,“ erläuterte der Führer, sein Grubenlicht emporhaltend, so daß man in ein ausgezimmertes rabenschwarzes Loch blicken konnte. „Wir waren zu tief gekommen und konnten das Wasser nicht abkriegen. Dabei war eine schöne Ausbeute drin — handgroße Stücke — viele.“

„Also da gehen wir nachher hinein und suchen was?“ sagte das Mädchen und blitzte ihren Begleiter mit munteren Augen an.

„Gewiß,“ entgegnete dieser.

„Es ist nicht gut, Fräulein,“ meinte der Führer, „die Wände stehen nicht mehr sicher — einiges ist auch schon herausgenommen.“

„Macht nichts! Gerade wenn es gefährlich ist,“ war ihre rasche Antwort. „Nicht?“

Digitized by Google

„Gewiß," wiederholte Rolf.

„Lieben Sie die Gefahr?" fragte sie im Weiterschreiten zurück.

„Ja," entgegnete er, ohne recht zu wissen, ob er wahr oder unwahr redete.

„Ich auch! Mir erhöht sie geradezu den Reiz des Lebens."

Sie waren nun an den Schluß dieses Schachtes gelangt und sahen die Bergleute, im Schein ihrer kleinen Lichter, bei der Arbeit. Die einen zimmerten die Wände auf, die anderen füllten den dastehenden Wagen mit blauer Erde. Die Simonetta steckte den Leuten Geld zu, das sie für diesen Zweck augenscheinlich schon bereit gehalten hatte, und sie kehrten zurück. Als sie an den aufgegebenen Stollen kamen und der Führer vorübergehen wollte, blieb das Mädchen stehen und sagte: „Nun, wir wollten doch hinein."

„Es ist wirklich nicht gut," widerriet der Führer.

„Aber sie wollten, denk' ich?" wandte sie sich nach Rolf zurück.

Einen Augenblick zögerte dieser, dann entgegnete er: „Freilich, wenn Sie Lust haben ..."

„Also gut!" versetzte sie kurz und damit, das Grubenlicht erhebend, trat sie schon in den Stollen hinein, in dem vornan noch kein Wasser stand. Rolf folgte ihr. Es ging sehr bald ziemlich schräg herab und die Füße erhoben sich schwer, weil sie in dem aufgeweichten Boden einsanken.

„Kommen Sie zurück," bat Rolf, als nun auch das Wasser begann.

Aber sie wollte nicht hören und ging, wenn auch immer vorsichtig, langsam weiter, häufig mit ihrem Lichtchen die Wände zwischen den Pfählen absuchend, ob sich nicht irgendwo ein gutes Stück Steines zeigen möchte, das sie als willkommene Ausbeute mitnehmen könnte, „bloß um Vater zu imponieren," fügte sie hinzu. Das Wasser stieg dauernd, da der Boden sich weiter senkte. Zum zweitenmal mahnte Rolf umzukehren, und der Führer, der jetzt auch nachgefolgt war, stimmte dem bei. Die Simonetta achtete es nicht. Jetzt reichte ihnen das Wasser fast schon bis an die Knie, und sie wollte immer noch nicht umkehren. Eifrig suchte sie an einer Wand entlang, auf der wiederholt schon Stützen gefehlt hatten, so daß ein längeres Stück freilag.

„Wir müssen doch etwas finden," meinte sie wiederholt.

Aber endlich wurde es Rolf zuviel. „Jetzt dürfen Sie nicht weiter," sagte er und trat entschlossen neben sie. Ihr Gesicht konnte er gar nicht sehen dabei.

„Wie wollen Sie mich hindern?"

„Mit Gewalt."

„Versuchen Sie's doch!"

Und da hatte er richtig mit einem festen Griff sie an Unterarm und Taille gepackt und den Schritt zurückgerissen, den sie schon wieder vorwärts getan. Die Bewegung war so heftig gewesen, daß das Wasser in dem dunklen Loch rund um sie herumspritzte. Er ließ sie auch jetzt nicht los, sondern führte die immer widerstrebende, die er mitleidslos gepackt hielt, ein gut Stück weiter zurück, bis sie aus dem Bereich der fehlenden Stützen waren.

Sie lachte dabei halb, halb schien sie ärgerlich, und es machte ihm eine innere Freude, mit dem schönen, kräftigen Geschöpf so wahrhaft zu kämpfen.

„Sie haben gar kein Recht, mich so zu vergewaltigen," sagte sie zwischen den Zähnen hindurch, als er sie endlich frei ließ. Sie schien sich jetzt erst darauf zu besinnen, welche Rolle sie bei dieser Sache spielen müsse.

„Aber ich habe die Verantwortung, daß Sie keinen Leichtsinn begehen," war seine Antwort. „Was wollen Sie denn noch in dem Loch? Daß Sie sich vor einer Gefahr nicht fürchten, haben Sie mir ja schon bewiesen; das hätt' ich übrigens auch ohne das geglaubt."

„Warum?"

„Weil Sie mutig aussehen. Und man merkt Ihnen auch an, daß Sie Ihren Willen gestählt haben."

„Ihnen nicht!"

„Also vielen Dank, daß Sie mir Gelegenheit dazu gaben," versetzte er mit einem Lächeln, das, da er es mit gesenktem Kopfe und also von unten herauf ausführen mußte, etwas intimer ausfiel, als er es bei aufrechter Haltung wohl gewagt haben würde.

„Das war bloß meine Absicht!" versetzte sie mit einem ähnlichen Lächeln, und in die-

Digitized by Google

sem beiderseitigen Mienenspiel, das in der dumpfen Abgeschlossenheit des vier Fuß breiten Raumes, dem Rabendunkel umher und dem verstreuten Schein der Grubenlichter wie eine ganz ausgesuchte Intimität wirkte, war im Nu der Zorn verraucht, den er vorher heraufbeschworen.

„Wir sehen schön aus!“ sagte er, als sie wieder ans Oberlicht gekommen waren, indem er auf ihren und seinen Zustand wies — sogar ihr Gesicht hatte einige Spuren des unterirdischen Ganges abbekommen.

Sie erhob ihre weißen Hände gegen ihn, die sie, da die Erde daran zu erstarren begann, gar nicht mehr zu schließen wagte, und besah sie flüchtig. „Das macht mir nun gar nichts,“ versetzte sie gelassen. „Wenn ich eine einfache Frau geworden wäre, ich könnte so mitarbeiten! Aber noch lieber wäre ich Reitknecht geworden! Mit den schönen Pferden so umzugehen oder ein wildes Tier zuzureiten ...! Haben Sie nie so verrückte Gelüste nach irgend etwas Hartem, Grausamem?“

Sie gingen jetzt schon den Weg nach dem Ausgang hinauf.

„Nein!“

„Das versteh' ich nicht!“ versetzte sie rasch.

„Das Leben ist vielleicht mit mir selber schon hart und grausam genug verfahren.“

Sie blieb einen Augenblick stehen und prüfte ihn kühl. „Inwiefern?“

„Ich bin ganz einfacher Leute Kind und habe mich recht durchschlagen müssen in der Welt.“

Sie senkte wie ein wenig beschämt den Kopf und nahm den Weg wieder auf. „Ach! das hätte ich gar nicht gedacht,“ sagte sie kleinlaut.

„Und warum nicht?“ forschte er.

„Weil Sie so geschmackvolle Schlipse tragen,“ entgegnete sie mit einem munteren Kopfaufwerfen.

„Soll ich mich dafür bedanken oder nicht?“

„Natürlich! Wenn eine schöne Frau einem Manne sagt, daß sie ihn leiden mag ...“

„Haben Sie das gesagt?“

„Eben!“

„Ich hörte nur was von Schlipsen.“

„Kleider machen Leute.“

„Auch Menschen?“

„Wenigstens ein Stück von ihnen — die Manieren.“

„Meinen Sie?“

„Ja, man benimmt sich gewöhnlich, je nachdem man angezogen ist.“

„Und wenn man gut angezogen ist, nicht gewöhnlich?“

„Sie verdrehen den Sinn meiner Worte.“

„Und Sie den Sinn Ihrer Manieren.“

In diesem Tone ging es noch eine Weile weiter, bis sie wieder Frieden machen mußten. Aber das Ergebnis ihrer gemeinsamen Entdeckungsfahrt war doch, daß sie jetzt öfters solche Plänkeleien miteinander hatten, ja, daß sie bisweilen sich schon mit geschärften Waffen entgegentraten, beide begierig, sie aneinander zu messen. Die Verhältnisse der Arbeiter auf dem Bergwerk waren häufig der Ausgangspunkt und die Ursache ihrer Wortgefechte, und der Vorwurf Simonettas, daß er die Dinge nicht so kenne wie sie, die damit aufgewachsen, gab ihm Veranlassung, sich um den Betrieb dort noch mehr zu bekümmern, als er sonst vielleicht getan hätte. Ohne ein besonderes Vornehmen wurde er so ein ständiger Gast auf dem Bergwerk, kannte bald alle Aufsichtsbeamten, war in den verschiedenen Häusern vertraut, und unterhielt sich namentlich auch gern mit den Bergleuten selbst.

Im Schlosse lebte man inzwischen ziemlich gleichmäßig dahin. Man ging viel im Park spazieren, spielte am Tage Tennis und Boccia, badete kurz vor Tisch, aß vor allem häufig und hervorragend gut und machte bisweilen an den Nachmittagen Ausflüge zu Wagen in die Umgegend. Die Simonetta war dabei gern zu Pferde und ließ sich statt eines Partners, den sie nicht hatte, von ihrer großen Dogge, „Lord“ geheißen, begleiten. Sie liebte das Tier sehr. Als aber Rolf sie einmal den Hund für eine Unart ganz unbarmherzig peitschen sah, just an demselben Tage, da er Zeuge gewesen, wie sie ihr Reitpferd, das einen kleinen Graben nicht nehmen wollte, mit Zügel und Sporn fortgesetzt peinigte, bis es ihr schließlich den Willen tat — da konnte er sich nicht enthalten, ihr am Abend, während sie wie gewöhnlich im maurischen Zimmer zu Grog und Zigaretten Billard spielten, und als beiden das starke Getränk schon einigermaßen zuzusetzen begann, unter vier Augen zu sagen: „Heut' hab' ich Ihren Charakter erkannt.“

Digitized by Google

„Nun und?“ fragte sie, die Fäuste auf die Spitze der Queuestange stützend.

„Grausam und sinnlich.“

„Also wie Nero,“ war ihre Antwort.

„Ich glaube auch, Sie könnten, bloß Ihnen zum Spaß, ein Dutzend Christenmenschen an Pfählen schmoren lassen.“

„Juden auch,“ ergänzte sie trocken. „Namentlich die, welche mich heiraten wollen.“

Er kreuzte seine Stange hinterm Rücken. „Finden Sie es so schön, andere zu quälen?“ fragte er herausfordernd.

Sie tat das Gleiche. „Braucht sich ja keiner gefallen zu lassen,“ versetzte sie schnippisch.

„Dann waren Sie also neulich ganz zufrieden mit mir?“

„Wann neulich?“

„Im Bergwerk unten.“

Statt aller Antwort öffnete sie die Haken am Unterarm ihrer seidenen Bluse, streifte den Stoff hinauf und zeigte ihm eine Anzahl verfärbter Stellen darauf. „Da sind Ihre Spuren!“

Er konnte nicht anders, er mußte lächeln, legte den emporgehaltenen rundlichen Arm auf seine Fingerspitzen, und indem er sich herabbeugte, küßte er die dunklen Stellen, so recht mit Muße, eine nach der anderen. „Sind es alle?“ fragte er dazu.

„Nein — ich habe noch eine.“

„Bitte.“

Sie wies auf eine Stelle dicht über ihrem Knie. „Da haben Sie mich gestoßen.“

„Bitte!“ wiederholte er, indem er die offene Hand ihr hinhielt, als erwarte er, daß sie ihr Knie darein lege.

Sie stand sehr nahe vor ihm, trat jetzt noch einen Schritt dichter heran und sagte, sozusagen ihm in die Augen: „Sie sind frech!“

„Und Sie grausam — ich sagte ja.“

„Sinnlich, haben Sie gesagt. Woher wissen Sie das?“

„Von ihren Augen.“

„Sie sind wirklich frech,“ versetzte sie, indem sie das wirklich betonte, drehte sich um und ließ ihn stehen.

Er sah durch die offene Tür im Nebenzimmer Marion sitzen, fand plötzlich, daß er in der Alkohollaune zu weit gegangen sei versetzte sich selber einen freundschaftlichen Backenstreich und beschloß, ihr nicht wieder Anlaß zu solcher Koketterie zu geben.

Das war nicht ganz leicht. Denn fortan legte es Evas gelehrige Tochter sichtlich darauf an, ihn durch Worte und Blicke zu reizen. Allein die erkennbare Absicht auf ihrer Seite rief nun auch seinen Willen wach, und das hatte zur Folge, daß ihre bisher meist harmlosen Plänkeleien eine Beimischung von Bissigkeit bekamen, die ihnen beiden, für Augenblicke wenigstens, die Laune verdarb.

Einmal, als sie im Park miteinander gingen und die Simonetta plötzlich die Lust anwandelte, sich von ihm in einer bereithängenden Matte schaukeln zu lassen, sagte er, da sie sich so ungeniert darin bettete, daß er über Gebühr viel von ihren durchbrochenen seidenen Strümpfen zu sehen bekam, ganz offen: „Warum kokettieren Sie eigentlich mit mir? Sie wissen doch, daß ich verlobt bin.“

Sie schielte ihn von der Seite an und erwiderte gleichmütig: „Und werden Ihre Braut doch nicht heiraten.“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Die Art, wie Sie von ihr sprechen,“ fuhr sie gelassen fort. „Sie hat sicher wenig äußere Reize.“

Nun fuhr er auf: „Ich wünsche überhaupt nicht, daß Sie von meiner Braut sprechen! Sie haben keine Ahnung von dem, was uns bindet.“

Sie schwieg und schaukelte eine Weile ruhig weiter. Dann begann sie, die Augen jetzt starr in den Himmel über ihr gerichtet: „Sie lieben überhaupt ganz wen anders!“

„So!“ lachte er auf, „wen denn? Sie vielleicht!“

„O nein!“

„Wen sonst?“

„Marion!“

„Ausgezeichnet!“

„Ja — Sie lieben sie!“

„Und woran merken Sie das, wenn man fragen darf?“

„An Ihren Blicken!“

„So?“

„Ja! Sie verschlingen sie förmlich, wenn sie spricht bei Tisch. Und sie spricht ja sehr klug.“

„Erzählen Sie das doch Marion! Sehen Sie zu, wie die Sie auslachen wird.“

Digitized by Google

Die Simonetta, immer noch schaukelnd: „Das spricht nicht dagegen.“

Er wieder: „So — und wenn Sie das wissen, was wollen Sie denn von *mir*?“

„Unterhaltung, sehr einfach.“

„Die könnten Sie doch auch haben, ohne — Ihre seidenen Strümpfe zu bemühen,“ versetzte er frech.

Es genierte sie nicht. „Ja — aber es macht mir Spaß, Sie zu reizen.“

Er lachte wieder auf.

„Und Ihr ostpreußisches Blut ein bißchen in Wallung zu bringen.“

„Das tun Sie gar nicht! Da — wollen Sie fühlen, wie ruhig mein Puls geht?“ Er hielt ihr das Handgelenk hin.

Sie ließ sich nicht stören, weder im Schaukeln, noch in ihren Gedanken. „Gerade, weil Sie immer so tugendhaft tun. Wozu sind auch zwei Geschlechter auf der Welt, wenn sie nicht miteinander spielen wollen — falls sie Zeit haben natürlich. Wenn ich eine Bergmannsfrau wäre oder eine Waschfrau, würde ich genau so tun, sobald ich frei wäre. Und jeder gesunde Mann muß ebenso empfinden.“

„Da dürften Sie sich doch sehr irren,“ warf er ein.

„Nein, ich irre mich gar nicht,“ entgegnete sie in ihrer heute scheinbar unerschütterlichen Ruhe. „Mir hat einmal ein sehr kluger Arzt gesagt, daß die geistige Schaffenskraft des Mannes vorbei ist, sobald die Lust am Spiel der Geschlechter bei ihm aufhört. Deswegen bleiben auch manche länger jung als die anderen.“

Diese Wendung des Gesprächs ins ernsthaft Physiologische versöhnte ihn wieder mit ihrer launischen Koketterie.

(Schluß folgt.)

Mutter Nacht

Mutter Nacht, die du allheilend bist,
Sieh', dein Kind hat all sein Glück verloren.

Sieh', dein Kind ist müde von den Sorgen,
Nimm, o Nacht, mein Haupt in deinen Schoß.
Sieh', nur so werd' ich die Sorgen los —
Nah schon, glaub' ich, ist der rote Morgen.

Sieh', ich muß hinaus zum neuen Streit,
Sieh', mein Blut verlangt nach Kampf, ich fühle
Schon der Morgenröte frische Kühle,
Schon das Knospen froher Frühlingszeit.

Doch mein Herz verlangt nach stillen Stunden.
Gib, o gib mir deiner Nächte Ruh',
Schließ die lichtermüden Augen zu,
Laß, o laß mich endlich ganz gesunden!

Hans von Guenther

Digitized by Google

Al. Borissow: Eine der Studien zu dem großen Gemälde „Ein Moment der totalen Sonnenfinsternis am 27. Juli 1896“.

Zu Norden: Alexander Borissow und sein Werk.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Altargarnitur aus Zinn, aus der Zeit des Kaisers Taokwang, 1821 bis 1851.

Die chinesische Kleinkunst

Von

Max von Brandt

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie in so manchen anderen Dingen ist China vom Westen auch in seiner Kunst und ihrer Entwickelung recht stiefmütterlich behandelt worden. Wo Dutzende von Kunstgeschichten, Monographien und einzelnen Abhandlungen über die japanische Kunst vorliegen, läßt sich das, was in dieser Beziehung über China vorhanden ist, fast an den Fingern einer Hand aufzählen. Eine Ausnahme machen darin nur die Monographien über Porzellan, und auch da vielleicht nur, weil für diesen Zweig der Keramik China unzweifelhaft das Vaterland gewesen ist und Europa von ihm gelernt hat. Von Kunstgeschichten als solchen bestehen für China eigentlich nur Paléologues „L'art Chinois" (Paris 1887), Kapitän Brinkleys „China and Japan" (London 1903), in dem China die Rolle des Aschenbrödels spielt, und Dr. Bushells „Chinese Art" (London 1904), von dem bisher leider nur der erste Teil erschienen ist. Und doch ließe sich auch über China und seine Kunst so viel Interessantes und Lehrreiches erzählen! Zu versuchen, die in der Kenntnis der chinesischen Kunst vorhandenen Lücken auszufüllen, ist hier nicht der Ort, wohl aber wird auch für diejenigen, die weder Kunstkenner noch Sammler sind, eine kurze Skizze der chinesischen Kleinkunst von Interesse sein.

Die ältesten zur Verwendung gekommenen Materialien sind Bronze und Jadeit oder Nephrit gewesen, die wir hier mit dem Sammelnamen „Jade" bezeichnen wollen. Über die daraus bereits vor mehr als 1500 Jahren v. Chr. zu Zwecken des Kultus und des höfischen Zeremoniells angefertigten Gegenstände bestehen chinesische Abhandlungen mit

1 Bronzeräuchergefäß. 2 Desgleichen. 3 Bronzevase aus der Zeit des Kaisers Euanteh, 1426 bis 1436.

Abbildungen bereits seit dem elften Jahrhundert n. Chr. Die bekannteste und zuverlässigste ist das Hsüan Ho Po Ku T'ou Lu (die illustrierte Beschreibung der Altertümer im Hsüan Ho-Palast) in dreißig Büchern aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Es wird gewöhnlich mit dem K'ao Ku T'ou (Illustrierte Prüfung von Altertümern) von 1092 und dem Ku Yu T'ou (Illustrationen von altem Jade) zusammen gedruckt. Das berühmteste Werk dieser Art

Kleine Bronzevase aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

ist das 1751 in zweiundvierzig Foliobänden veröffentlichte Hsi Ch'ing Ku Chien, das heißt der Illustrierte Katalog der Kaiserlichen Sammlung im Palast von Peking. Originale der beiden Werke befinden sich z. B. in der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbe-Museums in Berlin. Von dem letzteren seltenen und sehr kostspieligen Werke ist vor einigen Jahren in Schanghai eine kleinere, auf photographischem Wege erfolgte Reproduktion erschienen, und zwar zu einem Preise, der auch Unbemittelten die Anschaffung dieses Werkes erlaubt.

Die hieratischen und zeremoniellen Bronzen der alten Zeit sind in ganz bestimmt vorgeschriebenen und häufig wenig ansprechenden Formen gehalten, die sich nicht selten mit geringen Abweichungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben und in Cloisonné, Porzellan, Zinn nachgeahmt werden. Charakteristisch an diesen alten Vasen ist die Anwendung von Tierköpfen, Tiger, Ochse usw., und besonders des t'ao t'ieh, des „gefräßigen Ogers", teils im Körper selbst, teils als Henkelträger, die Verwendung von stark stilisierten, oft kaum zu erkennenden Tieren, wie des Drachen als Henkel und die von Elefantenköpfen als Füßen, die Bedeckung des ganzen Körpers der Gefäße oder des größten Teiles mit li-

Schreiender Affe aus Blei. Zeit unbekannt.

nearen Zeichnungen oder mit Schuppen, die Anbringung von Bändern, welche dem griechischen Mäander ähnliche Zeichnungen oder Bilder von Tieren, besonders Tigern und Drachen, enthalten. Bezeichnend für diese Kunstzeit und -form sind aber vor allem die Bänder mit Tierverschlingungen, die an die keltischen Verzierungen der Art erinnern. Pflanzenornamente erscheinen erst, wenige frühere Fälle ausgenommen, mit dem Eindringen des Buddhismus, anfänglich hauptsächlich auf den Rückseiten der Spiegel;

Digitized by Google

menschliche Figuren noch viel später. Die häufigere Berührung mit Zentralasien, namentlich durch die Kriegszüge der Mongolen, die ja seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch die Beherrscher Chinas geworden waren, bringen neuere, unserem Geschmack entsprechendere Formen, bei denen Messing häufig die Bronze ersetzt; die Berührung mit den Europäern, die Bedürfnisse des buddhistischen und des lamaistischen Kultus, von denen dem letzteren durch die Kaiser der jetzigen mandschurischen Dynastie in Peking prächtige Stätten bereitet worden sind, tragen das ihrige dazu bei, neue Formen zu schaffen, so daß heute, trotzdem vielfach noch an den alten Formen festgehalten wird, leichtere, namentlich durch die Verzierung in starkem Hautrelief von den alten sehr verschiedene Gefäße vorherrschen. Besonders unter den kunstliebenden Kaisern dieser Dynastie ist die Wandlung schärfer hervorgetreten, die schon unter denen der Mingdynastie (1368 bis 1643) eingesetzt hatte.

Sich kratzender Löwe aus Bronze, wahrscheinlich Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

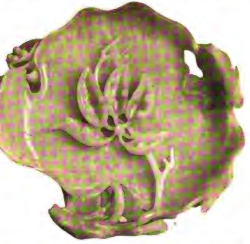
Die gegebenen Proben entstammen diesen letzten beiden Dynastien. Von den abgebildeten drei Gefäßen ist eins ein Räucherbecken (S. 690, 1) d. h. ein Becken, das man mit Asche füllt, in welche die angezündeten Weihrauchstäbchen zum Verbrennen gesetzt werden. Das Gefäß mit Untersatz und Deckel (S. 690, 2) wird demselben Zweck gedient haben. Das auf dem Lackschrank stehende, mit einem Holzdeckel versehene Gefäß (Abbild. S. 696) trägt Sanskritzeichen; es ist für Kultuszwecke bestimmt. Dasselbe ist bei der mit Behängen geschmückten Vase der Fall (S. 690, 3), die zudem noch mit bunten Glasflüssen verziert ist. Die Kleinbronzen gehören den besten Proben chinesischer Gießerei an, die seit den ältesten Zeiten immer à cire perdue ausgeübt wird, und können getrost den schönsten japanischen an die Seite gestellt werden. Die kleine Vase (12 Zentimeter hoch; Abbild. S. 690) stellt einen Fichtenstamm mit Zweig dar und ist reich mit Goldplättchen eingelegt; der schreiende Affe aus Blei (4 Zentimeter hoch; Abbild. S. 690) und der sich kratzende Löwe aus Bronze (6 Zentimeter hoch; Abbild. S. 691) beweisen, daß es auch den chinesischen Künstlern nicht an Humor fehlt.

Jade wurde in den ältesten Zeiten in durchbohrten runden Platten von größerem oder kleinerem Durchmesser als Schmuck an den Mützen und Gürteln der Fürsten und Vornehmen getragen und zu Opfer-, namentlich zu Trankopfergefäßen verarbeitet, sowie zu den Tabletten Chü: oder , welche die Fürsten bei ihren Opfern, die Beamten bei ihren Audienzen vor den Mund hielten, um die Gottheit oder auch den Fürsten nicht durch ihren Atem zu beflecken. Sie waren entweder glatt oder mit Figuren des Phönix, des Drachen usw. verziert. Abzeichen der Würde oder Lieblingsgegenstände aus Jade wurden dem Toten ins Grab mitgegeben und ein mit Schnitzereien verziertes Stück ihm unter die Zunge gelegt; solche aus Gräbern stammende Stücke werden von chinesischen Sammlern sehr geschätzt. Auch zur Anfertigung von musikalischen Instrumenten (Steinharmonikas) wurden aufgehängte Jadeplatten verwendet. Allmählich wurde Jade auch für weltliche Zwecke und die Anferti-

Speckstein-Schminkdöschen aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

Digitized by Google

gung von Schmucksachen, Gefäßen usw. gebraucht. Der Chinese unterscheidet drei Arten Jade, erstens unter dem Namen Yü fast



Jadetellerchen, wahrscheinlich Anfang oder Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

alle Nephrite, zweitens den dunkelgrünen, Pi yü genannten Nephrit und ihm ähnliche Jadeite, und drittens Fei t'ui, worunter ursprünglich nur der hellgrüne smaragdähnliche durchscheinende Jadeit, jetzt auch die meisten Spielarten des Jadeit verstanden werden. Das kleine Büchschen mit aufgesetztem Deckel (Abbild. S. 691) ist aus letzterem ähnlichem Speckstein; es ist das Schminkbüchschen einer chinesischen Kaiserin und inwendig und auswendig wundervoll geschnitzt; im Inneren sind die eingeritzten Linien vergoldet. Es ist 7 Zentimeter lang und 3 Zentimeter hoch. Das weiße Tellerchen (Abbild. S. 692), das 13,5 Zentimeter im größten Durchmesser hat, ist aus Yü und stellt ein Blatt mit einem darauf liegenden Zweige dar. Auch andere Steine werden von den Chinesen oft zu kleineren und größeren Schnitzereien verwendet, so Bergkristall, Rosenquarz (meistens künstlich gefärbt), Achate, Karneole usw.

Glas soll nach chinesischen Berichten schon in alter Zeit durch von Westen eingewanderte Arbeiter in China angefertigt worden sein. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Liuli genannten Material nur um glasierte Ziegel, denn die chinesischen Chroniken sprechen von ungeheuren aus Glas errichteten Gebäuden. Die moderne Glasfabrikation ist erst durch die katholischen Missionare eingeführt worden, und der von ihnen errichteten und geleiteten Fabrik in Peking entstammen die wundervollen, aus zwei oder drei übereinander befindlichen Lagen verschiedenfarbigen Glases bestehenden und dann in der Art der Portlandvase geschnitzten Stücke, meistens Flaschen, Vasen und Fläschchen, auch Tassen und Tellerchen, von denen das Kunstgewerbe-Museum in Berlin die schönste Sammlung besitzt. Auch ist bei kleinen Vasen und namentlich Schnupftabaksdöschen oft buntes, fünffarbiges Glas auf eine durchscheinende Glasmasse aufgeschmolzen. Die letzteren Arbeiten erzielen in China selbst ungeheure Preise,

Kleine Glasvase aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

Digitized by Google

Glasschnupftabaksfläschchen. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

und 1000 bis 1500 Mark werden leicht für ein unverletztes kleines Tabaksfläschchen bezahlt. Die besten Sachen stammen aus den Jahren 1736 bis 1796. Die abgebildete kleine, nur 5,8 Zentimeter hohe Vase (S. 692) zeigt drei ausgeschliffene grüne Drachen auf weiß-grünlichem Grunde. Auf dem anderen 6,2 Zentimeter hohen moderneren Tabaksfläschchen (Abbild. S. 693) sind die kaum mit bloßem Auge zu lesenden Buchstaben mit einem gebrochenen Pinsel an der inneren Wand aufgemalt. Eine Arbeit, die der Sicherheit des Auges wie der Hand des Künstlers gleiche Ehre macht.

Email, Glasfluß, findet sich in China als Zellen- (Cloisonné), Champlevé und als gemaltes Email. Das erstere soll gegen Ende der Mongolen- oder zu Anfang der Mingdynastie durch die Araber in China eingeführt worden sein, das letztere durch die katholischen Missionare gegen Ende der Mingdynastie. Die Malereien auf Email sind in Europa weniger bekannt und geschätzt, obgleich viele sehr schöne Arbeiten dieser Art vorhanden sind. Dagegen hat sich das Zellenemail schnell Anerkennung erworben. Mit dem Ende der Regierung des Kaisers Kienlung war die Blüte dieser Kunst vorbei, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie fast ganz verloren gegangen, und der Schreiber dieser Zeilen kann auf das Verdienst Anspruch machen, sehr wesentlich zu ihrer Wiederbelebung beigetragen zu haben. Die abgebildeten Vasen (S. 693) gehören beide der Mitte des achtzehnten

Cloisonnévase aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

Jahrhunderts an; die runde, 52 Zentimeter hohe ist einem antiken Gefäß zum Kochen von Getreide und Kräutern (Yen) nachgebildet. Bei der anderen, 56 Zentimeter hohen machen sich besonders bei der Montierung in Goldbronze fremde französische Einflüsse bemerkbar; bei beiden ist der Grund türkisblau, während die Ornamente, Blumen usw. in bunten Farben gehalten sind. Die Platte, 86 × 62 Zentimeter, ist eins der schönsten Stücke aus der Kienlungperiode und stammt aus dem Sommerpalast von Yuen ming yuen; die vergoldete Kupferplatte, auf der

Cloisonnévase aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

Digitized by Google

die en bosse gearbeiteten Körbe mit Blumen und Früchten befestigt sind (Abbildung S. 694), ist vermutlich spätere Zugabe; vielleicht war früher eine Unterlage von braunem oder schwarzem Holz vorhanden, und das Ganze war ein Stück eines Wandschirmes. Die Ente (Abbild. S. 694) stammt aus der Mingdynastie und zeichnet sich durch das

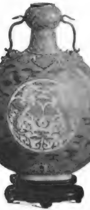
1 Cloisonnébild en bosse auf vergoldeter Kupferplatte aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796. 2 Cloisonnéente aus der Zeit des Kaisers Wanli, 1573 bis 1619; Untersatz modern.

dieser Zeit eigentümliche dunkelgrüne durchscheinende Email aus. Die Darstellung des Vogels ist äußerst lebenswahr. Leider ist nur der obere Teil des Körpers erhalten, der untere — die Ente stand wahrscheinlich auf einem Bein — ist verloren gegangen und durch den modernen Untersatz ersetzt worden, so daß die Ente jetzt zu schwimmen scheint. Beim Champlevé werden die im Körper des Stückes angebrachten Aushöhlungen mit opakem Email ausgefüllt. Gute Stücke dieser Art sind selten. In Hankau werden aus einer Art Neusilber Tassen, Kannen und Tellerchen gemacht, die mit eingegrabenen, mit Email ausgefüllten Zeichnungen — bei älteren Stücken oft von großer Lebendigkeit und Kraft — verziert sind.

Zinn findet ebenfalls viel Verwendung, besonders zu den beliebten, aus Räucherbecken, zwei Leuchtern und Vasen bestehenden Altargarnituren, wie die Abbildung S. 689 eine zeigt, sowie auch zu Geschirren aller Art. Das Berliner Kunstgewerbe-Museum besitzt schöne Kronleuchter, die zum Auseinandernehmen eingerichtet sind. Sehr originell sind Schüsseln mit Deckel in der Form der Gerichte, die in ihnen serviert werden, als Fische, Enten, Hühner geformt. Auch der Samowar, der chinesischen oder mongolischen Ursprunges ist, findet sich häufig in Zinn: er dient hauptsächlich zum Wärmen von Wasser oder Wein oder zum Kochen von Reis und anderem.

Porzellan gehört zu den am besten bekannten chinesischen Kunstgegenständen. Von ihm soll hier nur erwähnt werden, daß, wenn auch die Verwendung von Ton zu Gefäßen aus der Zeit vor dem achtzehnten Jahrhundert v. Chr. zu stammen scheint und die Kunst, solche Gefäße mit einer glänzenden Glasur zu überziehen, in der Handynastie, um 180 v. Chr., erfunden zu sein scheint, doch Por-

zellan erst in der Mitte des neunten Jahrhunderts n. Chr. vorkommt und bis in die Mingdynastie hinein (Anfang des fünfzehn-



Porzellanvase (Form Pilgerflasche) aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

ten Jahrhunderts) hauptsächlich in der als altes Seladon bekannten Art von brauner Masse mit hellgrüner dicker Glasur erscheint. Die Mingdynastie bringt das weiße Porzellan mit blauen Verzierungen und die

Porzellanvase aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

bunten, als dreifarbig bezeichneten Porzellane, bei denen Gelb, Braun oder Rot und Grün, letzteres von besonderem Glanze, die Hauptrolle spielen. Unter der jetzt regierenden Dynastie, besonders unter den Kaisern Kanghi, 1662 bis 1723, Yungcheng und Kienlung, 1723 bis 1796, erreicht die Porzellanfabrikation in Form und Verzierung ihren höchsten Punkt. Der bereits zurückgegangenen Industrie bereitet der Taipingaufstand dann durch die Zerstörung ihres Mittelpunktes Kingtechin am Yangtse, wo sich einst mehr als dreitausend Öfen befanden, ein vollständiges Ende. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten scheint diese Industrie sich wieder erholen zu wollen, obgleich sie in künstlerischer Beziehung noch weit hinter dem in früheren Zeiten Geleisteten zurückbleibt. Die gegebenen Proben (Abbildungen S. 695) stammen aus der Zeit des Kaisers Kienlung und zeigen bereits in Form und Malerei fremde Einflüsse. Bei der Kanne (23 Zentimeter), die bei Hochzeits-Zeremonien Verwendung findet, ahmt die Malerei Zellenemail nach, das heißt jedes Ornament ist von einem goldenen Strich eingefaßt.

Porzellankanne aus der Zeit des Kaisers Kienlung, 1736 bis 1796.

Die chinesischen Lackarbeiten werden mit Unrecht den aus ihnen hervorgegangenen japanischen nachgestellt; sie besitzen zwar nicht die Feinheit und Vollendung der japanischen, dafür üben sie aber oft in ihrer Anwendung bei Tischen, Stühlen, Schränken, Wandschirmen eine viel größere dekorative Wirkung aus. Das abgebildete mit dem geschnitzten hölzernen Untersatz 43 Zentimeter hohe Schränkchen (S. 696) ist inwendig und auswendig mit der reichsten, an orientalische Vorbilder erinnernden Lackmalerei bedeckt. Es stammt wahrscheinlich aus der Zeit Kienlungs, wenn es nicht älter ist. Die Verwendung des Lacks ist alt in China,

Digitized by Google

sie datiert zum mindesten aus der Sungdynastie (960 bis 1278), wenn nicht schon aus früherer Zeit. Neben dem gemalten Lack gibt es geschnitzten, entweder roten oder mehrfarbigen. Gewöhnlich dient Holz als Unterlage, aber auch Metall und Porzellan finden dazu Verwendung. Schwarzer Lack wird auch mit Elfenbein eingelegt und ergibt auf diese Weise häufig große, sich über dreißig bis vierzig Quadratfuß erstreckende Bilder mit Hunderten von Figuren. Solche Arbeiten gehen nicht selten bis in die ersten Zeiten der Mingdynastie, wenn nicht weiter zurück.

Lackschrank aus der Zeit des Kaisers Kanghi, 1662 bis 1723; darauf Bronzeräucherbecken aus der Zeit des Kaisers Yunglo, 1403 bis 1425.

Elfenbein wird hauptsächlich zu Schnitzarbeiten verwendet, die vielfach bunt gefärbt werden; doch findet man auch glatte als „Chü" gebrauchte Stücke. Die Datierung der einzelnen Stücke ist schwer, wenn nicht unmöglich, da sie selten den Namen des Künstlers tragen. Unter dem Kaiser Kanghi wurde 1680 in Peking neben vielen anderen auch eine Werkstatt für die Bearbeitung von Elfenbein eingerichtet, sonst darf man Kanton wohl als den Mittelpunkt der Industrie bezeichnen. Im Besitz des Verfassers befinden sich unter anderem: ein Tabaksfläschchen in der Gestalt eines großköpfigen Zwerges mit der Beamtenmütze, ein Ringfutteral (der Ring des Bogenschützen ist gewissermaßen das Zeichen persönlichen Adels bei den Mandschus), zwei Parfümhalter, der erste in der Form eines Granatapfels, ein Schächtelchen in der Form eines Pfirsichs mit Blättern und Blüten aus weißem Elfenbein und ein anderes in Gestalt einer Frucht mit Blättern und Ranken und einer daraufsitzenden Wespe in der Farbe der Gegenstände, das letztere

Schmucksachen aus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

ein Kunstwerk von vortrefflichem Geschmack und vorzüglicher Ausführung.

Diese kurze Skizze der chinesischen Kleinkunst zu beendigen, ohne der für den persönlichen **Schmuck der Frauen** bestimmten Sachen zu gedenken, scheint unmöglich. Die auf der Tafel (S. 697) befindlichen Gegenstände sind Ohrringe, Haarnadeln, Knöpfe, Kämme und Nägelfutterale. Die Arbeiten sind aus vergoldetem Silber, mit Halbedelsteinen, Jade, Perlen und Korallen verziert; sie stellen Blumen, Fische, Vögel, Schmetterlinge und sogar einen Skorpion (links unten), allerdings stark stilisiert, dar. Das Charakteristischste an ihnen allen ist der Belag aller Flächen mit den blauen Federn des Königsfischers (Eisvogel, Alcedo), die wie Email glänzen. Sonst findet auch wirkliches Email, so an dem Kamm in der Mitte, Verwendung. Die angelehnten Armbänder bestehen aus dunklem Schildpatt, die einen sind mit emaillierten vergoldeten Blechen verziert, die anderen mit kabochonförmigen Halbedelsteinen. Die am oberen Rande aufgehängten Täschchen sind mit echten Perlen gestickt, sie dienen zur Aufbewahrung von Stücken der Arekanuß, die der Chinese aus hygienischen Gründen vielfach kaut. Sie gehören gleichfalls zur Toilette einer Frau, wenn die abgebildeten auch aus dem Besitz von Männern stammen. Sie wurden dem Verfasser dieses Aufsatzes bei seinem Scheiden aus Peking von zweien der Minister des Tsungli Yamen, die sie selbst lange benutzt hatten, als Andenken übergeben.*

* Die abgebildeten Gegenstände stammen alle aus der Sammlung des Verfassers und sind von dem Hofphotographen Louis Held in Weimar aufgenommen.

Sommerabend

Die letzte Wolke ist hinabgezogen.
Von Purpurgluten flammt es einmal noch
An ihr hinauf, — und von dem höchsten Joch
Segnet der Tag zum letztenmal die Wogen.
Von seinen goldnen Augen sanft gezogen,
Beginnt der Mond den stillen Wächtergang;
Und träumend lauscht die Flut dem Nachtgesang
Von Wunderfernen, die der Wind durchflogen.

Willrath Dreesen

Digitized by Google

Das Seelenleben bei Kälte und Wärme

Von

Chr. D. Pflaum

(Nachdruck ist untersagt.)

Mit der Bedingtheit unseres Seelenlebens durch die körperliche Umgebung rechnen wir auf Schritt und Tritt. Lehrt uns doch die gewöhnliche Erfahrung, daß Sonnenschein erheitert und trübes Wetter niederdrückt, daß der Bauer ein wesentlich anderes Gesichtsfeld und andere Wertungen hat als der Städter, der Bergbewohner wieder andere als der Talbewohner, daß zwischen ihnen ferner Unterschiede bestehen in der Schnelligkeit der Bildung und des Verlaufs der Vorstellungen usw. Will man einen leicht gewinnbaren und vielseitig charakteristischen Beleg für die in Rede stehenden Verhältnisse haben, so prüfe man nur einmal seine geistige Regsamkeit beim Wechsel von Hell und Dunkel.

Was im besonderen unsere Beeinflussung durch Kälte und Wärme betrifft, so ist ebenso bekannt, daß wir umschriebene Kälte- und Wärmeempfindungen haben, und daß die Temperatur der ganzen uns umgebenden Atmosphäre unser objektives und subjektives Wohlbefinden bestimmt, wie daß die Menschen der kalten, der gemäßigten und der warmen Erdzone sich in ihrem ganzen Verhalten beträchtlich unterscheiden und daß sie es in der Kultur verschieden weit gebracht haben. Indes herrschen so ziemlich allenthalben noch recht vage, wenn nicht falsche Begriffe über die genauere Weise und den Bereich unserer Beeinflussung durch Kälte und Wärme, trotzdem eine Fülle von Tatsachenmaterial unsere Erkenntnis sehr wohl weiter führen könnte.

Die Grundlage des Einflusses von Kälte und Wärme auf das Seelenleben sind jene sogenannten Kälte- und Wärmepunkte der Haut, über die uns die Forschungen namentlich von Blix, Goldscheider und Donaldson die erste genauere Auskunft gegeben haben. Sie vermitteln die Temperaturempfindungen, und zwar die Kältepunkte die Empfindungen von niedrigen und die Wärmepunkte die von hohen Temperaturen. Von einer ganz strengen Gegensätzlichkeit der Kälte- und Wärmepunkte darf man allerdings nicht sprechen, in Rücksicht nämlich auf folgende merkwürdige Tatsachen: Objektiv sehr heiße und objektiv sehr kalte Gegenstände werden gleich, und zwar als stechend, empfunden; prüft man einen Punkt, der sich bei der gewöhnlichen einfachen Untersuchung (durch Berühren etwa mit einer nicht stechenden Bleistiftspitze oder mit einer erwärmten Metallspitze) als empfindlicher Kältepunkt erwiesen hat, mit Temperaturreizen, die allmählich höher werden, so stellt sich erst die Empfindung „eisig“ ein, dann die Empfindungen „kalt“ und „kühl“, dann aber hat man entweder eine ganz unbestimmte Temperaturempfindung oder die Empfindung „warm“, erhält bei weiterer Steigerung des Temperaturreizes, d. h. bei ungefähr + 40 Grad C., wieder eine deutliche Kälteempfindung, die endlich bei einer Temperatur von + 70 Grad C. von einer Schmerzempfindung, neben der eine Temperaturempfindung nicht mehr zu bemerken ist, abgelöst wird; die Wärmepunkte anderseits vermitteln bei Reizung mit Temperaturen von — 5 bis — 13 Grad C. Kälteempfindungen.

Unsere Haut hat mehr Kältepunkte als Wärmepunkte. Ihre Verteilung ist recht

Digitized by Google

ungleichmäßig: sie finden sich zu kleinen Ketten aneinandergereiht oder zu kleinen Gruppen gehäuft, zwischen denen verhältnismäßig größere Felder nur spärlich mit Temperaturpunkten besetzt sind. Unsere Temperaturempfindlichkeit ist in der senkrechten Mittellinie des Körpers durchweg etwas stumpfer als auf den seitlichen Teilen; sie nimmt in den Extremitäten mit der Annäherung an den Rumpf zu; sie ist sehr gering im Unterschenkel und Fuß; sie ist ziemlich gering in der Rückenmitte, der Kopfhaut, der Schleimhaut der Mundhöhle mit Ausnahme der Zungenspitze, der Hand und den Fingern; sie ist sehr hoch auf der Brust, dem Bauch, dem Oberarm, in den seitlichen Teilen der Stirn, der Wange, dem Kinn, den Lippen, der Zungenspitze und den Augenlidern.

Die Empfindlichkeit für Temperaturen ist natürlich, wie jede andere Empfindlichkeit, nur eine für Unterschiede. Die durchschnittlich + 34 Grad C. betragende Eigenwärme der Haut wird von uns als solche überhaupt nicht empfunden. Der Nullpunkt, den diese Eigenwärme der Haut für die Empfindbarkeit von Kälte und Wärme darstellt, wechselt jeden Augenblick je nach der Blutdurchströmung der Haut; er steigt z. B., wenn sich im Fieber die Temperatur des Blutes steigert; er fällt, wenn, sei es, die allgemeine Lebensenergie des Körpers sinkt, sei es, die Arterien sich infolge einer starken Erregung für geringe Zeiträume verengern. Der Nullpunkt wechselt ferner ganz erheblich an den verschiedenen Stellen der Haut, weil die Blutzufuhr nicht an allen Stellen unmittelbar und gleichmäßig und weil überdies unsere Haut stets dem Einfluß der gewöhnlich sehr mannigfach gearteten und temperierten Umgebung (Luft, Bekleidung) ausgesetzt ist und sich diesem Einfluß anpaßt.

Die Befähigung, Temperaturschwankungen wahrzunehmen, ist am größten bei Temperaturen, deren Höhe dem Nullpunkt der Haut am nächsten steht. Wir empfinden hier noch Schwankungen von 1/10 bis 1/20 Grad C. An der Fingerhaut ist die feinste Temperaturempfindlichkeit bei 12 bis 25 Grad C., an anderen Körperteilen bei 26 bis 39 Grad C. Und bekanntlich ist ein Bad von 25 Grad im August kühl; es ist auch im August warm, wenn der Körper unmittelbar vorher mit Wasser von 20 Grad geduscht ist; eine Zimmertemperatur von 21 bis 22 Grad C., die wir im Sommer als weder kalt noch warm empfinden, ist uns im Winter viel zu hoch. Jenseits + 70 Grad C. und — 15 Grad C. erhalten wir überhaupt keine Temperaturempfindungen.

Was endlich die sonstigen Verhältnisse der sinnlichen Wahrnehmung der Temperaturen betrifft, insoweit sie nicht mit den Verhältnissen alles Empfindens identisch sind, so verdient zuvörderst angemerkt zu werden, daß die Kältereize präzis, blitzartig, räumlich umschrieben wahrgenommen zu werden, daß die Kälteempfindungen stark einzusetzen und dann abzunehmen pflegen, während die Wärmereize gewöhnlich gewissermaßen stumpf und diffus wahrgenommen werden, die Wärmeempfindungen schwach einsetzen und allmählich stärker werden. Der Temperaturreiz darf ferner nur auf eine beschränkte Stelle der Haut einwirken, wenn er als solcher klar empfunden werden soll: ein die ganze Haut gleichförmig treffender Temperaturreiz, wie er z. B. beim Sprunge in ein kaltes oder warmes Bad gegeben ist, wird natürlich auch als solcher empfunden, aber seine Wahrnehmung ist gleichzeitig mit zu stark gefühlsbetonten Gemeinempfindungen, um sich auch nur momentan klar und bestimmt als solche behaupten zu können, ganz abgesehen davon, daß sich die Anpassung der Haut an ihr neues Milieu sofort und in der ganzen Ausdehnung vollzieht. Jener Frost oder Schauer und jene behagliche Wärme, die wir während des Verweilens im Bade häufig haben, ist nicht sowohl Temperaturempfindung, die dem Temperaturreize des Wassers entspricht, sondern vielmehr ein Komplex mannigfaltiger starker Empfindungen, die von den durch den plötzlichen Temperaturwechsel und wohl auch durch andere physikalisch-chemische Eigenschaften des Wassers in den inneren Organen des Körpers und im Blutumlauf hervorgerufenen Veränderungen stammen. Ein und dieselbe Temperatur wird bei der Einwirkung auf eine größere Fläche stärker empfunden als bei der Einwirkung auf eine kleinere; wenn man z. B. den Zeigefinger, ein anderes Mal die ganze Hand, ein drit-

Digitized by Google

tes Mal den Arm in kaltes Wasser taucht, so ist die Kälteempfindung im zweiten und noch mehr im dritten Falle nicht bloß ausgebreiteter, sondern auch stärker als im ersten.

Unsere Temperaturempfindlichkeit überhaupt, vermöge deren wir den objektiven Temperaturen gewöhnlich und von Jugend an ausgesetzt sind, die ebenso auch für das Leben und den Lebensinhalt unserer Vorfahren von Bedeutung gewesen und damit ein Faktor der Beschaffenheit unseres materiellen und kulturellen Erbteils geworden ist, hat natürlich eine weit größere Tragweite und Wichtigkeit für den Verlauf des gesamten Seelenlebens, als die neben anderen Empfindungen bewußt werdenden, mehr und minder schwachen und umschriebenen Temperaturempfindungen ahnen lassen. Daß dem so sein kann, erhellt aus der oben mitgeteilten Tatsache, daß Temperaturreize, die unsere Haut in ganzer Ausdehnung treffen, nach einem Moment des Überganges nicht mehr direkt als solche bewußt sind, daß hingegen solche Temperaturreize, wofern sie von der gewöhnlichen Temperatur unserer Umgebung erheblicher abweichen, mit dem Grade dieser Abweichung und der Dauer der Einwirkung vermöge der so entstehenden Veränderungen in unserem Organismus auch steigende Bedeutung in unserem Bewußtsein gewinnen. Solche Bedeutung pflegt die Gewöhnung, die sich vollziehende Anpassung des Individuums an seine Umwelt zu verschleiern, und es bedarf einer in jeder Hinsicht weitreichenden Beobachtung des eigenen Inneren und der Menschen, um sie herauszustellen.

Die Bedeutung der Temperaturempfindlichkeit für das Seelenleben entspricht der Bedeutung, welche Kälte und Wärme für alle Naturvorgänge besitzt. Der Landwirt weiß am besten, welches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Temperatur und den organischen Prozessen in der Pflanzen- und in der Tierwelt besteht. Wer die Pflanzen- und Tierwelt verschieden temperierter Zonen miteinander auch nur oberflächlich vergleicht, wird Art und Maß des Abhängigkeitsverhältnisses auch sogleich erkennen. Die größere Üppigkeit der Vegetation in den wärmeren Zonen, die Unfruchtbarkeit der kalten und die Einseitigkeit der Vegetation in den heißen Zonen lehren uns auch die Art des Einflusses von Wärme und Kälte und der verschiedenen Temperaturhöhen auf das organische Geschehen vermuten. Kälte befördert, wie auch physikalisch-chemische Experimente des genaueren dargetan haben, den chemischen Zerfall und schwächt die Energie der gesamten organischen Lebensvorgänge. Wärme hingegen löst zwar gleichfalls chemische Komplexe, aber sie befördert auch die Bildung neuer Komplexe, sie befördert im besonderen die organische Bindung und ist eine unerläßliche Bedingung für das Werden und gedeihliche Bestehen der Lebensfunktionen, wofern sie gewisse Grenzen nicht übersteigt und nicht zur Hitze wird. Auch die Hitze wirkt Zerfall, zerstört organisches Geschehen.

Die Kälte verengt die Blutgefäße und verhindert so, daß die Organe von einer größeren Blutmenge durchflossen werden. Sie hemmt den Atemrhythmus und ruft ein Muskelzittern hervor, das in jedem Augenblick neue Muskelstellungen mit sich bringt. Hiermit ist ein wesentliches Hindernis ruhigen Werdens und Verharrens der Vorstellungen, gegen das auch die willkürliche Aufmerksamkeit wenig oder nichts auszurichten vermag, gegeben. Bei Kälte vermindert sich ferner die automatische Regsamkeit unserer Sinnesorgane. Dies bedingt eine Verringerung der Zahl der sinnlichen Eindrücke und kleinen Erlebnisse. So fehlt es denn bei Kälte an den wichtigsten Voraussetzungen zu geistiger Arbeit, es fehlt im besonderen an dem sinnlichen Material, an dem Kontingent frischer Erfahrungen, die miteinander und mit unserem bisherigen geistigen Besitz in Beziehungen zu setzen wären.

Der Frierende läßt sich an unbestimmten Eindrücken genügen, er legt kein Gewicht auf die Klarheit seiner Vorstellungen und die Präzision seiner Begriffe und Urteile. Der Frierende läßt sich auch an den unmittelbaren Eindrücken der Reize genügen, er geht ihnen nicht weiter nach und unterläßt es, sie zu vergleichen, sie in die Gesamtheit seiner bisherigen Erfahrungen einzuordnen und sie zu bewerten. Beispielsweise beim Hören der verschiedenen Geräusche von der Straße her unterläßt der Frierende regelmäßig, sich die Gesichtsbilder der die Geräusche bewirkenden Dinge und Vorgänge

Digitized by Google

zu vergegenwärtigen; beim Anblick der uns bekannten oder durch die Aufschrift ihrer Einbände den Inhalt erkennen lassenden Bücher im kalten Bibliothekzimmer denken wir nicht, es sei denn aus dringendem Anlaß und mit besonderer Anstrengung, an ihren Inhalt. Bei verwickelten seelischen Tätigkeiten machen sich die Einflüsse der Kälte nicht minder oder vielmehr erst recht geltend; die Notwendigkeit, stets auf die Außenwelt zu achten und sich gegen die Kältereize zu verwahren, geht mit der Abneigung gegen das Hervorrufen und Sichvertiefen in Erinnerungen sowie gegen intensives Denken gleichen Schritt. Wer friert, erzählt schlecht und hört schlecht zu, unterläßt vor allem, sich in die Situationen einzuleben und sie zu durchdenken: der Schauspieler ist bei der Probe im ungeheizten Theatersaal nur äußerlich bei seiner Rolle, er lebt nicht in ihr und ist nur mit ihren Worten und den gröberen Gesten in den gegebenen Momenten vertraut; der frierende Hörer in einer kalten Kirche folgt höchstens mit Überwindung der Predigt und erfaßt, wenn überhaupt etwas, von ihrem Geiste nur wenig; dem Kaufmann gelingt das Anpreisen im kalten Laden schwer, weit schwerer als im warmen Laden.

Was im besonderen den Einfluß der Kälte auf Gedächtnis und Erinnerung betrifft, so bietet uns ein Bericht Ribots in seinem Buche über die Krankheiten des Gedächtnisses eine interessante Kennzeichnung. Ribot erzählt von einem Reisenden, der bei längerer Einwirkung von Kälte jedesmal eine Schwächung seines Gedächtnisses feststellte, indem er nicht rechnen und die einfachste Rechnung keine Minute behalten konnte. Mit diesem Berichte Ribots stimmt die Tatsache überein, daß im russischen Feldzuge 1812 bei den französischen Soldaten ein auffälliger Verlust des Namengedächtnisses eintrat, derart, daß sie die gewöhnlichsten Dinge nicht mehr zu benennen vermochten.

Unter den einzelnen Momenten seelischen Geschehens unter dem Einfluß von Kälte ist mancherlei Eigentümliches. Beachtung heischt zunächst die starke Minderung der Geruchsempfindungen. Bei heftiger Kälte treten bei feinfühligen Personen Vorstellungsverbindungen auf, die von einer Berührung mit Eisen und anderen Metallen, mit Steinwänden, Glas und Porzellan, mit polierten Flächen usw. abhalten, hingegen anregen, eine Berührung mit Holz, Stroh, Tuchstoffen u. dergl. zu erstreben oder wenigstens nicht zu scheuen. Das Spitze, Scharfe, Rauhe, Glatte, Holprige kommt uns bei starker Kälte viel bestimmter zum Bewußtsein als sonst und erzeugt Vorempfindungen der Berührung; man vergegenwärtige sich, wie anders z. B. die spitzen Stäbe eines Eisengeländers, die Schärfe der Schneide eines Fleischermessers, die Stacheln des entblätterten Rosenstrauches, die Glätte der Eisbahnfläche, die Unregelmäßigkeiten des gefrorenen Erdbodens uns im Winter zum Bewußtsein kommen wie in wärmerer Jahreszeit. Das Studium der Lebensweise und Eigenart der Eskimos wird noch weiteres, aus dem hier in Rede stehenden Gesichtspunkt interessantes Tatsachenmaterial liefern, dessen Auseinandersetzung mich indes zu weit führen würde; man lese u. a. Nansens Berichte in „In Nacht und Eis“ über die Eskimos! Charakteristisch ist der Zustand von Teilnahmlosigkeit, von Trägheit und träumerischem Wesen, der Nansen und die Besatzung der „Fram“ während deren Stilliegens im Winter und Frühjahr 1895 befallen hat. Eine sehr beachtenswerte Eigentümlichkeit des unter dem Einfluß der Kälte sich vollziehenden Seelenlebens ist schließlich die geringe Neigung zu ästhetischen und moralischen Wertungen: den Frierenden läßt die schönste Winterlandschaft, die herrlichste Musik und anderseits ebenso das Häßliche und sonst Widerwärtige ziemlich „kalt“, und seine Teilnahme an moralischen Fragen ist schwach.

Ganz analog steht es mit der Erlebbarkeit der besonderen Einflüsse der Wärme auf das Seelenleben. Es tritt hinzu, daß störende Einflüsse schneller und nachdrücklicher sich im Bewußtsein geltend machen als fördernde, wie sie der Wärme eigentümlich sind; was so viel besagt, als daß mäßige Erhöhungen der uns umgebenden Temperatur wohl als solche, nicht indes als Faktoren eigentümlicher Vorgänge bemerkbar werden. Aber auch der Umstand ist bedeutsam, daß, während Stärke und Umfang der Wirkungen der Kälte mit dem Grade der Kälte zunehmen, von einer entsprechenden Zunahme

Digitized by Google

der Wirkungen der Wärme nicht die Rede sein kann; im Gegenteil, die im großen und ganzen günstigen Wirkungen der Wärme bestehen nur bis zu einer recht mäßig hohen Grenze, jenseit deren mit dem Wandel der Wärme in Hitze sich ganz entgegengesetzte, nämlich steigend ungünstige Wirkungen auf das seelische Geschehen einstellen.

Die Hitze dörrt den Erdboden aus, mindert die vegetativen Tätigkeiten des Organismus, macht seine Muskulatur erschlaffen. Wärme und Hitze halten von häufiger Bewegung ab und verursachen rasch Ermüdung. Bei Wärme haben die Blutgefäße zwar ihre größte Weite, und die die Organe des Körpers bespülende Blutmenge hat ihr Maximum, aber das Blut verbrennt viel rascher, und seine Qualität wird schlechter, wofern nicht die Nahrungszufuhr dieser Verschlechterung entgegenwirkt. Die erwähnte Minderung der vegetativen Tätigkeiten aber bringt es mit sich, daß die Nahrungszufuhr die Verbrennung unter dem Einfluß der äußeren Wärme nicht ganz wett macht.

Die Wärme höheren Grades bringt nicht minder als die Kälte eigentümliche Veränderungen des seelischen Geschehens in seinem Gesamtcharakter wie in Einzelheiten mit sich. Sehr lehrreich ist hierfür die Beobachtung unkultivierter Personen der heißen Zone. Der Umstand, daß sie träge sind, hat seinen natürlichen Grund; daß sie es weder zu einer einigermaßen weitsichtigen und planmäßigen Wirtschaft bringen, selbst wenn der äußere Anlaß oder die Anleitung zu einer solchen gegeben ist, noch eine wahre Volkstradition haben, wird dadurch verständlich, daß bei ihnen auch das bewußt zeitliche Gliedern der Bewußtseinsinhalte neben oder auch an Stelle der räumlichen Gliederung wesentlich fehlt und die Eindrücke kommen und gehen, ohne mit den gleichzeitigen und vergangenen Erfahrungen in assoziative oder gar gedankliche Beziehung zu gelangen. Diese Armut der Assoziationen bei stärkerer Wärme, d. h. der Umstand, daß ein Eindruck nicht in alle, bei normaler Temperatur sich an ihn knüpfenden Beziehungen zu früheren Erlebnissen tritt, ist sehr wichtig. Wie sie uns die geringe geistige Entwickelung der Tropenbewohner, ihre Gedankenlosigkeit und schwache Bildungsfähigkeit erklärt, läßt sie uns auch jene für den Schwitzenden charakteristische Abneigung gegen alles Denken begreifen. Ihre Tragweite offenbart sich ferner in einer gewissen Einseitigkeit unseres bewußten Verhaltens bei Hitze: nur Sehen, nur Hören, nur Riechen, hingegen Abwehr komplexer Eindrücke, Abneigung gegen Kombinationen. Damit stellt sich allmählich eine gewisse gefühlsmäßige Verschmelzung des Ich mit seiner Umwelt ein, das Ich hört auf, ein besonderer ausgeprägter Bewußtseinsinhalt neben und im Gegensatz zu den ihm zukommenden Eindrücken zu sein, Ich und Außenwelt stehen im Bewußtsein nicht mehr deutlich einander gegenüber. Zugleich steigert sich, was ohne weiteres verständlich ist, auch die Suggestibilität des Individuums, es steht äußeren Einflüssen mehr offen als sonst, entschließt sich und handelt im Banne des Augenblicks, wenngleich so seinen Überzeugungen und reiflich erwogenen Absichten wenig Genüge geschieht.

Um solche Wirkungen hoher Temperatur auf das Seelenleben zu erkennen, braucht man übrigens keineswegs den Unkultivierten der heißen Zone und den Schwitzenden aufzusuchen und zu beobachten. Auch des Italieners Begeisterung für das „dolce far niente“, die auf gut Deutsch nichts anderes als Verhimmelung der geistigen und praktischen Trägheit bedeutet und einen starken Mangel an Tatkraft bekundet, ist aus der hohen Jahrestemperatur, unter der er lebt, zu erklären. Nicht minder ist es eine beharrende Eigentümlichkeit der Schmiede, Schlosser, Bäcker u. a., d. h. solcher Personen, die zumeist am Feuer arbeiten, auf Suggestionen prompt zu reagieren. Sie haben, wie man zu sagen pflegt, viel Temperament, ermangeln der Selbstbeherrschung und gehen rasch bis zu Gewalttätigkeiten. Die persönlichen Momente darf man hier so wenig außer acht lassen, wie wenn ganz allgemein und mit gutem Recht dem Südländer im Vergleich mit dem Nordländer große Leidenschaftlichkeit, Leichtsinn, Leichtlebigkeit zugeschrieben wird. Damit ist gar kein Werturteil zugunsten der einen oder zuungunsten der anderen ausgesprochen, es wird keineswegs den einen oder den anderen bestritten, daß auch sie wegen oder trotz

Digitized by Google

ihrer Eigenart der Kultur der Menschheit einen bedeutsamen Beitrag geleistet haben.

Die oben erwähnte Neigung feinfühliger Personen zu gewissen Vorstellungskombinationen unter dem Einfluß von Kälte findet sich entsprechend unter dem Einfluß von Wärme und Hitze: besonnte Flächen, geheizte Maschinen, brennende Lichter, Polster, räumliche Einengungen u. dgl. werden „instinktiv" gemieden, Steinwände, Laubgänge, fließendes Wasser, Gegenstände von Glas, Porzellan, polierte Flächen u. dgl. in Erwartung ihrer Kühle „instinktiv" erstrebt. Während man ferner sagen darf, daß eine warme Temperatur dem ästhetischen Verhalten förderlich ist, muß man bekennen, daß eine zu warme Temperatur offenbar die gegenteilige Wirkung hat. Denn man begegnet bei Bewohnern heißer Zonen sehr groteskem Schmuck, maßlosen Überladungen, sinn- und zweckloser Pracht und demgemäß einer halbreifen, weil undisziplinierten und nicht durchgeistigten künstlerischen Betätigungsweise. Anderseits gilt allgemein, daß bei großer Wärme, bei Hitze eine sehr starke Abwehr alles Unästhetischen vorhanden ist: schmutzige Flüssigkeiten, das Insekt in der Suppe u. dgl. beleidigen bei Hitze mehr als bei Kälte.

Was das ästhetische Verhalten bei wärmerer Jahrestemperatur betrifft, so verdient die Rücksicht, welche Südländer unter allen Umständen und in jeder Angelegenheit auf das Formale, auf die Erscheinungsweise nehmen, als charakteristisch besonders hervorgehoben zu werden. Namentlich die Art zu sprechen, welche der Südfranzose oder der Italiener hat, ist geeignet, hierüber zu belehren: auf die bedeutende Gebärde und auf das Gebärdenspiel überhaupt wird das größte Gewicht gelegt, die große Phrase entscheidet. Der Deutsche oder der Engländer wird, auch wenn sonst keine Kennzeichen an ihm bemerkbar wären, dem Franzosen und Italiener gegenüber unschwer daran zu erkennen sein, daß ihm das diesen eigentümliche lebhafte Gebärdenspiel und Gestikulieren abgeht. Wer heutzutage noch eine ausgebildete, nicht durch Stummheit, Taubheit oder sonstige Gebrechen veranlaßte Gebärdensprache kennen lernen will, muß sich in den Straßen Neapels aufhalten. Daß die hier zu beobachtende Schätzung der äußeren Erscheinung auch in der Kunst vielfältig und eigentümlich zur Äußerung kommen muß, liegt auf der Hand, und es wäre zu wünschen, daß bei der wissenschaftlichen Untersuchung sowohl der antik-klassischen als auch der späteren Kunst der Nationen warmer Zone mehr als bisher in Erwägung gezogen würde, welchen Anteil direkt und indirekt die Temperatur, unter der die Künstler gelebt und gewirkt haben, an der Eigenart ihrer Werke hat. Übrigens hat erst vor kurzem ein italienischer Ästhetiker, Benedetto Croce, das Wesen des ästhetischen Verhaltens und der künstlerischen Betätigung als „Ausdruck" bezeichnet; das will besagen eine Bevorzugung der Form, der Erscheinung vor dem Inhalt oder vielmehr eine alleinige Anerkennung der Erscheinung, der Äußerung im Gegensatz zum Objektiven, zum Sachlichen, zum Inhalt, den wir neben der Erscheinung zu schätzen wissen und zu schätzen pflegen.

Am günstigsten für den Verlauf, die Energie und Fruchtbarkeit des Geisteslebens ist eine mäßig warme Temperatur, eine Temperatur, die uns außer bei eigens auf sie gerichteter Aufmerksamkeit nicht sonderlich bewußt wird und also der Eigentemperatur des Organismus nahe steht. Den Einfluß dieser mäßig warmen und natürlich einigermaßen beständigen Temperatur auf das seelische Geschehen im einzelnen darzulegen, würde nicht viel weniger bedeuten, als unser normales Bewußtsein und bewußtes Verhalten, sowie unsere geistige Entwickelung kennzeichnen — was hier ebenso überflüssig, wie in wenigen Zeilen unausführbar ist. Gestattet sei zum Schluß nur der Hinweis auf die Geschichte und die Ausbreitung unserer, d. h. der höchst erreichten Kultur, die deutlich zeigt, wie sehr unser geistiges Werden und Sein von der gemäßigten Temperaturzone bedingt und wie groß die Bedeutung ist, die unter den Faktoren unserer geistigen Entfaltung der Wärme unserer Umwelt gebührt.

Digitized by Google

Robert Schumann

Zum Gedächtnis seines Todes am 29. Juli 1856

Von

Eugen Sachße

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 29. Juli 1906 sind es fünfzig Jahre, daß Robert Schumann nach schmerzlichen Leiden von uns geschieden ist; da ziemt es sich, seiner zu gedenken und dankbar zu betrachten, was er uns ist. Es gibt Genies, welche mühelos ihr inneres Leben in schöner Gestalt darstellen, sie sind die gottbegnadeten Sonnenkinder, erhabene Geister, welche über dem Staub der Erde schweben. Es gibt Talente, welche auch voll sind von Geist und Leben, aber mit viel Mühe und Arbeit suchen sie die Form, in welcher sie darstellen, was sie empfinden, und oft merkt man ihren Werken den Schweiß der Arbeit an. Zu diesen gehört Robert Schumann. Er war zuerst ein Kämpfer, der aus Dunkelheit mit ernstem Streben zur Klarheit hindurchdrang. So erst ward er ein gottbegnadeter Künstler, der durch seine Gaben uns auf die sonnigen Berge der Schönheit führt. Er war endlich ein edler Charakter, der uns Verehrung und wehmütige Liebe abnötigt. Das sind die drei Züge, die uns das vollständige Bild seines geistigen Wesens geben.

Er war ein Kämpfer. Schon um seinen Beruf hat er kämpfen müssen. Dieser Kampf ist Mozart und Beethoven erspart geblieben. Sie wuchsen auf unter Musik, sowohl ihre Geburt wie ihre Neigung zeigte ihnen den Lebensweg, den sie ohne Besinnen wandelten. Schumann stammte aus einer unmusikalischen Familie. Sein Vater war Verlagsbuchhändler in Zwickau, ein strebsamer, geistig bedeutender Mann, aber der Musik stand er fern; seine Mutter war verständig und fleißig wie der Vater, sorgsam für ihre Kinder, aber auch ohne Verständnis für Musik. Robert wurde 1810 als jüngstes von fünf Kindern geboren. Verwöhnt in der Familie, vielleicht etwas verzärtelt von der Mutter, wollte er bei seinen Altersgenossen herrschen und war ebenso unnachgiebig wie empfindlich, wenn er seinen Willen nicht durchsetzte. Dabei war er eine in sich gekehrte, melancholische Natur, welche häufig zerstreut erschien. Seine ganze Neigung wandte er der Musik zu. Sein erster Lehrer war der Gymnasiallehrer Kuntsch. Neun Jahre alt, hörte er Moscheles in Karlsbald spielen und empfing einen unverlöschlichen Eindruck. Durch großen Fleiß brachte er es zu einer bedeutenden Fertigkeit und spielte öfter in Konzerten. In einem derselben trug er die Konzertvariationen von Henri Herz vor über das Thema: „Ich war Jüngling noch an Jahren“. Die Sinfonien von Haydn, Mozart und Beethoven spielte er vierhändig. Dabei komponierte er Tänze und Lieder, aber ohne jede ordentliche Anleitung. Sein schwärmerischer Sinn wurde auch angezogen durch Jean Paul, dem er zeitlebens eine große Verehrung bewahrte. Der Vater erkannte, daß in dem jungen Robert etwas Besonderes sei; er schrieb deshalb an Karl Maria von Weber in Dresden, schilderte die Neigung seines Sohnes und fragte an, ob er sich ganz der Musik widmen solle. Leider bekam er keine Antwort. Bereits 1826 starb er; bei längerem Leben würde er dem Sohn manchen Kampf erspart haben.

Mit achtzehn Jahren absolvierte dieser das Gymnasium in Zwickau und wollte nun Musiker werden. Aber Mutter und Vor-

Digitized by Google

Al. Borissow: Kirche, erbaut vom Großindustriellen Ssibirjakow in Nikolskoje am Jugorski-Schar, an einem Julitage.

Zu Norden: Alexander Borissow und sein Werk.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

mund widersprachen, das sei eine brotlose Kunst. So fügte er sich und ging nach Leipzig, um die Rechte zu studieren. Aber nur äußerlich; er hörte kein Kolleg, dagegen nahm er bei Friedrich Wieck Unterricht in Klavierspiel. Er übte eifrig, aber die Harmonielehre war ihm langweilig. Hier lernte er auch die Kammermusik, Trios und Quartette, spielen und lieben. Für Klara, die Tochter seines Lehrers, die damals neun Jahre alt war und zu großen Hoffnungen berechtigte, empfand er die Freundschaft eines älteren Bruders. 1829 zog er nach Heidelberg; aber auch hier vermochte ihn der geistreiche Thibaut wohl für die Reinheit der Tonkunst, nicht aber für die Rechtswissenschaft zu begeistern. Er übte fleißig, zeitweise sieben Stunden täglich; bei Fahrten in das Rheintal hatte er sogar ein stummes Klavier bei sich, um beständig zu üben. Bald galt er in Heidelberg als der erste Klavierspieler und trat häufig in Konzerten auf. Auch komponierte er und phantasierte frei; sein Freund Töpken berichtet, letzteres habe auf ihn den größten Eindruck gemacht. Im Frühjahr 1830 spielte Paganini in Frankfurt; Schumann reiste hin, ihn zu hören, und war seitdem entschlossen, Musiker zu werden. Er meinte, wenn er noch drei Jahre übe, werde er Moscheles erreichen. Am 30. Juli 1830 entschloß er sich endlich, an seine Mutter zu schreiben. „Folge ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst und ich glaube zum rechten Weg. Aber eigentlich war mir's immer, als verträtest du mir den Weg dazu, wozu du deine guten mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah, und die du und ich die schwankende Zukunft und das unsichere Brot nannten." Aber nun ist er entschlossen, den gewagten Schritt zu tun; seine Neigung ist stärker als alle Bedenken. Er bittet die Mutter, sie möge seinen Lehrer Wieck um Rat fragen. „Denk an den großen Geist unseres guten Vaters, der mich früh durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte." Diese entschiedene und freundliche Vorstellung machte die Mutter schwankend, sie schrieb an Wieck. Dieser gab den verständigen Rat, Schumann solle zunächst ein halbes Jahr unter seiner Leitung Musik studieren, dann wolle er die Frage beantworten. Der Rat wurde befolgt: Robert kehrte im Herbst 1830 nach Leipzig zurück, wohnte bei Wieck und widmete sich ganz der Musik. Die Frage, ob er dabei bleiben solle, wurde nicht mehr aufgeworfen. Seine Briefe sind seitdem voll Freude und Zuversicht; er hatte nun gefunden, was sein Herz befriedigte. Wohl wäre es besser gewesen, er hätte früher diesen Entschluß gefaßt; aber sein weicher Charakter und die Pietät gegen seine Mutter machten ihm das unmöglich. Er selbst schreibt im Jahre 1838: „Wäre ich in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen wie Mendelssohn, von Kindheit zur Musik bestimmt, würde ich euch samt und sonders überflügeln; das fühle ich an der Energie meiner Erfindungen. Mein Vater erkannte mich frühzeitig und hatte mich zum Musiker bestimmt, doch die Mutter ließ es nicht zu."

Doch fast am Ziel, fand er eine neue Schwierigkeit. Er übte mit äußerstem Fleiß, denn er wollte Moscheles erreichen; er erfand allerlei Mittel, die Finger stark, gelenkig und unabhängig voneinander zu machen. Aber im Juni 1831 schmerzte ihn der Zeigefinger der rechten Hand, er mußte aufhören zu üben. Er wandte sich an Ärzte, hoffte auf Heilung, aber 1832 überzeugte er sich, daß seine Hand unheilbar gelähmt und es ihm versagt sei, Klaviervirtuose zu werden. Mancher andere würde darüber verzagt geworden sein; aber hier wurde es offenbar, daß Schumann mehr als Virtuose war, daß ein schaffender Künstler in ihm steckte. Nicht einen Augenblick dachte er daran, seinen Beruf aufzugeben; er findet diesen Schaden sogar heilsam: nun sei er genötigt, sich ganz auf die Komposition zu werfen. In der Tat behielt er zeitlebens eine Schwäche in der rechten Hand; doch konnte er so viel spielen, als er für seine Komposition bedurfte. So studierte er eifrig Komposition unter Heinrich Dorn, der später Musikdirektor der Königlichen Oper in Berlin war; zeitlebens blieb er mit ihm befreundet. Ebenso studierte er die Instrumentation des Orchesters, denn seine Pläne gingen ins Weite. Leider starb seine Mutter 1836, ehe seine Bedeutung anerkannt war.

Noch ein anderes Gebiet der Arbeit suchte er sich, als ihm das Virtuosentum verschlossen war: die literarische Tätigkeit. Schu-

Digitized by Google

mann gründete in Leipzig die „Neue Zeitschrift für Musik", und dadurch verwickelte er sich in neue Kämpfe.

Er schildert selbst die Entstehung der Zeitschrift. Zu Ende des Jahres 1833 fand sich allabendlich und wie zufällig eine Anzahl meist jüngerer Musiker zusammen, zunächst zu geselliger Versammlung, nicht minder aber zum Austausch der Gedanken über Musik. Man kann nicht sagen, daß die damaligen musikalischen Zustände Deutschlands sehr erfreuliche waren. Auf der Bühne herrschte Rossini, auf dem Klavier Herz und Hünten. Und doch waren erst wenige Jahre verflossen, seit Beethoven, Weber und Schubert lebten. Beethoven wurde nur von wenigen verstanden, seine Musik galt als unschön und gewaltsam. Da erwuchs der Gedanke, man wolle durch die Gründung einer Zeitschrift das musikalische Verständnis fördern und die Poesie in der Musik zu Ehren bringen. So entstand 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik"; Schumann, der nur Mitarbeiter sein wollte, mußte sich entschließen, die Leitung zu übernehmen. Als Grundgedanken verkündete er, die ältere Zeit anzuerkennen, die nächstvergangene als eine unkünstlerische zu bekämpfen, die kommende als eine neue poetische vorzubereiten und zu beschleunigen. Seine vornehmsten Genossen waren der begabte Ludwig Schunke, der leider schon 1834 starb, und Karl Bank; auch Friedrich Wieck war im Bunde. Sie wollten die musikalischen Philister bekämpfen, deshalb nannten sie sich die Davidsbündler. Florestan, Eusebius und Raro waren nicht Personen, sondern Erfindungen Schumanns, „Florestan und Eusebius ist meine Doppelnatur, die ich wie Raro zu einer Person verschmelzen möchte." Eusebius ist der zarte, sanftbesaitete Jüngling, der die Schönheiten eines Werkes schnell empfindet und seine Schwächen übersieht: Florestan der brausende, übermütige Sturmläufer, der die Mängel rasch aufspürt und scharf tadelt; Raro (Friedrich Wieck) der gerechte, besonnene Meister. Schumann vertrat die Musik von Bach, Beethoven, Weber und Schubert. Voll Lobes ist er über Mendelssohn, Ferd. Hiller, Wilh. Taubert, Rob. Franz, Niels Gade; Chopin begrüßt er als aufsteigendes Meteor; auch über Stephen Heller, Adolf Henselt und Berlioz äußert er sich mit großer Anerkennung. Scharf bekämpfte er die Verderber der Musik; wohl das Schärfste hat er über Meyerbeers „Hugenotten" geschrieben.

Klara Wieck als Braut Robert Schumanns. Nach einer Zeichnung von Cäcilie Brandt.

Mit dem Erfolg seiner Zeitschrift unzufrieden, reiste Schumann im September 1838 nach Wien, um die Redaktion dorthin zu verlegen. Er fand jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten und kehrte im April 1839 nach Leipzig zurück. Aber einen Gewinn brachte diese Wiener Reise doch. Er besuchte den Bruder von Franz Schubert und fand dessen Nachlaß, darunter vier Messen, einige Opern, vor allem die C-Dur-Sinfonie, welche Mendelssohn bald darauf in Leipzig zum erstenmal aufführte. Seitdem war Schumann der Redaktion müde. „Könnte ich erst die Zeitung ganz wegwerfen, ganz der Musik leben als Künstler, nicht mit so vielem Kleinlichen

Digitized by Google

zu schaffen haben, was ja eine Redaktion mit sich bringen muß, dann wäre ich ganz heimisch in mir und auf der Welt. Vielleicht bringt dies die Zukunft noch, und dann gibt es nur Sinfonien von mir zu verlegen und zu hören.“ So schrieb er 1839. Schon im folgenden Jahre geschah, was er wünschte: er wandte sich fast ausschließlich der Komposition zu.

Robert Schumann. Nach einer Lithographie von Kriehuber in Wien aus dem Jahre 1839.

Den letzten und aufreibendsten Kampf mußte Schumann führen, um seine Gattin Klara Wieck zu gewinnen. Bis dahin hatten die Frauen keine große Bedeutung für sein inneres Leben. Eine flüchtige Verehrung für Meta Abegg aus Mannheim, die er in einer Gesellschaft in Heidelberg kennen lernte, ist uns nur dadurch bekannt, daß er über ihren Namen (Abegg) ein Thema mit Variationen komponierte. Als er nach Leipzig zurückkehrte, führte ihn sein Freund Schunke in das Haus des begüterten Kaufmanns Voigt ein, dessen Gemahlin Henriette eine tüchtige Klavierspielerin war. Er hat fleißig dort verkehrt, unter den Davidsbündlern führte sie den Namen Eleonore; treue Freundschaft verband die beiden bis zum Tode der Freundin (1839). Eine ernsthafte Neigung zog ihn zu Ernestine von Fricken aus Asch, welche 1834 als Schülerin Wiecks nach Leipzig kam. Er fand Gegenliebe, und obwohl der Vater Ernestine im September 1834 nach Hause holte, da er von Schumanns Neigung gehört hatte, verlobten sie sich schriftlich. Zweimal hat er sie in Asch besucht. Der Name dieser Stadt gab ein Thema von vier Noten (a, es, c, h), welches er in mehreren Stücken seines „Karneval“ behandelte; unter den Davidsbündlern führte sie den Namen Estrella. Aber allmählich erlosch seine Neigung; sie hatte ihm verschwiegen, daß sie ein illegitimes Kind und als solches arm war; auch ging ihr eine tiefere Bildung ab. Dafür erwuchs in seinem Herzen eine lebhafte Neigung zu Klara, der Tochter seines Lehrers Wieck. Er kannte sie seit ihrem neunten Jahre, hatte mit ihr wie ein älterer Bruder verkehrt, ihr oft Märchen und Spukgeschichten erzählt und dabei ihr musikalisches Talent bewundert. Jetzt entwickelte sich das Kind zur Jungfrau, und im Sommer 1835 wurde er sich seiner Liebe zu ihr bewußt. Sie bekennt, daß sie ihn immer geliebt und seine Verlobung mit Ernestine ihr bitteren Schmerz verursacht habe. Im November 1835 gestanden sie sich gegenseitig ihre Liebe. Nun löste Schumann sein Verhältnis zu Ernestine; diese ging auch bereitwillig und freundlich darauf ein und blieb ihm weiterhin freundschaftlich verbunden; 1838 ehelichte sie einen Grafen von Zedtwitz. Aber ein anderes unerwartetes Hindernis fand er in dem hartnäckigen Widerstand des Vaters. Zehn Jahre seines Lebens hatte dieser darauf verwandt, Klara zu einer Künstlerin auszubilden; jetzt wollte er Ehre und Lohn von seiner Arbeit haben. Klara sollte zunächst unvermählt bleiben, später aber eine glänzende Partie machen. Dieser Widerstand verursachte Schumann überaus schmerzvolle Kämpfe, welche über vier Jahre dauerten, sein weiches Gemüt tief verwundeten und seine Gesundheit untergruben. Als Wieck merkte, daß ein Verhältnis bestand, schrieb er an Schumann einen beleidigenden Brief, verbot ihm das

Digitized by Google

Haus und gebot seiner Tochter, jeden Verkehr mit ihm zu meiden. Klara war gehorsam, und nun hörte jeder Verkehr der beiden auf. Schon am 15. Dezember 1830 hatte Schumann geschrieben: „Spricht Wieck in seinem oder Klaras Interesse, dann wird er wild wie ein Bauer.“ Das mußte er nun selbst erfahren. Klara war schon die gefeierte Künstlerin, deren Ruhm Deutschland erfüllte; der Vater wollte sie zunächst nicht aus den Händen geben, vor allem nicht einem so unbedeutenden Mann, wie Schumann damals in seinen Augen noch war. „Schumann ist zu phlegmatisch, kein Mensch kauft seine Kompositionen. Hat er schon einen ‚Don Juan‘ oder einen ‚Freischütz‘ komponiert?“ Das waren freilich hohe Forderungen! Sodann machte er geltend, daß Schumann zu geringe Einnahme habe. Darin mußte ihm Schumann recht geben: er hatte fünfhundert Reichstaler aus seinem Vermögen, fünfhundert Reichstaler als Redakteur; aber das war eine unsichere Einnahme, und die Honorare waren nicht zu rechnen. Man kann es also billigen, daß Wieck nicht sofort zustimmte; aber er wies ihn so beleidigend ab, daß Schumann sein Haus nicht mehr betreten konnte. Und nun entstand die bange Sorge, ob Klara trotz des Vaters ihm treu bleiben werde. Anderthalb Jahre lang begnügte er sich, sie nur zuweilen von fern zu sehen. Da aber ertrug er es nicht länger. Am 13. August 1837 fragte er sie in einem heimlichen Briefe, ob sie ihm noch treu sei. Und umgehend bejahte sie diese Frage. Sie sahen daher den 13. August als ihren Verlobungstag an, und Schumann hielt am 13. September, Klaras Geburtstag, brieflich um ihre Hand an. Der Vater gab eine diplomatisch gewundene Antwort, die jedenfalls keine Zusage enthielt. Klara war inzwischen zu der Selbständigkeit herangereift, daß sie dem Vater erklärte, sie wolle noch einige Jahre sich allein der Kunst widmen, aber Schumann bliebe sie treu. Dann trat sie ihre große Kunstreise nach Prag und Wien an und wechselte seitdem mit ihrem Geliebten Briefe. Sie hielt ihm als ein tapferes Mädchen die Treue, obwohl sie von ihrem Vater deswegen Unwürdiges dulden mußte. Über ein Jahr lang hofften sie, den harten Sinn des Vaters zu erweichen, aber er blieb unbeugsam. Am 1. Oktober 1838 schreibt Klara an Robert, daß Wieck endgültig seine Einwilligung verweigert habe, sie sei aber entschlossen, ihm anzugehören auch ohne väterlichen Segen. Am 8. Januar 1839 reiste sie ohne den Vater nach Paris, und seitdem hat sie das väterliche Haus nicht mehr betreten. Schumann tat nun den letzten Schritt: er wandte sich an das Gericht, damit dieses die väterliche Zustimmung ersetze. Das gab peinliche Verhandlungen, schmerzliche Monate, das Gericht zögerte aus begreiflichen Gründen mit der Entscheidung. Endlich, am 1. August 1840, erhielt Schumann den Konsens des Appellationsgerichts in Leipzig, und am 12. September wurde das Paar in Schönefeld bei Leipzig getraut. Schumann schrieb darauf: „Klara ist ganz glückselig, es waren doch gar zu unwürdige Duldungen, die wir zu bestehen hatten.“ Aber noch war der Kampf nicht zu Ende. Da Klara zur Kammervirtuosin des Kaisers von Österreich ernannt worden war, so erwarb Schumann sich auf ordnungsmäßigem Wege in Jena den Dr. phil. Eine Zeitschrift, der „Komet“, erzählte jedoch allerlei Klatsch über seine Promotion, und Wieck verfaßte eine Schmähschrift gegen Schumann, die in Leipzig verbreitet wurde. Dies gespannte Verhältnis dauerte noch drei Jahre. Erst 1843 fand eine Aussöhnung zwischen Wieck und seiner Tochter statt. Das Weihnachtsfest 1843 feierten sie gemeinsam in Wiecks Hause. 1839 schreibt Schumann an Dorn: „Manches von den Kämpfen, die Klara mir gekostet, mag in meiner Musik enthalten sein. Das Konzert, die Sonate, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinahe allein veranlaßt.“ Die Darstellung dieser Kämpfe war erforderlich, um den Komponisten zu würdigen.

* *
*

Schumanns Freund Keferstein sagt mit Recht über den Komponisten: „Es war ein Unstern, daß er eher als Kunstliterat und Kritiker, denn als schaffender Künstler hervortrat. Er trat mit der Prätension auf, einer neuen, sogenannten romantischen Richtung Bahn zu brechen, über deren Wesen

Digitized by Google

Robert Schumann. Nach einer Zeichnung von Bendemann (1859).
(Aus Franz Hanfstaengls Porträt-Kollektion.)

er selbst im unklaren war. Es sollte etwas Nagelneues geben. Als er nun selbst zu schaffen begann, suchte er das Ungestüme, Titanenhafte zu erfassen und versenkte sich dabei in schwindelnde Höhen und Tiefen, in welchen er sich oft selbst verlor." Den ersten Kompositionen fehlt das Natürliche; sie sollten großartig sein und waren forciert. Das zeigen der Carneval sur quatre notes (Asch), die Davidsbündlertänze, die beiden Sonaten in Fis-Moll und G-Moll und das Concert sans orchestre. Schumann beherrschte die Form noch nicht. Moscheles bezeichnete die Fis-Mollsonate als sehr gesucht und etwas verworren, doch interessant. Liszt schrieb 1837 in der Gazette musicale: „Je mehr man in Schumanns Ideen eindringt, desto mehr Kraft und Leben entdeckt man

in ihnen; je mehr man sie studiert, desto mehr ist man von dem Reichtum und der Fruchtbarkeit überrascht, die uns vordem entging." Wir erkennen den freundlichen Meister, der den Anfänger ermutigt. Schumann selbst nannte später diese Kompositionen wüstes Zeug. Wieviel einfacher und bescheidener war Beethoven in seinen ersten Werken; er wollte nichts bedeuten, nichts ausmachen, er gab, was er hatte.

Doch sind Schumann auch in dieser ersten Periode des Schaffens schon zwei größere Werke gelungen, die bleibenden Wert haben. Zunächst die Études symphoniques op. 13 aus dem Jahre 1834; die zweite wenig veränderte Ausgabe erschien 1852 unter dem Titel: Études en forme de variations. Zwölf Variationen über ein einfaches Thema, jede bedeutend, dabei klar und kräftig, die letzte ein pompöses Finale. Ebenso bedeutend ist die Phantasie op. 17 in C-Dur aus dem Jahre 1836. Sie beginnt mit einem stürmisch-phantastischen Satz über ein kräftiges Thema, der zweite Satz atmet ruhige Energie, der dritte führt zu sanfter Ergebung. Ungleich besser gerieten ihm damals kurze liederartige Sätze, in welchen er eine bestimmte Empfindung zum Ausdruck brachte. Als bedeutendste nenne ich die Phantasiestücke op. 12 aus 1837, die Novelletten op. 21 aus 1838, von denen die erste und sechste am bekanntesten sind, die vielgespielten Kinderszenen op. 15 und die Kreisleriana op. 16. Kreisler ist ein geistreicher, aber exzentrischer Kapellmeister in E. T. A. Hoffmanns Schriften, dessen Wesen musikalisch dargestellt wird. Noch führe ich aus dem Jahre 1839 die Arabeske op. 18 und das Blumenstück op. 19 an, Dichtungen, die Schumanns Ruf als Tonsetzer begründet haben.

Bis zum Jahre 1840 war Schumann lediglich ein Klavierkomponist, wenn auch von besonders inniger Empfindung, von eigentümlicher Technik, etwa wie Stephen Heller. Aber dann begann er sich auszubreiten. „Das Klavier wird mir zu enge, ich höre bei meinen jetzigen Kompositionen oft noch eine Menge Sachen, die ich kaum andeuten kann. Der Melodie schenke ich jetzt große Sorgfalt, auch da kann man durch Fleiß und Beobachtung viel gewinnen. Aber freilich meine ich unter Melodie andere als italienische." So schrieb er 1838. Und später an Dorn: „Das Klavier möchte ich oft zerdrücken, es wird mir zu eng in meinen Gedanken. Nun habe ich freilich im Orchestersatz noch wenig Übung, doch denke ich noch die Herrschaft zu erreichen." Das Glück und die innere Befriedigung, welche er im Bunde mit Klara Wieck fand, gab seiner Phantasie einen höheren Schwung, einen reicheren Inhalt. Seit 1840 hat er sich auf allen Gebieten der Musik betätigt: das Lied, die Sinfonie, die Kammermusik der Instrumente, das weltliche Oratorium, die Oper hat er nach und nach bearbeitet und überall Werke von unvergänglichem Wert geschaffen. Jetzt wurde er der anerkannte Meister. Zunächst hat er einen Perlenregen von Liedern ausgestreut; Wasilewski zählt für das eine Jahr 1840 allein 138 Gesangstücke, darunter viele von unvergänglichem Wert. Heine und Geibel, Goethe und Rückert, Reineck und Eichendorff, Burns und Chamisso boten ihm die Texte. Wen hätten nicht die gewaltigen Lieder schon ergriffen, in denen er sein Liebesglück ausspricht: „Du meine Seele, du mein Herz"; „Überm Garten, durch die Wipfel"; oder „Frauenliebe und Leben"! Und welche sonnige Fröhlichkeit herrscht in den Liedern: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein"; „O Sonnenschein, o Sonnenschein"; „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen"! Welch innige Empfindung in den Liedern: „Mein Herz ist im Hochland"; „Ach, wenn es der König auch wüßt'"! Welch heiliger Ernst in der Ballade „Belsazar", in der Klage der „Beiden Grenadiere", die in den Siegesgesang der Marseillaise ausklingt! Ich nenne aus der großen Fülle der Schöpfungen nur die allbekanntesten. Dazu kamen später Balladen und Romanzen für Chor, Romanzen für Frauenchor, das spanische Liederspiel für Soloquartett, die spanischen Liebeslieder mit vierhändiger Klavierbegleitung, das deutsche Minnespiel aus Rückerts Liebesfrühling, die Lieder aus Wilhelm Meister. Ein feuriger Geist, Wärme und Innigkeit des Gefühls, Schönheit der Form berechtigen das Urteil, daß er nach Schubert der bedeutendste Liederkomponist ist. Wie Beethoven und Schubert hat er die Lieder durchkomponiert, damit die Melodie sich den Worten anschmiege; dabei hat er das Melodische,

Digitized by Google

das er bisher vernachlässigt hatte, eifrig gepflegt und nicht im Interesse der Charakterschilderung vernachlässigt. Das Klavier dient nicht nur der harmonischen Vervollständigung, sondern dem Ausdruck der Empfindung; oft tritt es selbständig neben die Singstimme, so daß wir ein Duett hören. Niemand wird sich wundern, daß unter der Fülle dieser Kompositionen auch Minderwertiges sich befindet; eher darf man es tadeln, daß Schumann auch völlig ungeeignete Texte komponiert hat, z. B. das Rätsel von Byron über den Buchstaben H.

Als Meister des Orchesters erwies er sich durch vier Sinfonien. 1841 vollendete er die erste in B-Dur, eine gewaltige Dichtung, welche vom Publikum am liebsten gehört wird wegen ihres feurigen Schwunges. Schumann wollte sie Frühlingssinfonie nennen. Mendelssohn bezeichnete sie als eine „schöne" Sinfonie und führte sie sofort im Gewandhause auf. Hier hat Schumann alles Wilde überwunden, er hat sich gebunden an die alte Form, denn er hatte erkannt: wenn man in freien Formen schaffen will, so muß man erst die gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen beherrschen. 1841 verfaßte er noch die zweite Sinfonie in D-Moll; sie wurde 1851 umgearbeitet, besonders die Blasinstrumente voller gesetzt. Sie ist von ernstem, oft trübem Charakter. Die dritte Sinfonie in C-Dur, von majestätischem Charakter, wegen der thematischen Durcharbeitung wohl die bedeutendste, wurde 1846 vollendet. Vielfach verkannt und doch von eigentümlicher Schönheit ist die vierte sogenannte rheinische Sinfonie (1850). Namentlich der erste Satz in seiner kräftigen Fröhlichkeit, der zweite in seinem jovialen Humor, der dritte in seiner innigen Schwermut sind wahre Perlen der Poesie.

Klara Schumann
in ihren letzten Lebensjahren.
(Nach einer Photographie.)

Auf dem Gebiete der Kammermusik hat Schumann das Klavier nicht vernachlässigt. Ich nenne das Konzert in A-Moll, die Variationen für zwei Klaviere, das Weihnachtsalbum für Kinder, die Waldszenen, sechs vierhändige Stücke (Bilder aus dem Osten) und zwölf vierhändige Stücke, die sehr verbreitet sind.

An Kompositionen für mehrere Instrumente war das Jahr 1842 besonders fruchtbar. Da behauptet wohl den ersten Rang das großartige Klavierquintett durch seine Kraft und Originalität, durch seine straffe Durchführung und Steigerung bis zum Schluß. Es scheint mir seit Beethoven und Schubert das bedeutendste derartige Werk. Bedeutend sind auch das Klavierquartett und die drei Streichquartette mit ihrem innigen Charakter und ihrer feinen Durcharbeitung. Allein diese Werke würden genügen, um Schumanns Namen unsterblich zu machen! Aber am größten zeigt er sich in jenen Werken, in welchen er Orchester, Chor und Solostimmen verbindet. Das erste und bekannteste dieser Werke ist „Das Paradies und die Peri", ein Gedicht von Thomas Moore, übersetzt von Emil Flechsig, aber von Schumann selbst vielfach verändert. Er komponierte es 1843, aufgeführt wurde es unter des Komponisten Leitung zum erstenmal am 4. Dezember 1843 im Gewandhause zu Leipzig und fand solchen Beifall, daß es nach acht Tagen wiederholt wurde. Die Peris sind anmutige Wesen der Luft, welche wegen eines Fehltritts aus dem Paradiese verwiesen wurden. Eine solche hat die Zusage empfangen, sie solle wieder aufgenommen werden,

Digitized by Google

wenn sie des Himmels liebste Gabe darbringe. Sie schwebt nach Indien, dessen lichtvolle Schönheit glänzend geschildert wird. Aber es wird verwüstet von dem Verzweiflungskampf seiner Bewohner gegen grausame Eroberer. Kampf und Sieg werden mit gewaltigen Tönen geschildert. Ein kühner Jüngling tritt dem siegreichen Eroberer entgegen; aber auch er fällt. Einen Tropfen seines Blutes nimmt die Peri und hofft dadurch, die Pforten des Paradieses sich zu öffnen. Aber der Engel findet die Gabe zu gering. So begibt sich die Peri aufs neue auf die Wanderung. Sie kommt nach Ägypten. Der Dichter schildert zuerst die Schönheit des Landes, dann die Qualen der von der Pest heimgesuchten Bewohner. Ein Jüngling, von der Krankheit befallen, erwartet einsam das Ende. Da findet ihn seine Braut, pflegt ihn und stirbt mit ihm. Die Peri bringt den Seufzer der reinen Liebe als Gabe dar, aber auch diese wird zu gering befunden. Schweren Herzens tritt die Peri nochmals ihre Wanderung an. In Syrien findet sie einen wilden Reitersmann, belastet mit schrecklichen Verbrechen. Da tönt der Ruf zum Gebet von den Minareten, und durch das unschuldige Gebet eines Kindes wird der Reiter mit solcher Macht an seine unbefleckte Jugend erinnert, daß er Tränen inniger Reue weint, und diese Tränen öffnen der Peri das Paradies. Wenn auch der dritte Teil nach den beiden ersten keine Steigerung mehr bringt, sondern mit der Handlung auch die musikalische Darstellung erlahmt, so ist doch das Werk als Ganzes überaus originell und musikalisch geistvoll. Ihm ähnlich, wenn auch einfacher, ist „Der Rose Pilgerfahrt“, welche Wasilewski ein musikalisches Idyll nennt. Schumann komponierte sie 1851 in Düsseldorf ursprünglich für Solostimmen, Chor und Pianoforte; später ersetzte er die Klavierbegleitung durch das Orchester. Weiter unternahm der Dichter die Komposition einer Oper „Genoveva“ 1847/48. Trotz seiner musikalischen Schönheiten hat sich dieses Werk nicht als lebensfähig erwiesen. Die Handlung ist dürftig und leidet an Unwahrscheinlichkeiten, die Musik ist lyrisch, nicht dramatisch. „Genoveva“ wurde 1850 dreimal auf der Leipziger Bühne, dann auch auf anderen aufgeführt, doch ohne großen Erfolg. Im Anschluß an „Genoveva“ komponierte der Künstler zu Byrons „Manfred“ eine gewaltige Ouverture und fünfzehn musikalische Stücke. Sein bedeutendstes Werk aber bleibt die Musik zu Goethes „Faust“, an welcher er von 1844 bis 1853 komponierte. Am großartigsten sind hier die mystischen Klänge, durch welche er die überirdischen Szenen des zweiten Teils verdeutlicht. Ganz eigentümlich erscheinen zwei religiöse Kompositionen: das Adventslied von Rückert 1848 und das Neujahrslied 1850. Er bekannte: „Der geistlichen Musik die Kraft zuzuwenden, bleibt ja wohl das höchste Ziel des Künstlers. Und so hoffe ich, wird auch diese Zeit meinem Streben nicht zu fern mehr sein.“ Diese Zeit ist für ihn nicht mehr gekommen. In den letzten Jahren seines Schaffens hat er sich der Komposition Uhlandscher Balladen zugewandt: „Der Königssohn“, „Des Sängers Fluch“, „Vom Pagen und der Königstochter“, „Das Glück von Edenhall“. Doch stand der Aufwand von musikalischen Mitteln nicht im rechten Verhältnis zu dem schlichten Text; auch versagte seine musikalische Erfindungsgabe schon, ehe sich die Schatten der Nacht über ihn ausbreiteten.

Schumann gehört zu den melancholischen Charakteren von tiefer innerer Empfindung, die aber selten kräftig sich äußert. Er hatte ein stilles, verschlossenes Wesen, seine Gedanken standen oft nicht in Verbindung mit der Umgebung, im Gespräch war er meist einsilbig. Aber seine Empfindung war tief und edel. Liebevoll und zärtlich war er gegen seine Mutter, seine Briefe sind rührende Zeugnisse seiner kindlichen Pietät; die Rücksicht auf ihre Wünsche ließ ihn zwei Jahre zögern, seinen Beruf zu ergreifen. Treu war er in der Freundschaft, der Tod seines Freundes Schunke schmerzte ihn tief, seinen Jugendfreunden bewahrte er bis ins Alter eine treue Gesinnung, seinem ersten Lehrer Kuntsch sandte er zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum von Godesberg einen herzlichen Glückwunsch. Eine Quelle unvergänglichen Glückes für ihn war der Herzensbund mit Klara Wieck; alle Äußerungen über sie sind erfüllt von Liebe zu dem schönen Herzen und von hoher Bewunderung für die große Künstlerin. Wie weit er von klein-

Digitized by Google

licher Eifersucht entfernt war, zeigt seine wiederholt ausgesprochene Bewunderung Mendelssohns. Dieser kam 1835 nach Leipzig als Direktor der Musikschule. Er war ein anerkannter Meister, Schumann fast noch unbekannt. Sehr bald erkannte dieser, daß Mendelssohn ihm überlegen sei an Beherrschung der Form, während die musikalische Empfindung nicht von gleicher Kraft war. Er blickte zu ihm empor wie zu einem hohen Gebirge, seine Briefe sind voll Verehrung für den reiferen Meister. „Mendelssohn bleibt doch der eminenteste Mensch, der mir bisher vorgekommen"; „ich halte Mendelssohn für den ersten Musiker der Gegenwart und ziehe vor ihm, wie vor einem Meister, den Hut." Als 1848 Franz Liszt über Mendelssohn geringschätzig sprach, fuhr Schumann zornig auf: „Herr, wer sind Sie, daß Sie über einen Meister so reden dürfen!" Auch Mendelssohn trug dem jüngeren Künstler eine freundliche Anerkennung entgegen. Seine erste Sinfonie brachte er schon im März 1841 zur Aufführung im Gewandhaus; er bot Schumann die Leitung der Sinfonie an, aber dieser erwiderte, sie liege bei ihm in den besten Händen. So waren die Meister durch edle Gesinnung verbunden, nur ihre Schüler zeigten zuweilen kleinliche Eifersucht.

Grabdenkmal für Robert und Klara Schumann auf dem alten Friedhofe zu Bonn.

Die Gleichgültigkeit gegen die äußeren Dinge brachte Schumann manche Verlegenheit. Als Student hatte er reichliche Mittel und benutzte sie zu fröhlichen Ausflügen; er besuchte von Heidelberg das Rheintal, sogar Mailand und Venedig. Aber nicht nur diese Ausgaben, sondern auch eine gewisse Sorglosigkeit in Verwaltung des Geldes machten, daß er nicht auskam. Zahlreich sind die Briefe um Geld. Einmal berichtet er, in den letzten vierzehn Tagen habe er nur zweimal Fleisch gegessen. Seine Sorglosigkeit bekennt er offen: „Diese Geldverachtung und Geldverschleuderung sind ein erbärmlicher Zug von mir. Du glaubst kaum, wie ich leichtsinnig bin und oft offenbar Geld zum Fenster hinauswerfe. Vorwürfe mache ich mir immer und nehme gute Vorsätze, aber in der künftigen Minute habe ich es vergessen und gebe wieder acht Groschen Trinkgeld." Dieses in sich gekehrte Wesen machte ihn untüchtig zum Lehrer und zum Dirigenten. Durch Mendelssohn wurde er 1843 als Lehrer an die Musikschule in Leipzig berufen; aber er war wenig mitteilsam, häufig abwesend. Sein Schüler und Verehrer Wasilewski bezeugt, er habe oft in einer Stunde kein Wort gesprochen, und es wäre doch so viel zu sagen gewesen. Beim Dirigieren merkte er in seinen eigenen Werken nicht, wenn ein Einsatz ausblieb, denn er lebte in der Partitur. Der Konzertmeister mußte oft seine Versäumnis gut machen. Oktober 1844 zog er nach Dresden, um in der Stille zu leben, sein krankes Gehirn ertrug den großen Verkehr in Leipzig nicht. Allmählich erholte er sich dort und konnte wieder komponieren; aber es war ein Fehler, daß er 1850 als Musikdirektor nach Düsseldorf berufen wurde: er war ein großer Komponist, aber kein Dirigent. Die schmerzlichen Erfahrungen, die er dort machte, haben seine Gesundheit bald zerstört.

Es war ihm schwer, daß seine Werke zuerst so wenig Anerkennung fanden. Doch schreibt er 1843: „Das Publikum nimmt,

Digitized by Google

wie ich höre, jetzt größeren Anteil an meinen Sachen, die Kinderszenen und die Phantasiestücke haben schon ein größeres gefunden.“ Und 1852: „Ich freue mich, zu gewahren, wie meine Musik nach und nach tiefere Wurzel schlägt, in Deutschland wie auch auswärts.“ Und noch vor dem Ausbruch seines Leidens bemerkt er voll Freude (1853): „Meine Musik verbreitet sich mehr und mehr, auch im Ausland, namentlich Holland und England, und das zu sehen, freut immer den Künstler. Denn nicht das Lob erhebt ihn, sondern die Freude, daß was er empfunden, harmonisch aus Menschenherzen zurückklingt.“ Das war die letzte Freude, die ihm zuteil wurde, denn bald wurde sein Geist von finsterer Melancholie umnachtet. Die Spuren dieser geistigen Krankheit zeigten sich schon früh. 1833 wurde er durch den Tod seines Bruders und seiner Schwägerin Rosalie in hochgradige Aufregung und tiefe Schwermut versetzt. 1844 im Herbst ergriff ihn Schlaflosigkeit, Zittern, Mattigkeit, Angst und Gehörtäuschung. An Mendelssohn schrieb er damals von Dresden: „Geist und Körper versagen den Dienst, finstere Dämonen beherrschen mich. Eine gänzliche Nervenabspannung und in ihrem Geleit ein Andrang von schrecklichen Gedanken, die mich fast zur Verzweiflung brachten.“ Sein Arzt Dr. Helbig berichtet: „Sobald er sich geistig beschäftigte, stellten sich Zittern, Mattigkeit, Kälte in den Füßen und ein angstvoller Zustand ein mit einer eigentümlichen Todesfurcht, die sich durch Furcht vor hohen Bergen und Wohnungen, vor allen metallenen Werkzeugen, selbst Schlüsseln, vor Arzneien und Vergiftungen zu erkennen gab.“ Allmählich ließen die Erscheinungen nach; scheinbar gesundete er. Er dirigierte wieder einen gemischten Chor in Dresden, und seine Berufung nach Düsseldorf schien ihm neue Arbeitskraft zu verleihen. Aber die unheimliche Krankheit schritt fort; er konnte sein Amt nicht mehr versehen. Im Oktober 1853 legte ihm der Musikvorstand nahe, er möge sich doch durch Tausch vertreten lassen; seitdem kam er nicht mehr zu den Proben. Das Tischrücken, welches damals grassierte, machte einen unheimlichen Eindruck auf ihn; er kam sich vor wie von Wundern umgeben. Seitdem wurde sein Gang schleppend, seine Sprache schwerfällig, er glaubte Geisterstimmen, die Stimme Schuberts zu vernehmen. So brach das Ende herein. Am 27. Februar 1854 besuchte ihn sein Arzt; Schumann verließ das Zimmer, man meinte, er werde gleich wiederkommen, aber er kam nicht. Er war auf die Rheinbrücke gegangen und hatte sich in den Strom gestürzt; Schiffer retteten ihn und brachten ihn nach Hause. Er mußte fortan unter stetiger Beaufsichtigung leben und wurde deshalb der Heilanstalt in Endenich übergeben, wo er, gebrochen an Leib und Geist, noch bis zum 29. Juli 1856 lebte. In Bonn wurde er am 31. Juli begraben.

Ein sinniges Denkmal ziert sein Grab: oben die Porträtbüste des tiefsinnigen Dichters mit einem leidenden Zug, zu beiden Seiten zwei Engel, welche die Vokal- und Instrumentalmusik darstellen, zu seinen Füßen eine weibliche Gestalt, ähnlich seiner Gattin, welche ihm den Lorbeerkranz reicht. Dort ist auch seine Gattin später beigesetzt worden. So sind im Tode vereint, die im Leben zusammen gewirkt haben. Der Verehrung, welche uns alle erfüllt, hat ein Freund Schumanns, der greise Maler Hübner in Dresden, 1882, kurz vor seinem Tode, innigen Ausdruck gegeben in folgendem Sonett:

An Robert und Klara.

Wenn ich zurück an jene Zeiten denke,
Wo ich bei deiner Klara Spiel dich sah —
In seelenvollem Schweigen standst du da,
Als ob der Himmel auf dich niedersänke!

Und hör' ich jetzt die Lieder, Weihgeschenke,
In denen deinem Volk du ewig nah,
Dann seh' ich lichtverklärt dich vor mir, ja,
Als ob ich Geist von deinem Geiste tränke.

Dann wird mir erst dein ganzes Wesen klar,
Die Muse seh' ich dir zur Seite stehen,
Robert und Klara, ein unsterblich Paar!

So kann ich jetzo erst dich ganz verstehen,
Als Greis mit weißem Bart und grauem Haar,
So nahe vor dem ew'gen Wiedersehen!

Digitized by Google

Alexander Borissow und sein Werk

Von

Julius Norden

(Nachdruck ist untersagt.)

Nicht bloß die Pomórzy, die russischen Küstenbewohner des Weißen und des Karischen Meeres, sondern die Nordrussen überhaupt gehören zu den Besten des großrussischen Volksstammes. Besonnen und energisch, treu und fest, schlicht und ehrlich sind sie, und helle Köpfe findet man vielfach unter ihnen. Es ist, als ob sie in stetem Umgang mit der Natur, im Kampfe mit dem harten Klima so geworden seien. Das hat ihren Charakter gestählt, ihren Willen gefestigt, aber auch ihr Gemütsleben entwickelt. Je weniger dem Nordrussen die Kultur bot, desto mehr sagte ihm die Natur. Sie schärfte seinen Blick für die Schönheiten, die auch der Norden in der langen, langen dunklen Winterzeit, in dem kurzen, aber um so lichtvolleren Sommer in großer Fülle für den bereit hält, der die richtige Empfänglichkeit mitbringt; sie lehrte ihn die Liebe zu den „Nächsten", deren es ja bei der so dünnen Bevölkerung nicht allzuviele gibt, lehrte

Digitized by Google

Al. Borissow: „Der Letzte". Gemälde im Besitze Sr. Majestät des Kaisers von Rußland.
(Die Reste des letzten Mitgliedes einer russischen Jägerexpedition. Alle übrigen waren vor ihm an Skorbut zugrunde gegangen. Ihn — konnte niemand begraben. Daneben ein Polarfuchs.)

ihn den Menschen und die ganze Kreatur schätzen, nicht bloß die gewaltigen Schauspiele am Firmament, den wilden Kampf der Elemente, sondern auch die Welt des Kleinen, den Bau der Moospflanzen und der Flechten und die Formen und Farben der spärlichen Blumen bewundern, in den Tieren, dem Renntier und den Hunden, Freunde und Gehilfen des Menschen erkennen und achten.

Diesem Volksstamme gehört auch Alexander Borissow an, der Polarmaler und der Polarforscher, der im Frühling d. J. während der großen Ausstellung, die er bei Keller u. Reiner in Berlin veranstaltete, ein paar Wochen in der deutschen Reichshauptstadt weilte, und mit dem ich damals manche Stunde zwischen seinen Bildern oder daheim verplaudert habe.

Im bequemen Fauteuil läßt sich's gemächlich hören von den Schrecken und Wundern des hohen Nordens, aber der da so schlicht und doch so begeistert davon erzählt — der hat sie selbst alle erlebt, der stand zahllose Male an der Schwelle des dunklen Reiches, aus dem es keine Rückkehr mehr gibt. Und sitzt jetzt da im modischen schwarzen Gehrock, das Bändchen eines hohen russischen Verdienstordens im Knopfloch, das silberne Abzeichen der Kaiserlichen Russischen Akademie der Künste an der Brust. Den kurzgestutzten, spitzen blonden Bart glättet die beringte feine, nervige Hand, und nur das stille Feuer in den grauen Augen unter der scharf vorspringenden Stirn, das jeweilige Aufblitzen in ihnen und dann wieder der träumerische, wie in unendliche Ferne verlorene Blick verraten, daß es kein ganz gewöhnlicher Mensch ist, dem Schneider und Barbier so den Stempel des Alltäglichen aufgedrückt haben, ihm — dem rastlosen Kämpfer, dem schönheitstrunkenen Künstler.

Eines Bauern Sohn aus dem nördlichen Teil des Gouvernements Walogda ist der heute vierzigjährige Künstler. In einem armseligen Dorf am Ufer der Dwina wuchs er auf, unter Bauern, von denen nur die allerwenigsten zu lesen und zu schreiben verstanden. Eine Schule gab es dort damals überhaupt noch nicht, und bei einem alten Bauer in der nächsten Nachbarschaft lernte der Knabe die schwere Kunst, Schriftzeichen zu entziffern und selbst zu formen; sein erstes und für lange Zeit einziges Lesebuch war ein Psalter. Desto mehr aber hatte er in der Natur zu lesen, die ihm voller Rätsel und Wunder schien. „Meine Seele war damals sehr unruhig" — sagte er mir einmal

— „und weit, weit schweiften meine Gedanken umher, und am liebsten nordwärts." Dort lag für ihn das richtige Wunderland, dorthin zog es ihn, dort wollte er leben, dort lebte schon seine Phantasie. Blutiger Nordlichtschein und gewaltige Eisberge, rotglühende Mitternachtsonne und die hehre Einsamkeit ewiger Schneelandschaft — wer doch das alles mit eigenen Augen sehen könnte!

Und auch malen? Bewahre — der kleine Alexander hatte ja noch keine Ahnung davon, was malen heißt, und hatte auch keine anderen Bilder gesehen als die byzantinisch stilisierten Heiligenbildchen in den Bauernhütten und ein handwerksmäßiges Gemälde vielleicht vor dem Allerheiligsten der Dorfkirche, oder rohe Zeichnungen in einem Evangelienbuch und auf einem grellfarbigen Volksbilderbogen.

So gingen die Jahre hin. Der Knabe wuchs heran, und als er fünfzehn Jahre alt geworden, da sollte er in die Welt hinaus. Freilich war diese Welt — ein Kloster. Während einer schweren Krankheit des Kindes hatten die Eltern das Gelübde getan: wenn es ihnen erhalten bliebe, dann würden sie es zu den frommen, fleißigen Mönchen des berühmten Sjolowezkiklosters im Weißen Meere geben, damit es ihnen ein Jahr lang ohne Lohn diene. Und nun war es so weit. Gern zog er aus — war er doch dort so viel näher dem Wunderreiche, von dem er unausgesetzt träumte. Als Fischerknabe ging er den Mönchen zur Hand, auf dem Meer und auf den Waldseen der Insel, und lernte so nordische Natur noch besser kennen als im heimischen Flußdorf, das ja immerhin ein paar Breitengrade südlicher liegt.

Und das Sehnen nach dieser Natur blieb und ward immer stärker, als er nun wieder daheim war und dem Vater bei der Feldwirtschaft und Hausarbeit helfen mußte. Ihm stand der Sinn nach Höherem. Weiter vordringen wollte er in das große Unbekannte, das hinter dem dunkeltönigen Meereshorizont der Klosterinsel beginnt, und von wo das Rauschen der Wogen und das Brausen der Stürme kommt, und die Herrlichkeiten sehen, von dem ihm Seefahrer und Hochseefischer erzählt hatten.

Al. Borissow: Samojedenjurten im Sommer.

Etwas anderes kam noch hinzu. Wie einst im südlichen Rußland Ilja Repin durch Handwerker von der Kirchenmalerzunft den ersten Einblick in die Malkunst gewonnen und von ihnen eine bleibende starke An-

Digitized by Google

A. Borissow: Schuppen, erbaut von dem Großindustriellen Ssibirjakow als Vorratskammer für Samojeden am Jugorski-Schar.

regung empfangen hatte, so auch Alexander Borissow. Er fing an zu zeichnen, mit fieberhaftem Eifer und unwiderstehlichem Drang, nachts bei qualmender, rußender Lampe und Sonntags, wenn es keine Arbeit gab. Der Vater schalt und strafte. Aber das half nichts, und eines Tages, da war der Achtzehnjährige auf und davon. Mit allerlei Schlauheit und Listen gelang es ihm, wieder nach dem Ssolowezkikloster zu kommen: er hatte die Mutter bewogen, mit ihm eine Wallfahrt zu diesem größten Heiligtum des nordischen Rußlands zu unternehmen, und erklärte ihr dann, daß er nicht mehr zurückkehren werde. Die Mönche traten für ihn ein, und er blieb auch wirklich dort, zuerst wieder als Gehilfe in der Fischerei, bis er Zutritt zur klösterlichen Werkstatt für Heiligenbildmalerei erhielt, wo er bald einer der fleißigsten Arbeiter war. Fand aber wohl nicht sonderlich viel Befriedigung bei dieser Tätigkeit, er, mit seinem starken Künstlersehnen und seiner Künstlerfreude an den Farbenreizen der Luft und des Meeres, den ewig wechselnden. Und säße vielleicht doch noch heute da mit allmählich verkümmertem Talent und malte jahraus jahrein so und so viel immer gleiche Christus- und Marien- und Heiligenbilder, wenn nicht ein glücklicher Zufall, der glückliche Zufall, der so vielen Künstlern auf den rechten Weg verholfen hat, seinem Leben plötzlich eine ganz andere Richtung gegeben hätte.

Ein Jahr ungefähr war er dort, als Großfürst Wladimir Alexandrowitsch das Kloster besuchte. Er war damals Höchstkommandierender der Gardetruppen und der Truppen des nördlichen Rußlands und hatte als solcher eine Inspektionsreise nach dem hohen Norden unternommen. Im Nebenamte war er — und ist's auch bis heute noch — Präsident der Akademie der Künste in St. Petersburg. Der Großfürst nun interessierte sich lebhaft für den bäuerischen Heiligenbildmaler, seinen Kunsthunger, seine Versuche in der Landschaftsmalerei, und er vergaß seiner nicht. Ein Jahr darauf ließ er ihn nach St. Petersburg kommen, ermöglichte ihm zuerst den Eintritt in eine Zeichenschule und dann in die akademische Hochschule, zuerst als Hospitanten, dann, als er mit eisernem Fleiß und der zähen Ausdauer eben eines Nordrussen die Schulbildung nachgeholt und seine Prüfung bestanden hatte, als Vollschüler.

Was ich hier eben in einigen wenigen Zeilen niederschrieb, das umfaßt in Wirklichkeit nahezu ein Jahrzehnt heißen Rin-

Digitized by Google

A. Borissow: Die Ortschaft Nikolskoje mit Samojedenhütten an der Küste des Jugorski-Schar. Im Juni.

gens und Kämpfens, Darbens und Hoffens, aber auch fruchtreicher Arbeit und verheißungsvoller Entwickelung in des jungen Borissow Leben.

Am Ende des Jahrzehnts aber — da lag die Welt offen vor ihm. Mehr noch, er konnte — 1896 — seine erste Kunststudienreise nach Nowaja-Semlja machen. Und wieder hatte er Glück: was er von dieser Nordlandfahrt in seinen Mappen mitbrachte, das kaufte sofort der Moskauer Kunstmäcen Tretjakow für seine berühmte, großartige nationale Galerie, die er bekanntlich später mit allen ihren Schätzen der Stadt vermacht hat. Sie weist jetzt nahezu siebzig Bilder und Studien von Borissow auf.

Fortan stand für den Künstler sein Lebensziel fest: die Erforschung der Polarländer und vor allem die Schilderung ihrer malerischen Reize in Bildern. Und so ernst faßte er seine Aufgabe an, daß die russische Regierung, Finanzminister Witte und der Zar selbst ihn unterstützten, und daß von den Ergebnissen seiner Forschungen auch das Gelehrtenblatt „Petermanns Mitteilungen“ Notiz nahm.

Der ersten Reise folgten also andere: nach der Murmanskküste, nach der Insel Waigatsch, die zwischen dem Festlande und Nowaja-Semlja das Karische Meer von der Barentssee trennt, in die Tundren, jene nur von Samojeden bewohnten unermeßlichen Moor- und Sumpfsteppen zwischen den nördlichen Ausläufern des Ural und der Petschora. Borissow besuchte Pustosersk und auf der Waigatschinsel die heilige Hauptstätte usw. Allmählich reifte dann der Plan in ihm, eine richtige große, wohlorganisierte Expedition nach der Ostküste von Nowaja-Semlja zu unternehmen. Die zahlreichen Skizzen und Studien, die er auf seinen Reisen angefertigt hatte, die ornithologischen und die ethnographischen Sammlungen, namentlich auch eine solche samojedischer Götzenbilder, die er mitgebracht hatte, die Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten in russischen und ausländischen Polarkarten, die er hatte feststellen können — das alles genügte ihm noch lange nicht. Alle diese Reisen galten ihm nur sozusagen als „Sommerausflüge“ und als Vorbereitungen für die erträumte große, als ein „Training“, wie er denn z. B. in der Bolschesemelskaja-Tundra, die er mit samojedischen Renntierhirten auf Schlitten durchkreuzte, ganz planmäßig sich daran gewöhnte, im Schlafsack aus Fell bei einer Kälte von 25 Grad im Freien zu übernachten und gefrorene Fische und Renntierfleisch roh zu essen.

Digitized by Google

Zunächst reiste er aber im Sommer 1899 noch einmal nach Nowaja-Semlja, um dort Vorbereitungen für die Expedition zu treffen, vor allem das Material für ein zerlegbares Haus hinüberzuschaffen. Im westlichen Teil des Matotschkin-Schar erwartete er dann aus Archangelsk die nach seinen eigenen Angaben gebaute einmastige Jacht „Metschtà" (Der Traum), auf der er ein paar Wochen in der Meerenge und bis ins Karische Meer hinein kreuzte und verschiedene Stellen der Küste zum zweiten- oder auch erstenmal besuchte. Ende Oktober traf er wieder in Archangelsk ein.

Im nächsten Sommer, also 1900, unternahm er dann seine Hauptexpedition. Es waren im ganzen, ungerechnet einige Zimmerleute und Ofensetzer, die das Haus und ein Observatorium herrichten sollten, zehn Personen: Borissow schlossen sich der Zoologe Timofejew und der Chemiker Filippow an, den Rest bildeten mehrere erprobte

Al. Borissow: Samojedenknabe.

Schiffer und Matrosen und ein Samojede, namens Ustin, mit seiner Frau. Die Jacht und ein gechartertes zweites Schiff steckten voll Proviant, Munition, wissenschaftlichen und Malutensilien. Sogar — eine Kuh mit allem erforderlichen Heu machte die Reise mit. Brennholz und Steinkohlen hatte man gleichfalls nicht vergessen. Nachdem die Winterstation fertig war, machte man sich auf der „Metschtà" ostwärts auf den Weg. Das war Mitte September neuen Stils. Der Winter brach in diesem Jahre besonders früh an: der Matotschkin-Schar war schon voll schwimmenden Eises. Dennoch gelangten die Reisenden — Borissow, Timofejew, die Schiffsmannschaft und der Samojede — bis ins Karische Meer. Aber anstatt nun nordwärts längs der Ostküste von Nowaja-Semlja zu fahren, um dort für die geplante Schlittenexpedition im kommenden Sommer kleine Proviantstationen anzulegen, wurde das Schiff von den Eismassen südostwärts gedrängt und bald ganz eingeschlossen, so daß sie es verlassen mußten: mit ihren Hundeschlitten und kleinen Samojedenbooten und einem Teil der Vorräte aller Art suchten sie auf dem Treibeis das Festland wieder zu erreichen. Es war ein furchtbarer Marsch von einer Woche Dauer! Von Eisfeld zu Eisfeld, über Wuhnen und Kanäle, auf zerbröckelnden Schollen, über meterhohen Schnee und mächtige Eiswälle, bald im Schlitten, bald zu Boot, bald zu Fuß und dann die eisstarrenden Boote ziehend und schleppend, in Nebel und Schneestürmen, von schrecklichem Durst gequält, denn Süßwasser war ihnen bald ausgegangen, so daß sie schließlich Seehundsblut tranken, größtenteils in tiefer Dämmerung, bald ganz im Finstern marschierend, denn schon waren die Tage gar kurz, wiederholt voneinander getrennt, immer mehr Hunde und Schlitten und Vorräte im Stich lassend! Und zu all diesen Schrecken und zahllosen Gefahren die entsetzliche Erkenntnis, daß es ihnen nicht gelang, westwärts das Festlandufer zu erreichen, sondern daß sie immer wieder südwärts abgetrieben wurden, sicherem Verderben entgegen! Ganz von Winden und reißenden Strömungen abhängig!

In den Bulletins der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft und in verschiedenen russischen Zeitschriften hat Borissow wiederholt Schilderungen dieser Schreckenstage und der großen Expedition wie auch solche von früheren Reisen veröffentlicht und in ungemein lebendigen Vorträgen — darunter

Digitized by Google

Al. Borissow: Hundeschlitten, zur Nacht aufgestellt; mit Fellen und Fleisch behängt, damit die Hunde nichts verschleppen können.

Al. Borissow: Im Mitternachtsonnenschein.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Al. Borissow: Zu Besuch in einem Samojedenhaus auf Nowaja=Semlja.

auch einmal in Berlin — von ihnen erzählt. Erstaunlich ist's, wie er sich bei allen Strapazen und Fährnissen immer noch die Kraft und das Interesse bewahrte, Beobachtungen anzustellen, künstlerische Momente festzuhalten, das Leben in dieser „toten“ Natur zu studieren, den Kampf der Elemente, die Art des verschiedenen Eises usw.

Aber die kühnen Reisenden wurden gerettet, wie durch ein Wunder, und ich überlasse hier Borissow selbst das Wort, um eine Probe seiner packenden Darstellungsweise zu geben.

... So trieben wir — erzählt er — wie Wind und Strömung es wollten, bis zum 3. (16.) Oktober, als wir plötzlich gewahr wurden, daß das Eis so eine Art von Falten zu bilden begann. Wahrscheinlich ist es auf irgendein Hindernis gestoßen, dachten wir. Am frühen Morgen fragte ich Ustin, den scharfäugigen Samojeden: „Ist das Ufer zu sehen? Ist's noch weit bis dahin?“

„Ja, es ist wohl zu sehen, doch liegt es weit entfernt. Aber ich spüre den Rauch eines Tschums* und — dann höre ich auch Hunde bellen.“

Das Hundegebell hatte für mich weiter keine Bedeutung. Das konnten ja unsere armen dreißig Schlittenhunde sein, die auf den Eisschollen im Meere trieben. Wie die verzweifelt heulten! Viele Tage lang gellte es uns in den Ohren, dieses jammervolle Winseln und Heulen der hungernden Hunde.

Die Matrosen lachten den Samojeden sogar aus — was der alles zu sehen und zu hören vermeinte. Ustin wurde ganz verwirrt.

„Nun,“ sagte ich zu den Leuten, „es ist Zeit aufzustehen, Wasser zu wärmen* und weiterzuziehen.“

Wir hatten noch einige, freilich stark durchnäßte Zwiebacks, aber wir aßen sie eben mit Löffeln. Man mußte sparsam sein und an die nächste Zukunft denken. Seehundfleisch und Tran aber gab's noch viel. Auch unsere Kleider waren alle ganz feucht, die Malizen — Pelzmäntel — fransten aus, und in den Ärmeln ging das Fell ab ... Alles, alles ging zu Ende — auch unser Leben.

Wir tranken gründlich Tee. Das heißt — richtigen Tee hatten wir nicht mehr; wir nannten bloß so eine Mischung von Kakao und warmem Wasser. Und dann — vorwärts! Weiter marschieren! Aber wie, wenn die Füße fast ihren Dienst versagten? ... Und so sitzt man da, tief im Schnee steckend, und will die anderen nicht ansehen, mit ihnen nicht sprechen. Und wovon hätte man auch sprechen sollen? Über alles hatte man sich ja schon so gründlich ausgesprochen. Ein Gedanke beherrschte alle — der Tod. Wenn man

* = Jurte, Samojedenzelt

* Das geschah mit ganz dünnen Holzstäbchen, die in Seehundetran gesteckt wurden und dann prächtig brannten. Goß man auf die Kohlen von Zeit zu Zeit etwas Fett nach, so gab's eine starke Hitze.

Digitized by Google

abends einschlief, hoffte man kaum mehr, noch einmal den Morgen aufdämmern zu sehen ... Und man fürchtete sich, dem anderen ins Auge zu blicken — um nicht zu erkennen, daß er vom gleichen Gedanken erfüllt war, um nicht aus seinem Gesicht denselben furchtbaren Seelenkampf herauszulesen. Und von Ewigkeitsdauer schienen diese Minuten des Schweigens zu sein, so langsam, langsam krochen sie hin, und nur das Krachen des Eises unterbrach dieses entsetzliche Schweigen.

Ich litt wohl am meisten unter diesen Empfindungen: war ich doch eigentlich schuld an allem — ich hatte diese Leute hierher gebracht! Aber gerade dieses fürchterliche Bewußtsein der Verantwortung für sieben Menschenleben ließ mich noch immer nicht die Hoffnung ganz aufgeben ...

Ich kam hinter dem Boot hervor und blickte in die Ferne, lange, angestrengt. Und plötzlich entdeckte ich ein kegelförmiges Etwas am Horizont und darüber ragen Stangen auf. Weiter nordwärts ein zweiter Kegel, nur etwas kleiner. Endlich bemerke ich noch Pünktchen sich hin und her bewegen, zwischen den Kegeln. Was war das? Irgendwelche Vögel? Aber warum fliegen sie so seltsam? Meine Blicke bohren sich förmlich in die Morgendämmerung hinein: es ist, als wollte ich mir die Augen aus dem Kopfe heraussehen ... Nun wird's immer heller und — und jetzt bin ich erst überzeugt davon: das ist ein Tschum, dieser Kegel; das sind Menschen, diese Pünktchen!

Ich lasse Trofim Akulow (einen der Matrosen) durch meinen Krimstecher sehen — er kann nichts erkennen. Das erbost mich ordentlich. Ich will den letzten Rest von Energie bei den Leuten anstacheln, sie ihre letzten Kräfte zusammenraffen lassen, um durch diese schier endlosen Eismassen durchzudringen.

Einen Schuß lasse ich abgeben. Laut rollt er über das Eis hin. Nun lausche ich, und — da — da knallt ein zweiter Schuß — die Antwort auf unseren.

Also hatte ich mich nicht geirrt: man sieht uns, man verständigt sich mit uns!

Mit lautem Hurra stürzen wir vorwärts, wie auf eine feindliche Batterie los, über Eisblöcke und Schneegruben. Auf einmal waren die Kräfte wieder da. Die Kräfte eines Todesringens. Jetzt schreckt uns nichts mehr. Wir achten nicht darauf, daß wir noch nasser werden, wir durchwaten Wasserflächen, klettern und springen vorwärts — dorthin, wo's Rettung gibt, wo wir uns wärmen und trocknen können.

Plötzlich sehen wir, wie die Pünktchen näher kommen, auf uns zu — es sind Menschen in Schlitten — ohne Zweifel Samojeden! Jetzt sind sie schon so nahe, daß man sie anrufen kann, und wir rufen, schreien, schreien aus Leibeskräften ...

Wir waren mehr als zweihundert Kilometer südwärts abgetrieben worden, ins Meer hinein, jetzt aber ging es landwärts.

Schon können wir verstehen, wie die Samojeden uns anrufen, ob wir ein Boot bei uns hätten. Wir erwidern: „Ja, ein ganz kleines." — „Dann holen wir ein größeres!" rufen sie uns wieder zu.

Zwei von den Unseren setzen zu ihnen hinüber. Aber ein dichter Nebel zieht nun heran und verschlingt alles ... Und wieder gab's eine schwere, schwere Stunde! So nahe schon die Rettung aus grauser Gefahr und nun wieder — sollten wir wieder abgetrieben werden, dem Tode zu? Soviele Tage des Kampfes ums Leben und nun, wo das Leben uns wieder zulächelt, gerade jetzt dem Tode verfallen!

Es währte eine Stunde und darüber. Uns kam's wie eine Ewigkeit vor ... Die Samojeden waren wirklich gegangen, ein Boot zu holen ... Es verging noch einige Zeit — keiner wußte, wieviel — da tauchten die bepelzten Köpfe der Samojeden im Nebel immer deutlicher auf. Ein paar Minuten später erkannte ich diese Samojeden. Welch wunderliche Laune des Schicksals! Alte Bekannte von mir waren es, mit denen ich 1896 am Matotschkin-Schar zusammen gehaust hatte ...

Wir verteilten uns in die beiden Boote und fort ging's. Bald gerieten wir in Eis, das sich kaum noch rührte. Hier stießen noch zwei Samojeden zu uns, die uns halfen, die Boote ziehen. Nun noch eine Wasserrinne und da — standen schon die Hundeschlitten. Wir packten die Reste unserer Ausrüstung darauf und gingen zu Fuß weiter.

Endlich — endlich betraten wir das Festland! Ja — das waren Steine; wir stampfen auf ihnen herum — nun konnte man ruhig weiterziehen. Wir bestiegen die Schlitten, und rasch liefen die Hunde mit uns davon — dem Tschum zu ...

Niemals im Leben habe ich mich in solcher Stimmung befunden und werde mich wohl auch nie mehr in ihr befinden wie in jenen ersten Augenblicken nach der Ankunft. Ich und meine Genossen desgleichen. Das war ein Springen, Tanzen, Laufen ohne Ende, ohne Zweck. Timofejew und ich nahmen unsere Flinten und gingen längs dem Ufer nordwärts. Durch tiefsten Schnee. Warum? Wozu? Wohin? Das wußten wir selber nicht, aber es war uns unmöglich, stillezustehen oder auf einem Fleck zu sitzen ... Wir stießen auf irgendein Kreuz. Wer mochte wohl darunter für immer Ruhe gefunden haben?

Erst nachdem wir zehn bis zwölf Kilometer abmarschiert hatten, kehrten wir zum Tschum zurück, tranken, aßen Fleisch und schliefen ein.

Und am nächsten Morgen, als man erwachte — dieses köstliche Gefühl: Du bist nicht auf Treibeis mehr, sondern auf festem Land! Die ganze Nacht

Digitized by Google

blies der Wind seewärts und hatte die Eisfelder weit ins Meer hinausgetrieben. Hätten wir nicht gerade an diesem Tage das Festland erreicht — unfehlbar wären wir umgekommen ...

Nun waren sie wohl auf festem Lande — aber über 400 Kilometer südöstlich von ihrer Station am Matotschkin-Schar. Nach einer kurzen Erholungszeit bei den gastfreien Samojeden traten sie ihren Marsch heimwärts an, und Mitte November trafen sie glücklich in ihrem Winterquartier ein.

Hier lebte die kleine Gruppe wagemutiger Männer in steter Arbeit bis gegen Mitte April des nächsten Jahres, worauf Borissow, nur von dem Zoologen Timofejew und zwei Samojeden begleitet, die Reise nach dem nördlichen Teil von Nowaja-Semlja, insbesondere zur Erforschung seiner Ostküste antrat. Es wurden verschiedene Meerbusen, Gletscher usw. besucht und kartographisch genauer dargestellt. Die Rückreise wurde teils zu Fuß, teils in einer Schaluppe zurückgelegt, und als man wieder bei der Station angelangt war, fügte es ein glücklicher Zufall, daß der Dampfer der russischen hydrographischen Eismeer-Expedition sichtbar wurde. Er nahm die Reisenden auf und brachte sie Ende August nach dem Solowezkikloster, von wo sie nach Archangelsk reisten.

Al. Borissow: Samojede auf der Jagd.

Es würde zu weit führen, alle wissenschaftlichen Ergebnisse dieser anderthalbjährigen Expedition hier aufzuzählen. Aber einiger Reiseerlebnisse sei doch gedacht. Denn wenn auch Borissow und seine Genossen nicht ganz solche Schrecken erlebten wie damals im Oktober auf dem Treibeise — an Gefahren und Strapazen fehlte es auch jetzt nicht. Vor allem war es ein besonders kaltes Frühjahr: man notierte an einigen Tagen 30 und mehr Grad Kälte Reaumur! Und dabei wurde doch immer fleißig gearbeitet. Timofejew machte topographische Aufnahmen, Höhenbestimmungen und sammelte von der Fauna und Flora, Borissow malte Studien; oft beim stärksten Frost, denn was er sah, erfüllte ihn immer aufs neue mit Bewunderung. Sie untersuchten und erforschten unter anderem genau den Tschekin-Busen, den Nesnajemy-Busen, den Borissow zu Ehren des ersten russischen Erforschers von Nowaja-Semlja Rasmysslow-Busen nannte, und den großen Medweshji-Busen, dessen oberen Teil wie den zu ihm herabsteigenden gewaltigen Gletscher er nach dem Minister Witte benannte, aus Dankbarkeit für die Unterstützung, die dieser der Expedition hatte zuteil werden lassen.

Nicht genug kann der Künstler von der Schönheit dieses Gletschers erzählen. Ge-

Digitized by Google

radezu erdrückend wirkt er an trüben Tagen: man kommt sich bei diesen kolossalen, finsteren Eismassen so armselig, so jammervoll vor! „... Aber dann sollten Sie mal sehen, wie er wirkte, wenn die Sonne hervorbrach, was allerdings selten genug geschah. Eine unbeschreibliche Pracht gab's dann. Die riesigen Eiskuppen und -flächen erstrahlten in allen Regenbogenfarben — man kam sich vor, als wäre man in das phantastische Schloß irgendeines märchenhaften Eiskönigs versetzt ... Stundenlang konnte ich dasitzen, ganz in Bewunderung versunken, und mich bemühen, etwas von dieser zauberischen Schönheitswelt auf der Leinwand festzuhalten."

Vom Tschekin-Busen aus marschierte die Expedition ins Innere. Timofejew und der eine Samojede trennten sich für einige Zeit von Borissow, für den nun wieder schlimme Tage anbrachen. Er war ohne Lebensmittel; die sollte er sich von einer etwa zwanzig Kilometer entfernten Proviantstation holen. Aber wie sie erreichen? Es war wärmer geworden und damit das Reisen sehr beschwerlich, er schon früher bisweilen genossen hatte. Auf einige Minuten warf er sie ins Feuer und knabberte dann an ihnen herum. „Es gibt gewiß besseren Braten!" meinte er lachend, als er davon erzählte. Zum Glück gelang es aber dem Samojeden, den er bei sich hatte, eine Wildgans zu erlegen, und auch später nährten sie sich von Gänsen, die an den Binnenseen in großen Scharen nisteten.

Ende Juni machten sich die vier wieder zum Matotschkin-Schar auf, wo im Tjulen-Busen ihre kleine Schaluppe ankerte. Das war wieder ein sehr beschwerlicher Marsch. Der Boden am Ufer war ungemein steinreich, und über diese Blöcke und dieses Geröll kamen die Hunde nicht gut fort. Aber noch viel mehr Mühe machten die vielen, oft sehr breiten Wasserläufe, die ihren Weg durchkreuzten. Borissow, der schon als Knabe gern allerlei sozusagen technische Spiele getrieben hatte, wußte auch hier wieder Rat und Hilfe. Als sie flußaufwärts eine Furt suchten, stießen sie an einer Stelle auf Abhänge aus Schnee; da trieben sie Stangen

Al. Borissow: Heilige Stätte der Samojeden auf der Waigatschinsel mit heiligen Symbolen und Knochen von Opfertieren.

denn die Schneedecke auf dem Eise wurde brüchig und breiig. Not kennt kein Gebot, und der Hunger macht nicht wählerisch. Borissow sammelte von Hunden benagte Seehundschwimmhäute, ein „Leckerbissen", den hinein, befestigten an ihnen Stricke und ließen so die Schlitten hinübergleiten. Ein anderes Mal fanden sie mitten im Fluß eine Insel, die mit Steinen von der Größe eines Pflastersteins vollständig bedeckt war.

Digitized by Google

Al. Borissow: Sichernde Renntiere.

Durch den ersten flacheren Flußarm konnten sie zur Insel hinüberwaten, und als sie auf der Insel angekommen waren, warfen sie mehrere Stunden hindurch die Steine in den zweiten größeren und tieferen Arm hinein, bis diese eine Art Damm bildeten und das Wasser auf solche Weise in den ersten Arm abgelenkt wurde, so daß sie nun auch den zweiten Lauf überschreiten konnten.

Viel machte ihnen auch der heftige Wind zu schaffen. Zwischen den starken nordwestlichen Luftströmungen vom Eismeer her und dem östlichen vom Karischen Meer her bildet das zerklüftete Bergland von Nowaja-Semlja einen ungeheuren Wall, an dem die Stürme ihre volle Wut auslassen. Und besonders mühselig war der Marsch, wenn es Landwind gab, der in den Schluchten und Klüften sich verfing und nur ein schrittweises Vorwärtskämpfen und -kommen zuließ.

So erreichten sie denn endlich den Tjulen-Busen und bestiegen ihre Schaluppe. Da brach ein förmlicher Orkan aus; der Mast wurde zertrümmert und das Boot an den felsigen Strand geworfen. Mit großer Mühe gelang es ihnen aber doch noch, das südliche Ufer des Matotschkin-Schar zu erreichen, längs dem sie weiter fuhren, bis sie auf undurchdringliche Eismassen stießen. Sie schifften sich also aus, beluden die Schlitten mit den Studien und Sammlungen und marschierten vorwärts, bis sie etwa fünfundzwanzig Kilometer von ihrem Hause entfernt waren. Da — ein neues Hindernis: ein Flußlauf. Und wieder hatten sie im Unglück Glück. Am Strande entdeckten sie halb versandet ein leeres Boot, flickten es, so gut es ging, mit Treibholz aus, das sie mit Nägeln aus dem Schlitten befestigten, und kamen so über das Wasser hinüber. Todmüde, mechanisch fast Fuß vor Fuß setzend, langten sie endlich bei ihrem Hause an. Dann aber waren alle Mühen und Gefahren vergessen, nur das stolze Bewußtsein erfüllte sie: daß sie ihre Aufgabe gelöst hatten, daß sie tief eingedrungen waren in die geheimnisvolle Welt von Nowaja-Semlja, daß sie ihre Schrecken und Fährnisse überwunden und reiche Sammlungen und viele Studien glücklich heimgebracht hatten. Vor allem diese, die ja doch schließlich der Hauptzweck der ganzen Expedition gewesen waren.

Und es ist Zeit, daß ich mich ihnen zuwende. Denn uns interessiert hier ja doch vornehmlich neben dem Menschen der Künstler Borissow.

Auch für seine Kunst war, wie gesagt, die Ausbeute der vierzehnmonatigen Expedition keine geringe. Borissow brachte über dreihundert Ölstudien, viele Zeichnungen und

Digitized by Google

A1. Borissow: Reiseschlitten in der Tundra.
(Der Ausrüstungszug des Malers auf der Reise von Pustosersk nach dem Jugorski-Schar durch die Bolschesemelskaja-Tundra.)

Skizzen mit — ein reiches Material, das das auf früheren Reisen gesammelte wesentlich ergänzte und nun verarbeitet werden sollte ...

Vier Sommer, drei Frühlinge, einen Winter und einen Herbst hat Borissow im Polareise zugebracht. Er kennt seinen Zustand zu allen Zeiten, kennt alle Übergangsformen, die es zwischen den einzelnen Jahreszeiten zeigt; kennt das Neueis und das Treibeis aller Arten, das Inlandeis auf seiner Wanderung seewärts, bis es selbst auch wieder zu Treibeis wird; kennt die furchtbaren Schneestürme und die Gewitterorkane, all die Spiele von Licht und Farben auf den Wasserfluten, Schneefeldern, Eisbergen, wie sie mit dem Stande der Sonne und der Beschaffenheit der Atmosphäre wechseln; kennt die blutrote Dämmerung in den Nächten der sommerlichen Mitternachtssonne und die blauweiße Tageshelle in winterlichen Vollmondnächten, kennt sogar die seltsam malerischen Wirkungen einer totalen Sonnenfinsternis im hohen Norden, die er einmal miterleben durfte. Auch das Leben und Treiben der Samojeden und ihrer Renntierherden kennt er, die grünbräunliche Tundra und die blauschwarzen kahlen Felsen.

Die ganze Landschaft, in der einst der Diluvialmensch in Europa gelebt, hatte er so kennen gelernt, weshalb all seine Bilder auch für den Geologen von größtem Interesse sind.

Und das alles nun hat er auch gemalt im Laufe all der Jahre. Als erster gemalt. Denn man berufe sich nicht auf den Österreicher Julius Payer, der bekanntlich erst nach seiner Nordlandreise das Malen gelernt hat und in seinem behaglichen Pariser oder Wiener Atelier seine Eindrücke in der grausig-schönen Natur der Polargebiete nur nach dem Gedächtnis schilderte, während ein anderer Nordlandmaler, der Norweger Thorolf Holmboe, nie so weit nach Norden vorgedrungen ist wie Borissow und zudem auch unter ganz ungefährlichen Lebensbedingungen gearbeitet hat.

Anders der russische Künstler. Wie zahllose Male lauerte der Tod auf ihn, der Hungertod, der Tod des Erfrierens oder Ertrinkens. Wer hat wohl je Studien im Freien gemalt bei Temperaturen von 25 bis 30 Kältegraden der Reaumurschen Skala? Die Farben auf der Palette, auf der Leinwand ballten sich zusammen, ließen sich vom Pinsel kaum fassen, mit dem Spachtel kaum zerreiben. Selbst das Terpentin, das er zur Auflösung benutzte, kristallisierte sich; die im weiten, langen Pelzärmel der Ma-

Digitized by Google

liza steckende Faust hielt den Pinsel krampfhaft fest, und oft genug brach der Holzstiel unter dem starken Druck, wie die Borsten am Farbenklumpen. Oder das Schneelicht griff die Augen so an, daß sie eine Zeitlang alles doppelt sahen oder die Farben durcheinanderschillerten. Oder man ist im besten Malen — da beginnt es zu schneien, immer dichter und stärker, und der Schnee bleibt an der Leinwand kleben und mischt sich mit dem Terpentin und fließt so über eben Vollendetes. Dann wieder gab's Tage, wo ringsum alles weiß in weiß oder grau in grau erschien, wie in Nebel gehüllt, und doch kein Nebel — ein zerstreutes Licht in einem einzigen Gesamtton. Oft ist bei besonders klarem Wetter die Luft so durchsichtig, daß man an einem weit entfernten Ufer selbst nicht sehr große Steine mit bloßem Auge deutlich erkennen kann, wo dann feinere Übergangsnuancen fehlen. Und wieder bei anderen Luftstimmungen ist die Fülle dieser Zwischentöne so groß, daß man fast daran verzweifeln möchte, ihrer habhaft zu werden. „Sie glauben gar nicht," sagte nur einen schwachen Begriff von all dieser Pracht, der der Süden — ich sah z. B. eine ganze Kollektion von marokkanischen Studien eines unserer besten impressionistischen Maler — nichts entgegenzusetzen hat. Und erst unser liebes mittleres Rußland: wenn man dort mit ein paar Tönen und Halbtönen auskommt — hier im Norden muß man die Skala verzehnfachen, und irgendwelche konventionellen Kunstgriffe helfen nun schon erst recht nichts ..."

Es ist eine Lust, anzuhören, wie Borissow von seiner Kunst spricht, über was alles er nachgedacht, wie scharf er beobachtet hat und wie heiß er immer darum ringt, der Wahrheit nahe zu kommen. Und es gibt Leute, denen seine Studien und Skizzen zu „simpel", zu wenig raffiniert und dann wieder zu „illustrativ" oder gar zu „unwahrscheinlich" sind!

Ehrlich und ohne Phrase und Pose, wie seine Schreib- und Sprechweise, ist auch sein malerischer Vortrag. Oft gibt er nur das Wesentlichste, aber dieses mit einer verblüffenden Naturtreue — gerade weil manche

Al. Borissow: Rast ermüdeter Renntiere.

mir der Maler in Erinnerung an jene Erlebnisse, „wie reich diese Natur an Lichtreflexen ist, an ewig wechselnden, z. B. besonders bei den schwimmenden Eisgebirgen — es ist ein Farbenfunkeln wie bei Edelsteinen. Auch die besten Studien geben immer Farbenzusammenklänge so gar seltsam anmuten, manche Kontraste so außerordentlich stark sind. Sehr verschieden ist seine Technik: man begegnet ganz glatten, weichen, dünnen Pinselstrichen und daneben auch groben, hoch und dick aufmauernden, weil eben

Digitized by Google

Al. Borissow: Inlandeislandschaft auf Nowaja-Semlja.

immer alles von der Temperatur abhängt. Daß er im Winter nur bei Lampenlicht malen und zeichnen konnte, versteht sich von selbst; schwarze Kreide, Pastellstifte traten dann an die Stelle der Ölfarbe. Aber mancher in der Polarnacht gewonnene Eindruck war so stark, daß er sich unverändert bis zur hellen Jahreszeit erhielt. Wir sehen es z. B. an der winterlichen Vollmondnacht mit den Eisbären.

Und welche Fülle von Motiven fand der Künstler da, wo es nach Ansicht vieler wohl nur einfach „Eis und Schnee" und „Schnee und Eis" gibt! Welche Wunder und welche Schrecken, wieviel Leben und wieviel Wechsel! Gewaltiges Inlandeis, hochgetürmt und schluchtenreich mit blauschimmernden Grotten und tiefen Spalten und Klüften, in denen Schmelzwasser tropft und strömt; Gletschermühlen, Kamine, durch die drehendes, Steine herumwirbelndes Wasser hineinstürzt; unabsehbare Eisfelder, von senkrecht steilen Eismauern umsäumt, wo Eisbären sich in der Vollmondnacht ein Stelldichein geben und die Schatten des Eiskolosses tiefblau auf dem blendend weißen Schnee liegen; der Kampf der Eisschollen in gurgelndem blauschwarzem Meer gegeneinander oder gegen langsam heranschwimmende Eisberge; die sturmerregte Meeresflut, die blaugrau und schaumgekrönt gegen braunviolette Felsenmassen donnert; Treibeis, das smaragdgrün und türkisblau, mit einer blendenden Schneedecke an düsteren, schwarzbraunen und violettgrauen Küstenhöhenzügen vorüberschwimmt; die abendlichen, irisierenden oder opalfarbenen oder rotgelben Töne des mehrmonatigen Sommertages; die Mitternachtsonne, wie sie glühend hervorlugt zwischen dunkellila und tiefbraun schimmernden Wolkenmassen und das dunkle Wasser und die blaugrünen Eiskolosse oder türkisfarbenen kleinen, meterhohen Schollen von herbstlichem Neueis mit roten Reflexen schmückt; die Stille vor dem Schneesturm, der mit tiefdunklem Gewölk naht; die braungelbe oder graugrünliche Tundra im Sommer; Abend- und Morgenstimmungen, Nebel und Sonnenschein, Windstille und Nordsturm; und die Farben von Himmel und Wasser, Eis und Felsen immer wechselnd und oft, wie ich schon bemerkte, zu gar seltsamen Harmonien zusammenklingend. Am seltsamsten in dem größten der Bilder, die in Berlin gezeigt wurden, und zu dem wir hier (s. Einschaltbild) eine Studie bringen: „Ein Moment der totalen Sonnenfinsternis am 27. Juli 1896." Seinen Standpunkt hatte der Maler gerade am Rande des Mondschattenkegels, in dessen Bereich auch das Festland mit dem viele Meter

Al. Borissow: Eisbären am Rande des Inlandeises in einer Wintervollmondnacht.

hohen, bleigrau schimmernden, wild zerklüfteten Inlandeisplateaus und das graugelb flimmernde, scheinbar unbewegliche Wasser sich befanden, das an der riesigen Eismauer leckt, und weiter hinten die tiefbraunviolette Landzunge, die sich in das metallisch gelbe Wasser hineinschiebt, und endlich die schmalen, langgestreckten Wolken über diesem Wasser. Ganz hinten aber der Himmel in grellem Sonnenlicht, und durch den Schatten hindurch erscheint dieser Himmel — schwefelgelb und die Silhouette der Wolken auf diesem Hintergrunde — dunkelblau.

Und dann andere Bilder wieder, wo diese Natur von Tieren und Menschen belebt ist und Spuren der Kulturarbeit der Menschen sich zeigen: sichernde Renntiere in wilder Berglandschaft, russische Ansiedelungen an der Murmanküste und an der Küste des Karischen Meeres, Renntier- und Hundeschlitten-Karawanen auf der Reise oder auf der Rast, vergessene Wracks und einsame Grabstätten, Samojedenjurten und Blockhäuser, Samojeden auf der Jagd, Hundemeuten, Schiffe auf einem Fluß, einzelne Hundeschlitten, stehend, mit Pelzen behängt, Götzenstätten der Samojeden, Samojeden beim Einsalzen der Fische usw. usw.

Eine Sammlung von Bildern, Studien, Skizzen — gleich interessant für den Künstler, für den Naturforscher, für den Ethnologen. Einige von ihnen befinden sich im Besitze des Zaren und russischer Museen in St. Petersburg und Zarskoje Selo, wo andere zurückgelassen werden mußten, so daß wir in den deutschen Ausstellungen lange noch nicht das gesamte bisherige Lebenswerk des Malers vor Augen hatten: gerade von den großen Bildern fehlte eine ganze Anzahl.

Die Ausstellung ist schon in München, Wien, Prag, dann in Berlin und in Hamburg gezeigt worden und wird im Spätherbst und im Winter in London und Paris zu sehen sein. Ihres Erfolges wird sie überall sicher sein, wie die Persönlichkeit des eisenfesten und doch so träumerischen Mannes, der sie geschaffen hat, und der davon, wie er sie schuf und was er dabei erlebte, mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit erzählt, als schildere er einen Sommerausflug nach dem Nordkap mit einem der Luxusdampfer der Hapag-Flagge.

Digitized by Google

Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

II

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Neuerscheinungen des letzten Jahres auf sinfonischem Gebiet bestätigen die in dem ersten Teile dieser „Musikalischen Rundschau" (Juliheft) aus dem Wesen der Gattung gezogenen Entwickelungsgänge. Das Tonkünstlerfest zu Essen konnte die Einschätzung des Jahresertrags nur noch schlechter stimmen. Es war kein einziges Werk dabei, das einen wirklich starken Eindruck hinterlassen hätte, bei dem man das Gefühl erhalten konnte, daß die künstlerische Aussprache gerade in musikalischer habe erfolgen müssen. Am ehesten war das noch der Fall bei Friedrich Kloses gewaltiger Schöpfung „Das Leben ein Traum". Der Künstler hat zuerst durch seine große „Festmesse", danach durch die sinfonische Oper „Ilsebil" die weitere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. In jener Festmesse scheint er mir eigentlich am stärksten als Musiker zu sein. Schon die Bezeichnung „sinfonische Oper" ist für mein inneres Gefühl ein Unding. Denn in Wirklichkeit ist diese Oper eine verkappte sinfonische Dichtung, nur daß es auch da dem Künstler nicht gelungen ist, das, was er gestalten wollte, fassen wir es kurz zusammen: den seelisch gedanklichen Gehalt so musikalisch zu fassen, daß er ihn mit Musik allein hätte erklären können. So tritt denn, was auf der Bühne geschieht, erklärend und den Inhalt darstellend, hinzu. Der Vorgang ist nicht so neu, wenn man daran denkt, daß Liszt sich zu seiner Dante-Sinfonie gemalte Prospekte gedacht hatte, die die musikalisch empfundenen Vorgänge zur Anschauung bringen sollten. In der sinfonischen Dichtung „Das Leben ein Traum" tritt zum Schluß ein Sprecher auf, der in nicht allzu glücklichen Versen seine traurige Botschaft vom Verzicht ausspricht. Weiß Gott, ein Dysangelion! Wenn nun schon gar die Kunst zum Lebensverzicht mahnt, wenn der poeta, der Gestalter, Schöpfer die Hände sinken läßt, wo kommen wir dann hin? Heil dir, Prometheus, der trotzig dasteht und Menschen formt nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das ihm gleich sei, zu leiden, zu weinen, aber auch zu genießen und sich zu freuen! Ist es nicht selber ein Dysangelion, wenn ein so riesig begabter Musiker wie Klose, dessen ursprüngliche musikalische Gewalt aus tausend Einzelheiten uns entgegenspricht, zu diesen immerhin geradezu kärglichen Mitteln Zuflucht nimmt, mit dürren Worten uns zu sagen, was er zu sagen hat. Und doch ist das Wesen des Gesanges, daß ein Gott dem Begnadeten die Kraft verlieh, zu sagen, was er leide. Immerhin — ich glaube an diesen Mann und hege die feste Zuversicht, daß es ihm gelingt, sich seelisch zu schöpfungsfreudigerer, stärkerer Stimmung hindurchzuringen und damit auch künstlerisch.

Auch bei Max Reger hoffe ich auf diese Entwickelung zum Günstigen. Freilich wird es ihm schwer gemacht, wenn er, wie es scheint, nicht die rechte Charakterkraft besitzt, um diesen ganzen Schwarm unreifer Begeisterer und dies ganze Tohuwabohu einer sensationslüsternen Masse, die ihn zu ihrem Modegötzen macht, abzuschütteln. Man will ja heute in allem gleich das Rezept für eine Künstlererscheinung haben, und so hat man sich die Erscheinung Reger aus einer starken Befruchtung der Modernität durch Joh. Seb. Bach erklärt. Alle menschliche und künstlerische Entwickelung vollzieht sich in spiralförmiger Art, so daß diese senkrechten Berührungen immer wieder neben die in der Längsachse treten. Die moderne

Digitized by Google

Orchestration ist zu einem polyphonen Stil gelangt, der ganz naturgemäß zu innigen Berührungen mit der Polyphonie Joh. Seb. Bachs führen muß, wo wir heute mit den Werken des gewaltigen Thomaskantors immer vertrauter werden. Immerhin wäre es äußerlich und lächerlich, die Ursache der Entwickelung zum modernen polyphonen Stil in dieser Berührung mit Bach zu suchen, vielmehr ist das Verhältnis so, daß das Beispiel Bach von so gewaltiger Einwirkung sein kann, weil die moderne Musikentwickelung aus innerer Notwendigkeit heraus zur Erneuerung eines polyphonen Stils geführt hat, und zwar war diese innere Notwendigeit gerade das Gedankliche, das Verlangen nach Klarheit, nach möglichster Deutlichkeit des Ausdrucks. Es ist also eigentlich stracks der entgegengesetzte Weg, auf dem diese moderne Polyphonie zustande gekommen ist, als bei Bach. Die Polyphonie vor Bach hatte sich rein formal entwickelt, und es ist das ungeheure Verdienst Johann Sebastians und die tiefste Ursache seiner Wirkungsmöglichkeit auf uns Heutige, daß es ihm gelungen ist, für das rein formale Spiel die innere Notwendigkeit zu schaffen durch die Art des von ihm auszudrückenden weniger gedanklichen als seelischen Inhalts. Wir brauchen bloß zu bedenken, daß die moderne Polyphonie eigentlich dadurch entstanden ist, daß, um es schroff auszudrücken, gleichzeitig mit verschiedenen Leitmotiven gearbeitet wurde. Ich bezeichne jetzt als Leitmotiv einen musikalischen Gedanken. Der Musiker erfindet irgendein musikalisches Thema, mit dem er irgendeinen Gedanken oder einen bestimmten Vorgang charakterisieren zu können glaubt. Mit verschiedenen solcher musikalischen Gedanken umschreibt er den gesamten Inhalt seiner Sinfonie. Die Entwickelung dieses Inhalts wird nun dadurch vorgeführt, daß die Gedanken logisch miteinander verbunden werden. Wenn Richard Strauß seinen Helden uns in einem bestimmten Augenblicke seines Lebens darstellt, so zeigt er es uns derartig, daß dieser Held (erstes Thema) seine Schöpferkraft künstlerisch betätigt (zweites Thema). Er wird dazu besonders angeregt durch das Liebesglück (drittes Thema), darf allerdings auch in diesem Augenblick nicht vergessen, daß er ein Kämpfer ist, auf den die Widersacher (viertes Thema) von allen Seiten eindringen. Diese vier Gedanken, die ja beliebig vermehrt werden können, erfolgen nun keineswegs als Nacheinander, sondern die eigentümliche Lage des Helden entsteht dadurch, daß sie gleichzeitig sind. Es entwickelt sich hier ganz von selbst aus dem gedanklichen Verhältnis heraus eine kontrapunktische Polyphonie, und man erkennt hier leicht, daß in der Tat die Musik in dieser Weise ein Mittel besitzt, um Harmonien, Disharmonien und deren Auflösung und Weiterentwickelung von seelischen und geistigen Zuständen rein musikalisch auszudrücken. Der springende Punkt ist nur immer der, daß die musikalische Natur in dem betreffenden Künstler so ungeheuer stark ist, daß er naturgemäß Musikalisches auszusprechen sucht. Das ist eine unerläßliche Bedingung für jeden Künstler. Es wäre einem innerlich durchaus plastisch veranlagten Manne nicht geschehen, daß er manche Einzelheiten so ganz malerisch oder sogar radiermäßig ausgedrückt hätte, wie es z. B. Klinger bei seinem Beethoven getan hat.

Wir beobachten heute freilich auf dem gesamten Gebiete der Kunst dieses Durcheinanderfließen, was an sich, da ja doch alle Künste dieselbe Kraft ursprünglich bedeuten, durchaus nicht Schwäche darstellen würde, wenn man sich nicht bei genauer Untersuchung sofort klar würde, daß diese Vermischung, von einer Einzelerscheinung wie etwa Richard Wagner abgesehen, nicht auf künstlerischer Notwendigkeit beruht, sondern auf der Gedankenhaftigkeit. Dieses Gedankenhafte ist aber in die betreffenden Kunstwerke regelmäßig nachträglich hineingekommen, sonst hätte es gelingen müssen, die betreffenden Gedanken in künstlerische Empfindung umzuformen. Wagners Werke bieten in der Hin-

Friedrich Klose.
(Nach einer Aufnahme von Gebrüder Hirsch in Karlsruhe, Kaiserstr. 243.)

Digitized by Google

sicht zahllose Beispiele, die sich jedem genaueren Beobachter aufdrängen. Was heute so vielen Beurteilern bei Regers kontrapunktischer Schreibweise bachisch vorkommt, während sie z. B. bei Richard Strauß das nicht hervorheben, ist nach meinem

Max Reger.
(Nach einer Aufnahme des photographischen Ateliers Veritas in München.)

Gefühl die größte Schwäche Regers. Die Erneuerung der kontrapunktisch polyphonen Schreibweise ist so weit vorgeschritten, daß sie bereits wieder feste Form geworden ist, d. h. eine nicht mehr in jedem einzelnen Falle aus geistigem, meinetwegen auch verstandesmäßigem Untergrund hervorgegangene Formengebung für den Einzelfall, sondern eine Art Stil. Und Reger setzt in diesem Punkte ein. Seine Polyphonie ist nicht aus dem Gedankengehalt seiner Werke heraus gebildet, sondern formal technisch. Er steht damit wieder auf demselben Punkt wie die alten Vertreter der kontrapunktischen Polyphonie vor Palestrina. Er sucht alle denkbaren formalen musikalischen Möglichkeiten aus einem gewissen, gegebenen musikalischen Material heraus zu entwickeln. Dieses musikalische Material ist natürlich im Verhältnis gegen früher unendlich größer. Es handelt sich hier nicht mehr um vier Stimmen, sondern um das in seiner Stimmenzahl geradezu unbeschränkte moderne Orchester. Regers „Sinfonietta“, die in diesem Winter aufgeführt wurde, zeigt diese Entwickelung auch für jene klar, die sie an seinem Klaviersatz nicht bemerkt haben. Die Zerteilung der einzelnen Instrumentengruppen ist hier bis aufs höchste gesteigert, und man könnte mit Recht von einer Augenmusik reden, denn wenn man die Partitur in die Hand nimmt, so erkennt man ganz deutlich diese Führung der geschriebenen Stimmen gegeneinander. Klingen tut diese Musik wenigstens für meine Ohren nicht, aber ich gestehe, daß sie mich aus der Partitur heraus im höchsten Maße interessiert. Ich habe nun den Eindruck, als ob in Reger eine starke rechte Musikantennatur noch stecke. Sein Klavierspiel, daß innerhalb der großen Masse der heutigen Klaviervortragsweise eine Stellung für sich behauptet, bestätigt mich darin, genau so wie eine große Zahl gerade seiner schwächeren Kompositionen. Schwer wird es sein, aus dieser verwirrenden Fülle von Anregungen, von Trieben herauszukommen und den Weg ins Schöne, Reine zu finden, aber die Möglichkeit einer solchen Entwickelung darf man nicht bestreiten. Eine unerläßliche Vorbedingung dazu scheint mir allerdings zu sein, daß der in seinen Äußerungen geradezu kindische und widerwärtige Regerkultus nachläßt.

In anderer Art führt der Verstand eine Alleinherrschaft bei Gustav Mahler. Ich habe bereits gesagt, daß die ältere Musik vielfach aus den Instrumenten heraus komponiert sei, daß der Komponist jener Zeit als Ziel sich gesetzt hatte, dem Ausdrucksmittel die Gelegenheit zu möglichst seiner Geltendmachung aller ihm innewohnenden Kräfte zu bieten. Mahler komponiert in dieser Weise aus dem Orchester heraus. Und zwar ist ihm das Orchester nicht eine große Einheit, sondern eine bunte Vielheit. Diese Grundstimmung des Komponisten zu seinem Orchester ist entscheidend. Ich möchte zum Vergleich auf einen Meister verweisen, dessen hohe Modernität immer noch nicht richtig erfühlt ist: Bruckner. Im Gegensatz zur Brahmsschen Sinfonie, die wenigstens in diesem Verhältnis zum Orchester in der Tat eine Fortführung der Art Beethovens bedeutet, haben wir bei Bruckner die durch die gesamte moderne Entwickelung der Farbigkeit des sinfonischen Stils hervorgerufene, mehr instrumentale Auffassung, die in den verschiedenen Stimmen des Orchesters nicht bloß die architektonischen Mittel zur Aufrichtung eines Baues sieht, sondern vor allem die Mittel der Farbe des Klanges. Für Bruckners Orchesterstil hat man sofort die Erklärung, wenn man daran denkt, daß die Orgel sein Lieblingsinstrument war. Die Orgel teilt mit dem Klavier den ungeheuren Vorzug, daß sie den gesamten Bereich der Tonwelt gewissermaßen in die Hände des einzelnen legt. Auch technisch, nicht bloß geistig. Die Orgel besitzt gegenüber dem Klavier dagegen den ungeheuren Vorzug, daß sie zur Färbung des Tons imstande ist durch die Regi-

Digitized by Google

stierung. Dadurch, daß ich neue Register herausziehe, braucht das innerlich Musikalische dessen, was ich spiele, nicht beeinflußt zu werden aber es bekommt eine andere Farbe und dadurch natürlich auch einen anderen Stimmungswert. Aber man erkennt leicht, daß dann gerade dadurch, daß es der einzelne ist, der sogar in seiner Hand die Möglichkeit der verschiedenen Stimmungsablösungen vereinigt, der innere große Einheitsgedanke von ungeheurer Herrschgewalt über die ganze Verwendung dieser hier liegenden Farbenmittel wirkt. So schaltet nun Bruckner auch mit dem Orchester. Es sitzen da vor ihm nicht hundert Individualitäten in den Instrumenten, sondern diese hundert Instrumente liegen in seiner Hand, er spielt auf dieser Klaviatur des Orchesters seine große einheitliche Schöpfung und reißt die Register der einzelnen Instrumentengruppen nach Belieben heraus, um damit dieser gewaltigen Zeichnung, die innerlich vor ihm steht, die nötigen Farben zu verleihen. Dem gewaltigen Freskomaler Bruckner gegenüber, dessen innerstes Bild wie bei einem Cornelius als gewaltige Zeichnung für sich entstand und nun durch die reichen Mittel der Farbe das blühendere Leben erhält — ich sage, diesem gewaltigen Freskomaler gegenüber ist ein Gustav Mahler Pointilist. Die Farben, in das Spiel von einzelnen tausend Farbenpünktchen zerlegt, schaffen hier das Gemälde. In diesem Orchester sind hundert verschiedene Individualitäten, hundert Stimmen, deren jede von sich behauptet, die gleiche Bedeutung zu haben. Genau so, wie der Pointilist sagt: es gibt hier keine Lokalfarbe, erst im Auge des Beschauers soll sich der Prozeß vollziehen, der die einzelnen für sich nebeneinander, übereinander, durcheinander hingeschmissenen Farbenpunkte zu großen Farbenflächen vereinigt — genau so ist für dieses Orchester die Vorherrschaft bestimmter Instrumentalgruppen, die geschlossene Wirkung einer harmonischen Zusammenfassung zu Klangkörpern aufgehoben. Jedes Instrument steht gewissermaßen für sich, wirkt nach seiner Art. Die Klangeinheit aus diesem Tonwirrsal zu bilden, bleibt dem Hörer überlassen, dessen Gehörmuschel in gleicher Weise die Mischung der empfangenen Tonfarben zu vollziehen hat, wie das Auge aus den nebeneinandergesetzten Farbenflecken die durch deren Mischung entstehende Einheitsfarbe vollziehen soll.

Ich werde mich hüten zu behaupten, daß diese Art der Orchestrierung an sich künstlerisch minderwertig sei. Wie ein Künstler mitteilt, was er zu sagen hat, ist überhaupt nach meinem Gefühl gleichgültig, wenn es ihm nur gelingt, mir das zu sagen und vor allen Dingen, wenn er etwas zu sagen hat. In letzter Hinsicht sieht es nun allerdings bei Mahler sehr bedenklich aus. Man kommt aus dem Gefühl eines im Grunde recht trivialen Inhalts nicht heraus. Durch eine gesuchte und gespreizte Naivität wird das ebensowenig besser wie durch die unglaubliche Aufbauschung der Ausdrucksweise. Daß auf diese pointilistische Weise wohl einmal seine musikalische Schöpfungen entstehen können, scheinen mir die ganz impressionistisch wirkenden Kompositionen des Franzosen Debussy zu zeigen. Das ist wie ein Auftauchen, ein Vorüberhuschen von Klängen, alles skizzenhaft, nirgends recht faßbar, und doch bleiben von dem Ganzen so starke Impressionen übrig, daß wir aus diesen heraus uns nachher so etwas wie eine einheitliche Stimmung gestalten. Wenn man Mahlers beim Tonkünstlerfest in Essen aufgeführte sechste Sinfonie auf ihren inneren Gehalt ansieht, wenn man hört, wie er bei den Aufführungen von den Instrumentalisten ganz außerhalb des Instruments der Betreffenden liegende Betätigungen verlangt, so hat man das Gefühl, daß ihm gewisse Tonfarben vorschweben, die er erreichen will, und daß ihm gegenüber dem Erzielen dieser einen Tonfarbe alles andere Nebensache wird. Wenn deshalb Mahler in seinem letzten Werke darauf verzichtet hat, ein Pro-

Ferrucio Busoni.
(Nach einer Aufnahme von Albert Meyer Nachf. Oscar Brettschneider in Berlin W, Potsdamerstr. 125.)

gramm zu geben, weil, wie er sagte, seine Tonschöpfungen auch ohne dasselbe verständlich sein müßten, so wurde man dabei zwar nicht immer den Eindruck äußerer Mache los, zumal, wenn

etwa mitten in diesem Tonwerke dann doch zum Aushilfsmittel des Gesanges gegriffen wurde, aber schließlich stimmt es dann doch zu diesem Verlangen einer materiellen Sinnlichkeit des gesamten musikalischen Ausdrucks. Jedenfalls aber hat Mahler dadurch, daß er das Programm verschmäht, sich die Wirkung seiner Schöpfung erschwert, denn seine ganze Art würde in ihrer Hinneigung zum charakteristischen Detail sich zu allererst als Illustration eignen, während sie natürlich

Hans Pfitzner.
(Nach einer Aufnahme von Joh. Hülsen (Inh.: Hanna Schwarz und Anna Walter) in Berlin NW, Dorotheenstr. 72.)

völlig versagen muß gegenüber der großen Architektur eines in sich stehenden Kunstwerkes.

Auf dem Gebiete der musikalischen Illustration hat mit ähnlichen, der instrumentalen Anlage abgewonnenen Mitteln Ferrucio Busoni einen schönen Erfolg erreicht. Er hat das Märchen der Turandot musikalisch illustriert in einer langen, bunten Reihe barocker Einfälle. Diese Musik würde natürlich dann am überzeugendsten wirken, wenn sie, wie alle echten Illustrationen, nicht für sich allein aufträte, sondern in Verbindung mit der Aufführung des Schauspiels. So nähern wir uns hier auf rein sinfonischem Wege wiederum der Gattung des Melodramas, das ja auch nicht mehr sein wollte als eine Art Untermalung, als musikalische Ausschmückung eines von anderer Seite hergebrachten Inhalts.

Wie aus der Anregung durch eine bereits geschaffene Dichtung ein echt und rein musikalisches Werk, das nirgend aus der Sphäre des rein musikalisch Erfaßbaren hinauszutreten braucht und doch den geistigen Inhalt der anregenden Dichtung nicht wiedergibt, sondern sogar erhöht, entstehen könnte, hat Hans Pfitzners Ouvertüre zu Kleists „Käthchen von Heilbronn“ gezeigt. Leider nicht als Erfüllung, leider nicht so, daß man sagen könnte, Pfitzners Schöpfung zeige das. Die Ouvertüre zu einem solchen Drama wird vor allem, wenn sie den Charakter der stimmungzusammenfassenden Vorbereitung wahrt, ja immer so etwas wie eine kleine sinfonische Dichtung sein. Die Musik konnte hier, wie in der sinfonischen Dichtung „Penthesilea“ von Hugo Wolf Werte schaffen, die selbst dem gewaltigen Dramatiker Kleist versagt geblieben sind. Das Problem blieb dabei höchst einfach. Es sind hier zwei scheinbare Gegensätze. Auf der einen Seite die harte, starre, in sich scheinbar geschlossene und unveränderliche, aber doch innerlich gute und weiche Ritterschaft des Grafen Wetter vom Strahl, auf der anderen Seite die hingebungsvolle, anschmiegsame, nur im Anschluß an Festes lebensfähige, aber doch innerlich unüberwindlich kräftige und lebenszähe weibliche Natur Käthchens. Das endgültige Problem des Dramas besteht in der Vereinigung beider. Sie ist ja bei Kleist erreicht und wirklich glaubhaft geworden, aber der wunderbarste Reiz dieser Vereinigung, die Tatsache, daß diese beiden scheinbar so verschiedenen Welten in Wirklichkeit zusammengehören, daß erst aus ihrem Ineinanderwirken die höchste, schönste Einheit sich entwickeln kann, daß im Grunde jeder von beiden für sich nur ein Stückwerk ist — das zu zeigen und vor allem den Zauber der Vereinigung uns herausfühlen zu lassen, ist Kleist doch nicht gelungen. Man stelle sich vor, wie wunderbar hier eine vergeistigte polyphonische Arbeit uns das fühlen lassen könnte. Ein charakteristisches Thema, ein ebenso glückliches für Käthchen — in beiden Fällen könnte man die Erfindung Pfitzners gelten lassen —, und nun das Zu- und Widereinander der beiden, endlich die Vereinigung beider und die Neugestaltung eines neuen, nach allen Richtungen nun befriedigten, nach Melodie wie nach Glanz der Harmonie zusammenstimmenden Themas aus der Verbindung beider — es ist ein rein und urmusikalischer Vorwurf, der den Einzelfall des Grafen Wetter vom Strahl mit Käthchen hinaufhebt in die allgemein menschliche Gültigkeit und dabei nirgendwo auch nur eine Linie aus dem Bereich des Musikalischen hin-

Digitized by Google

ausschreitet. Also vorhanden ist die Möglichkeit einer echt musikalischen großen Kunst der sinfonischen Dichtung auch in jenem Falle, wo der Musiker nicht der Dichter ist. Und wie wir sehen, wäre in diesem Falle gerade eine stark schöpferische, rein musikalische Natur am ehesten zur Erreichung dieses Zieles befähigt gewesen.

Mit diesem immerhin tröstlichen Ausblick möchte ich diese Übersicht beschließen. Es sind nicht die Gattungen in der Kunst und auch nicht die theoretischen Auffassungen, die wirkliche Werte zu schaffen vermögen. Es ist die *künstlerische Kraft*, das *urschöpferische Vermögen*. Das ist für eine Zeit, in der ein ungeheures Streben nach Kunst und ein riesiger Kunstverstand und Kunstfleiß am Werke sind, unter Umständen vernichtend; denn vielleicht gelingt dieser Zeit nicht ein einziges starkes Werk. Aber auch die ewige Sieghaftigkeit der Kunst liegt hier begründet, die Tatsache, daß alle scheinbar unkünstlerischen Entwickelungsgänge nicht imstande sind, dem Wesen künstlerischen Schaffens auf die Dauer Eintrag zu tun, daß die wirklich starke künstlerische Persönlichkeit sich hindurchringt durch alle von außen her aufgetürmten Hindernisse.

Ginster

Es war, als ob man Sonnenland betrat
Aus hehrem Hochwald, märchentief und finster.

In maienhelle Heide lief der Pfad,
Ein Schleichpfad, breit umfaßt von goldnem Ginster.
Auf all dem Blütenprangen lag der Tau
Im vollen zarten Morgenfunkelglanze.
Die Lerche sang im sonnenseligen Blau —
Lachende Sonnenseligkeit das Ganze!

Selbst die da ging in ihrer dunklen Tracht,
Hat's aus dem Schwall von Blütenschmetterlingen
Auf einmal frühlingsmächtig angelacht!

Erinn'rung wachte in ihr auf und sang
Und sang den ganzen goldnen Weg entlang
Und hob sich selber wie auf goldnen Schwingen.

Frida Schanz

Digitized by Google

Reino

Eine Geschichte für Leute mit kleinen Kindern

von

Georg Ruseler

(Nachdruck ist untersagt.)

1. Die drei Worte.

Ich kenne einen Jungen, der heißt Reino und ist noch ganz klein. Er hat helles Haar und braune Augen, und das Haar kriecht immer die Stirn hinunter und will die Augen zudecken; dann greift der kleine Junge danach und lacht. Das ist überhaupt das Liebste, was er tut. Wenn er im Bette liegt und die Decke zur Seite schiebt und zwei Puttfüßchen hervorkriechen, dann lacht er; wenn er an den Vorhängen seines Wagens zerrt, dann lacht er, und sagt ihm sein Vater mit ernstem Gesicht: „Reino, das darfst du nicht tun!" — dann lacht er erst recht.

Als Reino es wagte, der Mutter Hand und Schürze loszulassen, da lernte er auch sprechen, und wenn es auch nur drei Worte sind, die er kann, so ist es doch fürs erste genug. Aber wir wollen nun hören, welches diese drei Worte sind. „Papa" und „Mama" gehören natürlich nicht dazu; die lernt jedes Kind, bevor es sprechen kann. Das erste Wort heißt: **bum!** Wenn Reino durch das Zimmer rennt — das Gehen hat er noch nicht gelernt — oder wenn er im Garten spazieren läuft, dann freuen sich Tische und Stühle, Bäume und Sträucher über ihn und hüpfen mit. Manchmal sind sie aber ungeschickt, die hölzernen Gesellen, und meinen, sie wollen ihn greifen und halten, stoßen ihn aber an, und da liegt er. „Bum!" sagt er dann ganz vergnügt, stemmt beide Händchen gegen den Boden und beide Füßchen, so daß er für einen Augenblick einen Katzenbuckel macht, und da steht er wieder und lacht und sagt noch einmal: „Bum!" Aber es gibt auch tückisches Volk; diese Teppiche und Matten, die sind gar hinterlistig, packen unversehens seine Füße, und er schlägt gegen Kanten und Ecken, daß es kracht. Dann lacht er nicht, dann heult er; aber er faßt sich bald, rafft sich auf und sagt dreimal, von Schluchzen geschüttelt: „Bum! Bum!" — ganz langgezogen, anklagend aus tiefstem Herzen: „Bum!" und dann ist alles wieder gut.

Noch häufiger als „Bum" gebraucht Reino das Wörtchen „Nein". — „Ich will dir deine Nase putzen," sagt die Mama. — „Nein." — „Willst du das Salzfaß stehen lassen!" — „Nein." — „Gib Papa das Messer wieder, es beißt." — „Nein." — Mich dünkt, der Junge ist ein Strick, und es wäre gut, wenn bald eine Rute ins Haus käme.

Aber Reino hat noch ein drittes Wort, und um dessenwillen soll ihm viel verziehen sein. Er gebraucht es am häufigsten; es ist ein stolzes, herrisches Wort und heißt „Mehr". Wenn er seinen Becher mit Milch bekommt und ihn bis auf die Neige ausgetrunken hat, sagt er ganz innig und selig: „Mehr!" Hat er ein Stück Schwarzbrot mit Honig verzehrt und Mama sagt: „Nun ist's genug!" — sagt Reino: „Mehr!" Schenkt Papa ihm einen Pfennig: „Da hast du'n Taler! Tu ihn in die Sparbüchse!" — sagt er langgedehnt: „Mehr!" Zeigt man ihm abends den Himmel: „Sieh, da ist der liebe Mond!" so schlägt er mit den Armen auf und ab und befiehlt: „Mehr!" — Ja, lieber Reino, **einen** Mond hat der liebe Gott nur gemacht!

Digitized by Google

Gustav Mahler, Direktor der Hofoper in Wien.
Nach einer Radierung von Prof. Emil Orlik.

Zu Storck: Musikalische Rundschau. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

2. Ein Festmahl.

Reino ist allein im Eßzimmer. Mama hat gerade den Tisch gedeckt, ist aber ein Weilchen hinausgegangen. Reino ist allein, aber eigentlich nicht im Zimmer, sondern in seiner Stube; das ist eine geräumige Kiste, ordentlich gepolstert und tapeziert. Darin hat er alles, was er braucht, einen Tisch und einen Stuhl, Kegel und Kugel, einen Hammer, einen Löffel und auch einen Hampelmann. Aber er ist nicht zufrieden; sehnsüchtig blickt er aus seinem Käfig nach dem reichbesetzten Tisch, und er hebt seine Beinchen, eins, zwei! und er steht auf seinem Stühlchen, und er hebt sie noch einmal, eins, zwei! und er steht auf seinem Tischchen, und er hebt sie zum drittenmal, eins, zwei! und er fällt aus seiner Kiste ins Zimmer und liegt auf dem Teppich. „Bum!" sagt er und steht auf und langt auf den Tisch hinauf, und er streckt und reckt sich und erwischt eine Wurst. „Mehr!" sagt er und langt wieder hinauf und holt sich noch ein Brötchen dazu. Dann setzt er sich auf ein Fußkissen und beißt abwechselnd links und rechts ab und hält eine wackere Mahlzeit.

„Pst, pst, pst!" tönt es da vom offenen Fenster her; das sind die Fliegen, und auch eine giftige Wespe ist dabei. „Guten Tag, Reino," sagen die Fliegen. Reino ist noch klein, und darum versteht er sich auf die Sprache der Tiere. „Guten Tag, Brumm!" sagt er. — „Dürfen wir hereinkommen?" — „Mehr, mehr!" ruft das Büblein und lacht. — „Du mußt uns aber zu essen geben; du hast ja einen ganzen Tisch voll." — „Was wollt ihr haben?" fragt Reino. — „Zucker," sagen die Fliegen, und „Honig," sagt die Wespe. „Schmeckt süß," ruft der kleine Kenner, stellt sich auf eine Fußbank, holt den Zuckertopf vom Tisch und streut ihn aus über den Teppich, und das Honigglas schickt er gleich nach.

Die Fliegen setzen sich und schmausen. Da ruft es ganz leise „Piep, piep!" aus der Ecke. „Bist du auch da, Piepmaus?" fragt Reino, „willst du etwas abhaben?" — „Gib, gib," sagt die Maus. — „Ja, was willst du denn haben?" — „Wurst und Schinken." — „Wurst eß ich selber, den Schinken kannst du kriegen." Und rums, holterdipolter! fliegt der Schinken hinein in Zucker und Honig, und Piepmaus läßt es sich schmecken.

„Miau!" ruft es da; Miez ist hereingesprungen und sitzt im Fenster. „O Gott!" pfeift Piepmaus und will in ihr Loch. — „Bleib nur," sagt Reino, „wenn ich hier bin, darf sie dir nichts tun. Puzimau, was willst du denn haben?" — „Milch," antwortet die Katze, und Reino will sie ihr herunterholen, kann aber den Topf nicht langen. „Wart' nur," sagt die Katze, „ich steige auf den Tisch und stecke den Kopf gleich hinein." — „Fi! auf den Tisch steigen, das tun Papa und Mama nie; bleib' hübsch hier unten; ich hole sie dir schon herunter." Und das wackere Büblein packt nun das Tischtuch, und Hü! ruft es und zieht den Wagen hinter sich her: ss, ss, plappergeklapper, pumperumpum, tsching! da ist alles unten, Brot und Käse, Butter und Tee und Milch. „Mehr!" ruft Reino, aber mehr ist nicht da, und die Katze sagt: „Dummer Reino, nun hast du alles zusammengepantscht! Ich danke, Tee mit Milch trinke ich nicht."

Da geht die Tür auf. Hupp! ist die Katze zum Fenster hinaus, witsch! die Maus in ihrem Loch, sum! sind die Fliegen oben. Die Mama ruft entsetzt: „Reino, was hast du gemacht?" Der aber hebt seelenvergnügt die Hände und sagt: „Bum! — Mehr!"

3. Die Reise.

Reino will auf Reisen gehen, hat aber keinen Wagen. Da nimmt er seinen Hammer. „Bum!" sagt er und schlägt damit der dicken Walnuß auf den Bauch. Ach, ist die erschrocken! Knack, sagt sie und springt auf, und nun hat Reino zwei Wagen, und genug zu essen unterwegs hat er auch; natürlich sucht er sich den besten aus.

Reino will auf Reisen gehen, hat aber kein Pferd. „Wer will mein Pferd sein?" fragt er; „Wauwau, willst du mein Pferd sein?" — „Ich kann nicht dein Pferd sein," sagt der Hund, „ich hab' keine Hufeisen, und dein Wagen hat keine Deichsel." — „Puzimau, willst du mein Pferd sein?" — „Nein," sagt die Katze, „ich laufe mit dem

Wagen die Bäume hinauf, und dann fällst du heraus." — „Tüthenne, willst du mein Pferd sein?" — „Nein, ich kann nicht dein Pferd sein; ich flieg' in die Wolken, und dann wirst du naß." — „Naß werde ich auch so," sagt Reino, „aber wenn du durchaus nicht willst — ich zwinge keinen. Ziege Meckmeck, willst du mein Pferd sein?" — „Ja," sagt die Ziege, „ich will dein Pferd sein," und spannt sich vor den Wagen und zieht und zieht; aber er bewegt sich nicht von der Stelle. — „Hü!" ruft Reino. — „Jawohl, hü!" sagt die Ziege, „dein Wagen ist zu groß, und du bist mir zu schwer — nun kann ich doch nicht dein Pferd sein."

„Ach," klagt Reino, „wo finde ich endlich Pferde, die mich ziehen können? Piepmaus, willst du nicht mein Pferd sein?" — „Allein kann ich's nicht," sagt die Maus, „aber ich habe noch fünf Brüder; wenn wir es zusammen versuchen, mag's gehen." — „Mir recht," meint Reino gleichmütig, „mit Sechsen fahren, das paßt gerade für mich." — Nun nimmt er seidene Fäden aus seiner Mutter Nähkorb und spannt damit die Mäuse vor den Wagen; dann geht es, heidi! in sausendem Galopp hinaus aus dem Haus, dann aber nicht die Straßen entlang, sondern durch den Garten in das nächtliche Gefilde.

Der Roggen blüht gerade; der Wind streicht mit weicher Hand über das wogende Feld, und es liegt ein feiner Duft über dem schlafenden Lande. „Nun wollen wir in den Wald, hü!" sagt Reino, „wo ist die Laterne, die uns leuchten will?" — „Hier," sagt der Mond, „hier bin ich, kleiner Junge," und er scheint ihm gerade ins Gesicht. — —

Dann fuhren sie unter den Bäumen. Da rief es mit einem Male Huhuhu! und es schwebte leicht und fast unhörbar durch die Zweige. „Dieb, Dieb, Dieb!" riefen die Mäuse, „rettet euch, die Eule ist da!" Sie rissen die seidenen Fäden entzwei und sprangen davon und suchten sich jede ein Mauseloch. Die letzte aber war nicht flink genug; die Eule erwischte sie eben noch beim Schwanze und trug sie von dannen ins Nest zu ihren Jungen. „Arme Piepmaus!" sagte Reino und weinte, und dann rief er Hü! aber die Mäuse kamen nicht wieder, und der Wagen wollte nicht von der Stelle. „Bang', bange!" klagte der kleine Bursch und wäre gar gern wieder zu Hause gewesen, „wer will nun mein Pferd sein?" — „Weine nur nicht," rief es da dicht neben ihm, „ich will dein Pferd sein." — „Wer bist du denn?" — „Ich bin überall zu Hause; man nennt mich die Schnecke; du wirst wohl schon von mir gehört haben." — „Nein," sagte Reino, „wie schnell kannst du denn laufen?" — „Schneller als ein toter Schimmel," antwortete die Schnecke, „das wirst du ja sehen." —

Und es ist nicht zu glauben, aber wahr ist es doch: als es Morgen wurde, lag Reino schon wieder in seinem Bett. Freilich hatte er die Decke unter dem Rücken, und seine Füße strampelten auf dem Kopfkissen herum; aber als die Mama ihn wieder zurechtlegte, sagte er noch im Traum: „Hü, Piepmaus, hü!" — und daran allein konnte man wissen, wo er gewesen war.

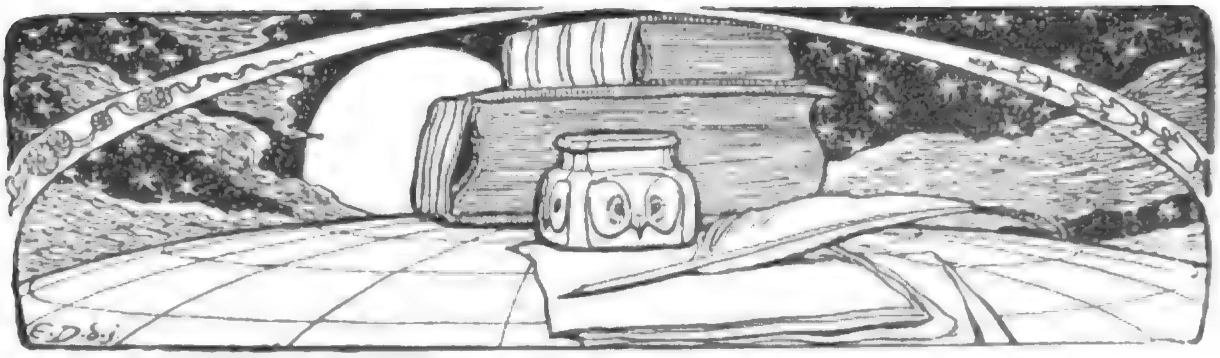
Beim Abendläuten

Wir gingen aufwärts, als der Tag verrann —
Die Täler ruhten schon in blauem Schatten,
Ein süßes Duften strömte von den Matten
Aus tausend Blütenkelchen, sonnensatten —
Der Abendglocken sanft Getön begann.

Ein Hüttchen unter Bäumen lag am Steig,
Sie sprachen drinnen ihren Abendsegen —
Wir aber gingen dem Gebirg entgegen,
Das, bei des nächt'gen Windes erstem Regen,
Ein Feueraltar, flammte durchs Gezweig.

Marie Tyrol

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Drama und Theater

Im Sommer, wenn die Theaterhäuser feiern, fangen die Theoretiker an zu bauen. Zu keiner Jahreszeit blüht das Geschäft der Bühnenreformer und der sonstigen dramaturgischen Heilkünstler fröhlicher als in den Zwischenmonaten, da die alte Saison im Sterben liegt und die neue noch den Mutterschoß nicht verlassen hat. Dann wird alljährlich von neuem auf dem geduldigsten Stoff der Welt jene weite, mit ihren Soffiten in die Wolken, mit ihrem Prospekt in die Unendlichkeit stoßende Freie Bühne aufgeschlagen, auf deren Brettern alle, auch die phantastischsten Träume der phantastischsten Welt- und Menschenverbesserer zur Reife gedeihen. Meistens geschieht das in Broschürenform; aber auch in schweren Bänden wird dergleichen Reformatorengeist heutzutage wieder reichlich verzapft; ja, man kann zur Zeit kaum noch ein sich mit dramatischen Dingen beschäftigendes Buch aufschlagen, ohne auf mehr oder weniger kühne Neuerungsvorschläge für unser modernes Drama und Theater zu stoßen. Ein weniges davon wollen wir hier aufzufangen suchen.

Zwar aus den immer zahlreicher und — anspruchsvoller auftretenden **Sammlungen von Theaterkritiken** ragen nur wenige hervor, die über den bescheidenen Ehrgeiz des Augenblicksreferates hinausstreben und Steine zum Bau des neuen Hauses herbeitragen. Der Wert solcher Bücher vornehmlich für alle die, die fern von unseren Theaterstädten in der Fremde oder auf dem platten Lande leben, soll deshalb nicht verkleinert werden, und ich darf wohl auf den Dank solcher Leser hoffen, wenn ich die Gelegenheit beim Schopfe fasse und einige bessere dieser Sammlungen hier namhaft mache.

An ihre Spitze gehört **Alfred Kerrs** Buch „**Das neue Drama**“ (Berlin, S. Fischer; geb. 6 Mk.), eine Sammlung seiner Dramenbesprechungen aus dem „Tag“ und der „Neuen Rundschau“. Von allen Theaterkritiken, die in Deutschland geschrieben werden, sind die Kerrs die subjektivsten, persönlichsten und kapriziösesten. Also, folgert man leicht, auch die flüchtigsten und vergänglichsten. Aber die Folgerung trifft nicht zu. Was den Kerrschen Impromptus Halt und Rückgrat und damit auch Dauer gibt, ist die in ihrer kecken Eigenwilligkeit starke Persönlichkeit ihres Verfassers. Sie drückt all und jedem, was dieser Kritiker sagt, ihren individuellen, tief sich einprägenden Stempel auf, und so wird in der Tat — des Verfassers Bescheidenheit hat sich dies Lob bereits selber vorweggenommen — manche dieser Besprechungen noch leben, wenn das Stück, dem sie ihren Ursprung verdankt, längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Wert hat nach Kerrs Meinung nur Kritik, die in sich ein Kunstwerk gibt, so daß sie auch auf einen Menschen wirken kann, wenn ihre Inhalte falsch geworden sind. Was ist produktive Kritik? fragt er. „Es hat noch kein Kritiker einen Dichter erzeugt, produziert! Produktive Kritik ist solche, die ein Kunstwerk in der Kritik schafft. Jede andere Deutung ist leer. Unter den Kritikern hat nur der das Recht, einem abgestempelten Dichter zu nahen, wer selbst einer ist.“ Ausdrücklich weist es Kerr von der Hand, „Strömungen“ oder „Bewegungen“ im Drama der Gegenwart zu verfolgen. Statt dessen will er „Seelen zergliedern“, den Kern eines Menschen auf eine bleibende Art festhalten, mit anderen Worten: die kritischen Eindrücke eines Genießenden geben, der Dichtungen erlebt und ihre Zusammenhänge mit den Grundproblemen des Daseins begriffen hat. Und den Extrakt, die Grundstimmung irgendeines Kunstwerkes oder einer künstlerischen Leistung festzuhalten und anderen zu vermitteln, dafür hat er in der Tat eine hervorragende Begabung. Man hat Kerr den Vorwurf gemacht, er benutze ein Drama immer nur als Turnreck, um der staunenden Leserschaft die Evolutionen seines Geistes daran vorzuführen. Das trifft in dieser Allgemeinheit nicht zu: nie, soweit ich sehe, hat sich Kerr auf Kosten eines Dramatikers lustig gemacht, in dem er einen guten Kern künstlerischen Ernstes entdeckt hat,

Digitized by Google

und dabei hat ihn sein kritisches Urteil nur höchst selten einmal betrogen. Wohl aber steigen seine Scherze, sobald er einmal Charlatanerie wittert (Sudermann, Fulda!), hinab, hinab bis in die Niederungen der Clown- und Rüpelspäße, in die kein guter Geschmack ihm mehr folgen mag. Hat sich seine Liebe aber einmal für jemand bekannt (Hauptmann), so kann der auch auf ihn bauen: mit eifernder Bewunderung geht er all seinen Vorzügen nach, mit liebevollstem Verständnis erklärt und entschuldigt er all seine Schwächen.

Mit dem Kerrschen Buche kann sich an charaktervoller Persönlichkeitsprägung keine andere der kritischen Sammlungen messen. Auch die beiden Bände von Paul Goldmann nicht, dem Berliner Theaterreferenten der Wiener „Neuen Freien Presse", so laut dieser auftrumpft, wenn er zunächst in einer Reihe von polemischen Aufsätzen über neuere dramatische Erscheinungen die „Neue Richtung" abkanzelt und ihr gänzliches Fiasko nachzuweisen sucht (Wien, C. W. Stern [L. Rosner, Verlag]), dann, in einem kürzlich erschienenen Nachtrag, mit derselben Tendenz ein Bild von der Wirrnis der modernen Theaterproduktion entwirft, das er bezeichnend genug „Aus dem dramatischen Irrgarten" betitelt (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Ein großes, deutsches, modernes Drama, eine dramatische Schilderung unserer Zeit, die unserer Zeit würdig, ersehnt und erhofft auch er; aber in den Werken der Hauptmann, Hofmannsthal und Schnitzler, der Maeterlinck, Gorki, Shaw und Heijermans sieht er keine Ansätze dazu, schon deshalb nicht, weil diese Werke in blinder Verkennung des Wesens und der Aufgaben der Bühne allem eigentlich Dramatischen geflissentlich aus dem Wege gehen. — In die Kategorie der ruhigen sachlichen Beurteiler, die ihren Ruhm mehr in klaren, allseitig betrachtenden und wägenden Berichten denn in scharfer und geistreicher Kritik suchen, gehören zwei andere Berliner Theaterkritiker: Eugen Zabel und Heinrich Stümcke. Zabel hat neuerdings eine Anzahl Studien und Kritiken über neuere Dramen und Darsteller unter dem Titel „Zur modernen Dramaturgie" vereinigt (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung), bei dieser Gelegenheit aber auch einige allgemeine und weiterblickende Betrachtungen über englische, französische und italienische Bühnenverhältnisse eingeflochten, während Stümcke, dem wir bereits ein tüchtiges, wenn auch etwas breitspuriges Buch über „Hohenzollernfürsten im Drama" verdanken (Leipzig, Georg Wigand), sich in der Sammlung „Die vierte Wand" (ebenda; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.) fast durchweg nur an die Darbietungen des letzten Berliner Theaterwinters hält und nur gelegentlich einmal sommerliche Ausflüge in weiter abliegende Gebiete (Wiesbadener Festspiele, Oberammergauer Passionsspiele u. a.) unternimmt. Bei beiden, bei Stümcke wie bei Zabel, findet der Leser meistens recht ausführlich den Inhalt der einzelnen Stücke erzählt: die Methode ist nicht immer künstlerisch, aber für Durchschnittsleser gewiß desto praktischer.

Befleißigen sich die Berliner Kritiker, auch wenn sie wie Zabel und Stümcke auf Wiedererzählung des Inhalts nicht verzichten können, immerhin noch einer gewissen Auswahl und Retusche, so verfahren ihre Wiener Kollegen meist ein gut Teil skrupelloser, indem sie einfach ihre Theaterfeuilletons in Ausschnitten sammeln und sie dann wahl- und qualnlos nacheinander in Buchform neu drucken lassen. Ein Muster dieser bequemen Schnellfertigkeit sind die gesammelten Kritiken, Vorträge und Aufsätze, die Max Burckhard in zwei Bänden unter dem Titel „Theater" hat erscheinen lassen (Wien, Manzsche Hofbuchhandlung; geh. 4 Mk.). Hier finden sich Notizen über Schauspielerleistungen und andere Vergänglichkeiten, denen mit ein paar Zeilen im Tagesfeuilleton über und über genug Ehre angetan wäre. Zum Glück stehen zwischen all diesen Berichten über die meisten längst vergessenen und begrabenen Theaterstücke der Jahre 1898 bis 1904 auch einige persönliche Erinnerungen und Erfahrungen des früheren Burgtheater-Direktors, die für die Spreu zwischen dem Weizen einigermaßen entschädigen. — Tritt Burckhard in seinen Kritiken der Leitung und den Darbietungen zumal des Burgtheaters oft recht scharf entgegen, schärfer als es sich für den ehemaligen Direktor der Bühne geziemt, so stehen Hermann Bahrs jüngste „Rezensionen" (Berlin, S. Fischer; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) unter dem Gestirn der Milde und Versöhnlichkeit. Sein Ästhetizismus hat mit dem feinen Genießertum Kerrs Ähnlichkeit, wenn er auch weit mehr Weltmann als dieser und schon dadurch gegen Geschmacksentgleisungen und Taktlosigkeiten gefeit ist, wie sie seinem Berliner Kollegen nur allzuoft begegnen. Nicht umsonst ist das Buch Wiens augenblicklich fruchtbarstem und erfolgreichstem Dramatiker gewidmet, und zum Überfluß steht noch das echt Bahrsche Bekenntnis voran: „Die Duse hat mir einmal lachend gesagt: ‚Aber Sie! Sie sind doch gar kein Kritiker — Sie sind unser guter Kamerad.' Dies hat mich stolz gemacht. Es enthält alles, was ich sein will." Wie die Duse, so könnten das auch Schnitzler, Hofmannsthal, d'Annunzio und noch eine große Anzahl anderer dramatischer Autoren von Bahr sagen: er stellt wohl allen seine launische, reich und bunt bewegte Persönlichkeit gegenüber, aber statt der eigentlichen kritischen Auseinandersetzungen zwischen ihm und ihnen kommt es meistens doch nur zu einem feinsinnigen Nachempfinden ihrer offenen und heimlichen Schönheiten oder allenfalls zu einem impressionistisch festgehaltenen Porträt ihrer dichterischen Eigenart. Das Feinste enthalten die Schauspieleranalysen, zumal die der exotischen Gäste (Sada Yacco, Saharet, Réjane, Isadora Duncan), wie Bahr überhaupt immer da das Beste gibt, wo es sich um neue, überraschende Erscheinungen handelt.

Ungleich bescheidener, aber auch ungleich sachlicher geben sich Hermann Kienzls Bespre-

Digitized by Google

chungen und Betrachtungen über das „Drama der Gegenwart“ (Graz, Leuschner u. Lubensky; geh. 5 Mk.). Kienzl hat als Referent über die Aufführungen des Grazer Stadttheaters alle Erscheinungen und Bewegungen des modernen Dramas nicht bloß sorgsam verfolgt, sondern im innersten Herzen miterlebt. Er macht aus dieser oft leidenschaftlichen Teilnahme kein Hehl, wie er kein Hehl daraus macht, daß er „Kritiker“ erst in zweiter Linie, in erster dagegen ein andächtiger und getreuer Interpret zwischen Dichter und Publikum sein möchte, ein Dolmetscher der poetischen Gedanken und Stimmungen, die in einem dramatischen Kunstwerk beschlossen und oft für den oberflächlichen Blick auch verborgen liegen. Freimütig und unbefangen, Augen und Herz offen, tritt er jeder Schöpfung mit jener warmen Empfänglichkeit entgegen, die allein imstande ist, die empfangenen Eindrücke frisch und unverwelkt auch in andere Gemüter zu verpflanzen, um sie hier zu neuer Blüte zu wecken. Und weil er so ohne alle ästhetischen Dogmen und Vorurteile an die Offenbarungen des Dichtergeistes heran geht, wird es dem Leser — auch dem, der auf den theatralischen Genuß der besprochenen Werke verzichten muß — so ungemein leicht, ihm zu folgen. Und hat er sich des Lesers erst einmal bemächtigt, so ruht er nicht eher, bis er ihn nicht bloß in die Idee, nein auch in die geheimnisvollen Ahnungen und unausgesprochenen Stimmungen eingeführt hat, die jedes wahrhaft dichterische Werk umweben. Kienzl war wohl einer der ersten, der in der deutsch-österreichischen Grenzmark für das moderne Drama der neunziger Jahre eingetreten ist, und der nicht müde geworden, das zage Publikum darauf hinzuweisen, daß auch der Naturalismus Poesie sei, daß auch bei Hauptmann und Ibsen Götter wohnen.

Alle diese bisher aufgeführten Kritiker machen sich wenig Kopfzerbrechen darüber, ob ihre einzelnen Dramenbesprechungen noch durch einen anderen geistigen Faden als den der Persönlichkeit zusammengehalten werden, den historischen, den entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang muß sich der Leser selbst konstruieren. Anders Rudolf Lothar, der Wiener Kritiker und Dramatiker, in seinem Buch „Das deutsche Drama der Gegenwart“ (München, Georg Müller; geh. 10 Mk., geb. 12.50 Mk.). Auch er kann den Schöpfeimer in einen tiefen, vollquellenden Brunnen gesammelter Theaterbesprechungen hinabgleiten lassen, aber er fühlt, daß die beigegebene reiche Fülle von Bildnissen, Szenen- und Dekorationsbildern noch nicht ausreicht, um ein „Buch“ daraus zu machen. So bemüht er sich wenigstens nachträglich, obwohl er den „Ruhm“ eines Historikers ausdrücklich ablehnt, die gröbsten Nähte zu verdecken und gar zu weit klaffende Lücken zwischen den Referaten durch Betrachtungen über Tendenzen und Zusammenhänge, über Richtungen und Strömungen, Ziele und Absichten des modernen Dramas auszufüllen. Zu einer „Geschichte“ des modernen Dramas kommt es dabei nun freilich keineswegs. Zur historischen Betrachtung der Gegenwart fehlt uns die Distanz. Immerhin, schon die Sonderung und Zusammenfügung gewisser Dramatiker nach Gruppen wirkt in dem Chaos der modernen Produktion klärend und fördernd. Und noch eins muß diesem nur gegen gewisse nicht unwichtige Nebenströmungen (Heimats- und Landschaftskunst) allzu verschlossenen Beobachter nachgerühmt werden: er treibt praktische Psychologie des Theaterpublikums und horcht, zumal bei der Erörterung technischer Fragen, auf die Bedingungen und Forderungen der lebendigen Bühne, die für eine gesunde Entwickelung unseres Dramas und Theaterlebens wichtiger sind, als die rein literarisch-artistische Kritik es wahr haben möchte.

Was Lothar nur schüchtern anstrebt, das hat der Leipziger Literarhistoriker Professor Georg Witkowski in knapper Darstellung auf engstem Raum (165 Seiten) wenigstens für „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“ geleistet: eine historische Einführung und Charakteristik. Seine aus Hochschulvorträgen entstandene Schrift, in B. G. Teubners trefflicher Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienen (mit einem Bildnis Hebbels; gebunden Mk. 1.25), legt das Schwergewicht auf diejenigen geschichtlichen Momente, welche die letzten Stadien der Entwickelung bedingen, und die drei Faktoren der dramatischen Produktion: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum sind nebeneinander ihrer Wichtigkeit gemäß berücksichtigt. Der Wert des Büchleins liegt in der außergewöhnlich geschickten Zusammenfassung und Gruppierung; dank dieser Kunst erweist es sich für den Eingeweihten ebenso wertvoll als Überblick und Repetitorium wie für den Laien als Einführung in die vielverschlungenen Labyrinthgänge des modernen Dramas.

Seite an Seite mit den Literarhistorikern schreite, wie sich's gehört, der Praktiker, der erprobte Kenner der Bühne und der Darstellungskunst. Von einem solchen haben wir ja die auch heute trotz vieler veralteter Einzelheiten immer noch klassische „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“. Eduard Devrients Name wird sich da jedem sofort auf die Lippen drängen, und jeder, der sich für Drama und Theater lebhafter interessiert, wird dankbar sein, zu erfahren, daß sein großes, lange vergriffenes Werk jetzt wieder in einer neuen zweibändigen Ausgabe zu haben ist (Berlin, Otto Elsner; Preis 20 Mk.). Ein Enkel des Verfassers, Dr. Hans Devrient, hat sie mit all der Pietät, aber auch all der fortgeschrittenen Sachkenntnis besorgt, die sich für ein solches Unternehmen schickt. Erfahrene Fachleute haben ihm dabei gute Hilfe geleistet, und so sind namentlich die bibliographisch-kritischen Notizen im Anhang, für die übrigens auch die Korrekturen und Zusätze des Devrientschen Handexemplars zur Verfügung standen, außerordentlich ergiebig ausgefallen. Der Text selbst ist unangetastet geblieben. Mit Recht; denn wenn irgendwo, so ist Stil und

Digitized by Google

Darstellungsart hier ein Ausdruck der sittlichen Persönlichkeit: niemand hat mit solchem heiligen Ethos den hohen Beruf des Schauspielers verherrlicht, niemand ist mit so reinen, guten Waffen wider alles eitle Scheinwesen, insbesondere gegen das eitle Virtuosentum zu Felde gezogen, niemand hat mit solcher Fülle von Bildung und Erfahrung durch sich selbst für die kulturerzieherische Bedeutung seines Standes gezeugt wie Eduard Devrient. Die Verstiegenheiten, deren er sich dabei zugunsten des schauspielerischen, zuungunsten der literarischen Elemente des Theaters schuldig macht, hat die Zeit längst gründlich korrigiert.

Als wohlgeschulter Praktiker der Bühne hat sich auch Max Martersteig, der Verfasser des kulturgeschichtlichen Werkes „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; Preis 15 Mk.) auf mehr als einem Posten bewiesen. Von Beruf selbst Schauspieler und als solcher zehn Jahre hindurch in Süd und Nord tätig, übernahm er 1885 die Leitung des Mannheimer Hoftheaters, 1890 die Direktion des Rigaer Stadttheaters, war dann längere Zeit als freier Regisseur und Schriftsteller, u. a. auch in Berlin, tätig und ist nun neuerdings an die Spitze des Kölner Stadttheaters berufen worden. Praktische Erfahrung mannigfaltigster und gründlichster Art wird man ihm gewiß nicht absprechen können. Daß er dabei allzeit auch weiter um sich zu schauen gewußt, seine Erfahrungen und Beobachtungen historisch zu vertiefen und philosophisch zu durchdenken verstanden hat, davon legt sein Buch, die Frucht einer jahrzehntelangen Arbeit, vollgültiges Zeugnis ab. Gute Bücher von Schauspielern sind uns ja — neben all dem Anekdotenwust, den ihrer viele lustig auf den Markt schleppen — längst nichts Neues mehr: die Namen Schröder, Devrient und aus jüngster Zeit Ferdinand Gregori mögen da für manche andere noch genügen. Ein so erntes und tiefes, gründliches und gedankenreiches und zugleich doch auch künstlerisch-feinfühliges Buch wie das Martersteigs ist uns aus den Kreisen des als „leicht" verschrienen Bühnenvolkes aber doch selten beschert worden. Allem anderen voraus muß eins hervorgehoben werden: dieses Werk ist völlig frei von allem Klatsch und allem Parteigezänk; es verdient, mit offenen Armen auch von den strengsten Meistern historischer Objektivität aufgenommen zu werden. Und mehr noch: es erzählt und referiert nicht bloß, es entwickelt und stellt dar; das Gebilde, das wir „Theater" nennen, ist ihm nur ein Teil, ein organischer Teil der Gesamtkultur, der geistigen, politischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen; aus ihr heraus weiß Martersteig es zu begreifen, in ihren Rahmen es zu fassen. Es gehört dazu ein weiter Blick und ein scharfer Verstand, mehr aber noch ein lebendiges Weltgefühl, das aus sich heraus das Chaos zu einem Kosmos gestaltet und über die nötige bildnerische Kunst verfügt, um auch dem Leser das Gefühl dieser Einheit zu vermitteln. Worauf aber ruht dieses lebendige „Weltgefühl"? Auf der Überzeugung des Verfassers, daß die Frage der Schaubühne eine Frage des sittlichen Wollens ist — nicht eines einzelnen, sondern eines ganzen Volkes. Nie — das ist das Endergebnis der Martersteigschen Darstellung — können wir zu einer großzügigen sozialen Kunst gelangen, ohne zuvor eine ebensolche soziale Kultur zu erlangen. Also Pessimismus auch hier? Doch nicht. Zwischen der erblichen trivial-frivolen und der skeptischen Betrachtungsweise theatralischer Kultur wendet Martersteig sich freilich mit aller Entschiedenheit der letzteren zu; aber er ist doch auch überzeugt, daß die Schaubühne, wenn nur erst einmal in unserem Volke statt der Lust nach flüchtiger Zerstreuung und dem Kitzel der Sinne ein ernstes und allseitiges Verlangen nach neuer sittlicher Energie vorhanden, als Weckerin dieser Energie sich vollauf bewähren würde: „Gerade im letzten Viertel des Jahrhunderts sahen wir reiche Kräfte sich regen, sahen das Vermögen nach mancherlei Abirrungen doch immer wieder auf Vertiefung und Erweiterung gerichtet. Und vor allem sahen wir auch neben trüben Erscheinungen einzelne von so glücklichem Gelingen, von so werbender Kraft, sahen so manche Gesundung verheißende Wege, daß, alles in allem genommen, heute weniger als je ein Grund zu pessimistischem Verzichten ist." Freilich den Staat, der die Theaterkultur einmal in früher Stunde in diese Anarchie hineingestoßen hat, möchte Martersteig nicht bemühen, sie nun auch wieder zu beseitigen. „Gerade außerhalb der staatlichen Fürsorge sind die wertvollsten Anläufe genommen und ist die Erfahrung gewonnen worden, daß auf die Volkskraft sich stützende Fürsorge weit mehr vermag. Diese Bahn ist weiter zu beschreiten. Wenn dazu unsere Städte darauf verzichten wollten, ihre Schaubühnen, die sie mit dem Geld ihrer Bürger erbaut haben, als Profitanstalten zu verwalten, sie vielmehr frei, aber mit einem hohen Maß der Verpflichtung für künstlerische und soziale Fürsorge, jedoch ohne Bevormundung in rein künstlerischen Angelegenheiten, würdigen Händen übergäben, so dürften wir jetzt schon eines gesunderen Zustandes der theatralischen Kultur uns rühmen, als alle anderen europäischen Völker ihn aufweisen, und könnten — sofern wir nicht erlahmen in der Erfüllung unserer sittlichen nationalen Aufgabe — hoffnungsvoll auch für die Kunst der Bühne in die Zukunft blicken ..." Durch die ertragreiche Ebene der geschichtlichen Darstellung zieht sich ein breiter Strom praktischer Anregungen; am vollsten rauscht dieser Strom in dem Kapitel „Regiesünden", worin auf jeder Seite grobe und leichte Irrtümer unserer landläufigen Regie aufgedeckt und verbessert werden.

Über Regie wird augenblicklich auch sonst viel nachgedacht und vieles geschrieben. Manches scheidet hier von vornherein aus, da es nach Form und Darstellung nur für Fachleute bestimmt ist. Dagegen geben sich durchaus und ausdrücklich

Digitized by Google

als ein Buch für das große theaterfreundliche Publikum die Studien zur dramatischen Kunst, die Dr. Carl Hagemann, der inzwischen zum Leiter der Mannheimer Bühne berufene Dramaturg, „Regie“ betitelt hat (Berlin, Schuster u. Loeffler; 2. Aufl.). Hagemann faßt den Beruf des rechten Regisseurs gewiß nicht niedrig, wenn er als seine Aufgabe bezeichnet, „mit den gesamten Ausdrucksmitteln der jeweiligen Bühne die dramatische Dichtung als Gesamtkunstwerk in einer der dichterischen Absicht kongenialen Weise zur szenischen Darstellung zu bringen, „und wenn er den Regisseur ausdrücklich als den Stellvertreter des Dramatikers auf der Bühne anspricht; aber er ist doch weit davon entfernt, ihm die tyrannische Gewalt einzuräumen, die er sich an einzelnen unserer modernen Bühnen anzumaßen im Begriff ist. Vielmehr neigt er zu der Meinung: je besser die Regie, desto unsichtbarer der Regisseur, oder mit anderen Worten: der beste Regisseur ist der, von dem man am wenigsten spricht. Wir werden noch in anderem Zusammenhange darauf zurückzukommen haben, wo die Grenzen der Regiekunst, auch der feinsinnigsten und künstlerischsten, zu ziehen sind: die Frage wird ja jetzt gerade mit besonderer Leidenschaft erörtert.

Über die „Technik der Schauspielkunst“ hat der Kgl. Sächs. Hofschauspieler Adolf Winds ein lehrreiches Buch geschrieben (Dresden, Heinr. Minden; Preis 4 Mk.), das zwar in erster Linie dem Berufsschauspieler dienen will, das dank seinen lebendigen Beispielen für richtigen Ausdruck von Gemütszuständen und Affekten, gute Aussprache und guten Vortrag aber auch für die ehrgeizigen Mitglieder an Dilettantenbühnen von Wert ist. Auch Winds tritt auf jeder Seite für eine „Beseelung“ — im modernen Sinne des Wortes — des Sprechens und Spielens ein; nicht in der Nachahmung der Wirklichkeit, in der schöpferischen Ausgestaltung der vom Dichter entworfenen Charaktere erkennt er die Aufgabe der modernen Darstellungskunst.

Unvergleichlich höher und weiter greifen die Gedanken, die das Mitglied des Wiener Hofburgtheaters Ferdinand Gregori in seinem Buche „Schauspieler-Sehnsucht“ niedergelegt hat (München, Georg D. W. Callwey; Preis Mk. 3.50). Was ihm am meisten Kopf und Herz bewegt, ist die Sehnsucht nach einer neuen Stilkunst im Drama und dementsprechend auch auf der Bühne. Der vielgeschmähte Naturalismus soll dabei nicht etwa mit schlichtem Abschied entlassen werden, sondern als gesunder, tapferer Helfer benutzt werden. Schon fangen unsere Bühnen an, mit der stilvollen Erneuerung unserer Klassiker, der ersten Stufe zu dieser neuen dramatischen Stilkunst, Ernst zu machen. Sie erkennen dabei, wieviel ungehobene Schätze voll tiefen, quellenden Lebens noch immer in den Werken eines Shakespere, eines Schiller, eines Goethe, eines Kleist, Hebbel und Grillparzer ruhen, und wie fruchtbar diese Kräfte für eine neue stilvolle Bühnendichtung gemacht werden können, sobald wir jene Werke nur als gehobene Natur, als eine erhöhende Umwertung der Natur begreifen lernen. Um diese fortzeugende Wiedererweckung durchzuführen, wird es freilich auch eines neuen, tüchtigen Regisseurs bedürfen, der tiefer in den Geist eines Kunstwerkes eindringt, als das bisher an unseren meisten, auch den besseren Bühnen für notwendig erachtet wurde. Von diesem Ideal schreitet Gregori dann endlich zu seinem letzten und höchsten vor: zur Gründung eines dem hohen Drama gewidmeten Baireuth, das heißt einer vom Geschäftsbetriebe befreiten, rein künstlerischen Zielen dienenden Bühnenstätte. In Mitteldeutschland, im schönen Thüringen, etwa in Eisenach, würde der gegebene Platz für sie sein. „Dort baue man ein Nationaltheater in deutscher Schlichtheit auf, wo sich's gut spricht, und das schnellste Verwandlungen gestattet. Einer werde eingesetzt, der während des Winters an dem schönen Werke schafft: vier Festwochen vorzubereiten.“ Denn nur eine kurze Zeit des Jahres sollen diese „Jahresspiele“ in Anspruch nehmen, schon um ihnen, gegenüber den stehenden Theatern, den festlichen, über den Alltag erhöhten Charakter zu wahren. Keineswegs aber dürfen ihre Aufführungen so eilig und mit so verschiedenartigen, bunt zusammengewürfelten Kräften unternommen werden, wie es vor einigen Jahren bei den Berliner sogenannten „Meisterspielen“ geschah. Der Gedanke an ein solches „Baireuth des Festspiels“ taucht nicht zum erstenmal auf, vielmehr beweist die häufige Wiederkehr des Planes bei Bühnenleitern, Schauspielern und Schriftstellern, daß er mehr ist als die Ausgeburt eines phantastischen Kopfes, daß ihm ein inneres Bedürfnis, zum mindesten weit verbreitete Sehnsucht zugrunde liegt. Wäre es gar zu verwegen, darauf zu hoffen, sobald erst einmal der redliche Wille vorhanden ist, die Sehnsucht in die Tat umzusetzen? Es versteht sich von selbst, daß mit diesen Proben aus dem Gregorischen Buche seine Gedanken und Anregungen noch nicht erschöpft sind; auch über die Entwickelung unseres heutigen Theaters, zur „Psychologie des Theaterpublikums“, über Liebhabertheater, über Lesen und Vorlesen weiß es mancherlei Nützliches und Beherzigenswertes zu sagen.

Reich an solchen unmittelbar nützlich zu machenden Anregungen sind u. a. auch die „Dramaturgischen Blätter“ (München, Georg Müller), die unser Mitarbeiter Dr. Eugen Kilian aus seiner fünfzehnjährigen Bühnentätigkeit am Karlsruher Hoftheater gesammelt hat, einer Tätigkeit, der er vor der Zeit entzogen worden ist, sicherlich zum Schaden dieser in vieler Hinsicht so glücklich fortschreitenden Bühne (vgl. Kilians Schrift „Mein Austritt aus dem Verbande des Karlsruher Hoftheaters“; ebenda). Was er in der größeren Veröffentlichung zusammengestellt hat, sind Aufsätze und Studien aus dem Gebiete der praktischen Dramaturgie, der Regiekunst und der Theatergeschichte, an denen keiner unserer Bühnenleiter und -berater achtlos vorübergehen

Digitized by Google

sollte. Zumal was Kilian für die würdige Textgestaltung und Bühneneinrichtung klassischer Dramen (Goethes „Götz", Shakespeares „Lear" und „Maß für Maß") getan hat, hat noch lange nicht die Beachtung gefunden, die es zur Ehre der Dichter verdient. „Anpassung an die moderne Szene unter möglichster Schonung des Originals" lautet hier das oberste Gesetz, wie Kilian auch in anderen dramaturgischen Fragen, z. B. in der interessanten Frage der Spielweise des Shakespereschen Monologs die Forderungen unserer intimen Bühne geschickt mit dem Respekt vor den Absichten des Dichters zu vereinigen weiß.

Außerordentlich reichhaltig sind die knapperen oder umfangreicheren Monographien zur Theater- und Schauspielergeschichte, die während der letzten Zeit hervorgetreten sind. Älteres und Neueres schreitet da friedlich nebeneinander und reicht sich hilfreiche Hand. So verdanken wir Heinrich Stümcke, dem rührigen Redakteur der Theaterzeitschrift „Bühne und Welt", einen mit gründlicher Einleitung und kenntnisreichen Erläuterungen versehenen Neudruck von Johann Friedrich Löwens aus dem Jahre 1766 stammender, von Eckhof inspirierten „Geschichte des deutschen Theaters" und seiner Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater (Berlin, Ernst Frensdorff), diesem früher zu Unrecht verlästerten ersten Versuch einer Geschichte des deutschen Theaters, der schon seit langem zu den größten literarischen Seltenheiten gehörte; so hat Otto Driesen ein kultur- und theatergeschichtlich gleich fesselndes Problem, den Ursprung des Harlekins, in einer eigenen, durch zahlreiche Abbildungen näher erläuterten Schrift untersucht (Berlin, Alexander Duncker; Preis 5 Mk.). Aus dieser Studie geht hervor, daß der „lustige Spaßmacher in buntscheckigem Gewande" keineswegs italienischen Ursprungs, daß er vielmehr die letzte Wandlung einer uralten mythischen Figur vorstellt, des wilden Jägers. „Herlekin" nannte ihn das Volk, und sein Gefolge hieß „Herlekinsleute". Zunächst treten diese als komische Begleiter des Teufels in Mysterienspielen, dann auch in weltlichen Dramen als Rüpel und Spaßmacher auf. Der italienische Arlecchino und der französische Harlequin sind nur Durchgangsstadien der Wandlung, die diese Figur weiterhin absolviert hat. Wir haben hier einmal wieder den alten Satz als literarhistorische Erfahrung bestätigt: der Böse, den man einmal zu fürchten aufgehört hat, wird im Volksbewußtsein in den Schalk verwandelt. — Welchen tiefgehenden Einfluß das englische Theater und die englische Schauspielkunst auf unser heimisches Drama und Bühnenwesen ausgeübt haben, ist bekannt. Doch bleibt hier noch manches näher zu untersuchen und eingehender darzustellen. Als zwei wichtige neuere hierher gehörige Schriften seien genannt Band 18 der von Prof. Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen", wo Dr. E. Herz „Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakesperes in Deutschland" mit all der kritisch und historisch geschulten Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit behandelt, die der neuen philologischen Schule in Fleisch und Blut übergegangen ist (Hamburg, Leop. Voß; mit fünf Karten) und Christian Gaehdes Schrift „David Garrick als Shakespere-Darsteller", die den zweiten Band der Schriften der Deutschen Shakespere-Gesellschaft bildet (Berlin, Georg Reimer; Preis Mk. 4.50). Namentlich Gaehdes Arbeit sucht ihre Forschungsresultate in dankenswerter Weise auch unmittelbar für die Gegenwart fruchtbar zu machen, indem sie erörtert, inwiefern Garricks künstlerische Persönlichkeit noch für die heutige Shakesperedarstellung vorbildlich sein könnte. Mensch und Künstler fügen sich in diesem Buche zu einem harmonischen Gebilde: der künstlerische Ernst des Schauspielers hat seine Wurzeln in einer gleich gediegenen Menschlichkeit.

Diese Schauspielercharakteristik eröffnet einen langen Reigen ihr nicht immer ebenbürtigen, aber fast durchweg liebevoller und dankenswerter Biographien aus dem Reiche der ernsten wie der heiteren Theatermuse. Ergiebig ist da namentlich Hagemanns Sammlung kleiner illustrierter Monographien, die den Titel „Das Theater" führt (Berlin, Schuster u. Löffler; jeder Band kartoniert Mk. 1.50). Hier hat Prof. Berthold Litzmann, durch seine umfassenden Arbeiten gerade über diese Epoche deutscher Schauspielkunst wie kein anderer dazu berufen, den „Großen Schröder", den Herold Shakespeares in Deutschlands, gewürdigt, Prof. Wolfgang Golther, einer unserer besten Wagnerkenner, die Kunst- und Kulturwerte Baireuths geschildert, indem er die mühselige Entwickelung des Gedankens und der ganzen Bewegung des Festspielhauses mit bewegter Seele verfolgt, der Burgschauspieler Ferdinand Gregori ein künstlerisches Porträt seines großen Kollegen Josef Kainz entworfen, Prof. Richard Sternfeld den Wagnergewaltigen Albert Niemann und Philipp Stein den jenem in Temperament und Technik eng verwandten Berliner Hofschauspieler Adalbert Matkowsky gewürdigt (jeder Band mit zahlreichen, zum Teil seltenen Abbildungen). Auch eine gedrängte Darstellung des Wiener Burgtheaters von Rudolf Lothar (mit vielen Porträts) findet man in der hübsch und gefällig ausgestatteten Sammlung. — Noch liebevoller fast als die Schauspieler werden augenblicklich die Schauspielerinnen von der biographischen Literatur bedacht. Bald nacheinander haben wir Monographien über Corona Schröter, die erste, reinste und zarteste Iphigenie (von Heinrich Stümcke, bei Velhagen u. Klasing, Bielefeld; 3 Mk.), über Wilhelmine Schröder-Devrient (von Karl Hagemann, bei Schuster und Loeffler, Berlin, in der Sammlung „Theater"), über Amalie Haizinger und über Lina Fuhr erhalten, und auch Alfred Kerr hat in einem kapriziösen Essaybande der Brandesschen Monographiensammlung „Die Literatur" (Berlin, Bard, Marquardt u. Co.; mit einer Heliogra-

vüre und 18 Vollbildern; Preis kart. Mk. 1.25), worin er „führende Völker in Vertretern nebeneinander rückt", für seine impressionistischen Zeichnungen überwiegend weibliche Künstler der Szene gewählt (Duse, Eysoldt, Réjane, Sorma, Lehmann, Bernhardt, Betty Hennings, Sada Yacco).

Amalie Haizinger und ihrer Tochter Luise Schönfeld-Neumann ist ja schon mehrmals ein literarisches Denkmal gesetzt worden, unter anderem von Holtei und Laube; dennoch werden die jetzt von Helene Bettelheim-Gabillon gesammelten biographischen Blätter über die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen (Wien, Carl Konegen; mit drei Porträts und einem Faksimile) allen denen willkommen sein, die vor sich gern jene alten idyllischen Zeiten aufleben lassen, wo das Theater für die gebildeten Klassen noch den Mittelpunkt des geistigen Lebens bedeutete. Damals galten Mama Haizinger in ihren Mütterrollen, Luise Neumann als Naive für Muster weiblicher Anmut und schauspielerischen Charmes; aus diesem Buche erfahren wir, daß sie auch als Menschen Vollnaturen und Persönlichkeiten waren, mit denen sich zu beschäftigen noch heute lohnt. Schon im Jahre 1848 erschien dem Hausfreunde Berthold Auerbach das Leben und Wirken der beiden, der Mutter und der Tochter, wie ein Idyll aus einer fernen, stilleren und besseren Zeit. „Seltsamer Kontrast!" schrieb er damals in sein Wiener Tagebuch. „Während da draußen die ganze Welt in Gärung, alles in Waffen, im dunklen Drange, daß man sich schützen müsse vor den Folgen seiner eigenen Tat — hier eine kleine Welt von gestern, von einem anderen Jahrhundert. Die Lampe brennt so traulich, die bequemen Stühle zeigen, daß sich's unsere nächste Vergangenheit sehr behaglich gemacht, und daß es dem gegenwärtigen Geschlecht doppelt schwer wird, den Wachtdienst der Zeit Tag und Nacht zu beziehen. An den Wänden die ruhigen Bilder, dort die Blumen, die Bücher und der Flügel — deine Töne werden lange schlummern, die Zeit der lieblichen Melodie ist hin; wer lauscht den zarten Tönen, während draußen der Donner rollt?" ...

Lina Fuhr im Jahre 1852.

Gleicher Beliebtheit wie die Haizinger in Wien konnte sich ungefähr zu gleicher Zeit in Berlin nur eine Schauspielerin erfreuen: Lina Fuhr, spätere Frau Dr. Lina Waldow, die als Hofschauspielerin die Generation der fünfziger Jahre in all den Rollen entzückte, die auch heute noch am ehesten die Schwärmerei junger Herzen hervorrufen, als Jungfrau von Orleans, Käthchen von Heilbronn, Julia, Gretchen, Maria Stuart, Luise Millerin, aber auch als Waise von Lowood, als Herschs Anna-Liese und als Doris in Brachvogels „Narziß". Nur wenige sind heute noch am Leben, die sich ihrer schauspielerischen Leistungen erinnern, denn sie hat sich früh vom Theater zurückgezogen und sich nie dazu bequemt, wie die Haizinger, ihre Liebhaberlocken auf der Bühne mit dem greisen Scheitel der Mütter zu vertauschen. So lebt sie als ewig Jugendliche in der Erinnerung der Nachwelt fort, und wie lieblich ihre Erscheinung war, mag das Bildnis der Vierundzwanzigjährigen zeigen. In Wirklichkeit ist Lina Fuhr (eigentlich Fuhrhans), verehelichte und später verwitwete Frau Dr. Waldow, hoch zu Jahren gekommen; erst vor kurzem ist sie als fast Achtzigjährige von uns geschieden. Da erinnerten wir uns denn gern, daß sie kurze Zeit vor ihrem Tode mit Hilfe des Theaterschriftstellers Dr. Heinr. Hub. Houben ihre Lebenserinnerungen unter dem Titel „Von Sorgen und Sonne" hatte erscheinen lassen (Berlin, B. Behrs Verlag; mit Bildnis und mehreren Rollenbildern; Preis Mk. 3.50). Ein liebenswürdiges und kulturgeschichtlich mannigfach interessantes Buch, obwohl es etwas auf das Rampenlicht hin geschminkt erscheint und nur einzelne Kapitel nach Geschmack und Laune herausgreift, anstatt ein zusammenhängendes Lebens- oder auch nur ein geschlossenes Theaterbild zu geben. Namentlich zur Charak-

Digitized by Google

teristik des Varnhagenschen Kreises wird mancherlei Neues beigesteuert, und auf die Literaturverhältnisse der fünfziger Jahre fallen auch sonst nicht selten interessante Streiflichter: denn Lina Fuhr hat die Förderung und Belehrung ihrer Kunst durch literarische Freunde und Berater immer zu nutzen und zu schätzen gewußt. Bedauern mag man es, daß die zahlreichen, zum Teil sehr ausführlichen Briefe, die Lina Fuhr vom Kaiser Wilhelm I. bewahrte, sowie die Aufzeichnungen, die sie sich nach Gesprächen mit ihm gemacht hatte, hinter den diskreten Siegeln bleiben mußten. Vom Gesellschafts- und Kulissenklatsch hält sich das Buch im allgemeinen so glücklich fern, daß wir auch hier keine taktlosen Vertraulichkeiten, sondern sachliche Beiträge zur Zeitgeschichte wie zur persönlichen Charakteristik des Monarchen hätten erwarten dürfen.

Den Beschluß dieser Übersicht mache der Hinweis auf eine Arbeit, die scheinbar nur der lokalen Theatergeschichte dient, die tatsächlich aber von ihrem Ausgangspunkt ins Herz der Dinge dringt und für die allgemeine deutsche Theatergeschichte unvergleichlich viel mehr leistet als manches anspruchsvolle Werk mit allgemeinem, in die Breite und Weite schweifendem Titel. Es sind dies die „Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte“ von Dr. Fritz Hartmann, die Frucht eines achtjährigen, überall gewissenhaft und selbständig an die Quellen hinabsteigenden Fleißes (Wolfenbüttel, Julius Zwißler; Preis 8 Mk.). Hartmanns Arbeit hat ihre Vorgänger; aber die früheren Versuche auf diesem reichen und fesselnden Gebiete sind entweder in den Anfängen stecken geblieben oder bezeichnen sich selbst bescheidentlich — wie Adolf Glasers knappe „Geschichte des Theaters zu Braunschweig“ (1861) — als Skizze und Gelegenheitsschrift. Hartmanns Werk ist das erste, das sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und hingebungsvoller Ausführlichkeit in die Lokalgeschichte des Braunschweigischen Theaters vertieft, dabei aber keinen Augenblick den Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Theatergeschichte und durch diese mit der Literatur- und Kulturgeschichte der Zeit überhaupt aus dem Auge verliert. Nur so konnte ein Buch möglich werden, das auch außerhalb der blaugelben Grenzpfähle nichts von seinem Interesse verliert. Das entscheidende Verdienst an dieser erfreulichen Tatsache gebührt freilich der frischen, temperament- und geschmackvollen Darstellungsweise des Verfassers, die zwischen Wichtigem und Unwichtigem wohl zu unterscheiden weiß, sich einer glücklichen Anschaulichkeit des Ausdrucks erfreute, dabei aber doch nie das einschmeichelnde Bild zum Gewaltherrn der Tatsachen macht, auch vor den Lebenden, so im Regimente sitzen, nicht die kritischen Waffen streckt und mit schönem Freimut auch das in den Kreis seiner Beurteilung zieht, woran sich der gefällige Lokalpatriotismus sonst gern vorüberdrückt. Hier und da hätte der Verfasser seiner Freude an akademischen Zitaten und Anspielungen etwas stärkere Zügel anlegen sollen, hier und da, namentlich im letzten Teile der Arbeit, hätten die neueren, insbesondere die modernen Regiebestrebungen unserer führenden Bühnen stärker zum Vergleich herbeigezogen werden können, wie überhaupt alles Technische zu sehr in den Hintergrund tritt — das vermag den Wert des Buches aber nicht ernstlich zu schmälern: wie den Verfasser, so darf man das Land Braunschweig, ja die deutschen Theaterliebhaber insgesamt zu dieser Leistung aufrichtig beglückwünschen.

F. D.

Literarische Notizen

Im Anschluß an mehrere größere Beiträge dieses Heftes möchten wir hier einige kurze literarische Notizen geben, Hinweise auf Bücher, die zu tieferem Eindringen in den behandelten Gegenstand anleiten können, oder die sich mit einer einzelnen Seite der Sache eingehender beschäftigen, als es ein auf das Wesentliche und Wichtigste gerichteter Zeitschriftenaufsatz will und vermag.

Der Monat Juli dieses Jahres gehört mit dem vornehmsten seiner Gedenktage dem Ruhme Rembrandts, und es gereicht uns zu nicht geringer Freude, daß wir den 15. Juli, den dreihundertsten Geburtstag dieses großen germanischen Meisters, durch einen Aufsatz des Kieler Universitätsprofessors Dr. Carl Neumann feiern können, der sich durch sein vor wenigen Jahren erschienenes Buch über Rembrandt (Berlin, Spemann) in die vorderste Reihe unserer Rembrandtforscher gestellt hat. Auf dieses Werk, eine runde, in sich abgeschlossene und dabei glänzend geschriebene Darstellung mit den weitesten historischen Ausblicken, seien alle die besonders aufmerksam gemacht, die auf den in unserem Aufsatz gezeichneten Linien den Genius Rembrandts und seiner Kunst weiter verfolgen möchten. Neben dieses ältere, aber noch in keinem wesentlichen Punkte veraltete Werk, treten, wie vorauszusehen, in diesem Jubeljahre eine ganze Anzahl neuer Rembrandtbücher und -mappen, literarische Würdigungen und Illustrationswerke. Da ist zunächst als erste Einführung in die Welt des Meisters der Rembrandt-Almanach, den die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen läßt (geh. 1 Mk.). Er enthält eine Reihe neuerer und älterer Essays, Einzelstudien und Aphorismen, die den Jubilar von den verschiedensten Seiten beleuchten, und an denen Federn wie die Richard Muthers, Karl Schefflers, Alfred Lichtwarks, Richard Schaukals und anderer beteiligt sind. Zwischen diese Beiträge eingestreut finden wir eine Auslese von berühmten Werken des Künstlers in guten, zum größten Teil ganzseitigen Reproduktionen, darunter ein Bildnis Rembrandts selbst und eins seiner Frau Saskia in Vierfar-

Digitized by Google

bendrucken. — Derselbe Verlag bringt aber auch noch eine ernstere und wertvollere Gabe in seinem zweiten Rembrandtbande der „Klassiker der Kunst“ (geb. 8 Mk.). Galt der erste dieser beiden Bände dem Maler, so ist der zweite ausschließlich dem Radierer Rembrandt gewidmet. Prof. Hans Wolfgang Singer hat die Einleitung dazu geschrieben, eine geschmackvolle, die Radierkunst Rembrandts eingehend würdigende Studie, die im künstlerischen Sehen gute Hilfe leistet, und der Verlag hat in den 402 Autotypien, die hier auf großen Blättern vereinigt sind, das Beste zu leisten gewußt, was die mechanische Nachbildung für die Radierung hergibt. Wem es auf die Fülle der Bilder ankommt, und wer Rembrandts Radierwerk möglichst vielseitig vor sich haben möchte, sollte seiner Hausbibliothek mit diesem Bande ein Festgeschenk machen.

Wem aber die Autotypie als Reproduktionsart für einen so königlichen Meister wie Rembrandt nicht „edel“ genug erscheint, wer große, auf auserlesenem Papier mit auserlesener Sorgfalt gedruckte Kunstblätter wünscht, der greife zu dem Lieferungsprachtwerk, das Wilhelm Bode im Verein mit Dr. W. Valentiner bei Richard Bong in Berlin herausgibt (20 Lieferungen mit je 3 Blättern; je Mk. 1.60). Hier findet auch der verwöhnteste Geschmack für Mappen wie für Rahmen einwandfreie Blätter in einem neuen Kupferdruckverfahren (Kartongröße 25 : 35 Zentimeter) und einen das Leben wie das künstlerische Schaffen des unvergleichlichen „Erziehers“ gleich meisterhaft würdigenden Text aus der berufensten Feder. Die in den Bodischen Text verstreuten Abbildungen suchen glücklich die intimeren Seiten der Rembrandtischen Kunst festzuhalten, indem sie vornehmlich kleine Radierungen, Feder- oder Kreidezeichnungen und ähnliche gelegentliche Dokumente der Rembrandtischen Hand berücksichtigen. — Gleichzeitig legt uns Bode noch ein anderes, diesmal unillustriertes Rembrandtbuch auf den Tisch. Er nennt es „Rembrandt und seine Zeitgenossen“ (Leipzig, E. A. Seemann; geb. 6 Mk.) und stellt darin eine Serie von Charakterbildern aus der holländischen und flämischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts zusammen: außer einer der gründlichsten Kenntnis und liebevollsten Erfassung des Rembrandtwerkes entwachsenen Analyse des Großmeisters von Leyden Würdigungen des Frans Hals, der holländischen Genremaler Nicolas Maes, Vermeer van Delft, Pieter de Hooch, Gabriel Metsu, Terborch und Jan Steen. Dann folgen die großen Landschafter Segers, Ruysdael, Hobbema, van der Neer, Cuyp, Potter, van de Velde und Wouvermann. Aber auch die Hauptvertreter des holländischen Stillebens Jan Davidsz de Heem, Wilhelm Kalff, Abraham van Beyeren werden eingehend besprochen. Eine breitere Behandlung erfährt verdientermaßen der heitere Adriaen Brouwer, dessen Charakterbild auf Grund neuer Quellenstudien ganz neu gezeichnet wird. Zwei Kapitel über van Dyck und Rubens beschließen den reichhaltigen Band, der in seiner Vereinigung von Studien und Skizzen, großzügigen Bildern und intimeren Kleinmalereien, von Übersichten über ganze Gruppen und von Einzelschilderungen, von Charakteristiken und Lebensbildern nicht überall Gleichwertiges bieten kann, der aber in dem Leser schließlich doch ein höchst bewegtes und lebendiges Bild der niederländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts zurückläßt. Die eigentümliche Begabung Bodes, durch die Kunstwerke in die Seele der Künstler und ihrer Zeit einzudringen, hat hier einen neuen Sieg errungen.

Ganz anders als Bode tritt Richard Muther in seinem Buch über Rembrandt (Berlin, Fleischel u. Co.) an die Persönlichkeit des Menschen und Künstlers heran. Wir atmen hier von der ersten bis zur letzten Zeile die Luft des zwanzigsten Jahrhunderts; ein eigenwilliger Geist, der nicht gesonnen ist, von seiner persönlichen Weltanschauung und Kunstauffassung einem anderen zuliebe etwas aufzugeben, sei es selbst der Größte, setzt sich mit der überragendsten Erscheinung der germanischen Kunst auseinander, und wenn auch aus den neuesten Forschungen und Darstellungen, namentlich wohl aus Neumanns Buch, manches in die Arbeit Muthers hinübergeflutet ist, so nimmt es doch eine durchaus selbständige Stellung ein. Freilich sollte man dieses Buch erst lesen, wenn sich einem schon aus exakteren Darstellungen ein einigermaßen festgegründetes objektives Bild Rembrandts geformt hat, so daß man den Mutherschen Geistreichigkeiten nicht auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert ist. Ist das geschehen, wird man freilich gerade aus der Lektüre dieses Buches einen äußerst intensiven Genuß schöpfen. Der Skizze, so gedrungen sie ist, fügen sich die beigegebenen dreißig Abbildungen lehrreich ein. — Mit ähnlichen subjektiven Maßstäben naht sich Rembrandts Radierungen in einem eigenen, reich und vornehm illustrierten Buche Richard Hamann (Berlin, Bruno Cassirer; geh. 5 Mk.). Absichtlich behandelt er nur die ästhetischen Fragen, während er alle historische Kritik, insbesondere die Frage nach der Echtheit der einzelnen Blätter, beiseite läßt. In dieser Beschränkung aber weiß uns Hamann außerordentlich viele neue und feinsinnige Beobachtungen mitzuteilen. Man merkt sofort, daß ihn nichts anderes als glühende Liebe und Bewunderung für Rembrandt zu dieser Arbeit begeistert hat. Wie er in das Innere einer Landschaft oder eines Bildnisses einzudringen versteht, das gehört zu dem Höchsten, was man von der Kunstexegetik verlangen kann. Namentlich für solche Kunstliebhaber, die von dem Verständnis und der Würdigung eines Gemäldes nur mühsam den Weg zum Verständnis einer Radierung finden, und die an graphischen Blättern immer wieder schmerzlich die Farbe vermissen, kommen Hamanns Anleitungen zum Kunstsehen und Kunstgenießen wie gerufen. Schade ist nur, daß sich diese begeisterte und begeisternde Auslegung auch auf Blätter bezieht, die die Forschung von heute als unecht nachgewiesen hat.

Digitized by Google

Endlich haben auch die vorteilhaft bekannten Kunstwartunternehmungen den großen Ehrentag nicht vorübergehen lassen, ohne ihm durch die Herausgabe einiger neuer Mappen zu huldigen. Wir verdanken ihnen eine Zweite Rembrandt-Mappe, von der wir namentlich die sogenannte Vorzugsausgabe (5 Mk.), die die sämtlichen Bilder auf großem grauem Karton aufgeklebt darbietet, empfehlen können. Die Mappe enthält folgende Bilder: Die Stahlmeister der Tuchmacherzunft, ein Brustbild daraus, Selbstbildnis von 1658, Sohn Titus, Kreuzabnahme Christi, Grablegung, Jan Sixt am Fenster, Christus bei Pilatus, Faust, Bildnis eines Greises, Mühle von 1650, Landschaft mit dem barmherzigen Samariter, Landschaft von 1638, Ruhe auf der Flucht und „Christus erscheint Maria Magdalena“. Im Rahmen derselben Unternehmung sind auch einzelne Blätter als Vorzugsdrucke erschienen, und zwar in Gestalt von echten Photogravüren, z. B. „Die Anatomie“, „Die Vorsteher der Tuchmacherzunft“ (je 5 Mk.), das „Hundertguldenblatt“ (4 Mk.) und die „Drei Bäume“ (3 Mk.).

Bei Prof. Sachßes Aufsatz über Robert Schumann möchten wir zunächst an das Buch von Herm. Abert erinnern, das in der Sammlung „Berühmte Musiker“ im Verlage der Harmonie in Berlin vor einigen Jahren erschienen ist. Es empfiehlt sich, abgesehen von dem gediegenen Text, hauptsächlich durch seinen Bilderreichtum, in dem nichts für die Lebensgeschichte Schumanns Wichtiges fehlt. — Von Litzmanns Biographie „Clara Schumann“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) ist nach langer Pause endlich der zweite Band erschienen. Er umfaßt die Ehejahre der Künstlerin (1840—1856); so tritt hier stärker als in dem ersten Persönlichkeit und Schaffen des Gatten hervor, und was da von ihm mitgeteilt wird, übertrifft alle vorausgegangenen Veröffentlichungen an Fülle und Zuverlässigkeit des Materials. Hat doch Litzmann als erster und einziger unbeschränkten Einblick in die Briefe und Tagebücher des Künstlerpaares gehabt. Je weiter wir da vordringen, desto reicher und überraschender die neuen Mitteilungen. Über Claras Freundschaft mit Brahms, Joachim u. a. erfahren wir namentlich viel Neues; fragwürdiger bleibt das, was wir über Claras Verhältnis zu Liszt hören. Doch das hat gegenüber dem inneren Reichtum und der Schicksalsfülle im Leben der beiden hier geschilderten Künstlerpersönlichkeiten, Robert Schumanns und seiner Gattin, wenig zu bedeuten. — Über Robert Schumanns Krankheit hat kürzlich der als Herausgeber literarischer Pathographien bekannte Nervenarzt P. J. Möbius eine kleine Schrift veröffentlicht (Halle a. S., Carl Marhold), in der er nachzuweisen sucht, daß Schumann von Jugend an seelenkrank war, und daß diese Krankheit (Dementia praecox), die ihn vorzeitig ins Grab brachte, sozusagen das Gegenstück oder die Rückseite des Talentes war. Man braucht die Folgerung von Möbius, daß „das große Talent mit der Krankheit bezahlt wird“, noch nicht als einen unbedingten Lehrsatz anzuerkennen und wird der Schrift doch manche interessante Aufklärung über das psychische Leben des Genies verdanken.

In dem Aufsatz von Dr. Kalweit, der den Titel „Die Wendung der Religion zur Philosophie“ trägt, wird das philosophische Lebenswerk des Jenaer Universitätsprofessors Rudolf Eucken gewürdigt. Dabei wollen wir für diejenigen, die sich mit diesem gedankenreichen Geiste näher beschäftigen wollen, an eine der zuletzt erschienenen Schriften Euckens hinweisen, die wohl am ehesten geeignet ist, mit seinem Ideenkreis vertraut zu machen. Es sind das die Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie, die in zweiter Auflage im Dürrschen Verlage zu Leipzig erschienen sind (Mk. 3.60). Charakteristisch für sie sind die prinzipiellen Erwägungen zur Geschichte überhaupt wie insbesondere zur Geschichte der Philosophie. Eucken verficht hier unter entschiedener Ablehnung einer rationalistischen Evolutionslehre seine ihm eigentümliche geschichtsphilosophische Überzeugung, und diese Verbindung von Philosophie und Geschichte, strenger Gedankenarbeit und anschaulich-lebendiger Schilderung ist wohl dazu angetan, den Leser für die Lektüre der schwierigeren Werke desselben Gelehrten vorzubereiten.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Ernst Oppler: Porträt einer jungen Engländerin.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

September 1906

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

C. Band
Heft 600

Erna Pastor und ihr Mantel

Novelle
von
Max Grad

(Nachdruck ist untersagt.)

Das junge Mädchen blickt zum nächtigen Himmel empor. Fest preßt es dabei die eine Gesichtshälfte an die um den morschen Fensterstock verkrampften Hände. Recht blaß und schmal ist das liebliche Antlitz. Gerade mit dem Auskleiden beschäftigt, muß Erna Pastor plötzlich damit innegehalten haben. In dem kurzen, weißen Röckchen, mit bloßem Hals und den nackten Armen, auch durch das offene Haar sieht die zierliche Volksschullehrerin jetzt selbst fast aus wie eine Schülerin.

So seltsam grünblau ist das Firmament. Es scheint, als tauche da und dort aus einem leicht wogenden und verschwommenen Gespinst ein Lichtpunkt auf. Aber nun schiebt sich über des Nachbarhauses Dach eine mächtige, besondere Helligkeit, die den dunkleren Himmel in zwei Hälften teilt. Wie liebt Erna dieses bleiche Funkeln der Hochsommernächte! Als gäbe es gar keine wirkliche Finsternis mehr!

Sie seufzt tief, tief auf. Ach, wie schön ist das alles! Wie schön die Welt! Gewiß noch viel, viel schöner, als sie weiß. Mein Gott, wie blutwenig reicht ja gerade ihr diese Welt von ihrer Schätze Herrlichkeit! Einsame Menschen der Arbeit aber lernen eben früh aus dem, was anderen oft völlig unbedeutend, ja wertlos dünkt, heimliche, innige Freuden zu ziehen, Genüsse zu haben, die den armen Reichen, den Begünstigten versagt sind. Erna liebt ihren Beruf und nimmt ihn tief ernst. Sie unterrichtet nicht in Religion. Aber keines der Mädchen hat in seiner Kirche wohl je einmal so Gott gedient wie in jenem Tempel, den es mit der fast allgemein gleichmäßig beliebten Lehrerin betritt. Die Kinder dürfen, und wäre es selbst etwa einmal mitten im Unterricht, besonders seltsame Wolkengebilde und märchenhafte Beleuchtungen des Himmels anstaunen, oder auf dem breiten Schultische stehen plötzlich winzige Gärtchen, aus den mannigfaltigsten Moosarten zusammengefügt. Eine noch im November unter dem Dünengras entdeckte zurückgebliebene Blume des Sommers erfreut mehr als die köstlichste Palme den Reichen. Dann wieder müssen eine verlaufene, abgemagerte und kranke Katze oder ein aus dem Nest gefallener Vogel dem Leben durch die treueste Pflege ganz wiedergegeben werden.

Eines Morgens saß ein buntes Käferchen auf dem roten, straffen Haar der dicken Berta vom Krämer Prütsch. Wie die erschrak! „Eh, pfui! 'n Wanz! 'n Wanz!“ Aber sie hatte doch Mut genug zu einem Versuch, „den Wanz“ mit dem Finger wegzuschnalzen.

Digitized by Google

Allein das lahme Kathreinchen von Widstorps Anne konnte das gerade noch rechtzeitig verhindern durch den Hilferuf: „Nicht — nicht — ach, Fräulein — es ist ja ein Marienkäferchen — nicht totmachen, Berta!“

Trotz alles Kopfschüttelns des von Ekel und Grauen gequälten Mädchens war „der Wanz“ nicht aus dessen Haar gefallen. Behutsam nahm Erna das Insekt nun davon herunter und setzte es dem hüftkranken Kathreinchen auf die winzige, blutleere Hand.

Das Kind sah zuerst reglos und tiefernst darauf herunter. Dann flüsterte es der Lehrerin zu: „Glück soll es bringen, hat Mutter gesagt. Ach — morgen ist Sonnabend — da wird denn am Ende der Großvater nicht so arg fluchen und nicht mich und Mutter wieder verkeilen wollen!“ Die überirdisch leuchtenden Augen der kleinen Todgeweihten blickten erwartungsvoll zum Fräulein empor.

Erna spürte es zuerst dick im Halse und heiß in den Lidern, wie sie sanft über des armen Kindes Haar strich. Dann aber nahm sie sich zusammen und dehnte diese Unterbrechung der Rechenstunde gar noch selbst weiter aus, indem sie heiter und ablenkend ein allerliebstes Lied anstimmte, über das die Mädchen in helles Entzücken gerieten:

Marienkäfer fliege her,
Auf meine Hand, auf meine Hand,
Ich tu' dir nichts zu leide!
Es soll dir nichts zu leid gescheh'n,
Ich will nur deine bunten Flügel seh'n.
Bunte Flügel — meine Freude!

„Bunte Flügel — meine Freude,“ sang sogleich mit seiner lieben, klaren Stimme das Kathreinchen nach, und noch lange glühte sein Gesicht in heißer Freude.

Noch lange streiften es aber auch von da und dort neidische Blicke einiger Kameradinnen. Allein vor allzu großen und zu deutlich hervortretenden Verfolgungen schützt des Fräuleins Liebling seine allgemeine Zartheit und die kranke Hüfte, an der eine eitrige Wunde nimmer heilen zu wollen scheint. Die Lehrerin hatte überdies eines Tages zu den Kindern, als die Lahme wieder einmal daheim liegen mußte, sehr ernst gesagt: „Seid ja immer gut zu der Armen! Wer weiß, wie lange sie noch unter euch weilen wird! Möchte sich keine dann in einer traurigen Stunde an traurigem Orte einen schweren Vorwurf machen müssen!“

Es war fast selbstverständlich, daß bei allernächster Gelegenheit die Mahnung in möglichst ungeeigneter Form dem Kathreinchen wieder hinterbracht wurde. Das kauerte da gerade am Boden, wo es hingebend einen Tausendfüßler beobachtete, der die Diele kreuzen wollte. Es sah gar nicht auf und blieb, die Augen nicht von dem Tier wendend, bei der Antwort vollkommen gelassen. „O, ich weiß! Großvater sagte schon oft: ‚Ein Glück nur, daß das krumme Balg doch bald weg sein wird. So'n Schandfleck!‘“

Einige Kinder lachten laut auf, so komisch echt klang es, wie Kathreinchen den schlimmen Großvater nachgeahmt. Andere wurden verlegen, wieder andere liefen weg in einem sie plötzlich überkommenden dumpfen Schuldgefühl.

Ganz ruhig fuhr das Kind dann fort: „Mir liegt nichts daran! Fräulein sagte auch, daß es droben im Himmel millionenmal schöner sei als da herunten. Dort bin ich dann auch nicht mehr krank und humpelig. Flügel werde ich bekommen und ein langes, weißes Gewand. Dann darf ich im Auftrage Gottes als Engel zu all denen kommen, die gut zu mir waren, als ich noch lebte, und wenn sie schlafen, werde ich ihnen schöne Träume bringen!“

Der Tausendfüßler zappelte plötzlich, hilflos auf dem Rücken liegend. Berta Prütsch hatte mit dem Saume einer als Schleppe umgebundenen langen Schürze den Wurm hinweggefegt, als sie so jäh ein paar Schritte von Kathreinchen zurückgetreten war. Auch die noch übrigen warfen scheue Blicke auf die Kameradin, dann rannten sie gleichfalls fort, wie auf einer Flucht. Die im Wachstum so zurückgebliebene und in der Empfindsamkeit so sehr vorgeschrittene Lene Stinnes weinte darauf in einem Winkel herzbrechend und konnte nicht einmal angeben, warum. —

Unten auf der Straße ist es ab und zu laut. Für Erna Pastors Ohren durchbrechen die Stimmen unangenehm schrill und stark die hehre Stille dieser Nacht. Draußen kracht auch die Holztreppe unter plumpen Schritten, ein rostiger Schlüssel dreht sich kreischend in einem alten Schloß. Von dem rauhen, verwitterten Holz gleiten des Mäd-

Digitized by Google

chens Hände jäh herab. Nun reckt und streckt es sich. Jetzt hätte jeder sehen können, daß die Kleine und Feine doch dabei gesund und kräftig gebaut ist. Der Glanz in den großen, dunklen Augen des gewiß nur von allzuviel Zimmerluft meist blassen Gesichtes mag von dem mächtigen Leben einer reichen Seele kommen. Das braune, rötlich schimmernde und üppige Haar zurückwerfend, greift Erna wie in einem heißen Verlangen erst hoch in die Luft, dann kreuzt sie die Hände hinter dem Kopfe. So mitten im Zimmer stehend, denkt und grübelt sie aufs neue. Nein, wie es nur sein kann, daß ein Mensch so allein in der Welt leben muß wie sie, die schon in früher Kindheit Verwaiste! Auch die alte Frau, die sie einst zu sich genommen, eine entfernte Verwandte des kaum gekannten Vaters, ist schon lange tot. Nichts hat Erna wie — Pflicht und Arbeit und — eine große, halb unbewußte Sehnsucht!

Sterbensöde ist das kleinliche Leben im Städtchen! Aber vor etwa vier Monaten hatte es während mehrerer Tage doch einmal ganz hohe Wellen geschlagen. Das nächste Gut, Roskerhalde, fast zwei Jahrzehnte lang nur mäßig verpachtet und ebenso mäßig verwaltet, war durch den Tod seines sehr bejahrten Besitzers an dessen nächsten Erben, einen Herrn van der Velten, übergegangen. Was mochte der wohl für gemischte Freuden an dem verfallenen Schloß und dessen minderwertigen Grundstücken haben!

Eines Spätnachmittags hatte der Storchenwirt mächtigen Zuspruch. Jeder wollte da seinen gesetzlich gestatteten Fünf-Uhr-Schoppen zu sich nehmen, denn man hatte erfahren, daß der neue Herr von Roskerhalde dort in einer Ecke sitze. Höchst aufgeregt, bitter enttäuscht wie alle anderen, hatte dann Apotheker Schillerhaas beim Abendbrot daheim berichtet: dieser Herr van der Velten sei ein „mordsgroßer“, ungeschlachter und plumper Kerl mit pechschwarzem Bart und Haar und unheimlichen, eiskalten, ja stechenden Augen. Der sei sicher ein Leisetreter, Heimtücker und Lauerer, der sich doch bloß zum Aushorchen in seine Ecke gesetzt habe. Gewiß einer jener, wie die Regierung sie bisweilen entsende, um die politischen Gesinnungen und Ansichten der Bürger genau zu ergründen! Der Apotheker gehörte zu jener Mehrzahl der Menschen, die den Wassertropfen, in dem sie gerade zu schwimmen bestimmt sind, für das Weltmeer und jegliches, sich auf ihre Person und Dasein beziehendes, noch so kleines Ereignis für hochbedeutend und bewegend halten. Was die Schillerhaassche Phantasie so sehr zu Ungunsten dieses Herrn van der Velten angeregt, bestand in Wahrheit nur darin, daß jener in aller Stille, und ohne die geringste Notiz von den ehrsamen, ereignishungrigen Bürgern zu nehmen, seinen Durst gelöscht hatte. Besonders aufregend mußte sein Lederkostüm auf die Weltfremden gewirkt haben; es war seinem vor dem Ungarntor wartenden Auto angepaßt und daher allerdings mehr praktisch als schön zu nennen. Am kommenden Morgen zog Apothekers lange, magere, aber schon jetzt wie der Vater sehr redegewandte Malwine möglichst viele ihrer Kameradinnen während der Frühstückspause in eine Ecke. Immer größer und erstaunter wurden die aufgerissenen Augen der kleinen Zuhörerinnen, immer dümmer ihr Gesichtsausdruck, wenn sich nicht selten in Überraschung und Entrüstung so recht nach Schulmädelsart die Oberzähne tief über die zurückgezogene Unterlippe einbissen. Wie glichen da schon manche ihren Müttern!

„Und ein Blaubart sei er auch. Drei Frauen hätt' er schon gehabt, und die Trina, was unsere Putzfrau ist und immer alles kennt und weiß, meint auch — denn ihr Neffe, der Gärtner Lammer, habe mancherlei beobachtet —, daß man nicht wissen könne, was nun erst alles in dem unheimlichen Schloß und hinter dessen eisernen Türen vorgehen würde!“

„Hu! — wie gräßlich! Je — auch noch ein Blaubart! Mord und Totschlag!“

Die Anna Moners kreuzte, genau wie ihre Mutter es in solchen Fällen zu tun pflegt, die Hände über dem dicken Kartoffelbäuchelchen, und Minchen Baustadt unterbrach weiß Gott für einen Moment ihre Lieblingsbeschäftigung, in der Nase zu bohren. Es war zu ungeschickt, daß dann, wie es am schönsten gewesen, gerade Fräulein dazu gekommen war, das schon länger zugehört haben mußte.

„Was geht euch wohl ein fremder Mann an? Was tat er euch und was wißt ihr

Digitized by Google

von ihm? Nichts! Nichts Wirkliches! Auch nicht eure Eltern und nicht alle Trinas und Putzfrauen im Umkreis. Ihr habt gar kein Recht, so Häßliches und Böses von einem Fremden zu sagen. Ein Blaubart! So ohne weiteres! Schämt ihr euch nicht, solchen Unsinn noch weiter zu tragen? Die Nase des Herrn van der Velten mag jemandem vielleicht nicht gefallen haben. Nun, kleine Malwine — wer weiß — vielleicht geht dir's auch mal so! Dann kannst du sehen, wie es tut, wenn ohne Grund und irgendeine Schuld Schlimmes von einem erzählt wird. Dumme Puten seid ihr, die ihr dergleichen schwatzt oder es glaubt. Nun heraus aus der Ecke da! Kommt zum Grabenspringen! Ich selber habe den feinen, großen noch breiter gemacht. Nun ist es erst recht eine Kunst! Ins Freie! Wer gewinnt heute wohl die Schokoladentafel?" —

Wie solch klare Nacht doch allen Schlaf vertreibt, wie sie die Erinnerung weckt und allem Gewesenen aufs neue ein warmes Leben verleiht! Erna Pastor saugt, die Augen schließend, tief den süßen Duft ein, den die ehrwürdigen Linden aus des Bürgermeisters Garten bis hier herauf senden. Ein Sommergruß! Einer, der auch mahnt an morgen! O, wie gut, daß es den Anschein hat, als ob es einen herrlichen Tag für den Schulausflug geben würde! Um Mittag etwas heiß, früh und spät aber jedenfalls recht kühl; alle Kinder waren bereits angewiesen, irgendeine wärmende Hülle mitzunehmen. Sie selbst würde auch — und da sieht die kleine Lehrerin hinüber, wo am Kleiderhaken der neue Mantel hängt. Nur eine dunkle Masse hebt sich etwas von dem kaum helleren Hintergrunde ab. Auch wie Erna dann hintritt und das leichte Gewebe fast zärtlich mit den Fingern betastet, kann sie nicht viel mehr sehen. Aber sie weiß ja, wie das Kleidungsstück, dessen mit reichlichen Opfern ermöglichter Kauf ihr so viel Vergnügen bereitet, ausschaut. Ein zu angenehmer Zufall, daß gerade, wie die Lehrerin zu dem Konfektions-Löb kam, dieser klagend einen Mantel vorwies, der auf seiner unteren Seite von einem häßlichen Flecken entstellt war. Das Herz hatte dem jungen Mädchen lebhafter geschlagen beim Anblick des schlicht-vornehmen Stückes, das so ganz für seine Zwecke geeignet gewesen wäre. Aber dergleichen hätte Erna ja nie bezahlen können, selbst nicht bei so vorgerückter Jahreszeit, auf die sie absichtlich gewartet hatte. „Nein, wie schade!" hatte sie unwillkürlich ausgerufen. Herr Isaak Löb streifte sie und ihre proportionierte, zierliche Gestalt mit raschem Blick. Es war dann ein langes Hin und Her mit Handeln, Bedenken und Abwägen gewesen. Aber Erna hatte endlich gesiegt. Sogar das Kürzen hatte das Geschäft noch übernommen, so daß der Flecken wegfiel. Monatelang hatte die rastlos Fleißige knausern, ja oft darum hungern müssen, um langsam, langsam das Geld zu dem so nötigen Mantel zu ersparen. Ohne die Vorlesestunden bei dem an einer Augenentzündung erkrankten Amtsgerichtsrat wäre es ihr heute noch nicht möglich gewesen, ihn zu kaufen. Jetzt kichert das junge Mädchen vergnügt vor sich hin bei der angenehmen Erinnerung. Es hatte das ihr kostbare Stück noch so geschont, und die wenigen Male, die Erna es bisher getragen, war es auch gehörig angestaunt worden. Morgen indessen, zum Ausfluge mit den Kindern, müßte sie den Mantel eben doch mitnehmen. Sie überzeugt sich, ob auch die selbstgefertigten Sächelchen für die Lotterie, mit der sie die Kleinen überraschen will, bereitstehen. Gerade unter der an der Wand hängenden violett-grauen Hülle schimmert noch ein Endchen des über die Schätze gedeckten weißen Tuches hervor. Manche Nachtstunden hatte die Lehrerin der mühsamen Arbeit opfern müssen und manch Kännchen Petroleum dazu. Allein dafür empfindet sie nun auch echte Geberfreuden, die ihr Vergnügen an dem schwierigen Kauf noch erhöhen.

Ach, überhaupt heute nacht! In den Adern rinnt es ihr so heiß! Das eigene junge Leben spürt sie zugleich mit den Hochsommerzeichen und -wundern da außen, wie etwas Hoffnungspendendes, Glückverheißendes. Sie setzt sich auf die Fensterbrüstung, um noch einmal die Sternenpracht zu genießen. Kein Ton mehr, kein profaner Laut! Reglos scheinen auch die Blätter der Kastanien, über die ein letztes Licht huscht, zu bleiben und sich doch dabei immer breiter zu entfalten. Ein großes, großes Schweigen feierlicher, nächtiger Sommerweihe! Da

Digitized by Google

Gustav Schönleber: Brandung am Castello di Paraggi.

Digitized by Google

flutet langsam eine warme, weiche Welle aus tiefblauem Dunkel dem Mädchen entgegen, dem plötzlich der Atem kürzer wird. Eine wilde Sehnsucht wächst da heraus aus all dem milden Frieden und der sanften Ruhe. Und Erna Pastor springt herunter. Nur allmählich erst beruhigen sich dann in dem schmalen Bett mit dessen nach Seife riechender Wäsche des Mädchens erregte Nerven. Die kleine Lehrerin denkt an die Fülle morgiger Pflichten. Sie muß jetzt schlafen, um am kommenden Tage auch frisch genug zu sein. Wie gern hätte sie die Kinder bei diesem einzigen durch die Schule gebotenen Feste des Jahres Außergewöhnliches genießen lassen. Allein sie kann vor allem nicht ändern, die frohe Schar immer nur längst und allbekannte Wege führen zu müssen. Man hat zu wenig Wahl! So fühlt sie sich doppelt durchdrungen von der Verpflichtung, ihren Schützlingen, unter denen so viele als Ärmste der Armen kaum einen Lichtblick im jungen Dasein kennen, das Fest nach Kräften zum schönsten und ungetrübtesten zu machen. Nein, o nein! Sie darf ja überhaupt dem Schicksal danken für das, was es ihr an ernstem Lebensanteil geschenkt. Das ist Besitz! Bedeutet Zufriedenheit und innere Ruhe! Da will schon wieder etwas rebellierend und verneinend wider sie selbst in ihr aufsteigen. Unruhig wälzt sich der schlanke Leib im Bette, und das für die Nacht ungeflochten gebliebene Haar hängt tief über die Kissen, bis fast zum Boden herab. Addieren soll beruhigen und auf den Schlaf wirken. So beginnt Erna, sich die Zahl ihrer kleinen Mädchen langsam herzusagen. Ah — wie sie alle da vor ihr aufmarschieren. Eins — zwei, drei — dann je zwei in einer Reihe, blonde, braune, ganz dunkle, dabei Hübsche, Häßliche, schlecht und gut Gekleidete, reich und wenig oder gar nicht Begabte. Solche mit dem frischen Aussehen ungebrochener und gesunder Kindlichkeit, andere mit dem deutlichen Stempel angekränkelter Frühreife oder dem verkommener häuslicher und heimatlicher Verhältnisse. Aber alles, alles wird ja nun verwischt, ausgeglichen durch einen reichen Sommersegen voll Duft, Glanz und Wonne. Alle Kinder jubeln und lachen, auch das lahme Kathreinchen darunter. Die Vögel trillieren im Grünen; links und rechts vom Wege, auf dem Erna, geschmückt mit einem veilchenfarbenen Mantel, mit den Kindern einem feinen silbrigen Duft entgegenzieht, breiten sich ganze Felder rotblühender, fremdartiger Blumen aus, und die Kleinen singen und singen!

Langsam steigt der Mond über den roten Rand des nachbarlichen Hausdaches empor. Ganz sachte schenkt er sein gütiges Licht auch den dunkelsten Eckchen und Winkeln. Wie in Suchen und Finden erreicht es dann auch das enge, aber saubere Stübchen und verklärt milde das friedliche, junge Gesicht der Schlafenden.

* * *

Wie rasch diese ersten Morgenstunden vorübergingen! Nun fühlen sich die Kinder doch ein bißchen müde trotz aller gegenteiligen Versicherungen. Aber sie haben auch ein gutes Stück Weg hinter sich, zumal sie wie die Hündchen ja im ewigen Hin- und Herspringen die Strecke doppelt und dreifach machten. Aber es hatte dennoch nie gefehlt an einer Kameradin, die dem Fräulein geholfen, das für Kathreinchen geliehene Sportwägelchen zu schieben. Im Gegenteil! Sie überbieten sich ja überhaupt heute alle darin, brav und gut, gefällig und verträglich zu sein. Den ersten Strauß gesammelter Blumen hatte das lahme Kind erhalten, das glückselig in seinem klapprigen Gefährt sitzt, dessen ausgewaschenes, geflicktes Sonnendach nun auch noch lange Girlanden von Efeu schmücken. Ach, es ist nicht zu sagen, was sich nicht alles an Interessantem heute schon ereignet hat! Eine ganz, ganz seltene Pflanze hatte Berta Brütsch gefunden, die selbst das Fräulein nicht zu nennen weiß, und Malwine glaubt ganz sicher zu sein, in dem runden Ding, das so schwer ist und doch um jeden Preis mit nach Hause geschleppt werden muß, eine wertvolle Versteinerung für Vaters Sammlung entdeckt zu haben. Auf der Landstraße war der Schar ein „echter Zigeuner“, nein, ein Savoyarde war's, begegnet, mit süßen, schneeweißen Tierchen, die Meerschweinchen heißen sollen, nur nicht sehr gut rochen, aber dafür auch Kunststücke machen konnten. Und Fräulein wie auch des reichen Bürgermeisters Tochter und noch ein paar andere schenkten

dem zerfetzt gekleideten und affenartig häßlichen Jungen etwas, so daß der grinste mit einer Gewalt, daß nur die großen Ohren den Mund verhinderten, sich rund um den Kopf weit offen auszudehnen. Kurz vor dem Wachtelwäldchen kam, zuerst zum größten Entsetzen, hinterher aber ein wonniges Grauen hervorrufend, ein riesiger Hund quer übers Feld an ihnen vorübergerast, der „wahrscheinlich“ — sogar „sicher wütend“ war. Christine Lachs hatte Schaum an seinen Lefzen hängen sehen — „auf Ehre und Seligkeit“ —, und außerdem sollen wütende Hunde überhaupt genau so ausschauen!

Und nun lagert sich alles im Wäldchen. Jede muß ihr Jäckchen oder Tuch umtun und mit spitzen Fingern, selbst voll Ehrfurcht vor seiner kostbaren Schönheit, helfen zwei Mädchen dem Fräulein in seinen bis jetzt im Wägelchen wohl verwahrt gebliebenen Mantel. Wie geschäftig die kleinen Dinger dann das Frühstück aus den farbigen Blechdosen, Körbchen oder Taschen herausholen, so neidlos und freigebig sind und fast ganz in Frieden genießen, was ihnen doch sonst so schwer zu fallen pflegt. Erna Pastor blickt froh und erleichtert in dem bunten, lustigen Kreise umher. Sie hat bis jetzt gar nicht so viel Mühe gehabt, die vielen Mädelchen zu leiten, und dem Savoyardenknaben, dem „wütenden“ Hund wie allem, das sich zur Bereicherung des Programms bereits gefunden, ist sie unendlich dankbar. Ein guter Anfang!

Ist das ein Gekicher, Geplapper und Geschnatter! Dazwischen ein Schmausen und Schmatzen, bis endlich das Fräulein die Kinder im Kreise aufstellt und ein Lied beginnt, in das alle mit hellem Klang und aller Kraft einstimmen.

Kathreinchens zarte Brust fliegt unter dem starken Atmen, und während des eifrigen, inbrünstigen Singens hält es, im Wagen sitzend, Ernas Hand ganz, ganz fest. So „furchtbar“ glücklich fühlt sich das Kind, daß es sich denkt, jetzt gleich, so im Schönsten, sterben zu dürfen, müsse die direkteste Himmelfahrt bedeuten. Aber noch sind die letzten Takte des Liedes nicht völlig zu Ende gesungen, da verstummt die Lehrerin ganz jäh, und ihre von der Lahmen umklammerte Hand zuckt heftig. Dort drüben — wer weiß wie lange vielleicht schon — lehnt ein Mann, hinter all den im Halbkreise aufgestellten Mädelchen, an einer dickstämmigen Buche, dem einzigen wirklich schönen Baume hier.

Der Jäger sieht aufmerksam herüber, jetzt dem jungen Mädchen gerade ins Gesicht. Das ist in einem tiefen Erschrecken ganz bleich geworden. So stark ist der Unterschied in der Farbe und dem Ausdruck des jungen Antlitzes, daß der Herr mit einer Geste des Bedauerns, und den Hut in ehrerbietigem Gruße tief ziehend, unter dem laut belachten Aufschrei einiger Kinder auf Erna zugeht: „Verzeihung, daß ich Ihnen eine solche Furcht einjagte. Aber ich bin wirklich kein schlimmer Wolf, der etwa in die Herde zarter Schäflein, von dieser, dieser“ — er unterdrückt taktvoll ein wahrscheinlich schmeichelhaftes Prädikat — „Hirtin bewacht, einbrechen will. Ich durchstreifte mit Jagdgelüsten die Gegend und war zuerst nicht eben sehr erbaut von dem immer näher kommenden Stimmengewirr. Ich liebe es, auch abgesehen von der Jagd, nie, in einem Menschengewühl untertauchen zu müssen. Dann aber! Am Haselweg erkannte ich, daß da Kinder herankommen! Kinder!“ Seine Stimme bekommt einen so weichen Klang. „Das noch Kommende, Werdende, Versprechende! Und es war so hübsch, wie das hier einfiel und anschwirrte, und dann das sich entwickelnde lustige Leben! So neu, so fremd und lehrreich zugleich für einen Einsamen und ganz verrosteten Junggesellen, wie ich einer bin. Ich mußte dann auch bewundern, wie Sie so allein das kleine Gesindel und fidele Grobzeug im Zaume zu halten wußten, wie sie für die ganze Schwadron so das Rechte fanden und dabei doch diese gütige Mütterlichkeit entwickelten.“

Er blickt lange Kathreinchen an, das mit offenem Munde auf den Fremden starrt, um den sich die anderen Kinder im Haschespiel jetzt gar nicht mehr kümmern. Erna steht in tiefer Verlegenheit, wie angenagelt und blutrot, neben dem Wägelchen.

„Und das bei Ihrer Jugend!“

„O, ich bin schon fast vierundzwanzig Jahre alt,“ unterbricht ihn übereifrig das Mädchen.

Nun kommt sie ihm kaum mehr achtzehnjährig, fast einem Backfisch gleichend, vor.

Digitized by Google

„Wirklich? Schon so alt also?“ lacht er. „Nicht zu glauben allerdings! Sie sehen fabelhaft jung und zart aus.“

Wenn Erna nur wüßte, warum sie sich gar so linkisch benimmt. Sie macht sich mit Kathreinchen zu schaffen. Dann fragt sie schüchtern, ob der Herr gern noch ein Lied hören möchte. Sie müsse dann bald mit den Mädchen aufbrechen.

„Ich wäre so erfreut und dankbar!“

Es ist kein leichtes Stück Arbeit, all die etwas mutwillig und wild Gewordenen einzufangen. Aber es gelingt doch endlich, und bereits im Zuge aufgestellt, singen die Kinder noch zwei Strophen eines Liedes, dessen Schluß der Jägersmann mitsummt.

„Das habe ich auch einst als Schuljunge gelernt. 's ist lange her.“ Er deutet auf seine grauweißen Schläfen, deren helle Flecken scharf von dem kaum melierten Haupthaar und dem noch glänzend schwarzen Spitzbart abstechen. „Aber eine so freundliche, verständige Leitung für meine Kindertage habe ich nie gehabt.“

Wieder verbeugt er sich tief.

„Allerherzlichsten Dank, mein Fräulein, und euch auch, ihr kleinen Krabben! Verzeihung für den verursachten Schrecken und noch recht viel Vergnügen!“

„Danke — gleichfalls und — und — auch Weidmannsheil!“ Huscht da nicht ein Schelmenlächeln um die frischen, feinen Lippen, und zucken nicht kleine, lustige Fünkchen auf in den dunklen Augen?

„Weidmannsheil, Weidmannsheil!“ schreien die Mädchen nun alle in hellem Übermut. Dann ziehen sie weiter, an der Spitze die junge, nun auf Andrängen auch mit einem Kranze geschmückte Lehrerin. Am Ende des Wachtelwäldchens und des kurzen, kerzengeraden Weges der Lichtung löst sich die Ordnung der Reihen auf. Die Kinder stürzen sich ins Feld. Erna Pastor blickt noch einmal vor dem Abbiegen zurück. Dort hinten, inmitten des lichtgrün überhauchten Waldpfades, steht der Fremde und regt sich nicht.

Nachdem das Fräulein den erst ganz entsetzten Mädelchen eine auf dem Feldpfad sich sonnende „giftige Schlange“ in der eigenen Hand als harmlose und nützliche Blindschleiche vorgestellt, langen die Kleinen noch ganz darüber aufgeregt bei der Mühle an. Um die freundlichen, hellen Gebäude stehen zahlreiche alte und junge Obstbäume in vollster Blüte. Die Kinder dürfen sich darunter lagern und sogar auf der Wiese nach Belieben tollen. Gleich Schneeflocken bedecken schon wieder viele weiße, bisweilen rosig angehauchte Blättchen den noch so jungfräulichen Rasen. Friedlich und lustig vollzieht sich das sehr einfache, ländliche Mahl, und es zeigt sich durchaus keine Müdigkeit. Unter Jubel und Jauchzen und stürmischem Dank, bei dem das Fräulein tatsächlich einmal zu Boden gerissen wird, hat man allgemein konstatieren dürfen, daß sich im Schnappsack absolut keine der so gefürchteten Nieten befunden hat. Jedes Mädelchen hält seinen Gewinst in sicherer Hut. Manche tauschen, andere mäkeln und neiden wohl auch, aber es herrscht doch eine allgemeine Glückseligkeit, die Erna zu großer Genugtuung gereicht. Darauf dürfen die Kinder wählen, wer mit zur Schlucht gehen will, wo Fräulein überdies einen Platz weiß, an dem um diese Jahreszeit Türkenbunde wachsen, und wer es vorzieht, sich auf dem Rasen unter den Bäumen weiter zu tummeln.

Die Wirtin und ihre alte Magd versprechen, gut für die Überwachung zu sorgen. Es ist nur ein kurzer und gefahrloser Weg, der schmal und auch etwas glatt in die recht bescheidene sogenannte Schlucht führt. Eingehakt kann ihn sogar das Kathreinchen unternehmen, das ja noch gar nicht auf den Füßen gewesen ist.

Die Kinder, die sich zum Mitgehen entschieden, nehmen ihre Jäckchen und Tücher, das Fräulein den schönen Mantel mit. Zum allgemeinen Entzücken findet man wirklich auf der erwarteten Stelle eine Menge der lilienartigen Pflanzen, die auf hohen, festen Stengeln besonders schöne grau-rötlich-violette Blumen anmutig neigen. Erna liebt sie so sehr und hält den Strauß in der Rechten ebenso sorgsam, wie sie das ihr am linken Arme hängende Kathreinchen geleitet. Auf der Bank bei dem die Schlucht abschließenden Wasserfalle rasten sie. Die Sonne läßt in den versprühenden Strahlen Milliarden von Demanten erstehen, und wie herrlichster smaragdgrüner Sammet kleben die Deckchen immer feuchten Mooses an dem grauen

Digitized by Google

Gestein, zwischen dem Silberstaub verstreut schimmert.

Sich zur Rückkehr rüstend und die wärmenden Hüllen wieder von den Schultern nehmend, erbietet sich jetzt ein für seine Jahre sehr großes, kräftiges Mädchen, Kathreinchen zu führen, und dieses fleht innig, damit es doch auch einmal zu etwas nütze wäre, Fräuleins Mantel, der ja so leicht und luftig sei, tragen zu dürfen. Der mächtige Strauß dieser märchenhaften Blumen käme gewiß sonst nicht heil nach Hause. Erna, gegen ihre Art nur mit halbem Ohr hörend, willigt in die Vorschläge ein und geht dann den auffallend zertretenen Pfad voran. Hinter ihr folgt das lahme Kind, das nur wie ein Blumenblatt am Arme der Gefährtin hängt, die es weit, weit überragt, rastlos auf es einspricht und großartig zu unterhalten versteht. Das Kathreinchen muß so viel lachen wie noch nie und schwätzt bald auch ganz munter. Am Fräulein vorüber rasen in wilder Jagd die anderen Mädchen, die, obwohl noch in einem Genusse, doch bereits die Zurückgebliebenen wieder um den anderen beneiden wollen. Erna geht versonnen Schritt für Schritt dahin. Ein Lächeln umspielt ihren Mund, und eine Erinnerung, noch ganz frisch und jung, macht sie so froh.

Auf der Mühle geht es hoch her. Die gutmütige Wirtin hat einen ganzen Topf Honig preisgegeben, und nun leckt und schleckt das kleine Volk gierig in Freud' und Eifer. Ein Dutzend und mehr Hände, alle reichlich schmierig und beschmutzt, recken sich den Zurückkommenden schon mit Butterbroten entgegen, von denen es goldgelb tropft. Zum Danke für die Spenderin läßt Erna die Mädchen einen Reigen mit Gesang aufführen, und dann ist keines der Kleinen so voll Leben und Eifer, so voll Kraft und Ausdauer bei dem folgenden Wettlaufen, Springen und sogar Bäumeerklettern wie das Fräulein selbst, das auf kurze Zeit völlig ihre Würde vergißt und nur mehr die Vollkraft der eigenen gesunden Jugend verspürt.

Und nun muß Erna, von vier Zöglingen verfolgt, fliehen. Wie sie eilig durch das Haus rennen will, hätte sie beinahe jemanden umgerissen. Ein munter und gemütlich klingendes „Hoho — da ist's ja gefährlich!" macht sie völlig in Verblüffung und Überraschung erstarren.

„Also ich bin reinwegs auf der Welt, um Ihnen Schrecken einzujagen!"

„Mein Gott, so ein Zufall — ich — Sie —" Beratmend streicht sie sich ein paar wellige Haarsträhnen aus der heißen Stirn.

„Nun, wissen Sie — so ganz zufällig komme ich nun auch nicht gerade des Weges," meint der Herr mit überraschender und ungemein sympathischer Ehrlichkeit. „Ich hatte ja allerdings wegen eines Hundekaufes mit dem Müller zu sprechen, aber deshalb — nein, wissen Sie, ich konnte mir ja gut ausrechnen, daß die Mühle der Ziel- und Endpunkt Ihres Ausfluges sein müsse, und da — es hat mir eben das Zusammentreffen mit Ihrer Kinderschar und auch mit Ihnen" — er sieht sie voll an — „so unbeschreiblich wohl getan! Ich freute mich bei der Aussicht auf eine mögliche zweite Begegnung!"

Erna kommt sich, wenn auch nicht ganz so unbeholfen wie am Morgen, doch wieder sehr hölzern vor. Sie strebt ins Freie und erwidert dabei: „Es würde Ihnen recht langweilig und unangenehm auf die Dauer werden, meinen Kindern zuzuschauen und auch all ihre schlechten Manieren und Unarten genießen zu müssen. Das muß man gewöhnt sein und sich zum Berufe gemacht haben!"

„Ach — nein! Unangenehm und langweilig gewiß nicht! Übrigens — ich stand da schon lange mit meiner Zigarre am offenen Fenster der Wirtsstube. Schon wie sie noch hinten in der Schlucht und die zurückgebliebenen Kinder allein hier waren. Ich kann Sie beruhigen. Die waren sehr artig! Mir scheint, ganz Ihres Geistes voll! Nein" — er gewahrt ihren schmollenden Blick bei seiner vermeintlichen Ironie — „ganz ernsthaft! Sie, Ihre ganze Art, wirken sichtlich nach. Ich mischte mich unter die kleinen Göhren, und da zeigten sie mir der Reihe nach die wunderbarsten Dinge, die Fräulein zur heutigen Verlosung selbst gefertigt und gestiftet habe. Mir einfach schleierhaft, wie man so winzige Sachen so niedlich und fein machen kann und woher Sie die Zeit dazu nehmen! Eine ganz Geschwätzige der sehr zutraulich gewordenen kleinen Gesellschaft

Digitized by Google

erzählte mir dann, daß das Fräulein Weihnachten wie ein leibhaftiger Engel ausgesehen habe, als sie einen solchen darzustellen hatte."

„Lieber Himmel," lacht da Erna, ihn unterbrechend, „in Bettücher gekleidet, mit Silberpapier und Rauschgold und einem Pappstern geschmückt!"

„Ändert nichts an den Tatsachen. Und nun sollen sie in einem neuen Mantel einer Fürstin gleichen. Und das müssen wir unbedingt ausprobieren, denn Sie sind jetzt sehr erhitzt, und eben macht sich der kalte Schluchtenwind auf. Überhaupt ein seltsames Klima hier! Also, bitte, einen Wink, wo ich den besagten Fürstenmantel finde!"

„Ach, ich brauche nichts — ich bin so unempfindlich. Danke sehr — er muß übrigens — ich will selbst —"

Nun meint er, im Gesicht Ernas einen kühl abweisenden Zug zu entdecken. Allein dieser entstand in Wahrheit nur im scharfen Nachdenken, wo sie wohl den Mantel gelassen haben könnte.

Er aber denkt: Nun kommt die „Dame" heraus, die mir das lange Unterlassen der vorgeschriebenen Vorstellung ankreidet. „Gestatten gnädiges Fräulein — mein Name ist van der Velten, wissen Sie, von Roskerhalde drüben, dem von mir, Gott sei's geklagt, ererbten alten Eulennest!"

„Ach!" entfährt es ihr. Sie kann ihrer Überraschung, daß er durchaus nicht Apotheker Schillerhaasens Beschreibung entspricht, unmöglich gleich Herr werden. „Ich bin Erna Pastor, meinen Beruf kennen Sie ja jetzt zur Genüge! Und nun aber zu meinem Mantel!"

Er ist jedoch nicht zu finden. Nirgend und nirgend.

Kein Winkel des Hauses, keiner des Vor- und Grasgartens bleibt undurchsucht. Um die Schultern Ernas hat Velten, ohne lange zu fragen, den eigenen Lodenkragen gehängt. Seine Art hat etwas, das sie wie wehrlos macht und ihr doch ein beruhigendes Gefühl dabei verleiht.

Kreideweiß ist das Kathreinchen, das eben noch in zärtlichster Mutterfreude sein gewonnenes Püppchen abgeküßt, in den Stuhl zurückgesunken, keines Wortes mächtig. Das niedliche Spielzeug hat es zu Boden fallen lassen, als der erste laute Fageruf nach dem Mantel erklungen war. Jetzt erst kommt Leben genug in das zarte Kind, um ihm die Kraft zum Sprechen zu verleihen. Es fühlt — weiß ja mit einem Male ganz deutlich, daß es den anvertrauten kostbaren Mantel nicht mehr mit hergebracht hatte. Bis zu dem Augenblick war das Kleidungsstück völlig seinem Gedächtnis entschwunden gewesen. Die blauen Augen voll Tränen, faltet die Lahme die Hände in heller Verzweiflung. „Fräulein, ach Fräulein — ich — ich — gewiß habe ich ihn auf dem Wege verloren! Er war so leicht, man fühlte kein Gewicht, und ich mußte so viel lachen und war so vergnügt! Ach Gott! ach Gott! —" Sie schluchzt wild, am Körper bebend wie Espenlaub. Das arme Geschöpf sieht aus wie aus Schaum bestehend, der sogleich vor aller Augen in Nichts zerfließen würde.

Vor Erna Pastor, die sich tief besorgt zu dem Kinde gekniet hat, gleiten doch zugleich in langem Zuge alle die Stunden der Arbeit und Entbehrungen, kleinerer und größerer Anstrengungen vorüber, die sie hatte anwenden müssen, um sich das Geld für das Kleidungsstück zu erwerben.

Das Kathreinchen aber, und ist es auch noch so jung, überlegt scharf. Sein Verstand ist, wie fast bei allen Gotteskindern, erstens den Jahren weit voraus, zweitens hat das Kind oft die Mutter sagen hören: „Das Fräulein gibt immerzu noch ab und hat selber oft kaum zu nagen und zu beißen!" Kathreinchen bricht vor Kummer in der wahren Erkenntnis der Tragweite des Geschehenen fast zusammen.

Ernas eigene Sorgen werden wieder von den Wellen eines heißen Mitleids so erstickt, daß sie die kleine Übeltäterin nur immerzu tröstet. Dann aber auch gewahrend, daß der zufällige Genosse, der noch im Gemüsegarten gefahndet hatte, sich nach dem Schluchtenweg wendet, ruft sie van der Velten laut und energisch zurück und erklärt, nur selbst den Pfad absuchen zu wollen.

Er sieht verblüfft zu ihr empor, dann auf das weinende, sich wie in Krämpfen windende Kathreinchen und wieder zurück zu Erna. „Gut — so bleibe ich bei den Kindern. Sie werden ihn ja bringen — diesen — Fürstenmantel!"

Digitized by Google

Sie will eilends fort, da vertritt ihr die Wirtin den Weg. „Was? Nicht gefunden den Mantel — o, der ist schon irgendwo — aber hier — sehen Sie, der Kuchen und der Honig ist für Sie, liebes Fräulein, weil Sie so gut zu Widstorps Anne sind, und das Umschlagtuch — sehen Sie, wie groß und warm es ist — das bringen Sie ihr gütigst mit. Sie hat es, als sie noch ein Mädchen war, meiner seligen Mutter selber gehäkelt. Alle Tage war Anne ja in unserem Hause! Ach, das gute, arme Ding! Hätt' nicht so schlimm ankommen sollen!"

Erna steht wie auf Kohlen, dankt überhastet, will weg, und im letzten Augenblick, als folge sie der bestimmten Weisung eines aufsteigenden und sogleich klar überlegten Gedankens, greift sie nach all den Sachen und rennt damit dankend ins Haus, um von dort sich gleich nach der Schlucht zu wenden.

„Je, ja! Das Fräulein denkt sich, es will alles schon in Nummer Sicher haben vor der kleinen Bande da. Aber nein, Kind, nicht so heulen, nicht doch, nicht doch! Wegen des Mantels? Auf dem Wege verloren, sagen Sie, Herr van der Velten? J, das ist wohl schlimm, denn hinten arbeiten Scharen von polackischen Arbeitern. Sind welche darunter, die stehlen wie Raben, und das Volk geht immerzu den kleinen Pfad. Ist wohl schlimm!"

Velten winkt ihr, zu schweigen, denn aufs neue schüttelt ein Schmerzensausbruch das reuige Kathreinchen, das nun ganz in den Armen des immerfort auf Trost Bedachten liegt. Zum Glück wird die Wirtin dann abgerufen.

Die Mädchen haben längst alles Spielen aufgegeben und stehen nun dicht gedrängt bei der kleinen Gruppe. Als entlade sich ein Gewitter über sie, so verängstigt schauen sie aus und so kummervoll. Es ist, als gäbe es nun keine Sonne und keine Wärme mehr, kein Spiel und keine Fröhlichkeit. Daß der schöne, schöne Tag so enden soll! Zu zweien, zu dreien lösen sie sich ab und tuscheln miteinander. Kein Wunder, daß Kathreinchen so weint! Aber auch so etwas! Fräuleins wundervollen Mantel zu verlieren!

„Der mag ‚doll viel' gekostet haben!"

„Fünf — am Ende gar zehn Mark!"

„Ach du! Das ist ja schon 'n Goldstück!"

„Ach, jedenfalls furchtbar viel! Wißt ihr, der Samtkragen und die Aufschläge, und dann die süßen, kleinen Blümchen, die aufgestickt waren! Wie bei der Kaiserin, oder so!"

Mancher ist fast zumute, als hätte sie selber einen neuen Mantel verloren, und das spinnen sie nun weit aus.

„Tot tät mich der Vater schlagen ganz einfach," meint überzeugt die eine.

„Ich ginge dann lieber ins Moor, als ohne heim," versichert eine zweite.

Eine dritte will zu weinen anfangen, und allen, auch Herrn van der Velten wird die Zeit des Wartens unendlich lange. Aber er gestattet unter keiner Bedingung, daß etwa einige Kinder dem Fräulein entgegenlaufen. Sie fangen nun alles mögliche zur Zerstreuung an, aber nichts schlägt ein. Kathreinchen ist so elend und nervös, daß es trotz aller krampfhaften Muskelanstrengungen weiter schluchzen muß, ob es will oder nicht.

Endlich, endlich! Im Hause Bewegung — Rufe — ein länger dauerndes Gemurmel — da können die hineinstürzenden Kinder schon Erna auf der Schwelle begrüßen. Sie ist recht blaß, obwohl sie sich gewiß beeilt hatte, zurückzukommen. Es klingt sehr laut und erregt, wie sie von weitem schon ruft: „Er ist da — ist da — ich habe ihn!"

„Heißa! Hurra! hurra! Juchhe! Wo, wo ist er?"

„Drinnen gelassen! Ich habe ihn in dem Paket der Müllerin wohl verwahrt, und nun wird er heute nicht mehr herausgenommen, der schlimme Ausreißer!"

Während der letzten Worte kniet das Fräulein schon neben dem sich mühsam auf Veltens Knien aufrichtenden Kathreinchen, das sie zärtlich streichelt.

„Da —?" stammelt beseligt das Kind, „da, da ist er wieder? Gott sei Dank! Ich wäre ja nimmer —" Da sinkt es weiß wie Schnee steif und gestreckt hinten über, und die verdrehten Augen verglasen sich zusehends.

„O Himmel, Wasser, schnell — ist schon hier; gut!"

Das von der dicken Berta gereichte volle Glas leert sich bald, so oft muß Erna der Lahmen wächserne Stirn befeuchten, bis eine Änderung des Zustandes eintritt. Aber dann wird es zusehends besser mit dem Anfall.

Digitized by Google

Es ist, als ob mehr noch als der Kognakzucker, den Velten Kathreinchen hatte kommen lassen, die Freude daran teilhätte, daß der Unglücksmantel gefunden worden war.

„So — aber nun auch wieder munter, mein Liebling, und vergnügt. Herrjeh — hier dein armes Püppchen! Es liegt auf dem Boden, sieh doch mal! Du mußt es gleich sauber machen. Und fühlst dich auch besser? Nimm hier von der Milch — so — nun ist ja alles wieder gut und schön! Und ihr — ihr anderen, hört auf mit den Indianerfreudentänzen und dem Wonnegeheul! Seid aber trotzdem lustig und eßt den Kuchen vollends auf, der euch nicht mehr schmecken wollte über dem tragischen Vorfall!"

Erna ist an allen Ecken und Enden zugleich, ist die Munterste, die Beweglichste und Anregendste, und nur darauf bedacht, daß nun aber auch nicht mehr der kleinste Mißton die wieder hergestellte, freudige Stimmung des Tages, der sich bereits zu neigen beginnt, mehr störe.

Neue, herrliche Überraschungen, ihnen durch den gütigen Jäger geworden, rufen endlosen Jubel der Kleinen hervor. Erst noch Käse- und Wurstbutterbrote und süße wie saure Milch, soviel nur in der Mühle vorhanden, und dann soll es in Wagen nach Hause gehen. Im Hofe staunen sie schon einen uralten Riesenomnibus, genannt die „Arche Noah", an, wie Hinrich, der Knecht, ihn und noch einen Leiterwagen zur Aufnahme der zappeligen Gesellschaft bereit macht.

Gleich nach Ernas Rückkehr und froher Verkündigung, als sie besorgt über das kranke Kind gebeugt, sozusagen dabei zu Veltens Füßen kniete, hatte dieser leise, ganz leise über ihren Scheitel gestrichen, in einer bewundernden, weichen Zärtlichkeit, die auch im Ausdruck seiner Augen zutage trat. Das junge Mädchen hatte nicht zurückgezuckt und die Berührung still geduldet. Nun aber gleiten Ernas Blicke an den seinigen fortwährend vorüber, wenn sie ihr so halb forschend, halb schelmisch begegnen wollen.

Dann sitzen sie endlich dicht gedrängt in dem Wagen. Dennoch ist es gar wundervoll für die glücklichen Kinder, die alle ausgestandene Sorge um den Mantel schon wieder völlig vergessen zu haben scheinen.

„Wie die Heringe, und eingestampft dabei," grinst Hinrich, „wenn's bloß keine Sauce gibt!"

In der Arche Noah, auf harten, verschlissenen Ledersitzen, haben Erna und Velten Platz genommen. Sie hält das nun mit seligem Ausdruck eingeschlafene federleichte Kathreinchen, dessen Sportwägelchen am anderen Gefährt angebunden ist, auf dem Schoße. Van der Velten kreuzt über dem auf seinen Knien ruhenden Pack, der all die Schätze bergen soll, seine Hände.

Bevor der loddrige, stark schüttelnde Wagen sich knarrend und kreischend in Bewegung setzt, flüstert Velten seinem Gegenüber noch zu: „Ich weiß, daß ich nun in meiner Erinnerung etwas Kostbares halten und bewahren darf!"

Sie wird, was ihm das Dämmerlicht noch gerade zu sehen gönnt, tiefrot, nachdem sie zuletzt bleich und bekümmert ausgesehen hatte.

Dem Manne ist so seltsam zumute. Feierlich fast, obwohl die Mädelchen, die mit wenig Ausnahmen keine Abspannung und Müdigkeit zu kennen scheinen, wie Stare durcheinander schwatzen und verschiedene Lieder in ewig wechselnden Tonarten zu gleicher Zeit anstimmen. Von der Arche Noah ruft man dem nachtrottelnden struppigen und stämmigen Pferdchen mit dem dicken Kopfe mutwillig zu, und die davon im Leiterwagen Gezogenen purzeln nicht selten kreischend aufeinander, wenn ein Stein oder eine Rille das Vehikel völlig aus dem Konzept zu bringen scheint.

Die Lehrerin läßt ihre Schar gewähren. Sie ist ganz stumm und streichelt nur bisweilen das licht aufschimmernde Köpfchen des in ihrem Schoße ruhenden Kindes. Gehorsam hatte Erna den Lodenmantel des Gefährten anbehalten.

Van der Velten hat es ohnehin so heiß! Häufig muß er über die feuchte Stirn streichen. Ihm ist, als hätte er verbrieft und versiegelt ein ganzes Dokument echter, tiefer Menschenwürde plötzlich in Händen, als hätte er Großes, Wunderbares erlebt, das ihm einen neuen Glauben geschenkt, eine Offenbarung geboten!

An einer Überführung, auf der sich die Geleise einer Lokalbahn hinziehen, müssen die Wagen etwas warten.

Digitized by Google

Das goldene Nachmittagslicht, wie es der Frühsommer spendet, und das so verschwenderisch über all dem noch so jungen, kaum eben ersproßten Grün der Bäume und Sträucher gelegen, ist völlig gewichen. Graublau und violett senken sich die abendlichen Schatten tief und eindringend über das Gelände. Der Friede des entschlummernden Tages breitet sich wohltuend und besänftigend aus.

Der Mann berührt des jungen Mädchens Schulter und weist nach Westen. „Wie prachtvoll! So, als entfalteten viel tausend Engel die strahlende, goldstrotzende Schleppe des Festgewandes der zur Ruhe gehenden Sonne. Schonend und schon wieder vorbereitend zu neuer Feier, denn es wird ein anderer schöner Morgen anbrechen. Morgen," er beugt sich dicht zu ihr, so daß er ihren raschen Atem vernimmt und den feinen Duft, der ihren Haaren entströmt, riecht, „morgen ist ein Feiertag, und — und — darf ich Sie da wiedersehen?"

Wie er das spricht! Wie verhaltene Sehnsucht, ein tief inneres, zitterndes Frohsein klingt es durch.

Wie ein Hauch kommt es zurück: „Ich — weiß nicht!" ...

„O fein! Ja, ein Feiertag, da können wir ausschlafen und viel dann erzählen!"

„Im Juni hat's oft viel Feiertäg," meint die aus Süddeutschland stammende Schneiders-Resi bedächtig und altklug.

Nun müssen die zwei Erwachsenen lachen, trotz des Ernstes, der sich ihrer bemächtigt hatte.

„Ihr seid mir eine Gesellschaft! Daß mir aber übermorgen keine krank geworden ist und nicht etwa die deutsche Geschichte büßen muß, daß ihr es heute so lustig gehabt!"

„I wo! Krank! Wenn es so fein war! Und unseren Sums können wir lang!"

Erna gibt dem kleinen Naseweis einen neckenden Klaps, daß die Kleine hell auflacht.

„Sie müssen sich ganz innig mit all den Kindern verwachsen fühlen und die Quälgeister Ihres Daseins lieben mit offenem, warmem Herzen!"

„Ich taugte wohl schlecht zu meinem Berufe, wäre es anders! Und Arbeit — diese, die wir lieben, ist das einzige, was uns helfen kann, wenn uns die Daseinslast schwer werden will. Menschen vermögen das höchstens indirekt. Unter diesen ist man gar leicht im letzten Sinne am letzten Ende eben doch einsam. Pflichten — deren volle Erfüllung und sich dabei selber vergessen können! Und Kinder sind ja das **Leben**! Sie bedeuten soviel — alles — als die Träger einer Zukunft, in die wir blind und taub hineinschreiten müssen. Ja — blind und taub! Im Bestreben, ein guter und auch ein weiser Mensch zu sein oder zu werden, soll man aber doch des Geistes Samen ausstreuen zum Allgemeinwohl. Es darf einen eben nicht kümmern, wenn man auch selbst keine Ernte halten kann und sogar vielleicht darben muß. Tief im Inneren ist der Glaube zu hegen und zu pflegen, daß der Same seinerzeit endlich doch austreiben und Früchte bringen wird. Es gibt ja leider immer genug Eigennützige, die ihre Tätigkeit nur auf die Gegenwart richten, auf daß diese ihnen bereits wiedervergelte und auszahle!"

„Hü — hü — hott Schnäuzchen — hü Peter!"

Kein Wort kann von der Velten erwidern, so rattert und rasselt die alte „Arche", wie mit letzter Kraft ihrer marklosen Knochen und schwach gewordenen Muskeln die Klepper unter Hinrichs anfeuernden Rufen auf der jetzt geraden Straße weitertraben.

Nach einer Viertelstunde zieht die Gesellschaft durch das Ungarntor ein. Die Gefährte machen dabei auf dem schlechten Pflaster einen ungeheuren Spektakel. Er verschlingt jeden Laut aus Menschenmund.

Der Mond schiebt sich langsam in halber Fülle am blassen Firmament hinauf.

In dem weißen Gesichte Ernas steht eine deutliche Verwunderung zu lesen, wie sie so aufmerksam die uralten Fresken über dem Doppelbogen der Durchfahrt mustert.

War dieses alles denn heute Morgen auch schon so? Ist das nicht überhaupt eine ganz, ganz andere gewesen, die im Frühdunst mit der Schar all der kleinen Mädchen durch das gleiche Tor ins Freie gezogen war?

Am Marktplatze halten die Wagen. Vom Brunnen stürzen sogleich einige der dort plauschenden Frauen herbei, die unter Verwundern ihre Kinder so „nobel" vom Schulausflug zurückkommen sehen. Fast überall an den oft so seltsam, wie krüppelhaft ausschauenden Häusern sind die offenen Fenster

Digitized by Google

von Menschen besetzt. Überschwengliche Dankesäußerungen und Lobeserhebungen von seiten der Mütter ergießen sich über die Lehrerin, aber auch manches warme, wirklich dankbar gemurmelte Wort erreicht deren Ohr. Von den auseinanderstiebenden Mädchen vergessen einige vor lauter Begier, daheim erzählen zu können, überhaupt zum Schlusse, etwas zu Erna zu sagen.

Viele neugierige Augen suchen noch lange das Dämmergrau zu durchbohren, um den fremden Herrn, der, einen großen Pack tragend, dem Fräulein folgt, noch genau genug sehen zu können.

Erna hatte Mühe gehabt, das schlaftrunkene Kathreinchen auf die Beine zu bringen und muß es nun mehr schleppen als führen. Das Wägelchen war von der Frau, die es geliehen hatte und in des Marktplatzes Nähe wohnt, bereits unter mißtrauischer, genauer Untersuchung wieder zurückempfangen worden.

Durch eine kleine Seitengasse gewinnen die drei einen stillen Pfad, der neben der Friedhofsmauer hinführend, endlich bei des Landwirts Widstorps Vorstadthaus endet. Auf dem ganz ansehnlichen, mit einem Brett bedeckten Dunghaufen steht schon Anne und wartet. Kaum entdeckt sie die Herankommenden, da läuft sie ihnen entgegen und nimmt gleich ihr Kathreinchen auf den Arm, das sie küßt und zärtlich streichelt.

„War's also schön, mein Liebling, sehr schön — was?"

„Ach Mutter — wie im Himmel, und — und Fräuleins Mantel, den ich verloren, denke nur — ach wie traurig ich war und so böse auf mich selber — der wurde dann wiedergefunden! Und, weißt du, das war das schönste, so nach all dem Kummer! Sonst wäre der Tag all kaput gewesen — denn der Mantel ..."

„Und dann — hier —" unterbricht Erna, auf das Bündel weisend, „da schickt Ihnen auch die Müllerin etwas. Ein Tuch, das Sie einst für ihre Mutter gehäkelt haben sollen!"

Anne ist voll Freude und Verwunderung, dann legt sie, immerzu den Fremden mit ihren erstaunenden Blicken prüfend und von ihm zum Fräulein schauend, den Finger auf den Mund. „Pst, pst, leise reden, denn oben schläft Großvater schon! Kathreinchen — wird wohl sehr müde sein? Hast du auch schon dem gütigen Fräulein gedankt? Ach, ich kann Ihnen ja nicht sagen, wie ich den lieben Herrgott täglich bitte, er möge Ihnen vergelten, was Sie an mir und dem armen Kind da tun! Mein Dank ist elend und bedeutet nichts wie wir selber. Vielleicht kommt aber zu Ihnen eines Tages ein rechtes Glück, das dann ..."

Wie schwül die Luft hier in dem blumendurchdufteten Gärtchen ist! Eine heiße Glut fährt Erna ins Gesicht, wie sie sich unüberlegt und überhastet, nur um im Augenblick etwas zu tun, auf den Boden kniet, um Annes Tuch dem Packen zu entnehmen. Schon ist ein Knoten der Umhüllung gelöst, da tritt rasch van der Velten heran und zieht das in die Hände klatschende und begierig auf das Öffnen des Bündels wartende Kathreinchen davon zurück.

„Ach Fräulein —" groß und voll, wieder mit dem weichen, feuchten Schimmer, ruhen seine Augen in den nun in einem jähen Erschrecken über sich selbst weit offenen des Mädchens. „Lassen Sie doch lieber die Sachen beieinander, damit Kuchen und Honig, das Tuch und — und Ihr Mantel" — er betont das Wort so eigen, daß er wie ein Glockenschlag wirkt — „auch heil bis in Ihre Wohnung gelangen. Das liegt hier nun gerade so schön und sicher beisammen, und morgen kann ja das Geschenk der Müllerin auch noch sein Ziel erreichen!"

Dabei hat Velten die Umhüllung schon wieder fest verknotet und hält den Pack in der Hand.

Wie eine Schuldige steht Erna, gesenkten Hauptes, mit hängenden Armen, inmitten des freien Gartenplätzchens, berieselt vom sanften, weißlichen Licht und umspielt vom Dufte der Violen. Aber ein rascher Blick des Dankes trifft den Mann gleich einem warmen Strahl.

Gesicht und Haar des Kindes, das den Todesstempel heute sichtlicher denn je auf der Stirn trägt, streben ihr hell entgegen. So stark, als es die mageren, schwachen Ärmchen vermögen, umschlingen sie des Mädchens Leib. „Ach, Fräulein — es war so schön, so schön! und ich habe Sie so furchtbar lieb und danke Ihnen ganz viele hundert Male. Und weil er nur wieder da ist!"

Digitized by Google

Kathreinchens lichter Scheitel ist feucht, wie die Lehrerin das im Kusse darüber gebeugte Antlitz wieder davon hebt. Aus den seidigen Härchen schimmert es wie Tautropfen. Wieder und wieder Dankesworte stammelnd, zieht Anne ihr Kind ins Haus. Auf der Schwelle, im rötlichen Scheine eines flackernden Lämpchens, wendet sich Kathreinchen den im weichen Dunkel Zurückbleibenden noch einmal zu. Es winkt mit der kleinen, blassen Hand — lächelt — lächelt — lautlos schließt sich die schwarze Pforte. —

Wieder nüchterne, nach den zusammengekehrten Müllhausen all der Winkel und Ecken riechende Gäßchen! Mechanisch forscht van der Velten nach ihren Aufschriften. Läßt es das Mondlicht oder eine Ecklaterne zu, so liest er da die seltsamsten Namen. Namen, die von einem pulsierenden Außenleben Ahnungen erwecken!

Dann bleibt die Lehrerin vor dem unschönsten und größten Hause einer breiteren Straße, in die sie einbogen, stehen. Ihr Begleiter schaut sie fragend an. Sie tastet nach dem Torschlüssel in ihrer Tasche, der sich dann, ohne viel Geräusch zu machen, öffnend im Schlosse dreht. In einer langsamen Bewegung zieht sie Veltens Lodenmantel von den Schultern, den er ihr wie im Bedauern und nur zögernd abnimmt.

Über ihnen wandelt der wachsende Mond und Jupiter, als wäre er da Wächter, grüßt in magischer Helligkeit oberhalb Ernas Dachstubenfenster herab.

Stumm, wieder so hilflos wie vorher in Widstorps Gärtchen, steht das Mädchen vor dem Manne. Wie schmal und zart es aussieht in dem einfachen Rock und der dünnen Sommerbluse. Wie gänzlich beraubt — preisgegeben jedem Wetter!

Erna Pastor stammelt endlich verschüchtert etwas, das ein Dank sein kann.

Es ist, als vermöchte van der Velten jetzt kein Wort hervorzubringen. Wie er ihr unter tiefer Verbeugung und einem beziehungsvollen warmen Blick das Bündel reicht, streifen seine Finger ihre kalte Hand. Er drückt beide nacheinander in sprechendem Kusse an die Lippen. Den abgezogenen Schlüssel, als wäre er eine Waffe, in der Hand und ohne das Haustor wieder abzuschließen, flieht Erna dann förmlich vor dem Begleiter. Er macht ein paar rasche Schritte nach innen. So sieht er sie vom Dunkel verschlungen werden und an einer Treppenwindung im Mondenschein wieder auftauchen. So weiter — weiter — von der Finsternis ins Helle, bis sie all diese vielen ausgetretenen und unbequemen Stufen überwunden hat.

Noch einmal, bevor van der Velten sich zum Gehen wendet, späht er, sich an die unterste der Geländerdrehungen pressend, nach oben und streckt die Hände nach ihr aus.

Da steht Erna Pastor und beugt sich weit über die vorspringende, rund ausgebuchtete Brüstung. Das zum offenen Dachfenster seitlich hereinflutende Licht des Mondes hüllt sie völlig ein.

Kleine Mythe

Ein Vöglein sang die ganze Nacht
Am Blütenhang,
Ein Seelchen hat sich aufgemacht
Zu einem weiten Gang.

Aus fernen Welten kam es her
Gar heimlich froh
Und wandelt nun im Blütenmeer
Und weiß nicht, wie und wo.

So wandelt manchmal um mein Haus
Ein leiser Sang
Wie Duft aus einem Rosenstrauß,
Wie süßer Geigenklang.

J. J. Horschick

Digitized by Google

Was wissen wir heute vom Instinkt und seiner Entwickelung?

Von

Wilhelm Müller-Erzbach

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Mensch lernt gehen, schwimmen, schreiben oder lesen mit Hilfe fremder und eigener Überlegung. Ein angeborener Reiz zu allen möglichen Bewegungen bildet die Grundlage, aber der wunderbare Trieb der rein äußerlichen Nachahmung spielt daneben eine so wichtige und zugleich so unsicher abgegrenzte Rolle, daß ihre Bedeutung eine richtige Einschätzung kaum zuläßt. Was oft anfangs viele Mühe macht, wird bald leichter, und es läßt sich mehr und mehr eine gewisse Fertigkeit erkennen, die nötigen Bewegungen ohne volles Bewußtsein vom treibenden Willen oder, wie man sagt, mechanisch auszuführen. In jedem einzelnen Menschen bildet sich dabei leicht eine besondere Eigenart heraus, und die dabei wirksamen Reize können durch gleichartige Wiederholung die Nerven derart umgestalten, daß die ganze Bewegungsart sich vererbt.

Man hat nach Carpenter charakteristische Züge der Handschrift in einer englischen Familie durch fünf Generationen hindurch nachweisen können, und Hofacker fand damit übereinstimmend auch in einigen deutschen Familien die Erblichkeit der Handschrift bestätigt. In ähnlicher Weise zeigt uns die alltägliche Beobachtung, daß sich die Familienverwandtschaft in der Körperhaltung, im Neigen und Stützen des Kopfes oder in dem Schwenken der Arme oft leichter erkennen läßt als in der Übereinstimmung von Gesichtszügen. Die erbliche Anlage für Malerei und Musik ist gleichfalls dahin zu deuten. Wie man umgekehrt aus der Handschrift oder der besonderen Haltung und Bewegnung des Körpers auf den Charakter und die Denkweise des Menschen oder von Menschengruppen schließen muß, ist wegen der Mannigfaltigkeit der mitwirkenden Umstände eine Aufgabe, die trotz der von Goethe anerkannten Bemühungen Lavaters wie von Henze und seinen Nachfolgern nur in einer beschränkten Zahl von Fällen eine einigermaßen zutreffende Lösung zuließ. Am leichtesten geht es noch mit dem im Gesichtsausdruck festgelegten Mienenspiel, aber trotzdem weiß jeder Untersuchungsrichter, daß man sehr leicht damit getäuscht werden kann. Gesetzmäßiges oder nur Regelmäßiges über die Anzeichen von häufiger oder stetig wiederkehrenden Willensregungen ist fast gar nicht bekannt, und so bleibt die naheliegende Frage, weshalb die Vererbung einer derartigen Denkweise bald für uns mit größter Deutlichkeit hervortritt und in anderen scheinbar ähnlichen Fällen gar nicht zu erkennen ist, völlig unbeantwortet. Wir müssen uns für die Erklärung des äußeren Ausdrucks durch die Stimmung auf die Behauptung beschränken, daß sich allmählich instinktive Bewegungsneigungen herausgebildet haben.

Bei den Tieren ist es wie bei den Menschen, und die Haustiere sind bekanntlich unter dem Einfluß dieser Anlage vielfach verändert. Der Darwinist John Romanes erwähnt, daß eine Katze, welcher gelehrt war, in sitzender Stellung wie ein Hund zu bitten, diese Eigentümlichkeit auf alle ihre Jungen vererbte. Ein Pinscher lernte ebenfalls das Bitten, aber nur eins seiner Jungen, die frühzeitig vom Vater getrennt wurden und ihn niemals gesehen hatten, ahmte

Digitized by Google

das Sitzen nach — die anderen nicht. Von den Ponies in Norwegen berichtet Knight, daß sie seit längerer Zeit ohne Zügel, bloß durch Worte zum Reiten abgerichtet werden. Infolge davon sind die besten Bereiter nicht imstande, eins der Tiere durch Zügel zu regieren. Es werden neue Eigenschaften angenommen und andere gehen verloren.

Der Ursprung der meisten Instinkte gehört zu den vielen geheimnisvollen Anfängen, auf deren Aufklärung wir verzichten müssen. Weshalb legen gewisse Schmetterlinge ihre Eier an Kohlpflanzen oder Schlupfwespen die ihrigen an bestimmte Raupen? Es ist ebenso rätselhaft wie der Instinkt des Totengräbers oder der der Fortpflanzung. Auch den Zellenbau der Korbbienen, ihre Arbeitsteilung oder die Arbeitsteilung der Ameisen wird man sich vergeblich bemühen, bis auf ihre ersten Anfänge zu verfolgen.

Andere Instinkte dagegen lassen sich wieder wie die zuerst genannten auf Erfahrung zurückführen. Die Feindschaft zwischen Hund und Katze, welche ihrer Konkurrenz entspringt, ist ihnen derartig ins Blut übergegangen, daß noch ganz blinde Kätzchen wütend fauchten, als sie mit einer Hand gestreichelt wurden, die vorher einen Hund berührt hatte. Daß die Wildheit der Tiere gegen die ihnen besonders von Menschen drohende Gefahr als Schutz sich herausgebildet hat, müssen wir schon daraus schließen, daß sie überall fehlt, wo die Tiere menschlicher Verfolgung nicht ausgesetzt sind. Auf den Falklandinseln sind Vögel und andere Tiere auffallend zahm, während sie sich auf Feuerland, wo sie von den Wilden eifrig gejagt werden, im Gegenteil ungewöhnlich scheu zeigen. Man glaubt sogar nachweisen zu können, daß diese Scheu auf Feuerland und den Galapagos mit wachsender Verfolgung zugenommen habe. Daß im Yellowstone-Park die Tiere infolge der andauernden Schonung ihre Wildheit verloren haben, setzt nicht weniger als das Spiel der Geiser und die herrlichen Wasserfälle des großartigen Parks jeden Besucher in Erstaunen.

Der Instinkt hat manche Ähnlichkeit mit den unwillkürlichen Bewegungen des Herzschlages oder der Atmung; er erscheint unabhängig vom Bewußtsein, aber eine völlige Ausscheidung aller Anregungen durch den Willen erscheint in beiden Fällen nicht ausführbar. Der Instinkt irrt, er verändert sich, und er steht nach Darwins interessanter Vergleichung unter demselben Gesetze der Entwickelung wie die Organe des Körpers. Er hat für das Gedeihen und die Verbreitung einer Tierart nicht geringere Bedeutung als die physische Beschaffenheit ihres Körpers.

Die Eigentümlichkeit des Instinkts gibt sich am leichtesten unmittelbar zu erkennen, wenn die Tiere in ihrer ersten Jugend von allen älteren Artgenossen getrennt beobachtet werden. Junge Schwalben, welche man bis zum Auswachsen der Flügel gefangen hielt, erwiesen sich ohne jede Beihilfe der Eltern zum Fliegen befähigt. Ähnlich der junge Storch. Er stellt sich auf den Rand des Nestes, schlägt zuerst nur mit den Flügeln, aber bald wagt er es, den First des Daches zu erfliegen. Alle die dazu nötigen verwickelten Muskelzüge werden ohne Unterweisung so ausgeführt, wie es vorher von den erwachsenen Vögeln geschehen ist. Die vererbte Erinnerung scheint eine rein mechanische Bewegung zu veranlassen, wie der Nervenreiz eine Muskelzuckung auslöst. Und doch liegt es nicht ganz so einfach. Es kommt wenigstens häufig zu der Reflextätigkeit ein geistiges Element, ein Bewußtseinsvorgang hinzu. Der junge Storch kann zwar seine Flügel gebrauchen, aber es geschieht nur sehr ungeschickt. Die Alten müssen ihn erst in die Lehre nehmen. Sie machen ihm unermüdlich die einzelnen Bewegungen des Fluges vor, locken ihn vom Neste fort, veranlassen gemeinschaftliche Übungen, und nun wird schließlich die vollständige Fertigkeit in der Fliegekunst erreicht. Die Jungen haben auf das Beispiel der Eltern geachtet und sich durch Nachahmung ausgebildet.

Der Instinkt kann sich irren, und er unterscheidet sich dadurch wesentlich von den mechanischen Vorgängen in der leblosen Natur, denn das herabfließende Wasser verfehlt niemals den richtigen Weg. Daß der Instinkt nicht unfehlbar ist, wissen wir aus einer großen Zahl von Tatsachen. Alle auf Sinnestäuschungen beruhenden Fehlgriffe von Menschen und Tieren bestätigen es. Nicht nur Augen und Ohren, selbst die Riechwerkzeuge können dabei mitwirken. Die Schmeißfliege legt ihre Eier in die Blüten

Digitized by Google

der Aaspflanze, weil sie durch den Geruch nach faulem Fleisch getäuscht wird. Insekten und Vögel suchen ihren Nahrungstrieb auch an Abbildungen von Blumen zu befriedigen. Bienen bringen statt des Pollens feuchtgewordenes Roggenmehl in ihren Stock. Huber war Zeuge davon, daß eine Biene anfing, eine Zelle in schiefer Richtung in die Wabe einzubauen, und daß andere Bienen diese Zelle zerstörten, um sie zu entfernen. Über Verirrungen des Instinkts bleibt also kein Zweifel. Ebensowenig fehlt es an Beispielen für seine Veränderlichkeit. In der Anlage der Vogelnester wie in der Ausführung ihres Baus kommen viele leicht erkennbare Abweichungen vor. An der Küste von Labrador nisten die Möwen der häufigen Verfolgung wegen nicht mehr auf Felsen, sondern auf Bäumen. Eine Schar von Sperlingen, die an einem Wohnhause nistete, wurde dabei mehrmals gestört und bezog nun gemeinsam einige in der Nähe befindliche Bäume, vermutlich nach Art der früheren Vorfahren. Während die Wasseramsel gewöhnlich ihr Nest überwölbt, unterläßt sie es meist da, wo sie eine geschützte Lage findet. Der indische Schneidervogel verwendet gern künstliche Fäden, anstatt sie selbst zu spinnen. Réaumur berichtet, daß Ameisen, deren Nest durch einen Bienenstock andauernd gleichmäßig erwärmt wurde, die mühevolle Arbeit, die Puppen zum Sonnen heraufzuholen und wieder wegzubringen, als überflüssig völlig aufgaben. Fliegenschnäpper unterließen es, in einem Gewächshause ihre Eier durch Brüten zu erwärmen, und versorgten später die ausgeschlüpften Jungen in der gewöhnlichen Weise mit Nahrung. Auch Hennen haben in Treibbeeten auf dieselbe Art, ohne zu brüten, ihre Jungen ausgebracht.

Die Veränderungen des Instinkts darf man im Sinne der natürlichen Zuchtwahl in ihrer Mehrzahl wohl als der Art förderlich ansehen, es kommen jedoch auch schädliche oder bedeutungslose Abweichungen vor. Wenn junge Enten, die man vom Wasser ferngehalten hat, nachher das Wasser scheuen, und wenn andere ohne erkennbare Ursache in gleicher Weise vom Wasser fernbleiben und diese Eigenschaft vererben, so stehen sie gewöhnlichen Enten in der Ernährungsfähigkeit nach und werden im Laufe der Zeit verschwinden. Wenn die nach tropischen Ländern gebrachte Honigbiene die zur Erhaltung im kälteren Klima so wichtige Tätigkeit des Einsammelns von Honig in wenig Jahren einstellt, so ist das ebenfalls als Entartung aufzufassen und gehört zu den vielen Beispielen, die das Anpassen des Instinkts an das Bedürfnis beweisen.

Von den sogenannten niederen Tieren zu den höheren aufsteigend, finden wir ihre Lebenstätigkeit im allgemeinen mannigfaltiger und die dazu nötigen Werkzeuge im ganzen genommen weiter ausgebildet. Einzelne sind zwar mehrfach auf unteren Stufen stärker und leistungsfähiger entwickelt, aber dann treten andere dafür um so mehr zurück. Die Fische zeichnen sich durch ein für die verschiedensten organischen Stoffe fast unbegrenztes Verdauungsvermögen aus, ihre Sinneswerkzeuge dagegen sind im Vergleiche zu denen der Vögel und Säugetiere auffallend unvollkommen. Eine gleichmäßig weit entwickelte Organisation charakterisiert besonders die Säugetiere, und in entsprechender Weise zeigen sie die höchste geistige Regsamkeit, die sich schon in ihrer Geselligkeit und gegenseitigen Teilnahme zu erkennen gibt, während der Sinn dazu niederen Tieren völlig abgeht.

Wenn nun Darwin mit Recht den Instinkten eine ähnliche Bedeutung zuschreibt wie den Organen des Körpers, so liegt es nahe, von beiden auch ähnliche Entwickelung anzunehmen und von den höheren Tieren vollkommenere Instinkte zu erwarten. Wie weit es zutrifft, möge an einem einzelnen Instinkte, dem des Ortssinns, beurteilt werden.

Ein Seestern, der von seinen Eiern weggebracht wird, kriecht zurück und weiß die Eier wieder aufzufinden. Die Kellerschnecke und die Schüsselmuschel vergessen den alten Aufenthaltsort nicht, wenn sie das Aufsuchen der Nahrung auch weit weggeführt hatte. Von einer Weinbergsschnecke berichtet Lonsdale, daß sie in einem Garten einen erkrankten Begleiter zurücklassen mußte und über eine Mauer kriechend sich entfernte. Am folgenden Tage kam sie über die Mauer zurück und suchte ihren Gefährten wieder auf. Die wünschenswerte Bestätigung dieser

Digitized by Google

Beobachtung ist leicht ausführbar, sie würde dann neben dem Gedächtnis einen schon höher entwickelten Ortssinn für die Schnecke bestimmt beweisen. Vorgänge des Bewußtseins zeigen sich beim Regenwurm nur in geringer Zahl, doch ist seine Furcht vor Maulwürfen, Igeln, Käfern und besonders vor Tausendfüßern unverkennbar, und wenn er einen dieser Feinde vermutet, stürzt er sich eilig in seine Höhle. Die Erinnerung an deren Lage genügt, ihn jedesmal zu schützen. Die alljährlich in der Regenzeit zum Ablegen der Eier nach dem Meeresstrande ziehende Wanderkrabbe dagegen bedarf zum Hin- und Rückzuge wieder einen ungleich weiter ausgebildeten Ortssinn.

Viele Fische, wie Lachse, Störe, Hechte, Heringe, besitzen einen allgemein bekannten Spürsinn, der sie bekannte oft weit entfernte Laichplätze wieder auffinden läßt. Daß sie dabei sich gelegentlich täuschen, und daß Lachse häufiger in einem fremden Flusse aufgestiegen sind, ist als ein neues Beispiel für das vereinzelte Irren des Instinkts zu beachten.

Eine große Zahl von Gliedertieren ist unzweifelhaft in der Ausbildung und Leistungsfähigkeit der Sinneswerkzeuge den kaltblütigen Wirbeltieren überlegen. Selbst der Geruchssinn ist nicht nur bei Hummern und Krebsen, bei Ameisen, Bienen und Aaskäfern nachgewiesen, er soll beim Landblutegel auf Ceylon sogar derartig entwickelt sein, daß er Menschen und Pferde auf weite Entfernungen wittert. Dieser vorgeschrittenen Organisation entsprechend erweisen sich die Gliedertiere, namentlich die mit guten Sehwerkzeugen ausgestatteten, sehr befähigt, die Gegenstände ihrer Umgebung zu beachten und zu unterscheiden. Die Honigbiene entfernt sich beim Einsammeln des Honigs über acht Kilometer vom Stock, ohne sich auf dem Rückwege zu verirren. Man nimmt an, daß sie auf dem nächsten Wege zurückkommt, und die Amerikaner nennen sogar nach Romanes die gerade Linie die Bienenlinie. Sie benutzen diese Eigentümlichkeit zum Aufsuchen des Honigs, indem sie einige Bienen fangen und sie entfernt voneinander auffliegen lassen. Die dann eingeschlagenen Wege treffen sich am Bienenstock und verraten dadurch seine Lage.

Der ausgebildete Ortssinn der Ameisen gibt sich leicht zu erkennen. Ist ein Vorrat von Zucker oder von anderen Süßigkeiten durch ein Mitglied einer Genossenschaft entdeckt, so stellt sich bald auf den verschiedensten Wegen, durch Mauerspalten, durch Öffnungen im Holze oder Papier die ganze Gesellschaft ein, um mit dem Vorrat aufzuräumen. Auch die von Huber entdeckten Raubzüge der Ameisen und ihre weiten Wanderungen zum Einholen der Nahrung wären unausführbar, wenn sie sich leicht verirrten. Ihre in zweifacher Gestalt, als einfache und als zusammengesetzte, ausgebildeten Augen müssen das Sehen in der Nähe in vollkommener Weise ermöglichen, auf weitere Entfernung dagegen scheint es damit weniger gut bestellt zu sein. Denn eine geringe Veränderung des gewohnten Weges, etwa durch das Überstreichen mit einem Stäbchen, macht die herankommende Ameise erst an der berührten Stelle völlig stutzig, später läuft sie dann weiter. Demgegenüber ist das Auffinden weiter Wege um so auffälliger. Sir J. Lubbock konnte seine Ameisen durch keinerlei Drehung auf einer rotierenden Scheibe derartig in Verwirrung bringen, daß sie nicht stets von der ruhenden Scheibe aus sofort den geraden Weg nach ihrem Bau einschlugen. Nur eine Änderung in der Richtung der die Scheibe beleuchtenden Lichtstrahlen hatte einen entscheidenden Einfluß, der den Tieren sofort ihre frühere Sicherheit nahm, so daß sie sogar ohne Drehung der Scheibe bei einer anderen Richtung des einfallenden Lichtes die Erinnerung an die Lage ihres Baues verloren.

Unter den Rätseln der Wanderungserscheinungen ist eins der größten das regelmäßig wiederholte Landen der Seeschildkröte auf der kleinen Insel Ascension, um dort ihre Eier abzulegen. Die winzige Landfläche von Ascension liegt im Atlantischen Ozean so weit von anderen Inseln entfernt, daß sie nur durch die sorgfältigste Bestimmung der Länge und Breite vom Schiffer erreicht wird. Bei mangelhafter Ausrüstung ist es schon wiederholt vorgekommen, daß solche Inseln ganz verfehlt und für verschwunden gehalten wurden. Die Schildkröte aber, die nur die nächste Wasserfläche übersieht, weiß

Digitized by Google

das Heim für ihre Nachkommenschaft mit voller Sicherheit wiederzufinden. Und doch wird angenommen, daß sie von diesem Platze sich Hunderte von Meilen entfernt. Wollte man eine Erklärung versuchen, so würde sie der später zu erwähnenden, daß die Tiere alle von ihnen zurückgelegten Wendungen im Gedächtnisse behielten, am nächsten kommen, sie wird jedoch nicht viel Gläubige finden.

Die Kälte und der Mangel an Nahrung scheinen im allgemeinen die Wanderung und den Weg der Zugvögel zu bestimmen. Im besonderen kommen für einzelne Gegenden wichtige andere Umstände, wie die Lage von Flußtälern oder Gebirgen, hinzu. Vereinzeltes Verirren scheint besonders durch heftige Stürme verursacht zu werden. Für den Weg über weite Meeresflächen gilt die Annahme von Wallace, welcher auch Darwin zustimmt, daß das Meer frühere Zugstraßen des Festlandes von Jahr zu Jahr und für die Erinnerung der Tiere nur langsam weiter bedeckt, mehr eine interessante als voll befriedigende Erklärung. Die Schwierigkeit dieser Erklärung wird noch vermehrt, wenn es richtig ist, daß manche Zugvögel auf der Her- und Hinreise verschiedene Wege benutzen. Tatsächlich hat man aber den Goldregenpfeifer auf den Bermudas südwärts abziehend gesehen und nicht auf dem Rückwege.

In der Orientierung aus großer Entfernung sind die Vögel unzweifelhaft allen anderen Lebewesen durch die hervorragende Ausbildung ihres Gesichtssinns überlegen. Bevor man die Richtkraft der Magnetnadel, den „Leitstein" für die Seefahrt kennen gelernt hatte, nahmen die Wikinger Raben mit sich auf das Schiff, damit sie ihnen durch ihr Auffliegen als Wegweiser dienten. So genügte dem berühmten Flocke Vigerdarson 868 die Beihilfe von drei Raben, um den weiten Weg nach Island zu finden. Brieftauben, welche man hundert deutsche Meilen von ihrem Wohnort wegschickt, finden sich regelmäßig und mit nur wenig Ausnahmen auf ihrem Schlage wieder ein. Der Albatros wird sogar vierhundert Meilen vom Festlande entfernt auf hoher See angetroffen, ohne sich durch die Furcht vor dem Rückwege abhalten zu lassen. Auf solche Strecken kann die Ortslage durch das Auge allein nicht festgestellt werden. Die Flughöhe der Vögel ist zwar nur in wenig Fällen genau ausgemessen. Doch ist nach Alexander v. Humboldt der Kondor, welcher sich durch hohes Aufsteigen besonders auszeichnet, über den Chimborasso in der Höhe von einer Meile über dem Meeresspiegel kreisend beobachtet. Aus dieser Höhe kann man aber die Erdoberfläche nur bis zu einem Abstand von vierzig deutschen Meilen überblicken, und daher ist schon der Brieftaube das Auffinden eines Weges von hundert Meilen mit Hilfe des Auges allein unmöglich. Es muß noch etwas hinzukommen. Aber was? Vielleicht das später zu erwähnende Hilfsmittel der Naturmenschen, doch bleibt es wieder reine Vermutung.

Von vielen Säugetieren, namentlich von Haustieren, ist es durch zahlreiche Beobachtungen und seit langer Zeit bekannt, daß sie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort wiederfinden, wenn man sie auch in dunklen Behältern weit weggebracht hatte. In mehreren Fällen ließ es sich sogar nachweisen, daß zur Rückkehr ein vom Hinwege verschiedener und fast die Luftlinie benutzt wurde. Eine Katze kehrte aus einer Entfernung von fünfzig englischen Meilen in ihr altes Heim zurück. Romanes erzählt von der Erzherzogin Marie Rainer, daß sie 1872 aus Mentone einen ihr liebgewordenen Seidenhund nach Wien mitnahm. Nicht lange nachher kam das Tier ermattet und krank nach Mentone zurück; seinem Instinkt war die Wegstrecke von mehr als hundertzwanzig geographischen Meilen kein Hindernis gewesen. Noch merkwürdiger ist ein demselben Gewährsmann aus Australien berichteter Fall. Zwei Pferde waren auf einem Schiff die Küste entlang sehr weit verschickt. Der neue Aufenthalt behagte ihnen nicht, und sie wurden flüchtig. Dabei legten sie in direkter Richtung auf den früheren Wohnort mehr als zweihundert englische Meilen zurück und wurden schließlich, als ihnen das Wasser die weitere Flucht abschnitt, auf einer Halbinsel gefangen. Der Instinkt führte die Pferde vielleicht in derselben Weise, wie er nach einem Briefe Mervills an Bastian die Jäger von Kansas führt. Mögen diese bei der Verfolgung des Bisons oder eines anderen Wildes sich noch so weit und

Digitized by Google

in immer wieder veränderter Richtung entfernt haben, sie schlagen stets bei der Rückkehr zum Lager den geradesten Weg ein. Sie erklären es selbst durch die bestimmte Behauptung, daß sie alle von ihnen gemachten Umwege und damit die Lage des Ausgangspunktes im Gedächtnis festhielten. Nur ganz vereinzelt soll es vorkommen, daß jene Naturmenschen durch ein Versagen der Nerven oder, wie sie es nennen, durch „Verdrehtwerden" den Ortssinn verlieren. Dann bleiben auf einmal alle Bemühungen, sich zurechtzufinden, ohne Erfolg. Die eifrigste Überlegung bietet keinen Ersatz für die zerstörte Naturanlage.

Von Darwin angeregte Versuche mit Mauerbienen zur Aufklärung ihrer Orientierungsweise führten zu keiner Entscheidung. Die in Pappschachteln vom Licht abgesperrten Tiere wurden auf längerem Wege durch Schwenken hin und hergeworfen. Eine beträchtliche Anzahl hatte trotzdem den Ausgangsort nicht vergessen und kehrte zurück, aber es war doch nur der kleinere Teil. Das Resultat blieb also zweifelhaft, und so ist ein sicherer Anhalt für die Bestimmung der Ortslage bis heute nicht gewonnen. Die erwähnte Behauptung der Naturmenschen kann zugleich für alle Tiere ihre Gültigkeit haben, aber die Wahrscheinlichkeit dafür ist in allen Fällen gering. Sie paßt zwar für jede Entfernung, selbst für die weiten Wege der Vögel, aber sie bedingt nicht nur die an sich schon schwer glaubliche Erinnerung an alle vorgekommenen Wendungen und Drehungen, auch die für jede einzelne Strecke verwandte Zeit müßte noch im Gedächtnis festgehalten sein. Es heißt so ziemlich, ein Wunder durch ein neues erklären. Die Orientierung aus der Entfernung bleibt also durchaus rätselhaft. Das Wiederauffinden kürzerer Wege dagegen ist leicht begreiflich, es genügt dazu die Voraussetzung genauer Beobachtung und eines guten Gedächtnisses. Ähnlich liegt es bei den Brieftauben, wenn diese abgerichtet und allmählich weiter verschickt werden können.

Wir sehen, daß die verschiedenen Tiere je nach dem Grade ihrer Entwickelung immer weniger an die Scholle gebunden sind. Völlig dunkel, und zwar in gleichem Maße für die Wanderungen der Seeschildkröte, der Fische, der Vögel wie der Säugetiere, erscheinen nur bis heute die Hilfsmittel für das Orientieren auf größere Entfernungen. Kein Fortschritt unserer Erkenntnis ist auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Im Gegensatz dazu wissen wir durch die Vergleichung der Beobachtungen aus verschiedenen Zeitabschnitten, daß, wie beim einzelnen Tiere seine Eigenschaften, so bei den Genossenschaften oder den Arten der Tiere die Instinkte im Laufe der Zeit sich verändern und anscheinend vorwiegend im Sinne einer besseren Ausnutzung der äußeren Verhältnisse dauernde Gestalt annehmen. Schädliche Abweichungen, die zu Rückschritten führen könnten, kommen tatsächlich vor, aber sie werden vermutlich durch natürliche Zuchtwahl beseitigt. Dies endgültig zu entscheiden, gestattet indessen die gegenwärtig vorliegende Erfahrung noch nicht, das bleibt einer eingehenden und hingebenden weiteren Beobachtung des Tierlebens vorbehalten.

Erinnerung

Erinn'rung hat eine sanfte Hand.
Sie sucht in alten Tagen.
Liebes und Leides, was sie fand,
Bringt sie dir still getragen.

Mit einer Muschel silberrein
Herschwebt sie aus dem Dunkeln:
Fiel eine alte Träne hinein,
Siehst du eine Perle funkeln.

Bruno Baumgarten

Digitized by Google

Andreas Achenbach: Brandung am Bollwerk.

Digitized by Google

Botticelli: Geburt der Venus.

Das Meer in der Malerei

Von

Friedrich Fuchs

I

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Punkte, deren sich die Kunstschriftstellerei bedienen kann, um daran ihre Fäden zu knüpfen, haben sich heute so vermehrt, wie es noch vor zwanzig oder selbst fünfzehn Jahren nicht vorauszusehen war. Denn seither erst haben photographische und noch andere Vervielfältigungsindustrien dafür gesorgt, daß wohl gar im Stübchen der Warenhausverkäuferin die „Singenden Engel“ der van Eycks neben dem „Krewettenmädchen“ von Hogarth als nettgerahmte Pigmentdrucke und der „Bambino“ des Donatello als leidlicher Gipsabguß anzutreffen sind, während früher in den guten Stuben der Wohlbemittelten und Wohlgebildeten überall der blasse Stahlstich nach Raffaels „Sixtina“ als Nachbarschaft der schwarz lithographierten Kunstvereinsblätter nach Knaus oder Vautier und — in der Palmenecke hinterm Sofa — der als Büste frisierte Praxitelische Hermes weniger von einem persönlichen Kunstbedürfnis der Bewohner als von einer allgemeinen anstandsmäßigen Pflichtschuldigkeit Zeugnis ablegten. Aber nicht nur, daß bei dem viel weiteren Kreise, der heute für bildende Kunst Sinn hat, infolge der ausgedehnteren Bekanntschaft mit Werken alter und neuer Schulen die Möglichkeiten der Verständigung selbst bei etwas entfernten geschichtlichen Hinweisen jetzt eher gegeben sind, hat außerdem die technische Errungenschaft der Autotypie eine unbeschränkte Nutzbarmachung jenes riesigen photographischen Materials für den Buchdruck ermöglicht, in dessen Apparat sogar die Faksimilierung farbiger Originale sich hat einschalten lassen. Daher kann der Schriftsteller aus dem offenen Kunstschatze aller Jahrhunderte in beliebiger Fülle die Bilder heranholen und zur Demonstration seiner historischen oder ästhetischen Darlegungen unmittelbar neben seine Worte stellen.

Und niemand wird behaupten, daß diese Gunst der Gegenwart ungenutzt gelassen

Digitized by Google

würde. Vielleicht ließe sich sogar schon von Übermaß und einigem Mißbrauch der Bequemlichkeit reden. Denn der ungeheure Vorrat von photographischen Abbildungen, die es, oft nur zu leicht erreichbar, von den Kunstschöpfungen grauesten Alters und grünster Jugend gibt, wird auch zu Zwecken ausgemünzt, die mit dem Künstlerischen an sich nichts mehr zu tun haben. Zum Beispiel würden wir uns schon gar nicht mehr wundern, wenn morgen im Buchhandel eine illustrierte Monographie erschiene des Titels: „Die Frauenfrisur in der Plastik." Mögen ja nun Kompilierungen wie etwa „Die Wochenstube in der Kunst" ein gewisses kulturhistorisches Interesse anregen und befriedigen, so ist die generelle Benutzung von absoluten Kunstwerken zu dergleichen Zwecken

Raffael: Triumph der Galatea.

gerade geeignet, das Publikum von da wieder abzulenken, wohin es seine Kunsterzieher endlich haben möchten: nämlich daß ein Gemälde, eine Skulptur nicht nach dem Stoff, sondern nach der ihm zuteil gewordenen Behandlung, nach der Gestaltung geschätzt werde.

Mit desto größerem Recht aber wird man sich ausgiebig des guten Anschauungsmaterials bedienen dürfen, sobald es sich um die reinen künstlerischen Fragen handelt. Denn vom Ästhetischen ist so sehr vieles oft nur leiseste Nuance, daß das Wort zu ihrer nicht mißzuverstehenden Andeutung kaum immer ausreicht. Und selbst da, wo schließlich keine Dunkelheiten und Mißverständnisse zu befürchten wären, könnte es — falls nicht wirklich Besonderes im Wege steht — höchstens prätentiös sein, die trefflichen Vergleichgelegenheiten, die Fülle frischester, greifbarster Gegensätze dem Lesenden vorzuenthalten. Schon der offenen Kontrolle wegen müßte jedem Verfasser die Beibringung der Belege erwünscht sein. Mit welchem Recht ja wohl auch oft genug bei illustrierten Büchern über Zerstreuung und Ablenkung vom Geiste des Textes geklagt werden mag, ebensooft kann die unmittelbare, materielle Anschauung als Wiederbelebungsmittel nach allzu reichlichem Genuß ästhetischer Abstrakte dienen. Wenn, beiläufig, die Illustration das Wort verkümmern läßt, so bleibt das immer ein ganz persönliches Mißgeschick des Schreibers. Übrigens sind die besten Kunstgeschichten, erst recht auch die Fachschriften, nicht ohne bildliches Beiwerk erschienen und zwar noch zu einer Zeit, als man lediglich auf den Kupferstecher und Holzschneider angewiesen war.

„Das Meer in der Malerei" — dieser Titel klingt ja zunächst auch einigermaßen verdächtig. Es kommt aber bekanntlich alles auf den Standpunkt an; und wenn man hier nur streng grundsätzlich davon absähe, eine Entwickelung der Schiffahrt und des Segelsports zu geben und Marinetabellen aufzustellen, desgleichen auch sich beherrschte,

Digitized by Google

für die Meteorologie sowie andere physikalische Disziplinen aus der Kunstmalerei Kapital zu schlagen, so bliebe dieses Thema am Ende doch ein rechtschaffener Anknüpfungspunkt zum Erörtern kunstästhetischer Fragen. Möglicherweise sogar ein ganz besonders geeigneter.

Guido Reni: Andromeda.

Denn an solchem einzeln herausgehobenen, durchaus materiellen Objekt ließe sich erstens einmal in entschieden konkreter Weise erkennbar machen, wie zu den verschiedenen Zeiten die Maler in der glaubhaften Wiedergabe der Natur rückständig oder vorgeschritten waren, womit durch einfache Sachlichkeit dem Problem des Malerischen sein Vorzugsrecht würde. Zweitens aber müßte durch die nahen Vergleiche der merkwürdigsten Darstellungen ein und desselben bedeutenden Gegenstandes ersichtlich werden, wie die Seele der Maler sich jeweilig dieser Erscheinung gegenüber verhalten hat wie die Art der Vorstellung im herkömmlichen Bildungskreise blieb oder aber das Niveau durch den Reichtum, die Kraft oder Feinheit selbständiger Anschauung neuschöpferisch überragte und die Grenzen des Darstellungsgebietes erweiterte. Und wenn auch immer wieder die Güte der Malerei und die bildstarke Form in jeglichem Falle den Wert eines Werkes entscheiden sollen, so wird doch am Anfang und am Ende von der malerischen Phantasie zu reden sein, die noch allzeit frei war, nicht aber heute auf einmal dogmatisch begrenzbar ist, daß nur solche Bilder erlaubte Kunst wären, die wahr in dem engen Sinne der optischen Wirklichkeit sind.

In der Unveränderlichkeit seines Charakters gibt das Meer einen festen Maßstab zu Vergleichen seiner Darstellungen ab. Genau wie heute, so hat, seit Menschenaugen es sehen, das Meer in seiner Ruhe dagelegen: glänzend, sanft atmend, heiter. Wie heut und gestern blickte es vor Jahrtausenden finster und tückisch, wenn der Himmel grau verhangen war, und wogte, schäumte und brauste, wenn der Sturm es peitschte und zerwühlte. Im ewig gleichen Rhythmus rollen rauschend seine Wellen auf den sandigen Strand: mit nie zu sänftigender Wut brüllt die Brandung gegen die Felsenküste, und die Strudel, die die Schiffe der Phönizier hinabgerissen haben, drohen auch heute noch dem Seefahrer mit Verderben.

Die Meernatur stellt sich dar als eine urwesenhafte Einheit, gegen die das Festland als ein vielfältig organisches und kultiviertes Gebilde erscheint. So, in derart abwechselungsreicher Gegenständlichkeit, gab sich die Landschaft immer gewissermaßen mit vertraulicher Offenheit, während das Meer in unnahbarer Größe oder auch feindselig sich verschlossen zeigte, auf diese Weise der Phantasie desto stärkeren Anreiz gebend. Als bestes Beispiel für die Anschaulichkeit der entstandenen Vorstellungen können Scylla und Charybdis dienen.

Digitized by Google

Rubens (Schule): Hero und Leander.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Aber hinter der sprachpoetischen Gestaltung blieb die malerische Erzählerkunst zunächst um mehr als zwei Jahrtausende zurück — wenn man nämlich den Zeitabstand zwischen dem großen Erzähler aus Jonien und dem aus Brabant, zwischen Homer und Rubens, rechnet. Das ist auch weiter kein Wunder und keine Schande, weil man ja in Betracht zu ziehen hat, daß die Zunge ein angeborenes, der Pinsel aber nur ein angenommenes Werkzeug ist.

Und dann hatte bis zu der Zeit, daß die Venezianer mit den Ausdrucksmitteln der Ölfarbe erst eigentliche Einheiten schufen, die ganze Malerei doch nur in der Kolorierung zeichnerischer Formen oder Flächenteile bestanden. In dieser Hinsicht bot aber gerade das Meer die allerwenigsten festen Anhalte, es sei denn, daß seine Fernlinie, der Horizont, eine Generalfunktion erfüllen konnte.

Diese Wagerechte ist zum Beispiel noch auf Botticellis „Geburt der Venus“ das einzig Unmittelbare, was an der großen Wasserfläche einwandfrei beobachtet ist. Auf noch frühere Werke, etwa gar antike Gemälde, wo das Meer mit dargestellt ist, zurückzugehen, bietet sich darum kein zwingender Anlaß. Das stereotype Wellengekräusel, mit dem Botticelli das flüssige Element charakteristisch belebt wiederzugeben versuchte, beweist, wie fremd man noch diesem Bestandteil der Natur gegenüberstand. Die Hilflosigkeit in dieser Beziehung steht sogar in einem ganz ausgesprochenen Gegensatz zu der äußersten Frische und Strenge, mit der schon alle die übrigen Materien, zumal auch die landschaftlichen Requisiten, zeichnerisch nachgebildet sind. Wenn wir nun dennoch vor diesem Bilde das Säuseln zu vernehmen meinen, womit das Meer feierliche Stille gebietet, während die Umkränzte, Zauberumgürtete dem — angeblichen — Schaum der Wogen entsteigt, dann rührt die Wirkung von nichts anderem her als dem Rhythmus der Raumteilung und Linienbewegung. Es ist völlige „Synthese“; ein Geheimnis, an das man mit formalistischen Tendenzen lieber nicht rührt.

Auch Raffael scheint es noch gleichgültig gewesen zu sein, daß das Wasser durchsichtig ist. (Die Spiegelung hat er auf dem „Wunderbaren Fischzug Petri“ angewendet, jedoch an falscher Stelle, indem die Oberfläche des Wassers hier nahe bei den Booten und beim Herausziehen der Netze unbedingt bewegt sein müßte). Auf dem „Triumph der Galatea“ ist das Meer eine trübe, zähe Masse; die Tritonen, Nereiden und Hippokampen, die darin stecken, werfen Schlagschatten auf die Oberfläche wie auf festen Erdboden. Aber trotzdem auch noch die freie Aussicht fehlt, da die Figuren so gut wie gar keinen Durchblick lassen, erzeugt das Gemälde doch

Digitized by Google

die eigentümliche Illusion von heiterem Glanz, dessen mythologische Personifikation ja eben die Nereustochter Galatea sein sollte. Nicht von den Delphinen, noch von anderen uns durch die Literatur bekannten und durch Attribute kenntlich gemachten Meergeschöpfen wird jene Elementstimmung hervorgerufen, auch nicht durch den lieblichen Ausdruck der Hauptfigur, sondern wesentlich durch die symmetrische Verteilung der in sich lebhaft bewegten Gruppen, durch die genaue Abwägung der Äquivalente in diesem Getümmel, das bis hinauf in die Lüfte geht, von wo herab die Eroten ihre Pfeile genau nach der Bildmitte richten. Man kann sich dieser Dispositionen bewußt werden, ohne sich dadurch den Genuß zu schmälern.

Trotz dieser Lösung, die immer nur eine glückliche formalistische Einzigkeit sein kann, braucht man nicht auf eine größere Naturtreue in allen Teilen zu verzichten; sie wäre durchaus nicht stilwidrig. Aber gerade was das Wasser und das Meer anbetrifft, wird das berühmte Wandbild in der Farnesina sich angeregt fühlten, lassen sich keine Fortschritte in der Wiedergabe des feuchten Elements nachweisen, und weil ihnen durch die Komposition der konventionellen Figürlichkeiten auch nicht Klarheit, Größe und Heiterkeit auszudrücken gelang, so wirkt der Mangel an direkter Natur nur desto störender.

Da waren die klassischen Venezianer vorsichtiger, künstlerischer, nämlich konsequenter, indem sie nur das in ihre Bilder hineinnahmen, was sie aus eigener Erfahrung sicher im Pinsel hatten; und der gewaltige Unterschied zwischen den beiden großen Richtungen, der zeichnerisch kolorierenden und der einheitlich malenden, wird uns dadurch erst recht zu Gemüte geführt. Während die in Rom und Florenz zwar zu jeder Gewandfigur die umständlichsten Aktstudien machten, ziemlich alles Sonstige aber aus der Tiefe des Gemüts holten, gab es für die in Venedig bei den Erscheinungen keine Rangstufen: die Farbe eines Körpers war so be-

Nikolaus Poussin: Meeressturz des Propheten Jonas.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

der Wunsch nach mehr Wahrscheinlichkeit noch lange nicht erfüllt. Auf all den späteren Triumphen der Galatea, zu denen Pierin del Vaga, die Carraccis e tutti quanti durch deutend wie seine Form, ein Baum galt im Bilde nicht weniger als eine Bacchantin, jedes Ding hatte, statt zu einer linearen Abstraktion zu verblassen, den vollen Wert sei-

ner farbenkräftigen Wirklichkeit. Und eben deswegen sahen sich die venezianischen Meister mit ihren Objekten vor.

Sie hatten das Meer nahe genug, um es sämtlich aus eigener Anschauung zu kennen. Aber weder Tizian auf „Bacchus und Ariadne“, noch Veronese auf einem seiner „Raube der Europa“, noch Tintoretto auf der „Krönung Ariadnes durch Venus“ haben das Meer anders als in Fernsicht gegeben. So, als den ruhigen, einfachen Komplex, als den blauen Fleck, trauten sie sich zu, es wahrscheinlich zu machen, und diese landschaftlichen Durchblicke sind köstlich. Nie aber haben sie sich vermessen, die stetig wechselnden, komplizierten Licht- und Farbenspiele, durch die in der Nähe die durchsichtige Flut das Auge fesselt, zu schildern, solange ihr Sinn noch durch die Unberechenbarkeit verwirrt wurde. Wohl gerade, weil ster Venedigs weislich vor Gelegenheiten, wo sich die deutliche Darstellung von Schäumerei, Gewoge und Geglitzer nicht hätte umgehen lassen. An eine triumphierende Galatea haben sie sich nie gewagt. Außerdem war das Schönheitsempfinden der Venezianer mehr den ruhevollen Momenten zugeneigt. („Der Untergang Pharaos im Roten Meer“ hat Tizian allerdings zu einer Schilderung veranlaßt, die aber als Zeichnung hier nicht konkurriert, vielmehr eben dadurch, daß sie nicht gemalt wurde, die Annahme von der künstlerischen Vorsicht bestätigt.)

Mit dem schönen Respekt war es nur zu bald aus. Die Art, mit der beispielsweise der jüngere Palma auf einer „Andromeda“ in der Galerie von Kassel sich mit dem Meere abgefunden hat, grenzt schon an Frivolität, auch wenn man den Mangel an Talent gelten läßt.

Claude Lorrain: Akis nnd Galatea.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

das Wasser an ihre Türschwelle plätscherte und sie also aus täglicher Anschauung die Schwierigkeiten, es vollständig wiederzugeben, erkannt hatten, hüteten sich diese Mei- mals eine nur annähernde Lösung für das

Merkwürdig bleibt es vor allen Dingen, daß selbst die auf Ausdruck durch die Raummaße bedachten Klassiker und Klassizisten nie-

Simon de Vlieger: Seestück.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

eigentlich unabweisbare Problem der Unendlichkeit des Meeres gefunden haben. Ob niemand von ihnen je den Schauer vor seiner Größe empfunden hat? Ob sie denn alle nur vom Hörensagen schilderten, so, wie sie sich's ungefähr dachten oder träumten?

Auf der „Andromeda“ Guido Renis, die in der römischen Galerie Rospigliosi hängt, ruft wenigstens die unbedenklich scharf und klar betonte Horizontlinie, dann die ebenso ausgesprochene dunkle Ebenheit der Fläche (die nur in der Tönung etwas zu sehr an dicke Tinte erinnert), ferner aber der schmale helle Dämmerschein dicht über dem Horizont einen Eindruck von der trostlosen Einförmigkeit der weiten Wasserwüste hervor: für diese Zeit ein seltener Fall von Stimmungsgefühl und selbständiger Aussprache. Daß die Divinationen des Vordergrundes: die wenigen Wellen, der ochsenmäulige Drache, der ausgestopft aufgehängte Pegasus, das sentimentale Pathos der Heldin des Bildes, vor allen Dingen deren künstliche Beleuchtung die ganze Stimmung wieder umbringen, ändert an dem Falle nichts.

Der produktive, elegante und leichtfertige Francesco Albani hat in manchen seiner durchweg freundlichen Bilder auch die blaue Heiterkeit südlicher Gestade festgehalten, nicht bloß allegorisch durch die Ausgelassenheit lieblicher Puttenscharen, sondern auch unmittelbar durch Licht, Raum und Farbe.

Immerhin kann alles bisherige nur dazu dienen, zu zeigen, welch außerordentliches Schöpfungswerk das einzige bekannte Bild ist, womit Rubens eine große Auffassung vom Meere kundgab und dies sogar gewissermaßen nur als eine Improvisation bei einem gelegentlichen Anlaß. Denn die Malerei der Galerie von Dresden, worauf Neptun den Windgöttern sein Quos ego! entgegenschleudert, gehört zu den Dekorationen vom Einzug des Kardinal Infanten in Antwerpen. Rubens hatte sich sonst so ausschließlich nur für die Textur des Fleisches interessiert, daß er seine Flußgötter sowohl als Neptun selber mit ihren obligaten Geliebten und allem Gefolge aufs Trockene setzte, wo sie sich unter einem ausgespannten Teppich oder Segel auch ganz behaglich fühlen. Auf der „Landung Marias von Medici in Marseille“ und auf dem „Prinzessinnenaustausch“ verdrängen die mächtigen, prächtigen Leiber der Nereiden und Tritonen ebenfalls alles Wasser. Aber

Digitized by Google

beim Quos ego! erleben wir das dramatische Schauspiel des Kampfes zwischen Sturm und Wellen von der packenden Natürlichkeit, obwohl auch hier die aufbäumenden, sich überstürzenden Seepferde vor dem Muschelwagen und die abenteuerlich gestalteten Windgötter in den Lüften ihre allzu anspruchsvollen Rollen spielen.

Ein Gemälde derselben Galerie: „Hero und Leander“, worauf ebenfalls mit bis dahin einziger Anschauungsgewalt das wilde Tosen der menschenfeindlichen Meeresfluten geschildert ist, wird „Schülern und Nachahmern“ des Rubens zugeschrieben. Nur Jakob Burckhardt wagt mit einigem Vorbehalt von der Möglichkeit zu sprechen, daß es ein eigenhändiges Werk aus dem Beginn der italienischen Zeit sein könne. Gleichviel, ob ein Pinselstrich daran von seiner Hand herrühre oder nicht: es wäre nicht ohne seinen Vorgang entstanden. Ebenso wie Poussins „Meeressturz des Propheten Jonas“ in der Windsorgalerie nur auf eine direkte Anregung von dessen Phantasie durch Rubens erklärbar ist. Und wenn es auf den späteren Plafonds und Panneaus von Coypel, Boucher oder Taraval rauschende Wogen gibt, so hat selbst daran der gewaltige Vlame Anspruch auf Teilhaberschaft.

Wieviel repräsentativen Aufwand die Maler nun auch immer mit den allegorischen Herrschaften vom Hofstaate Neptuns getrieben hatten — seiner selbst wegen war das Meer noch von niemand gemalt worden. Das kann auch so lange nicht wundernehmen, als es noch keine selbständige Landschaftsmalerei gab.

Claude Lorrain zeigt das Meer nur bei einigen Gelegenheiten. Das heißt, er benutzte die blanke Fläche lediglich als einen handlichen Spiegel, um darin den Glanz seiner Luft sich verdoppeln zu lassen. Und natürlich gab es nur schmale Ausblicke. Wie könnten wir uns aber auch gleich einen Claude ohne „Repoussoirs“ denken, ohne die von rechts und links in den Mittelgrund hineingeschobenen dunklen Baum- oder Architekturmassen, die die Aufgabe hatten, die lichten Gegenständlichkeiten der Durchsicht in größerer Ferne erscheinen zu lassen, den Horizont zurückzudrängen! Bei diesen formellen Funktionen konnte hier das Meer keine sozusagen persönlichen Eigenschaften entwickeln. Daß es dazu, gleichfalls nur in einer Nebenrolle, berufen sein kann, beweist uns eine einzige Landschaft, wiederum von Rubens: „Der Schiffbruch des Äneas an den Strophaden“, wo leidenschaftlicher Anteil des Meeres an dem „meteorisch-furchtbaren“ Geschehen aus der Ferne her packend genug zur Geltung kommt.

Es wäre aber auch in der Tat zu viel auf einmal verlangt, wenn damals, nachdem die künstlerische Betrachtung eben erst in dem Gegenständlichen der Landschaft einen wohlgebildeten Organismus mit innerlichem Eigenleben begriff und festhielt, sogleich auch die Meernatur, die außer einer wagerechten, unendlichen Linie dem irrenden Auge keinen sicheren Anhalt bot, in großartiger Auffassung als Wesen nur von Wasser mit Wolken darüber hingestellt werden sollte. Die festliche oder sonstwie außerordentliche Gemütsbewegung, in welche Maler etwa durch den ganz neuen Eindruck von der Grenzenlosigkeit des ozeanischen Raumes oder durch das erste Erlebnis einer Sturmflut versetzt werden mochten, konnte da am allerwenigsten ausrichten. Nur die absolute gemütliche Vertrautheit durch alltägliche Berührung, durch heimatliches Verbundensein verbürgte hier die Ruhe, durch die sich allein die sichere optische Kenntnis der speziellen Natur und der künstlerische Standpunkt zu ihr gewinnen läßt. Kein Wunder also, daß es die Maler in Holland waren, die uns die ersten „Seestücke“ schenkten. Wäre dies von ihrer Seite unterblieben, so würde freilich in dem Porträt, das die holländische Malerschaft von ihrem Mutterlande zu schaffen sich angelegen sein ließ, eine schlechthin unerklärliche Lücke sein. Denn wenn sie alles Leben in Dorf und Stadt, ihre Häuser von innen und außen, die Schenken mit ihren wüsten Zechern, die Wohnstuben mit den stillen Frauen, die Landstraßen mit ihren Fuhrwerken und Reitern und die Weiden mit ihrem Vieh unermüdlich und gewissenhaft dargestellt hatten, dann sollten sie ihr Meer und ihre Schiffe vergessen haben? Anderes aber als holländisches Leben zur See sind die Schilderungen der Simon de Vlieger, Jakob Ruysdael, Willem van de Velde, Jan van de Capelle und Ludolf Back-

Digitized by Google

huysen nicht. Auch der Name Albert Cuyps, des Universalisten, sei unter den Ausgezeichneten nicht vergessen! Oft genug ist es denn auch gerade der Strand, dessen lebhaftes Treiben getreulich erzählt wird: die Abfahrt und die Ankunft der Fischerboote. Die Staffage ist meistens nur winzig, und doch sind die Figürchen niemals beliebig, d. h. bloß aus Farbenberechnung als Flecken ins Bild gesetzt, sondern sind Teilnehmer an irgend einem genau zu verfolgenden Vorgang. Auf der „Strandszenerie" Ruysdaels sehen wir z. B. Damen, die mit aufgenommenen Oberkleidern ihren von weiter Seereise eben glücklich wiederkehrenden Gatten durch die steigende Flut entgegenschreiten. Mag es aber auf anderen Bildern auch nur ein kleiner Fischerkutter sein, der einsam auf hoher See gegen schweres Wetter ankreuzt, ein Stück Holland ist das trotzdem. Flottenparaden, die zu fürstlichen Empfängen stattfanden, geben uns natürlich erst recht Lebensbilder, eben weil sie in keiner Beziehung auf erhöhten Glanz gearbeitet sind. Und aus demselben Grunde — weil solch „stolzes" Schiff mit der gleichen Gelassenheit auf seine malerische Existenz hin angeschaut ist wie vom Tiermaler ein weidendes Rind — sind die Schilderungen gleichzeitig oder vielmehr vornehmlich Kunstwerke. Die Unbestechlichkeit ist ihr nationaler Zug.

Diese Holländer wollen uns nichts vorzaubern von einer Pracht, die ja auch ihre Nordsee in Momenten entfalten kann, zum Beispiel, daß an besonders schönen Abenden der sinkende Feuerball der Sonne die Fluten in rotes, glühendes Gold verwandelt. Solche Effekte wird man bei ihnen aber vergeblich suchen. Höchstens, daß gelegentlich der silberne Mondschein auf den Wellen zittert oder den Nebel bleich durchleuchtet und aus dem Dunkel die Schiffskörper hervortauchen.

Die Mehrzahl dieser Marinen, die außer-

Willem van de Velde: Seesturm.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

dem stets in bescheidenen Formaten gehalten sind, gibt das vorherrschende Tageswetter, die See unter einem verschleierten oder bewölkten Himmel. Die dunkle Atmosphäre, zu deren Weichheit die festen, elegant geschwungenen Linien der Schiffsarchitektur, die bestimmten Geradheiten von Masten und Raaen für das Feingefühl erst die reizvollsten Kontraste ergeben, dient aber vielfach gerade zur Verklärung, indem sie alle Dinge von einem wohligen Lichte umhüllt zeigt. Einen anderen gegensätzlichen, spezifischen Reiz bildet das prall Bauschige eines ge-

Digitized by Google

Jakob van Ruysdael: Strandszene.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

blähten Segels zu der haltlos plätschernden, schäumenden und spritzenden Wassermasse. Und die grundsätzliche Zurückhaltung in der Farbe — bei Simon de Vlieger wurden es mitunter monochrome Sachen — machte diesen Malern die duftigste Durchbildung aller Schichten zur Vorschrift. Daß trotz der Zartheiten ihre Auffassung immer männlich blieb, läßt uns staunen, wie vor allem, was die holländische Kunst ausmacht.

Als ein Wunder für sich ist es aber zu betrachten, daß diese äußerst fruchtbaren Spezialisten bei der also häufigen Wiedergabe einer Materie, deren ganzen Charakter sie noch längst nicht einmal vollständig von allen Seiten her durchdrungen hatten und auch nicht sobald schon durchdrungen haben konnten, nicht in Manieren verfielen, die unerträglich würden, zumal für unser jetziges Empfinden. Denn unser modernes Auge ist durch die Fixierungen der photographischen Platte auf so allmähliche Weise für die Wahrnehmung der flüchtigsten Bewegungsmomente geschult worden, daß wir, bewußt oder unbewußt, auch zu unserer ästhetischen Befriedigung an künstlerischen Darstellungen die höchsten Ansprüche in bezug auf gewisse heikle Objektivitäten stellen. Wie wenig läßt uns aber das Gewässer der guten alten holländischen Seestücke an Treue und dazu an Frische vermissen! Eine Erklärung böte ja der Umstand, daß der Standpunkt nie zu nahe gewählt ist und nie zu hoch. In solchem Abstand, bei solcher Verkürzung wurden die Schwierigkeiten verkleinert; unter der hohen, bedeutenden Luft schwanden sie noch mehr. Das Eigentliche der unanfechtbaren oder überhaupt nicht herausfordernden Wiedergabe besteht darin, daß das malerische Interesse allen Gegenständen und Materien im Bilde, der Luft mit den Wolken, dem Wasser mit den Schaumkämmen, den Fahrzeugen mit den Masten und Segeln durchaus gleichmäßig zugewandt ist. Durch diese einheitliche Behandlung wird die Einwandlosigkeit jeder Kunstleistung gesichert. Wie, wenn nun z. B. Willem van de Velde oder Backhuysen mit einer außergewöhnlichen Sachlichkeit und Akkuratesse diese Schiffe, deren Bauart und Auftakelung sie jedenfalls bis ins kleinste kannten, ins Bild gesetzt hätten? Dann würden wohl wahrscheinlich die Divinationen, die in ihrer Malerei des Wassers noch stecken, als Unzulänglichkeiten peinlich sich bemerkbar machen. Und nicht nur das! Es würde auch zugleich ein fachsimplerischer Zug, eine Wichtigtuerei mit anderem als künstlerischen Dingen, hervortreten. Diese

Digitized by Google

Bilder sind aber reinste Erlösung von allem Erdenrestlichen, und wenn wir sie als holländisch bezeichnen, geschieht es ja doch nicht ansichtskartenmäßiger Merkwürdigkeiten wegen, sondern in Unterscheidung ihres Kunstcharakters.

Der Spielraum einer besonderen künstlerischen Ausdrucksart liegt immer innerhalb der Grenzen eines bestimmten objektiven Erfahrungsgebietes. Die holländischen Marinemaler des siebzehnten Jahrhunderts gelangten mit ihrer Kunst so weit, wie sie mit ihrem Können kommen konnten. Man konnte ihre Bilder entweder kopieren oder den Typus freihändig verhunzen, aber nicht die Reihe durch gediehene Neuheiten fortsetzen, solange eben nicht neue Naturbeobachtungen, speziell neue technische Bewältigungen der komplizierten Wassernatur, gemacht worden waren. Und so hatte es mit den Seestücken vorläufig ein Ende. Denn was uns im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts von seiten eines einzigen, des seinerzeit vielgerühmten Franzosen Joseph Vernet, an Schilderungen des Meeres geboten wird: Hafenprospekte und Schiffe in Sturmgefahr, das stellte keine Bereicherung an unmittelbarer Erkenntnis dar. Diese anspruchsvoll sich gebärdenden Werke sind einesteils bloß glatte Anwendungen des Claudeschen Idealismus auf maritime Motive, anderenteils eine aufgeregte, pathetische Wiedererzählung der schlichten holländischen Seeberichte.

Dagegen war einer, der ebenfalls vom großen Claude ausgegangen war: William Turner, in dem, was er wollte, ein großer Selbständiger und, wie er mit der Natur umging, ein Selbstherrlicher. Über seinen Szenerien sollte die Luft nicht bloß immer in einem still feierlichen Glanze strahlen, sondern sollte in den Schauspielen all ihre großen vielverschiedenen Charakterrollen spielen. Man darf diesen Vergleich anwenden, denn in der Tat sind es theatralische Sensationen, die uns die Atmosphäre Turnerscher Bilder bietet. Die Kraft des Lichtes sehen wir kämpfen mit den anstürmenden Massen der Dünste und Dämpfe. Die Sonne schießt ihre feinen Lanzen hinaus nach allen Seiten. Breite Strahlenbalken schleudert sie gegen die festen Lager der Wolken. Durchdringt sie, zerreißt die dicken Ballen, setzt sie in Brand und läßt die Fetzen in Flammen vor dem Winde davonfliegen. Oder aber der

Joseph Vernet: Mittelmeerhafen.

Sturm ist auf der Seite der Lichtfeinde. Die Nebel rücken in dichten Massen heran, stürzen sich auf die fliehenden letzten Hellblicke, um sie zu ersticken, um sie mit niederfegenden Regenschauern auszulöschen. Es ist begreiflich, daß sich Turner am liebsten das

Digitized by Google

Meer zum Schauplatz wählte, wo sich diese Kämpfe mit ungehinderter Gewalt austoben konnten, indem sie noch dazu das mächtige Wasser in Mitleidenschaft zogen, in Aufruhr versetzten. Oder aber, wenn Stille war, konnte sich die Farbenpracht der Lüfte in einem riesigen Spiegel verdoppeln. Und die Schiffe konnten in den Schauspielen mitwirken, wie sie hilflos Sturm und Wellen preisgegeben waren oder aber stolz den Unwettern trotzten. Damit nicht genug, durfte er sie noch untereinander kämpfen, volle Breitseiten aus ihren Kanonen austauschen lassen, daß die Pulverwolken, aus den Feuerschlünden geschleudert, die Körper verhüllen; und es gewinnt den Anschein, als ob an dieser atmosphärischen Emotion dem Maler entschieden mehr gelegen hätte, als an der Darstellung der prächtigen Fregatten und Korvetten. Darum konnte es statt des „Fechtenden Temerair" ebensogut eine friedliche Demonstration sein, so die „Landung Wilhelms von Oranien bei Torbay".

felhaftigkeit bedeutet in vielen Fällen genialstes Treffen der Wahrheit, nur leider nicht in allen Fällen. Sie ist dann zwar nicht Allüre, wohl aber allzu lockeres Handgelenk, unbedenkliches Drauflosmalen, unbestimmtes Wissen. Dermaßen selbstsicher, hat Turner stets eigentlich nur die Generalidee mit genialischer Flüchtigkeit entwickelt, es der Phantasie anderer überlassend, sich den Vorgang genauer auszumalen. Zu diesem Grandseigneurtum wurde er durch seine finanzielle Unabhängigkeit in den Stand gesetzt. Denn er war nicht, wie z. B. jene guten Holländer, auf den Verschleiß seiner Produkte angewiesen, sondern malte seine Sachen ohne jede materielle Spekulation ganz nach seinem Gefallen und behielt sie für sich; und was dennoch zufällig in fremde Hände geraten war, kaufte er auf, um schließlich seine gesamten Bilder als ein unveräußerliches Gut dem Staate zu vermachen. Entschieden hat denn auch diese durch Stückzahl schon imponierende Gesamtheit seines Lebenswerkes in

William Turner: Schiffbruch.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.)

Wie das Meer oder das Wasser bei Turner gemalt sei? — Es ist oft dem besten Auge nicht möglich, zu unterscheiden, was Wasser und was Luft sein soll. Diese Zwei-

der Londoner Nationalgalerie mehr für seinen Ruhm gewirkt, als es bei Verstreuung der Gemälde über die öffentlichen oder gar privaten Sammlungen Europas möglich ge-

Digitized by Google

wesen wäre, falls es überhaupt zu solcher allgemeinen Nachfrage gekommen wäre. Denn seiner wie noch der späteren Zeit mußte er als Problematiker erscheinen und unverständ- der Hauptsache sind es Luftstücke, nicht Seestücke, die er gemalt hat.

Mußte dieser Turnersche Bilderschwarm auch gerade in eine Zeit einfallen, da man

Hans Gude: Meeresstille.
(Nach einer Aufnahme von Fritz Hoefle, Hofphotograph in Augsburg.)

lich sein, wenigstens in dem, weswegen er gerade neuerdings herausgestrichen wurde. Seine Phantasie war ja größer als sein Wissen. Heute, da seine Probleme zum Teil durch andere exakte Lösungen gefunden haben, begreifen wir seine Absicht vollkommener und verstehen sogar die Art seines Vortrags als künstlerische Qualität zu würdigen, weil diese Huschigkeit und Haltlosigkeit dem Wesen des Gegenstandes entspricht und so die befriedigende Einheit ergibt. Mindestens kann die Würdigung relativ sein, in der Beachtung des damaligen Standes der malerisch-optischen Wissenschaft. Turner war der erste und lange der einzige, der die Luft als etwas mächtig Leibhaftiges und Starkes empfand. Es erscheint uns ganz in der Ordnung, daß er ein Engländer war, ein Sohn der Nebelinsel und — ein Landsmann James Watts und Stevensons. Wenn er auch Seeschlachten, Flottenparaden, Schiffbrüche und Schneestürme auf dem Ozean gemalt hat, wird man ihn doch nie einen Marinemaler nennen dürfen, denn in sich, mit Paris als Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen, voll sittlichen Ernstes von allen „frivolen" Leichtigkeiten zu positiver Größe, zu technischer Bestimmtheit ermannt hatte! Obwohl seitdem Watteau und nicht minder Fragonard in ihre vollen Rechte wiedereingesetzt worden sind, haben Ingres wie Delacroix heute doch nichts von ihrer damaligen Wertschätzung eingebüßt. Wenn je welche ihr Handwerk verstanden, dann waren es diese beiden. Da sie auch geniale Lehrer waren, noch dazu in einflußreichen Stellungen, so bildete sich eine Generation von Malern heran, denen keine Schwierigkeit zu groß war, um sie nicht in klarer Verständlichkeit zu lösen. Es entstand die große Historie. Diese oft lebensgroßen Darstellungen geschichtlicher Vorgänge aus ältester, mittlerer oder neuerer Zeit waren außerordentlich klug komponiert und nicht nur in allen Teilen untadelig durchgezeichnet, sondern auch in der Farbe brillant zusammengebracht, was bei solchen Riesenflächen und namentlich bei solcher konsequenten

Digitized by Google

Gegenständlichkeit Respekt beanspruchen kann. Mit diesem Können brauchte man vor keiner Situation zurückzuschrecken und konnte daher auch wagen, historische Ereignisse zu schildern, die sich auf dem Meere abgespielt hatten. Und da überdies auf Katastrophen ein besonderes Augenmerk gerichtet war und die romantischen Schicksale Robinson Crusoes ein neues Stoffgebiet aufgeschlossen hatten, konnte es nicht anders sein, als daß endlich auch einmal Schiffbruchsizenen an die Reihe kamen, d. h. nicht solche, wie schon die Niederländer sie zur Staffage verwendet hatten, sondern Schilderungen, durch die die Lebensnot der Menschen mit allen Ausbrüchen ihrer Kampfeswut oder mutlosen Verzweiflung dicht vor Augen geführt wurde. Delacroix malte „Die Barke des Don Juan", Géricault „Das Floß der Medusa". Der gleiche Zweck in beiden Fällen bedingte auch die Wahl eines neuen Standpunktes dem großen Wasser gegenüber. Um in nächster Nähe Augenzeuge jener Schreckensszenen sein zu können, mußte der Beschauer selbst mitten hinein in den Aufruhr des Elementes gestellt werden, nicht wie sonst schön weit davon ab oder hoch darüber. Und wenn er so in der Tiefe eines Wellentales sich befand, gab es natürlich keinen Blick mehr auf eine endlos weite Fläche, sondern er sah über sich die hohen Wände der Wasserberge, die ihn mit ihrem brausenden Sturze zu begraben drohten. Das war eine Sensation, die man nun erst von der Malerei vermittelt bekam. Es müßte denn auf die erwähnten Einzelwerke des Rubens hingewiesen werden — und was Delacroix anbetrifft, wäre der Faden, der sich da anknüpfen ließe, ja nicht der einzige zwischen ihm und dem Allgewaltigen.

Die höher entwickelte Realistik, mit der auf den neuen Bildern das Wasser gemalt war, dazu die Aktualität des geschilderten Vorgangs mußten eine an sich sensationellere Wirkung auf das Publikum des Pariser Salons haben, als eine Mythologie oder Allegorie. Kein Wunder, daß jetzt andere es Géricault und Delacroix gleichtun, womöglich sie noch übertreffen wollten, und da gerade in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein besonders lebhaftes Interesse für die Abenteuer der Weltreisenden sich kundgab, so erklärt sich noch weiter die Menge, die von derartigen Sujets auch in modernen deutschen Galerien hängt. Den Namen Biard und Gudin wird man am häufigsten begegnen. Englische und deutsche Maler haben sich ebenfalls von der Nachfolge nicht ausgeschlossen. Und so werden die Gefahren des Meeres unter allen Breitengraden in den mannigfachsten Situationen veranschaulicht. Auf diese Weise erleben wir einen Taifun im Gelben Meere und einen Zusammenstoß mit schwimmenden Eisbergen. Ja, gerade die ersten Nordpolexpeditionen lieferten viel Stoff. Aber ob wir auch bei diesen Gelegenheiten erfahren, daß das Meerwasser in hohen Breiten eine eigentümliche grüne Farbe hat — künstlerische Entdeckungen wurden auf diesen Reisen nicht gemacht, und darum dürfen wir an diesen Exkursionen nicht weiter teilnehmen.

Auch Andreas Achenbach hat seinerzeit nicht verfehlt, Schiffskatastrophen von ziemlichem Umfang zu malen — treibende Wracks, an die sich die überlebende Mannschaft klammert, indessen schwere Sturzseen das Deck überspülen. Doch das Figürliche ist von ihm selbst stets so sehr vernachlässigt, daß wir an dem Personenschicksal kaum Anteil zu nehmen gezwungen werden. Dagegen sind diese Sturzwellen, wie sie nach dem Aufprallen zerstäuben und als weiße Schleier davongeweht werden, eine künstlerische Spezialität Achenbachs. Er hat sie am besten angewendet bei Gelegenheiten, wo die Brandung gegen die Landungsbrücken und Bollwerke von Ostende und Scheveningen donnert, wo der spritzende Gischt, der sprühende Wasserstaub sich mit dem Nebel und mit dem niedergedrückten Rauch der Dampferschlote zu zarten und gleichzeitig wilden Innigkeiten mischt. So hat Achenbach die Atmosphäre der alten holländischen Stücke mit neueren Erscheinungen ausgestattet; wie gesagt, kam als neues dramatisches Moment sowieso der Rauch aus den Dampfschiffen hinzu. Und dennoch! Käme uns der Gedanke, ihn auch nur neben Ruysdael zu stellen? Könnte uns die Leichtigkeit der Hand, womit der Düsseldorfer die alten wie die neuen Schwierigkeiten spielend, elegant erledigt, die ungefällige, fast mürrische Art, in der sich der andere mit den Gegenständen abgibt, geringer er-

Digitized by Google

scheinen lassen? Könnte ferner etwa die feinschmeckerische Bewußtheit des einen für sympathischer gelten als der unmittelbare Ernst des anderen?

Man wird von einem Gemälde Jakob Ruysdaels stets einen starken Gemütseindruck haben, ohne daß sich doch von ihm sagen ließe, er hätte Stimmungsmalerei getrieben. Denn wie völlig einfach und ungemacht sind selbst seine packendsten Bilder: ein Wasserfall, der zwischen Steinen herabstürzt, ein paar ruhige Bäume zu beiden Seiten, ein Stück graue Luft — nichts sonst. Oder bei einer Marine: in der Entfernung feststehende Wolken, ein von stetem Wind auf die Seite gelegter Kutter, die gleichmäßig bewegte Wasserfläche — das ist wiederum alles. Es ist also lediglich die Güte der Malerei, die uns die einfache Natur so nahe bringt. Durch Vergleiche läßt sich das leicht noch erkennbarer machen, z. B. mit Eug. Isabey, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Rang des bedeutendsten französischen Marinemalers hatte. Oder, da dieser in Deutschland wenig verbreitet ist, denke man an die Strandszenerien Ch. Hoguets. Welche Aufregung ist da in die Natur erst hineingetragen!

Was die Landschaft anbetrifft, so hatte der Malerkreis in Barbizon sich ja bereits gegen die heroische, romantische oder sonst irgendwie außerordentliche Auffassung gewendet und seinen Sinn auf das Intime gerichtet. Diese äußerst erfolgreichen Bestrebungen mußten schließlich auch auf die Marinemalerei sich erstrecken. Der in Deutschland akklimatisierte Norweger Hans Gude läßt die Einwirkung in ziemlich reinen Zügen erkennen, soweit eben bei der andersgearteten Materie von Gleichartigkeit zu reden möglich ist. Es ist eine freundlichere und doch zugleich kompaktere Malerei als die, welche wir bisher an Seestücken gewöhnt waren. Das Wasser und die Luft führen jedes mehr eine Existenz für sich; sie korrespondieren höchstens durch das Licht miteinander, das, zwischen leichtem Gewölk durchbrechend, sich auf der mäßig bewegten Wasserfläche widerspiegelt. Dieser Glanz ist lebhaft, denn es hindert ihn kein Nebel; und diese Klarheit läßt darum auch die Bläue des Wassers und den bunten Anstrich der Fahrzeuge kräftiger leuchten. Es ist die zahmere Natur unserer Ostsee, die damit zu malerischen Ehren kommt. Gude machte in Düsseldorf, in Karlsruhe und danach privatim in Berlin viel Schule, aber wenn er selbst auch die Vielfarbigkeit seiner Eindrücke durch Zartheiten verfeinerte, bei seinen Schülern bildet sie allermeistens einen gewöhnlichen Zug, und die Deutlichkeit langweilt als etwas sehr Philiströses. Ausnahmen gibt es hin und wieder; dazu würden verschiedene Arbeiten Eug. Dückers gehören.

Durch seinen Münchener Lehrer, den Landschafter Ad. Lier, steht Gustav Schönleber mit Barbizon unmittelbarer in Beziehung. Er hat dann in seiner holländischen Zeit auch reine Marinen gemalt, und ganz gewiß ist die Vortragsweise anders als bei van de Capelle oder Backhuyzen, doch der Inhalt ist derselbe wie bei diesen. Dagegen sind die Blicke, die er von den Klippen der Riviera hatte, wenigstens auch neuartige Motive, zum guten Teil freilich mehr landschaftlicher Art. Was daran als Wasser vorkommt, ist dagegen mit einer ganz einzig spezialistischen Virtuosität gemalt, sowohl schäumende Brandung wie klare, stille Tiefe. Dennoch hat dieser uns so sympathische Maler in gefühlssicherer Erkenntnis längst von dieser Spezialität wieder gelassen und sein Herz für die von blühenden Obstbäumen eingefaßten Maiwiesen seiner schwäbischen Heimat entdeckt. Schönlebers direkte oder indirekte Schüler hat es dagegen an das wohlrenommierte Gestade gefesselt, so daß auf den alljährlichen Kunstausstellungen des letzten Jahrzehnts niemals Ansichten von dort fehlen, an denen das Wunderbare die Gleichgültigkeit ist, worin sie uns lassen. Denn diese Sachen pflegen immer höchst rechtschaffen gemalt zu sein. Von Bildern muß wohl auch gelten, was ein Philosoph von den Menschen gesagt hat: daß es noch verdammt wenig sei, wenn einer bloß ehrlich geblieben.

Selbst das technische Vermögen des modernen Holländers Hendrik Willem Mesdag, der seine großen Seestücke mit breiter Verve und eigentümlicher Abstinenz in der Farbe hinsetzt, kann nicht überzeugen, daß der Weg von Alt-Scheveningen über Barbizon sich in neues Gebiet fortsetzte.

Digitized by Google

Der Familienvater

Novelle

von

Ilse Frapan-Akunian

III

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn man so dringend wünscht, daß etwas geschehen möchte, aber nichts geschieht — wenn aus dem schweren Wolkenhimmel kein erlösender Tropfen, kein entscheidender Blitz herunterfällt, wenn das Zuwarten und Fürchten die Schritte lähmt, die Worte in den Mund zurückdrängt und erstickt, das Ohr angstvoll macht und das Gesicht schlaff und lang, dann schlägt die Minute der plötzlichen verzweifelten Entschlüsse, der blinden Ausfälle, der halsbrecherischen Experimente. Zwei Tage lang litt Erich Hetebrink an den Folgen des schrecklichen Abends mit Segalla. Beschämt und krank von der Trunkenheit hielt er sich fern von seiner Frau im entlegensten Teil des Gartens auf, stand am Erdsieb und sah gedankenlos die Steine von dem Gitter zurückspringen, die feinere Krume auf den spitzigen Haufen niederfallen. Manchmal zog ihm wie ein flüchtiges fernes Schimmern die Empfindung durch die Seele: könnt' ich das immer tun! wäre *das* meine Arbeit! Ein Gefilde im Smaragdglanz des Frühlings tauchte vor ihm auf, unsichtbare Lerchen sangen, und eine süße Stimme flüsterte: Ich freue mich! Ich freue mich! Dann schüttelte er abwehrend, achselzuckend den Kopf. Die Augen öffnete er weit, sah sein hübsches Haus mit der berankten Veranda, die gelben Blätter am Gesträuch, die dürre Eiche. Er wurde wach und hart, ergriff den Spaten und schleuderte Haufen von Erde gegen das Sieb, bis ihn die Arme schmerzten: es langt nicht, zwei, drei Zimmer hat man zu wenig.

Plötzlich am dritten Tage, als sich ein grillenhafter Abendwind aufmachte und Antonie mit den Kleinen ins Haus vertrieb, warf er alles hin, zog sich hastig an und steckte Papiere zu sich. „Frau! Antonie! Ich gehe aus!" schrie er über die Treppe.

Er hatte darauf gerechnet, daß seine Frau die Kleinen bade und deshalb nicht herauskommen könne, um ihn lange zu befragen. Aber Antonie, die ihn alle die Tage mit wortloser, wachsender Angst beobachtet hatte, kam, erschreckt durch seinen Anruf, mit nassen Händen und feucht über die Stirn hängendem Haar gelaufen. „Aus? Vor dem Abendbrot? Mein Gott, Erich!"

„Wartet nicht auf mich. Ich gehe nach Falkental, komme wahrscheinlich spät zurück," sagte er hastig.

Mit einer kindlichen Bewegung warf sie ihr Haar zurück und erhob freudig die gefalteten Hände. „Ach ja! Ach ja! Geh, mein Erich! Geh zu ihm! Du hast ganz recht. Man muß von beiden Seiten — weißt du! Bißchen nachgeben! Um Agnes, um die Lütte, um deiner selbst willen! Kommst ja dabei um!" schluchzte sie auf.

„Gut, gut! Ich weiß, was ich zu tun habe. Geh lieber zu den Kindern — es kann doch nichts passieren?"

„Nein, Ebba und Minna sind bei ihnen. Ach, Erich, auf den Bäckchen hat sie wohl ein bißchen Fleisch, aber die kleinen Schultern, die Brust, so mager, so welk! Gar nichts zuzusetzen! Wie das wohl ist mit dem Gesundbeten, mein Mann? Wie das gemacht wird? Erkundige dich. Bitte, bitte! Schon das wird ihn freuen! Schon das!"

„Denkst du, daß ich hingeh', um ihm 'ne Freude zu machen, Frau? Da! *hier!* unser Vertrag! Na, adjö."

Digitized by Google

Alfred Metzener: Morgen am Vierwaldstätter See (mit Uri-Rothstock). 1896.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Er drückte ihr flüchtig die Hand; aber sie, die Zähne auf die Unterlippe gebissen, die Augen flehend offen, zog ihn zu sich heran. „Erich! gib mir einen Kuß, eh' du gehst! So! Jetzt ist es gut. Für sein Kind kann man alles tun, alles!" schrie sie auf. „Gib nach! gib nach!"

Den ganzen Weg verfolgte ihn der mahnende Schrei: Gib nach! gib nach!

— — — — — — — — — — — — — —

Sein Weg war lang. Er dachte fast nichts unterwegs. Eine Reihe von Bildern zog an ihm vorüber. Immer ist das so gewesen: seine Entschlüsse kommen ihm, nachdem er Bilder gesehen hat. Des Nachdenkens wird er sich nie bewußt. Auf einmal will er, und dann geht es vorwärts, durch Dornen und Wellen. Sein kleines, weißes Haus mit der berankten Veranda — gut so weit, aber eng und kein Badezimmer. Die Wasseranlage ist schlecht, sagt der Doktor, der neulich in alle Räume hineingeguckt hat. Antonie hat zwei scharfe kleine Falten am Munde, und immer ist die rechte Augenbraue hoch hinaufgezogen. Das macht die quälende Angst um das Kind. Sie brauchte auch Erholung, sagt der Arzt. Und Agnes, das bleiche Schneeglöckchen, zittert im ersten kalten Septemberwind. Das Schneeglöckchen will schon verblühen, hängt das Köpfchen tief nieder auf das schwarze Gartenbeet! Er sieht das Kind jetzt immer so, kann sich von seinem eigenen Bilde nicht losmachen. Dann, auf der anderen Seite, Piet mit der Froschbrille im Automobil, dreist und oberflächlich, immer beschäftigt, immer sportmäßig aufgeputzt, eine englische Karikatur. Dann die grüngepolsterte, verschlossene Tür, hinter der sein Onkel sitzt, sein „Herr", der neue Kommerzienrat, der schon alles Persönliche verloren hat und nur noch „sein Herr" ist ...

Nicht eher ward sich Erich seines Vorhabens deutlich bewußt, als bis er vor der Villa in Falkental stand. Zweimal war er hier zu offiziellen Diners gewesen, und immer hatte die solide Pracht des Eingangs ihn und seine Frau beklemmt. Seit Konsul Schäfer die Villa in Falkental bezogen hatte, waren Hetebrinks Sonntagsausflüge nie mehr nach Blankenese gerichtet; einst war es ihr liebstes Wanderziel gewesen. Die hohen Fichten zu beiden Seiten der weit geöffneten Paradepforte rauschten über ihm; die Elbe ging in gelben, breiten Wellen, eine letzte gelbe Helle lag über dem weiten Westhimmel. Unter den Bäumen dunkelte es schon.

Das in englischer Gotik erbaute schloßartige Haus mit den roten Mauern und weißen Spitzbogenfenstern lag wie ausgeschnitten auf dem dahinter ansteigenden Park aus starren, dunklen Nadelbäumen. Die Fenster spiegelten das letzte Abendrot, aus dem Erdgeschoß quoll helles Licht über die großen Rasenflächen vorn mit ihren roten Blumenbeeten und den sauberen, gelben, von allem Laubfall freigehaltenen Wegen.

Zwei Equipagen mit Livreekutschern auf dem Bock hielten vor der weißen Freitreppe, und links, wo die Remise lag, atmete schnarchend, wie ein böser Geist, der auf einen Anschlag sinnt, Piets verhaßter Kraftwagen.

Erich besah seine Handschuhe; der kleine Riß, den er sich beim Öffnen der Coupétür zugezogen hatte, schimmerte weiß und auffallend auf dem juchtenfarbenen Leder. Er nahm das weiße Tuch, das er zum Schutze des Hemdkragens zu tragen pflegte, schon hier draußen ab und steckte es in die Tasche. Dann dachte er, daß der eine der Kutscher, der gähnend, mit der Peitsche in der Hand aufrecht auf dem Bock saß, es gesehen haben könnte, und er wurde ärgerlich und gereizt.

Was blinzelt denn der Kerl? Ich bin gekommen, um Abrechnung zu halten. Diese ganze hochmütige Gesellschaft zum Teufel! Er drückte hastig auf den Glockenknopf; der Ton des Läutwerks, silbrig schallend, trieb ihm das Haar zu Berge. Die schwere Eichentür — wie eine Kirchentür sah sie aus mit ihren breiten, blanken Messingbeschlägen — öffnete beide Flügel weit, aber ganz lautlos, wie von Gespensterhänden berührt. Der Besucher bebte verstört zurück: eine hohe, kirchenartige Halle sah er vor sich mit ins Dunkel zurückweichenden Wänden, und riesengroß erhob sich vom Boden bis zur Decke, von einer roten Helle grell bestrahlt, ein Kreuz mit einem holzgeschnitzten, blutenden Christus.

Wo bin ich? Ist dies eine Kapelle? Ist er katholisch geworden? Erich zögerte, weiter zu gehen. Von der Schwelle staunte er starren Blickes zu dem großen Marterbilde hinauf. Eine seltsame Beunruhigung über-

mannte ihn vor diesem blutüberströmten, dorngekrönten, bläulichfahlen Totenhaupt, vor dieser klaffenden Seitenwunde, vor diesen nackten, hageren, ausgerenkten Gliedern. Er sah, es war ein altertümliches, rohgeschnitztes Werk, das Holz von Wurmlöchern durchsetzt, an Händen und Füßen abgeschürft und beschädigt, aber das Blut wie frisch — wie feucht! Ein Entsetzen! Es war lebendig, schimmerte unheimlich echt im grellroten Licht der Decke — es quoll und spritzte dem Eintretenden entgegen in dieser stummen, dunklen, weiten Halle und brachte grause Vorzeitschrecken und wilde, alte Vorstellungen mit herauf. Keine Versöhnung! Niemals! schien es zu rufen. Qual und Marter und siegreicher Henker hallendes Hohngeschrei in Ewigkeit!

Und Erich Hetebrink dachte, er könnte nicht daran vorüberkommen, und er wollte umkehren, als eine ganz gewöhnliche Alltagsgestalt, ein Dienstmädchen in schwarzer Kleidung, mit weißer Schürze und weißem Häubchen, aus einer Seitentür auftauchte und mit niedergeschlagenen Augen und eintöniger Stimme sagte: „Der Herr ist gebeten, sich hinaufzubemühen. Im ersten Stock die Flügeltür geradeaus."

Ehe er danke sagen konnte, war das Mädchen verschwunden. Ein Stimmengemurmel kam über die Prunktreppe mit den roten Decken auf den weißen Stufen, die er mechanisch hinanstieg. Das Bronzegeländer prahlte im Licht der elektrischen Lampen. Die Flügeltüren, halb geöffnet, ließen ihn ein in den langen, schmucklosen, weißgetünchten Saal, in dem auf quergestellten, lehnenlosen Bänken viele Leute saßen. Ihre schwarze Kleidung, ihr Gebetmurmeln, unterbrochen von vielen Verbeugungen, machte sie für die ersten Augenblicke zu einer unterschiedslosen Masse. Dann bemerkte er, daß man ihm winkte, sich zusammendrängte, um ihm Platz zu machen. Als er darauf nicht einging, sondern mit abgezogenem Hut und fragendem Gesicht an der Tür stehen blieb, wurden andere auf ihn aufmerksam gemacht, und allmählich sah er viele Augen auf sich gerichtet. Es schien eine Art gemeinsamen Gebetes zu sein. In der vordersten Reihe erkannte er den weißen Kopf seines Onkels, neben ihm hockte Piet. Auf der niedrigen Bank tauchten die Köpfe bei den Verbeugungen sonderbar auf und nieder. Die Frauen saßen besonders, von den Männern durch einen schmalen Gang getrennt. Vornan die Tante, geborene von Dillenius, mit ihren Töchtern. In halber Höhe der Schmalwand, auf die sie blickten, sprang eine winzige, weißbemalte Kanzel vor, auf der soeben ein Prediger erschien. Er verbeugte sich, die ganze Versammlung knickte zusammen und blieb mit geducktem Nacken sitzen, während von einer unsichtbar aufgestellten Hausorgel einige präludierende Akkorde erschollen. Noch hallten sie aus, als die Stimme des Predigers laut wurde. Erich war in zu starker Erregung, um zu folgen. Er hörte die Worte „Buße" und wieder „Buße", „Unterwerfung", „Gehorsam" an sein Ohr schlagen. Die Reue und „die Hölle der Reuelosen" wurde geschildert — jemand begann laut zu ächzen; ein Schnäuzen und Taschentuchbewegen ging durch den Raum, Onkel Aloys' alter, weißer Kopf bebte verzweifelt von einer Schulter auf die andere, als der Prediger „die Höllenflammen um des Sünders Gebein" in Schwefelblau und Gelb aufflackern ließ; dann hörte Erich ein Weinen und Schluchzen aus den Frauenreihen, eine schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn, und immer dringender wurden die Aufforderungen der Nächstsitzenden an ihn, sich mit in ihre Reihen zu setzen, immer erregter, immer böser die auf ihn gerichteten lauernden Blicke. Der Prediger sprach jetzt zu ihm herüber, gewiß, er hatte ihn gesehen, wie er da allein aufrecht stand, gegen den weißen Türflügel gelehnt, zwischen all diesen Hockenden, Kauernden, Duckenden der einzige Aufrechte. Erich besann sich auf sich selbst, ganz plötzlich fiel die Beklemmung von ihm ab.

So, das ist das Neueste. Bußversammlungen, und Onkel Aloys mitten darin. Wie sich die Zeiten ändern! dachte er und musterte die sonderbaren Leute, die eleganten Schwarzgekleideten der vorderen Reihen, die Diener in Livree hinter ihnen, dann die dicht zusammengedrängt Sitzenden in grauen und braunen Röcken. Und er musterte auch den schweren Mann auf der Kanzel, dessen Gesicht vor Röte und Unwillen anschwoll.

„Brüder in Christo," sagte er jetzt mit heiserem Baß, „der Teufel geht um in vieler-

Digitized by Google

lei Gestalt. Ehe wir's uns versehen, ist er unter uns. Aber ein kräftig Gebet tut Wunder. Lasset uns singen," und halb singenden Tones sprach er vor. Ein Blätterumwenden raschelte durch den Saal, und Erich fühlte ein Buch in seine Hände gestoßen. Es ist möglich, daß er den Stoß etwas lebhaft abgewehrt, seine Abwehr mit einem Gesichterverziehen begleitet hat. Er kann sich dessen nicht entsinnen, er weiß nur, daß es einen Aufruhr gab, dessen Mittelpunkt er war. Ein Dutzend Personen erhoben sich von den Bänken, umringten den aufrechten Mann mit fragenden, zornigen, eifervollen Mienen. Die Bewegung lief hinüber in die vorderen Reihen, auch dort sprangen sie von den Sitzen; jetzt sangen nur noch einzelne; der Konsul schien Piet zu fragen, was es gäbe, Piet sah sich um, der Prediger auf der Kanzel bog sich so weit über, daß es bedrohlich aussah. Piet eilte zu ihm über das Treppchen hinauf und stand nun oben neben ihm, schmal wie eine schwarze Latte. Der Prediger deutete heftig auf Erich hin, der ganz am Ende des Saales unbeweglich und gerade aufgerichtet an der Tür stand. Nun erhob sich die ganze erste Reihe, und die gesamte Familie, um den alten, weißköpfigen Konsul Schäfer geschart, fixierte, sich umwendend, den ungebetenen Gast.

Es war ein böser Augenblick.

Erich ging schnell im Mittelgang zwischen den Bänken vorwärts, dem Onkel entgegen. Hatte er nun einmal diese Verwirrung angerichtet, so mußte er wenigstens Nutzen daraus ziehen.

Aber der Konsul setzte sich wieder, Piet kam die Treppe herunter, der Prediger brachte seine Papiere in Ordnung, und während die geborene von Dillenius noch immer stehend und in staunender Empörung durch ihre langgriffige Lorgnette starrte, fühlte sich Erich von beiden Seiten an den Rockschößen festgehalten. Er wurde rot und blaß vor Zorn und blieb stehen. Zugleich rief es von der Kanzel mit befehlender Stimme: „Lieben Brüder und Freunde in Christo! Es ist eine höchst beklagenswerte Störung eingetreten, die unserer Versammlung die Weihe zu nehmen droht. Wer nicht für uns ist, der ist wider uns! Wer sich unserer christlichen Gemeinschaft nicht anschließen will, der hat kein Recht, hier zu verweilen, wo Gott und Jesu gedient wird. Wir fordern die betreffende Persönlichkeit auf, sich zu entfernen."

Der plumpe Angriff brachte Erich zum Reden. Rüstig erhob er sich, und während alles auf ihn hinsah, um seinen Rückzug zu verfolgen, antwortete er laut und scharf: „Herr Pastor, die betreffende Persönlichkeit bittet hiermit um Entschuldigung. Ich bin der Neffe und Teilhaber der Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Co., und mein Hiersein betrifft eine wichtige geschäftliche Angelegenheit. Ich werde draußen warten, bis die Versammlung zu Ende ist. Ich bedaure, daß ich Sie, ohne mein Zutun, in die Notwendigkeit versetzt habe, mich hinauszuweisen." Und gestärkt durch seine Abwehr, ging er mit erhobenem Kopfe ohne Verbeugung hinaus. Kaum hatte er den leeren, langen Korridor betreten, als er Piet bemerkte, der durch eine andere Tür den Saal verlassen hatte.

Der langbeinige, kleinköpfige Sportsmann kam eilig auf ihn zu. „Herr Hetebrink, Papa ist außer sich! Was ist denn im Geschäft passiert? Bitte, kommen Sie hier herein." Er öffnete ein kleines, behaglich erleuchtetes Herrenzimmer und deutete auf das Ledersofa. „Der Betabend wird sogleich geschlossen. Hat die Abendbörse — Sind vom Kriegsschauplatz —"

Erich bewahrte eine steife Würde. „Ich habe mich allgemein ausgedrückt. Die geschäftliche Angelegenheit ist privater Natur."

Piet horchte mit hochgezogenen Brauen, die äußerstes Erstaunen ausdrückten. „Ah," sagte er dann erleichtert, „also kein großer Krach irgendwo, der uns angeht? Papa hat immer Angst vor Katastrophen."

Erich antwortete nicht.

Piet aber, der mit schaukelndem Oberkörper gegenüber Platz genommen, stand gleich wieder auf und sagte: „Könnte ich nicht Papa vorbereiten? Sehen Sie, er ist nervös, die Versammlung greift ihn an. Er ruht danach gewöhnlich eine Stunde. Ich bin doch so ziemlich au fait ... Oder wenn Winter mit dabei sein soll — ich kann Winter rufen lassen —"

„Ist der hier?"

„Herr Winter? O gewiß!"

Digitized by Google

„Ich werde warten, bis Onkel Aloys kommt," entschied Erich.

Bei der familiären Benennung schaute der junge Mann auf, seine hellen Augen suchten den vor ihm Sitzenden zu erforschen. Er plauderte noch allerlei. Lächelnd rieb er sich die Hände und trug mit gefälliger Eile das hübsche Rauchtischchen aus dem Winkel heran. „Wenn Sie rauchen wollen —"

„Ich rauche nicht, danke."

„Äh!" Mit spitzen Fingern, die dünne Gestalt übermäßig gekrümmt, trug Piet das Rauchgerät an seinen Platz zurück. „Vielleicht etwas zu trinken gefällig? Ich werde das Nötige veranlassen, entschuldigen Sie mich." Piet entschlüpfte.

Dann klopfte es, und herein trat Herr Winter. Auch er war ganz in Schwarz. Mit öliger Stimme begann er: „Glorreiches Wetter heute abend, Herr Hetebrink! Glorreicher August! Ja ja, Sie waren auch leidend! Nun, bei uns lag die ganze Familie —" Und er fing an, von der Influenza zu erzählen, die trotz des glorreichen Wetters ihren Einzug gehalten.

„Wie kommen Sie denn hierher?" entfuhr es Erich nicht gerade verbindlich.

Herr Winter sah ihn überrascht an; er schien nicht zu verstehen.

„Wohnen Sie auch hier draußen?" verbesserte sich Erich.

Herr Winter schien noch überraschter. „Jawoll. Natürlich. Kaum zehn Minuten von hier haben wir ein bescheidenes kleines Erbe bezogen. Glorreicher Strand, Herr Hetebrink, zum Entenschießen. Für Naturschwärmer wie ich sind diese bescheidenen Freuden einfach glorreich. Hat mich ungemein gefreut, Herr Hetebrink."

Erich reichte ihm widerwillig die Hand.

In der Tür sagte Herr Winter noch plötzlich mit einem Ausblick, der voll versteckter Bosheit schien: „Na, und was sagen Sie denn zu unserem neuen Pastor? Glorreicher Redner, was? Auch ein Neffe vom Hause, vielmehr von Frau von Dillenius-Schäfer. Habe die Ehre."

Das Mädchen mit den niedergeschlagenen Augen hatte geräuschlos Wein gebracht. Erich trank in voller Zerstreutheit. Das Warten in dem reichen Zimmer, dessen prächtige Teppiche und Ledertapeten ihm so gut gefielen, ward von Minute zu Minute qualvoller.

Sein Kopf ist wirr und schwimmt in einem roten Nebel. Und durch den roten Nebel sieht er, wie die Tür aufgeht und wie der alte Onkel hereinkommt. Und hinter dem, gewichtig, breit und hoch, der neue Prediger.

Der Kommerzienrat sagt etwas. Daß er sich freue, daß ihm dies recht sei. Sein großer Unterkiefer malmt die Worte zu einem dicken Brei. „Jetzt können wir über die Sache sprechen, jawoll. Du hast mir durch dein eigentümliches Auftreten" — und seine Lippen beben vor Wut — „den Mund aufgebrochen. So ist es. Das Schriftliche, das kommt nach, alles, wie es sich gehört und in der Ordnung ist." Und dann setzt er, während sein großer Kopf fortwährend auf dem dünnen Halse zittert, ohne ein einziges Mal Erich anzusehen, seinem Neffen auseinander, daß Piet von Dillenius, sein Stiefsohn, der die Londoner Handelsschule durchgemacht hat, Kompagnon werden soll, und daß infolgedessen der andere Vertrag hinfällig wird. Die Gründe? Nun eben, Erichs Entbehrlichkeit, da einmal Piet vorhanden ist."

Unter Erichs Füßen zitterte der Boden. Er würgte an einer Antwort. „Vor fünfzehn Jahren hab' ich dir aufgekündigt, jetzt kündigst du mir. Nachher batest du mich, zu bleiben, ich bitte nicht. Aber ich teile dir hierdurch mit, daß ich Knall und Fall austrete. Die Herren sind Zeugen," rief er, als nun auch Piet hereintrat, „auf eure unerhörte Behandlung diese unerhörte Antwort!" Er holte den Kontrakt aus der Brusttasche den er „zur Revision" mitgebracht hatte, zerriß ihn in drei Stücke, die er ihnen hinwarf, und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Hinter sich hörte er Piets laute, frische Stimme, die dem Stiefvater etwas zurief.

In bewußtloser Eile nahm er Überzieher und Hut und eilte an dem dienstfertigen Mädchen die Treppe hinab. Vor dem Riesenkreuz in der Halle packte ihn noch einmal der Schauder, wie es so gespenstisch die dürren Arme nach allen Seiten reckte. Das war der letzte Eindruck für mehrere Stunden. Auf dem ganzen Heimweg sah er nichts mehr als Antonie und die Kinder,

Digitized by Google

hungernd, in Lumpen gehüllt. Über dem grauen Himmel stand das Wort: Brotlos. Es war ihm, als müsse das Wimmern seines Herzens die Leute aus den schlafenden Häusern locken.

Aber als er zu Hause war und Antonie ihm entgegenlief und seine Hände drückte und ihn angstvoll fragte, was er erreicht habe, und ob nun für das kranke Kleine Hilfe in Aussicht sei, da konnte er zum erstenmal seit ihrer Verheiratung sein Herz ihr gegenüber nicht befreien. Er drehte sich in den Schatten, murmelte dann: „Morgen, liebe Frau."

Antonie brach in Tränen aus. „Sechs volle Stunden hab' ich hier gesessen und auf dich gewartet."

„Gute Nacht!" sagte er unbewegt und küßte sie auf den Mund.

Da fuhr sie aufschreiend zurück. „Erich, du hast schon wieder Wein getrunken!"

„Ja, seinen Wein," antwortete er mit böser, schneidender Stimme, indem er hinausging.

Und während er sich, auch zum erstenmal, in seinem Zimmer einriegelte, wischte die arme Frau langsam die Tränen ab und begann, sich alles günstig auszulegen. Seinen Wein hat Erich getrunken, das ist also ein gutes Zeichen, wenn der Onkel ihn gastfreundlich aufgenommen hat. Aber wahrscheinlich hat er von Erich einige Zugeständnisse verlangt, und das hat den guten Erich so verstimmt. Er möchte mit dem Kopf durch die Wand, denkt sie, aber nein, so leicht ist das Leben nicht. Er wird noch manches einräumen müssen, der arme Erich, aber er steht nicht allein, die Zeitläufte wollen es so. Und als seien diese Gedanken schon ein Unrecht gegen Erich, errötete sie in ihrem Bette und dachte inbrünstig an ihn und wollte ihn gleich morgen früh fest, fest in ihre Arme nehmen und ihm danken, mit tausend Küssen und Tränen danken, daß er des Kindes wegen nachgeben wolle. Durch unsägliche Liebe wollte sie ihm alles vergelten, jede kleine Demütigung vergessen machen! Sie sagte „kleine" Demütigung, und immer mehr schrumpfte der Nachteil gegen den ungeheuren Gewinn zusammen. Gesundbeten lassen oder nach Kairo, am besten beides nacheinander. Und wenn die Zeit dann um ist, und mein Erich kommt und uns nach Hause holt, und unser Nesi mit roten, festen Bäckchen ihrem Papa entgegenläuft! Die freundlichen Bilder gewannen volle Herrschaft; hoffnungsvoll, vertrauend schlief sie ein.

* * *

Und währenddessen verbrachte nebenan, nur durch die dünne Wand getrennt, ihr Erich die fürchterlichste Nacht seines Lebens.

Lautlos, klaglos, lang ausgestreckt in den Kleidern, rang er mit den Geistern der Verzweiflung um sein Weiterleben. Und die Verzweiflung führte ihn mit fürchterlich bestechender Deutlichkeit vor seine eigene Leiche. Ein einziger kleiner Schuß im Herzen, und all die Qual ist ausgelöscht, und er liegt friedlich da. Antonie aber wird geholfen, sie schicken sie gewiß nach Kairo, und klein Agnes wird gesund. Wie hat sich die allgemeine Teilnahme der Witwe Lauenstein zugewandt! Sorgenlos kann die jetzt in die Zukunft sehen. Nachdem ein Opfer gefallen ist, werden die Menschen verändert, mitfühlend, hilfreich und gut. Wenn er es macht wie Lauenstein, dann ist für Antonie und die Kinder besser gesorgt, als er jetzt für sie sorgen könnte, denn ihn, den Vater und Ernährer, haben sie ja mit dreiundvierzig Jahren auf die Straße geworfen. Im Namen ihrer Götter, mit denen sie heuchlerisch ihre Schändlichkeiten zudecken. Er knirschte mit den Zähnen, wie er dalag. Vor Zorn und Wut wollte der Schädel ihm springen. Entbehrlich war er geworden, auch für Antonie und die Kinder, denn ohne Geld — was kann er ihnen nützen!

Wie oft war er in Sorgen gegangen, wie oft in Sorgen im Bette gelegen — ach! eigentlich beständig, mit Ausnahme weniger, lichter Tage vor seiner Heirat! Aber all jene sorglichen Stimmen riefen ihm zu: Schaffe und wirke, unermüdlich! Durch dich, durch deine Anstrengung lebt deine Mutter, lebt dein Weib, das du liebst, und das dich liebt, leben deine kleinen, lachenden, zärtlichen Kinder! Kein Stück Brot, das nicht du selber ihnen erwirbst, kein Schluck Milch, den nicht du ihnen verschaffst; das Haus ist klein, hat kein Badezimmer, ach ja! aber

Digitized by Google

ohne deine unablässige Arbeit hätten sie kein Haus! kein eigenes Winkelchen, kein Kleid, keinen Schuh, kein Buch und keine Blume. Alles, alles kommt von dir! Das tröstete! das kräftigte! das spornte mächtig jede Fähigkeit an und überwand jede Schlaffheit. Solange die Sorge solche Worte gesprochen, solange war das Leben lebenswert gewesen. Und sogar schön. Ach, wie schön! Und in Erichs brennende Augen schossen qualvolle Tränen bei der Erinnerung an das vergangene Glück. Heute sprach die Verzweiflung eiseskalte Worte: Den Deinen wäre besser ohne dich. Du bist ihnen nichts mehr nutz. Dein Leben verhindert andere, Reiche, ihnen zu helfen. Stirb für die Deinen, wie du vorher für sie gelebt hast. Sie werden zwar deine Leiche beschimpfen, alle deine Gegner, sie werden sagen: So weit hat er seine Familie gebracht und dann sich feige davongestohlen. Sie nennen jeden Selbstmörder feige, das ist schon solch eine Abmachung. Laß sie schimpfen, laß sie zetern! Um so tiefer werden sie in ihre Tasche greifen, damit ihre christliche Mildtätigkeit desto leuchtender von seiner unchristlichen Feigheit absteche!

Das schöne Leben verlassen, damit den Seinen geholfen werde! Nein, nicht aus Feigheit, aus Liebe wollte er es tun. Würde Antonie ahnen, wissen, daß er aus Liebe zu ihnen gestorben?

Nun rang sich doch ein bitteres Stöhnen aus der schmerzenden Brust. Ein eiskalter Luftzug traf seinen Kopf; er hatte weder Fenster noch Vorhänge geschlossen. Mühsam richtete er sich auf, entledigte sich der Stiefel und tappte zum Fenster des kleinen Zimmers, des kleinsten im ganzen Hause. So verwirrt war er, daß ihm der Raum fremd vorkam, und wo waren Antonie und die Kinder? Sie schienen schon weit entfernt, ihre Gesichter undeutlich geworden, so, als wären sie schon fort, schon in Kairo, von fremdem Gelde lebend, ihm entrissen. Und er — überflüssig. Wie ein Nagel bohrte sich ihm das Wort ins Hirn, um jedes Selbstgefühl, jeden Lebenswillen zu zerschlagen.

Lange hockte er auf dem Stuhl am Fenster, so stumpf, so müde, so zerbrochen. Die Nacht war so still, daß die kleinen, ängstlichen Schreie der niedrig flatternden Fledermäuse hereindrangen. Nun war es doch Arglist, nicht allein Gemeinheit, dachte er verworren, nun kann Antonie ihn nicht länger verteidigen, den Alten.

Allmählich begann er, Pläne zu machen — der erste Paroxysmus der Verzweiflung sank. Wen er aufsuchen muß von Geschäftsfreunden, und an wen er schreiben will. Natürlich auch im kaufmännischen Verein anfragen. Er ist ja nun wieder Kommis! Daß er einen Sozius findet, einen wirklichen — darauf ist nicht zu hoffen. Solch eine Chance kommt einmal im Leben, und für den mittellosen Kaufmann auch dann unter tausend für ihn unerfüllbaren Bedingungen und Vorbehalten. Wie er mit Onkel Aloys. Wäre er nie darauf eingegangen! Wäre er vor fünfzehn Jahren fest geblieben und hätte sich von ihm getrennt! Wann getrennt? Als der Alte krank war, mußte er Ehren halber bleiben, und das Geschäft stand ihm ja selber nah wie etwas Lebendiges, das man nicht umkommen lassen kann. Solch eine Firma, das ist ein Organismus, eine Schöpfung, die füttert man mit Menschenblut und Schweiß und wirft seine Manneswürde und Selbstachtung mit hinein als Dünger! Selbst in diesem Augenblicke noch fühlte sich Erich halb als Verbrecher, daß er seit sechs Tagen aus dem Kontor fortgeblieben war, und daß er in der ersten Zornwallung, als sich die schlimmsten Befürchtungen verwirklichten, gesagt hatte, ich gehe jetzt, sofort. Aber er schrieb dieses Gefühl zu dem übrigen: die Arglist des Alten hatte ihn zum Äußersten getrieben, und mit keinem Fuß, das schwor er sich, würde er die Geschäftsräume wieder betreten. Brumm, der Kontorbote, der sichere und ergebene Mann, wird ihm alles sauber ausräumen und einpacken, was er noch da hat. Gleich morgen früh muß er die Liste über die vorhandenen Gegenstände aufsetzen und an Brumm schreiben. Er wird wohl einen Dienstmann mit einer Karre nötig haben, wegen des Pultes. Das schöne Mahagonipult, das Tante Meta ihm zum Eintritt in die Firma geschenkt hatte. Wo wird das Pult nun aufgestellt werden? Wo wird er an diesem Pulte sitzen? Doch da fiel ihm ein, daß dann Antonie sofort weiß, was geschehen ist. Und er hat schon irgendwann bei sich beschlossen, daß er seiner Frau

Digitized by Google

erst „nachher“ alles sagen will. Nachher, wenn er „etwas wieder“ hat. Brumm darf die Sachen keinesfalls hier heraus transportieren lassen. Das beste ist, sie zum Spediteur zu tun, hier in Burgfelde gibt es ohnehin kein Kontor. Sie werden ja nur in der Stadt gebraucht. Man wird das schwerlich alles schriftlich machen können, muß schon selbst zu Brumm hingehen, mal nach der Geschäftszeit in seine Wohnung. Ist es nicht Brauerknechtgraben 15?

So schlimm war es noch nie mit mir, dachte er, als es grau im Zimmer zu werden begann und die Messingstäbe des Bettes und die Marmorplatte des Waschtisches hervortraten. Mit achtzehn Jahren war ich besser daran als jetzt! Und nachher immer Arbeit! Und nur Mama und ich — jetzt sind wir fünf, mit dem Mädchen sechs. Und ich bin dreiundvierzig. Und arbeitslos. Zum Rechtsanwalt geh' ich! Will doch hören, ob der Alte so etwas tun darf! Solch ein Mensch, der an Intelligenz, an Charakter, an Bildung tausend Stufen unter mir steht, und kann mich so behandeln wie den Staub an seinem Stiefelabsatz, weil er Geld hat! Er knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste. Und Referenzen! Referenzen muß ich, ich von dem verlangen, damit ich wieder eine Stelle finde! Die Welt schien ihm auf den Kopf gestellt; der Ekel übermannte ihn.

Mit einer heftigen Bewegung riß er die schweren, bunten Fenstergardinen übereinander, so daß es wieder tief dunkel ward, zog die Kleider aus und warf sich aufs Bett, wo ein bleierner Schlaf die qualvollen Bilder verscheuchte.

* *
*

Die Stimme seiner Frau erweckte ihn. In hellem, aufgeregtem Ton rief sie da draußen vor der Tür und rüttelte ungeduldig am Drücker. „Du! Erich! Mann! mein Junge! steh mal flink auf, hörst du? Und zieh dich an Aber fix! Warum hast du dich eingeschlossen?“ rief sie.

Es klang wie eine lange nicht gehörte Musik. Erstaunt, mit angehaltenem Atem hob Erich den Kopf vom Kissen. War es denn kein Traum? Er sah, daß lichter Tag war. Neben dem dichten Vorhang drängte sich ein schmaler Sonnenstrahl herein und lag wie ein gebrochener, flimmernder Silberstab auf der weißen Bettdecke. „Was ist passiert?“ rief er zurück.

Da lachte sie draußen. „Ja, es ist etwas! Es ist jemand hier! Du mußt schnell kommen!“

Das fuhr ihm durch die Glieder. „Wer ist da?“ fragte er gespannt, und dann mit schwacher, ungläubiger Stimme: „Jemand vom Kontor?“

„Nei—ei—n!“

Ein langes Nein, so übermütig, so klingend —! Er, der Antonies Stimme beinah besser kannte als ihr Gesicht und gewohnt war, ihre Stimmung daraus zu hören, fühlte es wie einen Sonnenstrahl gerade ins Herz. Als stände draußen das schöne, blühende Leben und riefe ihn mit dem Ton seiner Liebsten. Aber der kurze Lichtfunke erstarb sofort: Antonie war nur froh, weil sie noch von nichts wußte, weil sie noch einen guten Ausgang erwartete. Sobald sie hörte, daß für das kranke Kind keine Hoffnung da sei, würde ihre Heiterkeit verschwinden, ach wie schnell.

„Ich komme,“ sagte er matt, „ich habe Kopfweh.“

„Das wird gleich vergehen, du Langschläfer!“ rief Antonie zuversichtlich. „Es ist ja schon elf! Mach dich aber fein, hörst du?“

„Elf Uhr?“ Erich sprang aus dem Bette. „Ist Besuch da? Wer denn?“

Jetzt hörte er seine Frau lachen. „Ja! Ein Besuch! Ein ganz merkwürdiger, unerwarteter Besuch! Mach flink, mein Mann! Du wirst aber Augen machen!“ Und er vernahm, wie die Treppenstufen unter den hinabeilenden Füßen knarrten.

Erich öffnete seine Tür und horchte. Aber er konnte keine Worte unterscheiden, nur lebhaftes Sprechen hörte er. Was für ein willkommener Zufall! Der Tag, vor dem er sich so gefürchtet, begann mit etwas Heiterem. Antonie hatte so lange nicht gelacht! Die Sonne hatte so lange nicht geschienen!

Ohne bestimmte Erwartung, froh über den Aufschub und dankbar, daß Antonie ihn nicht gleich mit Fragen geweckt hatte, beeilte sich Erich, so sehr er konnte, um Antonie den Scherz, den sie vorhatte, nicht zu ver-

Digitized by Google

derben. Neugierig war er nicht, doch zwang er sich zu lächeln, als er in das kleine Eßzimmer mit dem Erker trat.

Aber er ging nicht weiter ins Zimmer hinein, blieb sofort stehen. Selbst seine kurzsichtigen Augen reichten bis zu der Gruppe im Erker. Dort saß Antonie Hand in Hand mit einer hellgekleideten Dame ohne Hut, und hinter beiden stand Ebba und hatte ihre Arme der Mama und der Fremden um die Schultern gelegt. Plötzlich erhoben sich alle.

„Papa! Er kommt!“ schrie Ebba ihm entgegen.

„Nu rat aber mal, Erich!“ rief Antonie aufgeregt, erwartungsvoll, „hier ist Besuch!“

Die Dame, ein wenig kleiner und voller als Antonie, mit dunklem, kurzlockigem Haar, trat in eigentümlich biegsamer Anmut vor und bewegte die weißen Hände.

Erich sah zwei feurige, zärtliche Augen blitzen aus einem bräunlichen Gesicht. Mit einem verlegenen Ruck an seiner Brille blickte er auf seine Frau. „Bitte mich vorzustellen, Antonie,“ sagte er ahnungslos, ein wenig steif.

Da streckte die Fremde beide Hände vor und sagte mit tiefer, wohllautender Stimme: „Erich Hetebrink, kennst du mich nicht mehr?“

Die kleine Ebba jubelte auf: „O, Papa —“

„Warte!“ wehrte Antonie mit roten Backen, „Papa muß raten.“

Aber Ebba hatte ihren Vater schon mit den Armen umschlungen, drückte ihren hellen Kopf an seine Brust und jubelte ungeheuer amüsiert: „Es ist ja Tante Dinchen, die dich gekannt hat, wie du noch klein warst, und du kennst sie nicht!“ Und dann sprang sie von dem vor Überraschung Wortlosen zu der schönen, auflachenden Fremden. „Verloren! verloren! Tante Dinchen, Sie haben die Wette verloren! Papa hat Sie nicht erkannt!“

Über Erichs Gesicht lief ein dunkles Rot. Er griff sich an die Schläfen, als müsse er sein ergrauendes Haar verdecken vor dieser lieblichen, stolzen Erscheinung mit den vollen, bräunlichen Wangen und den jugendglänzenden Augen. Noch erkannte er sie nicht, aber der Name versetzte ihn zurück um zwanzig Jahre, und sein Herz schlug stark. „Willkommen!“ sagte er, mechanisch ihre Hände schüttelnd, „seien Sie willkommen! Nach so langer Zeit!“ Er seufzte und senkte den Blick. „Wieder in Hamburg. Und hier bei uns! Wo kommen Sie denn her?“

Er sah Antonie an, wollte lachen, fuhr sich durchs Haar und nickte ihr zu, als wolle er sagen: Siehst du, es war nicht etwa ausgedacht. Dinchen ist eine wirkliche Person.

„Was sagst du, Papa!“ jauchzte Ebba, „als ich noch gar nicht da war, da habt ihr zusammen gespielt!“

Aber Erich blieb gezwungen, die Wirklichkeit versank für einen Augenblick, und das Kind störte ihn in seinem Traum. Sogar Antonie störte ihn darin.

Sie saßen nun alle, Dinchen in der Mitte, in dem kleinen Erker, den welke, gelbe Blätter von außen umkränzten.

„Nach zwanzig Jahren, unglaublich!“ sagte Erich wie zu sich selbst. „Wie haben Sie meine Adresse erfahren, Frau oder —?“ Und er streifte mit einem prüfenden Blick die elegante Gestalt im hellgrauen Reisekleid, von dem ein zarter Rosenduft ausging.

Seine Steifheit steckte selbst Ebba an. Sie verließ die Fremde und stellte sich hinter ihren Papa. Antonies froh erregtes Gesicht wurde verlegen, sie hatte sich auf ein großes Wundern und Lachen gefaßt gemacht, denn Erich hatte stets mit so viel Freundschaft von seiner „ersten Flamme“ gesprochen. Der Grund ihrer Entzweiung war Antonie nicht ganz genau bekannt. Ein sechzehnjähriges, verwöhntes Mädchen, wie hätte auch die für ihren ernsten Erich gepaßt! Das Ganze war, so glaubte sie, nach Mutter Hetebrinks Bericht, mehr Kinderei gewesen. Jetzt aber, beim Anblick der schönen Fremden und ihres eigenen, ganz betroffen dasitzenden Mannes, regte sich eine verwunderte Unruhe, eine leise Eifersucht. Ich bin gerade heute so scheußlich angezogen, dachte sie, gerade dies grau und schwarz gestreifte Kleid, das Erich nicht ausstehen kann. Aber zum Kinderbaden ist es gut genug; wenn ich gewußt hätte —

Dinchen allein sprach lebhaft und ohne Verlegenheit, allerdings unmerklich dem Tone Erichs sich anpassend.

„Wie freu' ich mich, daß ich hierher gekommen bin! Wie reizend ist Ihre Frau, Herr Hetebrink, wie entzückend sind die Kinder. Die Kleinste ist ein wenig zart, aber

Digitized by Google

sehr klug. Und dies wunderhübsche Haus, das ihr zwei glücklichen Menschen euch gebaut habt! So anheimelnd und geschmackvoll! Was für ein schönes, stilles, glückliches Heim! Wo ich herkomme? Aus London, wir haben dort ein Gastspiel absolviert, meine Truppe ist da geblieben, ich aber bin schnell herüber nach Hamburg. Ihre liebe Frau weiß schon, daß ich Schauspielerin bin. Und jetzt" — sie erhob sich heiter und elastisch, und ein dankbares Lächeln erschien auf ihrem durchgeistigten, grundgütigen Gesicht — „jetzt, wo ich Sie alle gesehen habe und mein alter Wunsch erfüllt ist" — sie reichte Antonie die rechte, Erich die linke Hand — „jetzt will ich Ihnen wieder Lebewohl sagen. Alles, alles Gute!"

Sie machte eine Bewegung, aber von Erichs Wesen zersprang das Eisenband, das Zeit und Gewohnheit ihm angelegt. Er hielt ihre Hand fest und rief: „Was? Sie wollen schon wieder fort? Nach zwanzig Jahren auf eine Minute? Antonie!"

Sein Hilfeschrei wirkte so spaßhaft, daß Ebba laut an zu lachen fing.

Die Schauspielerin zog ihre Uhr heraus. Sie war sehr schön und klein, aber sie stand still. „Meine Uhren gehen nie," sagte sie lächelnd, „ich bin aber schon sehr lange hier. Wenigstens zwei Stunden."

„Das ist nicht möglich!" bat Antonie, ihren Mann verwundert musternd. Warum sagte Erich nichts? Warum hielt er nur immer die Hand der schönen Fremden? Warum schien die ganze Welt ihm versunken zu sein? Bis Erich herunter kam, hatten sie so freundschaftlich geplaudert, nach zehn Minuten schon waren sie wie alte Bekannte gewesen, und es war Sonntag, und Antonie hatte sich auf einen frohen, ungewöhnlich festlichen Tag gefreut. Dinchen, so dachte sie, würde den ganzen Tag bleiben und von ihrem Leben, das ihnen so fern lag und so viel Buntes und Abwechselndes bieten mußte, erzählen.

Sie schrak zusammen, als jetzt Erich mit Aufgebot aller Kräfte einen Sprung aus sich heraus machte und, ohne die Hand der Schauspielerin freizugeben, zu ihr sagte: „Sie hat mich du genannt, nicht, Frau? Zuerst, glaub' ich, hat sie du gesagt! Kann denn das nicht wieder? Wenn Sie erlauben — wenn du erlaubst — Dinchen — aber wie heißt du denn eigentlich? Man weiß ja nichts!" Und er ließ ihre Hand los und errötete wie ein Knabe.

Auch die Schauspielerin errötete, und in ihren Augen blitzte es mutwillig auf. „Ich heiße Dinchen Poppinga oder Dina Divina, so nennen mich manchmal die Kalifornier, wenn sie galant sein wollen! Aber nicht immer."

„Dina Divina, Herrgott! Nicht verheiratet?"

„Nei—ei—n." Ein scherzendes Lächeln begleitete das zögernde Nein.

„Noch zu haben!" rief Antonie und steckte ihren Arm durch den ihres Mannes.

Die unwillkürliche Schutz- und Trutzbewegung machte Dina lachen. „O nein!" sagte sie lebhaft, sehr bestimmt, „auch das nicht."

Erich mit Antonie am linken Arm faßte zum zweitenmal nach Dinas Hand. „Bitte, erlaub' mal, wie siehst du eigentlich aus? Du siehst — du siehst eigentlich genau wie früher aus," sagte er mit ergriffenem, triumphierendem Ton, nahe an ihrem Gesicht.

Antonie bemerkte den ungewohnten, fast hingerissenen Ausdruck in ihres Mannes Zügen. Mit einer schnellen Bewegung steckte sie ihren zweiten Arm durch den der Schauspielerin. Sie bildeten so einen Kreis, den Ebba freudig umsprang. „Wir nennen uns du, Erich, mein Mann! Wir haben uns gleich befreundet, du warst nur erst so komisch. Erich hatte heute Kopfweh, weißt du, Dinchen," so sprach sie aufgeregt, ihre Vertraulichkeit stark betonend. „Und weglassen tu ich sie nicht, hörst du? Natürlich! natürlich! Dinchen bleibt zum Mittagessen und bis heute abend. Sie ist schon drei Tage in Hamburg und hat endlich unsere Adresse erfahren. Und morgen abend reist sie schon wieder weg, denk dir, wie schade!"

„Morgen abend?" sagte Erich mechanisch, kopfschüttelnd, „das ist doch zu kurz!" Und mit Eifer und Verwirrung drückte er Dinas Hand. „Komm! sitz und erzähle! Zwanzig Jahre! Wie ist denn das — du siehst aus, als wärst du jetzt ein zwanzigjähriges Mädchen, und ich — sieh mal — schimmelig! grau! Es geht dir gut! Vom Erfolg getragen! Triumphierend, strahlend! Setz

Digitized by Google

dich dahin! Schauspielerin? Was spielst du denn? Und deine Eltern und Franz und Ludwig? Und nicht verheiratet? Nu hör mal, deine Kalifornier sind Esel, daß sie nicht zugegriffen haben!"

Dina lachte laut. Dann wurde sie ernst und sagte: „Ich war übrigens genügend verheiratet — zweimal. Das ist nicht für mich! Nein, Antonie, erschrick nicht vor mir. Es sieht nur so aus. Aber ich hasse versumpfte Gefühle, und da hab' ich mich jedesmal wieder freigemacht."

„Ebba, flink, geh in die Küche, ob der Tee noch nicht kommt," rief Antonie verlegen.

Zögernd gehorchte die Kleine.

Erich rückte ein wenig von Dina ab und sagte, die Brauen hochziehend: „Du scheinst also in jeder Beziehung dir gleichgeblieben zu sein."

„Derselbe freie Vogel! ja!" nickte Dina fröhlich. „Aber ihr — was für ein warmes, inniges Glück spricht aus diesen traulichen Räumen und aus euren Gesichtern! So sieht es hier aus! Man möchte über euch die Hände falten!" Und sie zog beide Gatten in ihre Umarmung. „Was für eine Freude, solche Menschen wie euch zu sehen!"

Erich und Antonie sahen sich plötzlich an. Ein seit lange nicht empfundenes Gefühl der Sicherheit und der Erfüllung durchbebte sie. Sie lächelten.

„Ja, das war gut! Gerade heute!" sagte Erich aufseufzend, aber vor Dankbarkeit.

Und dann wurde es solch ein Tag, wie Antonie gewünscht hatte. Dina saß zwischen ihnen und erzählte, und als Antonie in die Küche mußte, ging Dina mit und erzählte dort, und Erich ging natürlich auch hinunter.

„Entschuldige, daß wir eine Kellerküche haben," sagte Antonie.

Und Dina sah sich darin um und erzählte, sie bemerke erst jetzt, daß die Küche im Keller sei, aber eine so wundervolle Küche habe sie niemals weder in einer Etage, noch in einem Keller gesehen. Dasselbe sagte Dina von dem Garten, der jetzt in der Herbstruhe traurig genug dalag. Aber am wilden Wein glühten noch rote Blätter, und unter einem Fenster, am sonnigsten Fleck, blühten große Rivieraveilchen.

„Wir haben auch Radies im kalten Kasten, Tante Dinchen; willst du mal selbst welche rausziehen? Ich zeig' dir die, die dick sind!" Und Ebba umtanzte die Erwachsenen mit flatterndem Haar.

Doch gingen sie gleich wieder ins Haus. Agnes auf Antonies Arm bekam bläuliche Lippen vor Kälte. Dina wärmte ihr die eiskalten Händchen, während sie neben Antonie ging.

„Hast du auch Kinder?" fragte Antonie plötzlich mit besonders warmer Bewegung.

„Nein," sagte Dina ruhig, „glücklicherweise nicht."

„Du liebst die Kinder nicht?" rief Antonie, mit Heftigkeit zurückweichend.

Die Schauspielerin lächelte nachsichtig. Ihre weiche, rollende Stimme sagte: „Kleine, lebende Blumen! Wer ist so stumpf, sie nicht zu lieben? Wer ist so roh, sie gleichgültig anzusehen? Aber für mich — ich hätte dann alles aufgeben müssen, und das kann ich mir nicht gut denken."

„Du lebst ganz für deinen Beruf?" sagte Antonie unsicher.

„Ich lebe für das Leben!" rief Dina und breitete die Arme aus. „Sieh mal den Himmel — so blau, so leuchtend hinter dem roten Weinlaub — ist er nicht mein? Und deine süßen Kinder — wenn ich sie liebe, wenn ich ihre Schönheit hier in meinem Herzen fühle, sind sie nicht mein?"

Antonie wendete die Augen nicht von Dina, ihr Herz klopfte stark, das Blut schoß ihr in die schmalen Backen. „Du bist ganz anders als wir; du bist eine Ausnahme. Bist du auch manchmal traurig? Oder kommt das bei dir nie vor?" Und neugierig forschend betrachtete sie Dinas strahlendes Gesicht.

„Solange es Trauriges gibt, wird man auch weinen müssen, aber was schadet denn das? Das gehört alles dazu," sagte die Schauspielerin, „das ist Leben." Aber was sie berichtete, klang alles gehoben. „Mein Papa-Poppy? Ob er lebt? Aber ich sag' dir, Erich, er hat sich verjüngt, seit er das Theater gegründet hat! Das war eine wundervolle Idee von ihm, dieses Volkstheater für die ganz Armen, die sonst so wenig Freude haben. Wir haben all unser Geld und unsere Kraft hineingesteckt. In Los Angelos. Es heißt ‚Soziales Theater', ganz einfach. Poppy ist Direktor, und Luki ist Regisseur.

Digitized by Google

Franz, nein, der gehört nicht zur Bühne, der ist Redakteur. Links. Rot. Macht durch sein Blatt Propaganda für unser Theater. Die Einrichtung ist ausgezeichnet. Unsere wohlhabenden Zuschauer bezahlen, unsere mittellosen nicht. Dafür haben die wohlhabenden das angenehme Gefühl, den anderen ein Vergnügen zu verschaffen; und sie wohnen diesem Vergnügen bei, hören den Enthusiasmus, all das Geschrei — oft auch die wahre, echte, stumme Ergriffenheit. Jetzt hat unsere Truppe im Londoner Ostend gespielt. Ein Erfolg! Poppy wäre auf ein Haar mit nach London, aber dann hat Mama sich in der letzten Minute den Fuß verstaucht, und da sind sie zu Hause geblieben."

„Wollen wir ihnen zusammen ein Telegramm schicken?" sagte Erich hingerissen. Erst als er das Geld ausgeben wollte, fiel ihm ein, daß er jetzt die Pflicht habe, jeden Pfennig umzudrehen. „Oder ein Kollektivbrief, das ist besser," berichtigte er sich. „Was für Stücke spielt ihr?"

Dina erzählte, daß ihr Spielplan sehr bunt sei. „Von Shakespeare bis Viktor Hugo, von Kalidasa bis zu Maeterlinck."

„Und so etwas versteht bei euch das Volk? Das ist ja unglaublich!" sagte Erich.

Aber Dina lachte ihn aus. „Da sieht man euch, ihr exklusiven Europäer! Ihr tut immer, als wäre das Volk eine Herde Schafe, die nicht wissen, daß das Gras grün ist. Ein Schulmeister muß kommen und es ihnen sagen! So was gibt's drüben bei uns nicht. Wir wollen ja nicht belehren, nur erfreuen. Poesie ist keine Wissenschaft. Ohne Lesen und Schreiben zu können, kann man sich an der Kunst entzücken."

„Oho!" machte Erich. „Das glaub' ich doch nicht."

Da rief sie ihn lachend: „Bildungsphilister!" daß er beinahe gekränkt ward. Aber es kam nicht dazu, es ward schnell gut gemacht. „So viele Grüße soll ich bestellen," sagte Dina ablenkend. „Mama besonders ist dir sehr gut, Erich, und Großmama Birch, aber die haben wir leider verloren." Und sie erzählte, wie unnötig sie gestorben war, denn ihre Gesundheit war erstaunlich, und sie wäre gewiß hundert Jahre alt geworden. Da ist sie durch einen Unglücksfall auf dem Meer umgekommen. „Ein Zyklon packte das Segelboot, und alle sechs Insassen ertranken."

„So kennt ihr nicht einmal ihr Grab?" sagte Erich teilnehmend.

„Poppy sagt: Wir haben ihr Grab nicht, wir haben ihr Leben. Und das ist mehr. Großmamas Zimmer ist unangerührt. All ihre Sachen, wie bei Lebzeiten. Und an ihrem Geburtstage und zu allen Festen tragen wir Blumen hinein. Die Stube heißt ‚Großmamas Leben'."

Erich und Antonie blickten sich an. Mit etwas trockener Stimme sagte Erich: „Sehr hübsch, gewiß, wenn genügend Platz dafür." Er dachte: Nach Mama fragt sie nicht.

Und Dina fragte wirklich nicht nach Frau Hetebrink. Aber Antonie erzählte dann, daß auch sie einen schweren Verlust erlitten und so weiter.

Da errötete die Schauspielerin. „Du hattest sie sehr lieb, nicht wahr, Antonie?"

„Selbstverständlich, Dina!"

Das Gespräch schweifte so hin und her.

„Ihr seid also allesamt fürchterlich rot," sagte Erich nachdenklich.

„Und wie kann man anders sein?" fragte Dina schnell, „ihr seid doch nicht etwa schwarz?" und sie lachte.

„Schwarz? Na, aber hör mal, beleidige mich nicht!" Erich begann von seinen Kämpfen zu erzählen. „Wir sind nicht kirchlich getraut, die Kinder sind nicht getauft, aus der Kirche bin ich ausgetreten."

„Ja," sagte Antonie, „wir haben es schwer, liebe Dina." Es klang Angst aus ihren Worten, und ihre Züge wurden sehr ernst.

Dina blickte verwundert auf. „Schwer, weil ihr Freidenker seid? Wirklich? Ist hier jetzt solche Zeit?"

„Du liest doch die Zeitungen drüben," sagte Erich.

„Ich lese wenig Zeitungen. Übrigens, in Frankreich ..."

Erich ergriff leicht ihren Arm und schüttelte ihn. „Wir sind nicht in Frankreich, wir sind in Deutschland, du!"

„Ja," sagte Dina unbedenklich, „warum geht ihr nicht weg?"

Aus Erichs Auflachen, in das sich ein Ausruf Antonies mischte, klang beinahe Zorn. „Ihr habt die deutsche Heimat aufgegeben, das kann nicht jeder."

Digitized by Google

„Ja, wir sind vaterlandslose Gesellen!“ lachte Dina spöttisch.

Erich wurde hitzig, seine Augen röteten sich. „Nee du, da kann ich nicht mit! Solch eine Gleichgültigkeit geht über alle Bäume!“

Und Antonie faßte nach Dinas Hand. „Gott, sag mal, habt ihr, hast du niemals Heimweh nach Hamburg gehabt?“

„Niemals,“ sagte Dina.

Erich sprang auf. „Das ist ein Mangel! Das geht dir ab! Du hast so viel voraus vor uns. Aber du hast kein Vaterland!“

„Die ganze Erde!“ scherzte Dina mit ausgestreckten Armen. „Eure Liebe hört an der Grenze von Deutschland auf, meine wandert um die Erdkugel mit Welle und Wind.“

„Das hört sich nach etwas an, ist aber nur eine Phrase!“ rief Erich, „nein! Deutschland, Deutschland über alles!“

„Das singt jeder von seinem Land, Erich, die Völker von allen Farben.“

„Und so soll es sein! Und so ist es gut!“ Er schlug auf den Tisch.

„Nein, wahrhaftig, so soll es nicht sein! Denn so ist es schlecht!“ Und Dina schnellte in die Höhe.

Sie maßen sich einen Augenblick. Vor Dinas strahlenden Augen senkte Erich die seinen. „Nichts für ungut,“ sagte er, „du gehst mir viel zu weit.“

Antonie trat ängstlich hinzu. „Ihr werdet euch doch nicht streiten? Dina ist nur heute hier.“

„Und morgen noch,“ sagte Erich. „Nein, wir kommen niemals zusammen! Gib mir wenigstens deine Hand, Dina, daß du mir nicht böse bist.“

„Wunderlicher Mensch! Wieviel weicher du geworden bist!“ lächelte Dina.

„O, das ist nur heute so, wir haben nicht jeden Tag Sonntag,“ bemerkte Antonie dazu.

„Frau! willst du mal!“ Erich drohte mit dem Finger. „Ich hab' mich übrigens lange mit der Behörde herumgevaukt, Dina. Denk dir, daß man noch immer einen Eid leisten muß, um Hamburger Bürger zu werden!“

„So? ich dachte, das Bürgerrecht hängt vom Einkommen ab,“ sagte Dina.

„Natürlich ...“ begann Erich.

Dina lachte klingend auf. „Das sollte Franz hören! Natürlich! So etwas Unnatürliches nennst du natürlich!“

„Wollt ihr nicht lieber etwas anderes sprechen?“ begütigte Antonie.

„Nein, ich spreche von dem Schwur ...“

„Also mußtest du verzichten, trotzdem dein Einkommen stimmte? Und das tut dir weh?“ forschte Dina lebhaft.

Erich erzählte, wie ihm Max Hesse die Sache schließlich klar gemacht. Er hatte schwören müssen, um die Abschaffung dieser veralteten Maßregel durchzusetzen, sobald er gewählt würde.

„Ja, so machen es die Sozialdemokraten auch,“ sagte Dina. „Revolution mit Hilfe der Regierung.“

„Bitte, jetzt hören wir auf!“ und erbost hielt sich Erich die Ohren zu. Antonie aber umschlang Dinas geschmeidige Schultern und sagte halb bewundernd, halb widerwillig: „Gott, weißt du, so eine rechte Frau bist du doch eigentlich gar nicht.“

Erich lief im Zimmer auf und ab. Immer, wenn er in den Winkel kam, wo das dicke Lieschen mit den Klötzen baute, blieb er stehen, starrte gedankenlos auf den Boden, das kauernde Kleine, das Häufchen Würfel und kehrte dann mit einer plötzlichen Schwenkung um. „Weißt du, Dinchen, wir haben übrigens einmal Theodor Storm besucht!“ platzte er heraus.

Mit Dina ging eine Veränderung vor. Aus der Verteidigungs- und Angriffsstellung glitt sie in volle Sympathie hinüber. Sie ließ sich lang und eingehend erzählen, und dann ging Erich und brachte den Band des „Lebensarchivs“ und las alles noch einmal ausführlich vor. Mit strömenden Augen hörte die Schauspielerin zu. Die Kartoffelkomödie begeisterte sie auch.

„Und nun haben wir ihn nicht mehr,“ klagte Antonie.

Dina strich ihr über die Hände. „Wir haben ihn immer! immer!“

Antonie blickte sie an: „Weißt du nicht, ein Jahr darauf ist er gestorben.“

Und Dinchen: „Ja, was man im gemeinen Sinne sterben nennt. Aber eigentlich — wer ist Lebendiger als die Toten?“ Und sie begann zu sprechen von den Langverstorbenen, die all die Stücke geschrieben, die sie auf ihrem „Sozialen Theater“ spielen. „Ihre Hand führt die Hände unserer Maschinisten, daß sie die Kulissen aufstellen und die Lam-

Digitized by Google

pen anzünden. Ihre längst vermoderte Hand! Ihre Stimme spricht aus meiner Stimme und aus der Stimme der anderen Darsteller. Ihre längst verhallte Stimme! Ihre Feuerseele beschwingt die unsere, verwandelt uns in die von ihr geschauten Bilder, bewegt durch uns Tausende von Lebenden zur Entzückung und zu Tränen, reißt sie zu Taten der Begeisterung und entflammt sie zu heiligem Kampfe für das Große!" Dina war blaß geworden, ihre Augen, groß offen, zeigten das Weiß unter der dunklen Iris; ihr Gesicht mit den geblähten Nüstern, mit wie von einer inneren Glut knisterndem, sich sträubendem Haar hatte sich gänzlich verwandelt. So mochte sie auf der Bühne aussehen.

„Willst du mir das in mein Lebensarchiv schreiben?" fragte Erich mit schwerer Zunge.

Und dann wollte er Theodor Storms Gedächtnis trinken. „Denn er ist es doch, der uns wieder geeint hat. Wir haben keinen Weinkeller, aber doch ein paar Dutzend Flaschen für besondere Gelegenheiten. Rüdesheimer oder Griechenwein — was ziehst du vor?"

„Sodawasser," lächelte Dina, „ich trinke keinen Wein."

Erich und Antonie entsetzten sich. „Wie kann man denn mit Wasser! Da liegt doch gar kein Sinn drin! Und eine Künstlerin? Wasser ist vollständig unkünstlerisch," behauptete Erich. Selbst Antonie bemühte sich, sie zu überreden: nur so zum Anstoßen.

Und als alles nichts half, schalt Erich auf die Amerikaner und trank Antonie zu; Dina mit ihrem Wasserglase war gleichwohl die beredteste und begeistertste, und gerade das war Erich unbehaglich. „Du bist doch wahrhaftig nicht nüchtern, wie kannst denn du ein Apostel der Nüchternheit sein!" murrte er.

Dina hob das Wasserglas: „Auf den Rausch ohne Wein! Stoßt an!" Antonie tat es. Erich zog sein Glas zurück: „Mich hat das Leben ernüchtert, ich hab' den Wein nötig, wenn ich mal aus mir heraus will."

„Aber jetzt ist es genug." Antonie stellte die Flasche beiseite. „Ich brauch' ihn auch nicht. Wenn ich an etwas Schönes denke, dann ..." Die Frauen schüttelten sich die Hände.

* * *

Es war spät nachts, als Erich Dina nach Hause, das heißt in ihr Hotel, begleitete. Da es dunkel war, nahm sie seinen Arm, doch konnten sie nicht im Schritt gehen, jeden Augenblick kamen sie heraus. Dina lachte auf und ließ ihn los. „Ich glaube, es geht nicht anders. So nebeneinander ist es auch sehr nett."

„Ja," sagte Erich, „das ganze Leben liegt dazwischen." Er seufzte schwer auf. Jetzt, wo der merkwürdig schöne Tag vorbei war, legte sich wieder das Bleigewicht der Wirklichkeit auf seine Seele. Er begriff kaum, wie er hatte heiter sein, alles für einige Stunden hinter sich werfen können. Plötzlich überfiel ihn der unbezwingliche Wunsch, Dinchen alles zu erzählen. Und während sie unter den halb entlaubten, kaum beleuchteten Alleen nebeneinander gingen, begann er unvermittelt: „Mein Haus, meine Frau, meine Kinder, alles hat dir gefallen, und du hast für alles ein freundliches Wort gehabt. Ich danke dir dafür. Du weißt, ich kann keine großen Redensarten machen. Aber du weißt, von früher her ..."

„Ja," sagte Dinchen warm, „ja, lieber Erich." Sie faßte nach seiner Hand, und er preßte die ihre, ihm sprangen die Tränen in die Augen, aber die sah sie nicht. Sie fühlte sich nur froh in ihrem überquellenden Gefühl, und sie mußte das in Worten sagen. „Eigentlich ist es doch wunderschön, so nach zwanzig Jahren sich wiederzusehen und zu finden, daß das Beste unverloren ist."

Er nickte schwer, seine Schultern bebten mit dabei: „Du hast das ausgesprochen, was mir diesen Tag zu einem hohen Festtag gemacht hat, und morgen hoffentlich noch so einen — aber, wenn du denkst, daß mein Leben gesichert ist, daß ich eine glückliche sorgenfreie Existenz vor mir sehe — wie es den Anschein hat ..." Seine Stimme schwankte, er blieb stehen und sagte halb flüsternd, scheu und heiser: „Dinchen, ich habe meine Stelle verloren, und Antonie weiß es noch nicht! Gerade gestern! Erst gestern!"

Besorgt über seinen Ton und sein fühlbares Zittern hängte sich Dina wieder an seinen Arm. „Lieber Erich! Mein alter groß Eritus! Weißt du noch? Was ist denn dabei so Fürchterliches?" sagte sie mit

Digitized by Google

ihrer tiefen, weichen Stimme, „erzähl doch einmal!“

Und er erzählte. Ein süßes, seltsames Gefühl überkam ihn; während er sprach, zu ihr sprach, die da jetzt zutraulich an seiner Seite entlang glitt, manchmal lebhaft einfiel, manchmal Ausrufe des Zornes dazwischenwarf, wurde das Dunkle lichter, das Unerträgliche leichter, alles gewissermaßen etwas Ferneres, Fremderes, das weniger augenblickliche Macht über ihn besaß, als diese Frau an seiner Seite, die weder seine Gattin noch seine Geliebte, weder seine Mutter noch seine Schwester war, und die doch alles zugleich zu sein schien, und von der eine unbegrenzte, warme Güte, eine freudige Sicherheit ausging, so daß es ihm war, als führe sie ihn, als lehne er sich an sie, als leite sie seine suchenden Tritte auf dem dunklen, unbekannten Wege. Was sie aber sagte, klang unverständig, so als begreife sie nichts von der Wirklichkeit, nichts von dem realen, groben, einfachen Leben, nichts von der Welt, in der er lebte.

„Warum bist du eigentlich so traurig, mein alter Erich? Bist du nicht derselbe Mensch wie gestern? Wie kannst du von deiner süßen, reizenden Frau denken, daß irgendein Kind ihr lieber sei als du selbst? Du warst doch eher da als das süße, kleine Kind!? Und wenn es so etwas Schreckliches ist, Kaufmann zu sein, wie ich auch immer gedacht habe, warum willst du nicht was anderes werden? Warte mal, sei still, ich muß nachdenken! Kannst du nicht vielleicht Gärtner werden? Du verstehst dich so gut auf die Blumen. Wenn du nun Rosengärtner würdest. Ordentlich so in Rosen schwelgen — was für ein schöner Beruf! Möchtest du das nicht? Und wie gut für die Kinder. Eure kleine Agnes würde gewiß dabei gesund. Rosenduft ist etwas so Herrliches! Geht doch fort aus diesem grauen, kalten Regenloch, wo die Sonne nur alle acht Tage scheint, kommt mit hinüber und fang da bei uns eine Rosenzucht an! In deinem Garten werden die Kolibris bauen, sie weben so wundervolle Nestchen! Was wirst du für Augen machen! Um Kolibris fliegen zu sehen, lohnt es sich schon, solch eine Reise zu machen.“

Erich lachte wider Willen über ihre kindischen Vorschläge. Er widersprach ihr kaum, er lachte nur. „Du bist selber ein Vogelmensch, Dina.“

„Ja,“ sagte sie erfreut, „das mag wahr sein. Aber du ebensogut, wenn du nur willst. Wir haben alle Flügel!“

Das riß ihn fort. Er sagte sogar: „Sehr hübsch. Nur, mit wessen Gelde? Dazu braucht man höchstwahrscheinlich Geld.“

„Du verkaufst das Haus, und dann hast du ja Geld, Erich. Und wenn es nicht genug ist, wirst du schon irgendwie etwas bekommen.“

Sein Lachen verstummte jäh. „Vielleicht so wie Robert? Auf **die** Art, durch Straßenbettel. Weißt du, daß er in San Francisco als Vagabund gestorben ist?“

Dina drückte seinen Arm. „Lieber Erich, laß. Wie kannst du dich mit Robert vergleichen!“

„So? Bin ich endlich gerechtfertigt in deinen Augen?“ brach er aus. Er wartete auf ihr „Ja“, aber sie schwieg.

Nach einer langen Pause sagte sie sehr weich: „Das war eine Seele ohne Groll. Seine letzten Worte waren Grüße an dich.“

Er stutzte. „Ach du, Worte sind so billig! Übrigens — woher weißt du das?“

„Ich habe ihn — dort besucht. Im Spital.“

„Du?“ Sein Arm begann zu fliegen. „Hm — das war ja sehr — sehr viel von dir — das —“ Seine Brust arbeitete schwer. Dann lachte er auf. „Da quält man sich Jahr für Jahr, etwas zu sein, etwas zu leisten, und schließlich — wer hat jemals mit **mir** Mitleid gehabt? Zuletzt ist der Vagabund, der auf der Straße stirbt, noch zu beneiden.“

Sie gingen schweigend eine weite Strecke. Das Straßenleben war verstummt, der Wind zischte hörbar um die verschlafenen Mauern. Dina hielt den Hut mit der Hand. Sie streifte zuweilen mit einem Blicke Erichs hagere, etwas vorgebeugte Gestalt, das Profil mit den langen Linien, sie fühlte den knochigen Arm in dem ihrigen. Es wurde ihr traurig zumute, sie wollte gern etwas Tröstliches sagen. „Hätt' ich jetzt freies Geld statt des Theaters, dir wäre sofort geholfen,“ seufzte sie.

Aber er widersetzte sich heftig. Von einer Frau würde kein anständiger Mensch Geld

Digitized by Google

annehmen. Das sei vielleicht möglich in ihrer Schauspielerwelt, er aber sei noch nicht so tief gesunken und hoffe auch, nie so tief zu sinken. Dann besann er sich, daß der Streit müßig war, und wurde wieder versöhnlich. „Wenn ihr doch alles in eure Theatergründung gesteckt habt."

„Ja," sagte Dinchen mit einem komischen Seufzer, „wir sitzen sogar in Schulden, aber uns hindert das nicht, vergnügt zu sein."

„Ach, ihr, Vogelvolk! Wie solltet ihr nicht obenauf sein! Mit Geld läßt sich vieles machen, mit Talent auch etwas — mit Talent und Geld zusammen kann man alles," nickte er still.

„Aber solch ein Gärtnertalent, wie du hast, Erich."

Er lachte nicht mehr. Schwerfällig sagte er: „Ja, das ist doch wohl nur dein Scherz, Dina. Jetzt in meinem Alter — mit grauen Haaren — ohne Vermögen — mit Familie — meine etwaigen Talente ausbilden, um davon zu **leben** — es ist ja nicht das Reden wert."

Dina verteidigte sich. „Ich habe an Chrysander gedacht, hast du nicht von dem gehört? Der lebt ja hier sogar. O, Erich, was für ein wundervoller Mensch! Das ist, als wenn man jemand mit zwei Händen zugleich zwei Meisterwerke vollbringen sieht!" Und da Erich schwieg, fuhr sie fort, von Chrysander zu sprechen. „Obstkulturen — die herrlichsten Früchte zieht er, und dabei die großartige Händelausgabe! Um den Händel herausgeben zu können, hat er die Obstkulturen angefangen. Und nun ist beides gleich wunderbar gediehen."

„Jeder kann nicht jedes," murmelte Erich.

Aber Dina empfand die Traurigkeit nicht, die in seinem Ton lag. „Du könntest dich ja mit aller Kraft auf eines werfen, Erich! Wenn nicht Rosen, dann vielleicht Orangen und Zitronen. Mit ihrem goldigen Grün, mit ihren schimmernden Bällen — was gibt es Schöneres!" Und sie begann halblaut mit lockender Stimme zu singen: „Kennst du das Land —"

Erich hörte das Lied nicht zu Ende, es tat ihm weh, und er unterbrach sie. „So wenig ich den Händel herausgeben kann, so wenig kann ich Gärtner werden! Noch dazu in Kalifornien! Nein," sagte er, und seine Stimme bekam einen ehernen Klang, „selbst wenn alles stimmte — eins bleibt immer unmöglich für mich wie für Antonie: aus dem deutschen Vaterlande gehen wir nicht."

„In welchem Lande wird zuerst die neue Menschheit wohnen?" sagte Dina halb zu sich selbst mit ihrem tiefen Brustton. Und sie wandte sich lebhaft zu Erich: „Kolonisten für irgendein Freiland, das müßt ihr sein! Bleib nur fest! Die Zeit kommt! Nur nicht nachgeben! Nur sich nicht unterjochen lassen, Erich!"

Ihr Anruf fuhr ihm durch alle Glieder, aber er fühlte sich müde. Warum ist es **diese**, die so spricht? Warum sagt Antonie: Gib nach! Und diese sagt: Bleib fest!

Und er begann seinen sinkenden Mut vor der Schauspielerin zu rechtfertigen, als wäre es seine Überzeugung, daß man nachgeben müsse; mit demselben Eifer suchte er sie zu überzeugen, den er gegenüber Antonie aufgewendet hatte, um ihr zu beweisen, daß man fest bleiben müsse. „Man will schließlich nicht zwanzig Jahre umsonst gearbeitet haben," sagte er, und seine Worte schienen ihm diesem unpraktischen Frauenwesen gegenüber plötzlich nicht mehr ungeheuerlich, sondern vernünftig und begründet. „Oder kennst du jemand, der von Heuschrecken und wildem Honig lebt, wie der Täufer in der Wüste?" fragte er scharf. Und es machte ihn böse, als ihm Dina antwortete, daß ihr Bruder Franz, der Redakteur der Arbeiterzeitung, wie ein Arbeiter lebe, und er rief trocken: „Nun, guten Appetit!"

Sie schieden etwas kühl voneinander. Und als Erich nach Hause kam, setzte ihn Antonies Begeisterung für Dina fast in Verlegenheit. Er machte große Augen, als die gute Antonie ihm ihren herzlichen Wunsch entwickelte, Dina in Hamburg zu fesseln.

„Sie müßte Professor Ehrenpfort heiraten, und wenn sie dann auch hier in Burgfelde wohnten und ihre Kinder mit unseren Lütten zusammen spielen könnten — wäre das nicht süß, Erich?"

Das aber war doch zu toll für ihren Mann. „Was? Mich sogar hat sie nicht wollen und sollte sich mit dem geräucherten Hering begnügen? Du bist wohl schon im Schlaf, Anton!" brummte er in ihre Hausmusik hinein.

Digitized by Google

Und dann kam wieder die Nacht, die traurige Nacht, und Erich Hetebrink kämpfte von neuem mit den Gedanken an Selbstvernichtung. Damit Antonie und die Kinder in den guten, angenehmen, bequemen Verhältnissen bleiben können; damit die Kleinen ordentliches Essen und Trinken und gute Luft und reine Wäsche haben wie bisher! Aber als es Tag ward, befiel ihn eine heftige, unerklärliche Sehnsucht nach Dinchen Poppinga, und er ging den Weg bis zur Straßenkreuzung hin und her, hin und her, bis sie endlich auftauchte und er sie siegreich ins Haus hereinholen konnte.

Noch lauter und lachender verlief dieser zweite Tag. Erich, Antonie und Ebba saßen und standen mit heißen Ohren um die Besucherin herum, von der eine Art Lebenstrunkenheit auf sie hinüberspielte und erhöhte Lichter auf alles warf. So, als wäre ihr Haus hübscher, ihr Blumenflor leuchtender, die Kinder zierlicher, und als liebten sich alle zärtlicher als zuvor. Dina deklamierte auf deutsch, englisch und spanisch, im „Sozialen Theater“ spielte man in diesen drei Sprachen. Als sie beiläufig erwähnte, daß sie auch singen könne, baten sie stürmisch um ein Lied. „Welches?“ fragte sie bereitwillig. Und da sie keine Antwort wußten, begann sie plötzlich, mit blitzenden Augen aufspringend, zu rufen: „Gut, ich will euch etwas vorsingen, was ihr noch nie gehört habt!“

Sie zog sich die Nadeln aus dem Haar und ließ die krausen, braunen Locken über Stirn und Schläfen fallen. Dann ergriff sie das feuerrote Filzhütchen der kleinen Agnes, drückte es mit ein paar geschickten Griffen zusammen und schob es sich mit den Locken auf den Hinterkopf hinauf. Den kurzen, braunen Lodenmantel über die Schulter geworfen, begann sie zu marschieren.

In ihrem Gesicht zuckten die Muskeln wild durcheinander, die Augen weiteten sich; unerkennbar verändert, schmetterte sie den zurückweichenden Hörern entgegen, während der ganze Körper den Takt schlug:

Chantons la Carmagnole!
Ça ira!
Ça ira!

Und sang und tanzte und tanzte und sang, daß die Locken sausten und aus den Gliedern Flammen zu brechen schienen, während das Triumphlied voll Jauchzen, Haß und Hohn das ganze Zimmer füllte, immer schneller, immer rasender, mänadenhaft, mit geöffnetem Munde, mit blitzenden Zähnen, mit rollenden Augen; die rote Mütze auf dem dunklen Haar über der weißen Stirn tauchte auf, schaukelte, glühte, ohne sich zu verrücken, die Stimme rief, jubelte, hallte, drohte, triumphierte, eine grausige Süßigkeit, ein spielendes Entsetzen, eine drohende, furchtbare und zugleich überwältigend schöne Wildheit jauchzte hier frei und fessellos und unerhört wie eine blendende Feuersbrunst; zu echt zur Abwehr, zu groß zum Widerspruch, hinreißend wie ein Meeressturm.

Als sie den letzten Aufschrei getan hatte und stillstand, war sie blaß, aber rote Schauer jagten ihr über das Gesicht, und ihre Lippen bebten.

Die drei Hörer klatschten wie toll in die Hände, auf Antonies Backen brannten rote Flecken, Erich starrte die Jugendfreundin sprachlos an; das war nicht mehr sie, die er gekannt und geliebt hatte, als sie ganz jung, halbe Kinder gewesen; das war nicht dieselbe, die gestern abend ihm beruhigende, tröstliche, halb törichte Worte gesagt, das war ein schöner, fremdartiger Geist, nicht Weib, nicht Mann, der etwas Verbotenes, etwas Gefährliches in sein stilles Bürgerhaus hereinbrachte ...

„Was war das? Ist das etwas ganz Neues, dies Singen und Tanzen zugleich?“ hörte er Antonies sanfte, halb erschrockene Stimme fragen.

Und darauf Dinas Auflachen. „Also wirklich nicht gekannt? Das ist aus dem vorvorigen Jahrhundert. Die Carmagnole.“

„Wie kommst du darauf, gerade das zu singen? Dieses alte Lied? Begraben und vergessen!“ sagte Erich, zu aufgeregt, um weiterzusprechen.

„Du irrst dich. Das letztemal, als ich es hörte, sangen es dreißigtausend Stimmen zugleich.“

„Wo?“

„In Paris, auf der Straße!“

„Bitte, Erich, was ist denn ungefähr der Inhalt?“ bat Antonie.

Niemand antwortete ihr.

„Was für Leute denn?“

Digitized by Google

Alfred Metzener: Mittag am Albaner See. (Italien 1902.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

„Franzosen, Belgier, Italiener — die meisten waren Russen. Ich sage euch, das klang!“

Erich griff sich mit beiden Händen an den Kopf. „Dreißigtausend?“

„Bitte, Dina, ich habe von den Worten nichts verstanden, sag mir doch —“ wiederholte Antonie voll Spannung.

Aber plötzlich faßte Erich seine Frau in die Arme. „Deutsche singen so was nicht. Beruhige dich, Anton. Die Worte tun nichts zur Sache ...“

„Es ist ein Freiheitslied,“ sagte Dina abbrechend, „kann ich, bitte, ein Glas Wasser bekommen?“

„Singst du das vielleicht auf dem Theater?“ forschte Erich düster.

„Ja. Die Rachel sang die Marseillaise. Ich singe die Carmagnole. Ich kann mein Publikum zum Rasen bringen, wenn ich sie singe. Aber für deutschen Geschmack ist das nicht.“ Die letzten Worte warf sie hin, nachlässig wie schlechte Kupferpfennige.

„Nein, wahrhaftig,“ sagte Erich schnell.

Antonie aber machte sich aus seiner Umarmung los und richtete sich auf, ganz verwirrt und beschämt für ihn. „Gott, nein, Erich, das find' ich aber großartig von dir! Dina!“ — und sie drückte und küßte sie mit Bewunderung und Selbstvergessenheit — „es war ganz wundervoll! Du hast gesehen, wie ich geklatscht habe? Ist es wohl so eine Art Tarantella?“

„Ja!“ schrie Dina, „die Tarantella der Freiheit!“

Erich lachte zornig auf.

Aber Antonie wiederholte: „Hab vielen, vielen Dank! Du, Erich, könnte Dina uns nicht den Text davon auch in unser Lebensarchiv schreiben? Das ist doch mal was ganz Extraes, wenn es von so vielen Leuten jetzt gesungen wird.“

* * *

Dina war wieder abgereist. Erich hatte sie an den Bahnhof begleitet, sie wollte über Paris nach London zurück. Blumen und Schokolade hatte er ihr auf den Weg mitgegeben, und in seltsamer Aufregung und Wehmut hatte er sie abfahren sehen. Ihre überlegene Selbständigkeit kam ihm vor wie die frohe Zuversicht eines Kindes, das nicht weiß, von wieviel Gefahren das Leben erfüllt ist. Es erschien ihm unglaublich, daß sie so allein von einer Weltstadt zur anderen reiste, daß sie öffentlich auftreten und eine wilde Menge begeistern würde. Er dachte, daß ihr Vater doch ein sonderbarer Mann sei, sie solchen Beruf haben wählen zu lassen, und daß sie zwei schreckliche Strohmänner zu Gatten gehabt haben müsse; zweimal geschieden! Ihn schauderte. Nun war sie schutzlos und meisterlos. Gerade Frauen wie diese sollten unter der festen, eisernen Führung eines starken Mannes bleiben. Sie hat gefährliche Gaben und gefährliche Gedanken; sie ist selbst in Gefahr, und eine Gefahr für schwache Seelen, dachte er mit angstvollem Herzklopfen. Und er hatte großes Heimweh nach ihr.

Und Antonie hatte auch Heimweh nach Dina. In Tränen saß sie da, als Erich kam, und weinte ihm entgegen, daß die arme Dina, so begabt und so berühmt, doch gar so verlassen und einsam sei. „Nur glaube ich, Professor Ehrenpfort, der hätte sie am Ende gar nicht mal genommen,“ sagte sie treuherzig. „Vielleicht wenn er gehört hätte, zufällig, wie sie sang ...“

Aber dann redete ihr Erich wider Willen lachend aus, daß der gute konservative Ehrenpfort durch den französischen Freiheitstanz zu erobern gewesen wäre. Und er schüttelte seine Frau am Arm: „Was willst du eigentlich immer mit diesem Ehrenpfort? Ihr liegt eine Welt zu Füßen! Sie funkelt ja vor Glück, hast du denn das nicht gesehen? Nein, du, um uns handelt es sich, Anton.“

Da warf sie ihm die Arme um den Hals und stammelte innig: „Ich beneide sie nicht!“ Und als er dankbar seine bärtige Backe gegen die ihrige preßte, fuhr sie fort: „Wenn nur mein Kind gesund wird, und wenn du dich nicht mehr so abzuquälen brauchst.“

„Morgen,“ sagte er, „morgen,“ die gefürchtete Frage abwehrend, „nein, bleib bei mir — die Kinder schlafen — solange wir noch — leben, bleibe. Komm.“

* * *

Brumm, der Kontorbote, hatte alles gut und richtig besorgt. Die Sachen waren abends abgeholt worden, und nun standen

sie bei dem Spediteur Egeling, bis entschieden war, wohin sie gebracht werden sollten. Seit acht Tagen standen sie nun bei dem Spediteur, und Brumm erzählte seinem früheren Prinzipal, daß er selbst den Platz im Lager ausgesucht habe. „Besonders für das schöne Pult. Man kann ja immer nich wissen, für wie lange das is, bis Herr Hetebrink was wiederhat. Unter zwei Monate nimmt Egeling nichts an, aber wir wollen man hoffen, daß es nich so lange dauert." Brumms breites, gutmütiges Gesicht mit dem Ausdruck sorgenvoller Vertraulichkeit war gerade auf Erich gerichtet; so aufrichtig, so menschlich einfach blickten ihn die kleinen, graublauen Augen an. Er sprach nicht mehr zu seinem Herrn, er sprach zu einem stellenlosen Familienvater, dessen Lage er nur zu gut begreifen konnte. Erich aber erschrak über diese Veränderung mehr, als er je geglaubt, daß er erschrecken könnte. Er, der niemals den Herrn herausgekehrt gegen Untergebene, jetzt fühlte er sich als Herrn, und ängstlich wollte er seine Würde wahren. Es war ihm unlieb, daß er zu Brumm in die Wohnung gekommen war; unlieb, daß er sich auf ein längeres Gespräch mit ihm eingelassen, am schlimmsten aber traf es ihn, daß er nicht augenblicklich diese, wie es ihm schien, plumpe und unerwünschte Vertraulichkeit mit einer kurzen Nachricht über eine neue Tätigkeit abschneiden konnte.

„Sonst nichts vorgefallen?" kam es ihm unwillkürlich auf die Lippen, die alte, täglich mehrmals wiederholte Frage aus der Zeit, da er noch Brumms Vorgesetzter gewesen.

„Nee," sagte Brumm, „nee, Herr Hetebrink," und auch er sprach plötzlich wieder in dem alten Dienerton, „bloß der junge Herr is nich ganz recht, der wär' dabei auf en Haar zu Malör gekommen. Wie wir gestern die letzte Hand an Herr Hetebrink sein Privatkontor gelegt haben, da sollte ja nu der neue Armstrong verschoben werden, und der junge Herr will ja nu überall dabei sein. Aber der Armstrong — das is'n banniges Gewicht, wissen Sie woll, und da fehlte nich viel, denn wär' der junge Herr da untergekommen. Na, er kam gleich wieder hoch. Aber heute is er nich in' Kontor gewesen. Na, das heißt nicht viel, gestern Abend war Herrenabend im Hamburger Hof — da war er anwesend und hat'n büschen reichlich ..." Brumms letzte Worte und die begleitende Gebärde bewiesen, daß er wieder aus der Rolle gefallen, und daß es für Erich Zeit war, das Gespräch zu beenden.

„Das geht weder Sie noch mich an, Brumm," sagte Erich kopfschüttelnd. „Den weiteren Transport wird Egeling besorgen, darum bemühe ich Sie nicht. Leben Sie wohl."

Und er gab ihm mit kaltem Gesicht ein blankes Zehnmarkstück zum Abschiede, obwohl er von nun an jeden Pfennig umdrehen mußte, ehe er ihn ausgab. Das schien er sich selber schuldig. Und es freute ihn, als auch Brumms Gesicht kalt und höflich ward und der graue Kahlkopf sich vor ihm tief verbeugte.

* *
*

Da Erich regelmäßig wie früher ausging, so gelang es ihm, seiner Frau fünf Wochen lang seine schreckliche Lage zu verbergen. Er hatte sich vorgenommen, die ganze Unruhe allein zu tragen, denn wußte Antonie auch, wie es um ihn stand, so mußte die Last verdoppelt auf ihn drücken. Oft in den schlaflosen, angstvollen Nächten sagte er sich bitter, daß dieses Verbergen seiner Sorgen nun schon von Jugend auf sein Los gewesen sei, und daß er eigentlich Übung darin haben müßte. Und er zürnte sich selbst, daß er zuweilen Antonie gegenüber die Geduld verlor und über eine kleine Verfehlung der stillen, musterhaft artigen Kinder hart schmälen konnte. Sie blickte ihn dann so erschrocken, so bittend und fragend an und wandte sich so enttäuscht von ihm, wenn er in einen gewaltsamen Scherz einlenkte. Sobald er zu Hause war, sah sie ihn am Schreibtisch sitzen, und es demütigte sie, daß er so mit Qual in den Augen und hohlen Backenknochen für sie und die Kinder arbeitete, wie sie glaubte. Er schrieb Briefe um Briefe, trug ganze Stöße von Briefen selbst auf die Post; das ängstigte sie auch, denn er hatte, soviel sie wußte, nie mit der Geschäftskorrespondenz zu schaffen gehabt.

„Ist euer Korrespondent krank?" fragte sie eines Abends, als sie ihm gute Nacht sagte, in unbezwinglicher Unruhe.

Digitized by Google

„Wieso?“ gegenfragte er zerstreut mit gehobener Feder.

„Weil du so viele Briefe schreibst, mein' ich.“

Er sagte ihr, man müsse neue Geschäftsverbindungen anknüpfen — irgend etwas Ausweichendes. Sie blieb so vor ihm stehen, abgefertigt und unschlüssig, ob er nichts mehr sagen würde, ob er nicht selbst „davon“ anfangen würde. Aber er schrieb schon wieder, ganz als sei sie bereits fortgegangen.

„Lieber Erich, hör mal, ich wollte dich fragen — entschuldige, daß ich dich unterbreche —, wie findest du unsere Agnes?“

„Ganz gut,“ sagte er mechanisch, ohne den Kopf aufzuheben.

„Erich!“ rief sie und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hat er denn nein gesagt?“ Ihr Schrei, gedämpft wie er war, klang so aus tiefster Herzensnot, daß ihm darüber die Feder halb entglitt und einen langen, ungeschickten Querstrich über den Brief zog. Er hob den schon auf drei Seiten gefüllten Bogen von der Unterlage und drückte ihn heftig zu einem Ball zusammen, den er in die Zimmerecke warf.

„O Gott, nun hab' ich dir noch deine Arbeit verdorben!“ stöhnte sie auf und schlich weinend aus dem Zimmer.

Er aber saß, als sie fortgegangen, kraftlos vor dem Tisch, mit hängenden Armen, mit geschwollenen Augen, unfähig, auch nur noch eine Zeile zu schreiben. Den verdorbenen Brief noch einmal zu beginnen, dazu fühlte er sich nicht imstande. Ein Brief mehr oder weniger, ein Versuch mehr oder weniger — was lag daran! Es waren ja alle Briefe, alle Bemühungen, alle Versuche fruchtlos gewesen. Seit er selber eine Stelle nötig hatte, war ihm der Einblick in das Elend der Stellenlosen in einem Umfang aufgegangen, daß sein Mut gebrochen am Boden lag. Keine Arbeit! Der Hungerschrei der Massen widerhallte in seinem Ohr, und sein banges Herz schrie mit: „Keine Arbeit!“

Er stand auf und verschloß seine Tür. Dann zog er aus der Brusttasche ein Zeitungsblatt mit einer blau angestrichenen Stelle. „Änderungen im Handelsregister.“ Mit tief hängenden Mundwinkeln und brennenden Augen las er die inhaltschweren Worte: die Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Ko. war im Handelsregister gelöscht und dafür die Firma Gottfried Aloys Schäfer u. Sohn eingetragen worden. Weiter nichts. Nur die zwei Buchstaben gelöscht, die in dieser reichen Versammlung **ihn** bedeutet hatten. Nur er gestrichen, entfernt, ausgelöscht. Nur seine Zukunft vernichtet, seine Gegenwart gefährdet, seine lange Arbeit in der Vergangenheit zum Unsinn geworden. Es stand gedruckt. Es stand überall zu lesen. Es war Wirklichkeit. Und irgendeine „freundliche Seele“ hatte ihm dieses Blatt heute morgen ins Haus geschickt. Wer hatte das getan? Vielleicht Piet? Vielleicht der Gymnasiallehrer Ehrenpfort? Vor Antonies Augen hatte er das Blatt entfaltet und die blau angezeichnete Stelle erblickt. Und er war nicht gestorben vor Schrecken. Er hatte sich — beherrscht. An der Börse wußten es ja längst alle, die Bekannten auf der Straße grüßten ihn nicht wie sonst, so schien es ihm, sogar dieser Onkel Marty hatte eine sonderbare Miene aufgesetzt, so gekünstelt wehmütig, so schadenfroh-mitleidig, obgleich die Sache nicht zwischen ihnen besprochen ward. Und daß diese plötzliche Trennung vielleicht sogar ein bedenkliches Licht auf ihn werfen konnte — wer begriff das nicht? Untreue, Unehrlichkeit im Geschäft — war das etwas Seltenes? Selbst langgediente Leute verloren die Besinnung, wie dieser korrekte, unglückselige Lauenstein es nur zu wahr geschildert und an sich selbst erfahren. Das verräterische Gold, der alte Drachenhort, der Fluch der Menschheit! Wie klug die alten Völker waren, wie weise unsere Vorfahren, die so in ewigen Märchenbildern die Macht aus der Tiefe, die verderbende, niederziehende, kriegentfachende Macht des Goldes geschildert!

In dem einsamen Manne am Schreibtisch wachte die ganze Romantik der Jugend wieder auf. Und die Angsttropfen auf seiner Stirn wurden kalt, und seine starren Augen blickten in die sagenferne Vergangenheit in unsäglicher Bewunderung und Sehnsucht. Damals! ja damals! Sie nahmen den Nibelungenhort und warfen ihn in den Rhein! Sie legten ihn nicht in Papieren an, sie spekulierten nicht damit an der Börse, sie warfen ihn fort, tief, tief ins Wasser hinein. Nicht sollte der Mensch am Gelde sterben, verderben. Der **Mensch** galt, nicht das Geld. Wie groß sie damals waren, die

Digitized by Google

Menschen, ehe das Geld zu herrschen begann und alle zu Sklaven machte, die Besitzenden und die Besitzlosen. Wer damals gelebt hätte, zu jener morgenfrischen, großen Zeit! Wie ein Schwindel überkam es ihn, und er fühlte: ja, er hatte damals auch gelebt, er war mit dabei gewesen, als Hagen den Blutschatz der Nibelungen in den Rhein versenkte. Er war unter denen gestanden, die ihm aus ernster, treuer Mannesseele recht gegeben hatten. Und wie oftmals er seit jenen Urtagen der germanischen Stämme auf der Erde wieder erschienen, immer hatte sich die besondere Bauform seiner Atome erhalten, und zu allen Zeiten, in allen Gestalten war er ein Bekämpfer des verderblichen Geldaufhäufens und ein ungeschickter Erwerbsmann gewesen.

Er schloß die Augen und versank in tiefe, gestaltlose Träume. Ja, träumen, das hatte er immer verstanden, seit den Zeiten der Nibelungen. Aber dann schrak er plötzlich auf, besann sich, fühlte die Gegenwart und fühlte, daß er in dieser Gegenwart eigentlich — so wie er war — nichts zu tun hatte. Seine Rasse starb aus, sein Platz war schon besetzt, als er geboren ward. Vielleicht der seines Vaters schon. Er war übrig, vollständig überflüssig.

Und mit schwerem, langsamem Schritt ging er an den Schrank in der Ecke und entnahm ihm ein Kästchen. Er hatte nie eine Waffe in der Hand gehabt — der Revolver stammte von Max Hesse. Man mußte sich erst mit dem Mechanismus vertraut machen.

* *
*

Es klopfte an die Tür. Antonie rief. Es war Tag, und sie wollte ihm schnell „Guten Morgen" und „Adieu" sagen, sie wolle ausgehen. Einen notwendigen Gang und ziemlich weit. Da Sonntag ist, bleibt er ja zu Hause und soll, bitte, gleich nach klein Agnes sehen, die heute nacht wieder ganz elend gefiebert hat. Das alles in atemloser Eile, mit gepreßter Stimme.

„Ich komme gleich," sagte Erich, das Kästchen einschließend. Aber sie antwortete mit Hast: „Adieu! adieu! Wenn du gerade beim Anziehen bist, laß dich nicht stören. Ich habe Minna von allem Bescheid gesagt."

Es war unter ihnen Brauch, sich Zettel und Briefchen zu schreiben, wenn sie sich nicht durch die Stimme erreichen konnten, und es wunderte Erich einigermaßen, daß seine Frau ihn im Weggehen auf das Dienstmädchen verwies, statt ihm einen Zettel durch die Türritze hereinzuschieben. Wenn sie wüßte, was ich weiß, dachte er, dann würde sie wohl nicht gegangen sein und mich allein lassen mit dem Ding da im Schrank. Aber sie denkt ausschließlich an das Kind. Das muß wohl so sein.

Ebba kam ihm im Eßzimmer entgegen und hängte sich gleich in seinen Arm. „Lieber, süßer Papa, heute schenk' ich dir Kaffee ein, weil Mama aus ist. Ich hab' alles wieder niedlich gemacht, sieh mal! Ich warte schon lange." Sie zog ihn zu seinem Platz, vor seinen Teller, auf dem ein Sträußchen lag; ihr weiches, reines Gesichtchen war ein wenig gerötet, als ob sie geweint hätte; die liebkosende Stimme, der Antonies so ähnlich, war leise und geheimnisvoll gedämpft.

Sowie er sich in den breiten hochlehnigen Stuhl gesetzt hatte, der ihm als Hausherrn gehörte, umfaßte Ebba seine Schultern und lehnte ihr lustiges, hellblondes Haar an seinen Bart.

Dem Manne wurde wohl bei der zarten Berührung, und eine ungläubige Angst, daß er dieses liebe Kind freiwillig verlassen könnte, durchbebte ihn. „Hast du schon Veilchen für deinen alten Vater gepflückt?" sagte er halb scherzenden Tones und zog die Kleine auf seine Knie.

Sie gab ihm einen Stoß. „Du bist doch kein alter Vater, mein süßer Papa!"

„Doch, doch!" sagte er, müde lächelnd, „sieh mal, schon graue Haare."

Ebba spitzte die vollen Lippen und küßte, seinem Finger folgend, die graue Schläfe. Ihre Arme legten sich dicht und warm um des Vaters Hals. „Wir zwei Kleinen! Deine süßen Haare, mein Papa!"

„Wir zwei Kleinen!" wiederholte er und duckte seinen Kopf, so daß er nicht höher war als der ihrige.

Aber er zuckte zusammen, als das Kind mit einem Seufzer sagte: „Das kommt nur von Sorgen, mein süßer Papa."

„Ach du, Klooksnut! Na, nu setz dich an deinen Platz," lächelte er gezwungen.

Digitized by Google

Alfred Metzener: Auf Capri (Kruppstrasse). 1902.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Aber die Kleine ging nicht weg. „Du, Papa, nimm erst mal die Veilchen auf! Es ist was darunter, in Seidenpapier,“ sagte sie in großer Erwartung.

„Was von dir? Na, was ist es denn, Ebba?“

Ebba legte ihren Kopf dicht an den des Vaters, sie drückte die Augen zu, ihr Herz klopfte stark. „Besieh es mal, mein Papa!“

Der Vater hob die duftenden Veilchen vom Teller; seine selbstgezogenen großen Veilchen, die das Kind für ihn gepflückt. Durch das rosa Seidenpapier darunter schimmerte etwas Flaches, Rundes.

„Nanu?“

Aber als er das Papierchen auseinandertat und die zwei Fünfzigpfennigstücke und die zehn einzelnen Kupferpfennige zum Vorschein kamen, alle blank geputzt, mußte er sich auf die Lippen beißen, um seine Fassung zu bewahren. Wie durch einen zitternden Schleier sah er auf Ebbas runde, heiße Bäckchen.

„Du mußt den Zettel lesen, Papa!“

Da stand in den großen Buchstaben des Kindesalters: „Für dich von Ebba.“ Und auf der anderen Seite des winzigen, viereckigen Fetzchens: „Weil du immer so viele Sorgen hast, schenk ich dir all mein Geld.“

„Ist es nicht ganz schön viel, mein Papa?“ flüsterte das Kind und überschüttete ihn mit Küssen. Sie wußte von jedem Pfennig, woher sie ihn bekommen hatte, schon drei Wochen lang hatte sie gespart. Und nun sollte ihr Papa den ganzen Schatz haben. „Zwanzig Pfennig hast du mir sogar selber für Schokolade gegeben, als wir bei dem Automaten vorbeigingen, weißt du noch? Heute vor vierzehn Tagen,“ lächelte die Kleine und drückte vor Vergnügen die Augen auf eine drollig-schlaue Weise zusammen, „ich hab' nachher so getan — ordentlich gemuffelt! Du hast gar nichts gemerkt!“ —

„Heute ist es prachtvoll bei uns, du!“ seufzte Ebba, als der Vater sie auf dem Arm die Treppe hinauftrug. Sie konnte sich nicht entsinnen, daß er sie getragen hatte. Sie war ja so lange schon „die Große“. Und nun wieder einmal klein zu sein und getragen werden wie Lieschen und Agnes — wie süß das war. „Mama hat auch gesagt, wir können alle Tage Kartoffeln und Butter essen, wenn wir man vergnügt sind,“ plauderte sie altklug mit Antonies sanfter Stimme in sein Ohr.

Und oben bei den Kleinen war es warm und gut. Gerade als sie hineinkamen, hörten sie die feierlich gesprochene, sonderbare Weisung: „Lieschen, hebe dein Hemd auf.“ Das war Lulu Sörensen, die redete oft so pomphaft. Mitten im Zimmer stand das dicke Lieschen in einem handlangen, knitternden, abstehenden Röckchen und daneben die rundbäckige Kindergärtnerin, die mit langgestrecktem Zeigefinger auf das zusammengeknüllte, gestickte Weißzeug auf dem Boden deutete. Lieschen ward purpurrot, als es den Vater erblickte. Mit einer reizend verschämten Gebärde suchte es mit den nackten Ärmchen das nackte Hälschen zuzudecken. Auch Lulu Sörensen errötete und beseitigte schnell das kleine, weiße Hindernis.

„Warte! warte, Lieschen! Bist wieder eigensinnig gewesen?“ sagte der Vater, aber sein Ton war weich.

Die Kindergärtnerin warf dem Kinde sein Kleidchen über und blinzelte beruhigend zu dem Vater hinauf. „Wir sind noch klein, wir werfen alles nur so, batsch! auf den Fußboden! Aber von morgen an wollen wir alles selber wieder aufheben,“ plapperte Lulu im Kinderton, indem sie Lieschen einen kleinen Ruck gab, und wie eine kleine rosenrote Kugel rollte es gerade auf des Vaters Knie los, das Köpfchen voraus, die Ärmchen gestreckt, noch unentschieden, ob es in Lachen oder in Weinen ausbrechen wollte. „Und unser Resi schläft gottlob ganz fest; ja, Frau Hetebrink gab mir Bescheid, weil ich grade aus'm Fenster kuckte und den Leberwurstzipfel für die Meisen raushängte, Herr Hetebrink. O, Leberwurst, das ist ihr Leben, Herr Hetebrink! Weil sie doch heut' morgen weg mußte, und ich bin doch nu die Nächste dazu, und Sonntags findet der Kindergarten nicht statt! Seh'n Sie mal, sie träumt, sie lacht wie 'n Engel im Schlaf — ist es nicht wahr?“

Das lichte Zimmerchen mit seinen schneeweißen Wänden und schneeweißen drei Gitterbetten, den rosenblumigen Vorhängen an den Fenstern und den hellblauen der Kinderbetten, die Spielzeugecke mit dem dicken Lieschen darin, das schon eifrig seine Puppe

Digitized by Google

wiegte in einem ebensolchen weiß und blauen Wagen wie sein eigenes Bett, die zärtliche Ebba, die sich mütterlich über die schlafende, bleiche Jüngste beugt, deren Mündchen ein trauriges Lächeln im Schlafe verzerrt, und Lulus auf ihn gerichtetes Mondgesicht über der langen, hellroten Babyschürze — all das war so friedlich und lieb, solch ein Ausruhen und stilles Erholen. Und Erich Hetebrink war müde und bedurfte des Ausruhens und der Erholung. Er setzte sich in den Korblehnstuhl am Fenster und überließ sich dem Gefühl des Daheimseins. So klein diese Welt auch war, es war doch seine Welt. Und nur wie ein schwarzer Schatten an der Wand kam ihm zuweilen der Gedanke, daß er hatte gehen und Patronen kaufen wollen. Einmal schrak er auf und rief Ebba heran, um sie zu fragen, wohin Mama gegangen sei.

Da hielt sie ihm mit dem heißen, weichen Händchen den Mund zu und flüsterte schelmisch: „Ich weiß nich, Papa! Aber Mama sagt, du sollst nicht fragen, und es wundert sie, sagt Mama, ob du wohl unseren Hochzeitstag vergißt, weil du diesmal kein Wort davon gesprochen hast!“

Ihr Hochzeitstag! Ja, zum erstenmal hatte er ihn vergessen! Übermorgen war der vierzehnte. Aber wie ist denn das? Wenn er am dreizehnten die Patronen kauft — das ist unmöglich — so kann man doch nicht handeln — das wäre durch nichts, durch nichts zu entschuldigen — das tut kein Barbar seiner geliebten Frau an, daß er ihr gerade am Hochzeitstag —

Geräuschvoll kam das Dienstmädchen hereingelaufen. „Herr Hetebrink, Madam bittet, Sie möchten so gut sein, gleich runterkommen. Madam steht mit dem Automobil vor der Haustür.“

* *
*

Antonie kam ihm im Hausflur entgegen. Sie trug einen langen, hellen Mantel, der ihr nicht gehörte, und ihr Gesicht unter dem kleinen Hut mit dem zurückgeschlagenen braunen Schleier war bleich und verstört. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn aus schreckensgroßen Augen abwesend an. „Mein Erich, du mußt mit! Erich! es ist etwas Furchtbares geschehen … Ich will dich holen, ich komme von Falkental. Piet liegt im Sterben.“

„Piet?“ schrie er auf. Nur dieses einzige Wort. Das Mädchen brachte ihm Überrock und Hut. Er fuhr in die Ärmel, drückte sich den Hut fest, sah hinter sich mit den trüben, geröteten Augen und strich der kleinen Ebba, die sich vor dem Kraftwagen fürchtete, zerstreut übers Haar.

Das Gefährt, ganz in Weiß und goldschimmerndem Messing, Piets wohlbekanntes Automobil, und Erich so vertraut, stampfte und kochte vor der Tür. Der Chauffeur grüßte ehrerbietig und ernst. Die weichen, hellgrauen Plüschsitze nahmen die Gatten auf, und vorwärts ging es in sausender Eile. Unmöglich, sich ein Wort zuzurufen, unmöglich, sich anders zu verständigen als durch einen Handdruck. Die Farben der Häuser, des Bodens und des Himmels verschwammen in eins, die vielen Geräusche des Gefährts flossen in einen betäubenden Hall zusammen. Beide saßen steil aufrecht und fühlten sich doch von der Erde gelöst, luftumspült, durch die Wolken getragen, fliegend wie Vögel. Ein bläulicher Streif — die Außenalster, aber schon rasten sie durch die Straßen, unter entblätterten Alleen, zwischen denen ein anderer graublauer Streifen — die Elbe — auftaucht. Gedanken — Gefühle entschwanden — sogar das Bewußtsein entschwand in der neuen Betäubung durch Schnelligkeit, die erfunden ward, um die alten Betäubungsarten abzulösen.

Dann ging es langsamer; einzelne Baumgruppen waren zu fassen, und dann, mit einem Ruck — stand der Wagen still, fortwährend unter sich stampfend und schnaufend wie ein feuriges Pferd, das ungeduldig den Boden schlägt.

Sie waren in Falkental, an derselben Stelle, wo damals Erich Piets Kraftwagen hatte arbeiten sehen. Das Schweigen der großen Bäume und der sauberen, verschlungenen Wege, das dunkle Grün der weiten, sanftgesenkten Rasenflächen war wie ein laues Bad. Die Tür stand offen, aber das Haus mit den weißen Spitzbogenfenstern und roten Zimmern war wie ausgestorben …

Während sie den Wagen verließen und über den dicken, schalldämpfenden, dunkelroten Teppich der Vorhalle schritten, in der

Digitized by Google

das Marterholz seine gespenstischen Arme reckte, flüsterte Antonie einige flüchtige Worte: „Die Mutter in Verzweiflung — Onkel Aloys kam, fragte nach dir, küßte mich. Küßte mich! Es ist von dem Stoß, sagen die Ärzte. Operiert — nicht mehr zu retten! So jung! Und weiß von nichts. Ich bin wegen Agnes — weil du keine Antwort — o Himmel, wie ist das schrecklich! Die armen Eltern!"

Sie gingen über die Prunktreppe. Das schwarzgekleidete Dienstmädchen mit den gesenkten Augen tauchte auf, öffnete mit schweigender Verbeugung eine breite Tür und flüsterte: „Die Herrschaften sind schon angemeldet. Bitte, hier durch, die anderen Türen sind geschlossen."

Es war eine lange Zimmerflucht, mit Fenstern auf beiden Seiten und endigend in einen breiten, mit Palmen und blühenden Pflanzen geschmückten Erker. Sie gingen lautlos darauf zu, auf die Menschengruppe, die sich dort gesammelt hatte um das Krankenbett. Als sie näher kamen, ward eine klägliche, laute Stimme hörbar: „Warum sitzt ihr so still? Sprecht! Ihr macht mich bange, wenn ihr so still seid!"

Antonie drückte krampfhaft Erichs Arm. „Das ist Piet! Hörst du?"

Ein Gemurmel und Gelächter erhob sich. „Bange? Hoho! Wovor?" sagte jemand mit erzwungener Munterkeit.

„Onkel Aloys! Das war Onkel Aloys! O Gott, Erich, da kommt er! Sieh, wie er taumelt."

Sie saßen an einer langen, gedeckten Tafel. Der Onkel hatte sich auf einen Wink von jemand von seinem Lehnstuhl erhoben und wankte auf Erich zu. Er war schrecklich anzusehen mit seinem offenen Munde und dem verwirrten weißen Bart. Er fiel Erich entgegen und ließ sich von ihm an den bebenden Armen festhalten. „Nett — nett — nett — von — dir!" stammelte er. Und sich mit einem Ruck umdrehend, rief er laut: „Vetter Erich! Hoha! Vetter Erich ist da! Hörst du, Piet?"

Erichs Fuß schrak zurück. Dort hinter dem gedeckten Tisch, mit den unheimlich lustigen Leuten ringsum, stand ein langes, buntes Ruhebett, und darauf reckte sich ein winziges, gelbes Köpfchen aus einem rotseidenen Schlafrock, und warf sich rastlos hin und her unter den Palmen und blühenden Eukalyptussträuchern. Eine alte Frau mit verblichenem Haar, in einem weiten, weißen Kleide, das wie eine Wolke um die harten Linien der Gestalt floß, beugte sich mit einem Tuch in der Hand über den in Schweiß zerfließenden unruhigen Kranken.

Jetzt knirschte er mit den Zähnen und schrie: „Ihr seid wieder still! Singen! Zum Teufel, warum singt niemand? Bin ich denn krank?"

Und Mark und Bein durchschütternd fing die ganze Verwandtschaft plötzlich an zu singen, Entsetzen in der Brust, Tränen in der Gurgel, dem Sterbenden gehorchend, der sich vor der unaufhaltsam über ihn hereinbrechenden Nacht auf seinem Lager krümmte:

> Ein lustiger Bursch war Pierre — la la —
> Ein lustiger Bursche war er —

Und Erich sang mit, dicht neben Piets Füßen, unfähig, die Augen abzuwenden von dem Entsetzlichen, zerrissen von Mitleid und Widerwillen.

„Champagner!" gurgelte der Sterbende. „Singen! Singen! Was soll das heißen? Es wird dunkel? Nein! We all are merry good fellows, that's it! Der Pastor soll hinaus! Fort damit! We wo'nt go home till morning! Singt! Bringt Champagner! Wo steckt denn der Kerl? We wo'nt go home till morning, äh, ich — bin — heiser — aber ich bitt' euch! bitt' euch! singt doch! Das ist nicht kameradschaftlich! Ihr wollt mich bange machen! Singt!"

„We all are merry good fellows —" klang es schauerlich-fröhlich durch das Sterbezimmer.

„So geht es schon den ganzen Tag," flüsterte der Wärter Erich zu. „Er hat'n schönes Ende."

Antonie lehnte halb ohnmächtig in einem Stuhl. Man schob ihr schweigend hilfreich Selterwasser zu; all diese Menschen waren durch das Grauen plötzlich nahe verbunden. Das kleine gelbe Gesicht mit den bläulichen Schatten des Todes führte die Lebenden zusammen. Teilnahmlos für alles außer ihrem Sohn war nur die weiße Matrone mit dem Schweißtuch in der Hand und den versteinerten Zügen, die ihr Gesicht im Schatten und auf der Seite hielt, um den Ster-

Digitized by Google

benden nicht zu erschrecken. Onkel Aloys aber, unfähig, sitzen zu bleiben, wankte von einem zum anderen, starrte hilflos umher und versuchte, ein vergnügtes Gesicht zu machen, versuchte sogar zu singen. Vor seinem Platze lag eine aufgeschlagene Bibel. Zuweilen beugte er sich forschend, in fürchterlicher Unruhe, über das Buch, dann, wenn der Gesang wieder anfing oder Piet etwas sagte, sank er mit einem Ruck in sich zusammen, bis er wieder emporfuhr und hilfesuchend mit unter dem Tisch gerungenen Händen an die Zimmerdecke hinaufsah.

Hier und da trat der Arzt zu dem Alten und drückte ihm mit ergriffener Miene die Hände. Dann ging er an den Tisch und aß und trank. Er war schon seit zwei Tagen hier im Hause. Manchmal winkte er dem Wärter, daß er dem Sterbenden einen Schluck Champagner reichen solle, und stand daneben, aufmerksam beobachtend, ob die Schluckbewegungen noch ungehemmt vonstatten gingen. Piet schluckte noch und war im Bewußtsein nur wenig gestört, wie der Arzt eben Erich mitteilte, als vorn im Saal eine Bewegung entstand. Eine jugendliche Gestalt in einem silberglitzernden Kleide kam rasch herein, der Name Nannie Emery schlug an Erichs Ohr, und ein unvorsichtiges Jammergeschrei ertönte: „Piet! wie siehst du aus!"

Da brach ein schneidender Schrei aus der Kehle des sich jäh aufbäumenden Kranken, er hob die Arme, aber ehe sie zur letzten Umarmung die Braut umschließen konnten, sanken sie kraftlos zurück, die Augen verdrehten sich, der Unterkiefer schlug hinab — die Hände der weißen Matrone mit dem schmerzversteinerten Gesicht betteten das Haupt eines Toten auf das seidene Kissen zurück.

Nannie Emery lag in Ohnmacht auf dem roten Teppich.

* *
*

Was folgte, kam alles so schicksalssicher, so unabänderlich vorbestimmt, so tragisch unabwendbar.

Schon als Erich am Abend das Trauerhaus verließ — Antonie war bereits früher nach Hause gegangen —, fühlte er durch die grausige Erschütterung hindurch einen frischen, kühlen Lebensstrom daherwehen, der ihm trotz alledem und alledem die Glieder kräftigte, die Füße fest auf den Boden stellte, die Augen klar machte.

Das Geschick hatte zum zweitenmal gesprochen.

Wieder war der Blitz neben ihm niedergesaust, und er war am Leben geblieben. Er sollte noch dasein, er sollte noch wirken, nicht ihn, sondern den anderen, den Nebenmann, den unschuldigen Gegner, den jungen Nebenbuhler um die Gunst des Glücks hatte der Blitz getroffen.

Noch zitterte seine Seele von den ausgestandenen Schrecknissen, von dem Bilde der Vernichtung, der er sich selbst hatte überliefern wollen. Aber auch andere hatten gezittert, und es war ein fruchtbares Zittern, das ihm wieder eine Zukunft verhieß. Onkel Aloys glaubte, Gott habe ihn gestraft durch den Tod des Sohnes, der noch obendrein in seiner schweren Krankheit alle Tröstungen der Kirche samt dem Pfarrer in Todesangst von sich abgewehrt hatte und „gottlos" gestorben war.

Und Erich widersprach zwar, aber nicht wie sonst, nicht mit dem Eifermut der Überzeugung, die unangetastet und unverändert blieb in seinem Inneren, der er aber zum erstenmal in seinem Leben Schweigen gebot. Der Alte klagte sich an, mochte er sich anklagen, mochte er, der Erichs Herr über Tod und Leben gewesen war und ihn mitleidslos der Verzweiflung überantwortet hatte samt seiner Familie — mochte er sich mit religiösen Skrupeln quälen; diese allein konnten ihn im Verein mit dem Kummer verträglich, gerecht, menschlich stimmen. Vielleicht ist die Gottesfurcht für solche harten Seelen sogar notwendig? fragte er sich. Und er begriff, daß man sich dieses Gefühls bedienen könne als einer Zuchtrute gegen Widerspenstige. Vielleicht geht der ganze Widerwille der Kirche gegen die Aufklärung nur dahin, die Gottesfurcht zu erhalten und damit die Herrschaft über die Gemüter. Und daher käme dann auch die Aufstellung einer Staatsreligion, der Staat will auch profitieren von der Gottesfurcht, dachte er, und ein verächtliches Lächeln über seine einstige Naivität umzuckte seine kalten Lippen. Hatte er nicht ehemals gedacht, Staat und Kirche seien im Kampfe miteinander? O, sie hatten lange

Digitized by Google

Wilhelm Wandschneider: Weibliches Bildnis. Halbfigur.
Große Berliner Kunstausstellung 1906.

Zu Genſel: Die bildenden Künſte. Gedruckt bei George Weſtermann in Braunſchweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Frieden gemacht, um sich „den Nutzen" zu teilen!

Dann dachte er angestrengt an morgen. Er hat dem Onkel versprochen, ins Kontor zu kommen, „denn," sagt Onkel Aloys, „du bist doch von der Familie, und Winter ist bloß'n Fremder." Ja, morgen geht er wieder hin, und diesmal läßt er sich nicht mehr vertreiben. Zwanzig Jahre angestrengter Tätigkeit in demselben Geschäft — ein Narr, wer nicht die Früchte davon verlangt. Aussterben oder sich anpassen heißt die Losung. Ich lebe noch, folglich bin ich bestimmt, mich so weit zu verwandeln, daß ich in die Zeit von heute und unter meine Zeitgenossen passe. Es soll geschehen.

* * *

Sie saßen die ganze Nacht auf, Erich und Antonie, Hand in Hand. So viel hatten sie sich zu sagen nach diesen stummen Wochen und Monaten. Oder waren es nicht Jahre gewesen, da sie stumm nebeneinander hergegangen, nur das notwendigste redend, immer wartend auf die gute Stunde. Nun war sie da, die gute Stunde — aber furchtbar zu denken — der Tod eines anderen, der auch leben wollte, der sich auch mit allen Kräften ans Leben anklammerte, hatte die gute Stunde gebracht. Man mußte nicht daran denken, man mußte das vergessen. Als Antonie über Piet weinte, wurde Erich unruhig, eifersüchtig.

„Warum bedauerst du ihn? Er hat siebenundzwanzig Jahre lang gelebt und sich amüsiert. Kein kaltes Lüftchen hat ihn angeweht, er hat nicht gewußt, was Sorgen sind, er hat gelacht und genossen und Champagner getrunken und ist bei hellem Tage unter Palmen in einem seidenen Rocke plötzlich gestorben! Vielleicht hat er Schmerzen gelitten, obgleich dies mehr ein Hinsiechen war. Sein eigener Geldschrank hat ihm den Todesstoß versetzt. Die Dinge haben auch ihre Tücke. Aber der Wärter, weißt du, der hat Erfahrung, der sagte mir: ‚Solch ein schönes Ende hat unter Tausenden kaum einer.' Weine nicht mehr."

Aber Antonie wollte nicht aufhören. „Seine arme Braut!" klagte sie.

Erich wischte seiner Frau selber die tränenden Augen. In seinem Gesicht war ein fremder, kalter Ausdruck. „Hast du gesehen, wie sie hereinkam? Geschmückt wie zu einem Fest, im allerletzten Augenblick, nicht Liebe, nur Grauen in den Zügen! Antonie, lehr mich diese Leute kennen. Sie haben eine wunderbare Verbandswatte für alle Wunden — das Geld! Wenn du ein scharfes Messer ins Wasser tauchst — hast du mal gesehen, wie all seine harten, geraden Umrisse weich, stumpf und gebrochen werden? In einem solchen Wasser schwimmen diese Leute, und alle Eindrücke kommen durch dieses Wasser an sie heran, nicht scharf und schneidend wie an unsereins, nein — weich und abgestumpft und gebrochen; das Wasser ist der sorgenferne überreichliche Besitz — das Geld! Sie selber weinen nicht lange — spar deine Tränen, Frau! Wein nicht um sie."

* * *

„Aber, Erich, wird er gerade an unserem Hochzeitstage begraben? O Gott, dieser Hochzeitstag sollte so recht schön werden! Darum hab' ich meinen Plan endlich wahrgemacht, bin ohne dein Wissen — bitte entschuldige mich viel vielmal — nach Falkental gefahren. Aber ich konnte nichts von Agnes sagen, natürlich. Glaubst du aber, daß ich Onkel Aloys nachher damit kommen kann? Wenn ich nun doch mit der Lütten nach Kairo — und du, mein Mann, uns zum Frühling abholst und unsere Agnes mit roten Bäckchen dir in die Arme läuft!"

Da umschlang er sie fest: „Wollen sehen, wollen sehen. Wir haben morgen eine Unterredung, der Alte und ich ... Er hält dies für eine Strafe Gottes. Ich werde es ihm nicht auszureden suchen."

Etwas erschreckte Antonie; waren es die Worte, war es der fremde, unheimliche Ton?

Aber Erich zog sie von neuem in seine Arme. „Laß nur. Sei still. Wird jetzt alles anders werden."

„Aber du auch? Nein, Erich, du nicht!"

„Kann sein," sagte er starr und trocken. „Hast du mir nicht von deinem Geschichtslehrer und den Zickzackkursen der Völker erzählt? Heute heißt es — rückwärts."

Da bäumte sie sich auf, tat einen langen Atemzug und blieb dann schweigend sitzen.

Digitized by Google

Lange Zeit. Sie hatten sich so lieb, aber sie konnten sich nicht küssen, als sie sich „Gute Nacht“ sagten.

* * *

Heute heißt die Firma Schäfer u. Hetebrink, und alles geht ausgezeichnet gut.

Bevor Antonie mit der kleinen Agnes zur Kur nach Kairo ging, vollzog sich Erichs Wiedereintritt in die evangelische Kirche auf dem Papier, in völlig geräuschloser und selbstverständlicher Weise. Bei der nachträglichen Taufe seiner Kinder aber, die sodann im Hause vor einem improvisierten blumengeschmückten Altärchen vorgenommen wurde, beging er die letzte seiner jähen Impulshandlungen, die von den Teilnehmern des Festes, von Onkel Aloys und dem Pastor zumal, leider falsch ausgelegt wurde.

Während der Rede des Geistlichen nämlich übermannte Erich das Gefühl der unverantwortlichen allgemeinen und daher unentrinnbaren Heuchelei in solcher Weise, daß er sich irgendwie Luft machen mußte, und unfähig, sich zu beherrschen, tat er das Gegenteil von dem, was er gern getan hätte — er stürzte plötzlich auf die Knie nieder.

Der erbauliche Anblick des Knienden, Weinenden war für die Zuschauer der des reuigen Bekenners, nur Antonie, die sein Herz kannte, wurde erdfahl und fürchtete, daß er dort am Boden sterben könnte.

Nein, er kniete nicht vor dem blumengeschmückten Altärchen, er kniete vor seinem eigenen früheren Selbst, sich anklagend, daß die Natur ihn nicht aus hartem Heldenholz geschnitzt, daß sie ihm ein liebes Weib und geliebte Kinder gegeben, an denen seine weiche Seele hing.

Der Pfarrer selber hob ihn auf und erntete nur einen langen, abweisenden Blick dafür. Onkel Aloys schloß ihn gerührt in die Arme.

* * *

Die kleine Agnes ist gesund zurückgekehrt und wirklich mit roten Bäckchen ihrem Papa entgegengelaufen. Zwar nicht in Kairo, denn das Geschäft hält Erich Hetebrink fester als je in den Riesenkrallen, aber in Blankenese, wo ein inzwischen erworbenes schönes und geräumiges Haus steht. Es ist kein Schloß wie der Besitz in Falkental, aber doch ein „herrschaftliches“ Gebäude, dem das Strohdach aufsitzt, scherzend und kokett, wie ein Vierländerinnenhut einem hübschen Hamburger Fräulein. Von seinen klaren, großen Scheiben blickt es sich gut hinaus auf die mit Kaufmannsgütern aus allen Zonen aufkommenden Schiffe, und im Wintergarten zwitschern, wenn Schnee liegt, gelbe und grüne Kanarienvögel, ganz wie Antonie es sich gewünscht hat. Auch Piets weißes Automobil hat Erich erworben, und es flößt nicht einmal Lieschen mehr Schrecken ein.

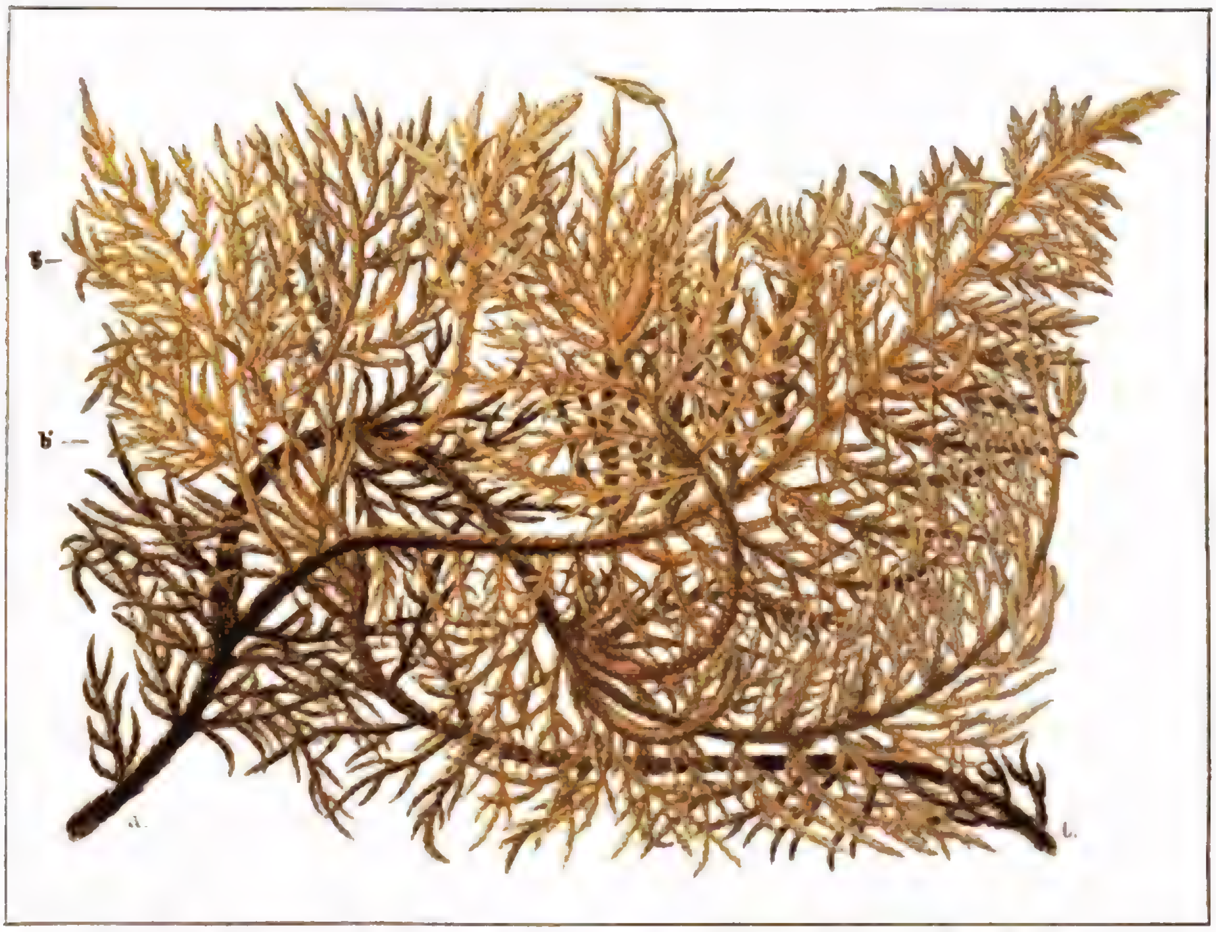
Der Verkehr mit Falkental ist ziemlich rege. Die Kinder spielen täglich zusammen. Ebba und Lorenz, der Jüngste, freuen sich auf die gemeinsame Konfirmation. Brumm, der Kontorbote, ist jetzt Erichs spezielles Faktotum und könnte sich um alles in der Welt nicht entsinnen, daß er sich je eine mitleidige Vertraulichkeit gegen den „jungen Herrn“ erlaubt hat, denn seit Piets Tode ist wieder Erich Hetebrink „der junge Herr“.

Herr Winter schlägt jetzt auch vor ihm die Hacken zusammen.

Hetebrinks haben viel Umgang und Freunde an allen Ecken. Aber Erich hält keine Reden mehr, er sagt, er bringt nur noch Toaste aus, und zwar auf Leute, die Gegentoaste auf ihn halten können, und er nennt das Realpolitik. Er hat einen Gärtner und sogar ein Gärtnerhäuschen, aber doch arbeitet er mit im Garten, wenn seine Zeit es erlaubt. Seine Spezialität sind Rosen, und besonders das Okulieren macht ihm viel Vergnügen. Am liebsten aber zieht er die wurzelechten.

Nur Antonie findet zuweilen in seinen Blicken etwas Gleichgültiges, fast Erloschenes. Aber sowie sie eine erschrockene Bemerkung fallen läßt, lacht er beruhigend; heute sagt er: „Liebes Kind, wenn ich einmal sterbe — nein, erschrick nicht, hoffentlich leb' ich noch lange! — dann hinterlass' ich ein blühendes Geschäft, eine blühende Familie, einen blühenden Garten — was kann man denn von unsereinem wirklich mehr verlangen? Vielleicht — in hundert Jahren — wird das Urteil gesprochen, und dann — nun — dann sind wir nicht dabei ... Da, sieh, wie unsere Rosen blühen.“

Digitized by Google



Zwei Pflanzen von Hylocomium splendens (Dill.) in anderthalbfacher Vergrößerung.
a Fruchtende weibliche Pflanze. b Männliche Pflanze. b' Männliche Blüten.

Unsere kleine Mooswelt

Von

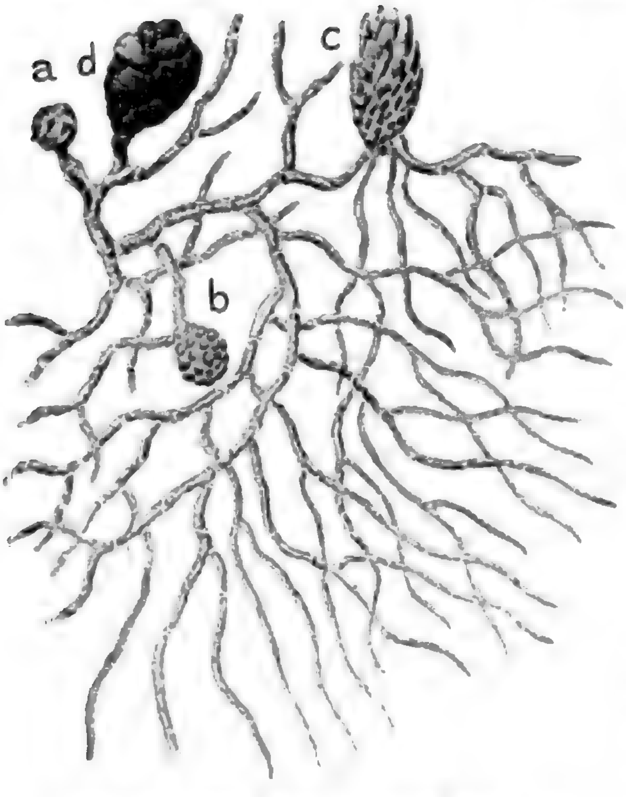
Theodor Hespe

(Nachdruck ist untersagt.)

Meine „höhere Tochter" kehrte kürzlich von ihrer Schule heim mit der ganz entrüstet vorgebrachten Neuigkeit von einer Behauptung ihrer Lehrerin, daß die Moose in charakteristischem Unterschied gegenüber unseren gewöhnlichen Pflanzen durchaus keine Blüten entwickelten. Auf Grund ihrer eigenen gründlichen Gelehrsamkeit in diesem Zweige der Naturkunde, die sie als gelegentliche Begleiterin meiner botanischen Exkursionen vermutlich in etwas höherem Grade erworben haben wird als ihre Kolleginnen, war sie wohl allzu energisch dagegen angegangen und hatte sich infolgedessen einen Rüssel zugezogen, den sie trotz ihrer Klage sogar in zweiter Auflage einzustecken hatte, und der ihr auch nicht geschadet haben wird — mir aber brachte diese Anekdote einmal wieder die Bestätigung, wie schwach es mit der Kenntnis dieser kleinen, aber hübschen Pflanzenklasse selbst in gebildeten Kreisen immer noch bestellt ist. Wenn man nun auch in jedem besseren Konversationslexikon mehr oder weniger ausführliche Auskunft darüber zu finden vermag, so ist dies doch eine Aushilfe, die verhältnismäßig selten für solch alltägliche Erscheinungen benutzt zu werden pflegt, und daher glaube ich, daß es den Lesern nicht unwillkommen sein wird, wenn sie sich hier einmal in anschaulicher und bequemer Weise darüber Aufklärung holen können.

Allüberall in der Natur, auf den sterilsten, trockensten Flächen des Feldes wie auch und zwar besonders in den feuchten Partien unserer Wälder und Gebirge, stoßen wir auf

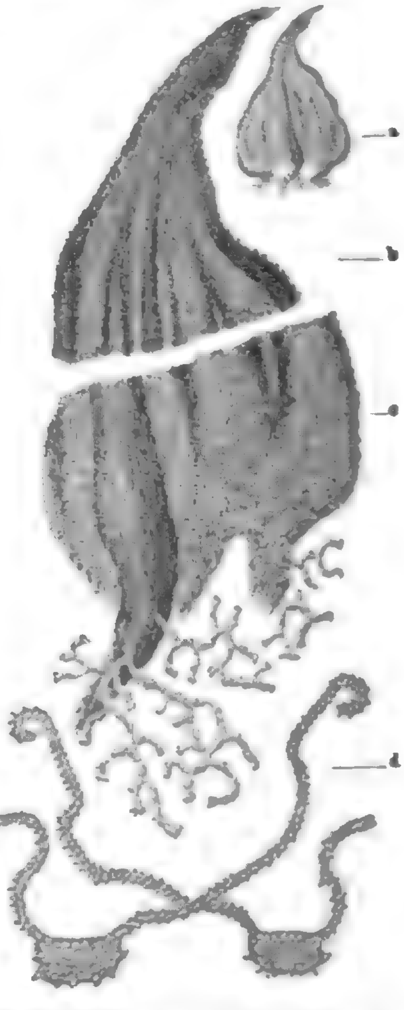
Digitized by Google



Protonema einer Bryinea. Vergrößerung 75:1.
a Gekeimte Spore. b Junge Moosknospe. c Ältere Moosknospe mit drei Wurzelfäden. d Brutknöspchen.

Moose, welche sich auf den allerverschiedenartigsten Unterlagen anzusiedeln pflegen, je nach der Art sowohl auf nackten Steinen wie auch auf zerklüfteten Felsen, auf bloßer Erde des Ackers wie auch des Waldes, einerlei ob mit oder ohne Humus-, Kalk- oder Lehmgehalt usw., auf Baumwurzeln und Baumrinde, Holzplanken, Mauern, sogar mitunter auf Metallteilen der Brunnenbecken unter Wasser. Auch treten die Moosrasen häufig in solch massenhafter Ausdehnung auf, daß sie dem ganzen Landschaftsbilde seinen eigentümlichen Charakter verleihen. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß die Nutzbarmachung der Moose weder in der Industrie noch in der Landwirtschaft, noch in Küche oder Keller einen gerade hervorragenden Grad erreicht, trotzdem aber ist es sicherlich ungehörig, daß es noch in heutiger Zeit, die sich mit allgemeiner Bildung so sehr zu brüsten liebt, mit der Kenntnis dieser an allen Ecken unser Auge erfreuenden Pflänzchen so überaus mangelhaft bestellt ist. Selten auch stößt man auf Sammlungen und Beschreibungen, und was sich an Moosen durch die Gärtnereien etwa in unsere Zimmer eingeschlichen hat, sind eigentlich wohl nur die Selaginellen, also Moosfarne, die zu einer ganz anderen Klasse der kryptogamischen (verborgen-ehigen) Gewächse gehören, und von denen auch nur eine einzige Art in den Wäldern unserer Alpen heimisch ist.

Wenn wir an schönen Sommertagen unsere geselligen Ausflüge in die frischen, schattigen Waldreviere machen, so suchen wir nach längerem Wandern natürlich ein Plätzchen, an dem wir uns wohlig zu lagern vermögen, und da fällt unser Auge sicherlich mit Vorliebe auf irgendeinen der mit samtgrünem, weichem Moospolster überzogenen Abhänge unter irgendeinem hohen Buchenbestand, welche in ihrer Sauberkeit und in ihrer selbst nach kürzlichem erfrischendem Regen durchweg trockenen Beschaffenheit gar zu einladend uns zureden. Dabei wird von den Damen vielleicht eine Herde dünner, aus dem Moosrasen aufragender brauner Stengelchen entdeckt, deren jedes ein merkwürdig geschnäbeltes braunes Köpfchen trägt, mit künstlicher, zarter Haube bekrönt, und da ist zehn



a Stengelblatt von Thuidium tamariscinum (Hedw.) in etwa siebzehnfacher Vergrößerung. b Blattspitze in etwa fünfundsiebzigfacher Vergrößerung. c Blattbasis in etwa fünfundsiebzigfacher Vergrößerung mit Paraphyllien. d Querschnitt des Blattes.

gegen eins zu wetten, daß die Herren, in Verwunderung über diese eigentümliche Erscheinung befragt, sich bestenfalls durch die schlankweg gegebene Erklärung zu helfen suchen, das seien bekanntlich die Moosblüten, ohne leider Gottes eine Ahnung zu haben, daß und inwiefern sie mit dieser Auskunft sich als wenig besser unterrichtet erweisen denn jene höhere Lehrerin. Also auch ihnen wird es jedenfalls dienlich sein, wenn sie sich hier eine bessere Grundlage für solche Möglichkeiten zu schaffen vermögen.

Alle unsere Moose entwickeln nun zwar nicht derartige Gebilde — in welchen wir nämlich die Früchte und nicht die Blüten zu erblicken haben —, und zwar unterscheiden wir eben nach der Art dieser Früchte zwei Hauptklassen: die Laub- oder eigentlichen Moose und die Lebermoose, wenn wir von den Sphagneen, d. h. den Torfmoosen, als etwas abseits stehenden, hier von vornherein ganz Abstand nehmen. Diese Sphagneen sowohl wie auch die meisten Lebermoose wachsen fast ausschließlich an mehr oder weniger feuchten oder sumpfigen Orten, welche uns ganz gewiß nicht, selbst kaum in den andauernd trockensten Zeiten, zum Lagern einladen werden, so daß wir im gewöhnlichen Leben wohl kaum mit ihnen in Berührung kommen — am wenigsten, denk' ich, unsere Damen. Wenn ich daher auch die Lebermoose von unserer jetzigen Betrachtung glaube ausschließen zu dürfen, so finde ich hierfür um so mehr Berechtigung, als einesteils die Hauptbestandteile der Blüten, also die systematische Bildung der Frucht, bei der vernachlässigten Klasse ziemlich gleich ist mit der hier beschriebenen, anderenteils aber, weil die in ihrer ganzen Erscheinung jedenfalls am meisten ansprechenden Moose von teilweise wahrhaft reizender Farbe und Befiederung sich zweifellos unter den Laubmoosen befinden, und zwar in einer Mannigfaltigkeit, welche allein schon völlig für diesen Aufsatz ausreicht. Diese Mannigfaltigkeit von Arten unserer Moose pflegt nämlich die Laien geradezu in Erstaunen zu setzen, wenn sie einmal die seltene Gelegenheit haben, eine Sammlung präparierter Moose zu besichtigen; gemeiniglich pflegen sie zu schätzen, daß mit vielleicht einigen zwanzig Arten unsere ganze Moosflora erledigt ist, während wir doch allein in der Abteilung der Laubmoose, und zwar allein in Europa, allmählich bis auf etwa hundertundfünfzig Gattungen mit annähernd tausend verschiedenen Arten gelangt sind, von welchen sich jedenfalls über die Hälfte in unseren deutschen Revieren nachweisen lassen.

Blütenstand von Homalia trichomanoides (Schreb.).
I: Blütenpartie einer Pflanze bei etwa siebenfacher Vergrößerung. a Männliche Blüten. b Weibliche Blüte. b' Weibliche Blüte befruchtet und auswachsend. — II: Männliche Blüte Iª bei fünfundvierzigfacher Vergrößerung. c Hüllblätter (vordere weggeschnitten). d Antheridien (davon zwei entleert). e Paraphysefäden. — III: Weibliche Blüte Iᵇ bei fünfundvierzigfacher Vergrößerung. f Perichätialblätter (vordere weggeschnitten). g Archegonien (verwelkend). g' Archegonien, befruchtet und auswachsend. h Paraphysefäden.

Was ein besseres Bekanntwerden unserer Moose zumeist hindert, ist zunächst ihre Kleinheit und sodann die größtenteils damit zusammenhängende Schwierigkeit bei der Bestimmung ihrer verschiedenen Arten, zumal da meines Wissens nach keine populären

Leitfäden existieren, mit deren Hilfe man wenigstens die häufigeren Moose ohne sorgfältige Präparation mittels scharfer Lupen oder Mikroskop zu identifizieren vermöchte. Wenn man nämlich auch bei der systematischen Beschreibung der verschiedenen Moosrasen, zum Zwecke, gleichartige Rasen danach zu identifizieren, sich nicht allein auf Festlegung der äußerlichen Erscheinungsmerkmale ihres Habitus beschränkt, sondern selbst die kleinsten Details ihres Blüten- und Fruchtstandes, ihres Blattzellnetzes usw. zu Hilfe zieht, so hat es sich doch seit jeher als ein Ding der Unmöglichkeit erwiesen, damit in allen Fällen den berechtigten Anforderungen der Forscher zu genügen. Einesteils variieren die Moose wie alle niederen Organismen recht erheblich in ihren Details, anderenteils aber wiederum weichen die letzteren selbst bei solchen, die jedermann sofort als verschiedenartig erkennt, häufig so außerordentlich wenig voneinander ab, daß es sich bei den meisten Bestimmungsmerkmalen nur um ein geringes Mehr oder Weniger in der Beschreibung handelt, welches aber wiederum nicht durch positive Maßangaben festzulegen ist, weil die Größenentwickelung der Pflanzen und ihres ganzen Zellenaufbaues bei ein und demselben Moos ebenfalls stark variiert. Man hat es daher in der Beschreibung meistenteils nur mit relativen Angaben zu tun, deren Sinn man nur richtig zu erkennen vermag, wenn man die ähnlichen Arten zum Vergleich zur Hand hat. Daher war es bis ganz vor kurzem bei verschiedenen Arten vieler Moosgattungen anerkanntermaßen nicht möglich, sie selbst bei Zuhilfenahme der besten existierenden Spezialwerke und mit bestbewaffnetem Auge mit Sicherheit zu bestimmen, so daß solchenfalls als üblicher Notbehelf nur der direkte Vergleich mit den in wenigen anerkannten Sammlungen aufbewahrten Originalexemplaren übrigblieb. Erst im letzten Jahrzehnt ist durch das Erscheinen sehr ausführlicher neuer Spezialwerke, in welchen neue, wesentlich schärfere Vergrößerungen verlangende anatomische Details den Beschreibungen hinzugefügt wurden, diesem Übelstande größtenteils abgeholfen worden; immerhin aber bleibt trotz alledem das genaue Bestimmen der Moose noch recht schwierig und besonders außerordentlich zeitraubend, so daß es schon aus diesem Grunde den Laien kaum zugemutet werden kann.

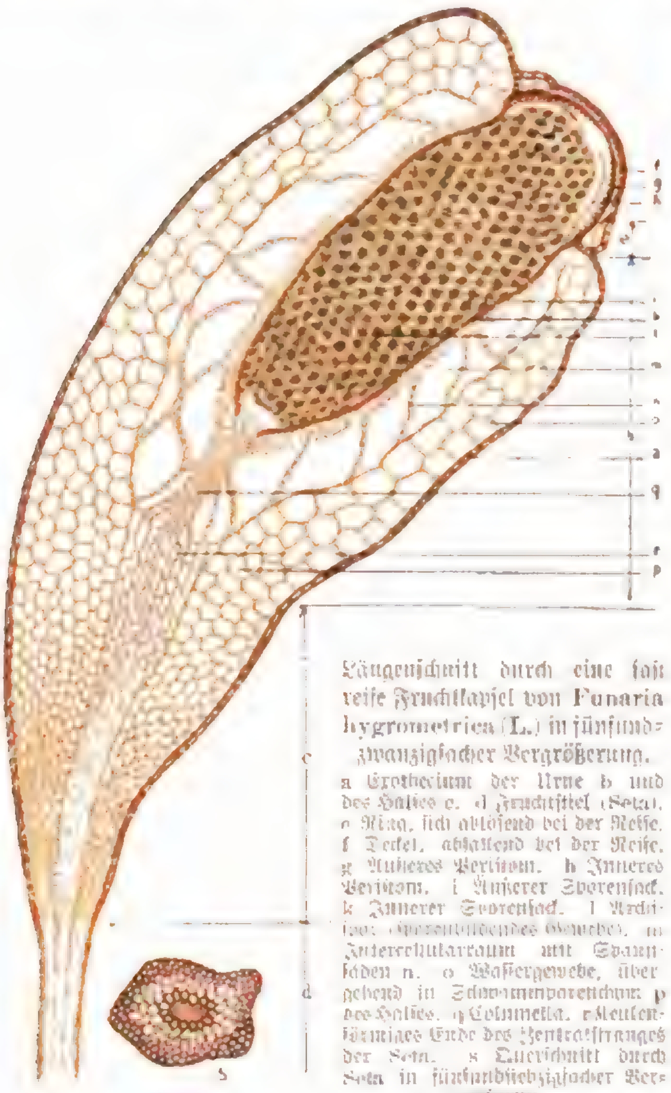
Männliche Blüte von Polytrichum commune (L.) in etwa siebenfacher Vergrößerung.

a Obere Stengelblätter mit a' halbstengelumfassender Scheide. b Äußere Hüllblätter des Blütenbechers. c Innere Hüllblätter des Blütenbechers. a' b' c Lamellenbesetzung der Blätter. d Antheridien. e Paraphyse, fadenförmige. e' Paraphyse mit spatelförmig verbreiterten Enden. f Innovation. (Sprossung des nächstjährigen Triebes.)

Gehen wir nach dieser allgemeinen Einleitung jetzt zunächst zur Beschreibung der Entstehung und der Fortpflanzung der Laubmoose über, so finden wir, daß dies in den meisten Fällen in ganz ähnlicher Weise vor sich geht wie bei unseren gewöhnlichen phanerogamen (offen-ehigen) Pflanzen: durch eine Art von Samen, aus welchem aber nicht direkt die Moospflanze entspringt, und den wir daher auch mit einem abweichenden Namen zu bezeichnen haben. In den Fruchtbehältern reifen nämlich in meistens unzähliger Menge die äußerst feinen Sporen, deren Körnchen einen Durchmesser von etwa einem bis höchstens fünf Hundertstel Millimeter, daher in ihrer Masse das Aussehen

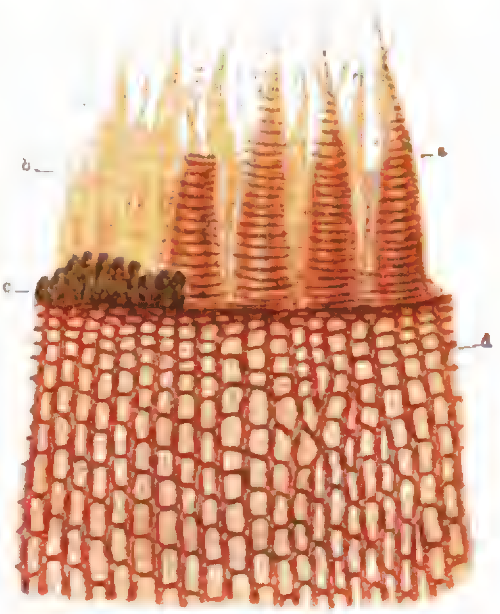
Digitized by Google

eines braunen oder grünlichen Mehls haben, und die, wenn sie nach dem Ausstreuen eine geeignete Unterlage und sonstige günstige Bedingungen vorfinden, zunächst eine Vorstufe, den sogenannten Vorkeim (Protonema), entwickeln (Abbild. S. 812), ein meistens grünes Gewirre sehr feiner, fadenförmig aneinander gereihter, länglich zylindrischer Zellen, deren Enden, soweit wenigstens diese Fäden oberirdisch auf der Unterlage sich entwickeln, quer zusammenstoßen, und welche im weiteren Wachstum an einzelnen Stellen kleine Knöspchen entwickeln (Abbild. S. 812 bei b u. c), die sich allmählich zur richtigen Moospflanze auswachsen — so daß also aus einem einzigen Sporenkörnchen, welches günstige Verhältnisse angetroffen hat, ein ganzer Rasen von vielen Moospflanzen entstehen kann —, während die Fäden des Vorkeims für die neuen Pflanzen keinen Zweck mehr haben und daher gewöhnlich bald wieder verschwinden.



Längenschnitt durch eine fast reife Fruchtkapsel von Funaria hygrometrica (L.) in fünfundzwanzigfacher Vergrößerung.
a Exothecium der Urne b und des Halses c. d Fruchtstiel (Seta). e Ring, sich ablösend bei der Reife. f Deckel, abfallend bei der Reife. g Äußeres Peristom. h Inneres Peristom. i Äußerer Sporensack. k Innerer Sporensack. l Archispor (sporenbildendes Gewebe). m Interzellularraum mit Spannfäden n. o Wassergewebe, übergehend in Schwammparenchym p des Halses. q Columella. r Keulenförmiges Ende des Zentralstranges der Seta. s Querschnitt durch Seta in fünfundsiebzigfacher Vergrößerung.

Das neue Pflänzchen bildet aber eine andere Art ähnlicher, meistens bräunlich gefärbter Zellfäden aus, welche sich zunächst unterirdisch wenden, zum Unterschied gegen die beschriebenen Fäden des Vorkeims mit schrägen Querwänden der Zellen ausgestattet (Abbild. S. 812, bei c), und welche als Wurzeln zu betrachten sind, wenngleich sie gewöhnlich weniger der Ernährung des Mooses dienen, sondern hauptsächlich als Haftorgane funktionieren, mit welchen sich die Moospflanze an und in ihrer Unterlage festhält. Bei vielen Moosarten entstehen diese Wurzelfäden nicht allein am unteren Teil der Pflanze, sondern überall am Stengel wie an Ästen, sogar mitunter an Blättern: manchmal bilden sich selbst filzartige Wucherungen von Wurzelfasern rund um die ganze Länge des Stengels, solchergestalt den ganzen Rasen zu einer kompakten Masse verbindend, der dadurch wie ein Schwamm das Wasser zu halten und lange vor dem Verdunsten zu bewahren vermag. Andere Moosarten wiederum haben im vollständig ausgewachsenen Zustande durchaus gar keine Wurzeln, ihr Wachstum und die Entwickelung ihrer Früchte geht trotzdem ebenso flott vor sich wie bei den gewöhnlichen Arten. Sie können ebenso wie diese gern monatelang bis zur vollständigen Dürre aus-



Teil des Kapselrandes von Hypnum cupressiforme (L.) in 75facher Vergrößerung.
a Zähne des äußeren Peristoms. b Zähne und Wimpern der inneren Peristomhaut. c Reste des Ringes. d Zellgewebe der Kapselwand.

Digitized by Google

trocknen, dabei häufig mit starker Deformation einschrumpfend, unter gänzlichem Verlust ihrer grünen Farbe. Diese erlangen sie

Pflanzen (a männliche) von Polytrichum commune (L.) in natürlicher Größe.

aber trotzdem sofort wieder und wachsen wie ungestört weiter, sobald sie bei neu eintretender feuchter Witterung nur gehörig durchweicht worden sind.

Die bei dem Weiterwachsen unseres jungen Moospflänzchens zunächst von ihm entwickelten Blätter haben gegenüber den Stengelblättern der völlig entwickelten Pflanze häufig nur einen etwas rudimentären Charakter; es sind dies sogenannte Nebenblätter, welche sich in der fertigen Pflanze auch mitunter an rankenähnlichen Ausläufern und an ungewöhnlich schlanken Nebentrieben, den Stolonen, Flagellen usw., wiederfinden, die aber an Wichtigkeit als charakteristische Bestimmungsmerkmale der verschiedenen Arten gegenüber den völlig ausgebildeten Stengelblättern der fertigen Pflanze stark zurücktreten. Diese letzteren bilden mit ihrer äußeren Form und ihrem Zellnetz eines der wesentlichsten Unterscheidungskennzeichen; sie sind stets ohne Blattstiel dem Stengel und den Ästen, und zwar meistens quer gestellt angeheftet; ihre Außenform ist stets einfach, d. h. niemals gefiedert oder gefingert oder sonstwie geteilt, im übrigen aber sehr mannigfaltig gestaltet, von runder, eiförmiger, elliptischer, mehr oder weniger herzförmiger Gestalt in unendlicher Variation übergehend in lanzettliche, pfriemenförmige und sogar haarförmig ausgezogene Gebilde. Ihre Blattfläche besteht abweichend von den Blättern unserer gewöhnlichen Pflanzen meistens — abgesehen von ihrer Rippe — aus einschichtigem Zellgewebe und präsentiert sich daher, bei durchfallendem Licht unter dem Mikroskop betrachtet, in sehr deutlicher, ganz allerliebst regelmäßiger Konstruktion der verschiedensten Art, indem die Zellformen von mehr oder weniger regelmäßigem Sechseck mit jeder nur möglichen Abwechselung bei den verschiedenen Arten in sehr langgestreckte, lineal ausgezogene Formen übergehen, dabei nicht allein die Form, sondern auch die in einem Schlauch gelagerte Protoplasmamasse samt deren Chlorophyllkörnchen, welche die grüne Farbe ausmachen, erkennen lassend. Es sind sonach die Moosblätter ganz und gar anders gebaut als die uns allgemein bekannten Blätter der gewöhnlichen großen Pflanzen, und wir führen daher den Lesern in unserer Abbildung S. 812 als etwa typische Form das Blatt eines unserer gemeinsten und am schönsten gefiederten Waldmoose

Digitized by Google

vor, des Thuidium tamariscinum. Bei diesem Moos trägt jede Zelle der Blattfläche beiderseits eine spitze Papille, die aus den beigegebenen Blattquerschnitten deutlich zu erkennen ist. An der Blattbasis bemerken wir noch ein Gewirr eigentümlicher Zellfäden, welche die sämtlichen Stengel dieses Mooses dicht überziehen und die, sich in ähnlicher oder mehr blattähnlicher Gestalt auch bei vielen anderen Moosen findend, als Paraphyllien (Scheinblätter) zu deuten sind, mit einem ähnlichen Zweck wie der früher bereits erwähnte Wurzelfilz, mit welchem die Stengel anderer Arten überzogen sind. Eine andere Art schöner Zellbildungen präsentiert sich noch in der Abbildung S. 820 des Brutbecherblattes von Georgia pellucida, welches sich bei durchfallendem Licht unter dem Mikroskop als besonders durchsichtig erweist, und bei welchem die Zellen von der quadratischen Form an der Blattbasis allmählich in rundliche Form an der Blattspitze übergehen.

Fruchtende Pflänzchen von Funaria hygrometrica (L.) in verschiedenen Reifezuständen bei zweieinhalbfacher Vergrößerung.
a Männliche Sprossen.

Verfolgen wir das Wachstum unserer Moospflanze weiter, so werden wir bald bemerken, daß sich an ihr außer den gewöhnlichen Blätterknospen noch andere knospenartige, mehr oder weniger blattreiche Häufungen bilden, entweder seitlich am Stengel und an den Ästen in meistens zahlreicher Wiederholung oder als Abschluß des Gipfels am Hauptstengel. Diese mehr oder weniger geschlossenen und meistens sehr unscheinbaren Gebilde sind die Blüten des Mooses, welche in ihrem Inneren diejenigen zarten Organe tragen, durch welche die geschlechtliche Fortpflanzung angebahnt wird. Die Blättchen dieser Häufungen, die sogenannten Hüllblätter, sind in ihrer Gestalt wiederum abweichend von den bisher besprochenen; sie umhüllen entweder gemeinschaftlich in einer oder getrennt in verschiedenen Knospen, entweder auf ein und derselben (Abbild. S. 813) oder getrennt auf verschiedenen Pflanzen (Abbild. S. 814), je nach der Art des Mooses, gewöhnlich zwischen mehr oder weniger zahlreichen zarten, haarähnlichen Zellfäden, den Paraphysen (deren Bestimmung noch nicht schlüssig aufgeklärt ist), zweierlei Arten kleiner Schläuche, die Archegonien und die Antheridien, welche hier die Stelle von Griffel und Staubfäden unserer gewöhnlichen phanerogamen Blumen zu versehen haben. Diese sind bei allen Arten von Laubmoosen fast genau von ganz gleichem Äußeren, wenigstens lassen auch scharfe Vergrößerungen außer in der Größe keine deutlichen Unterscheidungsmerkmale bei den verschiedenen Arten erkennen, und zwar weder im

Pflänzchen von Georgia pellucida (L.) in etwa fünffacher Vergrößerung.
a Männlicher Sproß. a' Männliche Innovation aus vorjährigem weiblichem Sproß. b Steril weiblicher Sproß. c Fruchtende Sprossen. d Brutbechersproß. d' Brutbecherinnovation aus vorjährigem weiblichem Sproß. e Sterile Sprossen.

Digitized by Google

Äußeren noch im Inneren. Die Antheridien, welche die männliche Funktion zu versehen haben, bestehen stets aus einem ellipsoïdischen geschlossenen Sack, der sich erst bei der Reife oben öffnet, und von dessen halbflüssigem Inhalt dann ein Teilchen durch den oben stets offenen langen Schlund der Archegonien zu der am Grunde derselben in einer Ausbauchung befindlichen Eizelle zu deren Befruchtung gelangen kann.

Zwei Pflänzchen von Hypnum (Stereodon) cupressiforme (L.) in zweifacher Naturgröße.
a Weibliches fruchtendes Pflänzchen. b Männliche Pflanze mit zahlreichen Blüten.

Von den häufig ziemlich zahlreichen Archegonien einer Blütenknospe gelangen bei den meisten Moosen immer nur eins, bei gewissen Arten höchstens nur einige zur Ausbildung, während die übrigen vertrocknen. Bei der Weiterentwickelung der befruchteten Keimzelle wächst zunächst die Hülle des Archegoniums etwas mit, dabei eine ganz andere Gestalt erlangend, aber bei der fortgesetzten schnelleren Streckung des künftigen Fruchtstiels reißt früher oder später je nach der Art die wachsende Archegoniumhülle am Grunde ab, wird durch die Spitze des sich weiter entwickelnden Fruchtstiels immer weiter gehoben, bis sie sich schließlich je nach der Moosart in verschiedener Gestalt, als zarte Haube oder Kappe auf der Spitze der fertigen Fruchtkapsel vorfindet (wie an verschiedenen der später gegebenen Habitusbilder zu ersehen ist), von wo sie gewöhnlich erst beim Reifezustand der Kapsel abfällt.

Die den mehr oder weniger langen Fruchtstiel krönende und bei den Laubmoosen stets durch einen in der Reife sich ringförmig trennenden und abfallenden Deckel geschlossene Fruchtkapsel, deren Bau aus dem in der Abbildung S. 815 gegebenen Durchschnitt einer solchen ersichtlich ist, erlangt bei den verschiedenen Moosarten auch sehr verschiedene Gestalt, stets aber birgt sie in einem besonderen, den Innenraum mehr oder weniger ausfüllenden häutigen Sack das früher erwähnte bräunlichgelbe oder grünliche Mehl der Sporen, dessen Ausstreuung selbst bei abgefallenem Deckel noch behindert wird durch einen unter dem Deckel sich befindenden äußerst zarten, regelmäßig und künstlich gestalteten Mundbesatz des Kapselrandes. Dieser besteht entweder aus einer einfachen oder einer doppelten Reihe gewöhnlich stark hygroskopischer und oben zusammenneigender Zähnchen, die bei wenigen Arten allerdings rudimentär oder vollständig verkümmert sind. Bei feuchter Witterung verschließt dieser Mundbesatz oder das Peristom die Kapselöffnung fast vollständig, und nur bei trockener Luft legt es sich zurück oder dreht sich auf, so daß es den Austritt der Sporen nicht mehr behindert, welche dann vom Winde fortgeführt werden können. Für den fachmäßigen Bryologen wie auch für den Laien gehört dies Peristom unzweifelhaft zu den interessantesten Details der Laubmoose; leider aber müssen wir uns hier wegen Raummangel darauf beschränken, den Lesern nur eins dieser formenreichen, allerliebsten Einrichtungen im

Bilde (S. 815) zu zeigen, ohne selbst näher auf die anatomischen Details und die Verschiedenheiten dieser Bildungen eingehen zu können, indem wir uns darauf beschränken, zu erwähnen, daß beide Peristome stets äußerst gleichmäßig und regelmäßig in Zähnezahl und Ausbildung sich bei jeder Pflanze wiederholen.

Nach der Bildung von Kapseln, Peristom und Blättern gliedern sich die Laubmoose in einzelne Familien; nach der oben bereits charakterisierten Stellung der Blüten oder der Früchte am Stengel aber unterscheiden wir (abgesehen von der kleinen Abteilung sehr kleiner, sogenannter faulfrüchtigen oder cleistokarpischen Moose, deren Fruchtkapseln keinen abfallenden Deckel haben, sowie der ähnlichen Andreaea) die zwei Hauptabteilungen der gipfelfrüchtigen (acrokarpischen) und der seitenfrüchtigen (pleurokarpischen) Moose. Aus beiden Abteilungen führe ich eine kleine Reihe von Repräsentanten im Bilde vor, welche genügen werden, um eine allgemeine Orientierung zu ermöglichen, und bei deren Auswahl ich mich befleißigte, nur überall häufig vorkommende Arten aufzunehmen, wobei ich nur bedaure, sie den Lesern nicht unter landläufigen Namen vorstellen zu können, da es solche leider fast gar nicht gibt. Zwar haben einzelne Gelehrte versucht, in ihren Handbüchern die sämtlichen Moosarten mit deutschen Namen aufzuführen, diese scheinen indessen entweder frei gebildet oder höchstens Übersetzungen der wissenschaftlich-lateinischen Namen zu sein, womit jedenfalls der Sache recht wenig gedient ist.

Als erstes unter den acrokarpischen Moosen führe ich unseren gemeinsten Vertreter der am weitesten entwickelten Klasse der Polytrichaceen (Vielhaare) vor (Abbild. S. 816), welcher gleichzeitig den Vorzug hat, mit dem rechten, echten volkstümlichen Namen des güldenen Widertons beehrt zu sein, der noch aus der glücklichen Zeit der Hexen stammt, als man die ihm innewohnenden geheimnisvollen Kräfte gegen bösen Blick und ähnliche Übel noch besser zu würdigen wußte. Auf Heiden und Wiesen überzieht dies Moos häufig große Flächen, erreicht an den feuchteren Stellen eine Höhe bis zu etwa dreißig Zentimetern und macht sich im Frühjahr besonders bemerklich durch die meist massenhaft auftretenden, weit scheinenden goldhaarigen Hauben seiner Fruchtstiele. Die männliche Blüte, welche in der Abbildung S. 814 bereits in größerem Maßstabe gezeigt wurde, zeichnet sich durch die verhältnismäßig große becher- oder scheibenförmige Gestalt aus, die selbst von weitem schon zu erkennen ist. — Die folgende Abbildung S. 817 zeigt die Funaria hygrometrica, von der wir bereits die Frucht im Längsschnitt zur Erklärung des Kapselbaues im Bilde S. 815 haben kennen lernen. Bei seiner geringen Größe ist dies Moos, so häufig es sich überall auf allen möglichen Unterlagen findet, gewöhnlich wenig in die Augen springend. Es liebt besonders alte Feuerstellen in Waldungen und macht sich auf solchem Untergrund im Frühling durch seine hellgelbe Färbung und die frisch sprossenden, gewöhnlich sehr massenhaft emporschießenden und elegant gebogenen Fruchtstiele schon von weitem bemerkbar. — Als

Pflänzchen von Homalia trichomanoides (Schreb.) in zweieinhalbfacher Vergrößerung.

letztes dieser Moosabteilung führen wir noch ein ebenfalls kleines Moos, die Georgia (Tetraphis) pellucida vor (Abbild. S. 817), welches schattige Partien unserer Wälder liebt,

Digitized by Google

daselbst überall gemein ist und mitunter ganze Abhänge reich fruchtend mit dichtem Rasen überzieht.

Von den seitenfrüchtigen Moosen gebe ich zunächst in der Abbildung S. 818 den allergemeinsten Vertreter der großen Hypnumklasse in seiner Normalform. Dieses Hypnum cupressiforme kommt in unseren Wäldern bei massenhaftem Auftreten auf Erdboden, auf Baumstämmen und Felsen usw. in der-

Fig D

I.

Brutlinsenbildung bei Georgia pellucida (L.).
I Brutbecher mit weggeschnittenen vorderen Blättern in etwa zwölfeinhalbfacher natürlicher Größe. II Hüllblatt des Brutbechers mit anhaftenden Brutlinsen und Paraphysefäden in etwa fünfundvierzigfacher Vergrößerung.

artig weitgehenden Abänderungen vor, daß es mitunter von den besten Bryologen nicht sofort erkannt wird. — Die Abbildung S. 811 zeigt eins der am schönsten gefiederten Waldmoose, unser Hylocomium splendens, welches ebenfalls überall ganz gemein ist und sich durch die etagenartig übereinander angeordneten einzelnen Jahressprossen besonders auszeichnet. Nur bei sehr aufmerksamer Betrachtung des Bildes wird man bei b′ die ganz unscheinbaren männlichen Blüten erkennen. — Endlich, auf S. 819, gebe ich noch Homalia trichomanoides, ein einhäusiges Moos mit schräg dem Stamm angehefteten Blättern, welche, in größerem Maßstabe bereits in der Abbildung S. 813 vorgeführt, flache Wedel bilden.

Bei sämtlichen Moosen, welche ich hier mit ihrem Habitusbilde vorgeführt habe, war ich in der Lage, die vollständigen Pflanzen mitsamt den Früchten zu zeigen, wobei ich aber nicht unterlassen darf, zu erwähnen, daß eine große Zahl von Moosarten bei uns heimisch ist, die entweder höchst selten oder niemals bei uns zur Fruchtbildung gelangen, die aber trotzdem häufig massenhafte, weit ausgedehnte Rasen bilden. Wenn also die Entstehung oder die Vermehrung der Moose ausschließlich auf den im vorstehenden erklärten geschlechtlichen Weg angewiesen wäre, würde diese letzterwähnte Tatsache kaum zu erklären sein, und deshalb habe ich zum Schluß noch nachzufügen, daß außer durch Fruchtbildung die Vermehrung der Moose auch auf vegetativem Wege erfolgen kann, nämlich einesteils ganz ähnlich wie durch die Ableger, Wurzelableger, Senker usw. unserer Gärtnereien, andernteils durch besondere Bildungen, die den Brutzwiebeln und Kartoffelknollen der Phanerogamenpflanzen ähneln. Es sind dies die sogenannten Brutkörperchen oder Brutlinsen, die sich bei vielen Moosen entweder oberirdisch an verschiedenen Stellen oder auch unterirdisch an den Wurzelfasern bilden, sogar mitunter am Protonoma, wie in der Abbildung S. 812 schon ersichtlich. Oberirdisch bilden sich diese Linsen entweder frei in den Blattachseln oder an besonderen Organen, wie z. B. bei der Georgia der Abbildung S. 817 in den beiden Brutbechern, welche dort an der Spitze zweier Sprossen, d und d′, entstanden sind. Diese Brutbecher habe ich in der Abbildung S. 820 in vergrößertem Maßstabe vorgeführt, woraus ersichtlich, daß sich im Inneren des Bechers zwischen zahlreichen Paraphysefäden am Ende zarter Zellfäden eine Menge dieser kleinen linsenförmigen Körperchen bilden, welche, in der Reife abfallend, im Boden überdauern und schließlich ebenso wie die Sporen einen Vorkeim entwickeln können, aus welchem die jungen Moospflänzchen, wie in der Abbildung S. 812 gezeigt, entstehen.

Digitized by Google

Scheffel mit seinem Sohne Viktor. (1871.)

Vom Meister Josephus

Mit vier ungedruckten Briefen und einem „Gedenkspruch" Josef Viktor von Scheffels

Mitgeteilt von

Ernst Boerschel

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie in seinen Dichtungen, so hat Scheffel auch in seinen Briefen niemals den Menschen in sich vergessen. Wir treffen in seinen Briefen an Schwanitz, Eisenhart, Arnswald und andere, seinem Herzen ferner Stehende, höchst selten längere Erörterungen über Tagesfragen oder spezifisch geistige Themata. Er stellte sich in ihnen nicht auf einen einseitig theoretisierenden Geistesstandpunkt, focht in ihnen keinerlei ästhetische oder politische Fragen aus, sondern folgte darin nur den rein menschlichen Stimmungen, die ihn im Augenblicke bewegten. Es mußte ein großes, wirkliches Ideal sein, wenn er sich ganz in die Schanze schlug; die kleinen Streitereien und Meinungen des Tages erregten ihn nicht. Scheffel ist kein Briefschreiber großen Stils, wie es Goethe, Wilhelm von Humboldt, Gottfried Keller und Richard Wagner waren. Und doch

Digitized by Google

lesen sich seine Briefe angenehm, ja sogar — „spannend". Weil er schreibt und nicht beschreibt, läßt er vieles offen und zwischen den Zeilen liegen. Er erschöpft seine Mitteilungen und Stimmungen nicht bis zum letzten Ende; er läßt uns immer noch etwas zu erraten übrig.

Wer Scheffels Persönlichkeit kennt, weiß, daß das scharf bezeichnend ist für sein Wesen. Es entspringt dem Zartsinn seiner Seele, die sich gerade in den Momenten, da ihr eine geheime Offenbarung entschlüpfen will, krampfhaft zusammenschließt. Er wußte das und nannte es „timide de coeur". Selbst in seinen Briefen an Emma Heim, die charakterstarke Frau, die ihm ein Menschenalter hindurch die einzige war, die sein Vertrauen in allen Dingen besaß, schlägt er nicht immer einen uneingeschränkten Ton der Empfindungen an. Er hält sich zurück und wirkt darum um so aufrichtiger und tiefer.

Auch die folgenden vier Briefe Scheffels, die, bisher ungedruckt, noch aus dem Briefschatze Emma Heims stammen, verschweigen äußerlich mehr, als sie sagen. Sie streifen Erinnerungen, ohne näher auf sie einzugehen, sie nennen einen Namen, ohne weiterzuschweifen und die ganze schmerzliche Bedeutung der Ortschaft, die mit diesem Namen zusammenhängt, aufleben zu lassen. Es wird in ihnen dreimal vom deutsch-französischen Kriege gesprochen, aber nur einmal wird ein kurzer Anlauf genommen, sich des Unwillens über den Krieg und seine Folgen zu entladen. Diese Eigentümlichkeiten des kurz Angebundenen, Fragmentarischen treten natürlich in den zahlreichen Briefen, die ich vor kurzem in einem eigenen Buche herausgab,* noch kräftiger hervor, als sie es in den vier hier mitgeteilten Briefen vermögen werden. So kam es, daß die Briefe Scheffels an Emma Heim nach ihrem Erscheinen von den wenigsten nach dem Sachverhalt und objektiv und von den meisten nach Temperament beurteilt wurden. Ein Zeichen, wie lebendig und anziehend sie bei aller ihrer Sprödigkeit sein müssen. Und sie gleichen in der Tat einer spröden Schönen, die gerade durch ihre Abweisung das Interesse für ihren Liebreiz erhöht. Erst wenn man ihnen näher tritt und sie zu kommentieren beginnt, kann man ganz in ihr Wesen und ihre schönen Verborgenheiten blicken.

Scheffels Leben ging nicht immer glatt und heiter hin. Er flocht noch in späteren Jahren gern das Wort in seine Briefe ein, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und die „ordinären Sorgen und Aufgaben", die er die Bleigewichte des Lebens nannte, haben ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. Anfeindungen, Verleumdungen und seinerseits eine schwerblütige Lebensauffassung kamen hinzu, um es fürs beste zu halten, sich ganz in sich zurückzuziehen und nach außen hin sparsam mit den Empfindungen zu werden. Und schließlich war ihm jede kurze Aussprache lieber als ein langer Brief. Aber er hätte sich seiner grundnatürlichen Persönlichkeit begeben, wenn bei aller epischen Zurückhaltung nicht auch in seinen Briefen sein Humor, seine Männlichkeit, seine Liebe, sein kerngesundes Wesen freundlich aufgeleuchtet hätten. Nur jeder Phrase stand er ängstlich fern, und jedes Pathos widerstrebte ihm, wie er selber echt und wahrhaftig war bis zum Grund.

Unsere vier Briefe sind aus Karlsruhe datiert, aber nur der vierte atmet wirklich Karlsruher Luft, die ersten drei streben darüber hinaus, denn der Stadt Karlsruhe waren Scheffels Stimmungen nicht sonderlich geneigt. Heidelberg und ein Wiedersehen mit Emma sind die Untertöne des ersten Briefes. Kein Wunder, daß dieser Brief der frischeste und fröhlichste ist. Er lautet:

Liebe Kusine!

In der freudigen Zuversicht, daß Du wohlbehalten in der Heimat angelangt und in der Erinnerung auch noch die Stunden des Neckartals festhalten magst, erlaube ich mir, Dir zwei nicht sehr gelungene, aber doch charakteristische Photographien der Landschaft zu senden, die uns am 14. Mai von so mannigfachen Standpunkten ergötzt hat. Auf dem einen Blatt — im äußersten Vordergrund — spiegeln sich die weißen Holzsäulen des Pavillons, wo wir den Maiwein tranken — hoch oben auf dem zweiten Blatt punktiert sich das Schwalbennest, von welchem vergeblich Steine in den Neckar geschleudert zu werden wir erhoffen mochten.

* „Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen." Berlin, Ernst Hofmann u. Ko., 1906.

Als drittes persönliches Blatt, was Dich interessieren wird, lege ich eine geschäftliche Dreieinigkeit bei, die mir sehr wichtig ist, nämlich Verleger (im Zylinder), Maler (A. v. Werner) und Schriftsteller, im Moment einen Verlagsvertrag zu schließen. Die nächsten Werke von mir, die Du als reiche Dame anschaffen mußt, ohne sie vom Verfasser zu erwarten, gehen aus dieser Dreieinigkeit hervor.

Wenn ich Dir nun noch sage, daß ich von dem improvisierten Wiedersehen sehr erfreut war und bin, und zurzeit in den frühlingsgrünen Gartenräumen dahier in vetterlicher Treue der Base gedenke, so ist der Zweck dieses Schreibebriefes erreicht.

Ich werde in der nächsten Woche, den Tag kann ich noch nicht bestimmen, Freiburg berühren. Mein Quartier ist gewöhnlich im Pfauen; ich weiß noch nicht, wie lang mir ein Aufenthalt dort vergönnt sein wird, bitte Dich aber für alle Fälle, mir Deine Freiburger Adresse mitzuteilen und den Deinigen meine herzlichen Empfehlungen auszurichten.

Auch mein alter Vater trägt mir einen herzlichen Gruß auf.

Karlsruhe, 17. Mai 67. Joseph.

„17. Mai 1867“. Emma Heim, die geliebte Kusine, war nach zweijähriger Abwesenheit aus Petersburg zum Besuch in die Heimat gekommen. Wie bei jeder Wiederkehr, so war ihr Scheffel auch diesmal bis Heidelberg entgegengefahren. Das Wiedersehen muß herzlich und freudig gewesen sein. Nur wenige Sätze sprechen in dem Briefe davon. Aussprache genug war für Scheffel — timide de coeur — schon das Eingeständnis, daß er den Brief aus dem starken Gefühl der Erinnerung heraus geschrieben habe, weil er „von dem improvisierten Wiedersehen sehr erfreut war“ und noch ist. Wir wissen aus einem anderen Briefe Scheffels an Emma, wie nachhaltig der Eindruck gerade dieses Heidelberger Zusammenseins in Scheffel gewesen ist. Am 1. August 1867, also beinahe drei Monate später, schrieb er aus Vevey an die Base: „Einen Kuß, den ich von Heidelberg her noch zugute habe, mir ausdrücklich vorbehaltend, verbleibe ich Dein getreuer Vetter Joseph.“ Eine gehobene Freude hatte die Heidelberger Tage belebt. Die Welt war für ein paar Stunden zurückgewichen, und die seltene Stimmung stellte sich ein, in der sich alles zu neuer, durchaus glücklicher Befriedigung versöhnt. Aber wir möchten diese Begegnung noch besonders festhalten, weil das Datum, unter dem sie geschehen ist, eine eigene Bedeutung für uns hat. „Im Mai 1867“, so steht unter der Widmung zum „Gaudeamus!“ Wir können also jetzt die Entstehungszeit dieser Widmung näher angeben und sie zwischen den 14. und 16. Mai legen, falls Scheffel nicht vorher schon einmal in Heidelberg war und die Widmung dichtete — was immerhin möglich ist. Anderseits aber paßt die schöne Heiterkeit, die über Scheffels Heidelberger Wiedersehen mit Emma lag, so trefflich zu der

Scheffel, sein Verleger A. Bonz und der Maler Anton von Werner. (1868.)

Grundstimmung der Gaudeamuswidmung, daß unsere Annahme auch innerlich starke Berechtigung gewinnt.

Scheffel befand sich jetzt in einer regen Arbeitsperiode und in bewegten Zeiten. „Verleger, Maler und Schriftsteller“, die sich schon 1864 zu einer illustrierten Ausgabe der „Frau Aventiure“ zusammengetan hatten, schlossen eben einen Verlagsvertrag für die illustrierte Ausgabe des „Juniperus“, des „Gaudeamus!“ und vielleicht schon der „Bergpsalmen“ ab. Als der Sorgloseste durfte „der Schriftsteller“ den Dingen entgegensehen, denn er hatte seine Arbeit an den drei Dichtungen bereits redlich getan. Immerhin erschien der Moment des Verlagsvertrages der „geschäftlichen Dreieinigkeit“,

Digitized by Google

die daran beteiligt war, von besonderer Wichtigkeit: alle drei ließen sich nach Vollzug gemeinsam photographieren. Und unsere Vermutung bestätigt sich: Scheffel sitzt am behäbigsten und zufriedensten auf dem Bilde da. Dieses Bild von ihm ist eins der sympathischsten, die wir besitzen. Vielleicht drückt sich dabei noch eine andere Freude in Scheffels Zügen aus: die zuversichtliche Freude, die ihn im selben Monat Mai die Geburt seines Sohnes Viktor erwarten ließ.

„Kriegsbriefe" sind zum Teil die beiden folgenden Briefe Scheffels. Auch sie beschreiben wenig und lassen dennoch den eigentümlichen Unwillen Scheffels gegen den Krieg von 1870 deutlich genug heraushören. „Idyllische Stimmungen sind nicht möglich," heißt's unter dem frischen Eindruck der Kapitulation von Straßburg, im ersten Briefe vom 4. Oktober 1870; „Frühling und Frieden" wünscht er Emma Heim am 20. März 1871 in dem anderen Briefe, als die siegreichen Truppen bereits in die Heimat eingezogen waren, in Paris aber die Revolution ihr Haupt erhob. Erinnerungen und warme Empfindungen für ein Wiedersehen mit Emma mischen sich in die Zeilen. Besonders wird ein Name ausdrücklich erwähnt, der des Chiemsees, schmerzlichen Gedenkens voll. Scheffel schreibt:

4. Oktober 70.

Auf einen Brief wie den vom Chiemsee ist eigentlich nur ein Kuß die richtige Antwort; es freut mich, daß Du diesen gesegneten Winkel aufgefunden und meiner gedacht hast. Sobald Du mich einmal dort oder anders wohin in den Alpen einladen kannst, erhoffe ich ein fröhliches Wiedersehen, und daß kein Jahr ohne solches entschwinden darf, ist ausgemachte Sache. Heute nur drei Zeilen, da ich in wenig Stunden eine Fahrt nach Straßburg und auf den Kriegsschauplatz im Elsaß antrete; idyllische Stimmungen sind nicht möglich, konzentriertes Arbeiten auch nicht, so schaut man wenigstens die großartigen Wirkungen des Kampfes an. Der Bub Viktor und Karl sind wohlauf; behüt' dich Gott.

In Eile und Liebe
Josephus.

„Es freut mich, daß Du diesen gesegneten Winkel aufgefunden und meiner gedacht hast." Zehn Jahre waren vorübergeflossen, seit Scheffel im März 1860 auf Frauenchiemsee sein stilles Patmos gesucht hatte. Er hatte sich damals wie ein Fliehender hierher gerettet. Der Druck der vergeblichen Arbeit an seinem Nibelungenroman und die Heidelberger Episode mit Julie Artaria hatten es vermocht, daß er sich hier wie ein Geschlagener verkroch. „Es war für mich Bedürfnis, die Karlsruher Luft, in der ich unfehlbar zugrunde ginge, wenn ich sie immer atmen müßte, mit einer anderen zu vertauschen," schrieb er damals an Emma. Er fand auf Frauenchiemsee bald wieder Aufatmen und neue Kraft. Aus der Enge der Straßen und Arbeitszimmer, aus dem Getriebe von Rücksicht und gesellschaftlicher Verpflichtung kehrte Scheffel hier ganz zum Menschen in sich zurück. Die freie Gottesnatur gab sich ihm in aller ihrer Mächtigkeit; kein Nachdenken um den kommenden Tag stellte sich wie eine Kulisse vor ihren Anblick. Jetzt, zehn Jahre später, strömten ihm alle diese Bilder wieder zu, und er ist dankbar für die Mitteilungen, die sie ihm wecken halfen.

Selten hat ein Mensch und Dichter so oft immer wieder sein ganzes Leben in der Erinnerung durchstreift wie Scheffel. Er, der starke Gegenwartsmensch, hatte immer etwas mit der Vergangenheit zu verrechnen. Er war der rechte Epiker, der mehr den Nachklang fühlte als den Klang. Er verglich viel und ging deshalb sehr oft des schöpferischen Augenblicks verlustig. Sein Vergnügen, in die vergangenen Jahre hinabzutauchen, war für seine ganze Art sehr charakteristisch und war ein folgerichtiges Ergebnis dieser Art. Scheffel war im täglichen Leben der konservativste Gewohnheitsmensch, den man sich denken konnte. Seinetwegen hätte die Zeitrechnung, soweit sie die äußeren Lebensverhältnisse betraf, stille stehen können. Er beklagte jeden Fortschritt, der ihm eine liebe Gewohnheit nahm; hieß sie gar Vaterland, so brausten Zorn und Vorurteile in ihm auf.

Nur so ist es zu verstehen, daß Scheffel den großen Ereignissen des Jahres 1870 vollkommen fremd gegenüber stand. Er fürchtete die Machtstellung Preußens und fürchtete mehr noch, daß der Schatten dieser Machtstellung auf Baden fallen könnte. Sich aber mit vierundvierzig Jahren noch

Digitized by Google

Alfred Helberger: Am Golf von Salerno.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

in neue politische Verhältnisse einzugewöhnen, fand er sich nicht bemüßigt. Die Tatsache eines heldenmütigen, ruhmreichen Kampfes, den dieser Krieg in allen seinen Zeitabschnitten darstellte, erkannte auch er willig an, und er ging, wie wir aus dem vorigen und dem folgenden Briefe ersehen, selber auf den Kriegsschauplatz, um den Eindruck der weltgeschichtlichen Geschehnisse an Ort und Stelle auf sich einwirken zu lassen. Aber sein letztes Wort und seine letzte Sehnsucht bleiben „Frühling und Frieden“. Auch die schönsten Gaben und Grüße seiner Base Emma, die inzwischen von Petersburg nach Salzburg übergesiedelt war, konnten ihn von diesen Betrachtungen nicht abdrängen. Am 20. März 1871, als die Friedenspräliminarien lange eingeleitet waren, schrieb er ihr:

Emma Mackenrodt-Heim. (1860.)

Liebste Emma!

Herzlichen Dank für den Namenstagsstrauß. Erika und Edelweiß und Emma, drei E. Da alle Sendungen aus Österreich erst auf der Zolldirektion durchgeschnüffelt werden, wurden die Veilchen von Revisorenhänden durchwühlt ... ob sie den französischen Spruch zu Protokoll nahmen, weiß ich nicht. Ich fand den Strauß als lieblichen Schluß eines lieblichen Tages ... ich war auf einem wasgauischen Berggipfel, allein mit meinen Erinnerungen, stieg abends in das neugewonnene Weißenburg, wo die Schlacht am 4. August war, und fuhr mit der Pfälzerbahn heim. Ich danke Dir, Herz, und wünsche Dir in Vergeltung alles Gute und Verschwinden aller Migräne — und Frühling und Frieden. In Paris aber schaut's nach neuem Schwefel und Pech aus.

Herzlichen Gruß den Deinigen. Es ist spät und der Arm rheumaschwer. Adieu!

Dein treuer Vetter Josephus.

20. März 71.

Das Jahr 1871 war im Anfang für Scheffel wenig erquicklich. Der beste Erfolg des Jahres war, daß der leidige Streit mit Janke um den „Ekkehard“, der volle zehn Jahre lang beide Parteien erhitzt hatte, siegreich für Scheffel ausgegangen war. Aber sonst gab's mancherlei, was vieles zu wünschen übrigließ. Schon im vorigen Briefe hatte Scheffel berichtet: „Der Arm rheumaschwer.“ Das Leiden stellte sich jetzt häufiger und heftiger ein. Hinzu kamen die vielen kleinen Sorgen für den Haushalt, die Scheffel in seinen anderen Briefen an Emma Heim einmal die „ordinären Aufgaben des Lebens“ nennt. Er verwaltete sein Haus in der Stephanienstraße in Karlsruhe ganz allein und hatte an Angehörigen keine Stütze. Die Mutter war seit sechs Jahren, der Major seit zwei Jahren tot, die über alles geliebte Schwester Marie war schon 1857 gestorben. Nur der ältere Bruder Karl war übriggeblieben, doch der war gelähmt und verlangte die aufmerksamste Pflege. Scheffels Frau Karoline aber lebte getrennt von ihrem Gatten bei ihrer Mutter in Österreich. Die einzige Freude des Dichters war „der Bub Viktor“, der, 1867 geboren, jetzt vier Jahre alt war und die Sorgfalt des Vaters vollauf in Anspruch nahm.

So war Scheffel in diesen Jahren mehr als je an Karlsruhe gebunden. Aber er liebte die Stadt nicht und sehnte sich darum doppelt hinaus. Der folgende Brief gibt treffend die gedrückten Stimmungen wieder, die um diese Zeit den Freiheitsbedürftigen zu keinem tiefen Atem kommen ließen:

Karlsruhe, 8. Juni 71.

Liebe teure Emma!

Die Vorwürfe wegen langen Schweigens sind wohl verdient; ich wundere mich selbst, wie es möglich ist, Dich so lieb zu haben und so zu vernachlässigen. Aber kleine Sorgen, Ärger, Geschäfte, und was alles die irdischen Bleigewichte sind, ermöglichen nicht jeden Tag die veilchenblaue Stimmung, die zu einem Briefe an mein teuerstes M. erforderlich ist.

Auch war ich einmal in Württemberg in Geschäften und einmal im Elsaß ...

Deinem Brief vom 28. März habe ich mit tiefem Bedauern an den Schriftzügen angesehen, daß er von leidender Hand geschrieben, und freue mich um so mehr, daß mir der vom 7. Juni verkündet, daß Du Dich wieder ganz erholt hast.

In dem herrlichen Klima von Salzburg sollte man eigentlich niemals krank sein.

Was in diesem Jahre die Götter mir für Aufgaben bescheren, kann ich noch nicht bemessen. Die alte Wanderfröhlichkeit und Ausfliegbereitschaft wird mehr und mehr gelähmt, sonst wär' ich längst im Frühjahr einmal an der Salzach aufgetaucht. Jetzt, in der guten Sommerzeit, hab' ich Dienstbotenwechsel, muß eine alte, häßliche Haushälterin gegen eine womöglich noch ältere und häßlichere vertauschen, neuen Diener einüben usw.

So lerne ich den alten Spruch: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ täglich aus eigener Erfahrung kennen ... aber wenn gute Sterne leuchten, hoffe ich doch einmal ein Wiedersehen ... laß mich nicht entgelten, daß ich so lange schwieg, und laß mich nie ohne Nachrichten.

Unsere Zustände sind — unter dem Eindruck der Pariser Nachrichten — nicht sehr erfreulich: man wird preußisch und soll's nicht merken, wie jener Hund, dem der Schweif stückweise abgehackt wurde, damit es ihm weniger weh tue. Im übrigen lebe ich sehr still, pflege den Garten und das Haus, habe mit Janke Frieden gemacht gegen Barzahlung von 3000 Fl. und finde es kaum begreiflich, daß schon wieder ein Jahr geschwunden, seit ich Deine schlanke, „psychische“ Hand zum letztenmal geküßt habe ...

Ich grüße euch alle in alter Ergebenheit.

Josephus.

Dieser letzte Brief ist von den vier vorhin mitgeteilten der ausführlichste. Er beschäftigt sich etwas näher als die ersten mit den Verhältnissen der Gegenwart und schließt sich bezüglich der durch den Krieg geschaffenen Zeitlage fast unmittelbar an den Brief vom 20. März an. Er ist als Gegenwartsbrief recht charakteristisch für Scheffel, ist der Stimmungsausdruck des echten Melancholikers, der die Vergangenheit der Gegenwart vorzieht, weil er sie sicherer nach ihrem Gewinn beurteilen kann. Scheffel mußte immer erst ein Gefühl nach allen Richtungen hin beherrschen können, es mußte ihm ganz zu eigen geworden sein, ehe er sich ihm voll hingab. Das Veränderliche, das nicht Feststehende störte ihn und befriedigte ihn nicht. Er war ganz und gar keine Bohèmenatur in unserem heutigen modernen Sinne. Wir sehen aus seinen Dichtungen und seinen Briefen, daß er es auch geistig nicht war. Er erhob seine Empfindungen niemals so hoch, daß sie den Boden unter sich verloren; seine Phantasie entbehrte niemals des Ausgangs und des Zieles. Er litt darunter, aber das war eben seine Grenze, und — das ist die andere Seite seiner Persönlichkeit, die oft mißdeutet wird, weil der Humor des „Ekkehard“ und der Gaudeamuslieder die ganze Welt vor sich her zu treiben scheint. „Meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie,“ hat er selber von sich gesagt.

„Oft nur“ — die Worte sind zu beachten, denn durch sie erfährt das Bekenntnis eine Einschränkung. Sie sagen uns, daß Scheffel die Kraft besaß, den Humor selber zu meistern, und daß er nicht immer nötig hatte, auf die Melancholie als Helferin zu warten. Doch eins ist sicher: niemals war das dem Dichter Scheffel in engen Verhältnissen möglich. Er brauchte Bewegung, Freiheit zur Entfaltung seiner Kräfte. Wir sahen an unserem ersten Briefe, wie schon die Erinnerung an schöne Stunden die Stimmung dieses Briefes zu heben vermochte. Auch der dritte Brief, der vom 20. März 1871, war, da er unter dem frischen Eindruck eines „lieblichen Tages“ geschrieben war, leichter und flotter gefügt als der letzte, der ganz und gar Karlsruher Luft atmet. So lag in jedem der Briefe ein anderer Stil, und aus jedem konnte man bei aufmerksamem Hinsehen eine andere Stimmung seines Schreibers herauslesen. Das aber ist es, was Scheffels Briefe vor denen vieler anderer Schriftsteller auszeichnet, und was jeden einzelnen von ihnen als wertvoll für die Erkenntnis von Scheffels Wesen erscheinen läßt.

Das Jahr 1871 endete für den Meister Josephus besser, als es begann. Außer dem schließlichen Gelingen des Janke-Prozesses brachte es ihm einen Erfolg, der ihn mit so manchem, was sich seinem Leben an Enttäuschungen und Bitternissen in den Weg gestellt hatte, aussöhnte. Er konnte sich endlich fern von Karlsruhe sein „ländlich verborgenes Asyl“ bauen. Allen Freunden teilte

Digitized by Google

er im Herbst des Jahres mit rührender Freude diesen Entschluß mit. Die „Seehalde“ bei Radolfzell am Bodensee wurde fortan das Ziel seiner stillsten, innersten Wünsche. „Ein selbstgefangener Fisch schmeckt besser, und wenn's ein Weißfisch ist, als das Diner eines Karlsruher Ministers,“ schrieb er 1874 befriedigt an Emma. Ein feiner, glücklicher Idealismus, der dem Leben nicht nur vertraute, sondern ihm auch dankte, liegt in diesen Worten und in der stillen Genugtuung, mit der Scheffel gleichermaßen die Freuden und die Lasten dieses Besitzes trug. Er konnte jetzt mehr und mehr seinen Neigungen nachgehen, und mit dem Heranwachsen seines Sohnes ordneten sich auch in der Stephanienstraße die „ordinären Aufgaben des Lebens“. Freilich auch jetzt war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen: Krankheit zehrte an seinem Körper. Die unbesorgtesten Jahre waren es, als Emma Heim im Sommer 1881 den Haushalt in der Stephanienstraße übernahm und Scheffel nun ungestört in der „Seehalde“ oder der Mettnau, die er nach seinem fünfzigsten Geburtstage zur „Seehalde“ hinzugekauft hatte, bleiben konnte. Nach der Einsegnung seines Sohnes ging Emma wieder, und nun zog sich das häusliche Leben, auch durch die zunehmende Krankheit des Dichters bestimmt, mehr auf Karlsruhe zurück. „Der Bub Viktor“ blieb seine hohe Freude, doch Emmas Liebesdienste um das Haus wurden nicht vergessen. „Da Du gegen Dank nicht empfänglich, so wiederhole ich auch nicht, daß Du des Hauses guter Stern warst,“ schrieb ihr Scheffel am 11. Oktober 1883. Kurz danach traf den Dichter ein Unfall: er renkte sich bei einem Sturz den linken Arm aus. Der Muhme Emma wurde das von dem Neffen Viktor auf folgende Weise mitgeteilt:

Gegeben in Unserer derzeitigen Winterresidenz Karlsruhe, am Landgraben, im XVII. Jahre Unserer Regierung, anno domini MDCCCLXXXIII, am VIII. Tage des heiligen Monats.

Wir, Viktor II., von Gottes Gnaden Graf zu Scheffelshausen, Herr zu Seehalde und Mettnaw, Obervogt zu Hagnau, entbieten Unserer getreuen Muhme Emma Unseren durchlauchtigsten Dank für dero gütige Nachfrage nach dem Befinden Unseres erlauchten Vorfahren, des edeln Herrn Josephus Viktor I., und vermelden Ihr über selbigen Unfall folgendes: Unser Ahne, der vieledle Herr Josephus, tat auf einer Stiegen des alten Gymnasii einen schweren Fall, so daß er mit ausgerenktem Arm mehr tot denn lebendig in einer Karossen in Unser Schloß gebracht wurde, und war allda viel Weinen und Zähneklappern. Ereignete es sich jedoch glücklicherweise, daß der Medikus Beck, so bei den Soldaten Pflaster schmieret, bei Händen war, und richtete dann selbiger, durch vier Unserer Knechte unterstützet, das zerfallene Glied wieder ein, daß selbiges hörbar krachte. Und wird Unser hoher Patient wegen der arg gezerrten Bändlein sein Armstück wohl noch bis zum Tage der Geburt Unseres lieben Herren in einer Schlinge tragen müssen, worauf er wieder fröhlich sein wird wie der Fisch im Wasser. Es kann derselbe aber ganz

Emma Koch-Heim. (1905.)

Digitized by Google

gut schreiben, da sein rechter Arm unverletzt geblieben ist, und füget daher eigenhändig den Gedenkspruch bei:

Gut ausgerenkt — gut eingerenkt —
Dank dem Herrn, der alles zum besten lenkt!

Jos. Viktor sen.

Wir fühlen aus diesem humorvollen Brief Scheffels Redaktion deutlich heraus, und der Geleitspruch, den er selber den Zeilen anfügte, ist wie alles, was er schrieb, nicht der Gelegenheit angepaßt, sondern entsprach der Überzeugung seines Inneren. Seine bescheidene, große Natur nahm alles, die Früchte und Enttäuschungen des Lebens, wie ein Geschenk hin. Er, der in den alltäglichen Dingen trotzig und heftig auf seinen Rechtsstandpunkten beharrte, räumte in den Beziehungen zwischen sich und dem Leben anstandslos nur dem Leben alle Rechte ein. Und darum blieb das Leben sein eifrigstes Ideal, fand er in ihm immer wieder neue Schönheit, zog er aus ihm immer wieder neue Kraft. Darum aber auch sein unverwelktes Wirken auf die Nachwelt, denn das rein Menschliche ist ewig.

Vogel Traum

O Mutter, laß unser Schwesterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Am Rain im alten Wacholderbaum,
Da nistet der bunte Vogel Traum,
Und wenn unsre Sichel im Roggen blinkt,
Sein zauberisch Lied aus dem Baum erklingt.

O Mutter, laß unser Schwesterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Der Tag ist so lang, und es steht die Luft,
Endlose Felder verschwimmen in Duft.
Schwer neigt unsre Stirn sich dem Mittagsbrand!
Da sonnt Vogel Traum sein Schillergewand.

O Mutter, laß unser Schwesterlein
Nicht unter dem alten Wacholder am Rain!
Die Sonne sinkt, und das Korn sinkt auch,
Blaßgoldene Wellen im Abendhauch.
Ein Vogel schwirrt in die Dämm'rung hinaus —
Wir tragen ein weinendes Kind nach Haus.

Gertrud Freiin le Fort

Digitized by Google

Rolf Runge

Roman

von

Georg Reicke

IX

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei Wochen waren vergangen. Im Bergwerk war Rolf schon eine ganz bekannte Persönlichkeit geworden, die man überall gern eintreten sah, und zu der auch die Arbeiter Vertrauen hatten. Eines Abends bekam er einen sehr auffallenden Beweis davon. Er hatte eine halbe Stunde vor Raubows Hütte gesessen und mit diesem geplaudert, als der Betriebsinspektor abberufen wurde. Es war gerade um die Zeit der Abendschicht, und in kleinen Trupps schritten Bergleute mit ihren blechernen Kaffeekannen an ihm vorüber. Die meisten grüßten und gingen vorbei. Ein paar aber, die ihn schon so merkwürdig angeschaut hatten, blieben in einiger Entfernung stehen, besprachen sich mit mehreren dort noch wartenden, und dann kamen zwei von ihnen zurück zu ihm.

„Entschuldigen Sie," begann der eine, seine Mütze ein wenig lüftend, „wir wollten bloß mal fragen, ob Sie auch von der Partei sind?" Und als Rolf darauf ein etwas fragendes Gesicht machen mochte, ergänzte der andere: „Ob Sie auch ein Genosse sind?"

Rolf erwiderte, daß er das nicht sei, aber mit lebhafter Teilnahme hier ihre Arbeit und ihr Leben kennen gelernt habe.

Der erste Sprecher drehte fortgesetzt an dem Pfropfen in seiner Blechkanne. Rolf merkte, daß er noch etwas vorbringen wollte, und suchte ihm zu helfen. Und da rückte er denn mit der Bitte heraus, ob Rolf nicht die Wünsche der Taucher wegen des Dampfschiffes dem Herrn Kommerzienrat vortragen wollte; auf der Grube hätten sie beschlossen, diesmal mit den Tauchern gemeinsame Sache zu machen, und wenn der Herr nicht nachgebe, wollten sie es einmal darauf ankommen lassen. Rolf erwiderte, daß er nur Gast im Herrenhause sei und es sich wohl nicht schicke, wenn er sich in die geschäftlichen Angelegenheiten einmischen würde, indessen wolle er sich die Sache noch überlegen und ihnen Bescheid geben. Er ließ sich dazu die Namen der Sprecher nennen und erntete dafür einstweilen ein „Schönen Dank auch!" von den Leuten.

Daß er selber um Mitwirkung, ja um Hilfe angegangen wurde in einer das Wohl und Wehe so vieler betreffenden Angelegenheit der äußeren Welt, war ihm noch nie vorgekommen. Aber er nahm sich ernsthaft der ihm ohne Verlangen angetragenen Aufgabe an. Dazu gehörte seiner Meinung nach, daß er zunächst erst mal den Dienst auf den Taucherbooten kennen lernte. Der Kommerzienrat erteilte ihm bereitwilligst die Erlaubnis dazu — wie es ihm überhaupt schmeichelte, die Angelegenheiten der von ihm geschaffenen Betriebe auch von anderen wichtig genommen zu sehen.

Die Simonetta bot sich wieder an, ihn zu begleiten, aber Rolf lehnte diesmal höflich und dankend ab. Der Blick, mit dem sie danach in ihre Tasse sah, und wie sie dabei die Mundwinkel einkniff, besagte ganz deutlich: Ich weiß ja doch, daß du mich haben willst. Aber diesmal irrte sie sich. Rolf kam die Sache nicht ernst genug vor, wenn er an der Seite des eitlen und koketten Fräuleins seine Studien machte.

So fuhr er in aller Frühe des nächsten Tages allein auf die See hinaus und trieb sich bis zur Mittagszeit auf den Taucher-

Digitized by Google

booten umher. Da es wieder einmal ein kalter und windiger Tag war, so gewann er in der Tat einigen Einblick in die Berechtigung der ewigen Klage der Taucher, denen auf ihren offenen Booten alle Vorrichtungen zur Bereitung einer warmen Mahlzeit fehlten, und die doch bei ihrem nassen Gewerbe und dem dauernden Preisgegebensein an Kälte und Wind zumal in Herbsteszeiten solcher warmen Speise sicher besonders bedurften. Wenn Rolf die zum Teil dürftigen Gestalten auf den Schiffen musterte und sich durch Anfassen ihrer Hände des öfteren davon überzeugte, wie klamm und eiseskalt schon am Vormittag die meisten geworden waren, so daß sie nur durch häufiges Armumeinanderschlagen sich noch zu erwärmen wußten, dann kam es ihm sogar vor, als sei die Verweigerung des warmen Essens geradezu eine Grausamkeit, und er überlegte schon, ob er nicht doch das Richtige und Nächste tue, den Wünschen der Leute zu willfahren. Er hielt es jedoch für zweckmäßig, zuvor noch über andere Angelegenheiten des Betriebes mit dem Kommerzienrat zu sprechen und nicht gleich mit dem unbeliebten Ansinnen vorzurücken.

In dieser Absicht machte er dann schon bei der Mittagsmahlzeit einen geeigneten Anfang und war überrascht und erfreut zugleich, wie entgegenkommend sich der Hausherr auf seine Fragen und Bemerkungen zeigte.

Als er eine halbe Stunde nach Tisch an der Simonetta Zimmer vorüberging, dessen Tür offen stand, hörte er, wie diese wiederholt „Athaulf!" rief — so hatten die Brüder scherzweise den Diener genannt, der Adolf hieß, und die Schwester hatte das angenommen. Beim zweiten Male trat Rolf an die Schwelle und meldete hinein, daß er es sei und nicht der Gewünschte. Da sprang sie rasch von der Chaiselongue empor, auf der sie gelegen, und bat ihn, nach flüchtigem Blick im Zimmer umher, einzutreten. Er tat es und war überrascht von der durch häufige Spiegel noch erhöhten seidigen Pracht, die hier überall herrschte.

Die Simonetta reichte ihm Zigaretten, legte sich auf die Chaiselongue zurück und wies ihm einen niedrigen Schaukelstuhl zu ihren Füßen an. „Warum nahmen Sie mich heute nicht mit?" fragte sie nach kurzen Worten ziemlich unfreundlich.

„Weil ich Furcht hatte," erwiderte er offen.

Sie wurde schon gnädiger. „Wovor? Vor meinen Reizen?"

„Nein! aber daß Sie mich durch Ihre Unterhaltung zerstreuen würden."

„Wovon zerstreuen? Was hatten Sie denn vor?"

„Ich wollte die Taucher studieren."

„Ach so — der Volksbeglücker!" höhnte sie. „Haben Sie wirklich so wenig dafür übrig?"

Sie kreuzte die Arme unter ihrem Kopfe. „Gar nichts!" versetzte sie hart. „Ich finde, Pöbel bleibt Pöbel, soviel man sich auch bemüht, den einzelnen herausziehen zu wollen. Was hat sich mein Vater schon für Mühe gegeben, und Mutter auch, die ist ja so ein gutmütiges Tierchen: mit Vereinsgeschichten und Unterhaltungsabenden und Krippen und Frauenvereinen und wer weiß was nicht alles!"

„Und ohne Erfolg?"

„Gänzlich."

„Glauben Sie, das so beurteilen zu können?" Seine Frage klang diesmal ziemlich scharf.

„Nun — wenn sie immerfort die Neigung zum Streiken haben!" versetzte sie ebenso. „Wir bieten Frieden und sie antworten mit Gewalt und Drohung. Wollen Sie das verteidigen?" Damit stieß sie, als ob es aus Unwillen geschehe, gegen die Lehne seines Stuhles, so daß er zu schaukeln begann.

Er hielt sofort die Bewegung an. Die Sonne kam und ging, während sie sprach, und huschte bisweilen über ihr schöngewelltes blondes Haar und die weißen Arme, die bis zum Ellenbogen sichtbar waren.

„Vielleicht stehen die Dinge doch nicht so in Parallele miteinander," fuhr er dann fort.

„Wieso nicht?"

„Nun — was Sie ‚Frieden bieten' nennen, das bewegt sich doch alles auf dem Gebiete des Hauses und der freien Zeit der Leute. Da fehlt es auf seiten so vornehm denkender Menschen wie Ihre Eltern gewiß nicht an dem guten Willen einer Verständigung."

„Nun also?" Wieder stieß sie gegen seinen Stuhl, und wieder beeilte er sich, die Schaukelbewegung zum Stillstand zu bringen.

Digitized by Google

„Ja, aber vielleicht ist doch nicht ganz das Gleiche der Fall auf dem Hauptgebiete der Arbeiter — eben ihrer Arbeit.“

„Das heißt? Wie ist das zu denken?“

„Nun man könnte doch auf diesem Gebiete ebenso den guten Willen zur Verständigung haben.“

„Verständigung, worüber?“

„Eben über die Arbeit. Die Art der Ausführung, die Löhne ...“

„Das alles diktiere ich doch, wenn ich der Arbeitgeber bin!“

„Gewiß — aber darin liegt vielleicht der Fehler. Ich betrachte es alles als Kontraktverhältnis, und dazu gehört naturgemäß gegenseitige Verständigung.“

Sie hatte wieder gegen seinen Stuhl stoßen wollen, aber diesmal fing er ihren Fuß ab und hielt ihn fest.

„Lassen Sie los!“ zischte sie ihn an.

„Was wollen Sie an meinem Stuhl?“

„Sie sollen mich schaukeln lassen!“ stieß sie heraus mit fast überschnappender Stimme wie ein unartiges Kind. Dazu hatte sie den Oberkörper jetzt aufgerichtet und sah ihn feindselig an.

„Warum?“ versetzte er gelassen.

„Weil ich es will!“ entgegnete sie noch wie vorher.

Er machte eine Pause — aber er gab sie nicht gleich frei. „Sie sind ein Kind, Simonetta,“ sagte er und warf ihren Fuß auf den Diwan zurück. „Es lohnt nicht, ernsthaft mit Ihnen zu reden.“ Damit war er aufgestanden und ging nach der Tür. Aber wie eine Katze war sie ihm nach und hielt seine Hand auf dem Türgriffe fest. Er hätte sich nicht verwundert, wenn sie ihre Nägelspitzen ihm in die Augen gebohrt hätte.

„Sie sollen so etwas nicht sagen!“

„Ja. Es war unhöflich!“ entgegnete er kalt. „Das nächste Mal will ich's nur denken.“

„Auch nicht denken!“

„Was liegt Ihnen im Grunde daran, wie ich über Sie denke?“ meinte er achselzuckend.

Sie nagte an ihrer Lippe: „Doch! Sie sollen mich ernst nehmen.“

„Das wird ganz von Ihnen abhängen,“ meinte er sich verbeugend, indem er die Tür öffnete.

„Ich will's Ihnen beweisen,“ rief sie ihm noch nach. —

Daß sie wirklich ernst genommen zu werden verdiente, bewies ihm schon der nächste Abend; denn diese Unterhaltung hatte noch eine ganz ernsthafte Folge, und zwar eine sehr merkwürdige. Man war wie üblich nach dem Essen im Empiresalon und dem daneben gelegenen maurischen Zimmer. Der Kommerzienrat lief, den langen Queuestock häufig geschultert, mit seinen kurzen Beinen wie ein Wiesel um das Billard hin und her, schielte mit geknissenem Auge nach den Bällen hinüber, die er machen wollte, und kaute seine Zigarre; ihm gegenüber spielte Rolf, und in einer Diwanecke ruhte die Simonetta, mit ihrer Fußspitze die große Dogge krauend, die vor ihr lag.

„Sagen Sie mal, was wollen Sie eigentlich werden, lieber Runge?“ fragte unvermutet der Kommerzienrat sein Gegenüber.

Rolf war versucht, auch heute wieder wie so manchmal in seinem Inneren, zu erwidern: Philosoph. Aber er hatte die Empfindung, daß das nur ein Lächeln auf den Lippen seines Gegenübers erwecken würde. Dem wollte er sein Lieblingsstudium nicht aussetzen, und das bewog ihn, schlankweg und ohne Einschränkung zu erklären, daß er Lehrer werden wolle.

„Lehrer ...?“ wiederholte etwas geringschätzig der andere. „Liegt Ihnen was daran?“

„Allerdings! ich denke es mir eine schöne Aufgabe, junge Menschenseelen heranzubilden.“

„Na, da werden Sie oft lange warten können, bis Sie eine unter die Finger kriegen,“ meinte der Hausherr in seiner gewohnten lautlebhaften Weise.

„Man kann viel erwecken, glaub' ich,“ versetzte Rolf, „wenn man zeitig anfängt. Nur muß man freilich selber etwas verstehen von der menschlichen Seele.“

Der andere sah ihn offen an: „Tun Sie das?“ fragte er, aber man merkte, daß er schon etwas anderes im Kopf hatte.

„Ich hoffe doch.“

„Ja freilich, der Raubow hat mir erzählt, daß sie alle Vertrauen haben zu Ihnen auf dem Bergwerk. Und wissen Sie, was die sagt?“ Damit wies sein ausgestreckter Arm mit der Queuestange auf die Tochter, die jetzt Lords Leib zum Schemel ihrer über-

Digitized by Google

einandergeschlagenen Füße machte und bei zurückgelegtem Kopfe die Augenlider so weit gesenkt hielt, daß man nicht wußte, ob sie geschlossen waren oder nicht. „Die ist nämlich ein höllisch gescheiter Racker — haha, ist nicht umsonst ihres Vaters Tochter! Die meint — Sie sollten hier einfach bei uns bleiben."

„Bleiben — ja wie denn?" Rolf mußte ordentlich lächeln, während er abwechselnd vom Vater auf die Tochter und von der Tochter auf den Vater blickte.

„Auf dem Werk. Als Verwalter, Direktor, was weiß ich — ein Titel findet sich schon. Die Betriebsleute sind ja da; ersten Ranges sag' ich Ihnen, ganz ersten Ranges. Und die Koofmichs auch drüben im Kontor. Aber was mir fehlt, ist ein Kerl, der ein Auge hat aufs Ganze, zu dem man Vertrauen haben kann, der mit den Leuten umzugehen versteht und einen nicht beschupst dabei. Meine Herren Söhne behaupten ja, daß sie hier nicht dauernd leben können. So steht's immer auf meinen zwei Augen, und das Berliner Geschäft verlangt mich so oft dort. Na, wie ist's? Fünftausend Mark Anfang. Später gibt's das Doppelte."

Rolf mußte immer noch lächeln: „Sie sind wirklich sehr freundlich ... aber ich fürchte, Sie würden damit am Ende den Bock zum Gärtner machen."

„Wieso? wieso? Weil Sie's mit den Kerls halten? Sollen Sie auch. Will ich ja gerade. Ist eben Vertrauensposten auf beiden Seiten. Na? Feine Wohnung bau' ich Ihnen noch! Ganz nach Wunsch! Tapeten, alles — wie Sie wollen."

„Es ist wirklich so überraschend," meinte Rolf wieder, „und das Werk interessiert mich ja auch sehr ..."

„Na also, Sie überlegen sich's mal," rief der Hausherr kurz, warf mitten in das Spiel hinein seine Stange auf den Tisch und ging, die Hände in den Hosentaschen und die Zigarre mit den Lippen fast senkrecht nach oben schiebend ins Nebenzimmer, wo er sofort den Doktor Brandis in ein Gespräch über Ausgrabung von Hünengräbern verwickelte, von denen einige in seinem Bezirke lagen.

„War das Ernst?" fragte Rolf noch ans Billard gelehnt zu der Simonetta hinüber, die unbeweglich wie vorher dasaß.

„Vollkommen, glaube ich."

„Und das haben Sie Ihrem Herrn Vater in den Kopf gesetzt?" Er stand jetzt dicht vor ihr.

Sie richtete sich langsam auf, stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände. „Erscheint Ihnen das so wunderbar?"

„Ja, wie kamen Sie darauf?"

„Durch unser Gespräch."

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich oft viel mehr mit den Arbeitern fühle als mit Ihnen!"

„Aber Sie werden nichts gegen uns tun."

„Wenn es mir nötig erscheint — warum nicht?"

„Weil Sie dann uns verlieren würden — und die schöne Stellung dazu — und auch ..." sie wollte eigentlich sagen „mich", aber sie sagte nur „unsere Freundschaft".

Er machte eine Pause und sah mit einem leisen Anflug von überlegenem Spott auf sie hinab. „Fräulein Simonetta," sagte er dann, „Sie trauen sich doch wohl etwas zu viel Einfluß zu auf die Menschen."

Da fuhr sie mit einem scharfen Ruck, der die Dogge zusammenzucken machte, daß sie verwundert den Kopf erhob, empor, warf sich dann wieder in das Polster hinter ihr und sagte, den Kopf nach hinten überlegend und die Arme lang zu beiden Seiten auf die Kissen streckend, mit einem recht hochmütigen Schürzen der Oberlippe: „Wenn Sie das überhaupt fertig brächten, wären Sie doch ein Plebejer!"

„Vielleicht will ich das sein," entgegnete er gereizt; und sie, ebenso scharf, erwiderte: „Was suchen Sie dann hier im Schloß?"

„Menschen!" fiel er ihr ins Wort. „Mein Gott, dasselbe was dort auf der Grube. Und dasselbe, wonach auch Sie hungern!"

Und als sie darauf nur wieder hochmütig mit den Augenbrauen zuckte und den Kopf zur Seite wandte, faßte er mit raschem Griff ihre beiden Handgelenke, beugte sich über die Sitzende, und indem er ihre Augen nötigte, ihn anzusehen, fragte er eindringlich: „Fräulein Simonetta, achten Sie wirklich so wenig die Überzeugung eines Menschen?"

Sie machte einen leisen Versuch, ihre Handgelenke frei zu bekommen. Aber da sie fühlte, wie sein Blick sie trotz aller feindseligen Worte

Digitized by Google

bewunderte, gab sie es auf und sah ihn ruhig und groß an.

„Wovor haben Sie denn überhaupt noch Respekt auf der Welt?“ fuhr er nach einer Weile fort. Sein Einlenken schien sie mutiger zu machen.

„Vor nichts! ich sagte es Ihnen schon einmal.“

„Auch nicht vor dem Willen eines Mannes?“

„Eines Mannes!“ lachte sie auf. „Eine Frau wie ich kann sie alle haben!“

Jetzt gab er sie frei. „Mich nicht!“ entgegnete er scharf, richtete sich auf und ging aus dem Zimmer. —

Rolf kam es in den nächsten Tagen vor, als habe er mit seinen Worten den Teufel geradezu an die Wand gemalt. Die Befürchtung, sich in irgendeiner Weise in Widerspruch zum Herrenhause setzen zu müssen, fing an, Ereignis zu werden.

Beim Verlassen der Grube wurde er nämlich schon am Abend von ein paar Leuten angesprochen, die ihn baten, mit ihnen in eine Versammlung zu gehen, wo auch die Taucher sich einfinden würden. Rolf glaubte, nachdem er die Berechtigung der hier strittigen Forderung erkannt, sich nicht zurückziehen zu dürfen, und ging mit.

Die Versammlung fand in einer niedrigen Krugstube statt. Es war übervoll darin, und es roch stark nach den Transtiefeln und Öljacken der Leute. Dazu rauchten sie aus kurzen Pfeifen ein entsetzliches Kraut und tranken ein „Quentchen“ Branntwein nach dem anderen.

Als Rolf erschien, trat zuerst ein respektvolles Schweigen ein. Er selber erst mußte die Leute zum Reden anregen. Dann aber ging es ganz gut, die Rädelsführer wußten ihre Sache sehr verständig auseinanderzusetzen. Rolf gab zur Erwägung, ob ihren berechtigten Wünschen nicht anderweit abgeholfen werden könnte. Allein sie machten ihm klar, daß bei der großen Entfernung der Taucherboote vom Lande, sowie voneinander und angesichts der großen Zahl von Booten und Köpfen ihrer Bemannung kein anderer Ausweg bliebe, als einen kleinen Dampfer für den Zweck in Dienst zu stellen: das habe auch der Kommerzienrat selber schon anerkannt. Schließlich erklärten die Abgesandten von der Grube nochmals, daß es diesmal gelten müsse, biegen oder brechen; sie wollten mit den Tauchern draußen eine Sache machen, „um mal ein Exempel zu statovieren“, wie der Hauptredner unter großem Beifall sich ausdrückte. Die Versammlung endete damit, daß man beschloß, am nächsten Tage eine Abordnung aufs Schloß zu schicken, die das Verlangen vorbringen sollte. Gleichzeitig wurde Rolf gebeten, ihr Sprecher zu sein. Das lehnte dieser zwar ab, er sagte aber zu, dabei zu sein und, wenn nötig, zu helfen. Innerlich nahm er sich vor, zunächst doch noch den Kommerzienrat, wenn auch in vorsichtiger Weise, von der Sache zu unterrichten und ihn, wenn möglich, geneigt zu machen.

Im Herrenhause nahm er nach Tisch, wie er das auch sonst häufig tat, Marion beiseite und vertraute ihr seine Nöte. Sie war ganz mit ihm einverstanden und meinte, auf alle Fälle müsse er versuchen, den Vermittler zu spielen.

„Und die Simonetta?“ fragte sie, als sie so weit waren.

„Mit der bin ich fertig,“ entgegnete er. „Wie sagte doch damals mein katholischer Pfarrer: hoffärtig und kalt — denn sie tut das Gute ohne Gefühl und das Böse, ohne nachzudenken.“

„Kann also eines Tages errettet werden wie jene Frau,“ ergänzte Marion.

„Aber nicht durch mich!“ versetzte er eifrig.

„Sie unterschätzen sie wirklich!“ war ihre Antwort. „Es liegt so viel Lebenskraft brach in ihr. Man könnte sie in richtige Bahnen leiten.“

Rolf jedoch stand auf und entgegnete rundweg: „Aber ich will nicht!“

Sie sah mit einem heimlichen Lächeln in ihren Schoß. „Ich möchte wohl wissen, wer Sie den Willen gelehrt hat.“

„Ein kleines Pfeifchen,“ scherzte er, und indem er ihre Hand zu seinen Lippen hinaufzog, fügte er hinzu: „und eine ‚gute‘ Freundin — da ‚liebe‘ verboten ist.“ —

Am nächsten Vormittage schon versuchte Rolf bei dem Hausherrn sein Heil, indem er von den dringender gewordenen Wünschen der Taucher berichtete, aber auf all seine schönen, wohl abgewogenen Worte erntete er nur ein glattes „Nein“. Der Mit-

Digitized by Google

teilung, daß die Leute womöglich versuchen würden, mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen, begegnete der Kommerzienrat mit offenem Hohn.

„Sie sollen's versuchen, die Kerls!“ rief er, „bei mir sollen die so was versuchen! Ich will ihnen zeigen, wer der Stärkere ist. Aber Ihr Benehmen, lieber Runge, scheint mir auch etwas merkwürdig.“

Er ließ sich dann aber nicht auf weitere Auseinandersetzungen mit Rolf ein, sondern ging nach dem Bergwerk hinüber, um gleich mal den Leuten dort den Kopf zu waschen.

Die Waschung mußte wohl nicht viel genutzt haben, denn um die Zeit des Feierabends stellte sich die Taucherkommission wirklich im Herrenhause ein und verlangte den Chef zu sprechen. Dieser weigerte sich anfangs, sie anzunehmen, aber Rolfs Vorstellungen, es sei wohl nicht zweckmäßig, die Leute unnütz zu erbittern, fruchteten doch so viel, daß er sie vorließ.

Rolf hatte den kleinen Herrn noch nie so erregt gesehen wie bei der Unterhaltung, die nun folgte. Fuchswild war er geworden, Undankbarkeit und Dummheit und Kurzsichtigkeit warf er in lieblichem Durcheinander den Abgesandten vor und setzte ihnen mit Zahlen, die natürlich niemand kontrollieren konnte, haarklein auseinander, daß er gar nicht anders handeln könne, als ihr Verlangen abzulehnen, wenn er nicht die ganze Taucherei unrentabel machen wolle. Und als, nachdem er eine halbe Stunde so Vernunft gepredigt, die Leute ohne gänzliches Mienenverziehen bei ihrem Verlangen verblieben und erklärten, wenn es nicht erfüllt würde, eben morgen nicht auf See gehen zu wollen, da fuhr er wie ein kleiner Teufel auf sie los und warf die Abgesandten mit sehr unfreundlichen Worten zur Tür hinaus. Es nützte gar nichts, daß Rolf verschiedene Versuche machte, ihn zu einem auch nur teilweisen Einlenken oder wenigstens zu weiterem Unterhandeln zu bewegen.

Auch während der ganzen Mahlzeit nachher war er bissig und giftig, und seine gute Frau und die Gäste hatten es auszubaden. Rolf würdigte er heute keines Wortes mehr — nur funkelnde Blicke schoß er bisweilen zu ihm hinüber, dagegen machte er ein paar höhnische Bemerkungen über die unreifen Weltverbesserer, die jetzt an den deutschen Universitäten großgezogen würden.

Am nächsten Tage gab es von morgens an ein großes Gewese im Herrenhaus. Schon in aller Herrgottsfrühe lief der Kommerzienrat in Nachthemd und Unterhosen zwischen den Fenstern der Schlafstube und seines Ankleidezimmers hin und her, um mittels eines Fernglases nach Westen und Norden auf See und Bergwerk auszuspähen. Er beunruhigte dadurch seine getreue Gattin, die gern eines soliden Morgenschlafs genoß, so sehr, daß selbst diese gutmütige Dame nervös wurde und ihn ein paarmal heftig anfuhr — was sonst eigentlich nie vorkam. Natürlich trug das nicht dazu bei, den kleinen Mann zu beruhigen. Richtig traf denn auch bald die Nachricht ein, die Taucherboote seien nicht in See gegangen. Ein paar ruhige von den alten Leuten hätten ausgehen wollen, seien aber von den jüngeren Heißspornen daran verhindert worden. Und nun mehrten sich die Hiobsposten von Stunde zu Stunde. Das Telephon im Kontor stand nicht eine Minute still, und alle Augenblick trafen Boten von der Grube ein, die unangenehme Nachrichten brachten.

Die erste Schicht, hieß es, sei noch eingefahren, aber die zweite sei nicht angetreten, und obwohl nun alles aufgeboten wurde, um durch herumgesandte Boten die Mannschaften zum Erscheinen zu bewegen, war zu befürchten, daß auch dieses Mittel versagen würde. Dabei mußte man immer damit rechnen, daß die streikenden Taucher noch ihre Genossen vom Werk, wo solche ihnen nur in die Hände fielen, bearbeiten und also auch die Eingefahrenen, sobald ihre Schicht vorüber sei, für die nächste die Arbeit einstellen würden. Auf der Grube selbst fanden vielfach kleine Ansammlungen statt, in denen Reden gehalten wurden. Der Betriebsinspektor Naubow in seiner breiten, nachdrücklichen, aber doch gutmütigen Art hatte sie wiederholt zu sprengen gewußt, aber er konnte nicht überall sein und die anderen Inspektoren waren weniger geschickt; der staatliche Aufsichtsbeamte aber, ein etwas possierlicher Herr aus Sachsen, der sonst vergnüglich schwatzend von einer Stelle zur anderen im Bergwerk umherwandelte, konnte erst recht nichts machen, weil er trotz seiner gekreuzten

Digitized by Google

Hämmerchen an der farbigen Mütze nicht ganz für voll genommen wurde.

Gegen zehn Uhr stellte sich auch der Oberinspektor vom Gutshof ein und berichtete, daß man Schwierigkeiten mit den Landarbeitern bekäme, die gleichfalls aufgehetzt würden — kurz, es schien ein allgemeines Tohuwabohu zu werden.

Der Kommerzienrat, dem die anderen zu langsam und zu vorsichtig arbeiteten und der heute alle anranzte, die ihm nahekamen, wollte schließlich selber nach dem Werk hinübergehen und die Leute zur Ordnung bringen.

Er ging auch davon, obwohl alle im Schlosse ihm vorstellten, daß seine nervöse Hast schwerlich beruhigend wirken würde, ja er trumpfte gerade auf seine Energie und auf seinen Mut, den man den Leuten nur zu zeigen brauche, um sie unterzubekommen. Allein unterwegs wurde er von Raubow aufgefangen, der ihm so eindringlich vorhielt, daß die Lage auf der Grube anfinge bedrohlich zu werden, bis er mit ihm umkehrte. Gegen Mittag war noch gar nicht zu übersehen, was aus der Sache werden wollte. Die Hausfrau redete ihrem Manne dringlich zu, er solle doch nachgeben, was käme es schließlich darauf an, ob sie mal eine Badereise weniger nach Karlsbad machten. Aber das reizte den kribbeligen kleinen Herrn erst recht, und er gab der Sprecherin in Gegenwart der anderen ganz herbe Worte zu hören. Auch gegen seine Gäste, den Doktor Brandis namentlich, wurde er unhöflich und grob. Er legte deutlich an den Tag, daß er dem greisen Gelehrten zwar auf seinem Gebiete alle Achtung erweise, ihn in Dingen des praktischen Lebens aber für einen gänzlichen Ignoranten halte. Ohne irgendwelche Scheu tat er geradezu das, was man „über den Mund fahren“ nennt, und verstimmte natürlich den würdigen Herrn, der zu höflich war, um den aufgeregten Mann in seine Schranken zu weisen, aufs äußerste. Die Simonetta war die erste, die davon sprach, man müsse Militär herbeirufen; dem Vater riet sie, er solle einen reitenden Boten zum Landrat schicken und diesen zunächst um Entsendung einiger Gendarmen ersuchen.

Der aufgeregte Kommerzienrat fuhr auch sie heftig an, aber man merkte doch, daß er ihren Vorschlag schon ernsthaft zu erwägen begann. Heimlich schickte er denn auch den reitenden Boten aus. Allein eine Stunde später wurde ihm auf Umwegen hinterbracht, daß man den Boten abgefangen habe und nicht ins Schloß zurücklasse.

Rolf ließ einstweilen alles schweigend geschehen, besprach zwar mit Doktor Brandis und Marion vielfach die Lage, vermied es jedoch, dem Hausherrn oder der Simonetta zu begegnen, und weigerte sich Marion gegenüber, nach der gestrigen Abweisung durch den Kommerzienrat eine Hand zu seinen Gunsten zu rühren.

So war der Nachmittag herangekommen. Da lief von der Grube die Nachricht ein, man habe auf Raubow in seiner Bude einen Angriff gemacht und sei ihm tätlich zu Leibe gegangen. Wie es geendet, wollte noch niemand wissen. Bald darauf erschienen vor dem Schlosse von der Landseite her kleine Trupps von Müßigen, die sich in einiger Entfernung aufstellten und das Haus beguckten. Dadurch begann auch die Dienerschaft nervös zu werden, und die ungebildete Art, wie diese Leute ihrer Angst Ausdruck gaben, steckte nun auch die anderen mit an. Gegen fünf Uhr erschien Raubow wirklich im Zustand höchster Aufregung und erzählte, er habe es nicht vermeiden können, mit einigen wüsten Gesellen handgemein zu werden. Nur seiner Körperkraft verdanke er es, daß er schließlich mit der Gesellschaft fertig geworden. Auch er riet jetzt dem Schloßherrn, energische Maßregeln zu treffen, man würde sonst der Bewegung nicht Herr werden. Der Diener Athaulf, als der verläßlichste von den Leuten, wurde auf einem Umweg durch den Park und über die Hünengräber mit dem Auftrage ausgesandt, wo und wie er könne zu Pferd oder Wagen zum Landrat zu gelangen und diesen um Hilfe zu ersuchen. Inzwischen, meinte Raubow, müßte man trachten, durch Parlamentieren Zeit zu gewinnen. Das hielt aber der Hausherr für ein Zeichen von Schwäche, und so wollte er nichts davon wissen.

„Sie sollen nur probieren, hier ins Schloß zu kommen!“ meinte er ein übers anderemal. „Mit meinem Jagdgewehr empfang ich die Bande!“

Die Menschenansammlung vor dem Schlosse wuchs inzwischen immer mehr an. Sie hiel-

Digitized by Google

ten sich noch in gemessener Entfernung. Aber es war vorauszusehen, daß auch diese Rücksicht bald fallen würde. Der Mensch ist ja nie tyrannischer, als wenn er in Masse auftritt. So geschah es denn auch. Die schwarze Mauer, die sich außen vor dem Gitter gebildet hatte, bewegte sich plötzlich vorwärts und stellte sich in langer Linie vor dem runden Rasenplatz auf, der die Anfahrt einschränkte. Dies war der Augenblick, in dem Raubow den dringenden Rat gab, sich ins obere Stockwerk zurückzuziehen. Man könne nicht wissen, wie lange man die erregten Menschen zurückhalten werde, und es sei auch gut, wenn sie niemand von den Hausbewohnern zu sehen bekämen.

Im Schlosse hatten sich allmählich außer der Familie, den Gästen und der Dienerschaft auch die Inspektoren, die Herren aus dem Kontor und einige Betriebsbeamte vom Werk eingefunden. Sie alle versammelten sich jetzt im oberen Vestibul, hinter drei großen Glastüren, die auf den langen gemauerten und säulengetragenen Altan herausführten. Undeutlich wie Meeresbrausen drang hier das Stimmengewirr der versammelten Arbeiter herauf, zu denen sich natürlich auch viele Frauen und halbwüchsige Burschen und Mädchen gesellt hatten. Bisweilen aber, wenn wieder eine ausgesandte Kommission — es geschah zweimal — vom Schloßherrn kurzer Hand zurückgewiesen wurde und nun unverrichteter Sache zurückkehrte, schwoll der Lärm zu einem bedrohlichen Tosen an, das auch die im Vestibul oben mit Schrecken und Befürchtigung erfüllte. Rolf, der sich sagen mußte, daß es hierbei einen Stillstand nicht gebe, und der von der Ankunft der Gendarmen erst recht eine Entladung des Gewitters befürchtete, überwand endlich die Scheu, die ihm seiner Meinung nach die Stellung als Gast dieses Hauses auferlegte. Nachdem er sich mit Marion und ihrem Vater zuvor verständigt und ihre Zustimmung gefunden hatte, trat er vor den Kommerzienrat und fragte ihn, ob er sich als seinen Beauftragten ansehen dürfe und bei den Leuten vermitteln; er getraue sich wohl zu erreichen, daß sie ihre bedrohliche Haltung aufgäben und sich selbst jetzt noch zu Verhandlungen entschlössen.

„Vermitteln! ach was, vermitteln!" fuhr ihn der erregte kleine Mann an, dem die Augen blitzartig im Kopfe herumsprangen, „lassen Sie mich in Ruhe damit! Sie haben mir überhaupt die ganze Sache eingerührt!"

So ungerechtfertigt Rolf diesen Vorwurf empfand, war er klug genug, darauf nichts zu entgegnen. Er sagte nur: „Gut, so will ich auf eigene Faust mein Heil versuchen," und ging davon.

Im Hintergrunde an der Treppe trat ihm die Simonetta entgegen.

„Sie werden nicht hinuntergehen!" fuhr sie ihn leise an, indem ihre Augen ihn anfunkelten.

„Selbstverständlich werde ich das," gab er gelassen zur Antwort.

„Gehören Sie zu uns oder zu denen?" fuhr sie fort, indem sie mit ausgestrecktem Finger zum Fenster hinauswies.

„Ich gehöre zu denen, für deren gutes Recht meine Überzeugung mich eintreten heißt," versetzte er fest.

„Das tun Sie uns an? Das können Sie — mir antun?" zischte sie fast flüsternd ihm ins Gesicht, indem sie ihm noch näher kam.

„Ich muß," entgegnete er achselzuckend. „So leid es mir tut — ich kann den Ton nicht verleugnen, der in mir klingt."

„Gut! Wenn Sie mit den Leuten eine Sache machen, weiß ich auch, was ich tue."

„Was wollen Sie tun?"

„Dann sind Sie mein Feind, Sie werden ja sehen."

Damit drehte sie sich um und schritt in den Korridor zurück, der nach ihrem Zimmer führte.

Rolf zögerte noch einen Augenblick, hinabzusteigen. Ein Gefühl sagte ihm, das herrische Mädchen möchte irgendeine Unbesonnenheit begehen, die er verhindern könnte. So ging er ihr langsam in den Korridor nach.

Richtig — als er vor ihrer Tür war, trat sie schon mit einem energischen Schritt heraus. Da sie ihn sah, verbarg sie die rechte Hand hinterm Rücken und blieb ihm gegenüber hochaufgerichtet stehen. „Lassen Sie mich hinaus," begann sie, als sie den Weg sich verstellt sah.

„Was halten Sie hinter Ihrem Rücken?"

„Geht Sie nichts an! Lassen Sie mich hinaus."

„Ich will wissen, was Sie dort haben."

Digitized by Google

Sie schien zu begreifen, daß er es schon wußte. „Meinen Revolver," sagte sie kurz. „Jetzt lassen Sie mich durch."

„Fräulein Simonetta!" bat er.

„Hier ist mein Zimmer, gehen Sie hinaus."

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, Fräulein Simonetta! Wenn Sie den Leuten jetzt einen Revolver zeigen ..."

„Das ist meine Sache."

„Aber was hat Tod und Leben der Leute mit der Angelegenheit zu tun, die hier verfochten wird?"

„Sie sollen Angst bekommen — und sie werden, wenn man ihnen Mut zeigt."

„Den einzelnen können Sie schrecken, aber doch nicht Hunderte."

Sie machte eine Pause und wiegte sich auf dem rechten Absatz. „Vielleicht ist er auch gar nicht für die Leute bestimmt."

„Sondern —?"

„Für irgendeinen Feind!"

Er sah sie ruhig an. „Für mich also?"

Sie schwieg.

„Halten Sie mich wirklich für Ihren Feind?"

„Wenn Sie da unten stehen ..."

„Sie treffen mich auf die Entfernung ja doch nicht, und denken Sie bloß, wenn Sie einen Unschuldigen träfen ... eine Frau ... ein Kind ... Fräulein Simonetta, geben Sie mir das Ding."

Sie zog den Arm im Rücken weiter zurück. „Also gehen Sie nicht hinunter, rate ich Ihnen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja."

„Gut, dann brauch' ich Gewalt!" Damit hatte er sie schon am Oberarm gepackt und versuchte, ihr den Revolver zu entreißen. Aber geschickt hatte sie mit der Linken das Instrument ergriffen, und als er ihre rechte Hand hervorzog, war sie leer. Es gab nun ein kurzes Ringen, Mensch gegen Mensch — Rolf mußte sich über die Kraft wundern, die in dem muskulösen Körper der schönen Person sich ihm entgegensetzte. Dann aber kam sie über den im Wege stehenden Diwan rücklings zu Fall, und nun konnte er auch ihre linke Hand packen. Im selben Augenblick knallte ein Schuß, der übertrieben laut in den engen vier Wänden und dem leeren Korridor widerhallte. Die ihr entwundene Waffe in der Hand sah Rolf die Simonetta, die wie ein Ball wieder emporgeschnellt war, mit traurigen Blicken an. Er wollte etwas sagen — aber ihr bösartiger Blick hielt ihm das Wort auf den Lippen zurück. Er wandte sich um und ging mit raschen Schritten den Korridor entlang nach der Treppe. Im Vestibül traf er auf lauter verstörte Mienen. Niemand wußte, woher der Schuß gekommen. Auch unten hatte einen Augenblick volle Ratlosigkeit geherrscht. Jedermann hatte den Knall gehört und keiner etwas gesehen. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Mit rasender Schnelligkeit setzte plötzlich ein allgemeines Gesumme ein, das in wenigen Sekunden zu empörtem Schreien und Lärmen anwuchs, und in dem Augenblick, da Rolf die Treppenstufen erreichte, war ein winziges, von erregter Hand gegen eines der großen Fenster geworfenes Steinchen das Zeichen dafür, daß ein Hagel von Steinen begann, der die großen Scheiben im Nu zu tausend Splittern gespalten ins Vestibül unter die dort Versammelten schleuderte.

Rolf hatte keine Zeit, zuzuschauen, was daraus würde. Er begegnete nur noch, während die ersten Scheiben klirrten, Marions besorgtem Blick, dann stürmte er hinunter, suchte die mit Riegeln und Schlössern verrammelte Tür zu öffnen, und als ihm das nicht rasch genug gelang, riß er eines der Fenster zur Seite auf und sprang in den Vorgarten hinab, wo er zu Fall kam. Steinwürfe empfingen auch ihn — aber er raffte sich auf und trat in hastiger Entschlossenheit an die Leute heran, die noch immer in wilder Bewegung Steine gegen das obere Stockwerk des Schlosses schleuderten. Man konnte noch keine Notiz von ihm genommen oder ihn allgemein erkannt haben — aber plötzlich wurde es still, irgendeine fremde Macht mußte den aufgewühlten Strom zum Stillstand gebracht haben, und aller Köpfe waren gegen den Altan gerichtet. Als Rolf sich umwandte, sah er dort oben an der Brüstung den greisen Gelehrten stehen, barhäuptig, nur im ehrwürdigen Schutz seiner mächtigen, schneeweißen Haare; dicht an seinen Arm aber schmiegte sich die dunkle Gestalt seiner Tochter. Einen Augenblick zitterte Rolf das Herz im Leibe, denn

Digitized by Google

er sah noch rund um sich her die wilden Augen und geballten Fäuste der Streikenden. Aber sein Olympier begann zu sprechen, und zusehends glätteten sich die erregten Wogen. Er sprach nicht viel, aber der milde, gütige Klang seiner Stimme verschaffte sich aufmerksameres Gehör, als wenn da oben ein Schreier gestanden hätte. Er sagte den Leuten, daß niemand oben auf sie geschossen habe, daß sie keinen Anlaß hätten zu ihrer wütenden Erregung und daß sie sich hüten sollten, weiter zu gehen, damit nicht gar Menschenblut hier vergossen würde. Bei gutem Willen müsse sich doch eine Einigung finden lassen. Er sei überzeugt, dort unten seien viel zu viel rechtliche Leute, die auch an Weib und Kinder und an die Zukunft dächten, als daß sie die anderen die Oberhand gewinnen lassen dürften, die nichts zu verlieren hätten.

Als er geendet, trat Rolf vor die Mitte der Versammelten und bot sich unter Berufung auf seine gute Freundschaft mit so vielen von den Anwesenden zum Vermittler an. Es folgten nun Besprechungen hier und dort, Rolf ging von Gruppe zu Gruppe, und das Ergebnis war, daß nach einer halben Stunde die Streikenden eine besondere Kommission gewählt hatten, Rolf an der Spitze, die mit einigen von dem Kommerzienrat zu bestellenden Delegierten noch heute über die Forderungen weiter verhandeln solle. Rolf übernahm es, der Überbringer dieses Anerbietens im Herrenhause zu sein, und er kam diesmal nicht mit einem „Nein" zurück. Eine Viertelstunde später trat die Einigungskommission, in die seitens des Brotherrn ein Herr aus dem Kontor und der Oberinspektor berufen wurden, schon zusammen und begann ihre Verhandlungen, die bis tief in die Nacht dauerten.

Von nun an ging alles ruhig und programmäßig von statten.

Die vor dem Schloß Versammelten zerstreuten sich allmählich wieder, um zum großen Teil im Kruge und einigen Kantinen, die auf dem Wege zur Grube lagen, noch das Ergebnis der Beratungen abzuwarten, und im Schlosse kehrte langsam die Ruhe wieder ein. Als bald nach acht Uhr zwei berittene Gendarmen auf der Stelle erschienen, fanden sie nichts mehr zu tun, was ihre Anwesenheit notwendig machte. Aber der größeren Sicherheit wegen behielt der Kommerzienrat sie doch im Schlosse zurück.

Das Ende der Einigungsverhandlungen, das gegen Mitternacht vom Kommerzienrat unterschrieben wurde, bestand darin, daß er die Anschaffung des ihm von der Kommission einstimmig empfohlenen Dampfbootes für die Taucher zusagte, die Taucher aber sich noch bis zum Beginn der Arbeit im nächsten Frühjahr gedulden sollten.

Rolf verließ mit den Arbeiterabgesandten das Schloß, um das Ergebnis den Streikenden bekannt zu machen, und kehrte auch nicht wieder dahin zurück. Er quartierte sich vielmehr für den Rest der Nacht bei Raubow ein, der ihm gern ein Zimmer zur Verfügung stellte.

Am nächsten Tage wurde noch durch eine erneut einberufene Sitzung der Kommission in langwierigen Verhandlungen, namentlich auf Rolfs nachdrückliches Betreiben, die ständige Einsetzung einer Einigungskommission beschlossen, deren Rat in allen Streitigkeiten zu befragen und, wo nur irgend möglich, zu befolgen, der Kommerzienrat schließlich mit Brief und Siegel zusagte.

Die Schloßbewohner sprach im übrigen Rolf nicht mehr. Er verabschiedete sich nur brieflich mit dankenden Worten von dem Elternpaar und bat Marion, die er bald wieder in Königsberg zu sehen hoffte, auch der Simonetta seine respektvollen Grüße zu übermitteln.

So wurde Rolf vom Leben selber das erste sozialpolitische Kolleg gelesen, bei dem er gleich persönlich die Feuertaufe empfing. Es wird ja auch wohl seine Richtigkeit damit haben, daß jeder Mensch die Tugenden, die er als soziale üben möchte und soll, erst an der eigenen Person erprobt haben muß. Denn nur so gewinnt er die Möglichkeit, sich wahrhaft von ihrer Triebkraft zu überzeugen.

* *
*

Im Garten des alten Hauses in der Kalthöfschen Straße stand ein Lusthäuschen. Von außen ein Fachwerkbau. Innen aber waren die Wände mit sauber gestrichenen, abwechselnd grünen und weißen Brettern bekleidet. Das gab dem Raume etwas Wohnlich-Be-

Digitized by Google

hagliches und machte ihn zu einem beliebten Aufenthalt für die Bewohner des Brandisschen Hauses. An der Decke im Hintergrunde schwebte mit gespreizten Flügeln ein ausgestopfter Adler, dessen leicht geöffneter krummer Schnabel im Verein mit den böse blickenden Glasaugen für Kinder schreckhaft genug wirkte. Darunter hing unter Glas und Rahmen ein alter Stich, der den Empfang des alten Fritzen in den Gefilden der Seligen darstellte: es war da nämlich vor dem mit seinem gelüfteten Dreispitz gemessen Heranschreitenden eine lange Schar von Wartenden aufgereiht, die von den nackten Beinen Homerscher Helden bis zu Friedrich Wilhelms I. preußischen Soldatenstiefeln reichte. Unglücklicherweise war gerade dem letzten das ganze Gesicht von Würmern ausgefressen worden.

In diesem Lusthäuschen saß an einem Spätsommernachmittag, etwa drei Wochen nach den zuletzt geschilderten Ereignissen, Rolf und schrieb einen Brief. Er hatte auf Grund ihrer jüngsten Nachrichten aus Teltnicken Marion schon anzutreffen gehofft, denn es brannte ihm auf dem Herzen, mit ihr mancherlei zu besprechen. In seiner Enttäuschung war er in den Garten gegangen, und nachdem er eine Weile in den schmalen Gängen zwischen den sorglich mit Buchsbaum eingefaßten Beeten, auf denen jetzt Astern und Levkojen die Herrschaft erlangt hatten, umhergewandelt war, setzte er sich ins Gartenhäuschen und schrieb. Sein Brief aber lautete:

Verehrtestes Fräulein Marion!

Sie haben ganz recht, mich auszuschelten: denn ich hätte schon lange einmal nach Memel fahren müssen. Aber Sie haben nicht recht in der Interpretation meiner Gefühle. Sie sagen, Sie glauben nicht mehr an ihren Ernst, wenn ich nicht das Verlangen habe, Sybille wiederzusehen. Lassen Sie mich gestehen, ich glaube, der Fehler meiner Gefühle ist eher, daß sie zu viel Ernst in sich tragen und zu wenig, ja vielleicht nichts von der Flügelleichtigkeit, die mir bei anderen die schöne Beigabe der Liebe zu sein scheint. Denn sowohl meine Dankbarkeit gegen Sybille wie mein Mitleid mit ihr und mein Schuldbewußtsein lasten gleich Gewichten auf meinem Herzen. Dennoch hätten Sie recht mit Ihrem Verlangen, aber — und nun muß ich Ihnen ein Geständnis machen:

Man neigt so gern dazu, zu glauben, die großen Entschlüsse, welche unser Leben bestimmen, müßten auch aus großen Ereignissen, großen Gedanken oder Gefühlen hervorgehen. Das scheint mir ein Irrtum, ein verhängnisvoller sogar, wenn man wie ich alles Ernstes auf solche „großen" Momente wartet. Was hab' ich nicht alles als „Wink" vom Schicksal und also von außen erwartet, um zu erfahren, welchen Weg ich zu gehen hätte! Statt einfach ein wenig aufmerksam nach innen zu horchen. Das hab' ich jetzt endlich getan, und nun hab' ich's erleben müssen, daß der Entschluß, der fortan für viele Jahre hinaus, vielleicht für immer mein Leben bestimmen wird, aus einem ganz kleinen, ja kleinlichen Beweggrunde bei mir emporgewachsen ist. Denn gekränkte Eitelkeit ist doch gewiß kein großes Gefühl. Aber wenn ich heute als der alte Kerl, der ich geworden bin, wieder vor meine gute, alte Mutter treten sollte, und ihr sorgenvoller Blick würde wie damals — Sie wissen wohl — mich mustern und sagen: „Dann hat also Vater doch recht gehabt!" — sehen Sie, das hielte ich nicht noch einmal aus. Und also — kann ich jetzt noch nicht nach Memel gehen; und also — muß Sybille warten; und also — werd' ich Lehrer werden und in sechs Monaten mein Examen machen. Das steht jetzt bei mir fest wie das Amen in der Kirche.

Vielleicht interessiert Sie auch ein weiteres Geständnis, das mit diesem Vorsatz in naher Verbindung steht. Sie sprachen im vorigen Briefe wiederholt von meinem Willen, den Sie ja immer im Verdacht der Schwäche gehabt haben, und meinten, es sei wohl ganz gut, daß ich neuerdings meinen Weg mit den Ereignissen von Jajzewo und Teltnicken gepflastert hätte. Ich verstehe, was Sie meinen. Indem ich dort meinem Gefühl und hier meiner Überzeugung folgte, hab' ich meinen Willen an fremdem Schicksal gefestigt, und — was gilt's, ich lerne es eines Tages noch, ihn gegen mich selber zu kehren! Aber mir scheint doch, mit dem Willen allein ist's nicht getan. Warum würde sonst ein Mensch wie die Simonetta — der

Digitized by Google

ich mich übrigens zu Gnaden zu empfehlen bitte — eine so durchaus unerfreuliche Erscheinung sein? Am Willen fehlt's der doch wahrhaftig nicht! Aber sie hat noch nie eine Pflicht gekannt, noch nie ein „Du sollst" in ihrem Inneren vernommen, und vor allem scheint mir, muß ich etwas sollen auf der Welt. Mein Dasein muß einen sittlichen Sinn haben, eine Aufgabe, eine Pflicht. Und so komme ich auf Umwegen zu Ihrer gepriesenen „Beschränkung", an die ich nie glauben wollte! Denn alle Pflicht ist Beschränkung. Kants kategorischer Imperativ scheint mir wirklich das Beste, was wir vom Nachdenken haben können. Und wenn ich niemand mehr auf der Welt habe, für den, dem zu Liebe, dem zur Freude ich leben und wirken könnte — ein pflichtbewußter Mensch mehr auf der Welt scheint mir schon ein Gewinn für die Menschheit.

Was aber ist meine Pflicht? Einen Platz mir zu suchen, wo ich mit Hand anlegen kann in dem großen Getriebe und nicht nur müßig beiseite stehen und meine Kräfte schonen. Ich bin alt genug geworden.

Eben wollte ich schließen; aber just eben noch bin ich mit dem Sittengesetz in Konflikt gekommen. Ich habe gestohlen, und das muß ich beichten.

Wissen Sie, wo ich hier sitze? Nein — die Feder verrät's nicht, obwohl es die Ihre ist. Im Gartenhaus bei Ihnen. Ich sehe die grünen und weißen Wände an, ich sehe den Adler und den alten Fritzen — und ein merkwürdiges Gefühl überkommt mich, wenn ich mir vorstelle, daß dies alles auf Sie schon herabgeschaut hat, als Sie noch ein Kind waren. Was mögen Sie für ein liebliches Kind gewesen sein! Schade, daß ich Sie nicht kannte! Und nun mein Diebstahl! Beim Umherblicken hier, ob ich wohl ein Zeichen von Ihnen entdecken möchte, bemerkte ich den Wandschrank, der unter den grünen und weißen Strichen so geschickt verborgen ist. In ihm fand ich eine Handvoll Makronen und — einen griechischen Plato, den Phädrus. Das Büchlein hat schon mal eine Rolle in meinem Leben gespielt. Vielleicht war es der stärkste Anlaß dazu, daß ich studierte. In diesem Exemplar sind nun an einigen Stellen am Rand mit Rotstift so niedliche strahlende Sonnen angezeichnet. Das muß von Ihnen sein — und wird sicher seine Bedeutung haben. Und um nun über meiner Arbeit hin und wieder einen Hauch Ihres Geistes zu verspüren, nehm' ich die roten Sonnen mir mit ans Herz und nach Hause. Sie sollen eines Tages pünktlichst abgeliefert werden.

Ihr freundschaftlich ergebener

Rolf Runge.

Als Rolf das Büchlein zu sich steckte, lockte ihn nur der Gedanke, nachzuschauen, warum wohl Marion die roten Sonnen in das Büchlein gemalt haben mochte. Als er damit auf die Straße trat, empfand er es schon als ein wertvolles Pfand, das ihm über Zeit und Ferne hinweg eine geistige Berührung mit ihr zu versprechen schien. Nachdem er aber, langsam weiterschreitend, ein wenig in dem Buche geblättert hatte, glaubte er geradezu ein Heiligtum in Händen zu halten. Er fand nämlich mitten innen eine Stelle, wo sie neben eine der üblichen Sonnen mit ihrer kleinen, flüchtigen und doch äußerst leserlichen Hand in Bleistift an den Rand geschrieben hatte: „Karfreitag!" Die Stelle aber, an der dies Wort stand, lautete: „... und entgeht dem Geliebten, daß er in dem Liebenden, wie in einem Spiegel, sich selber sieht. Und ist nun jener anwesend, so verläßt auch ihn, wie jenen, der Schmerz; ist er aber abwesend, so verlangt er gleicherweise nach ihm, wie er verlangt wird, da er das Bild der Liebe, die Gegenliebe, in sich trägt. Er benennt es aber, denn er vermeint es so, nicht Liebe, sondern Freundschaft."

Mitten auf der Straße war Rolf im Eifer des Übersetzens stehen geblieben und lachte, als er jetzt aufsah, den Bierfahrer, der ihn angeschrien hatte, er solle beiseite treten, halb abwesend, halb glückselig an.

Ja, was hatte er denn da gelesen? Wenn sie bei diesen Worten an ihr Gespräch vom Karfreitag hatte denken müssen, wenn sie durch jene Randbemerkung ihr Verbot von damals vor sich selber geradezu Lügen gestraft — ja, war das nicht so gut wie ein Geständnis? war das nicht weit mehr, als er je zu hoffen gewagt? war das nicht, als ob ihm plötzlich Flügel an den Füßen gewachsen wären, und als ob die ganze Welt ihn jetzt anlachte vor heimlichem Glück?

Digitized by Google

Hugo Lederer: Das Hamburger Bismarckdenkmal.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

In der Tat wußte sich Rolf in der nächsten halben Stunde kaum zu lassen. Die Entdeckung, die er da eben gemacht, war ihm so neu, daß es ihn in einen Tumult von Empfindungen hineinriß. Wenn das möglich war, daß sie seinen Gefühlen so begegnete — wie anders konnte sich dann vielleicht sein Schicksal gestalten! Er wäre am liebsten zu irgend jemandem hingelaufen, um ihm sein Herz auszuschütten, aber er hatte niemanden außer Stadion. Und der war ja der letzte, der davon wissen durfte. So stürmte er nach Hause in seine einsame, sonnendurchglühte Stube, warf sich aufs Sofa, legte das Buch über das Gesicht und küßte ein übers andere Mal das verheißungsvolle Stellchen.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß jenes Randwort von ihr ja möglicherweise gar nicht auf ihn, sondern ihren fernen Freund gehen könnte, von dem sie ihm an jenem Karfreitagabend erzählt; und der Wert hatte für sie weniger in dem Spiel der Worte Freundschaft und Liebe gelegen, sondern in dem, was vorherging! Oder es war vielleicht auch ironisch gemeint! Sie war ja auch sonst so gern zum Spötteln geneigt! Und nur er hatte am Ende in ihren Augen die Rolle jenes Liebenden gespielt, während sie selber als Zuschauer draußen stand und ihn kritisierte, wie so oft.

Und Rolf sprang auf und suchte vorwärts und rückwärts in dem Büchlein nach irgendeiner weiteren Bestätigung seiner heimlichen Hoffnungen. Aber er fand nichts. Nur hin und wieder an schönen Stellen flammten still die roten Sonnen — sonst keine Zeile von ihr. Er war wohl wieder einmal nur der Narr des Schicksals gewesen!

Langsam klappte er schließlich das Büchlein zu, schob es aufs Sofa und schlich zu seinem Platze am Fenster hinüber. Also Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit — das sollte sein Teil sein!

Rolf hatte bis tief in die Nacht hinein über seinen Büchern gesessen, noch auf demselben Platze, auf den ihn der üble Ausgang seiner Entdeckung getrieben. Nun stand er mit heißem Kopfe auf, öffnete das Fenster und sah in die Nacht hinaus, wo zwischen den Dächern hier und da noch ein Lichtschein zu ihm hinüber blinkte. Einsame, wie er wohl, die auch nichts anderes hatten als ihre Arbeit! Nach einer Weile ertappte er sich darauf, daß er wiederholt Marions Namen in die sternenbesäte Dunkelheit hinausgesprochen hatte.

Das erweckte ihn, und er begann, sich zu entkleiden. Mitten drin aber hatte er sich doch wieder das Büchlein vom Sofa zum Schreibtisch herangeholt und befragte, auf seinem Stuhle kniend und den Kopf in die Hände gestützt, von neuem das Orakel. Aber wieder gab es ihm keine ermutigende Antwort. Deutlicher nur als vorher sah er einen Schatten aus den Blättern emportauchen, der sich zwischen ihn stellte und sie, und er hatte das dringende Verlangen, mit diesem Schatten zu kämpfen und wußte nicht wie.

Den Teufel auch, sagte er schließlich zu sich und schlug mit der Faust auf das geöffnete Buch, wenn jener seiner Wissenschaft zuliebe die Trennung von Jahren auf sich nahm und ihn das nicht um ihre Liebe brachte, ja, er ihr sogar noch imponierte deswegen, wie sie ihm zu verstehen gegeben — das konnte er auch! Und das mußte er auch. Er hatte jetzt ja auch ein Ziel! Und kurz entschlossen nahm Rolf einen Bogen und schrieb einen kurzen Brief an Marion, in dem er sich von ihr verabschiedete, bis er sein Examen bestanden hätte; es würde vielleicht ein Jahr dauern. Aber er habe eingesehen, daß er es sich schuldig sei.

„Denken Sie inzwischen ein wenig in Freundschaft an mich, wie ich, einem Schatten zum Trotz, nicht aufhören werde, Ihrer als derjenigen zu gedenken, die mir das Beste gegeben hat auf der Welt." So schloß sein Brief.

Und nach solchem Entschlusse legte Rolf sich beruhigt schlafen. — —

Mehr als neun Monate, ernste, arbeitsame, entbehrungsvolle Monate waren es, die nun folgten: denn Rolf tat wirklich, wie er in jenem Schreiben angekündigt. Er arbeitete für sein Examen und ließ sich jetzt von niemandem in seinem Vorsatz stören. Marion sah er nie. Mit Stadion unterhielt er fortgesetzt eine immer herzlicher werdende Freundschaft; aber es war wie ein stillschweigender Pakt zwischen den beiden geworden, daß Marions Name nicht genannt werden durfte. So erfuhr er nur aus einer gelegentlichen Äußerung des alten Morgenroth,

den er dann und wann besuchte, daß das Leben im Brandisschen Hause seinen gewohnten stillen Gang ging.

Als das Frühjahr kam, litt er oft große Pein; jedes erwachende Grün, jeder Baum am Schloßteich, der sich neu zum Leben schmückte, erinnerte ihn plötzlich an sie, und wie auch unter ihrem Ernst so manches Mal das Leichtere und Sonnige, das wie in jedes Menschen auch in ihrer Seele Grunde schlummerte, sich erhoben hatte. Und mit Erstaunen wurde er inne, daß selbst dies schmerzliche Sehnen, das in seinem Herzen sich regte, ein Glück war, weil es Leben und Reichtum bedeutete, nach all dem selbstauferlegten Verzichten und dem seelischen Winterschlaf.

Aber auch solche Stimmungen gingen vorüber, und er hielt aus. Bis er in den ersten Tagen des Juli mit hervorragenden Nummern sein Examen bestanden hatte und nun plötzlich als neugebackener Oberlehrer fast verwundert auf der Straße stand. Stadion holte ihn ab und hatte ihm zu Ehren in seiner Wohnung ein solennes kleines Diner hergerichtet, an dem auch der alte Morgenroth als dritter im Bunde teilnahm. Stadions gute Weine hielten den kleinen Kreis länger zusammen, als Rolf selber erwünscht war. Aber er durfte den anderen ja nicht verraten, welch sehnsüchtiges Verlangen er trug, zu Marion zu eilen und sich ihr in seiner neuen Würde vorzustellen. Stadion freilich konnte es ahnen, und er war es denn auch, der in einer für den Dritten unmerklichen Weise Rolf endlich aus den freundschaftlichen Fesseln erlöste. Rolf warf ihm einen dankbaren Blick zu; er wußte ja, daß es dem Freunde nicht leicht wurde, gerade zu solchem Wege ihm die Straße zu ebnen.

Es war gegen sechs Uhr, als er, schon Sybilles glückwünschendes Antworttelegramm in der Tasche, am Brandisschen Hause klingelte. Mit hastigen Sprüngen nahm er die steile Treppe und erkundigte sich oben noch atemlos der Form wegen nach dem Hausherrn. Der sei ausgegangen, hieß es, und das war ihm sehr recht. Schmerzlich enttäuscht aber vernahm er, daß das Fräulein gar nicht in der Stadt sei, sondern seit einigen Tagen an der See in Cranz weile. Vollends verblüfft aber stand er am Treppenabsatz, als er den Namen der Familie hörte, bei der sie zum Besuch war. Denn dies war kein anderer als der ihres fernen Freundes. Die Frau Professor hätte plötzlich für einige Tage verreisen müssen, erfuhr er, und da sei Fräulein Marion hinübergefahren, um bei den Kindern Mutterstelle zu vertreten.

Ob der Herr Professor denn von seiner Südpolreise zurück sei, wollte er fragen, aber er hatte geradezu Furcht, von dem Mädchen den Tod seiner Hoffnungen zu erfahren.

Eine halbe Stunde später saß Rolf im Zuge nach Cranz. Wie die Sache mit ihrem Besuch auch zusammenhängen mochte — er mußte wissen, wie es um Marion stand. Er mußte sie sehen — sein Verlangen nach ihr war zu mächtig geworden.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, und es fuhren noch viele Menschen hinaus, um einen erquickenden Abend zu genießen. Manche besuchten wohl auch nach des Tages Arbeit ihre draußen wohnenden Familien. In der Bahn war es unerträglich drückend. Aber selbst als man ausgestiegen war und fast alles direkt nach dem Strande pilgerte, spürte man zwischen den Häusern und Bäumen noch kaum eine Erfrischung, sondern hatte nur die Empfindung einer lastenden Schwüle. Erst auf dem Korso unmittelbar im Anschauen des Meeres, über dem sich die Sonne schon stark zum Untergange neigte, fächelte ein leiser, kühlender Seewind die Schläfen. Aber nun sah man auch in massigen, blauschwarzen Wolken, deren zackige Ränder die Sonne kupferrot färbte, ein Gewitter über der See stehen. In den Wirtsgärten rechts und links, um den Musiktempel herum und den ganzen Korso entlang auf den Bänken saßen hellgekleidete müßige Menschen, schauten auf die wogende See hinunter, nach der sinkenden Sonne hinaus und lauschten auf die Musik, die soeben ihr Abendkonzert begonnen hatte. Rolf ging mit suchenden Augen hindurch. Das Haus, nach dem er strebte, lag ganz am Ende des Korso hart am Rande der Dünenplantage. Als er es erreicht hatte und sich bei einem weiblichen Wesen, das mit drallen Armen über dem Staketzaun lehnte, nach Marion erkundigte, wurde ihm gesagt, sie sei schon vor einer halben Stunde auf den Korso gegangen.

Digitized by Google

Er mußte also umkehren und sich aufs Suchen verlegen.

Die Sonne sank blutrot unter, immer höher stieg die phantastisch gefärbte Gewitterwand, das Meer rauschte lauter, und voller und voller wurde es auf den Bänken, an den Tischen und in den Wegen umher. Unter den Bäumen in den Wirtsgärten waren schon überall die Lichter entzündet, und mit plötzlichem Zucken flammten auf einmal auch den ganzen Korso entlang die großen elektrischen Lampen auf. Sehnsüchtiger und schmelzender trug der wandernde Wind die Klänge der Geigen durch den lauen Abend herüber, und immer sehnsüchtiger schwoll auch in Rolfs Seele das Verlangen an, endlich die zu erspähen, nach der sein Herz nun schon so endlose Stunden begehrte. Aber obgleich er fast jedem weiblichen Wesen unter den Hut sah, es blieb lange Zeit vergeblich. Schon wollte etwas wie Verzweiflung in ihm aufsteigen, und er überlegte bereits, ob es nicht klüger wäre, nach ihrem Hause zu gehen und am Zaun dort zu warten, bis sie zurückkäme. Aber vielleicht kam sie dann nicht allein; vielleicht war er dann bei ihr, der lebendig gewordene Schatten. Da plötzlich entdeckte er sie, wo er sie am wenigsten vermutet. Sie saß in dem elegantesten der Hotelgärten mitten in einem großen Kreise meist jüngerer Damen und Herren und schien sich vortrefflich zu amüsieren, denn sie lachte eben laut und herzlich über irgendeine Bemerkung, die ihr Nachbar gemacht hatte. Auch heute war sie wie immer schwarz gekleidet, aber der federgeschmückte Hut und der gefällige Schnitt ihrer Taille, an der eine Reihe Pailletten leuchtete, zogen sofort die Augen auf ihre Erscheinung.

Sie erkannten sich gegenseitig im gleichen Augenblick, aber trotz der Überraschung dieses Wiedersehens war Marion sofort Herrin der Situation. Denn als Rolf jetzt an den Tisch herantrat, stellte sie ihn sofort mit seiner neuen Würde vor, die sie ihm vom Gesichte ablas.

In Rolf ging etwas Merkwürdiges vor. Der Augenblick, da er sie wiedersah, mitten in einem Kreise von Fremden, entschied mit eins die Zweifel eines langen Jahres. Die ist's oder keine! klang es in ihm, und das war wie Erlösung für seine Seele. Gleichzeitig aber sprangen seine Augen suchend im Kreise umher, ob der eine wohl hier darunter sei, der Gefürchtete, und voll Spannung hörte er einen Namen nach dem anderen an sein Ohr klingen. Gott sei Dank, er war nicht darunter!

Eine Minute später saß Rolf an Marions Seite in dem munteren Kreise und ließ sich beglückwünschen, worauf dann sofort allerlei Scherze und Examenshistörchen hinüber- und herüberflogen. Nach kurzer Weile aber hatten sie doch ihre Stühle um eines halben Fußes Breite aus dem Kreise herausgerückt, und das genügte, um sie einem Gespräch miteinander zu überlassen. Rolf mußte natürlich von allem berichten, und auch sie selber erzählte mit kurzen Worten von ihrem Ergehen in der langen Zeit. Während sie sprach, empfand Rolf wiederholt eine Bestätigung seines ersten Eindrucks, daß sie angeregter und freier sich gebärdete als früher. Ja, während ihr Gesicht vom Schein der elektrischen Ampel, die über dem Tische schwebte, mit einem scharfen Strich getroffen wurde, der ihre Mignonaugen im Schatten des Hutrandes ganz seltsam aufleuchten machte, huschte ihm ein paarmal die halbvergessene Erinnerung an Magda durch den Sinn, wie er sie nach jenem ersten Theaterabend in einem Restaurant von fern beobachtet hatte. Dazu glaubte er zu bemerken, daß ihr Nachbar zur anderen Seite, ein stattlicher Mensch mit kräftigem Schnurrbart und breitem Schmiß über der Backe, der ihm als Doktor so und so vorgestellt worden war, von Zeit zu Zeit mit offenbar huldigenden Blicken nach ihr hinsah, und daß sie diese stille Anbetung sich ganz gern gefallen zu lassen schien. All das verwunderte und beunruhigte ihn, und er war froh, daß sie, er wußte nicht recht, ob aus Vorwand oder aus Pflichtgefühl, nach einer Stunde etwa sich erhob und erklärte, sie müsse sich jetzt ihrer Mutterpflichten erinnern und nachschauen gehen, ob zu Hause alles zum rechten stünde. Die kleine dreijährige Armgard sei ihr beim Zubettgehen nicht ganz so munter wie sonst erschienen. Sie würde nachher aber gern wieder zurückkommen. Rolfs rasch angebotene Begleitung nahm sie dankbar an, und er hatte dabei die Empfindung, daß sonst wohl ihr Nachbar zur Rechten, dessen huldigende

Digitized by Google

Blicke sie auch beim Fortgehen wieder begleiteten, diese Rolle gespielt haben würde.

Als sie außer Hörweite des Tisches waren, schlug Marion vor, den inneren Weg durch die Villen entlang zu gehen, auf dem Korso sei es um diese Stunde zu voll, da könne man so schlecht miteinander reden.

Sie mochten, beiseite biegend, zwei Minuten schweigend gegangen sein, als Rolf unter den Bäumen stehen blieb und, die schattenhafte Gestalt seiner Begleiterin musternd, zögernd begann: „Sie sind anders geworden, Fräulein Marion, wissen Sie das?"

„Mag wohl sein!" erwiderte sie abgebrochen, indem sie das Kinn in die Höhe warf und in das dunkle Laub emporschaute.

Von ferne klang die eindringliche Musik der mexikanischen Volkhymne zu ihnen hinüber, und zwischen den unbewegten Birken eines Hotelgartens hinter ihr stahl sich ein Lichtschimmer über ihre Schulter, der die Pailletten hin und wieder aufblinken machte. Dazu hatte sie ihre linke Hand über die Augen gelegt — so stand sie eine Weile schweigend.

Endlich fuhr sie fort, indem sie unter einem leisen Kopfschütteln den Weg wieder aufnahm: „Ja — man erlebt doch ganz merkwürdige Dinge. In meinem Alter zu erfahren, daß man noch immer begehrt wird ..." Wieder brach sie ab.

Rolf wußte, es würde mit dem Manne zusammenhängen, den er eben an ihrer Seite gesehen; er brauchte gar nicht erst zu fragen, und wenn sie nicht reden wollte ... Aber wie ein bitterer Schmerz bohrte sich dieses Bewußtsein in seine Seele. Und zugleich wie ein Ingrimm gegen sich selbst. Der also war stärker gewesen — der fürchtete sich vor keinem Schatten, wie Stadion und er!

Die drückende Schwüle unter den Bäumen gab ihr Veranlassung, von dem drohenden Gewitter zu sprechen, und er war froh darüber, von gleichgültigen Dingen anfangen zu können. Erst als sie nach ein paar Minuten den Garten der kleinen Strandvilla erreichten, sagte Marion aus ihren vorigen Gedanken heraus: „Aber es ist doch ein Glück, zu leben! Das weiß ich jetzt wieder!"

Vom Hausflur drang ihnen ein grelles Licht entgegen, und als sie die Holzstufen der Veranda betraten, meldete das dort wartende Kindermädchen mit aufgeregter Miene, daß die kleine Armgard plötzlich Fieber bekommen habe.

Rolf sah, wie ein Entsetzen sich in Marions Zügen spiegelte. Sie wandte sich hastig ihm zu, um ihn zu verabschieden. Aber er hielt ihre Hand fest und bat, sie solle ihn mitgehen lassen. Sie blickte ihm flüchtig in die Augen, dann nickte sie statt aller Antwort und schritt den Korridor entlang nach dem letzten Zimmer. Leise trat sie hier ein, und ebenso lautlos folgte er. Innen war es stockdunkel. Unkundig des Raumes, mußte er an der Tür stehen bleiben. Sie hörte er mit leisem Rauschen ihrer Gewänder und stockenden Schritten vorwärts gehen und dann niederknien. Allmählich unterschied er auch gegen das Fenster die Umrisse ihrer Gestalt neben dem Bettchen Auf Zehenspitzen trat er nun gleichfalls näher und ließ sich auf dem Stuhl nieder, neben dem sie kniete. Dann tastete er nach dem heißen Köpfchen des Kindes. Marion hatte wohl seine Händchen gefaßt. So hielten sie eine Weile beide schweigend den Atem an und lauschten. Das Kind atmete unruhig; hin und wieder konnte man merken, wie es mit seinen Ärmchen leise zuckte.

Endlich neigte sich Marion in ihrer knienden Stellung ein wenig näher zu ihm und flüsterte zu ihm hinauf, langsam eine Silbe um die andere abmessend und fast ganz ohne Ton, aber doch so, daß er alles verstehen konnte: „Finden Sie, daß sie sehr heiß ist?"

Er nickte: „Ja; ich finde."

Nach einer Pause begann sie wie vorher: „Ich will doch lieber nach dem Arzt schicken. Wollen Sie hier bleiben so lange?"

Er nickte wieder, aber er wußte nicht, ob sie es durch das Dunkel bemerken konnte.

Geräuschlos wie sie gekommen, erhob sie sich und ging leise, Schritt vor Schritt aus dem Zimmer. Er nahm jetzt seine Hand von der Schläfe und tat sie auf die Händchen des Kindes, die fieberglühend ineinander auf dem Kissen lagen. Die kleinen Fingerlein schlossen sich wie suchend um seine kühlere Hand, und ein feines, fremdes Stimmchen zirpte ein müdes, dankbar-liebevolles „Mammi!"

Digitized by Google

Nach ein paar Minuten tauchte Marion wie ein Schatten ins Zimmer zurück und nahm wieder ihre vorige kniende Stellung ein. Sie brachte ein Schälchen kalten Wassers mit, in dem sie mit kaum hörbar bewegten Händen kühlende Umschläge für die heiße Stirn der Kleinen bereitete. Als der erste lag, suchte ihre Linke wieder den alten Platz auf Armgards Händchen. Aber hier kam sie auf Rolfs Hand zu liegen und, um das Kind nicht zu stören, zog Marion sie nicht zurück. Ihre Blicke jedoch wendete sie nun wie fragend im Dunkeln langsam zu ihm empor. Er merkte es, denn seine Augen hatten sich jetzt an die Umgebung gewöhnt, und sah sie wieder an, lange und unbewegt, wie sie. Unter dem Schleier der Nacht suchte so Seele die Seele; aber nur hoffen durfte jeder, daß in des anderen Zügen jetzt stände, was er zu lesen begehrte, und nur in der leisen Berührung der Hände redete heimlich die stumme Sprache der Natur.

So verging eine halbe Stunde, vielleicht mehr. Marions Rechte wechselte andauernd dem Kinde die Stirnumschläge, und in ihrer Linken, die immer noch unbewegt auf der seinigen lag, fühlte Rolf das Blut in festen Schlägen zu dem seinigen sprechen. Und ein unsägliches Glück war es ihm durch alle Besorgnis hindurch, hier dicht an der Seite der geliebten Frau gemeinsam mit ihr um das Leben eines kleinen Wesens bangen zu dürfen, das ihr ans Herz gewachsen war.

Als die Schritte des Arztes auf der Treppe hörbar wurden, erhob sich Marion, um ihm entgegen zu gehen. „Bitte, bleiben Sie noch!" hatte sie Rolf noch zugeflüstert, da auch dieser aufgestanden war. „Vielleicht gehen Sie auf den Balkon hinaus und warten so lange. Bitte!"

Rolf tat nach ihrem Geheiß. Der Korridor, auf den er hinaustrat, mündete auf den Balkon. Von dort erkannte er, daß der Arzt der Herr war, der vorhin auf dem Korso an ihrer Seite gesessen. Im ersten Augenblick wollte er das wie eine Beleidigung empfinden und überlegte schon, ob er nicht fortgehen solle; aber die Sorge um das Schicksal des Kindes hielt ihn zurück.

Er setzte sich auf einen Stuhl neben der Glastür, starrte großen Auges auf die jetzt rabenschwarz gewordene See hinaus, fühlte, wie eine Art Stumpfheit sich über seine Seele breitete, und wartete.

Der Arzt blieb wohl zwanzig Minuten — er sah ihn fortgehen und hörte ihn an der Treppe von Marion sich verabschieden. Dann kam diese mit beschleunigten Schritten nach dem Balkon heraus. Hier blieb sie im Türrahmen stehen, und den Kopf wie in Ermattung leicht gegen den Pfosten lehnend mit herabhängenden Armen, begann sie: „Gott sei Dank! Er sagt, es sei nichts Schlimmes, wohl nur verdorbener Magen. Wir sollen weiter Umschläge machen."

In diesem Augenblick zuckte draußen der erste Blitz, und bald darauf folgte ein noch ferner, aber langanhaltender Donner.

Marion fuhr zusammen, und nachdem er eine scherzhafte Bemerkung über ihre Nervosität gemacht, sagte sie: „Jetzt dürfen Sie noch nicht gehen; ich glaube, ich ängstige mich bei dem Gewitter, allein mit dem kranken Kinde."

„Sie ängstigen sich?" fragte er mit merklicher Betonung der Anrede.

„Ja! ich bin wie alle," versetzte sie matt, „ich bin gar nicht stärker als die anderen."

Er wurde heute nicht klug aus ihr — sie überraschte ihn in allem. „Können Sie hier draußen bleiben oder müssen Sie hinein?" fragte er nach einer Weile.

„Das Mädchen ist bei ihr, sie schlief eben ganz fest," versetzte sie.

„Dann könnten wir uns wenigstens setzen," meinte er.

„Aber hier neben der Tür," war ihre Antwort, „damit ich rasch hinein kann."

Er stellte nun ein paar Stühle zurecht, so daß sie nebeneinander im tiefschwarzen Mauerschatten dicht an der Tür saßen.

„Was hat Sie nur so anders gemacht? Ich kenne Sie heut' gar nicht wieder!" begann er nach einer Pause das Gespräch.

Sie saß kerzengerade und hatte den Kopf gegen die Mauer hinter ihr gelehnt. „Ich sagte Ihnen schon," erwiderte sie, „es ist so wunderlich, wenn man plötzlich merkt, daß man noch begehrenswert erscheint."

„Das kann Sie verwundern? Ihnen hat doch wahrhaftig bisher noch jeder gehuldigt, der in Ihre Nähe kam."

„Aber nicht so! Das ist ganz etwas anderes wie Sie ... und manche!" versetzte sie

unbeweglich. „Man hatte sich schon eingerichtet darauf, ohne Liebe zu leben — und dann kommt plötzlich einer, von dem man gar nichts weiß, und zeigt uns, daß er uns begehrt. Begehrt, wie ein beliebiger junger Fant ein süßes Mädel. Er kennt uns gar nicht — er hat gar keine Zeit gehabt, uns kennen zu lernen, aber er will uns haben — sagt es mit Augen und Blicken und in seinem ganzen Benehmen; sagt immerfort: Ja, ja! ich meine dich! gerade dich! Als ob er schon ganz sicher ist, daß man tun wird, was er will! Es ist sehr wunderbar."

Wieder kam ein Blitz und bald darauf ein Donner, schon näher diesmal und lauter, und wieder zuckte sie zusammen, und Rolf sah in dem blauen Licht für einen Augenblick ihren Oberkörper mit dem Musenkopf einer Bildsäule gleich auf der weißen Wand.

„Also Ihnen liegt viel an ihm?" brachte er endlich mühsam hervor, als das Rollen verhallt war.

„Nein! ich mag ihn wohl kaum," versetzte sie ruhig; „er hat nur allerlei aufgeweckt in mir, was so lange geschlafen hat. Ich glaube, es ist gefährlich, eine achtundzwanzigjährige Frau zu erwecken."

„Und er? Ihr ferner Freund?" warf er mit leisem Vorwurfstone ein.

Sie schwieg zuerst. „Ich liebe ihn fast schon wie einen Toten," entgegnete sie dann, immer noch so steif dasitzend wie vorher.

„Immer keine Kunde?"

„Keine! Auch sie tut mir so leid! Es ist wieder ein Jahr vorbei."

„Und können doch nicht los von ihm?"

„Nein! Denn jede Stunde kann ja die Nachricht kommen."

„Glauben Sie wirklich daran?"

„Es muß doch einmal, sage ich mir immer; wenn nicht von ihm, so über ihn!"

„Und wie lange soll das noch dauern? Bis Ihre Jugend tot ist?"

„Vielleicht —! Aber Sie haben schon recht! Wenn man solche Tage durchlebt, wie ich jetzt, dann fällt es einem plötzlich mit Schrecken ein, daß man nur ein Leben zu leben hat, und daß ein Tag um den anderen unwiederbringlich verrinnt — nie mehr verwertbar, wenn er keinen Inhalt gehabt hat. Man hat von der Liebe gekostet, man weiß, welche Seligkeit es ist, trotz Sünde und Bangen an der Seite eines geliebten Menschen durch Höhen und Tiefen zu gehen, man träumt davon, und plötzlich wird man gewahr, daß man wie mit einem Gespenst zur Seite einhergeht, wie an einen Schatten geschmiedet. Die Leute fürchten sich fast schon vor einem, und die anderen gehen in Sonne und leibhaftigem Glück ..." Ihre zitternde Stimme war allmählich beinahe erstorben — so leise hatte sie gesprochen.

Ein neuer, noch näherer Donnerschlag veranlaßte sie, aufzustehen und nach dem Kinde zu sehen. Aber schon nach einer Minute kam sie mit der Nachricht zurück, daß es immer noch schlafe. Sie ließ sich also wieder neben ihm nieder, schob nur, da eben einzelne Tropfen zu fallen begannen, ihre Kleider etwas zusammen, damit er seinen Stuhl näher an sie heranrücken könne und so auch ihn das überhängende Dach noch schütze.

„Ich verstehe so vieles heut' nicht," begann er wieder das Gespräch, „aber bitte, sagen Sie mir das eine: Wie kommen Sie hier — in dieses Haus? An die Stelle der Mutter seiner Kinder?"

Sie war sehr verwundert, warum sie das wohl nicht sollte, bei seinen Kindern.

„Ja," meinte er, „aber daß sie es zugibt?"

„Warum nicht? Sie weiß doch nichts davon."

„Sie weiß nichts?"

„Nein! Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Und doch ist das beinahe das Schwerste! Mit diesem Gefühl neben ihr hergehen und sich zu sagen: ich nehm' dir dein Bestes — und es doch nicht hergeben mögen und sich nicht verraten dürfen ...!"

„Das muß freilich schwer sein ..." bestätigte er abgebrochen.

Sie fühlte wohl, daß seine Gedanken weitergingen auf der betretenen Bahn. „Und man muß schlecht sein, um es überhaupt zu können — das wollten Sie doch noch hinzusetzen," unterbrach sie endlich mit rauhem Klange sein Schweigen.

Er antwortete nicht — eine ganze Weile.

Ein Blitz mit seinem märchenhaft blauen Licht erhellte ihnen die Landschaft, so daß man weit hinaus auf die See schauen und die

Digitized by Google

schäumenden Wellenkämme erkennen konnte, und daß rechts und links auf dem weißen Sande die windzerzausten knorrigen Kiefern aus dem Dunkel emportauchten, die den Seeblick einrahmten.

„Ich habe auch einmal gedacht wie Sie," begann sie dann bitter, als der Donner vergangen war. „Ich habe es mir auch als das Höchste gedacht, schuldlos und rein von Fehle durchs Leben zu gehen, und hab' es streng genommen mit Ihrem gestrengen Kant und Wahrheit und Sittengesetz, wo ich nur konnte. Aber wer wünschte sich nicht ein solches Glück, wenn er anfängt zu denken?"

„Und nun —" warf er erwartungsvoll ein. „Sind Sie anderer Meinung geworden? Haben Sie nicht auch mir immer den großen Kant gepredigt?"

„Mein Intellekt ja! Aber — mein Herz wollte oft nicht mit! Und heut' — heut' haß ich ihn fast, den Allzustrengen. Heut' glaub' ich, daß wir seelisch erstarren, wenn wir ganz nach seinem Sittengesetz leben! In diesem Jahre, wo ich's versucht habe, bin ich innerlich mit manchem fertig geworden."

Rolf rückte auf seinem Stuhle. „Erstarren sagen Sie — Ja, ist es denn wirklich ein Unglück, wenn man seine Seele fest macht gegen die Welt? Ich glaube eher, mein katholischer Bruder in Jaszewo hatte recht, wenn er meinte, wir sind alle zu weich geboren."

„Ein Mann mag das können," versetzte sie wie mit suchenden Worten noch aus ihren vorigen Gedanken heraus, „er weiß ja auch, wofür er all das Weiche in seiner Seele hingibt: für eine Menschheitsaufgabe, einen Dienst an den Staat — an die Wissenschaft — was weiß ich. Aber eine Frau ... was hat eine Frau wohl anders als ihre einsame Seele und das halbe Dutzend Menschen um sich herum, die sich die Mühe nehmen, sie kennen zu lernen! Wenn sie für die nichts mehr sein darf ..."

„Nichts sein darf — ich verstehe Sie wirklich nicht ..." fiel er ihr ungeduldig ins Wort.

„Ja, wenn sie sich ihnen nicht hingeben darf, wie sie's verlangt! Den Körper haben wir Frauen ja schon lange in Zucht genommen — aber daß man's auch von unserer Seele verlangt, ist eine Grausamkeit. Jedenfalls kann ich Ihnen sagen, heißt es auf viel Seelenglück verzichten, wenn man ohne ‚Schuld' leben will."

Der Regen begann stärker herabzukommen — Rolf mußte noch mehr zu Marion rücken — ihre Schultern berührten sich jetzt fast. Sie achtete es nicht — sie sann finster ihren herben Gedanken nach.

„Sie lehren mich recht merkwürdige Dinge," begann er wieder und versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen, aber sie konnte doch wohl den Klang von Bedauern nicht überhören, der in seinen Worten mitschwang. „Erst lehren Sie mich verzichten auf alle Schönheit und Weite der Wissenschaft und weisen mich auf den engen Weg berufsmäßiger Pflicht — und nun lehren Sie mich gar verzichten auf das, was man ein tugendhaftes Leben nennt, und pflastern allen, die die Laune plagt, den Weg der Untreue, des Verrats und wer weiß welcher schlimmen Gelüste noch mit schönen Worten! Wie reimt sich das wohl mit der Tochter meines Olympiers zusammen?"

„Nein, ich lehre es nicht!" versetzte sie nachdrücklich und legte im Eifer des Sprechens ihre Hände auf seinen Arm, „ich rede nur für mich! und ich weiß, daß ich damit verzichte auf das Höchste, was dem Menschen beschieden ist! Allein ich fühle mich zu schwach, dieses Ziel zu erreichen. Die blinde Treue so vieler langer Jahre hat meine Kraft verzehrt. Aber folgen Sie nicht meinem Beispiel, bitte, tun Sie es nicht! Beweisen Sie, daß Sie mehr können als ich. Ich zähle ja ohnehin nicht mehr mit, mich hat das Leben gebrochen!"

„Marion, Sie sollen nicht so sprechen!" entgegnete er warm — aber er kam nicht weiter, denn ein ganz naher, gewaltiger Donnerschlag und ein blendender Blitz rissen ihm das Wort vom Munde, während gleichzeitig heftiger als vorher der Regen herniederprasselte. Instinktiv hatte sie sich an seine Schulter zurückgeworfen, und fast ohne zu wissen, was er tat, legte er wie schützend den Arm um ihren Körper.

So saßen sie eine Weile schweigend und schauten zu, wie mehrere stille Blitze das Dunkel über der See erleuchteten und dann nach einigen milderen Donnerschlägen merkwürdig schnell sich alles wieder beruhigte.

Digitized by Google

Rolf überlegte, was er ihr sagen sollte. Er wollte ihr sagen, daß sie doch jenes Fremden nicht bedürfe, von dem sie ja zugegeben, daß sie ihn kaum möge; er wollte ihr sagen, daß er selber seiner kalten Tugend nicht froh werden könne, und daß er nicht um ein Haar stärker sich fühle als sie, und er suchte schon nach den Worten, die ausdrücken sollten, daß auch er nicht gewillt sei, auf das Seelenglück zu verzichten, von dem sie gesprochen.

Da aber stand sie auf — und in den Lichtschein tretend, der durch den Korridor zu ihnen hinausfiel, sagte sie: „Ich glaube, ich muß jetzt hinein — die Kleine wird doch wieder wach werden."

„Bleiben Sie noch!" bat er durch das Dunkel.

„Ich glaube, ich kann nicht," versetzte sie bedauernd.

„Also doch das Sittengesetz ..."

„In uns, ja!" ergänzte sie.

„Aber Sie können doch wiederkommen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist nicht gut, glaub' ich. Aber es war lieb, daß Sie kamen." Damit reichte sie ihm die Hand hinüber.

Er ergriff sie und hielt sie fest. „Und ich danke Ihnen, daß Sie mich haben in Ihrer Seele lesen lassen!"

„Sie haben recht Trübseliges gesehen, fürcht' ich," entgegnete sie mit hochgezogenen Brauen.

„Aber ich las dahinter den Mut zu Freudigem!" war seine Antwort. „Und wenn Sie es das nächste Mal nicht wieder verleugnen ..."

„Das tue ich nicht mehr!" versetzte sie mit hocherhobenem Kopfe. „Ich will nicht mehr lebend tot sein! Auf Wiedersehen!"

„Wann?"

„In drei Tagen in Königsberg. Aber dann sind Sie wohl schon fort, in Memel?"

„Noch nicht! Ich habe zuvor noch eine wichtige Aufgabe dort."

„Welche denn?"

„Das sage ich Ihnen später."

„Also auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen." Damit ging sie.

Als Rolf herunter kam, konnte er sich nicht entschließen, so bald die Stätte zu verlassen, wo sie weilte. Am Giebel der zweiten Villa, die in demselben Garten lag, war eine dunkle Veranda, die gerade nach dem erhellten Fenster im oberen Stockwerk hinübersah. Hier setzte sich Rolf in die Ecke und starrte nach den Scheiben hinauf, hinter denen er Marion vermuten durfte.

Das Gewitter war lange vorübergegangen, hin und wieder fuhr stoßweise der Nachtwind durchs Gebüsch — Rolf rührte sich nicht von seinem Platze; nur tiefer kauerte er sich in seinem Sessel zusammen, und immer wieder stellte er sich vor, was sie wohl sagen würde, wenn er in einigen Tagen vor sie hintreten könnte und sagen: Er gilt als verschollen — man erwartet keine Nachricht mehr von ihm! Davon träumte er.

Das Licht oben neben dem Krankenzimmer erlosch nicht. Rolf fielen schon häufig die Augen zu — aber immer wieder tauchte in blauem, märchenhaftem Schimmer Marions Kopf aus dem Dunkel auf — dicht vor der weißen Wand — mit den Mignonaugen und in der Haltung einer strengen Muse ... Und wie sie aufstand und davonschritt, ganz langsam, mit stockenden Schritten, in völligem Dunkel, da folgte ihrem Haupt eine Wolke von Silberstäubchen, lichtstrahlend, wie vom Mondlicht beschienen, nur stärker und dichter ... wohin sie ging, immer war hinter ihr die Silberwolke, und das war so niedlich und lieblich anzusehen, daß ihm das Herz im Leibe lachte ... also hatte er doch gar keinen Grund, traurig zu sein, wirklich gar keinen ...

Als Rolf am nächsten Tage nach Königsberg zurückgekehrt war, galt fast sein erster Gang dem alten Morgenroth. Der hatte ihm schon einmal geholfen, der würde auch jetzt wieder Rat schaffen können!

Er traf ihn hinter einer Weinflasche auf dem nach dem Pregel zu gelegenen Balkon seiner Wohnung sitzend, von wo er mit behaglicher Miene das kleine Leben und Treiben auf den Schiffen und Kähnen beobachtete, die hier am Bollwerk entlang lagen.

„Ich spiele den Zuschauer der menschlichen Tragikomödie," sagte er nach kurzer Begrüßung, nachdem Rolf an seiner Seite Platz genommen hatte. „Vielleicht kommt darauf überhaupt alles im Leben heraus: Zuschauer sein. Wenn einem das nicht mehr Spaß macht, lohnt es gar nicht, sein Alter zu leben."

Digitized by Google

„Ja, aber man muß Verständnis haben für das, was agiert wird," meinte Rolf, „sonst sagt's einem nichts; und um das zu haben, muß man wohl selber einmal dringesteckt haben in den großen und kleinen Nöten des Lebens."

Nachdem er mit solchem Haken auf seine persönliche Angelegenheit gekommen war, gestand er dem Alten, daß ihm seit einiger Zeit das Schicksal ihres gemeinsamen Landsmannes, des Südpolarforschers, schwer auf der Seele liege. Ob der Alte nicht Mittel und Wege wisse, Bestimmtes über ihn zu erfahren?

Gewiß, meinte dieser, durch einige seiner Hamburger Geschäftsfreunde, die das Schiff ausgerüstet hatten, werde sich schon etwas feststellen lassen; und vor allem müsse man sich an das Auswärtige Amt in Berlin wenden. Warum aber Rolf das Schicksal jenes Mannes so interessiere, den er doch gar nicht gekannt habe, sei er begierig, zu erfahren. Da Rolf erwiderte, daß es um Marions willen sei, wurde der Alte mißtrauisch und meinte, es wäre wohl am besten, wenn die gar nichts mehr von jenem erführe und lieber den guten Stadion heirate, der sich ja schon seit Jahren um ihre Gunst bemühe und wohl verdiene, daß sie ihn erhöre. Als aber Rolf ziemlich leichtsinnig erwiderte: dem gönne er sie eigentlich nicht, und noch hinzusetzte: übrigens auch keinem anderen! wurde der Dicke über diese Äußerung eines verlobten jungen Mannes ordentlich böse, so daß Rolf rasch zu einem anderen Thema übersprang, um ihn wieder zu beruhigen. Nachdem dann beide mehrere Gläser von dem schweren Rotwein getrunken hatten, waren sie auf Umwegen doch wieder zu dem gleichen Punkte gelangt. Denn als Rolf auf des anderen Bemerkung, er wundere sich eigentlich, daß jener heute noch nicht nach Memel zu seiner Braut gefahren sei, die doch den ersten Anspruch auf den neuen Oberlehrer habe, keine ganz befriedigende Auskunft zu geben vermochte, kam er schön an. Der Alte begann mit allerlei verkappten Anspielungen, daß bei der Treue gegen andere der anständige Mensch doch erst anfange. Rolfs Gegenargument von der Treue gegen sich selbst bezeichnete er als Selbstbetrug — und es sei ein Zeichen von schlechter Gesinnung, eine Braut sitzen zu lassen. Bis Rolf, der das doch gar nicht ausgesprochen hatte, zum Widerspruch gereizt, immer theoretisch natürlich, wie er ausdrücklich hervorhob, das Recht jedes einzelnen Menschen verteidigte, in der Liebe wie in allem anderen zu irren, und daraus die Pflicht herleitete, solchen Irrtum auch einzugestehen und danach zu handeln. Das aber stieß dem Faß den Boden aus. Der Alte meinte, da sei Rolf ja nächstens bei der freien Liebe angelangt; wenn er so denke, werde er bald ganz in den Schmutz der Gosse hinabsteigen. Kurz, er wurde allmählich so grob, daß er Rolf, der sich das nicht gefallen lassen wollte, anschrie und schließlich mit heftigen Worten geradezu aus seinem Hause hinauswarf.

Eine schöne Bescherung, dachte Rolf bei sich, als er draußen wieder zur Besinnung kam. Du wolltest ihn zum Helfer und machst ihn dir zum Feinde. Deine verdammte Ehrlichkeit! Da dich doch keiner gefragt hat!

Mißvergnügt lief er durch die Straßen. War es denn wirklich in den Augen anständiger Menschen ein solches Verbrechen, wonach er strebte? Wie oft schon, fiel ihm ein, war er voll von Lebenszweifeln durch diese nämlichen alten Gassen gegangen! Dort der Trödlerladen und die Hausecke drüben, wo er einst in aller Herrgottsfrühe oft genug die dunklen Treppen zu Fabricius' Studentenbude emporgestiegen war, redeten eine recht vernehmliche Sprache. Wie oft hatte er damals geglaubt, der Augenblick, wenn er sein wissenschaftliches Examen bestanden, werde ein Endpunkt sein, werde ihm wenigstens eine Art von Erlösung und Ruhe bringen. Und nun war auch das wieder ein Irrtum gewesen! Genau wie einst steckten die Zweifelsfragen des Lebens gleich Steinen in seiner Straße, und wenn er einen bat, ihm behilflich zu sein, sie zu entfernen, einen, der es gut mit ihm meinte, erntete er Spott und Hohn! Gut, also dann mußte er es allein durchsetzen, gegen den alten Morgenroth, gegen Stadion, gegen Sybille, gegen den Schatten des Unbekannten, gegen Marion selbst und gegen seine eigenen sentimentalen Gefühle von einst!

Halb, ohne es zu wissen, war er zum Brandisschen Hause gelangt. Sie war ja

Digitized by Google

noch nicht da, aber ihren Vater wenigstens konnte er sprechen.

Er wurde gleich in den Garten geführt, wo er den alten Herrn in dem grün-weißen Lusthäuschen traf. Neben ihm saß seine verheiratete Tochter, Marions einzige Schwester, die mit ihrem Gatten, einem Geschichtsprofessor, in Göttingen lebte. Vor ihnen im Garten herum spielte deren zehnjähriges Töchterchen, ein schönes, schmalwangiges, lichtblondes Kind mit dunklen Augen, die an Marion gemahnten. In den Zügen der Mutter fand Rolf eine gewisse Familienverwandtschaft, aber keine eigentliche Ähnlichkeit mit seiner heimlich Verehrten.

Frau Ellida hatte natürlich viel von Rolf gehört, und so fand dieser den Boden für ein vertrautes Gespräch, wie er es sich wünschte, schon trefflich vorbereitet. Namentlich als der alte Herr nach einer halben Stunde sich zu seiner Arbeit entfernte, nahm Rolf keinen Anstand, der Schwester einzugestehen, mit welcher Verehrung und Bewunderung er stets an Marion gedacht habe, auch in diesem Jahre der völligen Trennung. Der weitere Verlauf brachte es dann mit sich, daß Frau Ellida erzählte, sie wolle in acht Tagen etwa mit ihrem Töchterchen, das vier Monate fast krank gewesen und in den letzten Wochen erst wieder genesen sei, an die See gehen. Ob er vielleicht einen jungen Mann wisse, der dem Mädchen durch einige Nachhilfestunden wieder den Anschluß an ihre unterbrochenen Arbeiten verschaffen könne. Rolf erbot sich sofort selber dazu, was Frau Ellida allerdings mit Bestimmtheit ablehnte. Aber auf Rolfs dringend und herzlich vorgebrachte Bitte, ihm diese Gunst nicht zu versagen, ließ sie sich endlich doch herbei, zu gestatten, daß er wenigstens in den nächsten acht Tagen, während sie noch in der Stadt blieben, dem Kinde ein paar Stunden geben dürfe. Das kleine, ebenfalls Marion geheißene Fräulein wurde nun herbeigerufen und zeigte sich schon nach wenigen Worten, die Rolf mit ihr wechselte, sehr bereit, den neuen Lehrer sich gefallen zu lassen. Sybille gegenüber hatte Rolf nun einen triftigen Grund, seine Reise noch um acht Tage hinauszuschieben.

So kam Rolf in der nächsten Woche tagtäglich vormittags in das weiß-grüne Gartenhaus, um dort, wo einst die große Marion ihre ersten Studien gemacht haben mochte, eine kleine Marion in weltweise Dinge einzuführen. Und an diesem Kinde, dem er von Herzen zugetan war, schon weil es so hieß wie die Frau, die er liebte, und das über dem Sprechen ihn oft genug selbstvergessen mit den gleichen tiefen Mignonaugen anschaute, entdeckte Rolf seinen Lehrerberuf. Marion war ein kluges und nachdenkliches Kind; so wurde das Geben und Nehmen, das der Unterricht mit sich bringt, ihm schon von der ersten Stunde an zum Genuß, aber zu seiner Überraschung mußte Rolf bemerken, daß er oft nicht recht wußte, ob er noch allein der Gebende war, und nicht vielmehr in Beobachtung der schmiegsamen Regungen dieses jungen Menschengeistes und der ersten Flügelschläge einer erwachenden Seele reichlich so viel wieder empfing, als er austeilen konnte. Täglich kam er mit größerer Freude, und es war ihm wahrhaft eine Genugtuung, daß er tagelang genau wußte, er würde die große Marion noch nicht antreffen, so daß sich da nicht irgendein Selbstbetrug in seinen Gefühlen mit unterschleichen konnte.

Nach fünf Tagen aber kam sie doch zurück, und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß er gerade zur nämlichen Zeit einen Brief empfing, der ihn sehr überraschte. Er konnte nämlich von niemand anderem herrühren als von dem alten Morgenroth, denn er enthielt ein Schreiben des Auswärtigen Amtes, worin dieses sehr höflich, aber doch unumwunden erklärte, die Südpolexpedition müsse zum allgemeinen Schmerze der Nation als verloren gelten; trotz aller nun schon seit Jahren angestellten Versuche der Wiederauffindung von irgendwelchen Spuren wenigstens sei nicht ein einziger von dem geringsten Erfolge begleitet gewesen.

Mit diesem inhaltschweren Schriftstück in der Tasche trat Rolf der Zurückgekehrten entgegen. Aber er scheute sich, es hervorzuholen, zumal er sie in dem Kreise der Ihrigen traf und nur mit Auffälligkeit sie abzusondern vermocht hätte. Erst als er zum Abschied schon in der Nähe der Tür ihre Hand hielt, wagte er, die Frage an sie zu richten, ob sie etwa morgen allein in die Dombibliothek gehen würde. Sie verstand

seinen Wunsch und sagte nach einigem Besinnen zu. Und somit hatte er beinahe vierundzwanzig Stunden Zeit, sein Vorgehen zu bedenken. Er fand es unzart, ja roh, daß er, gerade er es sein sollte, der ihrem fernen Freunde gewissermaßen den Todesstoß versetzte, und doch — wem anders als ihm, der vielleicht der einzige Vertraute ihres Geheimisses war, gebührte es, der Überbringer einer so trübseligen Nachricht zu werden?

Auf dem Pflaster des Domplatzes brütete heute die heißeste Julisonne. Die kurzen Schatten der Häuser gewährten um diese Stunde noch keinen Schutz, und man mußte halb die Augen schließen, um den Weg quer herüber nach dem Kirchenportal zu ertragen. Auch Rolf atmete auf, als ihn die dicken Mauern aufnahmen und blieb, mit dem Hute sich Luft zufächelnd, in der kühlen Vorhalle stehen. Der Kirchendiener ordnete noch das letzte an dem Pflanzenschmuck für eine Hochzeit, die eben erwartet wurde, und ein paar Arbeiter waren dabei, den roten Teppich vom Altar durch das Schiff und die Vorhalle nach der Wagenanfahrt vor dem Portale zu rollen. Rolf empfand es als eine angenehme Vorstellung, gerade mit seinen heutigen Gedanken in die Vorbereitung einer Hochzeit hineinzutreffen. Er sagte sich selbst, daß es ja ganz albern sei, solchem Zufall irgendwelche Bedeutung beizulegen. Aber es liegt nun einmal im Menschen, sich gern gefallen zu lassen, was als gute Vorbedeutung gelten kann. So stieg er noch mutiger, als er gekommen, die alte Wendeltreppe empor.

Oben traf er Marion schon an dem steifbeinigen Tische sitzend. Es war herrlich kühl in dem hohen Turmgemach, obwohl es heute von hellster Nachmittagssonne erfüllt war und keine Vorhänge dem Lichte wehrten.

Rolf sah zuerst wiederholt rund in dem Raume umher, darin er so lange Zeit nicht gewesen war. Sie folgte seinem Blicke und sagte: „Sie wundern sich, wie die Zeit hier stillgestanden hat?"

„Ja," versetzte er, „und wie merkwürdig stark solche toten Räume Erinnerungen festhalten! Ich sehe Sie noch ganz genau, wie Sie dort eintraten."

„Und das ist das schönste an ihnen," ergänzte sie seine erste Bemerkung; „der Segen der Einsamkeit."

„Ob darum wohl auch Liebende die Einsamkeit suchen?"

„Instinktiv gewiß! Es hält alles fester, was an solchen Orten geknüpft wird. Die Gespräche in großer Gesellschaft, selbst mit den vertrautesten Menschen und sogar ernsten Inhalts, vergißt man so leicht. Man muß sich schon bewußt mitten unter den anderen vereinsamen, wenn man etwas festhalten will."

„Also wissen Sie noch alles, was wir hier das letzte Mal miteinander sprachen?" forschte er.

Sie lachte fast auf: „Jedes Wort!"

Er machte eine kurze Pause. Dann lehnte er sich erwartungsvoll über die Stuhllehne vor ihm: „Nun, und — würden Sie heute noch dasselbe sagen wie damals?"

Sie legte sich in ihrem Sessel zurück und sah zu der gewölbten Decke hinauf. „Was? Daß wir stark genug verschanzt seien gegeneinander? So war es ja wohl?"

„Ja, so war es! und daß ich ruhig zu Ihnen kommen dürfte!"

„Ich glaube ... ich würde es wieder sagen."

„Auch wenn doch einige Schanzen inzwischen gefallen wären?";

„Bei wem? bei mir oder Ihnen?"

„Vielleicht bei uns beiden!"

Sie senkte den Blick, ohne den Kopf zu rühren. „Inwiefern?" fragte sie, an sich haltend.

Wieder stockte er eine Weile. Dann rückte er den Stuhl, auf den er sich inzwischen gesetzt hatte, näher an den Tisch, stützte beide Arme auf, und die Fäuste an die Schläfen pressend, fuhr er fort: „Fräulein Marion — Sie haben es selbst unter ihren Augen gesehen: ich bin ein anderer geworden, als der ich damals war. Ich weiß nicht, ob ich noch das Recht habe, zu denken wie damals."

Und nun begann er von seiner inneren Entwickelung zu sprechen; davon, daß er glaube, den eigenen Ton in seiner Seele vernommen zu haben, und daß er nicht mehr den Mut besitze, diese Stimme zu verleugnen, selbst wenn er so anderen Kränkung und Schmerzen bereite. Ob sie denn gar nicht mitfühlen könne mit ihm, und ob sie

Digitized by Google

nicht bereit wäre, ihm das Wort zurückzugeben, das er ihr einstmals gegeben.

Während er sprach, war unten vor dem Portal Wagen auf Wagen vorgefahren. Auch das Rollen des letzten war jetzt verhallt, und dicht hinter der Bücherwand in der Tiefe, mit einer Deutlichkeit, als ob es im nächsten Zimmer wäre, setzte nun mit mächtigen, freudig begrüßenden Klängen die Orgel ein. Es war so laut und überraschend zugleich, daß sie unterbrochen wurden und beide unwillkürlich eine Weile schweigen und lauschen mußten.

Sie hatte sich wieder zurückgelehnt und den Kopf in die Höhe gerichtet. Er bohrte seine Blicke in ihr Gesicht und in die unruhig zwischen den pausbäckigen Engelsgesichtern an der Decke hin und her wandernden Augen. Der seltsame Reiz, den das lange Anblicken eines schönen Antlitzes gewährt, ließ in ihm eine heiße Sehnsucht aufsteigen nach der Seele, die hinter diesen Augen schlummerte, und die Vorstellung, daß auch für die Frau ihm gegenüber einstmals der Tag solcher Orgelbegrüßung kommen könnte, und daß es dann ein anderer als er sein sollte, der an ihrer Seite stände, erregte Rolf allmählich so, daß er die Hände über die Augen schob und, während hinter der Wand die unsichtbare Musik immer leiser und zärtlicher hinstarb, langsam ein paar Tränen in seinen Augenwinkeln zerdrückte.

„Was ist Ihnen?" hörte er Marion nach einer Weile beginnen, noch kühl und gemessen.

Er antwortete nicht. Sie mußte ihre Frage wiederholen, und als er weiter schwieg, beugte sie sich über den Tisch hinüber und suchte, ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen. Da es ihr nicht gelang, stand sie davon ab und sagte: „Rolf, wenn es Ihnen wirklich so schwer wird, sollen Sie es nicht tun. Sie wird es verstehen — sie muß es verstehen, Sie haben recht: gegen die innere Stimme zu handeln ist ein Verbrechen, das sich rächen muß! Rolf — gut, ich geb' Ihnen Ihr Wort zurück — hören Sie! Aber Sie sollen nicht weinen!"

Er war jetzt aufgesprungen, stampfte mit dem Fuße und trocknete sich entschlossen die Augen. „Es ist ja so albern! ich will ja gar nicht! Man ist nur so ein sentimentaler Kerl geworden, glaub' ich, daß man die weinerliche Musik da nebenan nicht vertragen kann. Ich bin schon wieder ruhig."

Er war an die Fensterwand getreten und hatte mechanisch eine der Scheiben geöffnet: wie Backofenglut drang ihm die Luft vom Domplatz draußen entgegen. Er schloß rasch wieder das Fenster, erzählte aber plötzlich mit aufgetragener Heiterkeit davon, wie Stadion sie an jenem Winternachmittag von drüben her beobachtet habe. Sie nahm das Gespräch auf, aber Rolf selbst war nicht bei der Sache und gab zerstreute Antworten, so daß sie es merkte und endlich geradezu fragte: „Was haben Sie heut' nur, Rolf? Sie sind so wunderlich. Ist's noch etwas besonderes, das Sie quält?"

Er hielt auf der Wanderung, die er eben begonnen, inne und sagte, von fern zu ihr hinüberblickend: „Ja, es ist noch etwas."

„Sagen Sie's mir," fuhr sie fort. „Betrifft es mich?"

Er nickte langsam: „Ja."

„Was denn?"

„Daß noch eine Schanze gefallen ist — diesmal auf Ihrer Seite."

„Ich kann alles vertragen —" fuhr sie fort, als er innehielt; „nur von Liebe mag ich nichts hören — wenn es also nicht das ist ...?"

Er trat noch immer nicht näher. „Glauben Sie, daß ich Ihr Freund bin, Fräulein Marion?" begann er plötzlich ernst. „Ihr aufrichtiger Freund!"

„Das glaube ich," versetzte sie, ihn ansehend, aufmerksam, was jetzt kommen würde.

„Dann müssen Sie auch begreifen, wie schmerzlich es mir gewesen ist, fast vom ersten Tage an zu sehen, wie Sie mit Schatten kämpfen."

„Freilich — das ist's auch mir oft genug gewesen!" gab sie seufzend zurück.

Nun kam er näher, griff in die Tasche holte die Einlage von Morgenroths Brief hervor und legte das Blatt geöffnet vor sie hin, ohne ein Wort. Dann nahm er seinen Weg wieder auf, von der Tiefe des Raumes nach dem Fenster und wieder zurück. Die Orgel war inzwischen verstummt — Marion mußte das kurze Schreiben längst überflogen haben — am Tische regte sich noch immer kein Laut, und auch er selber hatte den Mut nicht.

Digitized by Google

aufzuschauen. So vergingen ein paar bange Minuten. Endlich stand er still, lehnte sich an ein Bücherbord und stützte die Stirn gegen die Fingerspitzen. So sah er mit halbseitlich erhobenem Kopfe zu ihr hinüber. Er traf sofort ihren Blick, der ruhig und groß auf ihm weilte. Sie nickte nur ein paarmal, wie zum Zeichen der Bestätigung, aber mit nach innen gewandtem Ausdruck; dann sagte sie mit einer Stimme, der alle Kraft genommen zu sein schien: „Ich danke Ihnen."

Rolf trat näher zum Tische: „Ich möcht' Ihnen helfen es tragen," begann er demütig.

Aber da schloß sie die Augen, wie um alle äußere Einwirkung abzuwehren, und entgegnete still: „Nein! ich muß erst allein damit fertig werden. Ich bitte darum! also lassen Sie mich."

„Sie zürnen mir nicht, daß ich's tat?" bat er leise.

„Nein!"

„Und — ich darf wiederkommen?"

„Ja."

„Wann? Morgen?"

„Wann Sie wollen."

Sie hatte es alles gesagt, ohne die Augen zu öffnen — so mußte er sich verabschieden und ging. Im Zurückschauen gewahrte er, daß sie immer noch unbeweglich wie eine Bildsäule auf ihrem Stuhle saß.

Zu Hause angekommen aber schrieb er heute den schweren, schweren Brief an Sybille, den er hundertmal im Geiste geschrieben und bisher doch nie an sie zu richten gewagt hatte.

Am nächsten Vormittage bekam er eine Karte von Frau Ellida, die ihn zum Tee im Gartenhause einlud, „als Abschiedsfeier" war dazu gesagt. Er hatte Stadion aufgesucht und von diesem erfahren, daß auch er eingeladen war. So gingen die Freunde gemeinsam in das ihnen beiden so liebe Haus.

Es war wieder ein herrlicher Sommerabend. Um die Baumspitzen im Garten, in den sie gleich geführt wurden, spielte noch letzte Sonne, und ein kleiner Trupp Schwalben schoß schwirrend durch die Luft. Am Himmel erglühten, von Westen heranziehend, flockige, weiße Wölkchen, wie eine Lämmerherde zusammengeschart; sonst war alles blau und durchsichtig und sommerlich linde, und Gaisblatt und Jasmin fingen schon an, abendlich stärker zu duften.

Im Garten wurden die Freunde bereits von den Schwestern und dem alten Herrn erwartet. In dem grün-weißen Lusthäuschen war die Abendmahlzeit hergerichtet, und einige noch freilich dunkle Lampions an der Decke bewiesen, daß man nicht allzufrüh auseinanderzugehen beabsichtigte. Während die kleine Gesellschaft zunächst in den schmalen Gängen des Gartens auf und ab wandelte, erwähnte Frau Ellida, daß ihre Abreise nun bestimmt auf morgen mittag festgesetzt sei.

„Dann soll ich also meine süße kleine Marion nicht mehr sehen? Es wird mir recht schwer werden, sie zu vermissen," versetzte Rolf.

„Wie ihr nicht minder," fuhr Frau Ellida fort. „Sie hat sie auch noch besonders grüßen lassen."

„Ist sie schon schlafen gegangen?" fragte er weiter.

„Vor fünf Minuten."

„Dann darf ich ihr wohl noch ‚Gute Nacht' sagen gehen; es ist mir ein wirkliches Bedürfnis," meinte Rolf, und Marion erbot sich, ihn zu ihrer kleinen Namensschwester zu begleiten.

Sie gingen nun zusammen ins Haus und traten in das Schlafzimmer des Kindes. Dieses lag schon im Bette, richtete sich aber halb auf, als sie kamen. Die blonden aufgelösten Haare fielen ihm wie einem Genovevalein über das schneeige Nachthemdchen. Das Zimmer war schon verdunkelt, nur auf dem Nachttischchen brannte ein Licht.

Marion schickte die Zofe hinaus, setzte sich zu dem Kinde auf den Bettrand, und Rolf nahm ihr gegenüber neben dem Tischchen Platz. So plauderten sie mit der Kleinen, die sehr erfreut schien, daß Rolf sie noch aufsuchte. Schließlich meinte Marion, zum Abschied und Dank solle ihr Nichtchen noch einmal eins von ihren eigenen Gedichten Rolf hersagen. Die kleine Genoseva ließ sich nicht allzu lange bitten, sondern deklamierte mit immer ernster und größer werdenden Augen in dem blassen Gesichtchen ihr Verschen vom Neck und der Wasserfee. In kindlicher, vielfach noch entlehnter Form äußerte sich da ein entschiedenes Gefühl, und Rolf

Digitized by Google

war, während Klein-Marion sprach, geradezu begeistert von dem hinreißend poetischen Ausdruck in dem blassen, arbeitenden Gesichtchen. Dazu ihm gegenüber das liebste Wesen, nur fünf Fuß von ihm getrennt, und zwischen ihnen das blonde Persönchen und die bescheidene, ewig flackernde Flamme — ihm ward recht wunderselig zumute. Nachdem die Kleine geendet und er mit Marion ein paar verständnisvolle Blicke getauscht, die seiner ehrlichen Bewunderung Ausdruck gaben, sagte Klein-Marion plötzlich mit dem kindlichsten Ton, der zu ihrem gewandten Verschen so gar nicht zu passen schien: „Seid ihr verheiratet, ihr beiden? oder seid ihr bloß verliebt miteinander?"

Die Gefragten lachten beide und wurden beide rot — aber sie konnten es nicht vermeiden, daß zu den verfänglichen Worten ein Blick hinüber und herüber flog, der mit Freuden der anzüglichen Zusammenstellung bewußt war.

Während nun Marion, noch immer auf dem Bettrande sitzend, die Kleine belehrte, daß noch nicht alle Menschen, die einander gern hätten, sich zu lieben brauchten, schoß es Rolf durch den Sinn, daß jetzt vielleicht der richtige Augenblick gekommen sei, um sein altes Orakel mit Erfolg zu befragen. Er holte also den Plato aus seiner Tasche hervor, in der er ihn ständig zu tragen pflegte, und reichte ihn Marion mit dankenden Worten hinüber.

Sie legte das Buch auf die Knie, blätterte leicht darin und lachte kurz auf, als sie die roten Zeichen gewahrte. „Ach, die Sonnen! Das war auch so ein Einfall. Ob Sie wohl ebenso empfunden haben wie ich, als ich sie hinmalte?"

„Ich glaube," versetzte er und sah ihr fest in die Augen; „nur an einer Stelle habe ich große Zweifel gehabt."

„An welcher?" fragte sie lebhaft.

„Sie werden sie schnell finden, sie fällt auf," meinte er.

Und sie blätterte rasch ein paarmal die Seiten durch, bis sie in der Tat die Stelle fand und festhielt, bei der am Rande ihr Bleistiftwort zugeschrieben stand. Sie sah es, stutzte, sah noch einmal genauer darauf hin und blickte ihn dann mit einem beinah erschreckten Ausdruck ins Gesicht.

„Ich hab' es mehr als hundertmal gelesen," versetzte er mutig, „und hab' doch nie gewußt, was es bedeutete. Jetzt aber weiß ich's!"

Dazu reichte er ihr frei und offen die Hand hinüber, und sie legte langsam die ihrige hinein und hatte dabei nicht mehr das Bedürfnis, ihre Blicke beiseite zu lenken. So wagten sie unter den Augen des Kindes zum erstenmal das gegenseitige Geständnis ihrer Liebe, und die Küsse, die sie nun nacheinander zum Abschied dem Kinde gaben, waren wie ein erstes heiliges Band um ihre geständigen Herzen.

Jetzt kam Frau Ellida, um sie zu holen, und die nächsten Stunden verliefen dem kleinen Kreise in dem grün-weißen Gartenhaus in munterem Geplauder.

Rolf vermochte fast keinen Bissen zu essen, so tief saß ihm die Leidenschaft für Marion jetzt in der Seele. Er mußte sich deswegen manche Neckereien der anderen gefallen lassen, die meinten, er sei nun wohl so wissenschaftssatt, daß er anderer Nahrung nicht mehr bedürfe.

„Ja, wirklich satt," sagte er bei einer solchen Gelegenheit, „und ich hungere jetzt nur noch nach Leben." Dazu sah er wie auf inneren Befehl zu Marion hinüber, und seine Augen sprachen sie an, als wollten sie sagen: Mit dem Leben meine ich dich, dich, du schlanke, schwermütige Frau!

Marion empfand seinen Blick und wurde plötzlich rot, und Rolf merkte, wie sie rasch die Augen auf ihren Teller senkte. Mit Frohlocken empfand er, wie auch sie, wohl zum erstenmal, in den Bannkreis der wallenden Gefühle geraten war, die ihn so ganz beherrschten.

Nach einer Weile war das Gespräch auf das grün-weiße Gartenhaus gekommen, in dem sie jetzt saßen, und Ellida erwähnte, daß auch Marion in diesen vier Wänden ihre ersten Verse verbrochen hätte. Marion bestritt, je welche gemacht zu haben, aber nun wollten die anderen erst recht davon wissen, und Ellida rezitierte zu allgemeinem Ergötzen:

Grün und weiß ist hier das Leben!
Grün soll mir die Hoffnung geben,
Und das Weiß — bald hab' ich's satt! —
Heißt: Du unbeschrieb'nes Blatt!

Digitized by Google

Alle lachten über die junge Weisheit.

„Ein rechter Seufzer für ein junges Mädchen,“ meinte der alte Herr mit einem liebevollen Blick über die Brille hinweg zu Marion hinüber.

„Und das Eingeständnis, das junge Männer zu so vielen Dummheiten treibt,“ ergänzte Rolf.

„Welche Farbe hat länger vorgehalten, das Weiß oder das Grün?“ fragte plötzlich Stadion, der heute dauernd sehr munter war.

„Mit dem Grün stirbt man wohl,“ versetzte Marion mit einem verlorenen Lächeln, das ihr sehr reizend stand.

„Und das Weiß?“ warf Rolf erwartungsvoll ein.

„Das Weiß hält an,“ entgegnete sie, indem sie ihre Augen in die des Fragers richtete, „solange beim Menschen der Lebenshunger andauert. Denn jedesmal glaubt man dann, es sei wohl noch nicht das Richtige gewesen.“

„Oder der Richtige!“ rief Stadion dazwischen.

„Was nennen Sie den richtigen Lebenshunger?“ fragte Marion sichtlich ablenkend, indem sie eine Miene gegen ihn aufsetzte.

Aber Stadion wollte es nicht verstehen und entgegnete: „Nein — ich meine, es hält an, bis der Richtige kommt. Aber — das wird bei Ihnen wohl noch lange dauern! Denn Sie waren wohl schon für viele die Richtige, aber für Sie kam noch keiner.“

„Er ist schon gekommen,“ versetzte darauf Marion mit großer Ruhe, indem sich ihr Blick in den dämmernden Garten draußen verlor, durch den die Sommerdüfte schwebten.

„Kinder — ihr werdet mir zu deutlich,“ unterbrach hier Ellida munter die momentane Stille, die diesem Geständnis folgte. „Wir haben noch gar nicht auf Herrn Rolfs Examen getrunken!“

Und darauf erhoben nun alle die Gläser. Es war spät geworden. Der alte Herr hatte sich schon zurückgezogen. Beschienen von den nun erleuchteten Lampions unter dem ausgestopften Adler, saßen nur noch die vier jungen Leute bei der Abschiedsbowle zusammen. Stadion war von einer fast ausgelassenen Lebhaftigkeit, und auch Rolf spukte das Glück seiner neuesten Erfahrung wie heimliches Feuer durch die Adern. Dazu die milde Nacht, der Gaisblattduft, der von Zeit zu Zeit in vollen Zügen herüberkam, und das anregende und kühle Getränk ... es wirkte alles zusammen wie ein Rausch von Liebe und Sommernacht.

Aber endlich wollten die Herren aufbrechen. Sie standen schon im Eingang des Lusthäuschens und verabschiedeten sich von Frau Ellida, nur Marion war noch in der Tiefe auf ihrem Platze sitzen geblieben.

„Ich weiß gar nicht recht, wie ich Ihnen danken soll für die Mühe, die Sie mit meinem Kinde gehabt haben,“ sagte Ellida zu Rolf. „Ich wünschte wirklich, ich hätte etwas, was ich Ihnen schenken könnte.“

Er hielt noch ihre Hand fest. „Ich wüßte schon etwas!“

„Und was? Ich gäb's tausendmal gern,“ entgegnete Ellida lebhaft.

Rolf wendete seine Augen seitlich nach dem Platze im Hintergrund. „Schenken Sie mir das liebe Wesen dort!“ sagte er und wußte selbst nicht, wo er den Mut hernahm zu solcher Forderung.

Auch Ellida drehte sich jetzt nach rückwärts, und als sie dort nur Marion erblickte, deren Augen mit einem ganz seltsamen Ausdruck auf sie gerichtet waren, so daß sie mit einmal seine Bitte begriff, packte sie die Laune, daß sie mit einer Handbewegung lachend erwiderte: „Da! Ich schenke sie Ihnen!“

Und nun geschah etwas ganz Unerhörtes. Ohne sonderliche Hast erhob sich Marion von ihrem Sitz, schritt geradeswegs auf Rolf zu, und ihre Hände an seine Arme legend, und indem sie mit leuchtendem Angesicht, das im Scheine der roten Lampions wie über und über glühend aussah, ihm in die Augen blickte, küßte sie ihn mitten auf den Mund. Dann wandte sie sich zu ihrer Schwester und sagte anscheinend ganz gelassen, aber mit einer Stimme, der man doch die innere Erregung anmerkte: „Bist du mit deiner Schwester zufrieden?“

Wie Rolf nach dieser Minute auf die Straße gekommen war, wußte er kaum. Wenn nicht Stadion leibhaftig an seiner Seite gegangen wäre, so hätte er geglaubt, es sei alles nur ein berückender Traum gewesen. Dabei war nichts weiteres mehr erfolgt, sie hatten sich vielmehr ganz gemessen

Digitized by Google

von den Frauen verabschiedet und waren gegangen. Nun aber jagten sich in seinem Kopfe nur so die Gedanken. Auch Stadion sprach kein Wort. Erst als sie in die Nähe des Café Bauer kamen, dessen Räume trotz der späten Stunde hell und einladend in die Sommernacht des dunkel-schattigen Königsgartens hinausleuchteten, forderte er den Freund auf, noch mit ihm einzutreten. Rolf war nicht nach Schlaf zumute, und er ging mit. Ihm war eingefallen, er mußte nun ja vor allem zu Stadion sprechen von dem, was sie eben erlebt hatten. Aber er suchte vergeblich nach einem passenden Anfang. Die eisige Schweigsamkeit des Freundes, der vorher so ausgelassen gewesen war, bedrückte ihn wie ein schwerer Vorwurf, und immerfort mußte er an die Worte denken, die jener ihm an dem Winterabend, als er Marions Bildchen zerrissen, mit glühenden Augen ins Gesicht und in die Seele gesprochen hatte. Jetzt war er ja so weit, wie jener ihm prophezeit, und obwohl er wußte, daß er den anderen nun um seine liebste Lebenshoffnung gebracht, fühlte er nichts von Vorwurf oder Reue in seinem Inneren, sondern nur Jubel und eitel Freude. So mächtig hatte das starke Leben jetzt in seinem Herzen Wurzel geschlagen.

Während er im Café achtlos seine Augen über die noch ziemlich vollbesetzten Tische hingleiten ließ, gewahrte er plötzlich, daß an einem davon in nur mäßiger Entfernung Magda Brunnemann in einem Kreise von Schauspielern saß. Er sah sofort weg — ihm konnte in diesem Augenblick nichts unwillkommener sein, als eine Begegnung gerade mit diesem Geschöpf. Aber es war vergeblich, denn nach einigen Minuten schon bemerkte er, wie sie aufstand und zu ihnen herüberkam, um ihn mit Herzlichkeit wie einen lieben alten Bekannten zu begrüßen. Er konnte nun natürlich nicht anders, als aufspringen und ihr Rede stehen. Sie wäre in Berlin engagiert, erzählte sie, und sei nur auf Sommerbesuch bei ihren Eltern. Die schöne und gut gekleidete Person, die im Laufe der letzten Jahre selbst Rolf noch hübscher geworden zu sein schien, mochte auch des schweigsamen Stadions Gefallen erregen. Denn er legte es, nachdem Rolf ihn vorgestellt, augenscheinlich darauf an, sie festzuhalten, und erreichte auch wirklich, daß sie sich zu ihnen setzte.

Sie plauderte dann unbefangen von ihrem Leben und erkundigte sich nach einer Weile auch, ob Rolf inzwischen sein Ziel erreicht habe und Philosoph geworden sei.

„Er ist bestens dabei," erwiderte Stadion statt des Gefragten, „der Weltweisheit letzten Schluß zu erproben, daß das Leben bitter ist im Kerne, und daß es also das einzig richtige ist, ohne viel Fragen zu nehmen, was man bekommen kann. ‚Genießen sollst du, sollst genießen', so hat er den dummen Spruch vom Entbehren umgekehrt."

Die Weisheit leuchte auch ihr ein, entgegnete Magda lebhaft; was hätte man sonst wohl vom Leben, und was könne man dafür, wenn man mit den Organen zum Genießen geboren sei?

Während der nächsten halben Stunde konnte Rolf die beiden sich selbst überlassen. Denn Magda gefiel augenscheinlich der elegante Mann ausnehmend gut, und auch Stadion schien zu Rolfs nicht geringer Verwunderung wirklich Feuer zu fangen. Im Augenblick war das ihm kaum unlieb — denn er empfand wenig Neigung, gerade heute sich alter und halb vergessener Erlebnisse zu erinnern. Allein er glaubte doch seinen Ohren kaum zu trauen, als nach einer Weile, da Magda eben mit besonderem Nachdruck gesagt hatte, daß sie Musik über alles liebe — eine Neigung übrigens, von der er früher nie das Geringste bemerkt hatte —, Stadion in sehr höflicher Weise sie einlud, auf der Stelle zu ihm zu kommen und sich von ihm vorspielen zu lassen. Er schwärme überhaupt für solche Nachtkonzerte. Noch ehe Rolf etwas dagegen einwenden konnte, hatte Stadion ihm auch schon auseinandergesetzt, er müsse als Freund beider Teile mit von der Partie sein, da sie sonst aus Anstandsrücksichten ihren schönen Gedanken nicht ausführen könnten; das aber werde er doch wohl selber ihnen nicht auferlegen wollen.

Rolf hatte das deutliche Gefühl, daß er Stadion heute nicht verlassen dürfe, ohne mit ihm über das gesprochen zu haben, was jenem, wie er wohl wußte, ebenso auf der Seele lag wie ihm. So entschloß er sich mitzugehen, und also fuhren die drei nach Stadions Wohnung.

Digitized by Google

Ausbruch des Vesuvs am 26. April 1872 dreieinhalb Uhr nachmittags.

Zu Stecke: Eine Besteigung des Monte Somma.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Oben standen alle Fenster offen, und die Räume waren von der köstlichsten Nachtluft erfüllt. Während nun Stadion zunächst seiner Gewohnheit gemäß wieder alle Kerzen anzündete, trat Magda im ersten Zimmer, das noch dunkel war, dicht an Rolf heran, und leise, so daß der andere nebenan es nicht hören konnte, fragte sie — vorher hatte sie ihn immer mit „Sie" angeredet —: „Warum willst du denn gar nichts mehr von mir wissen?"

„Ich habe so vieles erlebt inzwischen," entgegnete er ausweichend.

„Meinst du, ich nicht? Und doch bin ich dir gut geblieben — ich weiß nicht, weshalb. Vielleicht, weil du reiner warst als die anderen."

„Der Grund würde bei mir ja wohl wegfallen müssen," bemerkte er ironisch.

„Pfui! das war schlecht!" sagte sie, indem sie ihm mit dem Ellenbogen einen Stoß gab, und dann rief sie laut über ihre Schulter ins Nebenzimmer hinüber, in dem es schon hell geworden war: „Herr Doktor, Ihr Freund ist wohl sehr verliebt?"

„Bis zur Grenze des Todes," kam von dort die Antwort.

„Gut — dann nehme ich mir also den anderen," zischelte sie Rolf an; damit rauschte sie ins Nebenzimmer, wo sie sich sofort anschickte, Stadion bei seiner Arbeit behilflich zu sein.

Die nächste Stunde ähnelte äußerlich so mancher, die Rolf schon in diesen Räumen erlebt hatte — aber innerlich — wie war alles so anders geworden! Er saß am Fenster und sah nach dem Dom hinüber, Stadion spielte und sie tranken Haut-Sauternes dazwischen, aber keinen Blick wandte der Spieler heute nach dem Bilde an der Wand, sondern immer deutlicher kokettierte er mit der hübschen Person ihm gegenüber auf dem Sofa, die, ihres Reizes wohl bewußt, durch jede neue Stellung und jede Bewegung den bis vor einer Stunde ihr noch völlig Unbekannten immer stärker an sich zu ziehen verstand. Rolf wäre am liebsten aufgesprungen, um mit einem Schleier das Bild an der Wand zu verhüllen, auf daß es solche Treulosigkeit nicht mit anzusehen brauche. Er mußte daran denken, wie Marion eines Tages von Stadion zu ihm gesagt: die Musik habe ihm den Willen geschwächt, überhaupt seien die Musiker leicht willensschwache Menschen. Er hatte das damals noch nicht glauben wollen.

Schließlich ertrug er wirklich das doppelte Spiel nicht länger. Er erhob sich und forderte ziemlich kurz Magda auf, jetzt gleichfalls nach Hause zu gehen; er sei bereit, sie zu begleiten. Dafür erntete er aber von beiden Seiten nur ein schallendes Gelächter. Da ihn im selben Augenblick wieder aus den geliebten Mignonaugen ein Blick von dem Bilde an der Wand traf, ärgerte er sich an dem Benehmen der beiden so, daß er kurz abbrach und ohne Abschied das Zimmer verließ. Vom Schreibtisch nebenan nahm er aus der ihm wohlbekannten Bronzeschale den Hausschlüssel — er hoffte währenddessen, Stadion werde ihm nachkommen, deswegen zögerte er noch etwas — aber es kam niemand, sie lachten nur beide fortgesetzt im Nebenzimmer. Da kehrte er kurz um und ging.

Mit wehmütigem Gefühl blickte er unten vom Domplatz nach den erhellten Fenstern zurück, und wieder mußte er schmerzlich der menschlichen Torheit gedenken, da ihm einfiel, wie er einst sich aufrichtig gewünscht, mit dem oben zu tauschen. Und heute ... heute hätte er die ganze Welt nicht gegeben um das eine Gefühl, das jetzt seine Seele erfüllte. —

Rolf schlief länger als sonst am folgenden Morgen und erwachte erst, als ihn mit ungeduldigem Klopfen seine Hauswirtin an der Tür belehrte, daß nach ihm geschickt worden sei, er solle rasch zu Herrn Stadion kommen, es sei ein Unglück geschehen. Noch in halber Schlafumfangenheit kam ihm, er wußte selbst nicht woher, der Gedanke, Stadion könnte sich selbst etwas angetan haben, und er machte sich Vorwürfe, daß er nicht doch gestern ausgehalten und mit ihm noch gesprochen habe.

So rasch er konnte kleidete er sich aber an und fuhr nach dem Domplatz. Die Fenster, die in der Nacht so deutlich zu ihm gesprochen, verrieten heute in der hellen Morgensonne nichts, was sich dahinter verbergen könnte. Er stürmte hinauf und fand die Entreetür oben nur angelehnt. Als er aber den Musiksalon aufriß, blieb er entsetzt stehen.

Zu seinen Füßen, auf dem Teppich vor dem Flügel, lag der lange Stadion mit totenbleichem Gesicht. Die Arme waren weit nach den Seiten ausgestreckt. Zur Rechten lag ein Handspiegelchen, zur Linken, neben der Brust, der Revolver. Auf der rechten Schläfe stand Blut und unter dem Hinterkopf eine kleine dunkle Lache, die sich in dem bunten Muster des orientalischen Teppichs verlor.

Rolf kniete nieder und befühlte den Liegenden ... aber er merkte bald, daß hier nichts mehr zu hoffen war. Er konnte dem Freunde nur die halb gebrochenen Augen zudrücken, deren unendlich schweren Ausdruck er kaum zu ertragen vermochte. Der leise verzerrte Zug um den Mund bekam jetzt, wo die Augen wie schlafend wirkten, etwas von dem wehmütigen Lächeln, das dem Lebenden wohl angestanden haben mochte, wenn er vor dem Schluß einer menschlichen Tragikomödie gestanden hätte. Ein halbes Leben einem hohen Gefühle gewidmet — in einer Stunde aus der Bahn geworfen — und in einer Sekunde in nichts zerronnen — das war nun das Ende!

Rolf blickte umher. In der Stube war alles beim alten. Nichts geändert, nur über Marions Bild war das Glas durch einen schweren Schlag in der Mitte nach allen Seiten zertrümmert, so daß man die Züge des Bildes nicht mehr erkennen konnte. Rolf blickte auf den still gewordenen Täter zurück: Armer musikalischer Freund, sagte er bei sich, klang dir dein eigener Ton nicht mehr rein genug, um das Leben unter diesen Augen ertragen zu können?

Rolf erhob sich, denn die Haushälterin kam zurück mit dem Arzt, den sie endlich gefunden hatte. Er suchte auf dem Schreibtisch, in dem Zimmer umher und in den Taschen des Toten, ob er vielleicht eine Zeile hinterlassen — nichts: weder an ihn, noch an Marion, noch an sonst jemand. Er hatte sich stumm hinausgestohlen aus einer Welt, in der er sich überflüssig empfand.

Marion ließ sich nicht sprechen an diesem Tage: Rolf mußte ihr die Todesnachricht durch ihren Vater übermitteln lassen. Er selbst jedoch schrieb ihr am Nachmittage einen Brief, in dem seine ganze Seele noch zitterte unter dem Eindruck des eben Erlebten. Wie jener gemeinsame Freund nicht mehr länger habe leben wollen, schrieb er, weil ihm die Erfüllung des einen Wunsches, auf den seine ganze Seele gestimmt gewesen, unmöglich geworden, so könne auch er es nicht über sich gewinnen, länger den eigenen Ton zu verleugnen. Der aber heiße ihn nichts anderes, als sein Leben mit dem ihrigen zu verketten. Sie wisse, wie lange er dagegen gekämpft habe. Aber er sei nicht stark genug mehr und wolle es nicht sein, dem Drange seines Herzens sich zu widersetzen.

Marion erwiderte darauf nur kurz:

Lieber Rolf!

Haben Sie Dank für Ihre herzlichen Worte, aber erschrecken Sie nicht, wenn ich „nein" darauf sage, und versuchen Sie, mich zu verstehen. Denken Sie, wie mir zumute ist, wenn ich mir vorstellen muß, daß ich Sie um deswegen von den Banden befreit hätte, die Sie so lange drückten, weil ich das Meinige suchte! Sie sagen im Augenblick „nein" — aber Sie sind den Dingen zu nahe, vielleicht werden Sie später anders denken und in mir nur die Helferin sehen, die ich Ihnen immer gern habe sein wollen! Und dann das zweite, das wichtigere: es ist so schmerzlich, wenn ein Glück über Leichen gehen muß. Wäre es dem unseren nicht beschieden? Es gehört ein unbändiger Lebensmut dazu, um das zu können. Ich habe ihn noch nicht! Bedenken Sie, wieviel Menschen um dieser Liebe willen haben geopfert werden müssen — und Sie werden es begreifen.

Ich reise morgen mit meinem Vater fort: wir wollen den Winter in Italien verleben. Hoffentlich können wir im nächsten Frühjahr uns ruhiger und gefestigter entgegentreten als heute. Wir wollen uns nicht mehr sehen, bitte nicht! Inzwischen aber, wenn Sie das beruhigen kann, will ich Ihnen eins versprechen: es soll keiner größere Rechte an mir erwerben, als Sie schon besitzen.

Leben Sie wohl und bringen Sie unserm toten Freunde auch von mir die letzten Grüße!

Zum erstenmal „Ihre" Marion.

Nach drei Tagen fand Stadions Begräbnis statt, und als dieses vorüber war, hielt nun auch Rolf nichts mehr zurück, den lang ersehnten Weg zu seiner Mutter Tür zu tun. So reiste er nach Memel.

Digitized by Google

Er traf die Mutter in derselben Wohnung wie bei seinem letzten Besuche. Die alte Frau war noch kleiner und dürrer geworden, die eingefallenen Augen hatten etwas Müdes bekommen, das sich nach Ruhe sehnte. Sie begrüßte ihn anfänglich mit gemessener Herzlichkeit, als wäre er gestern von ihr fortgegangen, und verstand augenscheinlich seine zärtlichen Umarmungen nicht recht. Ihre erste Frage war denn auch, ob er nichts zu essen haben wolle. Es beunruhigte sie beinahe, daß er es ablehnte. Wie er dann von seinem Examen berichtete, und daß er nun wirklich das Ziel erreicht habe, nach dem er sich von Kindesbeinen an so gesehnt, schien sie dafür kein rechtes Verständnis zu haben, denn sie erwiderte, sie habe immer gesagt, daß bei dem Studieren nichts Rechtes herauskommen würde. Erst die Erinnerung an den toten Vater und den verschollenen Gustav rief das Gefühl in ihr wach, daß der da vor ihr ihr einziger Sohn sei. Sie faßte mit ihren beiden knochigen Händen seine Rechte, und sie lange Zeit im Schoße haltend, sagte sie, während sie ihm traurig mit ihrem hart gewordenen Blick in die Augen sah: „Ja, ja — lieber Sohn — ich werde nun auch wohl bald schlafen gehen. Du bist dann der einzige von uns allen; denn die Christiania ist ja auch weg, in Tilsit, und hat einen anderen Mann genommen im vorigen Jahr. Aber es ist doch hübsch, daß meine Augen dich noch einmal gesehen haben vor der langen Reise!"

Er konnte nichts entgegnen, als er in dieses von den Sorgen des Lebens verhärmte Gesicht sah und die abgearbeiteten Hände betrachtete und sich sagen mußte, daß er, um diesen Augenblick zu erleben, Jahre daran gegeben hatte! War es denn am Ende doch richtig, daß jeder nur für sich selber lebte?

Sie hatten nach Tante Malchen geschickt, die ganz in der Nähe wohnte. In einer halben Stunde kam denn das alte Dämchen auch wirklich an; ihr Gesicht war schrumplig geworden wie eine Backpflaume, aber ihre Augen blickten noch ebenso gutmütig wie einst. Sie nahm das mit dem Examen ernster und wichtiger als die Mutter, ja sie schien sich darauf schon lange Jahre gefreut zu haben. Denn als sie es erfuhr, setzte sie sich in Positur und sagte: „Na, wenn du also dein Examen gemacht hast, dann wirst du ja wohl jetzt klug genug sein, um mir eine Frage zu beantworten, die ich immer für dich auf dem Herzen hatte. Du weißt doch, ich bin in dem Altfräuleinstift eingekauft, und meine Sachen bekommt alle einmal das Stift. Das muß ja nun wohl so sein. Aber es müßte doch auch Mittel und Wege geben, wie man es einrichten kann, ob bei Gericht oder bei der Polizei oder wie oder was, daß auch wirklich gleich alles versiegelt wird, wenn ich tot bin. Denn hab' ich das nicht sicher und schwarz auf weiß unterm Kopfkissen, ich glaube, ich könnt' nicht ruhig sterben; weil dann nämlich gleich auf der Stelle die Reutern käme, du weißt wohl noch, meine Nachbarin, die neugierige Person, und ich hab' sie immer im Verdacht, daß sie eine falsche Katze ist und bringt mir womöglich einen von den silbernen Leuchtern beiseite oder gar beide! Das könnt' ich im Tode noch nicht ertragen, glaub' ich, und ich kann deswegen schon fast keine Nacht mehr schlafen."

Als Rolf eine Stunde später die beiden alten Frauchen verließ, um noch einen Abendgang nach dem Hafen zu machen, war ihm recht wunderlich und fast traurig zu Sinne. Als er aber hinausgekommen war und den Sandkrug drüben jenseits des Haffes wiedersah mit seinen ruhigen, dunklen Baummassen und den ganzen melancholischen Strich der Nehrung, hinter dem die Sonne versank, und vor ihm der Leuchtturm plötzlich aufleuchtete und alle alten Kindererinnerungen wieder emportauchten, die lange vergessenen lieben Geschichten, da summte ihm ein Verschen immerfort in den Ohren, ein alter Spruch, den er irgendwo einmal gelesen:

> Ich leb' und weiß nit wie lang,
> Ich sterb' und weiß nit wann,
> Ich fahr' und weiß nit wohin —
> Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Und Rolf warf den Kopf in die Höhe und sah in das blaue Himmelszelt hinein, das sich so endlos ewig über ihm wölbte und sagte ganz laut vor sich hin: „Und doch bin ich's! doch!"

Digitized by Google

Der Aufbruch

An Detlev von Liliencron

Von

Carl Bulcke

Ein hundertjähriger Park, grün und versonnen,
Ein weißes Landhaus, von Efeu umsponnen,
Einsam und stolz. Auf dem Grasplatz davor
Strebt ein Fahnenmast zwischen Boskette empor,
Und die Fahne fliegt hellblau-weiß-rot im Wind.
Ein Sonntag im Herbst. Daß wir in Holstein sind,
Des freu dich, mein Herz.

Auf der Freitreppe oben im Jagdanzug
Großgewachsene Menschen, heiter und klug,
Dänischer Akzent, adlig und frei.
Meine Bürgerlichkeit ist auch dabei.
Erlaucht Frau Gräfin mit ihrer Suite
Steht obenan. Dann Tante Ite,
Graf Botho, Graf Christian, Graf Reventlow
— In Klammer: Amtsrichter in Itzehoe —,
Zwei Knaben, drei Mädchen, Baron Baçerne,
Und der Dichter Freiherr von Lilienstern.
Holsteinischer Adel, holsteinische Nasen ...

Die Gräfin tritt, vorgebückt, vorn auf den Rasen:
„Einen Augenblick ... Ein wenig zur Seite, Graf Botho“ ...
Erlaucht Frau Gräfin knipst rasch ein Photo.

In den gelben Linden der Herbsttag loht.
Die Fahne flattert hellblau-weiß-rot.
Wir sind in Holstein, mein Herz: sieh an.
Nun rattert das Automobil heran.

Bewegung: Aus der Glastüre tritt
Auf die Treppe hinaus mit leichtem Schritt.
Fröhliches Bild in fröhlichem Rahmen.
Eine Schar junger Damen:

Zwei Komtessen, eine bastblonde Baroneß,
Dann, siebzehnjährig, schlank, schön, die Prinzeß.
Vier junge Damen, bis an den Hals
Vermummt in Mäntel, Capes und Schals,
Seidene Tücher um die Hüte
Und schwarze Brillen, du meine Güte.
Abschied winkend, reisefertig —
Ratternd steht unten der Wagen gewärtig.

Sie raffen der Mäntel langwollige Schleppe,
Steigen lachend nieder die Treppe,
Sind kaum zu erkennen in Schals und Dress:
Ganz zuletzt die junge Prinzeß.
Und während die andern in Plaids und Decken
Sich rasch bis an die Nasen verstecken,
Während Lakaien das Leder knöpfen,
Die Damen einmal noch Atem schöpfen,
Schaut die junge Prinzeß so stumm
Sich mit hilflosen Augen um,
Dreht sich ab, springt rasch in den Wagen,
Hat schnell ein Plaid um die Knie geschlagen,
Und die braun-braunen Augen verraten's beinah:
„Ach, hätt' ich doch bloß meinen Handspiegel da,
Der Schleier sitzt schief, wie seh'n wir nur aus,
Schnell, schnell nur von dannen, ach, wär' ich zu Haus,
Wie seh' ich nur aus, nur fort, fort ins Weite,
Ich glaube, mein Hut rutscht ganz auf die Seite ...“

Ein Augenblick nur. Dann schrillt ein Ton.
Im Sturm saust das Automobil davon.

... Ein weißes Landhaus, von Efeu umsponnen,
Dahinter ein Park, grün und versonnen,
Auf der Freitreppe plaudernde Damen und Herr'n,
Der Dichter Freiherr von Liliensten,
Hellblau-weiß-rot, vom Winde erfaßt,
Flabbt die Fahne am Fahnenmast,
Eines Herbsttags wehmütiger Abschiedsschmerz ...
Freu dich, noch sind wir in Holstein, mein Herz.

Digitized by Google

Morgenstimmung am 27. März, acht Tage vor Beginn des Ausbruchs.

Eine Besteigung des Monte Somma
während des letzten Vesuvausbruchs

Von

Otto Steche

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 4. April 1906, nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr, als ich friedlich in meinem Arbeitszimmer in der zoologischen Station zu Neapel über dem Mikroskop saß, kamen verschiedene der dort arbeitenden Herren einigermaßen aufgeregt zu mir mit der Frage, ob ich mir schon den Vesuv angesehen hätte, der in erneuter starker Tätigkeit sei. Auf dem flachen Dache des Aquariumgebäudes fanden wir schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, mit photographischen Apparaten und Fernglässern bewaffnet. Vor uns lag im Abendschein der Vesuv mit seinen beiden Gipfeln; aus dem rechten, höheren der beiden, dem jetzt tätigen Krater, stieg eine dichte dunkle Rauchwolke senkrecht in die klare Abendluft empor, etwa bis zur doppelten Höhe des Berges. Oben breitete sie sich schirmartig aus — das typische Bild der Pinie, wie es schon der alte Plinius bei dem berühmten Ausbruche 79 n. Chr. gesehen und durch diesen treffenden Vergleich festgehalten hat. Von dem schwachen Winde landeinwärts getrieben, senkten sich die Rauchwolken in leichten Schleiern über die Abhänge des Berges herab. Wir standen lange oben und bewunderten das prächtige Schauspiel, ohne eine Ahnung davon, daß es die Ouvertüre war zu dem größten Ausbruch des Vesuvs, den Neapel seit langen Jahren gesehen hat.

Am nächsten Morgen, als ich erwachte, lag über Stadt und Meer ein eigenartig trübes graues Dämmerlicht; der Golf war fast unbewegt, das Wasser wie gelähmt, bleifarben, auf der Terrasse vor meinem Fenster und auf der Straße lag eine dünne Schicht feinen, schwarzen Staubes — ein richtiger Aschenregen. Bald hörten wir auch aus den Zeitungen, daß an den Südhängen des Vesuvs sich neue Krater gebildet hätten, aus denen mehrere Lavaströme durch die Weinberge herabkämen, die Ortschaften am Fuße des Berges bedrohend. Die nächsten Tage

war an Arbeit nicht viel zu denken. Wir waren alle draußen in Boscotrecase und Torre Annunziata, um die fließende Lava aus der Nähe zu sehen. Erst lag sie nur hoch oben in den Weinbergen, man konnte sogar noch bis an ihre Ursprungsstelle gelangen und den glühenden Strom, noch unbedeckt von der schwarzen Schlackenkruste, sich langsam den Abhang hinab ergießen sehen. Mit der Steigerung der Tätigkeit des Berges drangen immer gewaltigere Massen hervor, und bald wurden die Häuser von Boscotrecase selbst von den vernichtenden Fluten fortgerissen. In der Nacht vom 7. zum 8. April erreichte der Ausbruch seinen Höhepunkt. Selbst draußen am Posilipp hörte man die Kanonenschläge der großen Explosionen, die den Gipfel des Berges in die Luft sprengten.

Eine vulkanische Eruption pflegt eine Reihe von Phasen zu zeigen, die mehr oder weniger scharf voneinander getrennt sind; sie traten auch hier deutlich hervor. Der und stößt nur Dampfwolken in verstärktem Maße aus. Wenn durch den Ausfluß größerer Lavamassen im Inneren des Berges Hohlräume entstehen, so stürzt endlich, befördert durch die Erschütterungen beim Aufreißen der Spalten, das lockere Material des Kegels in sich zusammen. Nun erfolgen die großen Explosionen, durch die sich der Berg dieser Massen, die gleichsam das Ventil seines Kraters verstopft haben, entledigt. Das Gestein wird teils zu Brocken von verschiedener Größe zerrissen, teils fein zerstäubt und zusammen mit frischem, aus der Tiefe stammendem Material hoch in die Luft emporgeschleudert. Dabei können die feineren Bestandteile oft eine sehr bedeutende Höhe erreichen. Allgemein bekannt ist dies ja von dem Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, bei dessen Explosion die Aschenteile etwa 30000 Meter emporgeschleudert wurden. Infolgedessen dauerte es sehr lange, bis sie aus diesen Luftschichten wieder zu Boden sanken, sie wurden inzwischen von den Win-

Lavaströme bei Torre Annunziata am 8. April nachmittags.

Prozeß beginnt damit, daß infolge einer Druckerhöhung im Inneren des Berges sich seitliche Spalten bilden, aus denen die glühende Lava ausfließt. Während dieser Periode ist der Krater noch relativ ruhig den um die ganze Erde geführt und bedingten die eigenartigen Dämmerungserscheinungen, hervorgerufen durch Brechung der Sonnenstrahlen, die seinerzeit so großes Aufsehen erregt haben. Ähnliches, nur in geringerem

Digitized by Google

Maßstabe, wiederholte sich bei dem Ausbruche des Mont Pelée auf Martinique. Am Vesuv war die erreichte Höhe nicht so beträchtlich, immerhin betrug sie etwa das Zehnfache der Höhe des Berges, also etwa 10000 bis 11000 Meter. Bei dem letzten bedeutenden Ausbruche im Jahre 1872 muß es ganz ähnlich gewesen sein, wie Photographien zeigen, von denen eine hier reproduziert ist. Diese großen Explosionen bedingen nun die gewaltigen Aschen- und Steinregen, welche die größten Gefahren bei einer Eruption bilden. Mit ihrem Auftreten hört der Lavaausfluß fast vollkommen auf. Gesellen sich zu ihnen noch starke Niederschläge, was häufig vorkommt, so entstehen die gefürchteten Schlammregen, die z. B. bei der Zerstörung von Pompeji eine große Rolle gespielt haben.

Die Masse des ausgeworfenen Materials ist ganz ungeheuer, leider läßt sie sich nie exakt bestimmen, da man weder aus dem verschwundenen Gesteinsmaterial des Berges Schlüsse ziehen kann, denn es kommt ja noch eine unberechenbare Menge aus der Tiefe des Kraters dazu, und anderseits die Asche so weit verstreut wird, daß selbst ihre Schätzung unausführbar ist. Die Tätigkeit des Kraters hält nun längere oder kürzere Zeit an, oft von kleinen Pausen unterbrochen, und allmählich kehren die Verhältnisse zur Norm zurück, bis innere Ursachen, über die wir noch keineswegs im klaren sind, eine neue Eruption bedingen.

Für die Einwohner der umgebenden Gegenden liegen die Gefahren verhältnismäßig wenig in den Lavaströmen, die meist so langsam fließen, daß man Leben und beweglichen Besitz vor ihnen retten kann. Viel gefährlicher sind die Aschen- und Steinregen, die durch ihr Gewicht auch feste Gebäude zum Einsturz bringen können. Sie haben bei der diesjährigen Vesuveruption die größten Verluste, auch an Menschenleben, im Gefolge gehabt. Das Verhängnisvollste sind aber die Wolken aus glühenden oder giftigen Gasen, die in den betroffenen Gegenden momentan vernichtend wirken. Ihre furchtbare Kraft ist auf Martinique letzthin besonders hervorgetreten. Ein starker Aschen- und Steinregen wird natürlich die Vegetation zuerst sehr schädigen. Enthält er aber nicht viel giftig wirkende Säuren, so liefert er bald infolge der Zersetzung durch Luft und Wasser einen sehr fruchtbaren Boden. Lavaströme zerstören alles und machen ihr Strombett zur völligen Wüste, durch jahrhundertelange Wirkung der Atmosphärilien werden aber auch sie endlich aufgeschlossen

Lavastrom in der Hauptstraße von Boscotrecase.

Digitized by Google

und bieten dann besonders fruchtbaren Kulturboden.

Die verschiedenen hier skizzierten Phasen ließen sich bei der Vesuveruption sehr deutlich verfolgen.

Am Abend des 4. April begann auf der Südseite des Berges der Lavaausfluß. Er rief zuerst den Einsturz des kleinen sekundären Kegels im Inneren des eigentlichen Kraters hervor, daher der leichte Aschenregen vom 5. April. Die Lava strömte nun in Absätzen, aber im allgemeinen mit steigender Mächtigkeit bis in die Nacht vom 7. zum 8. April. Dann erfolgte der große Einbruch, worauf der Lavaausfluß völlig versiegte. Nun kam die Periode der großen Aschenregen, vom 8. bis etwa zum 16. April. Im Laufe der nächsten Zeit nahm die Tätigkeit ab, unterbrochen von erneuter stärkerer Rauchentwicklung; bis zum Juni war noch keine völlige Ruhe zurückgekehrt.

Blick von Boscotrecase auf die Lavaströme und den Krater am 7. April nachmittags.

Von Neapel aus war der Vesuv während der kritischen Tage durch die Rauchwolke verhüllt. Am 8. und 9. April liefen in der Stadt die wildesten Gerüchte über den Umfang der Zerstörung um; am 9. April wurde der Berg für einige Zeit durch die Aschenwolke sichtbar, und es wurde behauptet, daß der Gipfel mindestens zweihundertundfünfzig Meter niedriger geworden sei. Um diese Frage, wenn möglich, zu entscheiden, plante ich am 9. April mit meinem Freunde und Kollegen Marchand eine Besteigung des Monte Somma, des Nebengipfels des Vesuvs. Von dort aus mußte man bei klarer Luft den Krater genau übersehen und feststellen können, wieviel davon noch übriggeblieben war. Außerdem hofften wir, bei dieser Gelegenheit uns ein Bild machen zu können von dem Umfange des Aschen- und Steinregens, der sich über den Gipfel des Somma hinweg auf Ottaiano und San Giuseppe ergossen hatte. Die Zeitungen, die sich an Sensationsnachrichten überboten und nach Kräften aus diesem Naturereignis Kapital schlugen, sprachen von einer zwei bis drei Meter hohen Aschenschicht, so daß wir einigermaßen zweifelhaft waren, ob wir unser Vorhaben würden ausführen können.

Im Laufe des 9. April hörte der Aschenregen, der Neapel mit einer drei bis vier Zentimeter tiefen braunen Staubschicht bedeckt hatte, endlich auf. Die reinlichen, gut gepflasterten Straßen am Strande hatten sich in staubige Chausseen verwandelt, und die Bäume des schönen Stadtparks mit ihrer Aschendecke glichen einer Schneelandschaft, nur ohne deren helle, reine Farben. Am Morgen des 10. April wehte ein ziemlich kräftiger Nordostwind, der den Aufenthalt in den Straßen durch die Staubmassen, die

Digitized by Google

Die Lava überschreitet den Bahndamm der Circumvesuviana bei Boscotrecase.

von einem etwa zwei- bis dreihundert Meter hohen Ringwall, den Resten der alten Kraterwände. Dann nahm der Berg seine Tätigkeit wieder auf, und bei einer neuen Eruption warf er innerhalb des alten Kraterbodens, aber nicht in dessen Mittelpunkt, sondern nach Süden verschoben, einen neuen Kegel auf, der die Reste des alten teilweise überdeckte und bald an Höhe überragte. So entstand die jetzige Form des Berges. Der neue Aschenkegel ist der jetzt noch tätige Vesuv, der Halbkreis des ursprünglichen Kraterrandes der Monte Somma, der Rest des alten Kraterbodens das Atrio del Cavallo. Dieser Name stammt daher, daß früher bei Vesuvbesteigungen bis dorthin, das heißt bis an den Fuß des Aschenkegels, Reittiere benutzt wurden.

Am bequemsten erreicht man die Punta Nasone, die höchste Spitze des Sommaringes, von dem Orte Somma

er aufwirbelte, unerträglich machte, uns aber sehr willkommen war, denn er trieb die Rauchwolke des Kraters gerade in der von der Somma abgewandten Richtung, so daß wir hoffen durften, einen klaren Überblick zu bekommen.

Von Neapel aus gesehen, erscheint heutzutage der Vesuv als ein zweigipfeliger Berg; die linke, nördliche Spitze führt den Namen Monte Somma, die rechte ist der jetzt noch tätige Aschenkegel des Vesuvs. Diese Form ist aber sicher eine verhältnismäßig neue Erwerbung, ursprünglich stellte der Berg jedenfalls einen allseitig gleichmäßig ansteigenden Vulkankegel dar. Während einer langen Unterbrechung seiner Tätigkeit wurde der Gipfel dieses Vulkans durch die Verwitterung abgetragen, der Trichter des Kraters füllte sich mit dem Schutte an, und so entstand eine kreisförmige Ebene, umgeben

aus, der in genau nördlicher Richtung, vom Vesuv aus gerechnet, am Abhang des Monte Somma liegt. Diese Gegend lag aber schon im Hauptbereich des großen Aschenregens, und wir beschlossen daher, lieber von Santa Anastasia aus, das Neapel näher liegt, den Aufstieg zu versuchen. Unsere Hoffnung, mit der Bahn bis dorthin zu gelangen, schlug fehl, denn die Züge waren zum Transport von Lebensmitteln für die zerstörten Dörfer und zur Beförderung der Verwundeten vom Militär requiriert. So blieb uns nichts anderes übrig, als möglichst weit mit der Straßenbahn hinauszufahren und zu versuchen, zu Wagen oder zu Fuß bis Santa Anastasia zu kommen. In San Giovanni, einer Vorstadt von Neapel, fanden wir auch glücklich einen Wagen — es war mittlerweile ein Uhr mittags geworden —, der uns in fünfviertel Stunden an das Ziel un-

Digitized by Google

serer Wünsche brachte. Es war keine sehr angenehme Fahrt auf der hoch mit Asche bedeckten Landstraße: fortwährend begegneten uns schwerbeladene Wagen, auf denen Einwohner der vom Aschenregen betroffenen Ortschaften sich selbst und ihre Habe nach Neapel in Sicherheit brachten. Sie wirbelten einen Staub auf, von dem selbst unsere Landstraßen im schlimmsten regenlosen Hochsommer nur eine schwache Vorstellung zu geben vermögen. Dazu suchte unser Kutscher uns nach Möglichkeit übers Ohr zu hauen, indem er uns in verschiedenen Ortschaften unterwegs weismachen wollte, daß wir am Ziele wären. Aber erst auf dem Marktplatz von Santa Anastasia verließen wir sein Gefährt, begleitet von den nicht gerade leise gemurmelten Segenswünschen des Biedermannes, der sich durch seine Gaunerei auch noch um das ihm zugedachte Trinkgeld gebracht hatte.

In Santa Anastasia trafen wir ein größeres Aufgebot von Karabinieri, die unter der aufgeregten Einwohnerschaft Ordnung halten und die gefährdeten Gegenden absperren sollten. Natürlich hätten sie uns auch nicht durchgelassen, wenn sie von unseren Absichten gewußt hätten; wir erkundigten uns deshalb möglichst unauffällig nach dem Wege und kamen als harmlose Spaziergänger auch ganz gut aus dem Orte heraus.

Vor uns lag der gezackte Kamm des Monte Somma, in seiner Mitte die Punta Nasone, die höchste Spitze, die uns als bequeme Richtungsmarke diente. Dahinter quoll in dichten wirbelnden Massen die breite Rauchsäule des Vesuvs empor, der Krater selbst wurde von dem Somma verdeckt. Unser Weg führte uns langsam bergan, durch tief eingerissene Erosionsschluchten mit steil abfallenden Wänden, vorbei an den Olivenwäldern und Weinpflanzungen der fruchtbaren Sommahänge. Es war eine vollkommene Schneelandschaft, denn die Asche hatte sich mit gelblichweißen Inkrustaten bedeckt, vornehmlich dort, wo die Bodenfeuchtigkeit durchgedrungen war und wo sich Pflanzenwuchs fand. In den Schluchten trafen wir zu unserer großen Überraschung eine ziemliche Menge von Insekten, hauptsächlich Käfer aller Art, Schmetterlingsraupen, Asseln, Heuschrecken und ähnliches Getier. Jedenfalls hatten die Tiere in der losen Asche beim Kriechen keinen Halt gefunden, waren ausgeglitten und über die Ränder der Hohlwege in diese großen Fanggruben hinabgestürzt.

Meist durch Schluchten von wechselnder Tiefe und Breite, seltener über freie Höhen, von wo man einen weiten Überblick über

Vom Stein- und Aschenregen verschüttete Straße zwischen Somma und Ottajano.

Digitized by Google

die Campagna hatte, führte unser Weg aufwärts, zunächst gerade auf die Punta Nasone zu, dann etwas nach links ausbiegend, um einen von dem Orte Somma heraufziehenden Grat zu erreichen. Die Asche, die am Fuße des Berges, in Santa Anastasia, etwa fünf Zentimeter hoch gelegen hatte, nahm an Menge zu, je weiter wir kamen. Einmal näherten wir uns ja immer mehr dem Krater, und dann führte uns das Ausbiegen nach links gegen das Zentrum des großen Aschenregens vom 8. und 9. April hin. Zugleich nahm die Korngröße der Asche immer mehr zu, und allmählich stellten sich auch Lapilli, d. h. erbsen- bis bohnengroße Steinchen, ein.

Der Ausdruck Asche ist eigentlich vollkommen unzutreffend, eher sollte man von Sand sprechen, am richtigsten wäre Glasstaub, denn diese sogenannte Asche besteht in Wahrheit aus geschmolzenem Gesteinsmaterial, das glasartig erstarrt und dabei während des Herausschleuderns zu feinen Splitterchen zerstäubt ist. Die Struktur dieser Asche wechselte während des Ausbruchs; bei den ersten Aschenregen in Neapel glich sie einem feinen schwarzen körnigen Sande, dann wurde sie immer feiner und nahm eine braune Farbe an, und gegen Ende der Eruption erschien sie als feinstes weißgraues Pulver.

Monte Somma und Rauchwolke des Vesuvs von Santa Anastasia am 10. April nachmittags drei Uhr.

In den Hohlwegen, durch die wir emporstiegen, hatte sie sich natürlich in größeren Mengen angehäuft und fing allmählich an, uns beim Steigen unbequem zu werden. Wir wateten darin wie im tiefen Dünensande oder wie im Neuschnee des Hochgebirges. Unsere Bekannten in Neapel hatten uns gesagt, daß wir für den Aufstieg von Santa Anastasia aus etwa vier bis fünf Stunden brauchen würden; wir waren daher sehr angenehm überrascht, als ein Eingeborener, den wir nach anderthalbstündigem Steigen trafen, uns sagte, daß es bis zum Gipfel nur noch etwa eine Stunde sei.

Das war uns um so erwünschter, als der Wind sich zu drehen schien. Bisher kam er von Norden und trieb die Aschenwolke gerade von uns weg über das Meer nach Capri hin, jetzt schien er mehr nach Osten zu drehen und bedrohte dadurch unsere Rückzugslinie. Wir beeilten uns deshalb ziemlich, vorwärts zu kommen, und stiegen auf dem direktesten Wege durch eine Rinne gegen den Grat westlich vom Hauptgipfel empor.

Die Asche nahm immer mehr an Höhe zu und erreichte oben sicher eine Dicke von einem halben Meter. Angenehmerweise war sie ziemlich fest, so daß man nicht allzusehr einsank und außer an den steilsten Stellen nur wenig zurückrutschte. Nur die obersten zehn

Digitized by Google

Kamm des Monte Somma und Atrio del Cavallo, links die Punta Nasone.

Zentimeter bestanden aus feinem Staube, darunter lagen Lapilli von wechselndem Durchmesser, im Durchschnitt gut bohnengroß, doch auch walnußgroß und darüber; die größten Stücke, die wir fanden, hatten etwa den Umfang einer Faust. Zum Teil bestanden sie aus schwarzgrauer Lavaschlacke, das heißt aus frisch aus dem Inneren des Kraters ausgeworfenem Material, es waren aber darunter auch zahlreiche Bruchstücke aus grauweißem Gestein, das ohne Zweifel dem alten Vesuvkegel entstammte und durch die Explosion in die Luft gesprengt war.

Von der zerstörenden Wirkung dieses Lapilliregens konnten wir uns hier durch den Augenschein überzeugen. Die letzten dreiviertel Stunden unseres Weges führten durch jungen Kastanienwald — da war keine Knospe unversehrt geblieben, die horizontal gerichteten dünneren Zweige waren heruntergeschlagen und von den senkrechten Ästen die Rinde in Fetzen heruntergeschält. Es wird lange dauern, bis eine so getroffene Gegend sich wieder erholt.

Ziemlich ermüdet von dem letzten anstrengenden Steigen langten wir gegen einhalbsechs Uhr auf der Höhe des Grates an, aber alle Anstrengungen waren vergessen vor dem Bilde, das sich nun plötzlich vor uns auftat.

Bisher hatten wir den Vesuv gar nicht sehen können, da er bis zuletzt von dem Sommarande verdeckt blieb; nun standen wir an dem steilen Abfall des alten Kraterrandes und blickten hinab in das Atrio del Cavallo und hinüber auf den Aschenkegel, der in ganzer Ausdehnung klar und frei vor uns lag. Es war ein Bild des Todes, der Verneinung jeder Lebensmöglichkeit, ergreifender und überwältigender, als es mir je die ödeste Hochgebirgslandschaft geboten hat. Im Halbkreise um uns der Kamm des Somma. Schroff und steil stürzten seine schwarzen, zerrissenen Felsenmassen gegen das Atrio ab, wie eine Wand in den Kalkgebirgen. In allen Runsen, auf Bändern und Vorsprüngen lag die feine graue Asche, in schöngeschwungenen Linien zogen sich scheinbare Schneegrate von einem Gipfel zum anderen, ein vollkommenes Hochgebirgsbild. In der Tiefe ein leichtbewegtes Meer, plötzlich erstarrt — das Atrio del Cavallo. Ungeheure Lavamengen mußten sich vom Kegel dorthin ergossen und es bis zum Überfließen ausgefüllt haben — jetzt waren sie erstarrt und von der Asche in eine weiche, graue Decke gehüllt. Nur aus einzelnen größeren Spalten drangen weiße Dampfwolken empor, die Glut verratend, die noch in der Tiefe

Digitized by Google

Vesuv von Westen kurz vor dem Beginn der Eruption. Im Vordergrunde die Cooksche Bahn.

herrschte. Und aus diesem Meer erhob sich noch heller, fast weiß, der Aschenkegel. Gänzlich verändert in Größe und Form. Die Neapolitaner Beobachter, die wir erst der krassen Übertreibung bezichtigt hatten, waren gar nicht so sehr im Unrecht. Der Gipfel des Vesuvs übertraf jetzt an Höhe unseren Standpunkt, den Sommagipfel, nur noch

Vesuv von Westen kurz nach der Eruption.

ganz wenig, das bedeutete tatsächlich einen Höhenverlust von etwa zweihundert Metern. Etwa ein Viertel des Kraters war also eingestürzt — nun setzten uns die ungeheuren Steinmassen, die niedergegangen waren, nicht mehr in Verwunderung. Dafür hatte der Berg an Breite erheblich zugenommen, eben durch das ausgeworfene Material, dessen größere Bestandteile natürlich vorwiegend auf den Kegel zurückgefallen waren. Die schöne, schlanke Form des Gipfels, dessen Silhouette sich so charakteristisch in das Landschaftsbild des Golfs von Neapel einfügte, ist also völlig verloren gegangen — schade! Zwei Aufnahmen des Berges von der Westseite, fast an derselben Stelle kurz vor und nach der Eruption gemacht, zeigen diese Veränderung sehr anschaulich. In den folgenden Monaten hat sich der Berg übrigens durch Abschwemmung der Aschenmassen auf den Flanken und Anhäufung neuen Materials im Umkreis des Kraters seiner früheren Form wieder beträchtlich genähert.

Den zurückfallenden Blöcken verdankte wohl auch ein anderes Phänomen seine Entstehung, das dem Berg ein ganz absonderliches, fremdartiges Aussehen gab. Vom Kraterrande aus durchzogen nämlich regelmäßige, tiefe radiäre Furchen die Aschenmassen, die etwa zehn bis zwanzig Meter hoch den Kegel bedeckten. Wasser konnte sie nicht gerissen haben, denn wir sahen an dem Zerstäuben der Asche, daß sie vollkommen trocken war. So müssen wohl große Blöcke, die, aus dem Krater geschleudert, auf den Abhang niederfielen, zuerst Rinnen gerissen haben, die dann von den nachfolgenden Massen als Passage benutzt und immer tiefer ausgeschliffen wurden. In den unteren Partien mag ihre Entstehung allerdings auch zum Teil eine andere sein, vielleicht durch Spalten, die der Innendruck des Berges aufgerissen, und aus denen sich Lavaströme ergossen hatten. An einzelnen glaubte ich wenigstens jetzt noch den ausgeflossenen Lavastrom zu erkennen als eine etwas erhöhte, schmal beginnende, nach unten sich deltaartig verbreiternde Masse. Leider ließ die Aschendecke kein sicheres Urteil zu. Daß dort viel Lava ausgetreten ist, steht fest; auch während unseres Aufenthaltes oben

Krater und Rauchwolke während der stärksten Tätigkeit vom Monte Somma aus gesehen.

drang mitten aus der uns zugekehrten Seite ein kleiner Lavastrom hervor, nur ein schmales Bächlein von ein bis zwei Meter Breite. Wasserfallartig mit ziemlicher Geschwindigkeit wälzten sich die glühenden Massen bergab, um schon nach kurzer Strecke unter der Asche zu verschwinden.

Der Durchmesser des eigentlichen Kraters wirkte ganz riesenhaft. Hatte er vor der Eruption etwa sechzig Meter betragen, so schätzten wir ihn jetzt auf dreihundert Meter, also das Fünffache. Wenn der Wind die

Rauchwolken scharf zur Seite trieb, so vermochten wir den uns zugewandten Rand klar zu erkennen. Nach Süden, gegen Pompeji zu, war er am tiefsten. Beobachter, die in der Eruptionsnacht vom Meere aus einen guten Überblick gehabt hatten, gaben an, daß dort plötzlich eine große Spalte aufgerissen worden sei, aus der sich ein starker Lavastrom ergossen habe. Unser Eindruck stimmte mit dieser Angabe durchaus überein. Dann zog sich der uns zugekehrte Rand, Erst hoch oben verloren sich die scharfen Konturen, und allmählich ging die Rauchsäule über in eine schwere, tiefschwarze Decke, die auf den Westhängen und über dem Meere lag. Es war die ungeheure Aschenmasse, die im Laufe des Abends und der Nacht Torre del Greco, die südlichste Vorstadt von Neapel, dreißig Zentimeter tief begrub und die Einwohner in panischen Schrecken versetzte.

Zu Zeiten, wo die Rauchentwickelung rela-

Vesuvkrater vom Sommagipfel während eines Augenblicks verhältnismäßiger Ruhe.

ganz allmählich ansteigend, mit unregelmäßig gezackter Linie, die zwei größere Spitzen aufwies, herum, am nördlichen Ende sich stärker erhebend. In besonders günstigen Momenten, wenn der Wind den Rauch besonders stark zur Seite blies, sah man auch die Randpartien der uns abgewendeten Seite: sie schienen etwas höher zu sein.

Aus der ganzen Breite dieser ungeheuren Öffnung stieg nun ununterbrochen, wenn auch verschieden heftig, eine braunschwarze Rauchsäule empor. Gerade in dem Augenblick, als wir ankamen, erfolgte unter dumpfem Grollen eine stärkere Explosion. In dichtgedrängter Säule quollen die dunklen Aschenmassen empor. Je höher sie kamen, desto mehr drängten sie auseinander, in langsamen Wirbeln sich ballend wie eine dicke, zähe Masse.

tiv gering war, konnte man bemerken, daß sie vorwiegend von zwei Stellen ausging, einer kleineren, in der Mitte des südlich gelegenen Spaltes, und der Hauptöffnung, die etwas nördlich vom Mittelpunkte des ganzen Kraters lag. Größere Explosionen folgten sich nur in langen Abständen, etwa alle Viertelstunden. Dann hörte man ein dumpfes unterirdisches Rollen, sonst ging die ganze Erscheinung völlig geräuschlos vor sich, wodurch der unheimlich beängstigende Eindruck nur vermehrt wurde.

Nur während der verstärkten Tätigkeit kamen auch schwere, kompaktere Massen zum Vorschein, die unmittelbar über den Rand des Kraters ausgeworfen wurden und dann als richtige kleine Lawinen in den Rinnen des Aschenkegels herabrollten. Der Staub,

Digitized by Google

Ausgrabungsarbeiten am Bahnhof von Ottajano.

den sie dabei aufwirbelten, zog als hellere, weißliche Wolke an der Basis der großen Rauchsäule vorbei — wir hatten sie schon vom Fuße des Berges aus bemerkt, aber für Lavadämpfe gehalten.

Von unserem hohen Standpunkte aus schweifte der Blick, wenn er sich losriß von dem überwältigenden Bilde des Kraters, weit hinaus über die Campagna. So weit wir sehen konnten, war sie mit Asche bedeckt, die weißen Inkrustate gaben ihr völlig den Charakter einer Schneelandschaft. Sehr gut konnten wir von hier oben die verschiedene Verteilung der Asche verfolgen. Von Neapel aus nahm sie in nordöstlicher Richtung an Dicke immer mehr zu über Santa Anastasia

Westlicher Sommagipfel, dahinter die abziehende Aschenwolke.

Digitized by Google

und Somma bis Ottaiano und San Giuseppe. Dort mußte die Zerstörung tatsächlich groß sein; die Wirkung in den Ortschaften konnten wir nicht abschätzen, aber in den Falten der Sommaabhänge sahen wir deutlich, wie hoch die Asche lag. Die Landschaft weiter südöstlich zeigte einen mehr schwärzlich-grauen Farbenton. Wie wir zwei Tage

Die Villa Nazionale (Stadtpark) von Neapel am Morgen des 9. April nach dem großen Aschenregen.

später bei einer Rundtour um den Vesuv feststellen konnten, lag dies daran, daß dort keine Asche, sondern nur Lapilli gefallen waren. Während jenes großen Regens in der Nacht vom 8. zum 9. April hatte sich der Wind langsam von Nordwest über Süd nach Südost gedreht. Infolgedessen war das schwerere Material zuerst über die Südosthänge des Berges niedergegangen, allmählich, während der Drehung nach Norden, hatte sich die Asche dazugesellt. In Ottaiano hatte beides seinen Höhepunkt erreicht — zusammen sechzig Zentimeter, wie wir maßen —, von Somma bis Neapel war dann reine Asche in abnehmender Menge gefallen. Im ganzen hatte der Regen etwa dreiviertel Kreisbogen betroffen, nur der Süden, die Gegend, nach der die Lavaströme herabgekommen waren, blieb verschont.

Etwa fünfviertel Stunden blieben wir oben auf dem Sommagipfel, ganz gebannt von dem großartigen Schauspiel. Fast das merkwürdigste daran waren die nie gesehenen Farbentöne und die eigenartigen Beleuchtungseffekte. Sie erreichten ihren Höhepunkt, als die Sonne sich ihrem Untergang zuneigte. Wie ein rotglühender Ball stand sie über dem Golf von Neapel, gerade am Rande der Aschenwolke, noch halb verhüllt von ihren Schleiern — ihre Strahlen durchglühten die Dunstmassen, die über der weißen Campagna lagen. Vom hellen Himmel hob sich scharf und schwarz der gezackte Sommarand ab, unter ihm lag das graue Atrio del Cavallo; ganz in der Ferne, an der Grenze der Aschenzone, zeigten sich das Observatorium und die Cookschen Hotels an der elektrischen Bahn. Dahinter die schwarze Wolkenwand, von ihr sich abhebend der weiße Aschenkegel und ihm entquellend die braune Rauchsäule mit ihren ewig wechselnden Konturen. Und im Süden durch den Einschnitt zwischen Somma und Vesuv glänzte der blaue Golf von Castellamare, umgeben von den sonnenbeleuchteten Bergen der Sorrentiner Halbinsel.

Gern hätten wir unser ursprüngliches Vorhaben ausgeführt, die Nacht oben zu bleiben, aber es kam verschiedenes zusammen, was uns den Aufenthalt verleidete. Einmal der kalte Wind, der über die Höhe strich, und vor dem wir keinen Schutz finden konn-

Digitized by Google

ten. Zweitens die starke elektrische Spannung, die in der Luft herrschte. In der Aschenwolke zuckten fortgesetzt lange Blitze, meist zwischen den Teilen der Wolke selbst, oft aber auch in den Krater niederfahrend. Hoben wir unsere Stöcke mit der Eisenspitze nach oben, so begannen sie sofort lebhaft zu surren, stärker als ich es je im Gebirge beim Gewitter erlebt habe — eine Erscheinung, die zwar recht interessant war, aber doch ein gewisses unbehagliches Gefühl mit sich brachte.

Endlich aber hatte sich die Aschenwolke im Laufe des Abends immer weiter nach Westen gedreht, und wir mußten fürchten, daß sie uns in der nächsten Stunde erreichen würde. Zwar hatten wir schon Gelegenheit gehabt, in der Nacht des 9. April zu erfahren, daß der Mensch ohne Gefahr für seine Lungen erhebliche Aschenmengen schlucken kann, aber wir sehnten uns nicht gerade nach einer Wiederholung dieses Experimentes. So beschlossen wir denn dreiviertelsieben Uhr den Rückzug. Noch einen Blick auf das dämonisch majestätische Bild, dann war es hinter dem Kamm des Somma verschwunden.

In rascher Abfahrt ging's nun in der weichen Asche bergab; nach dreiviertel Stunden, mit Einbruch der völligen Dunkelheit, waren wir wieder in Santa Anastasia, zum großen Erstaunen der biederen Karabinieri, denen wir von unserer Exkursion erzählten. Nach kurzem Warten brachte uns ein Zug nach Neapel zurück, und bald saß ich wieder in meiner friedlichen Behausung, reicher um einen der großartigsten und unvergeßlichsten Eindrücke meines Lebens.

Das stille Dorf

O, wie friedlich glänzt mein Tal,
Glänzt mein Dorf im Morgenstrahl!
Sieh! es liegt noch so viel Liebe
Von dem ersten Schöpfungsmorgen
Um das stille —
Das Getriebe
Draußen und das hurtige Sorgen,
Das dort durch die Straßen hastet,
Hat dies Tal noch nicht betastet.

Just wie wenn der Herrgott heute
Hier gegangen beim Geläute
Einer frühen Sonntagsglocke —
So empfind' ich und frohlocke,
Daß von meiner Feierhöhe
Meinem Gott ins Herz ich sehe.

Karl Ernst Knodt

Gustav Koken: Wertheim. (1876.) Große Berliner Kunstausstellung 1906.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart

von

Walther Gensel

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein Prachtwerk über die Jahrhundertausstellung — Die Ausstellungen des Sommers. I. Die Große Berliner Kunstausstellung und die Berliner Sezession

Die Deutsche Jahrhundertausstellung, die noch über den ganzen Monat Juni hinaus verlängert worden war, ist beim Erscheinen dieses Heftes längst geschlossen. Der materielle Erfolg, den sie gehabt, mag den Erwartungen nicht ganz entsprochen haben, der ideelle ist schließlich doch weit größer gewesen, als man nach der Eröffnung glaubte. Es ist viel an dem Unternehmen gemäkelt worden, von hüben und von drüben. Gewiß, sie hat das Bild der deutschen Kunst von 1775 bis 1875 nicht so vollständig und rein herausgebracht, wie es manchem vorgeschwebt hatte. Aber dafür hat sie unsere Materialkenntnis in der großartigsten Weise erweitert, uns eine Reihe von Männern lieb und vertraut gemacht, die bisher nur in schwankenden Umrissen vor uns gestanden hatten, und uns gezeigt, wie redlich und treu im Dienste der Kunst in vielen deutschen Städten gearbeitet worden ist, die bisher als ganz unfruchtbar galten. Die Hamburger Kunst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegt nun deutlich vor uns da. Wir überschätzen Runge nicht mehr, wie es Lichtwark in seiner Entdeckerfreude getan, aber wir bewundern die eigenwillige und knorrige Art dieses Pioniers im Lande der Kunst. Der feine Wasmann mit seinen zarten und doch so charaktervollen Bleistiftbildnissen und seiner Empfänglichkeit für die atmosphärischen Erscheinungen ist uns vertraut, als gehörte er seit langem in den Kreis der Lieblingsmaler des deutschen Volkes. Und wer Oldachs Bildnisse mit Liebe studiert hat, dem haben auch sie sich in ihrer

Eugen Bracht: Hochofenanlage des Hoesch-Stahlwerkes in Dortmund.

Zu Gensel: Die bildenden Künste. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

manchmal etwas trockenen Aufrichtigkeit für immer eingeprägt. Ähnlich steht es mit Wien. Waldmüller, den nur die Besucher der Wiener Galerien kannten, während er für die Reichsdeutschen kaum mehr als ein Name war, ist nun dauernd in die deutsche Kunstgeschichte eingereiht, und mit ihm Danhauser, Fendi und manche andere. Der Stuttgarter Gottlieb Schick, der in unserem Bewußtsein eigentlich nur als ein ziemlich langweiliger Mengsschüler lebte, hat sich als ein ungemein eigenartiger Porträtist enthüllt. Aus dem Kreise der früheren Münchner, dieser ehrlichen Kleinmeister, hebt sich Kobell als eine kräftige und vielseitige Persönlichkeit heraus. Den Berliner Pferde-Krüger haben wir von allen Seiten kennen gelernt und gefunden, daß er nicht nur Pferde und Menschen sicher und treu abzukonterfeien, sondern auch ein großes Paradebild in Farben und Komposition gut zusammenzuhalten gewußt hat, wenn ihm auch wirklich, wie jetzt behauptet wird, der Landschafter Gräb Bäume und Gebäude hineingemalt hat. Neben diesem steht jetzt Eduard Gärtner, ein früher fast ganz Verschollener, als einer der trefflichsten Architekturmaler des Jahrhunderts, während Blechens Ruhm ein wenig zu verblassen beginnt. Bei dem Dresdner Kaspar David Friedrich ist die frühere Mißachtung vielleicht zu sehr ins andere Extrem umgeschlagen. Er besaß eine tiefe Empfindung für die Stimmungen der Landschaft, aber sein Instrument war zu schwach, um sie voll erklingen zu lassen. Wir dürfen denn doch nicht vergessen, daß damals zwei Männer in England lebten, die sich Turner und Constable nannten. Zuweilen ist mir auch der Norweger Dahl in seiner herben Männlichkeit lieber. Höchst erfreulich bleibt die Bekanntschaft mit Kersting, dem liebenswürdigsten aller Interieurmaler der damaligen Zeit, und ein sicherer Gewinn für die Kunstgeschichte sind die Werke des ebenfalls bisher fast gänzlich unbekannten Ferdinand von Rayski, von dem noch ungefähr ein Dutzend weitere Gemälde nachträglich in die Ausstellung eingefügt worden waren. Sie stehen zum Teil hinter dem eleganten Herrenbildnis, von dem wir im Maiheft eine Abbildung gebracht haben, und hinter den mit breitestem Pinsel gleichsam hingebürsteten Wildschweinen erheblich zurück, geben uns aber in ihrer Gesamtheit ein vortreffliches Bild von dem in Sachsen tätigen Edelmann polnischer Abstammung, der jedenfalls viele gute Bilder, insbesondere englische, gesehen hatte und, was er dabei gelernt, vortrefflich zu verwenden verstand, der aber vor allem einen sicheren Blick für die natürliche Erscheinung und ein außerordentlich hohes technisches Können besaß. Reizend sind ein paar Tierbilder, die in ihrer silbrigen Stimmung fast Liljefors, den famosen modernen schwedischen Tiermaler, vorwegnehmen. Für uns Historiker, die wir das neunzehnte Jahrhundert doch so ziemlich zu kennen glaubten, bildete Rayski jedenfalls eine der größten Überraschungen der Ausstellung. Allein hat er aber mit seinem technischen Können damals nicht gestanden. Die Fabel, daß das Malenkönnen in jener Zeit in Deutschland allgemein verloren gewesen sei und erst ganz allmählich wieder hätte errungen werden müssen, hat längst allen Kredit verloren. Trotzdem werden nicht viele gewußt haben, daß Nazarener wie Veit und Steinle so geschmackvolle Bildnisse wie die hier ausgestellten malen konnten.

Die meisten Künstler der unteren modernen Abteilung haben für uns längst konkrete Gestalt angenommen. Welcher kunstliebende Deutsche wüßte nicht mit seinen Feuerbach, Leibl, Böcklin, Thoma Bescheid! Und doch gab es auch hier allerlei Retuschen vorzunehmen, hier die Grenzen eines Genius weiterzuziehen, dort die Bewunderung ein wenig einzudämmen. Jedenfalls aber war es ein köstlicher Genuß, die Werke von Männern wie Feuerbach und Leibl in solcher Vollständigkeit nebeneinander zu sehen und miteinander vergleichen zu können. Der Maréessaal hat wesentlich zur Aufklärung über das große Wollen und doch nur beschränkte Können des nur von den Besuchern Schleißheims einigermaßen gekannten Meisters beigetragen; Liebermanns und Trübners Anfänge liegen wie aufgeschlagene Bücher vor uns, ebenso wie die Bestrebungen der um Leibl wirkenden jungen Münchner; Viktor Müllers schwankende Gestalt hat feste Umrisse bekommen.

Das sind etwa die Bilder, die zuerst vor uns aufsteigen, wenn wir an die Ausstellung

denken. Daß ihr Besitz uns dauernd gesichert bleibt, dafür wird nun das Prachtwerk „Die Deutsche Jahrhundertausstellung 1906“ sorgen, das soeben bei Bruckmann in München erschienen ist. Schon ehe die Ausstellung eröffnet war, hatte der Verleger begonnen, sämtliche eingegangenen Kunstwerke photographisch aufzunehmen. Aber ein Werk mit fast zweitausend Abbildungen hätte bei guter Ausführung wegen des hohen Preises nur auf einen sehr beschränkten Abnehmerkreis rechnen dürfen. So hat man sich entschlossen, zunächst gegen vierhundertundfünfzig der wichtigsten Werke in einem stattlichen, aber nicht unhandlichen Bande als einen rechten Hausschatz der deutschen Kunst herauszugeben und will dann einen mehr wissenschaftlichen Zwecken dienenden zweiten Band folgen lassen, der 1200 Abbildungen in kleinerem Maßstabe umfaßt. Dieser erste Band kann bei seinem verhältnismäßig wirklich bescheidenen Preise (20 Mark) allen Kunstfreunden aufs wärmste empfohlen werden. Die Abbildungen, von denen einige in einer Art Heliogravüre, viele in Tondruck, alle übrigen in musterhaft ausgeführten gewöhnlichen Autotypien gegeben sind, wurden von der Leitung der Ausstellung selbst ausgewählt, so daß man kaum ein hervorragendes Werk darunter vermissen wird. Als Erläuterung aber ist dem Werke ein Aufsatz von dem Leiter der Nationalgalerie vorausgeschickt, der das, was man gewollt, und das, was man erreicht, in vorurteilsfreien, weit ausblickenden und lichtvollen Worten zusammenfaßt. So bietet das Werk den Besuchern der Ausstellung schönste Erinnerung an gehabte Genüsse, denen aber, die am Besuche verhindert waren, bis zu einem gewissen Grade einen Ersatz für das, was sie versäumt.

Schon ehe die Jahrhundertausstellung eröffnet war, tauchte in einigen Berliner Künstlern der Gedanke auf, im Rahmen der diesjährigen Großen Kunstausstellung gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung dieses Unternehmens zu bringen. Mancherlei Beweggründe waren dafür vorhanden: das Verlangen, der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft auch nach außen hin einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, der Wunsch, einigen in der Jahrhundertausstellung etwas vernachlässigten Künstlern zu ihrem Rechte zu verhelfen, das Bedürfnis, zwischen dem Jahre 1875, mit dem jene Ausstellung endet, und der Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Zugleich aber konnte man hier eine Anzahl der Werke aufhängen, die dort aus Raummangel hatten zurückgestellt werden müssen. Der Gedanke war glücklich. Daß die Ausführung den Hoffnungen nicht voll entspricht, ist nicht die Schuld der Veranstalter, unter denen sich die Maler Beckmann, Hausmann und Hoffmann-Fallersleben besonders verdient gemacht haben. Sie haben mit wahrem Verständnis und redlicher Mühe eine große Anzahl wirklich guter Bilder zusammenzubringen gewußt, zum Teil aus Sammlungen, die den Leitern der anderen Ausstellung scheinbar entgangen waren. Aber mußten dort schon Kompromisse geschlossen werden, so war hier des Rücksichtnehmens kein Ende. Als neulich einer der Leiter der Jahrhundertausstellung zur Rede gestellt wurde, weil er gegen die und die Künstler zu grausam verfahren sei, erwiderte er: „Wenn ich etwas zu bedauern habe, so ist es, daß ich hie und da noch nicht grausam genug gewesen bin.“ Das ist der einzig richtige Standpunkt. Bei der „Retrospektiven“ am Lehrter Bahnhof aber gab es eine Menge Künstler, die man aus gewissen Gründen nicht übergehen oder deren Ladenhüter man nicht zurückschicken konnte. So sind in die Retrospektive einige Werke gekommen, die einer gewöhnlichen Ausstellung nicht zum Schmuck, einer Jubiläumsausstellung aber, die das Beste aus fünfzig Jahren bringen wollte, geradezu zur Schande gereichen.

Unerfreulich war auch die Fehde zwischen Künstlerbund und Kunstgenossenschaft, die sich an die Eröffnung der Ausstellung knüpfte. Einige Mitglieder des Künstlerbundes hatten ahnungslos ihre Teilnahme zugesagt, der Vorstand nachträglich aber jede Beteiligung untersagt. Trotzdem waren aus Privatbesitz eine ganze Anzahl Werke von Sezessionisten eingegangen und aufgehängt worden. Man kann beide Standpunkte verstehen. Die Kunstgenossenschaft will Männer, die ihren früheren Ausstellungen zur Zierde gereicht haben, nicht als dauernd verlorene Brüder betrach-

Albert Brendel: Heimkehrende Schafe. Große Berliner Kunstausstellung 1906.

ten, der Künstlerbund aber auch nicht indirekt an der Jubelfeier einer Vereinigung teilnehmen, deren Organisation seine Mitglieder zum Austritt und zur Konstituierung einer neuen Gemeinschaft veranlaßt hat.

Wer gehofft hatte, daß das Unternehmen die Jahrhundertausstellung besonders nach der Seite der großen religiösen und geschichtlichen Bilder ergänzen würde, wird sich enttäuscht fühlen. Auch hier überwiegen die Genremalerei, die Landschaft und das Bildnis. Cornelius und Kaulbach sind nur mit kleinen Zeichnungen vertreten, dem Ruhme Lessings wird durch die „Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Heinrich V.“ kein neues Blatt hinzugefügt, Feodor Dietz’ „Blücher auf dem Wege nach Paris“ läßt uns nicht bedauern, daß sein Name im Katalog der anderen Ausstellung fehlt. Ein großes Unrecht ist allerdings gutgemacht worden: an Friedrich Geselschap. Mag es zehnmal richtig sein, daß er nur ein Epigone war, mag sein Pathos zuweilen an die Grenze des Unerträglichen gehen, er war der einzige Deutsche in seiner Zeit, der überhaupt wußte, was monumentaler Stil ist, der ein-

Digitized by Google

zige, der eine raumschmückende Malerei nicht mit einem beliebig vergrößerten Staffeleibilde verwechselte. Erfreulich ist die Aufnahme von K. F. Hausmanns großem „Galilei“ aus der Hamburger Kunsthalle, der uns zeigt, daß es der Meister verstanden hat, auch im großen die grandiose Lichtführung der Skizze beizubehalten und die Figuren des Vordergrundes so weit in ein Halbdunkel zu hüllen, daß sie uns nicht von der Hauptsache abziehen. Zu Dank sind wir auch für die Vorführung von Pilotys „Zug Wallensteins nach Eger“ verpflichtet. Der an Hamlet erinnernde verfallene Friedhof mit den Totengräbern im Vordergrunde verstärkt die Stimmung in etwas handgreiflicher, beinahe verstimmender Weise, aber die Bewegung des Zuges und die düstere Stimmung des Himmels zeigen doch einen echten Maler. Die großen Erfolge von „Quo vadis“ und Mereschkowskis in Deutschland viel zu wenig beachtetem „Leonardo da Vinci“ haben uns zum Bewußtsein gebracht, wie stark das Bedürfnis nach einer künstlerischen Darstellung der großen Begebnisse der Weltgeschichte ist. Vielleicht erblüht uns doch noch einmal eine Malerei, die anders als die Statistenkunst der sechziger Jahre die Geschichte wirklich lebendig macht. Eine recht ansehnliche, von diesem Ziel allerdings noch weit entfernte Malerei ist Wilhelm Beckmanns „Luther nach seiner Rede auf dem Wormser Reichstag“.

Auf das Gebiet des historischen Genrebildes führen uns die anderen zahlreichen Darstellungen aus Luthers Leben, von denen wohl Hugo Vogels „Predigt auf der Wartburg“ die beste ist. Makarts „Charlotte Wolter als Messalina“ ist die theatralische Wiedergabe einer Theaterszene, ganz im Geiste der gefeierten Tragödin. Wenn uns die Bilder des einst umjubelten Wieners heute nicht mehr so fesseln, so liegt das zum Teil an dem traurigen Prozeß, den die Farben durchgemacht haben. Gerade bei der „Messalina“ kann man diesen an einigen Stellen deutlich verfolgen. Besser ist in dieser Beziehung die daneben hängende „Lesende Venezianerin“ weggekommen, die auch heute noch köstliche Farbenreize bietet. Ganz unbegreiflich erscheint dagegen der Beifall, den die Genreszenen Karl Beckers einst gefunden haben. Da steckt nichts darin, weder Geist noch Komposition, noch Farbenzauber; ein matter Abglanz matter Künstlerfeste. Wir stehen vor diesen Bildern ebenso ratlos, wie vor den Schlachten- und Paradebildern eines Camphausen. Wie sehr hatte hier der Patriotismus das künstlerische Gefühl unterdrückt! Eine interessante Bereicherung unserer Kenntnisse von Gabriel Max ist der „Hochzeitsmorgen Julia Capulets“ aus dem Besitze des Großherzogs von Oldenburg. Das Thema ist ja echt maxisch, höchst eigentümlich aber die blaugrüne Stimmung des Ganzen.

Die Entwickelung der eigentlichen Genremalerei läßt sich vorzüglich verfolgen. Das Präludium macht neben einer Falstaffszene Adolf Schrödters hier der einst so überschätzte, dann so unverdient mit Hohn überschüttete Meyer von Bremen mit ein paar seiner sentimentalen, so sauber gemalten und so hübsch im Tone zusammengehaltenen Niedlichkeiten. Meister Knaus' Frühzeit, die in den Illustrationen zu Pietschs Monographie so schlecht weggekommen ist, wird durch ein reizendes Bild „Kleinstädter in der Dorfschenke“ vorzüglich zur Anschauung gebracht. Wie unrecht hatten die Modernen, die ihn so obenhin als Vertreter einer längst überwundenen Kunstanschauung behandelten! Sie hoben Leibl in den Himmel und sahen gar nicht, daß Knaus einen großen Teil der Leiblschen Tonschönheit schon mindestens fünf Jahre vor diesem erreicht hatte. Aber der Haß gegen das Anekdotische machte sie blind. Die berühmte „Salomonische Weisheit“ und der „Schornsteinfegerjunge“ fallen dagegen allerdings ab. Fritz Werner ist mit mehreren Werken vertreten, darunter einem, mit dem er einen seiner Haupterfolge erzielte, den „Grenadieren und Ammen im Park von Sanssouci“. Die verschiedenen Abstufungen vergnügten Grinsens verfehlen auch heute nicht ihre Wirkung. Der Rubenssaal in der Dresdner Gemäldegalerie aber ist recht bunt, und auch der „Cellospieler“ erreicht nicht die Tonschönheit der von uns im vorigen Jahre abgebildeten „Bibliothek“. Zwei feine Landschaften sind „Amsterdam im Schnee“ und „Lessings Wohnhaus in Wolfenbüttel“. Paul Meyerheim läßt sich in seiner ganzen Entwickelung verfolgen. Den Reigen eröffnet ein

Digitized by Google

Adolf Schreyer: Verwundetes Pferd. Große Berliner Kunstausstellung 1906.

„Ziegenhändler" von 1863, ein freundliches Dorfbildchen mit feiner Abstufung der Töne und lebendig aufgefaßten Tieren und Menschen. Dann folgt ein dunkler, etwas kleinlicher „Abend im Walde" (1868), eine „Heuernte" (1871), eine Gebirgslandschaft mit einem Ochsengespann (Abwärts! 1872), die ein deutliches Streben nach Freilichtwirkung zeigt, ein Kohlenmeiler im Gebirge (1878). Den zweiten Meyerheim, den Meyerheim des Zoologischen Gartens, gibt dann „Des Löwen Erwachen" (1884). Die Bilder von Wilhelm Gentz aus dem Ende der sechziger und dem Anfang der siebziger Jahre („Zeltlagerrast", „Ägyptische Schule", „Koranspruch als Allheilmittel") zeigen die malerische Kultur, die der Künstler in Paris, besonders wohl unter dem Einfluß von Decamps, empfangen hatte. Später wird er im Format größer, in Zeichnung und Farbe flauer. Die Idylle in der „Thebaide" wirkt geradezu unfreiwillig komisch. Den heißen Sonnenbrand des Orients hat übrigens Karl Leopold Müller („Zuckerrohrmarkt") noch glaubhafter gemalt als Gentz. Von den erklärten Lieblingen des Publikums sind außer Knaus auch Vautier und Grützner gut vertreten, besonders der letztere. Sein „Falstaff und Bardolph" ist eine der köstlichsten unter seinen Schilderungen der Shakespearischen Maulhelden, bei der „Weinprobe" ist nicht nur der fröhliche Zecher prachtvoll herausgekommen, sondern auch das von oben einfallende dämmerige Licht mit großer Meisterschaft gegeben.

Seit den siebziger Jahren nimmt der Umfang der Genrebilder zu. Das rein Anekdotische tritt etwas zurück, macht mehr der objektiven Sittenschilderung, zum Teil auch schon einer tendenziösen Hervorkehrung der Nachtseiten des Lebens Platz. Ganz von heiterer Lebensfreude ist noch die „Kegelbahn" von dem jetzt in Baden lebenden Wilhelm Zimmer erfüllt. Das ist ein ganz prächtiges Bild. Man mag ja manches daran aussetzen können, vor allem, daß viele Nebenfiguren zu detailliert behandelt sind und das Interesse zersplittern. Aber wer den behäbigen, hemdärmeligen Meister, der eben schmunzelnd seine Neune schiebt, so im Halbschatten zu malen und so prachtvoll gegen den sonnigen Hintergrund abzusetzen, wer die Figuren links von ihm so zu charakterisieren versteht, der ist ein ganzer Künstler. Die andere Richtung wird von Munkacsy eingeleitet, der als Deutsch-Ungar und Lehrer an der Weimarer Kunstschule eigent-

lich auch vertreten sein müßte. Unzweifelhaft unter seinem Einfluß steht das große Bild „Nach der Verurteilung“ von Julius Geertz (1873), das nicht nur ganz des Meisters dunkle Töne zeigt, sondern auch einen Gegenstand aus dem von ihm bevorzugten Darstellungskreise behandelt. Munkacsys Einfluß scheint auch noch in dem großartig ernsten „Dachauer Begräbnis“ vom Grafen Kalckreuth nachzuwirken.

Die Hinwendung zur Freilichtmalerei klingt auf der Ausstellung zuerst in den Bildern von Friedrich Kallmorgen an, dem „Feuerreiter“, der im Ton an belgische Bilder aus der Zeit erinnert, und dem „Ostermontag“. Eine rechte Freude an Frühling, an Sonnenschein, an hellen, silberigen Tönen lacht uns aus dem zweiten Bilde entgegen. Beides sind Bilder aus dem Leben, ohne tendenziöse Elendschilderung. Ganz diesen Geist atmen auch Gotthard Kuehls „Waisenkinder im Bremer Waisenhause“ mit ihren so keck in den lichtdurchflossenen Raum gesetzten roten Röcken und blauen Schürzen und den lachenden Gesichtern, während sich über desselben Meisters „Im Leihhause“ und über Skarbinas „Fischmarkt“ schon ein grauer Schleier gelegt hat, der nur nüchtern wirkt, aber kaum etwas von Uhdes innerer Ergriffenheit merken läßt.

Unter den Landschaften steht Weimar an erster Stelle, das übrigens auch mit einigen famosen Interieurs von Thedy, Ziermann und anderen vertreten ist. Von dem im vorigen Jahre wieder zu Ehren gekommenen unglücklichen Buchholz werden uns zwölf Bilder, darunter allerdings einige kleine Skizzen, gezeigt. Vielleicht das schönste ist das „Aufkommende Gewitter“, bei dem die flackernde Helligkeit des zerrissenen Himmels und die Feuchtigkeit der Luft famos gegeben sind. Vorn fällt greller Sonnenschein auf ein Feld und eine Straße, über der Hügellandschaft im Hintergrund geht bereits ein Sonnenregen nieder. Zwei Bilder, darunter ein großer „Schäfer“, sind von Gleichen-Rußwurm, zwei wunderschöne, tieftonige kleine Landschaften von Theodor Hagen ausgestellt, der auf so viele Künstler einen großen und heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Zu ihnen rechnet sich auch der bei Hannover lebende Gustav Kolen, dessen großartig ernste Landschaft „Wertheim“ wir abbilden. Mit den Bildern von Buchholz berühren sich die frühen Landschaften Paul Baums, die noch nichts von seinem Abschwenken zum Pointillismus ahnen lassen, und die Bilder mit blühenden Obstbäumen von Albert Schmidt, bei denen sich der Einfluß von Meistern wie Daubigny und Chintreuil stark kundgibt. Auch die stimmungsvollen Bilder des jetzt in Berlin lebenden Hoffmann-Fallersleben sind in Weimar entstanden. Von den Berlinern ist Eduard Hildebrandt mit einer ganzen Reihe Bilder vertreten, von denen einige in wirklich intensiver Farbenglut aufleuchten, Hoguet mit einer großen Waldblöße, die an Diaz und Troyon erinnert, Gude, der das silberige Glänzen des Wassers im Sonnenschein so vortrefflich wiederzugeben verstand, Scherres, dessen Abendlandschaft wie mit dem Pinsel geliebkost und von warmem Licht durchtränkt zu sein scheint, Eduard Fischer, der den Ostseestrand mit seinen Dünen und den niedrigen Häuschen in vollen leuchtenden Farben geschildert hat, Eschke, Bennewitz von Loefen, Paul Flickel, Körner, Douzette, Schnee u. a. Aus Wien ist zur Ergänzung der intimen Landschaften Schindlers, die man in der Nationalgalerie kennen lernen konnte, das eindrucksvolle große Friedhofsbild „Pax“ geschickt worden, außerdem zarte Frühlings- und Herbststimmungen von Marie von Parmentier, Ruß und Tina Blau; von den Düsseldorfern sehen wir eine ganze Anzahl Bilder von Andreas Achenbach, darunter eine köstliche Marine in Aquarellfarben, von Oswald Achenbach und dem kürzlich verstorbenen, ihm allzusehr nacheifernden Flamm, dann stimmungsvolle Herbst- und Winterlandschaften von Munthe, Eifellandschaften von Deiters, Marinen von Dücker, von den Frankfurtern Burnitz und Eysen, von den Karlsruhern ganz zarte, an Zettel erinnernde Landschaften von Schönleber und eine merkwürdige, etwa in der Art Ziems gemalte kleine Marine von Dill, von den Münchnern Karl Morgenstern, Schleich, Lier, Otto Strützel, Wenglein. Ganz eigentümlich wirken zwei große Landschaften aus Salzburg vom Grafen von Reichenbach in ihren ungebrochenen saftig-grünen und blauen Tönen. Im allgemeinen herrscht die deutsche Stim-

mungslandschaft, doch sind auch einige klassische Landschaften von Franz Dreber, Albert Zimmermann, Böcklin, den beiden Schirmer ausgestellt.

Den Landschaften reihen sich die Tierbilder würdig an. Voltz, Baisch, Braith sind mit charakteristischen Werken vertreten. Gern begrüßt man den prächtigen **Brendel** wieder, unseren besten Schafmaler, der bei Troyon und Jacque nicht nur die lebendige Wiedergabe der Tiere, sondern auch ihre Umhüllung mit Licht und Luft gelernt hatte. Die Ausstellung zeigt ihn uns von den verschiedensten Seiten, Schafe auf der Weide und im Stalle, **in den Stall hineindrängende Schafe**, weidende Pferde, angeschossene Häslein, ein sehr merkwürdiges großes Bild mit einer Schweineherde auf Sizilien und ein paar wuchtige Kohlezeichnungen. Vor allem aber wird unser Interesse durch **Adolf Schreyers** Pferdebilder in Anspruch genommen, der gegenüber seinem neu entdeckten und — lange nach seinem frühen Tode — zu hohen Ehren gelangten Freunde Teutwart Schmitson unverdientermaßen in den Hintergrund gedrängt worden ist. Mag sein, daß er kein so starkes, überschäumendes Temperament besessen hat wie Schmitson. Manche seiner Bilder mögen auch dem Geschmack des Publikums mehr, als unbedingt nötig, entgegengekommen sein — aber wie wundervoll hat auch er das Fell der Tiere wiederzugeben verstanden, wie charakteristisch sind ihre Gangarten erfaßt, und wie gehen die Tiere mit

Ludwig Knaus: Bildnis des Geh. Kommerzienrats Deichmann. (1862.)
Große Berliner Kunstausstellung 1906.

der Landschaft zusammen! Wohl das schönste Bild ist „Glatteis“. Mühsam schiebt sich das von hinten gesehene Rudel Pferde auf dem schlüpfrigen Boden vorwärts; nach jedem Schritt gleiten die Hufe beinahe wieder so weit zurück, wie sie vorwärts gekommen sind. Eine eisige Kälte weht uns aus dem Bilde entgegen, in dem die schneebedeckte Steppe mit dem wolkenschweren Himmel fast in eins zusammengeht. Nicht am mindesten bewundernswert aber ist es, wie in diese Harmonie grauer und bräunlicher Töne ein paar grüne und rote hineingewebt sind, ohne jede selbständige Bedeutung, nur um sie noch voller und reicher zu machen. Das ist hohe Kunst. Prächtig ist auch das „**Verwundete Pferd**“, bei dem der blutende Apfelschimmel mit dem roten Mantel seines Führers und der südlichen, ernsten Gebirgsland-

Digitized by Google

Otto Marcus: Miß Allan. Große Berliner Kunstausstellung 1906.

schaft zu einer Harmonie von gedämpfster Glut zusammengestimmt ist. Schmitson ist nur mit einem kleinen Werke vertreten. Unter seinem Einfluß ist vielleicht das große Bild „In der Nähe des Wolfes“ von Otto von Thoren entstanden, eine ungarische Steppenlandschaft bei aufsteigendem Abendnebel mit ängstlich durcheinander drängenden Schafen.

Bei den Bildnissen findet man wieder einmal die alte Erfahrung bestätigt, daß die besten Leistungen durchaus nicht immer von den professionellen Porträtmalern herrühren. Das ist ja auch ganz erklärlich. Für den Historien- oder Genremaler ist das Bildnis eine angenehme Abwechselung und vielleicht eine Art Erholung. Er freut sich, zwischen all den bezahlten Modellen einmal einen von Geist erfüllten Kopf malen zu können. Der Bildnismaler à la mode dagegen, der von Gevatter Schneider und Handschuhmacher überlaufen wird, sinkt leicht zu handwerksmäßiger Wiederholung derselben Stellungen herab oder greift, um dies zu verhindern, zu bizarren Motiven. Zu den feinsten und geistreichsten Werken der Ausstellung auf diesem Gebiete rechne ich das von uns abgebildete kleine Kniestück des Kommerzienrates Teichmann von Ludwig Knaus, eine Freilichtstudie aus dem Jahre 1862. Der glattrasierte charaktervolle Kopf, unter dessen hoher Stirn man weittragende Pläne arbeiten zu sehen meint, ist mit großer Kunst gegen den hellen Hintergrund, einen Ausblick vom Balkon auf eine Berglandschaft, abgesetzt, die Kaffeetasse und die Zigarre machen einen anheimelnden Eindruck, und die auf dem Tische ausgebreitete „Kreuzzeitung“ verrät die Neigungen des Industriellen; das Ganze ist in der kühlen Morgenstimmung ungemein harmonisch zusammengefaßt. So ist das Bild zugleich die Schilderung eines Charakters, ein Zeitdokument und eine malerische Leistung von hohem Range. Im Nebensaale ist eine ganze Wand mit Bildnissen des ehemaligen Lieblings der Berliner, Gustav Richter, behängt. Richter hat seinen Ruhm nicht gestohlen. Es gibt von ihm aus den fünfziger und sechziger Jahren eine ganze Reihe geistvoller und liebenswürdiger Bilder, die in der unbedingt zu gründenden nationalen Bildnisgalerie Ehrenplätze einnehmen werden. Aus dieser guten Zeit stammt auch noch das Bildnis seiner Mutter. Aber wie unerträglich wirken sein Selbstbildnis und die Bildnisse seiner Familie aus dem Jahre 1873 daneben! Da ist alle Distinktion, alles malerische Feingefühl verschwunden, um der banalen Photographenauffassung Platz zu machen. Seht, was für ein schöner Mann ich bin, und was für eine stattliche Frau und hübsche Kinder ich habe!

Digitized by Google

Die Werke sind ganz auf das Niveau des großen Publikums zugeschnitten, das zwischen einer Tasse Kaffee und einem Glase Bier ein paar „nette" Bilder sehen will. Wieviel vornehmer wirkt der Maler der Wiener guten Gesellschaft, Heinrich von Angeli! Die aus derselben Zeit (1874) stammenden Bildnisse des damaligen deutschen Kronprinzenpaares können geradezu als vorbildlich für derartige Werke gelten; sie sind vornehm in der Haltung, sorgsam und doch nicht kleinlich in der Durchführung und dabei malerisch sehr reizvoll. Bei dem späteren Kaiser Friedrich ist die Pose des schönen Mannes nicht ganz überwunden, aber die Kaiserin steht trotz ihrem — wundervoll gemalten und mit dem gelbbraunen Hintergrund zusammengestimmten — roten Hermelinmantel ganz ungezwungen da, schlicht und hoheitsvoll zugleich, mit geistvoll liebenswürdigem Ausdruck — jeder Zoll eine Prinzessin. Auch die späteren Bildnisse des jetzigen Herrscherpaares als Brautpaar oder junges Ehepaar, die im Hohenzollernsaal hängen, sind höchst ansehnliche Leistungen. Freilich muß man bedenken, daß die neuen Bildnisse Konrad Kiesels mit ihren flauen, verwaschenen und doch nicht zusammenstimmenden Farben und das ganz unkünstlerische Bild der Kaiserin und ihrer Tochter von Ferdinand Keller eine sehr wirksame Folie für sie bilden. Man beachte zum Beispiel, welche famose Wirkung Angeli aus dem orangegelben Bande des schwarzen Adlerordens gezogen hat und was Kiesel daraus gemacht hat. Wie vornehm Keller früher zu malen verstand, beweist das Bildnis einer Dame in schwarzseidenem Kleide, mit schwarzem Hut, schwarzen Handschuhen, Schirm

Wilhelm Wandschneider: Jugend. Große Berliner Kunstausstellung 1906.

Digitized by Google

und einem großen braunen Hunde aus dem Jahre 1883. Erwähnt sei auch das schöne Bildnis Oswald Achenbachs von Angeli. Ganz in seiner Nähe hängt ein Bildnis von dem prachtvollen Wiener Meister Hans Canon, der in seinen Bildern stark von den Flamen abhängig ist, aber ihre rauschenden Farben und ihren breiten, sicheren Vortrag so getroffen hat wie kein anderer moderner Meister. Auch bei dem erwähnten Bildnis zeigen die Behandlung der Hände und das Rot des Kissens den Einfluß der alten Meister, aber doch lange nicht so stark wie das Frauenbildnis oder der an van Dyck gemahnende Rüdenmeister oder der mit Jordaensscher Freude am Materiellen gemalte Fischmarkt. Reich und gut ist Lenbach vertreten. Mehr noch als die zwei Bilder des Fürsten Bismarck, das schöne Bildnis Werners von Siemens, das Helmholtzsche Ehepaar, die Landschaft fesseln zwei Damenbildnisse aus dem Jahre 1870, die Gräfin Usedom und Fräulein von Wertheimstein, von denen das letztere sein eindringendes Studium Rembrandts, besonders auch in der Durchbildung der später von ihm so vernachlässigten Hände, deutlich verrät, aber auch nicht unwürdig erscheint, neben dem großen Holländer in eine Galerie aufgenommen zu werden. Sehr gespannt war man darauf, einmal einer größeren Anzahl von Werken von Karl Gussow zu begegnen, der ja in den achtziger Jahren eine große Rolle in Berlin gespielt und auf viele Künstler Einfluß ausgeübt hat. Vor den jetzt ausgestellten Damenbildnissen erscheint das kaum mehr begreiflich. Sie sind mit virtuoser Beherrschung des Stofflichen durchgeführt und weniger geleckt als die Kiesels, von einer starken, selbständigen Persönlichkeit aber ist weder in der Auffassung noch in malerischer Hinsicht etwas zu spüren. Immerhin sind sie bedeutend besser als die zehn Jahre später gemalten Austern- und Schenkmädchen, die es mit jedem Bouguereau an fader Süßlichkeit aufnehmen können.

Wir konnten aus der Fülle des Gebotenen nur einiges herausziehen, doch wird dies genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit auch dieser Retrospektive zu geben. Es sind auch einige Skulpturen — darunter sehr schöne Büsten von Rauch und Rietschel —, vortreffliche Medaillen von dem verstorbenen Wiener Anton Scharff, Zeichnungen und Stiche ausgestellt, doch treten sie an Bedeutung weit hinter den Ölgemälden zurück. Natürlich hat die übrige Große Ausstellung daneben einen schweren Stand, und es mag also zum Teil darauf zu schieben sein, daß sie uns diesmal so ganz besonders leer und bedeutungslos erscheint. Aber daher allein kann der trübselige Eindruck nicht kommen. Eine ganze Anzahl Künstler, die sonst die Aufmerksamkeit in erster Linie auf sich zogen, wie Dettmann, Otto H. Engel haben diesmal recht schwache Werke geschickt, die Münchner Luitpoldgruppe fehlt und hat in Dresden und Weimar keinen guten Ersatz gefunden, das Ausland, das sonst doch immer einige Abwechselung brachte, ist überhaupt nicht vertreten. Eine Probe aufs Exempel konnte ich mit einem Bilde machen, das im vorigen Jahre im Münchener Glaspalast zwischen den anderen kaum bemerkt wurde, hier aber sofort in die Augen fällt.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen unzweifelhaft die im Hohenzollernsaal einander gegenüber aufgehängten großen Bilder von Anton von Werner, „Die Eröffnung des ersten Reichstags nach der Thronbesteigung Wilhelms II.“ und „Der neunzigste Geburtstag Moltkes“. Es steht ganz eigentümlich um den „Fall Werner“. Der Berliner Akademiedirektor, dessen Ernennung seinerzeit wohl allgemein mit Freude begrüßt wurde, hat so leidenschaftlich und erfolgreich gegen alle modernen Bestrebungen Partei genommen, daß der von der anderen Seite gegen ihn geschürte Haß nur zu begreiflich erschien. So wurde er für manche jüngere Künstler geradezu ein Schreckgespenst. Von seinen Werken aber sah man fast nie etwas, wenn man sich nicht darum bemühte. Da ist es denn doch recht gut, wenn einmal gezeigt wird, daß es positiver Verdienste bedarf, um in die höchsten Stellen aufzurücken. Die beiden Werke sind im höchsten Grade achtunggebietend. Es ist etwas echt Preußisches in ihnen. Man hat etwa das Gefühl wie bei einer Parade: jeder Knopf ist blank geputzt, und jeder Griff sitzt. Nicht nur die Architektur und alles Beiwerk, die Uniformen und Waffen, sind tadellos wiedergegeben, auch der Ausdruck und die Bewegungen der meisten

Digitized by Google

Personen sind durchaus charakteristisch. Auch die großen Werke des Velazquez besitzen diese zeremonielle Genauigkeit. Aber der Spanier besaß noch etwas, was hier fehlt, das künstlerische Temperament, das alle Einzelheiten dann doch wieder dem großen malerischen Gesamteindruck unterzuordnen weiß. Am stärksten macht sich dies bei der Reichstagseröffnung bemerkbar. Während man hier die Bildnisfiguren des Vordergrundes bewundert, hat die Hauptgruppe mit dem Kaiser beinahe etwas Nebensächliches und Puppenhaftes. Mag der Vorgang in der Wirklichkeit auch von fern so ausgesehen haben, so hat doch der Künstler in einem solchen Falle über die Wirklichkeit hinauszugehen. Alle die Momente, die außer dem sichtbaren Bilde zur Erhöhung der Feierlichkeit beitragen, muß er mit seinen Mitteln zu ersetzen suchen. Bei dem Geburtstag Moltkes ist wenigstens der Versuch gemacht, das Interesse durch die Behandlung des Lichtes, Mischung von künstlichem und natürlichem Licht, zu erhöhen. Ein wirklicher Meister des Lichtes und der Farbe hätte aber noch ganz andere Wirkungen daraus gezogen. Immerhin: so weit diese Bilder von einem Velazquez oder Rembrandt entfernt sind, so erfüllen sie doch ihren Zweck etwa wie die Malereien eines Lebrun oder van der Meulen in Versailles. Das deutsche Volk wird dem Künstler einst dankbar sein, daß er Vorgänge aus der Geschichte seiner Zeit so treu festgehalten hat.

Hans Baluschek: Mittag. Ausstellung der Berliner Sezession 1906.

Im übrigen ist es schwer, eine Auswahl zu treffen. Wie immer findet sich eine ganze Anzahl hübscher Landschaften, so ein stimmungsvolles, breit gemaltes Winterbild mit großen Bäumen und einem leuchtenden Hintergrunde von Kolbe, eine ernste und doch anheimelnde Hügellandschaft aus der Mark mit einem kleinen See von Max Richter, ein schöne Hoffnungen erweckendes Bild „Bei der Arbeit" von dem Sohne Albert Brendels, ein großes, offenbar von den Belgiern beeinflußtes Städtebild mit einer mächtigen Kirche, „Das tote Veere", von dem Düsseldorfer Clarenbach, ein paar feine Herbst-

landschaften von Liesegang und eine weite, in strahlendem Sonnenlicht sich ausbreitende Landschaft von dem Wiener Tomec; dann natürlich einige gute Bildnisse, vor allem das ungemein vornehme und delikate einer Dame von dem greisen Grafen Harrach und ein natürlich viel besprochenes, sehr lebendiges des Generalleutnants von Trotha von Otto Seeck, ein paar liebenswürdige Intérieurs, einige vortreffliche Steinzeichnungen von Kappstein, eine Anzahl humorvoller Zeichnungen in den Sälen des Verbandes deutscher Illustratoren. Einen tieferen Eindruck machen nur ganz wenige Werke. Drei möchte ich herausgreifen. An erster Stelle Eugen Brachts Bilder aus der deutschen Eisenindustrie: in schlichter Prosa, ohne Meuniersches Pathos vorgetragene Ansichten von Stahlwerken in Hörde und Dortmund, mit ausgezeichneter Darstellung der ungeheuren, alles verschleiernden Rauchmassen in jener vornehmen, durchgeistigten Malweise, wie sie Brachts Schöpfungen eignet. Der Künstler drängt uns nicht seine Meinung über die Dinge auf, sondern zeigt sie uns nur so, wie sie sein Malerauge gesehen hat. Durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen sind wir in den Stand gesetzt, eine Skizze dazu farbig zu bringen. In demselben Saale hängt die „Tänzerin“ (Miß Allan) von Otto Marcus, die nach den Erfolgen Isadora Duncans das Publikum natürlich stark anzieht. Ich glaube, daß der Künstler künftig noch weit über diese auf die Dauer ein wenig leer wirkende Komposition hinauskommen wird, aber die muskulösen Glieder sind so gut modelliert, Bewegung und Beleuchtung so überzeugend wiedergegeben, daß man ihn auch zu diesem Werke warm beglückwünschen kann. Handelt es sich hier um einen rüstig emporstrebenden Künstler, so ist Josef von Brandts, „Hurra!“, eine Szene aus irgendeinem osteuropäischen Kriege, das Werk eines Sechzigers. Aber ein erstaunlich frisches Werk! Welches Leben steckt darin, wie wird der Blick trotz des episodenreichen Vordergrundes auf die Haupthandlung links hinten gelenkt, und wie sind die hellen und leuchtenden Farben zu einheitlicher Wirkung zusammengefaßt!

Die Skulpturen sind wie gewöhnlich hauptsächlich in dem großen Quersaal und in dem hintersten Saal aufgestellt. Letzterer ist diesmal eine wahre Schreckenskammer geworden — dank den beiden Gruppen von Eberlein. Ich habe Eberlein oft in Schutz genommen und meiner aufrichtigen Freude darüber Ausdruck gegeben, als 1900 in Paris sein großes formales Talent anerkannt wurde. Der krampfhaft dichtende Schiller und der erblindende, den Herkulestorso betastende Michelangelo aber liegen so weit jenseits von aller auch nur diskutierbaren Kunst, daß einem nichts übrigbleibt, als schaudernd wegzugehen. Im Quersaal sind vor allem zwei Kollektionen zu sehen, sehr verschiedenartige und verschiedenwertige, meist bekannte Werke von Herter und Büsten und Statuen von dem Charlottenburger Wilhelm Wandschneider, darunter eine etwas akademische, aber fein durchgebildete Bronzestatue „Der Sieger“, eine schöne weibliche Marmorfigur „Jugend“ und eine wundervolle Marmorbüste des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Sehr eigenartig und ungemein lebendig wirken ein paar polychrome Frauenbüsten, bei denen das Material nicht wie bei Klinger nur getönt, sondern wie bei den Florentiner Terrakotten und bei dem Spanier Montañez naturgetreu bemalt ist. Die drohende Gefahr, wachsfigurenartig zu wirken, hat Wandschneider glücklich umschifft. In eigenartigem Gegensatz steht die stilisierte Porträtbüste aus Sandstein, die gleichfalls in diesem Hefte abgebildet ist. Auch sonst sind in diesem Saale noch einige recht hübsche Werke aufgestellt: eine anmutvolle Grabfigur von Hinterseher, Büsten von Götz und Schauß, eine „Sandalenbinderin“ von Lewin-Funcke und anderes. Einige Enttäuschung bereitet dagegen die Ausstellung von Ernst Wenck. Der Künstler zeigt sich in ihr von Rodin, Bartholomé, Lagae und anderen Meistern beeinflußt und kommt darüber nicht zu einer wirklich eigenen Ausdrucksweise. Die schönste Skulptur der Ausstellung ist unzweifelhaft Tuaillons Kaiser Friedrich, dessen Abguß im Vorgarten aufgestellt ist. Selten wohl ist die Verleihung einer großen goldenen Medaille mit solcher Genugtuung begrüßt worden. Die Berliner können sich nun wenigstens eine annähernde Vorstellung davon machen, wie imponierend das Bronzeoriginal in Bremen wirkt.

Digitized by Google

Heinrich Reifferscheid: Beim Abendessen. Ausstellung der Berliner Sezession 1906.

Über die Sezessionsausstellung vor einem so großen Publikum wie dem der Westermannschen Monatshefte zu sprechen, ist sehr schwierig. Aber ich will es versuchen, mich verständlich zu machen. Wenn jemand in jedem Jahre zehntausend oder mehr Kunstwerke anzusehen gezwungen ist, von denen nur ganz wenige über ein gewisses anständiges Durchschnittsmaß hinausgehen, atmet er auf, wenn er einmal einem begegnet, das — anders ist als die anderen, das irgendeinen Nerv in ihm auf besondere Weise schwingen läßt. Das braucht nicht nur durch die neuartige Behandlung eines Gegenstandes zu geschehen, sondern vielleicht schon durch die aparte Zusammenstellung zweier Farben oder durch die Art, wie eine Figur eine andere überschneidet. Für den naiv empfindenden, nicht übersättigten Kunstfreund existieren natürlich solche Beweggründe nicht. Er hat das gute Recht, auch da rundweg abzulehnen, wo wir anderen den Vorzügen zuliebe über die schlimmsten Fehler hinwegzusehen geneigt sind. Auf unseren heutigen Sezessionsausstellungen sind nun solche Fälle nicht etwa vereinzelt, sondern sie bestehen zu einem beträchtlichen Teil aus Werken, in denen ein Funke von Genie mit zäher, widerstrebender Materie ringt, oder aber aus solchen, in denen schlaue Nichtskönner

Digitized by Google

sich genialisch gebärden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Während in Berlin gewisse Gesellschaftskreise aus Snobismus alle diese Erzeugnisse, die talentvollen wie die marktschreierischen, bewundernd anstaunen, lehnen die anderen die ganze Ausstellung ab. Der Kritiker aber befindet sich beinahe in einer verzweifelten Lage. Er muß sich hüten, den Genius zu hemmen, auch wenn er sich zunächst scheinbar verrückt gebärdet, und darf doch mit seiner ablehnenden Meinung nicht hinterm Berge halten, will er das Publikum nicht irreführen. Absolute Werturteile gibt es nicht. So kommt es, daß oft die vernünftigsten Leute hier diametral verschiedene Ansichten über dasselbe Werk haben.

Als Ausstellung der Berliner Sezession ist die Veranstaltung am Kurfürstendamm ziemlich mäßig. Daß Liebermann und Leistikow höchst interessante, selbst in ihren Fehlern interessante Künstler sind, das wissen wir längst, ebenso, daß Slevogt und Kardorff, die beiden Hübner ernst strebende und ernst zu nehmende Männer sind. Aber der junge Nachwuchs, auf den man von Jahr zu Jahr immer wieder hofft, läßt sehr viel zu wünschen übrig. Als Ausstellung an sich ist sie aber wiederum doch recht interessant, weil sie den Beschauer, der in den letzten Jahren nicht aus Deutschland herausgekommen ist, mit einer ganzen Anzahl origineller ausländischer Künstler bekannt macht. Leider ist aber auch hier die Spreu vom Weizen nicht gesondert. Dazu kommt, daß die Bilder lieblos gehängt sind. Das macht sich um so fühlbarer, als die Räume und die prachtvollen Sitzgelegenheiten an sich zunächst einen vornehmen Eindruck hervorrufen.

Den Clou der Ausstellung bildet diesmal eine Szene aus der Sixtinischen Kapelle von Max Liebermann: Leo X. segnet die fremden Pilger. Ich kann mich nicht ganz mit dem Werke befreunden. Nimmt man es als „Impression", so ist zuviel daran herumgedoktort worden, nimmt man es als fertiges Bild, so erscheint es auf halbem Wege stecken geblieben. Liebermann ist nicht bis zu dem echten Impressionismus vorgedrungen, der aus Farbenflecken die Natur vortäuscht. Man sieht doch immer wieder die Farbenflecke. Auf der Höhe seiner Kunst zeigen ihn dagegen die Bildnisse, insbesondere das des Theaterdirektors Baron von Berger, obwohl sie etwas reichlich chargiert sind. Da steckt wirkliches plastisches Leben darin. Slevogt hat ein Damenbildnis und das Bildnis eines Generals ausgestellt. Im Ausdruck ist mir das erstere lieber, während das letztere durch seine Farbenzusammenstellung — die weiße, ordenbedeckte Uniform zu dem roten Lederstuhl — geradezu blendet. Bei beiden aber fehlt die rechte Körperlichkeit, um sie zu wahrhaften Kunstwerken zu machen. Leistikow ist mit einem ungemein vornehmen, ganz aus grünen und weißgrauen Tönen gewirkten „Haus im Park", einer von Nebeldünsten umgaukelten „Liebesinsel" und einem ziemlich anfechtbaren „Reiffrost" vertreten. Corinth, der neulich bei Cassirer eine geradezu abscheuliche Ausstellung hatte, hat eine „Kreuzabnahme" und eine „Kindheit des Zeus" gemalt, die vortreffliche Einzelheiten besitzen, als Bilder aber gleich widerwärtig sind. Der bei der „Kreuzabnahme" eine riesige Butterstulle mit schmunzelndem Behagen verzehrende Krieger ist sogar empörend. Die Synoptiker bezeugen einstimmig die Ergriffenheit des römischen Hauptmanns (Matthäus ausdrücklich auch derer, die bei ihm waren) beim Tode Jesu. Herr Corinth braucht die Heilsgeschichte nicht zu kennen, das ist seine Sache. Aber ihr ergreifendstes Ereignis gleichsam zum Gespött zu machen, das wollen wir uns nachdrücklich von ihm verbitten. Glücklicherweise sind solche Ausschreitungen auch bei den „nichts als Malern" selten. Aber Männer wie Kalckreuth und Israels, die tief empfundene schöne Bilder ausgestellt haben, kann man nur mit Schmerz in solcher Gesellschaft sehen. Von den jüngeren Mitgliedern der Sezession ist von Kardorff am besten vertreten. Sein weiblicher Akt ist etwas gequält, aber durchaus ernst durchstudiert, und eine ebenso ehrliche Arbeit ist das Bildnis seines Vaters. Bei ihm hat man das Gefühl einer strengen Selbstzucht, die zu erfreulichen Ergebnissen führen wird, während der oft mit ihm zusammen genannte Leo von König Gefahr läuft, sich in unfruchtbaren Experimenten zu verlieren. Die beiden Hübner haben tüchtige Werke eingesandt, Robert Breyer ein wun-

Digitized by Google

dervolles, schlechthin vollendetes Stilleben. In rüstigem Vorwärtsschreiten ist **Hans Baluschek** begriffen. Sein „**Mittag**" — eine Arbeiterfrau bringt ihrem unter Bäumen sitzenden Manne das Mittagbrot — und sein „**Vagabund**", der draußen am Havelsee in der Dämmerungsstunde auf einer Bank eingeschlafen ist, sind ebenso charakteristisch aufgefaßt wie seine früheren Bilder und ihnen malerisch noch überlegen. Das wären in der Hauptsache die erwähnenswerten Berliner Bilder der Ausstellung. Die jüngsten Mitglieder überbieten sich derart im wilden Farbenauftrag und sind zum großen Teil in so äußerlicher Nachahmung berühmter Meister befangen, ohne wirklich solides Können zu zeigen, daß uns nichts übrigbleibt als abzuwarten, was aus diesem gärenden Most noch werden wird.

Von den ziemlich spärlich vertretenen, nicht in Berlin ansässigen deutschen Künstlern sei der als Radierer wohl bekannte, als Maler noch kaum hervorgetretene Düsseldorfer **Heinrich Reifferscheid** genannt, der in einer gemütlichen **Szene beim Abendbrot sitzender alter Leute** eine ungemein kräftige Lichtwirkung erreicht hat.

Die ausländischen Werke der Ausstellung machen den Eindruck, als seien sie Meier-Graefe zuliebe ausgesucht worden. Wenigstens finden wir zum größten Teil Werke, die in seiner „Entwickelung der modernen Kunst" dithyrambisch gefeiert worden sind. In diesem Überschwang vermögen wir ihm nicht zu folgen. Vuillards und Bonnards wie alte Gobelins wirkende dekorative Malereien zeigen einen raffinierten, aber doch müden Farbengeschmack. Ich kann mir nicht recht denken, wie man sich dauernd mit Malereien umgeben kann, die nur aus der Entfernung das Ungefähr einer Landschaft mit Figuren vorgaukeln. Ähnlich steht es mit den Neoimpressionisten, denen ein ganzer Saal eingeräumt ist. Früher wurde uns immer gesagt, daß nur durch diese Anwendung reiner Farben die Leuchtkraft der Natur zu erreichen sei, und daß sich die Synthese der einzelnen Farbenflecke im Auge vollziehen solle. Aber die Punkte ziehen sich — wenigstens für das normale Auge — gar nicht zusammen, man müßte denn kilometerweise zurücktreten. Die Neoimpressionisten wollen denn auch gar keinen Natureindruck erreichen. Das Farbengeflimmer ist

Fritz Klimsch: Preisgekrönter Entwurf zum Berliner Virchowdenkmal.

Digitized by Google

ihnen Selbstzweck, die Gegenstände haben nur suggestive Nebenbedeutung. Allein auf diese Weise bekommt ihre Kunst einen gewerblichen Zug und kann die andere Malerei nimmermehr ersetzen. Daß viele ihrer Werke einen höchst pikanten Reiz auf die Netzhaut ausüben, soll keineswegs geleugnet werden. Maurice Denis wird neuerdings als der Fortsetzer, wenn nicht Überwinder von Puvis de Chavannes gefeiert; aber kann die Zukunft einer bewußt archaisierenden, bewußt stammelnden Kunst gehören? Il faut être de son temps, wird uns von den Anhängern der ultramodernen Richtung vorgehalten. Aber Männer ihrer Zeit waren Courbet und Millet, waren Uhde, Liebermann und Kalckreuth. Diese modernsten Franzosen sind nicht der Ausdruck einer Zeit, sondern einer übersättigten, nervösen Gesellschaftsklasse; als solche sehr merkwürdig und interessant, aber auch gefährlich. Bei vielen von ihnen hat man das Gefühl, daß sie im Bewußtsein, nicht stark genug zu sein, um sich auf normalen Wegen auszuzeichnen, durch Bizarrerien auffallen wollen.

Glücklicherweise gibt es auch unter den ausgestellten ausländischen Werken durch und durch gesunde Kunst. Dazu rechne ich die Kollektion des so jung verstorbenen Belgiers Evenepoel, der nicht nur Farbenflecke geistreich nebeneinandersetzen, sondern wirkliches Leben damit hervorzaubern wollte. Sein vor einen matten Gobelin gesetztes „Rotes Bildnis", das uns schon Säle weit entgegenleuchtet, ist weit mehr als eine effektvolle Farbenzusammenstellung. Dazu rechne ich auch den Norweger Werenskiold, die belgischen Maler Laermans, Frederic und Claus und den belgischen Bildhauer Viktor Rousseau, der wohl der talentvollste unter der jüngeren Generation ist. Bei seiner kleinen Bronzegruppe „Freundschaft" wetteifert die Feinheit der Durchbildung mit der Zartheit der Empfindung.

Auf der Sezessionsausstellung ist auch Fritz Klimsch mit drei Werken vertreten, dessen preisgekrönter Entwurf zum Virchowdenkmal in der letzten Zeit so viel hat von sich reden machen. Wir bilden das Werk ab, weil es grundsätzliche und symptomatische Bedeutung hat. Ob die Gruppe die Tätigkeit des großen Mediziners glücklich und verständlich veranschaulicht, darüber kann man wohl seine Bedenken haben. Indes könnte man dem durch eine geschickte Inschrift abhelfen. Aber darum handelt es sich hier zunächst nicht. Es handelt sich darum, ob unsere Straßen und Plätze immer und immer wieder mit stehenden und sitzenden Männlein in Marmor und Bronze bevölkert werden sollen, und ob wir unsere großen Männer nicht besser als mit solchen Hosenskulpturen ehren können. Für wen errichten wir denn Denkmäler? Doch nicht für die Kollegen des Verstorbenen, die jetzt in flammenden Protesten ihren Virchow fordern, sondern für die Nachwelt. Der ist es aber höchst gleichgültig, was für Arme, Beine, Röcke und Hosen unsere Berühmtheiten gehabt haben. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß ein künstlerisch bedeutendes Denkmal nicht nur zu längerem Verweilen, sondern auch zu näheren Fragen nach seinem Sinn und Zweck anregt, während man an den meisten unserer üblichen Statuen achtlos vorübergeht, falls sie nicht gerade die vertrauten Züge eines Luther, Goethe, Schiller, Bismarck tragen. Klimschs Entwurf, der eben nur ein Entwurf ist und bei der Ausführung noch einige Retuschen vertragen könnte, würde deshalb nicht nur zur Verschönerung des Berliner Stadtbildes, sondern auch zum Ruhm des Verstorbenen beitragen. In Hamburg hat man vor kurzem den gewaltigen Roland-Bismarck enthüllt, der nicht minder heftige Einsprache erfahren hatte, jetzt aber als eins der großartigsten Denkmäler unserer Zeit gefeiert wird. Die Erteilung des Preises an Klimsch läßt uns hoffen, daß auch in Berlin ein anderer Geist Einzug halten wollte. Möchte diese Hoffnung nicht zuschanden werden!

Digitized by Google

Wilhelm Zimmer: Auf der Kegelbahn. (1876.) Große Berliner Kunstausstellung 1906.

Zu Gensel: Die bildenden Künste.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Stil- und Modewechsel

Ein Beitrag zur Psychologie des Geschmacks

von

Johannes Gaulke

(Nachdruck ist untersagt.)

Wir haben keinen eigenen Stil! Wie oft haben wir in den letzten Jahrzehnten aus dem Munde zünftiger Ästheten diese tiefgründige Erkenntnis vernommen! Sofern der Stil der künstlerische Ausdruck bestimmter Geistesrichtungen ist, ein Komplex scharf begrenzter Formen, welche die jeweilige Architektur, die Erzeugnisse der Kunst und des Handwerks, das Kostüm und selbst den Habitus des Menschen beherrschen (Haar- und Barttracht usw.), so ist jener Vorwurf durchaus gerechtfertigt. Aber in seiner Begründung treffen die Herren Ästheten meistens daneben. Einmal wird der Mangel einer großzügigen, allgemeinen Weltanschauung als Grund für die Zerfahrenheit in der künstlerischen Formensprache angeführt. Das andere Mal soll das Abwechselungsbedürfnis des modernen Menschen schuld daran sein. Beide Begründungen bleiben auf der Oberfläche haften. Zu einer annähernd richtigen Bewertung der Welt der Erscheinungen gelangen wir erst dann, wenn wir zugleich auch die *Produktions- und Wirtschaftsform* der Zeit in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Beide Faktoren spielen im Zeitalter des Kapitalismus eine so bedeutende Rolle wie etwa in früherer Zeit die Religion.

Während der griechische Tempel sowohl wie der gotische Dom als Ganzes wie in allen Einzelheiten die religiöse Zeitstimmung widerspiegelt, drückt ein moderner Profanbau, das Fabrikgebäude, das Warenhaus oder die Mietskaserne, die ökonomische Grundidee des Kapitalismus aus. Oder stellen wir den Fabrikschlot der griechischen Säule gegenüber. Zwei architektonische Symbole; das eine drückt den Zweckgedanken der kapitalistischen Zeit aus, das andere das Schönheitsbedürfnis des klassischen Altertums ... Wir haben keinen eigenen Stil! Ja, können wir denn überhaupt einen haben? Der Stil, die festumgrenzte Formensprache, kann nicht über Nacht erfunden werden; er braucht Zeit zu seiner Entwickelung. Viele Generationen sind dahingestorben, ehe die Gotik der Idee des Christentums den abgeklärtesten künstlerischen Ausdruck geben konnte. Heute ist die Zeit wie auch die menschliche Arbeitskraft zu einem Wertfaktor geworden. Zeitverlust ist Geldverlust! Der Kapitalismus hält sich nicht mit „zwecklosen" Arbeitsleistungen, die einen Geldverlust darstellen, auf. Werte schaffen, die sich immerfort in neue Werte umsetzen lassen, ist der Zweck aller Arbeit. Die merkantilische Lebensauffassung ist die Ursache des Stilmangels unserer Zeit.

Der Stil ist eine Angelegenheit der Mode geworden. Es ist bezeichnend für das Jahrhundert des Kapitalismus und Industrialismus, daß es keinen eigenen, seine besondere Gedankenwelt reflektierenden Stil hervorgebracht hat. War es ein Charakteristikum der großen Kultur- und Kunstepochen der Vergangenheit, wie der Gotik, der Renaissance, des Barock und Rokoko, daß sie sich ausschließlich eines Stils für die gesamte kirchliche und profane Architektur bedienten, so haben im neunzehnten Jahrhundert fast alle uns räumlich wie zeitlich gleich fernliegenden Baustile eine Neubelebung erfahren — sie sind der Reihe nach „modern" geworden. Selbstverständlich ist der Modernisierungsprozeß nicht bei der Architektur stehen geblieben, sondern er hat sich gleichzeitig auf das Gebiet der Innendekoration und des Kunsthandwerks ausgedehnt.

Fragen wir nach den Gründen dieser eigentümlichen Erscheinung, so sind sie sowohl

Digitized by Google

im Menschen selbst zu suchen, als auch in den wirtschaftlichen Zuständen, die ihm das zeitgemäße Kolorit geben. Die Wandelbarkeit des Geschmacks ist schließlich nur die Resultante der gesamten Lebensbedingungen des modernen Menschen. Festbegrenzte Lebens- und Kunstformen, ein abgeklärter Geschmack, der in einem einheitlichen Stil zum Ausdruck gelangt, kann sich nur unter festen Verhältnissen entwickeln. Der Mensch muß seßhaft sein, „an der Scholle kleben", oder etwas besitzen, das er nach seiner Weise ausgestalten und verschönern kann. Der moderne Großstädter, der in der Verfolgung seiner Berufsinteressen von einem Quartier in das andere gedrängt wird, kann unmöglich Gefallen an seiner engeren Umgebung finden. Sein Leben spielt sich in der Hauptsache außerhalb der vier Wände ab; die Mietswohnung, auf die er nach Lage der Dinge angewiesen ist, die ihm im wesentlichen als Schlaf- und Ankleideraum dient, kann er nur als ein Provisorium betrachten. Das neue Geschlecht, das in den Industriezentren herangewachsen ist, kennt das Heimatgefühl der Altvorderen, denen die Wohnung das erweiterte Ich war, nicht mehr.

Die Abwechselung und Wechselhaftigkeit, welche die moderne Wirtschaft in das Leben des einzelnen bringt, ruft notwendig die Wechselhaftigkeit des Geschmacks hervor. Wir können überall beobachten, daß die Verbrauchsperiode der täglichen Gebrauchsgegenstände immer kürzer wird. Noch zur Zeit unserer Großeltern mußten die Wirtschaftsgeräte, die Möbel und selbst die Kleidungsstücke ein Menschenalter und darüber hinaus aushalten. Man denke an den zu einer komischen Berühmtheit gewordenen „Bratenrock", der sich von dem Vater auf den Sohn vererbte, in dem mehrere Generationen die feierlichsten Augenblicke des Lebens, freudvolle und leidvolle Stunden durchlebten! Heute ist man nicht so sentimental, ein Kleidungsstück seines Alters wegen zu respektieren. Ein Rock oder ein Hut, der viele Jahre hindurch seinen Zweck als Kleidungsstück erfüllen könnte, wird meistens schon nach Ablauf der Saison ohne Berücksichtigung des Gebrauchswertes außer Kurs gesetzt. Ebenso erreicht das Mobiliar in bürgerlichen Häusern kaum die Verbrauchsperiode eines halben Menschenalters. Oft genug überleben die beliebten „Nußbaum"möbel kaum die erste Mietswohnung eines neubegründeten Hausstandes. Entweder werden die Prunkstücke der „guten Stube", das „Vertiko" und der „Trumeau", allzubald unmodern, oder sie gehen gar aus dem Leim — und die Neuanschaffungen nehmen ihren Anfang.

Das Abwechselungsbedürfnis, das unser Publikum als Folge der gesamten Lebenslage und Lebensauffassung beherrscht, erfährt durch die Geschäftspraktiken des modernen Unternehmertums noch eine bemerkenswerte Steigerung. Nach dem kapitalistischen Grundsatz, daß bei einem großen Umsatz und kleinen Preisen immer die besten Geschäfte zu machen sind, arbeitet das Unternehmertum ausschließlich darauf hin, die Kauflust des Publikums anzureizen. Das geschieht, indem es immerfort etwas Neues auf den Markt wirft und das Neue zugleich als das Bessere und Praktischere den Konsumenten anpreist.

Ich will eine Industrie, die ganz besonders mit „Mode" durchtränkt ist, nämlich die Bekleidungsindustrie und ihre Geschäftspraktiken, zu diesem Zweck ein wenig näher betrachten. Wenn bei den Erzeugnissen anderer Industrien (z. B. der Möbelindustrie) der Stilbegriff noch nicht ganz verloren gegangen ist — man sagt in einer gänzlichen Verkennung der ästhetischen Werte: dieser oder jener Stil ist „modern" geworden! —, so scheidet er im heutigen Kostüm überhaupt aus. Die Bekleidungsindustrie kennt nur den Begriff der Mode, der eine vorübergehende Erscheinung ausdrückt, etwas, das keine historische Entwicklung durchgemacht hat, sondern lediglich der Tageslaune entsprungen ist.

Frühere Jahrhunderte, als noch jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Gelehrten, dem Bürger und Bauern, durch eine von der Obrigkeit erlassene Kleiderordnung der Verbrauch von Kleiderstoffen, Zuschnitt und Farbe des Kostüms vorgeschrieben war, kannten keine Mode in unserem Sinne. Das Kostüm bewegte sich in feststehenden Formen; es hatte Stil. Die Mode ist ein echtes Kind unserer Zeit. Ihre Geburtsstunde ist die große französische Revolution, welche der ständischen Organisation ein jähes Ende bereitet hat. Das Bürgertum, das sich nunmehr den anderen Ständen als ein in sozia-

Digitized by Google

ler und wirtschaftlicher Beziehung ebenbürtiger Stand anreihte, riß auch die äußerlichen Merkmale des Standesgeistes nieder. Neben vielen historischen Merkwürdigkeiten verschwanden auch die Kleiderordnungen; für alle Gesellschaftsklassen galt fortan **ein** Kostüm, das zwar in Stoff und Zuschnitt vielfache Nuancen aufweist, aber niemals seine Grundform verleugnet. Frack und Zylinder, diese unmöglichsten aller Kleidungsstücke, haben gleichsam eine symbolische Bedeutung für unser Zeitkostüm erlangt.

Die Vereinheitlichung des Kostüms, die seit der großen französischen Revolution her datiert, hat indessen erst durch die wirtschaftliche Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts eine reale Basis erhalten. Der industrielle Kapitalismus konnte sich nicht mit Kleinigkeiten aufhalten oder gar seinen Absatz auf einen Stand beschränken. Je größer der Umsatz, um so bedeutender der Nutzen! Die Bekleidungsindustrie mußte, wie jede andere, sich an alle Bevölkerungsschichten wenden, um ihre Produkte unterzubringen. Und diese mußten wiederum so beschaffen sein, daß sie dem Bedürfnis aller entsprachen. Je einfacher und zweckentsprechender der Artikel ist, um so größer ist auch die Verkaufschance. Es allen recht zu machen, ist das ganze Geheimnis des kaufmännischen Erfolges. Solange der Gewerbetreibende es immer nur einem recht zu machen hatte, war das Geschäft verhältnismäßig einfach. So hatte der alte Maßschneider immer nur den Geschmack seines Auftraggebers zu berücksichtigen, während der moderne Großindustrielle der Konfektionsbranche nach einem alljährlich durch die Herrscherin Mode festgesetzten Schema, das für alle Länder Geltung hat, fabriziert, um seine Fabrikate überall absatzfähig zu machen.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß der individuelle Geschmack im Kostüm stetig zurücktritt, und daß der Zuschnitt des Kleidungsstückes, die Mode, immer nur für eine bestimmte Produktionsmenge gilt. Sobald der Fabrikant die letzten Reste eines Modeartikels abgesetzt hat, muß er — um auf dem „laufenden" zu bleiben — schleunigst das Allerneueste seinem Publikum anbieten. Die Mode ist demnach — mag sie auch unter dem Vorwande, das sogenannte allgemeine Bedürfnis oder ein besonderes Schönheitsbedürfnis zu decken, „kreiert" werden — nichts weiter als ein wirtschaftlicher Kniff, hervorgerufen durch das Anlage- und Verwertungsbedürfnis des Kapitals.

Somit ist die Mode zu einem Wirtschaftsproblem geworden, das frühere Generationen nicht gekannt haben. Das erste Merkmal der Mode ist, wie bemerkt, ihre allgemeine Gültigkeit. Alle Gebrauchsgüter, vom Hute bis zum Stiefel, vom Überzieher bis zum Hemde, von der Krawattennadel bis zum Spazierstock, aber auch alle Stände und Klassen, alle Länder und Völker hat die Mode in das Bereich ihrer Herrschaft gezogen. Das andere, nicht minder charakteristische Merkmal der Mode ist in ihrem rasenden Wechsel zu sehen. In früheren Zeiten trat ein Wechsel der Bedarfsgestaltung gewöhnlich erst dann ein, wenn der in Betracht kommende Gegenstand gründlich verbraucht war. Heute spielt der Gebrauchswert, namentlich im Damenkostüm, kaum noch eine Rolle. —

Die Mode ist indessen nicht bei der Bekleidungsindustrie stehen geblieben, sondern hat schließlich auch das Kunsthandwerk, die Kunstindustrie und die Architektur in ihr Herrschaftsgebiet gezogen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts alle erdenklichen Stile „modern" geworden sind — ein künstlerisches Armutszeugnis, wie es kaum eine andere Zeit aufzuweisen hat. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte die Kunst überhaupt alle Beziehungen zum Leben und Volkstum verloren. Der Kunstgeschmack hatte den denkbar größten Tiefstand erreicht. Die vornehme Welt und die Geistesaristokratie ästhetisierte zwar viel in ihren Teekränzchen, aber ihre einseitig abstrakte Geistesbildung war nicht dazu angetan, die wirkliche Kunst dem Leben zurückzuerobern. Die Geisteskultur jener Zeit war in ihrer Wesensart eine philosophische, keine künstlerische. Die führenden Geister, die sich an der satten Kultur der Vergangenheit berauschten, waren in ihrem innersten Wesen echte Spießbürger, denen jegliche künstlerische Genußfreudigkeit fehlte. Selbst die Künstler, Cornelius und die übrigen Nazarener und Romantiker, waren Asketen, wie es uns allein schon die

Digitized by Google

schemenhaften Gebilde ihrer künstlerischen Muse andeuten. Die übersprudelnde Lebensfreude, das sinnliche Genießen war ihnen verhaßt, und die Pracht- und Luxusentfaltung galt ihnen als eine Sünde gegen den Geist der Kunst. Legte doch selbst Goethe keinen Wert auf eine luxuriöse Umgebung, die er gerade gut genug hielt für Menschen, die keine Gedanken haben.

Es mag zutreffen, daß die Ästheten und Literaten der Biedermeierzeit aus der Not eine Tugend gemacht haben, indem sie alles von sich wiesen, was als Merkmal einer ästhetischen Kultur gelten kann. Die Zeit war arm an materiellen Gütern, die Tradition mit der genußfähigeren Vergangenheit war infolge der vielen Religions- und Kabinettskriege unterbrochen. Die Leistungen der deutschen Kunst und des Kunsthandwerks waren in Vergessenheit geraten. Das war das Ende des künstlerischen Niedergangsprozesses, der in Deutschland bei Beginn der Religionszänkereien einsetzte. Alle Versuche, Kunst und Handwerk auf einer neuen Basis zu reorganisieren, verliefen, wie es das Beispiel Schinkels zeigt, der selbst kunstgewerbliche Gegenstände „komponierte", resultatlos. Es fehlte allen derartigen Unternehmungen vor allem die wirtschaftliche Basis: Anlagekapital, Arbeitskräfte und Absatzgelegenheit.

Als die Ratlosigkeit am größten war, erschien der neue Herr, der industrielle Kapitalismus, auf der Bildfläche. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte er sich bereits der meisten handwerklichen Betriebe bemächtigt, und nicht lange währte es, da hatte das kapitalkräftige Unternehmertum auch das Kunsthandwerk zu seiner Domäne gemacht. Das Kunsthandwerk wurde mit geringen Ausnahmen zur Kunstindustrie, der ehemals selbständige Kunsthandwerker zu einem Lohnarbeiter und Spezialisten — kurzum, die kapitalistische Produktionsweise wurde auf das Kunsthandwerk ausgedehnt.

Die Wiederbelebung des Kunsthandwerks, von der in diesen Tagen viel gesprochen und noch mehr geschrieben wird, stellt somit eine contradictio in adjecto dar, zutreffender sollte es heißen: Entstehung der Kunstindustrie. Denn die Tradition mit dem alten deutschen Kunsthandwerk konnte schon aus dem Grunde nicht wieder aufgefrischt werden, weil der Industrialismus sich einer anderen Arbeitsmethode bedient als das Handwerk. Maschine und Spezialistentum sind die beiden Faktoren der industriell-kapitalistischen Produktionsweise. Der mittelalterliche handwerkliche Betrieb, der an das künstlerische und technische Vermögen des Arbeiters die höchsten Forderungen stellt, ist in der modernen Wirtschaft überflüssig, ja ein Hindernis der Produktion geworden.

Der moderne Unternehmer braucht „Hände", keine selbständig schaffenden Handwerker und Künstler, in der Industrie wie in der Kunstindustrie. Das Arbeitsprodukt ist nicht mehr die Gesamtleistung einer denkenden Persönlichkeit, sondern ein Komplex von Einzelleistungen vieler Arbeitshände. Das Mittelalter und die Renaissance kannten noch nicht die Teilung der menschlichen Persönlichkeit, weder in der Kunst noch im Handwerk. Der Künstler war zugleich Handwerker und der Handwerker nicht selten Künstler, der Maler war häufig auch Bildhauer und der Bildhauer Architekt, und was für eine ersprießliche Kunsttätigkeit von noch größerer Bedeutung ist: der Künstler beherrschte auch die technische Seite seiner Kunst. Heute sind sogar die einzelnen Künste spezialisiert.

Wenn wir solches berücksichtigen, kann es uns nicht wundern, daß die Produkte der Kunstindustrie sich durch eine ungewöhnliche Nüchternheit auszeichnen, daß sie keinen intimen Reiz auf uns ausüben, wie die Arbeiten des mittelalterlichen Kunsthandwerks, denen die Persönlichkeit des Meisters innewohnt, daß sie in summa stillos sind, geistlose Kopien alter Vorbilder.

Doch was kümmert es den Unternehmer, ob seine Fabrikate die Bedingungen, die man vom Standpunkt der Ästhetik an einen kunstgewerblichen Artikel stellen kann, erfüllen oder nicht! Für ihn gilt es, eine absatzfähige Ware auf den Markt zu bringen. Das Fabrikat muß so beschaffen sein, daß es den Geschmack der Masse trifft. Im Mittelalter war der Konsumentenkreis von kunstgewerblichen Artikeln verhältnismäßig klein. Als Besteller oder Käufer kamen eigentlich nur das Patriziat, die Zunft, die Fürstlichkeit und die Kirche in Betracht. Der mittelalterliche Kunsthandwerker fertigte den Ge-

Digitized by Google

genstand meistens auf Bestellung an; er hatte infolgedessen nur den individuellen Geschmack eines Menschen oder einer kleinen Gruppe von Menschen zu befriedigen. Mit der Industrialisierung des Kunsthandwerks trat eine stetig wachsende Erweiterung des Konsumentenkreises ein. Den Fürsten, der Kirche und den Ständen schloß sich das Bürgertum und schließlich auch das besser gelohnte Proletariat als kunstkonsumierendes Publikum an. Die Folge war eine fortgesetzte Verbilligung und Verschlechterung des Artikels.

Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kunstindustrie sich in Deutschland ausbreitete, da spielte die Form und das Material des Gegenstandes überhaupt keine Rolle. Das künstlerisch ungebildete, nur kaufmännisch geschulte Unternehmertum hat sich des in Deutschland lange Zeit vernachlässigten Kunstgewerbes angenommen, weil es materielle Erfolge versprach. Die Zeit lag für die „Wiederbelebung" des Kunsthandwerks äußerst günstig. Nach einer dürftigen Wirtschaftsperiode war Geld ins Land gekommen — für deutsche Verhältnisse ganz ungewöhnliche Summen. Die ganze Nation hatte sich in einen Gründertaumel gestürzt, das Kapital drängte nach Anlage und Verwertung. Geldverdienen und Geldausgeben war das Leitmotiv der Zeit. Aus der günstigen Wirtschaftskonjunktur zog aber nicht nur das Unternehmertum seinen Nutzen, sondern auch die Arbeiterschaft. Die Löhne schnellten plötzlich in die Höhe, die gesamte Lebenshaltung stieg, selbst der unteren Schichten hatte sich eine gewisse Verschwendungssucht und ein verschwommenes ästhetisches Bedürfnis bemächtigt. Das Variété und die halsbrecherischen Künste, das Panorama und Panoptikum kamen zu hohen Ehren — was Wunder, daß bei dem großen Reigen auch etwas für die dekorative Kunst abfiel! „Schmücke dein Heim!" das war die Devise, mit der die kunstgewerblichen Ramschartikel, die Nußbaummöbel, die Nippes, die Bronzen, die Öldruckbilder u. a. m. auf den Markt gebracht wurden.

Die Artikel der Kunstindustrie waren in Deutschland neu, und da alles Neue seine Liebhaber findet, so war der Absatz günstig; es trat geradezu eine Hausse auf diesem Gebiete ein. Die Fabrikanten der Bronze- und Zinkgußindustrie, der Porzellan- und Terrakotta-, der Möbel- und Holzschnitzindustrie konnten kaum die gewaltige Nachfrage decken. Es fehlte bald an Mustern. Das kaufkräftige Publikum forderte ohne Unterlaß etwas Neues, und die Unternehmer gaben sich alle erdenkliche Mühe, effektvolle und „originelle" Artikel herzustellen. In der Kunstindustrie wiederholte sich das neckische Spiel der Mode, das sich bereits in der Kleiderbranche vorzüglich bewährt hatte. Für den rasenden Stil- und Modewechsel der siebziger und achtziger Jahre erscheinen mir die Fabrikate der Bronzeindustrie besonders bemerkenswert. Als die neue Bewegung im Kunsthandwerk oder in der Kunstindustrie in Deutschland einsetzte, bevorzugte man das „Altdeutsche".

Die erste Münchener Kunstgewerbeausstellung im Jahre 1876 stand noch im Zeichen der deutschen Renaissance. Als das „Altdeutsche" nicht mehr zog, griff man auf alte italienische Vorbilder zurück. Einige Zeit war in der Kunstindustrie ein korrupter italienischer Renaissancestil, der sich weiterhin in barocke Formen auflöste, tonangebend. Darauf wurden die Stile der französischen Könige „modern". Die zahlreichen Artikel der Bronzeindustrie, die Bilderrahmen, die Schreibzeuge, die Aschbecher, die Leuchter und Lampen usw. lassen uns den Modewechsel der Stile am deutlichsten erkennen; sie zeigen uns aber auch, wie das Kapital sich die Ideen der Vergangenheit zu nutze macht, ohne bei seinem Verwertungsprozeß neue ästhetische Werte zu schaffen.

Die „Wiederbelebung" des Kunsthandwerks hat in der Hauptsache nur eine Verwilderung des Geschmacks hervorgerufen, wie sie grauenhafter kaum gedacht werden kann. Die ästhetisierende Teegesellschaft der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte allerdings auch keinen Kunstgeschmack, sie hatte aber in ihrer spießbürgerlichen Lebensführung Stil aufzuweisen. Die Bedürfnisse der Menschen waren geringe, die Anregungen, die sie von außen empfingen, schwache; sie führten ein selbstgenügsames Dasein. Dann kam der industrielle Kapitalismus und überschüttete die Welt mit ungezählten Gebrauchs- und Luxusartikeln, die jedermann für wenig Geld zugänglich waren. Es mußte schon aus diesem Grunde eine vollständige Entwertung

Digitized by Google

der Dinge eintreten. Der Markt war eines Tages überfüllt. Ein Fabrikant, der sich über Wasser halten wollte, mußte zu den verzweifeltsten Mitteln greifen. Eine fortgesetzte Preisreduzierung und Verschlechterung der Qualität der Fabrikate war die Folge der Überproduktion in der Kunstindustrie. Um diese Zeit — etwa Ende der siebziger Jahre — standen die Mark- und Fünfzigpfennigbazare in Blüte. Auch ein Merkmal der Geschmacksverwilderung!

Es kam die Zeit der „Imitationen", der Pseudo- und Attrappen„kunst". Die Kunstindustrie hatte bald große Erfolge aufzuweisen in der „Kunst", einem minderwertigen Material den Anstrich und Zuschnitt des echten zu geben und die technische Eigenart eines Stoffes auf den anderen zu übertragen. Es ist kaum ein Gebiet der Industrie von der „Imitation" verschont geblieben. Die Bronzeindustrie verlegte sich auf die Herstellung von „künstlichen" Bronzen, d. h. von Zinkgüssen, die durch einen galvanischen Überzug und eine raffinierte Patinierung einen bronzeartigen Anstrich erhielten. Bald darauf kam die „Galvanobronze" auf. Das Verfahren war noch einfacher; es brauchte nur ein Gipsabguß auf galvanischem Wege mit einer Kupferschicht überzogen zu werden, und die „Galvanobronze" war fertig.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Imitations- und Verbilligungsmethoden in der Kunstindustrie anführen. Der berühmten „Nußbaum"möbel, die immer noch die Magazine füllen, habe ich schon Erwähnung getan. Die „Kunststein"industrie hat zur Verschönerung der Mietskasernen-Architektur das ihrige geleistet. Die Innendekoration, die mit billigen Stuckartikeln, Leder- und Holzimitationen der Mietswohnung einen kostbaren Anstrich gibt, hat in vieler Beziehung den Rekord erreicht. Die Galanteriewaren-, Gold- und Silber„ersatz"-industrie leistet nicht minder Hervorragendes in der Imitation. Oft genug ist es nur mit Hilfe exakter Apparate möglich, das Echte von dem Unechten zu unterscheiden. —

Die dem Kapitalismus eigene Massenfabrikation in Verbindung mit der Modernisierungs- und Imitationstendenz der modernen Industrie hat die Entwickelung eines neuen Stils Jahrzehnte hindurch aufgehalten — vorausgesetzt, daß überhaupt die Vorbedingungen hierzu erfüllt waren oder ein derartiges Bedürfnis vorhanden war. Ein geistiges Armutszeugnis wie es keine andere Zeit sich selbst ausgestellt hat. Das sahen schließlich die Künstler und Ästheten von Fach selber ein. So durfte es nicht weitergehen, wollten wir nicht im Sumpfe des Industrialismus ersticken.

Schon in den siebziger Jahren hatten ehrliche Künstler und Handwerker sich redlich bemüht, durch Wiedererweckung der alten Formensprache, durch Wiederaufnahme der mittelalterlichen Tradition das Kunsthandwerk zunächst neu zu beleben und es weiterhin selbständig zu entwickeln. Es wurden sogar zu diesem Zweck Kunstgewerbeschulen gegründet, um die neue Generation mit den Stilen der Vergangenheit bekannt zu machen und sie auch technisch im Sinne der alten handwerklichen Arbeitsmethode auszubilden. Die Kunstgewerbeschulen hatten höchst respektable Leistungen aufzuweisen, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, keine eigenartigen. Mit bewunderungswürdigem Fleiß hatten die Schüler die Prunkstücke der Museen kopiert und sich den Formenschatz der alten Meister angeeignet. Das war das Gesamtresultat der akademischen Lehrmethode im Kunsthandwerk. Für die Praxis war es von keinem Belang. Wir haben gesehen, wie der industrielle Kapitalismus mit den Vorbildern der Vergangenheit umgegangen ist.

Es ging also nicht so weiter. Man mußte sich auf die eigenen Füße stellen, um Eigenes hervorbringen zu können. Die Propagandisten des „neuen" Stils hatten ferner eingesehen, daß Material und Form des Gegenstandes in Einklang gebracht werden müsse, um eine das Auge befriedigende (ästhetische) Wirkung zu erzielen. Der Industrialismus hatte durch die Massenfabrikation und die ihm eigene Imitationsmanie alle ästhetischen Werte auf den Kopf gestellt. Der Gegenstand schien nur noch des Ornaments willen dazusein, der ihm innewohnende Zweck wurde kaum noch durch die Form ausgedrückt. Ich erinnere mich eines kunstgewerblichen Stiefelknechts, der derart mit Ornamenten übersponnen war, daß man sich bei seiner Benutzung sicherlich einige Hautabschürfungen zugezogen hätte. Dieses Mon-

Digitized by Google

strum galt noch vor anderthalb Jahrzehnten als Prunkstück einer kunstgewerblichen Ausstellung. Ich weise ferner auf die mit minderwertigen protzenhaften Bauornamenten beklebten Fassaden der Mietskasernen der achtziger Jahre hin, die jeder Ästhetik Hohn sprechen.

Fort mit den Ornamenten! Fort mit jedem überflüssigen Beiwerk, das dem Gegenstand wie ein Parasitenschwarm anhaftet, um ihn zu erdrücken! Ein großer Reinigungsprozeß setzte ein. Die schauerlichen Fassaden der Mietskasernen, die Möbel, die Gebrauchs- und Luxusgeräte wurden ihres lächerlichen ornamentalen Beiwerks entkleidet. Die Grundidee des neuen Stils gipfelte in der scharfen Betonung des Zweckmäßigen. Die sich aus der Konstruktion des Gegenstandes ergebende Form sollte unter allen Umständen gewahrt bleiben. So hatte u. a. ein Stuhl in seiner gesamten Erscheinung lediglich den Zweckgedanken, dem er entsprossen ist, auszudrücken. Eine mit scharfkantigen Ornamenten gezierte Lehne, wie sie unter der Herrschaft des „altdeutschen" Stils Mode war, stellte an sich schon eine Stilwidrigkeit dar. Ein Gebrauchsgegenstand hat keinen dekorativen Zweck zu erfüllen, sondern soll, wie es der Name schon ausdrückt, gebraucht und weiterhin verbraucht werden. Jedenfalls muß das Ornament — sofern es überhaupt noch Verwendung findet — so beschaffen sein, daß es sich der aus der Konstruktion hervorgegangenen Form des Gegenstandes anschmiegt.

Im letzten Jahrzehnt sind von vielen Künstlern mannigfache Versuche unternommen worden, die neue Formensprache zu verallgemeinern; neben zahlreichen verfehlten Experimenten sind auch einzelne höchst beachtenswerte Leistungen, die tatsächlich den Reiz der Neuheit und Eigenart aufweisen, erzielt worden. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die künstlerische Wesensart des werdenden Stils im einzelnen darzustellen; ich vermag nur auf die Tendenz und die Grundidee der neuen künstlerischen Bewegung hinzuweisen, die einem besonderen Zweckgedanken entsprungen ist. Aus diesem Grunde kann ich dem neuen Stil eine günstige Prognose stellen, scheint er doch geradezu aus dem Geiste des Kapitalismus heraus geboren zu sein. Der Zweckmäßigkeitsgedanke beherrscht die Welt, das Wirtschaftssystem, die Menschen und schließlich auch ihre engere Umgebung: das Kostüm, die Gebrauchs- und Luxusgegenstände, die Möbel, die Häuser u. s. f. Es scheint, daß der kapitalistische Zweckgedanke in der Industrie und Kunstindustrie den Geschmack noch in ungeahnter Weise beeinflussen wird. Schließlich sind die Grundelemente der Architektur und weiterhin die der angewandten Künste immer der Ausdruck eines besonderen Zweckgedankens gewesen. Es ist wohl noch keinem Architekten eingefallen, ein Gewölbe um seiner Schönheit willen zu konstruieren; wo wir es auch antreffen, erfüllt es einen architektonischen Zweck. Aus dem Zweckgedanken ergab sich die Form. Daher erscheinen uns alle Gegenstände, die ihren Zweck durch die ihnen eigene Form ausdrücken, als harmonisch abgestimmt, stilvoll, gemeinhin als schön, mögen sie auch den denkbar verschiedensten Ideenkreisen angehören. Unsere ästhetischen Vorstellungen sind an kein bestimmtes Schema gebunden. Die klassische wie die gotische Architektur, die doch in ihrer Erscheinungsform die denkbar größten Gegensätze ausdrücken, ist jede für sich betrachtet schön; eine jede stellt eine in sich geschlossene Stileinheit dar.

Was wird weiter folgen? Wir leben in einer neuen Eisenzeit. Frühere Epochen begnügten sich mit Stein und Holz als Ausführungsmaterial in der Architektur. Der industrielle Kapitalismus bedient sich für seine Unternehmungen vorwiegend des Eisens. Er hat selbst die Erde mit einem Eisen- und Drahtnetz umsponnen. Die Gebäude, die industriellen oder Handels- und Verkehrszwecken dienen, sind vorwiegend aus Eisen konstruiert. Die Maschinen, die modernen Verkehrsmittel, die Lokomotiven, Dampfer und Kraftwerkzeuge, sind fast ausschließlich aus diesem Material hergestellt. Nun liegt es aber in der Eigenart des Eisens, daß es keine willkürlichen Verschönerungen verträgt. Und ebenso läßt der besondere Zweck genannter Gegenstände keine willkürlichen Abweichungen und Ornamentierungen zu. Eine Staatskarosse des achtzehnten Jahrhunderts ließ sich durch plastische Ornamente verschönern, ohne daß derartige Verschönerungen gerade ein Hindernis für die Beweglichkeit

des Fahrzeuges bildeten. Ebenso vertrug das alte Segelschiff aus Holz eine reiche Ornamentierung, ohne daß seine Fahrgeschwindigkeit dadurch eingeschränkt wurde. Man stelle sich dagegen eine Lokomotive nach Art der alten Vehikel „verschönt" vor! Nicht allein das Material, auch der Zweck der Lokomotive wie die räumlichen Verhältnisse, denen sie zugewiesen ist, würden jeden Verschönerungsversuch energisch abwehren.

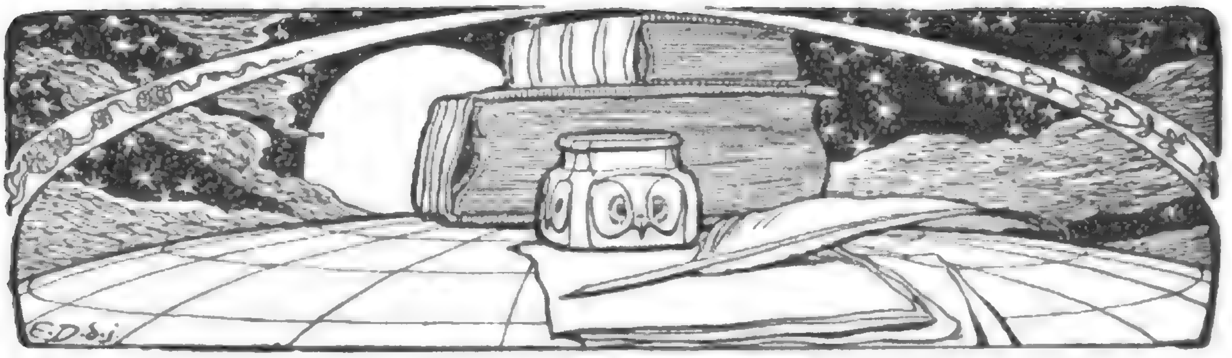
In allen Betriebs- und Verkehrsmitteln unserer Zeit ist demnach aus Zweckmäßigkeitsgründen die konstruktive Form gewahrt worden. Eine Erscheinung, die nicht ohne Einfluß auf die ästhetische Anschauung des modernen Menschen bleiben konnte. Die neue Stilbewegung in der Architektur und den angewandten Künsten durfte überhaupt dieses Moment nicht umgehen, wollte sie sich mit Erfolg durchsetzen. Ich konnte daher den werdenden Stil als eine aus dem Geiste des Kapitalismus geborene Erscheinung bezeichnen. Der industrielle Kapitalismus, der durch eine sinnlose Nachbildung der alten Formen eine so große Geschmacksverwüstung angerichtet hat, tritt zum erstenmal als Schöpfer einer neuen ästhetischen Wertung der Dinge auf.

Die Erscheinungsform des neuen Stils wird demnach bestimmt erstens durch den Zweck, den der Gegenstand zu erfüllen hat, zweitens durch das moderne Herstellungsverfahren. Es werden daher die geschichtlich überkommenen Eigenarten der alten Stile, die zum größeren Teil durch die handwerkliche Produktionsweise bedingt waren, kaum wieder zur Geltung kommen. Die moderne Technik, die maschinelle Produktionsweise drängt geradezu auf eine einheitliche Behandlung des Gegenstandes, die alles Zufällige und Individuelle ausschließt, hin. Der neue Stil steht von vornherein im Zeichen der Massenfabrikation. Der moderne Konsum erstreckt sich auf alle Bevölkerungsschichten. Die meisten Industrie- und Kunstindustrieprodukte sind für die Gesamtheit bestimmt, die Verkehrs- und Betriebsmittel dienen schließlich dem ganzen Volke. Während sich früher der Bedarf an Erzeugnissen der Kunst und des Kunsthandwerks fast ausschließlich auf die oberen Schichten der Bevölkerung erstreckte, beansprucht heute ein jeder seinen Anteil aus der Produktionsmenge, mag er auch noch so geringfügig sein. Unsere Zeit steht im Zeichen der kollektiven Bedarfsbefriedigung in Kleidung und Lebensunterhalt, in Kunst und Literatur, zu Hause wie auf der Reise, im öffentlichen wie im privaten Leben. Ich nenne nur als Stätten der öffentlichen Bedarfsbefriedigung die zahlreichen Theater und Konzerthäuser, die Hotels und Restaurants, die Cafés und Bars, die Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, die Warenhäuser und Ausstellungen. Das moderne Wirtschaftsleben neigt immer stärker nach einer öffentlichen Pracht- und Luxusentfaltung, da sich das Leben der meisten Menschen außerhalb der Wohnung abspielt.

Einheit der Form, Einheit der Bedarfsgestaltung, Einheit des Geschmacks! Das kapitalistische Wirtschaftssystem übt in jeder Beziehung nivellierende Wirkungen aus. Das gleichartige Milieu in bezug auf die Wohnung und Produktionsstätte, die automatische, schablonenhafte Arbeit führt notwendig zu einer Schablonisierung der allgemeinen Bedürfnisse, des Denkens und des Geschmacks. Die Vereinheitlichung des Kostüms für alle Berufsstände und Klassen, arm und reich, jung und alt, ist durch den Kapitalisierungsprozeß der Kleiderindustrie bewirkt worden. Wie im Kostüm, so bilden sich aber auch in allen Gebrauchs- und Luxusartikeln infolge der gleichartigen Bedürfnisse der Menschen und der gleichartigen maschinellen Herstellung stetig festbegrenzte, allgemein anerkannte und gangbare Formen heraus.

Wie die Mode, so ist auch der Stil eine aus dem Anlage- und Verwertungsbedürfnis des Kapitals hervorgegangene Erscheinung. Der Kapitalismus hat die hergebrachten ästhetischen Werte „Schön" und „Häßlich" vernichtet, wie überhaupt die an sich „zwecklose" Schönheit aufgehoben und eine neue Wertung der Dinge nach den Gesichtspunkten des Zweckmäßigen und Angenehmen, des Komforts, angebahnt. Für den künftigen Ästhetiker werden daher die Begriffe „Schön" und „Zweckmäßig" einerseits, „Häßlich" und „Unzweckmäßig" anderseits gleichbedeutend sein.

Digitized by Google



Literarische Rundschau

Goethe und Schiller

Man kann es sich nicht mehr verhehlen: die Goethe- und Schillerliteratur, auf deren wichtigere Erscheinungen wir an dieser Stelle zur Zeit von Goethes Geburtstag einen Jahresrückblick zu halten pflegen, ist gegenwärtig stark im Abnehmen begriffen. An sich wäre das nicht verwunderlich, da uns die auf das Goethejubiläum von 1899 folgenden Jahre und das Schillerjubiläumsjahr 1905 eine Hochflut von Goethe- und Schillerschriften gebracht haben, vor deren überreichem Segen man sich schließlich schon bekreuzigen mochte. Aber leider ist nicht bloß ein Zurückbleiben in der Zahl der Schriften, sondern auch in dem Wert und in der Bedeutung ihres Inhalts zu verzeichnen. Noch, scheint es, ist der rechte Übergang aus der Periode eines überreichlich strömenden Quellenmaterials zu der Periode der Verwertung und Darstellung nicht gefunden, es bereitet sich erst ganz langsam und leise eine neue Betrachtungsart und Belebungsmethode vor, die nicht bloß auf dem Papiere, sondern für den lebendigen Tag alles das fruchtbar zu machen sucht, was die vorausgegangenen Jahrzehnte an den Strand geworfen haben. Es geziemt sich nicht, über diese der gesunden Entwickelung notwendige Zwischenzeit zu klagen; aber die augenblickliche Armut könnte es ebensowenig verzeihlich machen, wenn man nun etwa versuchte, das Belanglose und Nichtige zu einer Scheinbedeutung aufzublasen, mit der mitleidigen Absicht, den Mangel zu verhüllen. Wir werden uns in unserer diesmaligen Übersicht deshalb möglichst kurz zu fassen suchen und nur alles das herausgreifen, was irgendwo einen lebendigen Keim in sich hat.

Die Jubiläumsausgabe von Goethes sämtlichen Werken, die Eduard von der Hellen in Verbindung mit zahlreichen Literarhistorikern und Kunstgelehrten bei Cotta herausgibt, ist mittlerweile im Begriff, ihren Ring von vierzig Bänden zu schließen, wenn auch gerade zu Anfang der Bändefolge noch einige wichtige Nummern fehlen. Im Laufe der letzten Monate sind vier weitere Bände erschienen: im fünften der ganzen Reihe beschert uns Konrad Burdach eine Ausgabe des Westöstlichen Diwans, deren Einleitung es in richtiger Erkenntnis ihrer Aufgabe verschmäht, etwa den ganzen unendlichen Gedanken- und Gefühlskreis dieser Goethischen Weisheitsdichtung zu durchmessen, die dafür aber als ein Muster philologischer Exaktheit und geschichtlichen Tatsachensinnes bezeichnet werden muß. Ein jüngerer Gelehrter, der Leipziger Universitätsprofessor Albert Köster, hat im siebenten Bande die Goethischen Jugenddramen, also „Die Laune des Verliebten", „Die Mitschuldigen", das „Concerto dramatico", den „Satyros", „Götter, Helden und Wieland" und, was in der Nähe gewachsen ist, im Anschluß daran dann aber auch die Farcen und Satiren der späteren Zeit vereinigt. Seiner kurzgeschürzten, energisch vorwärts eilenden Einleitung wird man die Sparsamkeit des Wortes danken, da bei diesen leichten Kindern Goethischer Augenblickslaune umfangreiche ästhetische Würdigungen übel am Platze wären und zeitgeschichtliche Quellen- und Parallelstudien den Rahmen einer solchen Einführung bald sprengen würden. Dafür ist Platz und Gelegenheit genug in den Anmerkungen, in die sich vertiefen mag, wer diesen kecken Dokumenten der Genieperiode weiter nachgehen will, die aber ebenso leicht jeder überschlagen kann, der an dem Goethischen Wort selbst genug hat. Eine sehr schwierige Aufgabe ist dem Herausgeber des Ganzen, Eduard von der Hellen, mit der Einleitung zum „Götz von Berlichingen" (10. Band) zugefallen. Hier war, auch im Hinblick auf die populären Zwecke der Ausgabe, die Skizzierung der Textgeschichte nicht zu umgehen, und so hat es denn der Herausgeber auf dem knappsten Raume wohl oder übel versuchen müssen, den Lesern das Verhältnis der verschiedenen Ausgaben und Bearbeitungen klarzumachen. Auch kann es nur recht und billig erscheinen, daß uns in diesem Bande die Goethische Dichtung in zwei Gestalten dargeboten wird: als

Digitized by Google

„Götz von Berlichingen", also die Bearbeitung von 1773 in der Form, die Goethe dem Schauspiel bei seiner Aufnahme in die erste eigene Sammlung seiner Schriften von 1787 gab, und die auch später bei der Wiederholung in den Cottaischen Ausgaben von 1807, 1816 und 1827 nur wenige beabsichtigte Änderungen erfuhr, und in der zweiten Hälfte des Bandes als die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert", also diejenige Fassung, die zuerst 1832 in den nachgelassenen Werken in einem wenig genauen Abdruck erschien. Für die Textgestaltung hat hauptsächlich die Vergleichung eines äußerst seltenen Zwischendruckes zwischen der ersten (1807) und der zweiten Cottaschen Ausgabe (1816) geholfen, der, nebenbei bemerkt, nicht anders als in einer amerikanischen Universität (Northwestern University in Evanston in Illinois) aufgetrieben werden konnte. Der vierzehnte Band, von Erich Schmidt besorgt, enthält dann den zweiten „Faust" und erklimmt damit den höchsten und gefährlichsten Gipfel der gesamten Ausgabe. Wir dürfen uns wohl beglückwünschen, daß die Aufgabe, dieses Werk der größten Weite und tiefsten Fülle auf zweiunddreißig Druckseiten einzuleiten, einem Gelehrten zugefallen ist, der mit so entschlossener Energie alles Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden weiß, und der sich, den Blick fest aufs Ziel gerichtet, nirgends von seinem geraden Wege in die Sümpfe und Dickichte der einst so beängstigend florierenden Kommentarweisheit ablenken läßt. Alles einzelne und besondere ist auch hier in die lange Kette von Schleppkähnen verfrachtet, die sich Anmerkungen nennen. Die Einleitung selbst hält sich von allem philologisch-antiquarischen Kleinkram glücklich frei und bewahrt sich so die Möglichkeit, getreu ihrem Motto, ein „Luginsland" zu errichten, „um ins Unendliche zu schauen".

Wenig Neues ist insbesondere über Goethes Leben und über seine Beziehungen zu einzelnen Personen hervorgetreten. Den Band, den Friedrich Tewes aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben hat (Berlin, Georg Reimer; 8 Mk.), und die Unterhaltungen Sorets, des Erziehers des späteren Großherzogs Alexander, die als eine Fortsetzung der Eckermannschen Gespräche dienen dürfen (Weimar, Böhlau; 4 Mk.), haben wir schon vor einiger Zeit gewürdigt. Dort sind eigentlich nur die letzten hundert Seiten für Goethes Leben einigermaßen wichtig, insofern als hier Eckermanns Bemühungen um die Reinheit der Goethischen Texte und um die buchhändlerische Verwertung der Schriften im Mittelpunkt steht; hier wird eigentlich nur eine Quelle für Eckermann aufgedeckt, wobei es dann freilich nicht fehlen kann, daß manches herrliche Wort des Meisters klarer und frischer zutage tritt als in den abgeleiteten Aufzeichnungen Eckermanns, ja daß manche Äußerung Goethes ein neues Gesicht und eine vertiefte Bedeutung erhält. Aus dem vom Herausgeber dieser Unterhaltungen, dem weimarischen Archivdirektor Dr. Burkhardt, beigegebenen Lebensabriß Sorets erfahren wir, daß dieser Schweizer als Siebenundzwanzigjähriger 1822 zu dem damals knapp vierjährigen Karl Alexander berufen wurde, und daß er in diesem Wirkungskreise bei den verschiedensten Anlässen und in den verschiedensten Stimmungen mit Goethe zusammentraf, so daß wir uns nicht wundern können, wenn er diesen nicht bloß als schöpferischen Künstler und genießenden Kunstfreund, sondern auch als Gesellschafter und als Familienmenschen genauer kennen gelernt hat als mancher andere, der ihm geistig näher stand. So darf man es als einen glücklichen Gedanken bezeichnen, daß Friedrich Bernt, der Eckermanns Gespräche in einer geschmackvoll eingeleiteten und dabei billigen Ausgabe bei Otto Hendel (Halle a. S.) neuerdings herausgegeben hat, dem Eckermannschen Texte in einem Anhang gleich die Soretschen Aufzeichnungen hinzufügt. Er schafft seiner Ausgabe so auf geschickte Art einen Vorsprung vor allen anderen, meistens teureren Ausgaben der Gespräche.

Seit Felicie Ewart im Goethejubiläumsjahr 1899 ihre verherrlichende Studie über Goethes Vater geschrieben hat, ist die Rettung dieses bis dahin doch vielleicht allzu pedantisch aufgefaßten Mannes Mode geworden. Auch Hermann Krüger-Westend in seiner kleinen Schrift über Goethes Eltern macht es sich zur Aufgabe, eine Lanze für den strengen Zuchtmeister der Goethischen Jugend zu brechen, ohne deshalb die tiefere Bedeutung der Mutter zu verdunkeln (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; 1 Mk.). Um zu der harmonischen Verbindung zwischen Genie und Talent zu gelangen, konnte Goethe, meint der Verfasser, der hervorragenden Charaktereigenschaften seines Vaters nicht entbehren. Die Mutter allein hätte ihm das nicht geben können. In ihm entwickelten sich die Naturen der Eltern gleichsam fort zum Urbilde des vollkommenen Menschen, und gerade beim greisen Dichter tritt das elterliche Doppelerbteil deutlich hervor, dem Erkenntnisatze entsprechend, den Goethe im November 1812 niederschrieb: „Hochernst müssen wir sein, um nach alter Weise heiter zu sein."

Auf eine Rettung geht auch das aus Albert Bielschowskis Nachlaß veröffentlichte Buch „Friederike und Lili" aus (mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers, München, C. H. Beck). Zwar das Bild der Sesenheimer Jugendgeliebten bedarf dieser Verklärung heute kaum noch, und Bielschowski hat sich denn auch von aller wortreichen Verherrlichung Friederike Brions, die doch nur in Wiederholungen schwelgen könnte, fern gehalten, um statt dessen — Goethes Geliebten als Emanationen seines eigenen Geistes zu betrachten. Unsere Freunde und Feinde, meint er geistreich, seien die Außenerscheinungen der Konflikte unseres eigenen Ichs; wir haben keinen Freund und keinen Feind, zu dem wir nicht innerlich in einem für uns selbst entscheidenden Verhältnis stehen. Davon ausgehend faßt und erläutert Bielschowski die beiden Jugendgeliebten Goethes als Offenbarungen zweier Seiten der

Digitized by Google

Goethischen Natur selbst, in der von Anfang an zwei weibliche Ideale schlummerten, um in Kunst und Erlebnis später in leibhaftigen Gestalten vor ihn hinzutreten. Friederike, in der Kunst als Gretchen, Klärchen und Marie (Clavigo und Götz) wiederkehrend, ist die Hingebung, die Zärtlichkeit, die Demut, genug die Weiblichkeit im passiven Sinne des Wortes: Lili Schönemann, die Frankfurter Patriziertochter, das Vorbild der Dorothea, wie Bielschowski einleuchtend nachweist, leitet schon zur Gebietermacht und zur besänftigenden Hoheit des Weibes hinüber. Das bedingt, daß wir hier ein wesentlich anders geartetes Bildnis der als kokett und flatterhaft verschrienen Lili erhalten, von der Goethe doch bekannt hat, daß er sie am meisten von allen geliebt habe, und deren charaktervolle Entwickelung in einem an Schicksalsschlägen reichen Leben doch wohl dafür spricht, daß sie mitnichten die hohle Gesellschaftsdame war, die Lewes, Düntzer, Stahr, ja auch noch Herman Grimm in ihr gesehen haben. Blicken wir auf das, was sie innerlich aus sich gemacht hat, so dürfen wir wohl sagen, daß sie, Frau von Stein abgerechnet, die ebenbürtigste war, die des Dichters Liebe genoß. Der Grund, weshalb Goethe sich ihr dennoch im letzten Augenblick entwand, war kein anderer als der, der ihn aus den Armen Friederikes trieb: er scheute die Fesseln, nicht für seine bürgerliche Existenz, sondern für seine innere Entwickelung, und meinte, mit dem stolzen selbstherrlichen Egotismus des Genies, vor seinem Gewissen eher die Schuld eines Treubruchs auf sich nehmen zu können als den Verrat an dem, wozu er sich durch eine innere Stimme berufen fühlte. Er hat dann später für Lili gerade so gut gebeichtet und gebüßt wie für Friederike, und mit jener ritterlichen Wahrhaftigkeit, die ihm eigen war, hat er hier so gut wie dort alle „Schuld“ auf seinen Scheitel genommen. — Das Werk der Frauenrettungen setzt dann Otto Kleins tapfere Schrift „Goethes kleine Frau und Freundin“ (Straßburg, Jos. Singer; 3 Mk.) für die vielgeschmähte Christiane Vulpius fort. Vielleicht geht diese Studie in ihrer Verherrlichung etwas zu weit, jedenfalls ist sie von einem gelinden Übereifer nicht ganz freizusprechen, aber schließlich entspricht das einfach-liebenswürdige, heiter-frohsinnige, naiv-gesunde und lebenslustige Wesen, das uns Klein zeichnet, doch weit eher der treuen Lebensgefährtin und aufopfernden Pflegerin Goethes, als das Zerrbild es tat, das sich jahrzehntelang durch unsere populären Goethebiographien fortpflanzte.

Weitaus die wertvollste der neueren biographischen Goethe-Schriften tritt uns in Julius Vogels Buch „Aus Goethes römischen Tagen“ entgegen (Leipzig, E. A. Seemann; geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.). Vogel ist der erste, der die Kulturgeschichte Roms unter der Herrschaft Pius' VI. geschrieben hat; aus diesem umfassenden Gemälde der römischen Kultur zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts begreifen wir, warum Goethe seine römischen Tage als den Gipfel seines Lebens bezeichnete. Um diese Zeit lebendig zu machen, hat Vogel den einzig richtigen Weg eingeschlagen: er ist an der Hand derselben Führer über die Alpen und den Apennin gewandert, auf die Goethe selbst angewiesen war. Nicht Springer oder Burckhard geleiten uns in die Tore der Siebenhügelstadt, sondern der alte Johann Jakob Volkmann, der Bädeker des achtzehnten Jahrhunderts, den Goethe in seinen Koffer packte, als er seine erste italienische Reise antrat. Daß sich das Gemälde dann weit über den Horizont dieses etwas spießbürgerlichen Cicerone ausdehnt, ist bei der geistigen Expansionskraft Goethes selbstverständlich, und Vogel geht dieser Universalität so weit nach, daß sich vor unseren Augen ein Kulturbild des ganzen geistigen und künstlerischen Roms damaliger Zeit entrollt. Der Wert des Buches wird noch durch zahlreiche Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen, insbesondere nach den herrlichen Kupferkarten Gianbattista Piranesis, des „Rembrandts der antiken Ruinen Roms“, erhöht.

Unter den Werken Goethes erfreut sich noch immer der Faust des lebhaftesten Interesses der gelehrten Einzelforschung wie der populären Erläuterung und Darstellung. Aber auch über dieses Werk der unendlichen Perspektiven liegen diesmal nur ein paar kleinere Arbeiten vor. Etwas hypothetisch mutet uns Karl Enders' Schrift über „Die Katastrophe in Goethes Faust“ an (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuß; geh. Mk. 1.20), zumal was die Datierung dieser prosaischen Szenen des Urfaustes angeht. Im übrigen aber bietet die Arbeit, fein durchdacht und geschmackvoll geschrieben, auch für den Laien, vorausgesetzt daß er nicht etwa an dem köstlichen Urfaust vorübergeht, mancherlei, was fesselt und anregt. Als ein Interpret, der alles von innen heraus zu betrachten gelernt hat, beweist Enders auch schwierigen Stellen gegenüber Spürsinn und Geschick. — Hans Gerhard Gräf, dem wir das aufschlußreiche, leider vom großen Publikum nicht genügend geförderte Sammelwerk „Goethe über seine Dichtungen“ (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening) verdanken, hat in einer eigenen kleinen Schrift Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung zu Weimar (29. August 1829) untersucht (Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.; 60 Pf.). Die Ausbeute erschiene, wie des Dichters Anteil an dieser Veranstaltung selbst, recht gering, wenn der Verfasser nicht zum erstenmal einen Goethischen Schlußgesang der Gretchens Unsterbliches empfangenden Engel mitteilen könnte, eine melodramatische Zutat, die den Ausgang des zweiten Teiles verfrüht und unlogisch vorausnimmt, und die jedenfalls auch nicht im entferntesten imstande ist, die tragische Wucht der Kerkerszene versöhnend zu dämpfen oder gar zu überwinden.

Goethes Wirksamkeit für die Weimarer und damit für die deutsche Bühne schildert und würdigt Philipp Stein in einer in der Hagemannschen Sammlung „Das Theater“ erschienenen Studie (Berlin, Schuster u. Loeffler; geb. Mk. 1.50), die exakter sein könnte, aus der man aber doch ein klares Bild von „Goethe als Theater-

Digitized by Google

leiter" gewinnt. Daß er sich auch in diesem Amte als ein die natürlichen Verhältnisse und Bedingungen respektierender Praktiker bewährte, der an Kasse und Publikum dachte, wird den nicht wundern, der Goethes Realitätssinn kennt. Trotzdem ist es ihm, wenigstens in den Anfängen seiner Tätigkeit, gelungen, einen großzügigen Spielplan zu schaffen und die Alleinherrschaft des Naturalismus auf der Bühne zu brechen; ja, heute fragen wir uns sogar wieder, ob sein idealistischer Stil nicht zu einer neuen Regeneration unseres Bühnenwesens führen kann.

Mit Goethes Charakter, insbesondere mit seiner Ethik beschäftigt sich ein Dresdener Vortrag von D. Dr. Theodor Vogel, betitelt „Zur sittlichen Würdigung Goethes" (Dresden-A., L. Ehlermann). Der Verfasser ist derselbe, der uns mit der Sammlung von Goethes Selbstzeugnissen über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen beschenkt hat (Leipzig, Teubner; 3. Aufl.), und derselbe freie heitere Geist, der über diesem erfolgreichen Buche gewaltet hat, beseelt auch das neue. „Würdigen wir," heißt es zu Schluß des Vortrages, „das Leben, das der große Dichter und Mensch geführt hat, im großen und ganzen, so können wir nach meinem Empfinden es nicht wohl mit einem anderen Gefühle tun als mit dem tiefster Verehrung vor ‚dem Ernst und der Treue', mit der er auch als sittliche Persönlichkeit ‚immer strebend sich bemüht hat', als beschämendes Vorbild für viele Tausende von Pharisäern, die ihre Wege vielleicht unsträflicher gegangen sind als er, aber nie mit dem unbekannten Engel nach 1. Mos. 32 so schwer gerungen haben wie er." —

Die Cottasche Säkularausgabe von Schillers sämtlichen Werken, die beste der populären, die wir haben und für lange Zeit hinaus erwarten können, ist zum hundertsten Todestage pünktlich abgeschlossen worden. Daneben kann sich jetzt nur noch durchsetzen, was entweder weit billiger ist oder was von bestimmten Absichten geleitet auf bestimmte Zwecke ausgeht. Wer da z. B. den einst sehr geläufigen Geschmack noch nicht überwunden hat, seinen Schiller illustriert zu sehen, der findet eine wohlfeile Illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken in vier stattlichen Bänden zu je 6 Mk. im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart. Maler und Zeichner wie Ferd. Keller, Herm. v. Kaulbach, Gabriel Max, Piloty, Seitz, Voltz, Schraudolph, Geiges, Grot Johann haben an ihr mitgearbeitet, und Kräger hat eine gute, gleichfalls illustrierte biographische Einleitung beigesteuert.

Für Schule und Haus, wir dürfen wohl hinzusetzen, für das katholische Haus in erster Linie, ist die dreibändige Schillerausgabe mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Dr. Otto Hellinghaus bestimmt (mit drei Bildnissen; Freiburg i. B., Herder; geb. 9 Mk.). Man fürchte nicht, hier eine nach „sittlichen" Grundsätzen gereinigte Essenz aus Schillers Werken zu erhalten. Vielmehr hält sich diese Haus- und Schulausgabe von jeder lecken oder banausischen Eigenwilligkeit frei, wenn sie auch nur die dichterischen Werke Schillers umfaßt und aus diesen, ihrem Zweck entsprechend, Stücke „anstößigen" Inhalts ausschließt. In der Biographie wie in der Einleitung und in den Anmerkungen zeigt sich der Herausgeber als ein wohlbewanderter Kenner auch der neuesten Literatur und als ein Mann von einer feinen und freien Auffassung seiner Aufgabe. So rechtfertigt er z. B. die Aufnahme der Schillerschen Jugenddramen mit einem Hinweis auf ihren inneren Wert und ihre literaturgeschichtliche Bedeutung: „Wer nicht in einer falschen, gerade in der letzten Zeit von einsichtigen Pädagogen weltlichen wie geistlichen Standes mit Recht auf das nachdrücklichste verurteilten Prüderie befangen ist, wird auch sie der reiferen Jugend nicht vorenthalten wollen." Ähnlichen erfreulichen Grundsätzen sind wir schon in desselben Schulmannes Anthologie begegnet, sie überraschen uns also bei ihm nicht mehr, sind darum aber nicht weniger erfreulich.

Unter den neueren Einzelausgaben Schillerscher Werke sei nur der Bühnenausgabe von Schillers Dramen Erwähnung getan, die der Dramaturg des Karlsruher Hoftheaters, Eugen Kilian, in Reclams Universalbibliothek herausgibt. Eine besondere Bedeutung hat die dem „Don Carlos" gewidmete (U.-B. Nr. 4569), da ja bekanntlich dieses Drama mit seinen 5370 Versen nie oder doch nur höchst selten vollständig, ungekürzt und unverändert zur Aufführung gelangen kann. So ist es, dank einer üblen Tradition, die oft durchaus notwendige Szenen strich, anstatt das rhetorische Rankenwerk durchgehends zu beschneiden, dahin gekommen, daß es einem Hörer, der mit dem Buche der Dichtung nicht genau vertraut ist, oft schlechtweg unmöglich wird, den Gang der Handlung und der Intrige mit Verständnis zu folgen. Diesem Übelstande sucht Kilian durch seine Bearbeitung abzuhelfen, zugleich bereitet er den Theaterbesucher auf die Fassung vor, die ihm auf der Bühne entgegentritt.

Nichts tut uns gerade für unsere Klassiker augenblicklich mehr not als eine Reihe von Schriften, die die in jüngster Zeit ausgebildeten Methoden der psychologischen Betrachtung, der beschreibenden Poetik, der Literaturvergleichung auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in künstlerisch formender Allgemeinverständlichkeit für das große Publikum fruchtbar machen. Also weniger biographische als exegetische Beiträge zur Goethe- und Schillerforschung. Fast genau mit denselben Worten umschreibt ein neues Unternehmen des Würzburger Privatdozenten Robert Petsch („Goethe- und Schillerstudien") sein Programm in der ersten Erscheinung dieser Sammlung, die dem Thema „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen" gilt und also in das Grund- und Zentralproblem des Dramatikers Schiller eindringt (München, C. H. Beck; geb. 7 M.). Petsch stellt hier den Sätzen, die Ziegler im Marbacher Schillerbuch von 1905 formuliert hat, sechzehn eigene Thesen gegenüber.

Digitized by Google

in denen er Schillers Leitideen zusammenfaßt. Ihr wesentlicher Inhalt ist der ethische Gedanke, daß „die Götter den Schuldigen richten und den Reinen retten nach ewigen, ehernen, den Dingen immanenten Gesetzen. Sie führen Menschen und Verhältnisse zusammen; aber sie zwingen den ersten nicht unter diese, sondern bei der ersten Berührung beginnt der menschliche Charakter selbst zu wirken, bis sich entweder die Leidenschaft überschlägt oder das reine Gefühl durch die Versuchung hindurch zur bewußten Einigkeit mit der sittlichen Weltordnung emporarbeitet." Nach dieser ersten Probe einer vertieften und zugleich vereinfachten Schiller-Exegese sehen wir der Fortsetzung der zunächst auf sechs Hefte berechneten Sammlung mit den besten Hoffnungen entgegen. — Nicht bloß auf die Dramen, auf Schillers gesamtes Lebenswerk bezieht sich die ernste, gedankenreiche Betrachtung, die Dr. Gustav Wethly zur Säkularfeier dem Thema „Schiller und seine Idee von der Freiheit" gewidmet hat (Straßburg i. E., Lud. Beust; 80 Pf.), und auch Professor Albert Köster stellte das Problem der sittlichen Freiheit in den Mittelpunkt der formvollendeten Gedächtnisrede, die er am 9. Mai 1905 bei der akademischen Schillerfeier in Leipzig gehalten und nachher im Druck hat erscheinen lassen (Leipzig, Carl Ernst Poeschel). Dieser Vortrag ist um so wertvoller, auch nach dem Gedenktage noch, als er nirgends in eine blinde Verhimmelung des Gefeierten verfällt, sondern freimütig auch seine Schranken und Schwächen aufdeckt, um dann freilich desto energischer und ausdrucksvoller die trotzdem bleibende geistige, sittliche und künstlerische Wirkung und Bedeutung Schillers, auch für die Gegenwart und Zukunft, hervorzuheben.

Was an biographischen Schillerschriften vorliegt, gilt dem Familien- und dem gesellschaftlichen Leben des Dichters. Seit einiger Zeit haben wir das vortreffliche Lebensbild Charlotte von Schillers von Hermann Mosapp (Stuttgart, Max Kielmann; mit Bildnissen; geb. 5 M.), jetzt schon in dritter Auflage vorliegend, eines jener noch immer nicht häufigen, zugleich warmherzigen und wissenschaftlich zuverlässigen Bücher, die dem Kopf und dem Herzen gleich viel zu geben haben. Das kritiklose ältere Werk von Karl Fulda ist durch diese Darstellung völlig entwertet; dagegen wird man sich neben Mosapps Buch gern das neue Büchlein von Adolf Bär „Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers" (Weimar, Böhlau; geh. 80 Pf.) gefallen lassen, schon weil es in ebenso zarter wie feinsinniger Weise eine neue Auslegung der vielberufenen „Doppelliebe" Schillers zu den Lengefeldschen Schwestern versucht, und weil es mit guten Gründen der geläufigen Ansicht, Schiller sei der Mann der Freundschaft, nicht der Liebe gewesen, entgegentritt. Zudem durfte der Verfasser für seine Arbeit den noch nicht veröffentlichten literarischen Nachlaß Lottes, der im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar ruht, benutzen. Die Reflexion „Die Ehe ist das heiligste Bündnis, das Menschen stiften, ein Vertrag, das Leben zu teilen, zu erleichtern, zu verschönen, den zwei Menschen zusammen errichten. Wie oft aber bindet Leichtsinn dies heilige Band. Und unter Tausenden vielleicht giebt es nur ein Paar, die miteinander leben, nicht nebeneinander" ist eine dieser Aufzeichnungen der so früh Witwe gewordenen edlen Frau (1810). — Aufs neue und zwar diesmal mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug des Historikers und des Juristen, dem sich noch dazu kraft seiner hohen Beamtenstellung alle Schlösser staatlicher Archive öffneten, hat Prof. Adolf Stölzel die seit Goethes Tagen viel erörterte Frage nach Schillers Berufung nach Berlin untersucht (Berlin, Franz Vahlen; geh. 2 M.). Stölzel stellt sich auf seiten des Geh. Kabinettsrats Beyme, der 1830 Goethes Bemerkung (in der Vorrede des Briefwechsels mit Schiller) dahin berichtigte, daß „Schiller beglückt gewesen wäre", dem König von Preußen „anzugehören". Vielmehr, führt Stölzel aus, haben die Verhandlungen im Mai 1804 dazu geführt, daß der König dem Dichter ein jährliches Gnadengehalt von dreitausend Thalern nebst Equipage fest bewilligte, so daß Schiller nur zuzugreifen brauchte. Wenn er es nicht tat, so waren daran seine persönlichen Verhältnisse, gesellschaftliche und gesundheitliche Rücksichten schuld. Die neue Forderung vom 18. Juni 1804: zweitausend Thaler, aber nur einige Monate jährlich in Berlin, war doch wohl unerfüllbar; dennoch wurde auch dieser Vorschlag einstweilen nur mit der Bemerkung „bis sich Gelegenheit findet" ad acta gelegt. Der elende Gesundheitszustand Schillers schnitt dann freilich allen weiteren Erwägungen darüber den Faden ab. Preußen steht nach dieser Untersuchung des Herrn Kronsyndikus und Präsidenten der Justizprüfungskommission gerechtfertigt da, und keine künftige Schillerbiographie darf ihm in dieser Sache mehr etwas am Zeuge flicken.

Einer heiteren poetischen Gabe gelte das Schlußwort. Zum Schillerjubiläum des vergangenen Jahres oder bald nachher hat der greise Daniel Jacobi, der um die Goethe- und Schillerforschung mannigfach verdiente Berliner Gelehrte, ein bescheidenes Bündel von Xenien gedichtet (Berlin, B. Behr; 60 Pf.), in denen er Schaffen und Wirken, Leben und Ruhm der weimarischen Dioskuren feiert, aber auch auf ihre Widersacher und Verkleinerer manch tüchtigen Hieb führt. Zwei dieser Gastgeschenke als Kostprobe:

Unersetzlich.

Aber da meinen die Kleinen, sie können den Schiller entbehren;
Goethe, seiner beraubt, fühlte sich elend und bloß.

H. Düntzer in der Unterwelt.

Ist es denn wirklich wahr, was Hermes berichtet im Hades?
Schillerfeier — und ich schrieb doch kein Opus dazu!

Zu unseren Kunstblättern

Der Name Ernst Opplers, von dem wir im Rahmen dieses Heftes das Porträt einer jungen Engländerin als farbiges Kunstblatt wiedergeben, tritt unseren Lesern nicht zum erstenmal entgegen. Schon im vorigen Jahrgang haben wir zwei Gemälde von ihm abgebildet: sein in weichen, dunklen Tönen gehaltenes Selbstporträt (Aprilheft 1905) und die in der Komposition wie im Farbensinn gleich meisterhafte „Kartoffelschälerin" (Oktoberheft 1905). Opplers künstlerische Eigenart tritt am besten hervor in seinen Interieurs und Stilleben. Denn hier kann er seiner von einem feinen, sicheren Geschmack geleiteten Neigung für gewählte und gedämpfte Farbenharmonien am liebevollsten nachhängen, und wenn er gar seine malerischen Stoffe aus Holland nimmt, wo er lange Jahre hindurch Studien gemacht hat, so sieht man förmlich, wie er all seine Liebe in diese altmodischen flämischen Stuben mit den reizvollen Durchblicken auf helle Dielen oder sonnenbeglänzte Hausgärten hineinströmen läßt. Aber auch in seinen Bildnissen verleugnet sich dieser vornehme Geschmack für wirkungsvolle und doch dezente Farbenstimmungen nicht. Wer sein „Porträt einer jungen Engländerin" im Original gesehen hat — es war vor einiger Zeit im Schulteschen Kunstsalon in Berlin ausgestellt —, der wird diesen feinen Geschmack in den Farbenzusammenstellungen, der bei uns in Deutschland im allgemeinen selten ist, noch wohltuender empfunden haben, als das leider bei einer, solchen Feinheiten doch nur zum Teil gewachsenen Wiedergabe in Vierfarbendruck der Fall sein kann. Immerhin mag jeder, der zu sehen versteht, auch aus diesem Blatt erkennen, daß wir in Ernst Oppler einen außerordentlich hoffnungsvollen Künstler der jüngeren Generation begrüßen können. — Oppler, am 19. September 1867 in Hannover geboren, war Schüler von Löfftz in München. Nach Studienaufenthalten in Husum, Bückeburg und Holland siedelte er 1894 von München nach London über, hielt sich dann wiederum längere Zeit in Sluis in Holland auf und machte sich später in Berlin heimisch, wo er noch jetzt lebt.

Als Illustration zu dem in dem vorliegenden Heft erscheinenden Aufsatz „Das Meer in der Malerei" geben wir eine südliche Landschaft von Prof. Gustav Schönleber wieder. Ein Schüler dieses Karlsruher Meisters ist es, der uns in Alfred Helberger, dem Maler des farbig reproduzierten Bildes „Am Golf von Salerno", entgegentritt. Helberger, der jetzt in Berlin lebt, ist am 23. Mai 1871 in Frankfurt a. M. geboren und hat dort auch, im Städelschen Institut, seine erste künstlerische Ausbildung empfangen. Dann ging er nach Karlsruhe auf die Akademie und schloß sich hier, wie gesagt, in seinen weiteren Studien besonders eng an Prof. Schönleber an. Schon damals aber fuhr er häufig nach Norwegen, dessen herbe, zugleich wilde und erhabene Natur am tiefsten zu ihm sprach. 1896 siedelte er nach Frankfurt a. M. über und unternahm dann im Laufe der nächsten Jahre wiederholt längere Reisen nach Italien, die ihn zunächst an die Riviera, dann — für längere Zeit — nach Süditalien, hauptsächlich nach Positano am Golf von Salerno führten. Aber wiederum lockte der Norden, und so arbeitete Helberger während der Jahre 1905 und 1906 fast ausschließlich auf Bornholm, das er sich durch Pinsel und Palette bis in den letzten Winkel hinein zu eigen machte. Der dekorative Zug, der in einigen Gemälden Helbergers stark zutage tritt, war wohl der entscheidende Anlaß, daß man den Künstler früh zur malerischen Ausschmückung staatlicher Gebäude, Theater und vornehmer Landhäuser heranzog. So weist der Sitzungssaal des neuen Kreishauses in Zerbst i. A. drei größere Gemälde Helbergers auf: das eine dieser Gemälde stellt das alte Schloß Coswig dar, das zweite als einen anmutigen Rokokobau inmitten eines blühenden Parkes das Schloß Dornburg, das dritte die bedeutendste Anhalter Schiffswerft (der Gebrüder Sachsenberg) in Roßlau a. d. E. Trotz des vorwiegend dekorativen Zwecks dieser Gemälde tritt doch auch hier die feine rein malerische Begabung ihres Schöpfers hervor, vor allem in der Beleuchtung und in den Luftstimmungen, und diese Vorzüge sind es denn auch, denen Helbergers sonstige Landschaften, seien sie nun aus dem trüberen Nord- oder aus dem sonnigen Südland, in erster Linie ihren Reiz verdanken.

Nach Italien und der Schweiz führen unsere Leser die in diesem Hefte als besondere Kunstblätter wiedergegebenen drei Gemälde von dem Düsseldorfer Landschaftsmaler Alfred Metzener. Italien, neben Südtirol und der Schweiz, war recht eigentlich die künstlerische Heimat Metzeners; von dorther hat er die meisten seiner Motive geschöpft. Selten nur geschah es in den letzten fünfzig Jahren, daß er den Sommer nicht jenseits der Alpen verbrachte, und schließlich lebte er fast nur noch in Italien. Dort ist er denn auch am 10. Januar 1905 gestorben. Trotz seiner stetig wachsenden Liebe zu dieser seiner zweiten, südlichen Heimat hat der Künstler nie sein deutsches Geburtsland Lauenburg vergessen, und in Niendorf an der Stecknitz, wo er am 7. Dezember 1833 als Sohn eines Rittergutsbesitzers geboren war, hat er denn auch seine letzte Ruhestätte gefunden. Metzener hatte ursprünglich den Plan, Architekt zu werden, und besuchte zu diesem Zweck die technischen Hochschulen zu Hannover und München. Aber bald behagte ihm dies Studium nicht mehr, und 1855 vertauschte er Zirkel und Winkelmaß mit Pinsel und Palette. Er ging auf die Münchener Akademie und bildete sich dort unter der Leitung des angesehenen Landschafters Richard Zimmermann, bis er endlich, 1864, zum erstenmal das gelobte Land Italien betreten durfte. Zwei Jahre lang weilte er

Digitized by Google

dort und durchstreifte die Halbinsel bis zum äußersten Süden. Besonders wichtig war für ihn ein Aufenthalt in Sizilien, das er bereiste, um Hoffweilers Werk über diese Insel zu illustrieren, eine Arbeit, die seinen Namen zum erstenmal weithin bekannt machte. Der Krieg von 1866 rief Metzener dann in die Heimat zurück. Er siedelte sich in Düsseldorf an, wo er sich auch seinen häuslichen Herd gründete.

Das gesamte künstlerische Lebenswerk Metzeners zeigte im Herbst 1905 eine in der Düsseldorfer Kunsthalle ihm zu Ehren veranstaltete Ausstellung. Dort erkannte man, was für ein feinsinniger und bis ins kleinste sorgsamer Meister mit ihm der deutschen Kunst verloren gegangen war. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß Metzeners Kolorit oft wenig glücklich ist, und diesen Mangel empfinden wir, die wir durch die moderne Kunst die spezifisch malerischen Vorzüge eines Bildes so hochschätzen gelernt haben, bei weitem lebhafter, als man es noch vor dreißig Jahren tat; aber diese Schwäche haftete dem Künstler von seinen Lehrjahren her an, und man darf doch nicht verkennen, daß er sie in den letzten Jahren, wo auch er seine Bilder vor der Natur fertig malte, emsig und nicht ohne Erfolg bekämpft hat.

Alfred Metzener.
Nach einer Photographie von Constantin Luck in Düsseldorf.

Das aber, was zu allen Zeiten an Metzener zu bewundern bleibt, ist seine vortreffliche Zeichenkunst. Hierin stellt er sich den Besten seiner Zeitgenossen würdig an die Seite, und nur wenige von den Neueren können sich darin mit ihm messen.

Auch an unseren Bildern läßt sich diese Stärke studieren. Man werfe nur einen Blick auf das Bild aus Capri. Mit welch elegantem Linienfluß ist da der sich am Felsen emporwindende Weg behandelt, und wie zart, fast spielend plätschert das Meer ans Gestade. In dieser leichten, fast graziösen Behandlung des Meeresufers erinnert Metzener an den Münchner Rottmann. Eines der besten Gemälde aus Alfred Metzeners späterer Zeit ist das Bild „Mittag am Albaner See“. Neben dem auch hier überaus reizvoll behandelten Weg tritt als besonderes Charakteristikum die Vorliebe des Meisters für schöne Bäume und wirkungsvolle Baumgruppen hervor. Sehr schön ist auf dem Bilde auch die Schwüle der Mittagsstunde zum Ausdruck gekommen. Kein Lüftchen regt sich, und grell wirft die Sonne ihre breiten Streifen auf den Felsenweg. Ein wenig an die alte Manier der Landschaftsmalerei erinnert hier die fast genrehafte Staffage. Im heißen Sonnenbrand kommen zwei Ordensbrüder in ihrer schwarzen Tracht dahergeschritten, während an der Wegbiegung im kühlen Schatten zwei junge Damen in lichten, freundlichen Sommerkleidern Rast halten. Das dritte in den Rahmen dieses Heftes aufgenommene Bild von Metzener führt uns an den Vierwaldstätter See. Das Hochgebirge ist der eigentliche Liebling des Meisters. Doch ist es interessant, wie er es darstellt. Metzener war ein sinniger und beschaulicher Naturfreund. Es bedarf, um ihn mit Ehrfurcht vor der Majestät der Natur zu erfüllen, nicht des Blitzes, des Sturmes und des Erdbebens. Deshalb malt er denn auch in seinen Gebirgsbildern nicht die einsamen Schauer der Alpenwelt mit ihren Lawinen und Gletschern, sondern er braucht sie gleichsam nur als einen malerischen Hintergrund für seine freundlichen Landschaften. So auch auf unserem Bilde: eine saftige, leicht ansteigende Matte, auf der wie weltverloren ein Häuschen träumt, schattige Bäume umrahmen sie, und die lachende Morgensonne übergießt alles mit goldigem Glanze. Den Hintergrund aber bildet der gewaltige Uri-Rothstock mit seinen Gletschern, und vor ihm breitet sich der Spiegel des Sees aus. Ausgezeichnet ist auf diesem Gemälde die Luftstimmung getroffen. Die Frühnebel, die von dem Wasser aufsteigen, scheinen an den Felsen förmlich hin und her zu wogen, sich zu ballen und wieder zu zerteilen, just wie der leichte Wind mit ihnen spielt.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Schlusswort zum hundertsten Bande

„Viele Worte frommen nicht den Scheidenden", heißt es in Goethes „Elpenor". Wir beherzigen den Rat in dem Augenblick, wo sich die Pforte des fünfzigsten Jahrgangs dieser Monatshefte schließen will, und gebieten der Wehmut des Abschieds Schweigen durch ein fröhliches Willkommen an das neue halbe Jahrhundert, das mit seinem Eröffnungsheft schon vor der Tür steht. Was diese nun durchlaufenen fünfzig Jahre uns, was sie vielleicht auch für die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte bedeuten, das haben wir versucht in dem Rückblick zusammenzufassen, den wir für alle unsere Leser und Freunde diesem Hefte beigefügt haben. Nur einem möchten wir auch innerhalb dieser Zeitschrift nicht unterlassen Ausdruck zu geben, dem Gefühle des Dankes, das uns in diesem erhöhten Augenblick unseren Mitarbeitern und unseren Lesern gegenüber in besonderem Maße beseelt.

Auf beiden Seiten sind wir einer in unserer Zeit fast selten gewordenen Treue begegnet. Wie es unter unseren gegenwärtigen Mitarbeitern noch mehr als einen gibt, dessen Feder schon den ersten Bänden dieser Zeitschrift Beiträge gespendet hat, so steht auch in mancher deutschen Hausbibliothek — wir wissen das aus gelegentlichen freundlichen Zuschriften — die ganze Reihe der „Westermannschen Monatshefte", vom Jahre 1856 bis zum Jahre 1906, in lückenloser Vollständigkeit. Doch auch der junge Nachwuchs hat uns nie gefehlt, weder dort noch hier. Wie oft ist es vorgekommen, daß ein Schriftsteller sein Erscheinen bei uns ausdrücklich damit begründete, es zöge ihn ein geheimes Band zu einer Zeitschrift, in der ein Storm, ein Raabe, ein Spielhagen, ein Heyse oder eine Marie von Ebner-Eschenbach so viele ihrer schönsten Arbeiten zuerst veröffentlicht hätten; wie oft hat, im darstellenden Teile der Zeitschrift, der Schüler da das Wort ergriffen, wo ein Menschenalter zuvor sein Lehrer und Meister gesprochen hatte — wie oft aber auch hat sich die Vorliebe für die „Westermannschen Monatshefte" als stillschweigende Familientradition vom Vaterhause auf Sohn und Tochter vererbt, um von deren Häusern dann ihre Wege weiter zu suchen in Nachbarschaft und Ferne, in Heimat und Fremde!

Sie alle grüßt heute unser Dank, der zugleich ein Gelübde ist: eingedenk der stolzen Vergangenheit, aber im Geiste unserer vorwärtsstrebenden Gegenwart mit fröhlicher Zuversicht der Zukunft entgegenzuschreiten. Die Wege werden nicht überall die alten sein können, das Ziel aber, der feste Leitstern jeder echten Zeitschrift, bleibt dasselbe: der Zeit einen ehrlichen Spiegel ihrer selbst vorzuhalten, alles Gute, Edle und Tüchtige in ihr zu stärken, allem Trüben, Ungesunden und Niedrigen in ihr zu wehren — nicht sowohl durch feindselige, nergelnde Kritik, als vielmehr durch kräftige Hervorhebung und fröhliche Förderung alles dessen, was vorwärts und aufwärts weist.

Digitized by Google

igitized by Google

Georg Westermann

Digitized by Google

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Rückblick auf ein Halbjahrhundert

1856 bis 1906

Eine „Zeitschrift“ verdiente ihren Namen nicht und hätte ihren Beruf schon vor ihrer Geburt verfehlt, wenn sie nicht aus den Stimmungen ihrer Entstehungszeit erwachsen wäre, und wenn ihre erste Jugend nicht etwas von der offenen oder heimlichen Sehnsucht verriete, die in den Tagen ihrer Gründung Kopf und Herz des Volkes bewegte. Auch „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte“, so entschieden sie sich von vornherein von allem Politischen und Tendenziösen fernhielten, sind ein Kind ihrer Zeit und ein Ausdruck der geistigen Bewegung, die die vorwärts schauende Intelligenz in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfüllte. Nun scheint die deutsche Geschichte ihre Akten über jenes Jahrzehnt ja längst geschlossen zu haben. Seit länger als einem Menschenalter haben wir uns daran gewöhnt, die fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts als eine Zeit der Reaktion und des allgemeinen Rückschritts zu bezeichnen. Und in der Tat, wenn wir allein auf das politische Leben blicken, so hat jene Charakteristik ihre bleibende Berechtigung. Gegenüber dem ungestümen Fordern und Drängen, Suchen und Streben der vierziger Jahre bedeuten die darauf folgenden ein Ermatten und Erschlaffen, beim Volke sowohl wie bei seinen Führern. Eine allgemeine Enttäuschung und Ernüchterung hatte nach den hochgespannten Träumen und Hoffnungen von den Gemütern Besitz ergriffen, und mit lahmem Unmut ertrug die Nation den Druck, der jetzt nach dem kurzen Freiheitsrausch doppelt schwer auf ihr lastete.

Dieser politischen Müdigkeit entsprach in mancher Beziehung das literarische Wesen der Zeit. Als ein geniales und schöpferisches ist das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 gewiß nicht anzusprechen. Zwar brachte Deutschland auch während dieses Zeitraumes zahlreiche neue Talente hervor, aber sie vertreten durchweg ältere, schon von dem vorausgegangenen Jahrzehnt angeschlagene Tendenzen. Die literarische Herrschaft lag in den Händen der Epigonen, der Epigonen der Jungdeutschen, der Epigonen der Revolutionspoesie, der Epigonen des klassischen oder besser: des Platenschen Formalismus. Der großen Worte, des fruchtlosen Sturmes und Dranges der Revolutionsdichtung müde, suchte man für die abgespannten Nerven Ruhe und Vergessen in Märchen und Idyllen, lieblichen Sagen und sinnigen Parabeln; die Wald-, Traum- und Schenkenpoesie blühte wieder auf, und die enttäuschten Hoffnungen der Gegenwart wanderten ins ferne Mittelalter oder ins ferne Morgenland aus, um sich wenigstens in der Phantasie für das schadlos zu halten, was die Wirklichkeit nicht zu geben vermochte. Man braucht nur an

Digitized by Google

Redwitzens „Amaranth" (1849), Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt" (1851), Bodenstedts „Mirza Schaffy" (1851), Storms „Immensee" (1852), Scheffels „Trompeter von Säkkingen" (1854) und „Ekkehard" (1855), an Hammer, Sturm und Gerok zu erinnern, um sich dieser weltscheuen Abwendung vom unmittelbaren Leben der Gegenwart und Wirklichkeit bewußt zu werden.

So das äußere, und wir betonen nochmals: das herrschende und ausschlaggebende Bild der Politik und der Literatur der fünfziger Jahre. Aber auch wirklich nur das äußere. Wer näher zusieht, wer hinter die Oberfläche der Dinge zu schauen weiß, wird im öffentlichen Leben wie in der geistigen Kultur jener Zeit Adern entdecken, in denen frischeres Blut und kräftigere Lebenssäfte pulsen. Schon die gewerbliche Regsamkeit jenes Jahrzehnts sollte uns stutzig machen. Wir sehen, wie an allen Ecken und Enden des staatlich so jämmerlich zerrissenen Deutschland die Verkehrswege ausgebaut werden, wie die Industrie wächst und sich verbreitet, wie das arbeitende Bürgertum kraft seiner Tüchtigkeit emporkommt, wie der Nationalwohlstand sich hebt und festigt, wie in engem Zusammenhang damit das Lebensbehagen aufblüht, wie die Freude am Schmuck des Daseins sich verbreitet, und wie die bildende Kunst und das Kunstgewerbe — mögen wir manche ihrer damaligen Erzeugnisse heute noch so gering schätzen — sich mühen, diese neuerwachten Bedürfnisse des steigenden Geschmacks und Wohlstandes zu befriedigen. Genug, dieselbe Zeitspanne, die uns auf politischem Gebiet das Bild eines verzagten Rückschrittes oder doch eines dumpfen Stillstandes zeigt, stellt sich uns vom wirtschaftlich-sozialen Standpunkt gesehen als eine Periode des Aufschwunges und des Fortschrittes dar.

Und auch die Literatur nimmt ein anderes Gesicht an, sobald man nur ihre noch halb geschlossene Knospe ein wenig auseinanderfaltet und in das Innere des Blütenkelches sieht. Da steht, noch vielfach mißachtet freilich und auch von den geistigen Köpfen der Nation in seiner Bedeutung kaum recht erkannt, die eherne Gestalt Hebbels vor uns auf, und um ihn herum, wie ein Kranz von stattlichen Bergkuppen um ein sie alle überragendes gigantisches Felsenhaupt, gruppieren sich die starken naturalistischen Talente der fünfziger Jahre: ein Otto Ludwig, ein Gottfried Keller, ein Theodor Fontane, ein Gustav Freytag, ein Wilhelm Raabe. Ihre Wirkung auf die Zeitgenossen ist gering oder schlummert, wie bei Raabe, noch in der Knospe, aber, das ist ohne Zweifel, spurlos ging ihr geistiger und künstlerischer Einfluß auch damals schon nicht vorüber, und aus dem Gesamtbild der Zeit sind ihre Erscheinungen nicht zu tilgen.

Weit deutlicher jedoch als durch diesen Hinweis auf die wahren, wenn auch noch heimlichen Könige der damaligen Literatur wird das Aufwärtsstreben der Zeit, wenn wir von der Dichtung auf ihre nüchternere Schwester, die Wissenschaft, blicken. Auch hier freilich gibt es, wie für jede aus dem großen Fluß der Entwickelung herausgehobene und dann einzeln für sich betrachtete Periode, offene und verborgene, mitlaufende und entscheidende Kräfte, solche, die schon von ihren Zeitgenossen als führend und bedeutend erkannt und empfunden, und andere, die erst von der Nachwelt, und dann nicht selten über jene empor, auf den Schild erhoben werden. Wir wollen von Männern wie Mommsen und Burckhardt, von Hettner, Gregorovius, Häusser und Kuno Fischer schweigen, weil es uns fraglich scheint, ob ihre den idealistischen Disziplinen der Wissenschaft gewidmeten Werke von ihrer Zeit selbst schon als epochemachend aufgenommen worden sind; außer allem

Zweifel aber steht es, daß man in den namhaftesten populären Vertretern der Naturwissenschaften zu jener Zeit, in einem Jakob Moleschott, Karl Vogt, Emil Adolf Roßmäßler oder auch Ludwig Büchner, die berufenen und geweihten Stimmführer ihrer Generation und die erleuchteten Pfadfinder zu einer stolzeren und reicheren Zukunft sah. Werke wie Moleschotts „Kreislauf des Lebens" (1852) mit seiner Verherrlichung des Stoffes, der Sinne und der Erfahrung, wie Karl Vogts teils polemische („Köhlerglaube und Wissenschaft", 1854), teils beschreibende Aufsätze aus dem Tierleben, wie Büchners bezeichnenderweise „Kraft und Stoff" betitelte empirisch-naturwissenschaftliche Studien (1855), oder auch wie Roßmäßlers durch eine anschauliche Kleinmalerei ausgezeichnetes Naturgemälde „Die vier Jahreszeiten" galten allgemein als die wahren und echten Manifestationen der Zeit, schon weil sie dem „Hunger nach Tatsachen" entgegenkamen und sich als Proteste gaben gegen die spekulativ-begriffliche Denkweise, die lange die unbestrittene Herrschaft ausgeübt hatte, deren man aber jetzt gründlich müde geworden war. In seinem Selbstbewußtsein durch die unerhörten Errungenschaften der exakten Naturwissenschaften ungeheuer erhoben, tat man, was eine von neuem Geist erfüllte Zeit immer tut und immer tun wird: man achtete die nächste Vergangenheit und ihr geistiges Rüstzeug, die Phantasie, vielfach gering und erwartete das Heil in erster Linie von der jungen, neu geschaffenen Weltanschauung, welche die Erfahrung und die exakte Methode auf den Thron setzte.

Es wird ohne weiteres verständlich sein, wenn wir sagen, daß diese Zeitverhältnisse, wo man aus der Politik mißmutig floh, und wo man doch zugleich mit sehnsüchtiger Seele ein neues Asyl für seine geistigen Ideale suchte, ein Boden waren, wie geschaffen für die Gründung neuer Zeitschriften, die dem veränderten Zuge der Zeit besser Rechnung trugen als die bestehenden, einesteils der Politik dienenden oder von ihr inspirierten, anderenteils noch ganz in dem alten schönwissenschaftlichen Geist befangenen Blätter, wie das „Stuttgarter Morgenblatt", die Gutzkowschen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und das „Museum" von Robert Prutz, es anstrebten und vermochten. Von dem Markt des öffentlichen Lebens — das hing eng mit den geschilderten Wandlungen zusammen — war das Interesse der Zeit immer mehr nach innen, in die Familie und in das Haus verlegt worden, und so konnte es nicht wundernehmen, daß die erste dieser neuzeitlichen Gründungen ein ausgesprochenes Haus- und Familienblatt war: die 1853 von Ernst Keil ins Leben gerufene „Gartenlaube". Aber auch in ihr, so gut sie von Anfang an für ihre Zwecke geleitet wurde, und so vortreffliche Mitarbeiter die Redaktion sich allzeit zu gewinnen wußte, führte immer noch der politisch-demokratische Geist das Herrscherwort, und kaum unzutreffend hat man in ihrem für damalige Verhältnisse beispiellos schnellen Emporkommen ein Wiederaufleben der politischen Flugblätter der vierziger Jahre sehen wollen, die nur in eine andere Form geschlüpft seien. Und anderseits konnte man sich doch auch wohl damals schon schwerlich verhehlen, daß diese in bescheidenem Umfange und bescheidener Ausstattung erscheinende Wochenschrift für die geistige Macht und Bedeutung Deutschlands eine nur bescheidene Vertreterin war, daß das gebildete Publikum denn doch auf eine reichhaltiger ausgestattete und vor allem literarisch höherstehende Zeitschrift Anspruch habe, auch wenn die populäre Haltung, schon den liberalistischen Ideen der Zeit zuliebe, als eine selbstverständliche Bedingung ungeschmälert bestehen blieb.

Jede vornehme, wahrhaft fruchtbare und „zeitgemäße“ Unternehmung auf geistigem Gebiete muß **mit** ihrer Zeit, zum Teil aber auch **gegen** ihre Zeit marschieren. Nur so wird sie aus einem kaufmännischen Geschäft zu einem Werkzeug der Bildung und einem Förderer der Kultur; nur so kann sie sich — wir haben wenigstens in der Geschichte der deutschen Presse bis heute kein Beispiel, das das Gegenteil bewiese — ein halbes Jahrhundert lang in der Gunst der gebildeten Lesewelt behaupten.

Mit meiner Zeit, aber zugleich über meine Zeit hinaus und empor! lautete von Anfang an auch die Parole derjenigen deutschen Monatsschrift, die von Braunschweig aus zum 1. Oktober 1856 ihr erstes Heft in die Welt hinaussandte. Gewiß, diese neue Monatsschrift machte gar kein Hehl daraus, daß sie das volkstümliche Bildungsstreben ihrer Tage zum Vorspann nehme, wenn es schon in ihrem ersten vorbereitenden Prospekt hieß, daß sie „den Mangel eines größeren Zentralorgans für die nach Volkstümlichkeit ringende Bildung“ ausfüllen wolle, und daß sie die Absicht habe, „die Wissenschaft ins Leben zu tragen“; zugleich aber betonte sie ihren energischen Willen, „den Gegensatz zwischen künstlicher und volkstümlicher Bildung auszugleichen“, das hieß mit Rücksicht auf die literarischen Verhältnisse der Zeit ungefähr so viel wie: von den literarischen Cliquen und Koterien, die damals die vaterländische Gesamtkultur zerrissen, will sie keiner einzigen tributpflichtig sein, vielmehr gedenkt sie an ihrem Teile redlich mitzuarbeiten an der geistigen Einigung der Gebildeten in Nord und Süd, Ost und West, gleichviel zu welchem religiösen Bekenntnis sie zählten, oder zu welcher politischen Partei sie schworen. Wort und Bild, beide gleich vornehm gewählt — auch der Aufschwung der deutschen Holzschneidekunst darf hier nicht vergessen werden —, sollten in engem Bunde an diesem friedlichen nationalen Einigungswerk arbeiten.

Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen und ausländischen Zeitschriftengründungen älterer und jüngerer Tage war die schöpferische Idee und der grundlegende Plan **dieser** Zeitschrift nicht dem Kopfe eines Gelehrten oder Schriftstellers, sondern dem ihres Verlegers entsprossen. Mit Fug und Recht darf deshalb **George Westermann** im materiellen wie im idealen Sinne des Wortes der Schöpfer und Gründer dieser „Illustrierten Deutschen Monatshefte“ genannt werden, und die Tatsache, daß er bei einem Aufenthalt in England einige Jahre zuvor als Vorbild seiner Schöpfung die amerikanische Monatsschrift Harper’s Monthly kennen und in ihrer Bedeutung und Wirkung schätzen gelernt hatte, vermag seinem Verdienst wenig oder gar nichts zu nehmen. Es darf das hier um so unbedenklicher ausgesprochen werden, als dieser Mann seit über fünfundzwanzig Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt, so daß es ihm nicht einmal vergönnt war, das fünfundzwanzigjährige Bestehen seiner Zeitschrift zu erleben. Gerne legen wir deshalb von dem Kranz der Ehren, den dieses fünfzigjährige Jubiläum den „Monatsheften“ windet, die schönsten Blumen auf sein Grab, wie wir auch davon absehen, bei dieser halb festlichen, halb wehmütigen Erinnerungsfeier außer ihm noch einen seiner leitenden Redakteure, Mitarbeiter, literarischen Berater und Nachfolger im Verlagsgeschäft den Lesern im Bilde zu zeigen.

Denn selbstverständlich hat George Westermann bei der Verwirklichung seines Planes seine Mitarbeiter gehabt. Er selbst war Verlagsbuchhändler von Beruf und Neigung und viel zu stolz auf diesen von der Pike auf in allen seinen Zweigen erlernten Beruf, als daß er in einem anderen, sei es auch dem literarischen, hätte dilettieren mögen. Er sah sich also auch damals

Digitized by Google

als er auf der Höhe seines Lebens, ein Sechsundvierzigjähriger, an die Gründung der „Monatshefte" ging, nach einer literarischen Persönlichkeit um, die ihm für den Ausbau des neuen Hauses sachverständigen Rat erteile und insbesondere die Werbung der Mitarbeiter, das wichtigste und vornehmste Geschäft bei einer jungen Zeitschrift, auf sich nehme. Nun hatte er dank seinen älteren, mehr aufs Praktische und Pädagogische gerichteten Verlagszweigen längst seine guten, zuverlässigen Beziehungen zu der literarischen und wissenschaftlichen Welt. Insbesondere war es das 1846 in seinen Besitz übergegangene „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", das ihn mit einer Anzahl namhafter Schriftsteller und Gelehrten verband, vor allem und am engsten mit Professor Ludwig Herrig selbst, dem bekannten Schulmann und Herausgeber jener wissenschaftlichen, auch nach ihm benannten Zeitschrift. An diesen wandte sich denn Westermanns Vertrauen auch zunächst, um durch seine Empfehlung eine Kraft zu gewinnen, die ihm bei der Ausführung seines Planes zur Seite stehen und die Verbindung mit den Mitarbeitern anknüpfen und weiterführen könne.

Da wollte es der Zufall, daß sich unter Herrigs jüngeren Kollegen ein Mann befand, der erst kürzlich von Elberfeld, wo er schon mit Herrig am gleichen Gymnasium gewirkt hatte, nach Berlin versetzt worden war, und der jetzt auch mit ihm in kollegialischer und freundschaftlicher Weise verkehrte. Es war Dr. Heinrich Boegekamp, ein höchst eigentümlicher Mensch, absonderlich in seiner äußeren Erscheinung und merkwürdig in seinen Lebensschicksalen. Scharfblick, vielseitige Kenntnisse und lebhaftes Interesse für alle öffentlichen Zustände befähigten ihn besonders zum Journalisten, und mit einer Reihe von bedeutenden Zeitungen stand er in lebhafter Verbindung. Er schrieb namentlich für die Cottasche „Allgemeine Zeitung" politische Artikel und für das „Morgenblatt" wissenschaftliche Aufsätze, in denen er vorzugsweise literarische Erscheinungen des Tages geistvoll kritisierte.

Boegekamp interessierte sich sehr für die Westermannsche Idee. Aber da er seine staatliche Anstellung weder opfern konnte noch wollte, so einigte man sich über folgende Punkte: Boegekamp sollte den Prospekt für das neue Unternehmen entwerfen und außerdem eine an die hervorragenden Autoren in Deutschland gerichtete Einladung zur Mitarbeit an den „Monatsheften" verfassen; denn auf die Mitwirkung der „Autoritäten" — das forderte der Zeitgeist — war damals jede erfolgsuchende Zeitschrift angewiesen. Dann sollte er während seiner Ferienzeit eine Reise unternehmen, um diese Aufforderungen, wo es anging, persönlich zu wiederholen, Vorschläge zu machen und entgegenzunehmen sowie feste Zusagen für die ersten Nummern abzuschließen. Zuletzt sollte er sich nach einer geeigneten Persönlichkeit für die Redaktionsführung umsehen.

Boegekamps Bemühungen zur Durchführung dieses Programms hatten einen ausgezeichneten Erfolg. Er besuchte namentlich in Karlsruhe, Stuttgart, München, Wien und einigen Universitätsstädten die Hauptvertreter der wissenschaftlichen Richtungen, die in Betracht kommen konnten, und forderte gleichzeitig viele der bekanntesten und beliebtesten Novellendichter persönlich zu belletristischen Beiträgen auf.

Nun blieb ihm aber noch die Erfüllung des letzten und schwierigsten Programmpunktes übrig: die Gewinnung eines geeigneten Redakteurs für die neue Zeitschrift. Er hatte wohl gerade diese Aufgabe allzusehr auf die lange Bank geschoben, denn mittlerweile war der Monat Juni herangekommen, ohne daß auch nur erfolgversprechende Verhandlungen dafür eingeleitet waren.

Digitized by Google

Kein Wunder, daß Westermanns Mahnungen an die übernommene Verpflichtung dringender und dringender wurden. Da fügte es einer jener „Zufälle“, denen der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit so viel von der geschichtlichen Entwickelung der Dinge zuzuschreiben gezwungen ist, daß gerade in dem Augenblick, wo Boegekamp selbst nach dem Empfang eines neuen Briefes die Verlegenheit, in der er steckte, zum erstenmal als peinlich und gefährlich empfand, ein junger Berliner Student und Schriftsteller bei ihm war, der seit einiger Zeit zu dem Entschluß gekommen war, sich der journalistischen Laufbahn zu widmen. Dieser faßte denn die vorüberfliegende Glücksgöttin beherzt bei der Stirnlocke, Boegekamp, in seiner Art selber ein Selfmademan, ließ sich durch dieses herzhafte Selbstbewußtsein des jüngeren Kollegen imponieren, empfahl den Bewerber in Braunschweig, und wenige Wochen später reiste der zum ersten Redakteur der neuen Zeitschrift Auserfehene — Adolf Glaser (geb. 1829) war der Name des damals knapp Siebenundzwanzigjährigen, aus einer angesehenen Wiesbadener Kaufmannsfamilie stammenden Rheinländers — an seinen neuen Wirkungsort. Denn das behielt sich der Ehrgeiz des Gründers und Verlegers der „Monatshefte“ vor: wie die geschäftliche, so sollte auch die literarische Leitung des Blattes unter seinen Augen von seinem Wohn- und Geschäftssitz aus geführt werden.

Die Stadt Braunschweig spielt für die nächste Entwickelung der jungen Zeitschrift denn doch noch eine bedeutsamere Rolle, als der Zufall, daß hier Westermanns Geschäft seinen Sitz hatte, zu erklären scheint. Wie bei allen menschlichen Unternehmungen darf man auch bei dieser die persönlichen Beziehungen nicht außer acht lassen. Und diese gerade waren es, die den Gründer der „Monatshefte“ eng mit der geistigen Geschichte der Stadt und des Landes Braunschweig verbunden hatten. George Westermann, am 23. Februar 1810 in Leipzig als Sohn eines bedeutenden, künstlerisch gebildeten Goldschmiedes geboren und so von früh auf für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Weltverkehr und öffentliches Leben, insbesondere aber den mächtig aufblühenden deutschen Buchhandel lebhaft interessiert, war schon in seinem achtzehnten Lebensjahre bei dem Braunschweiger Hause Friedrich Vieweg, einem der bedeutendsten in der damaligen deutschen Verlagswelt, in die Lehre getreten und war dann, nach einer längeren Ausbildungszeit, die ihn nach Königsberg, Hamburg und England geführt hatte, 1833 nach Braunschweig zurückgekehrt, um hier ein eigenes Geschäft zu gründen. Was ihn gerade hierher zog, zeigte sich bald durch seine Verlobung mit Blanka Vieweg, der jüngsten Tochter seines früheren Lehrherrn. Damit trat Westermann in den Kreis einer Familie, die seit langem schon mit der führenden Literatur Deutschlands in engster Fühlung stand. War doch der alte Vieweg — um nur ein Beispiel anzuführen — der erste Verleger von Goethes „Hermann und Dorothea“ gewesen und hatte er sich doch, als Schwiegersohn des verdienten Pädagogen und volkstümlichen Schriftstellers Joachim Heinrich Campe, auch sonst vielfach um die Beförderung und Verbreitung klassischer und nachklassischer Literatur verdient gemacht. Die schöngeistigen Interessen wurden seitdem in dem Hause Vieweg wie eine heilige Herdflamme genährt und gehütet, und es konnte nicht fehlen, daß sich die Wärme dieser Begeisterung auch auf den jungen Eidam der Familie übertrug. In dieser hoch und heilig gehaltenen Familientradition fand die neue Zeitschrift von vornherein eine nicht zu verachtende Stütze und der junge Redakteur persönlich einen ihm für seine schwierige Aufgabe äußerst wertvollen und fördernden Rückhalt.

Digitized by Google

Diese glücklichen Personalverhältnisse kamen vom ersten Augenblick in ganz besonderem Maße den „Monatsheften" zugute. Der Name Westermann, in dem für viele zugleich ein Ton des Namens Vieweg mitschwang, hatte schon damals Klang genug, um beim Buchhändler- wie beim deutschen Schriftstellerstande die besten Vorurteile zu erwecken. Wie das schon erwähnte erste Zirkular insbesondere in literarischen Kreisen wirkte, mag für manches ähnliche nicht minder beredte Zeugnis ein Brief beweisen, der bald nach der Versendung dieses Rundschreibens, noch vor dem Erscheinen des ersten Heftes in Braunschweig einlief. Er kam von einem der bekanntesten und angesehensten Schriftsteller der damaligen Zeit und lautete:

Paris, den 10. Sept. 1856.

Verehrliche Redaktion!

Der Name der Westermannschen Verlagshandlung bürgt dafür, daß die „Monatshefte" sich als eine solide und höchst ehrenhafte Zeitschrift gestalten werden; ich besinne mich darum keinen Augenblick, meine sehr fleißige Mitarbeiterschaft zuzusagen. Mit Vergnügen werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit, abwechselnd für sämtliche Ihrer „Abteilungen", mit Ausnahme der naturwissenschaftlichen, Beiträge zusenden. Ich bin auch gern bereit, Ihnen für jedes Monatsheft eine Korrespondenz, eine zusammenfassende Übersicht des geistigen Lebens von Paris, zu schreiben und bitte Sie, mir zu diesem Zwecke den Tag des Monats anzugeben, an welchem Sie dieselbe in Braunschweig zu empfangen wünschen. Eine fernere Bitte ist die, mir gefälligst das erste Heft zukommen zu lassen. Man orientiert sich besser, wenn man die Zeitschrift von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. Um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu beweisen, schicke ich anbei eine Art von Korrespondenz, die Sie aber auch, da sie nur einen Stoff hat, als besonderen Artikel unter irgendeinem Titel verwenden mögen. Bald folgt was Besseres und Interessanteres.

Ergebenst Moritz Hartmann.

Tatsächlich wurde denn auch Moritz Hartmann, der geistreiche Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1849), des Romans „Der Krieg um den Wald" (1850) sowie äußerst anschaulicher und lebendiger Reiseschilderungen aus Languedoc und der Provence (1852), ein ebenso bildschöner, bezaubernd liebenswürdiger Mann wie tadelloser Charakter, einer der eifrigsten und getreuesten Mitarbeiter an den ersten Jahrgängen der „Westermannschen Monatshefte". Geschäftliche Beziehungen zu dem Hause Vieweg gestalteten das Band zwischen ihm und dem Verleger, namentlich aber dem Redakteur der „Monatshefte", später nur noch inniger.

Auch aus dem Herzen Deutschlands ließen sich gleich nach den ersten Anfängen der neuen Zeitschrift ähnliche ermunternde Stimmen hören. So schrieb unter anderen Otto Roquette, dessen Novelle „Der Freiwerber" im zweiten Heft der „Monatshefte" erschienen war, aus Dresden im Januar 1857:

... In Berlin, von wo ich soeben zurückkehre, sind die „Monatshefte" in aller Händen, und ich konnte erfahren, daß der „Freiwerber" in den verschiedensten Kreisen sein Publikum gefunden hat. Aber nicht allein der novellistische Teil der „Monatshefte", sondern die ganze Fassung und Haltung derselben, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts im ganzen, erregt das allgemeine Interesse und macht sie zu derjenigen Zeitschrift, welcher sich Erwartung und Beifall jetzt am meisten zuwenden. Es ist mir erfreulich, Ihnen dies mitteilen zu können, und füge ich den besten Glückwunsch für das Gedeihen des Werkes im neuen Jahre hinzu.

Doch wir sind dem geschichtlichen Laufe der Dinge vorausgeeilt. Vorläufig galt es, das erste Heft herzustellen. Es wurde beschlossen, daß die neue Zeitschrift nach dem amerikanischen Vorbilde von Harper's Monthly

Digitized by Google

eingerichtet und den Titel „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte“ führen sollte.

Nach und nach war eine Anzahl recht wertvoller Beiträge aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten eingetroffen, aber seltsamerweise fehlte es an einer entsprechenden novellistischen Arbeit. Zwar lagen zahlreiche Beiträge vor von wohlbekannten Autoren auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, aber sie alle hatten keine belletristischen, sondern andere Arbeiten eingesandt; eine passende novellistische Arbeit, auf die es doch bei der Eröffnung des ersten Heftes wesentlich ankam, war ausgeblieben. Schon wurde in Erwägung gezogen, ob nicht überhaupt für diesmal auf eine Novelle zu verzichten sei, so ungünstig dies auch für das erste Auftreten gewesen wäre, als aus Prag von dem damals gern gelesenen Romanschriftsteller Siegfried Kapper, dem Schwager Moritz Hartmanns, die kurze Novelle „Klein Jaresch“ anlangte und allen Sorgen ein Ende machte. Mit dieser gemütvollen und künstlerisch nicht unbedeutenden Erzählung konnte füglich das erste Heft begonnen werden; es reihten sich dann die Beiträge von Riehl, von Andersen, von Mügge, von Moritz Wagner und Wilhelm Lübke an. Der Musikgelehrte Dehn gab einen Beitrag, und der sehr populäre Naturforscher M. J. Schleiden behandelte ein gerade damals, wie wir wissen, ungemein interessantes Thema „Über den Materialismus unserer Zeit“. Noch einige andere Beiträge, von Reclam über die Beziehungen der Nerven zu chemischen Vorgängen, einige Besprechungen besonders hervorragender Werke und eine Anzahl von Korrespondenzen aus verschiedenen großen Städten diesseit und jenseit des Ozeans ergänzten das Heft, dessen Inhalt sich also wohl sehen lassen konnte.

Schon vom zweiten Bande der „Monatshefte“ ab — also im zweiten Halbjahre ihres Bestehens — machte sich der Umstand bemerklich, daß dem neuen Unternehmen besonders von München aus große Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Was den Erfolg beim Publikum betrifft, so war auch dieser gleich von Anfang an in Süddeutschland und Österreich stärker als in dem kälteren und zuwartenden Norddeutschland. In München aber war besonders auch die werktätige Anteilnahme der dortigen Gelehrten- und Schriftstellerwelt sehr bemerkbar. Vor nicht langer Zeit hatte König Maximilian eine ganze Anzahl hervorragender Männer nach München berufen, und man nannte diese Versammlung von Rittern des Geistes „Die Tafelrunde des Königs“. Welch eine Fülle bereits gefeierter oder doch schon an der Schwelle der Berühmtheit stehender Persönlichkeiten sind da zu erwähnen! Von Gelehrten, an deren Spitze man Justus von Liebig nennen darf, waren es besonders Moriz Carriere, der Historiker Franz Löher, der Ethnograph K. F. Neumann, Moritz Wagner, dann die Dichter Emanuel Geibel, Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, W. H. Riehl, der Musiknovellist. Später kam noch Franz Dingelstedt dazu. Schon der Umstand, daß alle diese Mitglieder der Münchener Tafelrunde dazu ausersehen waren, vor der königlichen Familie und der Hofgesellschaft regelmäßige Vorträge zu halten, regte sie sämtlich dazu an, in der Wahl der Gegenstände und in der Art und Weise der Behandlung — wenn man so sagen darf — die vornehmste Popularität anzustreben. Das war es gerade, was dem Standpunkt der „Monatshefte“ völlig entsprach, und so entwickelte sich bald eine recht lebhafte und fruchtbringende Verbindung zwischen der Münchener Tafelrunde und der neuen Monatsschrift. Ja, diese war bald in der Lage, wahre Perlen von Beiträgen zu veröffentlichen. Rechnen wir dazu, daß sich aus Berlin Herman Grimm

Digitized by Google

und Otto Roquette, aus Karlsruhe Joseph Viktor Scheffel öfters beteiligten, daß ferner der Astronom J. H. Mädler, dann der durch sein „Buch der Natur" ungemein populäre Friedrich Schädler sich wiederholt mit Beiträgen einfanden, so zeigt sich bereits ein ganz achtunggebietendes Kontingent von Mitarbeitern. Auch der berühmte Kriminalist F. von Holtzendorff gab schon im vierten Bande einen wertvollen Beitrag über die englischen Verbrecherkolonien.

Doch auch in die höchsten und für eine populäre Zeitschrift scheinbar unerreichbaren Spitzen der damaligen deutschen Literatur spannen sich die Fäden. So finden wir im dritten Bande zwei Reihen von Epigrammen, im neunten ein Nibelungenfragment von keinem geringeren als Friedrich Hebbel, dessen Bedeutung damals zwar noch heiß umstritten war. Die heutige Generation, für die Hebbels Genie und Bedeutung in unantastbarer Höhe über allen Zweifel erhaben dasteht, wird es mit gelinder Verwunderung hören, daß dieser „einsame Gigant" sich grundsätzlich gar nicht abgeneigt zeigte, sogar regelmäßige Korrespondenzen aus Wien für die „Monatshefte" zu liefern (Brief vom 5. August 1857 aus Gmunden). Wohl ein Zeichen, daß diese Zeitschrift schon knapp nach dem ersten Jahre ihres Bestehens das höchste Ansehen auch in den exklusivesten Kreisen der deutschen Schriftstellerwelt genoß. Wir gedenken diese für den Dichter wie für den Menschen Hebbel höchst charakteristischen Briefe im Laufe des nächsten Jahrganges unserer Zeitschrift in einem eigenen Aufsatz zu veröffentlichen. Deshalb genüge es hier, aus seinen weiteren Zuschriften hervorzuheben, daß auch er für das Braunschweiger Unternehmen mit seiner Aufmunterung und seinem Glückwunsch nicht zurückhielt. „Ich habe mich jetzt", heißt es in einem aus dem Herbst 1857 datierten Briefe, „mit der Monatsschrift etwas näher bekannt gemacht und gratuliere Ihnen zu der bisherigen Leistung, die ich nach mancher Seite höchst gediegen finde ... Wenn Sie so fortfahren, hat Deutschland Hoffnung zu einem Organ, das nicht hinter den englischen und französischen gar zu weit zurückbleibt, und jeder Mann, dem es um den Fortschritt der Nation zu tun ist, wird gern beitreten!"

Stand Hebbel schon auf der Höhe, wenn nicht seines Ruhmes, so doch seiner dichterischen Leistungen, als er mit den „Monatsheften" in Verbindung trat, so setzte ein anderer Schriftsteller, der aus der Zahl der bedeutenderen Mitarbeiter an den ersten Bänden besonders hervorgehoben zu werden verdient, den Fuß gerade erst auf die erste Stufe der Ruhmesleiter, auf der er dann später, wenn auch äußerst langsam und erst nach Überwindung mancher Schwierigkeiten, bis auf die höchste Staffel hinanklimmen sollte, bis dort, wo der Siegeskranz des Klassikers hängt. Es war Wilhelm Raabe, oder wie er sich damals noch nannte: Jakob Corvinus, der 1831 in Eschershausen im Braunschweigischen geborene und seit 1856 in Wolfenbüttel lebende Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse". Fast gleichzeitig mit den „Monatsheften" war dieser erste Roman hervorgetreten, aber so beliebt gerade dieses Buch mit seinen humoristischen und ernsten Stimmungsbildern unter Raabes Dichtungen später geworden ist, bei seinem ersten Erscheinen ging es fast spurlos vorüber, und so dürfen sich die „Monatshefte", indem sie den jungen Schriftsteller zur Mitarbeit einluden, vielleicht wirklich ein bescheidenes Verdienst zuschreiben, diesen Dichter, wenn nicht „entdeckt", so doch bekannt und besonders den Süddeutschen vertraut gemacht zu haben. Die historische Novelle „Der Student von Wittenberg", eine jener tragisch-humoristischen Episoden aus der menschlichen Schicksalsgeschichte, deren er dann den alten Chroniken und Historien-

büchern noch so manche abgewann, war der erste Beitrag, mit dem Raabe in den „Monatsheften“ (Novemberheft 1857) erschien; an ihn reihte sich eine lange, stolze Reihe anderer Romane und Novellen, im ganzen nicht weniger als einunddreißig Werke. Raabes dichterische Bedeutung zu würdigen, ist hier nicht der Ort; sie steht längst in unseren Literaturgeschichten gebucht, und die Feier seines siebzigsten Geburtstages vor fünf Jahren hat gezeigt, daß der Geschmack derer, die kein rechtes Verhältnis zu ihm gewinnen können, heute nicht mehr in die Wagschale fällt. Um so weniger aber mochten wir es uns versagen, dankbar an jene Zeit zu erinnern, wo er mit diesen Heften so eng verbunden war, dankbar und stolz auch jetzt noch, wo uns diese Verbindung keine Früchte mehr trägt, wo der mittlerweile fünfundsiebzigjährige Dichter, wie es scheint, seine Feder ein für allemal als Weihgeschenk in der Kapelle seiner Laren aufgehängt hat.

Der Zufluß novellistischer Beiträge für die ersten Jahrgänge der „Monatshefte“ strömte auch sonst aus mancherlei Quellen des deutschen Südens und Nordens. Schon im dritten Bande (Oktoberheft 1857) konnte die Novelle „Hugideo“ von Joseph Viktor Scheffel gegeben werden, ein „episches Miniaturbild“ von wunderbarer Vollendung, die Schmerzensbeichte eines eben durch den Tod seiner geliebten Schwester ins innerste Herz getroffenen Dichters. Es war nicht der erste Beitrag, den Scheffel den „Monatsheften“ zuwies; schon im vorausgehenden Bande (April-, August- und Septemberheft 1857) hatte er eine Reihe charakteristisch-anschaulicher, von leiser Wehmut durchwobener Schilderungen aus der Dauphiné, aus Avignon und Vaucluse beigesteuert, und auch dieser Mitarbeiter hatte gleich in seinem ersten Briefe an den Verlag „mit Vergnügen“ hervorgehoben, wie „inhaltreich, anregend und gediegen das neue Unternehmen in die Welt hinausschreite“.

Mittlerweile hatten sich die „Monatshefte“ nicht nur schon ihren festen Stamm von Mitarbeitern, sondern auch eine getreue Gefolgschaft von Lesern und Abonnenten gewonnen. Die geschäftlichen Erfolge hielten mit den idealen guten Schritt, und allmählich eroberten sich die „Westermänner“, wie die Zeitschrift bald in populärer Abkürzung genannt wurde, in Süd- wie in Norddeutschland immer mehr Boden. Da tauchte plötzlich die schleswig-holsteinische Frage auf, und eine Weile schien es fast, als sollten von diesem politischen Unwetter auch die „Monatshefte“ in ihrer glücklichen Weiterentwickelung ernstlich gefährdet werden. Alle Welt schaute aus nach Kriegsberichten und nach Mitteilungen über diplomatische Verhandlungen; wie das der Leser, so schien eine Weile auch das Interesse der Mitarbeiter an einer von der Politik sich grundsätzlich fernhaltenden Zeitschrift leise zu erlahmen. Bald aber war diese Krisis überwunden, ja diese Aufrüttelung der Gemüter erwies sich auf die Dauer sogar als äußerst heilsam, gemahnte sie doch die Deutschen in Nord und Süd von neuem, wenn auch in scheinbar rauher und grausamer Form, an das nationale Einheitsband, das sie trotz aller äußerlichen Gegensätze und Trennungspunkte umschlang. Eben dieses nationale Gemeinschaftsgefühl war es ja aber, dem an ihrem Teile auch die „Monatshefte“ von Anfang an gedient hatten. So mußte naturgemäß dieselbe Welle, die unserer Zeitschrift einen kurzen Augenblick gefährlich zu werden schien, sie im nächsten schon wieder nach oben tragen.

Auch der Tod König Maximilians von Bayern (1864), an dessen literarischer Tafelrunde, wie erwähnt, die „Monatshefte“ eine so wertvolle Stütze gefunden hatten, und der ihnen auch persönlich mehrmals sein

Digitized by Google

Wohlwollen erwiesen hatte, vermochte das glückliche Vorwärtsschreiten des Unternehmens nicht mehr zu hemmen. Zwar änderten sich unter Ludwig II. die künstlerischen Verhältnisse Münchens recht gründlich, indem sich des Königs Interesse immer einseitiger und ausschließlicher der Musik, genauer noch den musikalischen Großtaten Richard Wagners zuwandte, aber die bedeutendsten Mitglieder der Münchener Tafelrunde blieben den „Monatsheften" doch treu, so insbesondere Franz Dingelstedt, der schon vor dem Tode des Königs Max nach Weimar übergesiedelt war, um neben Franz Liszt die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen, und Friedrich Bodenstedt, der 1866 auf den Ruf des Herzogs Georg II. als Leiter der Hofbühne nach Meiningen ging.

Auch sonst bewährte sich die alte Erfahrung, daß, wo eine Schwalbe nistet, stets mehr zufliegen. Freunde der Monatsheftautoren wurden von diesen, manchmal ohne Zutun der Redaktion, für die Zeitschrift gewonnen. Wie Raabe, so erschien auch sein Freund Wilhelm Jensen früh in den Spalten der „Monatshefte", und die erste Novelle, die sich im Februar- und Märzheft 1869 den Lesern unter seinem Namen zeigte, die in Südamerika spielende Erzählung „Unter heißerer Sonne", darf noch heute als ein „echter Jensen" gelten, eine so leidenschaftliche Naturgewalt durchbebt das Ganze, so hinreißend sind die fremdartigen Reize der tropischen Sonne geschildert, eine so blühende Phantasie webt ihren Schleier um die Gestalten und ihre Schicksale. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß diese Erzählung den ersten wirklichen Begriff von Jensens Kunst gab, und daß sie es war, die ihn mit einem Schlage berühmt und bekannt machte. Seit diesem ersten günstigen Erfolge blieb Jensen den „Monatsheften" ein getreuer belletristischer Mitarbeiter, einige seiner hervorragendsten Werke, wie z. B. „Minatka" (Oktoberheft 1870 bis Februarheft 1871), später „Die Namenlosen" (April- bis Septemberheft 1872), „Luv und lee" (Oktoberheft 1896 bis Märzheft 1897) und „Vor der Elbmündung" (Januar- bis Märzheft 1904), haben hier zuerst das Licht der Öffentlichkeit erblickt.

Denen Raabes und Jensens könnte noch manch stolzer Name angeschlossen werden: Berthold Auerbach, Eduard Bauernfeld, Theodor Fontane, Klaus Groth — denn welcher namhafte deutsche Romanschriftsteller oder Novellist wäre in jenen Jahren nicht in den „Monatsheften" vertreten gewesen —, aber wir müssen schon jetzt vielleicht fürchten, in dem Leser dieses Rückblicks könnte der Glaube entstehen, unsere Zeitschrift habe mit einseitiger Vorliebe die Belletristik gepflegt und den darstellenden und unterrichtenden Teil darüber vernachlässigt. Dies war nun aber keineswegs der Fall. Nur ist es weit leichter, einer jüngeren Generation durch Nennung eines Namens und einiger Werke einen Begriff von der schöngeistigen Haltung einer Zeitschrift zu geben, da ja diese Namen und Werke, wenn sie wirklich von mehr als flüchtiger Bedeutung, durch die Literaturgeschichte allen Gebildeten geläufig sind, als nach vierzig, fünfzig Jahren dem nachgeborenen Leser begreiflich zu machen, welches Ansehen und welche Autorität damals etwa ein geistreicher Essayist, ein populär schreibender Naturwissenschaftler, ein weitblickender Geschichtsforscher, ein geschmackvoller Literar- oder Kunsthistoriker genoß. Viele von den Namen, die dem Geschlecht der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre wie Offenbarungen ins Ohr klangen, sind heute längst stumpf geworden; wir lächeln über sie, während vielleicht noch unsere Väter den Atem anhielten, wenn sie ertönten. Das, was einen Aufsatz für den Augenblick seiner ersten Veröffentlichung so wirkungsvoll und so allgemein ergreifend macht, sein

unmittelbares Hervorquellen aus der Seele und der Stimmung der Zeit, das läßt ihn später, wenn jene Zeit unwiderruflich vorüber, desto schneller und gründlicher „veralten“ — während eine leidlich gute Novelle kraft ihres allgemein menschlichen Gehaltes auch nach Jahrzehnten wenigstens noch mit einzelnen Partien zu uns spricht. Trotzdem, hoffen wir, bedarf es nur einer kleinen Auslese von Namen, bei der wir alle die übergehen, die schon in anderem Zusammenhange aufgeführt sind, und auch von denen absehen, die in den „Gedenkblättern und Festgrüßen“ des Aprilheftes noch selber von sich zeugen konnten, um dem Leser eine Vorstellung zu geben, welcher Reichtum und welche Mannigfaltigkeit an darstellenden Beiträgen sich in den ersten fünfzig Bänden der „Monatshefte“ (1856 bis 1871) zusammenfand, welches Pantheon der Kunst und Wissenschaft dort errichtet war. Da schrieben, oft in einer ganzen Reihe von Artikeln, Karl Bartsch, Karl Biedermann, Rudolf Genée, Georg Brandes, Heinr. Düntzer, Herm. Hettner, Gust. Kühne, Daniel Sanders, Wilh. Scherer, Julian Schmidt und Adolf Stahr über Literatur-, Sprach- und Kulturgeschichte; Jakob von Falke (Trachten und Mode), Sophus Ruge, Karl Simrock (Deutsche Märchen) und Karl Weinhold über Volkskunde; Adolf Bastian, Otto Finsch, Rudolf Lindau, Friedr. Ratzel, Ferd. von Richthofen, Gerh. Rohlfs und Schlagintweit über Reisen und Entdeckungen, geologische und ethnographische Fragen; W. von Bezold, Wilh. Förster, H. J. Klein, J. H. von Mädler über Himmels- und Wetterkunde; Alfred Brehm, Karl und Ad. Müller, Karl Ruß über Tierkunde; K. Fraas, du Prel, P. Reis, Fr. Reuleaux, Jul. Stinde, A. Vogel über Physik, Chemie, Volks- und Landwirtschaft; F. Dornblüth und C. Reclam über Gesundheitslehre; F. von Holtzendorff und Rud. Jhering über Rechtswesen; und endlich ein kleines Heer von fachwissenschaftlichen Autoritäten und schöngeistigen Kritikern der verschiedensten Richtungen und Schulen über das weite Reich der bildenden Künste mit seinen verschiedenen Grenzbezirken, unter vielen anderen Herman Grimm, Max Jordan, Wilh. Lübke, K. von Lützow, Friedr. Pecht, Ludw. Pietsch, Herm. Riegel, Ad. Rosenberg, Jul. Lessing, Ludw. Nohl usw.

Trotz dieser Fülle von Namen und Gebieten soll eins nicht verschwiegen oder beschönigt werden: das Schwergewicht ihrer Bedeutung suchten und fanden die „Monatshefte“ entgegen ihrem ursprünglichen Programm im Laufe der Jahre mehr und mehr in der Belletristik; für die Geschichte der deutschen Novelle in dem Sinne, wie Paul Heyse ihr Wesen und ihre eigentümliche Kunstform feinsinnig gekennzeichnet hat, spielen sie sogar, wie auch von fremder Seite wiederholt öffentlich anerkannt ist, eine ganz hervorragende Rolle. Was einst (1857) durch ein Preisausschreiben herbeigelockt werden mußte floß den Heften jetzt in überreichlicher Fülle von selbst zu, so daß der Unterhaltungsteil nicht selten die Führung übernahm. Ist solcher „Verrat“ an dem anfänglichen Programm der Zeitschrift nun aber wirklich eine Verfehlung der Redaktion? Erfüllten die „Monatshefte“ nicht vielmehr mit dieser Abweichung von den ihr anfangs vorgezeichneten Richtlinien erst recht und in höherem Sinne ihren Zeitberuf? — Die Naturwissenschaften gehen in den auf die Mitte des Jahrhunderts folgenden Jahren gewiß in ihren Leistungen nicht zurück; aber die einseitige Herrschaft, die sie eine Zeitlang ausgeübt haben, verliert sich allmählich, insbesondere kommt im deutschen Publikum das Interesse an schöngeistigen Dingen wieder stärker empor. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß an dieser Wendung die Persönlichkeit des Redakteurs, der, wie bekannt sein wird, auf dem Felde der

Belletristik selbst produktiv tätig war, ihr Teil hat, entscheidend war aber doch auch hier im wesentlichen die Neigung und der Geschmack des deutschen Publikums. Die „Monatshefte" als eine Zeitschrift für alle Gebildete des deutschen Volkes haben es nie mit jenen esoterischen Kreisen halten können, denen der Begriff „Publikum" eine quantité négligeable bedeutet. Sie sind im Gegenteil immer der Meinung gewesen, daß wer die Menge führen will, sie zuvor verstehen und ihr unter Umständen entgegenkommen muß. Wie das Drama kein Drama, das Theater kein Theater ist, wenn es nicht berücksichtigt, daß es nicht zu einem einzelnen in seinen traulichen vier Wänden, sondern zu Hunderten und Tausenden von einem weithallenden Schauplatz spricht, so verlöre eine große Zeitschrift von vornherein ihre Berechtigung und ihre Bedeutung, wenn sie nicht Psychologie des Publikums triebe, des Publikums, für das sie bestimmt ist. Das, nicht mehr und nicht weniger, haben die „Monatshefte" getan, wenn sie ihre Sorgfalt und Liebe in wachsendem Maße der belletristischen und schönwissenschaftlichen Literatur widmeten. Noch keine erfolgreiche Zeitschrift hat sich ganz und genau auf den Buchstaben so entwickelt, wie das erste Programm es wollte. Denn dies Programm, so weitblickend es sein mag, ist immer nur die Frucht einer guten Stunde, allenfalls die eines guten Jahres — eine Zeitschrift aber formt sich wie jedes organische Gebilde unter dem wechselnden Klima der Zeit. Scheinbare Untreue ist hier oft höchste Treue. Auch für das Reich der periodischen Literatur gilt das ewige „Stirb und Werde" des Westöstlichen Divans; solang sie das nicht hat, ist auch eine Zeitschrift „nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde" ...

Doch es heißt, an den Fluß der Geschichte zurückkehren. Merkwürdigerweise war das Kriegsjahr 1866, das doch in Deutschland so gewaltige Erschütterungen hervorrief und die politischen Verhältnisse völlig umschuf, an der Entwickelung der „Monatshefte" ziemlich spurlos vorübergegangen. Julian Schmidt, durch seine kampflustige Haltung in der Öffentlichkeit allgemein bekannt, als unbeugsam strenger Kritiker und zugleich als politischer Schriftsteller geschätzt und gefürchtet, war gerade damals für literargeschichtliche Studien ein wertvoller Mitarbeiter geworden; Karl Braun, der frühere nassauische Landtagsabgeordnete, der sich auf volkswirtschaftlichem Gebiete durch seine schneidige Feder hervortat, schrieb glänzende Aufsätze über alle erdenklichen Kulturfragen der Vergangenheit und Gegenwart.

In ganz anderer Weise als die vorher erwähnten kritischen Zeitläufe machte sich das Jahr 1870 fühlbar. Die Ereignisse kamen so rasch und entwickelten sich in so unerhört durchgreifender Weise, daß man während des Krieges in einer fortwährenden fieberhaften Erwartung nicht viel auf andere Dinge achtete und für den Augenblick deren Bedeutung für das nationale Einigungswerk kaum erkannte. Indessen verfolgten die „Monatshefte" ruhig ihren Weg. Namentlich in bezug auf ihre belletristischen Beiträge war ihr Ansehen in der literarischen Welt bereits so gefestigt, daß eine Einführung durch sie geradezu für einen entscheidenden Erfolg galt. Auch das ist kein „Zufall" oder „blindes Glück", sondern, wie wir hier wohl aussprechen dürfen, eine natürliche Frucht jener sorgfältigen, vorurteilslosen Prüfung, die die Redaktion allzeit gerade den Einsendungen unbekannter Schriftsteller oder selbst blutjunger Kadetten der Belletristik hat angedeihen lassen. Leider würde es für den uns zugemessenen Raum viel zu weit führen, wollten wir eine vollständige „Galerie der Entdeckten" zusammenstellen; wir müssen uns vielmehr damit begnügen, Namen wie Leopold Sacher-Masoch, der in seinen

Digitized by Google

frischen Anfängen noch nichts von seiner späteren leise angefaulten Pikanterie spüren ließ („Don Juan von Kolomea“, Oktoberheft 1866). Karl Emil Franzos („Das Christusbild“, Septemberheft 1870), Wilhelm Fischer in Graz („Eine Sommernachtstragödie“, Oktoberheft 1872), Viktor Blüthgen („Die schwarze Kaschka“, Märzheft 1878) zu nennen.

Wenn solche Erfahrungen dem Unternehmen immer mehr innere Festigkeit und äußeres Ansehen gaben, so erstarkte es auch durch methodisch geförderten Zuwachs an schon bekannten und beliebten Autoren. So erschien Mitte der sechziger Jahre Theodor Storm zuerst in den „Monatsheften“, und der längst in den besten Leserkreisen gefeierte Dichter des „Immensee“ blieb von nun an mit der Westermannschen Verlagsbuchhandlung und den „Monatsheften“ in innigster Verbindung; im ganzen sind fünfzehn Novellen von ihm, darunter „Von jenseits des Meeres“, „Viola tricolor“, „Ein stiller Musikant“, „Carsten Curator“, „Hans und Heinz Kirch“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Ein Bekenntnis“, hier zuerst hervorgetreten. Viele davon erschienen nach dem Abdruck in den „Monatsheften“ auch in Buchausgaben im Westermannschen Verlage, und dies führte schließlich zu der Westermannschen Gesamtausgabe von Theodor Storms Werken, die eine große und wohlverdiente Verbreitung gefunden hat.

Kaum weniger eng ist das Band gegenseitiger Treue, das die „Monatshefte“ seit dem Jahre 1861, wo im Januarheft die Novelle „Annina“ erschien, mit Paul Heyse verbindet. Im Laufe der fünfundvierzig Jahre, die seitdem verflossen, sind alles in allem einundzwanzig Romane und Novellen von ihm in unserer Zeitschrift erschienen, darunter Meisterwerke der Novellistik, wie „Der verlorene Sohn“, „Die ungarische Gräfin“, „Zwei Gefangene“, „Die Rache der Vizgräfin“, „Die schwarze Jakobe“, „Xaverl“, „Das Steinchen im Schuh“, „Antiquarische Briefe“, „Ein Mutterschicksal“ usw.

Kurze Zeit nach seinem Auftreten in der Öffentlichkeit erschien auch P. K. Rosegger in den „Monatsheften“, zuerst im Jahre 1873 mit einem Stück aus den „Schriften eines Waldschulmeisterleins“; wir begegnen ihm dann öfter, und er ist auch später noch ein getreuer Mitarbeiter geblieben. So haben die „Monatshefte“ insbesondere mehrere seiner ohne Frage ergreifendsten und kraftvollsten Bauernnovellen darbieten können, wie „Das Haus unter den Wänden“, „Maria im Elend“, „Onkel Sonnenschein“ u. dgl. Ebenso erschien Hans Hoffmann in den „Monatsheften“ ganz im Beginn seiner Dichterlaufbahn mit Novellen aus Italien und Neugriechenland, die sofort die Aufmerksamkeit auf dieses kräftige und eigenartige Erzählungstalent lenkten („Ein käufliches Herz“, Juliheft 1880; „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, Septemberheft 1882; „Photinissa“, Septemberheft 1883 usw.).

Mit den Umwälzungen, welche infolge der Ereignisse des Jahres 1870 in Deutschland sich vollzogen, ging es genau so, wie es in allen großen Perioden der Weltgeschichte geschehen ist. Allmählich, mit zwingender Gewalt schritten sie vorwärts, eins rief das andere hervor, das Große wirkte auf das Kleine, und bald befand man sich in ganz neuen Verhältnissen, ohne eigentlich recht bemerkt zu haben, wie das zuging. Es war nur natürlich, daß auch die Zeitschriftenliteratur eine große Umänderung erfuhr. Manche neue Unternehmungen tauchten auf und verschwanden wieder. Daß man gerade in Berlin, der Reichshauptstadt, dem neuen Mittelpunkte des geistigen Lebens, eine Revue haben müsse, wurde oft ausgesprochen, und es war sogar wiederholt die Rede davon, ob nicht die ganze Westermannsche Verlagshandlung

oder mindestens doch der für die „Monatshefte" nötige Apparat nach Berlin verlegt werden könne. Das stellte sich bald als undurchführbar heraus, einleuchtend dagegen erschien der Vorschlag, den Redakteur seinen Wohnsitz in Berlin nehmen zu lassen. Es wurde verabredet, daß ein Versuch gemacht werden solle. Man fand den persönlichen Umgang mit den literarischen Größen Berlins sehr wichtig und vorteilhaft, und der Redakteur siedelte denn tatsächlich im Jahre 1872 ganz nach Berlin über, allerdings mit der geschäftlich gebotenen Verpflichtung, von Zeit zu Zeit nach Braunschweig hinüberzureisen, um wichtige Angelegenheiten, insbesondere Illustrationsfragen, mit dem Verleger und seinen technischen Hilfskräften persönlich zu besprechen.

Auf die innere Gestaltung hatte diese praktische Betriebsmaßregel keinen sonderlichen Einfluß. Die „Monatshefte" waren in ihrem nun beinahe zwanzigjährigen Bestehen in den deutschen Familien bereits so fest eingewurzelt, und das Lesebedürfnis war von Jahr zu Jahr so im Steigen begriffen, daß auch ähnliche Erscheinungen, wie etwa die vornehme „Deutsche Rundschau", die übrigens von vornherein ihren Leserkreis mehr in gelehrten Kreisen suchte, ihr sicheres, immer weiter ausgreifendes Fortschreiten nicht mehr ernstlich zu gefährden vermochten. Nur die Wirkungskreise grenzten sich bestimmter ab, und das konnte auf die Dauer nur als Vorteil empfunden werden.

Schon vor der Mitte der siebziger Jahre war wiederholt zwischen Verleger und Redakteur der Plan besprochen worden, den „Monatsheften" eine äußere Umgestaltung zuteil werden zu lassen. Diese Umgestaltung sollte sich auf eine Vergrößerung des Formats, etwas größere Schrift, überhaupt auf eine Verschönerung und Bereicherung der äußeren Erscheinung beziehen. Dementsprechend sollte und mußte der Preis erhöht werden. Um aber ein möglichst in die Augen fallendes Äquivalent dafür zu bieten, verfiel der geschäftstüchtige Verleger auf den Plan, irgendeinen der damals bekanntesten und beliebtesten Autoren des Romanfaches ganz für die „Monatshefte" zu gewinnen, so daß man dem Publikum die Aussicht eröffnen könne, den betreffenden Dichter auch in seinen Werken ausschließlich in den „Monatsheften" zu finden.

Der Zufall wollte, daß kurz zuvor — es war im Frühjahr 1878 — eine Privatangelegenheit den bisherigen leitenden Redakteur der „Monatshefte" veranlaßte, von seiner Stellung zurückzutreten. Es übernahm an seiner Stelle Dr. Gustav Karpeles die Redaktion, ein durch literarhistorische Forschungen wohlbekannter, in redaktionellen Dingen erfahrener Mann mit ausgezeichneten Verbindungen. Nun konnte die Neuorganisation der „Monatshefte" nach allen Richtungen hin angestrebt und vorbereitet werden. Friedrich Spielhagen, der den Heften schon seit Jahren als Mitarbeiter nahe stand, ließ sich bereit finden, als Herausgeber zu zeichnen, und übernahm die Verpflichtung, sich nicht nur der Redaktion zu widmen, sondern auch mit eigenen Beiträgen, besonders mit seinem neuen belletristischen Werken, als Mitarbeiter zu erscheinen. Im Oktober 1878 kam alsdann das erste Heft einer neuen Folge der „Monatshefte", herausgegeben von Friedrich Spielhagen und redigiert von Dr. Gustav Karpeles, heraus. Äußerlich war alles neu: der Titel, die Vignetten, der Druck und das Papier, und was den Inhalt betraf, so zeigt der erste Band dieser neuen Folge neben den altbewährten vortrefflichen Mitarbeitern auch manche neue Namen von längst anerkanntem Rufe, die in den „Monatsheften" bisher nicht vertreten waren (Heinrich Laube, Hans Hopfen u. a.).

Der Übergang vollzog sich ohne erheblichen Einfluß auf die Verbreitung der Zeitschrift. Hatte der erhöhte Preis vielleicht manche Abonnenten abgeschreckt, so kamen anderseits viele neue Leser hinzu, die durch die Neuorganisation angezogen wurden und sich von der neuen Entwickelung große Dinge versprachen. Aber offenbar hatten die „Monatshefte“ doch schon zu lange bestanden und waren bereits bei ihrem Leserkreise zu sehr eingebürgert, als daß irgendeine Anordnung, die vielleicht bei der Gründung einer neuen Zeitschrift von entscheidendem Einfluß gewesen wäre, den Rang und Ruf der Hefte hätte in bemerkenswerter Weise berühren können. Ohne Zweifel gereichte der Umstand, daß ein damals auf der Höhe seines Ruhmes stehender Romandichter wie Friedrich Spielhagen das Unternehmen mit seinem Namen schmückte, den „Monatsheften“ für alle Zeit zur Auszeichnung und dokumentierte auch nach dem Auslande hin die Wertschätzung dieser Zeitschrift.

Wir kommen jetzt zu einem Zeitpunkt, wo das Haus Westermann ein schwerer Schlag treffen sollte, der unter Umständen für die ganze Entwickelung des Geschäfts und somit auch für die „Monatshefte“ hätte verhängnisvoll werden können. Am 7. September 1879 wurde in Wiesbaden während der Kur George Westermann ganz plötzlich von einem Herzschlag niedergeworfen. Der unerwartete Tod des energischen und zielbewußten Mannes, der immer der Kopf und die Seele des Hauses gewesen, war für seine Familie ein erschütterndes Ereignis und für das ganze Unternehmen ein tiefgehender Verlust.

Das empfanden alle, und der Schlag wurde nur dadurch etwas gemildert, daß er selbst, im Gefühl seiner bedrohten Gesundheit und bei der Absicht, längere Zeit im Auslande zu verweilen, die Leitung der geschäftlichen Angelegenheiten bereits den Händen seines ältesten Sohnes, Friedrich Westermann (geb. 1840), der ihm schon seit längerer Zeit geschäftlich zur Seite stand, anvertraut hatte. Seine buchhändlerischen Studien hatten diesen vier Jahre nach Amerika geführt, wo in Neuyork das verwandte Haus Bernhard Westermann stets in enger Fühlung mit der Braunschweiger Firma war. Vorher schon war er außer in Aachen und in Leipzig, der hohen Schule des deutschen Buchhandels, längere Zeit in München gewesen, um fachmännische Erfahrungen zu sammeln. Der Übergang war daher in allen äußerlichen Anordnungen kaum bemerkbar. Auch was die inneren Verhältnisse betraf, so konnte bei dem natürlichen Erbgang von dem Vater auf den ihn pietätvoll verehrenden Sohn von einer durchgreifenden Änderung vorläufig gleichfalls keine Rede sein, und die Individualität Friedrich Westermanns hielt sich denn auch zunächst vorsichtig zurück, um die Intentionen des heimgegangenen Begründers des Geschäftes getreulich zu wahren und zur möglichst ungestörten Entwickelung zu bringen. Der achtundvierzigste Band der „Monatshefte“ brachte mit dem George Westermanns Andenken feiernden Gedenkaufsatz „In Memoriam“ den Manen des Verstorbenen die gebührende Huldigung dar.

Während des nächsten Jahres mußten die Vorbereitungen zu einem anderen Ereignis getroffen werden, das für die Geschichte der „Monatshefte“ bedeutungsvoll war und nicht mit Stillschweigen umgangen werden konnte: das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Unternehmens (September 1881) war gekommen und lenkte den Blick zurück auf die durchlaufene Bahn. Diesem ersten Jubiläum der Zeitschrift — zehnjährige zu feiern, war man in jenen ruhigeren Zeiten nicht schnellebig genug — galt ein am Schlusse des fünfzigsten Bandes veröffentlichter „Epilog“, der rückblickend in kurzen

Digitized by Google

Sätzen die Arbeit dieser langen Jahre des Bestehens zusammenfaßt. Es findet sich unter anderem darin mit Recht hervorgehoben, wie die „Monatshefte“ namentlich auf dem Gebiete der Novelle und auf dem der ethnographischen und der verwandten Wissenschaften während des vergangenen Vierteljahrhunderts führend und maßgebend gewesen seien.

Der folgende Band — der einundfünfzigste — wurde dann in würdigster Weise durch einen **Prolog von Robert Hamerling** gefeiert. Auch hier fehlte nicht der Ausdruck der Verehrung für George Westermann, in dessen Namen hinfort nach Art der absolutistischen Geschichte auch sonst gern zusammengefaßt wird, was die „Monatshefte“ im Laufe der ersten fünfundzwanzig Jahre Verdienstliches geleistet haben, was sich aber doch, wie jeder Einsichtige sich selber sagen wird, auf Verleger, Redakteure, Mitarbeiter und — Publikum verteilt.

Ein ebenso reizvoller wie pietätvoller Gedanke der Redaktion war es, in dem **ersten Bande des zweiten Vierteljahrhunderts** so viel als möglich alle die noch lebenden Mitarbeiter der vorhergehenden fünfundzwanzig Bände, namentlich aber diejenigen des ersten Bandes und sogar speziell des ersten Heftes zu vereinigen, und so sehen wir denn in der Tat im Verzeichnis der Mitarbeiter neben Namen aus den allerersten Heften des Unternehmens auch die besonders bemerkenswerten, man könnte sagen epochemachenden Mitarbeiter dieser ganzen fünfundzwanzigjährigen Serie. Da ist Wilhelm Raabe mit Wilhelm Heinrich Riehl und dem Verfasser der ersten Novelle, mit welcher die „Monatshefte“ eröffnet wurden, Siegfried Kapper. Mit Friedrich Spielhagen und Levin Schücking steht auch Leopold von Sacher-Masoch in diesem Bande. Emanuel Geibel ist mit einer Dichtung erschienen, und um nur einige von den darin vertretenen hervorragenden Gelehrten zu nennen, so finden wir Franz von Holtzendorff, Nordenskiöld, Gerhard Rohlfs, Heinrich Brugsch-Pascha, Ernst Curtius, Georg Ebers, Julius Lessing, Wilhelm Lübke, Adolf und Karl Müller, Friedrich Pecht, Karl du Prel, Karl Vogt u. v. a.

Bis zum Juli 1882 blieben die **Redaktionsverhältnisse** unverändert. Dann zog sich Dr. Karpeles, der sich inzwischen auf verschiedenen literarhistorischen Gebieten, namentlich als Biograph und Erklärer Heinrich Heines, eine hervorragende Stellung errungen hatte, von der Redaktion zurück. Sein Eifer für die Förderung der „Monatshefte“, namentlich sein erfolgreiches Bemühen, neue tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, blieb im besten Andenken. An seine Stelle trat, vorläufig ungenannt, von neuem Dr. **Adolf Glaser**, der dann nach dem im Oktober 1884 erfolgten Rücktritt Spielhagens wieder in alter Weise am Schluß des Heftes als Redakteur zeichnete.

Er fand nach vierjähriger Unterbrechung seiner Redaktionstätigkeit in der **literarischen Politik** der „Monatshefte“ kaum etwas verändert. Noch immer wurde der Grundsatz gewahrt, neben den namhaften Vertretern der Belletristik, von denen, wie bemerkt, einige zu regelmäßigen Gästen der „Monatshefte“ geworden waren, auch jüngere Kräfte zu Worte kommen zu lassen, die noch keinen Kranz auf dem Haupte, dafür aber auf ihrer Stirn den frischen Hauch der Jugend und in ihrer Brust die Gewißheit einer rühmlichen Zukunft trugen. Viele von den damals bei den „Monatsheften“ eingeführten belletristischen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen — denn mittlerweile war der Prozentsatz der weiblichen Autoren ungeheuer gewachsen — zählen noch heute, falls nicht ein früher Tod sie gefällt hat, halb und halb zu

den „Modernen" — und das will doch bei der Schnellebigkeit gerade unserer literarischen Verhältnisse etwas heißen. Wir möchten nur an Helene Böhlau, Ida Boy-Ed, Karl Busse, J. J. David, Hedwig Dohm, Marie von Ebner-Eschenbach, Ilse Frapan, Hermann Heiberg, Hans Hopfen, Wolfgang Kirchbach, Ossip Schubin, Lou Andreas-Salomé, John Henry Mackay, Adalbert Meinhardt, Gabriele Reuter, Klaus Rittland, Alexander von Roberts, Paul Robran, Heinrich Seidel, Adolf Stern, Hermine Villinger, Richard Voß, Ernst von Wildenbruch erinnern, um dem wohl hier und da laut gewordenen Vorurteil zu begegnen, als habe es für den Eintritt in Westermanns Monatshefte eines anderen Privilegs bedurft als des Talents und — was sich bei einer Zeitschrift für die gebildete Familie von selbst versteht — der gesitteten Form.

Wie auf belletristischem, so wurden aber gleichzeitig auch auf dem Gebiete der darstellenden und belehrenden Aufsätze die alten Richtlinien der Redaktion innegehalten und weitergeführt. Freilich vermochten auch die „Monatshefte", wie jedes periodische Organ abhängig von dem Zuge der Zeit, die an den alten Pfeilern der Tradition gewaltig rüttelte, in der Wahl ihrer Mitarbeiter nicht überall an dem alten Autoritätsprinzip festzuhalten, aber soviel wie irgend möglich beobachteten sie doch auch jetzt noch den Grundsatz, zumal über schwierigere und wichtigere Gegenstände nur solche Persönlichkeiten sprechen zu lassen, die kraft ihres Amtes, ihrer öffentlichen Stellung oder ihrer anerkannten Leistungen den Beruf dazu hatten. Wenn wir hier von neu auftretenden Mitarbeitern dieses Gebietes die Militärschriftsteller Freiherr von der Goltz und Max von Jähns, die Philosophen Eduard von Hartmann und Moritz Lazarus, den Architekten und Kunstgelehrten Robert Dohme, der in den „Monatsheften" u. a. seine für die neuere Baukunst und das neue Kunstgewerbe epochemachenden Aufsätze über das englische Haus veröffentlichte, wenn wir die Kunsthistoriker und Ästhetiker Oskar Bie, Heinrich Brunn, Max Dessoir, Cornelius Gurlitt, die Literarhistoriker Albert Bielschowsky, Ludwig Geiger, Eugen Kühnemann, Berthold Litzmann, Franz Muncker, Paul Schlenther, die Geschichtschreiber Karl Theodor von Heigel, Arthur Kleinschmidt, die Entdeckungsreisenden und Reiseschilderer Otto Ehlers, Hermann von François, Heinrich Noë, Karl Peters, Joachim Graf Pfeil, Georg Schweinfurth, Ludwig Steub, August Trinius, Theodor Wundt und endlich die Naturwissenschaftler Wilhelm Bölsche, Ludwig Heck, Robert von Lendenfeld, Adolf Miethe aus einer großen Zahl zum Teil nicht minder bekannter und bewährter Mitarbeiter hervorheben, so wird dieser redaktionelle Grundsatz hinlänglich belegt sein.

Zeigte so die literarische Entwickelung der „Monatshefte" auf den einmal vorgezeichneten Bahnen ein ruhiges stetes Fortschreiten, so machte sich etwa seit der Mitte der achtziger Jahre in der äußeren Ausstattung, insbesondere der Illustrierung ein in die Augen fallender Umschwung bemerkbar. Diesen hervorzurufen, wirkte mancherlei zusammen: in erster Linie die Neigung der Zeit für alles Konkrete, für alle sinnlichen und anschaulichen Lebenselemente und Daseinsformen, sodann die überraschenden Fortschritte, die gerade damals die Illustrations- und Reproduktionstechnik machte, nicht zu vergessen auch der von uns immer nur dankbar empfundene Ansporn, den uns die von vornherein stärker auf das Bild als auf das Wort bauenden Velhagen und Klasingschen Monatshefte, eine Gründung der achtziger Jahre (1886), allmonatlich zuteil werden ließen. Das alles aber wäre fruchtlos geblieben, wenn

Digitized by Google

nicht der damals im frischesten Mannesalter stehende Verleger selbst eine ausgesprochene Vorliebe für glänzende und geschmackvolle Ausstattung an den Tag gelegt und fast jeder einzelnen Illustration seine besondere Sorgfalt bei Auswahl, Reproduktion, Anordnung und Druck gewidmet hätte — hatte doch das Haus George Westermann von Anfang an auch den gesamten Druck der Zeitschrift in seiner eigenen Offizin bewerkstelligt. Waren früher die „Bilder" wohl manchmal als „unbequem" empfunden worden, so wurden sie jetzt als ebenbürtige Kameraden und Brüder der Texte respektiert. Sie erwiesen sich dafür in ihrer Art dankbar, indem sie den ehemaligen „Glanz der Autoritäten", der für ein anderes Geschlecht seinen Reiz verloren hatte, durch den „Glanz der Ausstattung" ersetzten — das Wort Ausstattung im weitesten Sinne gebraucht. Wie die Macht dieser Usurpatoren gewachsen ist, mag die eine Tatsache belegen, daß sich noch das Septemberheft 1881, das Schlußheft des fünfzigsten Bandes, mit 11, sage und schreibe elf einfachen Illustrationen von ganz bescheidenem Umfang begnügte, während das ihm entsprechende Heft nach weiteren fünfundzwanzig Jahren, also das vorliegende Septemberheft, durchaus nicht absichtlich glänzend ausgestattet, 66 Illustrationen, darunter 12 besondere Kunstblätter aufweist. Im Maiheft 1895 traten die ersten Farbendrucke auf, anfangs spärlich, dann, von 1900 an, in Zahl und technischer Vollendung rasch wachsend.

Es konnte nicht fehlen, daß manch einer von den älteren Lesern diese Neuerung mit Unlust ansah und sich zurücksehnte nach der „guten alten Zeit", wo der Text die fast unbedingte und unbeschränkte Herrschaft gehabt hatte. Allen diesen laudatores temporis acti konnten wir nur erwidern, daß die „Monatshefte" als eine populäre Zeitschrift unzweifelhaft längst ihren Einfluß und ihre weite Verbreitung eingebüßt hätten, hätten sie sich einer Zeitbewegung gegenüber ablehnend verhalten, die so allgemein durchgriff wie die Freude an Bild und Ausstattung. Das oberste Gesetz jeder realen Politik ist eben noch immer die Notwendigkeit. Dabei muß ausdrücklich betont werden, daß die „Monatshefte" in der Illustrierung niemals schreienden Sensationen nachgejagt sind, sondern auch hier vor den Entschluß immer die Prüfung gestellt und schließlich nur das für sich gewählt haben, was dem von ihrer geistigen Würde gebotenen Maß entsprach. Niemals sind sie jedenfalls, trotz aller Konkurrenz von unten her, zu jenem breiten, platten Gassengeschmack herabgestiegen, der auf das bloße gedankenlose Unterhaltungsbedürfnis oder gar auf die Lüsternheit gewisser Kreise spekuliert.

Eng mit dem Aufschwung der illustrativen Ausstattung, zu der auch die wiederholte Änderung des Titelblattes und des inneren Buchschmuckes zu rechnen ist, hing es zusammen, daß innerhalb der Hefte die Aufsätze über bildende Künste, vor allem die sogenannten Künstlermonographien immer mehr Raum gewannen. Auch dies freilich hat seinen Grund in einer Bewegung des Zeitgeschmacks. Mag man über die moderne Kunst, einschließlich des deutschen Kunstgewerbes, denken, wie man will, das eine wird man nicht leugnen können: sie hat eine zuvor unerhörte Teilnahme der Gebildeten entzündet für alles, was sie hervorbringt, womit sie entzückt und verblüfft, unser Lebensgefühl erhöht und beseelt, aber auch wohl zuzeiten verwirrt und zersplittert. Dieser Bewegung mußte eine lebendige Zeitschrift folgen, wollte sie sich nicht selber zum Petrefaktentum verurteilen, mußte es, selbst auf die Gefahr hin zu irren und eine Vergänglichkeit oder einen Blender auf ein Piedestal zu heben, das sie vor dem Richtstuhl der Geschichte nicht zu behaupten vermochten.

igitized by Google

Bei der Fülle neuer Namen, neuer Richtungen und Bestrebungen, die da plötzlich auftauchten und wieder verschwanden, mußte sich ein der älteren Generation, der vor 1870, angehöriger Redakteur eines Tages sagen, daß er die Verantwortlichkeit, durch alle diese Strömungen das Fahrzeug der „Monatshefte" wohlbewahrt und ungefährdet hindurchzusteuern, nicht mehr allein tragen könne, daß er eine jüngere Kraft zu sich auf die Kommandobrücke laden müsse, die, selber schon ein Kind der jüngeren, so vielfach veränderten Zeit, unmittelbare Fühlung mit ihr hatte und so vor manchen Konflikten zwischen persönlichem Geschmack und dem Verlangen der Zeit gefeit war. Ruhebedürfnis des Alters — Dr. Glaser war mittlerweile an der Schwelle der Siebziger angelangt und hatte fast vierzig Jahre die Redaktion der „Monatshefte" geführt — sowie eine wachsende Freude an dem Aufenthalt in Italiens kunstgesegneter Hauptstadt kamen bei ihm hinzu, um den Gedanken, einen Mitredakteur zu gewinnen, schon von der Mitte der neunziger Jahre an ernstlich ins Auge zu fassen.

Nach mancherlei gescheiterten Versuchen wurde diese junge Kraft endlich, im Herbst 1897, in Dr. Friedrich Düsel (geb. 1869) gefunden, einem aus Erich Schmidts Schule hervorgegangenen Germanisten und Literarhistoriker, der in all seinen Studien mit einer damals noch seltenen Konsequenz auf die journalistische, besonders auf die Redakteurlaufbahn hingearbeitet hatte. Als Redakteur der ernst gehaltenen Unterhaltungsbeilage einer größeren Berliner Zeitung hatte er schon die ersten fachmännischen Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, als auf Erich Schmidts Empfehlung hin der Ruf in die Redaktion der Westermannschen Monatshefte an ihn erging. Er nahm ohne Bedenken an, wenn er sich auch der Schwierigkeiten bewußt war, die es für einen noch nicht Dreißigjährigen bedeutete, die redaktionelle Leitung eines so fest und gelassen in seiner Tradition wurzelnden Organs, wie die „Monatshefte" es waren, zu übernehmen, zumal da es doch der Natur der Dinge nach seine Aufgabe sein mußte, nicht bloß diese stolze Überlieferung weiter zu pflegen, sondern auch frisches Blut in den Organismus zu leiten. Wenn das ohne jeden ernstlichen Konflikt mit der Leserschaft, mit dem Verlage und dem so viel älteren und erfahreneren Redaktionskollegen abgegangen ist, so ist das in erster Linie dem verständnisvollen, manchmal gewiß auch entsagungsvollen Entgegenkommen des Verlegers wie des Kollegen zu danken, denen es allezeit als eine selbstverständliche Pflicht galt, das Wohl der „Monatshefte" über die Person und ihre menschlichen Empfindlichkeiten zu setzen.

Wie es bei Dr. Glasers Eintritt gehalten worden war, so war es auch jetzt wieder zur Bedingung gemacht: eine Zeitlang sollte der neue Redakteur unter den Augen des Verlages und seiner technischen Mitarbeiter in Braunschweig arbeiten, um Fühlung mit den maßgebenden Persönlichkeiten zu gewinnen und den Herstellungsapparat der Zeitschrift genauer kennen zu lernen. So verbrachte er die Zeit vom Herbst 1897 bis zum Frühsommer 1898 in Braunschweig, siedelte dann aber gleich seinem Vorgänger — die Notwendigkeit, von der Reichshauptstadt aus, dem politischen und geistigen Mittelpunkt Deutschlands, die Redaktion zu führen, war inzwischen nur noch gewachsen — nach Berlin über, um hier seinen ständigen Wohnsitz zu nehmen und nur allmonatlich einmal nach Braunschweig zu Konferenzen mit der Verlagsleitung zu reisen. Vom Januarheft 1898 an — um gleich auch noch diese äußerlichen Daten zu erledigen — zeichnete Dr. Friedrich Düsel neben Dr. Glaser für die verantwortliche Redaktion, seit dem Märzheft 1904 trat sein Name an die

Spitze des Redaktionsvermerkes, ohne daß Dr. Glasers Name unterdrückt wurde, denn auch in der Ferne, von Rom aus, blieb dieser, der mit der Geschichte und der Entwickelung der „Monatshefte“ so eng verwachsen ist, der Zeitschrift ein treuer Freund und Berater.

Nichts wäre für den neu eingetretenen jungen Redakteur einer so fest im Sattel sitzenden Zeitschrift wie den damals über vierzig Jahre alten „Monatsheften“ törichter gewesen, als wenn er den alten Bau hätte einreißen und umstürzen wollen. Das lag seiner Natur und seiner Einsicht gleich fern, und es möchte denn auch, löschte man den Redaktionsvermerk, in der Tat schwer fallen, in den Bänden der Jahre 1897 und 1898 die Grenzlinie zu bestimmen, wo seine Tätigkeit einsetzt. Nur ganz allmählich sollte und durfte der Übergang sich vollziehen. Zudem war, wie ja schon hervorgehoben, die illustrative Reform der „Monatshefte“ vom Verleger selbst einige Jahre zuvor kräftig in die Wege geleitet worden. Hier brauchte also nur vorsichtig weitergebaut zu werden. Es geschah hauptsächlich durch eine noch gründlichere und auch wohl kühnere Bevorzugung der ins weite Reich der bildenden Künste schlagenden Beiträge, für die jetzt neben den bereits erwähnten älteren (Oskar Bie, Max Jordan, Adolf Rosenberg u. a.) auch zahlreiche jüngere Kunstschriftsteller, wie Friedrich Fuchs, Walther Gensel, Friedrich Haack, Georg Herrmann, Eugen Kalkschmidt, Rudolf Klein, Karl Krummacher, Oskar Münsterberg, Julius Norden, Max Osborn, Felix Poppenberg, Hans Rosenhagen, Karl Scheffler, Karl Voll, herangezogen wurden. Wer sich auf Namen und Richtungen versteht, wird ohne weiteres erkennen, daß schon in diesem anderthalb Dutzend Autorennamen alle Instrumente der gegenwärtigen Kunstkritik vertreten sind, die alten wie die neuen, die nationalen wie die internationalen, die naturalistischen wie die idealistischen. Sie harmonisch aufeinander abzustimmen, sie in ihrer Tonstärke zu regeln und den Takt halten zu lassen, wurde bei solcher Vielheit der Stimmen erst recht zur Aufgabe des Redakteurs. Ob es ihm gelungen ist, ein einigermaßen charaktervolles Tongebilde aus dem scheinbaren Durcheinander zu schaffen, muß dem Urteil des Lesers anheimgegeben werden, wie es diesem auch sonst bei der Schilderung der letzten zehn, uns allen noch so nahe stehenden Jahre füglich überlassen werden darf, sein eigenes Gedächtnis, vor allem aber sein eigenes Urteil zu Hilfe zu rufen.

So dürfen wir es uns wohl auch versagen, die Pflege all der einzelnen Gebiete eingehender zu verfolgen, die schon von jeher in den „Monatsheften“ vertreten, die aber, wie sich von selbst versteht, wie in den vorausgegangenen Entwickelungsperioden so auch in der jüngsten eine stete Auffrischung und Belebung durch neu geworbene jüngere Federn erfahren haben. Von treuen, aufmerksamen Lesern — es gibt ihrer ja auch heute noch nicht wenige, die in ihrer Hausbibliothek die ganze vollständige Reihe der „Westermänner“ stehen haben — sind wir wiederholt darauf hingewiesen worden, das und das Thema sei bereits früher einmal, vielleicht sogar zweimal in den „Monatsheften“ behandelt worden. In den meisten Fällen war uns das selbst natürlich nicht entgangen; aber wenn das wirklich auch geschehen wäre, durften wir uns von der Ben Akiba-Weisheit der Vergangenheit den Weg verbauen lassen? Eine Zeitschrift ist keine Enzyklopädie und kein Archiv, worin die Weisheit ein für allemal fixiert und aufgespeichert liegt; jede Generation von Schriftstellern hat das Recht, sich über einen wichtigen, in lebendiger Frische nach längerer Pause wieder auftauchenden Gegenstand in

Digitized by Google

neuen Gedanken und unter neuen Gesichtspunkten auszusprechen, jede Generation von Lesern hat das Recht, die Ansicht ihrer eigenen Zeit darüber zu hören. Wie anders denkt, um nur zwei Fälle aus jüngerer Zeit herbeizuziehen, unsere Gegenwart über Rembrandt als noch die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wieviel gerechter urteilt das zwanzigste Jahrhundert über Schiller als der literarische Sturm und Drang der achtziger Jahre!

Dasselbe Bestreben, wieder engeren Anschluß an die Stimmungen und Bewegungen der eigenen Zeit zu gewinnen — gehört doch die Überzeugung, daß der Gegenwart zu leben das natürlichste sei für den „modernen Menschen", zu den Grundelementen der heutigen Weltanschauung —, führte eines Tages auch dazu, für die wichtigsten Gebiete des geistigen Lebens regelmäßig wiederkehrende „Rundschauen" einzurichten, in denen den Lesern klare, möglichst sachlich, aber beileibe nicht kritiklos gehaltene Übersichten über die Strömungen und Schöpfungen der betreffenden Disziplinen geboten werden. Den Reigen eröffnete im Anschluß an die schon überkommene, aber ausgebaute „Literarische Rundschau" die im Dezemberheft 1902 zuerst auftretende „Dramatische Rundschau", die dem leitenden Redakteur Dr. Friedrich Düsel selbst anvertraut wurde; ihr folgte im Oktoberheft 1903 die „Musikalische Rundschau" von Dr. Karl Storck, der durch seine Leistungen in der populären Musikgeschichte die Bürgschaft für eine sachkundige und geschmackvolle Verwaltung bot, und bald darauf, im Oktoberheft 1904, die Rubrik „Die bildenden Künste" von Dr. Walther Gensel, einem jüngeren Kunsthistoriker, der sich durch ausgedehnte Reisen und seine systematische amtliche Tätigkeit in den Berliner Museen einen weiten Blick und ein sicheres Urteil über die vielverschlungenen Wege der gegenwärtigen Kunst, der deutschen sowohl wie der ausländischen, angeeignet hatte.

In einer eigentümlichen Lage sah sich die neue Redaktion der Belletristik gegenüber, wie sie um die Mitte der neunziger Jahre in den „Monatsheften" gepflegt wurde. Was hier erschien, gehörte zweifellos noch immer zu dem besten, was der deutsche Roman und die deutsche Novelle hervorbrachten, fehlte doch fast keiner der ruhmvollen Namen, die heute schon in der Literaturgeschichte jener Jahre verzeichnet stehen: neben Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Ernst Wichert, Hermann Heiberg, Karl Emil Franzos, Richard Voß, Ernst von Wildenbruch und Karl Busse waren Ilse Frapan, Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Hermine Villinger, Adalbert Meinhardt, Hedwig Dohm, Klaus Rittland, Sophie Junghans, Ossip Schubin u. v. a. vertreten. Die Leser wußten, daß sie von all diesen Mitarbeitern, die meistens einen glänzenden Ruf zu verteidigen hatten, nur gediegene Arbeiten erhalten würden — aber es fehlte etwas, was keine auf ein großes, immer neu sich ergänzendes Publikum angewiesene Zeitschrift auf die Dauer entbehren kann: die Spannung auf Neues, Frisches, Junges, Überraschendes. Hier, fühlte die Redaktion, mußte etwas geschehen. Es mußte den Lesern an einem Beispiele augenfällig gezeigt werden, daß man seiner Zeit nicht feindselig gegenüberstehe, und daß man keineswegs immer nur die „guten Alten" ausschließlich berücksichtigen wolle. Daß die „Monatshefte" sich zu Anfang der achtziger Jahre zurückgehalten hatten, als die Jungen und Jüngsten die ganze bisherige Literatur aus den Angeln heben wollten, war nur selbstverständlich gewesen; auch hatte ja die „moderne Literatur" inzwischen nur wenige bedeutende Werke hervorgebracht, von denen man sich bei einem Familien-

publikum Genuß und Freude hätte versprechen können. Jetzt aber war doch wohl die Zeit gekommen, um das allzu lose gewordene Band zwischen den „Monatsheften“ und der jüngeren Schriftstellergeneration fester zu knüpfen. So wagte es die Redaktion an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, Felix Hollaenders ganz aus dem modern-sozialen Geist geborenen Zeitroman „Thomas Truck“ zu bringen, und der Beifall, den dieses Werk bei den Monatsheftlesern, wie nachher auch, als das Buch erschien, bei der Kritik und dem übrigen Lesepublikum fand, bewies, daß hier jedenfalls eine Schöpfung ergriffen worden war, die die Gemüter tief bewegte, und die mit Tönen zu dem lebenden Geschlecht sprach, wie sie die älteren Schriftsteller nicht hatten oder grundsätzlich verschmähten. Dem „Thomas Truck“ folgten nach und nach andere Werke aus den jüngeren Schriftstellerkreisen, so Wilhelm Hegelers „Daniel Klinghammer“, Clara Viebigs „Das Kind und das Venn“, Georg von Ompteдas Erzählungen „Der Sergeant“, „Lili“ und „Bellevuestraße“, Ernst Heilborns Roman „Zwei Kanzeln“, Anselm Heines „Mütter“, Adele Gerhards „Geschichte der Antonie van Heese“ — alles, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen Wert, außergewöhnliche Beiträge, die in der Kühnheit und Aktualität ihrer Probleme und der Frische ihrer Vortragsweise für die „Monatshefte“ etwas Neues bedeuteten. Diplomatisch gesprochen haben sie außerdem das Verdienst, daß sie dem immer noch grassierenden Vorurteil, die „Monatshefte“ lehnten alles Jüngere und Gewagtere von vornherein ab, gründlich den Garaus machten und den „Modernen“, auch ihrem jungen Nachwuchs, ein weithin sichtbares Zeichen gaben: hier sind auch für euch die Türen aufgetan, hier ist auch für euch eine Stätte bereitet! In der Tat haben denn die Genannten auch im Laufe der nächsten Jahre eine ganze Anzahl verwandter Kräfte aus der jüngeren Generation nach sich gezogen.

Seit dem Aprilheft 1902 haben sich die Tore der „Monatshefte“ auch der L y r i k geöffnet. Grundsätzlich waren Gedichte ja eigentlich nie ausgeschlossen; aber tatsächlich wurden sie nur immer ausnahmsweise und ganz selten gebracht, gleichsam honoris causa. In alten Jahrgängen findet sich einmal ein poetischer Beitrag von Hebbel, Kinkel, Geibel, C. F. Meyer, Hamerling, in neueren von Heyse, Spielhagen oder Marie von Ebner-Eschenbach. Diese abwehrende Haltung der Lyrik gegenüber war auch noch ein Erbteil der Gründungsjahre der „Monatshefte“: damals war man durch den politischen Singsang, von dem Markt und Gassen widerhallten, gründlich übersättigt und begrüßte es wohl mit allgemeiner Dankbarkeit, daß die „Westermänner“ vor Gedichten nur ganz selten einmal den Schlagbaum hoben. Spätere Jahre hatten dieses Vorurteil eher noch verstärkt als gemindert, und im neuen Kaiserreich gab es eine ganze Zeit, die für alle lyrischen Schalmeienbläser nur ein mitleidiges Lächeln übrig hatte. Trotzdem blieb die Ausschließung der Lyrik ein Vorurteil, eine Ungerechtigkeit und eine Kurzsichtigkeit, die es bei erster bester Gelegenheit gutzumachen galt. Das Bild der Literatur ist fragmentarisch ohne eine Probe der zeitgenössischen Lyrik, und eine Familienzeitschrift zumal hat kein dauerndes Recht dazu, dies freundliche Heimchen vom häuslichen Herd zu verweisen. So ist denn unter freudiger Zustimmung des Verlegers und, wir dürfen wohl sagen, auch der Leserschaft das verbannte Prinzeßchen wieder zu seiner Krone gekommen.

Ein Wort noch über die Behandlung der I l l u s t r a t i o n e n während der letzten zehn Jahre. Der Eifer des Verlegers, unterstützt durch eine rege Teilnahme des neuen Redakteurs gerade für diesen Zweig der Zeit-

schrift, hielt an, und wie die Zahl, die Wiedergabe, der Druck und die Einordnung der Bilder sich dabei gestaltet hat, davon legt jedes einzelne Heft, greife man heraus, welches man wolle, beredtes Zeugnis ab. Einer Neuerung aber muß doch noch im besonderen gedacht werden. Lange Zeit haben die „Monatshefte" den Grundsatz innezuhalten gewußt, daß die Bilder ungezwungen aus dem Texte herauswachsen, gleichsam natürliche Blüten des Wortes sein sollten. Die Gewalt des Zeitgeistes war aber auch hier wieder einmal stärker als der Wille des einzelnen, und so geschah es allmählich doch, daß sich die Kunstbeilagen zu einzelnen Artikeln, namentlich solchen über bildende Künste, zu eigenen Kunstblättern auswuchsen, die um ihrer selbst willen dasind. Wir werden diesen einmal eingeschlagenen Weg, den die moderne „Kunsterziehung" als so fruchtbar, ja so unerläßlich für die Ausbildung der „Kunst zu sehen" erkannt hat, nicht aufgeben, ohne jedoch anderseits der stellenweise grassierenden „Bilderwut", d. h. in diesem Falle der zahlenmäßigen Häufung der Bilder nur der Bilder wegen, zu frönen.

* *
*

Jedes Jubiläum eines Lebendigen ist ein Abschied von der Vergangenheit, zugleich aber auch ein Willkommen an die Zukunft. Glücklich jedes Menschenwerk, das an solchem Markstein der Jahre keinen harten Bruch mit der eigenen Vergangenheit zu vollziehen braucht, sondern auf den alten geheiligten Pfaden genug Bewegungsfreiheit und Entwickelungsmöglichkeit erblickt, um im Einklang mit seiner Zeit dem in der Ferne winkenden Ziel entgegenzuschreiten. Dieses Glücksgefühls sehen wir uns heute, in Dankbarkeit gegen alle, die mitgeholfen haben an dem Werke, teilhaftig, und voll Vertrauen blicken wir dem Kommenden ins Antlitz. Möge diesen „Monatsheften" die Gunst der Schaffenden und der Genießenden auf ihren Wegen auch im zweiten Halbjahrhundert treu bleiben — zu Ehren des deutschen Geistes und zu Frommen des deutschen Hauses.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 093 483 638

Digitized by Google